

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834L96

I 1891

v.1

Return this book on or before the
Latest Date stamped below. A
charge is made on all overdue
books.

University of Illinois Library

~~NOV 8 1950~~

Nov. 16

JAN 18 1951

DEC 15 1950

JAN 12 1951

DEC 17 1950

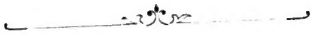
REMOTE STORAGE

M32




Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Erster Band



Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandstetter,
Papier von Ferd. Hlinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig



Otto Ludwigs gesammelte Schriften

..—

Erster Band

Biographie
Zwischen Himmel und Erde
Gedichte



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow

1891

✓

11891

Vol.

REMOTE STORAGE

Herausgegeben von

Adolf Stern

Seiner Hoheit

dem Herzog von Sachsen-Meiningen-Gildburghausen

Georg,

dem Landesherrn Otto Ludwigs aus Eisfeld,

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

von

der Familie des Dichters

MAY 16 1892
JUL 24 '42
12-2-92

84473



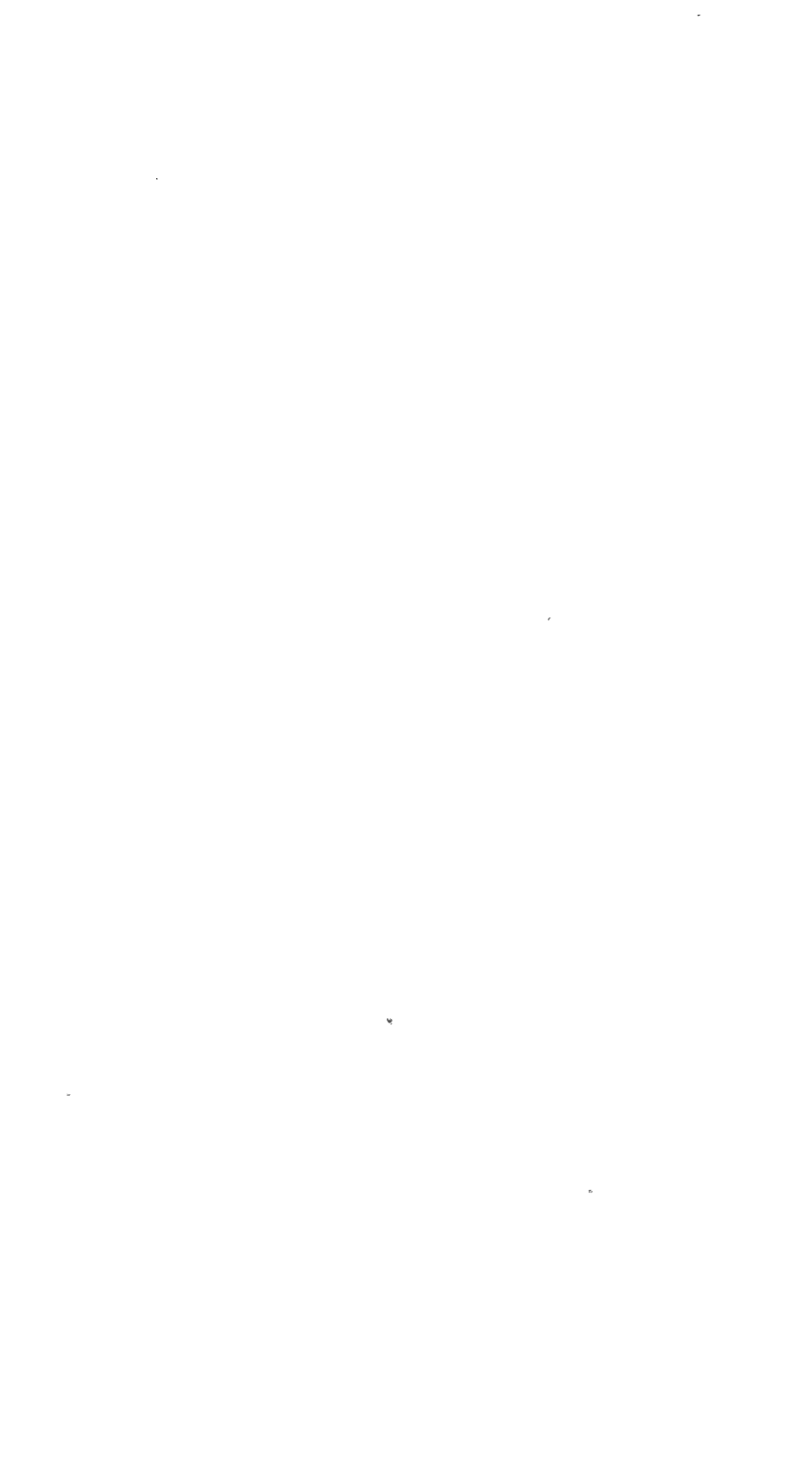
Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Adolf Stern





D o r w o r f

Der von Erich Schmidt und mir veranstalteten neuen Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ Otto Ludwigs, die sich wohl ohne Überhebung als eine erste Gesamtausgabe bezeichnen darf, soll ein Lebensbild des Dichters zur Einleitung dienen, das ich unabhängig von der Sammlung der Werke geplant, in mehrjähriger Arbeit vorbereitet, schließlich aber im Hinblick auf das Erscheinen der Ludwigschen Werke in derselben Zeit ausgeführt habe, in der diese nach und nach hervorgetreten sind. In sich vollkommen abgeschlossen und für alle, die nur an den Gesichten des Dichters Anteil nehmen wollen, eine vollständige Darstellung der Entwicklung, des beschränkten äußern und überreichen innern Lebens dieser mächtigen Künstlerpersönlichkeit, eine Darstellung, für die ich selbständige Geltung in Anspruch nehme, kann sie gleichwohl besser als jede bloße kritische Erörterung zum Verständnis, zur Erläuterung der poetischen Welt dienen, die sich in Ludwigs Schriften aufthut, und umgekehrt die notwendige Ergänzung jeder Dichter- und Künstlerbiographie aus eben dieser Welt empfangen.

Als Moritz Hendrich, der treue, anhängliche Freund Ludwigs, ein Jahrzehnt nach dem Tode des Dichters im ersten Bande der von ihm herausgegebenen „Nachlassschriften Otto Ludwigs“ eine „Biographische Skizze“

veröffentlichte, die bestimmt war, neben die schon bekannten wertvollen Charakteristiken aus der Feder Gustav Frentags und Heinrich von Treitschkes zu treten, ging er wohl von der Überzeugung aus, daß die einfachen Erlebnisse Ludwigs keine eingehendere Darstellung erforderten, und beschränkte sich in seinen Mittheilungen über Ludwigs Kindheit und Jugend im wesentlichen auf die Wiedergabe der Aufzeichnungen des damaligen herzoglich meiningischen Amtsverwesers Karl Schaller in Kranichfeld, während er sich für die spätere Zeit auf einen fünfzehn Jahre hindurch währenden freundschaftlichen Verkehr mit Ludwig stützen konnte. Hätte Hendrich sich entschließen können, seine Umriss zu einem wirklichen Lebensbilde zu erweitern, so würde er jede weitere Arbeit entbehrlich gemacht haben. Da er dies unterließ, so blieb der Wunsch nach einer ausgeführteren, aus mannigfaltigern Quellen geschöpften Erzählung, die die Besonderheit der Erlebnisse, der auf den Dichter wirkenden Umgebungen ebenso ins Auge faßte als die Bedeutung seines gewaltigen Talents, eben unbefriedigt und machte sich immer aufs neue geltend. Obschon ich nun das Glück gehabt hatte Otto Ludwig im Leben zu kennen, und einen tiefen Eindruck seiner Erscheinung treu und dankbar bewahrte, obschon ich zu denen gehörte, die ein wirkliches Lebensbild schmerzlich vermißten, habe ich doch nicht früher Hand ans Werk gelegt, als bis jede Hoffnung geschwunden war, daß einer der Männer, die ehemals dem engsten Lebenskreise Ludwigs angehört hatten, diese Schuld der Pietät einlösen würde. Als ich aber vom ehrenden Vertrauen der hinterlassenen Familie Ludwigs, seiner Witwe und Tochter, die noch in Dresden leben, wie seiner in Brasilien weilenden Söhne gestützt, der Aufgabe einmal näher getreten war, habe ich sie ohne Zögern zu erfüllen gesucht und lege mein Leben Otto

Ludwigs heute den Lesern seiner „Gesammelten Schriften“ wie einem weitem Kreise vor.

So reich auch das Material war, das mir die Familie im gesamtten noch ungedruckten litterarischen Nachlasse, in den Studien und Planheften, in den Tagebüchern (von 1836—1840), den Hauskalendern und einzelnen Aufzeichnungen des Dichters, in Briefen an Otto Ludwig und in Briefen von ihm, die wieder in ihren Besitz gelangt waren, zur Verfügung gestellt hatte, so wäre dies allein doch nicht ausreichend für die nachstehende Darstellung gewesen. Ich habe es an Bemühungen nicht fehlen lassen, mir weitere Quellen zu erschließen, und muß es rühmend hervorheben, daß ich neben einer Reihe von Enttäuschungen (die bei solchem Anlaß unvermeidlich sind) doch eine große Anzahl uneigennütziger und wertvoller Unterstützungen erfuhr, die nicht nur der Biographie, sondern auch der Ausgabe der gesammelten Schriften wesentlich zu gute gekommen sind. Die bedeutende Folge der Briefe, die schon im Besitz der Familie war (darunter die Briefe an Ludwig Ambrunn, an Berthold Auerbach u. a.), wurde durch zahlreiche in andern Händen bewahrte Briefe ergänzt. Frau Elisabeth Schmidt in Berlin stellte die wichtigen an ihren verstorbenen Gemahl Dr. Julian Schmidt, Frau Bertha Gukow in Leipzig die an Karl Gukow, Frau Emilie Hendrich in Dresden die an Moriz Hendrich gerichteten Briefe, Herr Dr. Otto Devrient die Briefe Ludwigs an seinen Vater Eduard Devrient, sowie Abschriften der Briefe seines Vaters an Otto Ludwig und höchst wertvolle und dankenswerte Auszüge aus dessen Tagebüchern, soweit sich diese auf Ludwig beziehen, zu meiner Verfügung. Einige wichtige Briefe erhielt ich im Original oder in Abschrift durch Herrn Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Klee in Baugen (an seinen Vater, den Rektor Dr. Julius Klee in Dresden), Herrn Dr. jur. Fehling in

Lübeck (an seinen Schwiegervater Emanuel Geibel), Herrnhofburgtheaterregisseur Josef Lewinsky in Wien, den treuesten, aufopferndsten Freund des Dichters, und Herrn Christian Ambrunn in Giesfeld. Viele Briefe Ludwigs sind leider in Autographensammlungen zerstreut, doch war ich glücklich genug, auch eine Anzahl solcher Briefe zur Einsicht und Benutzung zu erhalten.

Vom Beginn meiner Arbeit an legte ich den höchsten Wert darauf, die Erinnerungen aller, die mit Ludwig in irgend einer Zeit seines Lebens in vertrautem Verkehr gestanden hatten, als lebendige und vollgiltige Zeugnisse heranzuziehen. Nächst Frau Emilie Ludwig selbst, die in unwandelbarer Treue und Verehrung nur dem Gedächtnis ihres geschiednen Gatten lebt, bin ich namentlich dem Herrn Kantor Friedrich Kramer in Groß bei Giesfeld, Herrn Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger Dr. C. J. Meier, Herrn Professor Dr. Hermann Lücke in Dresden für ihre ergänzenden Beiträge zu meiner Arbeit zum wärmsten Danke verpflichtet. Ludwigs Jugendfreunde, der frühere Amtsverweser Herr Karl Schaller in Weimar und Herr Konsul Dr. Wehstein in Berlin, sowie Herr Christian Ambrunn und Frau Joh. Recknagel in Giesfeld haben mich durch aufklärende mündliche Mittheilungen, Herr Schaller auch durch jahrelange Überlassung der sorgfältig bewahrten Briefe aus Ludwigs Jugendzeit unterstützt, die schon Hendrich in Händen gehabt hat. Bei meinen Nachforschungen in Giesfeld und Meiningen bin ich Herrn Superintendent Reinhard in Giesfeld und vor allen Herrn Hofrat Dr. Rudolf Baumbach in Meiningen herzlichen Dank schuldig geworden. Dr. Baumbach hat nicht nur keine Mühe gescheut, mir in bestimmten Fragen Auskunft zu verschaffen, sondern auch für mein ganzes Vorhaben eine freiwillig fördernde Theilnahme bethätigt, die ich in froher Erinnerung bewahre.

Wenn ich nicht alle zu nennen vermag, die in irgend einer Weise dazu beigetragen haben, dieß Denkmal eines tief einsamen und doch so gewaltigen und wirkungsreichen Dichterlebens zu bereichern, so werden hoffentlich alle aus meiner Arbeit selbst ersehen, daß ich jeden mir anvertrauten Baustein zum Ganzen dankbar zu benutzen mußte. —

Wie meine Arbeit wirken kann, muß ich dahingestellt sein lassen; ich gedenke mich weder meiner warmen Hingebung an den Gegenstand noch meines Fleißes zu rühmen. Die Hauptsache bleibt, daß das Licht, das von der schlichten Größe und reinen Natur des Dichters ausstrahlt, auch diesen biographischen Versuch durchleuchtet, und wenn das der Fall ist, darf ich unbesorgt um seine Aufnahme und um seine künftige Wirkung sein.

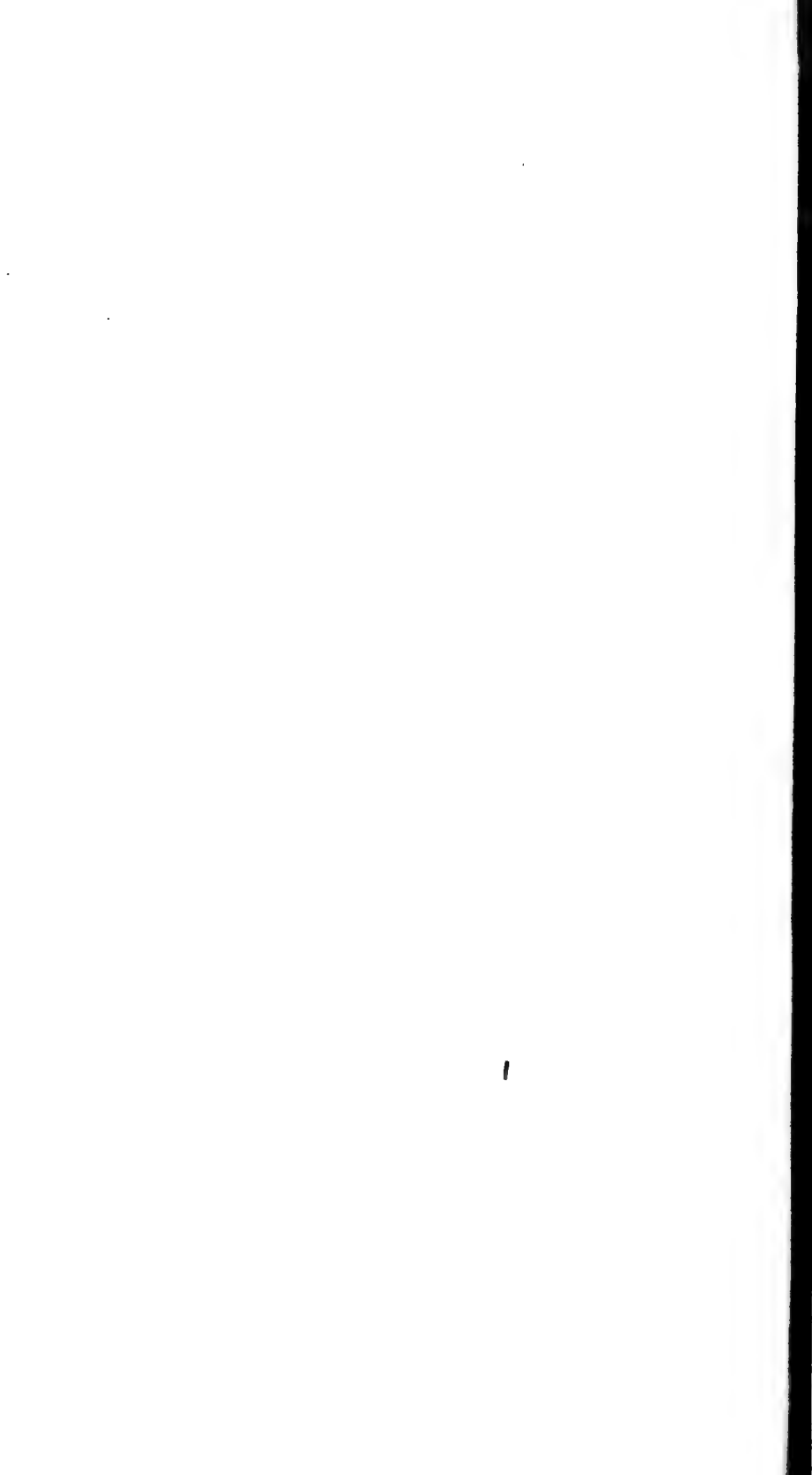
Dresden,
im Dezember 1891

Adolf Stern



Otto Ludwig





Heimat und Herkunft

Das walddreiche Hügelland im Herzen Deutschlands, nach dem Wort eines neuern Dichters „dreifach seggen, sagen, sangberühmt,“ seit uralter Zeit und unter allen geschichtlichen Stürmen und Wandlungen ein Wohnsitz rein deutscher Stämme, hat seine Grenzen vielfach hinausgerückt, vielfach verengert gesehen. Von Tacitus in seiner „Germania“ den Gebieten der Hermunduren zugerechnet, im sechsten Jahrhundert dem großen Thüringerreiche Hermanfrieds zum Kern und Mittelpunkt dienend, danach von Sachsen und Franken bedrängt und weiter Gauen beraubt, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert als die stattliche Landgrafschaft Ludwigs des Springers und seiner Erben wiederum beträchtlich ausgedehnt, ward Thüringen schließlich Eigentum des mächtig emporstrebenden Hauses Sachsen. Mit der Landesteilung der Wettiner am Ausgang des fünfzehnten und noch mehr mit der Katastrophe des schmalkaldischen Krieges in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, derzufolge das Hauptgebiet und die sächsische Kurwürde den Albertinern zufielen, während die besiegten Ernestiner mit einem Hausgut von größtenteils thüringischen Ämtern abgefunden wurden, trat die Wendung ein, die Geschick und Eigenart dieses schönen deutschen Landes für die Jahrhunderte der neuern deutschen Geschichte bestimmte. Der mäßige Landbesitz der Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, wunderbarlich geteilt und wunder-

lich verbunden, reichte dennoch von einem Ende des alten Thüringens zum andern; man gewöhnte sich, die Sachsenherzöge zwischen Saale und Werra als die eigentlichen Gebieter Thüringens anzusehen und auch jene fränkischen Lande, die ihnen mit der Pfüge Koburg und der hennebergischen Erbschaft zufielen, zu Thüringen zu rechnen. Mehrhundertjährige Gemeinsamkeit der politischen Schicksale, gemeinsame Lebensverhältnisse, die aus den fortgesetzten Erbtheilungen der Erzeftiner und der Entstehung immer neuer Kleinstaaten und Residenzen hervorgingen, ließen die alte Scheidung durch den Kennsteig des Thüringer Waldes nahezu vergessen, und wenn in Mundart, Sitte und Brauch des Landvolkes am Wald und des an der Werra noch heute gewisse Verschiedenheiten herrschen, so bedeuteten diese wenig gegenüber der Gleichart des Glaubens, der öffentlichen Zustände, der Lebenslage, der Überlieferung, der Volksbildung, die in diesen thüringischen wie in den angegliederten ostfränkischen Gebieten vormaltete. In den kleinen Staaten und friedlichen Städtchen fand durch Familienverbindungen eine beständige Mischung des Blutes beider Stämme statt und daneben empfing und nahm auch der fränkische Thüringer seinen Anteil vom innern Mark dieses ferndeutschen Landes: von Sage und lebendiger Poesie, von Sang und Klang, von Wanderlust und stiller Heimatseligkeit, von der ganzen wunderfamen Mischung geistiger Erregbarkeit und genügsamen Lebensbehagens.

Raum eine zweite deutsche Landschaft erscheint bis auf die neuere Zeit herab so wie Thüringen vom geheimnisvollen Walten der Volksphantasie und des Volksgemütes erfüllt und durchdrungen. Zwischen den frischen Bergwäldern, in den lauschigen quellenreichen Thälern gedieh von alters her neben dem sangbaren Lied eine bunte lebensvolle Mannigfaltigkeit von Sagen

und Märchen, von Abenteuern und Erzählungen. Den Überbleibseln germanischen Heidentums: dem Heere Wotans, das als mütig Heer in den zwölf Nächten die Lüfte durchsaust, der Holde (Frau Venus, Frau Vrene), die in gefährlicher Schönheit im Hörselberge weilt oder auch als Frau Holle im Schneefeld ihren Kindern das Bett schüttelt, gesellten sich auf thüringischem Boden unzählige Gestalten und Schatten, verkörperte Natureindrücke und historische Erinnerungen. Gar manche Helden der deutschen geschichtlichen Sage bis auf Kaiser Friedrich den Rotbart, der im Kyffhäuser an den Grenzen des Landes, jahrhundertlang im Zauberschlaf ruht, wurden in Thüringen heimisch; mit frischer und glücklicher sagenbildender Kraft belebte und schmückte sich das Volk vor allen die mittelalterlichen Landesherrscher, die auf der Wartburg hofhaltenden Landgrafen. Ludwig der Springer und Ludwig der Eiserne, den der Schmied von Ruhla hart schmiedet, und der die rebellischen volksbedrückenden Ritter den Pflug über den Edelacker ziehen läßt, Ludwig der Milde, der auf der Kreuzfahrt stirbt, Landgraf Hermann, an dessen glanzvollem Hofe der Sängerkrieg stattfindet, Ludwig der Heilige und seine ungarische Gemahlin, die heilige Elisabeth, alle lebten und leben vom Sagenschimmer umweht und verklärt im Gedächtnis ihres Volkes. Selbst über den Ausgang des eigentlichen Mittelalters hinaus behielten die Thüringer den Trieb und Zug, sich mit reger Phantasie Charakterzüge und Lebensschicksale volkstümlicher Fürsten auszugestalten, und von Johann Friedrich dem Großmütigen bis zu Ernst dem Frommen, ja bis zu Karl August von Weimar mischen sich mit beinahe jeder geschichtlichen Erinnerung sagenhafte Elemente. Die Teilung des Landes in zahlreiche Ländchen, die oft kaum mehr waren als große Herrschaften, rückte hier alle Lebenskreise enger aneinander, auch die fürstlichen Häupter standen den Geringsten im Volke

menschlich näher als anderwärts, und Eindrücke wie Widersprüche der Wirklichkeit nährten fortgesetzt die alte Lust des Volkes an buntem Phantasieleben.

Nicht das geschichtliche Dasein allein ward auf und an den Bergen des Thüringerwaldes vom unablässigen Walten vielgestaltiger Einbildungskraft erhellt und vertieft. Wohl gewann in Land und Stadt von alters her die Masse des Volkes ihren Unterhalt bei Feldwirtschaft und kleinstädtischem Gewerbe, doch diese Mehrzahl war mannigfach mit Berufsarten durchsetzt, über denen ein Hauch des Besondern schwebte. Das walddreiche Land hegte Tausende von Förstern, Jägern, Forst und Wildhütern, Holzfällern und Holzfuhrlenten, überall rauchten die Meiler der Köhler, der Vogelsteller war und blieb hier eine volkstümliche Gestalt, in allen pflanzenreichen Gründen suchten die „Balsamträger“ ihre heilkräftigen Wurzeln und Kräuter, mit denen sie dann hausierend durch ganz Deutschland und darüber hinaus wanderten, die Goldwäscher mühten sich, dem Sandgrunde der Schwarza und andern Flüssen jedes Goldkorn abzulisten, damit die Fürsten von Rudolstadt ihre Trauringe aus Landesgold schmieden und die Herzöge von Hildburghausen Dukaten aus solchem prägen lassen konnten. Der Bergbau, in frühern Tagen bedeutend und ergiebig, trotz der Ungunst der Zeiten und der Erschöpfung der Erzlager bis in unser Jahrhundert hinein betrieben, da und dort erneuert, nährte noch immer eine Anzahl von Bergleuten und weckte in begierig gehörten fabelhaften Berichten vom ehemaligen Gold und Silber, Kupfer und Eisenreichtum die Hoffnung auf plötzliche Glückswechsel. Zahllose einsam liegende Mühlen, Sägewerke, Glashütten, Eisenhämmer, Nagelschmieden waren die Wohnstätten eigentümlich gearteter Menschen, deren innerstes Leben trotz harter Arbeit unter der Herrschaft der Phantasie stand. Von Geschlecht zu Geschlecht durch-

zogen wunderbare Überlieferungen und wache Träume die schlichte Wirklichkeit mit goldnen Fäden, halfen die angestammte Lebenslust verstärken. Dazu wirkte landauf und landab der Zauber der Töne, Thüringen war, wie Voß in seiner „Luiſe“ rühmt, das Land, „wo jeglicher Bauer Muſik weiß“; nicht zufällig hatte die große Kantorenfamilie der Bach hier ihre Heimat; auf dem Grunde einer volkstümlichen Muſikliebe entfaltete sich in Stadt und Land durch Jahrhunderte hindurch die mannigfaltigste und reichste Muſikpflege. Das Volkslied scheint hier auch in der Zeit nicht verstummt und erſtorben zu ſein, wo es überall ſonſt verklang, und in Anlehnung an Kirche und Schule und nicht minder an die fröhliche Luſt der Volksfeſte — Jahrmärkte, Vogelſchießen, Kirmestänze — gediehen in Thüringen der Geſang und jede Art von Instrumentalmuſik. Bei beſcheidenen Mitteln ward außerordentliches erſtrebt und geleistet und ein gewiſſer Kunſtſinn bis in die Schichten des anſpruchsloſeſten Kleinbürgertums hinein ſchon früh verbreitet. Seine tieſſten Wurzeln hatte dieſer Kunſtſinn bis weit in das achtzehnte Jahrhundert in einem warmen und freudigen proteſtantiſchen Glaubensleben.

Erſchien doch die Erinnerung an die Vergangenheit, ſoweit ſie nicht hiſtoriſche Sage war, dem Thüringer volle zwei Jahrhunderte lang mit der Geſchichte der Reformation und des gereinigten Glaubens verknüpft. Auf thüringiſchem Boden hatte wenn nicht die Wiege Luthers ſelbſt, doch die ſeiner bäuerlichen Eltern und Voreltern geſtanden. Die Wartburg hatte den von Worms heimkehrenden in einer bedenklichen Kriſis ſeines Lebens geborgen und beſchirmt und den Beginn der Bibelverdeutſchung, die Übertragung des Neuen Teſtaments geſehen. Thüringiſches Land war das ſchmale Erbe des Fürſtengſchlechts, das mehr als ein andres für die Sache des Evangeliums gelitten und

gestritten hatte. Noch ehe Johann Friedrich, der Besiegte von Mühlberg, die „fröhliche Wiederkunft“ aus kaiserlicher Gefangenschaft gefeiert hatte, ließ er seine erste und vornehmste Sorge die Errichtung der Hochschule Jena sein, die als eine Burg der reinen Lehre, wie die Epigonen Luthers sie auffaßten, ins Leben gerufen ward. Im thüringischen Volke galt der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, der Beschützer Grumbachs, ebensowohl als Glaubensmartyrer wie sein Vater, und die Belagerung von Gotha, das greuelvolle Blutgericht über die Ächter, die jahrzehntelange Gefangenschaft der Herzogs im Schlosse von Wiener-Neustadt und die Treue seiner Gemahlin, der pfälzischen Elisabeth, die diese Gefangenschaft geteilt hatte, erhielten sich im Gedächtnis vieler Generationen. Unter den protestantischen Kämpfern des dreißigjährigen Krieges ragten die Brüder Ernst, Wilhelm und Bernhard von Weimar hervor, und namentlich Herzog Bernhard, der an Gustav Adolfs Seite gefochten und nach dem Fall des Schwedenkönigs den Sieg von Lützen entschieden hatte, blieb eine volkstümliche Heldengestalt, eine lichte Erinnerung aus dunkler Unheilszeit. Für die Tage der allmählichen Wiederherstellung Deutschlands nach dem westfälischen Frieden aber hatte wiederum Thüringen in der charakteristischen Persönlichkeit Herzog Ernsts des Frommen, des Bruders Bernhards, einen vorbildlichen und weithin bewunderten Fürsten besessen, dessen feste evangelische Überzeugung, dessen tief religiöse Empfindung, dessen schlichte Pflichttreue und landesväterliche Sorgfalt über ein Jahrhundert nach seinem Tode noch unvergessen waren. Konnten die Tugenden des seltenen Fürsten nicht auf seine zahlreichen Nachkommen vererbt werden, so hinterließ Ernst der Fromme dem von ihm beherrschten und unter seinen Söhnen getheilten Lande in seinen Kirchen- und Schulordnungen, in hundert wohlthätigen Ein-

richtungen unverlierbare Grundlagen thüringischer Volksbildung und Volkswohlfahrt. Sie erwiesen ihre Kraft noch in Zeiten, wo weder die Glaubensglut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch Herzog Ernsts patriarchalisches Fürstentum mehr nachwirkten.

Denn das achtzehnte Jahrhundert zeigte den zersplitterten thüringischen Landen sein Doppelgesicht in besonders bemerkbarer und jäh wechselnder Weise. Der fürstliche Absolutismus, die schrankenlose Selbstregierung großer und kleiner Herren, die sich einmal auf die äußerlichste, meist komische, immer verächtliche Nachahmung des Genußdaseins und des blendenden Hofhalts zu Versailles und auf die Erpressung der Mittel für ein solches Dasein zuspizte, und ein andres mal bis in Topf und Tiegel hinein die allwaltende Vorsehung für die Unterthanen spielte, hatte in den kleinen Herzogtümern und Fürstentümern Thüringens mannigfache Vertreter, und die Schicksale der kleinen Städte und Dörfer, über die die Selbstherrscher regierten, gestalteten sich dementsprechend gar verschieden. Da es nicht an Mischungen und zum Teil recht wunderlichen Mischungen der gegensätzlichen Elemente fehlte, und die fürstliche Willkür hier mannigfache Widerstände und Schranken in der Landesnatur, der Überlieferung und eingewurzelten Gewohnheit, in der Dürftigkeit der Mittel und den Einflüssen der Nachbarländer fand, so steigerte sich die Mannigfaltigkeit der gebietenden Erscheinungen und Gestalten, ohne daß die Thüringer Herzogtümer und Fürstentümer so bedenkliche Sultane erhielten, wie Markgraf Karl von Ansbach oder Karl Eugen von Württemberg, oder so gewaltsam das Leben aller ihrer Unterthanen lenkende Regenten sahen, wie Herders ersten gnädigen Herrn, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Dafür entfaltete sich der Drang zu einem aufgeklärten und menschlich wohlwollenden Regiment, der „Wetteifer in

beschränkten Zuständen“ (Ranke), das Streben zur Förderung der aufblühenden Litteratur und Kunst an den kleinen Höfen Thüringens in freier und glücklicher Weise und erhob schließlich am Ausgang des Jahrhunderts einen geistvollen, großen Fürsten wie Karl August von Weimar ganz erfüllend, eine thüringische Herzogsresidenz und die Gesamtuniversität der ernestinischen Häuser zu den geistigen Mittelpunkten Deutschlands. Sah der Beginn dieser Glanzzeit noch so ausgeprägte Verschiedenheiten wie die Nachwirkungen der Voltaireebewunderung, der französischen Bildung und des französischen Geschmacks, die Herzogin Dorothea dem Hofe zu Gotha hinterlassen hatte, und den poetischen Lebensrausch, die Lust an der lebendigen Natur und der kühnen Phantasie der jungen deutschen Dichtung, mit denen Goethe und sein fürstlicher Freund den Hof von Weimar erfüllten, so lösten sich diese Gegensätze um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Art Einheit auf, und die Zeit der napoleonischen Kriege und des Weltfriedens nach 1815 fand die Besonderheit der Kultur und des Lebens in den thüringischen Kleinstaaten voll entwickelt. In Stadt und Land waltete bei engen, materiell knappen, ja oft dürftigen Verhältnissen bescheidne aber ungebrochne Lebenslust und eine weitverbreitete Bildung und geistige Beweglichkeit, die jahrzehntelang von Philosophie und Litteratur, von Dichtung und Musik genährt worden war. Nicht umsonst hatte das große Biergestirn über der Elm geleuchtet und ihre leisere Welle manches unsterbliche Lied vernommen, nicht umsonst war man in Jena im Besiz der neuesten Philosophie gewesen und „hatte das Vorstellungsvermögen immer höher hinauf abstrahiert,“ ein Abglanz all dieses Lichtes strahlte in die verborgensten Winkel Thüringens hinein und weckte thätige und genießende Teilnahme an den höchsten geistigen Bestrebungen.

Bis zum Eingang des neunzehnten Jahrhunderts war die Mitwirkung eingeborner Thüringer an dem litterarischen Leben, dessen Stätte ihr Land war, eine verhältnismäßig geringe geblieben. Wie vor Zeiten am Wartburghofe Hermanns des Reichen sich die ritterlichen Dichter aus dem deutschen Süden und Westen gesammelt hatten, wie Herzog Wilhelm von Weimar nach dem dreißigjährigen Kriege als Haupt der Palmenordens den wenigstens an den Grenzen Thüringens geborenen Dichter Georg Neumark von Hamburg her zum Erzschatzhalter der Fruchtbringenden Gesellschaft berufen hatte, so waren es durchgehend Angehörige anderer deutscher Stämme, die die Glanzzeit von „Weimar-Jena der großen Stadt“ heraufführten. Selbst unter den zahlreichen Talenten zweiter Ordnung, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an den kunst sinnigen kleinen Höfen selbst oder im Dunstkreis dieser Höfe lebten und schufen, fanden sich nur wenige Thüringer, unter ihnen der Gothaer Gotter als letzter poetischer Vertreter des französischen Geschmacks in der deutschen Litteratur, der phantasiereiche Erzähler Karl August Musäus aus Jena und als der talentvollste und fruchtbarste von allen der Weimaraner August von Rozebue, dem ein schlimmes Geschick und nicht minder ein schlimmer Zug seiner Natur niemals vergönnten, in der Heimat Wurzel zu schlagen. Doch im Wendepunkt des achtzehnten und unsers Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihrer Mitwelt eng verbunden gegenübertraten, die junge Romantik ihr Hauptquartier am Fuß des Fuchsturms aufschlug, als Fichte Reinhold, Schelling Fichte und Hegel Schelling auf dem Jenenser philosophischen Ratheder ablöste, da wurden die Einwirkungen der großen Eingewanderten von Wieland bis zu Jean Paul in Thüringen selbst merkbar. In Goethes und Schillers unmittelbarer Umgebung erwuchsen sinnige

weibliche Talente, die Verfasserin der „Agnes von Lilien“, Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, die zartfinnige Dichterin der „Schwestern von Lesbos“ Amalie von Imhof (von Helwig), die schwärmerische Sophie Mereau leuchteten bescheidenen, aber zahlreichen Nachahmerinnen voran. Romanschriftsteller wie Ernst Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, dessen Romane „Wilibalds Ansichten des Lebens“ und „Die reisenden Maler“ noch nicht völlig vergessen sind, wie Wagners Freund Friedrich Mosengeil aus Schönaue bei Eisenach oder Herzog August Emil von Gotha als Verfasser des Romans „Ein Jahr in Arkadien“ waren schaffende Zeugen dafür, wie Goethes und Jean Pauls Vorbilder und mancherlei Bildungsatome die sich gleichsam mit der Thüringer Luft mischten, auch auf die Eingebornen Thüringens gewirkt hatten. Die starke Unterströmung der Litteratur aber, die sich den Kunstforderungen der großen Dichter zum Trotz auf die Macht des Stoffes verließ und dem Stoffhunger eines unterhaltungs und zerstreungsbedürftigen Publikums roh bereitete aber massenhafte Nahrung lieferte, hatte auch hier ihre Vertreter. Goethes eigner Schwager Christian August Vulpius aus Weimar, von dessen „Rinaldo Rinaldini“ wenigstens der Titel fortflingt, und der meiningische Forstrat Karl Gottlob Cramer wurden die Väter des neuen deutschen Ritter und Räuberromans. Um jedes der Hoftheater, die nach dem Vorgang Weimars in den thüringischen Residenzen entstanden, sammelte sich eine Gruppe einheimischer Dramendichter, die bald dem äußerlichen Nachklang des Schillerschen Pathos huldigten, bald und zwar häufiger in den Spuren Koberabers meist mit mehr gutem Willen als Geschick dem platten Alltagsbedürfnis kleiner Bühnen zu dienen trachteten. An Erzähler und Dramenschreiber schloß sich die Schar der Lyriker an, die vom Grabfeld bis zur goldenen Aue in Stadt und Land saßen und im Weiterklimpern

der lyrischen Grundtöne des großen Zeitalters ihrem eignen poetischen Sinne wie dem ihrer Umgebungen genug thaten.

Wohl mochte Goethe, der als Altmeister noch eine zweite Generation thüringischer Poeten sah, die in den zwanziger Jahren zu dichten und zu wirken begann, mit Bezug auch auf seine nächste Umgebung in Thüringen zu Eckermann sagen: „Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein.“ Und auch jenes andre Wort, daß der heutigen Kunst „das Männliche fehle“, durfte auf das litterarische Leben angewandt werden, wie es sich seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts im Umkreise des thüringischen Landes entfaltete. Gleichwohl war zur Zeit als das eine und das andre Wort gesprochen wurde, der Einzelne, der über alle hervorrage, der das Außerordentliche leisten und das Männliche zu Ehren bringen sollte, für Thüringen längst geboren und wuchs unter den mannigfachen Einflüssen der Natur und des Lebens, der weitem wie der engern Heimat empor.

Die engere Heimat des künftigen Dichters aber war das kleinste der kleinen ernestinischen Herzogtümer, die seit der Landesteilung unter den Söhnen Ernsts des Frommen vom Jahre 1680 an bis ins neunzehnte Jahrhundert bestanden. Während die Linien Sachsen-Eisenberg und Sachsen-Römhild rasch wieder verschwanden, hatte sich die Linie von Hildburghausen nicht eben zum Glück für das Ländchen erhalten, das einen Staat vorstellen sollte. Fünf Städte oder Städtchen, vier Marktflecken und wenig über hundert Dörfer hatten hier ein fürstliches Selbstgefühl und eine prunkhafte Hofhaltung im Stile Ludwigs XIV. zu tragen

gehabt; mehr als drei Menschenalter hindurch war das unerquickliche Schauspiel großer Anläufe, pomp-
hafter Absichten und kläglich dürftiger Ausgänge auf-
geführt worden. Herzog Ernst Friedrich I. (von 1715
bis 1724) versuchte umsonst, seine kleine Residenz durch
Prunkbauten und ein Gymnasium academicum (das
nur bis 1729 bestehen konnte) zu einem Mittelpunkt
eleganten und geistigen Lebens zugleich zu erheben,
Herzog Ernst Friedrich II. (1724 bis 1745) zog sich zwar
die ungeheure Schuldenlast, die auf dem Ländchen lag,
zu Gemüte, wußte aber gleichwohl nicht zu hindern,
daß sie beständig anwuchs, sein Sohn Ernst Fried-
rich III. (1748 bis 1780) vollendete in langer Regierung
den Ruin des Landes und schließlich seinen eignen.
Ein prachtliebender, in der Weise des achtzehnten
Jahrhunderts gebildeter und in seiner eigensten Weise
gutmütiger aber schwacher Herr, hatte er früh verlernt,
das Mißverhältnis zwischen seinem fürstlichen Selbst-
gefühl, seiner Neigung zu Pomp und Vergnügen und den
Kräften seines kleinen schon schwerverschuldeten Herzog-
tums in Betracht zu ziehen. Er versuchte, militärischen
Glanz um sich zu verbreiten, ernannte Generale und
Obersten, ließ Uniformen für mehrere Regimenter fer-
tigen und konnte am Ende kaum eine Compagnie voll-
zählig und feldtüchtig erhalten, er gründete eine Bi-
bliothek und ein Hoftheater, zu dem ganz Hildburghausen
freien Zutritt hatte, träumte von der Wiederaufrich-
tung einer Ritterakademie, bestritt den unsinnigsten Auf-
wand Jahre hindurch mit schlecht versilberten Kupfer-
münzen (zu denen freilich die Ephraimiten Friedrichs
des Großen das Vorbild abgegeben hatten) und ließ,
als der kaiserliche Reichshofrat in Wien gegen diesen
schmählischen Mißbrauch landesherrlicher Gewalt Ein-
spruch erhob, gelehrte Druckschriften ausgehen, als
„überzeugenden Beweis, daß von uralten Zeiten her
Sachsen-Hildburghausen das Münzregale zustehe.“

Als es 1779 trotz schier unerschwinglicher Steuern, Münzverschlechterung, Blankoschuldverschreibungen, Wechselln und Handdarlehen bei Juden und Christen, Verpfändungen, Titel und Stellenverkäufen zum Bankerott kam, die Entmündigung des verschwenderischen Herzogs unvermeidlich wurde und sein Oheim, der alte kaiserliche Feldmarschall Prinz Joseph von Hildburghausen (der Oberbefehlshaber der „elenden“ Reichs-erexutionsarmee, die mit den Franzosen zusammen bei Kossbach geschlagen worden war), an die Spitze einer kaiserlichen Debitkommission und der Landesverwaltung treten sollte, versuchte der fürstliche Verschwender sich mit Gewalt zu behaupten. Er rief sein „Landregiment“ unter die Waffen, und Hildburghausen sah kriegerische Pfingsten. Am Ende gab sich der Herzog grollend in das Unvermeidliche, wurde auf ein kärgliches Einkommen von jährlich zwölftausend Gulden eingeschränkt und zog sich aus der Residenz in das Sommerschloß Seidingstadt zurück, wo er im September 1780 starb.

Mit der langjährigen Regierung seines Sohnes, des Herzogs Friedrich (1780 bis 1826), des letzten souveränen Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, ging auch für dies kleine und hartgeprüfte Land ein Spätsommer behaglicher und für die Unterthanen erquicklicher Kleinstaaterei auf. Das Land hatte sich nicht wesentlich vergrößert, aber Landbau und bürgerliche Gewerbe doch in dem Maße gehoben, daß das Herzogtum des verständigern und besonnenern Regiments seines jungen Fürsten froh werden konnte. Der Hofhalt, der noch immer stattlich genug und für die Verhältnisse vielleicht zu stattlich war, wurde doch im ganzen auf den Fuß der andern kleinsten Höfe gebracht, die patriarchalisch-idyllische Seite fürstlichen Daseins wurde hervorgekehrt, eine Landesregierung mit geordnetem Wirkungskreis errichtet, eine neue landständische Verfassung gegeben, und 1812 ein Gymnasium

in Hildburghausen begründet, das sich diesmal als eine dauernde Schöpfung erwies. Gleich den freundnachbarlichen thüringischen Kleinstaaten rettete sich Sachsen-Hildburghausen durch die Stürme der Revolution, der großen Kriegszeit hindurch und glitt am Ende friedlich aus dem Rheinbund in den neuen deutschen Bund hinüber. Die Opfer an Gut und Blut wurden schwer empfunden, aber da die gewohnten Verhältnisse so ziemlich unangetastet blieben, so zeigte das Leben in dem grünen Thal der obern Werra während der letzten Jahrzehnte des Herzogtums in Krieg und Frieden beinahe die gleichen Züge.

Unter dem Einfluß veränderter Anschauung und Bildung, unter der Wirkung des Hauches, der von Weimar und Jena über Höhen und Tiefen des Thüringerlandes wehte, wandelte sich auch, am spätesten unter allen, der Hof von Hildburghausen zum Musenhofe. Wenn man hier im achtzehnten Jahrhundert in der Prunk und Verschwendungsperiode wohl auch gelegentlich die Mäcenasrolle versucht hatte, so war sie recht eigentlich eine Maskenrolle geblieben. Kein namhafter Gelehrter, kein Dichter und Künstler von Bedeutung oder großem Streben hatte unter dem Hildburghäuser Aautenschild Schutz und Förderung gefunden. Die vereinzelt Besuche litterarischer Größen der Zeit waren niemals dem Wunsch entsprungen, an diesem Hofe geistige Theilnahme zu gewinnen; als Klopstock im Februar 1751 auf der Reise von Zürich nach Kopenhagen einige Tage in Hildburghausen verweilte, geschah es lediglich, um der ersten Gemahlin Ernst Friedrichs III., Luise von Dänemark, der Schwester seines neugewonnenen königlichen Gönners, seine Ehrfurcht zu bezeugen, als Goethe sich im Mai 1782 dem Regenten von Hildburghausen, dem alten Feldmarschall Prinz Joseph vorstellte, der ihm „Audienz im Bette gab und gleich nachher zur Tafel angekleidet war.“

erschien er lediglich als Geheimrat und Gesandter des Weimarischen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und seiner Vermählung mit der geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, trat hierin ein Umschlag ein, man lebte auch in Hildburghausen in den ästhetischen Interessen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieser Interessen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghausen, wurde an den Hof gezogen, verlebte in der kleinen Residenz und im Sommerlustschloß Seidingstadt poesiereiche Tage und bezeugte die enthusiastische Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre schönen Schwestern faßte, durch die Widmung seines eben entstehenden „Titan“ („den vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron“), sah sich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich sächsischen Legationsrat befördert und verlobte sich schließlich mit der Hildburghäuserin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die rasche Wiederauflösung dieser Verlobung ward die Ursache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuser Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre später glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten dichterisch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Gustav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre seinen Abschied begehrte, um danach als reisender Deklamator und Vorleser „Patric Peale“ Deutschland zu durchziehen. Besser gelang es mit der Pflege der Musik, die durch eine kleine aber vorzügliche fürstliche Kapelle und die persönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenstimmrihe“ Jean Paul in den Briefen an Otto schwärmt, und die bei größern Auf-

führungen kirchlicher Musik wohl selbst eine Solostimme übernahm, in bemerkenswerter Weise gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchsige Thüringer Musiksinn entwickelte sich unter solchen Umständen auch in kleinbürgerlichen Kreisen zu einem bewußten Kunstsinn und Kunstgeschmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghausen aufgehört hatte, eine Residenz zu sein, war es der Stolz der Bürger, daß der jugendliche Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796—1797) durch den Kammermusikus (Oboisten) Johann Peter Heuschkel seinen ersten regelmäßigen musikalischen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeisters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe gesungen hatte.

Zu Konzerten dieser Art, wie zu den derbern alt-hergebrachten Volksfesten der Bogelschießen und Jahrmärkte drängten sich in der kleinen Residenz auch zahlreiche Gäste aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zusammen. Die wichtigste dieser Landstädte war das wenige Stunden von Hildburghausen gelegne Eisfeld. Als das schmale Erbe Ernsts des Ersten 1681 ein selbständiger „Staat“ wurde, hatte die erlauchte Landesherrschaft längere Zeit geschwankt, ob sie Hildburghausen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptstadt erheben sollte, und um 1683, wo sich Hofhalt, fürstliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, schien die Frage entschieden. Unbekannte Gründe bestimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghausen den Vorzug zu geben — man darf sagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgergeist herrschte, der sich nun durch das schlimme Jahrhundert der Verschwendung und Prunkwirtschaft behaupteten konnte. Während Hildburghausen in den Vergnügungstäumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingerissen wurde,

erhielt sich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geist rühriger Arbeitslust, besonnener Sparsamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewisse Wohlhabenheit und die volle Ehrenfestigkeit alter Sitte, die die Lebenslust ja keineswegs ausschloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in seiner vortrefflichen „Landeskunde des Herzogtums Meiningen“ den Eisfeldern nach, daß sie am Alten hingen, „stolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerst thätig und sparsam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von gewecktem empfänglichen Sinn und von meist noch echter Kirchlichkeit seien,“ so darf man annehmen, daß alle diese Tugenden in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in noch frischerer Blüte standen. Auch diese kleine fränkisch-thüringische Stadt hatte in ihren Erlebnissen und Schicksalen seit Jahrhunderten Eigenart und Schicksal des Landes gespiegelt und konnte, als sie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die ersten und nachhaltigsten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geschichte, in Besonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetischen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an frischem mannigfaltigen Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinstadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterrasse, die dicht zum Fuße des Thüringerwaldes heranrückt, in grüner Hügel- und waldreicher Umgebung, in der jeder Reiz mitteldeutscher Landschaft sich entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Thalgelände durchschneidet, erscheint das Städtchen als friedlichstillor Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Roßburg nach Schleusingen und Hildburghausen hindurchführten, noch mehr wie heute das Gepräge der Weltabgeschiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahn-

station her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorstädtischen Häusern, Gasthöfen und Ausspannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem sich die stattliche spätgotische Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte schöne Bau der Stadtschule mit lateinischer Inschrifttafel von 1575 und die Predigerhäuser liegen. Erst hinter der Kirche beginnt die Hauptstraße der Oberstadt, sodaß der alte Volkswitz mit Recht spotten konnte, die Giesfelder gingen zum Thore hinaus, wenn sie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem wunderbar betürmten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gasthof zum „Deutschen Haus“ und einigen kleinstädtisch-patrizischen, stilles Behagen atmenden Häusern gemahnt um so mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea,“ als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erstanden ist. Über dem Markt, diesen und die gesamte Oberstadt noch überragend, bildet das Schloß mit seinem runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abschluß der Stadt nach Nordosten. Es ist einer der mächtigen Steinkästen, denen man mehr als einmal in thüringischen Städten begegnet, ein Bau aus den Tagen Ernsts des Frommen; zur Zeit der Hildburghäuser Selbständigkeit zum Witwensitz des fürstlichen Hauses, seit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen bestimmt.

Die Alt- oder Unterstadt an der Werra und am Mühlgraben mit ihrem Gemisch alter und neuer meist nur ein- und zweistöckiger Häuser, vielfach von Gärten umhegt, vervollständigt das Bild einer wohlgelegnen, sich behaglich ausbreitenden Landstadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Industrie noch Raum haben. —

Auch Giesfeld hatte gute und schlimme Zeiten gesehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und

dem Ertrag des mittelalterlichen Eisen- und Kupferbergbaues, wie vom Goldreichtum des Werrasandes mochten sagenhaft sein, aber sicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größere Blüte des Wohlstandes, gedeihlicher Regsamkeit und bürgerlichen Selbstgefühls geschaut hatten, als ihnen nachher beschieden war. Die städtischen Erinnerungen knüpften auch hier zunächst an die Reformationszeit an, es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächsten Wittenberger Genossen Luthers, Dr. Justus Jonas, nach dem schmalkaldischen Kriege und der Katastrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine stille Zuflucht für seine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit“ hatte Eisfeld Verwüstung und grauenhaftes Elend hinterlassen, die apokalyptischen Reiter Krieg, Pest, Hunger und Tod waren fast Jahr für Jahr durch das stille Werrathal hindurchgesprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfest war schließlich nur von einem armseligen Häuflein herabgekommener Menschen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendsten Wunsch nach friedlicher Existenz und die äußerste Fügbarkeit hinterlassen; die schlimmsten Erlebnisse des achtzehnten Jahrhunderts schienen den Menschen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles schlechten Regiments der frühern Hildburghäuser Herzöge und trotz aller stillen Opposition gegen den Residenzgeist Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und konnte sich unter Herzog Friedrichs verständigem Walten im Strahl einer bessern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichen Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieser Zeit ward als Mittelpunkt echt thüringischer Volkslust mitten in den Jahren der

Truppendurchmärsche und der Kriegssteuern (1809 und 1810) der Giesfelder „Schützenhof“ erbaut und ein großer Teil der alten Befestigungen niedergerissen, mit denen Ernst der Fromme die Stadt umgeben hatte. In dem offenen, baum- und gartenreichern Städtchen entfaltete sich das Leben, das den thüringischen Städten gemeinsam war, und über dem nach dem Westfrieden von 1815 die Zuversicht schwebte, daß es immer so bleiben könnte.

So klein und unbedeutend Giesfeld war, so nahe sich seine Bewohner standen, so gab es auch hier ein städtisches Patriziat, das sich durch mäßigen Besitz und größere Bildung von der Durchschnittszahl der klugen, lebensfrohen und selbst kunstsinigen Bürger unterschied. Dieser kleinstädtischen Aristokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen sollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der erste Justizbeamte der Stadt Ernst Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtsyndikus und eines herzoglich hildburghäusischen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangesehenen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entsprossen, hatte Ernst Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte studiert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorsatze übernommen, seiner Vaterstadt nach Möglichkeit gute Dienste zu leisten. In der gemütvollen und poetisch angehauchten Natur des jungen Juristen waltete offenbar auch ein Element energischer Thatenlust und reformatorischen Dranges, die sich bethätigten, als Ernst Ludwig an die Umgestaltung der Verwaltung von Giesfeld und an die Beseitigung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig selbst charakterisierte in spätern Jahren seinen Vater als einen schroff ehrlichen, bis zum Eigensinn festen, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die ästhetische Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben

hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyrischer Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von schwärmerischem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geistesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Lust an praktischen Verbesserungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenosse der Dichter- und Denkerheroen, sondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und seines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins“ war.

Stand Ernst Ludwig um seiner Abstammung, um seiner Studien und Talente wie um seiner Wohlhabenheit willen in gutem Ansehen bei seinen Mitbürgern, so vermehrte sich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Gießfeld besaß, als er 1807, im Jahre des Tilsiter Friedens, seinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Christiane Otto heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem spätern Verhältniß der Brautleute, nach der Lebensanschauung und Lebensstimmung ihrer Kreise annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die sie schlossen, ein Bund, an dem die Liebe den stärksten Anteil hatte, so passend auch den Draußenstehenden die Gleichheit der Verhältnisse erscheinen mochte. Das Gießfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten“ von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernst Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächsischer Hofadvokat und Stadtsyndikus allhier, ein Junggeselle, wurde mit Jungfrau Sophie Christiane Ottoin, des Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispensation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwoch am 9. Dezember 1807.“ Die

Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringischen Ländern Mode gewesen sein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem städtischen Rechtskonsulenten zustand, eine Wohnung, die die Geburtsstätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande seiner Vaterstadt, von dem noch zu berichten sein wird, für immer verschwinden sollte.



Knabentage

Dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner jungen Gattin waren in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entrisen worden, um so lebhafter war die Genugthuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugeborenen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen später, am 11. März statt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Giesfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherseits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsheerrn, nachgelassne Witwe.“ Die Zeit war nicht dazu angethan, eine größere Taufestlichkeit zu veranstalten, das Kriegswetter, das sich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärschen jede deutsche Landschaft schwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächster Nähe; vom Westen und Süden her warf Napoleon I. seine nach der russischen Winterkatastrophe neugebildeten französischen und rheinbündischen Bataillone den vordringenden Preußen und Russen nach Thüringen entgegen; auch Giesfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangsale des Städtchens mehrten sich während des Waffenstillstandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marschall Angereau im Spätsommer dem Schlachtfelde von Leipzig

zuzogen. Erst im Frühling von 1814 nach dem Pariser Frieden atmete man im Werrathal wie anderwärts wieder völlig frei auf und sah mit größerem Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernst Ludwig legte dies Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Lustgartens erwarb, wie das Städtchen Giesfeld noch keinen besaß. Zwei „am Heinich“, einem Hügelabhang im Osten von Giesfeld gelegene gleichwertige Grundstücke, bisher der Bürgerin Elisabeth Margarete Mönch und dem Gastwirth Konrad Luz gehörig, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut“ bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkisch erstanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Besitzer des Gutes, Herr Johann Christian Hoffmann, dem Stadtsyndikus käuflich überließ, zusammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetische, Ernst Ludwig seiner Neigung für Naturgenuß genügen und seinen Schönheitsfönn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terrassen zur Höhe des Hügels anstieg, hatte die prächtigste Lage und gewährte von seiner obern Begrenzung Aussicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringerwaldes, mit der Dreiherrnspitze und dem waldigen Quellengebiet, aus dem die Werra, die Schleuse und Elz hervorströmen. Zu Füßen des Gartens aber breitete sich ein farbiges Bild aus: die Oberstadt von Giesfeld, um Schloßthurm und Kirche gedrängt, das reiche Wiesengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörigen Waldungen, über die sich wieder die Bergzüge der Rhön hinter Römhild und Heldburg erhoben. Im Sonnenschein wie beim Zug beschattender Wolken wirkt diese Landschaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres malerischen Wechsels gleich gewinnend.

Auf dem Boden seines neuermworbenen Grundstücks fand der Stadtsyndikus von Gislefeld einen schönen alten Eichenbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen schuf er den Garten völlig neu und nach seinem Geschmack. In der Mitte ließ er ein stattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltenes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragenen Loggia und einigen Räumen im Erdgeschoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen von großen Fenstern erhellten Zimmern im ersten Stockwerk errichten. Rund um das Haus schuf er Blumenbeete, Baum- und Buschgruppen, pflanzte Coniferen, Taxis, Weimutskiefern und zahlreiche Ziersträucher an, von denen man in Gislefeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte; widmete übrigens auch als guter Thüringer und sorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinem Obst- und Gemüsebau. Der Garten gedieh unter der sorgfältigen Pflege seines Besitzers sehr rasch. Ernst Ludwig bewohnte ihn während der Sommermonate mit seiner Familie, und Otto wuchs mit den zur Zeit seiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten sollte im Leben nicht bloß des Kindes, sondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entscheidende Rolle spielen und im guten und schlimmen Sinne zu einem Stück seines Geschicks werden.

Vorderhand kamen sicher die Schattengänge und Rasenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Thallandschaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zu gute. Der Enge der städtischen Straße entrückt, verlebte Otto Ludwig in seiner Familie und mit einigen Spielgenossen glückliche Knabentage. Während dieser Tage brachen freilich über seinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Ursachen und ersten Anfänge der bürger-

lichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen dem Stadt-
syndikus Ernst Ludwig Gesundheit, Lebensmut, Ver-
mögen und schließlich das Leben selbst kosteten, sind nicht
völlig aufzuhehlen. Nur so viel ist klar, daß Ernst Ludwig
durch gewisse Neuerungen in der Verwaltung des städti-
schen Vermögens, durch Ablösung einiger alter Rechte,
die mehr Einzelnen als dem Gemeinwesen zu gute kamen,
sich schon seit Jahren unter der Bürgerschaft Gissfelds
Widersacher erweckt hatte. Selbst an zweckmäßigen
wirtschaftlichen Einrichtungen, „Pflanzschulen, Ein-
führung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerflee,“ nahm
man Anstoß. Die Finanzlage der Stadt war durch
die schweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur
zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frank-
reich fortdauernden Durchmärsche und Einquartierungen
eine mißlichere geworden, und die Opposition, die sich
angesichts dieser Lage regte, wurde durch die Vorgänge
auf dem weitem Schauplatz des kleinen Herzogtums
Hildburghausen gestärkt und gestachelt. Im Jahre
1818 wurde die alte landständische Verfassung des Länd-
chens mit einer neuen Verfassung nach dem Muster
der von Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar
zwei Jahre zuvor seinem Lande verliehenen vertauscht.
Es schien so natürlich, daß, wenn mit der Mißlage
und dem immer noch schlimmen Schuldwesen des Herzog-
tums aufgeräumt wurde, auch die städtischen Beschwer-
den einmal Erledigung finden mußten.

Seit Jahren hatten sich zwischen dem Magi-
strat und der Bürgerschaft von Gissfeld immer neue
Zerwürfnisse ergeben. Verschleppte alte Prozesse, un-
erledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der
Bürgerschaft vollkommen unbegreifliches Anwachsen der
städtischen Schulden gaben reichen Stoff für leiden-
schaftliche Kneipengespräche und willig geglaubte Ver-
dächtigungen. Wie war Gissfeld stolz gewesen auf seine
wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnisse gegenüber

der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun schien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünstiger sei als die des steuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwischen Stadtrat und Bürgerschaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerste angewachsen, schon mehrere herzogliche Kommissare hatten umsonst versucht, Frieden in den Gemütern zu stiften. Zu den am stärksten befeindeten und bestverleumdeten städtischen Häuptern gehörte natürlich auch der Stadtsyndikus Ludwig, dem kurzsichtige und unlautre Naturen seinen persönlichen Wohlstand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „sein Vater als Landstand durch rücksichtslos pflichttreues Handeln sich die Rache einiger Männer der Hildburghäuser Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm sonst nichts anhaben konnte, einen Teil der Giesfelder Bürgerschaft gegen ihn aufwiegelten; selbst das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht.“ Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die die bürgerliche Empörung hinter den Coulissen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte seinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet gesellte sich die Giesfelder Revolution der Jahre 1818 und 1819 dem bekannten Wäsurger Krieg und ähnlichen Episoden aus der Geschichte der ernestinischen Kleinstaaten hinzu, die den Griffel des komischen Epikers förmlich herausfordern. Aber diese Komik wurde für den Stadtsyndikus Ludwig doch verhängnisvoll. Der Sturm im Wasserglase zog auch eine in späterer Zeit übel berufene und verhasste, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Persönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fischer in seine Wirbel, der nachmals als großherzoglich oldenburgischer geheimer Staatsrat die deutsche Flotte unter den Hammer brachte, zu dieser Zeit aber als Syndikus und Landrat der hildburghäusischen Landschaft

in seiner Geburtsstadt und seinem kleinen Heimatlande eine Rolle spielte. In seinen persönlichen Erinnerungen (Politisches Martyrium. Leipzig, 1855) hat der viel verwünschte Flottenfischer ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eisleben gegeben und zugleich das vollgiltigste Ehrenzeugniß für Otto Ludwig's hartangelegten Vater ausgestellt.

Fischer erzählt: „Mehrere Regierungskommissarien hatten eine Ausglei chung ohne Erfolg versucht, da griff die Bürgerschaft zu dem damals noch ziemlich seltenen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungestüm die Absendung eines Regierungskommissars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zustände zu ordnen. Einstimmig bezeichneten sie mich als den ihr Vertrauen besitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, suspendierte die Polizei- und Justizbehörden und übertrug mir die Leitung der gesamten Administration in der Eigenschaft als herzoglicher Kommissar.“ Der allgemeine Jubel, mit dem diese Ernennung und die ersten verständigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verstummte, und der Enthusiasmus kühlte sich sichtbar ab, als Fischer sich wirklich als unparteiischer Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beschwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlös bare Wirre und das Resultat einer Schuldenanhäufung von 48 000 Gulden fundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Überzeugung den zeitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkasse beschuldigt. Ich selbst konnte am Beginn der Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit nicht außer Zweifel setzen. Mit gewissenhaftester Strupulosität revidierte ich die Rechnung selbst; aber der Rechner wußte über alle Zweifel so bestimmte Ausweise zu geben, daß ihm

auch nicht ein Groschen zur Last fiel, vielmehr seine Unordnung noch manche ihm zu gute kommende Ersatzforderungen herausstellte. Ich übersandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Revision; das Resultat stimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieses einer Kommission von sechs Bürgern, darunter drei der erbittertsten Ankläger. Aber auch sie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Ursache des Defizits erklärte sich aus dem Umstande, daß der schwache Magistrat, um von der lieben Bürgerschaft alle Gefahr und Beschwerden möglichst abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskosten auf die Stadtkasse überwiesen hatte."

Diese Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollsten Ingrim, der sich zunächst nicht gegen den Stadtsyndikus, sondern gegen den Regierungskommissar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit persönlicher Bedrohung des Dr. Fischer führte. Es waren wieder drastische Züge zum komischen Heldengedichte, daß der letztere sich mit einer großen Papierschere bewaffnete und solchergestalt die vor dem Gießfelder Rathaus versammelten Rebellen scharen durchbrach. Der bedrohte Kommissar eilte nach der Residenz, um dort über das Geschehene zu berichten und schärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf," lautet Hannibal Fischers weitrer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Posten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär." („Das ganze Militär des Herzogtums," berichtet Otto Ludwig lakonisch.) „Ich begann mit der Festnahme von etwa zehn Räubersführern. Als diese auf Wagen geschlossen abgeführt werden sollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß sich die Bürgerschaft bewaffnet versammle und sich der Abführung der Gefangnen zu widersetzen drohe. Meine Instruktion war kurz: Wenn die Bürger schießen, so werden Sie eben Ihre Leute wieder schießen

lassen. Mit Gelächter wurde dieser Befehl von der Pöbelmasse aufgenommen; einige freche Kerle drangen mitten in die Reihe der Soldaten und visitierten die Patronentaschen derselben, ließen aber ziemlich verduzt die Taschendeckel wieder sinken, denn sie fanden wirklich scharfe Patronen. Noch erinnere ich mich des sichtbar deprimierenden Eindrucks, welchen das Laden und das dumpfe Aufsprallen der Ladestöcke auf die Patronen unter dem Haufen machte. Schnell entwickelte sich der Knäuel, die meisten machten sich rasch aus dem Staube, und die Arrestantenwagen zogen unter militärischer Eskorte ungehindert ab.“

Otto Ludwig bewahrte bis in sein Mannesalter die Erinnerung an die stürmischen Tage, die für seinen Vater so leidvoll waren. Das Fragment einer autobiographischen Aufzeichnung bestätigt den Fischerschen Bericht. „Eine von Hildburghausen gesendete Kommission konnte meinem unerschrocknen Vater nichts anhaben;“ er empfand es noch nach vier Jahrzehnten schmerzlich, daß diesem „aus dem, was er aus Liebe zu seiner Vaterstadt gethan, von denen ein Verbrechen gemacht wurde, für die er sich mühte und opferte.“ Von seinen eignen Eindrücken erzählt er nur: „Die Rädeßführer wurden auf einem Leiterwagen in Ketten abgeführt. Ich begegnete dem Zug, damals noch ein Kind, das den Zusammenhang des Vorganges kaum verstand; den Schrecken und das Mitleid bei dem Anblick fühle ich heute noch.“

Die meisten der Verhafteten traf kein schlimmes Geschick; die an Schwäche streifende Milde der herzoglichen Regierung und die wunderlichen persönlichen Einwirkungen, die in diesem Kleinstaate an der Tagesordnung waren, verhalfen ihnen so rasch zur Freiheit, daß sich Dr. Fischer noch nach Jahrzehnten darob spöttisch entrüstete. Aber schon die kurze Haft und die Demütigung, daß ihre Anklagen widerlegt worden

waren, genügte, um den alten feindseligen Groll gegen die Magistratsmitglieder und namentlich gegen den Stadtsyndikus weiter zu nähren. Auch wurden einige der Anstifter des Aufruhrs wenigstens mit ein paar Wochen Gefängnis bestraft und sannten seitdem fortgesetzt auf Rache. Das größte Unglück, das die Stadt Eisleben in neuern Zeiten betroffen hat, der große Brand vom 7. Juli 1822, der hundertunddreiunddreißig Wohnhäuser zerstörte, schloß sich den bürgerlichen Unruhen fast unmittelbar an. „Die Sache hatte noch nicht ausgespielt,“ erzählt Otto Ludwig selbst, „ein Angehöriger eines Bestraften prophezeite eine Himmelsstrafe in einem Brande, der die Häuser der Anhänger meines Vaters, die seiner Gegner schonend, verzehren sollte. Wirklich trat dies Unglück und zwar an dem vorherbestimmten Tage ein, verwüstete den größten und schönsten Teil der Stadt, aber ohne Schonung des Besitztums der Partei, als deren Rächer die Prophezeiung den Brand bezeichnet hatte, und von deren Gliedern manche so fest im Glauben waren, daß sie nicht eher an ein Retten dachten, als bis das Feuer ihre Häuser bereits ergriffen hatte. Der Prophet wurde nach dem Brande gefänglich eingezogen, aber nach längerer Untersuchung als wahnsinnig entlassen.“ Überhaupt fehlte es nicht an nachträglichen Maßregeln, um die Entstehung des großen Brandes aufzuhellen, ganze Wagen voll Akten fuhren nach dem Bericht Karl Schallers zwischen Eisleben und Hildburghausen hin und her, ohne daß man zu einem sichern und greifbaren Ergebnis gedieh.

In dem Brande ging mit dem Rathaus und der Amtswohnung des Stadtsyndikus, auch das Ottosche Haus, das Vaterhaus der Frau Sophia Ludwig zu Grunde, und die Erschütterungen des einen Tages sollten noch nach vielen Jahren nachwirken. „Meine Mutter,“ berichtet der Dichter in dem mehrerwähnten

Bruchstück weiter, „die nahe ein Vierteljahr krank gelegen hatte, war an dem Brandtage zum erstenmal außer Bett, mein Vater in die Kirche gegangen. Von da zum beginnenden Brande geeilt, kam er erst, als schon die Flamme die Häuserreihe uns gegenüber ergriffen hatte, nach Hause und ging sogleich, nachdem er meiner Mutter die Rettung der Repositur aufgetragen hatte, wieder dahin. Denn die Gewalt des Uberglaubens lähmte die Löschenden, sie meinten, wo Gott ein Urtheil vollziehe, sei Menschenthum vergeblich, wenn nicht Frevel; mein Vater selbst mußte alle Beredsamkeit aufwenden und überall die erste Hand anlegen, wenn etwas gethan werden sollte. Meine Mutter sah gefaßt einen blühenden Wohlstand untergehen, die Pflicht fürs Allgemeine dem Eignen voransetzend. Selbst von ehemaligen Verfolgern hörte ich später sagen, sie habe damals eine Bürgerkrone verdient. Der ganze Tag und die folgende Nacht, obgleich ich damals erst neun Jahre zählte, ist mir noch gegenwärtig, vor allem, was ich empfand, als ich meine sich nur mühsam aufrecht erhaltende Mutter bei der falschen Nachricht, mein Vater sei, da er versucht, eine Frau aus dem Brande zu retten, von den Trümmern eines einstürzenden Hauses lebendig begraben worden, lautlos umsinken sah.“

„In der Nacht wurde eine von meiner Mutter gerettete Gerichtskasse erbrochen und bestohlen — mein Vater blieb die Nacht und den folgenden Tag auf der Brandstätte, weil Gerüchte von neuen Gottesgerichten alles in Angst erhielten, und in unserm Garten, wo noch viele bekanntere Familien im Haus und im Freien die Zuflucht mit uns theilten, herrschte Sorge und Verwirrung — zufolge des kam eine Militärwache dahin. Mit den Soldaten des Kommandos schloß ich natürlich bald Bekanntschaft, und besonders ist mir noch einer derselben lebendig im Gedächtnis. Es war ein

gebildeter Jude, welcher, da er den Eindruck der von ihm und seinen Kameraden gesungenen Volkslieder auf mich bemerkte, was von dergleichen er wußte, für mich zu Papier brachte, ein Schatz, den ich lange wie ein Heiligtum bewahrte. Ich brauchte eines solchen idealen Gegengewichts, denn in der Frühreise, durch Kränklichkeit und solche Erlebnisse entstanden und gesteigert, ward ich in bedenklicher Frühe der Kunst mächtig, in den Gesichtern der Meinigen ihre mir verheimlichten Sorgen und Kümmernisse zu lesen, und indem ich diese, ohne es merken zu lassen, mitrug und mitempfand, wuchs wiederum jene Frühreise zum großen Nachtheil meiner ohnehin zu zarten Gesundheit."

Dies Geständnis Otto Ludwigs tritt erst in die volle Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Sorgen und Kümmernisse aller Art für die Familie Ludwig die unvermeidliche Folge des großen Stadtbrandes wurden. Die Zerstörung eines bedeutenden Theiles der fahrenden Habe war noch der geringste Verlust. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depositenkasse beraubt hatte, und das Gestohlene spurlos verschwunden blieb, so erachtete sich der Stadt syndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus seinen Mitteln zu ersetzen, und dieser Betrag muß so namhaft gewesen sein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreste besaß. Schlimmer als die Einbuße der Kapitalien war der Einfluß der unseligen Erlebnisse auf Ernst Ludwigs Person. Hatten schon die Gehässigkeiten und Verleumdungen, denen er während der bürgerlichen Zwistigkeiten jahrelang, Tag für Tag ausgesetzt gewesen war, höchst ungünstig auf seine feinere Organisation gewirkt, so nagten jetzt die herben Sorgen für die Zukunft seiner Kinder, der Kummer um die durch so gewaltsame Erschütterungen gesteigerte Kränk-

lichkeit seiner Frau, der Mißmut über die Besitzverluste, die harte, angespannte Amtsarbeit, die ihm aus dem Brand und dem Wiederaufbau der Stadt erwuchs, das schlimme Bewußtsein, trotz seiner treuen Arbeit mehr Feinde als Freunde zu besitzen, insgeheim am Marke des wackern Mannes. Wohl durfte ihm der Sohn in späterer Zeit nachrühmen: „An seiner festen männlichen Haltung sah man nichts von seinen Leiden,“ aber dem Auge der Liebe entging auch jetzt nicht, daß die Gesundheit des Vaters gebrochen war.

Zunächst gewann es den Anschein, als ob sich das Leben des Stadtsyndikus Ludwig und seiner Familie von nun an in friedlichen und freundlichen Gleisen bewegen würde. Das Ottosche Haus an der Ecke der Marktgasse erstand rasch und für Eisfelder Verhältnisse sehr stattlich aus den Brandtrümmern, und Ernst Ludwig nahm mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen (der jüngere Bruder Reinhold war 1816 geboren und wuchs neben Otto empor) Wohnung in dem Neubau, und Sophia Ludwig befand sich somit wieder mit ihrem Bruder Christian unter einem Dach. Die bürgerlichen Wirren und jämmerlichen Zwistigkeiten waren in dem großen Brande untergegangen. Die tapfere Thatkraft, die der vielgeschmähte Beamte bei dem Unglück, die uneigennützige Redlichkeit, die er durch den vollen Ersatz der geraubten Depositengelder bewiesen hatte, entwaffnete zahlreiche Widersacher und verurteilte die bösen Mäuler, die sich durchaus nicht schließen konnten, wenigstens zu gedämpfter Rede und heimlichem Geflüster. Die versöhnliche Stimmung aber, die dem allgemeinen Unglück auf dem Fuße folgte, kam für den geprüften Mann zu spät.

Ernst Ludwig ließ um diese Zeit „Einige Lieder und andere kleine Gedichte“ (Kulmbach, gedruckt mit Spindlerschen Schriften, 1822) erscheinen, die Zeugnisse seines ernstesten, dem Schönen zugewandten Sinnes, einer

reinen, beinahe kindlichen Empfindung sind, so wenig sie sich in Gedanken, Form und Ausdruck über den damals geltenden poetischen Dilettantismus erhoben. Die Gedichte sind mehr ein Spiegel der innern Natur, als der äußern Erlebnisse Ernst Ludwigs; unverfälschte Naturbegeisterung, tiefe Sehnsucht nach reiner, ungetrübter und von einem höhern Sinn geheiligter Lebensfreude, vaterländischer Sinn und schlichte Frömmigkeit ringen nach poetischem Ausdruck, für den das Pathos Schillers als höchstes Muster vorschwebt. Auch ein gewisser Sarkasmus macht sich gelegentlich geltend; der Poet spottet der schlechten Prediger, die durch Länge und Langweiligkeit ihrer Reden die christliche Geduld der Hörer gleich auf dem Platze beanspruchen, der rationalistischen Toleranz, die sich um Duldung heiser schreit und im Grunde nichts duldet als ihre Sorte Verstand, der Juristen, denen die Göttin Themis längst entronnen ist, und die sich statt ihrer gelehrig von der „Hure Polizei“ führen lassen, der schlechten lehrhaften Dichter. Alles in allem nur unentwickelte Reime, die in der reichern und tiefern Natur des Sohnes aufgehen sollten.

Die Stimmungen in denen sich der Stadtsyndikus zu poetischen Versuchen gedrängt fühlte, wollten seit seinen letzten Erlebnissen nicht wiederkehren. Schon im Beginn des Jahres 1824 fühlte er sich krank und kränker. Seinen Dienstgeschäften lag er noch immer eifrig ob, und den Genuß seines Gartens durfte er sich im letzten Sommer seines Lebens gönnen, aber das Bewußtsein, daß es schlimm um ihn stehe, kam trotz aller Verheißungen des Arztes über ihn. Unter diesen Umständen war ihm das Zusammenleben mit dem Schwager Otto tröstlich, er erblickte in diesem die natürliche Stütze für seine Frau und seine Knaben. Christian Otto war unverheiratet und galt als fröhlicher Lebemann, der seine Freiheit und sein Recht, Welt und Leben auf seine Art zu genießen, sorglich wahrte und von dem seine Mitbürger

meinten, daß er den Kindern seiner Schwester sein Vermögen hinterlassen würde. Galt nun auch dem kranken Syndikus der Schwager nicht als Erbonkel, so hielt er es doch für eine glückliche ihn beruhigende Fügung, daß sein Schwager nicht durch die Sorge für eine eigne Familie in der Teilnahme an den Geschicken seiner Schwester beschränkt werde. Es war traurig, daß der Fünfundvierzigjährige sich Todesgedanken überlassen mußte, und noch trauriger, daß sein zwölfjähriger Sohn ihm diese Gedanken vom Gesicht laß. Otto Ludwig erzählt, daß er schon ein Jahr vor dem Tode des Vaters die stummen Qualen der Furcht und des unabweisbaren Vorgefühls kennen gelernt habe. Er war um diese Zeit dem ersten Unterricht entwachsen, den ihm der Privatschreiber seines Vaters, Ludwig Ambrunn, erteilt hatte, eine Persönlichkeit, die in seinem Leben eine große Rolle spielen sollte. Ambrunn hatte das Seminar besucht, um Schullehrer zu werden, hatte auch eine kleine Stelle als solcher bekleidet, war aber dann in die Dienste des Stadtsyndikus Ludwig getreten, aus denen er später und nach der 1827 erfolgenden Neuordnung der Dinge in die Beamtenlaufbahn überging und Registrator beim herzoglichen Verwaltungsamt Gissfeld wurde. Ambrunn, sein alter Ambrosius, gehörte für Otto Ludwig lange Jahre hindurch zu den Menschen, die ihn mit seiner Jugend und Heimat fortgesetzt verbanden, und so lange jener lebte, glaubte der Dichter selbst noch ein Stück Jugend zu besitzen. Ambrunn hatte ihn für die Gissfelder Stadtschule vorbereitet, in die er Ostern 1824 eingetreten war. Neben dem Elementarunterricht hatte der musikliebende Vater dem begabten Sohne schon seit Jahren Klavierunterricht bei dem alten Organisten der Stadtkirche Hopf erteilen lassen. Jetzt wurde der vorzügliche, von echten Musikfönn befeelte Kantor der Stadtschule, Morgenroth, nicht nur sein Lehrer im allgemeinen, sondern vor

allem auch sein Musiklehrer. In der „Kantorklasse“ saßen mit Otto Ludwig zugleich die Spielgenossen Karl Schaller und Jakob Beer, die gleichfalls Morgenroths Schüler in der Musik wurden.

Otto besuchte die Schule kaum seit einem Jahre, als die schmerzlich gefürchtete Katastrophe im Hause eintrat, und Ernst Friedrich Ludwig, Ottos Vater „an den Folgen eines Brustgeschwürs“ (Eisfelder Kirchenbuch) am 20. Januar 1825 mittags im kaum ange-
tretenen siebenundvierzigsten Lebensjahre starb. Der den Seinen so früh Entrißne wurde am 23. Januar morgens sechs Uhr in der dunkeln Frühe eines kalten Wintertages zur Gruft gesenkt; offenbar hatte sich in Eisfeld die unerfreuliche Sitte vom Anfang des Jahrhunderts, nach der man den Lebenden jede sichtbare Mahnung an den Tod zu ersparen trachtete, länger als anderwärts erhalten. Ludwigs Mutter stand im tiefsten Schmerze, zu dem sich noch die nagende Sorge gesellte, am frühen Grabe des Gatten. Noch in seinen letzten Lebenstagen soll ihr dieser ans Herz gelegt haben, keinen der Söhne seinen Lebensweg betreten zu lassen, es hätte aber bei den bittern Erinnerungen, die Sophie Ludwig an die oben erzählten Erlebnisse ihres Mannes hatte, dieser Beschwörung wahrscheinlich gar nicht bedurft. Die Pläne, die sie für sich und ihre Kinder (von denen der jüngere fränkliche Reinhold seinem Vater schon im April 1827 in die Gruft folgte) fassen konnte, wurden von vornherein beschränkt und beeinflusst durch den unerfreulichen Stand der Vermögensverhältnisse. So treulich ihr Ambrunn in der Ordnung des Nachlasses und der Abwehr unberechtigter Ansprüche beistand, die auch an diesen gemacht wurden, so währte es jahrelang, bevor sie völlig klar sehen konnten, wie geringe Reste der frühern Wohlhabenheit ihr verblieben waren. Sie konnte eben nur hoffen, ihrem Otto, dem bald einzigen Kinde, den Besitz, der ihrem Gatten am teuersten gewesen

war, den Garten, zu erhalten. Und weil ihr selbst dies schwer fiel, so gewann der Garten in ihren Augen eine erhöhte Bedeutung und wurde bei allen Plänen, die sie für die Zukunft Ottos entwarf, Voraussetzung und Grundlage. Die Besorgnis der Mutter um das körperliche Gedeihen ihres Kindes war durch den frühen Verlust des Mannes, das Siechtum und den Tod des jüngern Bruders Reinhold krankhaft gesteigert, sie glaubte dem nervösen, zarten, geistig zu regsamen, jähren Anwandlungen unerklärlichen Unwohlseins ausge-setzten Knaben kaum genug Pflege widmen zu können. Da ihm das friedliche Stilleben im Garten entschieden wohlthat, und er stets nach einigen Sommerwochen im Gartenhaus blühender und kräftiger erschien, drängte sich in alle ihre Zukunftsgedanken ein Traum-bild von einem glücklichen Manne, der, was er auch sonst wäre oder triebe, sein eigentliches wahrstes Leben innerhalb der Heckeneinfriedigung finde, die Ernst Ludwig aufgerichtet hatte, und die sich jetzt mit jedem Jenz dichter begrünzte.

Durch den frühen Tod des Vaters sollte auch Otto Ludwig zu den Dichtern gehören, die ihr Bestes, ihres Wesens Keim und Kern, der Natur und der Liebe der Mutter verdanken. Ludwig selbst nennt sie (im Bruchstück einer leider nur begonnenen kurzen Selbstbiographie) „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und geröteten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und so weiter erzählte, wie vom Doktor Luther.“ Konnte die vielgeprüfte Frau, deren Leben arm geworden war, dem Sohne keine „Frohnatur“ mitgeben, so weckte sie die „Lust zu fabulieren“ von frühster Zeit an in ihm. Johann Recknagel in Giesfeld, einer der Jugendgenossen Ludwigs, konnte sich noch in den sechziger Jahren „erinnern, wie die herrliche Frau, vor

der wir wie die ganze Stadt die größte Hochachtung hatten, dem Otto und uns, seinen Spielfkameraden, fast täglich aus den schönsten Jugendschriften vorgelesen und uns diese Erzählungen so ausgezeichnet schön erklärt hat, daß wir Jungen von sechs bis acht Jahren, und namentlich der kleine Otto, so mächtig ergriffen wurden, daß wir alle diese Märchen und Geschichten theatralisch vorstellen wollten. Das rief natürlich die possierlichsten Auftritte hervor; und wenn auch Tische, Stühle und Vorhänge dabei in große Gefahr gerieten, so freute sich die Frau Stadtsyndikus doch herzlich mit uns, zumal wenn Talent sich dabei hervorhob und keine Ausartungen dabei vorkamen. Schon damals konnte Otto sich über gelungne Äußerungen und Thaten dermaßen aufregen, daß er konvulsivische Muskelzuckungen bekam, ein Übel, das sich leider später so sehr ausbildete.“ Einen viel tiefergehenden und viel weiter reichenden Einfluß als durch diese erste Kinderlektüre übte Ludwigs Mutter dadurch, daß sie ihren Sohn früh mit ihrem Lieblingsdichter Shakespeare bekannt machte. Sie erzählte ihm in ihrer phantasievollen Art die Handlungen einzelner Dramen, schilderte ihm einzelne Charaktere als lebendige Menschengestalten, las ihm ergreifende Stellen vor und war höchlich beglückt, als der Knabe, nach mehr verlangend, sich in den „Kaufmann von Venedig“ und den „Julius Cäsar“ hineinzulesen begann. Lange vor seiner Konfirmation war er in jener poetischen Welt zu Hause, die er zeitlebens nicht wieder verlassen sollte.

Neben den Shakespearischen Dramen lernte Otto Ludwig schon in dieser Knabenzeit die Werke Goethes, Schillers, Ludwig Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, die in der Bibliothek seines Vaters vorhanden waren und nachmals den Grundstock seiner eignen Bibliothek bildeten, kennen. Nach Schallers Bericht an Hendrich zogen ihn damals vor allem die dramatisirten Märchen

und Sagen in Tiecks „Phantasmus“ an, sie entflamnten seine Phantasie und reizten ihn, der bis dahin außer im Puppenspiel noch kein Theater gesehen hatte, zum Dichten kleiner dramatischer Stücke, die freilich wunderbar genug von ihm und seiner kleinen Gesellschaft aufgeführt wurden. „Die so erweckte Neigung für theatra-
lische Darstellung zog sich auch durch die nächsten Jahre hindurch. Improvisierte Trauer- und Lustspiele, selbst Opernbruchstücke, z. B. Szenen aus dem Freischütz, wurden mit drollig improvisierter Szenerie und Kostümierung eifrigst versucht. Daß alle nur Sopran-
stimmen hatten, Ludwig als Kaspar, Beer als Max, Schaller als Annchen, Berbert als Agathe, das genierte nicht, es erhöhte nur den Humor. Für Szenerie und Kostümierung sorgte treulich die Mutter, Agathe und Annchen sahen im Arrangement der Frau Syndikus gar schmuck aus, auch das unvermeidliche Schürzchen fehlte nicht. Der Spektakel der Wolfschlucht wurde so wirksam nachgeahmt, daß die Mutter mit einem bedenklichen Blick durchs Fenster auf die Straße und die dort versammelten Zuhörer um einige Mäßigung des Feueereifers bat. Der große starke Ladendiener des Onkels sang als Brautjungfer sein Brautlied mit feierlichem Behagen durch die Fistel. — In Sommerszeit gab es kriegerische Schlachtbilder, Festungserstürmungen, Siegeseinzüge in die Stadt, wobei einst der Feldherr Otto im Gewühl und Getümmel der Schlacht die kurzen Schöße seines grauen sogenannten ungarischen Fracks als zersekte Trophäen abends seiner Mutter zu verbergen mußte, sie aber unverändert am andern Morgen mit in die Schule brachte. Auch das Treiben der alten Ritterzeit mit den schaurigen Fehmgerichten wurde mit entsprechendem Kostüm dargestellt, die Abenddämmerung, die vom letzten Brande noch vorhandne große Ruine des alten Rathauses mit den dunkeln Kellergewölben gab dazu die rechte Stimmung und gute Szenerie.“

Theatralische Belustigungen, die mit den Knabenspielen verschmelzen, bedeuten für Tausende nichts mehr als frohe Jugenderinnerungen. Wer aber will sagen, wie weit bei einer so eigen angelegten Natur wie der Otto Ludwigs die Wurzeln der spätern Entwicklung in die Knabentage zurückreichen, welche Nahrung seine früh erregte, unablässig thätige Phantasie aus diesen Spielen sog, wer überschaut die Fäden, die sich von den kindischen Versuchen, Gelesnes und Gesehnes nachzuahmen, unsichtbar zu den ersten poetischen Lebensäußerungen hinüberspannen? Wirkte doch in der frühen Lust an allem Dramatischen selbst ein ererbtes Element mit; der Großvater väterlicherseits hatte sich in Bühnenstücken versucht, von denen Abschriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch seine Hände gingen. Daß sich der dramatische Trieb in seiner Seele ganz nur als Spiel äußern und von der einfachen Bildung, die dem Knaben in der Giesfelder Stadtschule zu teil wurde, zunächst weder befördert noch beeinflusst werden konnte, wird sich jeder Leser selbst sagen.

-- Wesentlich anders stand es — auch schon in dieser Knabenzeit — mit den kindlichen Übungen in einer andern Kunst, mit der Ausbildung in der Musik. Kantor Morgenroth hatte den Klavierstunden bei seinen begabtern Schülern theoretischen Unterricht folgen lassen, und diese in die Anfänge des Kontrapunktes und der Harmonielehre eingeführt; er hatte darauf gedrungen, daß jeder von ihnen ein Streichinstrument erlernte, und erteilte ihnen schließlich auch noch Gesangsunterricht. Die drei Unzertrennlichen: Otto Ludwig, Karl Schaller und Jakob Beer bildeten zusammen eine kleine Gesellschaft, die sich an zahlreichen Abenden in der Ludwigschen Stadt- und Gartenwohnung mit dem Vortrage leichter Trios vergnügte, wobei übrigens unserm Helden nicht die erste, sondern die zweite Geige zufiel, während Karl

Schaller die erste Violine und Jakob Beer das Cello spielte. Der allgemein erweckte und vielgepflegte Musiksinne seiner Heimat spornte den Knaben bei diesen Studien schon außerordentlich an, in seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre aber fühlte er eine förmliche Musikleidenschaft erwachen, die durch die Lehre und das Beispiel Morgenroths genährt und durch den Wettbewerb mit Schaller, dem die Musik ein und alles war, gesteigert wurde. So kam es, daß der talentvolle Knabe in seiner kleinen Vaterstadt für einen halben Künstler galt, ehe er noch die letzte Klasse der Stadtschule hinter sich hatte, und ehe mit der Konfirmation die ernste unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt schwere Frage der Berufswahl an ihn herantrat.

War bis hierher die Mutter allein für all sein Thun und Lassen maßgebend und bestimmend gewesen, so trat jetzt der Oheim Christian Otto in den Vordergrund. Der Kauf- und Herrscher, der glückliche Besitzer des stattlichsten und nahrhaftesten Kramladens von Giesfeld, hatte den ererbten Beruf jederzeit als eine treffliche Grundlage für sein vergnügliches Dasein betrachtet. Der „dicke Herr,“ wie er im Volksmunde hieß, und wie ihn späterhin der Nefte selbst nannte, war eine echte Originalgestalt alter Zeit. Er hatte in seiner Jugend ein Stück Welt gesehen, war ein Freund jedes heitern Genusses, ein Liebhaber und wie er meinte ein Kenner des schönen Geschlechts, ein enthusiastischer Verehrer theatralischer und musikalischer Werke, wenn sie seiner Unterhaltung dienten, er liebte es, Vergnügungspartien zu Kirchmessen und Vogelschießen zu veranstalten, und fand zu alledem reichliche Mittel im Ertrag seines wohlangebrachten Ladens. Er hätte dem Nefen, den er liebte, gern ein Dasein wie sein eignes gegönnt und setzte seiner Schwester mit dem Vorschlag, schließlich mit der ernstesten Forderung zu, ihren Otto ins Geschäft gleichsam hineinwachsen

zu lassen. Die beschränkten Mittel, über die Frau Ludwig verfügte, die Furcht, die sie mit nur zu gutem Grund von Zeit zu Zeit überfchlich, daß sie den Sohn allein und nur auf den guten Willen und die Fürsorge des Oheims angewiesen zurücklassen müsse, die in der Enge kleinstädtischer Gewöhnung und Anschauung gewichtige Erwägung, daß der Lehrling und Gehilfe ihres wohlhabenden Bruders voraussichtlich dessen Erbe sein werde, verwandelten die Wünsche des Bruders in starke Versuchungen für seine arme Schwester. Doch widerstand Frau Sophia zunächst noch entschieden, ihre Einsicht und ihr Gefühl für die Natur und die Anlagen ihres begabten Kindes, ihr eigener Ehrgeiz drängte sie zu der Forderung, daß Otto eine gelehrte Bildung erhalten müßte. Der Onkel, der mit thüringischer Lebenslust und thüringischem Kunstsinne doch auch die thüringische zähe Gewöhnung an kleine Verhältnisse, die nüchterne Sparsamkeit und rechnende Voraussicht verband, machte der Schwester den Entschluß, und als ihr Entschluß endlich gefaßt war, das Herz schwer. Vor der Hand siegten die Wünsche der Frau Syndikus, Otto sollte Ostern 1828 das Gymnasium zu Hildburghausen beziehen. Aber leider konnte sich schon von dem Tage an, wo diese Entscheidung feststand, Frau Ludwig der Zweifel nicht entschlagen, ob sie das Rechte gethan und gewählt hätte. Die Notwendigkeit, sich nun auf Wochen und Monate von dem geliebten einzigen Kinde trennen zu müssen, mag zur Verstärkung dieser Zweifel beigetragen haben.

Zwischen dem Tode von Otto Ludwigs Vater und der Übersiedlung des Knaben nach Hildburghausen war eine tief in alle Lebensverhältnisse und viele alte Gewohnheiten eingreifende Wandlung in der engern Heimat eingetreten. Das Herzogtum Hildburghausen hatte in Folge des Aussterbens der herzoglichen Linie von Gotha-Altenburg und des am 12. November 1826 zu

Hildburghausen abgeschloßnen Erbvertrages der ernestischen Häuser nach hundertundsechszundvierzigjährigem Bestande aufgehört zu existieren. Die herzogliche Familie siedelte nach ihrem neuen größern Lande Sachsen-Altenburg über, das Hildburghäuser Ländchen aber mit Otto Ludwigs Vaterstadt, das Fürstentum Saalfeld und die Ämter Themar, Kranichfeld und Camburg halfen das Herzogtum Sachsen-Meiningen zu einem der stattlichsten deutschen Kleinstaaten vergrößern und abrunden. Der heranreisende Jüngling wuchs demnach als Angehöriger der „sachsen-meiningischen Nation,“ wie man in jenen Tagen sagte, empor; er sollte weder jetzt noch später Ursache finden, diese politische Veränderung zu beklagen.



Der Autodidakt

Als Otto Ludwig im Frühjahr 1828 zum Besuch des Gymnasiums nach der Nachbarstadt Hildburghausen übersiedelte, schien es sicher zu sein, daß er in übliche und wohl gebahnte Lebenspfade einlenken werde. Niemand zog seine ungewöhnliche Befähigung in Zweifel, mit guten Erwartungen begrüßten der Leiter und die Lehrer des Gymnasiums den fünfzehnjährigen Schüler, von dessen ungewöhnlichem Wesen und künstlerischem Naturell jedenfalls schon Kunde von Giesfeld herüber gedrungen war. Ohne Zweifel nahm man an, daß der begabte Knabe den Weg von der Tertia zur Prima in der üblichen Zeit zurücklegen und danach die Universität zu irgend einem gedeihlichen Brodstudium beziehen werde. Die Jurisprudenz war nach den Lebenserfahrungen des verstorbenen Vaters und den Wünschen der Mutter ausgeschlossen, sonst aber lag das ganze Gebiet der Wissenschaft offen vor ihm. Es war für seinen nächsten Lebenszweck ein Übel, daß bei Ludwig die künstlerische Phantasie früh angeregt und beinahe jeder künstlerische Trieb im stillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet, die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigten und erschwerten. Verneiner und Bildungsverlangen waren bei ihm sicher stärker, als bei der Mehrzahl seiner Mitschüler, er aber hatte sich bereits gewöhnt, diesem Eifer auf seine eigne Weise zu genügen, und fand sich nicht leicht in die methodischen Anforderungen der

Schule. Die unsichern Überlieferungen, die wir über die Hildburghäuser Schulzeit Otto Ludwigs besitzen, gipfeln in seinem eignen Wort, daß er „vielmehr gedichtet als getrachtet (nach dem Reiche der Wissenschaft nämlich) habe,“ und in Erinnerungen an kleine Konzerte, die der musikeifrige Knabe im Kreise der Mitschüler zustande zu bringen suchte. Die Proben seiner poetischen Befähigung, die er seinem Klassenlehrer, dem Schulrat Professor Witter, mittheilte, stimmten diesen für den ungewöhnlichen Schüler günstig, auch sonst fand Ludwig fördernde Theilnahme und würde die Schwierigkeiten, die in seinem Naturell, seiner Gesundheit und seinen Knabengewohnungen den Ansprüchen des Gymnasiums gegenüber lagen, um so gewisser überwunden haben, als er selbst den lebhaftesten Wunsch empfand, Folge und Regel in sein Lernen zu bringen. Es war natürlich, daß die größern Hilfsmittel, die Hildburghausen, das erst seit zwei Jahren aufgehört hatte, Residenz zu sein, darbot, den musikalisch begabten und gestimmten Schüler verlockten, mehr Zeit als er eigentlich sollte, an seine Lieblingskunst zu wenden, und es stimmte zum Grundton seines seitherigen Lebens, daß er die Ferien mit Ungeduld erharrte, die ihn nach Eisleben zur Mutter zurückführten, die Erneuerung der alten Gartenfreuden, der musikalisch-dramatischen Unterhaltungen im Kreise der Spielgenossen gestatteten. In alledem brauchte kein ernstes Hinderniß für die Gymnasialjahre zu liegen, wie viele talentvolle Schüler hatten neben ihren Studien „Allotria“ getrieben und doch fürs Leben davongetragen, was ein gutes Gymnasium zu geben hat. Die Gefahr, daß Otto Ludwig den kaum betretenen Schulpfad wieder verlassen würde, entstammte nicht der eignen Unbeständigkeit, sondern den heimischen Verhältnissen und der hingebenden aufopfernden, aber ganz und gar irregehenden, vom Nächsten allzubefangenen, die Zukunft in falschem Licht sehenden Sorge

und Liebe seiner Mutter. Gewiß fiel es der Witwe schwer bei ihren beschränkten Mitteln, den Sohn auf dem benachbarten Gymnasium zu erhalten, und da sie von Ottos ersten Lebensjahre sich gewöhnt hatte, seinen Gesundheitszustand ängstlich zu überwachen, so zitterte sie vor der Möglichkeit, daß er im Verlauf der Schuljahre Entbehrungen ausgesetzt sein könne, die ihm selbst sicher wenig verschlagen haben würden. Wieder und wieder stellte sich der mütterlichen Bekümmerniß als die beste Aussicht für eine sorgenlose und bequeme Zukunft des talentvollen Sohnes sein Eintritt in das kaufmännische Geschäft des Oheims Christian Otto und die dereinstige Übernahme des nahrhaften Kramladens dar. Nach allem, was uns von der Geistes- und Herzensbildung der Mutter überliefert ist, wird es schwer, ihr Verhalten in dieser Angelegenheit zu verstehen. Sie konnte sich kaum über den innern Verwurf des Sohnes, der sich so früh kundgegeben hatte, täuschen. Doch auch, wenn sie angenommen hätte, daß die musikalischen wie die poetischen Neigungen des Knaben keineswegs als Regungen und Zeugnisse eines hervorragenden Talents angesehen werden könnten, wenn sie des Glaubens gelebt hätte, daß für ihn künstlerische Bethätigung Schmuck des Daseins bleiben, nicht Zweck werden dürfte, so sprach doch jede Anlage und Geistesregung des Knaben gegen einen bürgerlich-praktischen Beruf. Nur indem sie sich selbst über die Natur ihres Sohnes täuschte, indem sie ihr eignes Verlangen nach gewisser Zukunft und sicherem Brot ihres heißgeliebten Otto mit seinem Bedürfnis verwechselte konnte sie ihren brennenden Wunsch, das Erbe ihres Bruders nicht in fremde unrechte Hände geraten zu lassen, in den Vordergrund aller Überlegungen stellen. Ein wortloser Kampf fand in den Seelen der drei beteiligten Menschen des Oheims, der Mutter und des Jünglings statt, in dem zu-

nächst der jüngste, der sechzehnjährige Otto unterlag. Christian Otto, der die Mittel für die ruhige Weiterbildung des begabten Neffen hätte gewähren können, verweigerte sie, die Mutter dachte mit Bangen an die Entbehrungen, die ihren Liebling erwarteten, Otto aber las in den Blicken der Mutter einen stummen für ihn desto lautern Wunsch und kehrte im Jahre 1829 nach Gissfeld zurück. Er hatte die Kraft, zunächst zu verbergen, wie viel ihn die Erfüllung des mütterlichen Verlangens kostete, und nahm scheinbar ganz wohl- gemut die grüne Schürze, die seine neue Würde als Lehrling und Ladengehilfe des Onkels bezeichnete.

Um ganz gerecht gegen Mutter und Sohn zu sein, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß die Witwe des frühverstorbenen Stadtsyndikus, an deren Leben so viel Kummer und Enttäuschung nagte, um diese Zeit anfang zu kränkeln. Was lag ihr näher als das Bedürfnis, ihr einziges Kind beständig um sich zu haben, was ihm, als das Verlangen, die leidende Mutter zu pflegen und ihre trüben Tage nach Kräften zu erhellen? Jedenfalls blieb es ein Mißgeschick für den geistig Regsamen, daß seine Schulstudien nach so kurzer Zeit unterbrochen worden waren. In die neue Lebenslage fand er sich schlecht. Aller gute Wille, sich in einen ehrbaren Krämer zu verwandeln, zeigte sich vergeblich, nach dem Zeugnis seines Gissfelder Schul- und Spielfkameraden Johann Recknagel hatte man „einen wunderlichern, ungeschicktern Kaufmannslehrling wohl nie gesehen.“ Es war noch das mindeste, daß die aufschreckende Ladenklingel den angehenden Kaufmann in der Regel vom Flügel in der Nebenstube oder von einer poetischen Lektüre wegrief. Ludwigs bester Trost in der neuen Lebenslage blieb die zerlesene Shakspeareübertragung, die ihn schon auf dem Gild- burghäuser Gymnasium gelegentlich mehr als billig von Bröders lateinischer Grammatik abgezogen hatte.

Die Erholungsstunden wurden ihm vom Oheim, der zufrieden war, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und des Glaubens lebte, wem Gott ein Amt gebe, dem müsse er mit der Zeit auch den Verstand dazu verleihen, keineswegs karg bemessen. Am Klavierspiel des Neffen hatte er selbst Freude, und das eigentümliche Talent Ottos, in den Gesichtern der den Laden besuchenden Leute ein Stück Lebensgeschichte zu lesen, unterhielt ihn, wenn er es auch nicht loben konnte, daß der junge Physiognomiker und Psycholog über der leidenschaftlichen Teilnahme an Gesichtern, Eigentümlichkeiten und Schicksalen der Kunden häufig deren Gulden und Kreuzer vergaß. Da Ludwig seine alten Triokameraden Karl Schaller und Jakob Beer noch in Gissfeld vorfand, so wurden auch die musikalischen Unterhaltungen wieder aufgenommen. Karl Schaller befand sich jetzt mit Ludwig fast in gleicher Lage, auch er glaubte und fühlte sich zur Musik berufen, mußte aber aus Rücksicht auf seine Familie eine Beamtenlaufbahn ins Auge fassen und natürlich in den kleinen Verhältnissen des heimatlichen Herzogtums sehr von unten auf beginnen. Die Freunde wuchsen in dem gemeinsamen Gefühl gleicher Sehnsucht und gleicher Entsagung immer fester zusammen, Schaller wurde auch der Vertraute der nur allzubegründeten Sorge Ottos um den Zustand der geliebten Mutter.

Seit Beginn des Jahres 1830 war keine Täuschung mehr darüber möglich, daß eine Lungenschwindsucht das Leben der Frau Ludwig bedrohte. In treuer Liebe und Hingebung suchte Otto der Kranken die letzten Monate ihres Daseins zu erleichtern und ihr die tröstliche Hoffnung auf Genesung zu erhalten. Er duldete kein Dienstbotenungeschick und keine Gleichgiltigkeit an ihrem Krankenbett, verrichtete alle Hilfeleistungen und alle Dienste zur Bequemlichkeit der Mutter selbst; derselbe junge Mensch, der sich beim

Ladenverkauf so wenig gewandt benahm, entfaltete nach dem Zeugnis seines einzigen in Eisfeld noch lebenden Jugendgenossen, Christian Ambrunn, ein merkwürdiges Geschick und unermüdliche Geduld als Krankenpfleger. Der Mutter war das Zusammenleben mit dem Sohne ein Lichtstrahl und eine Erquickung, aber die bittre Sorge, um deretwillen sie ihn heimgewünscht und heimgezogen hatte, wollte nicht von ihr weichen, sie hatte weder Gewißheit, daß Otto im Kramladen ausharren, noch daß der Kramladen sein Erbteil sein werde. So rann die trübe Zeit dahin, in der sich die Stunden oft bleischwer auf die Seele des Jünglings legten, der Zustand der Mutter ward immer hoffnungsloser, und ihr Tod am 21. Noember 1831 verwandelte den bitteren Schmerz Ottos, nicht helfen und retten zu können, in den nicht minder bitteren des unwiderbringlichen Verlustes und der trostlosen Vereinsamung. Über ein Jahrzehnt nach dem Tode seiner Mutter schrieb Ludwig an Ambrunn, „schon als Kind habe er nicht um die Verstorbenen, sondern nur um die Dagebliebenen weinen können,“ und in diesem Sinne vergoß er heiße Thränen beim Tode der Mutter, der er ihre Erlösung von Sorgen, Kummer, nissen und schweren Leiden von Herzen gönnen mußte. Christian Otto trauerte wohl auch ehrlich um die Schwester und schenkte dem tiefern Schmerz des jungen Neffen einen gewissen Anteil, doch volles Verständnis für dessen inneres Leid vermochte er nicht zu gewinnen. Wie stets nach heftigen Gemütserschütterungen fühlte sich Ludwig auch körperlich leidend, die ererbte Nervosität seines Wesens hatte sich unter dem Weh und den schmerzlichen Aufregungen der letzten Monate wesentlich gesteigert.

Nie zuvor war der Jüngling ungeeigneter für die ihm obliegenden Geschäfte gewesen als eben jetzt. Seine Tagesarbeit bewährte keine wohlthätige Kraft und

übertäubte nicht das Bewußtsein innern Elends. Um der Mutter willen hatte er die Schule verlassen und war in den Laden des Onkels eingetreten, und nun lag die Mutter im Grabe. Nicht einmal als ein Vermächtniß konnte er die ungern übernommene Pflicht ansehen, denn auf den Fortbestand der bisherigen Verhältnisse waren die Hoffnungen der Mutter gebaut gewesen, und eben diese Verhältnisse im Hause Christian Ottos begannen sich nur zu rasch nach Sophie Ludwigs Tode zu ändern. Selbst noch von ihrem Krankenlager aus hatte die vorzügliche Frau den Gang der Wirtschaft geleitet und die Ordnung des Hauses aufrecht erhalten. Jetzt zeigte sich die Notwendigkeit, eine Haushälterin zu suchen, und der dicke Herr war in der Wahl ziemlich unglücklich. Er nahm in Elisabeth Heinelein eine ungebildete, zügellos leidenschaftliche Person ins Haus, die doch schlau und berechnend genug war, den alternden hypochondrischen Junggesellen in ihre Netze zu ziehen. Ludwig hätte ein schlechter Psycholog und Herzenskündiger sein müssen, um sich über den Ausgang des hier beginnenden Spiels zu täuschen. Er fuhr noch einige Zeit hindurch fort, Schwefelsäde und Sirup zu verkaufen, aber das Opfer, das er brachte, erschien ihm stündlich schwerer und täglich unnötiger. Der Oheim mochte wohl die Stimmung des Neffen merken und ihr nicht eben in der freundlichsten Weise begegnen. Es kam zu einem Zerwürfniß, und in Ludwigs Seele reifte der Entschluß, die vor zwei Jahren unterbrochnen Schulstudien wieder aufzunehmen. Inzwischen aber gab sich der Jüngling dem Einzigen, was ihm in dieser bedrängten, leidvollen und ungewissen Lebenslage Trost und Erquickung war, der Musik, mit immer heißerm Eifer hin. Tief in die Nächte hinein saß er an seinem Klavier und beschrieb im ungeheizten Zimmer zahllose Notenblätter mit verfrühten Kompositionsversuchen.

Es stellte sich heraus, daß die Witwe des Stadtsyndikus ihrem Sohne nur wenig, doch immerhin soviel hinterlassen hatte, daß er sich einige Jahre auf dem Gymnasium erhalten konnte. Er entschloß sich noch einmal zu beginnen, und faßte dafür nicht das Gymnasium zu Hildburghausen, sondern das Lyceum des alten Herzogsstädtchens Saalfeld ins Auge. Das Lyceum erlebte in jenen Jahren unter der Leitung seines Rektors Professor Reinhard und kurz vor seiner bereits 1835 erfolgenden Aufhebung eine Art Nachblüte. Otto Ludwig trat im Oktober 1832 in die alte Gelehrtenschule ein und versuchte in Saalfeld heimisch zu werden. Er besaß hier und in dem gleichfalls meiningischen Nachbarstädtchen Gräfen-
thal einige Verwandte väterlicherseits, und ohne an ihnen besondern Anhalt zu finden, fühlte er sich wenigstens anfänglich nicht ganz fremd. Aber das mit frischem Mut neubegonnene Schulleben scheint ihm von vornherein nichts von dem gewährt zu haben, was er erwartet und gehofft hatte. Sein Gesundheitszustand war schlecht, die in Eisfeld zuletzt erduldeten innern Schmerzen wollten sich nicht beruhigen. Dazu machte er eine Erfahrung, die zahlreichen Autodidakten vor und nach ihm nicht erspart geblieben ist. Er hatte während der Jahre, die seit seinem Abgang vom Hildburghäuser Gymnasium verflossen waren, im Schulwissen vielleicht geringe Fortschritte gemacht, aber er war geistig sehr gereift und fand es jetzt schwer, sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung wieder zurückzufinden. Er versuchte sein Heil, so gut es eben gehen wollte, und die Tagebücher späterer Jahre, die lateinischen Citate in seinen Briefen lassen keinen Zweifel darüber, daß ihm auch die Schulzeit in Saalfeld nützlich ward, wenngleich sie zu der tiefreichenden und besondern Bildung, die der Dichter sich in der Folge aneignete, schwerlich vielmehr beitragen konnte, als — mutatis mutandis — die Lateinschule in Strat-

ford am Non zur vielerörterten und allen starren Schulgläubigen unbegreiflichen Bildung Shakespeares.

Otto Ludwigs Leben in Saalfeld kennen wir nur aus gelegentlichen Erinnerungen und Äußerungen des Dichters in späterer Zeit. Briefe und Aufzeichnungen aus jenen Jahren scheinen nirgend erhalten zu sein. Ein Mitschüler vom Saalfelder Lyceum hat über gemeinsame Bestrebungen, Spaziergänge und Spiele berichtet. Die traurigen Schicksale, die innern Kämpfe und die verfrühten, aber doch ungewöhnlichen Versuche zu eignen Schöpfungen, die Ludwig schon hinter sich hatte, schieden ihn von seinen Genossen. Seine Grundstimmung war und blieb eine düstre, unerquickliche, er verzweifelte am Leben und an seiner Zukunft. Es mochten zum Theil körperliche Zustände sein, die ihm die Tage trübten und den Lebensmut brachen, aber auch traurige Erinnerungen und schlimme Befürchtungen hatten ihren Anteil daran. Seine Bemühungen und Erwartungen waren bisher von dem Glauben an sein poetisches Talent getragen worden. Mit einer rührenden Mischung von Pietät und Unreife hatte er darauf vertraut, daß seine erste poetische Veröffentlichung nicht nur seinen eignen Namen, sondern auch den des geliebten Vaters in die Welt hinausfliegen lassen werde. In sein Exemplar der 1822 in Kulmbach gedruckten poetischen Versuche seines Vaters hatte er bereits den neuen Titel „Gedichte von Ernst Ludwig und Otto Ludwig“ eingetragen, einige der Gedichte des Vaters schüchtern verbessert, hatte wenige eigne hinzugefügt und vom frühen Beginn einer poetischen Laufbahn geträumt. Diese jugendliche Zuversicht auf sein Talent kam jetzt ins Wanken. Zur Zeit vermochte er weder den dunkeln Empfindungen, die ihn heftig bewegten, Ausdruck zu geben, noch, wie es in seinem Lebensalter nur natürlich war, die Schatten der zahlreichen Gestalten, die durch seine Phantasie gingen, mit Leben zu tränken. Er selbst

schrieb 1851 an Friedrich Hofmann in Hildburghausen über seine Saalfelder Erlebnisse und Stimmungen: „Körperliche Schmerzen und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu andrer Beschäftigung.“ Da ihn nur der Vorsatz in einer Gymnasial- und Universitätsbildung die feste Grundlage für die Entwicklung seiner dichterischen Natur, der er leben wollte, zu suchen nach Saalfeld getrieben hatte, da er jetzt an dieser Entwicklung verzagte, so erschien ihm sein längeres Verweilen in Saalfeld als überflüssig. Die Monate, die er in diesen qualvollen Zuständen in der Schule verbrachte, förderten ihn nicht, und er war jetzt geneigt, seine letzte Hoffnung auf die musikalische Begabung zu setzen.

Man muß sich erinnern, daß um diese Zeit, 1833, die Ausbildung der Musiker von Beruf in Deutschland auf die verschiedenste Weise erfolgte, daß nicht wie heute tausend und etliche Konservatorien das Land mit methodisch-dressierten Halbtalenten und Nichttalenten überschwemmten. Beinahe jeder Bericht über das Wachsen und Werden hervorragender Musiker wies andre charakteristische Züge auf, und so war es dem jungen Otto Ludwig wohl erlaubt, zu träumen, daß er, wenn ein Musiker, Komponist oder Virtuos in ihm stecke, diesen auch in der Stille seines Heimatstädtchens reifen lassen könne. Für irgend eine größere Unternehmung dünkten ihm seine kargen Mittel unzureichend. Er wußte wohl, daß er in Berlin oder Leipzig, ja schon in Gotha und Weimar bessere Lehrer und größere Hilfsmittel finden würde, aber bevor er diese in Anspruch nehmen durfte, mußte er seiner selbst gewisser sein. Wahrscheinlich wirkte bei seinen gegenwärtigen Entschlüssen auch die Sehnsucht nach seinem Garten und den Gießfelder Freunden mit. So verließ Ludwig Weihnachten 1833 das

Gyzeum und Saalfeld, kehrte nach Giesfeld heim und bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Oheims Christian wieder.

Er hatte inzwischen das zwanzigste Lebensjahr erreicht und war zu einem stattlichen Jüngling gereift; seine Gestalt und sein Gesicht verrieten nichts davon, daß er von Kind auf mit Krankheit gekämpft hatte. Seine Giesfelder Jugendgenossen (Karl Schaller, Christian Ambrunn, Johannes Recknagel) berichten einstimmig, daß er zu dieser Zeit den Eindruck machte, völlig gesund zu sein. Eine hohe schlanke Gestalt, in der Ruhe wie in der Bewegung natürliche Würde und Anmut, ein ovales regelmäßig gebildetes Gesicht mit hoher Stirn, edel geformter Nase, mit lebhaften braunen Augen (die schon jetzt etwas kurzsichtig waren und ihn zum Tragen einer Brille nötigten), das dichteste und schönste braune Haupthaar machten ihn trotz aller Schlichtheit seiner Kleidung und seines Auftretens zu einer gewinnenden Erscheinung. Seine Lebenspläne und seine Lebensführung erschienen der größern Zahl seiner Mitbürger freilich dunkel und unverständlich, aber da man im kleinsten thüringischen Nest an Originale gewöhnt war, auch Ludwig noch immer für den Erben seines wohlhabenden Onkels galt, so beruhigte man sich bei den zunächst gegebenen Verhältnissen und gewöhnte sich, in dem jungen Manne eine Persönlichkeit zu sehen, deren Gegenwart allen angenehm war, und über deren Zukunft man noch gar nicht urteilen konnte. Der Heimkehrende fand die altgewohnten Verhältnisse wesentlich verändert. Während seiner Abwesenheit hatte die junge Haushälterin den dicken Herrn am 1. Juli 1833 mit einem Sohne, der Adolf getauft wurde, beschenkt und war so ziemlich die Gebieterin des Hauses geworden. Onkel Christian freute sich trotz alledem der Rückkehr seines Neffen, verzichtete

auf den Anspruch, daß Otto im Kramladen seinen Lebensberuf finden solle und ließ den Musensohn seine eignen Wege einschlagen.

Ludwig dachte in autodidaktischer Weise durch Studium und durch Versuche über Wesen und Wert seines musikalischen Talents ins Klare zu kommen. Er verbrachte wiederum viele Tages- und Nachtstunden am Klavier, er spielte beinahe alles durch, was ihm in Klavierauszügen zugänglich war, widmete sich aber zugleich sehr ernstern theoretischen Studien, bei denen ihm sein geliebter Lehrer Morgenroth leider nicht mehr förderlich sein konnte. Dieser war 1833, unmittelbar vor Ludwigs Heimkehr von Saalfeld, als Diakonus und Stadtprediger gestorben. Aber die letzten Rathschläge, die er seinem Schüler erteilt hatte, wirkten nach, und wenn Ludwig noch im Jahre 1839 von Leipzig aus gegen Schaller äußern konnte: „Ich bin nun dahinter gekommen, daß ich im ersten Anfang, da wir zusammen im Garten wohnten, auf dem richtigen Wege war, es wird mir Mühe kosten, aus meiner Verwirrung mich wieder auf den verlassnen guten Weg zu finden,“ so bezeugte er damit nur, wie tüchtig und einsichtig die musikalischen Unterweisungen und Winke seines ehemaligen Kantors gewesen waren. Die Werke des alten Fr. Wilhelm Marpurg, die „Anfangsgründe der theoretischen Musik,“ das „Handbuch beim Generalbaß und der Komposition“ und die „Abhandlung von der Fuge,“ die zu dieser Zeit freilich schon für veraltet galten, leisteten doch dem Anfänger vorzügliche Dienste, und Ludwig hoffte auf ein um so gründlicheres Studium derselben, als er für das heran- nahende Frühjahr 1834 den Entschluß gefaßt hatte, sich ganz in seinem Garten niederzulassen und hier in Gemeinschaft mit Karl Schaller, der jetzt Rechnungs- revisorassistent bei der Giesfelder Amtsverwaltung war, ein Leben nach seinem Sinne zu führen.

Schon im März des genannten Jahres richteten sich Ludwig und sein getreuer Schaller in dem schönen Gartenhause ein, wohin Ludwig seinen Flügel hatte bringen lassen, und das von den Tagen des Stadt Syndikus her noch mit allen zwei unverwöhnten jungen Männern nötigen Bequemlichkeiten versehen war. Zwischen den Bäumen und Lauben des Gartens, die sich in dem gedachten Jahre rasch begrüneten, zwischen den Rasenabhängen und Blumenbeeten ging den Freunden ein Leben auf, das an Rousseaus Jugendidyll in den Gärten der Charmettes, an das Traumleben von Eichendorffs „Lügenichts“ erinnert. Als Ludwig manches Jahr später die Bekenntnisse Rousseaus las, schrieb er in sein Tagebuch, er glaube sein eignes Leben an sich vorüber gleiten zu sehen, und mochte vor allem an den Frühling, Sommer und Herbst von 1834 denken. Nach Schallers Erzählung war „die Zeit vom Morgen bis Mittag der Arbeit gewidmet. Ludwig saß in der großen Oberstube des Gartenhauses am Flügel oder Arbeitstisch und komponierte an Opern, die entweder schon vorbereitet waren oder hier erst neu entstanden, während ich mit prosaischen Rechnungsrevisionen beschäftigt war, ohne uns gegenseitig zu stören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hause am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen schlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechsen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinschaftlichen Studium meist klassischer Opern im Klavierauszuge, des Marpurgschen Wertes über die Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Übung im Instrumentieren, im Klavierspiel und Gesang, die spätre Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserlesnen Gesellschaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unserm Wohnzimmer

musizierten. Männerchor und Streichquartette, Arien, Duette, Terzette und Chöre aus guten Opern mit Streichquartett- oder Klavierbegleitung, auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernszenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert. Eine junge mit Ludwig verwandte, von Morgenroth gebildete Sängerin mit bedeutender Sopranstimme, Sophie Fischer (die nachherige Ehegattin Schallers), erfreute an geselligen Abenden durch trefflichen Sologesang. — Mozart war als Opernkomponist unser Liebling. Die Oper im allgemeinen, wie sie damals beschaffen war, der vom guten Wege Glücks und Mozarts abirrende musikalische Geschmack, das Eindringen der neuen italienischen und französischen Musik, ihr nachtheiliger Einfluß auf die deutschen Komponisten und das deutsche Publikum, die Vernachlässigung des dramatischen Elements und des Ausdruckes, überhaupt der künstlerischen Wahrheit gab unsern Unterhaltungen vielen Stoff.“

Nicht nur für Schaller, der offenbar in diesem schönen und reichen Sommer das Herz seiner Sophie gewann, sondern auch für Ludwig war die Erinnerung an den Aufenthalt im Garten vom goldensten Lichte umwoben. Er empfand damals die tiefe Wahrheit des Rousseauschen Wortes: „Das wahre Glück ist nicht zu beschreiben, man muß es fühlen, und man fühlt es um so besser, je weniger es sich beschreiben läßt, weil es nicht aus einer Anzahl von Thatfachen entspringt, sondern ein bleibender Zustand ist.“ Und er äußerte wohl später gegen Hendrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben sei die glücklichste Zeit seiner Jugend gewesen. Die hoffnungsreiche Arbeit des Sommers 1834 begann mit dem Entwurf einer romantischen Oper „Der Viederkönig,“ in deren Chöre und Romanzen ein Hauch der träumerischen und wehmütigen Todessehnsucht hineinwehte, die den poetischen Musiker oft mitten im Gefühl der Jugend und Kraft überkam:

Wieder sitz ich an der Quelle,
 Und ich lausch dem alten Klang,
 Tönt mir durch den Laut der Welle
 Nie des Schwanes Scheidesang?
 Leise dämmerts in den Auen,
 Und der Sonne goldner Blick
 Aus der tiefen Flut, der blauen,
 Giebt sich scheidend ihr zurück.
 Stille wird es. Leis und leiser
 Tönt — bald schweigt der Vögel Lied —
 Und ich Sänger nur, ich greiser
 Und ich müder, bin nicht müd!

Der Oper „Liederkönig“ schloß sich demnächst der Entwurf einer komischen Oper in drei Aufzügen „Signor Formica“ nach G. L. A. Hoffmanns gleichnamiger Novelle an. Ludwigs Gewohnheit scheint es gewesen zu sein, wenn er den Entwurf einer Oper beendet hatte, einzelne Szenen poetisch wie musikalisch auszuführen, und so wird es verständlich, daß jetzt wie später ein Opernplan den andern in den Hintergrund drängte. Ludwigs Stärke war schon zu dieser Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine starke, unablässig arbeitende Phantasie, vor der Bilder und Gestalten in voller Deutlichkeit standen, eilte seinem Gestaltungsvermögen rastlos voraus, und während er ernsthaft die Zukunft als Musiker vor Augen hatte, regte sich der poetische Antrieb beständig wieder. Lyrische Gedichte, die er teilweise zugleich in Musik setzte, Opernentwürfe, aber auch Entwürfe zu Tragödien ohne Musik beschäftigten ihn neben der Komposition einiger Balladen und dem Gedanken an ein Requiem, mit dem er seinen spezifisch musikalischen Beruf zu erweisen gedachte. Auch der Versuch, „Romeo und Julia“ zum Stoff einer Oper zu wählen, fiel nach Schallers Bericht in diesen Sommer. Wahrscheinlich gehörten Bellinis „Montecchi und Capuletti,“ die sich eben damals in

Deutschland zu verbreiten anfangen, zu den Opern, die Ludwig im Hoftheater zu Koburg hörte, wohin er mit Schaller jetzt wie später Ausflüge, meist erfrischende Fußwanderungen, unternahm, um sich lebendige theatra-
lische Anschauungen und die Eindrücke eines vollen Orchesters zu verschaffen, die er in Eisfeld nicht haben konnte.

Sonst vermiste der strebende und ringende Künstler während dieser glücklichen Zeit in seinem Heimatstädtchen und dessen Wald- und Bergumgebungen zunächst nichts. Er war vielmehr von den Eindrücken seiner nächsten Umgebung neben den frohgeselligen Verhältnissen, die sich unter dem Zauber gemeinsamer Musikübung, frischen Musikgenusses um ihn bildeten, befriedigt und entzückt. So jugendlich heiter er sich dieser Geselligkeit hingab, so verleugnete er doch schon jetzt nicht den ererbten, tief in seinem Blut liegenden, mit seinen besten Eigenschaften fest verknüpften Zug zur Einsamkeit. Denn tiefer als einer seiner Freunde lebte er sich mit der Natur ein, die ihm von Kindheit an vertraut war, und die ihm jetzt als Nährerin seiner innern Beglückungen, als stille Besänftigerin seelischer Kämpfe und Wallungen, als nie versagende Gesundheitsspenderin bei mancherlei krankhaften Anwandlungen täglich unentbehrlicher ward. Wenn Schaller erzählt: „Jede schöne Landschaft konnte Ludwig bis zur Ekstase begeistern, besonders liebte er den lieblich gemischten Laub- und Tannenwald des sogenannten Eichholzes und die düster ernste Vorgebirgskette des Thüringerwaldes im Nordosten Eisfelds mit ihren tiefblauen Konturen und den herrlichen Fernsichten in die Thüringer Thäler und Orte. Er jauchzte oft laut auf, als wir sie gemeinsam durchwanderten,“ so tritt uns aus Ludwigs eignen Worten entgegen, daß sein Naturbedürfnis und Naturempfinden nicht an die Lust jugendfroher Wandertage gebunden

war: „Es ist seltsam, daß die Natur für mich personifiziert ist, daß ich nicht nur in ihr lebe, sondern wie ein Mensch mit dem andern, Gedanken austauschend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar so, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeschieden von den andern und sozusagen wandelnd im Bewußtsein, sodaß ich nicht allein fühle, daß sie Wirkung auf mich machen, sondern mir ist, als ob ich auch auf sie wirke und die Gestalt, wie sie mir erscheinen, die Spuren dieser Wirkung zeige.“

Otto Ludwig empfand damals den geheimen Zauber solcher Naturseligkeit und jeden Reiz des träumerisch einsamen wie des künstlerisch geselligen Lebens in seinem Garten um so unbefangener, als er bei seinen Studien und Arbeiten Tag für Tag Fortschritte machte und mit schwungreicher Phantasie die Hindernisse übersflog, die zwischen seinem ernstesten Willen und der Vollendung und Wirkung seiner künstlerischen Arbeiten noch lagen. Ein gütiges Geschick gewährte ihm für den Augenblick alles, was andre Kunstjünger in größern Verhältnissen vielfach vergeblich ersehnten. Er hatte an Karl Schaller den Freund, der „in jener Zeit der geschickteste Geburtshelfer und Pädagog seines Geistes, zugleich sein Publikum und Kritiker war,“ er lebte in zwanglosen, behaglichem Verkehr mit einigen jungen Männern seines Alters, unter denen ihm J. Burckhardt, der nachmals berühmte und ausgezeichnete Glasmaler, ferner der Bergbeamte im Blaufarbenwerk Sophienau, ein geborner Badenser, Merlet, einige Schul- und Spielgenossen, wie die Gebrüder Johannes und August Recknagel näher standen. Der „dicke Herr“ ließ zu der Zeit nicht nur den Neffen sein wunderliches Wesen treiben, sondern setzte auf dies Wesen einige frohe Hoffnungen, die ihm in seinen unerquicklichen häuslichen Zuständen wohl zu gönnen waren. Lud-

wig war während des Aufenthalts in seinem Garten und Gartenhause dem Schauspiel, das in dem Hause des Onkels aufgeführt wurde, ferner gerückt gewesen; als er im Spätherbst des Jahres wieder in die Stadt zog und sein Winterstübchen einrichtete, traten ihm auch die Mißverhältnisse, in die sich der Onkel begeben hatte, wieder vor die Augen und zogen ihn aus seinen Künstlerträumen in eine schlimme Wirklichkeit.

Obschon es Abrede zwischen Onkel und Neffen war, daß dieser sich seiner musikalischen und allgemeinen Ausbildung hingeben und zu keinem Ladendienst verpflichtet sein sollte, so bewirkten doch Gewohnheit und augenblickliches Bedürfnis, auch mancherlei Rückfälle in seine ursprünglichen Anschauungen, denen Onkel Christian ausgesetzt war, daß Ludwigs kaufmännische Thätigkeit in den Jahren zwischen 1835 und 1838 gelegentlich fortgesetzt wurde. Ludwig selbst fand nichts dabei, dem Oheim und seinem Ladendiener Beistand zu leisten, wenn es notwendig erschien, er mußte schon dafür zu sorgen, daß seinen eigentlichen Beschäftigungen nicht zu viel Abbruch geschah. Auch wäre in der Enge und bei der unbefangenen Natürlichkeit der kleinstädtischen Verhältnisse wenig dagegen einzuwenden gewesen, wenn der Kunstjünger nicht durch diese gelegentlichen Hilfsleistungen immer wieder falsche Ansprüche seiner Mitbürger erweckt hätte. Der dicke Herr aber wurde fortgesetzt von der Wohlmeinung der Lebensklugen geplagt, die ihm zu bedenken gaben, ob er seinen Neffen geradezu zum Tagediebe erziehen wolle. Zum Mundstück dieser Art öffentlicher Meinung machte sich neben andern auch die vielberufne Haushälterin Elisabeth Heinlein, die ihre Gewalt über den schwachen und frauensüchtigen Hausherrn je länger um so stärker zu mißbrauchen begann. Ludwig kümmerte sich wenig darum, was die ungebildete und klatschfüchtige Person über ihn dachte und sprach, aber er war ernstlich um

das Glück und Lebensbehagen des Oheims besorgt, der den leidenschaftlichen Szenen, die ihm seine Hausgenossin spielte, in keiner Weise gewachsen war. Sie hatte sich in dem ihr ungewohnten reichlichen Leben im Hause Ottos dem Trunke ergeben und gefiel sich in leidenschaftlichen Zornausbrüchen gegen ihren Brotherrn. Der alternde Lebemann, der nicht mehr wagte und auch kein Recht mehr hatte die wilde Lisbeth zu ihrer Familie heimzuschicken, flüchtete vor solchen Stürmen in das Zimmer seines Neffen oder auch wohl in dessen Garten, den Ludwig im September 1843 nach dem Tode des Onkels in einem Briefe an Ambrunn „den Ort, wo der dicke Herr noch eine Freistatt fand vor ihr,“ nannte. Daß diese häuslichen Kämpfe, in denen Ludwig „zuerst die Leidenschaft in ihren verstecktesten und furchtbarsten Regungen studierte,“ eine Schule für den künftigen Dichter wurden, konnte der Musiker, der im Augenblick nur ihre grellen Disharmonien fühlte, nicht ahnen. Aber unter den traurigen Eindrücken dieser Erlebnisse regte sich in der Seele des Jünglings ein tiefes, warmes Mitleid für den geplagten Mann, in dem er eine ursprünglich gute, ja ungewöhnliche Natur beklagte, die durch Mangel an Ausbildung und kleinstädtisches Genußbehagen verkümmert war.

Im vielbewegten Jahr 1834 sah Ludwigs Vaterstadt die ersten Auswanderer nach Amerika ziehen, zu denen auch einige Personen aus Ludwigs engerem Lebenskreise gehörten. Eins seiner ältesten erhaltenen Gedichte (das nachmals im „Kometen,“ Jahrgang 1840, gedruckt wurde), das „Lied der Auswandrerr“:

Ade, ihr Lieben, und nun macht
 Das Scheiden mir nicht schwer,
 Ade, ihr freund mir und bekannt,
 Such mir ein neues Vaterland
 Da drüben überm Meer.

Gehst übers Meer, da fühlt man erst,
Wie fest die Heimat hält,
Da greift es hin durch Mark und Bein,
Die Hände her — laßt Weinen sein,
Es geht nicht aus der Welt!

Seid ohne Sorgen, lehrt euch nicht
An Ängsten und an Spott.
Auch über fernem Berg und Thal
Ist blauer Himmel allzumal,
Und überm Himmel Gott!

zeigt den Eindruck dieses Ereignisses auf den jungen Mann, dem bei dieser Gelegenheit der Gedanke kommen konnte, daß er für seine von allem Gewohnten abweichende Entwicklung, sein Streben einen neuen Boden jenseits des Meeres suchen müßte, während er doch fühlte, daß er unlösliche Wurzeln im Leben der Heimat habe. Zum Glück blieben es auch in späterer Zeit vorübergehende Träume, die ihm vorgaukelten, daß er vielleicht unter dem neuen Volke ein neues Theater gründen könnte. Denn Ludwig besaß keine einzige der Eigenschaften, die in Amerika galten und Erfolg verbürgten.

Auch während der Jahre 1835 bis 1838 lebte er fortgesetzt in Giesfeld, zumeist im Hause seines Onkels, im Sommer und Herbst oft wochenlang in seinem Gartenhaus wohnend, und fuhr fort, theils seiner musikalischen und seiner allgemeinen Ausbildung obzuliegen, theils in immer erneuten schöpferischen Versuchen einen künstlerischen Weg und ein bleibendes Zeugnis seiner rastlos arbeitenden Phantasie zu suchen. Während die äußern Verhältnisse um ihn her gleich blieben, vollzog sich in seinem innerm Leben eine von Jahr zu Jahr wachsende Veränderung. Hatte sich schon der Knabe und der reisende Jüngling von den ihn umgebenden Menschen durch die Macht seiner Anlagen, die Tiefe

seines geistigen Lebens, den unablässigen Drang zur Kunst unterschieden, so trug er jetzt Ideale und Forderungen an sich selbst in der Seele, für die den Kleinstädtern, mit denen er lebte (den einzigen Schaller vielleicht ausgenommen), jeder Maßstab gebrach. Dabei war er in urwüchsiger Heimatliebe, in warmer Anhänglichkeit an die gewohnte Enge (die ihm zur Weite ward, indem er sie vertiefte) noch weit davon entfernt, sich hinwegzuwünschen, und suchte, wenn ihm das Mißverhältnis zwischen seinem Wesen und dem der andern Gissfelders zum Bewußtsein kam, in rührender Bescheidenheit die Schuld bei sich selbst. Wenn er im Februar 1837 in sein Tagebuch einzeichnete: „Beschlossen, den Humor einigermaßen abzulegen. Man wird durch ihn verbittert, allen Lebensverhältnissen entfremdet und dem Leben selbst, und es sind, wie ich ahne, gerade die unanscheinlichsten (unscheinbarsten), in welchen die meiste wahre Poesie liegt,“ so konnte freilich im Ernst nicht davon die Rede sein, sich einer der Göttergaben zu entäußern, die ihm verliehen waren, aber schon der Vorsatz läßt erkennen, wie ernst es dem jungen Ludwig darum zu thun war, das menschliche Verhältniß zu seinen Heimatgenossen nicht zu trüben. Die Behauptung, daß er „apart erscheine und apart sein wolle,“ traf ihn noch wie ein Vorwurf, und er strebte redlich seinen geistigen Gewinn dem Behagen seiner Landsleute dienstbar zu machen. Schallers Wort: „Er war der bescheidenste Mensch, von tiefem Gemüt und feinem Gefühl, das sich bei irgend einer Verletzung nicht nach außen Luft machte, sondern wie eine Schnecke in ihr Haus sich nach innen zurückzog und vom Verlegenden kühl abwandte,“ galt für diese wie für spätre Jahre. Doch fanden in der Zeit der tastenden und ringenden Selbstbildung und der unsichern äußern Lage solche Verletzungen eben häufiger statt, als in späteren Tagen.

Die Entbehrungen, die Gissfeld ihm auf musika-

lischem Gebiet auferlegte, wurden von Otto Ludwig und der kleinen Freundesgruppe, die er in seine künstlerischen Interessen hineingezogen hatte, lebhaft genug empfunden. „Nach Beethovens Werken, insbesondere nach seinen Symphonien, die wir damals nur vom Hörensagen oder aus auswärtigen Relationen kannten, sagt Schaller und die wir unter den uns umgebenden kleinen Verhältnissen nicht selbst hören konnten, trugen wir eine tiefe Sehnsucht, die uns erst viel später außerhalb der Heimat gestillt werden sollte. Öfters machten wir kleine Fußreisen nach Hildburghausen zu Konzerten, nach Koburg zu dergleichen und zum Besuch von Opern, ja sogar, da in Koburg zu dieser Zeit klassische Opern nicht gegeben wurden, eine größere im Winter nach dem zehn Stunden entfernten Meiningen, um den längst vorher im Klavierauszug studierten »Don Juan« Mozarts, die Lieblingsoper Ludwigs, hören zu können.“ Der Eindruck solcher Kunstgenüsse befestigte den Strebenden in seiner besondern Leidenschaft für die Oper. Er komponierte zu dieser Zeit wohl einzelne Lieder, Balladen, begann auch ein Requiem und eine Hymne auszuführen, aber seine Hauptthätigkeit galt den früher geplanten und neu entworfenen Opern, für deren Durchführung und Vollendung ihm die Leichtigkeit verhängnisvoll ward, mit der ihm stets neue Handlungen und Gestalten zuströmten. Von den Plänen des Jahres 1834 beschäftigte ihn der zur Oper „Signor Formica“ noch längere Zeit, im Jahre 1837 verzeichnete er die Komposition einiger neuen und die Umarbeitung mehrerer ältern Nummern dieser Oper, macht sich aber auch in den Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Jahres das Eingeständnis, daß er des romantischen Stoffes wie seiner Musik zu demselben herzlich müde sei und nur durch Gründe, die mit seinem persönlichen Leben zusammenhingen, davon festgehalten werde. „Auf die Dauer ist die komische Oper nicht für mich. Er wird

auch vorübergehen, dieser gar zu süße Kelch, diese obergärig ordinäre Musik.“ Wie es scheint, hatte sich Ludwig in der Komposition dieses Werkes der herrschenden französischen und italienischen Spieloper so viel angenähert, als ihm immer möglich war, um sich schließlich doch zu überzeugen, daß niemand über seinen Schatten springen kann. Schon im August 1836 hatte er die Dichtung zu einer neuen großen romantischen Oper, „Der goldne Schlüssel,“ nach einem orientalischen Märchen beendet, in den nächsten Jahren entwarf er drei weitere romantische Opern: „Lorelei,“ „Frau Diana“ und „Zuma,“ zwei zweiaktige Opern „Amasis und Tentyra,“ „Spanische Nacht,“ eine einaktige Oper „Die Fischerin,“ die sämtlich kaum über die Entwürfe, jedenfalls nicht über die Anfänge hinaus gediehen.

Dem Grübler und Selbstquäler, der Ludwig auch in diesen Jugendtagen zu Zeiten war, hätte der Umstand auffallen sollen, daß die durch jede Lektüre, jede einsame Stunde in seinem Garten neuangeregte Einbildungskraft und Gestaltungslust sich entschieden nicht in den Kreis der bevorzugten Musik bannen ließ. Er sagte sich wieder und wieder, daß auf dem eingeschlagenen Wege nur der Musiker zum Ziele gelangen, und daß er in Saalfeld allenfalls nur eine seinen besondern Zwecken gemäße musikalische Ausbildung gewinnen könnte. Er wollte ausschließlich Musiker sein und vermochte es nicht. Das poetische Talent, das er sich in Saalfeld abgesprochen hatte, regte sich stets aufs neue und ließ sich nicht an die Operndichtung binden. Seine gegenwärtigen Ideale und seine vorwiegende Beschäftigung ließen den Gedanken eines großen Gedichts „Cäcilie“ oder „Polyhymnia“ entstehen, das „eine Theodicee der Musik“ sein und werden sollte! „Entstehung der Musik, Fortbildung bis zum Silberblick Mozart-Beethoven, ihre Wirkung auf den Menschen; Tanzmusik, Kriegsmusik, Kirchenmusik, Choral, Dra-

torium, Symphonie, Oper, Schiffergefänge u. s. w.“ Offenbar hatte Ludwig zur Zeit, als er sich mit diesem Plane trug, sich an Schillers Künstlern erbaut und begeistert; im erhaltenen Eingang des Gedichtes schilderte der poetische Musiker, wie die Natur unter Helios Tritten sich mit Formen und Farben schmückt, aber nur dem Auge wohlthut.

Lautlos trüg im toten Zwange
Herrschte in des Lebens Gange
Der Bewegung kalt Gesetz,
Noch nicht schlang des Rhythmus Schöne,
Nicht der goldne Fluß der Töne
Gold darum sein zaubrisch Netz.

Auch die weitere Ausführung dieses Gedichtes unterblieb, ebenso wie die des großen Romanzenzyklus „Octavian“ und des nordischen Heldenepos „Svanhildur“, weil ihm seine musikalischen Pläne wichtiger und aussichtsreicher vorkamen. Aber neben den Opernplänen drängten sich Handlungen und Bilder vor sein inneres Auge, die nur in andern dramatischen Formen belebt werden konnten. Die Geschichten der schönen Vaders-tochter Agnes Bernauer, des Engels von Augsburg, und die des Burgunderherzogs Karls des Kühnen, der umsonst im treuen Eckart den Warner zur Seite hat, wollten aus seiner Phantasie nicht weichen, eine mit Zaghaftigkeit wunderbar gepaarte Zuversicht, daß die wechselnden Gesichte, die er im farbigen Nebel sah, Gestalt gewinnen würden, lockte ihn immer aufs neue zur dramatischen Poesie. Zwar beweisen seine Aufzeichnungen, daß er auch für diese rein poetischen Pläne hier ein Lied, dort ein Melodrama in Aussicht nahm, doch waren das nur lose Fäden, die die beunruhigend rege poetische Bildkraft noch an seinen gegenwärtigen einmal erwählten Beruf knüpfen sollten.

Gegen den Ausgang des Jahres 1836 wurde in Giefseld ein Liebhabertheater ins Leben gerufen, das

von Haus aus wohl kaum höhere Ziele hatte, als ähnliche Gründungen in andern kleinen Städten. Die Lust an theatralischen Darstellungen war hier um so frischer geblieben, als sie nur von Zeit zu Zeit durch wandernde Schauspielertruppen Befriedigung gefunden hatte. Nach den Berichten über Otto Ludwigs Knabenzeit und seine ersten theatralischen Eindrücke darf man annehmen, daß in den zwanziger Jahren unter diesen Wanderbühnen ein paar bessere sich befunden hatten. Später aber hatten sich die dargebotenen Kunstgenüsse so wenig befriedigend gezeigt, daß den kunstsinigen und beweglichen Kreisen des Städtchens der Gedanke nahe lag, man könnte es selbst besser machen. Die Jugend Gissfelds und der Umgebung schloß sich mit Eifer zu dem Unternehmen zusammen, Lustspiele und Singspiele aufzuführen; in dem Saale des Schützenhofes, der allen allgemeinen Vergnügungen diente, schlug man ein kleines aber hübsches und zweckmäßiges Theater auf und unter den freiwilligen Darstellern entsfalteten sich bald wirkliche Talente. Durch Ludwigs Teilnahme und Eingreifen bekam das Ganze einen höhern Schwung und eigentümlichen Charakter, seine „Anstellung als Theaterdichter und Kapellmeister, die er um so leichter erhielt, als er sie selber zu vergeben hatte,“ machten ihn bald zur Seele des Ganzen. Hatte bei Gründung des Streichquartetts, des Männergesangsquartetts, den frühern Chorübungen Schaller die erste Hand angelegt, so war diesmal, wo etwas Rechtes und die Möglichkeit, die eignen Fähigkeiten zu erproben, in Aussicht stand, Ludwig die bewegende Kraft, schon bei den Vorbereitungen und Proben, und empfing von der Existenz der Liebhaberbühne eine kräftige Anregung zur endlichen Ausgestaltung eines seiner zahlreichen Opernpläne. Seit dem Herbst 1836 arbeitete er an einer Oper „Die Geschwister,“ deren einfache Anlage und Szenerie ihm den Gedanken

nahe legte, sie mit den Kräften und Mitteln, die ihm jetzt zu Gebote standen, zur Aufführung zu bringen. In der That führte Ludwig im Winter von 1836 zu 1837 die dreiaktige Oper, oder besser das dreiaktige Liederspiel, dessen Schauplatz Tirol, und zwar das Tirol des Jahres 1810, das besiegte, nach der vergeblichen Erhebung wieder in die Hände der Franzosen gefallne Tirol war, vollständig aus. Die einfache Handlung entbehrte nicht einer gewissen dramatischen Spannung, und die eingeflochtenen Lieder, Duette und Chöre wuchsen aus der Erfindung natürlicher hervor, als im landläufigen Operntext jener Zeit üblich war. Das ganze Werk selbst fand der Dichter „ein bißchen zu pathetisch und zu altflug.“ meinte aber, da ihm die Vollendung und Abrundung leidlich gelinge und die Musik wirklich Wohlklang und Leben habe, für seine nächste Entwicklung die besten Erwartungen hegen zu dürfen. Die Einstudierung der „Geschwister“ brachte ihn in lebendige Berührung mit einer größern Anzahl von Menschen; unter dem 7. Februar 1837 rühmte er von sich selbst: „Bin jetzt ein vergnügter Mensch voller Hoffnung und Lust zum Werke.“ Bei der Zusammenstellung eines Chores und eines Orchesters kam dem Komponisten und Dirigenten die angeborene Sangeslust, die alte und allgemeine thüringische Musikliebe entgegen und zu Hilfe, binnen wenig mehr als einer Woche war namentlich ein ganz stattliches Orchester beisammen, in dem neben den Stadtmusikanten kunstbesessene und eifrige Dilettanten saßen. Wo zwei Meilen im Umkreise ein Geiger, Cellist oder Flötist lebte, da wurde angepöcht, und was für eine andre beliebige Theateraufführung der Gießfelder unerreichbar gewesen wäre, das geschah dem eignen noch nie aufgeführten Werke des jungen künstlerischen Landmannes zuliebe. Da waren nach Friedrich Hofmanns Erzählung, die auf Gießfelder Erinnerungen fußte: „Förster, die das Waldhorn, Doktoren,

die die Trompete, Maler, die die Flöte, Lehrer, die andre Instrumente blasen, die Violine ist mächtig besetzt, das Cello handhabt der alte Pfarrer von Stelzen meisterhaft, an jedem Pulte stehen neben den Musikern von Profession Freiwillige, die für ihr Instrument ihren Mann stellen, bis zu den Pauken, die ein langer Amtschirurg bearbeitet, der allemal behauptet »Die Stimm ist net richtig,« wenn er falsch eingefallen ist.“ (Gartenlaube 1865, Nr. 19.) Schon von der ersten Leseprobe an, die er am 12. März abhielt, demselben Tage, an dem er das letzte Musikstück für sein Viederspiel niederschrieb, erfreute sich der Poet wie der Komponist am Enthusiasmus der Mitwirkenden und am 27. März bemerkt er nach der zweiten Musikprobe: „Der Enthusiasmus der Darsteller und Musiker scheint mich diesmal frei machen zu wollen von meinem gewöhnlichen Stel an meinen eignen Werken, wenn sie einmal fertig sind.“ Die Proben gaben ihm die willkommne Gewißheit, daß sein Ohr und sein Auge der Leitung theatralisch-musikalischer Werke gewachsen waren. Die erste Aufführung am Montag den 3. April, der am Sonntag den 9. April eine Wiederholung folgte, „der vielen wegen, die bei der ersten Darstellung den Saal schon geschlossen gefunden hatten,“ ward zu einem Ereigniß für die Kleinstadt am Thüringerwalde, einer Begebenheit, deren Gedächtniß sich durch Jahrzehnte erhielt. Die Aufnahme, an der landsmannschaftliche und lokale Teilnahme für den Künstler, frische Empfänglichkeit für alles Lebendige und Bewegte und ein gesunder Instinkt für echtes Talent gleichmäßigen Anteil hatten, war eine freudige, und der Erfolg steigerte sich bei der zweiten Aufführung. Ludwig bemerkt in seinem Tagebuch, daß alles besser gegangen wäre, als er erwartet hätte, fügt bedeutsam hinzu: „Es war hohe Zeit!“, und jauchzte am 13. April auf: „O was ist das ein ander Leben jetzt; alle Kräfte fangen

wieder an sich zu regen, es wird wieder Frühling in mir!"

Man fühlt aus den kargen Aufzeichnungen, die er sich selbst und den eignen Stimmungen gönnte, wie wohl ihm die bescheidne erste Wirkung that, die seinem Schaffen zu teil geworden war. Und dies Gefühl ist nur zu erklärlich. Aller tapfre Mut, den sich der Autodidakt in frühern Lebenskämpfen erworben hatte, alles sinnende Phlegma, das ihm neben der rastlos arbeitenden Einbildungskraft angeboren war, hatte ihm das Bewußtsein nicht übertäuben können, daß seine Lage und Zukunft wunderbarlich ungewiß seien. So gleichgiltig ihm die hausbackne Weisheit seiner Heimatgenossen auch immer erschienen war, in bösen Stunden war sie ihm doch ins Ohr geklungen, hatte Grillen geweckt und ihn seufzen lassen: „Dies (das Grillenfängen) ist halt doch das Handwerk, das ich am besten verstehe.“ Er vergaß in der grünen Einsamkeit des geliebten Gartens die Sorgen, aber er überwand sie nicht. Denn alle Versuche, dem, was er geschaffen und entworfen hatte, äußere Wirkung zu geben, sich brieflich mit namhaften Musikern in Verbindung zu setzen, für Lieder, Romanzen und Erstlingskompositionen Verleger zu finden, hatten sich bisher vergeblich gezeigt. So riefen denn die Darstellungen des Singspiels „Die Geschwister“ und das Echo, das sie in den nächsten Kreisen weckten, neuen Lebensmut und die Zuversicht, daß er auf dem rechten Wege wäre, in Ludwigs Seele hervor.

Es war freilich auch jetzt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht stracks in den Himmel wuchsen. Gerade in den Tagen, wo ihn die Einstudierung seines Werkes erfreute, erfuhr er, daß Schaller nach Basungen versetzt werde („gehen müsse," sagte der heimatfrohe Gissfelder), wo ihm eine bessere Stellung und die Möglichkeit, seinen eignen Herd durch die Verbindung mit Sophie Fischer begründen zu können, in Aussicht stand. Das Glück

des Freundes brachte ihm die eigne Entbehrung stärker zum Bewußtsein, mancherlei persönliche Erfahrungen, die er eben damals machte, erpreßten ihm den Stoßseufzer: „Da die Ursache die mich hier fest hielt, erledigt ist, will ich fort. Es wird mir jeder Tag hier zur Last.“

Doch die Vorsätze, Gissfeld den Rücken zu kehren, waren keineswegs rasch und leicht ausführbar. Selbst nach dem Beweis von Kraft, den der Nefte mit dem vollendeten und aufgeführten Viederspiel gegeben hatte, zögerte der Onkel, ihn bei irgend einem Vorhaben zu unterstützen, das man in Gissfeld ein Abenteuer gescholten haben würde. Ludwig erwog damals die Möglichkeit einer Übersiedlung nach Berlin, Dresden oder München, wo er überall eine blühende Oper vorhanden wußte, und wo er auf schnellere Förderung seines Talents hoffte. Aber der Oheim wie dessen welterfahrene Gissfelder und Hildburghäuser Freunde (unter den Letztern stand der Bauinspektor Johann Georg Buck, „Papa Buck,“ in erster Reihe) waren der Meinung, daß erst die Aufführung eines größern Werkes an einer größern Bühne gesichert sein müßte, ehe ein so gewagter Schritt unternommen werde. Der arme Kunstjünger fand nur zu reichlich den guten Rat, den das Talentum, das von Kunstdingen und künstlerischen Notwendigkeiten nicht den leisesten Begriff hat, immer äußerst freigebig zu erteilen pflegt. Er befolgte ihn nach Kräften, Textbuch und Partitur der „Geschwister“ wanderten zu verschiednen berühmt gewordenen musikalischen Landsleuten, so zu dem damaligen ersten Cellisten der Dresdner Kapelle Justus Johann Friedrich Dohauer, der aus Häselrieth bei Hildburghausen stammte, aber der Heimat schon seit manchem Jahrzehnt entfremdet keine Teilnahme für das dort entstandne Werk an den Tag legte. Auch von München, Frankfurt und Leipzig kamen die Manuskriptsendungen Ludwigs zurück, oft

uneröffnet, hie und da von ein paar nichtsagenden Worten begleitet. Nirgend wollte sich eine tröstliche und kräftigende Aussicht aufthun.

Daß Ludwig solchen Rückschlägen zum Troß auf dem betretenen Wege bei seinen Studien und Arbeiten ausharrte, zeigte wie tief seine Natur, wie ernst und echt sein innerer Drang waren. Und die Gewichte, die sich an jeden freien Aufschwung hängten, wurden im Verlauf der Jahre schwerer: der Strebende hatte das fünfundzwanzigste Lebensjahr erfüllt, ohne bis jezt eine bessere Bürgschaft für seine Zukunft zu haben, als die rastlos arbeitende künstlerische Phantasie und die Gewißheit, daß seine durch Musikübung und Lektüre geförderte, in unablässigen Versuchen eignen Schaffens vertiefte Bildung täglich wachse. Es ist erstaunlich, dieses Wachsen selbst in den sprungweis und lückenhaft geführten Tagebüchern Otto Ludwigs wahrzunehmen, und wiederum ergreifend, der tapfern Resignation zu begegnen, mit der der so rastlos Strebende zunächst auf alle Preise des Lebens verzichtete. Am 17. Februar 1838 gestand er sich: „Der Mensch hat ungeheuer viel zu verlieren, das merkt er erst, wenn es verloren ist. O daß eine Zeit kommen kann, wo man sich selbst nach begangnen Narrheiten sehnen kann. Wir aber wollen suchen, uns immer mehr in uns zurückzuziehen, unser übriggebliebenes inneres Eigenthum häuslicher zu wahren, als bis jezt; bis, was hoffentlich bald geschieht, eine Pfarrei in der Milchstraße vakant wird für uns, oder sei es nur ein Sternwinkeln, drin aber ein Herz, was die Erde nicht für uns hatte.“

Und doch erschien ihm diese so oft quälende Lage wenige Jahre später in Leipzig unter dem Druck fremdartiger, seiner ursprünglichen wie seiner anerzogenen Natur widerstrebender Verhältnisse in einem verklärten Lichte. In der That gab es auch jezt noch eine Seite seines

Lebens, die sich kein junger Künstler schöner hätte träumen können. Die köstliche Einsamkeit seines Gartens, unberührt vom Staube des Marktes und des Tages, die stille Arbeit und der schaffende Traum zwischen dem ersten und dem letzten Grün, die Beschäftigung mit seinen Bäumen und Blumen waren für Ludwig ebensovieles beständig fließende Quellen der Erfrischung und Erquickung. Die tiefe Natur des Dichters empfand mitten unter den Mißlichkeiten und Entbehrungen, die ihm auferlegt waren, den ganzen Segen seines freien, anspruchlosen Daseins auf dem ererbten väterlichen Grunde. Und die eigentümliche Wärme und Treue seines Wesens gewann trotz allem, was ihn von den Giesfelder Menschen und Zuständen innerlich schied, ihnen immer wieder die besten Seiten, Nahrung für Gemüt und Phantasie ab. Der eigentliche Herzensfreund Karl Schaller siedelte, nachdem er in Giesfeld Hochzeit gehalten hatte, Anfang 1838 nach Wafungen über. Die alten „Gevattern,“ wie sie sich scherzweise ansprachen, unterhielten nun einen Briefwechsel, aus dessen ersten Blättern hervorleuchtet, wie sehr Ludwig den getreuen Kameraden vermißte. „Langweilig ist dir, langweilig jezt in Giesfeld über alle Beschreibung,“ rief er ihm im Oktober 1838 zu, und diese Stofsseufzer wiederholten sich, obschon Ludwig mit Burthardt, Merlet und andern fast täglich zum Nachmittagstrunk zusammenkam, auch gelegentlich einen echt thüringischen Ausflug zum Vogelschießen nach Hilburghausen oder Schalkau um so weniger verschmähte, als der dicke Herr zu dergleichen immer bereit war.

Das Verhältniß zum Oheim hatte in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung erfahren. Herzliche Freundschaft verband jezt den alternenden Herrn und den zur Männlichkeit gereiften Neffen. Immer stärker war in Otto Ludwigs Seele das Gefühl des Mitleids mit der ursprünglich vortrefflichen aber im Kleinlichen

Wohlleben erschlafften Natur Onkel Christians, und die Teilnahme für dessen häusliche Qualen geworden. Der dicke Herr hatte den schweren Schritt gethan, um seines Sohnes Adolf willen Elisabeth Heinelein zur Frau zu nehmen. Er hatte damit den letzten Rest häuslichen Behagens geopfert, denn seit die frühere Wirtschafterin sich Madame Otto nennen lassen konnte, verschärften und verschlimmerten sich die unliebenswürdigen Eigenschaften bei ihr nur noch, die schon geschildert wurden; und des Neffens Aufgabe war geworden, in den unseligen Wirren des Ottoschen Hauses vermittelnd einzutreten, die leidenschaftlichen Szenen, die sich innerhalb der Familie abspielten, einigermaßen auszugleichen, und vor allem den jungen Sohn des Onkels, „Meister Adolf,“ wie er in Ludwigs Briefen heißt, vor Zornausbrüchen der eignen Mutter zu bewahren und ihn etwas erziehen zu helfen. Bei der Erinnerung an diese jahrelangen traurigen Erlebnisse durfte Ludwig wohl sagen, daß seine Geschichte bis zum Beginn des Mannesalters ein fortgesetzter Kursus in der angewandten Psychologie und Pathologie gewesen sei. Er hatte so tieferschütternde Eindrücke empfangen, daß er sie nur mit aller Kraft und Tapferkeit der Jugend überwinden konnte. Die Zärtlichkeit, die er für das unter so unglücklichen Umständen heranwachsende Kind hegte, hatte ihre Wurzel in der Liebe zu dem unglücklichen und nun auch von Krankheit gequälten Bruder seiner Mutter. Auch um seinetwillen, um ihm Freude zu machen, wünschte er jetzt lebhaft einen Erfolg seiner künstlerischen Bestrebungen, mit unglaublicher Geduld suchte er den empfänglichen, aber oberflächlichen Onkel in seine tiefen Anschauungen von der Kunst hineinzuziehen, und fügte sich doch wieder mit gutmütiger Nachgiebigkeit in die Lieblingsneigungen des Alten. Aus einzelnen brieflichen Äußerungen Ludwigs steigen wunderliche Genrebilder auf: der jugendliche Neffe am Flügel sitzend und unermülich

Walzer trommelnd, während der dicke Herr mit zum Besuch gekommenen Mädchen tanzt, oder eine Fahrt nach Hildburghausen zum „Fra Diavolo,“ den eine Wandertruppe aufführt, und der den Oheim entzündet, während Ludwig an Schaller berichtet, daß er „eine gänzlich besoffne Oper gehört; Schauspieler, Maschinenmeister, Regisseur, Orchester und Komposition — alles war besoffen,“ aber der Nachklang zu dem allem war doch immer wieder die Wehmut über „die reichen Anlagen zu Ruhm und Glück, die hier so jammervoll theils unausgebildet geblieben, theils zu ihrem Gegentheil umgeschlagen sind.“

Auf Tage und Wochen übte die Beteiligung an dem Eisfelder Liebhabertheater eine erfrischende und zerstreuende Wirkung aus. Nach dem Erfolg des Liederspiels „Die Geschwister“ glaubte Ludwig seinen Darstellern wie seinem Orchester auch eine größere Aufgabe stellen zu dürfen. Er dichtete und komponierte 1838 eine neue Oper: „Die Röhlerin,“ die wiederum zuerst mit den heimischen Kräften in Szene gesetzt werden sollte, für die aber Ludwig auch eine nachfolgende Aufführung auf dem Meininger Hoftheater und größern Bühnen sicher ins Auge faßte. Der erste Entwurf zur Dichtung wurde Ostern 1838 ins Tagebuch eingetragen, die Ausführung schritt während des Sommers rasch vorwärts, obschon sich auch jetzt wieder die mächtigern Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer“ zwischen die leichtern und beweglichern Figuren der neuen Oper drängten. Diese sollte in zwei Akten und vierundzwanzig „Nummern“ „effektvolle, in den dramatischen Gang eingreifende Ensembles“ erhalten, und die Dichtung arbeitete diesen musikalischen Absichten trefflich vor. Es handelte sich um den uralten Vorwurf vom glücklichen Wiederfinden getrennter aber getreuer Liebenden, die Heldin Babi, der der sehr charakteristische Amtmann, ein musikali-

scher Nachkömmling der alten Ffllandschen Halunken in Amt und Würden, die Hütte über dem Kopfe versteigert, wird, des Verkehrs mit einem feindlichen Spion verdächtig, ins Gefängnis abgeführt, sieht aber am Schlusse ihren geliebten Fritz als Divisionsgeneral wieder und macht Hochzeit unter kriegerischem Ehrentümmel.

Sicher wies der Text der Oper Leben, Bewegung, drastische Gegensätze auf und gab dem Musiker reiche Gelegenheit, in schlichter, volkstümlicher Lyrik wie in vieltimmigen Ensemblezenen seine musikalische Kunst zu entfalten. Ludwig komponierte und instrumentierte mit einer Hingebung, als ob ihn ein Vorgefühl bewegt hätte, daß just dieses Werk eine entscheidende Wendung in sein Leben bringen würde. Im Spätherbst fand die Aufführung auf dem Giesfelder „Theaterchen“ statt, die er selbst nur als eine Generalprobe ansehen wollte, und nach der er sofort zu einer Neubearbeitung der Oper schritt, einige Längen kürzte und Nummern, die ihm „nicht einfach durchgreifend genug“ erschienen, vollständig umkomponierte. Wiederum erscholl die Kunde von dem eigenartigen, ohne andre als Selbstschulung aufgewachsenen Talent über Giesfeld hinaus, wiederum erzählte man sich, wie nach den „Geschwistern,“ das Werrathal hinab Wunderdinge von dem jungen Dichter und Musiker, den die Giesfelder in ihrer Mitte hegten.

Und diesmal wenigstens verrann die erweckte Teilnahme nicht in dem Strom der selbstgefälligen und neugierigen Wechselrede. Mehr als einmal hatte Ludwig auch bei den umwohnenden Verlegern angepocht, jetzt, nach der „Röhlern“, erklärte sich die Kesselringsche Hofbuchhandlung in Hildburghausen aus freien Stücken bereit, wenn der Komponist „etwas habe, das passe,“ ein paar Hefte Lieder, Balladen oder dergleichen von ihm zu drucken. Als Otto Ludwig darauf seine

Kompositionen der Goethischen Balladen „Die wandernde Glocke“ und „Der Totentanz“ einsandte, war der willige Verleger immer noch vorsichtig genug, bei einer Autorität, wofür hier der Meiningsche Hofkapellmeister Eduard Grund galt, ein Urtheil einzuholen. Und obschon Grund ein entschiedner Bewunderer der Melodik und des bel canto der neuitalienischen Oper gewesen zu sein scheint, so war er doch einsichtig und unparteiisch genug, Ludwigs dem Charakteristischen zustrebende, etwa an die Kompositionen Karl Löwes und daran anklingende Balladen zu würdigen und der Kesselringschen Handlung zu erklären: „Die Kompositionen des Herrn Ludwig haben mein Interesse für den Komponisten sehr in Anspruch genommen. Sie lassen zwar in melodischer Hinsicht etwas zu wünschen übrig, denn die Erfindung der Melodie ist nicht reich genug, jedoch verraten sie ein unverkennbar großes Talent.“ Dies Urtheil und die Theilnahme Grund's ermutigten Ludwig, Anfang März 1839 auch seine „Köhlerin“ an den Meininger Hofkapellmeister einzusenden. Schon nach wenigen Tagen empfing er einen Brief, der nach seinem eignen Wort auf ihn wirkte, „wie auf den Wanderer in der Wüste das Auffinden einer Oase.“ Grund schrieb (Meiningen, den 6. März 1839): „Mein lieber Herr Ludwig! Das, was ich von Ihrer Komposition bis jetzt flüchtig gesehen habe, hat mich schon überzeugt, daß Sie viel Kompositionstalent haben, es wäre schade, wenn es nicht die möglichste Ausbildung erhielte. Giesfeld, wo Sie nichts hören, ist kein Aufenthalt für Sie. Ich habe Sie deshalb heute dem Herzog empfohlen und habe auch insoweit meinen Zweck erreicht, daß er mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß Sie sobald als möglich selbst nach Meiningen kommen möchten, bis zum 15. April können Sie hier einige Opern hören — am 12. dieses ist die „Somnambula“ von Bellini zum

erstenmale. Kommen Sie nur auf gut Glück her — ich werde nachher mit Ihnen besprechen, was weiter zu thun ist."

So wenig verlockend Ludwig die Aussicht auf die „Somnambula“ dünken mochte, und so scharf er den Gegensatz zwischen seinen eignen und den Kunstanschauungen des wackern Meiningener Kapellmeisters selbst in diesem Augenblicke empfand, so löste sich doch sein ganzes Wesen in Dank und Hoffnung. „Du weißt,“ schrieb er an Schaller, dem er (Eisfeld, den 10. März 1839) die Freudenbotschaft meldete und eine Zusammenkunft in Meiningen vorschlug, „daß Zweifel an meinem Talent ein zehrender Kostfleck an demselben war, und diese Anerkennung scheint um so weniger parteilich, da sie von einem herrührt, der einer andern Schule angehört.“ Er entschloß sich rasch, dem Rufe Grundß zu folgen. Um die Mitte März muß er in der kleinen Residenzstadt eingetroffen sein, am 18. bereits empfing ihn sein Landesherr, dem der Hofkapellmeister inzwischen weitem Bericht erstattet hatte, in Audienz.

Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, der seit 1803 unter mütterlicher Obervormundschaft, seit Dezember 1821 selbständig sein 1826 wesentlich vergrößertes Land regierte, war unter den deutschen Kleinfürsten seiner Tage eine der hervorragendsten und ausgezeichnetsten Gestalten. In kräftiger, lebendiger Teilnahme am Wohl und Wehe der etwa 200 000 Unterthanen, die seiner Hand anvertraut waren, in unermüdlicher Sorgfalt für das Gedeihen seines Herzogtums, bei hellem Blick, festem Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl zeigte sich der Herzog auch bestrebt, jeden alten Ruhm des ernestinisches Hauses zu wahren. Nicht in so ausgeprägter und hervorragender Weise kunstsininig wie sein unvergeßner Vater Herzog Georg, der fürstliche Freund J. Chr. Reinharts und Jean

Pauls, der Gönner Ernst Wagners, oder wie sein Sohn Georg, der gegenwärtig regierende Herzog, war Herzog Bernhard Erich Freund für Kunstschöpfungen und Kunstbestrebungen gleichwohl empfänglich und setzte einen berechtigten fürstlichen Stolz darein, die Talente seines Landes zu fördern, soviel das seine beschränkten Mittel nur immer gestatteten. Daß bei solcher Förderung noch genug von der Art abhing, in der der wohlwollende und willenskräftige Fürst beraten wurde, braucht kaum erinnert zu werden, und daß Grund, der zunächst allein sich Otto Ludwigs angenommen hatte, die entscheidende Stimme führte, war nur in der Ordnung. Der Hofkapellmeister wußte nichts von dem innern Schwanken des ernstesten Autodidakten, nichts von dem geheimen Zuge in Ludwigs Seele, der den starken Schöpferdrang des jungen Mannes immer wieder von der Musik zur Dichtung lenkte. Er meinte einem großen und vielversprechenden Kompositionstalente in Ludwigs Liedern, Balladen und Singspielen zu begegnen und schlug dem Herzog vor, dies Talent der Pflege eines anerkannten, aber jugendkräftigen Meisters, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, anzuvertrauen. Der warme Eifer und die Selbstlosigkeit, die der Meininger Hofkapellmeister bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, bleiben alles Preises wert, auch wenn der schließliche Erfolg gegen seinen Rat entschied.

Am 18. März 1839 meldete Ludwig (Meiningen, in meiner Residenz „Zum Hirsch“): „Soeben komme ich vom Herzoge, der mir seinen allerdurchlauchtigsten Willen kundgethan, mich in Leipzig bei Mendelssohn-Bartholdy meine musikalischen Studien vollenden zu lassen. Ich weiß nicht, ob ich bis Sonntag bleiben kann. Wenn ihr nicht dem Italiener zu Feind seid, so kommt Mittwoch zur Norma.“ Schon zwei Tage später konnte er berichten, daß aus Gründen, die er mündlich darlegen wolle, die „Röblerin“ zur

Zeit in Meiningen nicht aufgeführt werden könne, daß aber inzwischen entschieden worden sei, er „solle im September nach Leipzig, fintemalen Mendelssohn im Sommer gewöhnlich auf Reisen ist.“ Im gleichen Briefe meldete er sich zum Besuch im meiningischen Unterlande, d. h. bei dem Freundespaare in Wasungen an. Das Herz war ihm zu voll, und er mußte das Glückgefühl, das ihn durchströmte, die freudige Erwartung endlicher klarer und ungehemmter Entwicklung mit dem Freunde genießen, der so manche innre Kämpfe, Zweifel und Sorgen der zurückliegenden Jahre mit ihm geteilt hatte. Es waren frohe Lenztage, die dem Künstler jetzt in Wasungen und in Schallers bescheidner Häuslichkeit aufgingen. Der dicke Herr und die alten Getreuen — Burckhardt, Ambrunn, Merlet und andre — hatten indes daheim die Kunde, daß der durchlauchtigste Landesherr an Ottos Talent persönlichen Anteil nähme und ihm ein mehrjähriges Stipendium bewilligt hätte, rasch verbreitet. Die Ludwig wohlgesinnten begrüßten die verheißungsvolle Wendung mit herzlichem Jubel, die Kopfschüttler und Unheilsverkünder nahmen die Miene an, als ob sie niemals am Erfolg des Landsmannes gezweifelt hätten, und nur die ganz Nüchternen und Ehrenfesten, die sich zugleich die Weisesten beachten, gaben zu bedenken, daß man trotz der herzoglichen Protektion erst abwarten müßte, ob die Stelle, die der Musiker demaleinst vielleicht erhalten würde, den Ottoschen Kramladen aufwoge.

Freilich war es nur ein mäßiges, im Vergleich mit sechsjährigem Arbeiten und Ringen geringfügiges Resultat, das Otto Ludwig von der Meiningener Fahrt heimbrachte: die Zusicherung eines herzoglichen Stipendiums von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Doch gegenüber dem seitherigen hilflosen Aufgestelltsein, der quälenden Unsicherheit, in der nur zu oft die Zweifel der Alltagsnaturen in Ludwigs eigne Künstler-

seele übergegangen waren, bedeutete es doch nicht wenig und drängte ihm mit heilsamem Zwange den Entschluß auf, nun endlich Gissfeld und die altgewohnten Zustände zu verlassen.

Auch jetzt lösten sich Licht und Schatten in seinen Erlebnissen in gewohnter Weise ab. An derselben Stelle seines Tagebuches, an der er einzeichnet, daß er im März in Meiningen und bei Schaller in Wafungen gewesen sei, findet sich im April 1839 der Ausruf: „Es giebt Schmerzen, die zu groß sind und zu heilig für die Klage!“ Die Nachricht, daß sich einer seiner Jugendfreunde, ein junger Maler mit seiner Geliebten in München erschossen habe, erschütterte ihn aufs tiefste. Schon im Jahre 1831 hatte er ähnliche Schmerzen durchlebt, als sich sein Schulkamerad der Apothekerlehrling Alexander Verbert, der Sohn des Archidiaconus von Gissfeld aus nicht zu bewältigender Abneigung gegen seinen Stand und weil ihm die Mittel für ein Universitätsstudium fehlten, durch Blausäure vergiftet hatte.

Doch das Leben wollte sein Recht und Gissfeld fand, daß für Ludwig jetzt keine Zeit zur Trauer sei. Die Freunde und Mitbürger suchten ihre Freude über die eingetretene Wendung auf ihre Weise an den Tag zu legen. Am zweiten Osterfeiertage fand im Schützenhofe ein „Harmonieball“ statt, an dem Ludwig teilnahm; das mit Dilettanten verstärkte Orchester führte „einen Schottischen“ aus seiner unvollendeten Oper „Lorelei“ auf, der „einen Enthusiasmus“ erregte, wie er noch keinen gesehen.“ Der Tanz wurde fünfmal gespielt, „nach jedem male lärmender Applaus, Da capo-Rufe. Dieselben Paare, die eben getanzt, machten die Wiederholung mit. Alles tanzte — es war kein Frauenzimmer mehr übrig“.

Die Folge dieses Ballenthusiasmus war, daß sich Ludwig wieder einige Wochen mit dem Plane zur

„Corelei“ beschäftigte. In den Sommermonaten hingegen arbeitete er eifrig an dem früher erwähnten Requiem, zu dem er im August die Fuge Cum tuis sanctis zum Agnus Dei schrieb, und an dem im September nur noch das Dies irae zu vollenden war. Der Komponist hegte die Absicht, Gedanken über seine Auffassung eines Requiem niederzuschreiben und der Partitur beizulegen. Der Gedanke mochte ihm vorschweben, sich dem künftigen Meister nach verschiednen Seiten seines musikalischen Könnens und Strebens zu zeigen. Im September schrieb er an Mendelssohn-Bartholdy, dem er eben jetzt von Meiningen her offiziell empfohlen worden war. Gleichzeitig erschienen die Goethischen Balladen „für eine Singstimme, mit Begleitung des Pianoforte komponiert und Madame Caroline Voigt zum Zeichen innigster Hochachtung zugeeignet“ (Hildburghausen und Meiningen, im Kesselringschen Musikverlag), die erste künstlerische Arbeit Ludwigs, die durch den Druck der Nachwelt erhalten worden ist. Anfang Oktober verteilte und versandte er die ihm von diesem Werkchen bewilligten zwanzig Exemplare als Abschiedsgruß.

Weder Ludwig noch seine Gönner konnten ahnen, daß der Musiker, der sich rüstete, auf Jahre hinaus ein Jünger des gefeiertsten musikalischen Meisters jener Tage zu werden, schon am Ziele des Weges stand, den er — mit mancherlei Absprüngen, doch im ganzen beharrlich — seither verfolgt hatte und nun erst recht zu beschreiten vermeinte. Seine Thätigkeit als Komponist sollte mit den Opern und Singspielen „Die Köhlerin“ und „Die Geschwister,“ mit den zahlreichen Opernfragmenten, den Balladen und Liedern und den bereits erwähnten kirchlichen Kompositionen der Giesfelder Zeit abgeschlossen sein und keine wesentliche Folge für sein Leben haben. Die Beurteiler, die diesen Jugendschöpfungen und Versuchen Talent

zusprachen, hatten recht, und doch war es nicht unser Autodidaktens eigenstes, tiefstes und entwicklungsfähigstes Talent, das in diesen Kompositionen zur Verkörperung und zum Ausdruck gekommen war. Wer damals mit feinem und sicherem Gefühl für das Selbständige, originell Schöpferische in aller Kunst die musikalischen Arbeiten und die lyrischen Gedichte, die größern poetischen Pläne und Anfänge Otto Ludwigs gegeneinander geprüft hätte, der würde zwischen den vielen unreifen, mannigfachen poetischen Vorläufern nachfolgenden Dichtungen, wie in den Entwürfen und Szenen des „Trauerspiels der Liebe“ und des „Trauerspiels der Treue“ einzelnen dem tiefsten Innern eines sehnsuchtsvollen und leidenschaftlichen Herzens entquollnen Lauten, eigentümlich mächtigen und fesselnden Zügen einer starken, von keinem Vorbild abhängigen Phantasie begegnet sein. Nichts diesen verheißungsvollen Anfängen Verwandtes lebt und waltet in den viel abgeschlosseneren und fertigeren Kompositionen. Im Streben nach schlichter Vollständigkeit lehnten sich die Opernkompositionen Ludwigs teils an Mozarts „Entführung“ und „Zauberflöte“, teils und noch viel bestimmter an Joseph Weigls „Schweizerfamilie“ und verwandte Werke an. Auf sie trifft zu, was Julius Riez an Hendrich über diese Jugendschöpfungen schrieb: „Vergleicht man sie mit den Werken gleichzeitiger Musiker, so ergibt sich das auffallende Resultat, daß sie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geschmacks, der Ausbildung der Komposition und der Klaviertechnik jener Musikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgestorben, deren Werke aber doch damals fast allgemein bekannt waren, noch an Mendelssohn-Bartholdy und Schumann.“ (Nachlaßschriften. Bd. 1, S. 54.) Die Lieder und Balladen zeigen mehr Verwandtschaft mit den Gesängen Reichardts, Zumstegs, allenfalls C. M. von Webers

und Karl Löwes in beider jüngern Jahren als mit denen Franz Schuberts. Ein gewisser Zug zum Charakteristischen, Dramatischen, der namentlich in den mehrerwähnten Balladen (Ludwig hatte auch Goethes „Erfkönig“ und Schillers „Taucher“ komponiert) und das Gretchenlied „Ach neige, du Schmerzensreiche“ durchdringt, die außerordentliche Frische innerhalb der knappen, fast kargen Begrenzung der Melodik, verleihen diesen Jugendwerken Reiz und Anziehungskraft, und zweifellos hätten auch hier Reime einer höchst erfreulichen und wertvollen Entwicklung gelegen, wenn Ludwig der unwiderstehlichen und nie rastenden Liebe zur Musik treu geblieben wäre, die selbständigen und ureigentümlichen Leistungen so oft vorausgeht.

Es blieb ihm zunächst verborgen, daß seinem neuen Lebensplan eine doppelte Gefahr aus seiner eignen Seele und seinem eignen Blute herausdrohe. Die erste war ein Ergebnis der geschilderten Jahre. Die poetischen und musikalischen Antriebe in ihm waren bisher friedlich nebeneinander wirksam gewesen, er hielt es gerade jetzt für undenkbar, daß die poetischen so übermächtig werden könnten, daß sie die musikalischen ins Gedränge zu bringen vermöchten. Bescheiden, wie er über seine Selbsterziehung und seine autodidaktische Bildung dachte, war er sich nicht bewußt geworden, daß ihm sein unregelmäßiges, aber unablässiges und in die Tiefe strebendes Lernen im Verein mit leidvollen Lebenserfahrungen bereits eine viel reifere und reichere Weltanschauung gegeben hatte, als sie junge Musikstudenten der Regel nach mitbrachten, daß eine Eigenart und Selbständigkeit in ihm genährt worden war, der er im Zusammenstoß mit einer veränderten äußern Welt und den Ansprüchen andrer inne werden sollte.

Die andre Gefahr lag in seinen körperlichen Zuständen. Seit der Heimkehr von Saalfeld hatte er mehr als einmal mit der aus der Kindheit überkommenen,

in guten Zeiten nur zurücktretenden, nicht verschwindenden nervösen Reizbarkeit zu kämpfen gehabt. Selbst aus dem glücklichen Jahre 1834 erzählt Schaller: „Trotz seines anscheinend gesunden Zustandes befiel ihn während unsers Zusammenlebens im Garten öfters Unwohlsein, das mich um ihn besorgt machte. Gegen den Herbst hin hatte er öfters beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nachts gewisse Visionen, sodaß er z. B. mich Vorausgehenden über Schlangen oder durch teppichtragende Tiroler hindurch schreiten sah und mit einem Schreckensruf zurückhielt. Er fühlte meist zur Nachtzeit Blutandrang nach dem Herzen und Kopfe, der ihn am Schlafen hinderte. Manche Nacht entstieg er seinem Bette und saß am meinigen, meinen ruhigen Schlaf mit Verwundrung beobachtend und mich weckend. Da wanderten wir oft die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen ins Freie, und nachdem er in der frischen Luft »seine lieben blauen Berge« wiedergesehen hatte, war das Blut beruhigt.“ — Im Jahre 1836 war Ludwig wochenlang schwer erkrankt und hatte nach seinem eignen Zeugniß (Brief an Friedrich Hofmann) den „ersten Anfall der früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu bestehen.“ Während der letzten Jahre in Eisfeld war er dann von eigentlichen Niederlagen verschont geblieben, wozu die Waldbluft des heimischen Thales, die Stille seines Gartens, die Einfachheit und die unregelmäßige Regelmäßigkeit seiner Lebensweise (er legte sich erst in später Nachtstunde nieder und stand morgens selten vor neun oder zehn Uhr auf) sicher das meiste beigetragen hatten. Er dachte jezt wohl kaum daran, daß diese Bedingungen seines körperlichen Wohls in der Großstadt alle mehr oder minder unerreichbar sein würden. Und auch wenn er daran gedacht hätte, wer in seiner Lage würde solchen Erwägungen viel Gewicht beigelegt haben!

Mittwoch, den 23. Oktober verließ Ludwig seine

Vaterstadt, reiste zunächst nach Hildburghausen, wo ihn „Papa Bud“ mit einigen Empfehlungsbriefen für Leipzig ausrüstete, verweilte vom 24. bis 26. Oktober in Meiningen und fuhr von dort mit der Post über Gotha nach Leipzig. Am 28. Oktober 1839, nachmittags 3 Uhr, langte er nach sechsunddreißigstündiger Fahrt, schwer erkältet, am Ziele der ersten größeren Reise an, die er im Leben unternommen hatte.



In Leipzig

Mit einem für Leib und Seele gleich empfindlichen
 Ruck sah sich der Einsiedler von Eisleben aus der
 Stille seines Heimatstädtchens in das nach seinen Be-
 griffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der
 poetische und musikalische Autodidakt an einen Haupt-
 brennpunkt des damaligen deutschen Litteratur- und
 Musiklebens versetzt. An die Stelle des Gartenidylls,
 an dem er noch — kaum mußte er selbst, wie fest —
 mit Sinnen und Seele hing, trat eine bescheidne Stadt-
 wohnung in einer schmalen Gasse des alten Leipzigs
 (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbefchränkten
 Selbstbestimmung, in der der Strebende jahrelang seinen
 Träumen wie seinen Studien ohne jede Weisung wie
 ohne festes Ziel nachgelebt hatte, sollte nach seiner
 eignen und seiner Gönner Meinung die Unterordnung
 unter einen anerkannten und gefeierten Meister wie
 Felix Mendelssohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig
 vor seinem Landesherrn gestanden, und als er sich zur
 Fahrt nach Leipzig gerüstet hatte, war das Gefühl,
 endlich einen bestimmten Pfad und hinter diesem eine
 lachende Lichtung zu erblicken, in ihm mächtig gewesen.
 Angesichts der Neuheit und Fremdheit aller Um-
 gebungen, unter dem leisen Druck seiner notgedrungen
 veränderten Lebensweise überschlich den Thüringer,
 und nicht nur in den ersten Stunden und Tagen, ein
 fröstelndes Bangen, ob der eben vor Augen geschaute

Weg auch wirklich gangbar, und die sonnige Lichtung nicht täuschendes Sumpfland sei. Der Unverwöhnte sollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüssen nicht stand hält, der geistig Ringende sollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit seiner Berufswahl, soweit er sich zum Musiker bestimmt hatte, einen falschen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich versuchte Ludwig in dem Strome zu schwimmen, in den er sich halb geworfen hatte, halb geworfen worden war, und hielt die seelischen und physischen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einstand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Er war im Herbst 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den seinen gesehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenstadt sich keines so weit hin sichtbaren Aufschwunges in Geist und Kunst erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geistige Mittelpunkt Deutschlands gewesen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menschenalter zwischen 1725 und 1760, wo Gottsched und Gellert, der gefürchtete Geschmacksdiktator und der lebenswürdigste, gefeiertste und gelesenste Schriftsteller der Zeit, an der Leipziger Universität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, übersetzenden, schöngeistigen Magistern, Kandidaten und Studenten um sich gesammelt hatte, wo Johann Sebastian Bach als Kantor der Thomasschule die gewaltige Meisterschaft und schöpferische Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unsterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meisters bei sonntägigen Kirchenmusiken und

Sonnabendmotetten zu teil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des Komponisten auch nur ahnte, daß Menschenalter, wo in Leipziger Studentenstuben die ersten Gesänge des Klopstockischen „Messias“ und Lessings Jugendlustspiel „Der junge Gelehrte“ entstanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurst zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama stattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris“ geworden war, daß der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, sie hatte sich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißnische Mundart für das beste Deutsch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Universität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geschmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer besessen, dem großen Bach waren bescheidnere, aber meist verdienstvolle und tüchtige Musiker im Kantorat der Thomasschule gefolgt; die stehend gewordne Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden gesehen. Aber wie die Stadt selbst unablässig, auch zwischen und unmittelbar nach den weltgeschichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlstand, Reichtum und Gemein-sinn ihrer Bewohner gewachsen war, hatten sich auch gewisse andre Dinge unablässig entwickelt. Leipzig war seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbestritten der Hauptmittelpunkt des deutschen Buch- und Musikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeutender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Pressen und Notenstechereien übertraf wohl schon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutschen Städte zusammen-

genommen vorhandne Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das litterarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen, als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhaus'schen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin“ und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das litterarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Litteratur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das litterarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apel's „Gespensterbuch“ und „Wunderbuch“ beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsenen Beiträge zur deutschen romantischen Litteratur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen“ Litteratur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigierten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt,“ abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion, die namhafteste war), wie in ihren

eignen erzählenden und dramatischen Arbeiten die wunderliche Mischung von poetischen und publizistischen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordenen deutschen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politischen Poesie, Julius Moser, Karl Beck, Ernst Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre sämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig später von einem jüngern Geschlechte politischer Sänger und (meist österreichischer) Zensurflüchtlinge abgelöst. Die harmlosern, aber einflußreichen Belletristen des Leipziger Parnasses: der Böhme Karl Herlossohn, der die Zeitschrift „Der Komet,“ die Lausitzer Robert Heller, der die Zeitschrift „Rosen,“ und Ernst Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater,“ der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpost für Mosen“ redigierte, suchten sich selbst, so gut es angehen wollte, mit der Gärung der Zeit zu durchdringen und bescheidne, aber fleißige Erzählungskunst mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu diesen für den Tag anerkannten Roman- und Novellenschriftstellern gesellten sich zahlreiche „Litteraten“ zur Zeit noch unbestimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik zur Übersetzerfron oder zur rein politischen Journalistik, die mit den „Sächsischen Vaterlandsblättern,“ dem „Wandelstern,“ mit R. Biedermanns Zeitschriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengestalt Robert Blums, der trotz seiner Stellung als Theatersekretär und gelegentlicher Gastrollen bei der Belletristik nur in der künftigen Revolution lebte und selbst Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentschiednen in die Zeitungsschreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwischen dem Gedränge politischer Bestrebungen und halbpolitischer „zeitgenössischer“ Litteratur ver-

suchte ein kleines Häuflein gesunder, aber leider wenig bedeutender lyrischer Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöse Poesie, die sie meist von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimischen Schriftsteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäste und den Nachwuchs aus studentischen Kreisen verstärkt. Die literarische Bedeutung Leipzigs aber, die schon durch diese Fülle von wirklichem und scheinbarem Leben wesentlich gesteigert war, erhöhte sich durch seine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendste kritische Blatt jener Gärungsperiode, Ruge's und Schtermeyers „Hallische Jahrbücher,“ zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, so erschien mehr als die Hälfte der damals Aufsehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielseitig und vielversprechend, dabei meist erfreulicher und zu längerer Nachwirkung bestimmt, zeigte sich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das musikalische Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz seiner poetischen Neigungen und litterarischen Versuche zunächst näher liegen mußte als das Treiben der Litteratur. Reicher und für musikalische Naturen anziehender, als es seit Bach's Tagen der Fall gewesen war, zeigte sich die Musikstadt an allen Enden. Zwar die Oper entsprach unter der knappen und vorsichtigen Verwaltung des städtischen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Ansprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein so natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der musikalische Glanz Leipzigs strahlte nicht von der Opernbühne, sondern vom Saale des Gewandhauses aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichsten im stillen gebiehn und gereiften

Kunstanstalt der Stadt, stand seit dem Herbst 1835 der junge Meister, der rascher als einer seiner Zeitgenossen die Herzen der Leipziger musikalischen Kreise im Sturm erobert hatte, dessen schöpferisches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die besondern Verhältnisse, in denen er wirkte, wie geschaffne Persönlichkeit unterstützt wurde, sodaß ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltfluge Mäßigung unter seinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erstreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne seiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einsatz seines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunst des wahrhaft musikalischen Publikums gewonnen, aber mit einer gewissen Wahrheit konnte Mendelssohns eigne Schwester Rebekka Dirichlet in Berlin schreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmühle hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree.“ Mendelssohn hatte jene Begeisterung, jene Hingebung für sich und alles erweckt, was er schuf oder leitete, ja auch was er nur begünstigte, die schließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beschieden waren, die meisten wirklich schöpferischen und vielversprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, so gab er nicht nur den Aufführungen, sondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufschwung, der die Mendelssohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne verklärt, der den Weltruf des Konzertinstituts eigentlich erst begründete.

Der wachsende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Musiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Bennett, zahlreiche

Deutsche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meisten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die sie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünschten und, soweit es mit gutem Kunstgewissen geschehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünschten sich bescheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkanntesten Komponisten und Klavierspieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch selbst solche, die schon Geltung und Namen hatten, bei Mendelssohn noch einmal in die Schule. In Mendelssohns veröffentlichten Briefen ist ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn herrschte, und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückseligern aller Art warm und wohl wurde. Die zahlreichen und größtentheils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in diesem Musikleben noch das mindeste; um die Wette mit ihnen drängten sich die musikalischen Privatunterhaltungen in Künstlerkreisen, wie in den reichen kunstsinigen Häusern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der stimmungslosen Gast und dem nervös überreizten Gebahren der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der persönlichen Freude an der Sache auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelssohns von einem Abend mit Chopin oder Moscheles, von einem Weihnachtessen mit Gesangsquartett „bei Reils“ im Löhnschen Hause oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Personen zu lesen, die er (im April 1840) im Gewandhaussaale für Fr. Liszt gab: „mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Tripelkonzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erbkönig, Teufel und seine Großmutter,“ um zu wissen, wie lebensfrisch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen, wie in aller geselligen Lust von damals zuging.

So sicher und siegesgewiß Felix Mendelssohn an der Spitze des Leipziger Musikwesens stand, so beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage wesentlich darauf, daß neben ihm und seinem engern Kreise anders geartete Naturen, andre Kunstkreise vorhanden waren. Daß die „Kantoren“ Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moriz Hauptmann in einer gewissen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasschule saßen, ihre Thomaner regierten, wesentlich die Kirchenmusik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brausende, weltliche Musiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um so lebensvoller, bewegter und leidenschaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngerer Musiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitschrift für Musik“ geschart, seit der Gründung dieses Organs (1834) Geist, Phantasie und tiefere Kunstanschauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritisch, sondern auch schöpferisch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künstlerisch schon damals, wo er nur erst die genialen, originellen Klavierkompositionen seiner ersten Periode geschaffen hatte, der träumerische, tiefpoetische Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Klara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die selbst seine nächsten Genossen, die „Davidsbündler,“ soviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidlosem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem gescheiterten Versuche, in Wien festen Fuß zu fassen, nach Leipzig zurückgelehrt, lebte, schuf und schwieg wieder in seinem alten Kreise, beglückt in seiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunsttreiben um ihn her. So fest er seinen eignen Weg ging und schaffend lediglich seinem innern Drange gehorchte, so empfanden die jüngern Freunde, die um

ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, C. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegensatz zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. In der von dem damaligen Publicum angenommenen Rivalität zwischen Meyerbeer und Mendelssohn hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik“ mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen,“ hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein stärkeres Selbstgefühl, klareres Erkennen dessen, was er selbst vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er sich davor, eine Parteilahme gegen Mendelssohn zu erheben. So stellte mit allen seinen leicht ersichtlichen Verschiedenheiten und seinen unterirdischen geistigen Strömungen, seinen unvermeidlichen Menschlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Musikleben im großen und ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleisteten und Beabsichtigten, durch den Reichtum der Bestrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit bescheidenen Stipendien ausgerüstete neue Schüler Mendelssohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Musiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Ludwig mit ebenso gutem und festem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen, nach jahrelangem Dursten zu schwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er sich gleichwohl von vornherein kühler

und kritischer, gleichsam unempfindlicher verhielt, so wirkten hierzu mannigfache Umstände zusammen. Sein Koffer mit den Singspielen und den Balladenkompositionen langte von Giesfeld erst nach Wochen an, und natürlicherweise wünschte Mendelssohn die Versuche des ihm empfohlenen Talentes kennen zu lernen. Die ersten Wochen verstrichen ungenützt für die Hauptsache, Ludwig gewann von seinem künftigen Lehrer zunächst nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelssohn-Bartholdy,“ schrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Wasingen, „ist ein sehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat sich in seine Physiognomie, seinen schwarzen Lockenkopf und seine schnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Musikalien, die er sehen möchte, nicht angekommen sind.“ Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt gesehen hatte, ja selbst der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den ersten Tagen empfing, seinen Erwartungen nicht entsprachen. Er hörte im ersten Konzert, daß er besuchte, Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt“ — die „Originalromanteste“ ergriff ihn nicht — und danach die Spohrsche „Weihe der Töne,“ zu der er bemerkte: „In Hildburghausen klang sie anders, das waren Töne der Weihe!“ Leicht möglich, daß die Spohrsche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber ebenso denkbar ist es, daß der Einsiedler von Giesfeld sich zunächst durch die fremde Umgebung gebrückt und aus der empfänglichen Stimmung gerissen fühlte. Seine Schilderung des Riesensaales —, als solcher erschien ihm der alte Gewandhausaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsdanzüge in dem erwähnten Brief läßt auf etwas derart schließen. Und nun geschah, was für

ihn das ungünstigste werden mußte: er fiel, soweit es in Leipzig möglich war, in die Isolierung zurück, zu der ihn sein seitheriges Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich als in Giesfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein »Löppchen« getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!“

Stimmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegenreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberrauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und Fußangeln. Um das Maß widriger Geschehnisse überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthaltes seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Giesfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urtheil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahr später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Laßthalten, tüchtige Kenntniß aller tüchtigen Werke“ die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet sich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Danach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächst nichts weiter zu komponieren, sondern nur zu hören, Partituren zu studieren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei, als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Litteratur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der theuern Konzerte (ein Konzertbillet kostete sechzehn Groschen!) und Theatervorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen

seien," nahm sich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichst zu frequentieren — der Kenntniß der dramatischen Mittel wegen." Mendelssohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, seinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbesuche zu bitten, wogegen sich Ludwigs Stolz sträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältniß zu Mendelssohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meister. Ludwig glied in seiner persönlichen Erscheinung, seiner Haltung, seinen Gewohnheiten, aber auch in seiner geistigen Bildung, seiner Männlichkeit, seiner verborgnen und doch aus seinen Augen sprechenden seelischen Tiefe so wenig den jungen Musikern, an die Mendelssohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falsche Fährten geriet, indem er ihn als viel fertiger, unbestimmbarer und selbstbewußter schätzte, als Ludwig zu dieser Zeit war. Die dramatischen Kompositionen Ludwigs, die er inzwischen einer nähern Einsicht unterzogen hatte, sprachen den Meister wenig an. Er sah, daß in Einzelgesängen, Chören und Ensemblesätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteristischen, bis ins kleinste hinein Charakteristischen vormaltete, der nach seiner Meinung vom Übel, ja eine „Geschmacklosigkeit" war. Er äußerte, daß es wohl möglich sei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ludwig müsse, wenn er durchaus komponieren wolle, zunächst versuchen, sich in andern, rein musikalischen Formen auszusprechen. Der Schüler schlug diesen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwischen allem, was ihn damals erfüllte und beschäftigte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß ist, ob ihre Anfänge

Mendelssohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 schrieb Ludwig noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie“ zusenden werde, sobald er sie glücklich zu stande gebracht habe.

Ludwig versuchte, sich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgesetzten und nähern Verkehr mit Mendelssohn empfand, auf die verschiedenste Weise zu erklären, und es entsprach sicher den innersten Empfindungen seiner vornehm spröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geffentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Ruheuter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt um dieses Nutzens willen“ (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er sich nicht, daß er niemals „modern und elegant“ werden würde, gestand sich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre aufgewachsne und von solcher Atmosphäre fortgesetzt umhauchte Persönlichkeit des Künstlers, dessen Vorliebe für feine Formen, dessen beständiger Verkehr in Lebenskreisen, die dem einsiedlerisch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erschienen, scheu machten. Trotz seiner wahren Achtung vor Mendelssohns edelm Streben und großer Begabung sagte er sich, daß dem Meister „das Naive, Natürliche, Nächste“ fern liege. In seinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er sich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „selbst die Tagelöhner Cigarren rauchten,“ einen Augenblick an Aufgeben dieser Ge-

wohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre, in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern bereits befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltner. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, sich nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der siebenundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannischen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene Gastwirtschaft geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächst auch zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe“ fand sich am Eingang der Fleischergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum,“ wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obschon er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen

Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihm — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikindustrie, die auf neue, seltsame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friseurs auf neuen originellen Lockenschmuck.“ Im Juni schrieb er in sein Tagebuch, daß er sich mit den Kompositionen der „romantischen Schule“, namentlich Schumanns, „nicht recht befreunden könne,“ fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe seines Glaubens.“ Auch hier erschien ihm „die Musik vornehm geworden, darf also nicht mehr vom Herzen reden; ist doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ Ein Vorwurf, dessen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichsten Strahl emporquellende Liebeslyrik des musikalischen Meisters bald genug erweisen sollte. Zwischen der noch gärenden, aber poetisch reichen und poetisch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten sich auf alle Fälle Berührungs- und Verständigungspunkte ergeben, wenn eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singspiele, die Ludwig in Giesfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponisten der Opern „Die beiden Schützen“ und „Bar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Vorkings persönliche Bekanntschaft zu suchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm selbst in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menschen scheu, teils weil ihn der vorwiegend theatrale Umgangskreis Vorkings noch weniger anzog, als die Genossen- und Gefolgschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik“ im „Raffeebaum.“

So blieb der Giesfelder, der mit so entschiednen Hoffnungen eines völligen Umschwunges seiner Existenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meist aus Waldrichs

Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne August Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehenen altpatrizischen Familie und Besitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältniß gelangen kann.“ Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mittheilte, die „sehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stocenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht, als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und litterarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommenet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Ader, die gestalten-schaffende Phantasie

übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte, von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer“ (noch unter dem Titel „Der Liebe Verklärung“), die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda“ (nach Boccaccios Novelle), des treuen „Eckart“, die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidenen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innre Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandne Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen. Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er

einigemale bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch, in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächsten Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit, die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünscht ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriednes Stillleben, als ich nie geführt habe.“ Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gesellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darzustellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufnehmen bestimmt war. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfenen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Hefstes vollständiger Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von urältesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkappel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Mitten in dieses „himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht

hätte, und es dafür zu haben wäre," mitten in diese poetischen Träume, auf denen er gleichsam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer schweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig schlaflose Nächte, es „lag ihm auf der Brust," er litt an Unterleibsbeschwerden (kein Wunder bei der eingeschloßnen, beinahe ganz auf das Zimmer beschränkten Lebensweise, die er seit Monaten geführt hatte) und fühlte sich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich schöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkte er in seinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab ich in vielen Jahren nicht gesehen," kam aber von dem Nachmittagsspaziergang nach Stötteritz „ganz marode" nach Haus und fühlte sich in den nächsten Tagen so steif und matt, daß ihn Todesgedanken beschlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd es durch die Trennung, an die sie sich einmal gewöhnt, nur halb ausliegen. Mir wär's aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden." Am Ostersonntage, am 19. April, seufzt er: „Der Herr ist erstanden — mir aber geht's miserabel. Ein unverschämt dicker Backen macht mir meine Osterandacht unmöglich, die ich bei schönem Wetter (und so wie es heut ist, erinnere ich mich nicht, daß es je am ersten Osterfeiertag gewesen) in meinem Garten hielt, und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angst, und nun wahrscheinlich ein Tag voll Dusel und Langerweile." Aus diesen krankhaften Gedanken und Zuständen raffte er sich gegen Ende April gewaltsam empor — er hatte eine neue Wohnung zu suchen und war nach mehreren Tagen mühseligen Umhergehens und Treppensteigens endlich so glücklich, ein beschreibnes

Zimmer in einer verhältnißmäßig stillen und von grünen Gärten umgebenen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Lauchaer Thores, zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Frißsche und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwester-tochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am 1. Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt“), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas rätselvolles. Zu unerträglicher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gesellten sich kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich nach Mitte Mai milderten. Und erst am 1. Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bett sein. „Mußte in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existieren, ohne daß ich ihn kontrolliere.“ Am 3. Juni schlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten seines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnfüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich.“ Während der schlimmsten Krankheitsstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit

seelischen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu sterben, paarte sich die natürlichste Besorgnis über die Aussichtslosigkeit seiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich so müde! Und soll ich immer fort und immer fort sorgen!“ — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reste nehmen Abschied.“ „Von nun an soll meine Gesundheit das erste und ausschließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden, bin ich zu alt und zu schwach!“ „Bin in einem höchst seltsamen Zustande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnsucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meisten Resignation aus Mattigkeit. Das ist die Mischung!“ Diese und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungslosigkeit des weltfremden jungen Mannes, die theils aus der Krankheit, theils, und zwar größtenteils, aus den ersten Berührungen mit der Leipziger Kunst- und Litteraturwelt stammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächst empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit seines Kunstdranges, seiner Anschauung, seines Wollens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während seiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Genesung regte sich bei Ludwig ein gewisses Verlangen, zu den Musikstudien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo die humoristische Novelle „Die Emancipation der Diensthoten“ in Herloßsohns „Kometen“ (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige seiner Gedichte (darunter das Auswandererlied von 1834) erschienen, traten die litterarischen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem sein starkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Weiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Musik

gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnächtigen Wunsche, als Kantor in Giesfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verfloßnen Winters unablässig umdrängt hatten, suchte er für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart“ entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!“ Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in den Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Frißsche hinaussetzen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich auf's Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierspiel Hand in Hand gehen.“ Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das

Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustande anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer“ und hielt sich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich das große „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ von Marx an und studierte es ebenso eifrig als eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen“), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponierte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb,“ dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titaniass goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, sich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus.“ Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (die leider mit dem Beginn des August abbrechen), daß die poetischen Neigungen sich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt,“ verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obschon ihm vor einem zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei seinen freundlichen Wirtsleuten, wenngleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, sich Anfang August sogar von ihnen bereden ließ, dem „Fischerstechen“ auf der Funtenburg beizuwohnen und unter sechs- bis zehntausend Menschen, die den Teich umstanden, tapfer mit auszuhalten, nicht

gut wohnen bleiben können, da ihm die Eisenbahnstraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu sein schien. Und so leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach seiner ersten Ankunft, das Verlassen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Diesen Winter sprechen wir uns vielleicht. Mendelssohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu studieren, und sich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es so gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Musik, ich meine so recht mitten drinne, ebenso wie in Giesfeld. Mit den hiesigen großstädtischen Musikern kann man gar nicht so bekannt werden, als zu einem gemeinsamen thätigen Leben in der Kunst gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmusiktreiben der Musiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Instrumentes selbst mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unsinniges Geld kostet, sodaß ich mir viel davon versagen muß. Zweitens würde ich auf diese Art eigne Sachen hören können, was hier mit Versuchen nicht angeht und doch die Hauptsache ist. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen sechs!“

Niemand, der dem geschilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt ist, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um seine Zukunft als Musiker, ihn drängten, Leipzig zu verlassen, und daß der erste Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlassenen Heimatverhältnisse zurück auch der entscheidende Schritt zu neuen Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, so entschieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken festzuhalten schien, der ihn nach der Musikstadt an der Pleiße geführt hatte.

In Otto Ludwigs seitherigen Erlebnissen und Gewöhnungen lag es begründet, daß ihm, längst ehe er den Zwiespalt zwischen seiner Natur, seinen individuellen musikalischen Neigungen und den ihm von Mendelssohn wie von der Gesamtentwicklung der Kunst nunmehr ange-sonnenen Bestrebungen klar erkannt hatte, in Leipzig nicht warm noch wohl werden konnte. Die Gegensätze zwischen dem Dasein, das er geführt und sich unabhängig von dem Gießfelder Tagestreiben geschaffen hatte, und dem, was er jetzt vom Dasein der bewegten Mittelstadt sah, die für ihn ohne Zweifel eine Großstadt bedeutete, waren zu grelle und schroffe, und es hätte seiner dürftigen Vereinsamung, seiner Krankheit gar nicht bedurft, um ihn mit Mißmut und Widerwillen gegen Leipzig zu erfüllen. Fürs erste hätte der Abstand der flachen Umgebungen Leipzigs, deren zwischen Wald und Wasser verborgne spärliche Reize sich nur dem Suchenden und dem Willigen offenbaren, gegen die Berge und herrlichen Waldgründe des Thüringerwaldes schon hingereicht, ihm den neuen Wohnort zu entleiden. Dazu gesellte sich ein gründliches Mißfallen an Leipziger Art und Sitte. In Ludwigs Briefen an Schaller, an den Oheim Christian Otto in Gießfeld, wie in den Tagebuchaufzeichnungen wird dies Mißfallen in unendlichen Variationen bezeugt. „Wenn einer aus einem kleinen Nest nach Leipzig »rein macht,« so heißt: »Nun wird dir alles aufgehen« — ja in Rauch —, »nun kommst du an die Quelle alles litterarischen Thuns und Treibens« — und bist in Leipzig selbst weiter davon als je — »da wirfst du Leute sehn« — ja gähnen! — Noch nicht gar zu lange bin ich von einer Bierschenke in der Nähe gekommen, von deren Gästen ich nicht begreife, wie sie die Langeweile nur eine Stunde beisammen läßt. Ich glaube, deshalb werden hier so viel Bücher gemacht, weil die Leute so langweilig sind.“ (An Karl Schaller. Leipzig.

2. November 1839.) Die sächsische Höflichkeit und die selbstgewisse kleinliche Klugheit seiner neuen Mitbürger belustigten ihn bald, bald entrüsteten sie ihn; die Fähigkeit, sich in der einen Stunde für etwas Wesentliches, Großes, Wertvolles und in der nächsten für das Wichtigste und Kleinste gleichmäßig zu enthusiasmiern, setzte ihn in unbehagliches Erstaunen. Mit dem Scharfsinn der Abneigung nahm er wahr, daß die örtlichen Vorgänge jederzeit zu Ereignissen aufgebauscht wurden und in der Selbstbespiegelung der Pleisthener eine ganz andre Gestalt erhielten, als sie in schlichter Wirklichkeit gehabt hatten. Namentlich widerwärtig deuchte ihn der gedruckte Glorienschein, mit dem die Presse, vorläufig wie nachträglich, alle Vorkommnisse umgab. Im Sommer 1840 war Ludwig, soviel es sein damaliger Gesundheitszustand zuließ, Augen- und Ohrenzeuge des Gutenbergfestes, der vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst. „Das so ausposaunte Buchdruckerfest ist, näher mit angesehen, eine gelinde Kinderei gewesen. Was du von Leipzig oder von Leipzigern hörst, das mußt du betrachten wie ihre Buchhändleranzeigen. Noch jetzt wehen Fahnen an den Buchdruckereien. Aber wenn die Leipziger ein Volksfest feiern, ist's, als ob ein Tauber ins Konzert geht. Sie haben den Sinn nicht, den man haben muß, um sich zu freuen. Es sind lauter uralte Leute.“ (An Karl Schaller. Leipzig, Mitte Juli 1840.) Auf dem Festplatze machte er die Beobachtung, daß die wirklich Fröhlichen wie Schauspieler waren, von Unzähligen umstanden („die sich höher dünkten und deshalb nur Zuschauer, ja nicht Mitteilnehmer sein zu dürfen glauben“), räumlich beengt und bewirbelt wurden, bis ihnen aller Späß verging (Tagebuch; 27. Juni 1840). Der Mangel an Frische und unmittelbarer Natur bedrückte ihn in jedem Sinne und machte ihn oft blind und ungerecht gegen Erscheinungen die nur in etwas

von dem abweichen, was er seit vielen Jahren mit Wohlgefallen geschaut hatte. „Ein hübsches, namentlich Frauengesicht ist so selten hier, daß ich kaum zwei gezählt habe,“ meldete er an Schaller, und ihm wie dem dicken Herrn berichtete er: „Die Leipziger Damen sehen alle so übernächlich aus, nicht wie Geschöpfe der Natur, sondern wie Kunstfabrikate. Die Mädchen bis zehn Jahre sind zum Teil sehr hübsch. Die Weiber in Giesfeld und Leipzig sind wie eine Wiese und ein Herbarium.“ Und die Nutzenwendung lautete: „In der großen Welt ist auch kein Familienglück denkbar; das meiste schon angesteckt von der glänzenden Krankheit des Wertherismus, der Schamlosigkeit des jungen Deutschlands, der Unnatur der französischen Romantik. Du bist ein Glückskind. Ich weiß es, eine solche Frau, wie du hast und ich sie haben möchte, wächst auch in Giesfeld nicht mehr, aber doch bei weitem eher als in der größern Welt.“ (An Karl Schaller. Leipzig, 3. März 1840.) Und wenn ihm nun auch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß seine Lage ihm den Heiratstraum fern genug rücke („Wenn ich nur ebenso des Passivums von amo fähig wäre als des Aktivum. Indessen — was thät ich damit? Das ist für andre Leute.“ Tagebuch; 24. Juni 1840), so war sein Sinn für lebendige Frische und natürliche Reize durch die „unzähligen Variationen eines nichtigen Themas“ in den Gesichtern beleidigt, den „geistigen Nachlaß in den schlaff hängenden Gesichtsmuskeln und die Lebensmüdigkeit in den glanzlosen Augen“ meinte er überall wahrzunehmen und kombinierte sie mit andern Eindrücken seines Leipziger Lebens, die ihm schier ebenso unheimlich erschienen. Otto Ludwigs Kritik der Leipziger Frauenwelt hätte schon an der Stelle, die ihm die nächstliegende sein sollte, in Mendelssohns Hause eine siegreiche Widerlegung erfahren können. Cecile Mendelssohn, die freilich keine geborne Leipzigerin, sondern eine Frankfurterin

war, gehörte zu den schönsten und liebreizendsten Frauen ihrer Lage, und in den Leipziger Überlieferungen jener Jahre klingen andre Namen nicht weniger hell als der ihre. In Wahrheit kam Otto Ludwig mit dem Lebenskreise, in dem wirkliche Anmut und Lebensfrische, auch viel mehr Natur und Natürlichkeit vorhanden war, als er ahnte, so gut wie gar nicht in Berührung. Und sein Auge war für die unerfreulichen Wirkungen eines ungesunden Stadtlebens und Stadttreibens, für allerhand Wunderlichkeiten und Schiefheiten, für Trivialitäten und Unarten des Leipziger Verkehrs geschärft, in dem man sich gehen ließ, ohne darum anspruchlos zu sein; sein Ohr konnte sich an die Hast und die verwaschene Schlawheit des Leipziger Dialekts schlechterdings nicht gewöhnen.

Doch das alles würde Otto Ludwig nicht so tief berührt und verstimmt haben, wenn ihm das Leipziger Kunstleben in besserem Lichte erschienen wäre. Was er im ersten Leipziger Briefe an Schaller (November 1839) geschrieben hatte: „Wer die Kunst in Wahrheit liebt, findet hier beides, ein Rosen- und ein Folterbett“ — das war seine Überzeugung geblieben, auch nachdem er den ersten Winter in Leipzig hinter sich hatte. An Onkel Christian Otto bekannte er (Leipzig, 14. März 1840): „Ihr Leute in Giesfeld und Hildburghausen habt gar keinen Begriff von der Richtung der Musik und Poesie der letzten Jahre. Wer mit den Grundsätzen zur Produktion und Beurteilung beider nach Leipzig kommt, wie mir geschehen, dem geht es wie einem Landjunckerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt. Er wundert sich über die Leute, die Leute sich über ihn. Ich muß mein bißchen Ästhetik rein auf den Kopf stellen. Der Unwille, ja Widerwille, mit dem ich daran gehe, die neuen Kleider anzuziehen, entsteht nicht, weil das Alte mir besser gefiel, weil es eben alt und das brütende Element war, sondern weil ich mich

nicht dazu bringen kann, das Bessere um das Neuere zu tauschen. Den neuern, ultraromantischen, oder wie man ihn nennen will, Standpunkt der Musik, und den, aus dem man sie, um sie sich zu vermitteln, ansehen muß, zu finden, ist so lange vergebens, als man sich nicht begreiflich machen kann, daß sie aus sich selbst heraus in eine Sphäre getreten ist, die ihr nur ein künstliches Dasein erlaubt, daß sie in einem gemieteten Hause lebt, nämlich aus einer Kunst für das Gemüt eine des Verstandes geworden ist. Mir ist namentlich im Anfang beim Anhören von Musikern der neuen und neuesten Schule immer die an Grauen streifende Scheu gegenwärtig gewesen, die mich als Kind in der Nähe eines versteckten mechanischen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturmes über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängstlich vermeidend, auf sie zu treten, und doch vor aller Graulust, diesem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu thun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieser Stangen, so gellte ein Glockenschlag in mein Ohr, und während ich schwankte zwischen Drang und Abwehr, hob sich die Stange wie von selbst, und der Glockenschlag, der ersehnte und gefürchtete, scheuchte meine Nerven in sich selbst zurück. Dieses Drängen und Rückhalten und wieder Drängen und Rückhalten, und auf einmal dieser Klageton, wie aus der Brust eines Dämons! Und ich meinte und meine noch, die Musik solle heilen, nicht zerreißen, solle versöhnen, nicht verletzen. Dazu der Winter, mein Erbfeind, kalte Füße; ich kann euch versichern, daß diese Art Musik mich manchmal zu zerstören drohte. Ich sehe, eine Kassandra in Troddelsocken, nach Eisfeld und den andern kleinern Städten, wo noch unverdorbnen, unverdrehten Seelen wohnen.“

Bei alledem verrieten dieselben Briefe, in denen

der Kunstjünger seinem Widerstreben Ausdruck gab, daß Ludwig mit entschiedenem Verständniß in Mendelssohn und Hector Berlioz die Führer zweier musikalischen Richtungen erkannte, deren jeder er eigentümliche Entwicklungsfähigkeit zusprechen mußte. Er blieb freilich dabei, daß die Musik des letztern „die politische Rebellion von 1789, die jetzt in der Musik nachrebelliert, Megelei, Verhöhnung des Heiligsten, das sich in die innersten Winkel der Seele zurückflüchtet, Königsmord in Tönen“ sei, er empfand aufs schmerzlichste den Unterschied zwischen der Musik, die er liebte, und der, die ihm geradezu physische Schmerzen bereitete. „Was mich ergötzt und entzückt hätte, die Haydn'schen, Mozart'schen, Beethoven'schen Werke, dienten in der Zusammenstellung mit jenen nur dazu, mich vollends zu zerreißen. Sie waren die Sonnenblicke im Frühjahr, die alle Knospen der Seele nur deshalb herauslockten, daß sie der Frost vernichte,“ aber er empfand eine geheime Gewalt in diesen musikalischen Bestrebungen, der er sich nicht zu vertrauen gedachte, weil er in sich die Macht und Kraft nicht fühlte, sie schaffend zu überwinden, zu besiegen. Ganz abgesehen von der Wirkung der Kirchen („in eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnsucht nach einer Kirchenmusik ungeachtet nicht versteigen“) und Konzertsäle auf seinen körperlichen Zustand („mit dem Eintritt in den Konzertsaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Musik, aber ganz anders wie die andern, mit Brausen und Pfeifen gemischt, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantasien, sodaß ich beim Schlusse allemal froh war und später gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu besuchen. — Ich versuchte es später mit den Gewandhaus-Quartetten, ich mußte auch diese lassen“), ging in seinem Geiste nicht sowohl eine Revolution als eine Offenbarung der eigensten Natur seines Talents unter schweren Kämpfen vor sich. Wir

sahen, daß er schon in den ersten Monaten seines Leipziger Lebens die musikalischen wie die gesellschaftlichen Eindrücke, die seiner Natur nicht gemäß waren, die ihn beunruhigten und drückten, durch eifriges Versenken in seine poetischen Pläne zu vergessen trachtete. Und so oft er einen neuen Anlauf zu musikalischer Arbeit nahm, regte sich gleichzeitig die Lust, eine größere dramatische oder epische Schöpfung nicht bloß zu planen, sondern auch auszuführen. Mit der Litteratur des Tages, mit der jungdeutschen Tendenzpoesie und Tendenzkritik war er noch weniger einverstanden als mit der neuromantischen Musik. — „Im allgemeinen,“ schrieb er (Leipzig, 3. März 1840) an Schaller, „hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftstellermwelt herrscht, verleht, dieses von aller Pietät verlassne Wesen! Jeder Gelsbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskieren! Thue dir selbst genug, dies ist das wahre innre Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnfibel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringt's nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge

Deutschland. Lies ihre Schriften; es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen.“ Er empfand einen noch schärfern Gegensatz zu dieser Litteratur und Litteraturauffassung, als zu Mendelssohn, R. Schumann oder selbst Berlioz. Aber der Unterschied war von Haus aus der, daß er der ihm fremden litterarischen Richtung mit bewußter Gegnerschaft und der Zuversicht Auge in Auge trat, ihr gewachsen zu sein, das Bessere, Gesündere und Lebensfähigere in sich zu tragen, daß sein Blick und Instinkt für die Unter- und Gegenströmungen, die der Herrschaft des „jungen Deutschlands“ ein baldiges Ende bereiteten, merkwürdig scharf war. Und wenn er als Musiker ausrief: „Seit Beethoven ist die Musik gemütskrank geworden, ein ewiges Herumgerissenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gastliches Plätzchen, aus jedem Blumenstrauche steckt die schöne, furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge,“ so erkannte er auf poetischem Gebiete schon jetzt, „Philosophie setzt Grenzsteine, Poesie schafft sie hinweg,“ so setzte er „auf das Drama große Hoffnung; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in seine alten Rechte einzusetzen,“ so wußte er mitten in all seiner Unfertigkeit, „den echten Dichter schafft die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung,“ und empfand in guten Stunden, daß er diese Ganzheit und Fülle in sich trage.

Was ihn gleichwohl nicht zur klaren Entscheidung über den demnächst einzuschlagenden Weg kommen ließ, war das Hinzutreten eines tiefen und leidenschaftlichen Heimwehs zu allen innern Kämpfen. Vom ersten bis zum letzten Tage dieses ersten Leipziger Aufenthaltes durchzog eine leidvolle Sehnsucht nach den in der Heimat zurückgelassenen wirklichen und vermeinten Gütern, das brennendste Verlangen nach seinen alten Bekanntschaften und Beziehungen die Briefe und Tagebuchblätter Lud-

wigs. Was er während der Krankheit im Mai 1840 als sein herrschendes Gefühl erkannte: „Nur nicht in der Fremde sterben! Wird ich denn je wieder meinen Garten sehen? Ich fühls, nicht eher werd ich mich wieder ruhig und behaglich fühlen. Jedes Blättchen darin ist mir wie ein Bruder. Ich habe mich so hineingelebt, daß er ein Teil von mir ist. Ich höre ihn rauschen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne im Leben, und was sonst mein Gemüt betroffen, alles bezieht sich auf ihn. Er ist meine ganze Seelengeschichte. Nur in ihm lebe ich ein ganzes Leben. Überall außer ihm bin ich fremd und ungern. O Garten, Garten! unter den ärmlichsten Bedingungen ein Einsiedler in dir!“ — das kehrte in hundert Bildern und Ausrufen unablässig wieder, heute als rührende Sorge um den „lieben dicken Herrn,“ den Onkel, den er so gern in bessern Händen gemußt hätte, morgen als Erinnerung, wie behaglich, ja reich sein Leben in Eisleben gegenüber der entbehrungsvollen Dürftigkeit dieses Daseins in der Fremde gewesen sei, einmal als Überzeugung, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sein werde, und wieder als Furcht, daß er einem Schattenbilde von Wirkung und Ruhm nachjagend sich um das schlichte volle Leben bringen werde, dessen mit liebevollem Vergessen so vieler Erfahrungen er in Eisleben gewiß zu sein glaubt. In diesen Stimmungen tauchen dann in seinen Briefen die sehnächtigen Wünsche auf, „ein eingeschränktes bürgerliches Glück zu genießen — Schulmeister zu werden, womöglich in Eisleben selbst. Meines Gartens wegen, in dem ich die meiner Gesundheit allein aufhelfende Bewegung finde, und weil ich Zeit genug überbehalte, mein Stedenpferd im stillen für mich zu reiten, Morgenroths Zeit fällt mir ein; was ist nicht in seinem Geiste (ungefähr!) zu leisten.“ (An Karl Schaller, Leipzig, Juli 1840.) Da malte er sich in seinem Tagebuche ein völliges Idyll aus:

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beständig das Ideal eines Schulmeisterlebens auf dem Dorfe, womöglich in schönem Klima, in der Nähe einer kleinen Residenz, wo Musik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Lust erwacht ist, gepelzt, gepflanzt, eine Ruh gehalten. Ich würde gesund! Ein patriarchalisches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Aussichten habe. Besiegt zu resignieren ist eine Schande, aber als Sieger resignieren, freiwillig herabsteigen. — Sodas ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geist dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in dessen Unterricht ich auslernte. Was braucht ich mehr! Ein stilles Leben in der Natur und einen Jungen. — Ich will ein Patriarch werden, sehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Kantor in Gissfeld möchte ich sein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine schlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe. Die Kälte in meinen Füßen und Beinen nimmt mit jedem Tage zu und ist nicht zu besiegen. Tabak noch mein einziges Pläsir. Klavier kann ich nicht spielen, da meine Hände nicht gescheit werden, wie bei uns zu Hause es heißt. Ich wollte, Schaller würde Amtsverwalter in Gissfeld und ich Kantor; nebenbei durch Schriftstellerei wäre schon so viel zu verdienen, daß man sich einer sorgenlosen Existenz erfreuen könnte.“ Da jauchzte er auf, wenn er nach langer Pause Briefe aus der Heimat erhielt: „Briefe von zu Haus! Wie ich des lieben Herrn Hand auf der Adresse sah! Die Freude hat mich ganz aus der Façon gebracht! — Des lieben Herrn Brief ganz das Abbild einer seiner schönen Stunden!“

So bedurfte es für den sehnstüchtig heimwärtsblickenden, ungeduldig die Leipziger Verhältnisse tragenden nur

noch eines äußern Anstoßes, um sich zu erinnern, daß ihm Mendelssohn in der ersten Zeit (und jedenfalls in der Verlegenheit, was er mit dem wunderlichen, so reifen und selbständigen Schüler beginnen solle) angeraten hatte, nach Meiningen zu gehen. Den äußern Anstoß gab die Furcht vor einem zweiten Winter in Leipzig, die prophetische Gewißheit eines Rückfalls in seine schwere Krankheit, die Otto Ludwig zu verspüren glaubte. Vom 20. Oktober 1840 datiert die letzte Aufzeichnung in Otto Ludwigs Leipziger Tagebuche, sie bezog sich ausschließlich auf seine Reisevorbereitungen. Die Briefe aus Meiningen, die er noch erwartete, müssen in den nächsten Tagen angelangt sein, im Herbstnebel, wie er gekommen war, eilte er der Heimat wieder zu, so schnell, als die gewöhnliche Post jener Tage eben zu eilen vermochte.



Heimkehr

Als Otto Ludwig Ende Oktober 1840 Leipzig verließ und die Postfahrt nach Meiningen zurücklegte, war die Sehnsucht nach seiner Heimat in ihm übermächtig geworden, und der Vorsatz, sich in Meiningen zum Studium von Partituren und zu lebendiger Teilnahme am Privatmusiktreiben der dortigen Kapellmitglieder niederzulassen, kaum mehr als eine Phantasiebrücke für die beschlossene Rückkehr nach Eisfeld. Im letzten Leipziger Briefe, den er Anfang Oktober an Schaller nach Wasingen schrieb, machte sich die ihn beherrschende Stimmung gewaltsam Luft: „Leb Er einstweilen wohl, grüße mir seine gute Frau und seinen Herrn Jungen zum allerschönsten; sei Er froh, daß Er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen, Intriguen der Kunstwelt sein gemüthliches Leben führen kann!“ Verschiedne Umstände hatten zusammengewirkt, diese Stimmung in ihm zu erzeugen und sie zuletzt übermächtig werden zu lassen. Dem Zwiespalt, in dem er sich mit den Leipziger musikalischen Verhältnissen, mit dem in der Musik herrschenden Geiste fühlte, hatte sich der stärkste Zweifel an seinem musikalischen Beruf überhaupt gesellt. Ununterbrochener als jemals zuvor hatte sich die Lust am poetischen Schaffen, der Drang nach rein dichterischen Gebilden in ihm geregt; anstatt ins volle Leben der Musik zu tauchen, wozu er nach Leipzig gekommen war, hatte er sich zuletzt beinahe zwingen müssen, wenigstens „ein halber Musikus“ zu bleiben, und gegenüber jeder

Wolke, die über den Himmel seiner musikalischen Anschauungen und Bestrebungen zog, war ein poetisches Hoffnungsgestirn aufgeblüht. Auch die Träume vom Kantorat in Giesfeld, von einem Schulmeisterleben auf dem Lande hatten doch immer den Unter- und Hintergrund einer poetischen, vorzugsweise dramatischen Wirksamkeit gehabt; Ludwig wollte in allzufrüher Resignation auf den Ruhm, nicht aber auf die Ausübung der Kunst verzichten, und „die Kunst“ war ihm jetzt nicht mehr die Musik, sondern die Poesie. Als er am 29. August 1840 der Motette in der Leipziger Thomaskirche beigewohnt hatte und von Johann Sebastian Bachs „Jesus meine Freude“ beglückt worden war („Thomaner singen einzig. Schöne Stimmen, besonders Diskant- und Baßsolo. Auch nicht um einen Gedanken abgezogen, trotz der Länge des Stücks. Komposition wunderbar“), war ihm gleichwohl und auf demselben Tagebuchblatt, dem er sein Entzücken vertraute, das Geständnis entchlüpft: „Doch genügt mir das Bage der Musik nicht mehr! Gestalten muß ich haben!“ und hatte bezeugt, daß die innre Krise bei ihm bereits entschieden war. „So viel ich bis jetzt aus mir Flug geworden, ist es das poetische Element in der Musik, das mich zu dieser gezogen, hat und ich werde wohl nur in den musikalischen Gattungen, die auf jenes gegründet, etwas zu leisten vermögen. Der plastische Trieb, dem ich komponierend genügen wollte, hat, wie es nicht anders sein kann, mich in mannigfache Irrtümer gebracht. Und dieser plastische Trieb scheint das Entscheidendste in meiner Natur zu sein. Ich sehe es, in der Poesie muß ich meinen eignen Weg gehen; drum nur manchmal ein Freundesangesicht zur Erquickung.“ Beim Einpacken seiner Habseligkeiten, die er in keinen Tag entbehrliche und einige Wochen hindurch wohl zu missende geschieden hatte, waren seine Trauerspielpläne (Agnes Bernauer, Ghismonda und der Eckart) wieder-

holt dem unentbehrlichsten Theil hinzugerechnet worden. Wie er vor Jahren, an seinem poetischen Talent verzweifelnd, von Saalfeld nach Eisfeld zurückgeeilt war, um in den gewohnten heimatlichen Umgebungen Ruhe und Klarheit über sich selbst zu gewinnen, so trieb es ihn jetzt, beinahe möchte man sagen willen- und widerstandslos, in die kleine Vaterstadt zurück, deren Häuser und Gärten, deren Zustände und Menschen er sich in seiner Leipziger Vereinsamung und fränklichen Verkümmernng so wunderbar vergoldet hatte.

Eine frohe Begegnung und Rast war Otto Ludwig auf dieser Rückreise in Wafungen gegönnt. Karl und Sophie Schaller verbargen wohl ihr Erstaunen über den unerwarteten Abbruch der musikalischen Laufbahn nicht, aber sie nahmen den alten Freund mit gastlicher Herzlichkeit auf und ließen sich von ihm über Leipzig und die Kunstwelt, der er so wenig Gutes nachzusagen hatte, unterrichten. Über seine Zukunft war Ludwig schweigsam, er schien noch immer die Niederlassung in Meiningen zu beabsichtigen, legte aber kein Gewicht auf diesen Plan und bewegte sich hauptsächlich in Heimaterinnerungen. Er war im Hause der Freunde der Alte und wollte es in jedem Betracht sein, „glaubte sogar sich wegen der Vatermörder und Manschetten, die er nun trug, bei Schaller entschuldigen zu müssen.“ Er ging von Wafungen nach Meiningen, scheint hier aber nur wenige Tage verweilt zu haben. Die erste Unterredung, die er mit Hofkapellmeister Grund hatte, belehrte ihn, daß er den Zweck, um deswillen er gekommen war, hier schwerlich erreichen werde. Freilich würde ihn niemand gehindert haben, „Partituren zu studieren,“ so viel er wollte, aber um so mißlicher sah es mit jeder andern musikalischen Forderung und Hoffnung aus. Da war es natürlich, daß ihm befiel, über Partituren könnte er in Eisfeld so gut sitzen, als in der kleinen Residenz, aber auch natürlich, daß er

sich erinnerte, welche „krankhafte Musikischen“ ihn monatelang in Leipzig erfüllt hatte, „so, daß ihm eine angestrichne Geige Angst machte“ und daß ihm die Wochen vor der Seele standen, in denen ihm „jedes Plätzchen in Eisleben als ein Paradies erschienen war, aus dem er vertrieben sei.“ Es drängte ihn, die zehn Stunden bis Eisleben hinter sich zu lassen und so an dem Ziele anzulangen, dem er insgeheim schon von Leipzig her zugestrebt hatte. Im November war er wieder „zu Hause.“

Otto Ludwig bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Onkels Christian, den er bedenklich kränker als im vorigen Jahre fand, und der seiner Frau und seinen Verwandten gegenüber noch hilfloser geworden erschien, als ihn der Neffe im Herbst 1839 verlassen hatte. Hier wie überall machte der Heimgekehrte die Erfahrung, daß eine längre Trennung von schlimmen und drückenden Verhältnissen diese beim Wiederfinden schlimmer und drückender erscheinen läßt, selbst wenn sie die gleichen geblieben sind. Je heißer und tiefer er sich nach der Heimat gesehnt hatte, um so schwerer fiel ihm der Empfang auf die Seele, den er jetzt notwendigerweise fand. Was wußten die braven Bürger von Eisleben, was wußten selbst Ludwigs nähere Bekannte von den schweren innern Kämpfen, die das Jahr des ersten Leipziger Aufenthalts durchzogen und beinahe erfüllt hatten? Was kümmerte sie die Wahrheit, die Echtheit, die Größe seiner künstlerischen Zukunft und die Frage, ob er zur Dichtung wie zur Musik durch natürliche Anlagen berufen, zur Dichtung aber auserwählt sei? Was galt ihnen die Summe der Erfahrungen und kostbaren Selbsterkenntnisse, die der Künstler gewonnen hatte? Sie sahen nur, daß er, wie sie meinten, vor der Zeit, erfolglos und aussichtslos heimkam, wohl gar das kaum gewährte herzogliche Stipendium schon wieder verloren oder wenigstens aufs

Spiel gesetzt habe; sie tauschten ehrliche und unehrliche Bekümmernisse um Ludwigs Zukunft aus, sie zuckten, wenn er es nicht sah, die Achseln und suchten ihn über seine Leipziger Erlebnisse und seine fernern Pläne auszuhorchen. Man kann sich eine sehr deutliche Vorstellung davon machen, was und wie Otto Ludwig in diesem Herbst und Winter in Eisleben besprochen und beurteilt wurde, seit Jahrzehnten war kein gleich ergiebiger Stoff für kleinstädtische Weisheit und Wohlredenheit zu Markte gebracht worden. Zu seinem Glück war unser Dichter der Mann, der in seiner geschloßnen, festen und schweigsamen Weise unbefugter Neugier wie unerbetner Kritik einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegensetzte. Aber er konnte doch nicht umhin, sein vorausgegangnes schmerzliches Verlangen nach Eisleben an diesem wunderbaren Empfang zu messen.

Für den Augenblick sah er sich wieder Zuständen gegenüber, die er jahrelang getragen hatte, ohne je mit ihnen zu verwachsen, und die ihn nun schon das kurze Leben in der Fremde unerträglich finden ließ. Wieder mußte er dem leidenden Oheim in seinen häuslichen Zerrwürfnissen und gegen die Bornesausbrüche der unholden, wie es scheint halb wahnsinnigen Frau beistehen. Er hatte schon in den verflossnen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ihm eine besond're Kraft zu eigen sei, die Tobsuchtsanfälle dieser Tante zu besiegen; der feste Blick seiner klaren Augen schüchterte sie so ein, daß sie ruhig ward, davon schlich und in Ludwigs Gegenwart sich eine Zeitlang betrug, wie andre Frauen auch. Leider gab es jetzt Ausbrüche, bei denen Elisabeth Otto zum Messer griff, das ihr dann Otto Ludwig so sicher aus der Hand schlug, als wäre es ein Strickzeug. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ihm im Hause des Onkels nicht mehr wohl werden konnte, so treue Hingabe er dem bedrängten todsiechen

Manne widmete. Noch viele Jahre später offenbarte ein Brief Ludwigs (Dresden, 20. Februar 1862) an Christian Ambrunn in Giesfeld, den Sohn seines alten Ambrosius, mit welchen Gefühlen er damals am Krankenbett und Sorgenstuhl seines Onkels saß: „Wenn ich gern arbeiten möchte, den Kopf und das Herz voll von Gestalten und Plänen, die nur der Ausarbeitung bedürfen, und vor Schmerzen oder vor der Mattigkeit, die deren langem Anhalten folgt, nicht kann, dann ist mirs oft eine fühlbare Erleichterung, welche die Phantasie mir giebt. Wie mein seliger Onkel so schmerzlich am Unterleib litt, brachte ich stundenlang vor dem Einschlafen damit zu, seine Schmerzen mir zu wünschen, wenn dies ihn befreien könnte, mir, der ich jung und voll Mut sie leichter tragen könnte. Es gereicht meinem Verstand eben nicht zur Ehre, daß ich, seit ich selbst von solchen Schmerzen geplagt bin, mir gern und bisweilen bis zur Täuschung lebhaft vorstelle, es seien dies dieselben Schmerzen, die mein Onkel hätte leiden müssen, wenn ich sie nicht auf mich gelenkt.“ Während Ludwig mit so treuen Gesinnungen den Onkel pflegte, litt er selbst an einer heftigen Augenentzündung, die ihn alsbald nach seiner Heimkehr befallen hatte, und die bis in den April hinein währte. Er konnte wochenlang weder lesen noch schreiben, und der Hausarzt des Onkels, der lebensfrohe und geschickte Hildburghäuser Dr. Ferdinand Genßler, verurtheilte ihn zu einer Diät von Wasseruppe und Buttersemmeln, die der Unverwöhnte geduldig über sich ergehen ließ. Ärgerlicher war es ihm, daß infolge der häuslichen Zustände ein Besuch Schallers und seiner Frau, der in Basungen verabredet und von Ludwig mit freundschaftlicher Sorgfalt vorbereitet worden war, nur halben Genuß brachte. Am 24. Januar 1841 hatte Ludwig an Schaller geschrieben: „Ich hoffe, daß es Sein Ernst ist mit dem Besuch um Ostern, man wird Sorge tragen, Ihn und

Frau gehörig unterzubringen; an Lichtern soll es gleichfalls nicht fehlen, damit Jünglein „ünzen“ kann nach Herzenslust. Meinen Flügel laß ich jetzt reparieren, damit Er sein berufnes schönes Favoritstücklein ohne Hinderniß möge ausführen können.“ Am Jahreschluß 1841 aber gestand er dem Freunde seufzend: „Mein Onkel, den ich nicht genug bedauern kann — seiner Frau wegen und schönen Verwandtschaft — was mir bei deiner Anwesenheit vorige Ostern dermaßen im Kragen lag, daß ich ganz aus meiner Haut herausgewachsen war — läßt dich und Sophie schönstens grüßen.“

Doch alle diese Mißstände und der Gissfelder Klatsch dazu, der um den Heimgekehrten geschäftig war, hinderten nicht, daß Ludwig seine weitem Lebens- und Zukunftspläne reiflich erwog und zum festen Entschluß gedieh, auf die musikalische Laufbahn zu verzichten und dafür die litterarische einzuschlagen. Freilich wies sich bald genug aus, daß das jahrelange Leben in musikalischen und dichterischen Doppelbestrebungen, bei denen die Musik immer das eigentliche Ziel gewesen war, nicht ohne Nachwirkungen blieb. Die entschiedensten Vorsätze zur Sammlung seiner schaffenden Triebe auf Ausübung, seiner Selbstbildung auf Erkenntnis der Poesie hatten mit eingewurzelten Gewohnungen der Phantasie zu kämpfen. Nicht nur in den nahezu zwei Jahren, die Otto Ludwig jetzt wieder in Gissfeld zubrachte, sondern noch während des zweiten Leipziger Aufenthaltes, ja wohl auch später regte sich gelegentlich die Lust am Komponieren, die der Dichter mehr und mehr zum bloßen Phantasieren am Klavier dämpfte; noch am 28. Dezember 1845 erzählte er Eduard Devrient nach einer Aufzeichnung in dessen Tagebüchern bei der ersten persönlichen Begegnung, daß er, „seines Zeichens Musiker sei, daß ihn langjähriges Nervenleiden der Musik entzogen habe, der er sich nun wieder zuwenden wolle.“

Zur Befräftigung feiner Vorſätze und zum Beginn des neuen Lebensabſchnitts entwarf Ludwig jenen Plan zu ſeiner „Agnes Bernauer,“ der dann im Sommer 1842 als „Der Engel von Augsburg“ vollſtändig ausgeführt wurde, träumte viel von einem größern humoriftiſchen Roman „Der neue Don Quixote,“ von dem einige Entwürfe und Anfänge aus den nächſten Jahren vorhanden ſind, und ſchrieb die Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten,“ mit der er zunächſt bei ſeinem Landesherrn und fürſtlichen Gönner, dem Herzog Bernhard Erich Freund, den Schritt von der Muſik zur Litteratur zu rechtfertigen gedachte. Vom Mai bis zur Mitte Oktober wohnte er einen letzten Sommer in ſeinem Garten, der ihm in den dunkelſten Tagen des Leipziger Jahres ſo licht vor Augen geſtanden hatte. Den Garten fand er unverändert, er ſelbſt — das fühlte er — war doch ein anderer geworden, und die luſtigen Vorſtellungen von einem ruhmloſen aber behaglich glücklichen Leben, von einer kleinen Stelle im Heimatſtädtchen, bei der man „nebenbei durch Schriftſtellerei ſo viel verdienen könne, um ſich eines ſorgloſen Daseins zu erfreuen,“ zerſtoben vor der Wirklichkeit, die er jetzt mit ſchärfern Augen betrachtete, als in der Fremde. Selbſt wenn eine ſolche Stelle mit Ludwigs Gewöhnungen, mit ſeinem alles an alles ſetzenden Verlangen, der Kunſt etwas zu ſein, vereinbar geweſen wäre, wer hätte dem Autodidakten, dem in keiner Weiſe ſtaatlich geeichten und über die erſte Jugend nun ſchon hinausgewachſenen Manne die Hand zur Erlangung einer ſolchen Stelle geboten? Und wenn er Umſchau hielt im Thüringerlande, wie viele von denen, die er jetzt mit ſich im gleichen Falle ſah, die dem poetiſchen Schaffen ſtetiger als in flüchtigen Nebenſtunden oblagen, erfreuten ſich einer feſten bürgerlichen Stellung, und welche von dieſen Stellungen hätte er für wünſchenswert halten können?

In seiner nächsten Nachbarschaft, in Hildburg-
hausen, hatte sich seit 1828 ein gewaltiger litterarisch-
industrieller Betrieb, Joseph Meyers „Bibliographisches
Institut“ mit dem Wahlspruch „Bildung macht frei“
aufgethan. Eine mit Buch- und Steindruckereien,
Kupferstecher-, Stahlstecher- und Holzschnideateliers,
mit Kartenstecherei und Kunstverlag ausgerüstete Ver-
lagsbuchhandlung war da vorhanden, die bei unab-
lässigen Unternehmungen, bei der Herausgabe von
Volks-, Familien-, Kabinetts- und Groschenbibliotheken
der deutschen Klassiker (die sie auszugsweise in hundert-
tausenden von Exemplaren verbreitete), bei dem „Großen
Konversationslexikon“ und dem weltberühmten „Univer-
sum“ immer neuer litterarischer Hilfskräfte bedurfte, ob-
schon ihr fleißigster und federfertigster Schriftsteller
ihr eigener Chef blieb. Joseph Meyer zog gern junge,
poetisch befähigte, geistig regsame Leute an sein In-
stitut heran, hatte für sie jederzeit Arbeit vollauf und
bescheidenen aber sichern Erwerb, nur schade, daß sie
bei Erfüllung ihrer Pflichten wenig Zeit und Kraft
behielten, der Pflege ihres Talents zu leben. Unter
den dem Bibliographischen Institut verbundenen Schrift-
stellern befanden sich Friedrich Hofmann aus Koburg,
der mit einem Schauspiel „Die Schlacht bei Focfsan“
einen dramatischen Anlauf genommen hatte, mit einem
poetischen „Rundgemälde von Koburg“ auf deutsch-
lyrischen Boden zurückgekehrt war, seit seinem Eintritt
in die Redaktion des großen vierundfünfzigbändigen
Konversationslexikons poetisch fast verstummte und
nur alljährlich noch einen „Weihnachtsbaum für arme
Kinder“ anzündete, eine lyrische Sammlung aus Bei-
trägen großenteils thüringischer Dichter, die regel-
mäßig auch einige Gaben des Herausgebers brachte,
sowie der phantasievollere und höherstrebende Ludwig
Köhler aus Meiningen, der mit Gedichten und einem
Burschenschaftsroman „Akademische Welt“ sich vor

allen Dingen als zeitgemäß-freisinniger Dichter legitimiert hatte, an den mühevollen Arbeiten für die Unternehmungen des Bibliographischen Instituts gleichfalls jahrzehntelang teilnahm, dazwischen aber doch historische Romane mit Revolutionshintergrund („Thomas Münzer,“ „Johannes Huf und seine Zeit,“ „Jürgen Bullenweber“) verfaßte und sich schließlich selbst mit einem großen Drama „Die Ditmarsen“ versuchte. Seinen Dichtungen und Erzählungen gebrach es nur zu sehr an künstlerischer Reife und poetischer Vertiefung, sie ragten über die Linie fester und greller Skizzen kaum hinaus, und doch war etwas in ihnen, was Köhler wohl berechtigt hätte, an dem Thüringer Dichterbund teilzunehmen, der in den vierziger Jahren gestiftet wurde. Ältere und jüngere Talente schlossen sich zur Pflege allgemeiner und landsmannschaftlich thüringischer Poesie zusammen. Dem Bunde gehörten der Gothaer Archivsekretär und Vorstand der Kunstsammlungen Adolf Bube an, der Verfasser zahlreicher Balladen und zum Teil seiner Naturbilder, der poetische Bearbeiter der „Thüringischen Volksagen,“ eines der vielen nachahmenden Talente, die jeder größern Entwicklung entbehren und auf der Höhe ihrer Laufbahn kaum mehr vermögen, als im Beginn; ferner der volksthümliche Erzähler Georg Heinrich Schwerdt, der Pfarrer von Neukirchen bei Eisenach; endlich und vor allen Ludwig Bechstein und Ludwig Storch, damals die gepriesensten und weithin bekanntesten Thüringer Poeten-namen. Ludwig Bechstein, zu Weimar geboren, aber meiningischen Ursprungs, ein Neffe des Naturforschers Johann Matthias Bechstein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, seiner Zeit berühmten Forstakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöst worden, hatte in Leipzig und München Philosophie und Geschichte studiert, war Rabinettbibliothekar seines

Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war ursprünglich eine wahrhaft dichterische Natur, und seine frühesten Gedichte, poetischen und prosaischen Erzählungen waren „aus innerer Quelle geflossen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raschen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältniß blieb“ (Gödeke). Bechstein hatte es an Regsamkeit so wenig als am Bestreben fehlen lassen, sich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu sichern, doch da er unablässig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung seines Anschauungskreises trachtete, so ward ein von Haus aus vorhandener Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrschend. Von seinen Gedichten hatten „Gevatter Tod“ und „Die Haimonskinder,“ von seinen Romanen die „Fahrten eines Musikanten“ mit ihrem Seitenstück „Klarinette,“ sowie der historische Roman „Grumbach“ die meiste Anerkennung gefunden, als Sagenforscher und Märchensammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutsche Märchenbuch“ vor, das auch im buchhändlerischen Sinne großes Glück machen sollte, und hatte seinen spätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in diesem Jahre (1841) eine Skizze über den Minnesänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer“ vorangehen lassen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorsitzender des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins, als rechte Hand des Herzogs in litterarischen Dingen war er für Ludwig, der seinem fürstlichen Gönner die Ändrung seines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenso von Bedeutung wie als anerkanntester und verbindungsreichster Schriftsteller seines kleinen Vaterlandes. Phantasievoller, warmblütiger, kräftiger, dafür um ein gutes Teil unflarer und ungezügelter als Bechstein zeigte sich

dessen Altersgenosse Ludwig Storch aus Ruhla, der in den volkstümlichen Blättern der ernestinischen Herzogtümer, bei Säger- und Schützenfesten „die Thüringer Edeltanne“ hieß, dessen Naturanlage, Jugend- und Bildungsgeschichte mancherlei Ähnlichkeit mit denen Otto Ludwigs besaß. Die ethische Strenge und den nie rastenden Trieb und Zug unsers Dichters zur künstlerischen Vollenbung abgerechnet, hatte Ludwig Storch mit Otto Ludwig das tiefe thüringische Heimatsgefühl, die Frühreise des Talents, die Unregelmäßigkeit des Bildungsganges, das Herabgedrücktwerden in einen unwillkommenen praktischen Beruf und das Emporschnellen der unverwüßlichen poetischen Natur gemeinsam. Aber Ludwig Storch war durch fremde und eigne Schuld früh dem Zwange verfallen, für den Erwerb schreiben zu müssen, und hatte sein frisches Darstellungstalent in rasch aufeinanderfolgenden historischen und frei erfundenen Romanen und Novellen verzettelt. Wenn einzelne seiner Erstlingswerke wie das thüringische Lebensbild „Vörwerts Hänz“ mit seinen lebendigen Schilderungen thüringischer Volkslust und der historische Roman „Der Freiknecht“ (den Charlotte Birchpfeiffer alsbald als „Hinto, der Freiknecht“ dramatisiert hatte) über die Litteratur für Leihbibliotheken hinausragten, so gedieh der unglückliche Belletrist doch zu keiner in sich abgeschlossenen und bleibenden Schöpfung.

Hier war überall wenig, was Otto Ludwig zur Nacheifung, zum Gleichstreben reizen konnte. Unfertig und unberühmt wie er noch war, überragte er im Hauptpunkt schon jetzt die sämtlichen poetischen Landsleute gewaltig. Er trug von Natur und beinahe noch ohne Reflexion die höchste Anschauung von der Kunst und der Lebensaufgabe eines Dichters, die volle Fähigkeit der Hingebung an diese Aufgabe, die unbewusste Forderung seelischer Vertiefung und Ausgestaltung

jedes Bildes seiner regen Phantasie in der Seele. Er hatte nichts mit der Begnügbarkeit leichter und mittlerer Talente gemein, selbst wenn er nur für die Unterhaltung zu arbeiten dachte, stellte er Ansprüche an Lebenswahrheit, Stimmungsfülle und Eigenart seiner Versuche, die ihn davor schützten, Erfindungen und Gestalten in flüchtiger Skizzierlust rasch zu verbrauchen. Er hatte sich nicht von der Musik zur Dichtung gewendet, um sich die Lebensarbeit zu erleichtern, sondern betrat den neuen Weg mit dem gleichen Ernst wie den seither verfolgten Pfad.

Spärlich genug fließen unsre Nachrichten über Ludwigs Heimatsommer von 1841. Die Einsicht, daß er in den Verhältnissen, in die ihn die geheime Gewalt des Gemüths viel mehr als die äußern Umstände zurückgetrieben hatte, nicht verbleiben könne, nicht neue Wurzeln schlagen dürfe, muß gewachsen sein. Umsonst versuchte er seine Einbildungskraft auf dem nächsten Heimatsboden festzuhalten. In dieser Zeit nahm er einen Plan zu einer Erzählung wieder auf, die an lauter Jugendeindrücke anknüpfen sollte, und deren Entwurf erkennen läßt, welche frischen Quellen ihm da strömten und rauschten, wo andre kaum Rinnsale erblickten. Ludwigs Niederschrift lautet: „Limbacher Novelle. Schilderung der Waldnatur, des südlichen Charakters namentlich der Walbmädchen. Roheit. Verbildung. Der superhumane Rittergutsbesitzer. Neugier und Gastfreundlichkeit. Malergespräche über ihre Kunst. Buchhalter Lok. Rektor. Sagen von den Venezianern. Musik. Einige Porträts; Bettine, das Gesicht, das fast kretinartig ist und sich durch Musik allemal zur wunderbaren geistigen Physiognomie bildet, die ein ungeheures innres Talent hat und kein äußres. Die Waldgrazie, ein wundersames Bild von Fülle und Kraft und Gesundheit, aber voll der süßesten Weiblichkeit, die den jungen Deutschen kuriert. In der Nähe das Schloß

des Graf Pfaffel. Verschwörung mit den Fabrikanten. Sie machen sich lächerlich. Der Lügenfack mit seinen Bekanntschaften, ein himmellanger, possierlicher Kerl. Der alte Schulz, sein Zigeunergevatter und Hofmaler. Erst glaubt man, er sei der von Zigeunern geraubte Sohn des Kommissionsrates. Er ist ein andrer u. s. w. Der Pfarrer von Steinheid. Hypothese über die Gräfin Pfaffel die Hauptintrigue. Kolonie, die von der Obrigkeit aufgehoben, doch noch existiert. Der einsiedelnde Schuster. Böhmisches Glasmacher, vielleicht mit Bezug auf die Pfaffel. — Noch mehr Beispiele, Pfaffel, Einsiedler. Auswanderer mit ihrem Lied, daß die armen Walbteufel nicht fort mögen. Auswanderer: die Heineins, Robinsonaden. Buchhalter in die böhmisch-Pfaffelsche Geschichte verwickelt u. s. w.“ Hier bligten nahezu alle Bilder des Thüringer Walblebens auf, wollten alle wechselvollen und farbigen Jugendeindrücke Gestalt gewinnen, hier begegneten sich Erinnerungen mit Erlebnissen des Tages. Der Bruder von Christian Ottos Frau, ein Eisleber Schuhmacher, der mit den ersten Auswanderern 1834 nach Amerika gegangen war, war kürzlich zurückgekehrt und mochte Abenteuerliches über seine Erlebnisse im Urwald berichten. Mit dem „Grafen Pfaffel“ aber spielten Gestalt und Geschick jenes rätselvollen Mannes und seiner Gattin oder Lebensgenossin in Otto Ludwigs Erzählungsplan herein, den viele Jahre später Ludwig Bechstein zum Helden seines Romans „Der Dunkelgraf“ erkor. „Die Geheimnisvollen von Eishausen,“ die langjährigen Bewohner des an der Straße nach Hildburghausen gelegnen Domänengutes Eishausen, deren angeblicher Name Bavel de Versay vom Volksmunde in Graf Pfaffel, „der Pfaffel“ schlechtweg umgewandelt ward, und deren Lebensgeheimnis durch Jahre und Jahrzehnte, namentlich aber zwischen dem Tode der Gräfin im Jahre 1837 und dem endlichen Tode des Grafen

(1845) in aller Munde war und auf tausendfache Weise zu deuten versucht ward, hatten offenbar auch auf den Dichter, der seit seinen Knabentagen von den Unbekannten im Schlosse von Gishausen unzähligemale gehört hatte, tiefen Eindruck gemacht.

Wenn Otto Ludwig in diesem Sommer vorzugsweise in seinem Gartenhause lebte und poetisch thätig war, so schloß er doch im stillen mit dem Traum ab, seine geplanten Werke hier zu vollenden und von hier aus in die Welt zu schicken. Sollte, wie er zu denken begann, die dramatische Poesie mit oder vor der erzählenden seine Lebensaufgabe werden, so war er als dramatischer Dichter in Gislefeld so wenig am Platze, wie als Opernkomponist. Was er Silvester 1841 an Schaller bekannte, wird wohl schon für den Sommer gegolten haben. „Ich bin dir nun ganz allein. Es ist niemand mehr hier, dessen Gegenwart mir soviel Vergnügen gewährte, als seine Entfernung. Ausgenommen Ambrunn und Burthart, mit denen ich zuweilen das Stündlein zwischen 5 und 6 Uhr verbringe.“ Diese Zusammenkünfte fanden in der kleinen Gaststube seines schon erwähnten Schul- und Spielgenossen, des Bierbrauers Johannes Recknagel statt, dessen Bier Ludwig den Vorzug vor jedem andern gab. Der Platz, wo der Dichter zu sitzen pflegte, wird wißbegierigen Litteraturfreunden noch heute gezeigt — leider aber trug um die Zeit, wo Ludwig auf dem Platze verweilte, die Teilnahme der Gislefelder, wenige ausgenommen, durchaus nicht das Gepräge der Bewunderung oder wenigstens hoffnungsreicher Zuversicht. Man war im allgemeinen geneigt, mit Sprichwörtern wie „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ und „Hochmut kommt vor dem Fall“ sich über die Eigenart von Ludwigs Leben und Wesen zu trösten und half so, ohne es zu beabsichtigen, dem Dichter einige der starken Fäden durchschneiden, die ihn an diesen Weltwinkel

banden. fand Ludwig „an dieser Gesellschaft keine Freude mehr“ und suchte er sich in der Gesellschaft „der Herren Shakespeare, Goethe, Lessing, Schlegel, Tieck, Beethoven u. s. w.“ zu entschädigen, so konnte er sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß er deren Gesellschaft just nicht in Eisleben zu genießen brauche.

Im Oktober 1841 mietete er, als er nicht länger im Garten verweilen konnte, ein eignes Arbeitszimmer beim „Roburger Bäcker“ Reinhold Eckardt an der untern Pforte. Er fand, obschon er, um den Onkel nicht zu kränken, sein Schlafzimmer wie den Mittagstisch im Hause Christian Ottos beibehielt, daß die schwüle Atmosphäre dieses Hauses, über dessen Verfall und allmählichen Niedergang sich auch seine Liebe und liebevolle Gewöhnung nicht mehr täuschen konnte, seinen Arbeitsplänen höchst ungünstig sei, und schuf sich darum einen Zufluchtsort, der ihm einen Bruchteil seines Gartenfriedens gewährte. Er ließ die notwendigsten Zimmergeräthschaften und seinen Flügel in dies „Arbeitsstüblein“ schaffen und verbrachte hier regelmäßig die spätern Vormittags- wie die Abend- und die ersten, manchesmal auch die spätern Nachtstunden. Denn er hatte seine alten Lebensgewohnheiten wieder aufgenommen und bekannte in dem schon erwähnten Silvesterbrief an Schaller: „Fast zwei Jahre lang suchte ich ein ordentlicher Mensch zu werden, i. e. durch beizzeiten Niederlegen und früh Aufstehen für meine Gesundheit zu sorgen und eben so lange war ich nicht imstande etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruß und Hypochondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr spät — 9 oder 10 Uhr aufstehe, nachts 1 oder 2 auch 3 mich niederlege, bin ich wieder ein ganz andrer Kerl geworden. Die Arbeit gerät und fleckt mir, wie du bald sehen sollst, und Essen und Trinken schmeckt mir besser als je.“ Über Ludwigs Leben und Treiben in diesem Winter berichtet ein 1889 noch lebender und

geistig frischer Augenzeuge: der Kantor Friedrich Kramer in Groß bei Gießfeld, der mehrere Monate hindurch Ludwigs Zimmergenosse und in gewisser Art sein Schüler war. Der spätere Kantor, der Sohn eines Gießfelder Tuchwebers, hatte nach seiner Konfirmation zunächst Unterkunft als Schreiber im Gießfelder Landgericht gefunden, wünschte sehnlichst Lehrer zu werden, stieß aber dabei auf den Widerstand seines Vaters, der ihn nötigen wollte, das väterliche Gewerbe zu ergreifen, da bei der Schreiberei überall nichts herauskomme. Otto Ludwig, der am Weihnachtsabend 1841 den weinenden Jüngling aufsuchte, ihm tröstlich zusprach, ihn nach Kräften zu unterstützen, auch seine Wünsche bei Kramers Vater zu befürworten verhiess, gab ihm zunächst als Kopisten Beschäftigung (die Reinschrift der Novelle „Die Emancipation der Diensthoten“ die in der Kabinettbibliothek des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen bewahrt wird, ist augenscheinlich von Kramers Hand) und nahm sich des gedrückten jungen Landsmannes geradezu brüderlich an. Er unterrichtete ihn in den Anfängen des Generalbasses und im deutschen Stil, sprach die Balladen Schillers mit ihm durch und genügte überhaupt in diesem Verkehr dem in ihm vorhandenen pädagogischen Triebe. Vierzig Jahre hindurch bewahrte Friedrich Kramer in rührender Dankbarkeit die kleinste Erinnerung an diese Tage. Er schilderte seine Eindrücke folgendermaßen:

„Otto Ludwig war damals noch nicht 29 Jahre alt, von stattlichem Wuchs, gesunder Gesichtsfarbe, feinen Zügen und edler Haltung. Seine hohe Stirn, sein braunes mildfeuriges Auge, seine gewinnende Freundlichkeit und treuherzig originelle Sprache berührten angenehm und gewinnend. — In jenem Arbeitszimmer gewahrte man einen Tisch, einige gepolsterte Stühle, ein altes Sofa, einen Spiegel und einen Flügel. Dies Zimmer mußte in den Wintermonaten

mindestens auf 18° R. durchwärmt sein. Sobald er sein Arbeitszimmer betrat, zog er seine weit hinaufreichenden Troddelsocken und seinen unansehnlichen Schlafrock an. Waren dann die ersten Wölkchen seiner langen Tabakspfeife entstiegen, so schritt er neubelebt und unter häufigem Schütteln mit dem Kopfe stundenlang sinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er schreiben, so strich er die über die Schläfe herabfallenden reichen Haare zurück, knüpfte sich einen Bindfaden um Stirn und Hinterkopf, legte sich Papier zurecht und schrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenseiten voll. Oft genug freilich rückte er sich am Nachmittage den Stuhl mit den Worten an den Tisch: „Jetzt hab ichs, mein Geschreibsel von heute morgen gefällt mir net. Ich muß die Feile anlegen“ und strich schonungslos das Niedergeschriebne aus und das Verbesserte darüber hin. Vor der Abenddämmerung verzehrte er sein Abendessen, wobei er sich gern mit mir unterhielt; in der Regel besprach er vor Dunkelwerden noch eine Generalbasaufgabe. Aus dem Ottoschen Hause oder der Rednagelschen Gaststube brachte er, wenn er am Spätnachmittage im Arbeitszimmer wieder erschien, unter dem Arm zwei Krüge voll Bier mit, die er in den Abendstunden redlich mit mir theilte. Abends von 8—11 Uhr trieb er Englisch oder vertiefte sich in die Werke Shakespeares und Goethes. Dann konnte er stundenlang lautlos sitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und seiner Tabakspfeife kein Wölkchen mehr entstieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtschläfschen, um nach Mitternacht seine Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Durch Beobachtungen ließ er sich auch von diesen abziehen. Als ich auf dem Sofa einmal schlief, belauschte er meinen Atem, bei meinem Erwachen sagte er: „Sie haben in der reinen Quinte geatmet.“ Ein andresmal verfolgte er nach Mitternacht sinnend die Richtung des Fluges,

die konzentrischen Kreise und den Tod eines Hausheimchens, worüber sofort ein Gedicht entstand. — Am Silvesterabend 1841 wünschten wir uns gegenseitig Prost Neujahr! Otto Ludwig veranlaßte mich, meinem Vater in einem Briefe meine Herzenswünsche darzulegen, um diesen versöhnlich für mein Vorhaben, mich dem Lehrfach zu widmen, zu stimmen. Noch vor Ostern 1842 ward ich zur Aspirantenprüfung an das herzogliche Seminar in Hildburghausen einggerufen, wozu mir Otto Ludwig bereitwilligst und mit den besten Segenswünschen sein Ränzels borgte. Zwischen Ostern und Pfingsten trennten wir uns — auf Nimmerwiedersehen. Ich kam nach Hildburghausen, und Otto Ludwig reiste wieder nach Leipzig.“

Manche Einzelheiten des schlichten Berichtes des Kantors von Croß werden bis auf das „Bier von Recknagel“ durch Ludwigs Briefe an Karl Schaller bestätigt, dem er am 20. Januar 1842 auch melden konnte, daß er inzwischen in Meiningen gewesen sei und dort seine Angelegenheiten glücklich betrieben habe. Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch an den Schriftsteller war vom Urtheil über eine literarische Leistung abhängig gemacht worden. Dies Urtheil gab Ludwig Bechstein, dem sich Otto Ludwig schon früher vorgestellt hatte, in einem undatierten Gutachten über die mehrerwähnte Novelle „Die Emancipation der Diensthoten“ (gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt“ Juli 1843) ab, in dem es heißt: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. — Durch das ganze Buch herrscht Glätte des Stils, Fülle und Reichthum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrscht Reflexion überwiegend

über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich u. s. w. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zu teil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will.“ Die Folge dieses wohlmeinenden Berichtes war die Entscheidung Herzog Bernhards, daß Otto Ludwig der Fortbezug und die Nachzahlung seines Stipendiums bis Ostern 1843 zu bewilligen sei. In der Begrenzung auf diesen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entscheidende Mahnung, sich von dem, was ihn in Giefseld noch hielt, baldigst loszureißen. Nach allem, was noch lebende Zeugen jener Tage berichten, und nach dem wenigen, was der Dichter selbst später gegen die Seinigen darüber geäußert, erleichterte ihm die Stimmung und das Verhalten seiner Mitbürger die zweite Trennung von Giefseld wesentlich. In einem Briefe aus Leipzig (21. September 1842) ließ Ludwig zurückblickend ein grelles Streiflicht auf die Geschichte seines letzten Aufenthaltes in der Vaterstadt fallen. Schaller wurde im Hochsommer 1842 nach Giefseld zurückversetzt, und Otto Ludwig rief: „Daß du nun in Giefseld bist, darauf hatte ich mich sehr gefreut, und nun ist mirs nicht recht, da ich, unter uns gesagt, mich in Giefseld tot ärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu schaffen noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen könnte.“

Vergleicht man dies Geständnis aus einem gepreßten Herzen mit der leidenschaftlichen Heimatssehn- sucht Otto Ludwigs im Jahre 1840, so kann man er- raten, daß er um schwere und unerquickliche Erfahrungen bereichert zum zweitenmale nach Leipzig ging. Gleich- wohl ahnte er schwerlich, daß er, als er sich bald nach Pfingsten 1842 zum Aufbruch rüstete, seinem geliebten Garten, dem „dicken Herrn,“ Giefseld und dem heimat- lichen Thüringen überhaupt für immer Lebewohl sagte.



Leipzig und Dresden

Im Sommer, spätestens gegen Ende Juni 1842 war Ludwig zum zweitenmale in der Pleißenstadt eingetroffen, deren äußere und geistige Erscheinung sich seit dem Herbst von 1840 nur in ganz unwesentlichen Dingen gewandelt hatte. Felix Mendelssohn war seit über einem Jahre abwesend, durch königliche Berufung nach seiner Vaterstadt Berlin gezogen worden, ohne daß man ihm dort eine seiner würdige Thätigkeit und einen bestimmten Wirkungskreis zu schaffen vermocht hatte. Die Musikkreunde Leipzigs, die Eingeweihten des Gewandhauses lebten in froher Voraussicht der Wiederkehr des Meisters im Herbst; Ludwig aber, der schon bei seinem ersten Aufenthalte in Leipzig diese Lebenskreise nur gestreift hatte, wich ihnen jetzt völlig aus und stellte sich dem ehemaligen Meister im Winter von 1842 zu 1843, wo Mendelssohn aufs neue die Gewandhauskonzerte dirigierte, nicht wieder vor. Er hatte ein bescheidenes Quartier in einem jetzt längst verschwundenen Hause der Dresdner Straße bezogen und sich zum guten Beginn des neuen Lebensabschnittes mit allem Eifer der Ausarbeitung seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg“ hingegeben. Nach einer Meldung Ludwigs an Schaller (Leipzig, 21. September 1842) und nach der Angabe auf einer Handschrift dieser neuen Gestaltung des Stoffes, der schon seit Jahren vor des Dichters Phantasie stand und ihm

die Seele erfüllte, hatte Ludwig das Drama vom Juli bis September begonnen und beendet. Da er während des letzten Aufenthaltes in der Heimat fortgesetzt von Agnes Bernauer geträumt hatte, so war die Arbeit dieses Sommers eben nur die Niederschrift eines innerlich längst bis in alle Einzelheiten ausgereiften Entwurfs. Während Ludwig, des besten Willens voll, nun schaffend und wirkend in die Litteratur einzutreten, das Trauerspiel, von dem er gute Hoffnung hegte, seinem Ende entgegenführte, gestaltete sich auch sein Leipziger Leben völlig anders als bei dem ersten Aufenthalte. Die tiefe und beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Heimat war durch die Erfahrungen des Jahres 1841 ziemlich beseitigt, die Giesfelder Verhältnisse hatten zuletzt offenbar so drückend auf ihm gelastet, daß er eine gewisse Genugthuung und Freude empfand, ihnen entrückt zu sein. Mit verhältnismäßig größerer Entschlossenheit und Munterkeit, als er bis vor kurzem sich selbst zugetraut hatte, versuchte er litterarische Beziehungen anzuknüpfen, erneuerte seine Bekanntschaft mit Theodor Apel, besuchte den Novellisten Robert Heller, den Redakteur der „Rosen,“ dem er, wie es scheint, seine Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“ vorlegte, ohne ihn geneigt zu finden, diese in seinem Blatte zu veröffentlichen, und lernte entweder schon jetzt oder im Verlauf des nächsten Herbstes und Winters den einflußreichsten, gesellschaftlich angesehensten Schriftsteller des damaligen Leipzigs Heinrich Laube kennen, der am Schlusse des Jahres 1842 zum zweitenmale die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahm, und der sich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als besserer Menschenkenner und Talentschäzer zeigte, als die große Mehrzahl seiner litterarischen Kollegen. Laube nahm den Namenlosen, dessen persönliche Erscheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es

der angebotnen Novelle („Die Emancipation der Dienstboten“) zu gute, daß sie nicht zur Duzendware der Belletristik gehörte. Ludwig erinnerte sich stets voll Dankbarkeit der entgegenkommenden Weise Laubes und äußerte in einem Briefe an Ambrunn, daß ihm dies Entgegenkommen in der Zeit schwieriger Anfänge sehr erquicklich und ermutigend gewesen sei.

Seine eigentlichen Lebensgenossen fand Ludwig im Sommer und Herbst des Jahres 1842 in einem Kreise jüngerer und älterer Männer, der sich in der der Post gegenüber gelegnen Gastwirtschaft von Waldrich fast täglich in den ersten Abendstunden zusammenfand. Der junge Schriftsteller erfuhr, daß Leipzig neben den Vertretern der Litteratur und der Wissenschaft, die weithin bekannt waren, jederzeit ganze Reihen von emporstrebenden, geistig gebildeten jungen Männern und eine Überfülle von halblitterarischen Existenzen barg, für die der Buchhandel eine Art Treibhaus war. Noch Friedrich Spielhagen hat in seiner Autobiographie „Finder und Erfinder“ wieder anschaulich gemacht, wie wohl es in Leipzig möglich war, in geistig belebter, litterarisch angeregter Gesellschaft zu leben, ohne mit der berufsmäßigen Litteratur im engern Sinne des Wortes auch nur in Berührung zu kommen. Ludwig überwand tapfer seine Menschen scheu, rückte einigen seiner neuen Bekannten aus Waldrichs Schenkstube näher und befreundete sich wenigstens mit einem von ihnen, dem um zwei Jahre jüngern Dr. Johann Gottfried Wehstein aus Olsnik im sächsischen Vogtlande. Der nachmals als Orientalist und Orientreisender wohlberufne, als preussischer Konsul in Damaskus, namentlich bei den bedrohlichen Christenverfolgungen des Jahres 1860, hochverdiente, noch heute in Berlin lebende Gelehrte saß zu dieser Zeit mit der Entzifferung und Herausgabe arabischer Manuscripte beschäftigt in seinem Stübchen in der Dresdner Straße,

sodaß er Ludwigs nächster Nachbar war. Er nahm neben den Interessen seines besondern wissenschaftlichen Gebietes den wärmsten Anteil an allem litterarischen Leben. Auch Wegstein war scharfsichtig genug, schon nach kurzem persönlichen Verkehr mit Otto Ludwig das Ungewöhnliche in dessen Natur und geistigen Anlagen zu erkennen, und sobald er das Vertrauen des zurückhaltenden neuen Freundes soweit gewonnen hatte, daß dieser ihm einige Gedichte, seine neue Erzählung und die ersten Akte des eben entstehenden Bernauerdramas mittheilte, auch sofort zu empfinden, daß er hier einer ursprünglichen Kraft gegenüberstehe, die im strengsten Sinne des Wortes vielverheißend sei. Wegsteins Überzeugung von der Begabung des zur Zeit noch erfolglosen und unbekannten Dichters wirkte auf einige andre Genossen des kleinen Kreises zurück, sie legten in ihrem Verkehr mit Ludwig nicht nur große Achtung, sondern auch den Wunsch an den Tag, die Absichten ihres Bekannten nach Kräften zu fördern. Als gute Kameraden erwiesen sich namentlich Dr. Wimmer, ein geistvoller Philolog, der später, nach längerem Aufenthalte in Petersburg, als Gymnasiallehrer in Dresden lebte und starb, ein Dr. Pescheck aus Zittau, aus einer Familie böhmischer Exulanten stammend und von mancherlei Erinnerungen an diese historische Besonderheit erfüllt, ein Studiosus Krage, über dessen spätere Lebensschicksale Ludwig nichts erfahren zu haben scheint, und ein junger Notar Portius, der die Kunst der Handschriftendeutung mit Vorliebe und kühner Sicherheit betrieb, übrigens gleich Wegstein ein leidenschaftlicher Schachspieler war. Dieser engern Genossenschaft schlossen sich dann mit weniger Regelmäßigkeit eine Gruppe von Männern an, die zur Litteratur schon in engern Beziehungen standen. Da war Johannes Winckwitz, der Platenide, der um diese Zeit bereits seine Stellung als Verkünder der Platenschen Unfehl-

barkeit eingenommen, seine Verdeutschungen der griechischen Tragiker zu veröffentlichen begonnen hatte, auch schon mit eignen Gedichten und einem Schauspiel „Der sächsische Prinzenraub“ hervorgetreten war, einer der vielen deutschen Poeten, denen ihre philologische Gelehrsamkeit die mäßige dichterische Begabung und jeden Zug zum Leben von vornherein erdrückt; da war August Kreschmar aus Chemnitz, ein junger Litterat, den seine Sprachkenntnisse und sein Mißgeschick unter die Übersetzer des Philippischen Verlagskomtoirs zu Grimma geführt hatte, und der auch später mit ein paar Bühnenstücken nach französischen und englischen Erzählungen („Das Quiproquo,“ „Ein Tag Wahrheit,“ „Ein Ehetöufel“) und einigen Alltagsromanen umsonst versuchte, sich der Übersetzerfronarbeit zu entwinden; da war Friedrich G. Wied, der Herausgeber der „Deutschen Gewerbezeitung,“ ein jovialer Gesellschafter, mit dem und dessen Familie, mit Wehstein und Portius Ludwig im Herbst 1842 manchen Ausflug zur „großen Eiche,“ auf den Bienitz, nach Meusdorf und St. Thekla unternahm, ohne sich mit der flachen Gegend um Leipzig ausöhnen zu können. Alle diese und noch manche andre in Waldrichs Wirtschaft verkehrende Persönlichkeiten eröffneten dem Dichter und Künstler, der so lange in Abgeschiedenheit gelebt hatte, einen Blick in ganz neue Lebensverhältnisse, Bestrebungen und Geistesrichtungen. Ludwig nahm diese mit der naiven Bildungslust und dem offenen Poetensinn, der seine Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hat, auf. In dem schon erwähnten Briefe vom 21. September an Karl Schaller berichtete er dem nun wieder in Giesfeld wohnenden Freunde: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen, wünschte ich dir nicht schreiben zu müssen, sondern mit dir zu erfahren. Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten die Hauptsache bleibt. Ich wünschte,

du und Ambrunn wäret manchmal unter uns; die Unterhaltung ist ganz im Geiste unsrer Heiligendrei-königsabende. Dabei giebt's noch viel zu lernen! Ich befinde mich, wie du siehst, ziemlich wohl; freilich ist ein Unterschied zwischen einer Jugendfreundschaft oder vielmehr — soll ich so sagen — zwischen einer, die schon vor der Geburt angefangen, und spätern. Man lernt auch dann noch Menschen lieben und achten, aber es sind ihre Eigenschaften, die man liebt und achtet, nicht sie selbst; diese Verhältnisse sind viel mittelbarer!"

Man spürt aus allem, was wir über Otto Ludwig während dieses Herbstes und des Winters von 1842 auf 1843 wissen, daß er sich angelegen sein ließ, die Verbindungen und Beziehungen, die sich ihm darboten, zu pflegen, und daß er sich in gewissen Dingen den Anschauungen seiner neuen praktischen Freunde unterordnete. Er ließ sich die sauern Wege zu Buchhändlern und Herausgebern von Zeitschriften und Taschenbüchern nicht verdrießen, ließ sich belehren, daß er das Manuscript seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg“ nicht etwa dem Leipziger Theaterunternehmer Ringelhardt (Ludwig nennt ihn im Briefe vom 21. September 1842 Ringelmann) anbieten möge, da er in diesem Falle „einer abschlägigen Antwort im voraus gewärtig sein müßte," daß er vielmehr einzelne Szenen in „Blättern" abdrucken lassen solle, auf welche „Pitteraten" den Theaterdirektor aufmerksam machen würden, „so daß er zu mir kommen muß!" Schade nur, daß der schlaue Entwurf nicht zur Ausführung kam, weil sich weder die betreffenden Blätter noch die Pitteraten fanden. Einstweilen lebte unser Dichter noch guter Hoffnung, und auch als er schon eine Reihe von schlimmen Erfahrungen, von der Schwierigkeit, den ersten Fuß breit Boden in der Pitteratur zu gewinnen, gemacht hatte, erhob er sich mit genialem Humor in dem

prächtigen „Märchen von den drei Wünschen“ über jede Enttäuschung und Demütigung, jede bittere und verdrießliche Nachempfindung der Monate, wo er „mit seinen Manuscripten von Haus zu Haus ging.“ Offenbar erfolgten diese vergeblichen Gänge in längern Zwischenräumen, denn Otto Ludwig verbrachte einen fleißigen Winter in Leipzig. Er schuf außer dem „Märchen von den drei Wünschen“ die Novelle „Maria,“ er begann und vollendete wenigstens in der ersten Bearbeitung das Lustspiel „Hanns Frei“ (das später in Dresden nur unwesentlich geändert, aber sorgfältig „gefeilt“ ward), er faßte von seinen ältern Plänen das „Trauerspiel der Treue“ (der Eckart oder Burgunds Ausgang) ernstlich wieder ins Auge. Zu seinem Glück konnte der schaffensfrohe, von den besten Hoffnungen erfüllte Dichter nicht ahnen, daß von allen eben genannten Arbeiten dieser Zeit bei seinem Leben keine einzige das Licht der Welt erblicken würde. Er sah ganz klar, daß seine Begabung und sein Wollen von dem der zeitgemäßen Tendenzpoeten jungdeutscher Schule wesentlich unterschieden waren, aber er fühlte auch, daß eben um diese Zeit, wo Immermanns letztes und reifstes Werk, der Doppelroman „Münchhausen,“ einer ganz und unbefangenen poetischen Darstellung wieder Bahn brach, wo die ersten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs hervortraten, Wilibald Alexis historische Romane „Der Roland von Berlin“ und „Der falsche Waldemar“ einige Teilnahme beim Publikum fanden, ein Hauch in der Luft sei, der einen neuen Frühling lebendiger, frisch gestaltender Poesie ankündigte. Spürten doch selbst die leistungsfähigsten Jungdeutschen, daß ihr Versuch, die deutsche Litteratur in einen mit lyrischen Blumen und prosaischen Dithyramben aufgeputzten Brei politisch-philosophisch-litterarischen Raisonnements aufzulösen, gründlich gescheitert sei, und setzten alles daran, sich der früher verachteten Formen

der objektiven Erzählung und des Bühnenstückes zu bemächtigen. Warum hätte Otto Ludwig, der die allmächtige Kraft einer unerschöpflichen Phantasie und die reinste Lust des Gestaltens in sich trug an seiner litterarischen Zukunft verzweifeln sollen? Er schlug die Zurückweisung seiner Manuscripte von den verschiedensten Seiten nicht höher an, als eine vorübergehende Prüfung, die jedem Namenlosen auferlegt sei, und wehrte sich kräftig gegen jede wirkliche Unbill, die ihm in dem Leipziger litterarischen Treiben widerfuhr. Er besuchte im Herbst und Winter das Leipziger Stadttheater nicht allzu häufig, aber doch häufiger, als bei seinem ersten Aufenthalt, und ward gelegentlich einer Aufführung von Rossini's „Othello“ sogar durch seine Tischgenossen veranlaßt, als Theaterrezensent zu debütieren. Er sandte eine Kritik an die damals in einiger Geltung stehende „Theater-Chronik“ ein, die die Buchdrucker Sturm und Koppe herausgaben, und die mit einer der ersten jener Theateragenturen verbunden war, aus denen nach und nach ein Krebsßchaden des deutschen Bühnenlebens erwuchs. Hierbei machte der journalistische Neuling wieder eine unliebsame Erfahrung, die bewußte Kritik wurde aufgenommen, aber durch Kürzungen und Einschaltungen derart verunstaltet, daß der Sinn entweder entstellt oder geradezu in das Gegenteil gewendet erschien. Kurz und scharf erklärte Ludwig den über dies Auftreten eines Unberühmten höchlich erstaunten Herausgebern, daß er einen Widerruf fordere oder öffentlich wegen Mißbrauch seines Namens gegen sie auftreten werde. „Mein Name muß mir so wert sein, als Ihnen der Ihrige.“ Die unbedeutende Angelegenheit hatte wenigstens das Gute, daß sie Ludwig's ursprüngliche Abneigung gegen das kleine Tagestreiben der belletristischen Presse befestigte und ihn den Ratschlägen, den lautern und leisern Zumutungen einzelner seiner damaligen Lebensgefährten sich durch

Beteiligung an Zeitschriften ein Stück Brot und ein Stück „Einfluß“ zu sichern, leichter widerstehen ließ.

So schweigsam Ludwig über seine persönlichen Erlebnisse und Verhältnisse war, so sorgten die Neugier seiner Wirtin, der braven Frau Waldrich, und häufige Besuche von Eisfeldern und Meiningeren im Waldrichschen Hause dafür, daß seine gegenwärtigen Lebensgenossen über die Unregelmäßigkeit seiner Bildung und die Beschränkung seiner äußern Mittel früher ins Klare kamen, als über die Tiefe und den Reichtum seines Talents. Während ihn Kreschmar und Wieß durch seine Vorgeschichte zum Buchhändlerschreibsklaven für wohl vorbereitet erachteten und sich nur wunderten, daß er nicht daheim im Hildburghäuser Bibliographischen Institut Anstellung und litterarische Beschäftigung gesucht hätte, konnte sich der wackre Dr. Wehstein nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der eminent begabte Mann auf dem Dornenwege des Autobiasten weiter wandeln mußte, riet ihm, sich an der Leipziger Universität inskribieren zu lassen, und versprach ihm, daß er unter seiner (Wehsteins) Anleitung binnen einem Jahre imstande sein solle, ein Sanskritdrama zu übersetzen, womit dann seine Karriere gemacht sein würde. Man kann sich vorstellen, mit welchem ernststen Kopfschütteln und stillen Lächeln Ludwig alle diese wohlgemeinten Erörterungen und Vorstellungen aufnahm, aber auch, wie innerlich einsam er sich bei ihnen fühlen mußte. Denn im Grunde bewiesen sie alle, daß auch die besten unter seinen Bekannten von einer künstlerischen Entwicklung, von dem eigentlichen Leben seiner Seele und von dem Muß einer echt schöpferischen Natur höchst unzulängliche Begriffe hatten. Er war entschlossen, auf jede Gefahr hin den betretenen Weg weiterzugehen. Und da ihm eine Aufführung seines Trauerspiels wichtiger und förderlicher erschien, als der Druck seiner Gedichte und Erzählungen, die Aussicht auf An-

nahme des „Engels von Augsburg“ am Leipziger Stadttheater mit jedem Tage mehr schwand, so richteten sich Ludwigs Blicke nach Dresden, nach der Kunststadt, die in seinen Eislefelder Träumen schon so früh eine Rolle gespielt hatte. Auch jetzt wurde er von der Heimat aus ermutigt, eine Anknüpfung in Dresden zu suchen, und sein Oheim Christian Otto, der „dicke Herr,“ griff zum letztenmal in das Lebensgeschick des Neffen ein, indem er diesen erinnerte, daß in der sächsischen Hauptstadt und recht im Mittelpunkt des Kunstlebens dort eine entfernte Verwandte und gute Freundin lebe, der man weitreichenden Einfluß zutrauen dürfe, und den Dichter ermutigte, sich dieser Gönnerin zunächst brieflich und womöglich auch bald persönlich vorzustellen.

Diese Verwandte, eine Cousine zehnten oder zwölften Grades nach thüringischem und schwäbischem Brauch, war niemand geringeres als die gefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, die 1842 die abenteuerlichromantische Episode ihrer Jugend, wo sie als Gräfin Montgomery in einer Gewissenshehe mit dem Prinzen Leopold von Koburg im Regentpark zu London gelebt hatte, schon über ein Jahrzehnt hinter sich sah und seit 1835 zu den vorzüglichsten Mitgliedern des damals durchaus vorzüglichen Dresdner Hoftheaters gehörte. Der weit zurückliegende Verkehr mit Karoline Bauer und ihrer Mutter in Koburg, ein Besuch beider in Eislefeld war eine der großen Erinnerungen des dicken Herrn; am Leben und Ruhm der Künstlerin nahm er in seinem weltfernen Werrastädtchen lebhaften, ja leidenschaftlichen Anteil, und als er jetzt von den Trauerspielnöten Ludwigs vernahm, mahnte er den zaghaften Neffen daran, daß ja auch er als zwölfjähriger Knabe Karoline Bauer kennen gelernt hätte. Ludwig befand sich in einer Stimmung, in der er sich sagte, daß etwas gewagt und gethan werden müßte, auch wenn dies

Etwas den eignen Gewöhnungen und Empfindungen nicht völlig entsprach. Er wußte vom Oheim, daß Karoline Bauer viel im Hause Ludwig Tieck's in Dresden verkehre, und richtete also an die Schauspielerin einen Brief, in dem er sich auf jene freilich weit zurückliegende Begegnung berief und mit anmutiger Wendung sich den Enthusiasmus des dicken Herrn aneignete: „Erinnern Sie sich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 seinen Onkel Christian Otto und seine Mutter Frau Syndikus Ludwig in Eisleben besuchten, überrascht und verduzt vor Ihnen stand? Und der jetzt eben wieder so blöde und verduzt vor Ihnen steht, da er, eh man noch recht weiß, wer er ist, schon mit einer Bitte angestiegen kommt? Sie können sich seiner nicht mehr erinnern, und er selbst muß Ihnen erzählen, was besser durch einen andern geschähe, wie er sich von seinem Onkel vorsagen ließ von dem schönen Verhältnis, was zwischen Ihrer Mutter und ihm bestand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünstelten Anmut, und es sich um so öfter vorsagen ließ, als diese Erinnerungen das Einzige sind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige seiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen sieht, sieht, wie er auf Augenblicke wieder jung wird wie ein alter Baum im Abendrot, so wundert man sich nicht, daß es einem selbst ist, als hätte man Sie lange gekannt und es sei eine Lust, Ihnen Dank wissen zu müssen!“ Daran knüpfte der Dichter die Bitte, das mitkommende Manuscript („Der Engel von Augsburg“) zu lesen und ihn wissen zu lassen, was die Künstlerin von dem „wildem Dinge“ halte, es dann aber mit einem (beigelegten) Briefe an Ludwig Tieck gelangen zu lassen. In dem gleichzeitigen Briefe an das alte Haupt der Romantik berief sich Otto Ludwig darauf, daß er Tieck von früh auf viel schuldig geworden wäre und ihm gern noch

mehr schulden möchte, bat um ein offnes Urtheil, ob der große Dichter und feinsinnige Kritiker so viel Talent in seiner unfertigen Arbeit erkenne, „als einer weitem Ausbildung wert sein mag,“ betonte, daß er stärkere Farben aufgetragen hätte, als man gegenwärtig zu thun pflege, weil ihm dies durch das Wesen des Stoffs und das Wesen der Bühne begründet erscheine, und hob endlich hervor, daß es ihm am meisten darum zu thun gewesen sei, „nicht mich selbst und meine Eitelkeit in edle Gesinnungen und Sprüche gekleidet unter die spielenden Personen einzuschwärzen, in welcher Rücksicht ich wie in mancher andern zu weit gegangen sein mag.“

Karoline Bauer entsprach den gehegten Hoffnungen Ludwigs und seines Giesfelder Onkels insoweit, als sie die Handschrift des „Engels von Augsburg“ in Tieck's Hände brachte. Tieck war damals schon vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden und im Begriff, seine Zelte in Dresden vollends abzubrechen; einen unmittelbaren Einfluß auf das Dresdner Hoftheater, dessen Dramaturg er seit 1820 gewesen war, hatte er seit Jahren kaum mehr ausgeübt. Ubrigens muß die Hoffchauspielerin dem Vetter und Dichter aus Giesfeld nicht unfreundlich geantwortet haben, da Ludwig sie bei seiner Übersiedlung nach Dresden alsbald aufsuchte und der letzte Mensch gewesen wäre, der eine kühle oder auch nur rüchhaltende Aufnahme seines Briefes unbeachtet gelassen hätte.

Schon um Neujahr 1843 war es bei Ludwig beschlossene Sache demnächst nach Dresden zu reisen und dort bei längerem Aufenthalt zu versuchen, ob er nicht seine Erstlingstragödie auf die berühmte Bühne bringen könnte. Der Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er von seinen neuen wie von seinen alten Umgebungen gedrängt wurde (jeder Brief aus Giesfeld enthielt Mahnungen in diesem Sinne), schien auch ihm

unerläßlich. Selbst seine alten musikalisch-dramatischen Versuche hatte er noch nicht völlig hinter sich geworfen, unter den Manuskripten, die er in seinem Hauskalender für 1843 mit den Worten „Nach Dresden mitzunehmen“ aufzählte, fehlte die Partitur der „Köhlerin“ nicht; von Anfängen hoffte er den Roman „Der neue Don Quixote“ und die Tragödie „Der Eckart“ (Burgunds Ausgang) während des Dresdner Aufenthalts weiterzuführen, die Novelle „Maria“ sollte noch einmal überarbeitet werden; von seinen Büchern wählte er nur Cervantes Don Quixote und einige Bände Shakespear aus. Die fertigen Manuskripte legte er in Dr. Wehsteins Hände, da ihm der Freund versprach, die leidige Redakteur- und Verlegersuche nach Kräften fortzusetzen. Aus den Briefen Wehsteins an Ludwig, aus der Thatsache, daß der Letztre den größern Teil seiner Habseligkeiten in Leipzig und in Waldrichs Obhut zurückließ, erhellt, daß es zunächst nur auf eine Reise von längerer Dauer abgesehen und die Rückkehr nach Leipzig in Aussicht genommen war. Ludwig konnte nicht voraussehen, daß er in Dresden und seinen Umgebungen die Heimat für die ganze zweite Hälfte seines Lebens finden sollte, aber sah, als er im Frühling 1843 (spätestens im April, weil ein Brief Dr. Wehsteins aus Leipzig vom Pfingstsonntag Abend des gedachten Jahres bereits an den seit längerer Zeit abwesenden gerichtet ist) von Leipzig nach der sächsischen Hauptstadt fuhr — zum erstenmal in seinem Leben die Eisenbahn benutzend — mit großen Erwartungen den neuen Erlebnissen entgegen. —

Als Otto Ludwig im Frühling 1843 in Dresden eintraf, war die malerisch gelegne Elbestadt in eine der kurzen Glanzperioden ihres geistigen und geselligen Lebens eingetreten, in denen sie mit Recht als ein Mittelpunkt deutscher Kunst gelten durfte. Ihrer räumlichen Ausdehnung und ihren sozialen Zuständen

nach immer noch nur eine behagliche Mittelstadt, mit anmutigen Umgebungen, mit überreichen Hilfsmitteln geistiger Genüsse in ihren herrlichen Kunstsammlungen, ihrem ausgezeichneten Theater, ihrer schon ein Jahrhundert lang gleichmäßig vorzüglichen Hofkapelle ausgerüstet, jezt aber, just am Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre, von einem veränderten und frischen Geisteshauch durchweht, begann sie neue Anziehungskraft zu üben. Die Restaurationsperiode zwischen 1815 und 1830 hatte die wunderlichsten Gegensätze und Widersprüche auf allen den Gebieten gesehen, auf denen Dresdens Bedeutung und alter Ruhm beruhte. Während die diesseits der Alpen unübertroffene Gemäldesammlung die Besucher zu tausenden nach der sächsischen Residenz zog und das Entzücken aller mit Augen begabten Menschen bildete, hatte man mit einer bis zum Lächerlichen verzopften, mit den geistlosesten Mittelmäßigkeiten, ja mit unfähigen Stümpern besetzten Kunstakademie und mit der Begünstigung lebloser und nichtiger Kleinkunst, Malerei und Plastik größern Stils schier bis zur Unglaublichkeit verkümmern lassen; während man am Hoftheater Carl Maria von Weber, den besten Dirigenten der Zeit, den unsterblichen Komponisten des „Freischütz“ und der „Euryanthe,“ an die Spitze einer deutschen Oper gestellt hatte, war man eifersüchtig und kleinlich bemüht gewesen, die reichsten Mittel, die größten Ehren für die überlebte italienische Hofoper vorzubehalten; während man einen wahrhaften und bedeutenden Dichter, Ludwig Tieck, den Romantiker, in jeder Weise ausgezeichnet, zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt hatte, und Tiecks Vespult von der Aristokratie umdrängt worden war, hatte man doch alle seine offenen und heimlichen litterarischen Gegner, die Vertreter der Trivialpoesie, die Männer des Liederkreises und der Theodor Hellsehen „Abend-Zeitung,“ die ebensowohl Feinde der Romantik als

Feinde jeder tiefen und künstlerisch edeln Auffassung der Dichtung waren, zu begünstigen, zu ermuntern, zu hegen verstanden. Die Mittelmäßigkeit, die geistige Armseligkeit hatten einen großen Teil der Dresdner Kunst und Litteratur jahrzehntelang beherrscht und in nur zu vielen Kreisen recht eigentlich als ein besondres Verdienst gegolten. Unter der Tarnkappe gemüthlicher Einfachheit, anspruchsloser Unterhaltung war von der Impotenz der breiteste Raum beansprucht und im Gefolge dieser Dresdner Gemüthlichkeit ein häßliches kleinliches Rabalenwesen und unverfieglicher Klatsch gepflegt worden.

Das Jahr 1830 und die ihm folgende Umgestaltung der Verfassung und aller politischen Verhältnisse des Königreichs Sachsen, die Mitregentschaft eines lebenswürdigen, echt kunstsinigen Fürsten wie des Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich August, der bedeutende Einfluß eines geistvollen und hochgebildeten Ministers wie Bernhard August von Lindenau waren dem beginnenden Umschwung zum Bessern, dem frischen Zug auf allen Lebens- und Schaffensgebieten sehr zu gute gekommen.

Um die Zeit, in der der noch völlig unbekannte thüringische Dichter Dresden zu seinem vorläufigen Wohnsitz wählte, war der Höhepunkt des Aufschwungs so ziemlich erreicht. Ein neues frisches Kunstleben entfaltete sich unter der Mitwirkung genialer und strebsamer Künstlernaturen. Der Berufung des Großen verheißenden Schülers Rauchs, des Bildhauers Ernst Rietschel, war die des geistvollen und energischen jungen Architekten Gottfried Semper gefolgt, mit Eduard Bendemann und Julius Hübner hatte die Düsseldorfer Malerei ihren Einzug in Dresden gehalten, und was ihren Meistern auch fehlen mochte, sie brachten gegenüber der seither in Dresden gepflegten Kunstweise Bewegung, Licht, Leben und Schönheit mit

sich. In den veränderten Zuständen war auch für das größte eingeborne Talent, das Dresden besaß, für den Landschaftsmaler und den wie kein zweiter aus der Tiefe des deutschen Lebens und Gemüths schöpfenden phantasievollen Zeichner Ludwig Richter, Raum zu froher Wirkung geworden. — Mit den plastischen Arbeiten für das neue Theater hatte Ernst Hänel seine schöpferische Thätigkeit begonnen, die neben und mit der größern Rietschels eine bedeutende und angesehene Dresdner Bildhauerschule ins Leben rufen sollte. Auch jüngre Talente begannen sich unter dem neuen Lebenshauch zu regen und zu entfalten. Die Dresdner Hofbühne hatte ihre goldnen Tage. Ein Schauspielpersonal, dem in voller Leistungskraft Emil Devrient, Friedrich Porth, Karl Quanter, Eduard Winger, Gustav Röder, Franziska Berg, Karoline Bauer und Marie Beyer, eine Oper, der Wilhelmine Schröder-Devrient, Josef Eichatschek, Anton Mitterwurzer angehörten, eine Kapelle, der eben wieder in Richard Wagner ein Leiter von glänzender und eigenartiger Begabung gewonnen war, berechtigten die sächsische Hauptstadt zu dem Stolz, den sie auf ihr Theater empfand. Dazu ließ sich die Intendanz des Kunstinstituts angelegen sein, fortwährend neue Talente — wirkliche, nicht Scheinkräfte — heranzuziehen, im Verlauf des Jahres, das Otto Ludwig zunächst in Dresden verweilte, traten Eduard Devrient als Schauspielregisseur und Darsteller, die jugendliche Johanna Wagner als Sängerin in den Verband der Hofbühne ein.

Auch das Bild des litterarischen Dresdens der Restaurationsperiode war schon ein völlig verändertes geworden. Das Scheiden Ludwig Tiecks aus dem Ed-
 haufe am Dresdner Altmarkt, wo er an hunderten von Empfangs- und Leseabenden tausende von Menschen bei sich gesehen hatte, hinterließ allerdings eine fühlbare Lücke, da der alte Romantiker der einzige

gewesen war, der Sinn und Verständniß für poetische Originalität, für größere Gestalten, tiefere Stimmungen und kühnere Laute besessen hatte. Doch kam Lieds Wegzug den untergeordneten Widersachern des Meisters und ihrer spezifischen Dresdner Poesie nicht mehr zu gute. Der Tod Karl Försters (am 18. Dezember 1841) und Friedrich Rinds (24. Juni 1843) hatte den alten „Liederkreis“ seiner besten Mitglieder beraubt; eben jetzt (Juli 1843) verkaufte der kluge Hofrat Winkler (Theodor Hell) seine vielgeliebte Abendzeitung an einen Rechtsanwalt Robert Schmieder, weil er spürte, daß die Tage ihrer Geltung gezählt seien. Seit Jahren hatte die jüngere Litteratur einen hochstrebenden und talentreichen Vertreter in Dresden an Julius Mosens dem Dichter des „Ritter Wahn“ und „Abasver,“ dem Lyriker und Erzähler besessen, der mit einer Reihe von rhetorisch-tendenziösen Dramen den Kränzen, die er mit Recht trug, auch noch den Lorbeer des Dramatikers hinzuzugewinnen suchte. Vor kurzem waren die Herausgeber der ehemals Hallischen, zuletzt Deutschen Jahrbücher Arnold Ruge und Ernst Theodor Schtermeyer nach Dresden übergesiedelt und hatten sich einen Kreis gebildet, dessen Anschauungen freilich bedenklich von der Philosophie und Litteratur zur Politik hinüberschaukelten und schillerten. Die Erzähler Ernst von Brunnnow, Karl von Wachsmann, obschon keine schöpferischen Naturen im höchsten Sinne, überragten doch die Gehe, Tromlik, Bronikowski der alten Bespertina schon sehr bedeutend. Auch die jüngern Lyriker wie Adolf Peters, Ernst Fischer und andre schlugen kräftigere Töne an, als die vom Liederkreis her gewohnten. Ein Element der Gärung brachte die zwischen ihren großen Reisen jahrelang in Dresden lebende und ein Haus machende Gräfin Ida Hahn-Hahn. Sie stand damals auf der Höhe ihres Rufes als Romanschriftstellerin, sie hatte soeben vier ihrer

Hauptwerke: „Der Rechte,“ Gräfin Faustina,“ „Ulrich“ und „Sigismund Forster“ veröffentlicht und alle die Probleme und Emanzipationsfragen, mit denen das junge Deutschland die Literatur zu erneuern meinte, mit vornehmer Insolenz als das besondere Eigentum der guten Gesellschaft in Anspruch genommen. Ungesund, wie ihre Lebensanschauungen und ihre litterarischen Selbstverherrlichungen waren, forderte doch die Gräfin Hahn ohne alle Frage größere Maßstäbe als das triviale Blaustrumpftum, und der Beifall, den ihre launenhaften Bücher fanden, durfte in Wahrheit ein Zeichen der Zeit heißen. —

Der Neuankömmling hatte zunächst an alle diese Herrlichkeiten sehr geringfügige Anknüpfungen, und in seiner Natur lag es nicht, dergleichen eifrig zu suchen. Seiner neuen Gönnerin Karoline Bauer war er von Leipzig her angemeldet worden; mit einer Empfehlung an den Mathematiker und lyrischen Dichter Adolf Peters, der Lehrer am Blochmannschen Institut und Viththumschen Geschlechtsgymnasium war, seinerseits zu Julius Moser in Beziehungen stand, hatte ihn Johannes Mindwiz ausgerüstet, von Eisfeld und Hildburghausen her waren ihm mancherlei Grüße an in Dresden verschollene Vettern und Freunde aufgetragen. Er hatte das Glück, eine seinem Sinne und seinen Gewohnheiten sehr zusagende Wohnung vor dem Falkenschlage in einem Gartenhause, in dem sich eine Wirtschaft „Zur Hoffnung“ befand, zu finden, und nahm dies Wirtschild für ein gutes Zeichen. Seine Fenster gewährten ihm einen Ausblick auf Gärten und Felder, auch das gegenüber befindliche Taubstummeninstitut lag damals noch völlig im Grünen. Seine Lebensweise richtete er ähnlich wie in Leipzig ein, nur daß er in der ersten Zeit seines Dresdner Aufenthalts weniger schrieb und dafür die Bildergalerie fleißig besuchte, in deren Schätzen ihm in der That neue Offenbarungen aufgingen, und daß

er einen großen Teil seiner Abende im Theater verbrachte, was in Leipzig nur in längern Zwischenräumen der Fall gewesen war.

Der erste Brief Ludwigs aus Dresden, der sich erhalten hat, zugleich der letzte, den er seinem Onkel Christian in Giesfeld schrieb, trug das Datum des 2. August 1843 und berichtete natürlich vor allem über das Zusammentreffen mit der berühmten Cousine und über die Beziehungen zu ihr: „Lieber dicker Herr, ich soll dir viele herzliche Empfehlungen von der Bauer sagen, nächstens wird sie dir ihr neuestes Bild schicken. Sie fragte mich, wie es wohl möglich zu machen sei, daß du sie, wie du gewünscht, einmal spielen sehen könntest. Von meinem Stücke konnte ich nicht gleich beim ersten Besuch sprechen, auch war da noch ein Baron von Bredow aus Berlin bei ihr. Sie empfing mich auf das freundlichste, freute sich, daß sie nun einen Kavalier habe, der sie auf Spaziergängen u. s. w. begleiten könnte und als „Bettler“ dabei nicht dem Verdacht aussehe, den sie auf alle Weise vermeidet, was bei einem großstädtischen Publikum, welches selbst nichts taugt, sehr schwer ist. Sie schickt mir, so oft sie spielt, früh ein Billet in die Loge. Da habe ich sie denn gesehen im „Fabrikanten“ (von Eduard Devrient), in den „Qualgeistern“ und als Maria Stuart. In komischen Rollen besitzt sie eine unvergleichliche Natürlichkeit, auch die tragischen giebt sie ausgezeichnet; dabei kommt ihre Figur ihr sehr zu statten, die wahrhaft königlich ist, und neben der die andern Schauspielerinnen und selbst die meisten Schauspieler klägliche Figuren spielen. In den „Qualgeistern“ saß in meiner Loge noch eine fremde Dame, der Sprache nach eine Russin, eine Frau von vornehmer und dabei bedeutender geistiger Bildung. Die war außer sich über die Bauer und sagte: „Daß sie die Männer alle gewinnt, das kann wohl

eine andre auch, aber auch die Weiber in sich verliebt machen, das kann nur die Bauer."

Eine wunderliche Ironie des Schicksals führte den tiefen, weniger weltunkundigen als weltcheuen Dichter mit der glänzenden, allgefeierten Schauspielerin, die nur allzusehr Weltkind war, kurze Zeit vor der Katastrophe zusammen, in der Karoline Bauer für immer ihre Freiheit und ihr Künstlerthum verscherzte, ohne das Glück der Liebe und des friedvollen Hauses zu gewinnen. Gerade in den Sommermonaten des Jahres 1843 und während des Winters von 1843 auf 1844, also in der Zeit ihres Verkehrs mit Otto Ludwig, erfuhr die Künstlerin jene herbe Enttäuschung durch ihre Verlobung mit dem schlesischen Landrat von Wichura, die sie dann dem polnischen Grafen Ladislaus Broël-Plater in die Arme trieb und ihren Weggang aus Dresden im Frühling von 1844 herbeiführte. Ludwig bewunderte aufrichtig die künstlerische wie die persönliche Anmut seiner entfernten Verwandten. Als sich im Laufe dieser Zeit eine Hoffnung aufthat, sein Lustspiel „Hanns Frei“ gedruckt zu erhalten, schrieb er in der Sprache des Stückes eine poetische Widmung „An Fräulein Karoline Bauer“:

Ein Blatt Papier ist wenig wert,

Ein Stempel drauf macht es begehrt,

Und daß es was Besondres gilt.

Dein Name sei des Büchleins Schild:

Ist Anmut nicht im Buch gewesen,

Stand doch ihr Name drauf zu lesen!

Doch bei alledem empfand er, daß die lebenswürdige Schauspielerin von einer seltsamen Ruhelosigkeit erfüllt war, und ahnte wahrscheinlich etwas von dem innerlich nicht Befriedigenden ihres zur Zeit noch vielbeneideten Daseins. Sie hatte sich Mühe gegeben, den „Engel von Augsburg“ der Dresdner Intendanz

zu empfehlen; Ludwig hatte für diesen Zweck seine in Leipzig vollendete Tragödie überarbeitet und namentlich den letzten Akt umgestaltet. Herr von Büttichau aber besorgte, daß durch dies Liebestrauerspiel der „nahe verwandte königlich bayrische Hof compromittiert werden“ und der bayrische Gesandte Anstoß nehmen könnte, und lehnte, mit vielen üblichen Lobeserhebungen des vom Dichter bezeugten Talents, die Aufführung ab. Ludwig beabsichtigte danach „Hanns Frei“ in Dresden einzureichen, unterließ es aber, weil sich einige trügerische Aussichten in Leipzig zeigten, wo Dr. Wehstein der tägliche Schachgenosse des künftigen Theaterpächters Dr. Schmidt war, der die ernste Absicht hegte, die neue dramatische Produktion nach Kräften zu fördern. Erfüllten sich sonach die Hoffnungen nicht, die Ludwig zuerst an die persönliche Bekanntschaft mit Karoline Bauer geknüpft hatte, und fiel er nur zu bald in seine Gewohnheit zurück, sich wochen- und monatelang unsichtbar zu machen, so bezeugt doch ein (im Konzept erhaltener) Brief aus dem Winter von 1843 auf 44, daß er die gute Freundschaft aufrecht zu erhalten suchte: „Beste Cousine! Sie müssen denken, ich sei durchgegangen oder gestorben, weil Sie nichts von mir hörten und sahen. Lassen Sie mir immer das unschuldige Vergnügen, mir einzubilden, Sie hätten eins von beiden von mir gedacht — also doch wenigstens einmal an mich gedacht. Ich weiß nicht, soll ich mich entschuldigen, wenn ich nicht besuche, oder ist's nötiger, wenn ich besuche. Der unfreundliche Winter macht mich immer so kleinmütig und darum leutescheu. Oft war ich auf dem Wege zu Ihnen, entweder kehrte ich um, oder ich traf Sie nicht. So kam es, daß ich Ihre Verehrung trieb wie Christen, die um so frömmere sind, je weniger sie in die Kirche gehen. Wie diese ihren Gott lieber in seinen Werken verehren, so that ich's mit Ihnen im Theater und in mir selber, in dem

auch gar manches Ihr Werk ist. Deshalb ich mich schon jetzt nenne Ihren eigensten Otto Ludwig.“ — Ob der Dichter seiner Base nach diesem Briefe noch persönlich begegnet ist, läßt sich nicht erraten. Mit ganz Dresden ward er von der Flucht der Künstlerin im Frühjahr 1844 überrascht, und da er aufrichtigen Anteil an ihr genommen hatte, schmerzlich überrascht.

Der dicke Herr in Giesfeld erfuhr nichts mehr von der Ablehnung des Trauerspiels „Der Engel von Augsburg“ und ebensowenig von dem Ausgang der mit Karoline durch ihn angeregten und beförderten Bekanntschaft Bauer. Das oben erwähnte Schreiben seines Neffen aus Dresden vom 2. August 1843 sollte für ihn die letzte Lebensfreude sein. Christian Otto hatte lange und schwer gelitten, am 11. August erlöste ihn ein sanfter Tod von allen Schmerzen seiner letzten Jahre. Am 15. August empfing Ludwig durch einen Brief Ambrunns die Nachricht vom Tode seines Onkels. Dieser Verlust, den er schmerzlich empfand („Freilich war er die Hauptperson in allen meinen Plänen, nunmehr aber braucht er meine einfältigen Pläne nicht mehr; daß ich ihm, dem ich gern ein frohes Leben bereitet hätte, wenigstens frohe Todesvorstunden schaffen durfte, wird mich ewig freuen!“ Otto Ludwig an Ambrunn, Dresden, 15. August 1843), änderte seine äußere Lage insofern, als ihm das Erbteil, das ihm der Verstorbene gesichert hatte, bei seinen bescheiden Bedürfnissen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollste Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg sicherte. Christian Otto hatte die eine Hälfte seines eingeworbenen Vermögens seiner Frau und seinem Sohne Adolf, die andre seinem Neffen hinterlassen; am 15. August stellte Ludwig (der in der betreffenden Urkunde vom Dresdner Stadtgericht „Ratibidat und Vitterat“ betitelt wurde und mit dem Bet-

schaft seines Vaters Ernst Ludwig siegelte) eine Generalvollmacht für den Amtsregistrator Ludwig Ambrunn zu Giesfeld aus, auf Grund deren Ambrunn in allen folgenden Jahren und so lange es etwas zu verwalten gab, den Besitz des Dichters verwaltete. Das Wohnhaus des Onkels wurde schon 1844 von der Witwe Johanna Neuroth in Giesfeld angekauft, auf Otto Ludwigs Anteil entfielen 3600 Gulden. Er überließ die Ordnung dieser und jeder andern heimischen Angelegenheit Ambrunn um so ausschließlicher, als ihn jeder Brief von der unholden Witwe des Oheims, die sich in jeweiligen „Anfällen von Rachsucht und Bosheit“ an ihn wandte und durchaus sein Gartenhaus bewohnen und die Pächterin seines Gartens werden wollte, in der Abneigung befestigte, die Heimat wiederzusehen. Am 3. September 1843 meldete er Ambrunn: „Ich werde der Madame Otto schreiben, daß ich meinen Aufenthaltsort ändere, nur um nicht wieder an sie erinnert zu werden. Sage ihr doch, ich hätte dir dasselbe geschrieben, sonst schreibt sie mir, so oft sie eine Bosheit anwandelt, und verlangt, ich solle ihr zu deren Ausführung helfen.“ Ernstlich bekümmerte ihn bei alledem nur, daß es kein Mittel gab, den jungen Sohn des Onkels den Händen seiner Mutter zu entziehen; Ludwig mußte es geschehen lassen, daß dieser mit der Witwe Elisabeth Otto und andern Gliedern der Familie Heinlein nach Amerika auswanderte, wo er verschollen ist.

Inzwischen lebte sich Ludwig in Dresden während des schönen Herbstes von 1843 um so mehr und um so besser ein, als er in erfreulichen und dauernden Verkehr mit einigen bildenden Künstlern und durch diese und seine Leipziger Bekannten Dr. Wimmer und Windisch mit einigen schlichtbürgerlichen, aber kunstsinrigen und für alle geistigen Bestrebungen empfänglichen Familien getreten war. Unter jenen war

es namentlich der Kupferstecher Langer und der Landschaftsmaler Ernst Ferdinand Ohme, denen Ludwig näher trat. Ohme, der aufs innigste mit Ludwig Richter befreundet war, vermittelte die Bekanntschaft unsers Dichters auch mit diesem, und der Künstler fand großes Wohlgefallen an der Persönlichkeit wie an den Schöpfungen Ludwigs, die ihm in der Handschrift mitgeteilt wurden, an dem Lustspiel „Hanns Frei“, der Novelle „Maria“ und dem „Märchen von den drei Wünschen.“ Zu den Familien, in deren Kreise sich Ludwig wohl und heimisch fühlte, gehörte außer denen der genannten Künstler die des Dr. Jenke, des Direktors des Taubstummeninstituts, in deren Garten und behaglichen Zimmern er sich meist am Mittwochabend einfand. Beziehungen wie diese, und dazu die Eindrücke Dresdens und seiner Umgebungen, die Ludwig wiederholt in Briefen in die Heimat und an seine Leipziger Genossen zu rühmen wußte, halfen ihm über das Mißbehagen hinweg, das ihn bei der bisherigen Erfolglosigkeit seiner poetischen Bestrebungen da und dort beschleichen wollte. Aus Leipzig mußte Dr. Wegstein melden, daß Laube den Druck des „Märchens von den drei Wünschen“ beanstandet habe, daß der Buchhändler Baumgärtner, der das Manuscript für sein Taschenbuch „Vielliebchen“ bereits angenommen hatte, nachträglich den Stachel in der humoristischen Gestalt des Verlagsbuchhändlers und Buchdruckereibesizers Jammerdegen verspürt habe, daß auch in der Novelle „Maria“ bei allem Feuer der Phantasie, bei aller Schönheit des Vortrags „die Kohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt“ vermißt worden sei. Wohl fügte der getreue Freund hinzu: „Was mein Urteil anlangt, so bitte ich Sie inständig, sich ja durch solche Meinungen nicht irre leiten zu lassen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, so legt man auch den

allgemeinen Maßstab an Ihre Sachen, und dann können sie bloß gewinnen, wenn sie mit dem „laufenden“ Wasser der Gegenwart wenig zu thun haben.“ Doch den Verleger, der die mit Recht belobten Schöpfungen, wenn auch ohne alles Honorar, gedruckt hätte, mußte auch er trotz seiner Bekanntschaft mit Leipziger Buchhändlern nicht zu finden, und es war gut, daß Ludwig von den Eislefelder Komponistenjahren her einige Übung im Warten besaß.

Wenigstens ließ sich der Dichter durch all diese Hemmnisse und Schwierigkeiten den Genuß des Augenblicks und den Gewinn seines gegenwärtigen Lebens nicht verkümmern. Die malerische Elbestadt mit ihren Barock- und Rokokobauten, mit dem Reichtum ihrer Kunstschätze war der letzte große äußere Lebens Eindruck, den das Geschick seiner Bildung und Entwicklung gönnte. Ludwig mußte ihn zu nutzen, wie wenige. Wenn er mit seinen neuen Malerfreunden in den reizvollen Umgebungen Dresdens umherstreifte, wenn er an einem schönen Herbstabende vom „Weißen Hirsch“ heimkehrend die Stadt mit den Lichtern ihrer Brühl'schen Terrasse und ihrer (damals noch einzigen) Elbbrücke vor sich aufleuchten sah, wurde auch er des Zaubers froh, den vor und nach ihm Tausende empfunden haben. Wenn er die Meisterwerke der Gemäldegalerie und der Mengs'schen Abgußsammlung wieder und wieder still genießend durchschritt, war ihm, als „wachse ihm ein neuer Sinn.“ Mit unbestechlichem Auge und dem untrüglichen Instinkt für alles geistig Mächtige und Echte unterschied er, der bisher so wenig gesehen hatte, das Bedeutungsvolle vom bloß Anspruchsvollen; die Sicherheit seines Blicks und seine ureigentümliche Fassungskraft für das Ganze eines Bildes setzten die Künstler ebenso in Erstaunen, als die Feinheit seines Urteils über tausend Einzelheiten. In ihm selbst lebten die geschauten Bilder in

leuchtender Deutlichkeit weiter, sie befruchteten seine Phantasie und wurden noch dem Kritiker in spätern Jahren durch den Vergleich ihrer malerischen Grundstimmungen mit poetischen Stimmungen wichtig. Und so durfte Otto Ludwig mit Wahrheit sagen, daß er sich in Dresden heimisch zu fühlen beginne, und daß die Opfer, die er seinem Aufenthalte hier gebracht habe, ihm durch Rafael und Correggio allein bezahlt worden seien, noch ganz abgesehen vom Eindruck des Theaters und der Musik, der ihm auch nicht verloren sein solle. Doch bekannte er im Mai 1844 in einem Briefe an Dr. Weßstein, daß ihm des Außenlebens und der Menge der Eindrücke, die er täglich zu verarbeiten habe, fast zu viel werde. „Ich muß es demnächst dem Bettelungen nachthun, den ich aus dem Gedränge der Leipziger Messe sich in ein Winkelchen flüchten sah, um in Ruhe die Pfennige zu zählen, die er in dem Lärmen erfochten hatte.“



Der Einsiedler von Garsebach und Meissen

Die beiden Jahre, die Otto Ludwig zwischen 1842 und 1844 in Leipzig und Dresden verbracht hatte, waren ohne Zweifel die äußerlich bewegtesten seines ganzen bisherigen Lebens gewesen. Soviel es seiner durch Naturanlage und Jugendeindrücke, durch Neigung und Gewöhnung bereits stark einsiedlerischen Natur möglich war, hatte er Verkehr und Verbindungen gesucht, auch was ungesucht an ihn herankam, nicht geradezu abgelehnt. Er hatte in Leipzig wie in Dresden den bescheidenen Lebensgenuß seiner eigentlichen Kameraden, der Gelehrten wie der Künstler geteilt, noch der letzte Brief an Onkel Christian vom 2. August 1843 enthielt eine aus eigener Anschauung geschöpfte Schilderung der glanzvollen Dresdner „Vogelwiese,“ auf der ein einziges Riesenzelt, das Felsnersche, „das ganze Giesfelder Vogelschießen“ aufnehmen konnte, und die gepukte Masse fast unübersehlich war. Bei alledem blieb das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit zu schaffen, in ihm herrschend, und die Erfahrungen und kleinen Erlebnisse des Frühlings 1844 hatten dies Verlangen noch gesteigert. Schon im Verlauf des Winters meldete Ludwig an Ambrunn, daß er sich demnächst in die Gegend von Meissen oder Pirna begeben werde, um irgend einen stillen Winkel zu suchen. Eben in den Tagen, wo er diesen Voratz äußerte, gestaltete sich sein Dresdner Leben über seine

Wünsche hinaus bunt und abwechselnd. Dr. Behstein empfahl ihm in herzlichster Weise einen nach Dresden reisenden jungen Dänen, Herrn von Mehren, den Ludwig schon beim ersten Besuche mit besonderm Wohlgefallen aufnahm, dessen Bildung und anspruchsloser Frohsinn ihn bald zu wiederholtem täglichen und fröhlichen Verkehr veranlaßte. Da auch Behstein sich auf einige Tage in Dresden einfand, der Künstlerkreis, dem Ludwig schon näher getreten war, sich um diese Zeit beträchtlich erweiterte, war der Ausruf begreiflich, mit dem Ludwig einen (undatierten, aber dem Frühling 1844 angehörigen) Brief an Dr. Wimmer eröffnete: „Ich habe mich lange nicht ungestört sprechen können und habe viel mit mir zu bereden.“ Er hatte bei einem mit den Malern Strauch, Gössel, Haffe, Fiebiger, mit dem Kupferstecher Langer und Herrn von Mehren unternommenen Frühlingsausflug durch das Triebischthal und nach Scharfenberg bei Meißen eine halbe Stunde hinter dem „Buschbad“ den stillen Winkel aufgefunden, der zu seinen Sinnen und zu seiner Seele sprach und sich auf der Stelle eine Sommerwohnung dort gesichert. Anfang Juni 1844 verließ er Dresden und bezog im obern Stock der „Schleifmühle“ zu Nieder-Garssebach ein paar bescheidne Zimmer, in denen eine größere Reihe seiner Werke entstehen sollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 voraussetzen konnte.

Ein mit bewaldeten und reich bewachsenen Hügeln und kleinen Felsen eingerahmtes, mäßig breites, überall frischgrünes, von der klaren Triebisch durchraushtes, im übrigen stilles Thal, das südwestlich von der alten Bischofsstadt Meißen, fast unmerklich ansteigend, sich gegen Taubenhain und Rothschönberg hin erstreckt, wird in kurzen Abständen von einigen Dörfern und einzeln liegenden Mühlen belebt. Etwa eine Stunde von Meißen liegt das Dorf Nieder-Garssebach, zu dem

die „Schleismühle“ gehörte, in der der Dichter sich niederließ. Dies Waldthal mit üppiger Mannigfaltigkeit der Laubbäume und Büsche, nicht ohne einzelne schroffere und ernstere Partien, im ganzen aber doch voll lieblicher und anmutiger Reize, gemahnte Ludwig mit Recht an die verlassne Heimat. In der ihm seit-her völlig unbekannten Landschaft fand er Eindrücke wieder, die ihm von kleinauf vertraut und lieb waren, und denen er sich jetzt aufs neue mit einem lange nicht erlebten Wohlgefühl überließ. Er streifte das Thal auf und ab: überall entdeckte er stille Plätze, an denen er ungestört nachsinnen und schaffend träumen konnte, er machte sich mit den unterhalb und oberhalb seines Asyls gelegnen Rastorten bekannt und verweilte besonders gern unter den Bäumen der gegen Meissen hin hochgelegnen Altenburg und im schattig umbuschten Garten der Preiskermühle. Überall fand er es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden.“ Und in einem Briefe an Ludwig Ambrunn (Schleismühle bei Nieder-Garschach, 19. Juni 1844) schilderte er die Reize seines Aufenthaltes in frischer, beglückter Stimmung: „Ich schreibe dir aus einem der lieblichsten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felsen, rechts die kleine hüble Triebisch, drüber Berge mit grünem Busch bewachsen, um meine Residenz — in einer Schleismühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachen Formen und schlank, grüne, krause Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehen mag, so wirds immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier bald da auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahe bei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den dein Christian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knien ist mein Tisch; bald über der Klausmühle, dem romantischsten

Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stodwerk hoch, einen schmalen Weg sperrend, der durch junges Gebüsch in wunderschönen Linien herunterläuft, so oft geschlängelt, daß man merkt, er selber mag nicht von dem schönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch schöner ist, bald horste ich, auf meinen poetischen Giern brütend, auf dem Gipfel eines Felsens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeste Langeweile; ich wende meinen Kopf um, so hab ich das Thal mit edeln, guten, ernstern, komischen, bösen Bewohnern bevölkert. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern tegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen angesehenere Bürger.“

Die in so beredten Worten gepriesenen stillen Reize des Triebischthals waren es nicht mehr allein, die den Dichter mit neuer Lebenslust erfüllten. Schon in den ersten Wochen, in denen Ludwig an seinem neuen Wohnort verweilte, hatte eine Begegnung stattgefunden, die seinem weitem Leben Ziel und Gestalt geben sollte. Der einunddreißigjährige Mann hatte bis zu dieser Zeit jeden Jugendtraum, jede sich regende Neigung und das natürliche Verlangen nach Liebesglück — angesichts seiner ungewissen Lebenslage und in der Hingebung an seine künstlerischen Ideale — tapfer niedergekämpft, er hatte eben die Gewalt eines unwiderstehlichen Gefühles noch nicht erfahren. Jetzt sollte auch seine Stunde schlagen — die glückselige Frühlingsstimmung, die ihn in der idyllischen Umgebung nach zwei Jahren Stadtlebens durchdrang, hatte gleichsam den Boden gelockert, in dem der Keim einer starken Neigung rasch emporspießen und Wurzel treiben konnte.

Ludwig lernte in diesen Tagen ein junges Mäd-

chen, die Tochter eines Meißner Bürgers, Emilie Winkler, kennen, die bald seine Braut und die treue Gefährtin seines Lebens in Glück und Leid werden sollte. Frau Ludwig erzählt warm und schlicht aus ihren Jugenderinnerungen: „Im Triebischthal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamern Theil des Thales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühlte. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen suchend voraus den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers.“

Die Geschichte der Liebe Otto Ludwigs braucht nicht erzählt zu werden, und niemand könnte ihre Einzelheiten schöner und wärmer schildern, als es in den lyrischen Gedichten dieses und des folgenden Jahres, in den „Buschliedern“ geschehen ist. Als der Dichter eine Reihe dieser Lieder in einem bogenlangen Briefe dem getreuen Schaller in Giesfeld (Garsebach, den 7. August 1844) mittheilte und dem Freunde seine

Erlebnisse und sein Glück in dieser Form eingestand, durfte er in Prosa schon hinzufügen: „Besser kann sich niemand zu Sophien und dir und mir schicken; ich habe von euch erzählt, habe mir ein Zusammenleben entworfen und ausgemalt! — — — Erzähle mir doch von deinem häuslichen Leben, von deiner Sophie und deinen Kindern. Ich sage dir, alles Blendende weist sich als ein Nichts aus; der wahre Gehalt des Lebens ruht in seinen einfachsten Verhältnissen.“ Sich selbst und dem Freunde zur Warnung hatte er auf dessen Klagen über die Enge und geistige Öde der kleinen meiningischen Städte eine poetische Antwort: „Du sehnst dich aus dem engen Leben nach einem weiteren geistig bewegten; du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß dir meinen fremden Vogel vorsingen:

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und sieht hinein,
Erschrickt ob seinem Widerschein:
So werd ich alt und werd ich grau
Und hab kein Nest und keine Frau,
Hab alles gesetzt an die himmlische Kunst
Und drüber versäumt die irdische Gunst.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch ist's wohl schlimm und traurig sehr,
Daß, sterb ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir singet nach;
Muß einsam dulden im fremden Thal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel, denn der liebe Gott allein!“

Wie Ludwig geartet war, bei der Stärke und stillen Festigkeit seines Wesens, der Tiefe und Treue seiner Seele schloß die Liebe für das anmutige blonde Mädchen, die ihn erfaßt hatte, eine Entscheidung für sein

Leben ein. Er empfand jetzt nicht nur die Befeligung seiner jungen Neigung, sondern auch die Gewißheit, daß das Glück des Augenblickes ein dauerndes schlichtes Glück verheißt. Mit sicherem Instinkt hatte er die Charaktereigenschaften, die ungewöhnliche Empfänglichkeit seiner Geliebten für seine höchsten Lebens- und Geistesinteressen neben und in ihrer anschniegenden und weiblich opferfähigen und opferfrohen Natur erkannt; im öftern Verkehr wurde Emilie Winkler rasch die Vertraute seiner poetischen Pläne, und er legte ihrem unbefangenen, von keinen Überlieferungen beirrten Urtheil den größten Wert bei. Ihr Frohmut, ihre jugendliche Heiterkeit wirkten auf ihn, der sich mit Recht allzuernst und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfrischend, was er gegen seine Freunde nicht genug rühmen konnte.

Leider war es Ludwig auch diesmal nicht gegönnt, sich seines neuen Glückes ganz unbeeinträchtigt zu erfreuen. Während er sich seit dem zweiten Scheiden aus Eisleben einer guten Gesundheit gerühmt hatte und „zulezt ein ziemlich stattlicher Kerl geworden war,“ kämpfte er jetzt mit körperlichen Schmerzen; ein altes Übel, das seit 1834 verschwunden gewesen war, regte sich wieder. Mit Unmut bemerkte er, daß die krankhaften Zustände, die schon soviel Einfluß auf sein Leben gehabt hatten, ihm auch jetzt noch Hemmnisse bereiteten, und schrieb an Schaller: „Bedenke ich die Folge meiner Zustände, so komm ich mir vor, wie das Tier aus dem Traume des Propheten Daniel: Und wie sein Horn am längsten war, da brach's. Wenn ich nahe daran war, ein gesunder Mensch zu werden, da packte mich's und riß mich zurück; hatt ich mich wieder aufgerafft, ging die Prozedur von neuem los.“ Und wenn dieser Unmut auch nur vorübergehend war und bald wieder von der Stimmung besiegt wurde, die jetzt in seinem Leben vorwaltete, wenn er sich schaffens-

lustiger, schaffenskräftiger als je fühlte und voll Zuversicht und Hoffnung daran dachte, daß er nun nicht nur für sich selbst, sondern auch für die geliebte Braut zu ringen hätte, so empfand er doch auch schärfer als zuvor den Gegensatz seiner poetischen Natur, seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses zur Tendenzliteratur und Tageskritik. In ein paar scherzenden Versen an Schaller schildert er, wie niemand seine, des fremden Vogels, Liebeslieder hören will, die Elster allein vernimmt ihn, die den Fuß herauf nach dem Rücken zieht:

Sie kratzt den Hals sich voll Verdruß:
 Daß man noch immer hören muß
 Um Liebe klagen! Das hab ich dick,
 Am Brett ist jetzt die Politik.
 Ihr sollt von Liebe und Schmerz genesen
 Und sollt mir hübsch die Zeitung lesen,
 Und sollt nicht mehr auf der grünen Flur
 Euch weiden — auf der papiernen nur!

Und ernst bekümmert setzte er hinzu: „Man will jetzt mit dem Verstande Poesie machen, künstliche; nicht mehr die heiligen Verhältnisse der Natur — künstliche Verstandessysteme sollen den Dichter zum Dichten begeistern und den Leser zum Lesen. Ein Stück Zeit, aus der Geschichte herausgeschnitten, soll für das All gelten, aus dem der Dichter die Wahrheit in seine Gebilde hinüberträgt. Im Dichtwerke muß sich das All spiegeln, die Kinder eines Stückwerkes müssen Stückwerke werden. In diesem ewigen Kampfe, in dem immer das Neuere das Neue frißt und vom Neuesten gefressen wird, wie kann der Künstler sein Leben zum beschlossnen Kunstwerke machen, ohne welches er kein Kunstwerk schaffen kann?! — Der Traum jenes Pharao geht nun erst aus, der von den sieben dürren Röhren. All das wirkliche, warme Anschauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verstand und wird nur immer dürrer.“

Da war es gut und in der That ein Glück zur rechten Zeit, daß die Liebste ihm die Falten von der Stirne glätten konnte und ihm Lust und Mut machte, wie es auch sonst komme, die goldnen Sommertage zu genießen. Spaziergänge durch das Thal mit seiner Emilie, fröhliche Nachmittage, wenn einer und der andre Dresdner Freund zum Buschbad, zur Altenburg oder zur Preiskermühle kam, gesellige Abende, bei denen namentlich viel gesungen wurde, brachten in die fleißige Einsamkeit des Einsiedlers in der Schleismühle den Reiz des Wechsels.

In den ersten Wochen seines neuen Lebens, in denen Ludwigs Lyrik in echten Liedern noch einmal frisch aufrauschte, schrieb der Dichter auch ein kleines Idyll „Die Buschnovelle,“ der seine jüngsten Erlebnisse zu Grunde lagen, und versuchte eine humoristische Novelle, die er noch in Dresden entworfen und die den Titel „Teufelshofratsgeschichte“ führte, zu beenden. Die Hauptarbeit des Sommers aber galt einem großen historischen Drama in Prosa „Friedrich II. von Preußen,“ das nach seinem an Schaller (im mehrerwähnten Briefe vom 7. August 1844) mitgetheilten Entwurf ein vorzügliches Volksschauspiel zu werden versprach. Ludwig hatte schon im verfloßnen Winter in Dresden sich von Geschichte und Gestalt des großen Friedrich stark angezogen gefühlt und zunächst den Versuch unternommen, die Jugendschicksale des Kronprinzen in einem Drama zu behandeln, dessen Grundton deklamatorischer, rhetorischer erscheint, als in jedem andern dramatischen Fragment Ludwigs, und dessen Beginn im Januar 1844 zu Dresden geschrieben wurde, zu einer Zeit also, wo Julius Moser sein den gleichen Stoff behandelndes Drama „Der Sohn des Fürsten“ bereits auf die Bühne gebracht hatte. Jedenfalls ließ Ludwig diesen ursprünglichen Entwurf rasch fallen, und vor seiner Phantasie stand in diesem Sommer nicht der leiden-

schaftlich irrende, mit der väterlichen Härte in den schwersten Konflikt geratene Kronprinz, sondern der König in der kritischsten Situation seiner Heldenlaufbahn, zwischen der Schlacht von Lorgau im Herbst 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochsommer 1762. Die Wurzeln dieses Dramas, so realistisch Ludwig bei der Gestaltung verfuhr und weiter zu verfahren dachte, reichten doch bis in des Dichters subjektivstes Empfinden und seine persönlichste Stimmung hinab. Es war ihm Bedürfnis, einen Helden darzustellen, der unter den Schlägen eines tückischen Geschicks, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht und mannhaft bleibt und sich selbst nicht verliert. Rückhaltlos enthüllte der Dichter seinem „alten Karl“ (Schaller) den geheimsten Zusammenhang seines Dramas mit seinem eignen Leben. Er fährt, nachdem er ihm das Mißgeschick seiner bisherigen poetischen Werke vertraut hat, fort: „Ich bin schon gezwungen, wie Saturn meine eignen Kinder zu fressen. Aber von dem, was ich für recht halte, gehe ich nicht ab. Ich hole mir Mut aus dem Heldenfinne des alten Frik, den ich unter der Feder habe.“

Ob Ludwig außer dem prächtigen Vorspiel „Die Lorgauer Heide,“ das im gleichen Jahre gedruckt wurde, schon in Garschach noch weiteres von seinem Plane ausführte, läßt sich leider nicht mehr feststellen; da er jedoch hauptsächlich um der gehofften Aufführung seines „Friedrichs II. von Preußen“ am Leipziger Stadttheater willen im Herbst zum dritten- und letztenmale nach Leipzig ging, da er um Neujahr 1845 seiner Emilie mittheilte, daß er in Leipzig binnen acht Tagen „den Frik vollendet“ und „der Theaterdirektion eingereicht“ hätte, muß wenigstens der Gang der Handlung bis in die letzte Einzelheit in seiner Phantasie gelebt haben. Unter Ludwigs Papieren ist gar nichts von dieser Schöpfung erhalten; der Ent-

wurf der Handlung ist nur in dem mehrermähnten Briefe vom 7. August an Schaller, und das Vorspiel durch den Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Jahrgang 1844, Nr. 43 und 44) uns bewahrt worden, ein Abdruck, zu dem Laube bereitwillig die Hand bot, da er ein aufrichtiges und starkes Interesse für Otto Ludwigs soweit vom „laufenden Geschmack“ abweichende Begabung hegte.

Schwer genug riß sich Ludwig Ende Oktober von seinem Asyl in der Schleismühle des Triebischtals los. Die alte Sehnsucht nach Abgeschiedenheit war wiederum mächtiger als je zuvor in ihm geworden. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tod dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einsamkeit. Mir ist von Kindheit an Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen. Selbst einen Freund sieht man oft in der Nähe vor ihm selber nicht, höchstens immer nur ein Stück von ihm.“ Und diesmal galt es eine Trennung nicht nur von dem liebgewordenen Thal und dem Hause, in dem er nach Herzenslust geschaffen hatte, sondern auch von dem Mädchen, dem er — wie niemand seit dem Tode seiner Mutter — seine ganze Seele erschlossen hatte. Und doch fühlte er, wie notwendig es sei, dem fortgesetzten Drängen seiner Leipziger Freunde nachzugeben. Er wußte, daß er für die Aufführung eines „Friedrich von Preußen“ an der damaligen Dresdner Hofbühne noch viel geringere Aussichten hätte, als für die des „Engels von Augsburg,“ er vernahm von Wehstein und andern Wunderdinge über den Aufschwung des Leipziger Stadttheaters unter Dr. Schmidts Direktion und Laubes Beirat. Daß Laube ihn ermahnen und bitten ließ, bald nach Leipzig zurückzukommen, würde Otto Ludwigs Entschlüsse so wenig bestimmt haben, als die Meldung Wehsteins: „Wir sind zu seinen [Laubes]

Abendunterhaltungen eingeladen, wobei (wie man sagt) sich nicht selten schöne und geistreiche Damen einfinden.“ Wohl aber durfte Ludwig die bloße Möglichkeit, auf den Leipziger Brettern einen Boden für die Bewährung seiner dramatischen Kraft zu finden, nicht gering anschlagen und beschloß den Winter von 1844 auf 1845 in der Pleißenstadt zuzubringen.

Die Mehrzahl von Ludwigs Genossen von 1842 her lebte noch in Leipzig und hieß den Wiedergekehrten herzlich willkommen, vor allen erfreute sich der getreue Dr. Wehstein des erneuten Zusammenlebens. Ludwig bezog diesmal eine Wohnung nicht in Leipzig selbst, sondern im benachbarten Dorfe Reudnitz, im Büchner'schen Haus an der Chausseestraße; er war so entschlossen, thätig und regsam zu sein, daß er für alle Fälle, und wenn etwa eine Umarbeitung der „Röblerin“ nötig würde, sogar ein Klavier mietete. Denn als er angesichts seiner veränderten Lebenslage in diesem Sommer alle Kräfte und Möglichkeiten überschlug, überkam ihn flüchtig selbst wieder der Gedanke, daß er auch in der Musik etwas leisten könnte.

Im Ernst konnte Ludwig die Wiederaufnahme der musikalischen Laufbahn nicht ins Auge fassen, er war jetzt fest genug von seinem poetischen Talent überzeugt, hatte die Macht und den Reichtum seiner Phantasie und das Wachsen seiner Gestaltungskraft so vielfach erprobt, um den Weg, den er seit 1841 eingeschlagen hatte, entschlossen, wenn auch nicht unbeirrt, weiterzugehen. Wohl aber war er wieder zu ungünstiger Stunde für die Vollenbung und die theatralische Verkörperung seines mit so warmer Lust und frischer Hoffnung entworfenen Dramas nach Leipzig gekommen. Es war vollkommen wahr, daß die neue Direktion des Stadttheaters mit der dramatischen Litteratur des Tages Fühlung suchte, doch eben im Begriff des „Tages“ lag auch die bewußte und unbewußte Gleichgültigkeit

gegen alle nicht tendenziöse, unmittelbare Dichtung, die wunderliche Annahme, daß für lebendige Menschen-darstellung, für natürliche Leidenschaft und Empfin-dung auf dem „modernen“ Theater kein Raum mehr sei. Für den „lausenden Geschmack“ hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitge-mäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachsen fühlte man sich hoch über den großen soldatischen und un- konstitutionellen Nachbarstaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Re- volution erscheinen, wenn ihnen mehr oder minder verschämt die Sprache des „Zeitgeists“ in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleisch und Blut, den wirklichen Träger einer großen vaterländischen Entwicklung, fühlte man keiner- lei Teilnahme. Die Zeit des „Kotoko“ ließ sich höch- stens, wie eben Laube mit Glück that, in komischer Darstellung einem erleuchteten liberalen Parterre vor- führen; der Versuch, ohne tendenziöse Spitze und Ten- denzphrasen ein Stück Geschichte, das zugleich ein Stück großen, echten Menschentums in sich einschloß, dra- matisch zu beleben, galt den litterarischen Wortführern für hoffnungslos. Und in der That, wie spurlos ging das lebensvolle, herzbewegende und farbenreiche Vorspiel zum Drama „Friedrich II.“ bei seiner Veröffentlichung vorüber, aus dem doch der Silberblick eines kräftigen Gestaltungsvermögens für das blödeste Auge hervor- leuchtete. Mochte die theatralische Anlage und Aus- führung des Volksdramas noch ungenügend und mangel- haft sein — keiner von allen, die am Leipziger Stadt- theater mitredeten, machte auch nur den Versuch den Dichter zur Umarbeitung und wirksameren Ausgestal- tung seines Werkes zu bestimmen.

So unabhängig sich der Dichter von dem Zuge

des Augenblicks fühlte, der auf Verflachung hinbrängte, und so unerquicklich ihm die kritische Weisheit erschien, die jetzt überall das Zeichen für die Sache, die zeitgemäße Anspielung an die Stelle von Leben und Natur zu setzen empfahl, so konnte selbst er sich nicht völlig der Einwirkung der gärenden, quirlenden und geschwähigen Unruhe entziehen, die rings um ihn her ganz Leipzig erfüllte. Mehr und mehr waren alle (nicht-musikalischen) geistigen Interessen in Leipzig mit der Politik, den liberalen Bestrebungen verquickt worden; Robert Blum und seine Gefolgsmänner führten zu gleicher Zeit das große Wort im Schillerverein, in den litterarischen Kreisen wie im Saale der Stadtverordneten und im Redeübungsclub; sie versuchten eben jetzt auch die von Schlesien und Posen ausgegangne „deutschkatholische“ Bewegung in das Bett des allgemeinen Oppositionsstromes zu leiten. Die gut protestantische Stadt sah nicht nur die Entstehung einer deutschkatholischen Gemeinde (der wohl nur Katholiken beitraten), sondern auch (von 23. bis 26. März 1845) ein erstes „Konzil“ der neuen Kirche. Johannes Ronge war auch in Leipzig der Mann des Tages und wurde in Eisenbahnzeitungen und Pfennigmagazinen fleißig mit Luther verglichen. Wenn die Wände der Leipziger Kneipen Ohren gehabt hätten, so hätten sie um diese Zeit über die plötzliche religiöse Färbung aller Fröhschoppen- und Abendtöpschengespräche erstaunen müssen. Am 17. März 1845 meldete Ludwig an Ambrum: „Hier hatten die Bewegungen in der katholischen Kirche auf eine Zeit alle Aufmerksamkeit gefesselt; Leipzig ist wie eine Glocke; bei solchem Anstoß muß jeder Zoll Erz mit vibrieren, und ich hab's denn auch gethan.“ Ebenso war es sicher eine Einwirkung der Leipziger Luft und des halbrevolutionären Hauches in ihr, daß Ludwig sich um diese Zeit mit dem Plane zu einer Tragödie „Charlotte Corday“ ernst-

lich beschäftigte, um bald genug zu erkennen, daß einestheils der Stoff ohne eine Gesamtdarstellung der ganzen großen Revolution nicht nur abgerissen episodisch, sondern auch unverständlich bleibe (was dann vorübergehend den Gedanken einer großen Trilogie oder Tetralogie aus der Revolutionsgeschichte erweckte), und daß er andernteils in Charlotte Corday eine mehr von außen, von der Zeit erregte als eine aus dem innersten Kern der Natur erwachsene Leidenschaft darzustellen haben würde. Soweit aber war Ludwig bereits, daß er dieses Kerns der Natur bei keinem poetischen Gebilde, am wenigsten bei einem dramatischen entraten konnte. Auch die Entschiedenheit, mit der Ludwig nachher vom Sommer 1845 an zwei bürgerliche Trauerspiele „Die Fürstentochter“ (dann „Die Rechte des Herzens“) und „Die Pfarrrose“ in Angriff nahm und gleichzeitig verwandten Entwürfen (wie „Der tolle Heinrich“) nachhing, mochte zum Teil auf die Leipziger Eindrücke, auf die ernstesten, ja leidenschaftlichen Gespräche mit Wehstein, Kresschmar und andern zurückzuführen sein, die des Dichters weitere Entwicklung gern in die „zeitgemäße“ Bahn gedrängt hätten und ihn wenigstens überzeugten, daß ein bürgerliches Drama mit dem Hintergrunde der Gegenwart not thue.

Auch während dieses Winters, wenige Tage nach seinem Geburtstage, hatte Ludwig mit einem heftigen Krankheitsanfälle zu kämpfen. Liest man in seinem Briefe vom 17. März 1845 (an Ambrunn) daß er Tag und Nacht heizen lassen mußte, um die krampfartigen Fröste zu mildern, so möchte man meinen, daß es sich um eine Erneuerung jener Krankheit gehandelt habe, die er im Frühling 1840 in Leipzig bestanden hatte. Der schlimme Gast ging diesmal rasch vorüber und unterbrach die gewohnte Lebensweise Ludwigs nur ein paar Wochen. Über diese Lebensweise selbst aber hatte er kurz zuvor (15. Januar 1845) seinem Giesfelder Ge-

schäftsträger, seinem alten Ambrosius, geschrieben: „Ich lebe fast ebenso einsam hier wie in Garsebach, nur daß ich Orter besuche, wo man Zeitungen liest und davon sprechen hört, wie das heutzutage zur ‚Poésie‘ gehört. Allerlei Abenteuer. Jeden Mittag geh ich, das Wetter mag sein, wie es will, anderthalbe Stunde in der langweiligen Gegend umher.“ A. Krehshmar, der mehrermähnte Genosse des kleinen Kreises in Waldrichs Wirtschaft, erzählt aus derselben Zeit, daß Ludwig damals noch immer musizierte. „So oft er zu mir kam, lenkte er mit der Frage: „Ist es erlaubt?“ aber ohne Antwort darauf abzuwarten, seine Schritte zunächst nach dem Flügel, öffnete denselben, setzte sich, oft ohne Hut und Überzieher abzulegen, und begann zu phantasieren, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, ohne daß ihm in seinem Eifer eingefallen wäre, sich der ihm unter solchen Umständen so beschwerlichen Kleidungsstücke zu entledigen. Machte man ihn endlich aufmerksam, so blickte er erst unwirsch, dann lachend empor, warf die schweißtreibenden Hindernisse ab und stürzte sich mit frischer Kraft in die Wogen der Töne. Stundenlang habe ich ihm oft so zugehört und während mir dieser Genuß beschieden war, zugleich innig beklagt, daß diese herrlichen, oft meisterhaft durchgeführten musikalischen Gedanken im engen Bereich meines Zimmers verhallten und für die ganze übrige Welt verloren gingen. — — Einen höchst eigenthümlichen Anblick bot Ludwig besonders dann dar, wenn man ihn bei der Arbeit überraschte. In eine fast undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf gehüllt, saß er tief über den Tisch gebeugt. Dabei arbeitete er höchst unregelmäßig, wie nur eben sein körperlicher Zustand es gestattete.“ Im geselligen Kreise besaß Ludwig nach Krehshmars Bericht zu dieser Zeit noch „besondre Vorliebe für witzige Anekdoten und war im Erzählen solcher geradezu unerschöpflich. Ich hatte früher ge-

glaubt, auf diesem Felde ebenfalls etwas zu leisten, mußte aber, nachdem ich Ludwig kennen gelernt, mir selbst gestehen, daß ich ihm nicht das Wasser reichte. Oft machten wir, Dr. W. [Wehstein] und ich, es uns zum Spaß, bei irgend einem Gegenstande der Unterhaltung ihn zu fragen: „Wie war doch gleich die Anekdote, die Sie einmal hierüber erzählten?“ Es war dies natürlich von unsrer Seite bloß ein harmloses Vorgeben, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Dies gelang uns aber nie, denn nach kurzem Besinnen sagte er einmal: „Ach, das wird die gewesen sein,“ und dann erzählte er eine Anekdote über den fraglichen Gegenstand, mochte derselbe nun sein, was für einer es immer wollte.“ (A. Kreschmar, Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube 1865, S. 222.) Auch der greise Konsul Dr. Wehstein bestätigte mir mündlich aus seinen sehr lebhaften, leider nicht aufgezeichneten Erinnerungen, daß Ludwig in diesem Winter seine Neigungen zur stillsten Abgeschiedenheit und alle gewohnte Menschenscheu soweit überwand, daß er an vielen Tagen, namentlich in den späten Nachmittags- und ersten Abendstunden gesellig war. Er war nach Wehsteins Mitteilung in diesem Winter auch über seine poetischen Pläne gesprächiger — dem Freunde vertraute er sogar die Geschichte seiner jungen Liebe soweit an, daß Wehstein in seinen Briefen Ludwig „und noch jemand“ grüßte und ebenso von ihm und jemand wiedergegrüßt wurde.

Bei alledem empfand Ludwig, als der Lenz heran- nahte, und die Sehnsucht erwachte, ihn in schönerer Umgebung als zwischen dem Saatengrün und den gelben Rapsfeldern der Leipziger Ebene zu verleben, daß er ein wirkliches Resultat seines sechsmonatlichen Aufenthalts nicht zu verzeichnen habe. Da keines seiner Dramen zur Aufführung gekommen war oder auch nur zur Aufführung „angenommen“ wurde, fingen wohl-

meinende Ratgeber in seinem engern Lebenskreise wiederum an, ihn von der dornenvollen und steilen Laufbahn des Dramatikers zurückzuziehen. Aus den wenigen Erzählungen, die er bis dahin veröffentlicht, und den zahlreichen, die er mündlich vorzutragen mußte, schöpften sie die Zuversicht, daß er im „satirischen Roman“ glänzenden Erfolg haben werde. Ludwig hatte jetzt Erfahrungen genug, um zu wissen, daß diese guten Ratschläge dem Spiele „Kämmerchen vermieten“ glichen, bei dem in großer Hast die Stellungen gewechselt werden, der Übrigbleibende — in diesem Falle der Beratene — aber immer der Gefoppte ist. Die plötzliche Zuversicht einiger seiner Freunde auf den humoristischen Roman traf jedoch, wie wir wissen, mit alten Lieblingswünschen und lange getragenen Plänen zusammen. Ein Entwurf zu einer größeren humoristisch-idyllischen Erzählung, einem Schulmeisterroman, der in der neuentdeckten, Ludwig so rasch liebgewordenen Gegend um Meissen spielen sollte, begann eben Gesicht und Gestalt zu gewinnen. Und so tröstete sich der Dichter über die in Leipzig erfahrenen Enttäuschungen, die Theatersprödigkeit und die vergebliche Verlegersuche in der besten Weise, die dem wahren Künstler zu Gebote steht, mit schöpferischen Gedanken, mit neuen Erfindungen und Gestalten. Am 2. Mai 1845 verließ er Leipzig und kehrte über Meissen, wo ihn seine Braut begrüßte, nach der Schleismühle im Triebischtale zurück.

Die Sommermonate der Jahre 1845 und 1846 verflossen in ähnlicher Weise, wie der Sommer von 1844. Ludwig war eifrig bei der Arbeit und führte, während er die Grundlinien zu dem Schulmeisterroman zog, auch einzelne Kapitel bereits niederschrieb, das noch in Leipzig geplante moderne Trauerspiel „Die Rechte des Herzens“ in rascher Folge aus. Hatten an der Wahl des Stoffes oder vielmehr an der Ausstattung des Helden Paul Lubinski mit allen den Eigen-

schaften, die der deutsche Liberalismus jener Tage dem polnischen Flüchtlingsstum beimaß, die Anschauungen des Leipziger Lebenskreises unsers Dichters noch einigen Anteil gehabt, so ging Ludwig bei der Gestaltung des Dramas auf nichts weniger als auf tendenziöse Wirkung aus. Die Zeitstimmung ward von seiner Führung der Handlung und seiner Charakteristik rasch besiegt, wer die Gestalten der beiden Liebenden recht ins Auge faßt weiß alsbald, daß Leidenschaftsdarstellung der eigentliche und alleinige Zweck des Dichters ist. Immerhin war ein Hauch, ein Duft in dem Stücke, der dem tendenziös gerichteten und gestimmten Publikum der vierziger Jahre zur Hauptsache hätte werden können, wie es fast gleichzeitig bei Freytags Schauspiel „Die Valentine“ geschah. Ludwig selbst glaubte nicht an diese Gefahr — und als er sich im Spätherbst 1845 entschloß, die Handschrift seines Trauerspiels an Eduard Devrient zu senden, hegte er nur Besorgnisse wegen des dramatischen Aufbaus und des Verhältnisses seines leidenschaftlich eigentümlichen Dialogs zum theatralisch-Herkömmlichen, aber keine wegen des Hintergrundes von Ostrolenka und Warschau. Ludwig hatte überdies um diese Zeit so viele Eisen im Feuer, daß ihm das Schicksal eines einzelnen Werkes wenig Sorgen machte. Wie er in Leipzig, wenn er seine Manuskripte anbot, den Verlegern die abschlägliche Antwort selbst und im voraus in den Mund gelegt hatte, schrieb er auch jetzt an Theaterdirektoren, Schauspielregisseure und tragische Liebhaberinnen und bot ihren Ablehnungen die Hand; er wußte schon, daß „seine Produktionen etwas vom Hockpfennig hätten, der jedesmal zeitig wieder zu seinem Herrn zurückkommt.“ Hätte ihm nicht der Blick auf seine Braut, die mit allem Vertrauen reiner Jugend und bewundernder Liebe an ihm hing, die Pflicht nahe gelegt, sich um die Aufführung seiner Schöpfungen zu bewerben und we-

nigstens Aussichten fürs Künftige zu gewinnen, so würde er wahrscheinlich vorgezogen haben, das Fertige still beiseite zu legen und am Neuen still weiter zu arbeiten. Die Stärke seines Produktionstriebes ließ jetzt kein Besinnen, kein Zögern zu, zwischen neue Gestalten drängten sich die alten herein, denen er noch kein Leben gegeben, und die er gleichwohl nicht aus seiner Phantasie zu bannen mußte. So kam es, daß während er an einem neuen bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose“ arbeitete, ihn doch die Gesichte wieder heimsuchten, die in früherer Zeit die Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämonischer Novelle „Das Fräulein von Scuderi“ geweckt hatte, und gleichzeitig das Verlangen sich regte, seinem „Engel von Mugsburg,“ der alten Bernauertragödie, eine neue Gestalt zu geben.

Beim Beginn des Winters von 1845 kehrte Ludwig weder nach Leipzig noch nach Dresden zurück — eine äußere Nötigung dazu war nicht vorhanden, eine innere verspürte er nicht, und es schien ihm ein zu hartes Opfer, auf den kurzen täglichen Verkehr mit seiner Braut zu verzichten. Er bezog in der Stadt Meissen, für deren malerische Lage und charakteristische Bauart er, seit er sie zuerst erblickt hatte, besondere Vorliebe hegte, eine hübsch gelegne Wohnung in der Burggasse, in der er einen sehr fleißigen Winter verbrachte. Hier, wo er ganz fremd war und auch fremd bleiben wollte (Wehsteins Anerbieten, ihn durch seinen Studienfreund Dr. Flügel mit einigen Meißnern von gesellschaftlicher Stellung und litterarischer Bildung bekannt zu machen, lehnte er entschieden ab), konnte er sich noch ungestörter als im Triebischthale seinen Arbeiten hingeben. Während des Winters hörten auch die Leipziger und Dresdner Besuche auf, der Schriftsteller schneite vollständig ein, wie er an Schaller meldete, und „ließ sich etwas Rechtes wohl sein in Pläne

spinnen und Pläne behaglich ausführen.“ Er schrieb jetzt einen großen Teil des Romanes „Aus einem alten Schulmeisterleben.“ Vermochte sich Ludwig in der Anlage und in zahlreichen Partien des humoristisch-idyllischen Werkes nicht völlig von dem bei diesem Stoffe ohnehin natürlichen Vorbilde Jean Pauls zu trennen, so verleugnete er doch weder den stärkern Zug seiner Natur zur Geschlossenheit der Komposition, noch ließ er eine schärfere und treuere Wiedergabe der Wirklichkeit vermissen. Bei viel breiterer Anlage und soweit die ausgeführten Teile (etwa die Hälfte des Ganzen) ein Urteil zulassen, zeigte Ludwigs Roman nicht die Genialität und frühe Meisterschaft, die aus dem „Märchen von den drei Wünschen“ und der Novelle „Maria“ zu uns sprechen. Aber vieles Einzelne ist kräftig, charakteristisch und mit echtem Humor getränkt; für Ludwigs damalige litterarische Situation war es sicher zu bedauern, daß der Roman unvollendet blieb. Natürlich erscheint es dagegen, daß, nachdem ihn der Dichter im Mai 1846 ausgegeben hatte, er in spätern Jahren auf den alten Entwurf und die alten Anfänge nicht zurückgriff, obschon ihm einmal (im Jahre 1860) das äußere Bedürfnis die Versuchung dazu nahelegte.

Der Vollendung des Schulmeisterromans erwuchs wohl das Haupthindernis durch einen glücklichen Schritt vorwärts, den Ludwig eben auf der dramatischen Laufbahn gethan hatte. Zwar sollte die Aufführung eines seiner Dramen noch auf Jahre hinaus nur eine Hoffnung bleiben, aber die persönliche Verbindung mit Eduard Devrient, die noch am Ende des Jahres 1845 begann, brachte dem Dichter zum erstenmale die wahre, dauernde und wirksame Teilname eines dramatischen Künstlers, der mit sicherem Blick Ludwigs geniale und tief ausgiebige Begabung erkannte und sich zu mehr als einigen Bewunderungsäußerungen verpflichtet fühlte. Eduard Devrient, einer der drei künstlerischen Neffen des großen

Schauspielers Ludwig Devrient, hatte damals schon seit Jahren den Beruf des dramatischen Sängers mit dem des Heldenspielers und Charakterdarstellers im gesprochenen Schauspiel vertauscht und war 1844 als Oberregisseur an die Dresdner Hofbühne berufen worden, wo man ihm außer seinen eigentlichen amtlichen Vollmachten auf der Szene eine Reihe von Tieds ehemaligen dramaturgischen Befugnissen übertragen hatte. Er ließ in der Richtung seines Geistes wie seiner Darstellungskunst erkennen, daß ihm der vielgepriesene Charakterdarsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Konrad Eckhof, als das Ideal und Muster eines Schauspielers galt und vorschwebte. Mehr durch den tiefen Ernst seines Wesens, durch eine unablässige Reflexion und durch den Einfluß seiner geistigen Bildung als durch Phantasie und Naturell hatte sich Devrient zu einem in gewissen Rollen bedeutenden Schauspieler, durch die Fähigkeit, das Ganze eines poetischen Werkes in sich aufzunehmen und aus sich heraus szenisch zu gestalten, zu einem vorzüglichen Regisseur und Theaterleiter erhoben. Mit umfassenden Studien über Wesen, Entwicklung und Schicksale des Dramas und des Theaters, die in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ litterarisch verwertet wurden, erwarb er Namen und Ruf auch außerhalb der Bühnenwelt. Er war nicht ohne einen pedantischen Zug, der die aufrichtige Begeisterung des Künstlers für die dramatische Kunst gefährdete, er zog im Verlangen nach Reinheit und nach ethischer Wirkung und bürgerlicher Ehrbarkeit des Theaters die Schranken des Darstellungswürdigen, des dichterisch und schauspielerisch Möglichen zu eng und empfand nicht, wie absurd ein Familien-Shakespeare wäre, er unterschätzte die Gefahr, die der Kunst und ihren höchsten Forderungen von seiten der wohlmeinenden geistigen Dürftigkeit und des Philisteriums immer droht. Doch er trug eine lebendige Vorstellung von

einer Bühne in sich, die im Kulturleben seines Volkes mit edler Macht wirken sollte, er fand sich nicht leicht-herzig mit den Eintagserscheinungen der dramatischen Litteratur ab und spähte unablässig nach dem Größern, Bleibenden, Zukunftverheißenden aus, was er zu Otto Ludwigs Glück auch im Unfertigen zu erkennen vermochte. Als ihm der Dichter kurz vor Weihnachten 1845 die „Rechte des Herzens“ zuschickte, empfand er auf der Stelle, daß er hier einer bedeutenden Natur, einer starken Phantasie und energischen Gestaltungskraft gegenüberstehe, er verzeichnete es mit einem ihn ehrenden Glücksgefühl in seinem Tagebuche, daß sich da einmal ein Talent zeige, und schrieb an Ludwig (Dresden, 22. Dezember 1845), daß ihm das dramatische Gedicht außerordentliche Freude bereitet habe, daß es eine wahre Erquickung sei, einmal wieder einem frischen, lebendigen, warmen Talente zu begegnen. Er verhehlte ihm nicht, daß Umarbeitungen nötig wären: „Der Dichter muß das machen, aber ich wünschte zum besten der Sache, er ließe sich dabei speziell vom Regisseur weisen.“ Als Ludwig infolgedessen am 28. Dezember Devrient persönlich aufsuchte — der winterliche Sonntagsnachmittag war schon so weit vorgerückt, daß in Devrients Zimmer die Lampe brannte, — kam es zu einem lebhaften, eingehenden Gespräch zwischen dem Dichter und dem litterarisch gebildeten Schauspieler. In Eduard Devrients Tagebuch ist dieser ersten Begegnung mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags besuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einsiedlerisch aussehender Mann mit Bart und Brille, im Schnitt des Gesichtes an Oheim Ludwig erinnernd; er blinzelt viel mit den Augen. Ich sagte ihm meine Ausstellungen an seinem Stück, er ging sehr leicht verständigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit. Über Theater überhaupt und seine Stellung zum Staate. Er ist verständig und gesinnungstüchtig. Seines Zeichens

Musiker, hat langjähriges Nervenleiden ihn der Musik entzogen, der er sich nun wieder zuwenden will."

Jedes Leben und Geschick hat einen geheimen, beständig wiederkehrenden Zug: in dem Ludwigs schloß sich stets an noch so wohl begründete Hoffnungen fast unmittelbar eine herbe Enttäuschung an. Mit Lust und Liebe brachte er im Januar und anfangs Februar 1846 die von Eduard Devrient geforderten Änderungen seines Trauerspiels zu stande, sodaß ihm der dramaturgische Ratgeber (Dresden, 17. Februar 1846) bezeugen durfte: „Ihre Umarbeitungen sind vortrefflich und zeugen für eine der wichtigsten Eigenschaften eines dramatischen Dichters, für Gelentigkeit der Erfindungskraft; das Gedicht ist nach meinem Geschmack das schönste, das ich seit vielen Jahren in Händen gehabt," aber er mußte ihm zu gleicher Zeit eröffnen, daß er infolge heftiger Zerwürfnisse mit seinem Bruder, dem gefeierten Emil Devrient, die Oberregie niedergelegt habe. Devrient gestand sich in seinem Tagebuch ein: „Ich helfe keinem Dichter mehr auf!" und erfuhr die Wahrheit davon schon am 28. Februar: „Heute fragte ich Winkler (Theod. Hell) um seine Ansicht über Otto Ludwigs Stück. O das ist abscheulich, ganz unnatürlich und verlegend. Es hat dem Geheimrat auch gar nicht gefallen u. s. w. — „Mit rechter Lust brach er aus, daß er nun das Recht hat, das schlecht zu finden, was ich lobe." Als ob es am Kriege der Theatergewalten noch nicht genug gewesen wäre, erfolgte gerade in diesen Tagen die unglückliche revolutionäre Erhebung des letzten kleinen polnischen Staates Krakau und die Bewegung in Galizien, die die ruthenischen Bauern im Blute ihrer polnischen Herren erstickten. So war jede Aussicht auf eine Dresdner Aufführung abgeschnitten. Ludwig fügte sich rascher in sein Schicksal, als sein neuer Gönner; Eduard Devrient versuchte noch mancherlei einflußreiche Darsteller und ur-

teilsfähige Kreise für das Stück zu interessieren. Noch ein Jahr nach der Zurückweisung (am 3. Januar 1847) verhalf er den „Rechten des Herzens“ durch eine dramatische Vorlesung in seinem Hause zu einer Art von Leben. Über diese Vorlesung, die Devrient in gewaltige Aufregung versetzte, als ob er ein eignes Gedicht vorträge („ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen sei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten — ich hatte etwas zu vertreten,“ Devrient's Tagebuch vom 3. Januar 1847), berichtete Ludwig eingehend nach der Heimat an Schaller und Ambrunn: „Vorgestern fuhr ich nach Dresden, weil Devrient berichtet, er werde mein Polenstück „Die Rechte des Herzens“ vorlesen. Er liest nämlich vor einem wirklich ausgesuchten Publikum ältere, anerkannte Dramen vor, und zwar nach der seit Tieck beliebten Manier, ohne die Namen zu lesen, die Handlung nur leise andeutend, wo es nicht anders geht. Eine solche Vorlesung ist mir, wenn sie gut, weit lieber als eine Aufführung. Ich machte mich per Dampf auf, wurde von Devrient und seiner beweglichen aber sehr angenehmen und gescheuten Frau und seiner Tochter aufs freundlichste empfangen. Der Anteil, den sie alle an dem Stücke nehmen, ist für mich rührend. Nun versammelten sich die Herren und Damen, da sah man Toiletten, aber auch Gestalten, die sie nicht gebraucht hätten; die Creme des Dresdner Publikums, zur Hälfte den höhern Ständen angehörig, darunter einige polnische Grafen, einige hohe Militärs. Der Oberintendant v. Lüttichau war nicht zugegen, wohl aber seine Fräulein Tochter, wollt ich sagen Baronesse, und dann die Excellenzen von der Natur Gnaden, z. B. die Akademieprofessoren, Wendemann, Hübner, Ehrhardt u. s. w., der berühmte Komponist Giller, und einige Vitteraten, darunter Uffo Horn u. s. w. Wie nun alles, über fünfzig Mann und Männinnen schätz ich, sich im Salon niedergelassen, begann Devrient, an

seinem Tischchen sitzend, wie er den Gegenstand betreffend heut eine Ausnahme mache, die er aber zu machen sich getraue, und überzeugt sei, daß sein Publikum sie genehmigen werde, daß er nämlich statt eines als klassisch anerkannten Stückes ein modernes Trauerspiel eines noch unbekannten Dichters vortragen werde. — Nun hab ich vergessen, zu erwähnen, wie Devrient's Frau und Tochter sich schon vorher auf die Neugier und Fragen nach dem Dichter gefreut hatten; denn ich war incognito zugegen. — Er las die letzten Auftritte des ersten Aufzugs, wo der eine Pole den andern zwingt, ihm zu sekundieren, so ausgezeichnet, daß zwei Schauspieler unmöglich so ineinander hätten spielen können, der erste Aufzug war beendet, und ich hörte aus leisen Zuflüsterungen und sah aus Zuwinken, daß er Glück gemacht. Frau Devrient sagte mir, so aufgeregt habe sie ihren Mann noch nicht lesen hören; seine Stimme zitterte zuweilen hörbar, er wußte nur zu gut, wie schwer es ist, einem neuen Poeten zur Anerkennung zu verhelfen. Kurz, mein braver Devrient machte seine Sachen so gut, daß die Aufnahme des Stückes im ganzen eine sehr günstige war. Nach dem Schlusse trat nun das ganze Publikum in einem Kreise zusammen, der immer enger wurde, und hielt ein Lotengericht, das meine Situation nun erst recht interessant machte. Uffo Horn und Hiller fochten an, Devrient verfocht seinen Autor mit Feuereifer; die beiden, die auch bei den andern keinen Beifall zu finden schienen, erklärten nach langer Debatte und nachdem auch eine hohe und gewaltig gewachsene Dame des Poeten Partei genommen, der eine, daß er mit seinen Aufstellungen keineswegs sagen wollen, der Poet habe nicht ein großes, ja sogar sehr großes Talent — was über alle meine Erwartung ging —, der andre, daß er nicht so eifrig Widerpart gehalten haben würde, wenn nicht die eifrige Verteidigung Devrient's ihn

dazu entzündet hätte. — Dagegen zeigte sich Professor Hübner eifrig für den Autor, General Lützerode und andre Hochgestellte konnten sich nicht genug wundern, daß das Stück politischer Ursachen wegen zurückgewiesen werden sollte, und zeigten ebenfalls ihr unumwundnes Behagen an dem Stücke. Die Bestürmung um den Namen des Autors begann von neuem. Einer vermaß sich, er wolle es herausbekommen, einer wollte gleich andern Tages nach Meissen erkundigungsweise schreiben, wo der Poet sich aufhalten sollte. — So ist denn der erste Schritt zu meinem Bekanntwerden auf günstige Weise geschehen. Anfang Februar soll und werde ich nach Dresden ziehen.“

Auf diese Umsiedlung und einen stärkern Verkehr mit der äußern, der geistig geselligen Welt drang Eduard Devrient seit einem Jahre. Er glaubte zu spüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeschiedenheit schon ausgekostet habe, und daß es nötig sei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten. In Devrients Tagebuch (8. Januar 1847) findet sich die Bemerkung, daß Ludwig nach dem eben geschilderten Vorlesungsabend in dem gastlichen Künstlerhause geblieben sei, wo es ihm Frau Devrient behaglich zu machen suchte. „Er sprach viel, oft treffend und gesund, oft grüblerisch und phantastisch, wie Einsiedler pflegen.“

In der That hatte Ludwig wieder einen Sommer, den von 1846, in seiner Garschbacher Zurückgezogenheit, und die ersten Monate des Winters von 1846 zu 1847 in Meissen verbracht, wo er diesmal im Gasthof zum „Goldnen Schiff“ wohnte. Durch die Ermutigung Eduard Devrients war sein wankender Glaube, daß er zur dramatischen Dichtung berufen sei, neu gestärkt worden, und er gab nicht nur die Fortarbeit an seinem idyllischen Roman auf, sondern beschloß die weitem Pläne zu Erzählungen „gleich in der Geburt zu ersticken.“

Dazwischen spielte er freilich mit dem Gedanken, seinen „Friedrich II. von Preußen“ zu einem historischen Roman umzugestalten, und meldete an Ambrunn und Schaller, daß er nach Schlesien reisen und sich in der Gegend von Schweidnitz, wo das Ganze spielen sollte, gründlich umthun werde. Denn wenn im Drama das Detail des Schauplatzes einer Handlung kaum in Frage komme, so verhalte es sich bei einem Roman ganz anders. Bezeichnend für die mächtige, weit ausgreifende Phantasie Ludwigs und sein Bedürfnis, in großer Folge zu wirken, war es, daß er auch hier von seinem „ersten historischen Roman“ sprach und eine Reihe anderer in der Zukunft vor sich sah. Er hätte sich auch sagen dürfen, daß es kein Zufall sei, der seinen Gestaltungstrieb von Zeit zu Zeit auf das epische Gebiet ablenkte, daß er für den Reichtum seiner poetischen Erfindungen und Anschauungen nicht überall den dramatischen Rahmen finden und brauchen konnte. Hätte er freilich, um die große Phantasiearbeit, die längst vollbrachte Belebung des Stoffes nicht ganz zu verlieren, seinen „Fritz“ zum historischen Roman umgestaltet, so würde er mehr einer äußern als einer innern Nötigung gefolgt sein, und es lag tief in seiner Natur begründet, daß er solchen äußern Nötigungen bis zum Martyrium widerstand. An die Ausführung eines historischen Romans, für die er sich nach seiner Weise erst einen neuen Apparat herzurichten gehabt hätte, war jetzt, mitten im Feuer der dramatischen Produktionslust, nicht zu denken. Im Sommer 1846 entstand die neue Bearbeitung der Agnes Bernauer (die auch jetzt „Der Engel von Augsburg“ hieß). Ludwig drängte in ihr eine beinahe überreiche Fülle bewegter Handlung zusammen und führte den Dialog dem entsprechend in sehr charakteristischer, lebensvoller Prosa aus. Es ließ sich nicht widersprechen, wenn Eduard Devrient die Komposition, in der Altes und Neues keineswegs

völlig ausgeglichen war, „voller Fehler“ fand, aber das echte Talent, der große Grundzug in dieser dramatischen Rittergeschichte, die Gestaltungskraft und Farbenfrische mußten doch zu jedem unverbildeten Sinne sprechen. Aus manchem viel unbeholfnern und wertlosern Block war ein gut theatralisches, erfolgreiches Werk herausgemeißelt worden, die lebenswarmen, treuherzig leidenschaftlichen Gestalten des Herzogs Albrecht und der Agnes hätten jede Mühe der Umarbeitung gelohnt, Ludwig wäre durch die Gewißheit einer Bühnenverkörperung seiner Dichtung leicht an ihr festzuhalten gewesen; man kann sich nicht entbrechen, in Gedanken den Gewinn zu veranschlagen, den es für ihn bedeutet hätte, jetzt in verhältnismäßiger Jugend von dem Stoffe befreit zu werden, der nicht zufällig, nicht aus einer Willkür oder Hartnäckigkeit, sondern aus der Gewißheit heraus, daß in ihm ein tragischer Typus, ein Stück schuld- und leidvolles Menschengeschick, eine Welt voll stark anschaulicher, sinnlicher Gegensätze, ein Gestalt gewordener Klang der deutschen Volksseele, des deutschen Volksliedes schlummte, mit ihm fortlebte und dramatisches Leben heischte. Nun war es wieder Ludwigs Mißgeschick, daß Ed. Devrient eben an diesem Ludwig ins Herz gewachsenen Stoffe wenig Anteil nahm, sei es, daß er die (so lange der Dichter an der historischen Überlieferung festhält) unüberwindliche dramatische Schwäche des Stoffes erkannte, die im Lebenbleiben des Herzogs Albrecht und in der mehr oder minder aufrichtigen Versöhnung des jungen Herzogs mit seinem Vater liegt, sei es, daß ihm die heiße, alle Schranken des Herkommens und positiven Rechts überspringende Leidenschaft des ungleichen Liebespaares mißbehagte. Jedenfalls bestärkte Devrient diesmal Ludwig in seiner schon allzu ausgeprägten Neigung über das, was vor der Hand abgeschlossen und aussichtslos schien, rasch hinwegzugehen, und setzte mit dem

Dramatiker zugleich seine Hoffnung auf die inzwischen begonnenen bürgerlichen Stücke, das Trauerspiel „Die Pfarrrose“ und ein Drama „Die Wildschützen,“ „Wilm oder Rolf Berndt,“ „Die Waldtragödie,“ „Das Jagdrecht“ benannt, ein Embryo, aus dem mehrere Jahre später unter neuen Lebenseindrücken die Gestalt und die tragische Handlung des „Erbförsters“ hervorstach.

An frischer Erfassung neuer Stoffe, an Lust, etwas durchaus Bühnen- und Lebensfähiges frei aus sich herauszustellen, fehlte es Ludwig zu dieser Zeit durchaus nicht, seine ländliche Abgeschlossenheit förderte seine damals immer rege Arbeitslust. — Wenn er sich des altgewohnten Planemachens auch jetzt nicht entschlagen konnte, so überwog doch der Drang und die Stimmung des Vollendens in einem Guß. Die Gesundheit des Dichters ließ selbst in diesen Jahren, soviel er sich auch gekräftigt fühlte, zu wünschen übrig, in Garsebach und Meissen ward er mehr als einmal von heftigen Magenkrämpfen gequält, sie überfielen ihn plötzlich auf Spaziergängen mit seiner Braut und zwangen ihn mehrfach, ärztlichen Rat zu suchen. Auch die wunderliche Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise setzte er noch fort. A. Krehschmar erzählt aus dem Sommer 1846: „Nach seinem Weggang von Leipzig besuchte ich ihn einmal in seinem geliebten Triebischthale. Es war gegen zehn Uhr morgens, als ich die Hammermühle (Schleifmühle), in der er seine Wohnung genommen, erreichte. Ich fragte die Arbeiter, die jedenfalls schon seit vier oder fünf Uhr auf den Füßen waren — es war im Monat Juli — nach seinem Zimmer. Die rußigen Gesellen stellten lachend die weißen Zähne und sagten, ich würde ihn jedenfalls noch im Bett finden. Und so war es auch. Er lag, als ich bei ihm eintrat, in festem Schlaf, und nachdem ich ihn geweckt und von ihm wie immer freundlich bewillkommt worden, erzählte er mir, daß er

am Abend vorher nach seiner Gewohnheit in Wald und Flur umhergestreift sei, dann die Nacht hindurch gearbeitet und sich mit Tagesanbruch zu Bett gelegt habe. Sein körperliches Befinden hatte sich, wie auch sein Aussehen bewies, bedeutend gebessert. Da ich ihm nur wenige Stunden widmen konnte, so begleitete er mich zurück bis auf das Buschbad, und hier schieden wir auf lange Zeit." (Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube, 1865, S. 223.) In der Hauptsache aber, in glücklichem Lebensmut und in der Zuversicht, daß es ihm über kurz oder lang gelingen müsse, war Ludwig jetzt ein anderer Mann als in Eisfeld. Wenn ihn gelegentlich der Unmut überwältigte, daß all sein Arbeiten bisher so wenig sichtbare Resultate ergeben („ich will drauf loschmieren, daß ich wenigstens die Beruhigung habe, das Meinige gethan zu haben!" rief er in einem Briefe an Ambrunn, Meissen, 28. März 1846, aus), oder beim Berechnen seines noch übrigen schmalen Vermögens ihn eine Sorge beschlich, daß dieser Brunnen versiegen könnte, ehe ein neuer durch seine Arbeit erschlossen wäre, so blieben das alles doch nur vorübergehende Schatten in einer im ganzen hoffnungsreichen Zeit.

Ludwig war auch des besten Willens voll, sich Devrients freundschaftlichem Drängen zu fügen und sich der Einsamkeit, die für ihn so viel Glück und innere Befriedigung bot, zu entwinden. Ed. Devrient schrieb ihm am 1. Dezember 1846: „Ihren Beruf zum Bühnendichter haben Sie in diesem Werke (der „Agnes Bernauer") wiederum auf das bestimmteste dargethan, und wie Sie mit dem Zutrauen gegen mich frei herausgegangen sind, darf ich mir wohl im Interesse der Kunst eine Mahnung an Sie erlauben. Wollen Sie dem heruntergekommenen deutschen Theater sich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, so dürfen Sie sich nicht länger aus dem Bereich seiner Erscheinungen,

seiner Thätigkeit halten. Sie werden mich nicht so mißverstehen, als meinte ich, Sie sollten von der gegenwärtigen Theaterwirtschaft die Komposition Ihrer Gedichte lernen, aber es ist unumgänglich notwendig, daß Sie das bessere Vermögen der Schauspielkunst genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen soll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauspielkunst herausgeschrieben sein. — — Mich dünkt, Sie sagten mir, daß Sie unabhängig von Ihrem Aufenthalt seien; ist dem so, wie dringend möchte ich Sie auffordern, hierher zu ziehen, wo die Natur ebenfalls Ihrem einsiedlerischen Gange zusagen, aber das Theater Ihnen doch auch und leicht zugänglich sein würde.“ Ludwigs Vertrauen zu dem neuen Freunde hatte sich vermutlich noch nicht soweit erstreckt, daß er Devrient mitgeteilt hätte, welcher Magnet ihn fortgesetzt nach Weissen zog und dort hielt. Er folgte indes im Februar 1847 Devrients dringend wiederholtem Ruf und siedelte auf ein Vierteljahr nach Dresden über, wo ihm Devrient auf alle Weise Weg und Steg zu bahnen suchte. Er fand jetzt in Dresden Karl Gutzkow als den neuen Dramaturgen des Hoftheaters vor. Ludwig stand den litterarischen und politischen Anschauungen Gutzkows noch nicht so unbedingt entgegen, als einige Jahre später, hatte sich wenigstens seine Gegnerschaft nicht so klar zum Bewußtsein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge, strebende und namenlose Talente zu fördern; seine reizbare Eifersucht erwachte in der Regel nicht den Leistungen, sondern den Erfolgen andrer gegenüber. Er nahm Ludwig bei dessen erstem Besuch freundlich auf, lobte dessen „Polenstück,“ was er freilich bei den obwaltenden Anschauungen am Hofe und Hoftheater unausführbar nennen mußte, forderte den Dichter auf, ihm Stoff und Entwurf neuer Stücke vor der Ausführung mitzuteilen, damit er ihm zum voraus sagen

könnte, was als verfänglich und unverfänglich gelte, womit er denn allerdings mehr versprach, als er beim besten Willen zu leisten vermocht hätte. Ludwig war von dieser Anknüpfung sehr befriedigt, gewann indes in der Folge kein näheres Verhältniß zu Gutzkow und hielt sich, von seinen alten Künstlerfreunden Ludwig Richter, Dehme, Langer u. a. abgesehen, hauptsächlich an Ed. Devrient und dessen Kreis. Devrient trieb Ludwig, fleißig Theater und Konzerte zu besuchen, führte und lud ihn in Gesellschaften, Ludwig ließ nachgiebig und herzlich dankbar für sich Sorge tragen, labte sich an den theatralischen und musikalischen Aufführungen, für die ihm Devrient den Eintritt vermittelte, und meldete seinem „lieben, alten Ambrosius“ in Eisleben: „Ich schwimme hier in einem Meer von Genüssen und wäre, da auch meine Gesundheit sich bedeutend gebessert, ein ganz glücklicher Kerl, wenn ich euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, in Sommerzeit in des lieben Herrgotts und Winterzeit in des Königs von Sachsen Theater.“ Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billet zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonnementkonzerten im Hotel de Saxe geschickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten“), und daß er in der Mozartschen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti“ im Hoftheater geschwelgt habe. Aber kopfschüttelnd über all den freundschaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen suchte, vertraute er dem alten Heimatgenossen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journalisten u. s. w. bei Devrient zum Thee, Pfannkuchen und Punsch; ich glaube, es war angestellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern sollte, da ich meiner alten Weise nach, die noch viel

abgeschloßner worden ist, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute sehen mir meine leider schon verknöcherten Thorheiten so freundlich nach wie einem Kinde" (an Ludwig Ambrunn, Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachsichtig war, schloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Ed. Devrients Tagebücher werfen können, so würde er neben den Ausdrücken der reinsten Teilnahme und ehrlichsten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuths gefunden haben.

Im April 1847 kehrte Ludwig nach Meissen zurück („er entwischte wieder nach Meissen," meint Devrient), da er in Dresden trotz aller Lust die neugewonnenen Eindrücke, namentlich die theatralischen, zu verwerten, zum Arbeiten nach seiner Weise nicht gelangte. „Nun wollen wir uns mal zusammennehmen, wenn der liebe Gott auch weiter Gesundheit gönnt, um zu beweisen, daß wir, wenn wir auch kein Glück haben sollten, es wenigstens verdienen," hatte er im vorerwähnten Briefe Ambrunn zugerufen und seiner Geliebten nach der Aufführung der „Emilia Galotti" gemeldet: „So hat mich noch kein Stück fortgerissen, alles andre ist Zumperei dagegen. Es hat mich so zum Arbeiten gestimmt, daß ich heute mit frühestem über den Berndt herzog, aus dem schon auch was werden wird." Aber er fand es unmöglich, in dem bewegten Leben, das ihm Devrients Freundschaft und die mancherlei Unterhaltungen bereiteten, zu denen er sich hinzugezogen sah, in die rechte Schaffensstimmung zu kommen. Eine sommerliche Zurückgezogenheit deuchte ihm notwendig, und wer hätte ihm verargen wollen, daß er diese Zurückgezogenheit wieder da suchte, wo seiner ein treues, durchaus ergebene Herz harrete? Er ließ sich in diesem Frühling nicht in der Garschbacher Schleifmühle, sondern im Gasthof „zu den drei Rosen" in Niederfahre an der Elbe,

der Stadt Meißen gegenüber, nieder, aus dessen Fenstern und Laube er das Stadtbild mit Burg und Dom vor Augen hatte, und dessen Reize er in einem Briefe an Schaller (vom 1. Januar 1848) befriedigt pries: „Nun wollt ich, ich könnte dir die Aussicht, die ich von meinem Stehpult aus habe, mitsenden, damit du sie vor dein Fenster hingest. Vor mir habe ich die Elbe, eine Stunde weit, mit einem herrlichen Bogen und schönen Bergen, die so galant sind, sie noch etliche Meilen weiter zu geleiten. Während der Fahrzeit ist sie mitunter mit Segeln förmlich bedeckt. Es giebt nichts Lieblicheres, als solch ein Segel in der Ferne.“ Die Wohnung fesselte ihn dergestalt, daß er sie während längerer Zeit beibehielt und in ihr eine Reihe seiner größeren Arbeiten ausführte. Soviel hatte das freundschaftliche aber unablässige Drängen Ed. Devrients bewirkt, daß er dem Vorsatze treu blieb, jetzt nichts zu beginnen und zu entwerfen, ohne es zu vollenden. Während er an seinem Wilm Berndt weiter arbeitete, brachte er die Tragödien „Das Fräulein von Scuderi“ und „Die Pfarrrose“ zum Abschluß. Daß diese so grundverschiednen Dichtungen kurz nacheinander entstehen konnten, zeigte sehr deutlich, daß die Hingabe an die Wirklichkeit, die realistische Gestaltung, die ethische Wirkung, die er jetzt mit Bewußtsein erstrebte, doch den Zug seiner Jugend zur Romantik keineswegs erstickt hatte. Er hätte sich darauf berufen dürfen, daß es gerade Romantiker wie Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann und selbst Tieck gewesen seien, die ihm zuerst den Sinn für die verborgne Poesie des schlicht Wirklichen, des natürlich Einfachen, jedoch auch für das Eingreifen dunkler Elemente und Leidenschaftsmächte in den Alltag erschlossen hatten, er hätte selbst sagen dürfen, daß die gewaltige Gestalt René Cardillac's die Verkörperung solchen Eingreifens und darum nicht unwirklich gescholten werden dürfe, wenn er auch eine dämonische Figur

sei. Doch gestand sich Ludwig, sobald das erste Feuer gelöscht war, lieber ein, daß vor allem der Drang, endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirksames Werk zu schaffen, ihm den unheimlichen Goldschmied wieder vor die Phantasie geführt habe. Er vollendete fast gleichzeitig das schon mehrermähnte „tragische Idyll,“ das „Die Pfarrrose“ betitelt war, und zu dem er vielleicht die erste Anregung auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Laubenhain empfangen hatte, dessen Namen an die Bürgersche Ballade mahnte. Er wollte in dieser Dichtung einen Konflikt verkörpern, den er in der Gegenwart überall erblickte; das Emporstreben des Weibes zu innerer, um Außenwelt und Schein allzu unbekümmerter Selbständigkeit und der männliche Stolz, der sich zum unüberwindlichen Troß verhärtet, führen ein prächtiges junges Menschenpaar einer Katastrophe entgegen, in der sie sich gegenseitig verderben. Ludwig hatte, so tiefbescheiden er war, während der Ausarbeitung dieses bürgerlichen Trauerspiels wiederholt das frohe Gefühl, daß er jetzt seinen eigensten Stil gefunden hatte, daß seine Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloß ausgeschnittene theatrale Pappfiguren seien, denen man das Bretterholz, auf dem sie kleben, bei jeder Wendung ansieht. Er empfand, daß er sich in der Stille — seine Weltanschauung vertiefend, seine plastische Kraft wie seine Bildung unablässig steigend — zu einem Dichter ausgewachsen hatte, der den Kampf mit der Unnatur, der flachen Herkömmlichkeit und der gestaltlosen Tendenz zumal aufnehmen konnte.

Auch that ihm dies Selbstgefühl wahrlich not. Denn wiederum waren zwei Jahre verstrichen, in denen er, fleißig arbeitend und von seinem kleinen Vermögen zehrend, im Sinn der Welt keinen Schritt vorwärts gethan hatte. Sein stummes Ringen mit der gleichgiltigen Sprödigkeit der Bühne wurde all-

gemach zum Martyrium. Immer wieder der Bewundrung seines Talents versichert zu werden („Fülle der Poesie, Erfindung, Charakteristik und wahrhaft dramatische Kraft der Situationen“ rühmte Eduard Devrient von der „Pfarrrose,“ Dresden, 23. März 1849), und dennoch immer wieder zu hören, daß er sich von Art und Wesen der dramatischen Komposition entferne, daß er den Forderungen der Bühne nicht gerecht werde, während ihm keiner — selbst Eduard Devrient nicht — klar machen konnte, worin diese Forderungen bestünden, stets aufs neue auf die Zukunft vertröstet, ohne daß auch nur eine Hoffnung und Versprechung sich verwirklicht hätte, das erforderte Kraft und ausdauernde Geduld. Zu den inneren Kämpfen, ohne die es in solcher Lage nicht abgehen konnte, und die er mit mannhafter Resignation siegreich bestand, traten jene Störungen seines Lebensmutes, die Folge seiner körperlichen Zustände waren. Ludwig schien den ihn oberflächlich Anblickenden völlig gesund. Doch der schlimme Feind in seinem Blute, der hundert Gestalten und keinen Namen hatte, rastete wohl, aber wich nicht. Magenkrämpfe, hochgradige Nervosität (die er mit Flußbädern und Fußwanderungen energisch bekämpfte), gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herzhätigkeit mahnten den Vorwärtstrebenden auf sich selbst acht zu haben. Er aber meinte gleichmütig, daß wenn ihm nur erst häusliche regelmäßige Pflege zu teil werden könnte, — an der es ihm in seinem Junggesellentum und bei seiner Achtlosigkeit auf äußere Dinge allzusehr gebrach —, so dürfte er seine Gesundheitsumstände nicht für unverbesserlich halten. Seine Lebensweise während der Jahre 1847 und 1848 war wieder die eingezogenste, er verkehrte einzig und allein in der Familie seiner Braut, die er fast täglich nach Tisch zu Spaziergängen abholte; an Schaller gestand er im Brief vom 1. Januar 1848, daß er „ein einsamlich

Leben führe.“ „Ich gehe hier mit keinem Menschen um als mit meinem Schatz, der euch bestens grüßt und seinen Umriß mitsendet, wie ich den meinigen. Sie ist vor der Hand mein Publikum. Es ist außerordentlich, wie die Einsamkeit und das Zusammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieses steigert, ich wünschte nur, ich hätte mit siebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten ist Emilie meine einzige Gesellschaft, und sie kennt diese Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was sie recht schaffen thut. Dazu ist eine so klare Natur einem Kunstmenschen wie ein Zeichen, das im Winter aufgesteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen.“

Kurze Zeit nach diesem Briefe hatte die deutsche Revolution der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Ihre nächste Wirkung auf Otto Ludwig war ein Aufjauchzen der Erlösung und der Hoffnung; in gewaltigen Liedern entströmte sein heißes Gefühl für vaterländische Größe und Ehre, seine tiefste, schmerzlich lechzende Sehnsucht nach der Einheit des deutschen Landes und Volkes dem bewegten Herzen. Seinem überall auf den Kern und das Wesen der Dinge gerichteten Sinne war es anfänglich ganz unfaßbar, daß die Gunst der Stunde unbenutzt verfliegen, daß die ungeheure Bewegung unfruchtbar bleiben, daß eine, was not that und was allein erreichbar gewesen wäre, nicht bringen sollte. Schon noch wenigen Monaten grollte durch seine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zersplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüsten Fasching demokratischen Taumels und in einer Aschermittwoch sinnloser Reaktion enden werde. Er sah in der sächsischen Provinzialstadt, die „beinahe eine Vorstadt von Dresden“ war, genug und nur allzuviel von den platten und häßlichen Ausartungen des

Zeitgeistes und der zwecklosen Massenerregung, er durchlebte ein volles Jahr bitterer Stunden, da er zu den wenigen Klarsehenden gehörte, die schon seit den ersten Sommermonaten nichts mehr für das Gesamt-vaterland hoffen konnten. Er wußte anderseits auch, daß die krampfhafteste Hast, mit der man sich seit 1849 der Wiederherstellung des Alten hingab, nicht das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung sei. Im Oktober 1848 rief er Umbrunn zu: „Wir sind ein halb Jahrhundert älter geworden nach dem Gewicht der Begebenheiten. Der Knäuel ist einmal im Abwickeln begriffen, und noch manches Jahr wird ängstlich lauschen, ob der fallende nun endlich den Boden erreicht hat. Wer es erlebte, von der Höhe der neuen Zeit diesen Kampf mit einem Blick überschauen zu können! Denn Geschichte will wie ein Kunstwerk in ihrer Ganzheit beurteilt sein. — Das Ende ist nicht abzusehen.“ Da er das Ende nicht zu erleben hoffte, hätte er sich gern in künstlerische Arbeit vergraben, wenn die stürmische Zeit nicht auch in die kaum keimenden Saaten seiner persönlichen Erwartungen, in sein stilles Lebensgeschick hereingebrochen wäre. Anfang 1849 meldete er gleichsam achselzuckend an seinen Giesfelder Getreuen: „Es ist mir etwas wunderlich gegangen. Wie du schon weißt, hatt ich gegründete Hoffnung, etwas auf die Dresdner Bühne zu bringen und damit meine dramatische Laufbahn glorios zu eröffnen — als das eintraf, was ich im prophetischen Geiste lange befürchtet hatte, wenn ich zuweilen dachte: sollte mir, da ich fast fertig, diesmal nichts drein kommen? Es kam, und ich hatte wiederum so manchen Tag und so manche Nacht meine ganze Kraft erschöpft, um — einige Buch Makulatur zu machen.“

Unter diesen Umständen trat die Versuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben,“ zum letztenmale an Otto Ludwig heran. Noch einmal spielte er mit

dem Gedanken eine Anstellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwissenschaften, im Meiningischen zu suchen. Ja am 24. Mai 1849 schrieb er gar an Ambrunn: „Es ist eine wunderliche Zeit, für mein Handwerk besonders. Dr. Wehstein, ein Freund von mir, ist nach Syrien ausgewandert, als königlich preussischer Konsul in Damask; er hat mir kurz vor seiner Abreise geschrieben, ich solle ihm folgen, und mancherlei gar nicht zu verachtende Anerbieten gemacht, die redlich gemeint sind. Aber meine Gesundheit müßte zu solchem Unternehmen in anderm Verhältnis stehen, als sie wirklich steht, wenn das Ergreifen dieser Anerbieten kein dummer Streich sein sollte. Damaskus hat ein sehr heißes Klima und brustzerstörende Winde.“ Dann bemerkt er, man müsse die böse Zeit und eine Wiedererhebung der Litteratur und des Theaters abwarten können. „Dazu wäre vielleicht ein Leihbibliothekariat, sozusagen, in Dresden ein passables Plätzchen, wenn es nicht zu teuer, was ich aber nicht glaube. Ich erwarte stündlich die Antwort auf meine Erkundigungen nach Größe, Art, Preis, den übrigen Ausgaben, die die Übersiedlung eines Fremden in ein solch Geschäft in Dresden noch mit sich bringen muß. Es wär ein Auskommen; dazu wohnte man in Dresden; das Theater wackelt freilich, aufhören wird es nicht. — — Die Rauffsumme wird keinesfalls bedeutend sein; im ganzen gehen solche Bibliotheken jetzt um Spottpreise weg. Wieviel würd ich zu diesem Zweck wohl aufbringen können? Ich weiß wohl, es läßt sich auch viel, sehr viel gegen das Projekt sagen. Aber etwas unternehmen muß man nunmehr!“

Die wunderliche Zeit trieb in der That wunderliche Blasen! Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefsinnige Dichter, der strenge Künstler, der an sein eignes wie an andrer Schaffen die höchsten Maßstäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flach-

sten Unterhaltungslitteratur — es wäre eine Ironie der deutschen Litteraturgeschichte mehr gewesen! Zum Glück blieb es ein flüchtiger Plan, der einen unerfreulichen Blick in die tiefe Ratlosigkeit eines großen aber unberühmten Talents thun läßt. Eben in diesen Sommermonaten von 1849 und unter der Nachwirkung der wilden Zeit gelang es Ludwig, für die lang geplante und getragne Waldtragödie eine neue und wirksamere Handlung zu erfinden und die erste Bearbeitung des Trauerspiels „Der Erbförster“ an Eduard Devrient zu senden. Am 1. Juli 1849 war die Handschrift der Schöpfung in den Händen des dramaturgischen Ratgebers, im September nach mancherlei Umarbeitungen die Annahme am Dresdner Hoftheater erfolgt. Offenbar hatte diesmal der Schauspieler, der in der Gestalt des Erbförsters Ulrich eine bedeutende Aufgabe vor sich sah, die Bedenken des Regisseurs und Dramaturgen in engere Schranken gebannt. Wiederum drang Eduard Devrient darauf, daß der Dichter sein Meißner Stilleben verlassen sollte, und mit besser begründeten Hoffnungen als je zuvor folgte Ludwig zum zweitenmale dem an ihn ergehenden Rat und Rufe des hilfreichen Freundes.



Otto Ludwig aus Eislefeld

Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete sich von Dresden aus in litterarischen und litteraturfreundlichen Kreisen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent „Otto Ludwig aus Eislefeld“ demnächst mit einem kraftvollen und höchst eigenthümlichen bürgerlichen Trauerspiel in die Öffentlichkeit treten werde. Hergebrachtermaßen ward der seither unbekannte Poet ohne weiteres ein „junger Dichter“ genannt; widersprach es doch allem in Deutschland gewohnten, daß der Träger eines zum erstenmal auftauchenden Namens ein sechsunddreißigjähriger Mann war. Die wenigen Veröffentlichungen Ludwigs waren unbeachtet geblieben, und fast niemand wußte, welche besondre Entwicklung, welches Ringen in der Stille schon hinter dem Dichter lag, der mit seiner Waldtragödie „Der Erbförster“ als ein neuer Mann auf den großen Markt der deutschen Litteratur trat. Die Mehrzahl aller spätern Urtheile über Otto Ludwig gingen vom „Erbförster“ als seinem „Erstlingswerke“ aus, und die aus der Tiefe einer in sich gesammelten Natur entsprungene, in fortgesetzter künstlerischer Arbeit wie in schweren Seelenkämpfen gefestigte Selbstständigkeit des Dichters galt — seit man glücklich wußte, woher Ludwig komme — als Mitgabe des Thüringer Waldes. Wunderliche Mythen über die bisherigen Erlebnisse und Bildungswege des genialen Autodidakten

beeinträchtigten ebenso wie die Unkenntnis seiner dichterischen Anfänge die klare Einsicht in Ludwigs Entwicklung.

Bleiben doch auch für jeden, der heute teilnehmend Ludwigs Jugendgeschichte begleitet hat und alle Zeugnisse seiner poetischen Stimmungskraft und Bildkraft bis zum Trauerspiel „Der Erbförster“ überblicken kann, noch Rätsel genug, und wäre es auch nur das letzte, nie zu lösende, warum die Natur eine so gewaltige gestaltenschauende Phantasie und die ganze Energie dramatischen Dranges an ein Talent verliehen hatte, das im ersten Vierteljahrhundert seines Lebens mehr ahnte als wußte, was Wesen und Wirkung der Bühne sei, und kaum ein Theater, das diesen Namen verdiente, gesehen hatte. Die Bescheidung, daß es nicht immer und überall gelingt, den zeugenden Kern tiefangelegter künstlerischer Menschen mit Sicherheit zu bestimmen, drängt sich im Falle Ludwigs bald genug auf. Und doch ist es nicht unmöglich, wenigstens einen Teil des innern Werdens unsers Dichters an der Hand seiner Jugendversuche und im Hinblick auf die einwirkenden Lebensmächte und Erlebnisse klar zu erkennen und sich zu verdeutlichen, warum eine Phantasie, übermächtig und überreich wie keine zweite, und eine Natur, die ohne Troß aber in schlichter Festigkeit nur ihrem ureigenen Gesetz lebte, doch lange Jahre bedurften, um den Dichter des „Erbförsters“ zu zeitigen. Gustav Freytag hat in seinem Otto Ludwig geltenden eingehenden und außerordentlichen feinsinnigen Aufsatz ausgesprochen, daß „das Schaffen dieses Dichters wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers war aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig mit Klang und Farbe in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten“ (Freytag, Gesammelte Aufsätze, Band 2, Seite 66), und Heinrich von Treitschke hat in seiner geistvollen und warmherzigen Studie über Lud-

wig diese Meinung noch verschärft, indem er sagt: „Der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein besondres Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstet als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durcheinander lagen, und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte,“ (H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze, 5. Auflage, Band 1, S. 438). Liegt diesen Urteilen der unabwiesbare Eindruck zu Grunde, daß Otto Ludwig stärker und unbedingter unter der Herrschaft einer ganz elementaren Phantasie stand, als die meisten neueren Dichter, daß er die Vorgänge seiner Erfindungen in scharfer Deutlichkeit wie in farbigem Glanze vor Augen sah, daß er nach innerm Muß seine Gestalten mit vollsaftigem warmem, unmittelbarem Leben erfüllte und tränkte, ja daß die Gewalt dieser lebensschaffenden Phantasie sich mächtiger erwies, als seine theoretischen Einsichten und seine überstrenge künstlerische Selbstzucht, so lassen beide Aussprüche doch die Verschiedenheit der Zeiten und die besten Resultate von Ludwigs Entwicklung zu sehr außer Augen. Der Thüringer hatte allerdings mit dem Waldhauch seiner Berge und mit allen frühen Eindrücken seinen reichgemessenen Anteil am epischen Phantasieleben seines Stammes erhalten, doch der Kraft und Lust, die sich am bunten Reichthum des Lebens genügen läßt, war von Jugend auf eine besondre, ganz persönliche Kraft gepaart, die zugleich in die Tiefen des Lebens strebte und diese Tiefen in Gestalten und Handlungen voll dramatischer Spannung und Stärke zu offenbaren trachtete. Das Vorhandensein dieser Kraft und die Ahnung, daß ihm jeder Boden für ihre Schulung und Bethätigung fehlte, hatte Ludwig von dem geraden vorwärtsweisenden Zug der dramatischen Poesie,

der schon in den Dichtungen seiner Gislelder Singspiele, in den ältesten rohen Skizzen zur „Agnes Bernauer“ und zum „Burgund“ oder „Edart“ unverkennbar ist, immer wieder abgelenkt, hatte immer neue Pläne zu erzählenden Dichtungen und Prosaerzählungen aller Art gezeitigt, bis sich dann nach jeder Unterbrechung und Pause der Drang zu dramatischer Gestaltung unwiderstehlich wieder geltend machte. Ohne Anschauung eines größeren Theaters, lebendiger und bedeutender Wirkungen der Oper wie des Schauspiels war ihm die zu frischem Wagnis anregende Wechselwirkung mit der Bühne, wie sie Lessing und Schiller in der Jugend zu theil geworden war, wie sie vollends alle englischen Poeten des Zeitalters der Elisabeth erfahren hatten, allzulange versagt geblieben. Wenn Ludwig im Jahre 1848 gegen seinen alten Ambrunn bemerkte, „es hat den Teufel, in solchem kleinen Ländchen geboren zu sein,“ so war dies ebenso sehr, ja mehr ein Stoßseufzer des Künstlers als des Politikers. Die mannichfachen Irrtümer über die besten Wege zu einem früh ins Auge gefaßten Ziel, die hemmenden und verzehrenden Zweifel an sich selbst, die abnormen Vorstellungen von einem reinsten und höchsten poetischen Wirken in der Abgeschiedenheit eines Dorfschulhauses hatten einen Teil ihrer Wurzeln in den eng begrenzten und doch romantisch eigentümlichen Lebensverhältnissen, in denen der Dichter empor gewachsen war, einen andern Teil im Gefühl berechtigter, unüberwindbarer Gegnerschaft zur „praktischen“ Kunst des Tages, zu den Typen neuerer dramatischer Poesie, die er vorfand, als er in Leipzig und Dresden dem Theater näher trat. Es war und blieb ihm gewiß, daß das echte Drama echteres und volleres Leben fordere, als er in den meisten dramatischen Versuchen der Gegenwart wahrnehmen konnte, er befestigte sich mit jedem eignen Anlauf tiefer in der Überzeugung, daß weder

die geschickte Architektur eines Werkes, die französische Kunst leblosen Szenenbaues und unwahrer Szenensteigerung, noch die Durchgeistigung des Schauspieles mit Tendenzen, mit Zeitgefinnungen und allgemeinen Gedanken dem Wert und der Wirkung ganzen und warmen Lebens gleichkomme. Auch in den ersten vierziger Jahren, wo neben Shakspeare und Lessing die Romantiker noch starken Einfluß auf ihn hatten, wie die ältern Bernauerbearbeitungen, wie das Lustspiel „Hanns Frei“ und noch spät „Das Fräulein von Scuderi“ bezeugen, wo er noch keineswegs ein „Realist“ geheißen werden durfte, gebrach es keiner seiner Jugendschöpfungen an Realität, an einer Fülle unmittelbarster Wirklichkeit und warmer Lebensempfindung. Obschon Ludwig nicht sowohl von der Musik her (denn die Poesie war das erste und letzte in ihm) als vielmehr über die Brücke der Musik hinweg zur „Litteratur“ kam, und darin den Musiker nicht verleugnete, daß es ihm wichtig und unerläßlich blieb, jede seiner Erfindungen in eine durchklingende Grundstimmung gleichsam einzutauchen, so hatte doch sein Gestaltungstrieb sehr früh die Versuchung zum lyrischen Drama überwunden. Die Fragmente und Entwürfe einiger unvollendeten Operndichtungen, ein lyrisches Drama „Libussa“ aus der Mitte der dreißiger Jahre lassen erkennen, daß diese Versuchung an ihn herangetreten, aber vor dem stärkern Drang, Gestalten zu schaffen, vor der plastischen Deutlichkeit und innern Lebendigkeit dieser Gestalten rasch gewichen war. Von der ersten Ausführung des „Engels von Augsburg“ bis zur endgültigen Gestaltung des „Erbförsters“ ließen sich in dem, was er „sein Handwerk“ nannte, in der dramatischen Praxis Ludwigs Vor- und Rückschritte wahrnehmen, was bei den widerspruchsvollen Forderungen der „praktischen Bühne“ unvermeidlich war. — Aber sieghaft, im beständigen Wachsen blieben sein Bedürfnis,

sein inneres Muß, alle Schöpfungen mit dem warmen Odem der Wirklichkeit zu durchhauchen, der lebendigen Natur ihre geheimsten Zauber abzugewinnen und sie in seine Gestalten zu bannen. So mächtig war dies Bedürfnis, daß er darüber die Gefahr, vom Andrang wahrer und gelebter Einzelheiten überwältigt zu werden, sich an die Wiedergabe einer freilich unerschöpflichen Lebensfülle zu verlieren, gering anschlug. Unverkennbar bestand zwischen dem Grundtrieb seines persönlichen Lebens und dem seiner poetischen Natur eine nahe Verwandtschaft. Wie Ludwig gegenüber der zerstreuenen Hast der modernen Weltbewegung das Bedürfnis der innern Sammlung so über alles hinausstellte, daß er dadurch der Isolierung anheimfiel, so zwang es ihn sowohl der zur mechanischen Eintönigkeit gewordenen theatralischen Komponier- und Szeniekunst, als der rednerischen Geistreichigkeit die Gewalt unmittelbaren Lebens entgegenzusetzen, auch wenn die „Technik des Dramas“ darunter leiden mußte.

Während Ludwig solchergestalt auf Wegen die von der ausgefahrenen und vielbetretenen Heerstraße der Tageslitteratur weit wegführten, den freien und überzeugenden Ausdruck seiner poetischen Individualität suchte, hatte sich im Kampfe mit widerstrebenden Verhältnissen und der vorherrschenden Zeitbildung seine Welt- und Kunstanschauung voll entfaltet. War er zur stillen Beschaulichkeit des Idylls gleichsam erzogen worden, blieb die möglichste Ruhe, das beschränkteste Gleichmaß des äußern Daseins ein Verlangen seiner nie zur vollen leiblichen Gesundheit erstarkenden Natur, so hatten sein geistiger Blick und sein poetischer Drang jede Enge der Sinnesweise, jede kümmerliche und kleinliche Auffassung des Lebens früh überflogen. Der weltumspannenden Weite seiner Einbildungskraft, die in seinen zahlreichen dramatischen Plänen und Anfängen sichtbar wird, paarte sich allerdings im Einklang mit der

subjektiven Natur des Dichters ein unüberwindlichen Mißtrauen gegen den Schein der Dinge, ihm fielen das große und das schlichte Geldentum unbedingt is eins zusammen, aber in Ludwigs Auffassung unscheinbaren gleichwohl echten Lebens, in seiner Vertiefung der einfachen ungetheilten Empfindung, in seiner Bevorzugung lautloser vor der lauten Opferfähigkeit lag ein Zug zur Größe. Daß dieser Zug zur Einseitigkeit führen könnte, wußte der Dichter recht wohl, mußte sich indes angesichts der Tendenzpoesie der vierziger Jahre, ihrer Überhizung, ihrer Lüge zur entschiednen Geltendmachung seiner innersten Empfindung, seiner Lebenswahrheit gedrungen und gestimmt fühlen. Je näher er der herrschenden Litteratur ins Auge sah, um so entschiedner stieß ihn die von der Natur losgelöste Willkür, der Mangel an schöpferischer Lust, der immer stärkere Widerspruch eines anspruchsvollen Pathos mit seelen- und lebenslosen Scheingestalten und schließlich die politische Frivolität ab. Ein Brief den er Anfang 1848 an Karl Schaller schrieb, drückt es deutlich und kräftig aus, wie ihm bei alledem zu Mut war:

„Preise dich glücklich, daß du die gerühmte neue Litteratur nicht in der Nähe siehst, ihr Charakter ist Charakterlosigkeit. Man hat auch einen Namen gefunden, die Sache zu beschönigen; darin ist unsre Zeit ohne Widerspruch groß. Sonst regelte man sein Handeln, Wünschen u. s. w. nach den Gesetzen der Vernunft; heutzutage schmiedet man die Grundsätze nach seiner Bequemlichkeit um, wir wollen totale Freiheit und mißbrauchen das Wenige, was wir davon haben; ob wir dadurch dokumentieren, daß wir verdienen, frei zu sein? Ein Mensch, den man sonst charakterlos, gefinnungslos genannt hätte, der heißt heutzutage ein „Talent.“ Dadurch, daß man dem Dinge einen Namen gegeben hat, hat man ausgesprochen, daß ein Mensch eben keines Charakters bedürfe. Wer die

wahre Freiheit sucht, müßte doch zuerst darauf hinwirken, sich selbst frei zu machen, d. h. sein Leben zum vollsten Ausdruck der Gesetzmäßigkeit zu machen. Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten sollen, denen gleicht, die sich das Ansehen geben, sie uns zu verschaffen, so möcht ich meinem Vaterunser noch eine achte Bitte hinzufügen: „und behüte uns vor der Freiheit.“ Wiemohl ich, wie du weißt, nichts andächtiger verehere, als die wahre Freiheit. — Betrachte einmal das junge Deutschland, welches jetzt die Krone deutscher Litteratur repräsentiert. Sie fingen im Politischen an, warfen mit Wolfgang Menzel im Bunde Goethe aus der Litteraturgeschichte hinaus, das will sagen: sie wollten; darauf sattelten sie plötzlich um, bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den sie erst verfolgt, sie denunzierten nun den Menzel wie vorher den Goethe, und zwar um des Verbrechens willen, welches sie selbst mit begangen. — — — Eine litterarische Verbindung, ich will sie die Jungböhmern nennen, arbeiten daran, in dem eigentlichen Böhmen einen Deutschenhaß zu improvisieren. Einen davon kenne ich selbst; ein wohlgenährter gehäbiger Jüngling und dazu selbst ein Deutschböhme. Diesen fragt man, wozu der Haß doch eigentlich dienen sollte, er sagt: die Nationalböhmern liegen im Schläfe, sie müssen aufgeregt werden, und dies zu bewerkstelligen ist das nächste Mittel, den alten historischen Deutschenhaß wieder in ihnen zu erwecken. — — — Ist es nun, nachsichtigst beurteilt, nicht eine wahre Gewissenlosigkeit, diese Haßerregung? Welches Unglück von Millionen kann die Folge sein von diesem Unternehmen, welches die Unternehmer selbst nur aus Langerweile und um einen Namen zu erwerben beginnen! — — Wie kommt dieses Unheil in die Poesie und Litteratur? Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meisten heutigen Poeten sind keine gebornen; es sind geborne

Politiker, Volksredner, Glücksritter, die sich der Sprache, die wahre Dichter einst so kultiviert, daß sie, wie Schiller sagt, selbst dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderstürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend sich und andre mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. — Die Litteratur ist wirklich ein Markt geworden. Und es macht sich nur komisch, wenn unsre Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutage, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Diese Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die jetzt alle „in Liberalismus“ machen; dieser Liberalismus ist eine Ware. Und das Publikum? — Teils lassen sie sich durch diese Komödianterei blenden (die etwas Unsittliches hat, wenn sie nicht durch und durch unsittlich ist), teils denken die Leute heutzutage von der Litteratur eben wie von ihren eignen Geschäften, und warum sollten die Poeten nicht machen wie sie selbst? Wenn man sein Fabrikat nicht macht, wies die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas ist doch gegen unsre deutschen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angiebt, wie viel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Industrie seine Göttin ist. Der Deutsche ist nicht naiv genug seine Erbarmlichkeit selbst einzugestehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Mensch daran glauben sollte. Und das soll eine Zeit des Fortschrittes sein? Warum nicht. Im Worte Fortschritt liegt's nicht, daß man gerade die Richtung zum Bessern eingeschlagen haben muß. Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes.“

Es hätte der Wehen und Stürme der Revolution kaum bedurft, um Ludwig in seiner zum Abscheu gesteigerten Abneigung gegen die Hohlheit der Tendenzlitteratur zu bestärken. Daß er der politischen Lyrik, wo sie echte Leidenschaft, tiefes, vaterländisches Gefühl atmete, das Lebensrecht nicht absprach, bewiesen seine eignen Gedichte aus dem Jahre 1848, die sich den funkelndsten Perlen der deutschen politischen Lyrik anreihen. Was er mit wachsender Überzeugung befehdete und zu überwinden trachtete, war die flache Vermessenheit, mit der man die Dichtung ihres natürlichen Bodens, ihrer Wurzeln beraubte und für alle erdenklichen, außerhalb der Kunst liegenden Zwecke die Formen der Kunst mißbrauchte. Freilich wußte Ludwig gut genug, daß es sich hier nur um einen Schein handle, daß diese zeitgemäßen Schauspiele eben keine Dramen, diese Tendenzromane keine Romane seien, aber er wußte auch, daß das Publikum im ganzen am Schein hing und den Unterschied nicht erkannte.

Erhebung, Enttäuschung und jeder Eindruck der Jahre 1848 und 1849 aber hatten entscheidend auf Ludwigs Lebensauffassung, sein sittliches Gefühl, seine dichterischen Vorsätze eingewirkt. Der herbe Schmerz um die deutsche Zerrissenheit, dem sich ein wehmütiges Erstaunen über die sinnlose Vergeudung von Kraft und guten Willen, ein bitterer Zorn über die ungesunde und unselige Zerrüttung in Geistern und Gemütern paarte, zwang den Dichter zu tiefster Einker in sich selbst. Ihm wars, als ob die Zeit und alles, was er um sich sah und erlebte, ihn zur Zusammenfassung aller Kräfte mahnten. Das dunkle Gefühl eines Gegensatzes seiner männlich ernstern, tief ethischen Natur nicht nur zur eiteln Frivolität des Tages, sondern auch zu der Anschauung, die die Welt des Schönen von der Welt der Wirklichkeit trennte, des Gegensatzes zum Prinzip des Weiblichen in Leben und Kunst, das er seit manchem Jahr

in sich trug, ward jetzt durch Erlebnisse und Nachdenken genährt, nahm mehr und mehr von seinem ganzen Wesen Besitz und entschied über Richtung und Ziel seiner Bestrebungen. Selbst in der Dichtung Goethes und Schillers empfand er nicht mehr die erlösende Kraft, die alle Gebildeten des deutschen Volkes aus den Fesseln dürstiger, enger und zumeist unwürdiger Lebenszustände befreit, ihnen Mut der eignen Empfindung und freudigen Schwung gegeben hatte, sondern grollte mit der weiblichen Weichheit unsrer klassischen Kunst, gab der „nicht sowohl Idealisierung als Sentimentalisierung der Geschichte“ schuld, daß wir „uns in ein wirklich politisches Leben nicht zu finden wissen.“ Die „unnatürliche Scheidung, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in das Leben gebracht, indem sie das Ästhetische, das Schöne vom Guten und Wahren trennten und aus der Poesie eine Fata Morgana machten, eine geträumte Insel voll Traumes, die den Menschen, der sie sieht, mit der wirklichen Welt (der sie die Poesie entzogen, um sie dorthin zu bannen!), mit der Welt und sich selbst entzweit und ihm mit dem Heimatgefühl in dieser zugleich die Thatkraft raubt, die unnatürliche Scheidung, die unsrer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verständniß Shakespeares überwunden, und mein ganzes Streben ist, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andre Kranke zu übertragen.“ Kein Zweifel, daß Ludwig hier mit der Einseitigkeit des schaffenden Künstlers, der ein vollberechtigtes Neues erkannt hat und will, auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zurücksah, kein Zweifel, daß er von der Schuld kleiner Nachahmer und verworrenen Epigonen den herrlichen Meistern einen viel zu großen Theil zuwälzte, aber ebensowenig läßt sich zweifeln, daß er aus dem tiefsten Verlangen seiner schöpferischen Natur

wie seiner ethischen Überzeugung heraus und mit reiner opferwilliger Seele den Kampf aufnahm. Sein Wirklichkeitsdrang, sein sittlicher Ernst blieben mit dem glühenden Leben der Einbildungskraft, dem feinen Verständnis der menschlichen Leidenschaften im Gleichgewicht; seine strenge Wahrhaftigkeit besiegte die Gefahren, die ihm aus der gewaltigen Kraft seiner Situationsdarstellung erwachsen konnten. Jene Geistreichigkeit, die den Boden des Gewissens und der Charakterwürde unter den Füßen verloren hatte, galt ihm nichts. Er war weit entfernt davon, der Poesie einen nüchtern nützlichen Dienst im Gefolge der Moral oder des praktischen Bedürfnisses anzumuten, er unterschied sich durch die poetische Mitempfindung der Leidenschaft, das innere Miterleben aller menschlichen Gefühle wie durch die Kraft seiner Phantasie und seines Gestaltungsvermögens weit von den fahlen und schalen Moralpredigern, die im Grunde auch nur Tendenzschriftsteller sind. Er selbst erkannte damals einen verwandten Zug zu Jeremias Gotthelf (Albert Bihius) in sich, aber seine gewissenhafte Reinheit, seine tiefe Welterkenntnis hatte im Grunde mit der polternden Kanzelderbheit des wackern und kräftigen Pfarrherrn von Lützelsflüh nur wenig gemeinsam; er schätzte an dem schweizerischen Erzähler einen Wirklichkeitsinn und den Blick für verborgne Züge der Natur, die er selbst in erhöhtem Maße besaß. Alles in allem: Otto Ludwig vergaß niemals, daß der Dichter frei über die ganze Breite und Tiefe der Welt schaltet, daß in seiner Darstellung alle Erscheinungen ihr Lebensrecht haben, aber ein starkes Gefühl, daß er verantwortlich sei und bleibe für das Licht, das aus seiner Seele auf die Erscheinungen fällt, war in ihm erwacht und pulste fortan hörbar durch seine Schöpfungen hindurch.

Beim Vergleich der verschiedenen Umgestaltungen und Bearbeitungen, die der Plan zum Drama „Die

„Wildschützen“ oder „Wilm Berndt“ zwischen 1846 und 1849 erfuhr, mit der ersten Niederschrift des Trauerspiels „Der Erbförster“ zeigt sich sehr deutlich, wie ohne jede Verkümmernng des dichterischen Wachses der rein poetischen Eigenschaften, ja im Wachsen dieser der ethische Grundzug in Ludwigs Individualität und Lebensanschauung beständig stärker wurde. Von Haus aus war die Gewalt und Eigenart der Stimmung, die uns in und aus dieser bürgerlichen Tragödie ergreift, schon vorhanden, mit Recht durfte Ludwig (am 27. Juli 1847) an Ed. Devrient schreiben: „Der Berndt und sein Mädchen sollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohlthun. Das Heimlichste des Zusammenlebens, das Ergreifendste, was Geschick und Leidenschaft weben können. Und dem Ganzen über die Schulter sehend der grüne rauschende Wald.“ Mit der Charakteristik, der größern Plastik aller Gestalten, namentlich aber der des Erbförsters gewann auch der ethische Gehalt der Schöpfung; als Ed. Devrient am 1. Juli 1849 an Ludwig schrieb: „Wenn ich an die erste Form zurückdenke, in der ich den Hauptcharakter kennen lernte, bin ich erstaunt und erfreut über die große Gewandtheit und Erfindungskraft, welche Sie in der Umbildung und Sammlung des Stoffes gezeigt haben,“ hätte er hinzufügen dürfen, daß die Handlung, wie äußerlich bewegt sie auch jetzt noch sei, in eben dem Maße an Klarheit und Verinnerlichung gewonnen habe, als die Hauptgestalt zum Typus des Gemüths- und Instinktmenschen ward, der sich äußerlich bis zur abstoßenden Starrheit verhärtet, aber innerlich die verderblichste Empfindlichkeit und weichste Reizbarkeit bewahrt. In diesem Typus wiederum erkannte Ludwig im Sturmjahre 1848 einen scharfen Spiegel des eignen von unbewußten zerstörenden Leidenschaften bewegten Volkes, und je individueller er die Gestalt belebte, um so höher wuchs ihre Allgemeinbe-

deutung. Indem aus dem ursprünglichen Gemeindebrauer Wilm Berndt von Rodenwalde der Erbsförster Christian Ulrich herauswuchs, wandelte sich mit dem Charakter des Helden auch die ganze Atmosphäre der Tragödie. Der dünnkelvolle Reichthaber Wilm Berndt, dem der Ohm seiner Frau mit einigem Recht ins Gesicht schleudern durfte: „Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug, was ist das weiter? Um Brot arbeitet so einer nicht. Aber prozessieren muß er doch! Was geht euch Weib und Kind an? Das Recht ist euer Weib und Kind; das Recht, das heißt euer Eigensinn! Euer Eigensinn ist euer Weib und Kind!“ bildete sich in der Phantasie und dem tiefsten Gemüt des Dichters zu einer Gestalt um, an der sich wärmster, innerer Anteil nehmen ließ und zeigt so die durchaus verschiednen Stufen der Entwicklung, auf denen der Dichter 1846 und 1849 stand.

Die gewisse Annahme seines bürgerlichen Trauerspiels „Der Erbsförster“ am Dresdner Hoftheater brachte einen entscheidenden Umschwung in Otto Ludwigs persönlichen Verhältnissen hervor und entriß ihn — zur Genugthuung des treuen Ratgebers Eduard Devrient — der Einsamkeit, in die er sich abermals tief eingesponnen hatte. Im September 1849 siedelte Ludwig wiederum nach Dresden über, wo er in einem bescheidenen noch bestehenden Gasthof, dem „Trompeterschlößchen“ am Dippoldiswalder Platz, Quartier nahm. Die Thatsache, daß die angesehene Hofbühne ein größeres Werk des seither ungenannten Dichters unter Einsatz ihrer besten Kräfte zur Darstellung zu bringen beabsichtigte, genügte, um die wahre Teilnahme und die flüchtige Neugier der kunstsinigen und theaterliebenden Kreise Dresdens auf den Neuankömmling zu lenken. Der Winter von 1849 auf 1850 führte Ludwig mit einer stattlichen Reihe von Persönlichkeiten zusammen, davon wenigstens einige mit ihm in dauernder

und förderlicher Verbindung blieben. Eduard Devrient zeigte sich unermüdblich wie in Empfehlung des neuen Dramas so auch in der Vermittlung neuer Beziehungen. Und der Dichter selbst fühlte, daß er sich einem lebhaften Verkehr mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden nicht ferner entziehen dürfe. Die tagebuchartigen kurzen Aufzeichnungen in seinem Hauskalender von 1850 gewähren ein farbiges und deutliches Bild seines Dresdner Lebens unmittelbar vor und alsbald nach der Aufführung seines „Erbförsters.“ Auch in den Briefen an seine Braut hat Ludwig neben aller Sehnsucht nach dem Meißner Idyll von erfreulichen Begegnungen und Aussichten zu berichten. Am 17. Januar lernte er an einem Tage Gustav Freytag und Berthold Auerbach kennen und berichtete darüber (an Emilie Winkler, Dresden, 14. Januar 1850): „Ich war im Begriff, von Devrient aufzubrechen, als plötzlich Freytag in einem Fiakerschlitten ankam. Wir wurden einander vorgestellt. Freytag wußte schon manches von mir, Devrient hatte ihm öfter von mir geschrieben. Es war nicht viel Zeit zu verlieren, Freytag, der noch zu Auerbach wollte, fuhr wieder ab; Devrient und ich machten uns zu Fuße nach dem Theater auf. Unterwegs merkte ich, daß ich keine Brille bei mir hatte, und kehrte um. Wie ich diese geholt hatte und in das Theater kam, Parterreloge 9, fand ich Freytag schon drinnen vor. Nicht lange darauf kam auch Auerbach. Freytag sagte ihm, wer ich sei, und wir stellten uns nun selbst einander vor. Auerbach erzählte mir, er habe ein Stück, welches aber des Stoffes wegen nicht auf die Bretter kommen werde. Daß er das auf den Stoff schob, verdanke ich ihm nicht, wiewohl ich weiß, daß Devrient und Freytag mit der Form desselben unzufrieden sind. Als berühmter Mann kann er einem, den er zum erstenmal sieht, nicht ein solch Geständnis machen. Wenn die beiden mit einander sprachen, war mirs, als sähe ich Klaus und

Klajus aus meinem Schulmeisterleben. Frentag lang, schmal, blond, dagegen Klaus, wollte sagen Auerbach klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig. Der erste ist ein Schlesier, dem harten Dialekt nach, der andre schien mir ein Wiener, bis mir einfiel, daß er ja vom Schwarzwald stamme. Devrient hörte die zwei ersten Aufzüge (von Frentags Schauspiel „Graf Waldemar“) in unsrer Loge mit an, dann ging er heim seines Katarrhs zu warten, weil er, wie er zu Frentag sagte, seine Stimme mir schuldig sei. Wir sprachen nur von ihm, und zwar alle in demselben Geiste; er ist auch eine feltne Erscheinung in unsrer frivolten Welt: durch und durch brav, edel, wahr und im edelsten Sinne fromm. — Mit uns war noch eine Dame in unsrer Loge, die bald aus unsern Gesprächen erriet, daß der Dichter des Stückes zugegen. Auch Bürrck, der Bayer Mann, kam zu uns, er war langweilig und trocken gegen die beiden andern gehalten. Wie das Stück zu Ende, und wir der Dame Raum zum Gehen gaben, reichte sie Frentag die Hand, in dem sie sagte: „So danken wir bei uns in Ungarn.“ Was uns alle freute. Die etwas zusammengefunktne Gestalt des sonst so frischen und humoristischen Frentag beim Anhören seines Stückes und Auerbachs gutmütiges so zusagen tröstendes Zucken bei besonders gelungenen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeisterleben, wo Klajus verzweifelt an der Wirklichkeit und Klaus ihn aufrecht erhalten will.“

Nicht jeder Tag konnte Ludwig Bekanntschaften so bedeutsamer Art wie die mit den beiden hervorragenden Schriftstellern bringen, aber doch waren die Monate, in denen der „Erbförster“ vorbereitet und endlich einstudiert, auch das Bühnenmanuskript gedruckt wurde, reich an ungewohnten Abwechslungen und neuen Eindrücken. Er besuchte häufiger als je zuvor das Theater, er ließ

den Meyerbeerschen „Propheten“ — die große „Sensation“ jener Tage — an sich vorüberrauschen, er hörte mit seiner von Meissen herübergekommenen Braut am 13. Februar ein großes Konzert im Hoftheater und entzückte sich in diesem zum erstenmale an Franz Schuberts verschwenderisch reicher E-dur-Symphonie; er aßte, den kühnen (bald wieder fallen gelassenen) Plan seine alten Novellen in zwei Bänden herauszugeben er lernte bei Devrient den Maler Pecht kennen und suchte seine alten Künstlerfreunde Ludwig Richter, Ohme und Langer auf, er sah in seinem bescheidenen Zimmer im Trompeterschlößchen jezt jeden Tag neue Gesichter und fand sich auf einmal und noch bevor der „Erbförster“ eine Wirkung gethan hatte, als den Mittelpunkt eines kleinen Kreises jüngerer Männer voll Talent und Enthusiasmus. Von allen, die ihm damals in den ersten Zeiten begegneten, in denen der Name „Otto Ludwig aus Gissfeld“ in weitere Kreise hinausklang, haben nur wenige die bedeutenden Eindrücke, die sie von der eigenthümlichen großgearteten Natur des Dichters empfangen, einer spätern Aufzeichnung für wert gehalten. Ein erfreuliches Zeugnis von der tiefen Wirkung der Persönlichkeit Ludwigs ist in den schlichten und kurzen Erinnerungen eines hochstehenden evangelischen Geistlichen, des gegenwärtigen Oberhofpredigers und Oberkonsistorialpräsidenten Dr. E. J. Meier erhalten, der damals Kandidat des Predigtamts war und zu Ludwig in nähere Beziehungen trat. Dr. Meier erzählt:

„Otto Ludwig gehört zu den edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt, und ich werde nie den Zauber vergessen, mit dem mich, den jungen Theologen, im vollen Drang der jugendlichen Entwicklung, seine Gestalt ergriffen, als ich (durch meinen unvergeßlichen Freund Heydrich ihm empfohlen) ihm zuerst nahe trat, und er mich im Trompeter-

schlößchen in seiner bescheidenen Dichterherberge empfing. So sehr mich die hohe geistige Überlegenheit des Mannes, die aus seinen Augen bligte und aus seinen Worten strahlte, mit ehrerbietiger Scheu erfüllte, so ungemein zog mich seine schlichte Einfachheit mit dem Stempel der wahren Größe eines echten poetischen Genius und seine herzgewinnende Milde an, die aus dem Ton seiner Stimme so überaus wohlthuend sprach. In ihm waren Dichter und Mensch in seltner Weise vereint. Mit glücklich divinatorischem Blick erfaßte er die Idee einer jeden Sache in ihrem innersten Kern und schaute alle Dinge mit poetischem Auge an, auch das scheinbar Unbedeutende und Zufällige wußte er in einen höhern Zusammenhang zu rücken und es oft überraschend in einem neuen Lichte zu zeigen, nicht minder aber war er als ein echter Dichter eine kindliche Natur. In keinem Menschen habe ich wieder so, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenschaften vereinigt gesehen, einerseits den schärfsten kritischen Verstand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektischen Spiel unerbittlich die Konsequenzen eines Gedankens bis aufs äußerste verfolgte, und in der er nicht selten fast grausam seine eignen Schöpfungen zersekte, anderseits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutschen Gemüthes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. Durch seine Welt- und Lebensanschauung ging ein stark deterministischer Zug, und doch war er vollkommen frei von dem Schatten des Determinismus, von einem weltchmerzlichen Pessimismus, so nahe die Versuchung dazu bei seinem langen und schweren Leiden lag; seine kerngesunde, kräftige Thüringer Natur schützte ihn davor und bewahrte ihm die dankbare Freude an jeder edeln, menschlichen Interesses würdigen Erscheinung. Einen so durchdringend scharfen und sichern Blick er für die Thorheiten und Verirrungen im menschlichen Leben hatte, und so

meisterhaft er es verstand, sie bis ins kleinste Detail hinein mit mikroskopischer Genauigkeit zu zeichnen, so war doch sein Urteil frei von aller verletzenden Satire; die Schärfe seines Blicks wie seines Urteils war mit dem lebenswürdigsten Wohlwollen und edler Milde vereint, die auch die Schwächen der Menschen freundlich zu deuten wußte. Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widersprüche in der Welt und im Menschen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer spekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menschlichen Lebens, aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Christ. Wie in allen Stücken war er auch in religiöser Beziehung eine Thüringer Natur mit einem kräftig protestantischen Bewußtsein, mit tiefer und lebhafter Freude an seinem größten Landsmann Dr. Luther und dessen männlicher, kerngesunder Frömmigkeit. Noch sehe ich sein Auge leuchten, wenn er von ihm sprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakespeare, als dem im eminentesten Sinne protestantischen Dichter.

Um einiger charakteristischen Äußerungen Ludwigs zu gedenken, so beschränke ich mich aus der reichen Fülle derselben auf einzelne mir persönlich am nächsten liegende. Als ich ihm auf seinen Wunsch meine erste Kandidatenpredigt vorlas über die merkwürdige Stelle im Ev. Joh. 2, 23 bis 25, verbreitete er sich über den eigentümlich „gebildeten“ Stil, in welchem der Verfasser das vierte Evangelium geschrieben habe und der einen hohen Geist verrate; außerdem stimmte er lebhaft dem in der Predigt ausgeführten Gedanken zu, daß gegenüber Christus und seiner völlig einzigartigen Erscheinung niemand neutral bleiben könne; darin liege seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine Erhabenheit über alle Heroen der Geschichte. Als ein-

mal vom Kirchengehen die Rede war, meinte er, daß er bei heiterm Himmel nie gern zur Kirche gegangen sei, zu rechter Andacht in der Kirche gehöre ihm ein bedeckter Himmel, in die dunkle Welt hinein müsse das göttliche Licht leuchten. Daß der Geistliche jeden Sonntag zu predigen habe, hielt er für eine zu große Aufgabe; der Geistliche solle nach der eigentlichen, tiefen Auffassung seines Berufs ein Prophet sein und als ein Prophet zum Volke reden, was er unmöglich alle Sonntage könne. Am liebsten dachte er sich einen Geistlichen betagt, mit weißem Haar, mit dem Gepräge eines der Wege Gottes kundigen, aus dem Schatz reicher Erfahrung heraus redenden Weisen, hierin übereinstimmend mit Fritz Reuter, der gelegentlich einmal ausspricht, daß keinem Stande des Altwerden so gut stehe, als dem geistlichen Stande. Nach einer Himmelfahrtspredigt sprach er einmal ergreifend schön von dem tiefen Ernste des Gedankens, daß der Mensch sein eignes Schicksal, Himmel und Hölle in seiner Brust trage. Als ein weiser Mentor warnte er vor geheimen unüberwundenen Zweifeln, durch deren in ernstem Kampfe gewonnene Überwindung die echte Frömmigkeit nur erstarke. Wiederholt sprach er von der Schwierigkeit, mit welcher der Redner wie der Dichter zu ringen habe, den innersten Gedanken und Empfindungen entsprechenden Ausdruck und Gestalt zu geben. Wenn man nur, pflegte er zu sagen, alles, was man drinnen hat, so aus dem Kopfe und aus dem Herzen heraus dem andern in seinen Kopf und in sein Herz hineingeben könnte, wie man's drinnen hat!

Als ich noch im Flügelkleide des jungen Theologen einhergehend in das erste geistliche Amt eintrat, begleitete er mich in dasselbe mit dem für ihn, den Realisten, charakteristischen Wunsch und der Hoffnung, daß ich ein rechter Arbeiter im Weinberge des Herrn sein werde, insonderheit in dem Sinne, daß ich

auch nach Winzerart die saure Mühle nicht scheue, die Reben vom Ungeziefer zu säubern.

Über sein Leiden sprach er in späterer Zeit wohl wiederholt, aber nie mit einem bitteren Wort, auch als es immer stärker wurde und ihn, wie er wohl scherzend äußerte, zu einem fixsternartigen Dasein verurteilte. Bewundernswert war der Gleichmut, die männliche Ergebenheit, mit der er sein Leiden trug, und die nicht selten von einem Anflug jenes echten Humors begleitet war, hinter dem der tiefe Ernst steht. Das Andenken des hochbegabten Dichters und wahrhaft edeln Menschen wird nie in mir verbleichen, und ich werde es immer als ein günstiges Geschick preisen, mit ihm, der mir ein wohlwollender, väterlicher Freund geworden und geblieben war, in Berührung gekommen zu sein."

Während sich um den aus langer Abgeschiedenheit plötzlich Aufgetauchten das Leben bunter und bewegter zeigte, blieben ihm die kleinen Leiden des angehenden Dramatikers nicht erspart. Die ursprünglich auf den 29. Januar 1850 angesetzte erste Aufführung des „Erbförsters“ verschob sich von Woche zu Woche, als Ludwig am 10. Februar mit Devrient zur Probe kam, brachte der Regisseur Dittmarsch die Nachricht, daß Frau Bayer-Büsch, die Darstellerin der Försterstochter Marie, plötzlich erkrankt sei, erst am 2. März konnte die Einstudierung ernstlich wieder in Angriff genommen werden. Ludwig erlebte natürlich dabei alle Greuel einer deutschen Theaterprobe, bei der keiner gelernt hat, er trug nur lakonisch in seinem Hauskalender ein: „Ging nicht sonderlich“; Ed. Devrient aber, den die Schweigsamkeit des Dichters ein wenig zur Verzweiflung brachte, bemerkte in seinem Tagebuch unter dem 2. März 1850: „Probe des Erbförster. Ging sehr schlecht, niemand that seine Schuldigkeit, alle waren in den Rollen unsicher, die Verabredungen waren vergessen. Ludwig war gegenwärtig, er wünschte ein rascheres Zusammen-

spiel wie in der Natur; weiter war nichts aus ihm herauszubringen.." —

Am 4. März fand die erste Aufführung statt, am 7. und am 20. des gleichen Monats erfolgten Wiederholungen, die letztere schon vor leerem Hause, beide aber mit steigendem Beifall. Der Gesamteindruck war ein schwer zu beschreibender. Kein Zuschauer und Hörer vermochte gleichgiltig und anteillos zu bleiben, atemlos lauschte man der Entwicklung, erschreckt und erschüttert beugte man sich unter der Wucht der Katastrophe. Doch je willenloser man sich der Gewalt der Dichtung gegenüber im Augenblicke gefühlt hatte, um so stärker opponierte man nachträglich und in der Erinnerung dem „grausigen“ Trauerspiel. Wie man im vorigen Jahrhundert zu „Othello“ und „König Lear“ andre versöhnliche Schlüsse verlangt und erlangt hatte, forderte man jetzt und vielleicht mit ein wenig größerem Recht einen den schauspielhaften Anfängen des Werkes entsprechenden „glücklichen“ Schluß. Ein Teil der Kritik ließ sich nicht nehmen, die widersinnigsten Inhaltserzählungen und Urteile in die Welt hinauszuschleudern; auch in anerkennenden Besprechungen wurde die Wirkung der Mängel weit stärker betont, als die Wirkung der Vorzüge. Trotz alledem durfte sich Ludwig eines großen und tiefreichenden Erfolges rühmen. Denn sein „Erbförster“ war eben nicht bloß ein neues Stück, sondern ein litterarisches Ereignis, „Otto Ludwig aus Giesfeld“ nicht bloß ein neuer Name, sondern eine mächtige, in sich geschlossene Dichtergestalt, auf die sich die Blicke zahlreicher Hoffenden zu richten begannen. Einer dieser Hoffenden, der später dem Dichter engverbundene Moritz Heyndrich, erzählte fast ein Vierteljahrhundert nach der ersten Darstellung des „Erbförsters“ am Dresdner Hoftheater: „Ich war Zeuge jener ersten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergessen. Es

war das Wehen eines originalen echt dramatischen Dichtergeistes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem langsam heranrollenden majestätischen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landschaft blizschnell seltsam beleuchtend, alle ergreifend, erschütternd. Rein blauer Himmel nachher. Rätselhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher „Donnersturm der Phantasie. Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton so neu, so ureigen, so anheimelnd und doch auch so furchtbar und unheimlich, abstoßend und anziehend zugleich. Das Meteor war sichtbar. Was es war, die Sternkundigen wußten es. — Tags darauf suchte ich den kühnen Jägersmann auf und fand in innigem Herzenseinverständnis, unwandelbar treuer Freundschaft das reinste, befriedigendste Glück meines Lebens.“ (M. Hendrich, Nachlaßschriften D. Ludwigs, Bd. 1, S. 77.) Gleich Hendrich suchten andre enthusiastisch empfängliche Naturen, die in Ludwig die Erfüllung einer langgehegten Sehnsucht erblickten, der realistischen Treue und Frische seiner idyllischen Lebensbilder wie der Gewalt und Stärke seiner tragischen Situationen zujauchzten, die Bekanntschaft des Dichters; unmittelbar nach der Dresdner Aufführung und der Versendung des Bühnenmanuskriptes des „Erbförsters“ strömten Ludwig Briefe aller Art zu, in denen sich die starke Wirkung des Trauerspiels auf grundverschiedne Naturen offenbarte. Bei Übersendung des Werkes an Karl Schaller (der jetzt von Giesfeld nach Sonneberg versetzt war) hatte Ludwig (Dresden, 25. März 1850) dem Jugendfreunde geschrieben: „Das heiliegende Stück ist eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie sowohl als Schauspielkunst. Ich habe alle die Kunststückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zusammenstellung man seit zwanzig

Jahren, man könnte sagen seit sechzig Jahren Schau-, Trauer- und Lustspiele zusammengewürfelt, darin über Bord geworfen, Natur, Wahrheit, schöne — nicht zu enggenommene — Wirklichkeit sind meine Kunststücke gewesen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben, denn alle dramatischen Handwerker hab ich gegen mich, sogar einen großen Teil des verdorbenen, verweichlichten Publikums; aber namentlich fallen mir die bessern unter den Schauspielern zu. Hier ist es am 4., 7. und 20. aufgeführt worden, der erste Eindruck war ein merkwürdiger. Diese Totenstille, die ersten Aufzüge enthusiastisch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angst, sonst das Lärmen der Aufstehenden, schon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten sie vergessen, daß Komödie gewesen und diese nun aus war. Die Schauspieler übertrafen sich alle selbst, sie spielten alle mit Begeisterung, besonders Devrient, mein erster Verbündeter. In diesem Spiele war auch nichts Konventionelles, Herkömmliches, so wenig als in der Dichtung, schlichte und doch so furchtbare Wahrheit."

Die gleiche Auffassung der Bedeutung seiner Schöpfung tönte dem Dichter jetzt in vielstimmigem Echo entgegen. Noch ehe die Dresdner Aufführung erfolgt war, hatten sich Heinrich Laube, der seit wenigen Monaten das Wiener Hofburgtheater leitete, und Karl von Beaulieu-Marconnay, der wahrhaft kunstsinlige Intendant des Weimarischen Hoftheaters, entschlossen, den „Erbförster“ auf ihren Bühnen darstellen zu lassen; der Eindruck und Erfolg der Wiener wie der Weimarer Aufführungen fielen zu Ludwigs Gunsten schwer in die Waagschale der öffentlichen Meinung.

Über die Wiener Aufführung berichtet Laube selbst: „Das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigentümliche

Kraft. Eine realistische Kraft, welche mit Romantik verquicht war. — Das Trauerspiel wirkte bis auf seinen Höhepunkt ungemein kräftigend und erfrischend. Die realistische Schilderung der Charaktere im Forsthaufe war geistig durchhaucht von fein menschlichen Zügen; die Bewegung des Handlungstoffes war ganz natürlich und der Atem der Romantik über alledem erschien anspruchlos und reizend. — Eben deshalb wurde das Stück auch vortrefflich gespielt. Denn die Schauspieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zusammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen ist und sie wirken nur dann leicht und sicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anschütz als Erbförster erquickte durch solides, wohlthuenendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Walbläufer Weiler ein Meisterstück von Genremalerei, Dawison brachte die Mut und das innere Entsetzen eines gemißhandelten Jünglings (Andres) genial zur Anschauung. (Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Leipzig, 1868, S. 177.)

In Weimar, wo ein Veteran echter Schauspielkunst, Eduard Genast, die Rolle des Erbförsters mit größter Liebe und Hingebung und entsprechendem Erfolg gestaltete und an Ludwig schrieb: „Ihr „Erbförster“ ist das beste Werk der Neuzeit,“ rief die Stimme aller Urteilsfähigen dem Dichter lauten und freudigen Beifall zu; der damalige Erbgroßherzog, jetzt regierende Großherzog Karl Alexander von Sachsen fühlte sich von der innern Macht und Lebensfülle der Dichtung unwiderstehlich angezogen; Franz Liszt, dessen künstlerischer Instinkt für wirklich geniale Begabung und schöpferisches Vermögen beinahe untrüglich war, interessierte den um ihn versammelten Künstler- und Schülerkreis für die neue poetische Wundererscheinung.

Dem nunmehr an drei Hoftheatern gegebenen Bei-

spiel folgten während des Sommers und Herbstes von 1850 eine Reihe von andern Theatern nach, in Stuttgart, München und Karlsruhe ging der Erbfürster alsbald in Szene, zahlreiche Bühnen trösteten den Dichter einstweilen mit der „Annahme“ des Stückes: Wo das Trauerspiel zunächst nicht dargestellt werden konnte, in Leipzig zum Beispiel, sorgten Vorlesungen vor einem größern und empfänglichen Kreise für eine wenn auch unzulängliche Bekanntschaft mit der bedeutenden Schöpfung.

Auf Ludwigs persönliche Stellung in Dresden wirkten alle diese Erfolge zurück. Ihm lag nichts ferner, als die Welt zu suchen, doch die Welt suchte jetzt ihn. Anfang April wurde er auf Fr. Pechts Vorschlag mit Einstimmigkeit zum Mitgliede der Montagsgesellschaft erwählt, in der er neben Eduard Devrient und Berthold Auerbach, denen er schon näher stand, einer kleinen Zahl bedeutender Männer begegnete, zu denen Ernst Rietschel, der Bildhauer, die Maler Alfred Rethel, A. von Ramberg, Peschel und Fr. Pecht, der Rektor des Kreuzgymnasiums Dr. Julius Klee, einer der geistvollsten Philologen und jovialsten Gesellschaftster, der Oberlehrer und Historiker Dr. Fr. Helbig, einige Ärzte, Anwälte und höhere Regierungsbeamte von tieferer und allgemeinerer Bildung gehörten. Auch der Dichter Robert Reinick, die Maler Wendemann und Hübner sprachen zuweilen in der Montagsgesellschaft ein, die unserm Dichter Gelegenheit gab, die lange im stillen genährte Eigenart wie die Tiefe seines Geistes, den Reichtum seiner selbst erworbenen Bildung in lebendigem Austausch zu bewähren. Unter allen Verbindungen, die er um diese Zeit in Dresden anknüpfte, wurden namentlich die mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbach und mit dem jüngern Schriftsteller Moriz Seydricht für Ludwig von Bedeutung. Auerbach, der damals nach den ersten Bänden seiner Dorfgeschichten und namentlich nach der vielgelesenen Novelle „Die Frau Pro-

fessorin“ auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte sich soeben nach seiner zweiten Heirat mit einer Wienerin, Mina Landesmann, in Dresden niedergelassen, wo er bei der Rührigkeit und dem immer regen Anschlußbedürfnis seiner Natur rasch in allen Gesellschafts- und Kunstkreisen heimisch geworden war. Er hatte vom Tage der ersten Begegnung an für Ludwigs Person wie für dessen echtes und großes und wenigstens nach einer Seite hin dem seinen verwandtes Talent eine warme und werththätige Teilnahme gefaßt, er empfand augenblicklich, daß ihm die herbe Frische und Stärke wie die geistige Tiefe des Erbsförsterdichters eine Fülle geistiger Anregungen bot; er sah auch mit einigem Kopfschütteln, aber mit der regsten Lust, Abhilfe zu schaffen und behend alles zum Guten zu kehren, wie unbeholfen und unerfahren Ludwig in allen äußern Dingen des gemeinsamen Schriftstellerberufs war. Bereits am 7. Mai 1850 meldete Berthold Auerbach seinem Frankfurter Vetter Jakob Auerbach: „Ich habe hier einen schönen Menschenkreis, und an Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförster,“ habe ich auch ein Stück Kamerad.“ (Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Bd. 1, S. 80.) Trotz tieferreichender Unterschiede und Gegensätze in seinem und Auerbachs Wesen war Ludwig für Auerbachs Freundschaft von Herzen dankbar, dachte sehr hoch vom Talent des Freundes, liebte es, mit ihm häufig und zwanglos zu verkehren, und zeigte sich jederzeit zu tief eingehenden Gesprächen bereit, wenn Auerbach in seinen Arbeiten „etwas flüssig reden mußte.“ In die tragischen Erzählungen Auerbachs aus den ersten fünfziger Jahren, „Diethelm von Buchenberg“ und „Der Lehnhold“ ist ganz ersichtlich, und ohne daß sie darum minder Auerbach gehören, ein starker Blutstropfen von der tragischen Tiefe und Schärfe Otto Ludwigs übergegangen; umgekehrt hatte Auerbach zu dieser Zeit mit seinem freund-

schaftlichen Drängen zum Abschluß, zur äußern Vollendung begonnener Arbeiten auf Ludwig einen günstigen, fördernden Einfluß. War der geistige Austausch zwischen Ludwig und Auerbach der zweier poetischer Großmächte, deren jede der andern eigentümliche Seiten der Natur und des künstlerischen Schaffens zu offenbaren hatte, so blieb im Freundschaftsverhältnis zu Moriz Hendrich Ludwig meist der Gebende, Hendrich der Empfangende. Moriz Hendrich (1820 zu Dresden geboren und 1885 in seiner Vaterstadt gestorben) verdankte seine Bildung dem Thomasgymnasium und der Universität zu Leipzig, an der er Philologie und Philosophie studiert und sich namentlich dem geistvollen Ästhetiker Chr. Hermann Weiße als treuer Schüler angeschlossen hatte. Schwärmerisch für Drama und dramatische Kunst begeistert, hatte er in Hamburg als Schauspieler die Bühne betreten, von welcher Zeit her ihm ein gewisses leidenschaftliches Pathos des persönlichen Auftretens zu eigen blieb, das mit der Schlichtheit seines Wesens und der Gesundheit seiner geistigen Anschauungen in einem gewissen Widerspruch stand. Als wahrhaft begabter Dichter bewährte er sich mit einer vorzüglich gebauten Tragödie „Tiberius Grachus,“ die 1851 bei ihrer Aufführung im Leipziger Stadttheater mit Recht einen bedeutenden Eindruck hinterließ, und noch glücklicher mit der ihrer Zeit viel aufgeführten Posse „Prinz Lieschen,“ beinahe der einzigen Posse jener Jahrzehnte, der ein poetischer Gehalt und Hauch zu eigen war. Aber diesen vielversprechenden Anfängen entsprach die spätere Entwicklung des Schriftstellers nicht; körperliche Leiden hemmten — in verhängnisvoller Ähnlichkeit mit seinem größern Freunde — Hendrichs Streben und Schaffen, seine spätern dramatischen Anläufe beschränkten sich auf Operndichtung und Liederspiel. An Ludwig, dem er sich mit allem Feuer seiner Natur und mit der ihn beseligenden Überzeugung angeschlossen hatte,

daß der neue Freund alles das erfülle und vermöge, was er selbst bloß ersehnen und begeistert verkünden konnte, hing er mit unwandelbarer Treue, und er bewährte diese Treue über den Tod des Freundes hinaus in der Mitwirkung an der ersten Ausgabe von Ludwigs Werken und in der Herausgabe der Nachlaßschriften. Da sich Hendrich im Jahre 1852 ein ländliches Grundstück, eine Weinbergshufe in Loschwitz bei Dresden, erwarb und dauernd hier und in Dresden selbst wohnte, so sollte ihm unter allen spätern Freunden Ludwigs der längste Verkehr mit diesem gegönnt sein.

Erweiterte sich solchergestalt der Lebenskreis des Dichters ohne sein Zuthun, und füllte er sich mit neuen Gestalten, so brachte diesem sein „Erbförster“ auch eine Erinnerung an die verlassene Heimat. Er hatte nicht versäumt, an Schaller, an Ambrunn und Burkhardt in Giesfeld, an Papa Buck und Dr. Genßler in Hildburghausen, an Ludwig Bechstein und Kapellmeister Grund in Meiningen Exemplare des ersten Druckes seines Trauerspiels zu übersenden. Am Abend des 5. April 1850 ward er durch eine schlichte, aber herzliche Huldigung, eine Adresse von Giesfelder Bürgern überrascht, deren Wärme nachträgl. eine Sühne für alle Zweifel und Mißurtheile war, die ihn 1842 aus seinem thüringischen Jugendparadies getrieben hatten. Sie lautete:

„Hochgeehrter Herr Ludwig! Schon seit Monaten durch verschiedene Zeitungen in erwartungs- volle Spannung versetzt, hatten wir endlich in diesen Tagen durch Ihre Güte das bis jetzt nur wenigen vergönnte Glück, das Trauerspiel in die Hand zu bekommen, welches Ihren Namen zu den gefeiertsten Lieblingen der Nation reihen wird. Wir haben Ihren Erbförster gelesen und wieder gelesen, wir haben auch durch Vorlesen, so gut es in unsern Kräften stand, den Geist, der in dem Stücke weht, ein größeres Publikum ahnen lassen; wir haben uns endlich die über

das Stück bereits entstandne Litteratur zu verschaffen gewußt. Es ist uns klar geworden, daß der Erbförster das Erzeugniß eines Fürsten der Geister ist, ein Werk, das seinen Meister lobt. Die Saiten des Herzens, die darin angeschlagen werden, haben ihr Echo hier gefunden im Herzen manches Jünglings und Mannes, der, nicht verbildet von der zärtlichen Empfinderei unsrer Tage, die Natur stets als einen willkommenen Gast aufnimmt; diese Klänge haben, wie sie vom Herzen kamen, das Herz gefunden, sie haben das Innere erfaßt, weil sie das Leben deuten.

Wenn wir uns aber nicht darüber zu täuschen glauben, daß im Erbförster manch heimlicher Ton anklingt, daß der frische Tannenwald gemalt ist, als befränze er ein thüringisches Waldthal, daß das Jägerhaus sein Urbild in unsern Bergen sucht, daß der Förster und seine stämmigen Söhne, die Försterin und ihre liebliche Tochter, daß Weiler und die beiden Wildschützen uns längstbekannte und doch erst erkannte Gestalten sind, so verstaten Sie uns wohl eine freundliche Erinnerung an den Ort, wo Sie Ihre Jugendzeit so hinbrachten, daß Sie auch in der Sonne Ihres Glückes noch gerne an ihn denken, wo Ihnen mancher Freund lebt, den Sie kennen, mancher, den Sie nicht kennen, die aber alle Ihre Freude über das gelungne Werk mitempfinden.

Wenn Ihnen die Anerkennung eines einfachen, naturwüchsigten Sinnes etwas wert ist, so empfangen Sie unsre ungeteilte Hochachtung für das schöne Werk, mit dem Sie in die Welt eintraten, unser Entgegenkommen für das Vertrauen, mit dem Sie der neuen Richtung eine Bahn im Volke brechen wollen, die Sie im Erbförster andeuten, unsern Dank endlich für den Ruhm, den Sie, ein Bürger Eisfelds, auf unsre Vaterstadt häufen, indem Sie sie in die Reihe der Städte stellen, die es sich zur Ehre anrechnen können, daß ein

Mann aus ihnen hervorgegangen ist, den das Volk achtet und liebt." —

Der Frühling des Jahres 1850 weckte aufs neue die Sehnsucht nach stiller grüner Umgebung; Ludwig verließ Anfang Mai Dresden und siedelte sich für einige Monate unter den schönen alten Laubbäumen des Buschbades bei Meissen an. Hier besuchten ihn im Laufe des Sommers die neugewonnenen wie die alten Dresdner Freunde, Auerbach und Hendrich, Wilhelm Wolffsohn und Pecht, Dehme und Langer, der ihn vor seinem Weggang aus Dresden gezeichnet hatte. Während der fleißigen Wochen im Buschbad wurde er einigemale zu kurzen Reisen nach Dresden veranlaßt, einmal, um mit Gustav Freytag und dessen Frau einen Mittag in „Stadt Rom“ und einen Nachmittag auf der Brühl'schen Terrasse zu verbringen, ein andresmal um Eduard Devrient nach dessen Rückkehr aus Bad Kreuth in Bayern zu begegnen und von ihm über Bedeutung und Wirkung des Oberammergauer Passionsspiels unterrichtet zu werden. Als Ludwig Dresden verließ, hatte er den Plan der Tragödie „Der Jakobsstab“ entworfen und mit Devrient eingehend besprochen, während der ersten Wochen im Buschbad beschäftigte er sich mit ihrer Ausführung. Als er auf unerwartete Schwierigkeiten und Zweifel stieß und ungewiß wurde, ob er nach Devrient's Wunsche bis zur Winterspielzeit sein Drama vollenden könnte, kam ihm der Einfall, einem oft wiederholten Winke seines dramaturgischen Ratgebers zu folgen und die Tragödie „Die Pfarrrose“ in ein Schauspiel „Die wilde Rose“ umzuschmelzen. Binnen wenigen Wochen löste Ludwig die Aufgabe, die er sich in einem Augenblick gesetzt hatte, wo er den innersten unantastbaren Kern seiner Natur wie seines Talents verkannte. Er konnte alles, nahezu alles, das Höchste wie das Tiefste, wo er mit der ganzen Seele, der ganzen Kraft und Über-

zeugung seiner Phantasie und der zeugenden Wärme seines Gemüths dabei war, aber die Behendigkeit und das Geschick des willkürlichen Machens gebracht ihm, er verlor die Sicherheit der Selbstkritik, sobald er nicht er selbst sein durfte. Wenn Eduard Devrient nach der Lesung der „Wilden Rose,“ die er „mit Entsetzen fortgelegt“ hatte, in sein Tagebuch schrieb: „Das ist eine Arbeit, wie im Rausch gemacht,“ traf er den Nagel auf den Kopf; der Zwang, den sich Ludwig bei solcher von außen her angeratener und wider die eigne erste Empfindung streitender Umarbeitung auferlegte, wirkte genau wie ein Rausch, beraubte ihn des freien Gebrauchs seiner besten Kräfte. Die herbe Kritik Devrient's über die „Wilde Rose“ ließ den Dichter denn auch sehr kühl, um so kühler, als er jetzt, im Herbst 1850, die Gestalten und großen Situationen seiner Makkabäertragödie vor Augen sah. Noch vor der Rückkehr nach Dresden — im November — hatte er eine erste Ausführung seines Stoffes vollendet, die Devrient freilich nur als „Skizze zum Bild“ vorgelegt, von ihm aber doch mit den höchsten Erwartungen begrüßt wurde. Der Winter von 1850 auf 1851 nun zeigte sich minder erquicklich als der vorangegangne. Ludwig kämpfte wiederum mit Anfällen seiner alten Übel, auch mit einer tiefen Hypochondrie, die ihn an Eisfelder und Leipziger Zeiten erinnerte. So bereitwillig er sich auf Devrient's erstes Andringen gezeigt hatte, die „Makkabäerin“ neu zu bearbeiten, so fand er es zunächst unsäglich schwer, dem völlig ungestalteten Plane die volle schaffende Neigung entgegenzubringen. Das tief eigentümliche Motiv der Doppellehe Judah's mit Lea und Thirza und des Todeshasses der ältern gegen die jüngere Frau schien ihm mit Recht so ergiebig als ergreifend; doch gerade dies Motiv erklärte Devrient schlechtthin für bühnenunmöglich. Am 22. Dezember seufzte Ludwig in seinem Hauskalender:

„Lese Schuberts Reise in den Orient, bin nicht imstande, an die Makkabäerin zu denken. Sie ist mir wie die ganze Welt zuwider.“ Nach einem Weihnachtsbesuch im Meissen, der ihm das Herz erfrischte und das Auge lichtete, rief er freilich: „In dieser Stimmung würde ich die Makkabäerin in vierzehn Tagen vollenden.“ Während der ersten Monate des Jahres 1851 aber sah sich der Dichter wiederum viel durch Krankheit aus Zimmer gefesselt, am 21. Februar schrieb er dem in Leipzig weilenden Seydricht, daß er sich „körperlich noch immer erbärmlich“ befinde; im März begann er zwar die Ausarbeitung des neuen Makkabäerplanes, mußte sich aber gleichzeitig einer strengen Kur unter Leitung des Medizinalrates Dr. Trinks unterwerfen, die ihn an allem geselligen Verkehr und aller freien Bewegung hinderte und im Arbeiten wenigstens hemmte. Erst im Juli durfte er wieder aufatmen und sich dauernd ins Freie wagen, mietete sich in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegnen Dorfe Übigau eine ländliche Wohnung, in der er vom August bis Oktober verweilte und die zweite Bearbeitung des Makkabäerstoffes, die nun den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führte, glücklich zum Abschluß brachte. Aber stärker als je zuvor empfand er in allen guten und bösen Stunden dieses Jahres, wie unentbehrlich ihm eine feste Sammlung seines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit seiner Emilie geworden sei, mit dem Mädchen, die wie niemand sonst sein ganzes Wesen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnislosigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf. Als er im November 1851 aufs neue im „Trompeterschloßchen“ zu Dresden Quartier nahm, war der Entschluß gefaßt, sich auch in einer Nußschale dem Meer anzuvertrauen; im Dezember stellte Ludwig das Gesuch um Aufnahme für seine Braut in den herzoglich

meiningischen Staatsverband und das Bürgerrecht von Giesfeld; am 27 Januar 1852 fand zu Meissen seine Trauung mit Emilie Winkler statt, und Ludwig führte seine junge Frau alsbald nach Dresden, wo er zu bleiben beschlossen hatte, trotz der Einladung, die ihm um eben diese Zeit (auf Anregung des Erbgroßherzogs) von Weimar aus zukam, sich daselbst, „wo man ihn auf den Händen tragen werde,“ niederzulassen, und trotz der Pietät, mit der er seinen Gartenbesitz in Giesfeld festhielt.

In der Vaterstadt des Dichters gab seine Heirat den Anlaß zu einer Neuaufführung des alten Ludwigischen Singspieles von 1837 „Die Geschwister,“ deren Ertrag zu einer silbernen Hochzeitgabe für das junge Paar verwendet wurde. Den Namen „Otto Ludwig aus Giesfeld“ aber trugen fortgesetzte Aufführungen des Trauerspiels „Der Erbförster“ in weite Kreise; während des Jahres 1851 hatten auch die mittlern und kleinern Bühnen angefangen, das Drama zu erwerben und der „Erbförster“ war in Ulm und Halle, in Graz und Chemnitz, in Hildburghausen und Meiningen gegeben worden. Überall spürten die Empfänglichen, daß der „neue“ Dichter eine ungemeine Erscheinung sei und eine ungemeine Entwicklung verheiße.



Glückliche Jahre

Wenige Wochen nach seiner Heirat schrieb Otto Ludwig dem alten Gissfelder Freunde und Vertrauten, dem „lieben Ambrosi,“ der krank gewesen war: „Was machst du? Hast du dir dein Übel und seine Folgen von den Flügeln geschüttelt? Allem Anschein nach ist deine Maladie wenn nicht eine Schwester doch eine Base von meiner gewesen. Ich nehme seit meiner Heirat an Gesundheit zu; es ist doch etwas Schönes um solch liebevolle Pflege, wie sie am Ende niemand als eben eine Frau gewähren mag und gewähren kann. Unsrer Wirtschaft hat vor der Hand noch etwas Studentenmäßiges; wir, ich und meine Frau Studentin, stecken zusammen in demselben Zimmer des Trompeterschlößchens, das ich als Junggeselle schon inne gehabt, einem Zimmer, etwa zehn Schritte lang und fünf breit, und einem Kämmerlein, das eben Raum hat für zwei Betten, Koffer, Waschtisch und zwei Leute, die sich freilich mühsam dazwischen und aneinander vorbei bewegen können. Mit Beginn des Frühlings wollen wir uns auf dem Lande ein wohlfeiles Logis einfach einrichten, bis dahin ein Stadtlogis zu mieten wäre thöricht gewesen. — Das ganze Leben kommt mir heitrer vor, und an Arbeitslust und Vertrauen auf das Gelingen fehlt mirs ebensowenig, als an Lust am Leben und an der Welt. Vormittag wird gearbeitet, nach dem Mittagessen durchwandeln wir

ein paar Straßen und betrachten uns die Herrlichkeiten in den prachtvollen Gewölben, die eine immerwährende Weihnachtsbescherung scheinen, ohne irgend jemand zu beneiden, der von allem kaufen kann; das Zeug in den Läden kommt uns vor wie die Blumen, die auch nirgends schöner sind als ungepflückt am Baum oder Busche, der sie trägt. Dann wird wieder gearbeitet oder von künftigen Arbeiten gesprochen, und meine Frau stellt mit großem Geschick und gleicher Liebe meinen Registrator, Kopisten und vorläufig mein Publikum vor. An öffentliche Orte kommen wir kaum und vermissen keine Art von Vergnügen, die wir nicht in unsern vier Pfählen finden. Meine Frau geht, und zwar nicht etwa mit Aufopferung, so auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich schauern kann, wenn ich mir denke, ich wär an ein Wesen gekommen, wie jetzt fast alle sind; denn das ungeheuerste Vermögen und was sonst wünschens- und erringenswerth heißen mag, würde mir keinen Ersatz geben für das Aufgeben dieses meinen geistigen und physischen Bedürfnissen so vollkommen entsprechenden Bei- und Füreinanderseins. — — Ich muß mich einmal nach meiner kleinen Frau Studentin umsehen, die schon eine gute Weile die Feder kaut, die, wie es scheint, nicht mit ihrem vollen Herzen Schritt halten will.“

Die Arbeit, bei der dem Dichter seine junge Frau so treulich zur Seite und beistand, war die abermalige und diesmal endgiltige Neugestaltung der Makkabäertragödie. Während dieser ersten Dresdner Monate und auch nachdem das junge Paar im Juni 1852 nach dem Dorfe Strehlen übergesiedelt war, das damals noch nicht als ein halb städtischer Vorort Dresdens galt, ging Ludwig in der Hingebung an den gewaltigen Stoff auf, mit dem er rang, und an dem er nicht verzagte, obschon Devrient und andre Freunde fortgesetzt neue Anforderungen erhoben. Die mehrfache Um-

arbeitung seines ursprünglichen Planes erfolgte nicht mehr in der unangefochtenen Stille, deren sich Ludwig zu Lust und Leid in den Meißner Tagen erfreut hatte, er lebte jetzt nicht umsonst in einem spezifisch literarischen Kreise, hinter dessen poetischen Kräften allerlei Journalisten und litterarische Neuigkeitsträger standen. Und da der Dichter seit dem „Erbförster“ ein Gegenstand der Theilnahme wie der Neugier war, so waren unterschiedliche Fabeln und Schiffernachrichten über seine neue Tragödie in die Welt gegangen, die zu vorzeitigen Anfragen über Erwerb und Aufführung des Stückes führten. Als die verhängnisvollste der vorläufigen Verfügungen über die noch unabgeschlossene und unvollendete Schöpfung muß die Bestimmung angesehen werden, nach der die ausgezeichnete Berliner Schauspielerin Auguste Crelinger (frühere Frau Stich) sich im allgemeinen entschieden hatte, zur Feier ihres Jubiläums am Berliner Hoftheater, zu der sie eine große neue Rolle darzustellen wünschte, die Lea in Ludwigs Dichtung zu wählen. Man sieht leicht, daß dieser mehrfach betonte Wunsch die Darstellerin zu nichts verpflichtete, im Falle die dramatische Arbeit Ludwigs ihren Beifall nicht fand, aber daß umgekehrt der Dichter und sein dramaturgischer Ratgeber bewußt und unbewußt durch den Gedanken an die natürlichen Forderungen der dramatischen Heldennutter beeinflusst wurden. Otto Ludwig war freilich der letzte Theaterschriftsteller, irgend einem Bühnenheros oder einer Heroine eine Paraderolle auf den Leib zuzuschneiden, allein die Mahnung Desvrients, die überragende Bedeutung der Makkabäermutter auf alle Fälle festzuhalten, klangen ihm doch in der Phantasie und in den kritischen Erwägungen nach, die bei der letzten Ausführung des großen dramatischen Planes notwendig waren. Im Verlauf des Juni und Juli 1852 war Ludwig in seiner ländlichen Einsamkeit in Strehlen,

wo er sich so abgeschlossen und verborgen hielt, daß ihn Auerbach auf einer Irrfahrt durch die Dörfer um Dresden fast nur zufällig auffand, voll heißen Eifers mit der Vollendung der großen Tragödie beschäftigt. Am 23. Juli hielt Ed. Devrient die fertige Handschrift in den Händen, beklagte zwar, daß die neue Bearbeitung „viel ältere Schönheiten vertilgt“ habe, mußte sich aber eingestehen, daß das Ganze „sehr schön und echt poetisch“ sei, und eilte am 26. Juli nach Strehlen hinaus, um noch einige Abänderungen zu befürworten. „Über die Makkabäer verständigten wir uns leicht, er versteht schnell und fein; wir machten die nötigen Verabredungen,“ heißt es in Devrients Tagebuche vom gleichen Tage. Der Schauspieler, der sich bald in den Intendanten des Karlsruher Hoftheaters verwandeln sollte, unterdrückte daneben die Bemerkung nicht, daß Otto Ludwig in Strehlen „in seiner eignen Weise behaglich wohne,“ die einem andern minder gefalle. Wer überhaupt auf Äußerlichkeiten achtete, fand in den folgenden Jahren fortgesetzt Gelegenheit, die schlichte Bedürfnislosigkeit des Dichters, die seinen Haushalt wie seine Person drang, zu bewundern oder — je nachdem — zu scheitern. Die einfachen Gewohnungen Ludwigs schlossen für ihn zunächst keine Entbehrung ein, es lebte in ihm der Geist jener Tage fort, in denen er geboren und erwachsen war, und in denen beinahe jedes Haus in Deutschland eine gewisse knappe Begrenzung im Hausrat, in allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des äußern Lebens ausgewiesen hatte. Ludwig fühlte sich so hoch über alle Zufälligkeiten des Besizes erhoben, lebte in unbeirrbarem Ernst so durchaus seinen geistigen Bestrebungen, daß ihm im großen und ganzen selbst der Vergleich seiner Lebenslage mit der andrer fern lag; er war der höchsten Genüsse so sicher, daß er andre Genüsse kaum je vermiste. Wäre Lud-

wig des eng umschränkten Glückes und Lebensbehagens für die Zukunft sicher gewesen, hätte ihm der bescheidenste Ertrag eines Vermögens oder sonst einer Einnahme, die er lediglich sich selbst dankte, die Fortdauer seiner besondern Art der Existenz unangefochten verbürgt, so würde er mit dem ruhigsten Gleichmut auf alle glänzenden Preise des Lebens verzichtet haben. Denn in seinen Augen hatte neben dem friedvollen, der Natur und den Lebenszwecken des Einzelnen angemessenen Dasein im Hause und in der Familie nur eines Wert: die ernste künstlerische Leistung, die ein Künstler mit gutem Kunstgewissen und mit dem reinen Bewußtsein, zum Besten eines wahren und höhern Lebens in seinem Volke geschaffen zu haben, aus der Stille seiner Werkstatt hinausgehen lassen kann.

Der Dichter der „Makkabäer“ durfte, wenn einer, dies gute Gewissen und dies reine Bewußtsein haben und hegen. Die erste wie die letzte Bearbeitung der Tragödie, verschieden in den Motiven und der Führung der Handlung, teilweise verschieden in der Charakteristik der handelnden Gestalten, zeigen doch den einen Grundcharakter mächtigen tiefen Ernstes und eines Schwunges, der den ewigsten und unmittelbarsten Empfindungen des Menschendaseins und eines geschichtlichen Volksdaseins entsteigt. Durchgehends hielt der Dichter die Erkenntnis fest, daß die Familientragödie im Hause des Matththias der Spiegel der großen Volkstragödie sei, daß sich Leben, Handeln und Leiden ganz Israels in den gewaltigen Konflikten zwischen den höchst individuell gezeichneten Spielern und Gegenspielern einer konzentrierten Handlung wiederhole. Ludwig täuschte sich nicht darüber, daß dem in den biblischen Büchern überlieferten Stoffe ein epischer Charakter anhafte, aber er traute sich die Kraft zu, ihn in ein vollkommen wirksames Drama umzuwandeln. Das Gepräge ernster Würde und einer priesterlichen Hoheit, die der Makkabäergeschichte inne-

wohnt, durfte auch die Tragödie nicht verlieren, und so blieb Ludwig durch alle drei Bearbeitungen bemüht, dies eigentümliche Gepräge zu wahren, und scheute vielleicht nur darum vor einer noch rücksichtslosern Ausschcheidung aller überlieferten epischen Elemente zurück, die in den dramatischen Gegensätzen nicht aufgehen wollten. In der ersten Bearbeitung von 1850 trat entschieden der thatkräftige Held Judas gegen die beiden Frauen zurück, deren Zwist sein Leben vergiftet, alles Interesse, alle Spannung richtete sich auf den Konflikt zwischen der hochfahrenden gewaltigen Lea, die jede Schranke weiblicher Demut überschreitet, und der engelhaften Thirza, die sich nur zu sehr innerhalb dieser Schranken hält. Es gelang Ludwig weder völlig, Natur, That, Schuld und Sühne seines Judas Makkabäus in ursächlichen Zusammenhang mit dem Kampfe Leas wider Thirza und der daraus erwachsenden Katastrophe zu bringen, noch vermochte er das mitspielende Volk wirksam zum Untergrunde der tragischen Vorgänge zu machen; die Handlung spielte sich auf dem Hintergrunde einer großen Volksbewegung ab, und die Darstellung dieser erhielt dadurch stellenweise den Schein des Ueßerlichen, Opernhaften. Daß sich dieser Übelstand hätte beseitigen lassen, ohne das ursprüngliche Motiv zu opfern, empfand Ludwig sehr stark, aber nachdem er einmal zugestanden hatte, daß die orientalische Sitte der Doppelehe auf unsrer Bühne nicht wohl dargestellt, am wenigsten zum Ausgangspunkt, zur Voraussetzung eines tragischen Konflikts gemacht werden dürfe, war eine tiefgreifende Umgestaltung seines ganzen ursprünglichen Planes unerläßlich. Die Umwandlung Leas aus der Frau in die Mutter des Judas, des Hasses der ältern Gattin gegen die mehr geliebte jüngere, in den Haß der stolzen Mutter eines großen und blühenden Hauses gegen die Sohnesfrau, die ihr des „niedern Hauses niedre Tochter“ bleibt, wurde

bereits in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer“ mit gutem Gelingen vollzogen, aber freilich mußten ganze Szenenreihen voll höchster Poesie dabei geopfert werden, und Ludwig zeigte sich darin seinem dramaturgischen Ratgeber überlegen, daß er nicht glaubte, alles minder Beglückte ausmerzen, alles Gelungne aber gleichwohl beibehalten zu können.

Die „Die Mutter der Makkabäer“ betitelte (zweite) Gestaltung der Tragödie stand dem Grundgedanken, der Form, in der die Welt Ludwigs größte dramatische Schöpfung besitzt, schon bedeutend näher. Wie der Titel besagt, war auch hier Lea als die eigentliche Heldin der Tragödie, als charakteristische Vertreterin der Besonderheit ihres Volkes im Guten und Schlimmen erfaßt und durchgeführt.

Die Besonderheit der zweiten Makkabäerbearbeitung lag nicht nur darin, daß der Gegensatz zwischen der innern echten Größe, dem männlichen Bewußtsein des heldenhaften Judah und der Scheingröße, der brennenden Eitelkeit des schwächern Eleazar bereits in die Erscheinung trat, sondern vor allem auch darin, daß hier Judah im Beginn an sich selbst und seinem Beruf zweifelt, ja einen Augenblick (am Schluß des ersten Aktes) durch den kühnen Ausbruch Eleazars nach Jerusalem („Was macht den Knaben so selbstgewiß?) an Eleazars Sendung zu glauben beginnt. Die befreiende That, die in der letztgiltigen Bearbeitung vorbereitet erscheint, ist in dieser zweiten Fassung viel mehr Eingebung des Augenblickes, Judah hat noch zu Eingang des zweiten Aktes starke Zweifel an sich selbst, an der Berechtigung seines Kampf- und Thatendranges zu besiegen. Das Verhältniß zwischen Lea und Naemi, der Mutter und der Frau Judahs, war stärker hervorgehoben, mehr detailliert; Naemi erhält mit jedem Blick, jedem Wort ein Maß, an dem sie messen soll, wie klein sie ist. Das junge Weib ist auch nicht wie in der letzten

Fassung bloß lauter Demut und schlichte Liebe, sondern durch ihre Rindlichkeit ein unbewusstes Werkzeug in den Händen der Simeiten. Alle diese Einzelzüge waren ein Verlust am Reichtum des Details, und doch wußte Ludwig wohl, daß er recht that, die Handlung wie die Charakterdarstellung auf einfachere Grundzüge zurückzuführen, denen Verständnis und Mitempfindung der Zuschauer rascher zu folgen vermochten.

In der Bearbeitung und Gestaltung des Jahres 1852, die gespielt und veröffentlicht wurde, tritt namentlich der Charakter des Judah in wirksamer Kraft und großzügiger Festigkeit lichtvoller und zwingender hervor. Die Gegensätze zwischen Lea und Naemi, zwischen Judah und Eleazar sind zugleich vereinfacht und doch verschärft, eine große Anzahl von aufhaltenden und schleppenden Details ist beseitigt, die sinnliche Kraft, der dramatische Schwung des Ausdrucks durchgängig erhöht — wie der einfache Vergleich der großen Schlussszenen des zweiten Aktes in der zweiten und der letzten Bearbeitung der „Makkabäer“ lehrt. Der zweite und der fünfte Akt wuchsen zu einer Größe und innern Gewalt empor, die sich nur mit der Größe und Gewalt der höchsten Schöpfungen der deutschen Poesie vergleichen ließ. Wenn es Ludwig nicht völlig gelang, sein Trauerspiel zu einer ganz einheitlich wirkenden, vom Anfang bis zum Ende in einem Zuge fortreisenden Tragödie umzubilden, so trug daran nach unsrer Überzeugung nicht die viel behauptete epische Natur seines Talents und nicht die Unfähigkeit zur dramatischen Sammlung auf einen Kernpunkt die Schuld, sondern die Ablösung des Helden der ersten Akte durch die Heldin der letzten Akte. Sollte (wie es ursprünglich geplant war) Lea die Makkabäermutter, deren Hochmut und Ehrgeizschuld so furchtbar gerächt und gesühnt wird, die alleinige Heldin des gewaltigen Werkes bleiben, so durfte Judah nicht bis zu der selbständigen,

alles überragenden Bedeutung empormachsen, und trieb es umgekehrt den Dichter, die Gestalt des Helden in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken, so mußte Judah eine stärkere Schuld am Untergange seiner jüngern Brüder gegeben werden und die schließliche Überwindung seines eifernden Heldentums durch das leidende Heldentum der Glaubensblutzeugen noch überwältigender hervortreten, als es in der abgeschlossnen Dichtung geschieht.

Vergleichen Bedenken mußten sich regen und laut werden, als am Ende des Jahres 1852 und am Beginn von 1853 die große Tragödie auf einigen Bühnen erschien; sie wurden nicht verschwiegen, als Otto Ludwig 1854 die „Makkabäer“ im Buchhandel erscheinen ließ. Und doch wogen alle diese Bekenntnisse und Erkenntnisse im Grunde nur für den Dichter schwer; für die aber, die den treibenden Geist, die schöpferische Kraft und die Macht edler Leidenschaft in der Gesamtheit des Werkes zu würdigen vermochten, verschwanden sie in der Beglückung über den gewaltigen Wurf des Dichters, über das, was ihm gelungen war. Die große Spannung und das hinreißende Pathos des zweiten Aktes war freilich erst im fünften Akt wieder erreicht, und es bedurfte großer dramaturgischer und szenischer Kunst, um das allzu Begebenheitliche, namentlich im dritten Akt, in den Fluß dramatischer Handlung zu bringen. Am Burgtheater zu Wien scheiterte bei der ersten Auf- führung beinahe die ganze Tragödie an diesem Akte, in Dresden traten die Länge dieses und des vierten Aktes gegenüber dem echt dramatischen Anwachsen und Steigen der beiden ersten und wiederum des fünften Aktes allzu fühlbar hervor, in Berlin errang die Tragödie nur mit dem zweiten Akte einen ganz entscheidenden, unbestrittenen Sieg, überall aber blieb die Empfindung lebendig, daß man etwas durchaus ungewöhnliches, in seiner Ganzheit der einzelnen Zweifel spottendes geschaut habe. Die „Makkabäer“

forderten und ertrugen andre Maßstäbe, als die gewohnten; wer sich bewußt blieb und lebendig mitempfund, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenschaftsgehalt, künstlerische und ethische Weise dieses Trauerspieles über den zahllosen dramatischen Versuchen und Anläufen der letzten beiden Menschenalter stand, der schob die kritischen Bedenken leicht zur Seite. Emanuel Geibel stand nicht allein, als er (München, 7. August 1855) an Ludwig schrieb: „So lebendig mich der „Erbförster in sich hineinzog, die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den „Makabäern“ war das anders. So lang ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauer, welcher der Menschheit bestes Teil ist, und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andre stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigefellt, welchen wir an Shakspeare bewundern. Daß mir trotzdem bei nachträglicher Erwägung einzelne Mängel des Stückes nicht entgangen sind, darf ich nun wohl offen hinzufügen. — — — Aber das alles wird von dem inkommensurabeln Etwas der Poesie, die das Ganze durchwebt, sowie von dem reinen Verhältniß zwischen Schuld und Buße überreich aufgewogen. Die deutsche Nation mag darauf stolz sein; daß einer ihrer Söhne dies Werk zu schaffen vermochte, mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus gewesen. Wo ist denn über-

haupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — Mir scheint es nicht sowohl darauf anzukommen, daß das absolut Tadellose, sondern daß Großes, Hohes und Lebendiges frischweg geschaffen werde!"

Niemand, der heute diese Zeilen Geibels liest, kann sich des schmerzlichen Bedauerns erwehren, daß der letzte Zuruf des Lyrikers nicht stärkender und entscheidender auf Ludwig gewirkt hat. Für die Zeit, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Makkabäer“ drückte Geibel genau und glücklich aus, was die freudig beschämt empfanden, die nach dem „Erbförster“ die gestaltende Kraft, die Wärme und Frische Ludwigs bewunderte, aber gezweifelt hatten, ob dies mächtige Talent sich in die Region des großen Lebens erheben könnte. Hier war die tendenzloseste Verkörperung eines Stückes biblischer Historie, hier war treue Wiedergabe der Eigenart des jüdischen Volkes, und doch nichts von archäologischer lebloser Vergangheitschilderung, hier empfingen die ursprünglichsten und ewigsten Leidenschaften und Lebensverhältnisse Gestalt, hier wehte der Odem starker Unmittelbarkeit, der die müßige Frage nach dem Bezug zu Tagesinteressen und Zeitstimmungen hinwegblies, hier gab sich eine Macht der Phantasie, eine Freude an der Verkörperung des ursprünglichen Adels der menschlichen Natur kund, die den Dichter schon jetzt unter die unvergänglichen reichte. Der Begriff des Epigonentums ward gegenüber solcher Schöpfung zum sinn- und wesenlosen Schlagworte.

Die Genugthuung, die Ludwig aus den bestrittenen und unbestrittenen Erfolgen seiner „Makkabäer“ zu dieser Zeit erwuchs, wurde durch den Verlust des Freundes beeinträchtigt, der mehr als ein anderer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann. Eduard Devrient wurde im Herbst 1852 durch den kunstsinnsigen und einsichtigen Großherzog Fried-

rich von Baden als Generaldirektor zur Leitung des Karlsruher Hoftheaters berufen. Ließ er sich auch, sobald er dort fest im Sattel saß, die Einführung der Werke Ludwigs angelegen sein und brachte bereits im April 1854 eine Aufführung der „Malkabäer,“ von der er sich selbst sagte: „Alle voll von der Sensation, welche die Aufführung hervorgebracht; das wäre denn einmal gelungen und ganz,“ und: „Wie sehr mir das heutige Stück am Herzen liegt, merkte ich an der kindischen Freude, die mir jedes Garderobestück machte, das guten Effekt versprach. Die Vorstellung ist das Bedeutendste, was wir bis jetzt geleistet. Wie ist der Geist der Totalwirkung schon in das Personal gedrungen, wie bildeten und lösten sich die Gruppen, und wie lohnte sich meine Sorgfalt an Kostümen. Eine malerische Situation über die andre. Es war eine vollkommen gerundete Vorstellung, lebendig, zuschlagend, glänzend und von großem Eindruck.“ Doch wog der Gewinn eines Theaters mehr für den Dichter den Weggang Devrients nicht auf. Seinem unablässigen Drängen, seiner festen, sogar einseitigen Beharrlichkeit, mit der er Ludwig immer wieder auf die Bedürfnisse, die berechtigten wie die unberechtigten, doch überlieferten Forderungen des Theaters hinwies, seiner Sorge, den Freund nicht allzusehr in das Einsiedlertum geraten zu lassen und ihn zu geselligen Abwechslungen zu veranlassen, ja zu nötigen, dankte der Dichter zu einem guten Teil die Lage, in der er jetzt war, und die Aussichten, die vor ihm standen. Ludwig mußte dies so wohl, daß er Devrient am Liebsten nach Karlsruhe nachgezogen wäre und sich eine Zeit lang ernstlich mit dem Plane der Umsiedlung nach Süddeutschland trug. Devrient fand es leider unmöglich, aus der Ferne und brieflich in ähnlicher Weise auf Ludwig einzuwirken, wie es in Dresden geschehen war.

Von dieser empfindlichen Lücke abgesehen stand

Ludwig zu dieser Zeit ebenso im Vollgenuß seines jungen Familienglücks wie seines jungen Ruhmes. Im Jahre 1852 war ihm sein erster Sohn geboren worden, der den Vornamen des Vaters, Otto, erhielt, während der zweite, 1854 zur Welt gekommene Reinhold, nach dem früh verstorbenen jüngern Bruder Ludwigs getauft wurde. Sein Familienleben gestaltete sich durch das kräftige Emporwachsen dieser Knaben nach seines Herzens Wünschen. In seinen Briefen sprach er noch immer gelegentlich von der Heimkehr nach Giesfeld, und man kann sich der Vorstellung nicht ganz entschlagen, daß ein erneuter längerer Aufenthalt auf seinem prächtig gelegnen, noch ungetheilten Gartengrundstücke in Giesfeld ihm körperlich wohlgethan haben würde. Anderseits war ihm Dresden mit seinen Umgebungen durch die Erlebnisse eines Jahrzehnts zur neuen Heimat geworden, und er gestand sich ein, daß, wenn auch im Kunstleben einer größern Stadt unendlich viel Affektation mit unterlaufe, doch selbst diese Affektation zum Beweis diene, „daß die Kunst eine Macht ist.“ (An Karl Schaller, Dresden, am 12. Juli 1856). Er mochte die künstlerischen Eindrücke nicht entbehren; er hatte sich im ganzen sein Leben so gestaltet, daß nur das Beste und Erquicklichste des Dresdner Kunsttreibens an ihn herankam, daß er näher nur mit einem kleinen Kreise verkehrte, das Theater und die Künstlerwerkstätten nur besuchte, wenn er sich einen innern Gewinn davon versprechen durfte.

Nachdem Ludwig im Winter von 1852 auf 1853 in einem Gartenhause des Kunstgärtners Seidel gewohnt hatte, dessen Wintergarten mit tausend hochstämmigen Azaleen, Kamelien und Rhododendren ihm einen öfter gerühmten Augenschmauß bereitet hatte, siedelte er im Mai 1853 nach Pöschwitz über, wohin ihn die Hoffnung und der Wunsch zog, im Laufe des Sommers ein neues Drama zu beenden. Gestalt und Geschichte der schönen Wälderstochter von Augsburg standen wieder einmal anschau-

lich vor seiner Seele, und es drängte ihn, eine neue Gestaltung des Stoffes zu versuchen, mit dem er rang wie Jakob mit dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Der verflossene Winter hatte ihm mancherlei neue Bekanntschaften gebracht; noch im April, kurz bevor er nach Pöschwitz ging, führte ihm Hendrich Professor Weiße aus Leipzig zu, der dem Dichter eine ungeheuchelte und tiefe Verehrung entgegenbrachte. Der Verkehr mit Auerbach war um so lebhafter gewesen, als Auerbach damals einen letzten Winter in Dresden zuzubringen und sich im nächstfolgenden Jahre irgendwo in Schwaben anzukaufen beabsichtigte. Zu den häufigern Besuchern gehörte auch Wilhelm Wolfsohn, der sich auf dem Gebiete des Dramas zu versuchen begann und, wie eine Reihe der besten und ernstesten unter den jüngern Poeten, in Ludwig einen Meister ehrte.

Die Arbeit an einer neuen Gestaltung des Bernauerstoffes, die Ludwig sich für die Sommermonate in Pöschwitz vorgesetzt, und von der er gehofft hatte, sie in raschem Zuge zu Ende zu führen, wurde weder durch gesellige Zerstreuungen noch durch Krankheit des Dichters, aber durch Bedenken unterbrochen, die Ludwig von außen kamen. Es war die Zeit, wo eine Reihe deutscher Bühnen abwechselnd Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer“ und Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ zur Aufführung brachten. Auerbach, der immer Praktische, schüttelte den Kopf zu dem Plane, jetzt mit einer dritten Agnes an die Bühnenleiter heranzutreten, so freudig gerade er als Widersacher Hebbels es gesehen haben würde, wenn Ludwig des letztern Trauerspiel mit einer vollstümlichern Handlung und einem glücklichern Schlusse übertrumpft hätte. Wohl nahm Ludwig nun einen alten Schauspielplan, dessen Anfänge ins Jahr 1846 zurückreichten, „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich,“ wieder auf und begann an diesem vollstümlichen Soldaten-

stieß aus der deutschen Befreiungskämpfe zu arbeiten, aber er „kam nicht in die rechte Brutglut“ (an Berthold Auerbach, Poschwitz, 18. Juni 1853). Die Kritiken, die er über die „Makkabäer“ von den verschiedensten Seiten vernahm, konnten ihn nicht beirren, denn schließlich waren die meisten seiner Beurtheiler geneigt, höher von dieser Dichtung zu denken, als er selbst es in seinem Kunsternst und seiner bescheidenen Strenge vermochte. Er wurde durch alles, was über die „Makkabäer“ öffentlich gesagt wurde, lediglich in dem schon zuvor gehegten Wunsche bestärkt, mit seinem nächsten Stücke einen dramatischen Fortschritt zu beweisen. Neue Gestalten drängten sich ihm aus der geheimnisvollen Tiefe seines erregten Phantasielebens vor Augen; die Geschichte der Maria Stuart, die er in diesem Sommer las, zeigte ihm auf der Stelle mit wunderbarer Deutlichkeit die Schottenkönigin, ihren Gemahl Darnley und ihren unheimlichen Geliebten Bothwell und er hätte mit der Ausführung nur anfangen dürfen, wenn er nicht zugleich von dem immer wieder erwachenden Gedanken bewegt worden wäre, sich durch ein neues eifriges Studium Shakespeares, Lessings und der Alten neue Aufschlüsse über tragische Stimmung und tragische Nothwendigkeit zu verschaffen. In den grüblerischen Zweifeln, die ihn hierbei überkamen, entschloß er sich endlich, „das Dramatische vor der Hand beiseite zu legen“ und „im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen.“ (An Ed. Devrient, Poschwitz, Juli 1853.) Er folgte hierin dem freundschaftlichen Rate Auerbachs, der ihm mit Zug versprechen durfte, seine erzählenden Schöpfungen rasch und zu den vorteilhaftesten Bedingungen unterzubringen. Doch machte er die Erfahrung, daß sich der Sprung aus dem dramatischen ins novellistische Gebiet keineswegs leicht und rasch vollzog, um so weniger leicht, als

die Dramengestalten, die „ihren Leib von ihm verlangten,“ sich nur allmählich verschrecken ließen.

Aus diesem Sommer, den Ludwig auf der Höhe von Loschwitz, in einem mitten in Weinbergen, unter Obstbäumen gelegenen Häuschen verbrachte, aus dem er einen schönen Blick auf Dorf, Elbstrom und Stromthal bis hinüber zu den blauen Höhen im Süden von Dresden genoß, stammen auch meine frühesten persönlichen Erinnerungen an den Dichter. Bald nach Pfingsten 1853 war ich, damals noch ein halber Knabe, den harte Familienschicksale allzu früh auf eigne Füße gestellt und auf autodidaktische Bildungspfade gedrängt hatten, mit der Empfehlung eines Leipziger Freundes zu Moritz Hendrich gekommen, und dieser fand soviel Wohlgefallen an meiner jugendlichen Zuversicht und an meinem Enthusiasmus für die echten poetischen Bestrebungen jener Tage, daß er sich freiwillig erbot, mich zu Otto Ludwig zu führen. Ich würde, bescheiden wie ich bei aller Unmaßung der Jugend war, die Bitte um diese brennend ersehnte Gunst, die nach Ludwigs Wünschen nur wenigen gegönnt wurde, nicht gewagt haben, deren Möglichkeit mir doch auf dem ganzen Wege von der Dresdner Neustadt bis zu Hendrichs kleinem Grundstück vor der Seele gestanden hatte. Freudig bewegt und nicht ohne Bangen folgte ich meinem Gastfreunde allerhand Weinbergswegen und steile Treppen empor, die ich heute nicht wieder zu finden wüßte, während das Gemach, in dem ich den bewunderten, leidenschaftlich verehrten Dichter der „Malkabäer“ zuerst erblicken sollte, mit allen Einzelheiten treu in meiner Erinnerung steht. Der lange Sommer-nachmittag neigte sich schon zum Abend, Ludwig stand beim einzigen Fenster des Zimmers hinter einem Tisch, auf dem sich ein Stehpult erhob. Die hohe Gestalt, in einem hellen, wie mir schien leinenen Sommerrock, gegen den sich das dunkle Haar und der dunkle Voll-

hart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben, zeigte damals ebenso wenig als die Züge des männlich schönen Gesichts eine Spur von Krankheit. Ich hatte den Eindruck einer bei äußerster Schlichtheit imponierenden Erscheinung, und die milde Freundlichkeit, mit der Ludwig den jungen Ankömmling aufnahm, gab mir rasch die Sprache zurück, um eine Reihe von Erkundigungen des Dichters nach Leipziger Persönlichkeiten und Verhältnissen beantworten zu können. Wie im Halbtraum suchte ich mir währenddes Haltung, Bewegung, Blick und Ton des Dichters einzuprägen, den ich damals nur eine Viertelstunde zu sehen und zu hören glaubte, Und wie es in solchen Viertelstunden zu gehen pflegt, sah ich mehr, als ich sehen wollte, bald an Otto Ludwigs Haupt vorüber durch das Fenster ins Freie, wo ich grüne Baumwipfel und dahinter farbige Wolkenstreifen wahrnahm, bald auf den Tisch unter seinem Stehpult, wo eine Reihe von Büchern stand, deren Titel ich mir sofort unverlierbar einprägte: Beders Weltgeschichte, einige Bände Shakespeare in der Schlegel-Liedtschen Übersetzung, ein Band Goethe und Eduard von Bülow's „Novellenbuch.“ Alles das konnte ich heute noch malen, und genau besinne ich mich, daß mir das Zimmer für Ludwigs stattliche Figur viel zu eng vorkam, während der Dichter freilich mit voller Behaglichkeit die Pfeife, die er bei unserm Kommen in eine Ecke gestellt hatte, wieder in Brand setzte. Das Gespräch nahm bald eine Wendung, die mir sofort einen tiefen Blick in Ludwigs Eigenart und Lebensanschauung gewährte. Es war von einer geistreichen und vielgeschäftigen Dame die Rede, die ich, solcher Erscheinungen noch ungewohnt, allzu jugendlich gepriesen hatte. Plötzlich wandte Ludwig sich mir zu und sagte mit leichtem Kopfschütteln: „Sie wissen, ja Sie ahnen noch nicht, was eine schlichte Natur, ein echtes Weib bedeutet, aber Sie werden es erfahren.“

Und im weitern Verlauf derselben Unterredung fiel das gewichtige Wort: „Ein Auge zu haben, das von keinem, aber auch gar keinem Schein geblendet wird, muß der Dichter als die höchste Gottesgabe betrachten.“ Ich wußte damals nicht, in welchem Zusammenhange diese und manche verwandte Äußerungen Ludwigs mit seiner wachsenden Shakespearerkenntnis und Shakespearerehrung standen.

Moriz Hendrich, der wohl wahrnehmen mochte, wie schwer mir der rasche Abschied von dem kaum erblickten großen Dichter wurde, unterbrach plötzlich die Unterredung mit dem Vorschlage den Abend in seinem Hause gemeinsam zu verbringen. Ludwig nickte beifällig, rief seine junge Frau herzu und stellte mich dieser vor. Es wurde verabredet, daß Ludwig sofort mit uns hinabgehen, Frau Emilie aber später nachfolgen sollte. Wir brachen alsbald auf, und im Freien hatte ich erneute Gelegenheit, die prächtige Erscheinung Ludwigs, die schlichte Würde seines Auftretens zu bewundern. Wir sollten aber das Häuschen Moriz Hendrichs nicht erreichen ohne daß sich noch eine sehr bezeichnende Episode abspielte. Wir waren eben die Treppe neben einem Weinbergsgrundstück hinabgestiegen, als sich uns ein wunderlicher Gesell in den Weg stellte, der mir als „Schriftsteller Koch“ genannt wurde, und der halb vertraulich halb unterwürfig dem sehr ernst und gerade nicht ermutigend dreinschauenden Ludwig eröffnete, daß er bitten müsse, eine Stunde zu bestimmen, in der er — Koch — dem Dichter seine Tragödie vorlesen könnte. Ludwig bemerkte kurz, daß er in nächster Zeit schwerlich Muße zum Anhören dieses Wertes finden werde. Der Autor schien diese Zurückweisung nicht verstehen zu wollen und sagte endlich mit einem gewissen zudringlichen Cynismus, daß es ihm eben nur darauf ankomme, bei Theaterdirektionen und Schauspielern sagen zu können, daß Otto Ludwig von

seinem Werke Notiz genommen habe. „Es ist ja ein geringer Gefallen, um den ich bitte,“ fuhr der Herr fort, „und ich weiß ja wohl, daß das Stück keinen Schuß-Pulver wert ist, aber —“ „Nun, wenn Sie schon wissen, daß das Zeug nichts taugt, warum wollen Sie mich noch behelligen?“ gab Ludwig scheinbar ganz ruhig, aber mit einem eigentümlichen Blick auf den Bittsteller zur Antwort und ließ weiter wandelnd den Verblüfften am Wege stehen, indes wir ihm nacheilten. Der kleine Vorfall aber ward Anlaß, daß der größte Teil des Abends in sehr ernstern Gesprächen über die sittlichen Pflichten alles Künstler- und Schriftstellertums verging, wobei Ludwig anfänglich in seiner kurzen, lakonischen, andeutenden Ausdrucksweise, dann in immer rascherem Redeflusse darlegte, daß das mindeste, was vom Schaffenden gefordert werden müsse, das eigne Erfülltsein vom Gegenstande, der eigne Glaube an die Wahrheit des Erstrebten bleibe. „Das ist für die Kunst noch nichts, für das Gelingen keine Bürgschaft, aber wer so anhebt und es ehrlich meint, wird ja meist merken, wieviel und wo es ihm fehlt. Schlimm genug, wenn einer Fragen macht, wo er Gesichter herausbringen will, aber viel schlimmer, wenn er weiß, daß unter seinen Fingern nichts andres entstehen kann, und doch drauf lospinselt, weil er meint, die dumme Welt damit betrügen zu können. Und zudem ist's wunderbarlich, die Welt ist gar nicht so dumm, und meist merkt sie dem frechen Subler ab, daß er sich noch über sie lustig macht. Wenn die Leute nur immer den rechten Mut hätten, zu sagen, was sie sehen.“ Hendrich erinnerte an Andersens Märchen von den Kleidern des Kaisers, Ludwig lachte gutmütig und meinte: „Freilich, freilich, es laufen ihrer viele nackt und gerupft umher, die man nicht anrufen darf.“ — Von dem Nachklang der Begegnung draußen kamen wir an dem frugalen Abendtische bald los, es war von

neuern und neuften Dichtungen die Rede, Ludwig sprach schwere Bedenken über den unerhörten Erfolg des Redwitschen Gedichtes „Amaranth“ aus. „Welch eine Verweichlichung, Versüßlichung und Verbildung des Publikums gehört dazu, um einem so schwächlichen Werke eine solche Auflagenzahl zu sichern! Die Dichter sollen und müssen jetzt acht haben, auf dem Wege der Vermöhnung und der Nachgiebigkeit gegen die Launen der Unnatur keinen Schritt mehr zu thun — es sind der Schritte schon zuviel zurückgelegt worden.“ Dazwischen fiel durch den Hauswirt veranlaßt, der auf seinem Klavier die Ouverture zur „Entführung aus dem Serail“ spielte, die Rede auf Mozart, und ich, der damals noch nichts von Ludwigs musikalischer Vergangenheit wußte, hatte Gelegenheit, über die Vertrautheit des Maffabäerdichters mit Mozarts dramatisch-musikalischen Schöpfungen zu erstaunen. Dann kam eine Stunde, in der wir alle einsilbiger wurden, Ludwig schweigend durch das offene Fenster in die stille Nacht hinaussah. Als er sich mit seiner Frau zum Heimgang nach seiner Wohnung erhob, reichte er mir herzlich die Hand, und behielt meine Hand einige Minuten in der seinen: „Gute Nacht, und weil Sie morgen schon reisen, leben Sie wohl. Sein Sie tapfer, und wenns sein kann, auch heiter.“ Der Welt- und Seelenkundige hatte mir in den wenigen Stunden, in denen ich kein Wort von meinen persönlichen Schicksalen gesprochen hatte, doch rasch abgelauscht, daß es meiner Jugend an Heiterkeit gebrach.

Einen unauslöschlichen Eindruck, der kräftigend und erhebend wirkte, nahm ich aus dieser Begegnung mit hinweg, noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst ein ganz leicht-hin zufällig gesprochenes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war. Erst zwei Jahre später war es mir vergönnt, bei einem Winteraufenthalt in Dresden

Ludwig wiederzusehen, von ihm freundlich aufgenommen zu werden. Jede Stunde, die ich dann in seinem schlichten Arbeitszimmer in dem Gartenhause der äußern Rampischen Gasse, in dem er jahrelang wohnte, bei ihm zubrachte, und in der er mich durch seine ruhige Güte zu zutraulicher Mittheilung meiner Meinungen, Wünsche und Pläne zu veranlassen wußte, ward lehrreich und erziehend; ich schaute mit Verehrung auch dann zu ihm empor, wenn ich ihn im Augenblick nicht völlig verstand. Als ich ihm 1858 meinen ersten größern poetischen Versuch, die erzählende Dichtung „Jerusalem,“ zugesandt hatte und nun im Sommer 1858 wieder zu ihm kam, bangte ich vor seinem gleichwohl heimlich ersehnten Urtheil dermaßen, daß ich mir wenigstens für den ersten Besuch dies Urtheil noch ersparen wollte. Ich führte deshalb einen Freund, von dem ich Ludwig schon früher gesprochen hatte, und der ihn zunächst als Landsmann interessierte, den geistvollen Musiker Felix Dräseke bei ihm ein. Dräseke, ein Enkel des gefeierten Kanzelredners Bischof Dräseke, war in Koburg geboren, und sein Vater lebte als Superintendent in dem Giesfeld nahegelegnen Koburgischen Städtchen Rodach. Ludwig verrieth in einer Folge von Fragen seine fortbauernde Theilnahme an Zuständen und Menschen seiner Heimat. Er erzählte Dräseke auch, daß er noch immer einen Garten in Giesfeld besitze (es waren die letzten Monate, in denen er das so lang bewahrte und im Herzen gehegte Kleinod sein nennen durfte), aber dann sprang er auf Kunstfragen über und äußerte sich zunächst über die musikalischen Erscheinungen des Tages. Er verhehlte seine beharrlich festgehaltene Gegnerschaft gegen Wagner, die unsern Ohren nicht lieblich erklang, auch heute nicht, forderte aber unsern Widerspruch lächelnd heraus und hielt uns nur soweit Widerpart, als nötig war, um alles zu erfahren, was wir dachten. Plötzlich setzte er

die Pfeife ab, der er, Dräseke oder mir zuhörend, kleine stoßweise Wolken entlockt hatte, und sagte mit dem tiefsten Ernst: „Sie sollen recht haben, der Mann hat aus sich gemacht, was irgend in seiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rausch, in den er die Jüngern versetzt hat, notwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven herauswachsen, das war natürlich, organisch, und für die Kleinern wie Hummel und Reichardt blieb auch noch Raum. Ihr Wagner aber hat die Musik in eine Sackgasse geführt, aus der sobald kein Herauskommen ist.“ Dann, als ob er nicht wünschte, das Thema weiter zu verfolgen, sprach er von den geheimnisvollen Nachwirkungen künstlerischer Irrtümer überhaupt, und auf einmal sahen wir uns mitten in der Dekomposition und Kritik des Schillerischen „Wallensteins.“ Eine Stunde und länger entrollte der Dichter ein Bild des geschichtlichen Wallenstein, wie er ihn sah, und hielt den Schillerischen dagegen. Wie oft habe ich in den letzten Jahren beim Lesen und Enträtseln der Niederschriften von Ludwigs „Shakespearestudien“ an jenen Abend zurückdenken müssen, an dem es mir dem fesselnden Zauber von Ludwigs Rede gegenüber mehr und mehr zu Mute wurde, als ob der unheimliche kaiserliche Feldherr im Scharlachmantel, wie ich ihn auf dem Bilde im Friedländer Schlosse so oft gesehen hatte, aus einer der Ecken des Gemachs hervortreten müsse. So ganz erfüllt war der Dichter von seinem Gegenstand, daß kaum eine Unterbrechung im lebendigsten Fluß seiner Rede eintrat, daß er, wenn sie eintrat, längst an dem kalten Pfeifenrohr sog, und daß er die modulationsreiche, mild gedämpfte Stimme mehr als einmal zu gewaltiger Kraft steigerte. Als wir, wunderbar bewegt, endlich an den vergessenen Ausbruch und Abschied dachten, wandte er sich plötzlich noch einmal zu mir und sagte ein wenig zögernd: „Sie haben mir Ihr Gedicht

„Jerusalem“ geschickt, ich habe es gelesen. Sie beherrschen die Sprache recht ungewöhnlich. Und auch sonst — in der Beschreibung vom Tempelbrand und in dem Psalm, da ist etwas!“ Er wünschte Dräseke und mir gute Nacht, und wir gingen davon. Mir aber klang sein Urtheil nach, und ich war weit davon entfernt, mir an seinem milden Lobe genügen zu lassen. Die unausgesprochene Kritik hatte ich ihm, während er sprach, von der klaren Stirn und aus den dunkeln auf mich gerichteten Augen gelesen, er fand das Gedicht zu rhetorisch und deskriptiv und vermiste den echt epischen Ton. Das Nachdenken über den Sinn seiner wenigen Worte ward mir fruchtbar; ich erfuhr übrigens nur, was alle jüngern Männer, denen Otto Ludwig ernstliche Theilnahme gönnte, mit ihm erlebt haben. Er wußte wie wenige durch die einfachsten Winke, durch ein plötzliches Licht, in das er Thun und Lassen des andern rückte, die stärkste Nachwirkung zu erreichen; ohne daß ein scharfes Wort fiel, empfing man den Eindruck schärfster Bestimmtheit der Forderung und des Urtheils; wer überhaupt ein künstlerisches Gewissen hatte, dem wurde es sicher durch Ludwig geweckt. — So oft ich in den folgenden Jahren an seine Thür klopfte, so oft ging ich mit dem Gefühl innerlicher Bereicherung wieder von dannen. Alles, was er sprach und oft nur leise andeutete, quoll aus der Tiefe des Lebens, nichts erschien unbedeutend oder gehalten. Ich konnte damals, in den letzten fünfziger und ersten sechziger Jahren, nicht ahnen, daß mir über ein Vierteljahrhundert später vergönnt sein würde, das Lebensbild des Dichters zu zeichnen, aber so eindrucksvoll, so charakteristisch war jede Begegnung, jede Unterredung, so gut ließ sich jede im Herzen und im Gedächtnis bewahren, daß mir viele Jahre später aus Briefen und Tagebuchblättern doch immer das unvergeßliche mächtige Haupt lebendig hervorschaute und

die gewinnende Stimme wieder herausklang. Ich besuchte Ludwig zuletzt, als ich im Sommer 1862 von Jena aus, wo ich damals meinen Studien oblag, zur Feier des großen Festes zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld, das im Park von Siebeneichen stattfand, auf einige Wochen nach Dresden gekommen war. Ich mußte dem Dichter, der damals schon schwer leidend war, und den ich im Gärtchen vor seinem Hause im Lehnstuhl traf, von den Vorbereitungen viel erzählen, die die jüngere Künstlerwelt, und darunter mehr als einen seiner jüngern Freunde, in große Bewegung versetzten. Er kannte den Schauplatz, auf dem das von mir gedichtete allegorische Festspiel in Szene gehen sollte, aus seinen Meißner Tagen genau, freute sich unsers entschlossenen Eifers, unterdrückte aber schließlich die Bemerkung nicht: „Das heißt nun Ehre und Dank der Welt! Da hat der alte Meister zehn Jahre seines Lebens aufgewandt, um die Bilderbibel zu vollenden, und nun muß er euch jungen Leuten noch einen Tag erhalten, damit ihr euern Spaß habt.“ Ich erwiderte ihm zwar mit großem Feuer, daß wir nichts wollten, als ein lebendiges, weithin sichtbares Zeugnis unsrer Verehrung ablegen, aber ich hatte die bestimmte Empfindung, daß es unmöglich sein würde, ein Ludwigsfest zu feiern, auch wenn der vor mir sitzende kranke Mann ganz gesund wäre und alle seine begonnenen Schöpfungen vollendet hätte. — Als ich im Herbst 1864 nach Dresden zurückkehrte, war Ludwig schon so leidend, daß er nur selten Besuche annehmen konnte, und so sah ich ihn erst auf dem Totenbette am Morgen vor seiner Bestattung wieder. —

Um die gleiche Zeit, um die meine persönlichen Erinnerungen an Otto Ludwig anheben, lernten ihn trotz seiner Zurückhaltung auch andre näher kennen, denn für gewisse Überzeugungen stand der Dichter der „Maffabäer“ im Mittelpunkte der lebendigen und emporstrebenden Litteratur. Der Sommer von 1853

brachte Ludwig eine Freude, die mit seinen Heimat- und Jugenderinnerungen zusammenhing. Sein alter Ambrosius, der Eislefelder Amtsregistrator, hatte sich auf den Weg gemacht, um sich persönlich von der Lage seines ehemaligen Schülers und vom Wohlbefinden seines Patchens (Ludwigs Erstgebornem) zu überzeugen. Er wurde mit Jubel bewillkommt, und Ludwig zeigte ihm nach Kräften persönlich die Kunstschätze und Herrlichkeiten Dresdens und fühlte sich durch ihn noch einmal versucht, an eine wenigstens zeitweilige Rückkehr nach Eislefeld zu denken. — Ein ganz anderer Besuch fand sich im September ein, und über diesen berichtete Ludwig an den inzwischen längst heimgekehrten Ambrunn: „Nicht zu vergessen, daß Liszt aus Weimar Hendrich und mich in Loschwitz besucht hat. Tags darauf waren wir bei einem Herrn Pohl (dem Musikschriftsteller Richard Pohl), einem seiner Verehrer in Dresden, wo wir nebst noch zwei intimern Freunden Liszt und den alten berühmten Geigenvirtuosen Lipinski fanden. Hier spielte Liszt uns einiges. Einige Tage später war er wieder hier in Loschwitz und spielte auf Hendrichs altem Rasten. Ich wünschte dich zu uns, ich glaube kaum, daß es je wieder einen solchen Klavierspieler geben wird. In Dresden hat er nicht weiter gespielt, als bloß vor uns.“ (An Ambrunn, Loschwitz, 24. September 1853.)

Im Oktober 1853 bezog Ludwig die schon mehrerwähnte Dresdner Stadtwohnung Äußere Rampische (jetzt Pillnitzer) Straße 35, die den Vorteil großer Stille und eines zwischen dem Haupthaus und dem vom Dichter bewohnten Gartenhaus gelegnen Gartens darbot. In dieser Wohnung wurde ihm 1854 sein zweiter Sohn Reinhold geboren, dessen Pate Moritz Hendrich war. In ihr entstanden die letzten Schöpfungen, deren Vollendung Ludwig von seinem dunkeln Geschick gegönnt wurde, sie war die Werkstatt voll ange-

hauener Blöcke, die Entstehungsstätte einer so gewaltigen Reihe begonnener, nur zum Teil ausgeführter, selbst in ihrer Unfertigkeit geheimnisvoll anziehender und imponierender Werke, wie die deutsche Litteratur keine zweite aufzuweisen hat.

Im Winter von 1853 auf 1854 begann Ludwig zunächst die thüringische Erzählung „Die Heiterethei“ zu entwerfen, die er dann im Sommer 1854 unter fortgesetztem freundschaftlichem Ermahnen und Drängen Auerbachs zu Ende führte. Es waren Heimat-erinnerungen aller Art, die bei der Komposition und Ausführung dieser Erzählung aus lange verborgen und gleichsam erstickt gewesenen Quellen über ihn hinrieselten und strömten, und in denen er sich der alten Lust des Detaillierens umso unbefangener überließ, als die plötzliche Befreiung von den strengen Forderungen des Dramas wie berauschend auf ihn wirkte. Die Geschichte der Heiterethei und des Holderfrik, eines einfachen, schönen Menschenpaares, das halb durch den angeborenen Troß braver, tüchtiger und vollsaftiger Naturen, halb durch den kleinstädtischen Klatsch auseinander gehalten wird, wirkt in all ihrer Breite doch nicht ermüdend, weil die hunderte der Einzelzüge, die den Fluß der Erzählung aufhalten, vom goldensten Gemüt erhellt werden. Der „höchste Aufwand von psychologischer und ethnographischer Treue“ den H. von Treitschke in seiner Charakteristik Ludwigs der Geschichte, die er dürftig schildert, zum Vorwurf macht, schloß doch die volle und echte Künstlerarbeit ein, durch die alles in Fleisch und Blut lebendig geschauter Gestalten verwandelt wird. Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeschichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poesie nicht unwürdig sei, verschwindende Sitten und Zustände, in denen zweifellos manches Stück Menschenschicksal besungen und beschlossen war, noch einmal abzuspiegeln und festzuhalten. Auerbach, der

vergebens zuerst die Cotta'sche Buchhandlung für den Verlag der Ludwigschen Erzählung zu interessiren suchte, vermittelte den Ankauf der fertigen Novelle bei dem Verleger der „Kölnischen Zeitung,“ in deren Feuilleton die „Heiterethei“ vom Neujahr 1855 an zum Abdruck gelangen sollte. Es war immerhin ein Entschluß der Zeitung, der ihr Ehre machte, denn eine Feuilleton-erzählung im Sinne der meisten Redactionen und Leser war die Thüringer Geschichte wahrlich nicht.

Wie wenig Ludwig selbst sein eigenstes Bedürfnis nach dem Schönen und nach dem Charakteristischen in der humoristischen Erzählung befriedigt hatte, verrät ein ausgeführtes Planheft zu „König Darnley“ aus dem Juni 1854. Wären die Forderungen des Lebens an den Dichter, der jetzt sein kleines Vermögen nahezu erschöpft hatte, nicht allzu dringend gewesen, so würde er versucht haben, an dem genannten dramatischen Plan, seiner „Maria Stuart“, festzuhalten. Da er aber aus Erfahrung wußte, welche Kluft bei ihm den ersten feurigen Anlauf und die völlige bühnenmäßige Ausgestaltung trennte, so legte er den Plan nach einigen Monaten wieder beiseite und gab dem wohlgemeinten Drängen Auerbachs, den von verschiedenen Seiten an ihn gestellten Aufforderungen zu Erzählungen nach. Die „Heiterethei“ erhielt ihr Widerspiel in der humoristischen Novelle „Aus dem Regen in die Traufe,“ die Ludwig Laistner viele Jahre später bei ihrem Abdruck im „Neuen Deutschen Novellenschatz“ die „in sich vollendetste und gattungsmäßigste von Ludwigs novellistischen Arbeiten“ nannte; im Verlauf des Jahres 1855 aber gelang Ludwig Entwurf, Ausführung und Abschluß seiner großen tragischen Novelle „Zwischen Himmel und Erde,“ die weiten Lebenskreise die Krone aller seiner Schöpfungen geblieben ist.

Die in ihrer Art einzig dastehende Erzählung Ludwigs sollte dem Dichter nicht nur den weitreichend-

sten und nachhaltigsten Erfolg bringen, sondern auch ebenso der Gegenstand eines leidenschaftlichen Enthusiasmus wie einer gereizten Polemik werden. Während die unbefangenen und einigermaßen ernsten Leser der tiefen und erschütternden Dichtung sich willig dem Eindruck der eigenartigen Erfindung, der meisterhaften Charakterdarstellung in den Gestalten der ungleichen Brüder, des blinden Vaters der beiden und der von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und frecher Gewissenlosigkeit um die Wette geopfertem Christiane überließen, stritten die naturalistisch Gestimmten mit einer Art Fanatismus für die Äußerlichkeiten der Erzählung, die genauen Schilderungen des Schieferdeckergerwerbes und die Haarschraube des Federchensuchers Apollonius, und empörten sich umgekehrt die angeblichen Vertreter des alten Idealismus der deutschen Literatur gegen die Ausmalung der Zuriistungen auf Dach und Turm der Kirche und gegen einen Helden, der im Augenblick, wo die innerlich heiß Geliebte in seine Arme sinkt, von der dunkeln Vorstellung ergriffen wird, als könnte er ein Tintenfaß über Wäsche oder ein wertvolles Papier gießen. Auch die Genießenden und den ganzen mächtigen Gehalt der Dichtung Erkennenden empfanden den Druck der Enge, in die so gewaltige Leidenschaften zusammengepreßt sind, und spürten etwas vom Grauen des Alpensteigers, dem die starren Felswände immer drohender über das Haupt wachsen, während sich der Abgrund zu seinen Füßen bergetief öffnet. Doch wer hätte sich leugnen können, daß das Leben solche Konflikte einschließt, wer in Abrede stellen mögen, daß der gewagte Stoff dem Dichter Anlaß gegeben hatte, die volle Energie seiner Leidenschaftsergründung, die Tiefe und Wärme seiner Belebung des Einfachen und Unscheinbaren, die nur ihm gehörige Erhabenheit im Schlichten zu entfalten? Paul Henze, dem niemand weder Mangel an Schönheitssinn noch feines Gefühl für das psychologisch

Mögliche absprechen wird, schrieb (München, 3. Dezember 1856) an Ludwig: „Ich habe nun doch darauf verzichten müssen, teuerster Herr Ludwig, Sie in diesem Sommer von Angesicht kennen zu lernen. — Es ist mir herzlich leid, daß ich es nicht zwingen konnte. Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus diesen Zeilen entgegensehen. Und doch war sie in der Stille unsers märkischen Idylls wochenlang unser Gespräch und verleidete uns außer den Selbwnlern alles andre, was sich für Roman oder Novelle ausgeben wollte. Ich habe Ihnen damals über manches Einzelne schreiben wollen. Da ich aber die Vormittage an meiner Esse stand und Verse schmiedete und die Nachmittage verbrauchte, verschlief, verthat — ohne sie darum im mindesten „dreifach zu verachten“ — so blieb zum Glück keine Zeit, Ihnen und mir mit nichts-nutzigen kleinen Bemerkungen lästig zu fallen. Ein Gefühl, das unsern Frauen bei aller herrlichen Größe des Werkes, die sie nicht genug anstaunen konnten, zu schaffen machte — und wahrscheinlich teilen sie es mit den meisten ihres Geschlechts — hatte mich nicht von fern angewandelt. Daß der Held Ihrer Geschichte sein Geschick zu erfüllen hat und eine absolute, menschliche, ideale Entwicklung des Verhältnisses über die Grenzen seiner Natur hinausgegangen sein würde, war mir außer allem Zweifel. Darum aber schien mir Ihre Dichtung eine so echte und ganze Novelle. — Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werkes gedenke, sogar physisch auf die Erschütterung zurückbesinnen, mit der mich das wunderbare Schicksal anrührte. Wie Orgelmusik, in welche sich vom Chor herunter Posaunen mischen, durchdröhnte michs feierlich und gewaltsam und melodisch zugleich. Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden.“

Daß auch Naturen, die das Geheimnis der Ludwigischen Subjektivität nicht mit Künstlerfinn zu deuten

mußten, von der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ ähnlich ergriffen wurden, dafür ließen sich mannigfaltige Zeugnisse beibringen. Ich erinnere mich eines Abends, an dem mir Otto Ludwigs wahrer Freund, der Rektor Klee in Dresden, von der Aufnahme des Buches in seinem Hause erzählte. Bei ihm lebte noch seine alte Mutter, die schon seit Jahren wenig mehr und fast nie etwas neues las. Auf das Drängen des Sohnes entschloß sie sich, die „Schieferdeckergeschichte“ zu lesen, und sie, die alte Frau, die sich sonst an wenigen Seiten genügen ließ, durchlas in stundenlangem Schweigen, empfindlich gegen die leiseste Störung, das Werk. Und als sie geendet hatte, sagte sie dem Sohne wie aus einem tiefen Traum aufstehend: „Das ist aber seltsam. Die Erzählung ist doch etwas ganz andres — aber ich bin so ergriffen gewesen, als damals, wo ich zum erstenmale den Werther Goethes las.“ Mit untrüglichen Instinkt hatte die Greisin herausgefühlt, daß der geheimnißvolle Strom echten Lebensblutes, höchster poetischer Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leser geschwellt hatte, auch durch diese Kleinstadtgeschichte vom Thüringer Wald rann.

Ludwig selbst wäre der letzte gewesen, der eine unbegrenzte Verehrung für seine Dichtung in Anspruch genommen hätte. Er räumte brieflich und mündlich ein, daß das Schicksal des Apollonius das Schicksal des Übergewissenhaften sei, er gab zu, daß der Kern der Tragik dieses Lebens in der scheuen und kleinlichen Verschämtheit des Helden liege, die ihm im Anfang Christianen gegenüber den Mund schließt, dem Bruder Fritz den Betrug und frechen Seelenraub erst möglich macht; er meinte selbst, daß die trübe Resignation des Schlusses nicht für alle gelten könne und nur für Apollonius das sittlich notwendige bleibe. Er hätte H. v. Treitschke nicht widersprochen, wenn dieser

geltend machte, daß die dargestellten rein menschlichen Empfindungen von kleinstädtisch konventionellen Begriffen durchseht seien. Gleichwohl hätte er erwidern dürfen, daß dieselbe Unfreiheit des Denkens und der Sitte, aus der heraus Apollonius den ethischen Konflikt löst, in den er gedrängt ist, das unwandelbare Geschick eines größern Teiles der Menschheit ist, und daß es schwere Bedenken hat, dem Dichter die warme Teilnahme und die gestaltende Freude just an diesem Teile untersagen zu wollen. Ludwig war nur zu geneigt nachdem er sich theoretisch in das Wesen des Epischen vertieft hatte, den freien Zug und Fluß des Begebenheitlichen in seiner Meistererzählung zu vermissen und ihre dramatische Spannung und Gewalt als einen Fehler zu betrachten. Ohne Frage enthält „Zwischen Himmel und Erde“ stärkere dramatische Elemente, als sie der rein epische Stil fordert, und ist es gewiß, daß die Szenen auf dem Turm, wo der alte Nettenmayer Friß zum Sturz in die Tiefe nötigen will, und der letzte Zusammenstoß der Brüder so gut wie der entscheidende Bruch der Eheleute am Bett des toten Kindes gewaltig wirkende Teile einer bürgerlichen Tragödie sein würden. Da jedoch andrerseits niemand im Ernst die Verwandlung der Erzählung in ein Drama, die theatralische Darstellung der innern Kämpfe des Apollonius und der erlösenden That im Gewittersturm fordern wird, so liegt in „Zwischen Himmel und Erde“ einer jener Stoffe vor, die nicht rein in dem Begriff einer Gattung aufgehen. Wer mit uns der Meinung ist, daß, obschon der Dichter sich wohl hüten soll, die Grenzen unnötigerweise zu verrücken oder gemischte Wirkungen zu suchen, doch das Leben und die Poesie eher waren, als die poetischen Gattungen, und daß die Erweiterung einer Form, so oft sie aus dem unwiderstehlichen Drange echter Lebensdarstellung erwächst, nicht verneint werden darf, kann auch einer Schöpfung wie „Zwischen

Himmel und Erde" weder das Lebensrecht noch den Kunstwert absprechen.

Die rasche Abkehr Ludwigs von seiner Erzählung, die trotz ihres tragischen Stoffes, ihrer düstern Grundfärbung und ihres trüben Ausganges ungewöhnliches Glück machte und zwei Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung (Frankfurt a. M., 1858) bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, wurzelte nicht bloß in der tiefen Bescheidenheit des wahren Künstlers, der das Beste was er gethan hat, für nichts erachtet dem gegenüber, was noch zu thun bleibt; nicht bloß in dem Wunsche, zu seinen eigentlichen Aufgaben, den dramatischen, zurückzukehren, sondern auch in den frühesten Wirkungen seiner Shakespearestudien. Es war nicht eine Redensart, wenn er schon 1853 an Eduard Devrient schrieb, daß die erneute kritische Beschäftigung seine Ansprüche an sich selbst bis zum Schwindeln erhöht hätte. Er ließ die Zuversicht nicht fahren, daß er über kurz oder lang allen diesen Ansprüchen mit lebendigen Schöpfungen genügen könnte, aber er empfand eine innere Notwendigkeit, sich ungeachtet der Einnahmequelle, die ihm die Novellistik durch Auerbachs freundschaftlichen Beistand und durch den ungeahnten Erfolg der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ eröffnet hatte, ganz wieder auf das dramatische Gebiet zu beschränken. Ludwig konnte jetzt im Sommer 1856 um so weniger ahnen, daß das letztgenannte Werk auch die letzte seiner abgeschlossenen Schöpfungen bleiben sollte, als er um diese Zeit noch entschlossen war, die kritischen Studien, die ihn mehr und mehr zu fesseln begannen, neben der schöpferischen Thätigkeit zu betreiben. Am 28. März 1856 war er vom Kabinettssekretariat des Königs Max von Bayern benachrichtigt worden, daß ihm der kunstsinelige Fürst auf ein Jahr ein Stipendium von siebenhundert Gulden (vierhundert

Thalern) verliehen habe, daß er vom 1. April an beziehen sollte. Offenbar hatten Ludwigs einflußreiche Freunde, Geibel zumal, dem König davon gesprochen, daß der Dichter mit einer dramatischen Gestaltung der Geschichte der Agnes Bernauer beschäftigt wäre, von der man sich außerordentliches versprechen dürfte, und an deren Vollendung Ludwig durch materielle Sorgen behindert würde. Der König, der sich für die von Hebbel (1852) unternommene Bearbeitung dieses tragischen Stoffes lebhaft interessiert und später die Aufführung von Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ angeordnet hatte, ohne seine Erwartungen von beiden Werken erfüllt zu sehen, knüpfte in Gedanken die Entschließung seiner Hilfe für Otto Ludwig allzusehr an die Ausführung gerade des Werkes, von dem man ihm gesprochen hatte. Ludwig fühlte bei dem Gedanken an materielle Sorglosigkeit seine Schwingen wachsen; mit der Nachricht von der königlichen Pension zugleich schrieb er (1. April 1856) an Hendrich: „Es scheint, mein ganzer Dichtdrang ist wieder aufgewacht. Und der ist notwendig, mich über die Kluft, die zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kritik und Schaffen befestigt ist, wieder zurückzuflügeln und mir den Abstraktions- und Reflexionsstaub abzuwaschen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt.“ Doch so mutig er begonnen hatte, so zuversichtlich er noch ein paar Monate später war, „eine Insel der Poesie in sich zu entdecken, die die Zeit und andre Dinge verschüttet hatten,“ so hemmten zwei Umstände die wirkliche Vollendung des abermals neu entworfenen und in Angriff genommenen Dramas. Zuerst ward es der Dichtung verhängnisvoll, daß dem Dichter im Überreichtum seiner Phantasie zwei ganz verschiedene Gestaltungen des Stoffes, zwei in Empfindung, Anschauung, Handlungsführung und Charakterdarstellung gegensätzliche Dramen aufgingen, denen nur die eine Thatsache der Ehe des Herzogssohnes mit der

Baderstochter gemeinsam war. Um die Gestalt der Agnes aus der bloß rührenden Figur der Volksballade in eine tragische Heldin zu verwandeln, gedachte der Dichter seinem „Engel von Augsburg“ einen Kern von Eitelkeit und Ehrgeiz zu geben, aus dem die Schuld mit überwältigender Gewalt aufsprießen und den frevelnd rasch geschlossenen Bund zerstören mußte, wofür sich Ludwig wiederum zwei Möglichkeiten mit erschreckender Deutlichkeit und bis in die kleinsten Züge darstellten. Er führte die überreich detaillierte, jedes Motiv durch ein neues Motiv noch stützende Handlung (die durch das bedenkliche Spiel mit dem Zauberspiegel, zu dem in der Exposition Agnes sich verleiten läßt, und das Gegenspiel der Isotta, dem complicirten Intriguenstück verzweifelt nahe gerückt und nur durch die Tiefe der Leidenschaft und die Lebensfülle in den Hauptcharakteren wieder darüber erhoben wird) bis zum dritten Akte durch, ohne die Stimme in sich selbst, die nach der einfachen, dem Stoff allein gemäßen Behandlung als Liebestragödie rief, völlig zum Schweigen bringen zu können. Sodann wurde der Dichter im Herbst 1856 von einem neuen Krankheitsanfall, einem Vorboten des spätern schweren Leidens heimgesucht, der ihn in der Arbeit an seiner Tragödie unterbrach. Und so wenig er daran dachte, sie aufzugeben, die Unterbrechung vielmehr wie eine „in ein Außending umgesetzte Gewissensmahnung“ aufnahm, so war er doch für den Augenblick unfähig, sich sofort in eine neue, innerlich gleichwohl schon vollbrachte Umdichtung des ganzen Dramas hinüber zu schwingen.

Auch jetzt noch drängte es ihn, sich über seine Studien, die ihn durch Wochen und Monate fesselten, mit frischer poetischer That empor zu heben. Dem Jahre 1857 gehören zwei der eigentümlichsten und vielverheißendsten dramatischen Pläne Ludwigs an, die innerliche Gestaltung des Trauerspiels „Genoveva,“ der neben

den umfangreichen Planheften ein höchst lebendiges und farbenreiches Bruchstück von seelischer Tiefe und kräftigem Leben entstammte, und die großangelegte ebenso leidenschaftlich gespannte als farbenreiche Tragödie „Marino Falieri,“ deren ausgeführte mächtige Anfänge das tiefste Bedauern wecken, daß Ludwig auch diese nicht weiterzuführen vermochte, nachdem in ihrer Gestaltung eine Unterbrechung durch Krankheit eingetreten war. Dies wiederholte aus der begonnenen Ausarbeitung einer Dichtung mit einem schmerzlichen Ruck Herausgeschleudertwerden erzeugte bei Ludwig die Vorstellung, daß er sich in Besitz einer so sichern, so unfehlbaren Technik, eines so einfachen, nie versagenden dramatisch-theatralischen Apparats setzen mußte, daß es ihm in Zukunft nicht schwer fallen könnte, in den Pausen verhältnismäßiger Gesundheit und Kraft je ein dramatisches Werk im raschesten Zuge auszuführen. Die nächste Folge dieser Vorstellung war es, daß in den folgenden Jahren, den letzten in denen der Dichter eine längere Reihe gesunder, glücklicher Tage sah, die Shakespearestudien wieder in den Vordergrund seines Denkens und seiner Arbeit traten. Die Vertiefung in die Kunst Shakespeares sollte dem ernstesten hochstrebenden Dichter der Gegenwart den Schlüssel zum Geheimnis ganzer und unfehlbarer dramatischer Wirkung gewinnen helfen. Mit täglich wachsendem Vertrauen auf die heilende und fruchtbringende Kraft dieser Studien überließ er sich ihnen nicht ausschließlich, aber monatelang; in grüblerischem Nachsinnen, in unablässiger Leküre der Shakespearischen Dramen; in tagebuchartigen Niederschriften verfolgte er einen Weg, an dessen Ende er ein liches Ziel, eine völlige Erneuerung, eine Wiedergeburt seines dichterischen Menschen winten sah, wie er an Emanuel Geibel schrieb:

„Der Willkür des falschen Idealismus zu entfliehen war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die

großen Mängel meiner frühern Versuche schrieben sich von einem Fehler her, in den ich gerathen war, um einem andern zu entgehen. Natürlich, daß ich, sobald ich jene Fehler erkannte, sie zu vermeiden strebte. Ich sah aber bald ein, daß mir dies nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Ursache derselben entfernt hätte. Da diese nun als bereits in die innerste Natur meines poetischen Erfindens und Schaffens übergegangen sich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poesie in die gemeinste Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pause in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl sagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in seinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe, denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab.“

An Julian Schmidt, an Rektor Julius Klee, an G. Freitag, an alle Freunde, mit denen er dauernd oder ab und zu in Briefwechsel stand, selbst an seinen alten Ambrunn in Gissfeld theilte er die Hoffnungen mit, die ihn in diesen ersten Jahren erfüllten und in längern Zwischenräumen auch in der spätern Leidenszeit wieder aufflammten.

Leider begann sich um den Ausgang der fünfziger Jahre der Lebenshorizont unsers Dichters mit immer dichtern, den hellen Lebensmut verdunkelnden Wolken zu umziehen. In seinem häuslichen Leben, das bei der Beschränkung des mäßigen Weltverkehrs, den er bis zu Ausgang der fünfziger Jahre unterhielt, mehr und mehr zu seinem ganzen Dasein wurde, fühlte er sich völlig befriedigt und glücklich. Noch im letzten Briefe, den er an R. Schaller richtete, durfte er ausrufen:

„Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher sein als ich.“ Zu seinen schon kräftig und frisch heranwachsenden Knaben hatte sich, nachdem ein 1856 gebornes, Alma getauftes Mädchen ihm und seiner Gattin schon nach wenigen Monaten wieder entrisen worden war, 1858 wieder ein Töchterchen gesellt, die den Namen einer der rührendsten und lichtesten, dem Sinne Ludwigs und dem Grundton seiner Natur innerlichst verwandten Shakespearischen Frauengestalten, Cordelia, erhielt und deren Taufpathen Gustav Frentag und Frau Therese, Eduard Devrients Gattin wurden. Mit inniger Freude nahm Ludwig wahr, daß seine Kinder die Gesundheit der Mutter als Lebensmitgabe erhalten hatten, und in treuherziger, innerlicher Teilnahme belauschte er die Spiele, die kindlichen geistigen Regungen seiner „Teufelchen,“ wie er sie wohl scherzend nannte. Er verlor den Ernst und den pädagogischen Takt, der ihm angeboren war, und den er im Verkehr mit so manchen Erwachsenen unablässig bethätigte, den eignen Kindern gegenüber nicht. Aber wer ihn mit seinen Kleinen sah, empfand doch, daß der warme Odem weicher Zärtlichkeit für die Seinen die Seele des starken Mannes durchdrang, und alle, die ihn so zuerst kennen lernten, bewahrten die Einzelheiten davon wie einen Gewinn des eignen Lebens. Wer ihn kannte, der pries, wie Julian Schmidt das Gemüth, die Augen und die Gesundheit der Seele, die dem Dichter die Augen für jeden Quell der Freude offen hielten, auch wenn er viel entbehrte. In der That drückten neben dem wachsenden körperlichen Leiden schwere Lebenssorgen, Sorgen, die der Hinblick auf seine so fröhlich gedeihende Familie nicht mindern konnte, auf

den Dichter. Die bayrische Pension war nicht über das Jahr hinaus erstreckt worden, auf das sie ursprünglich gewährt worden war. Auch wenn Ludwig nicht in die Shakespearestudien gebannt, in ihnen gefangen gewesen wäre, so hätte er jetzt längst erkennen müssen, daß seine Art des Dichtens, seine Forderungen an sich selbst jenen litterarischen Erwerb, der die Sicherheit seines eignen Daseins und die Zukunft seiner Familie verbürgt hätte, schlechthin ausschlossen. Die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde,“ die erfolgreichste aller seiner Arbeiten, hatte ihm doch nur wenige hundert Thaler eingebracht. Am Ende des Jahres 1858 sah er sich genötigt, sich des so lange festgehaltenen, mit seinen Erinnerungen und mit dem bescheiden Selbstgefühl, doch einen Fleck Erde sein zu nennen, verknüpften Besitztums, seines Gartens in Giesfeld, zu entäußern. Sein alter Schul- und Spieltkamerad Johannes Recknagel, der ihn wie jeder Giesfelder, der nach Dresden kam, im Jahre 1857 besucht hatte, war der glückliche Erwerber des Gartens, auf dem schon längst, durch das Bedürfnis des Dichters und seines Haushalts veranlaßt, mancherlei Lasten ruhten. Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundstück, das er freilich seit nun sechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, dessen Bild sich aber mit tausend geheimen Fäden aus seinem frühern in sein gegenwärtiges Dasein hinüberspann, fortan missen sollte. Die wenigen tausend Gulden, die der Garten ihm brachte, der letzte Rest seines Vermögens, konnten voraussichtlich die Sorge nur eine gewisse Zeit von der Schwelle des Dichters fernhalten, und Ludwig hoffte um so zuversichtlicher, daß ihm in dieser Zeit gelingen würde, ein großes Drama zu vollenden, als sich eben jetzt mitten zwischen den Shakespearestudien der poetische Trieb in seinem Blute mit

Macht wieder zu regen begann, und er Mut faßte, noch einmal, ein letztesmal die Bernauertragödie zu beginnen und auszugestalten. Und diesmal sollte es dem innersten Wesen und Sinn der Volksüberlieferung, dem eigentlichen Kern der ganzen Bernauergeschichte entsprechend wiederum eine verwegne Liebestragödie werden, die Darstellung und der tragische Ausgang „einer waghalsigen Liebe, deren süße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt wird,“ die Liebe zweier heißblütiger Menschen, „die sich gegen den Weltwillen verbinden, aber an ihm scheitern, denen die Gefahr den Liebesmut zum Trotz erhebt,“ sollte es die Darstellung einer frevelhaften aber schönen Liebe auf dem Hintergrunde einer heißblütigen Zeit voll sinnlicher Kraft und gewaltiger Leidenschaft werden. In voller Reife war der Dichter zu dem Gefühl und der Anschauung zurückgekehrt, die ihn in früher Jugendzeit mit einer gewissen Beseligung erfüllt hatte. Wer den allein abgeschlossenen ersten Akt dieser letzten Gestaltung mit dem immerhin genialen und farbenreichen Fragment von 1856 vergleicht, dem bleibt kein Zweifel, daß die mächtig sich regende Phantasie dem Dichter den rechten Weg wies, und daß einzelne Wendungen und Ausdrücke, in denen das allzu ausschließliche Studium Shakespeares zu Tage trat, leicht zu beseitigen gewesen wären.

In diesem Sommer von 1859 nahm das Leben des Dichters noch einmal einen frohern und wechselreichern Aufschwung. Das Gastspiel der genialen Wiener Tragödin Julie Rettich, die nicht versäumte, die Bekanntschaft des Dichters der „Maffabäer“ zu suchen, führte Ludwig wiederholt ins Dresdner Hoftheater, die Gespräche mit der bedeutenden Frau wirkten erfrischend und anregend, und so wenig Ludwig den Enthusiasmus der Wiener Hofchauspielerin für Friedrich Halm teilen konnte und mochte, so empfand er

die poetische Tiefe, die gewaltige Darstellungskraft der Künstlerin in ihren Gesprächen. Sie konnte ihm berichten, daß am Wiener Burgtheater die Wiederaufnahme seiner beiden Trauerspiele, des „Erbförsters“ und der „Malkabäer“ bevorstehe, sie konnte, was wenige Zeit später auch durch ihren jungen, für Ludwig leidenschaftlichen erglühenden und begeisterten Kollegen Josef Lewinsky geschah, im Namen Laubes die Bitte an Ludwig richten, dem Burgtheater bald ein neues fertiges Werk aus seiner Feder zur Darstellung anzuvertrauen. Damals durfte Ludwig im Nachklang der erlebten frohen Tage und mancher neuerweckten Hoffnung an Ambrunn berichten: „Für mich scheint sich in nicht zu weiter Ferne endlich eine heitere Aussicht in die Zukunft zu eröffnen. Darüber schreibe ich dir bald mehr. Werde mir nicht krank; bleibe jung, lieber Ambrosi, denn wir müssen noch sehr vergnügt mit einander sein. Ich freue mich schon auf meine künftige Arbeiten; ich bin wie eine rechte Mausfalle, die, wenn sie recht Mäuse fangen soll, nicht durch den Hunger sondern durch einen gewissen Übermut getrieben werden muß. Alle Arbeit läßt sich erzwingen und kann durch Anstrengung geraten, nur nicht die Art Arbeit, die schlecht ist, wenn sie Anstrengung verrät, die nur, indem sie des Arbeitenden Heiterkeit und Behagen wiederstrahlt, gut sein kann.“ (An Ambrunn, Dresden, 13. Oktober 1859.) In jenen Tagen und unter dem frischen Eindruck der günstigen Nachrichten die er über die Aufführungen des „Erbförsters“ (am 29. September) und der „Malkabäer“ (am 15. Oktober) erhielt, gestand der sich niemals Überschätzende sich dennoch ein: „Ich habe Grund, überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gefunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur

ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät.“ (Ludwigs Haushaltsender für 1859)

Niemand, dem das Herz für die Größe und Würde der deutschen Litteratur warm schlägt, und vollends niemand, der Otto Ludwig in der Geschichte seines Lebens kennen gelernt und erkannt hat, wird eine Niederschrift wie diese ohne ein Gefühl tiefer Trauer lesen. Es bleibt eine jener Unbegreiflichkeiten, für die man umsonst nach einer Erklärung sucht, daß es den zahlreichen und einflußreichen Freunden des Dichters nicht gelang, seine bescheidenen Wünsche nach mäßiger Sicherung seines Daseins, nach sorgenloser Entwicklung zu erfüllen. Wieder und wieder fragt man sich, ob es unter der ganzen Zahl der kunstsinnigen deutschen Fürsten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die so heiß ersehnte Unabhängigkeit des Geistes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, daß er trotz Krankheit und innern Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußern Bedrängnissen seines Lebens befreit worden? Wenn Dichterpensionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, so hätte dem Schöpfer der „Malkabäer“ und der unvergänglichen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ eine solche zu teil werden und zu gute kommen müssen; auch nur ein vollendetes, abgeschlossenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen. Bei den bescheidenen, auf das Notwendigste beschränkten Ansprüchen des Dichters und seiner Familie an das Leben würden wenige hundert Thaler jährlich, in einer Form dargeboten, die den berechtigten Stolz Ludwigs geehrt

und sein Zögern in der Ausführung und Vollen-
dung seiner dramatischen Pläne angespornt hätte, hingereicht
haben, das letzte Jahrzehnt des Dichters zu erhellen und
zu erquicken. Selbst wenn sich Ludwigs eigne Empfin-
dung getäuscht und die sein Leben wie sein Schaffen
bedrängende Krankheit keine frische Entfaltung, keine
endgiltige Gestaltung der Schöpfungen mehr zugelassen
hätte, die seine reiche Phantasie fort und fort erzeugte, so
hätte er schon mit dem bis dahin Geleisteten die Ehre
und die Hilfe eines solchen Jahrgehalts wohl verdient
gehabt. Es läßt sich nicht sagen, daß es in engern
Kreisen an Verständnis für den Wert des Mannes
und des Talents, an menschlich warmer Teilnahme
für die Lage des Dichters gefehlt hätte. Vor allen
Berthold Auerbach, Gustav Freytag und Julian
Schmidt bemühten sich angelegentlich, Ludwig ein regel-
mäßiges Einkommen zu sichern. Die eben ins Leben
tretende Schillerstiftung und die Liedgestiftung beeiferten
sich, aus ihren damals noch schmalen und beschränkten
Mitteln dem Dichter ihren Beistand zu bieten. Auch
der große, vom Prinzregenten und nachmaligen König
Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis wurde
Ludwig 1861 nachträglich für seine „Malkabäer“ zu-
teil. Schützte dies alles den Bedrängten vor der
schlimmsten Not und den härtesten Entbehrungen, so
kamen diese Beihilfen doch anfänglich zu unregelmäßig,
waren zu unzulänglich, um ihren eigensten Zweck zu
erreichen und ihn wirklich vor den dunkeln Gespenstern
der Lebenssorgen zu bewahren. In Ludwigs Gestirnen
stand es leider geschrieben, daß er auch in der härtesten
Lebensprüfung die stille Größe seiner Natur und die
makellose Reinheit seines Charakters erweisen sollte.



Leiden und Scheiden

Seit dem Beginn und namentlich seit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichsten Jahren seines Lebens nur allzu häufig ausgesetzt gewesen war, nicht nur häufiger, sondern verwandelten sich in einen dauernden Zustand des Leidens, der der Familie wie den Freunden des Dichters Anlaß zu Bekümmernissen und ernststen Befürchtungen gab. Hielt Ludwig selbst die Hoffnung aufrecht, wenn nicht völlig gesund zu werden, doch arbeitsfähig und lebensfrisch in seinem Sinne zu bleiben („Die Schmerzen haben mich viel gehemmt aber sie haben mich auch viel gefördert, sie haben mich genötigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen; sie haben mir gezeigt, daß alles Glück ist, was man dazu macht, und daß die besitzenswerteste Kunst die ist, die das vermag!“), flößten einzelne Wochen und Monate entschiedner Besserung auch seiner besorgten Umgebung wieder frohere Zuversicht ein, und blieb während der fünf Leidensjahre die geistige Klarheit und Frische, die milde, ernste Ruhe des Kranken immer gleich bewunderungswürdig, so war es doch im ganzen überschaut ein erschütternder, das tiefste Mitleid erweckender Zerstörungsprozeß, dem die Natur des Dichters nach wenig mehr als einem Lustrum erlag. Die Krankheit zeigte gleich ihren frühern Vorboten ein wunderbar wechselndes Gesicht und behielt vom ersten

bis zum letzten Tage entschieden etwas Räthselhaftes. Ludwigs Arzt Dr. Nyrer in Dresden erstattete darüber bald nach dem Tode des Dichters (im „Dresdner Journal“ 1865, Nr. 79) einen Bericht, von dem ein Theil auch in der biographischen Skizze Hendrichs (Nachlaßschriften Bd. 1, S. 118) mitgeteilt worden ist, und aus dem zunächst hervorging, daß Ludwig erst im Mai 1862 ärztliche Hilfe („aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Leistungen“) in Anspruch genommen hatte. „Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und sich auf die Gegend beschränkten, die der Lage der Leber entspricht und mit Schwellung derselben sich kombinirten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intensität begleitete Anfälle hatte Ludwig schon öfter gehabt. — Es war die Krankheit, die unter dem Namen Skorbut bekannt, bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auftrat. Große Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegung unmöglich. Da dieser Zustand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die irrige Meinung Fuß gefaßt und hat sich auch nach seinem Tode noch verbreitet, er leide an einer Rückenmarksaffectiön. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachsten zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, daß mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Er äußerte deshalb in unter diesen Umständen wunderbar humoristischer Weise, „daß sich seine Krankheit in den

Schwanz beiße.“ — „Meine Ansicht, daß er an Gallensteinen leide, wiewohl die Diagnose bei dem Fehlen einzelner fast stets bei dieser Krankheit sich einstellender Erscheinungen nicht als völlig gesichert anzusehen war, wurde durch die vielen bei der Sektion in den größern Gallenwegen der Leber und im Parenchym der Leber vorgefundenen Gallensteine bestätigt. Am ältesten ist die Gallensteinerkrankung; mit ihrem Auftreten im Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beschaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion in innerm Zusammenhange, die ihm jedenfalls die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundene Nervenschmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochenen Anfällen. — Lange noch, wie diese akuten Erscheinungen ihre Kraft verloren, schildert er das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des „Menschseins“ beginne. Zu einer Zeit war Ludwig durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, die häufig Begleiterin der rheumatischen Affektion ist, in Lebensgefahr. Während dieser Periode und der folgenden, welche einen fortschreitenden Verfall der Körperkräfte zeigte, war Ludwig im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan hatte er Schaffungskraft; ja es mußten sogar längere Besuche

seiner Freunde, längere Gespräche beschränkt werden, da eigentümliche nervöse Aufregungen ihnen stets folgten.

Keineswegs äußerte er sich in kleinmütigen Klagen über seine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs stets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zustand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unfäglichen Schmerzen die Herrschaft über den Körper geschwunden, das Bewußtsein aber klar war, daß der rege Geist durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendste Leiden eines seiner Familienglieder ihm die quälendsten Nächte bereitete, fügte er sich geduldig seinem trüben Lose. Diese Energie schöpfte er nicht allein aus seiner ihm natürlichen geistigen Stärke, sondern auch aus seiner echten, im reinsten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die so oft und so schön aus seinen Worten hervorleuchtete.“ —

Der Bericht des Arztes giebt weder ein vollständiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätselhafter Erscheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig sichtbar und fühlbar wurden. Doktor Myrer fügte selbst dem schon mitgetheilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongestionen nach dem Kopfe, Verdauungsstörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des fast bewegungslosen Liegens seines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhalische Erscheinungen“ eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen sei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geistes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete.“ Wer könnte zweifeln, daß diese wachsende geistige Erregtheit ihre Wurzel in dem rastlosen Drange des Dichters nach schöpferischer Bethätigung seiner Kraft und der beständig wieder schmerzvoll empfundenen

Unmöglichkeit hatte, sich diesem Drange unbekümmert zu überlassen? Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Hendrich melden mußte, daß seine Augen so unbrauchbar seien, daß er beim Lesen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchstaben grün macht und übereinander steigen läßt,“ wenn Auerbach ihn um Pfingsten 1863 schmerzlich resigniert sagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und also gehts nicht,“ und ihn in einem Zustande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar nichts halten konnte, „mit der linken höchstens ein Blatt Papier. Lesen kann er nicht, vorlesen lassen auch nicht, nichts als rauchen aus seiner langen auf dem Boden aufgestellten Pfeife“ (Berthold Auerbachs, Briefe an Jakob Auerbach. Band 1, Seite 260); wenn einzelne Besucher mitten im lebhaften Gespräch mit ihm schon aufs tiefste seine leibliche Hinfälligkeit schmerzlich empfanden, so waren das zunächst nur besonders ungünstige Momente, die von vielen bessern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlösenden Ausgang dieser Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung seines Nervenlebens, die keine andre geistige Fähigkeit aufzuheben schien, als die Willenskraft, die an einer bestimmten Stelle einsetzen, abschließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwischen der Macht der Phantasie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einsiedlerische Stimmung, die ihn selbst in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlassen und mit der Welt in Berührung treten können, in sein Zimmer und das Gärtchen vor seinem Hause bannte. Noch 1860 besuchte er in langen Zwischenräumen eine Theatervorstellung oder ein Konzert, entzückte sich am seelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder sah mit zweifelndem Erstaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauspielvirtuose wie Bogumil Dawison mit

Shakespeares charakteristischem Shylock vornahm. (In den „Shakespearestudien“ schrieb er darüber: „Gesehen Damisons Shylock. Eine fast edle tragische Gestalt ohne Fädeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle Haltung verloren ging.“) Nach 1861 setzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauses hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächststehenden seiner zahlreichen Besucher, die auch an schmerzvollen Tagen und solange es irgend anging Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 schon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten sich bei der wunderbaren Frische seines Geistes, der Vielseitigkeit seiner Theilnahme an allen höchsten und tiefsten Fragen der Kunst, bei dem Reiz der ungeminderten Schlagkraft und bei dem Ausdrucksreichtum seiner Gespräche noch jahrelang über seinen Zustand täuschen. Das Bedürfnis des Dichters, sich über seinen Zustand zu erheben, gab ihm eine Stärke, angesichts deren Fremde und Fernstehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Gesundheit und Schaffenskraft erstehen werde. Im eingehenden Gespräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur selbst, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andere vergessen. Berthold Auerbach in seinen Briefen an seinen Vetter Jakob, Josef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und später veröffentlichten „Gesprächen mit Otto Ludwig“ haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in seiner Anschauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lüde — gegenwärtig Professor der neuern Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule und Kunstakademie zu Dresden —, der seit dem Anfang der sechziger Jahre zu jenem kleinen Kreise jüngerer Künstler und Gelehrten gehörte, der

sich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeschlossen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gen und Ernst Schaller (der talentvolle, leider früh geschiedne Sohn von Ludwigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müssen. Professor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunsch auf das lebhafteste in mir rege geworden, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunsches verdankte ich meinen verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm persönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefster Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief schmerzlichen Empfindungen denke ich an diese Zeit zurück. Denn eine Zeit unsäglich schweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieser letzten Jahre.

Unauslöschlich ist mir sein Bild in die Seele geprägt. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas so Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim ersten Blick von ihr gefesselt ward: eine hohe, etwas gebeugte Gestalt, das große Haupt von langem, schwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Brust herabreichend, die Stirn über den ernsten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit seiner Natur gab sich in jedem seiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, gestattete ihm sein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später fesselte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten an-

berthalb Jahren vermochte er das Siechbett nicht mehr zu verlassen.

Auch in dieser letzten Passionszeit war er mit poetischen Plänen unausgesetzt beschäftigt. Eine Welt von poetischen Gedanken trug er noch in sich, die ans Licht wollte. Wenn der Dämon der Krankheit ihm einige Zeit Ruhe ließ, da erhob sich seine schöpferische Kraft wohl plötzlich und staunenswert mächtig, da entquollen ihr Bilder von überraschendem Glanz und Töne von wundervoller Tiefe und Innigkeit. Manches von dem, was er in dieser letzten Zeit geschrieben hat — namentlich einige Stellen in dem dramatischen Fragment „Tiberius Gracchus“ —, gehört ja zum Schönsten, was wir von seiner Hand besitzen. Alles aber blieb Bruchstück. Wer vermochte die innere Qual dieses edeln, mit dem hinsiechenden Körper vergeblich ringenden Geistes ganz nachzuempfinden. Er war noch so reich an großen Entwürfen, er hatte der Welt noch so viel zu sagen, und ihm war auferlegt, zu verstummen. Bewunderungswürdig war sein Dulden. Sein schwerstes und tiefstes Leiden hat er still in sich verschlossen; selten sprach er von seinem körperlichen Zustande; ein Wort der Klage habe ich nur einmal aus seinem Munde vernommen.

Schon lange bevor seine Krankheit in das letzte, gefährliche Stadium eintrat, waren seine Nerven so empfindlich und reizbar geworden, daß er, der musikalisch so Hochbegabte, auf das Anhören von Musik völlig verzichten mußte. Für diese Entsagung vermochte er sich freilich, wie er selbst sagte, schadlos zu halten. Er besaß die Partituren zu allen Mozartschen Opern, zur Bachschen Matthäus-Passion, zu Haydns und Beethovens Symphonien und zu zahlreichen andern Musikwerken. In den letzten Jahren waren sie auf einem Regal dicht an seiner Lagerstätte aufgestellt. Das Lesen der Partituren ersetzte ihm, wie er ver-

sicherte, fast vollkommen den Genuß einer orchestralen Aufführung. Noch in der letzten Zeit traf ich ihn mehrmals bei solcher Lektüre; von der auf seinem Bette liegenden Partitur aufblickend, sagte er lächelnd, er habe sich soeben ein schönes Konzert veranstaltet.

Mit der schlichtesten Liebenswürdigkeit war er jederzeit, wenn sein Zustand nur einigermaßen erträglich war, bereit und geneigt, im Gespräche sich mitzutheilen. Immer und sofort wendete er die Unterhaltung auf Gegenstände von ernster Bedeutung. Bisweilen sprach er zögernd, stockend, nach dem rechten Wort, suchend; dann folgte in der Regel plötzlich ein Ausdruck von schlagender, glänzender Willkür, der den Gegenstand, um den es sich handelte, in überraschendes Licht stellte. In der Zeit meiner ersten Besuche beschäftigten ihn vornehmlich die Shakespearestudien; manches Gespräch hatte nur Shakespeare zum Inhalt. Der Stil der großen Tragödie war damals das Ziel, auf das Ludwig sein ganzes Denken und Dichten gerichtet hatte; an Shakespeare strebte er die künstlerischen Gesetze dieses Stils zu ergründen. Mit besonderer Vorliebe, in immer neuen geistreichen Wendungen, kam er in der Unterhaltung auf Shakespeares staunenswerte Kunst im poetischen Ausdruck der Affekte und Leidenschaften zu sprechen; in der Wirklichkeit äußere sich der Affekt in der höchsten Steigerung eigentlich nur in Interjektionen; Shakespeare mache den Affekt auch in solchen Momenten berechtigt, und bewunderungswürdig sei, wie die poetische Sprache, in die er den Naturlaut übersehe, so völlig den Klang, die Färbung des Naturlauts behalte; die verschiedenartige Bewegung der Affekte spiegle sich selbst im Rhythmus des Verses. In dem ersten Monolog Hamlets bewege sich der Vers stoßweise, in kurzen Intervallen, wie das Atmen des Seufzenden. Von sich selbst sagte Ludwig, er sei im Ausdrucke des Affekts früher häufig zu natura-

listisch lakonisch gewesen. Dieser Lakonismus wirkte be-
 klemmend, während jene poetische Beredsamkeit, indem
 sie zur Mitleidenschaft hinreißt, zugleich eine befreiende
 Wirkung ausübt. Die dichterische Kunst Shakespeares
 in der Sprache, in der Zeichnung der Charaktere, in
 der Führung der Handlung, das eigentlich Künstlerische
 in Shakespeare war der Punkt, auf den es Ludwig
 abgesehen hatte, und aus seinen schon früher veröffent-
 lichten Shakespearestudien ist ja bekannt, mit wie
 genialem Scharfblick er hier überall in die Tiefe drang,
 wie geistvoll er die wichtigsten Momente in Shakespeares
 Kunst erläutert hat. Freilich wohl hat ihn die Be-
 wunderung Shakespeares in der Beurteilung anders-
 gearteter Geister vielfach auf das offenbarste ungerecht
 gemacht. Auch ist wohl richtig, daß er sich bei diesen
 Studien nicht selten mit einer gewissen Leidenschaftlich-
 keit in ein grüblerisches Sinnen verlor, das für ihn
 selbst etwas Lähmendes hatte. Eine Zeit lang hatte
 sich das Leidenschaftliche seiner Natur sozusagen in
 die Reflexion geworfen, sodaß seine produktive Kraft
 darunter zu leiden begann. Er selbst bekannte, er habe
 sich an dem großen Problem zu Zeiten müde gesonnen.
 Den unermesslichen Gewinn, den er aus diesen Studien
 geschöpft hatte, sollte er in einem vollkommen abge-
 schlossenen Werke nicht mehr zu verwerten imstande
 sein. In schmerzlichster Erinnerung sind mir die
 Worte, in denen ich Ludwig — es war in den letzten
 Jahren — jenes einzige mal über seinen Zustand
 klagte hörte. „Ich fühle“, sagte er, „daß ich nichts
 mehr werde vollenden können; die Mittel, die Instru-
 mente habe ich in der Hand und kann sie nicht an-
 wenden.“

Von seinen Arbeiten wendete sich das Gespräch
 nicht selten auf das Gebiet der bildenden Kunst. Das
 Interesse an ihr war in Ludwigs Natur tief begrün-
 det. Staunenswert fest und sicher waren die Ein-

drücke, die er von Werken der Malerei sowohl, wie der Plastik empfing. Sein Formengedächtnis war von merkwürdiger Kraft. Die Dresdner Galerie hatte er, als ich ihn kennen lernte, wegen seines körperlichen Befindens lange Jahre nicht besucht, gleichwohl bewahrte er von einer überraschend großen Zahl von Gemälden die bestimmteste, bis in die einzelsten Züge deutliche Vorstellung. Er hatte die Gemälde, wie er sagte, auswendig gelernt. Häufig war der Eindruck, den er von bildnerischen Werken hatte, so stark, daß er sie lange in der Deutlichkeit von Hallucinationen vor sich sah. Von Rubens berühmter Kreuzabnahme, von der ihm ein Freund eine Photographie gebracht hatte, erzählte er, daß sich ihm das Bild beim Lesen lange Zeit wie körperlich zwischen Schrift und Auge gedrängt und die Zeilen des Buches verdeckt habe. — Als ein Zeugnis für die ungewöhnliche Stärke seines Farbengefühls kann schon jenes interessante Bekenntnis Ludwigs über das „Formen- und Farbenspektrum“ gelten, in dem er in den Shakespearestudien die Entstehung seiner poetischen Gestalten schildert. Die großen Koloristen der italienischen und niederländischen Schule hat er stets am meisten bewundert. Von Tizians Gemälden in der Dresdner Galerie war die sogenannte „Gefegnete“, von der er eine treffliche farbige Kopie besaß, sein Lieblingsbild. Er erzählte, es habe sich ihm oftmals von solchen koloristischen Meisterwerken die farbige Stimmung gleichsam abgelöst, sie sei gewissermaßen selbständig geworden und habe seine Phantasie auf das mannigfachste poetisch befruchtet.

Die Gabe des künstlerischen Sehens, die bei Ludwig in so hohem Maße entwickelt war, hatte, wie natürlich, zu ihrer Voraussetzung eine tiefe Empfänglichkeit für alle Eindrücke der äußern Welt. Sein realistischer Blick, die Schärfe der Beobachtung von

Menschen und Dingen, die aus seinen Dichtungen in so packenden Zügen spricht, diese geistige Energie in der Erfassung der Außenwelt erscheint doppelt bewunderungswürdig, wenn man weiß, wie sehr er von Jugend auf geneigt war, einsam und auf sich selbst zurückgezogen zu leben. Mit der Natur und der ganzen Außenwelt stand dieser *uomo singolare*, wie die Italiener der Renaissance ihn genannt haben würden, in einem — man möchte sagen — geheimnisvoll innigen Verkehr; ein wunderbar inniges „Mitleben mit und an allen Dingen,“ wie es Jacob Burckhardt an einem großen Meister der bildenden Künste rühmt, war die Quelle, aus der das intensive Leben seiner dichterischen Schöpfungen floss. — Von den Eindrücken seiner Jugendzeit in der thüringischen Heimat sagte er, sie seien ihm eine Fundgrube von dichterischen Motiven, die sich nicht ausschöpfen lasse. Bisweilen — es ist das öfters bemerkt worden — hat man bei Ludwigs Dichtungen den Eindruck, als wolle die Macht der Empfindung, die wie ein heißer Strom in ihnen pulsiert, die künstlerische Form gleichsam zersprengen. So mächtig seine Gestaltungskraft war, bisweilen scheint es, als habe er seine eigne Empfindung und die Geschöpfe seiner Phantasie nicht mit voller künstlerischer Freiheit zu beherrschen vermocht. Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe, daß die Isolirtheit und Eingeschlossenheit der Existenz, die dichterischen Naturen den Ernst, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahre, sie nicht selten hindere, zu einer vollen Freiheit und Ruhe der künstlerischen Gestaltung zu gelangen. Vielleicht darf man sagen, daß auch Ludwigs dichterisches Schicksal von Anfang an auf ähnliche Weise bedingt war.“ —

Hermann Lüders Aufzeichnungen spiegeln treu den Eindruck, den die mit Ludwig näher Verkehrenden auch in dessen Leidensjahren fort und fort empfangen. Nur

selten getrübte Klarheit des Geistes, männliche, flagelose Ergebung in ein Geschick, von dem Julian Schmidt mit allem Recht sagen mochte, daß „der gute Weltgeist mit Ludwigs Gliedmaßen abgeschmackte Experimente vorgenommen habe,“ und unablässige geistige Arbeit, so lange, ja oft länger als ein Widerstand gegen die Wucht körperlicher Schmerzen und Ermattung möglich war, blieben die Mittel, durch die sich der Dichter als eine lebendige, in ihrem verengten Kreise mächtig wirksame Persönlichkeit aufrecht erhielt. Als geistige Arbeit aber nahmen die Shakespearestudien um so mehr von Ludwigs Zeit und vom Rest seiner Kraft Besitz, als die eigentümliche Art, in der er, sie betrieb, sich mit den wechselnden Zuständen seines kranken Körpers und mit den längern Unterbrechungen, zu denen er gezwungen war, am ehesten vereinigen ließen. Die Niederschriften, die er schon im Jahre 1855 begonnen und von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr fortgesetzt hatte, wuchsen im letzten Lustrum seines Lebens unablässig an, und so oft er auch jetzt noch den Vorsatz faßte, sie mit der schaffenden Thätigkeit zu vertauschen, so emsig er Seiten auf Seiten in den kritischen Betrachtungen der Studien selbst oder neben ihnen, in besondern Planheften, mit detaillierten Entwürfen künftiger dramatischer Werke in immer enger und gedrängter werdender Handschrift bedeckte, so entzog er sich damit dem dämonischen Einfluß einer ihn beherrschenden krankhaften Vorstellung je länger um so weniger. Nicht das war das Ängstliche bei diesen unablässig erneuerten Bemühungen, daß sich dem Dichter die Wertverhältnisse aller andern Dichtungen gegenüber Shakespeares gewaltiger Kunst verrückten, daß er vielleicht nur darum oder doch mit darum Gerwinus Buch über Shakespeare so hoch pries, weil dieser in ähnlicher Einseitigkeit befangen war —, was Ludwig an Genuß und Erkenntnis andrer Dichter verlor, ge-

wann er vielleicht doppelt an Genuß und Erkenntnis Shakespeares. Auch das Bedenken war gering anzuschlagen, daß er bei dem rastlosen Umwandeln des britischen Dichterkolosses auf Seitenpfade geriet, die nicht seine eigensten Wege waren, und daß er uns gelegentlich „durch einen Erklärungsversuch befremdet, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann.“ (H. v. Treitschke, Aufsätze, Bd. 1, S. 455) Das wäre doch immer nur ein Mangel der „Shakespearestudien“ gewesen, der vor der Veröffentlichung beseitigt, oder wenn nicht beseitigt, erörtert werden mochte. Die krankhafte Vorstellung lag darin, daß sich Ludwig mit jeder neuen Einsicht in die Kompositionsgeheimnisse Shakespeares gedrungen fühlte, eine neue Umwälzung seines eignen poetischen Menschen vorzunehmen, daß ihm unter dem Gewicht der grüblerischen Reflexion über Shakespeare und seine Vollendung zu Zeiten die einfache Wahrheit entchwand, daß auch im kunstvollendetesten und mustergiltigsten Dichter ein flüchtiges und flüssiges Element, ein subjektives Etwas bleibt, das wohl empfunden und genossen, aber in keine ästhetische und dramaturgische Formel gebannt werden kann, das sich der greifbaren und praktischen Verwertung entzieht. Wenn irgendwo, so machten sich die Wirkungen der Krankheit in der an Eigensinn grenzenden Beharrlichkeit geltend, mit der von Vierteljahr zu Vierteljahr der kranke Dichter zu seinen Shakespearestudien zurückgriff und immer aufs neue erwartete, den Zielpunkt für diese Studien zu finden, der natürlich immer weiter hinausrückte und noch in grauer Ferne lag, als der Sterbende die letzten Blätter mit kaum leserlichen Untersuchungen über die Skala von Vorstellung, Gefühl, Bewegungsdrang und Handlung bei Shakespeare oder über die Cäsuren der Shakespearischen Verse bedeckte. Die ohnehin zu starke Neigung Ludwigs zur Selbst-

beobachtung, zur kritischen Belaurung seiner schöpferischen Regungen wurde durch die Beschäftigung mit den Shakespearestudien und den in jedem Augenblick wachen Vergleich der erst in der Phantasie entstandenen und noch nicht verkörperten Werke mit Shakespeares Dichtungen sehr wesentlich gesteigert.

Der einsame Denker glich zuletzt in seinem Verhältnis zu Shakespeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erschlossen und erschließbar sind, hinabgestiegen, ganz wohl weiß, daß er den Gluttern der Erde nicht erreichen noch erspähen kann, der aber ein geheimes Gelüst, auch dies zu versuchen, nicht überwinden will. Bei jeder neuen Ausfahrt bringt er noch kostbares Metall zu Tage, das er unbefriedigt um sich her häuft; aber alsbald treibt es ihn wieder hinab, den unmöglichen Versuch zu erneuern. Man darf wohl sagen, daß diese grüblerische Lust mit dem Wachsen der Krankheit gleichfalls wuchs, was freilich nicht hinderte, daß Ludwig an einzelnen Tagen die ganze Gefahr, die ihm daraus erwuchs, vollkommen übersah und in einzelnen Monaten mit der Macht seiner Phantasie den übermächtig gewordenen Reflexionstrieb vollständig besiegte. Zu Anfang der sechziger Jahre faßte er den Plan, sich durch eine Redaktion und Veröffentlichung der Hauptgedankenzüge und der Hauptresultate seiner tagebuchartigen und ungeordneten Niederschriften von ihnen zu erlösen; da aber auch diese Arbeit eine längere schmerzensfreie Zeit erfordert hätte, als ihm damals zu teil wurde, so unterblieb auch dies, und Ludwig versenkte sich immer von neuem in seine Forschungen und Betrachtungen, die, ihm unbewußt, sogar die Färbung seiner Gesundheitsumstände annahmen. Fühlte sich der Leidende einigermaßen frischer und freier, so durchdrang der ursprüngliche Gedanke die Shakespearestudien, daß sie Hilfsmittel und Handhaben seiner künstlerischen Selbstbildung werden sollten; überwältigte den

Dichter das Bewußtsein seines aussichtslosen Siechtums, so deuchte ihm wohl gegenüber der Herrlichkeit und staunenswerten Vollendung des Shakespearischen Dramas alles eigne Schaffen, namentlich in so ungünstiger Zeit, der helle Überfluß. Doch ist es bezeichnend ebensowohl für die unverwüßliche Macht des schöpferischen Triebes in Ludwig, wie für die Klarheit, zu der sich sein Geist immer wieder durchrang, daß gerade in den letzten beiden Leidensjahren sich schöpferische Anläufe zwischen die immer grüblerischer und unlösbarer werdenden Fragen drängten, die dem rastlos sinnenden Kranken aus jeder neuen Lektüre des „Othello“ oder „Coriolan“ hervorquollen.

Der objektive Werth der „Shakespearestudien“, die Fülle der in ihnen aufgespeicherten genialen Erkenntnisse und tiefreichenden Beobachtungen, wird durch die schmerzliche Einsicht nicht gemindert, daß sie für den Dichter persönlich nicht erfüllten, was er ursprünglich von ihnen gehofft hatte. Denn für gewisse Geister und Bildungsrichtungen stehen die kritischen Untersuchungen und Offenbarungen Ludwigs selbst höher, als seine dichterischen Schöpfungen. Ein Ehrenplatz in der dramaturgischen und aesthetischen Litteratur mußte ihnen bei ihrer ersten Veröffentlichung sofort eingeräumt und wird ihnen nie wieder bestritten werden. Wenn Ludwig in spätern Jahren selbst Hoffnungen für seine Familie auf diese geistige Hinterlassenschaft setzte, so täuschte er sich wahrlich nicht über den Reichthum ihres Inhalts, sondern allein über die Empfänglichkeit weiter Kreise für diese wunderbaren Zeugnisse tiefsten Künstlerernstes und schöpferischer Kritik.

Im Beginn der Leidensjahre machte bei Ludwig gelegentlich noch der Wunsch auf, sich durch Verzichtleistung auf seine höchsten künstlerischen Forderungen dem Druck der Sorge zu entwinden, der außer dem Druck der Krankheit auf ihm und seiner Familie lag. Dann

schrieb er wohl mitten in die Shafespearestudien hinein: „Ich bin auf einen Entschluß gekommen, der mir wieder neuen Lebensmut bringen muß, wenn es mir gelingt, über die Kluft glücklich hinüberzukommen, die tiefer und weiter vor mir gähnt als vorher. Es geht so nicht länger fort. Ich muß wenigstens so lange meine Arbeit zu einem Geschäfte machen, bis ich ein Kapital erarbeitet, groß genug, um dann mit Gemütsruhe wieder an ein wirklich Dichterwerk zu gehen. — Was ich poetisch wollte, liegt vom Zeitgeschmacke des Augenblicks ab, ist aber in einem tiefen, noch nicht genug erkannten Bedürfnisse des Jahrhunderts begründet und müßte sich allmählich siegend durchsetzen. Aber nicht, wenn das allzu augenblickliche Anpochen der Not Stimmung und Kraft, die ohnehin meine Kränklichkeit mir sparsam zumißt, paralyßiert, und die Nötigung, zu borgen, den ganzen Menschen, den poetischen zumeist, vor sich selbst erniedrigt. — Das geht nicht mehr. Ich muß es wagen, meine poetische Kraft in Gefahr zu setzen und meine höchsten Pläne für immer aus den Augen zu lassen. — Gesetz: „jeden Tag muß ich, sei es an Erzählendem oder Kritischem, soviel niederschreiben, daß ich wenigstens zwei bis drei Thaler damit erwerbe.“ Doch unmittelbar neben der Niederschrift dieses Vorsatzes steht das erschütternde Bekenntnis: „Auf diese Weise, wie hier neben, mache ich, wenn ich wohl bin, Rechnung ohne den Wirt und vergesse, wie wenig ich auf Fortdauer dieses Wohlseins rechnen darf. Dies schrieb ich vorgestern, und heute bin ich kaum imstande, mich nur wach zu halten, so hat Rheuma mir den Kopf bis in den Nacken eingenommen; vorgestern besaß ich geistige Gewandtheit, der keine Wendung zu schwer erschien, eine ganze Arbeit übersah ich in Klarheit bis in das kleinste Detail, heute kann ich mich kaum entsinnen, wovon die Arbeit überhaupt handelt, und aus dem vergebliehen Sinnen wird immer wieder wacher

oder wirklicher Schlaf, gänzliche Gedankenlosigkeit. O, das ist schlimm für Frau und Kinder; es wäre es noch mehr für mich, wenn ich mir die Sache klar vorstellen könnte." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, S. 99) Ungefähr um diese Zeit richtete Ludwig einen längern Brief an den Dresdner Verlagsbuchhändler Runze, in dem er den Plan darlegte, aus der Fülle seiner dramatischen Entwürfe ein Novellenbuch zu gestalten und so gleichsam den umgekehrten Weg Shakespeares einzuschlagen, der aus Novellen Dramen herausgebildet hatte. Zwar fuhr Auerbach auf der Stelle mit freundschaftlichem Eifer dazwischen und schrieb ihm: „Thu ja nie etwas derartiges ganz allein für dich, du weißt, daß du es dabei immer verfehlt hast, und daß ich Glück für dich hatte, und ich bin, wo ich sei, nach wie vor bereit, dein curator honorum oder Kommissionär zu sein, wie du es nennen willst.“ (Auerbach an Otto Ludwig, Berlin, 10. April 1861) Er ermahnte zu gleicher Zeit den Freund, sich wiederum der Erzählung zuzuwenden: „Ich habe dich ja immer beim Dramatischen festhalten wollen, du bist der einzige, der Theater und Poesie einen könnte; aber wenns nicht geht, dürfen wir uns nicht ewig mit Intentionen tragen, wir müssen dem zur Hand sein, was der Tag giebt und erheischt.“ Doch Ludwig überzeugte sich rasch, daß die Novellen, die er seinen dramatischen Entwürfen und Bruchstücken abgewinnen konnte (er begann wirklich, Agnes Bernauer wie er sie schaute, in erzählende Form zu gießen), nicht einmal das ärmliche Bedürfnis des Augenblicks decken würden, und mußte sich eingestehen, daß ihm für die moderne Erzählung das Detail des gewöhnlichen Lebens ganz fremd, bis zum Lächerlichen fremd geworden sei. Selbst Auerbach mußte sich, als er 1863 den schon erwähnten mehrtägigen Pfingstbesuch in Dresden und bei Otto Ludwig abstattete, überzeugen, daß es nutz-

loß sei, den schwer Leidenden zum Arbeiten in seinem Sinne, unmittelbar für die Buchdruckerpresse, aufzustacheln. „Wenn ich Ludwig reden höre,“ meldete er seinem Vetter, dem Frankfurter Rabbiner, „meine ich, er müßte das diktierend zu einer Arbeit zusammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich bald wieder inne und lenke ein, ich meine, ich sehe die Schmerzenszüge seiner Seele, die solche Zumutung doppelt schwer empfindet.“ (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Bd. I, S. 264)

Wohl hatte angesichts dieser Lage Auerbach mit dem Stoßseufzer recht: „Was ist Leben? Es ist der Frühling so hell, und da liegt der herrliche Freund, und hat das herrlichste Empfinden in sich, und kann es nicht artikuliren,“ aber auch der kranke Dichter war im Recht, wenn er, wie die Dinge einmal lagen, den Rest seiner Kraft und die schmerzfreien Tage, auf die er noch hoffte, nur mehr für seine dramatischen Pläne einsetzen wollte. So oft es ihm gelang, den Ring der Reflexion zu sprengen, den sein Shakespearestudium beengend, ja manchmal pressend um ihn legte, so oft waren es dramatische Handlungen und dramatische Gestalten, die er vor Augen schaute, und denen er in stummer Freude am erstehenden Leben folgte, bis die Bilder wie die Gestalten ihm wieder entschwanden und ihm nur Hoffnung auf ihre Rückkehr ließen. Auch die wenigen äußern Eindrücke, die noch in sein stilles Krankenzimmer drangen, schlossen meist eine Mahnung in sich, daß sein Talent dem darniederliegenden deutschen Drama großes verheißen habe. Die letzte Freundschaft, die Ludwig gegen den Ausgang seines Lebens hin schloß, war die mit Josef Lewinsky, einem der Darsteller, die es ganz begriffen haben, daß die große Schauspielkunst nur im engsten Bunde mit der schöpferischen Dichtung gedeiht, und

dessen enthusiastische Bewunderung Ludwigs nicht sporadisch müßig, sondern unablässig und werktthätig war. Wenn ihm Lewinský im Winter 1862 nach einer Neuaufführung der „Malkabäer“ im Wiener Hofburgtheater meldete: „Mein teuerster Freund! Soeben komme ich aus dem Theater, und trunken von der Schönheit des heutigen Abends, erhoben von dem ungeheuern Eindruck, welchen die „Malkabäer“ auf die gedrängte Menge der Zuschauer hervorgerufen, kann ich in der Freude meines vollen Herzens es nicht über mich gewinnen, davon zu schweigen. Und so sage ich Ihnen denn, daß Ihr Werk heute das Haus bis an den Giebel füllte, und die Menschen halb in der Luft schwebend Ihr großes Wort vernahmen und durch das ganze Stück hindurch mit einem wahren Enthusiasmus erfüllt waren, und der riesenhafte fünfte Akt der wehevollen Stimmung die Krone aufsetzte. Ach, warum kann ich Sie und Ihre liebe Frau an solchen Abenden nicht herzaubern“ (Lewinský an Otto Ludwig, Wien, 21. Dezember 1862), wachten bei Ludwig die sehnfüchtigen Wünsche nach freiem Schaffen wieder auf. Und wenn der warmherzige Künstler die schönen Kinder des Freundes grüßen und ihnen sagen ließ, „sie mögen Gott täglich bitten, daß er ihrem Vater Kraft und Gesundheit gebe zu ihrem Heile und zum Heile des ganzen deutschen Vaterlandes; ich bitte meinen Gott oft darum“ (Wien, am 10. Februar 1863), so wallte wohl in Ludwigs Seele ein Hoffen auf, daß er Kraft auch ohne Gesundheit an den Tag legen könnte, und er ließ dann im Geiste die Reihe seiner ältern und neuern dramatischen Pläne an sich vorüberziehen, die keineswegs in den verstaubten Planheften endgiltig begraben waren, sondern von Zeit zu Zeit auferstanden.

An die Ausführung gewisser Entwürfe aus der Zeit vor den „Malkabäern“ dachte Ludwig jetzt wohl nicht mehr, „Jub Süß“ oder „Der Jakobsstab,“ „Armin“

und „Der Sandwirt Hofer“ lagen hinter ihm. Aber die beiden am weitesten vorgerückten seiner unvollendeten Tragödien „Agnes Bernauer“ und „Marino Falieri“ traten immer aufs neue wieder in seine Phantasie; an den beiden gewaltigen und vielleicht eigentümlichsten Plänen zum „Albrecht von Waldstein“ und zur „Maria Stuart“ (König Darnleys Tod) konnte er niemals aufhören zu schaffen, und ihre Gestalten beunruhigten selbst Ludwigs Träume. Dazu hatten sich in den ersten sechziger Jahren die gleichfalls mit Herzblut getränkten, in der rastlosen Phantasie des Dichters vielmals wiedergeborenen, in der reflektierenden Erwägung immer wieder umgebildeten Schauspielpläne „Die Freunde von Imola“ und „Camiola“ („Die Kaufmannstochter von Messina“) gesellt.

Im Jahre 1862 war in Gissfeld der alte langjährige Vertraute Ludwigs, L. Ambrunn, gestorben. In dankbarer Anhänglichkeit hatte Ludwig, dem das Brieffschreiben bis zuletzt ein Opfer war, dem Alten fortgesetzt über seine Erlebnisse und Pläne berichtet, ja mit rührender Sorgfalt selbst dessen kleinstädtischen Neuigkeitsdurst befriedigt und ihm zum Beispiel längere Beschreibungen des Dresdner Schillerfestes von 1859 oder der feierlichen Bestattung Ernst Rietschels im Februar 1861 gemacht. Auch noch unmittelbar vor dem Tode des alten Freundes, als ihm der Sohn Ludwig Ambrunns, Christian Ambrunn, vom Zustande seines Vaters Meldung machte und ihn fragte, ob er mit diesem noch etwas in seinen Vermögensangelegenheiten zu ordnen hätte, antwortete Ludwig (Dresden, 20. Febr. 1862) nur: „Wir wollen uns über ihm vergeffen und wünschen, daß er schmerzlos und ohne Kämpfe vollends verlösche. Um dazu mein Scherflein, so wenig es ist, beizutragen, schließe ich einen Brief ein, der an ihn gerichtet ist und keinen andern Zweck hat, als dazu zu helfen, daß unser guter Papa in

heitern Gedanken entschlummere. — Allerdings habe ich noch keine Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens, welche ihm bis zum Verkauf meines Gartens überlassen war. Ich möchte aber nicht, daß er durch ein derartiges Verlangen über die wahre Natur seines Unwohlseins aufgeklärt würde und in seinem still allmählichen Übergange gestört." So liebevoll und mild besorgt um das Befinden aller andern, ihm Nahestehenden, blieb Ludwig auch in seinen schweren Leidensjahren. Immer wieder erhob er sich um der Seinigen willen über die Mutlosigkeit, die im Gefolge seiner Krankheit eintrat, und nur dem verschwiegnen Papier der Shakespearestudien vertraute er Aussprüche wie „Eigentlich wohl ist der Mangel an Selbstvertrauen der Hauptgrund, warum ich nichts vor mich bringe. Dieser Mangel ist der Begleiter meines chronischen Übels." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, Seite 57)

Es kann zu nichts frommen, die Einzelheiten des Ganges seiner Krankheit aufzuzählen. Der kümmerlichen Genesung folgte fast regelmäßig der schwerere Rückfall. Er blieb bemüht, die besorgt teilnehmenden Freunde über die augenblickliche Lage zu beruhigen, wie er denn an Lewinsky schrieb: „Meine Übel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hegt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöst wird. So, stets absorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

In trübem Gegensatz zu diesen Beschwichigungsworten, aus denen gleichwohl ein tiefes seelisches Leid herausklingt, stehen einzelne Aufzeichnungen der letzten

„Hauskalender“ des Dichters. Am 1. Februar 1863 schrieb er, daß er „auf Stühlen liegen müsse,“ am 12. des gleichen Monats, daß er nunmehr das Liegen auf dem Sofa ertragen könne, am 12. September: „Um diese Zeit bin ich zum erstenmale wieder aufgetreten, die ersten Tage einen Gang um den Tisch gethan, von zwei Stöcken und meiner Frau gehalten, weil ich das Gleichgewicht zu finden noch nicht vermochte.“ Aber auch dies Wiederauftreten sollte nur wenige Monate währen, mit dem Eintritt des Jahres 1864 trat die letzte Periode seiner Krankheit ein, in der er das Lager nicht mehr verlassen konnte — das Leiden war durch die unablässigen Wiederholungen bedenklich und gefährlich geworden. Jetzt erschien der schöne stattliche Mann als die Leidensgestalt, deren sich die Besucher der letzten Jahre erinnern. Auerbach fand schon 1863: „Der großartige Kopf ist noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar, die Löwenmähne, an den Füßen aber sieht es aus, wie wenn man Hosen über zwei Stöcke zöge.“ Hendrich schilderte die prachtvoll gewölbte, nunmehr tief durchfurchte Stirn, das dunkle bis zuletzt volle Haar, die milden, treuherzigen Augen des echten Rembrandtkopfes, „die der hinfalligen edeln Gestalt etwas unbeschreiblich Hoheitsvolles und Verklärtes“ gaben, Rektor Klee sagte: „Sein Kopf sieht immer aus, als ob er jedes Gedankens an Schwachheit und Kleinheit spottete.“ Wie echt und typisch der Ausdruck des tragischen Dichters in diesem Kopfe vorherrschte, davon sollte mir im Frühling 1890 auf einer Reise in Italien die wundersamste Offenbarung zu teil werden. Als ich mit meiner Frau durch die Säle des Nationalmuseums (Museo borbonico) in Neapel ging, fiel mir plötzlich eine Büste in die Augen. Indem ich den Blick meiner Frau nach ihr lenkte und sie fragte: „Wer ist das, oder wer scheint das zu sein?“ gab sie mir ohne Besinnen zurück:

Otto Ludwig! Als wir nun erst den Katalog befragten, erwies sich, daß wir eine Euripidesbüste vor uns hatten!

Daß es immer einsamer um den Kranken wurde, schloß nicht aus, daß er sich nach wie vor, so oft es der Arzt nur gestattete, des geistig lebendigen Verkehrs mit den bewährten Freunden erfreute. Die Abgeschiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und selbst vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wissenden und Klarsehenden eine tiefe Bedeutung für das Gesamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Existenz eines Dichters von seiner innern Macht und seiner künstlerischen Anschauung blieb ein Zeugniß dafür, daß der deutschen Litteratur trotz verhängnisvoller und ungünstiger Zeitumstände weder das künstlerische Gewissen noch die Kraft selbständigen Geisteslebens völlig abhanden gekommen sei. Die Umstände fügten es außerdem, daß der franke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen Aufschwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Wendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlassen, 1861 war Ernst Rietschel gestorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Augusts immer rascher zu Ende, und Otto Ludwig war in seiner schlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an diese schönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange sein lebendiges Wort zu den ernstern Naturen sprach, die ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten, wirkte er auch auf seine unmittelbare Umgebung.

Auch ein Wohnungswechsel blieb ihm in der letzten Zeit nicht erspart; im Oktober 1864 siedelte er nach der Pillnitzerstraße 27 f, vor dem Schlage, über. Damals war es, wo er eine Kiste voll größtenteils älterer Handschriften, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Hendrichs Fürbitte für die Er-

haltung dieser Handschriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, daß er schon oft gegen seine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen stehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen.“

In der neuen Wohnung erneuerte sich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erschöpft, aber geistig stark rang er gegen die Wogen, die über ihm zusammenschlagen wollten. Ohne Trost und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am bessern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter schreibt in seinem Tagebuche von 1865: „Hendrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübsche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzschnittblatt „Johannisfest,“ an dem er seine besondre Freude hatte. Ja, der alte Bursche mit der Rose auf der Mütze, der sich über die Kinder freut und in seiner wackligen Figur doch noch seine Amtswürde zeigt, das ist die hohe Einfalt der Natur.“ (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Fünfte Aufl., 1890. Bd. 2, S. 139) Und Hendrich selbst fügt der Erzählung von diesem Vorgang in seiner biographischen Skizze in den „Nachlaßschriften“ (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das ist noch einer, so sprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wirds keiner mehr so können. Sieh da, und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfestbild des Meisters — nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das ist die echte Bescheidenheit in der Kunst.“

Die Äußerung Ludwigs wurde an seinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters gethan. Als er sie that, war er nicht nur wieder bei seinen Shakespearestudien, deren

letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, sondern ein wunderfames freundlich-feindliches Geschick hatte ihm einen letzten Aufschwung seines poetischen Genius gegönnt. In den letzten Monaten seines irdischen Lebens gestaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus“ und vollendete den wunderbar schönen und ergreifenden ersten Akt dieses Werkes, der weihervoll wie der Torso einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geschiedenen Bildners steht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erscheint. Todesahnung, Todeswehmuth in goldenster Fassung zittert durch die Verse:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen“ Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens ward er auf dem Trinitätsfriedhof der Altstadt Dresden bestattet. An seinem Grabe vereinten sich seine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreisen Dresdens, Gustav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geschiednen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Ed. Duboc und Heyndrich sprachen Gedichte zu seinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieser Totenfeier fühlten in dem Ernst jener Wintermorgenstunde, wie viel dem Toten, den man hinabsenkte, das Leben schuldig geblieben sei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Josef Lewinsky, Gustav Freytag, Max Jordan, Eduard

Duboc und andere blieben auch der Familie, was sie dem Dichter gewesen waren, standen der tiefgebeugten Wittwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

Die Hinterlassenen Ludwigs waren später auf die bescheidenen Erträge der vereinzeltten Wiederaufführungen seiner Dramen „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, auf die geringen Einnahmen der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke“ 1870, der Shakespearestudien 1872 und auf eine mäßige Pension der deutschen Schillerstiftung, die berechtigte, die die Schillerstiftung jemals verliehen hat, angewiesen. Seine Wittwe Frau Emilie Ludwig und seine Tochter Cordelia, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider schon in den ersten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebenen musikalischen Studien diesen in Folge einer Überanstrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künstlerischer Entwicklung erforderlich gewesen wäre, leben dem Andenken des Vaters und Vaters in Dresden, an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Erfolge verbracht hatte. Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geschick im Gegensatz zu dem Vater, dessen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantasie in räumlicher Enge verlief, in transatlantische Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der schon als Kind einen unbefiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunsch seiner Mutter das Gymnasium absolvierte, konnte in spätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerstehen und siedelte, nachdem er sich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Brasilien (Rio Grande do Sul) über, woselbst er in dem ersten dortigen Handelshause eine seinen Neigungen und Talenten entsprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Universität Leipzig die Rechte studiert und das juri-

stische Examen wohl bestanden hatte, wandte sich gleichfalls nach der Hauptstadt der halbdeutschen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erste Deutsche, die Prüfungen der brasilianischen Rechtsgelehrten ab und entsfaltete als hochgeachteter Rechtsanwalt, als energischer Verfechter der deutschen Interessen in der „v. Rosenzweig'schen Zeitung“, desgleichen als Deputirter zum brasilianischen Congreß eine große juristische und politische Wirksamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verschiedene Wege die Söhne einschlugen, so scheint doch ein Theil der reichen Talente des Vaters auf sie übergegangen zu sein; in den publizistischen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Prosa auszeichnet; seine eigne musikalische Begabung bewährte er in der Komposition einer Messe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es sich auch kräftig angelegen sein ließ als Bahnbrecher der klassischen Musik in seiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächst Otto Ludwigs kleine Vaterstadt Giesfeld am ehemals Ottoschen Hause in Giesfeld eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, gestorben 25. Februar 1865, verlebte an dieser Stätte seine Jugendjahre. Gewidmet von dessen Vaterstadt.“ Neuerlich ließ der kunstsinige Landesherr seines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, eine Büste des Dichters in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufstellen. Das eigentliche Denkmal blieben und bleiben die Werke des Dichters. Der ersten Ausgabe „Otto Ludwigs gesammelte Werke mit einer Einleitung von Gustav Freytag“ (4 Bände, Berlin, 1869—1870) folgten die „Nachlaßschriften Otto Ludwigs“ herausgegeben von Moritz Hendrich (2 Bände, Leipzig, 1874). Umfassender, vollständiger als diese

Ausgaben versucht die vom Verfasser dieses Lebensbildes in Gemeinschaft mit Erich Schmidt herausgegebene neue Ausgabe von „Otto Ludwigs Gesammelten Schriften“, der dies Lebensbild vorangestellt ist, dem Dichter ein litterarisches Gedächtnismal zu errichten, das lebendig von der Größe seines Talents wie seiner Persönlichkeit zeugt. Denn von dem Dichter, der aus der innersten Wahrheit seines gesamten Lebens und Schaffens heraus seinem Freunde Lewinsky in der Scheidestunde sagen durfte: „Sein Sie stets bedacht, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung, und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen,“ wird das tiefsinnige Wort Fichtes vom großen Schriftsteller für und für gelten „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage.“



Berichtigung

Der Titel der Seite 113 erwähnten in Herloßsohns „Komet“ für 1840 abgedruckten Novelle Ludwigs lautete dort nicht: „Die Emanzipation der Diensthboten“ wie angegeben steht, sondern: „Das Hausgesinde.“

Gedichte



Einleitung

Otto Ludwigs Iyrische Gedichte sind bei seinem Leben nicht gesammelt, und nur wenige von ihnen sind in Zeitschriften und in dem von Fr. Hofmann in Hildburghausen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ überhaupt gedruckt worden. Gleichwohl erstrecken sich poetische Versuche und Iyrische Lebensäußerungen des Dichters von seinen ersten Jünglingstagen bis ungefähr zu der Zeit, wo er mit dem Trauerspiel „Der Erbsförster“ vor eine größere Öffentlichkeit trat. In einer großen Anzahl von Hesten und zum Theil auch in einzelnen Blättern sind diese einem Vierteljahrhundert entstammenden Zeugnisse der Iyrischen Begabung und der Iyrischen Stimmungen Otto Ludwigs erhalten. Der Eigenart des Dichters und seinem Entwicklungsgange entsprechend, war der Iyrische Drang und die Lust an Iyrischen Formen bei Ludwig in der Zeit der Unselbstständigkeit, der Nachempfindung poetischer Lektüre am stärksten, und aus der Zeit der letzten zwanziger und ersten dreißiger Jahre sind eine Menge von Gedichten vorhanden, die der Dichter selbst späterhin als völlig unreife und wertlose Jugenderzeugnisse beiseite schob, und die lediglich nach der biographischen Seite hin als Belege für die rasche und vielseitige Empfänglichkeit des poetischen Jünglings, als Studien zur jeweiligen Bildung des Autodidakten ein gewisses In-

teresse darbieten. Diese Art Gedichte erstreckt sich noch über Jahre, in denen daneben die Ader eigenster Empfindung, eigenster Naturanschauung, einer tief aus dem persönlichen Leben quellenden Lust oder Schwermut schon durchschlägt, und Gedichte entstehen, in denen das musikalische Naturell des Dichters hie und da den Naturlaut des echten Volksliedes traf, und die, weil ihm Wort und Ton zu gleicher Zeit klangen, mit dem ganzen Zauber natürlicher Sprachmusik ergreifen. Die Anlehnungen an Schiller und Goethe, Tieck, Rückert und Uhland, die noch stattfanden, galten Ludwig jetzt vielleicht nur als Übungen; mit der Textdichtung seiner ersten Viederspiele und Opern ward auch seine Lyrik freier. Bis ums Jahr 1840 währte die Zeit, wo in fortgesetzter Folge und auch ohne besondre, wenigstens ohne erkennbare Anlässe fast allmonatlich einige lyrische Gedichte entstanden, wo sich den lyrischen Gedichten im engern Sinne Balladen und Romanzen, mancherlei Ansätze und Anfänge größerer erzählender Gedichte anreichten. So finden sich in Ludwigs Nachlaß theils in besondern Heften, theils zwischen lyrischen Gedichten Bruchstücke einer poetischen Bearbeitung der Edda im Balladenton, die weitausgeführten, wenn auch nur in einigen Romanzen formell ausgereifen Anfänge eines auf hundert Romanzen berechneten „Kaiser Octavianus.“ Ein Theil dieser Gedichte wurde von Ludwig, je nach seiner fortschreitenden innern Entwicklung, wiederholter Umarbeitung unterzogen. Denn so sehr er nach seiner ganzen zunächst Selbstgenügen und die innerliche Beglückung des Träumens und Schaffens verlangenden Natur mit dem Schritt in die Öffentlichkeit zögerte, so blieb von jener frühesten Zeit an, wo er seines Vaters kleine Sammlung Gedichte im Verein mit eignen Dichtungen neu herauszugeben beabsichtigte, bis um die Mitte der vierziger Jahre der Wunsch in ihm lebendig, in

der großen Schar der deutschen Lyriker seine Stelle zu finden.

Seit 1841, seit dem Beginn seiner dramatischen Schöpfungen im engern Sinne, fing die bis dahin so ergiebige Lyrische Ader Otto Ludwigs zu stocken an, und von vereinzelt bedeutenden Gedichten der Spätzeit abgesehen, in denen er einer tiefen und unwiderstehlichen Empfindung Ausdruck gab, springt sie nur noch zweimal voll auf: in den „Buschliedern“ der Jahre 1844 und 1845, den entzückend schönen Zeugnissen einer Herzensneigung und beglückten Liebe, und in den „Politischen Gedichten,“ die in den Jahren 1845 bis 1848 entstanden und es lebendig bekunden, wie warm und leidenschaftlich der Dichter mit seinem Volke empfand, wie er die tiefste Sehnsucht der Besten nach der endlichen Einheit und Größe des Gesamt Vaterlandes teilte. Auch von diesen Gedichten kam unser Wissen nichts in die Öffentlichkeit; doch wäre es immerhin möglich, daß in vergessenen Flugblättern und Zeitschriften jener Bewegungsjahre sich eines und das andre von ihnen mit dem Namen des Dichters oder ohne ihn fände. Nach der Aufführung des „Erbförsters“ und der Übersiedlung nach Dresden dachte Ludwig vollends nicht mehr an die in verstaubten Hefen begrabnen Lyrischen Gedichte, und die zahlreicher an ihn ergehenden Aufforderungen zu poetischen Beisteuern für Lyrische Sammelwerke blieben meist unbeantwortet, immer mit der einen Ausnahme des Hildburghäuser „Weihnachtsbaums,“ an den ihn heimatische Erinnerungen knüpften.

Als nach Ludwigs frühem Tode eine Gesamtausgabe seiner Werke geplant wurde, richtete man natürlich sein Augenmerk auch auf den umfangreichen Lyrischen Nachlaß des Dichters. Warum schließlich in dem zweiten Bande der „Gesammelten Werke“ (Berliner Ausgabe von 1870) doch nur acht dieser Gedichte („Der

böse Fleck," „Der Städterin Wunsch," „Lied des Mädchens," „Das Lied von der Bernauerin," „Rosen und Lilien," „Julius und Hannchen," „Der Ostermorgen," „Zu stille Liebe") Aufnahme fanden, ist dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung nicht recht klar geworden. Denn auch wenn man gemeint haben sollte, daß die Lyrik Ludwigs gegenüber seiner dramatischen und erzählenden Kraft und ihren mächtigen Zeugnissen nur leicht ins Gewicht falle, und wenn man beabsichtigt hätte, nur die tiefsten, die eigentümlichsten und schönsten Gedichte Ludwigs in beschränktester Zahl mitteilen zu müssen, so würden doch sicher an Stelle der Hälfte dieser acht Gedichte ganz andre für die engste und strengste Auswahl in Frage gekommen sein. Gewiß hat Ludwig, wie fast alle Dichter seines Gepräges, geringern Wert auf die sprachliche Vollendung, auf Reinheit des Reimes und ähnliche Vorzüge als auf den Einklang von Stimmung und Ton, die lebendigste Anschaulichkeit des poetischen Bildes, den schlichtesten Ausdruck für die Fülle des Inhalts gelegt. Und gewiß bedurfte es bei ihm der guten Stunde, um den reinsten und fortreißendsten Fluß des Verses mit der Macht oder der Innigkeit seines Gedankens und seiner Empfindung zu verbinden. Ein Verkünftler war er nicht, wollte er nicht sein; die Stärke seines poetischen Naturells, die Innigkeit und Tiefe seines Empfindens ließen ihm gleichwohl Gedichte von höchster Vollendung gelingen und sprechen aus andern, formell minder vollkommenen mit der rührenden Unwiderstehlichkeit aller unmittelbar poetischen Natur zu uns. Bei dem Verhältnis seiner Lyrik zu seiner Entwicklung und angesichts der Thatsache, daß er sich zur Zeit seiner dichterischen Reise nur noch selten zu lyrischen Lebensäußerungen gestimmt fühlte, konnte gleichwohl aus der Masse seiner lyrischen Manuscripte nur ein kleiner Teil zur Veröffentlichung ausgewählt werden.

Der Herausgeber war hierbei nicht gänzlich auf seinen eignen Geschmack und sein eignes Empfinden verwiesen. Zu verschiednen Zeiten hatte Otto Ludwig in seinen Jugendgedichten blättern und daraus auswählend Verzeichnisse der nach seiner eignen Meinung besten Gedichte entworfen, freilich nicht ohne diese Verzeichnisse wieder durch kritische Bemerkungen, wie „sehr zu ändern“ oder „noch umzuarbeiten,“ zu verengern. Ein solches Verzeichnis findet sich namentlich hinter dem Manuskripte der „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen.“ „Zum Teil noch in Eisfeld gemacht, sind sie in Leipzig in dieses Buch gesammelt worden.“ Eine andre spätere Auswahl fand sich durch ein auf Briefblätter von Ludwigs eigner Hand geschriebnes Manuskript „Einige Lieder und andre kleine Gedichte“ betitelt, das für den Zweck der Veröffentlichung, und zwar Ausgang der vierziger Jahre gesammelt zu sein scheint. Da die hier getroffene Auswahl einige der zu den „Buschliedern“ und den spätern politischen Gedichten gehörige Dichtungen mit umfaßt und sicher die späteste Fassung enthält, die Ludwig einer Anzahl seiner Gedichte gegeben hat, so konnten nicht nur beinahe alle in dieser Niederschrift enthaltenen Gedichte in unsre Auswahl aufgenommen werden, sondern sie wurde auch als der letzte Wille des Dichters in Bezug auf die mehrfach umgearbeiteten und in verschiednen Fassungen vorhandnen Gedichte angesehen. — Mit alledem blieb weder die Pflicht erspart, auch die ältern Gedichtheft und die von Ludwig bei seiner Auswahl berücksichtigten Lieder und Romanzen wiederholt durchzuprüfen, wobei sich denn in der That einzelne Gedichte fanden, die kein an der innern Entwicklung und Eigenart unsers Dichters wahrhaft Anteilnehmender gern gemißt haben würde, noch konnte die von Ludwig selbst in frühern Jahren getroffene Auswahl unbedingt maßgebend für die Auf-

böse Fleck," „Der Städterin Wunsch," „Lied des Mädchens," „Das Lied von der Bernauerin," „Rosen und Lilien," „Julius und Hannchen," „Der Ostermorgen," „Zu stille Liebe") Aufnahme fanden, ist dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung nicht recht klar geworden. Denn auch wenn man gemeint haben sollte, daß die Lyrik Ludwigs gegenüber seiner dramatischen und erzählenden Kraft und ihren mächtigen Zeugnissen nur leicht ins Gewicht falle, und wenn man beabsichtigt hätte, nur die tiefsten, die eigentümlichsten und schönsten Gedichte Ludwigs in beschränktester Zahl mitteilen zu müssen, so würden doch sicher an Stelle der Hälfte dieser acht Gedichte ganz andre für die engste und strengste Auswahl in Frage gekommen sein. Gewiß hat Ludwig, wie fast alle Dichter seines Gepräges, geringern Wert auf die sprachliche Vollendung, auf Reinheit des Reimes und ähnliche Vorzüge als auf den Einklang von Stimmung und Ton, die lebendigste Anschaulichkeit des poetischen Bildes, den schlichtesten Ausdruck für die Fülle des Inhalts gelegt. Und gewiß bedurfte es bei ihm der guten Stunde, um den reinsten und fortreißendsten Fluß des Verses mit der Macht oder der Innigkeit seines Gedankens und seiner Empfindung zu verbinden. Ein Verkünstler war er nicht, wollte er nicht sein; die Stärke seines poetischen Naturells, die Innigkeit und Tiefe seines Empfindens ließen ihm gleichwohl Gedichte von höchster Vollendung gelingen und sprechen aus andern, formell minder vollkommenen mit der rührenden Unwiderstehlichkeit aller unmittelbar poetischen Natur zu uns. Bei dem Verhältnis seiner Lyrik zu seiner Entwicklung und angesichts der Thatsache, daß er sich zur Zeit seiner dichterischen Reise nur noch selten zu lyrischen Lebensäußerungen gestimmt fühlte, konnte gleichwohl aus der Masse seiner lyrischen Manuskripte nur ein kleiner Teil zur Veröffentlichung ausgewählt werden.

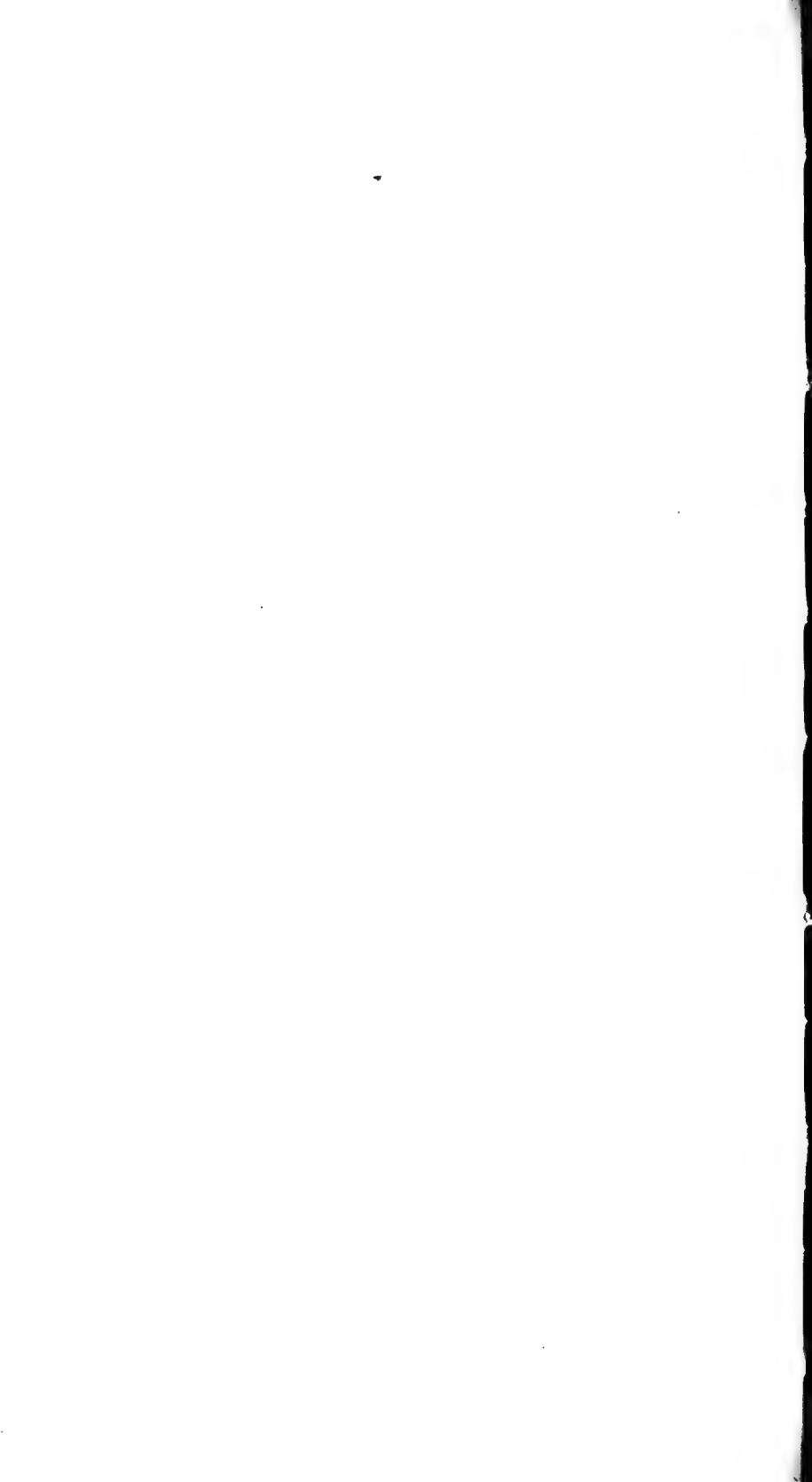
Der Herausgeber war hierbei nicht gänzlich auf seinen eignen Geschmack und sein eignes Empfinden verwiesen. Zu verschiedenen Zeiten hatte Otto Ludwig in seinen Jugendgedichten blättern und daraus auswählend Verzeichnisse der nach seiner eignen Meinung besten Gedichte entworfen, freilich nicht ohne diese Verzeichnisse wieder durch kritische Bemerkungen, wie „sehr zu ändern“ oder „noch umzuarbeiten,“ zu verengern. Ein solches Verzeichnis findet sich namentlich hinter dem Manuskripte der „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen.“ „Zum Teil noch in Giefseld gemacht, sind sie in Leipzig in dieses Buch gesammelt worden.“ Eine andre spätere Auswahl fand sich durch ein auf Briefblätter von Ludwigs eigner Hand geschriebenes Manuskript „Einige Lieder und andre kleine Gedichte“ betitelt, das für den Zweck der Veröffentlichung, und zwar Ausgang der vierziger Jahre gesammelt zu sein scheint. Da die hier getroffene Auswahl einige der zu den „Buschliedern“ und den spätern politischen Gedichten gehörige Dichtungen mit umfaßt und sicher die späteste Fassung enthält, die Ludwig einer Anzahl seiner Gedichte gegeben hat, so konnten nicht nur beinahe alle in dieser Niederschrift enthaltenen Gedichte in unsre Auswahl aufgenommen werden, sondern sie wurde auch als der letzte Wille des Dichters in Bezug auf die mehrfach umgearbeiteten und in verschiedenen Fassungen vorhandenen Gedichte angesehen. — Mit alledem blieb weder die Pflicht erspart, auch die ältern Gedichthefte und die von Ludwig bei seiner Auswahl berücksichtigten Lieder und Romanzen wiederholt durchzuprüfen, wobei sich denn in der That einzelne Gedichte fanden, die kein an der innern Entwicklung und Eigenart unsers Dichters wahrhaft Anteilnehmender gern gemißt haben würde, noch konnte die von Ludwig selbst in frühern Jahren getroffene Auswahl unbedingt maßgebend für die Auf-

nahme sein. Denn die Frage blieb immer, was Otto Ludwig selbst in einer spätern Zeit seiner gewaltigen Entwicklung gefordert haben würde. Er würde nach meiner Überzeugung und der seiner Familie kaum etwas dawider zu erinnern gefunden haben, daß einzelne Proben seines Jugendempfindens und des naiv unfertigen und doch oft so ergreifenden Ausdrucks dieses Empfindens mitgeteilt werden, er würde einverstanden gewesen sein, daß die zu unbewußter Vollendung gediehenen lyrischen Zeugnisse seiner späteren Jahre, von denen einzelne zu den kostbarsten Perlen neuerer deutscher Lyrik überhaupt gezählt werden müssen, nicht ferner verborgen bleiben. Aber er würde sich mit der ganzen Energie und Strenge seiner tiefen und schlichten Natur gegen die zur Zeit vielbeliebte wahl- und kritiklose Veröffentlichung alles Unreifen, Unfertigen, von ihm selbst nur als Studie Betrachteten erhoben haben, das sich in seiner Handschrift erhalten hat.



Des Dichters Vermächtnis





Der Ostermorgen

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräutigam, in die Welt;
Er steigt von Duft gefächelt
Aus seinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er steht so still,
Kein Blümchen sich verneigen,
Kein Läubchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christenschar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll hervor,
Als wenn die Felsen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauschen
Die Blümlein, beugen sich,
Da bückt sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Und mächtger klingts und wieder:
 Er lebt! er lebt! vom Stein;
 Mir rinnt ein Schauer nieder
 Am innersten Gebein.

Und denk — und muß mich beugen —,
 Was dort geschrieben ist:
 Die Steine werden zeugen,
 Wenn mich der Mensch vergißt!



Der Mensch und das Leben

Mensch, du armer,
 Lebengehefter,
 Ewig hoffender,
 Ewig getäuschter
 Tantalus.

Vor dir der Hoffnung
 Gastliche Schatten,
 Saftige Trauben;
 Ach und, Lechzender,
 Streckst du die Hände,
 Fliehst der Schein.

Hinter dir, Armer,
 Der Erinnerung
 Goldener Traum —
 Dürftest du lehren!
 Doch blutig vorwärts
 Setzt dich das Leben.

Ach, was vorüber,
 Bannt dir kein Zauber —
 Und zum Vergangnen
 Führt keine Bahn!

Ach und die Sonne
 Senkrecht die Spitzen
 Bohrt in den Scheitel;
 Blutig die Steine
 Nehet der Fuß.

Wimmerst zum Himmel:
 Rettet, o Götter!
 Wimmerst umsonst.
 Himmlischen Nektar
 Schlürfen die Seligen,
 Hören dich nicht.

Mächtige Stimme
 Schicket das Unglück,
 Aber des Glückes
 Ohren sind taub.
 Stete Sonne
 Härtet den Boden:
 Suche nicht Hilfe
 Bei Glücklichen.

Seitwärts lachen
 Rinderumspiele,
 Weinlaubumfränzte
 Freundliche Hütten,
 Winken dem Müden
 Offene Arme,
 Ladet den Hungernden
 Gastlicher Rauch.

O laß mich weilen,
 Laß mich, o Leben,
 Zürnender Treiber,
 Ruhen nur laß mich,
 Kurze Erquickung nur
 Gönne dem Müden!

Aber der kalte,
 Finstere Treiber
 Kennt nicht Erbarmen,
 Seht ihn vorüber,
 Den Weinenden.

Mensch, du armer,
 Lebengehefter,
 Ewig hoffender,
 Ewig getäuschter
 Tantalus!



Reines Herz

Selig, dem
 Die Götter geben
 Ein reines, edles Herz.
 Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
 Was er berührt, mit Bönne zu durchschwellen.
 Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
 Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
 Nur dem ist arm das Leben,
 Der es mit armen Augen sieht.

Ihm schmilzt der Dinge Frühling
 Unter der gierigen Hand.
 Drum, gütige Götter, erhaltet
 Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
 Die selige Gabe, erhaltet ihm
 Im Busen das reine, edle Herz.



Bu Stille Liebe

Zwei liebten sich und wollten sichs nicht sagen,
 Und küßten sich auf eines Kindes Munde,
 Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
 Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
 Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht küssen,
 Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr sich sprechen;
 Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
 Und immer fremder sind sie sich geworden
 Und haben immer heißer sich geliebet,
 Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede,
 Und sind am End vor Sehnsucht gar gestorben.



Des Kranken Ungeduld

Auf den Winden möcht ich reiten,
 Fahren auf der Wolke Rücken;
 O wie zög ich mit Entzücken
 Durch die fernen blauen Weiten! —

Wie beengen diese Räume,
Diese Hügel, diese Berge!
Wirbeln möcht ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter seinen Füßen sähe!

Nicht am Bücherstaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollsten Becher prassen,
In des Lebens Tiefstem wühlen,
Will mit jeder Nerve fühlen,
Will mit jeder Muskel fassen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erschaffen, im Vernichten
Jede Wollust durchgenießen.

Jetzt um seine Scheitel weben,
Glickernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen schweben.

Nun durch seine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Währendes Verderben kochen
In den feuerschwangern Bäuchen.

Nun als Silberbächlein rieseln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fischlein um die Bette
Über Wurzeln, über Riesel; ;

Rauschen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üppgem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zusammen,
Durch die grauen, tropfenvollen
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Bligen flammen;

Aus der Wolf' geborstner Schwere
Mit dem Regen eilbeslissen,
Mit den Bächen fortgerissen,
Mit den Strömen zu dem Meere;

Festgepackt des Schiffes Rippen,
Ungewirbelt ohne Rasten,
Und die Decken und die Masten
Wurfserschmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeschäumt mit weißen Rämmen
Schwarz den Fuß im Grunde stemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerschrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blasen,
Mit den Trümmern schleudernd rasen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervensturme,
Dann in Thränen sich versöhnen!

Mit den Lüften möcht ich fahren,
Möcht ich mit den morgenhellen,
Pilgerstörche zu Gefellen
Und der Wandersänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnsuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzusterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten lächeln,
Klagen wehn durch seine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus seiner Hirtin Lächeln.

Dann, umfrächzt von Rauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grausen
Durch die dunkeln Wälder brausen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletschers Stirne brüllen —
Raum ein Zwerg noch, schon ein Riese —,
Goldne Thalesparadiese
Eisig in Vernichtung hüllen.

Segel spannen die Gedanken,
Und das Herz regt seine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnsucht, diese Schranken.

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und spreng
Dieses Busens Kerkerwände!



Todesahnung

Hörst du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leisen Fall
Wunderbares Longefunkel?
Hörst du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß ersterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt sich im Entzücken
Und es flutet himmelnan;
Ach es schwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn.
Töne funkeln, Töne sprühen,
Schimmernd wogt die süße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

Beides faßt sich im Entzücken,
Faßt sich an in höchster Lust;
Solche Wonne muß ersticken
Kleine Nachtigallenbrust.
Lieber, laß uns eilend gehen
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das so süß zum Tode ruft. —

„Freund, du schwärmst! Aus grünem Dunkel
Hör ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Kauscht des fernen Bornes Fall.“ —
Ja ich schwärme! Nicht das Singen,
Rein mich ruft das eigne Herz,
Auf der Düste leichten Schwingen
Zog er ein, der süße Schmerz.

Sieh die Rosen, wie sie glühen,
Still sich beugen lieber Lust,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nektenduft. —
„Freund, du schwärmst, du machst mir bange,
Rosen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“ —

Ja ich schwärme! Nicht die Blume
Duftet so, es ist mein Herz.
In dem tiefften Heiligtume
Quillt und wogt der süße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Brust;
In dem wehmuthfrohen, warmen
Herzen woget Todeslust.

Leg mich hin ins stille Dunkel —
Durch des Bornes leisen Fall,
Stark und stärker das Gefunkel,
Hebt sich neu die Nachtigall.
Sieh, sie schwindet hoch im Blauen,
Still, bleicher Nektenduft,
Mächtig Wogen — lichter Grauen —
Still — es ist der Tod, der ruft!



Der Kranke

Wer stehet noch an meinem öden Lager?
 Kenn ich die zwei Gestalten,
 Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
 Die andere wie stille Nacht? Wer bist du?

Die eine Gestalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
 Sieh auf den Bergen die schimmernden Lichter,
 Herabgeflossen aus dem Meere von Strahlen,
 Daß der glänzenden Bogen Blau umwogt.
 Sieh die hüpfenden Rähne mit rosigen Wimpeln;
 Flügel geb ich dir, darein zu tauchen —
 Soll dir's Morgenrot sein?

Die andre Gestalt

Oder Abendrot?

Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
 In einen fließen all die Schatten zusammen.
 Stiller wird's.
 Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
 Und mit ihnen erhebt sich dein innerer Himmel;
 Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
 Erwacht dein inneres Saitenspiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn ich dich?

Die andre Gestalt

Nenne mich erfüllte Sehnsucht,
 Nenne mich den Ruf deiner Lieben,

Nenne mich die stille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das stille Erbleichen der Sterne,
Oh hervortritt ein schönerer Tag.
Menschen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen! —



Jugendlieder



Alte Liebe

(Volkslied aus dem Singspiel: Die Köhlerin)

Ein reicher Wechsler kam heran,
 Um's Töchterlein zu freien;
 Kind, nimm ihn; das ist wohlgethan
 Und wird dich nimmer reuen.
 Und Schreine voll von Zinnenzeug,
 Wie Schnee so weiß, wie Seide weich,
 Und blank Gerät wie Sonn und Stern
 Schaun Mädchenaugen gern —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
 Hier unterm trauten Sonnenlicht,
 Als alte treue Liebe,
 Die welkt und rostet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
 Und klopfte an das Thürchen.
 Die Mutter sprach: Den goldnen Herrn
 Den laß mir nicht vom Schnürchen.
 „Was hilft mir Glanz und hoher Stand;
 Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
 Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
 Und goldner Festesglanz“ —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Die feinen Freier läßt du gehn
Und hängst dich an den Jungen?
Er ist nicht reich und ist nicht schön,
Weiß Gott, wies ihm gelungen!
„Vereint getragne Lust und Schmerz,
Die binden feste Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und manche Nacht.“ —

Chor

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Die alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.



Liebe

(Die erste Strophe aus einem Volksliede)

D wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab dich von Herzen lieb,
Daß glaube mir.
Du hast das Herz mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein andern lieb,
Als dich allein.

Wie doch nur iſts geſchehn,
 Daß ich nur dich mag ſehn,
 Wie nach dem Sonnenlicht
 Blumen ſich drehn.
 Nur der Gedank allein,
 Daß du nicht mehr wärſt mein —
 Ach! auf der Welt kein Tod
 Bringt dieſe Pein.

Noch verging keine Nacht,
 Die ich nicht durchgewacht,
 Die ich mit Schmerzen nicht
 Dein nur gedacht.
 Ach, vielleicht ſcherzeſt du,
 Ach, vielleicht herzeſt du,
 Während mich Tag und Nacht
 Meidet die Ruh.

Könntſt du mich laſſen doch,
 Brechen den Schwur ſo hoch —
 Biß ich vor Kummer ſtürb,
 Liebt ich dich noch.
 Lieben iſt das allein,
 Wenn ich will elend ſein,
 Iſt alles Lebensglück,
 Herzlieb, nur dein!



Der Unzufriedene

(1889)

Es geht mir alles quer
 Und nichts nach meinem Willen;
 Erſt machen ſie mich toll,
 Dann heits, ich fange Grillen.

Und wie ich keinen braucht,
Da kamen sie in Hausen;
Und nun ich sie gern hätt,
Sind sie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten sie zu essen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben sie's vergessen.

Und als ich war gesund,
Da wollten sie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn sie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten sie mich entflammen;
Und nun ich liebe jezt,
Nun wollen sie es verdammen.

Und wir verstanden uns nicht,
Da ließen sie uns beieinander;
Und wie wir uns wollten verstehn,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten sie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb,
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tausendsapperment,
Und sagt noch, ich fang Grillen!



Hüttchen im Odenwald

Ein Hüttchen steht im Odenwald,
 Von Tannen tief versteckt —
 Laß ruhn, laß ruhn, wie bist du bald,
 Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen steht ein Espenbaum,
 Der zittert immerdar;
 Du hast, mein Herz, den schönsten Traum
 Geträumt seit manchem Jahr.

Es stürzt ein Bach mit voller Macht
 Hinab den Tannengrund;
 In Thränen hab ich zugebracht
 Um dich wie manche Stund!

Es biegen sich die Zweiglein linl
 Herunter und hinauf.
 Sei still! sei still, du lieber Wind,
 Weck mir mein Herz nicht auf.

Und wecken soll mirs niemand nicht,
 Soll schlafen immerfort,
 Bis daß sie selber freundlich spricht:
 Wach auf! mit süßem Wort.

Das schwarze Haar, das Kränzlein drauf,
 Wie ist dir's nah und weit!
 Und spricht sie nicht: Mein Herz, wach auf!
 So schlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauschen: Fasse Mut
 Und sei mit Klagen still;
 Und ist sie dir ja lieb und gut,
 Sie kann nicht, wie sie will.

Es floß so mild ein stiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen wars, wobei sie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.



Lied an den Mond

(1888)

Bist du wieder aufgeblüht,
Blum in Himmelsräumen?
Fülle, fülle mein Gemüt
Ganz mit deinen Träumen.

Flüsternd wiegt der Weste Wehn
Blum an Blum geneiget;
Allen dünkt's noch eins so schön,
Wenn dein Strahl sich zeigt.

Breitst du deine Silberglut
Über Thal und Hügel,
Spielest auf der stillen Flut
Wie mit Schwanenflügel,

Alles wahn ich dann zu sehn,
Was das Herz mir stillte;
Und was edel ist, was schön,
Strahlt aus deinem Bilde.

Bist der Unschuld stiller Gang,
Bist die lichte Wahrheit,
Unberührt von wildem Drang
Schöner Seelen Klarheit.

Bist der Mutterliebe Hauch,
Der das Kindlein lächelt,
Bist der Liebe selig Aug,
Das durch Thränen lächelt.

Bist das stille Dulderherz,
Das zur Marter gehet
Und im unverdienten Schmerz
Für den Mörder flehet;

Aus des Trostes Silberborn,
Dem der Schmerz entweicht,
Bist ein vollgeschenktes Horn,
Das ein Engel reichet.

Waltest als die Engelswacht
Über Finsternissen,
Wardest vor der bösen Macht
Schlummernde Gewissen;

Bist ein Träger hilfsbereit,
Ohne Weil und Klagen,
Hilfst dem Armen Druck und Leid,
Glück dem Frohen tragen.

Und vergessen manchen Tag
Bleibst du stets der Alte,
Trägst es nie uns feindlich nach,
Zeigst uns keine Falte.

Laß mich ziehn so gleich und rein
All durch Glück und Leiden
Und, soll es geschieden sein,
Schön, wie du, mich scheiden.



Böllner, Sünder

Hing ich durch das alte Thor,
 Sah zum Fenster nüber,
 Sah ich einen Rosenflor,
 Ein Gesichtchen drüber,
 Ein Gesichtchen, rosger rot
 Als die roten Rosen.
 Meinem Herzen that es not,
 Mit dem Kind zu kosen.
 Rede kam und eilte fort
 Stets mit schnellen Füßen,
 Fast zum heißen Liebeswort
 Rams vom leisen Grüßen.
 Böllner, Sünder stehn allzeit
 In der Schrift beisammen,
 Streben hier zu meinem Leid
 Wiederum zusammen.
 Ja, dies Schauen her und hin
 Ist ein Liebeszündler;
 An der schönen Böllnerin
 Würd ich gern zum Sünder.



Drei Mägdlein

Drei Mägdlein saßen
 Auf blumigem Rasen.

Die Erste

Und hätt ich ein Lieb,
 Ich wär wie ein Dieb,

Und thät er mir wandern,
So sah ich nach andern
Und lachte dazu.
So thät ich. Wie du?

Die Zweite

Und wär ich so reich,
Ich zög ihn mir gleich,
Ich maulte und schmolte;
Müßte thun, was ich wollte,
Sonst hätt er nicht Ruh.
So thät ich! Wie du?

Die Dritte

O hätt ich die Lust,
Nur sein mir bewußt!
Und wär er mir gut,
Ich gäb ihm mein Blut.
Und dächt er mein nimmer,
Doch wär ich sein immer;
Je mehr mich betrübe,
Je mehr ich ihn liebte.



Der Städterin Wunsch

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind.

So voll, und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wanglein rot, die Auglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Pastorstind zu sehn.

Da strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei alsbald;
Sie aber lauscht nur auf das Horn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bückt sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch ist Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!



Bescheid

Das Röslein entzückt —
 Ich soll mich dir schenken?
 Doch welkt es gepflückt —
 Ich will mirs bedenken.
 Wie lustig der Schmaus —
 Ich sollte dich minnen?
 Die Reu bleibt nicht aus —
 Ich will mich besinnen.
 Die Schwalbe bringt Post —
 Ich soll deinetwegen —?
 Oft harrt noch ein Frost —
 Ich wills überlegen.
 Begonnen im Scherz —
 Ich solls mit dir treiben?
 Oft endets in Schmerz —
 Ich wills lassen bleiben.



Frühlingstrunkenheit

Ich gehe umher in Träumen,
 Ich weiß nicht, wie mir ist.
 Dies Heben — dies Verlangen —
 Der Lenz hat mich geküßt!

Ich bin ein kleines Vöglein,
 Das hoch herunter sieht
 Auf Wald und Strom und Berge
 Und singt ein trillernd Lied.

Ich bin die schwanke Woge,
Die fern an Felsen schlägt;
Ich bin die kleine Rose,
Die sie am Busen trägt;

Ich zieh mit Silberschwänen
Die Kreise durch den See,
Und in mir singt wie Schwäne
Sehnsüchtig Lust und Weh!

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küsse um den Mund;
Ihr blauen, schwarzen Augen
Macht krank mich oder gesund.

Das ist ein seltsam Treiben
Und wunderbar Glend.
Bedeutets Liebesanfang?
Bedeutets Liebesend?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Gesund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank?

Der Venz hat einen Becher,
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb und Liedern
Und Blum und Waldesduft;

Und hat mich aufgehoben
Mit seiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab ich ausgetrunken
Bis auf den tiefsten Grund;
Dann hat er mich geküßet
Mit seinem roten Mund.

Dann warf er mich kopfüber
In all die Blumen hin;
Da ist's denn wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr ich sinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir ist.



Klage

D Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauschen,
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauschen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

So hat sie mir geschmeichelt,
Wie deine Blätter rauschen,
So hat sie mich gestreichelt,
Wie deine Blätter rauschen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

Dann schmeichelte sie andern,
Wie deine Blätter rauschen;
Ja Wind und Untreu wandern,
Wie deine Blätter rauschen.

Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde;
Ich blieb wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!



Alternative

Gestern ruht ich an der Quelle,
Lauschte ihrem Murrellauf,
Sieh, da stieg aus klarer Welle
Leis ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit der Augen tiefem Blau,
Raum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die holde Frau.

Und sie sprach: Sei mir ergeben —
Nein, du willst, du kannst nicht fliehn —,
Wie das Bächlein soll dein Leben
Froh durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu süßen Scherzen
In des Flusses klaren Grund;
Decktest in der Brust die Schmerzen,
Mach mich, Jüngling, nun gesund.

Und den zarten, liebewarmen
Spigte sie, den roten Mund —
Doch ich ließ sie ohn Erbarmen,
Ließ sie krank und liebeswund!

Nimm mich schnell in deine Arme,
 Sichre dein beneidet Gut,
 Mädchen, oder ich erbarme
 Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln leis und flüchtig
 Deines Schelmenangesichts!
 Bist du gar nicht eifersüchtig?
 Kind, ich stehe dir für nichts!



Der Besuch

Ich lag vom Schmerzenstriebe
 Verstört im tiefsten Sinn —
 So ist die Hoffnung der Liebe,
 So ist denn alles hin!

Da hört ich leise sagen
 Und hörte leisen Gruß.
 Die Augen aufzuschlagen,
 Selbst das war mir Verdruß.

Da sprach die leise Stimme:
 Denk an dein Liebchen rein!
 Da kam erst recht der grimme
 Schmerz in mein Herz hinein.

Ich sprach: Mein holdes Leben,
 Mein einziges, liebt mich nicht;
 Das hat den Schmerz mir geben,
 Das ist, was mir gebricht.

Begann die Stimme zu weinen
Und sprach: Ich liebe dich,
Ja mehr als all die Meinen,
Viel mehr, viel mehr als mich!

Du hast es nicht gesehen?
Und hast es nicht gedacht?
Ist ja auch mir geschehen,
Hat mir viel Leid gebracht!

Da blickt ich staunend um mich
Und sah des Liebchens Aug,
Wie Himmelsbläue freundlich,
Trank ihren süßen Hauch.

Sie neigt' ihr rosig Köpfchen
Und weint' vor Schmerz und Lust.
Es spielten die blonden Zöpfchen
Um Wange mir und Brust.

Wie plötzlich war verschwunden
All feindliches Geschick —
Ja trüg ich Todeswunden,
Mich heilte solch ein Blick.



Winterlieder

1

Ha! wie rennts und eilts da draußen;
Leutchen, übereilt euch nicht;
Gebt ihr Flügel Nacht und Grausen,
Gebt ihr Flügel auch dem Licht.

Wollt ihr Frühlingsduft genießen,
Dürst den Winter ihr nicht scheun;
Spränget wohl mit schnellen Füßen
Gern aus Lenz in Lenz hinein?

Dürre bringt die stete Sonne,
Stetes Glück macht stumpf die Brust;
Aus dem Schmerz nur keimt die Wonne,
Aus der Qual nur blüht die Lust.

Ha! das rennt und feucht und schaudert,
Rennt und feucht im Sturme fort;
Wer ein Stündchen sonst geplaudert,
Grüßt sich kaum mit halbem Wort.

Und so eilt der Mensch ja immer
Auf der Sehnsucht Fittich hin,
Hascht nach ferner Blumen Schimmer,
Sieht nicht, die am Wege blühn.

Ist das Leben euch so lang,
Ist das Leben euch so leicht?
Wartet, bis nach kurzem Gang
Müd zum fernen Ziel ihr schleicht.

2

War in der Kirche, suchte Ruh,
Doch keine konnt ich finden.
Mein Sinn war tot, mein Herz war zu,
Stak tief in meinen Sünden.

Wohl ging ich unerbaut heraus,
Die Seele voller Wehen,
Da hört ich singen im kleinen Haus;
Andächtig blieb ich stehen.

Am Fenster stand ein junges Weib,
Ihr weinend Kind im Arme.

„Ich sing und sag dir Zeitvertreib,
Laß, Knäblein, mir vom Harme.

„Da oben ist es immer Mai
Und blühen Silberbäume,
Da glühts und funkelts immer neu,
Wie Christuszmettenträume.

„Schau auf, mein Kind, zur Dämmerhöb
Und lächl' und sei zufrieden;
Die weißen Flocken, der leichte Schnee,
Das sind die silbern' Blüten.

„Und manche tänzelt auf dem Wind
Zur kalten Erde nieder;
Sie wirft ein schönes Engelkind
Herab für seine Brüder.“

Sie sangs und schwieg. Ich eilte heim,
War selbst so kinderfröhlich;
So macht mich oft ein armer Reim
Aus armem Munde felig.



Wiegenlied

Schlummre lind,
Mein süßes Kind;

Ruh und Lust

Beut nur die Mutterbrust.

Da draußen ist's so kalt,

Dräut dir feindliche Gewalt.

Liebe suchst du, findest Schmerzen,

Bleibst allein mit deinem Herzen.

Ruhst ohne Harm

Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
 Mein süßes Kind;
 Ruh und Lust
 Beut nur die Mutterbrust.

Da draußen ist's Nacht,
 Ist kein Sternlein mehr, das wacht.
 Irrtum schleicht auf dunkeln Wegen,
 Und das Herz kommt ihm entgegen.
 Spielt ohne Harm
 Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
 Mein süßes Kind;
 Ruh und Lust
 Beut nur die Mutterbrust.

Da draußen ist's so still;
 Kein Vöglein singen will.
 Hoffnungstod, getäuschtes Sehnen
 Hat zur Sprache nur die Thränen.
 Hoffst ohne Harm
 Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
 Mein süßes Kind;
 Ruh und Lust
 Beut nur die Mutterbrust.

Da draußen ist's so tot,
 Die Liebe ist verloht.
 Läßest dich von Schmeicheln blicken,
 Herz, mein liebes Herz, berücken.
 Traust ohne Harm
 Nur im Mutterarm.



Aus dem Märchen „Tibussa“

1. Tidas Lied

Wellennurmeln
 Lönt herüber,
 Waldesrauschen
 Klingt hinüber.
 Weiße Streifen
 In dem Grünen —
 Sind es wohl noch
 Die Undinen?
 Plätschernd, blinkend
 Von Gewändern,
 Kühlung trinkend,
 Neckend, winkend
 Mit den Bändern,
 Sinds die Silber-
 Garbenbinder
 Und die frohen
 Quellenfinder?

Weh, geflohen
 Sind sie alle,
 Und mit traurig
 Leiserm Falle
 Murmelt trüb der
 Öde Bach
 Den Geflohenen
 Klage nach.
 Nicht mehr weben
 Im Gesträuche,
 Nicht mehr schweben
 Um die Eiche
 Scherzesreiche
 Haineswächter,

Nicht mehr nicken,
Nicht mehr blicken
Durch die Zweige
Lockenweiche
Elfentöchter.

Weh! geflohen
Sind sie alle —
Und mit schaurig
Bangem Halle
Ächzt der Forst
Ein Sehnsuchtsach
Den geflohenen
Schützern nach!

2. Stirnas Gesang

Und so zieh ich immer weiter,
Weiter über Thal und Höhn,
Immer trüb, ach! nie mehr heiter,
Um die Ruh ist mirs geschehn.

Ach, nicht Tag, nicht Sterngeflimmer
Schwichtigt dieses Ungemach,
Jeder neuen Sonne Schimmer
Ruft den alten Schmerz nur wach.

Weh! nicht weiß ich, was beginnen,
Weh! nicht weiß ich, was ich will —
Still und tot ist alles Sinnen,
Nur die Sehnsucht nimmer still!

Über der Gedanken Trümmer
Schwillt sie hin, der Wünsche Flut,
Ach, es mahnt der kleinste Schimmer
Schmerzhaft an verlornes Gut.

Die des Lebens Glück geflohen,
Alles flieht dich, was du hast,
Denn die Welt gehört dem Frohen,
Und du bist ein trüber Gast.

Dir umsonst vom Festesglänzen
Winkt zur Lust ein froh Gesicht —
Wankst vorbei an ihren Tänzen,
Deine Wange färbt sich nicht!

Wankst vorbei den Reihentänzen,
Suchst die Fern' im matten Lauf.
An den längst verwelkten Kränzen
Blüht dir keine Blume auf.

Eine Blume noch zu finden
Hofft ich — ach, ich hofft es nur,
Denn umsonst auf Höhen und Gründen
Such ich des Entflohenen Spur!



Bescheid

(1881)

Sag mir, so sprach die Spröde,
Was das für Blumen sind
Hier an dem kleinen Fenster?
Und sag es mir geschwind.

Das hast du nicht erraten?
Und rätst doch sonst so schnell.
Es ist der kalte Winter,
Ein gar verliebter Gesell.

Und wie vorbei er fauset
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenster
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eisgen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift;
Könnt ich sie nur entziffern,
Die bunt verschlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eifersucht Gewalt;
Du bist's, du bist sein Schätzchen!
Was wärst du sonst so kalt!



Des Herzens Winterschlaf

Wie bist du doch so eigen,
Du wunderliches Herz;
Willst dich zur Erde neigen,
Begraben dich in Schmerz;
Und willst so ganz verblassen
Und dich ertöten gar,
Weil dich ein Herz verlassen,
Das nie das deine war?

„Der Schmerz will seine Rechte,
Daß er zufrieden sei,
Sonst lassen seine Mächte
Dich nimmer wieder frei;
Willst du dem Schmerz entrinnen,
Er hängt an deinem Schritt,
Trägst in dein froh Beginnen
Selbst den Verderber mit.

Laß nur den Jammer toben,
 Leer ihn bis auf den Grund.
 Den Arzt wirst du noch loben,
 Bist du nur erst gesund.
 Er ist die Winterdecke,
 Die still die Erde trägt,
 Daß, bis der Lenz ihn wecke,
 Der Keim sich lebend regt.

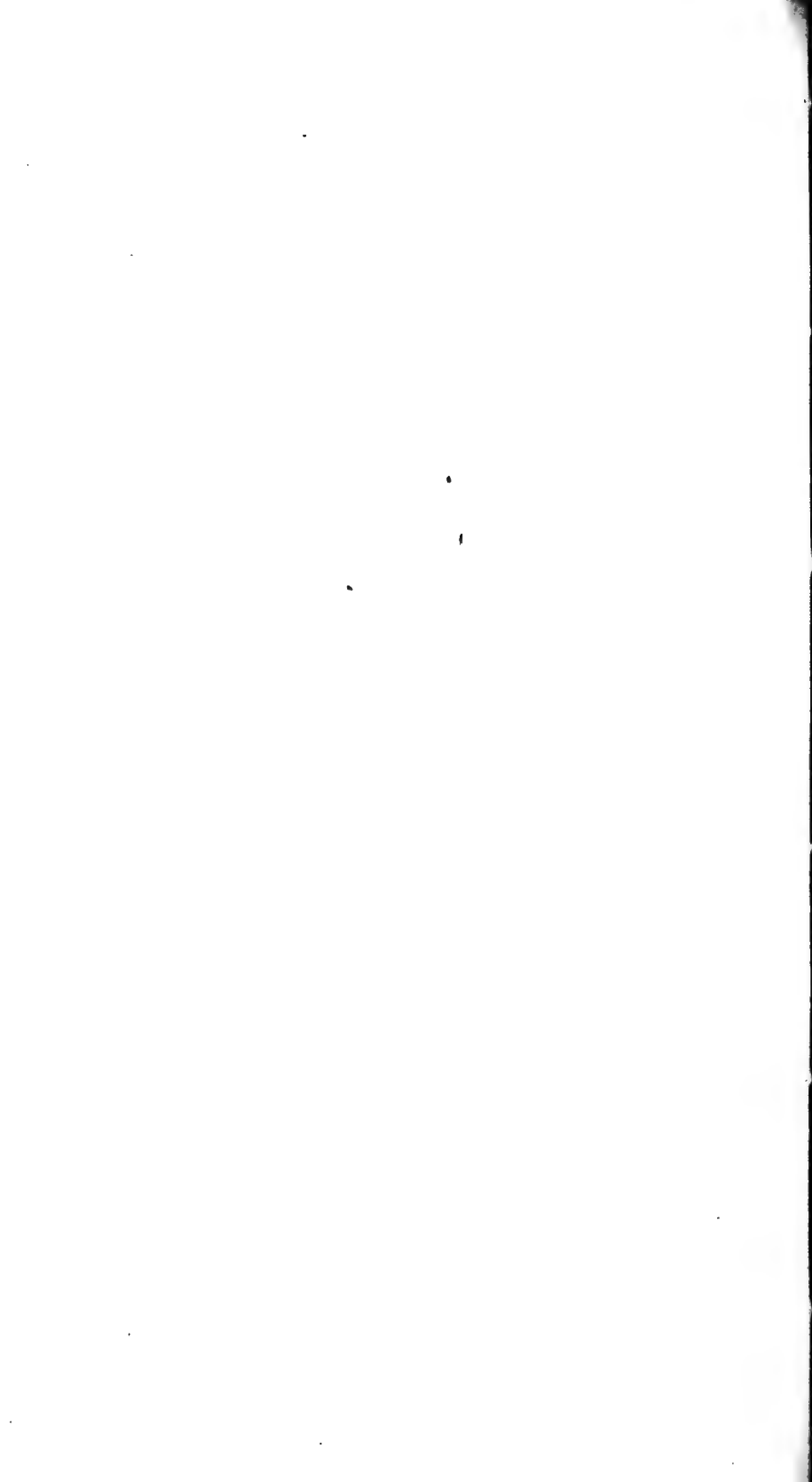
Vertraue nur der Sonne,
 Sie kommt zu ihrer Zeit;
 Dann schmilzt in Frühlingswonnen
 Das starre Winterkleid.
 Mit seinem Finger rühret
 Der neue Lenz dich an,
 Zu schönern Freuden führet
 Dich neu die neue Bahn."

So spinne deine Fäden
 Denn, trübe Phantasei,
 Trink dich in deinen Nöten
 Denn satt, Melancholei.
 Doch weile, liebe Sonne,
 O weile nicht so lang,
 Weck bald zu neuer Wonne
 Mich wieder, neuer Drang.



Vermischte Gedichte





Beknirschung

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
 Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerverband?
 Muß ewig ich an dieser Scholle kleben,
 Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
 So nimm mir, Allmacht, dieses Sehnsuchtsbeben,
 Mach mir zur Heimat dieses irdsche Land —
 Laß mich, wie sonst ich Himmelslicht begehrte,
 Mit Lust mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
 Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
 Das Licht ist kein Geschenk ihm, keine Gabe —
 Schufft Erde mich, laß ganz mich Erde sein.
 Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
 Laß irdisch leiden mich — mich irdisch freun;
 Laß schweigen jene wunderbaren Töne,
 Daß ich mit meinen Fesseln mich versöhne!

Laß schweigen die verheißungsvollen Lieder,
 Erfüllst du sie dem Schwergetäuschten nicht.
 Ja hoffend blähten sie mein schwach Gefieder,
 Aufstreben wollt aus Nächten ich zum Licht;
 Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
 Des tiefen Loses schmerzliches Gewicht!
 Schufft Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
 So gieb mir Erdenfenn für Erdennächte.



Tod im Berufe

Wo ist die schöne Ros im Gartenland?
 Sie ist an eigener Blut verbrannt.

Die Nachtigall mit ihrer Klänge Lust?

Ihr eigener Ton zerbrach die kleine Brust.

Der Silberquell mit seinen Schwänen?

Er trank in seinen eignen Thränen.

Der Sänger mit empfindsamem Gemüte?

Er starb an seinem eignen Liede.



Frühlingsahnung

Auf, ihr zarten, still verschämten Blicke,
 Schneeige Glöckchen, quellt hervor;
 Läutet ein mein junges Frühlingsglücke;
 Sagt mir, daß ich nichts verlor.

Draußen webt der Winter noch im Haine,
 Spielt der Sturm mit leichter Flocken Fall,
 Doch wer Frühling trägt im Herzen reine,
 Frühling ist ihm überall!

Zieht der Winter ein zu allen Thoren,
 Bleibt ein Sommerblümchen nur zurück,
 Aus dem einen wieder wird geboren
 Alles Sommerglück.

Rehret auch nur eins der Vöglein wieder
 In die ödverwaiste Brust,
 Zwar den Frühling trägt es nicht hernieder,
 Doch die volle Frühlingslust.



Abendopfer

(1889)

Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
 Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
 Freundlich schau zum neuen Heiligtume
 Aus den dämmerblauen Fernen.
 Sieh, ein Heiligtum hab ich bereitet;
 Blumen drein gepflanzt und Himmelslichte.
 Alles! alles werde mir zu nichte,
 Wenn mir nur dein Auge blauet.
 Sag mir, wie ich deine Gunst erlange?
 Ist zum Opfer gnug ein freudlos Leben?
 Könnt ich dir ein herrlich reiches geben,
 Ach wie wär auch das geringe!
 Freudig wollt ichs opfern dir und bringen,
 Lächeltst freundlich mir du, Göttin, nieder;
 Nur um deine Gunst und deine Lieder,
 Hätt ich Götterkräfte, würd ich ringen!
 Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
 Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
 Freundlich schau zum neuen Heiligtume
 Aus den dämmerblauen Fernen.



Liebesruf

Tauch herauf, du Feeenauge,
 Tief und klar wie Himmelschein;
 Nur aus deinem Anblick sauge
 Ich den Trost in herber Pein.

Warum bist du schnell verschwunden,
Da mein erster Blick dich sah;
Ach, dein Herz war meinem wunden,
Deinem Mund mein Mund so nah!

Tauch heraus, du Lockenfülle,
Tauch heraus, du weiße Brust;
Wirf sie ab, die kalte Hülle,
Gieb für Lieb mir Liebeslust.

Lieb ist's, was die Vöglein singen,
Liebe lacht am Himmelszelt;
Dir nur mag im Busen klingen
Nicht die lichte Zauberwelt?

Liebend laben sich die Höhen
Hell im lautern Mondenlicht,
Lieb ist's, was die Lüfte wehen,
Dich allein, dich lockt sie nicht?

Ist kein Ton, der aus dem kalten,
Tiefen Bogensitz dich ruft?
Ach, und diesem Drangeswalten
Ist zu kalt die laue Luft!



Des Knaben Lied

Freundliche Stille,
Sanfte Ruh
Schließen das müde
Auge mir zu.

Zitternde Blätter
Singen mich ein,
Nächtliche Grillen
Schrillen darein.

Eilender Welle
Singender Lauf
Weckt mich beim goldnen
Morgenrot auf.

Grüne mein Lager,
Bläue mein Zelt,
Zweige mein Häuschen,
Thal meine Welt.

Thal meine Erde,
Dort in der Näh
Schlößchen mein Himmel,
Schloß auf der Höh.



Stimmen der Mahnung

1

Was wird geschehen? Was vergangen;
Das Alte nur ist's — immer neu.
Hast eins gescheut, ans andre dich gehangen —
Und willst du weise sein, sei frei.

Willst frei du sein, darfst du dich nicht beengen;
Dein' rechter Wille sei dein Recht;
Und willst du dich in fremde Formen zwingen,
Machst du dich selbst zum Knecht.

Den Ängstlichen beherrscht der Lauf der Stunden,
Ihn höhnt der nie verbürgte Augenblick;
Hat ers nicht zu bequemer Zeit gefunden,
Ist ihm das Glück kein Glück.

Wo ist der Augenblick, für den ihr bürgtet?
Was giebt euch die Zufriedenheit?
Wer von der Zeit nichts hofft, nichts fürchtet,
Der ist der Herr der Zeit.

Und flieh des Vollgenusses Klippen,
Lacht dir die Gunst des Augenblicks;
Nie darfst du trinken, darfst du nippen,
Dann bist du Herr des Glücks.

Die Hoffnung ist der Dinge Leben,
Ihr Tod wird der Besitz dir sein;
Willst du empfangen, mußt du geben,
Wem du entsagtest, das bleibt dein.

2

Was willst du, thöricht Sehnen in die Ferne
Nach blauem Berg mit lichtigem Wolkenzug?
Trägst doch in dir den Himmel und die Sterne,
Fliegst aus dir nie im kühnsten Flug.

Das ferne Himmelsblau ruht dir im Busen,
Die Sonne auch und Grün und Sternenpracht.
Glüht nur in dir der goldne Tag der Musen,
Sei außen ewig dunkle Nacht.

Und zögst du auch in jene blaue Ferne,
Nur was du hast, gewinnest du.
Der Sehnsucht blinken immer neue Sterne,
Aus tiefer Brust nur blüht die Ruh.

Mußt zahlen du, was dich erfreut, mit Klagen —
Das Schicksal ist's, das nie ein Opfer bringt;
Verlierst du dich, der Täuschung nachzujagen,
Bist du ein Thor, der nach Enttäuschung ringt.

Was du besaßest, nie ist dir's verschwunden;
Dein Haschen ist sein Fliehn;
Hast du, eh du gesucht, nicht schon gefunden,
Vergeblich all dein Mühn!



Liebesahnung

(1888)

Du seltsam Herz, was pochst du so?
 Sprich, Herz, was dir gebricht?
 Und bist du traurig? Bist du froh?
 Du weißt es selber nicht.

Jetzt fühl ich mich ein Göttersohn
 Voll junger Heldenlust;
 Die Erde ist mein Siegerthron,
 Und Himmel hegt die Brust.

Durch alle Adern braust es warm
 Im mächtigen Siegerlauf.
 Nach Sternen streck ich fest den Arm,
 Und Sonnen halt ich auf.

Bis zu der fernsten Schöpfungsspur
 Der Welten Macht und Graus
 Und alle Schrecken der Natur
 Ruf ich zum Kampf heraus.

Zum Kampfe ruf ich jeden Schmerz,
 Der mit Verzweiflungshand
 Zerfleischt das stärkste Menschenherz,
 Und halt ihm lächelnd stand.

Und jeho Thränen in dem Aug?
 Was dreht so schnell den Sinn?
 Wie Flocken in des Lenzes Rauch
 Schmilzt all die Kraft dahin.

Und plötzlich springt manch alter Klang
 Der Kinderzeit hervor;
 Manch schauerfüßer Märchensang
 Umwebt mein trunken Ohr.

Manch freundliche Erinnerung,
Die lang in Nächten lag,
Hebt sich mit goldnen Fittichs Schwung
Und winkt mir liebend nach.

Und fremde Reiche öffnen sich
Und strahlen Duft und Glanz,
Im Zauberreich umgaukelt mich
Dschinnistans Feeentanz.

Und doch ist mirs so seltsam weh
Im tiefen Herzen drin.
Wie eine sturmbewegte See,
So wogt und wallt mein Sinn.

Das Herz, vom wachen Traum umschwirrt,
Bebt auf so ahnungsschwer;
Es ängstet mich, was kommen wird,
Und wünsch es drum so mehr.

Wird heut ein Wunder mir geschehn,
Das mir die Ruhe nimmt?
Soll ich vielleicht das Mädchen sehn,
Das Liebe mir bestimmt?



Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg“

(1848)

Es hat ein Knab zwei Mädchen schön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elisabeth braun, die muß es sehn —
Er küßt den roten, roten Mund
Ohne Schmerzen.

Was stiehlt du mir den Liebsten mein;
 Und 's fehlt an Knaben nicht?
 Du nennst ihn dein, er ist nicht dein,
 Zu schön für dein, für dein Gesicht
 Ohne Schmerzen.

Und hab ich nun zwei Augen klar,
 Dazu den schlanken Leib;
 Der feinste Knab, so paßt's fürwahr,
 Freit um das feinste, feinste Weib
 Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab zum Lieben fein
 Und dich zur Narretei!
 Braun Elisabeth zog ein Messerlein,
 Stach ihr das Herz, das Herz entwei
 Ohne Schmerzen.

Da sprang wohl längs der weißen Brüst
 Ihr rosenfarben Blut.
 So geht es, wer zwei Liebchen küßt;
 's thut wunder — wunderselten gut
 Ohne Schmerzen.



Das Lied

(1840)

Die Sprach ist ein Markt;
 Liegt alles zuhauf!
 Drauf wimmelts und drängts
 Zum Tausche, zum Kauf.

Das Auge verlockt
 Der Flitterpuh;
 Sieht außen wie Gold,
 Ist innen nichts nuh.

Bald hat das Aug
Sich satt gesehn,
Dann ist's um den Glanz,
Um den Reiz gesehn;

Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und sucht in der Au
Die Weilchen auf.

Es spinnt sich der Land
Von selber fort.
Die reichste Kunst
Sucht im ärmsten Wort.

Der wilde Strom
Verzerret das Bild,
Doch treulich giebt's
Das Bächlein mild.

Der Stern so gern
In stiller Flut,
Im stillen Sinn
Der Gott gern ruht.

Das schönste Herz
Ist sich selbst nicht bewußt;
Der heiligste Schmerz
In der stillsten Brust.



Avancer

Du standst im goldnen Abendschein
Verklärt in stillem Denken.
Da trat ich scheu und blöb herein,
Besorgend, dich zu tränken.

Ich nahte voll verlegner Not;
 Raum wagte ich aufzublicken.
 Du standst, die Wang umhaucht von Rot —
 Ich sah es mit Entzücken.

So standen wir und schwiegen lang
 Und wagten nicht zu reden,
 Doch endlich wich dem süßen Drang
 Die Furcht des scheuen Blöden.

Ich sprach zu dir: Nicht bin ich wert
 Der Stell zu deinen Füßen,
 Und nimmer hätt ich das begehrt,
 Wüßt ich, dich möchts verdrießen.

Du nicktest still und settest dich
 Und hast's mir nicht verwiesen;
 Und nieder warf ich froher mich
 Und saß zu deinen Füßen.

Da saß ich froh und sah hinauf
 Und horchte deinen Worten.
 Doch wagte meines Blickes Lauf
 Sich nicht zu deines Pforten.

Da sprach ich: Wär ich doch verwandt
 Dem Engelein, den süßen,
 Dann dürft ich diese Engelsband,
 Die weiße, zarte küssen.

Da reichtest freundlich du den Schnee
 Zur Eindrung mir hernieder,
 Doch heißer noch drang mir das Weh
 Der Sehnsucht durch die Glieder.

Drauf klagt ich: Ich verdien es nicht,
 Ins Auge dir zu schauen —
 Du gönntest mir das süße Licht,
 Du holdeste der Frauen.

Ich sah hinauf und sah hinein,
Die Erde war verflogen,
So hast du mit dem süßen Schein
Die Seele mir entflogen.

Ich seufzt: O wär ich jenes Band,
Dann könnt ichs wohl erringen —
Ich dürft mit liebend leiser Hand
Den schlanken Bau umschlingen.

Da hobst du mich, du süßes Weib,
Gerührt von meinem Harme.
Da lag der schlanke, zarte Leib
Dem Glücklichen im Arme.

Da hab ich nimmermehr gefragt,
Und, Mund an Mund gesunken,
Was ich zu hoffen nie gewagt,
Des Himmels Lust getrunken.



An Krania

1

Laß mich bleiben nur und schauen!
Bann mich aus des Tages Licht
Hin in höllentnachtet Grauen,
Nur von deinem Antlik nicht.

Laß mich sterben, laß mich bluten,
Nimm mein letztes Erdenglück,
Vor der Hölle ergrimten Gluten
Schützt mich doch dein Engelsblick.

Könnt aus deiner Huld ich spinnen
Goldne Fäden fein und zart,
Könnt ich drauß ein Kleid gewinnen,
Wär ich sicher und bewahrt.

Hätt ich Rüstung dann gefunden,
Bessere als vom härtesten Stahl;
Doch von Blicken, liebesmunden,
Trüg ich dann wohl ärgre Qual.

2

Mädchen! hat es Gott geduldet,
Daß du schrittst in seine Grenzen,
Dich umgabst mit Himmelsglänzen;
Nun so hat ers selbst verschuldet,
Wenn ich nicht zu ihm mehr bete.



Der junge Dichter

(1882)

Der Götterhauch! der Sturmesdrang!
Der Ruf zur Meisterschaft!
Was fragt er viel? was sinnt er lang?
Geprüft die junge Kraft!

Dem Brandungsturm raubt er den Hall,
Dem wüsten Wirbelschlund;
Des wilden Stromes Donnerfall
Virgt er in seinem Mund,

Den Ruf, der Schlachtenreihn entlang
Durch Tod und Leben gest,
Und stürmt ihn aus im Heldenfang,
Selbst jedes Wort ein Held;

Und tönt ihn aus, den Heldensinn,
Für Wahrheit und für Recht,
Mit Gök wirft er den Handschuh hin
Dem weichlichen Geschlecht.

Und gen die Drachen List und Zwang
Mit Sanft Georg erglüht,
Das Rächeraug blickt sein Gesang,
Das Feuerschwert sein Lied.

Mit Wafa zieht er, sein Gesell,
Den Steig gefahrumringt;
Den Bogen spannt er mit dem Tell,
Der Tod Tyrannen klingt.

Und dort im Teutoburger Hain,
Vom Drängerblute rot,
Mit Hermann braust er durch die Reihn
Und schmettert Römer tot.

So lang der Kampf im Liede glüht,
Stürmt er den Speer dahin,
Und ist er mit den Streitern müd,
Umfängt sie weiches Grün.

Und fühlen mit dem süßen Met
Des Kampfes letzten Zorn;
Mit Jubel durch die Reihen geht
Das lustgefüllte Horn.

Und abgeworfen ist das Joch,
Ersiegt das Heiligtum;
Von Bergen strahlt die Flamme hoch,
Doch höher noch der Ruhm.

Verweht ist 's Stampfen von der Au,
Und Tod und Todesgraus;
Dem Himmel raubt er nun sein Blau,
Schafft Mädchenaugen draus.

Der Lilie keuscher Schimmer ruht
Auf zarter Formen Grund,
Drauf gießt er hin der Rose Blut
Für Mädchenwang und Mund.

Mit Zwergen schlägt er sich ums Gold
Im tiefen Erdschacht,
Und kräuselt's um die Schläfe hold
Und Silbernackens Pracht.

Vom Himmel holt er Lieb und Treu,
Die senkt er ihr ins Herz;
Träuft auf die Wangen zarte Scheu
Und um den Mund den Scherz.

Das süße Schmachten dann mit Lust
Wölbt er ums tiefre Aug;
Und senkt die Sitt ihr in die Brust,
Des Frauenlebens Hauch.

Und stolz und frei umschlingt er dann
Mit ihm Thusneldens Leib.
Wo ist dem Deutschen gleich der Mann,
Und wo ein edler Weib?

Und mit dem Nar im Siegerlauf
Hinauf zum Sonnenlicht,
Und fährt in Wetterwolken auf
Zum großen Weltgericht.

Mit der Posaune Wunderton,
Der durch die Gräber klingt
Und alle Toten um den Thron
Des Weltenrichters zwingt.

So donnert dann sein Lied herab,
Das sturmesbrausende,
Und zwingt sie auf aus ihrem Grab,
All die Jahrtausende.

Und jagt ihm Zittern ins Gebein,
Und reißt ihm vom Gesicht,
Dem Heuchler, seinen Heilgenschein,
Geborgten Glanz dem Wicht.

Und schleudert in die Niedrigkeit
Den Sklaven auf dem Thron,
Den König in dem Bettelkleid
Krönt er mit seiner Kron,

Und wälzt auf ihn mit Rächerhand
Der Menschheit Racheruf,
Den Fürsten, der sein Vaterland
Zum Sklavenkerker schuf.

Und ruft ihm zu: Ihr Herrscher, wißt,
Vom Schmeichelweß verwöhnt:
Die Mitwelt nicht, die Nachwelt ißt,
Die Könige stürzt und krönt.

Doch du, der weise nie getrübt
Des Rechtes Heiligtum,
Wie Götterthaten du geübt,
Nimm hin den Götterruhm.

Und wer um des Gesamten Heil
Sein einzeln Leben wagt,
Ein ewger Name sei sein Teil,
Von Sohn zu Sohn gesagt.

Drauf mit dem stillen dumpfen Kind,
Das gläubig hingeschmiegt
In seiner Einfalt gottgesinnt
Vor seinem Heilgen liegt,

Und die im plump gehaunen Stein
Der Heiland hehr bewegt,
Den sie aus reichem Herzensschrein
In ihn hinüberträgt,

Mit ihr liegt er vorm tauben Holz
In frommem Kinderfinn,
Und Gottes Schauer schmilzt den Stolz
In süße Schmerzen hin.

Und auf die Stirne haucht er ihr
Den reinen Friedenskuß
Und neigt der Palme Siegespanier
Vor ihr im Engelgruß:

Gesegnet sei, du fromme Maid,
Dir künd ich Heil und Lust;
Den Heiland trägst du allezeit,
Einfalt, an deiner Brust.

Und unbewußt der Erdenlast
Steigt er und fühlt sie kaum;
Denn was der Denker mühsam faßt,
Dem Dichter wirds im Traum.

Die Schranke fällt vor ihm zurück
Des Raumes und der Zeit,
Die Ferne bannt sein Seherblick,
Jahrtausende zum Heut!

Er spielt, ein Kind, im blauen Grund
Mit jenen Sternen dort,
Ein Kind nur, doch sein Kindermund
Fallt manches Götterwort.

Und ist ein Mann in Kampfesglut —
Sein Wort ist eine That, —
Ein Greis, wenn seine Flamme ruht,
Den Sieg bewährt der Rat.

Was edel und nachahmenswert,
Des Menschen Recht und Pflicht —
Das Wort hat ihn ein Gott gelehrt,
Und er verschweigt es nicht.

Der Götterhauch! der Sturmesdrang,
Der mich mir selbst entrafft!
Was frag ich viel? was sinn ich lang?
Geprüft die junge Kraft!



Vögleins Auferstehung

Ein Vöglein rang in letzter Not,
Vöglein ganz verwaiset —
Und endlich fiels darnieder tot,
Vöglein ganz verwaiset.
O Vöglein, muß dir das geschehn,
Und hast noch keinen Lenz gesehn,
Noch hat der Mai mit seiner Pracht
Dir, armes Vöglein, nicht gelacht,
Du armes, armes Vögelein.

Sie läuten, horch! dem armen Wicht,
Vöglein ganz verwaiset.
Ach nein! das gilt dem Vöglein nicht,
Vöglein ganz verwaiset.
Es kümmert keine Seele, ach,
Dein Glück und auch dein Ungemach;
Es schlägt kein Herz, das deiner denkt
Und dir den Trost der Thränen schenkt,
Du armes, armes Vögelein.

Dem lieben Gott, dem that es weh —
Vöglein so verwaiset.
Er nahm das Vöglein aus dem Schnee,
Vöglein so verwaiset,

Und setzt auf einen Himmelsbaum,
Da träumt es gar so süßen Traum
Und hüpfet in ewiger Frühlingslust
Und jauchzt und singt aus voller Brust:
Ich reiches, reiches Vöglein!



Des Knaben Abenteuer

(1848)

Gott grüß euch, feines Jungfräulein;
So spät bei Nacht im Freien?
Ihr sollt mir nicht alleine sein,
Denn sicherer ist's zu zweien.

Sie sagte nichts und ging voran;
So dacht ich, daß sie leide.
Ihr Wuchs war schlank und wohlgethan,
Und ihr Gewand von Seide.

Zeigt mir eur schönes Angesicht,
Sprach ich mit süßer Rede;
Allein den Schleier hob sie nicht,
So sehr ich bat und flehte.

Ich fleht um Lieb, und flehte mehr,
Und flehte lang und länger;
Sie schien mit sich zu kämpfen schwer,
Zu atmen bang und bänger.

Und zwischen Blüten süß von Duft,
Da endlich sank sie nieder;
Süß schwammen durch die Abendluft
Der Nachtigallen Lieder. — —

Was nun, mein Liebchen, soll ich dir,
Du Allerschönste, schenken? —
Du irrst dich, Freund, sprach sie zu mir,
Willst du so Schlimmes denken.

Ich bin ein vornehm, reiches Kind
Und kann wohl selber geben,
Wenn ich wo zu genießen find
Mein frisches, junges Leben.

Und was ich nun gelitten hab,
Die Sehnsucht dir zu stillen,
Warst du kein Fremder, lieber Knab,
That ich dir nichts zu Willen.

Da hättest du manch Jährlein lang
Vor Liebe krank zum Sterben
Um das, was dir so schnell gelang,
Bescheiden müssen werben.

Ich gehe fort, du gehest fort;
Du weißt mich nicht zu nennen;
Und träffst du mich an einem Ort,
Du würdest mich nicht kennen.

Du kennst mich nicht, ich kenn dich kaum;
Mich kanns nicht später kränken;
So wars ein süßer Frühlingstraum,
An den wir beide denken.



Rosen, Lilien

Er

Hab dich wohl früher schon gekannt;
Einst glichst du einer Frühlingsrosenaue;
Zwar ist es noch das Veilchenaug, das blaue,
Doch deiner Wange rosig Rot verschwand.

Sie

Wohl war die Wang ein Frühlingsrosenbeet,
Oh in die Ferne mir der Freund entwichen,
Und als der Liebe Rosen still verblichen,
Da hat der Kummer Lilien drauf gesät.

Er

Die Reue wandte deines Gärtners Lauf,
Und keine Mühe will ihn nun verbrießen:
Gewiß, wenn treue Thränen sie begießen,
Blühn röter deine Rosen wieder auf.



Die Wiederkehr

Ich kam aus fernen Landen,
Entgegen mir ein Zug,
Der aus gebrochenen Banden
Ein Herz zur Ruhe trug.

Da hielt ich still. Mir graute,
Da zog's mich mit hinein;
Kings klangen Schmerzenslaute
Und Seufzer um den Schrein.

Ich harrete, bis sie schieden,
Dann schlich ich still hinzu;
Ich ahnte, welcher Müden
Jetzt winkt die lange Ruh.

Da lag mit stillen Zügen,
Die ich so gut gekannt,
Die bleichen Lippen schwiegen,
Die mich so oft genannt.

Das blaue Aug geschlossen,
Umgrünt vom letzten Kranz,
So lag sie hingegossen
In rührend bleichem Glanz.

Da naht' in stillem Harme
Voll Schmerz ihr Bruder mir;
Er nahm mich in die Arme:
Den letzten Gruß von ihr.

Daß du sie hast verlassen,
Das wars, warum sie starb;
Ich schwur ihr, nicht zu hassen
Den Mann, der sie verdarb.

Ich hab es ihr geschworen
Und halt es für und für;
Du hast durch Schuld verloren,
Drum traure ich mit dir.



Unbelauschte Schönheit

Schön wie das Veilchen, das sich schamhaft birgt
 In seiner Blätter Grün; wie einsam, still
 Auf abgelegner Alpentrift das blau
 Und goldne Glöckchen, das sich selber duftet,
 Von keinem Aug gesehen; wie Sang des Vogels,
 Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
 Bewundrung scheucht; ungleich der eiteln Kunst,
 Die auf dem Markte sitzend, überpukt
 Mit Rednerschmuck zu blenden strebt und angstvoll
 Um jedes Laffen Beifall buhlt, stets selbst
 Sich mischend in das eigne Werk: „Seht, was
 So groß und schön euch rührt, das ist die Welt nicht,
 Die ich euch zeige, nein, das bin nur ich;
 Die Welt ist häßlich, mein Gemüt nur schön.“
 Der Eitle täuscht den großen eiteln Haufen,
 Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
 Baldwärts zur unbelauschten Schönheit zieht.



Margareta

Schmachtendes, drängendes Sehnen,
 Wonniqe, schmerzliche Thränen;
 Selber nicht weiß ich zu sagen,
 Wie es im Herzen mir ist.

Jeho, als krankt ich zum Tode,
 Jeho, als wär es nur Scherz,
 Jeho, als wüchsen mir Flügel,
 Jeho, als stürb ich vor Schmerz.

Ist es denn wirklich die Liebe,
Die mich im Herzen so drückt,
Jetzt mich betrübet zum Tode,
Jetzt mich zum Himmel beglückt?

„Margaret,“ sagte die Mutter,
„Nimm vor der Lieb dich in acht,
Sonst um die Ruhe geschehen
Ist dir's bei Tag und bei Nacht.“

Hab mich so lange gehütet,
Nach der Liebe zu sehn, —
Doch sie ist selber gekommen,
Will ach! nicht weichen, nicht gehn!



Der wandernde Musikant

Es scheint die Morgensonne
Ins Gärtchen hell hinein;
Du Anblick voller Sonne,
Du sollst genossen sein!
Ein göttliches Verlangen
Hat diesen Raum geweiht;
Die Blütenbäume prangen
Im weißen Priesterkleid.
Sie neigen sich zu Boden
In frommdemütgem Sinn,
Denn Gottes heilger Odem
Zieht durch die Wipfel hin.

Euch segne Gott; belastet
Mögt ihr mit Früchten stehn;
Ich aber hab geraftet
Und will nun weiter gehn.

Dort in den Büschen blinket
Ein nettes kleines Haus,
Aus seinen Fenstern winket
Ein trauter Geist heraus.
Der spricht: In stillem Frieden
Pfleg ich das Häuslein gut;
O wär es dir beschieden,
Zu ruhn in meiner Hut;
So fern vom Weltgewimmel
Und seinem flachen Spott,
So recht im innern Himmel,
So nah dem lieben Gott.
O möge seine Milde
Dich, Häuslein, stets umwehn;
Ich ruht in ihrem Schilde
Und will nun weiter gehn.

Und aus dem Haus gegangen
Kommt dort ein junges Weib —
Wie morgenrot die Wangen,
Wie schön der schlanke Leib!
Sie wandelt zu der Quelle
Die grüne Wiese dar
Und wäscht in ihrer Welle
Die milden Züge klar.
Wie ist ihm Heil beschieden,
Der dich umfing als Braut,
Dem ewigsüßer Frieden
Aus deinen Augen schaut.

Um dich und deinen Gatten,
Da mögen Engel stehn,
Und Gottes Huld euch schatten,
Ich will nun weiter gehn.

Doch aus dem Hause springet
Ein Knäblein jetzt hervor.
Es jauchzet, und sie schwinget
Es froh zu sich empor.
Wie schön die Lösschen fliegen,
Die gelben, in dem Wind,
Bis sich in Armen liegen
Die Mutter und das Kind.
O solchen lieben Knaben
An solcher Mutterbrust,
Solch Weib und Kind zu haben,
Das ist wohl eine Lust!
Nie lasse Gott, du Knabe,
Dir seine Huld entstehn;
Nun ich geraftet habe,
Nun will ich weiter gehn.

Dort unter jener Linde,
Die auf dem Hügel steht,
Im frischen Morgenwinde,
Der rauschend sie durchweht,
Dort sollst du, Waldborn, sagen,
Was mir bedrängt den Sinn;
Dort sollst du, Waldborn, klagen,
Wie ich so einsam bin!
Dort, sieh! bei Weib und Knaben
Steht nun der junge Mann.
Ihr sollt ein Stücklein haben,
Das schönste, das ich kann;

Ein Stücklein und auch zweie —
 Wie sie herübersehn!
 Nun segn' euch Gott, ihr dreie;
 Nun will ich weiter gehn.



Aus dem Bruchstück „Octavian“

(1848)

1

Vorspiel

Mit der Zeitenwoge schreitet
 Fort der Mensch und sein Verstand.
 Doch nicht Zeit, nicht Woge scheidet
 Ihn von seinem Vaterland.

Denn er trägt's in seinem Herzen.
 Nie besiegt von Wahnes Nacht —
 Ewig unter Freud und Schmerzen
 Blüht's in heitrer Frühlingspracht.

Ewig nur in seinem Walten
 Ist die Seele groß und frei,
 Alles Neue muß veralten —
 Schönes nur bleibt ewig neu.

Ist nur, was geschehen, Wahrheit?
 Irrt doch durch der Nacht Gefahr
 Stets des Menschen Drang nach Klarheit —
 Schönes nur ist ewig wahr.

Und des Willens schwanke Fährte
Treibt und höhnt ein falscher West,
Nugen bald, bald eitle Ehre —
Schönes nur bleibt ewig fest.

Nenn es Glauben, nenns Entsagen,
Nenn es Liebe, nenn es Treu —
Zu den Sternen wirds dich tragen,
Und im Schönen bist du frei.

Ist durch Außennacht gedrungen
Dir des innern Himmels Stern,
Hast das Höchste du errungen —
Nichts, was groß ist, ist dir fern.

*

2

Fides

O laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O laß sie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter schweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, sie heben
Dich mit — o laß sie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelschwingen vor;
Fest will ich an dir hängen;
So steig ich mit empor.

*

Marzibille

Wie trüb ist mir zu Sinne,
Wie weh in tiefster Brust,
Wie raubst du alle Lust,
Du böse Minne.

Wie süß, ach! jenes Leben,
Die Angst des Herzens wund —
Der drängende, pressende Mund —
Ich kann nicht leben!

Es fliehet mein Verlangen,
Mein Denken all zurück;
Wie wär das süße Glück
So bald vergangen!

Geküßt zu tausendmalen
Hat er euch Lippen wund;
Er küßte sich gesund,
Ihr tragt die Qualen.

Dich drückt' er mit den Händen,
Liebkosend, arme Brust;
Du hast es dulden gemußt,
Du konntst's nicht wenden.

Was suchst du mir am Herzen,
So weint ich, böser Mann?
Er sprach: Den Zauberbann
Zu meinen Schmerzen.

Und wie er klug beflissen
Mit Trug mein Aug umwand,
Hat mir die listige Hand
Mein Herz entrisßen.

Du diebischer Gefelle,
 Gieb wieder mir mein Herz!
 Da senkt' er täuschend den Schmerz
 An dessen Stelle.



Verschiedenes

Warum ob Vergangnem grübeln?
 Warum reißen an den Wunden?
 Willst du nimmermehr gesunden?
 Warum doch willst du vermessen
 Übel fügen zu den Übeln?
 Was an andern du verschuldet,
 Was durch andre du geduldet,
 Lern vergeben und vergessen.

„Singeopfert, ach! soviel!
 Und verfehlt so manches Ziel!
 Nicht gepflückt so manche Rosen!
 Die mich heilen, retten wollten,
 Manchen hab ich schlecht vergolten,
 Manches Herz zurückgestoßen,
 Eher Liebe nicht erkannt,
 Bis sie weinend sich gewandt —
 Ach! vergeben lern ich wohl;
 Doch wer lehret mich vergessen!“

*

Einen hatt ich gemacht,
 Den bereut ich; so macht ich gleich
 Den zweiten dummen Streich.

*

Macht ich klug das? Macht ichs dumm?
 Wird mirs schaden? frommen?
 Siehst bei jedem Schritt dich um,
 Wirfst du weit nicht kommen.

*

Ach! es windet nie dein Lauf, Herz,
 Deiner Wünsche Fäden ab,
 Willst beneidet sein? Klimm aufwärts.
 Glücklich sein? Nein, steig herab.

*

O suche nie dein Glück
 Im Weltgewimmel;
 Je tiefer in dich zurück,
 Je höher im Himmel.

*

Wieder in des Mißmuts Schlingen!
 Will ein Plänchen nicht gelingen?
 „Ach, gelungen ist mein Plan;
 Ob ich aber recht gethan?“
 O gewissenhaft Geschlecht!
 Ist's gelungen, ist's auch recht.

*

Jetzt senke erdwärts den Flug,
 Sonst wirfst du noch verschmachten.
 Gedichtet hast du genug,
 Nun lern auch einmal trachten!



Eduard Debrient ins Album

(8. Januar 1850)

Wem Edles soll gelingen
Muß selber edel sein;
Die edeln Reben bringen
Von selbst den edeln Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
Dies Leben treu gestrebt:
Du hast, sie zu bewähren
Die Lehre auch gelebt!



Buschlieder



Beim Landschaftern

26. Mai 1844 unter den schönen Linden
auf Scharfenberg

Sitz ich zeichnend unter Bäumen,
Haucht es oft mir um die Wangen,
Fühl ich wie in halben Träumen
Meinen Nacken zart umfassen.
Wend ich mich, da schüchtern flieht es,
Schlüpft wie rosger Glieder Funkeln
Schnell dahin, und aus dem Dunkeln
Wie mit Liebesaugen sieht es.

Wer der flüchtgen Schöne Walten
Doch in heiligem Entbrennen
Ewig in den Armen halten
Könnte und sein eigen nennen.
Ewig kläng von ihm die Kunde,
Doch sie läßt sich niemals zwingen;
Frei nur mag sie Gaben bringen,
Seltene — die Gunst der Stunde.



Blauer Himmel, kühne Felsenhänge

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
 Durch das milde Grün Poetengänge,
 Und ein kühles Flüschen drum gewunden.
 Ja, ein traulich Bild hab ichs gefunden,
 Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
 Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
 Das in mir, in dem ich alles fände —
 Nur das Beste ist dabei vergessen!



Ihro hab ich dich, Natur

Ihro hab ich dich, Natur,
 Die mit heiligem Erbarmen
 Oft dem wilderregten Sohn
 Deine milde Götterruhe
 Um die glühnde Stirn gegossen —
 Ihro hab ich dich gesehen
 Blauend aus zwei tiefen Himmeln
 Unter einer Mädchenstirne
 Schön von blondem Haar umzogen —
 Ihro hab ich dich gesehen
 Ganz in deiner süßen Milde
 Um zwei rosge Schwestern spielend,
 Um zwei weiche Mädchenlippen,
 Alle deine süßen Zauber
 Um die reinste Form geschlungen.
 Aber ach! die süße Ruhe
 Hast du nicht, wie sonst, dem Sohne
 Freundlich in das Herz gegossen,
 Unruh nur und tausend Wünsche

Und der Sehnsucht süßes Bitter,
 Die nur du kannst wieder heilen,
 Wenn du mit dem gleichen Finger
 Ihr das liebe Herz berührtest.



Bist du?

Bist du das Weib, wies die Natur
 Erschuf nach ihrem heiligen Bild,
 So innig ernst und tief und mild
 Und unverwischet der Gottheit Spur?

Bist du das Weib, das diese Welt
 Voll Lockung sich nicht rauben kann,
 Das übers Leben hin den Mann
 Mit Liebesmacht umschlungen hält?

So flute denn das Endchen Zeit
 Zum Tode ihre Brut und sich —
 Ich fasse dich, ich halte dich
 Für alle, alle Ewigkeit!



Sie denkt

Siehst du — ich muß die Augen senken,
 Antwortet dir nicht schon der Wangen Glut?
 Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
 Doch sagen kann ichs nicht — du mußt dir's denken!



Herz im Wege

Es fragte dich die Tante,
Wie gehst du wunderbarlich?
Du tanzeſt wohl im Sande
Menuett und neigeſt dich?

Doch du warſt ausgewichen
Zahlloſen Tierchen klein,
Die auf dem Wege ſchlichen,
Ihr Mörder nicht zu ſein.

Gehſt du noch jezt die Stege,
Auf Milde ſo bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege —
O nimm mein Herz in acht.



So reich!

Wie ruht ſichs doch an deiner Bruſt
So weich, ſo weich, ſo weich;
Zu zählen all die Götterluſt
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebeſt nur mich
In all der Welt ſo weit,
Wie himmliſch, himmliſch ruht es ſich
In ſolcher Sicherheit.

Wie iſt die Lieb ein süßes Gift
Und Arznei zugleich:
Sie macht ſo arm ihn, den ſie trifft,
Und doch ſo reich, ſo reich.

Und alles, alles, was du hast,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt ich reicher Mann umfaßt,
Ein süßes, feligs Mein.



Du und ich

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng so weit,
Im tiefen Waldesschatten,
In süßer Einsamkeit,
Da sollt ein Leben werden,
Mein Lieb, so wonniglich;
Was wärs, das wir entbehrten?
Für uns wär nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

Wenn über Thal und Berge
Der junge Tag sich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf süßen Wirbeln schwebt
So selig und alleine,
So frisch und feierlich
Die goldnen Morgenscheine!
Nur Gott im stillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Wir thäten mit der Sonne
Die selgen Augen auf,
Und die ihn schloß, die Wonne,
Begann den Tageslauf.
Du schafftest und ich schriebe
Manch frohes Lied für dich;

Und wer zum Essen bliebe,
 Das wäre nur die Liebe,
 Mein Lieb,
 Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Magst schlafen oder wachen,
 Magst sitzen oder gehn,
 Magst sinnen oder lachen —
 Ich kann nicht satt mich sehn.
 So käm es, daß in Eile
 Der Abend uns beschlich.
 In Städten, manche Meile
 Von uns wohnt Langeweile,
 Hier Lieb,
 Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich.

Und käm die Nacht gezogen,
 Wir schauten Brust an Brust
 Zum blauen Himmelsbogen
 Und seiner Sterne Lust.
 Und — süß dahin gerissen
 Die Sterne senkten sich
 Herab auf unsre Rissen —
 Die Nacht sollt es nicht wissen,
 Mein Lieb,
 Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!



Es windet zwischen Hügeln

Es windet zwischen Hügeln
 Ein enges Thal sich fort,
 Es schwebt mit müden Flügeln
 Ein Vöglein überort.

Es tönt sein leises Singen
Trüb übers Bächlein drin,
Das hüpfet mit Silberklingen
Durch Rain und Stein dahin.

Und auf den tiefern Matten
Da hat die stille Nacht
Aus purpursammtnen Schatten
Ihr Bette schon gemacht.

Hoch an den Felsen drüber
Da webt der letzte Schein
Verwaist, verweht vorüber,
Nun muß es dunkel sein.

Und dunkel ist's, und Schweigen
Ruht über nah und fern,
Am Himmel aber zeigen
Will sich ein milder Stern.

Der müde Vogel singet:
Dank, süßer, süßer Schein!
Ich schlummre schon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So stille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein süßes Lächeln,
O träumt ich ohne End!



Des Mädchens Lied

(1844)

Schaust du mir so innig
In das Aug hinein,
Sprichst du, ewig bin ich,
Meine Liebe, dein;

Muß ich dir erscheinen
 Als ein thöricht Blut;
 Laß mich dann nur weinen;
 Weinen thut so gut.

Fragst du, welch ein Leiden
 Mich zu Thränen zwingt?
 Kanns die Harfe meiden,
 Daß, berührt, sie klingt?
 Wie der Klang erscheinen
 Muß, der in ihr ruht —
 Sieh, so muß ich weinen;
 Weinen thut so gut.

Wie dichs zwingt, zu dichten,
 Ist dein Herz erregt,
 Wie dichs muß vernichten,
 Was dich so bewegt,
 Hauchst du nicht in deinen
 Liedern aus die Glut;
 Herz, so muß ich weinen;
 Weinen thut so gut.

Daß sich süßer heben
 Kann Violenduft,
 Muß ein Träufeln beben
 Durch die laue Lust;
 Wie du gönnst den kleinen
 Blumen Laues Flut;
 So laß, Herz, mich weinen;
 Weinen thut so gut.



Es steht in stiller dunkler Nacht

Es steht in stiller, dunkler Nacht
Ein Mann am Elbestrand,
Der einzige, der so spät noch wacht,
Das Aug empor gewandt.

Nun schattet wohl der Schlummer lind
Ihr liebes Angesicht,
Und träumt von mir mein einzig Kind,
O Wogen, neckt sie nicht.

Dann singt ihr leis in schöner Nacht
In heilger Sternenlust,
Die zwei Geliebte durchgewacht
So selig Brust an Brust,

Wie michs dahin reißt mit Gewalt
Nach ihrem süßen Kuß;
O sagt ihr, seh ich sie nicht bald,
Daß ich verschmachten muß,

Was ich gesucht, ersehnt so heiß,
Das Herz so ernst und still,
Das fromme, treue Herz, das weiß,
Was edles Lieben will.

Das will: im treuen Busenpaar
Ein Herz, nur eins allein.
Das will: sich selbst vergessen gar
Und nur im andern sein.

Rein Herz ist glücklicher als ich,
Darf ich ins Aug dir sehn;
Doch bist du froher ohne mich,
So will ich schweigend gehn.

Das ist es, was im fremden Thal
Mir linden Trost noch giebt:
So war ich glücklich doch einmal,
Du hast mich doch geliebt!



Schmachtend krümmt sich das Laub

Schmachtend krümmt sich das Laub,
Das nicht ein Lüftchen erquicht,
Ach! und der Himmel schickt
Keinen Tropfen — ist dem Jammer taub.

Bis die bebende Glut
Dunkel zur Wolke schwillt,
Rauschend herniederquillt,
Endlich, endlich, ach! die süße Flut.

Matt im sehnenenden Schmerz
Gleich ich der dürren Flur;
Schick du, mein Himmel, nur
Einen, einen Gruß nur in mein Herz!



Langer Sommerregen

Aus allen Himmelsfenstern fließet
Sein Wasser schon so lang und sehr;
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.
Wo heitre Tage wir begehrten,
Ist das fürwahr ein schlimmer Kauf —
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden!

Die Rose hängt das Köpfchen nieder,
Der Rittersporn schaut grimmig drein,
Verdrossen hüllt Jasmin und Flieder
Sich schweigend in sich selber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauschend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was drauß soll werden.

Die Nachtigall ist ganz verdrossen,
Das Rotebrüstchen sitzt verduzt,
Die Ammer macht satirische Glossen,
Das Grasemüchchen schweigt und trugt.
Kein dankend Lied tönt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was drauß soll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürstger meiner Pieder Quell.
Die Reime trozig sich gebärden,
Die Füße bring ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was drauß soll werden.



Durch den Grund

Durch den Grund
Säuselts wie von Liebchens Mund.
Wachtelschlag
Lockt dir nach:
Gehst du schon?
Horch, sie ruft mit hellem Ton:

Guckguck

Zurück

Komm balde, balde;

Hier im Walde

Scheu dich nicht, hier haust kein böser Spuk!

Voll Neid schaust du, wies wohlgemut

Auf schmuckem Zweig sich lebt und gut.

Laß du den Wein — er wirft dich nieder

Und gießt dir Blei in deine Glieder.

Fink!

Flint

Vom Wiesenquell, das schafft dir leichtes Blut!

Dir seh ichs an: der Liebes Schuh

Ist's, der dich drückt, du Armer du.

Und brach der Falsche dir die Treue,

So laß ihm nur allein die Reue.

Fink!

Flint

Zur Arbeit sein, das giebt dem Herzen Ruh!

Du möchtest mit dem Mädchen gehn?

Gieb acht, bald wird sie um sich sehn.

Sie sagt dir nicht, daß sie will sterben,

Dir ziemt es, um das Kind zu werben;

Fink!

Wint

Ihr freundlich nur — sie wird dich schon verstehn!



Politische Gedichte



Guter Rat

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunst,
 So leih von deinem Stoff dir Gunst!
 Man kann, steht er am hohen Ort,
 Den Kleinen weiter sehn.
 Du stammest? Immer stammle fort
 Von Licht und Freiheit. Solch ein Wort
 Klingt auch gestammelt schön.



An manche neuere Dichter

Werdet Männer doch, bei Christ!
 Bleibt nicht Knabenhaft.
 Uner schöplich Bergwerk ist
 Deutschen Sinnes Kraft.
 Hängt euch nicht an fremdes Wort,
 Kehrt zu euch zurück;
 Mutig schreitet fort und fort,
 Vorgewandt den Blick.
 Deutsch sei euer Thun und Buch,
 Freunde, folget mir,
 Byron wart ihr lang genug,
 Seid nun einmal ihr!



Deutschlands Einheit

Ich alter deutscher Kaiser,
Der Rotbart zubenannt,
Ich sitz in dem Kyffhäuser
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern spricht,
Nur Deutsche giebt's zur Stunde
In meinem Deutschland nicht!

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wird's wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben,
Als Kummer, Sorg und Not;
Wär ich nicht schon gestorben,
Ich grämte mich zu Tod!



Der Schütze in Leipzig

(1845)

Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz.

In Leipzig auf dem Markt
Da hub mein Trauern an.
Karree wir sollten schließen
Und auf die Bürger schießen,
Manch hundert Mann.

Hin scholl's an unsre Reihe:
 Gebt Feuer! laut und schwer.
 Es feuerten die Glieder,
 Es sanken Menschen nieder,
 Wohl zwölf und mehr.

Was lag da so bekannt
 Vor mir im blutgen Sand?
 Weh mir! es war mein guter,
 Mein einziger, mein Bruder,
 Mein Ferdinand.

Ich war sein ander Ich,
 Er liebte mich so sehr.
 So alt die Welt mag werden,
 So liebt auf dieser Erden
 Kein Bruder mehr.

Er lag in seinem Blut
 Und sah mich sterbend an:
 „Mein ganzes Leben gab ich
 Für dich so gern. Was hab ich
 Dir, Fritz, gethan?“

Mein Träumen, alles trägt
 Sein sterbend Angesicht.
 Was ich da hab erfahren,
 So was — in hundert Jahren
 Vergißt sich's nicht.



O Deutschland

Deutschland, Deutschland! Vaterland!
 Wer hat dir deine Ehr entwandt?
 Wir, deine Kinder, stehn voll Mut,
 Wir stehn mit unserm besten Gut,
 Wir stehn mit unserm besten Blut
 Dir, Vaterland, zur Seiten!

O Deutschland, Deutschland, unbeglückt,
 Wer hat dir deinen Kranz zerplückt,
 In vierzig Fehen groß und klein?
 Mit Gut und Blute stehn wir ein:
 Dein Kranz soll neu gewunden sein,
 So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
 Fluch dir, bist du ihm abgewandt!
 Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
 Vergiß, was dir das Nächste ist,
 Nur das, daß du ein Deutscher bist,
 Das sollst du nie vergessen!



Völkerfrühling

Wie ist's so sonnig doch da drauß,
 Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
 Der Himmel lockt so hell und klar,
 Was hör ich nur so wunderbar
 Hoch über mir erklingen?

Vorbei des Winters Druck und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug die Thräne quillt.

O süß ersehnte Klänge:

Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen springt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht still,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.

Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sich grün;
Das wird ein Wachsen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingssonnenschein,
Brich auf, mein Herz, als Knospe rein
Und duftest klingend, singend:

Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige schallt,
 Aufschauend bebt der dunkle Wald;
 Aufschauend sink ich in die Knie,
 Gebetet hab ich frömm' nie
 Als bei dem Verhejrenjubel:

Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
 In Deutschlands Gauen allzumal.
 Der schönste Frühling kommt ins Land,
 Freiheit, Freiheit ist er genannt,
 Freiheit! o Völkerfrühling!



1848

Wie bist du doch verachtet,
 Mein deutsches Vaterland!
 Daß mir die Seele schmachtet,
 Mein Herz mir ist entbrannt,
 Seh ich dich, das so prächtig
 Vor allen könnte stehn,
 So ärmlich, so unmächtig
 Und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zerschlagen
 In vierzig Stücke bist,
 Das setzt dich jedem Wagen
 So bloß und jeder List.
 Es fesseln vierzig Bande
 Dir den gewaltigen Leib,
 Drum treiben Zwerge Schande
 Mit dir, du Riesenweib.

Und deine Kinder schauen
Gleichgiltig deinen Schmerz;
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz?
Soll's nimmer anders werden?
Die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürsten,
Das eine Vaterland,
Das steht, ihr deutschen Fürsten,
Das steht in eurer Hand.
Sie schrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Ein großes, ernstes Losen
Beginnt zu dieser Frist,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer ist.
Ihr könnt's. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End
Und fügt zum Fürstenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern,
Es steigt mit neuem Glimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Ost und Nord und West,
Was soll's den Drängern frommen,
Steht Deutschlands Einheit fest?

Und durch die deutschen Lande
 Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag —
 Glorreich die alte Schande
 Gelöst an einem Tag!
 Und niemand soll dir's wehren,
 Zu prangen tadellos,
 O Vaterland, voll Ehren
 Vor allen Völkern groß!



Balladen und Romanzen



Julius und Hannchen

(1829)

Draußen im Winterschein
Sizen zwei Kinderlein,
Möchten vor Frost vergehn,
Weinen und flehn.

Stiefmutter trieb uns fort,
Wissen, ach! keinen Ort.
Außen im Birkenwald
Ist es so kalt.

Sieh doch! das bleiche Bild —
Ist's nicht die Mutter mild?
Sieh, wie so thränenreich
Ach! und so bleich.

Vater hat uns gesagt:
Kinderchen, weint und klagt;
Helf Gott in unsrer Not,
Mutter ist tot.

Stiefmutter war uns feind;
Haben gar viel geweint,
Aber du lebst ja doch,
Mütterchen, noch!

Aber wie bist du bleich?
Weiß, deinen Rosen gleich,
Die deine Stirn umziehen
Mit Rosmarin.

Wie in den schwarzen Schrein
 Sie dich gelegt hinein
 Und an den stillen Ort
 Still trugen fort.

Mutter kehrt nimmermehr!
 Klagte der Vater sehr;
 Sieh, und dich bringt zurück
 Doch unser Glück?

„Mutterlieb hat nicht Ruh!
 Rufet ihr Kind ihr zu;
 Mutterlieb hält nicht ab
 Bahrtuch und Grab.

Ach, jede Thrän mit Schmer;
 Brennt auf das Mutterherz
 Noch in dem letzten Haus,
 Treibt sie heraus.“

Mutter, wie schauerlich
 Hebt deine Stimme sich,
 Wie Totenglocken bang
 Und Grabgesang.

Mutter, es ist so kalt,
 Nimm uns doch aus dem Wald;
 Nimm uns zu schönerm Ort,
 Mutter, mit fort.

„Trag euch in schnellem Lauf
 Bald zu dem Himmel auf;
 Selige Engelein
 Sollt ihr dort sein.

Aber der Weg ist weit,
 Daß ihr mir rüstig seid,
 Ruhet euch erst hier aus,
 Kinderchen, aus.“

Das ist nicht Schnee am Rast,
Ist ja ein Bettlein sanft,
Glänzet im Mondenschein
Freundlich und rein.

Julius

Bald zu des Himmels Höhn
Trägt uns die Mutter schön;
Siehst, wie sie freundlich lacht?
Hannchen, gut Nacht!

Hannchen

Hier an des Hügels Rast,
Hat uns ein Bettchen sanft
Mutter zur Ruh gemacht;
Julius, gute Nacht!

Schlummern die Kinderlein
Voll süßer Hoffnung ein;
Mutter sie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von ihrer Schulter sinkt,
Die nun so rosig blinkt,
Schleier und Grabgewand
Hin auf das Land.

Heimlich im Mondenschein
Schlummern die Kinder ein;
Mutter sie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von Schwingen zart umweht,
Schimmernd ein Engel steht
Mutter und küßt die zwei
Geisterlein frei.

Nimmt sie in Mutterarm
An Mutterbusen warm,
Trägt sie zum schönsten Ort
Wehlächelnd fort.

Vater im Winterschein
Findet die Kinderlein
Wange zur Wang gewandt
Tot an dem Rand.



Der Verurtheilte

(1848)

Ach wenn mein Schatz sollt denken,
Daß ich hier sterben muß;
Die Blümlein wird sie tränken
Mit ihrer Thränen Guß.
Ach Gott! so zu verderben,
Im fremden Land zu sterben,
Und kann mir nicht erwerben
Von ihr den Abschiedsfluß.

Sie haben mich gefangen,
Derweil ich fürbaß ging,
Und soll nun schmäählich hangen;
Mein Hoffen ist gering.
Bald werd ichs müssen tragen
Und kann Ade nicht sagen;
O Gott! dir will ichs klagen —
Sie schließen schon den Ring.

Dort bei der grünen Linde,
Die just im Blühen stand,
Dort drückt ich meinem Kinde
Zum letztenmal die Hand;
Da flossen Thränen nieder —
Es schwenken schon die Glieder —
Du siehst mich nimmer wieder;
Ich sterb im fremden Land.

Herr Gott, o thu doch beugen
 Zur Milde ihren Hohn;
 Herr Gott, thu mirs bezeugen,
 Ich bin ja kein Spion.
 Ach Gott! ich kanns nicht fassen,
 Verloren und verlassen
 So schmähhch zu verblaffen!
 Ich klags vor Gottes Thron.



Das zerbrochene Herz

(1844)

Ich ging im nächtgen Schweigen
 Dahin am Felsenhang;
 Es schien der Mond so eigen,
 Mir war so seltsam bang.

Da zogen graue Streifen
 Durchs tiefe, feuchte Thal
 Und drehten sich im Reifen
 Herum wohl tausendmal.

Und eh ich mich versehen,
 Stand ich schon mitten drin;
 Da ist es mir geschehen,
 Daß ich so traurig bin.

Als bald war ich umschlossen,
 Von Armen weich und hold,
 Als bald war ich umflossen
 Von Loden hell wie Gold;

Als bald von Wunderaugen
 Da ist das Herz mir wund;
 Als bald zwei Lippen saugen
 Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich besonnen,
Da war sie weit schon, weit.

Und bog noch in der Ferne
Den schlanken Hals zurück.
Wie blieb ich doch so gerne
Bei dir, mein süßes Glück!

Und breiter schwoh und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verschwand.

Und jeden Abend kehrte
Die süße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe süßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten sich im Reifen
Herum wohl tausendmal.

Und eh ich mich versehen,
Stand ich schon wieder drin,
Da ist es mir geschehen,
Daß ich so traurig bin.

Sie sah mit trüben Blicken
Und sah mich traurig an;
Und drückte zum Ersticken,
So, wie sie nie gethan.

Ich konnte kaum noch sprechen:
Was drückst du mich so sehr?
Dein Herz will ich zerbrechen;
Du siehst mich nimmermehr.

Und preßte fest und fester
 Uns Herz das liebe Herz:
 Ade, du Liebster, Bester,
 Du meine Lust, mein Schmerz.

Und fester noch umschlungen,
 Gepreßt vom lieben Mund,
 Da ist mein Herz zersprungen,
 Zerbrochen wohl zur Stund!

Sie bog noch in der Ferne
 Den schlanken Hals zurück.
 O Mond! o lieben Sterne!
 Nie kehrt mein einzig Glück.

Und breiter schwoh und breiter
 Zum Nebel das Gewand;
 So wogt es weiter, weiter —
 O Sterne! und verschwand.



Treu Rätchen

Und wart ihr in Augsburg und habt ihr gesehn
 „Das Herbergstöchterlein mild und schön?
 Fein Rätchen, das nette, schlanke Kind,
 War mir zu hold, zu treu gesinnt.
 Nun ist mir weh und bang zu Sinn
 Und reut mich, daß ich gegangen bin;
 Nun treibt michs wieder nach Augsburg hinein
 Und will nun das schlanke, das Rätchen frein.“
 Da nahm der erste Gesell das Wort:
 „Zwei Jahre sinds, da war ich dort
 Und that um das schlanke, das Rätchen frein;
 Doch die sah trüb und sagte nein.“
 Da lächelte der Gesell danach
 Und schwenkte den Reifestab und sprach:

„So warst du treu und liebtest mich doch;
 Bei Gott! des sollst du dich freuen noch!“
 Der Zweite hub drauf an und sprach:
 „Es ist nun heute Jahr und Tag,
 Da sah ich das Rätthchen still und bleich;
 Es hieß, sie sah sich nicht mehr gleich.
 Und dennoch wollt ich das Rätthchen frein,
 Die schüttelte traurig und sagte Nein.“
 Da lachte der Gesell danach
 Und weinte zugleich und schwur und sprach:
 „So warst du mir treu mit Ach und mit Weh?
 Vergesse mein Gott, vergeß ich dir's je!“
 Da sprach der Dritte mit ernstem Wort:
 „So komm ich eben nur von dort.
 Und wie ich zu gehen kam ans Haus,
 Trug man eine tote Maid heraus,
 Und einer sprach, daß aus Treu sie starb,
 Und fluchte dem Mann, der sie verdarb.“
 Da stand der Gesell, da wurd er so bleich,
 Zerbrachen ihm Herz und Kniee zugleich.
 „Ach, bist du von meinetswegen tot,
 Erbarme dich mein der allmächtige Gott!“



Die Kindesmörderin

Da unter der Linde,
 Da liegt mein Kind;
 Da wehen die Winde
 So schaurig lind.
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
 Da küßt' er mich;

Da wehten die Winde
 So monniglich —
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
 Da schwoll mein Leib,
 Da ächzten die Winde:
 Verlassen Weib!
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
 Da wollt ich ruhn;
 Da rauschten die Winde:
 Bist Mutter nun!
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!

Die alte Linde,
 Die wies auf mich;
 Es höhnten die Winde —
 Da rauft ich mich.
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
 Da hab ich bei Nacht
 Dem armen Kinde
 Sein Gräblein gemacht!
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
 Da liegt mein Kind,
 Da wehen die Winde
 So schaurig lind.
 Die Leute im Dorf —
 Wenn dies wüßten!



Falscher Liebe Lohn

(1848)

D Tochter, wie bist du so still und trüb?
 O Mutter, das thut mir die falsche Lieb!
 O Tochter, meine Tochter, was ist dir geschehn?
 O Mutter, so muß es der Untreu ergehn!
 O Tochter, wie wird dein Gesicht so bleich?
 O Mutter, Mädchenfenn bleibt sich nicht gleich!
 O Tochter, wie wird deine Stimme so schwach?
 O Mutter, Mädchenlieb läßt bald nach!
 Was glänzt so rot auf deiner Brust?
 O Mutter, sind rote Röslein der Lust!
 O Tochter, wer hat dich so blutig gemacht?
 Die Röslein hat mir mein Liebster gebracht!
 O Tochter, es ist ja dein eigen Blut?
 Da sieht man, was falsche Liebe thut!
 O Tochter, du sinkst mir ins Grab hinab!
 Rote Rosen, die pflanzt mir auf mein Grab!



Die Abrede

(1840)

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
 Mein Mädchen, mein Schätzchen, schnell, öffne mir!
 „Mein Hand sollst du fassen, sollst sehn mein Gesicht;
 Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
 Mein Schatz, das ist wider die Abred.“

So bin ich zur Liebe, zur Lieb dir zu schlecht?
 Und liebtest mich wirklich, du liebtest mich recht!
 „Sollst frieren nicht auf dem kalten Stein,
 So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
 Doch außerdem bleibt's bei der Abred.“

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
 O sollt ich hier ewiglich heimisch sein!
 Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
 Daß schlagen die Herzen am Herzen so warm!
 „Mein Schatz, das ist wider die Abred.“

Ist die Lieb über Nacht wohl geworden so alt?
 Und das junge Blut so bleich und so kalt?
 „Den Mund noch, da hast ihn, mein Liebchen, zur Lust;
 Und wiegen und klopfen mag Brust an der Brust,
 Doch außerdem bleibst bei der Abred.“

Nun laß die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
 Daß die Lieb sich erfreue am Herzchen, am Leib.
 Wie bist du so lieb und so hart doch zugleich;
 Wie bist du so geizig und bist doch so reich,
 Mein Schätzchen, o laß du die Abred.

„Und bin ich so lieb, und bin ich so reich,
 Mein Liebchen, so bin ich doch klug zugleich.
 Ist alles gegeben, ist leer das Haus,
 Dann bleiben die, losen, die Bettler aus.
 Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred.“

Und kannst du mich sehen so weh und betrübt,
 So hast du mich nimmer und nimmer geliebt,
 Und bist du so kalt, und bist du so stolz,
 So drehste dir einen Liebsten von Holz,
 Der hört dir gewißlich die Abred!

„Nein, gehen im Zürnen, das sollst du mir nicht,
 Nun zeig mir nur freundlich dein liebes Gesicht.
 Und können die jungen Glieder dich freun,
 Da nimm mich, nimm alles, es ist ja dein;
 Ach, Liebchen, ach, denke der Abred!“

„Was thust du, du Lieber, du Böser, du Dieb?
Darauf ging dein Schmeicheln, darauf deine Lieb?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun ist's um die Ruh und die Freude geschehn!
O hättest du gehalten die Abred!“

So geht's, ist das Liebchen dem Liebchen so gut,
Kommt zu Schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald ist vergessen die Abred!



Der böse Fleck

Der bleiche Junker steigt vom Pferd,
Der bleiche Junker nach Ruh begehrt.

„Es treibt mich umher ohne Ruh und Raft
Und bin mir selber im Herzen verhaßt.

Dort ist ein Plätzchen kühl'g und still;
Ob dort mir die Ruhe kommen will?

Die Lämmer grasen herab und heran;
Was hat den Tieren das Plätzlein gethan?

Sie drängen sich sonst und sind hungrig sehr;
Das Plätzchen allein, das bleibet leer;

Und ist das blumigste Flecklein der Trift.“
„Herr bleicher Junker, die Blumen sind Gift.

Und ungestraft hier keiner ruht.
Steht auf, Herr Junker, euch wird nicht gut.““

„Was solls, du Schäfer, mit deinem Genect?“
 „„Herr Junker, das ist ein böser Flect.““

„Was soll das heißen?“ Der Junker lacht.
 „„Dort ist eine blutige That vollbracht.

Die Lämmer weichen dem Flectchen aus;
 Den Menschen darauf erfaßt ein Graus.““

„Herr Gott, wo bin ich? Das Bächlein da?
 Drei finster dunkle Erlen so nah?

Der grüne Hügel so lang und so schmal?
 Und drüber das Kreuz und das steinerne Mal?“

Der Junker taumelt empor vom Stein;
 Ein Fieber rüttelt an seinem Gebein.

Wie Feuer 's an seinem Herzen leckt,
 Wie Vinsen empor sein Haar sich reckt.

Und reitet voran und herum und hinum,
 Und reitet und reitet und sieht sich nicht um.

Und Morgen wirb's und wieder Nacht
 Und kann nicht ruhen und immer wacht.

Und reitet voran und herum und hinum,
 Und reitet und reitet und sieht sich nicht um.

Und reitet und reitet herum und heran,
 Doch nimmer das Bangen verreiten kann.

Und wie die zwölfte Stunde schlägt,
 Der bleiche Junker es nicht mehr trägt.

Noch brummt die Glocke vom nahen Schloß;
 Der bleiche Junker, er sinkt vom Roß.

Der Mond, der scheint herab so still;
Der bleiche Junker vergehen will.

Von außen faßt ihn der starke Tod;
Von innen faßt ihn die stärkere Not.

„Herr Gott! schon wieder die Blumen da?
Die finstern, die rauschenden Erlen so nah?“

Der grüne Hügel so lang und so schmal,
Und drüber das Kreuz und das steinerne Mal?“

Ein blutig Weib sitzt auf dem Stein:
Herr Gott! Erbarm dich der Seele sein.



Das Lied von der Bernauerin

Soll ich die Märe bringen,
Die mir bewegt den Sinn?
So sagen wir und singen
Von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nimmer weiß;
So möge Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geist.

Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unschuldig
Und meines Herren Weib.

Und sagt Herrn Ernstens Schreiben:
 Das Badermägdelein,
 Das könne leben bleiben,
 Woll's seine Schnur nicht sein,

So sag ichs doch, und schwören
 Will ichs noch tausendmal:
 Ich bin in Zucht und Ehren
 Herrn Albrechts Ehgemahl.

Der Frauen höchster Adel
 Ist ihre Frauenehr,
 Die hab ich ohne Tadel,
 Hat keine Fürstin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
 Das Ringlein war von Gold;
 Ihr gabs der edle Knabe,
 Den sie nicht lieben sollt.

„Leb wohl, der mir ihn geben,
 Leb wohl, mein liebster Knab;
 So wohl sollst du mir leben,
 Als ich geliebt dich hab."

Und um des Hemdleins Falten
 Ein Tuch herum sie wand:
 „Sollt mir das Tuch nicht halten,
 Das wär mir eine Schand.

Nun bitt ich nur zumeisten,
 Daß nur das Totenweib,
 Und keines Manns Erbreißen
 Berühre meinen Leib."

Da griff nun so behende
 Der wilde Genter dar
 Und wand um seine Hände
 Ihr golden langes Haar;

Und faßte sie darüber
Mit seiner linken Hand,
Und schwang sie hoch hinüber
Über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie sie fiel darein,
Als wollten sie Gesellen
So schlimmer That nicht sein,

Und trugen, wie auf Armen,
Empor den schönen Leib,
Als hätt es ihr Erbarmen,
Das arme Fürstenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche goldne Haar.

Und tauchte sie mit Schnelle,
Und hielt sie fest darin;
Und traurig zog die Welle
Über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangesprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte niederfloß.

Er thät mit Thränen fragen,
Zerriß sich sein Gewand:
„Mein Mund soll sie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

Nicht soll dem Alten frommen
Die himmelschreinde That;
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

Auf, Fischer, fisch mir eilig
 Nach ihrem süßen Leib.
 O weh doch um mein heilig
 Getreues, reines Weib!

Nie ward ein Weib geboren
 Von fürstlich edlern Sinn,
 Zur Fürstin je erkoren,
 Als die Bernauerin.

Und um solch Weib getragen
 Hat Jammer nie ein Mann!
 So muß ich um sie klagen,
 So lang ich klagen kann."



Treu Friedrich

Der fromme König Abel erlitt viel Ungemach
 Durch sein Gemahl, das ärgste, das ihm die Treue
 brach.

Doch einer stand ihm feste, und wenn ihm alles wich,
 Das war der treue Jagdbub, der lustge Friederich.
 Friedrich, mein treuer Jagdbub, wie lohn ich deiner
 Treu?

„Ihr sollt mich nie verstoßen, damit ichs immer sei.“
 So sprach der König ofte, und so der Bub zurück;
 Dem Herren haß zu dienen, das war sein einzig Glück.

Trarah! Trarah! wie tönen die Hörner vor dem
 Schloß,
 Wie wiehert und wie brauset, wie lärmt der reißge
 Troß.

Wie dir in grüner Freie zur Jagd der Busen schwillt!
Und denkst nicht, armer König, du selber seist das Wild.
Mit heuchelnder Gebärde die schmeichelnd dich umziehen,
Das sind die wilden Jäger; o dachtest du zu entfliehn?
Der treue Jagdbub Friedrich, der warnt umsonst den
Herrn:

Schon sind wir tief im Walde, schon sind die Treuen fern.
Seht, wie aus allen Augen der Lücke Feuer bricht;
Laß lehren uns, o König; trau den Begleitern nicht. —
Was kommt dir ein, mein Jagdbub? der alte König
spricht;

Sie alle sind erprobet und stets getreu der Pflicht.
Hat sich so sehr geändert, mein Bub, dein kühner Sinn?
Ich will dich hier nicht halten, und lehre immerhin. —
Der sprach mit nassen Augen: Mein Sinn, der blieb
sich gleich;

Für mich ist nicht mein Sorgen; mein Sorgen ist für
euch. —

Weh mir, daß ich verschmähet, mein Bub, den treuen
Rat,

Schier fürcht ich selbst, sie sinnen auf arge Missethat.
Sie ziehen ihre Schwerter und dringen auf mich ein;
So muß ich meines Glaubens betrognes Opfer sein.
Kehr um, kehr um, mein Jagdbub, da ich nun sterben
muß,

Der Gattin bring, der trauten, des Herren Abschieds-
gruß. —

Nicht braucht ihr einen Boten; seht eure Mörder an,
Dort werdet ihr sie finden. — Ha! Lieb und Treu
sind Wahn. —

Vergebens deckt der Jagdbub des matten Herren Leib,
Der Kämpfen nur zu viele gehorsam sind dem Weib.
„Am Brunn dort schnürt ihn feste, dem Wurfgeschöß
ein Ziel.

Doch trifft nicht gleich, sonst schlösse zu bald das muntre
Spiel.“

Und die jetzt an ihn legen die gottverruchte Hand,
 Sie hat er all beschenkt mit Würden, Geld und Land.
 „Der Bub mag leben, will er sich meinem Dienste weihn;
 Er war dem Herrn ergeben, so wird ers mir auch sein.“
 Der sprach: Das sei mir ferne; ihm bührt mein Dienst
 allein;

Sein Leben muß mein Leben, sein Tod mein Tod auch
 sein;

Mit seines Blutes Welle fließ auch das meine fort.
 Doch wollt ihr eins gewähren, so hört mein flehend
 Wort.

Ich war ein muntreer Bursche mein ganzes Leben lang;
 Nichts ging mir über Bechers und frohen Liedes Klang.
 Mein ganzes Leben ließ ich nicht von dem lustgen
 Brauch,

Und so wie ich gelebet, so möcht ich sterben auch.
 Vergönnt, damit mein Leben auf heitern Klängen fliehet,
 Den leisen Horneistönen ein froh gemutet Lied.

„Wohlan, dir seis vergönnet, doch leise sei der Ton,
 Sonst treffen dich die Schwerter, die harrend ringsum
 drohn.“

Er küßt den trauten Bogen, den lieben, alten Freund;
 Er nezt das Horn mit Zähren, dem armen Herrn ge-
 weint;

Dann nimmt ers an die Lippen und weckt den süßen
 Klang,

Ihr schändlich Werk vergessend stehn lauschend sie dem
 Sang.

Da plötzlich nimmt ers fester, die Zungen hoch geschwellt,
 Daß fast das Horn zerberstet, und Wald und Himmel
 gellt.

Es tauchen sich die Schwerter mit Schnelle in sein Blut;
 Doch mit dem letzten Atem bläht noch der Knabe gut.
 Und ringsum tönts von Rufen; jetzt klingt es fern,
 jetzt nah;

Der Jagdbub hörts mit Wonne: es sind die Netter nah,

Er sieht den Herrn befreiet und segnet noch sein Glück,
Da lächelt er im Sterben, da sinkt sein Haupt zurück.

Und oft beim Festesmahle, vom goldnen Weine rot,
Erzählt der fromme König des treuen Knaben Tod,
Erzählt, wie ihm gebrochen sein eigen Weib die Treu,
Wie ihn die eignen Mannen gefesselt ohne Scheu!
Da hebt er seinen Becher empor mit Firnewein,
Dann fällt ihm eine Thräne ins goldne Raß hinein.
Der Trunk ihm, der blieb feste, da, als mir alles wich,
Der Trunk dem treuen Jagdbub, dem lustgen Friederich.



Der Venusberg

Ach! was treibt euch doch, zu meiden
Eures Lagers stille Ruh,
Aus der Liebe stillen Freuden
Jenen dunkeln Schluchten zu?
Treibt euch fort mit wildem Sehnen
Durch den Wald in finst'rer Nacht,
Während euer Weib in Thränen
Lange Stunden bang durchwacht?

Und sie fleht ihn auf den Knieen:
Zwing' deinen wilden Sinn!
„Laß mich! Silend muß ich ziehen,
Frage nimmer mich, wohin?
Wo die dunkeln Wasser quellen
Dort am grauen Felsenhang —
Aus den Schluchten, aus den Wellen
Tönt manch wunderhafter Klang,

Lönts von Glück und heißer Liebe,
 Girt wie Nachtigallensang.
 Folgen laß mich meinem Triebe,
 Weichen diesem Götterdrang.“
 Heiße Lieb in Zucht und Treuen
 Hegt euch eures Weibes Sinn:
 Herr, mein Herre, böse Feien
 Locken euch zum Felsen hin.

„Seiens Feien, seiens böse;
 Ziehen laß mich felsenwärts.
 Meiner heißen Sehnsucht Größe
 Gnügt nicht ein geteiltes Herz.“
 Herr, mein Herr! welch eine Rede?
 Seid ihr nicht mein einzig Teil
 Nach dem Gott, zu dem ich bete,
 Bete nur für euer Heil?

„Seis mit Gott — ich will nicht teilen!
 Mag nicht ein gemietet Haus.
 Zwing nicht länger mich, zu weilen;
 Laß zum Felsen mich hinaus!
 Ich will nicht zur Gnade wohnen,
 In der Lieb der zweite sein;
 Ich will herrschen und will thronen
 Ohne Teilen nur allein!

Laßt mich! Traum sind eure Triebe,
 Gines Schattens Schattenbild,
 Tauschen selber mit der Liebe
 Will ich Küsse heiß und wild,
 Wie im wilden Sturmesbrausen
 Flamme sich in Flamme schlingt,
 Wo die Wollust mit dem Grausen
 Im Vernichtungstaumel ringt.“

Herr, o Herr, entflieht den Träumen,
 Die die Hölle euch zugeweht;
 In der Kirche heiligen Räumen
 Laßt uns knien im Gebet.
 Reuig flehende Gewissen
 Nimmt der Herr in Gnaden an.
 „Eure Kirchen will ich missen,
 Eurer Väter hohlen Wahn!

Euren Gott, den qualenreichen,
 Den nur Menschenopfer freun,
 Der um schmerzliches Erbleichen
 Schlingt den blassen Heilgenschein,
 Der des Leibes junge Schöne
 Fesselt unter Kreuzeslast,
 Der des Lebens Wonnetöne
 Und die Lust des Menschen haßt.

Fliehen aus dem Dunst der Grüste,
 Der den heitern Tag begräbt,
 Wo sich freudig in die Lüfte
 Venus goldner Tempel hebt,
 Wo mit nieverarmten Händen
 Wonne jeder jungen Brust
 Ewig schöne Götter spenden,
 Kein Verbrechen ist die Lust!“

Keine Bitte kann ihn halten,
 Keine Thräne fesselt ihn,
 Ungefügten Drangs Gewalten
 Rettungslos ihn abwärts ziehn.
 Durch des Tages lange Stunden
 Harrt sie seiner Wiederkehr,
 In der Kluft ist er verschwunden,
 Und kein Ruf erreicht ihn mehr.

Frommes Wirken übt die Gute,
Gönnt sich sorgend keine Rast,
Trägt für ihn mit heiligem Mute
Jeder Buße schwere Last.
Einst zu ihres Schlosses Pforte
Wankt ein bleicher Pilger ein,
Grausig tönen seine Worte,
Glüht der Augen irrer Schein.

Gott! seid ihrs? Er sei gepriesen!
Ewig neu ist seine Huld,
Ach! ein reuevoll Entschließen
Wäscht vom Sünder jede Schuld.
„Laß den zornigen Kreuzerhöhten,“
Ruft der Graf mit wildem Blick,
„Marterst nimmer mit Gebeten
Mich zum alten Sinn zurück!“

Meinen Grimm nur will ich mehrten
An verlornen Glückes Schein.
Seiner Gnade mag begehren,
Wer da will verworfen sein.
Endlich muß den Größern weichen
Euer Gott mit seinem Sohn,
Und die alten Götter steigen
Wieder auf den heitern Thron.

Aus des Zwangs zerhaunten Fäden
Holt der Dulder sich sein Recht,
Und zu hellern Göttern beten
Wird ein kräftiger Geschlecht.
Den mit Dornenkron und Wunden
Mögen Jammerknechte flehn!“
Sprach es, und er war verschwunden;
Niemand hat ihn mehr gesehn.

Nur umsonst sucht andre Götter,
 Wer sich nicht in frommem Mut
 In sich selbst erneut den Retter.
 Nicht umsonst kommt höchstes Gut.
 Schreckend malt die eigne Wilde
 Ihres Gottes Härtekeit.
 Wirst du mild, wird er dir milde,
 Wer sich naht, sucht ihn nicht weit.



Zwischen Himmel und Erde



Einleitung

Dtto Ludwig schrieb die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ im Sommer und Herbst des Jahres 1855 zu Dresden und hatte sie ursprünglich für die „Gartenlaube“ seines thüringischen Landmannes Ernst Reil bestimmt, der ihn durch Vermittlung Berthold Auerbachs um Beiträge für sein Blatt angegangen und, sobald ihm ein solcher in Aussicht gestellt war, seinen Lesern die zur Zeit noch nicht vollendete Novelle des Dichters des „Erbförsters“ angekündigt hatte. Als Ludwig im Spätherbst das zum Buche angewachsne Manuscript seines Meisterwerks an den Leipziger Verleger sandte, war er vielleicht auf eine Rücksendung der zu lang gewordenen Erzählung, jedenfalls aber nicht auf eine Zuschrift gefaßt gewesen, in der ihm neben Vorwürfen über die allzugroße Ausdehnung und die minutiöse Einzelausführung der Rat zu teil wurde, Balzac und die französischen Novellenvirtuoson der „Spannung“ halber zu studieren. Es war gegangen wie so oft: der vielbeschäftigte Verleger und Redakteur des eben ausblühenden Blattes hatte nur flüchtige Blicke in Ludwigs Manuscript gethan und mit untrüglichen Instinkt herausgelesen, daß „Zwischen Himmel

und Erde" für die Leser der Gartenlaube nicht geeignet sei. Er war sich nicht klar darüber geworden, ob die Erzählung unter oder auch über den Ansprüchen seiner Leser liege, räumte aber, nachdem sie im Sommer 1856 erschienen war, unumwunden das Letztere ein. Am 23. Juni 1856 schrieb Ludwig an Auerbach: „Gestern erlebte ich eine Genugthuung. Keil war mit Ferd. Stolle bei mir und bat, ich solle vergessen, daß er mir den Rat gegeben (die französischen Novellisten zu studieren), er sei nun anderer Meinung, er habe die Geschichte „Zwischen Himmel und Erde“ nun gelesen. In beidem, in der unbefümmerten Freimütigkeit des Rates, wie in dessen Zurücknahme ein echter Thüringer, ich hätte den Landsmann daraus erkennen können. Er hat noch Thüringer Waldharzgeruch an sich trotz Leipzig und hat mich wie frische Luft von daher angeweht.“ Auf Auerbachs Vorschlag war, nachdem auch das Cottasche „Morgenblatt“ (dessen Redakteur Hermann Hauff die Erzählung „nach Erfindung und Form sehr hoch zu stellen“ nicht unterlassen konnte) an der Notwendigkeit von etwa vierzehn Fortsetzungen Anstoß genommen hatte, das Manuskript der Erzählung dem Buchhändler C. Meidinger in Frankfurt am Main zugesandt worden, der eine neue Monatschrift plante, in der auch kürzere Romane und größere Novellen Aufnahme finden sollten. Meidinger erklärte, daß er die Erzählung doch zu ausgedehnt für eine Zeitschrift finde, daß es ihm zudem leid thun würde, sie zerstückelt zu sehen, da er vom Inhalt der ganzen Dichtung so „tief ergriffen sei, daß er keine Worte dafür finden könne.“ Er erbot sich, „Zwischen Himmel und Erde“ als Buch zu drucken und zu verlegen. Da der Dichter auf die von dem Frankfurter Verleger vorgeschlagenen Bedingungen gern einging, so begann der Druck (bei C. W. Leske in Darmstadt) im Februar 1856, Otto

Ludwig verzeichnete anfang März in seinem Hauskalender den Empfang der ersten Revisionsbogen, mitte Mai war der Druck vollendet, anfang Juni erschien das Buch, fand lebendige Teilnahme und, wenn auch zunächst in engem Kreise, begeisterte Anerkennung. Die wenigsten der zahlreich erscheinenden Kritiken vermochten der seelischen Tiefe und der echten Meisterschaft des Vortrags völlig gerecht zu werden, die realistischen Äußerlichkeiten der Erzählung, die Schilderungen aus dem Schieferdeckergerwerb und dem Schieferdeckerleben galten nur zu vielen Beurteilern als die eigentliche Absicht des Dichters, und die Macht der Erfindung, der Gestaltenbildung, der Stimmung trat bei den überflüssigen Erörterungen, ob kleinstädtisches Leben zu tragischer Würde und Wirkung erhoben werden könne, bedenklich in den Hintergrund.

Trotzdem erwiesen sich die Stimmen der Empfänglichen und Verständnisvollern doch als stark und wirksam genug, um der Erzählung eine verhältnismäßig rasche Verbreitung zu schaffen; bereits im Frühling 1858 veröffentlichte die Verlagsbuchhandlung eine zweite Auflage, und „Zwischen Himmel und Erde“ erschien, auch als es späterhin in den Jantefchen Verlag in Berlin übergegangen war, in wiederholten Neudrucken. Die Erzählung fand auch außerhalb Deutschlands Teilnahme und Beifall, und nacheinander wurden französische, englische, italienische, dänische, ungarische, holländische, schwedische und polnische Übersetzungen veranstaltet und veröffentlicht.

Daß Otto Ludwigs Erzählung in Jugend- und Heimateindrücken, in eignen Erlebnissen ihre tiefsten Wurzeln hatte, ist nicht in Zweifel zu ziehen, und gewisse Teile der Erfindung, wie der zündende Blitz und die Rettung des Turmes und der Kirche von St. Georg, mochten unmittelbare Erinnerungen sein, die sich mit

den Begebenheiten und Gestalten der dichterischen Phantasie verbanden. In der Heimat Otto Ludwigs aber war man nur allzugeneigt, überall Widerspiegelung angeblich geschehener und geschauter Dinge, Anknüpfung an vermeinte Wirklichkeiten zu finden, die erst nach dem Lesen der Dichtung in der eignen Einbildungskraft der Landsleute erwachsen. Der Dichter selbst verwahrte sich bei Gelegenheit der „Heiterethei“ in einem Briefe an den alten Gießfelder Freund Ambrunn nachdrücklich gegen diese Neigung seiner Heimatgenossen, ohne damit viel auszurichten. Auch in die Erfindung von „Zwischen Himmel und Erde“ traten gerade da, wo sie am meisten Eigentum Ludwigs war, wie bei jedem Dichter, der voll und tief aus dem Leben schöpft, bewußt und unbewußt, Einzelzüge, charakteristische Äußerlichkeiten und Redewendungen hinein, die auch andern bekannt sein konnten. An diese dünnen Fäden knüpfte sich nun die Mythe an, die alle Ereignisse und Menschengestalten der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ in Gießfeld und Hildburghausen, in Weilsdorf und Schalkau wieder sucht und findet. So ist es nachgerade unmöglich geworden, die Überlieferungen und Erlebnisse, die den Grund für Ludwigs Erfindung abgaben, von den Fabeln zu unterscheiden, die erst nachträglich aus seiner Erzählung erwachsen sind. In der That kommt auch nicht viel darauf an, denn für jeden Klarblickenden und mitempfindenden Leser ergiebt sich von selbst, daß der innere Gang und Zusammenhang der Handlung, die Menschengestalten und ihre Schicksale, Stimmungen, Farben und Gemütsstöne, so gut wie der tiefe Ernst und der ethische Gehalt des Ganzen dem Dichter vollständig angehören. —

Otto Ludwig selbst hat sich nur wenig über sein eignes Werk geäußert und hauptsächlich nur in schlichtester Weise den Vorwurf zu entkräften gesucht, daß

die sittliche Weihe der Schöpfung auf eine trübe Aftese hinauslaufe. „Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen es tausend Nuancen giebt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tausend andre ein Glück gewesen, für Apollonius ist es keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache, wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, seinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt eben die Darstellung eines Hypochonderschiedsfales; die Schicksale beider Enden der Menschheit sind im Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, mit scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That giebt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm machte — eine solche Wirkung ist nichts als ein Taschenspielerstück des Dichters und selber eine unsittliche Handlung —, sie giebt ihm bloß die Kraft, einen Entschluß zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich die Christiane nicht zu heiraten. Dies gegen den Vorwurf der Aftetik.“ In späterer Zeit, als ihn eigne Neigung und seine Shakespearestudien ganz und gar auf das Gebiet des Dramas zurückgeführt hatten, waren ihm seine Erzählungen und namentlich „Zwischen Himmel und Erde“ so fremd geworden, daß er sich selbst ungerecht darüber aussprach, was übrigens selten geschah. Der äußere Erfolg der Schöpfung, der ihm

anfänglich viel Freude bereitet hatte, erschien ihm in den Jahren nach 1860 insofern störend, als wohlgemeinte Ratschläge und drängende Aufforderungen, zur Novellistik zurückzukehren, hauptsächlich an diesen Erfolg anknüpften.



Das Gärtchen liegt zwischen dem Wohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grünangestrichne Fensterläden nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Thor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezognen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größern Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offene Augen; und sieht man die geschlossnen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes: sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus, als nach der Hauptstraße hin. Hier sticht eine blaß rosenfarbne Lünche nicht zu grell von den grünen Fensterläden und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterseite des Hauses erscheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharnischt; mit der andern Giebelwand schließt es sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten

aber giebt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht sie sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer“ will, muß aus der hintern Hausthüre heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen ist, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezugne Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Läden, die man im Frühjahr wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchbringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem verstecktesten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Riez der Wege abstechen, das Ansehen, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaum-

einfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem accuratesten Barbier der Stadt mit Ramm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den andern in derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen —, in so untadelhafter Weise, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andre, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Tactes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan hat, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein, wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt, und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersteht. Sein hinten kurz geschnittnes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weise, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er dessen geschloßnes Bild; außerhalb seines Hauses muß sein

Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair daher gestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die haushigen Schultern einer lang vorübergegangnen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Wize daran zu hängen; dennoch geschieht es nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die ältern Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung thut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgerichteter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel schärfer einem nach außen abgeschlossnen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man fleht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit in das Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen, und ihre

Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgiebt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassendern Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eignes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterläden. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernststen Zurückhaltung etwas Rührendes hat; den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Theilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Theile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so scheint ein Ausprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo der andre mit so sicherem Instinkte zu erraten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe-Leben leben?

Es ist ein eignes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterläden.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettemair die Schwägerin nicht geheiratet hat. Es ist nun

dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar, und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wennschon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und dessen Kinder väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, so viel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigne Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über gestohlnes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffnes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiele an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch jener ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger nicht weniger

als sein milderer Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging, und zum Teil heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Es ist Sonntag, und die Glocken von Sanct Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sanct Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erstenmale wieder sah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.



So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die

Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrücke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen ist, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sanct Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Confirmation und zum ersten Genuße des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsre guten Engel.

Unserm jungen Wandrer drangen Thränen aus den ernstesten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt, und nun, da er erwacht wäre, könnte er sich auf den Traum kaum mehr besinnen, als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde; als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seines ganzen Innern den Spinnensaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rockfragen wehte, und daß er die Thränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten kleinen Reste des Silberfadens entfernte, ehe

er sich mit ganzer Seele seinem Heimatsgeföhle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Theile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Berg Rücken, der vorhin die Aussicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspiße auf. Es war die Spiße des Sanct Georgenturmes. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turmes bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden und war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen war. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigethür angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich herauschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er empor klimmen würde bis zur Helmstange, das Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die lustige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände anzuspinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, so sah er in dem Auftauchen der Turmspiße einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als

gält es, eine freundlich dargebotne Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehn. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib, und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenten geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden, und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk, er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr gewesen als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen, und

wie gut wußte er es zu sagen, und führte es ein Zufall, daß er sie allein traf — und wunderbar, wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanz glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu thun; sie wehte sich mit dem weißen Tuche zu, aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten, und daß sie wußte, er verstand sie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, sie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thüre des Saals. Er hatte die beiden noch schweigend einander gegenüberstehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden gesehen. Du suchst die Beate? fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. Nein, entgegnete der Bruder. Sie ist nicht zum Tanze, und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andre anschaffen, und bis ich eine finde, ist böhmisch Bier mein Schatz!

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. Warum kann nichts werden? fragte er. Und wie bist du nur?

Ja, du meinst, ich soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauem Rocke es nicht will!

Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —
Ja, und zog seine weißen Augenbrauen, die wie

mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh. Ich hatte mirs wohl gedacht. Du gehst mit der Beate vom Cinnehmer, das hat aufgehört von heut an!

Ists möglich? Und warum?

Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: Warum denn aber, Vater? Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hats nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das ist ja der Ort, wo er seine Rabinettsbefehle austheilt. Mit dem Cinnehmer solls nicht gut stehn. Es geht die Rede, er braucht mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun du bist ja auch ein Federchensucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mädchel dauert mich, und ich muß sehen, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine andre anschaffen.

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That seines Gehorsams; dennoch wäre es unserm Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders, und er strich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über dessen Rocktragen hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze hatte sich Staub darauf ge-

lagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das vorhin sich Kühlung zugewehrt hatte; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredsamkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so rot färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit andern tanzt, und zeigt sie sich, so hast du nicht das Herz mit ihr anzubinden. Wart, ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reizen tanzen als mit mir, damit kein anderer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehn. Laß mich machen für dich.

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saalthür entfernt, Apollonius ihr mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angesichte zugewandt. Unser Held erschrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham über sein eignes besangnes, ungeschicktes Wesen ihr gegenüber, und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles andre verdunkelte. Reife und allein wie vorhin kam sie aus der Thüre geschritten. Unter dem Tuche,

mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röther werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte, und nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: Mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Gast, mit der sie in der Thüre verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt hatte, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugebacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: Bist du auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt? Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die

Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er für nötig hielt, um von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders als die Beate. Und das will viel sagen.

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen, und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt hatte, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet habe. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzapfen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er

bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

Ich kanns nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst, sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet hatte, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen habe. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht befehren. Glaub mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich, und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ist's nicht zu erreichen, so wird dir's gut thun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Wetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt, und wenn er's haben wollte, so wollest du gehn. Oder laß mich das machen. Du bist zu ehrlich.

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andre Städte gäbe, und Menschen drin wohnen, der sich das Leben und Thun und Treiben dieser

Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimat es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existierte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln mußte, brachte, wie zufällig, das Gespräch auf den Vetter in Köln, mußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbereitende Winke aufzufassen, faßte andre, die unsern Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterm Gespräche schien ers für den ausgesprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden, und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geschäft, so waren dessen Kräfte zu einem halben Müßiggange verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von seiten unsers Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

Du willst den Apollonius nach Köln schicken, sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirfst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehn. Wenigstens heut und morgen noch nicht.

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unsern Helden sich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaume blieb er stehen und sagte,

indem er ein kleines Reiß, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: Morgen gehst du zum Vetter nach Köln.

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Troß zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge denke troßige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche, und wollte er auch den Troß der Gedanken brechen? Heut noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du? fuhr er ihn an.

Apollonius sagte: Ja, Vater.

Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise. Nachdem er so eine troßige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einige mal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen sollte.

Und im Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Thüre des Hauses mit den grünen Fensterläden aufthat, und unser junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt hinabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgesehen. Vielleicht gewinn ich dir sie doch, hatte der Bruder gesagt, und dann schreib ich dir's sogleich. Und ist's mit der nichts, so ist sie nicht die einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dir's wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dir's bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mäd'el können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mäd'el mit einem

Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb wohl. Deinen Brief besorg ich noch heut.

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

Ja, sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer andern, und wär sie noch so hübsch. Wär ich anders gewesen, jezt müßt ich vielleicht nicht in die Fremde. War ichs, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie schwers ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst gethan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden!

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Veters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz andres Zusammenleben als daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein andrer werden müssen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Berkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Über Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Veters Weise, ehe er selbst seine

Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch eignes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen er manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urtheil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie hatten selbst finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt hatte. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hilfe fremden Rates zu solcher Zufriedenheit des Veters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urtheil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen war, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, ver-

fehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen Sinn bitter vor, strengte sich an, das Thun des Vaters bei sich zu rechtfertigen, und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt, und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun so weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab diesen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegnen Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten war, hatte Scham und die Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint habe, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah, als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich unabssichtlich allein begegnete — ja wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie Viertelstunden lang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vatters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung eifigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walthar, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das mußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefes, in dem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geschrieben habe. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeit lang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen hatte, dann hatte ihn das alte Bedürfnis, zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geschärft, sich wieder aufzuerheben

lassen. Nun kannte er die Sache, um die es sich eben handelte (und an die er sich bisher nicht gekehrt) nur unzureichend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu thun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt hatte. Was bereits geschehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hilfe nehmen, und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eignen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungnen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich ganz von den Geschäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer sich einem andern unterzuordnen und gar dem eignen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenlose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst abgefordert hatte. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen, und er that es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Gesetze der Natur nur noch ein einziges waltete, sein Wille, vergaß oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergöhen von dem der niedriger

stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus allen den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernstern Umstandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sanct Georg vornehmen lassen und habe ihn mit der Ausführung betraut. Der im blauen Rode bringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterstadt und das Geschäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordenen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandnen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach seien nur wenige. Überdies, sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen Apollonius, den er seither so vergebens bekämpft habe, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, alles das sich wieder aufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältniß unsers Helden mit der jüngsten Tochter des Veters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältniß nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte sich nicht gesträubt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so

leicht keine ausgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eignen Ermessen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Außern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Veters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugethan wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen meinte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Veters Tochter stand und zwischen ihm und jeder andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben hatte. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubniß als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie

vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich und dehnt sich und wird zur summenden Wolke und braust jubelnd hinein in den goldnen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft habe. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe hinabsah, fragte er sich: Wird mirs gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert, und sein Blick war ein andrer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urtheil zu bilden, was zu thun sei. Die Liebe zur Heimat

war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.



Wer heute in das Haus hineinsehen konnte mit den grünen Fensterläden, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Thüren öffneten und schlossen, wie sie Dinge anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts thaten, als sie nehmen und wieder hinstellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemüths-lage er am öftesten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkte, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum drittenmale in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zwecklosen Thätigkeit verleitete. Auch der junge Herr, der eben zum sechstenmale seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebentenmale versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte, kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster, und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht,

oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Äußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu sehen, wie schön sie ist, wie anmutig ihr das zerstreute Wesen ansteht, — und es kleidet sie weit besser als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flattern nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtet die schönen Züge der jungen Frau genauer, ja es ist, als ob er sie belauere, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen offenen Augen, die sie vom Klange des Trittes geweckt nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem eben so alten Herrn in blauem Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgereggt und horcht und sieht zu viel durch den Zaun nach der Straße; darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigne Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehemals. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hilflosigkeit des alten Herrn und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des

Schuppens sitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemüthlicher Gefell in Hemdärmeln. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ohne sichtbaren äußern Anlaß zwischen widerwärtiger Zuthullichkeit und tückischem Troß. Er kramt, scheint es, unter seinen Gesichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauscht das Dienstmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird sie auf einen Vorwand finnen, die erste beste vorüberwandelnde Gestalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute seinen jüngern Sohn aus der Fremde zurück. Einstweilen sagt sie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verschiednen Gruppen durch sein Ab und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen ist. Und sogleich wendet er sich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu sagen, was er genommen hat. Der alte Hund ist von der Unruhe der Menschen angesteckt. Ist doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor seiner Hütte schlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit scheint ihn zu mahnen, als er an seiner Hütte vorbei laufen will. Er legt sich daneben, aber er schließt die Augen nicht; er scheint in tiefe Gedanken versunken. Denkt er sich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüssen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen, und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein scharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu sehen, die sich spinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entsagung an der Spule saß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgespannt, so lang die

Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wandrers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfassen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang, als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: Sie sinds, und zweimal: Sie sinds nicht. Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimathsthal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein. Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, das sie widersieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen sollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müsse nach ihm aussehen, als er so schnell von seinem Stuhle aufstand? Er hatte schon die Thürklinke in der Hand. Er ließ sie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes ersparen wollte, in dem sie einander allein gegenüberstehen mußten? Sie mit dem Widerwillen, und er mit dem Bewußtsein jenes Widerwillens? Jetzt stieg die alte Gestalt des Geschiednen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite sie ihn von schweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er sich sonst von dem

Gegenwärtigen abwandte, und dabei ausfah, als sagte er zu sich: Der Träumer! und eine rasche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein anderer er sei, wie besser er sich auf das Leben verstehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt.“ Er musterte mit einem beruhigten Blick in den Spiegel seine gedrungne Gestalt, sein volles, rotes Gesicht, das tiefer in den Schultern saß, als er meinte, wenigstens nicht tiefer, als er für schön hielt; er steckte die Hände in die Beinkleidertaschen und klapperte mit dem Gelde darin. Er besann sich, schon dem Gesellen am Schuppen gesagt zu haben: Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmst von niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier! Und der hatte so eigen zweideutig gelacht, als sagte er ein lautes Ja zu dem Redenden, und zu sich: Ich laß dich so reden, weil ich es bin! Fritz Nettenmair dachte: Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich schon thun! Und über der Bewegung, die wiederum sagte: Ich bin ein Kerl, der das Leben versteht, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in allen Augen lesen kann, was er ist und kein anderer so außer ihm.

Seine junge Frau scheint ähnliches zu denken. Auch sie sieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen sich darin. Die Ehe soll die Gatten sich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht eben so unähnlich gesehen hätten. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge, das konnte ein scharfes Auge sehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde, und sie es nicht fühlte, wenig-

stens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wie viel Zeit mag nötig sein, wie viel Schmerzen wird sie zu Hilfe nehmen müssen, von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuwaschen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmukt hat!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. Er kommt! Wer in der Straße zufällig am Fenster steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Tornister auf dem Rücken, den Stock unter dem Arme. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest; ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Thüren. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen ist, da sagt ein Winken hinter ihm her: Er ist noch der alte, hübsche, bescheidne Junge, und ein gehobner Finger setzt hinzu: Aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden, und was für einer! Ist das Fenster geschlossen, wird alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die sind stiller als sonst, und die Sonne, die heute so viel heller scheint, als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eignen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso

wunderbar plögliches Wiedererwachen längst entschlafener Freundschaften, deren Gegenstände in der Nähe des Nettenmair'schen Hauses wohnen, und die man besuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angesehen hätte, wäre nur irgend ein Grund dazu vorhanden gewesen.

Ob die Veränderung, die mit unserm Wanderer in der Fremde vorgegangen ist, seinen Bruder ebenso erfreuen wird als die Nachbarn?

Er ist an der Thür des Vaterhauses angekommen. Vergeblich hat er an den Fenstern nach einem bekannten Antlitz gesucht. Jetzt kommt ein untersehter Herr im schwarzen Frack herausgestürzt. So häftig kommt er gestürzt, so wild umschlingt er ihn, so fest drückt er ihn an seine weiße Weste, so nahe drängt er Wange gegen Wange, so lange läßt er sie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will sich nicht gern in die Augen sehen lassen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen lassen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

Schön, daß du kommst! Herrlich, daß du kommst! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geschäft. Aber es ist wirklich schön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machst. Deiner Braut! das sprach er so deutlich und mit so erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnstube vernehmen und verstehen konnte.

Der Ankömmling suchte mit feuchten Augen in des Bruders Angesicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin sei, was ihm so lieb und teuer gewesen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geschäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte; er sah nur, was sich zwischen Apollo-

nius Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Juges zu stellen. Aber nach dem Wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

Der Vater hat es haben wollen, sagte der Ankömmling unbefangen. Und was du da von einer Braut sagst —

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, sodaß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du fest gehalten, magst du wollen oder nicht. Kehre dich nicht an die, setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, in dem sie framte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röthe darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszufehen gefunden hätte, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als machte sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werthe Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage. . . .

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles so war, wie er es sich gedacht,

und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laut — ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsenen bedrängte, und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

Die Brut ist aufdringlich, sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. — Bei alledem wunderts mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut, fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: Es scheint, du verstehst schnell vertraut zu werden und zu machen! Ein Schatten wie von Besorgnis legte sich über sein rotes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgnis nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegneten, als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müssen. War er es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt hatte, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art

Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch sagen können, die Kinder wären nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tausend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur seinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verstummte plötzlich. Er erschraf, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergessen gemacht. Der Bruder verstand seine Bewegung und sagte erleichtert: Er ist im Gärtchen! Apollonius sprang auf und eilte hinaus.

Da unter seinen Beeten lauerte die Gestalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutschte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geselle sofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: Jetzt kommt er! Und wenn er so dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebummt haben, hätte nicht derselbe Gedanke die Hand unsicher gemacht, die nun sein Auge war.

Apollonius stand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht sprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte sich ihn oft in schmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er gewesen wie sonst, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte sich ihn sitzend oder auf den alten Valentin sich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt sah, die hohe Gestalt hilflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor sich hingreifenden Hände. Nun wußte er erst, was blind sein heißt.

Valentin setzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht sagen, was

er that. Der alte Herr neigte erst wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er sich zusammen. Apollonius sah, der Vater empfand seine Blindheit als etwas, des er sich schämen müsse. Er sah, wie der alte Herr sich anstrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er sei blind. Er wußte nun erst, was bei dem alten Mann, den er so liebte, blind sein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in seiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand diese Ungewißheit mit Beschämung, und zwang die versagende Brust zu dem Rufe: Vater! lieber Vater! Er stürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn schlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten schien, obgleich sie nur den Jüngling von ihm abhalten sollte. Der schlug die zurückgewiesenen Arme um die eigne Brust, den Schmerz da fest zu halten, der, über die Rippen gestiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er dessen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn sich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwischen ihm und diesem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er sich in seinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte sich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieser so viel Tage fortgewesen, als er Jahre fortgewesen war. Du wirst müde sein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Wegen des Geschäftes rede mit dem Fris. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das ist eigentlich nicht; junge Leute müssen auch einmal selbständig werden. Das giebt mehr Lust zum Geschäft!

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas sagen, daß niemand hören sollte, als der Sohn. Aber er schwieg. Ein Gedankenschatten von Mißtrauen und Furcht, sich etwas zu vergeben, flog über sein steinernes Gesicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er selbst blieb regungslos stehen, bis sein scharfes Ohr die Thür der Bohnstube öffnen und schließen gehört hatte. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anstrengung und scheinbarer Sorglosigkeit. Drin stand er lange, mit dem Gesichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und schien die Ranken von Teufelszwirn, die diese bildeten, angelegentlich zu mustern. Allerlei Gedanken zogen über seine Stirn. Es waren sorgenvolle, feltner von Hoffnung angeschimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geschäft und der Ehre des Hauses, um das er vor allen, selbst vor den Gliedern dieses Hauses, sich nicht im entferntesten zu kümmern den Anschein gab.

Warum er unterdrückt hatte, was er dem Ankömmling sagen wollte? War es vom Geschäft oder von der Ehre des Hauses? Und mußte oder ahnte er, der anstatt seiner nun um beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Aussprechen eines Warum mit seinem Ansehn unverträglich?

Es war ein wunderbarlich Beisammensein drin in der Bohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo draußen auf; und saß sie einmal

wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur von seinen Wunderlichkeiten; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sanct Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er noch so trocken vortragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhältnis Apollonius zu der Tochter des Veters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein, und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte das neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bruder und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf den Anblickling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginn, ihm durch Erzählungen und hingeworfne Wink von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Gelegenheiten von

den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen Vor-
geschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und
schritt immer stolzer in der Stube hin und her. Das
Knarren seiner wohlgewichsten Stiefel sagte einstweilen,
ehe es die Ballgäste thaten: Ei, da ist er ja! da ist er
ja! Und wenn er dazwischen mit beiden Händen in
den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang es aus
allen Saalecken: Nun wird's famos! Nun wird's famos!
Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber
schon ging er nicht mehr, er schwebte, er schwamm
auf der Musik — jeder Tanz war eine Jubelouverture
auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden,
keine Füße, keine Beine mehr unter sich, kaum noch
die junge Frau Nettenmair, die neben ihm schwamm,
an seiner rechten Flossfeder hangend, die Schönste unter
den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen,
der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von
allen Seiten: Da ist er!, rief es wirklich aus allen
Ecken: Nun wird's famos! Wo sie vorbeikamen,
wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft
und anhaltend geschüttelt, als des jovialen Fritz
Nettenmairs, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel un-
geheucheltes Lob in die Ohren gegossen, als ihm.
Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herab-
lassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf.
Wie witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und
nicht allein über seine eignen Späße — denn das war
keine Kunst; sie waren so geistreich, daß er lachen
mußte, wenn er nicht wollte —, auch über andre, so wenig
die es, gegen die seinen gehalten, verdienten. Es gab
freilich auch Leute, die sich wenig an ihnkehrten, aber
er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten,
waren Philister, Alltagskerle, unbedeutende Menschen,
wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in
das Ohr sagte. Es war ganz eigen; man konnte an

dem Grad ihrer Verehrung von Frik Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menschen und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl seiner Wichtigkeit — und seine eigne stille Meinung von sich war noch ungeheuchelter, als die laut ausgesprochne der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen hatte, die Arme bald in grazioser Efigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendsten Leute eine flatschende Liebkosung zu versehen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Frik Nettenmair den Bruder in eine Nebestube. Du mußt tanzen, sagte er. Von meiner Frau würdest du einen Korb holen, und das wär mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich im Takt erhalten kann. Nur herzlich, Junge, wenns auch nicht gleich gehen will!

Frik Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit sechs Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Frik Nettenmair war der gutmütigste Mensch von der Welt, so lang er sich als alleinigen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte er für die, die sein Glanz in den Schatten stellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten saß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn mit Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen, und er sei ein außerordentlich edler Mensch, der

alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anspruchslosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er sah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Frits zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieser nie zugesügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Frits Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andre Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Frits Nettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der lebernste Ball, den Frits Nettenmair mitgemacht hatte; er konnte nicht lederner sein, war Frits Nettenmair daheim geblieben. Frits Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen hatte, bewies eine unverzeihliche Mißachtung. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so

tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt, und der Ball demzufolge nur immer noch leberner. So lebern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfing. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undantbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebestübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Mitterdienstes gegen seine Dame sich entledigt hatte, die Thür des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe hinauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lang, ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müsse noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit.

Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offene Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit wie sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte, und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloser, eitler Vergnügungssucht, von grossender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhle, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster, und sagte, ein Besuch für vierzehn Tage dürfte nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien, und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhle hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein.

Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt hatte. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach St. Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu thun sei. Als er wieder zurück kam, traf er auf seinen

Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Bohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden über das, was an Kirchen und Turmdach zu thun sei, damit das Resultat noch bei der am Nachmittag stattfindenden Ratsitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könnte. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren; ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferbedeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Küstungen zum Behufe der Untersuchung an

dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Beratung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Notwendigkeit einer umfassendern Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Ratsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Kosten einer umfassendern Reparatur und verschob die höchst notwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die Reparatur übertragen zu sehen, so gaben sie sich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm selber nichts gelegen schien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache ansehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Gesicht eine Weile geschwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er sah in dessen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das seiner eignen Meinung zu entsprechen schien: Und was sagen Sie? wandte er sich zu ihm.

Apollonius trat bescheiden einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie sähen sich die Sache so genau als möglich an, sagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, fuhr der Rathsherr fort, wie wichtig die Sache ist.

Apollonius verbeugte sich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Rathsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhin angestellten Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferbedeckung bei gutem Material noch weit länger den Elementen troht, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schifferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Theile völlig zerstört, zum Theil der völligen Zerstörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten sich viele Platten verschoben und der Masse das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch; und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konnte man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinausschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht

selbst den Schluß, sondern mußte mit der Kunst, die er von dem Vetter gelernt hatte, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unserm Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im weitem Gespräch fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, sich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es am zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wollte. Über seine Mitthätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sein Vater als Meister zu entscheiden.

Ich gehe gleich mit Ihnen, sagte der Ratsbauherr, und spreche mit ihm.

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn so wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmlich übergeben; er wollte sich, wo er es nötig fände, ein souveränes Einschreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von weitem und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, als sie eintraten. Nach geschehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

Ich danke Ihnen, entgegnete der alte Herr; ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Er lächelte dazu, und der Bauherr wechselte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in

seiner Bescheidenheit errötete und lange nicht seine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte seinen Schirm tiefer in sein Gesicht, um niemand die Gedanken sehen zu lassen, die da wunderbarlich mit einander kämpften.

Wer unter den Schirm sehen konnte, hätte gemeint, zuerst, der alte Herr freut sich; der Schatten von Argwohn, mit dem er gestern Apollonius empfing, schwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erschien ein Etwas auf dem Antlitz, das sich zu schadenfreuen schien über die Demütigung des ältern. Vielleicht wäre er nach seiner Weise eingeschritten mit einem lakonischen: Du verstiehst meine Stelle von nun, Apollonius, hörst du? hätte nicht der Bauherr dessen Lob gepriesen, und wäre das nicht so verdient gewesen.

Ja, sagte er in seiner diplomatischen Art, seine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er sie nur halb aussprach; ja die Jugend! er ist jung! — Und doch schon so tüchtig! ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte seinen Kopf. Wer ein Interesse daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: Die Jugend gilt heutzutage in der Welt! Ja er fühlte Stolz, daß sein Sohn so tüchtig, Scham, daß er selber blind sei, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauses einen Wächter mehr gewonnen habe, Furcht, die Tüchtigkeit, der er sich freute, mache ihn selbst überflüssig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgesprochen, erhob er sich straff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig sein lassen. Der alte Herr schwieg eine Weile, als wartete er darauf, Apollonius solle sich des Da-

bleibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: Du bleibst; hörst du?

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszapfen. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hineinschauen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, überfah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen hatte. Für ihn gab es kein Allein und kein Vor den Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden; er war nicht allein als seines

Vaters Geselle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine besondere moralische Verpflichtung gegen seine Vaterstadt eingegangen; er mußte thun, was in seinen Kräften stand, ihr zu genügen. Er hätte keiner solchen Erweckung bedurft; er hätte ohne dieß gethan, was er vermochte; er kannte sich zu wenig, um das zu wissen.

In dieser erhöhten Stimmung erschien ihm leicht, was sein Dableiben von seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünschte sein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu besiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte sich ihm im Geschäft willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wissen und zu wollen, ja daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß sein Bruder ihn beleidigt haben könne. Er mußte nicht, man könnte auch den hassen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen stand der ungemüthliche Geselle grinzend vor Fritz Nettenmair und sagte: Mit dem ersten Blick hab ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu sagen. Wird nicht lang dauern das!

Fritz Nettenmair klappte an den Nägeln und über- sah die Gebärde, die ihn reizen sollte, zu fragen, wie der Gesell das meine mit dem nicht lang Dauern. Er ging nach der Bohnstube und fuhr im Gehen leise gegen einen Jemand auf, der nicht da war: Recht- schaffenheit? Geschäftskennntnis, wie der Alltagsrats- hauerl sagt? Ich weiß, warum du dich aufbringst und einnistest, du Federchensucher! Du Staubwischer! Thu unschuldig, wie du willst, ich — er machte die Gebärde, die hieß: Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!

Damit wandte er sich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst. —

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterläden wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht, warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Vatters Stirne fahren; sie erschraf, der Vater erschraf mit und wußte nicht, warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht, warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und hinab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.



Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben die Wandrer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmbachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei

Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Lufen zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein Paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andre trifft ihn mit geschwungnem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter, und ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen, als der eiserne Längehaken, nichts hält sie fest, als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es herausschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein —, mag er seine arme Seele Gott befehlen.

Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt, wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark, und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödtliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es giebt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein andres Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, haben

und drüben Schiefer, Nagel und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Hauereisen, ein kleiner Amboss, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurechtet, wie er sie eben braucht; dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Hafen des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmbach umsegelt. Mittelfst des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich, wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über die grüne Ebne hinsehen, und wie Berge hinter Bergen hervorstechen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flicheisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Ausrüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich, als ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten

sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe seines Gutachtens noch manche Untersuchungen angestellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; diese Decke lag schon nah an zweihundert Jahre. Als er sie auf seinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflösung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man diesen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in seinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich schwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer besorgt der Arbeiter von seinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feste Gerüste nötig. Apollonius that den Vorschlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechschmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache so gut verstanden, als die Leute in Köln — das sollte ein Stich auf Apollonius sein. Und der Bruder war damit einverstanden: Hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es so gut als Blei, sie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächster Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit her geholt, und so die Schieferdeckung teurer kommen müssen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erst später, da die Schiefergruben in der Nähe schon im Gange waren, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechschmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wissen. Diesen drückte das wachsende Ansehen des Bruders. Aber

Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorschlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius Hände legen. Um seinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzusehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal aussprach, warum er so bitte. Er war von Köln her gewohnt, selbständig zu handeln; wie er seinen Bruder wiedergefunden hatte, sah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud sich eine schwere Last auf, als er dem Bauherrn versprach, die Sache solle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackre Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, schaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm sich im stillen vor, wo es nötig sein sollte, seinen Liebling und dessen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine schwere Aufgabe, die Apollonius sich gesetzt hatte; sie war noch viel schwerer, als er wußte. Sein Hiersein hatte den Bruder von Anfang an nicht gefreut; Apollonius schob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm seitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrsucht kennen gelernt; dieser fühlte sich durch das, was seither geschehen war, gegen Apollonius zurückgesetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrsucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu versöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, so schwer sie schien, zu lösen. Aber was zwischen ihm und dem Bruder stand, war ein andres, ein ganz andres, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn,

aus dem Bewußtsein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, mußte das wirkliche nur wachsen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! Hätte er dem Vater nicht gehorcht! Wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmspitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendache lebendig. Rüstige Hände hämmern den Seilhafen in die Verschalung und schleifen mit starkem Tau den Dachstuhl daran. Er besteht in zwei Dreiecken, aus festen Bohlen zusammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältniß seiner Seiten bestimmt. Denn unten liegt er stroh- umwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf steht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kasten für Nägel und Schieferplatten, mit seiner Hafenspitze in die Verschalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweisung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erst wunderlich, indem er zu verstehen gab, er meine, Apollonius sei gekommen, hier den Herrn zu spielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhnischen Richtung, die sein Denken einmal angenommen hatte, allem, was der Bruder thun mochte, eine Absicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünsche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier schaffte, konnte zu jeder Zeit sehen, ob das Fahrzeug am Turmdach besetzt war oder ledig an der fliegenden Rüstung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius sei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beschäftigt, die er ja selber vorgeschlagen habe. Apollonius weigerte sich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm sei, was er aber nicht merken lasse; Fritz hatte die Empfindung

eines Menschen, dem es gelungen ist, einen Widersacher zu überlisten. Eine Empfindung, die sich erneute, so oft er von seiner Arbeit auf dem Dachstuhle hinaussah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüstung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlassen und heimgehen, ohne daß er es sehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er selbst war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht sah er wieder den Arglistigen im Bruder und fand es wohlthuend, sich dagegen als den Arglosen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder hassen zu dürfen, der ihn hasse. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius, das diesem den Widerspruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerspruch und unterdrückte es absichtlich. So setzte sein Schuldbewußtsein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben sich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das rasche und genau berechnete Zueinandergreifen, an das er in Köln sich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier-gehandhabt hatte. Der Decker mußte viertelstundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entschuldigung. Der Bruder lachte halb mittheilidg über Apollonius Klage. Eine solche Ordnung, wie der sie verlangte, existierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei sich verspottete er wieder den Träumer, der so unpraktisch war. Und wäre die Ordnung möglich gewesen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorne Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius selbst dazu that, den Schlendrian abzustellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates,

er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf dem Zeuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen war.

Frig Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiß, noch grimmiger hustete und noch entschiedner ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefasste Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufstünzelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigne Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in seine eigne herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebenen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann eben so plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte das die verlorne Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er besaß die Würde der Persönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigensinn. Seine innere Sicherheit galt; sie mußte sich nicht geltend machen — er war des sichtbaren Mühens um Achtung überhoben, das so selten seinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und so gelang ihm, was er wollte. Bald war die musterhafteste Ordnung beim Bau, und alle schienen sich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das rasche Ineinandergreifen, das wie im Geleise einer unsichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Wesen im blauen Rocke, in dem er sich so groß fühlte, überflüssig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demselben, dem er schon so viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, welchen Zauber eine geschlossene Persönlichkeit ausübt, obgleich er selbst widerwillig sie anerkennen mußte, und noch weniger, daß diese ihm fehlte und der Bruder sie besaß. Er war bei sich enig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er selbst mit Genugthuung sich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abspenstig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Arglistige sein muß, auf der Hut; denn solche Feinde kann man nur mit ihren eignen Waffen besiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieser seine schlimmen Pläne sicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unschädlich, wenn er unter derselben Maske seine Rachsamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius, sich ihm äußerlich unterzuordnen, erschien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem

Arglistigen gewonnen, wissend teilnahmen. In seiner Empfindlichkeit griff er selbst nach den Mitteln, die er bei diesem voraussetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umstand, daß Apollonius ihm selbst imponierte, wenn er auch diesen Grund nicht hätte gelten lassen. Er legte den blauen Donnerrock beiseite und stieg bis auf die unterste Sprosse seiner Jovialität herab. Er begann durch Winke, dann allmählich durch Worte sein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohlbienerischen Eindringlings seufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, sie zu offener Widersetzlichkeit zu reizen, suchte er sie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, sie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleise, das Apollonius vorgezeichnet hatte.

Der gemeine Mann hat den scharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen seiner Vorgesetzten. Durch dies Bemühen, das sie durchschauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Rest seiner Achtung; sie lernten daraus, wenn sie es noch nicht wußten, mit wem sie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären sie ungewiß gewesen, so hätte sie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder bestimmen können. Und da sie nicht so fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab sich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen sich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg seiner Herablassung ein ganz anderer war, als den er beabsichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um sich zusammen, pfiff schrillender als je, sodaß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal so hoch am schwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entschiedenheit seines frühern Hustens und Ausspuckens

war ein Kinderspiel gegen sein jehiges. Aber die Arbeiter mußten bald, dergleichen geschah nur in Apollonius Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlornen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebnis seiner falschen Maßregeln auf Apollonius immer wachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem ältern Sohne der Schieferschuppen. Wenigstens so lange er Apollonius auf seinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Diese schlechten Mittel waren eben die, die er selbst nie anwendete: unabsichtliche Güte und weise Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen, lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben hereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug

ein Etwas von der Natur des schwülen Bodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da sich vergessen müßte, wo es doppelt Vorsehen gilt. Frik Nettenmair nahm es.

Von nun an fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger, als ihm. Das rächende Schuldbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommen den nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Rot gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverstandne Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon vermieden aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel, als den beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab

ihm genug Empfinden seiner selbst; was sie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, sich an einem fertigen Menschenbilde aufzuranken, das Liebe gebend und nehmend ihr Muster wird und ihr Maß der Personen und Dinge, drängten sie sich um den Onkel, der ihrer so freundlich pflegte, als fremd die Eltern sie vernachlässigten. Wie konnte er wissen, daß er damit die Schuld wachsen machte in seiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die sich rings aufballten um sein Haus, in seiner Blindheit keine Ahnung? Oder war sie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er Apollonius beglückwünschend gleichgiltige Worte mit ihm wechselte. Dann kämpften zwei Mächte auf seiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenschirm nicht sah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat sich so tief in die Wolke eingesponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn, und keiner mehr hinein. Er giebt sich das Ansehen, als wisse er um alles. Thut er anders, so zeigt er der Welt seine Hilflosigkeit und fordert die Welt selber auf, sie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit sagen? Nein! Er hält die Welt so verstockt gegen ihn, als er gegen sie ist. Er fragt nicht. Er lauscht, wo er weiß, man sieht ihn nicht lauschen, fieberisch gespannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin ist; seine gespannte Phantasie baut Felsen daraus, die ihm die Brust zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und sein Haus; er leert die ganze Kistkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande ist, steigert sich seinem krankhaft geschärften Ehrgefühl dazu, daß keine Ruhe wohlthätig abstumpft; aber er trägt lieber, was die tiefste Schande ist, als daß er

fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren schon der Mutter Seele sein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn stehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkräft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den übrigen ein Engel sein. Diese vier Menschen, in all ihrer Verschiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld versehrt! Welch Schicksal werden sie vereint sich spinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Läden?



Nun waren schon Wochen vergangen seit Apollonius Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den ersten Tagen laß Friß Nettenmair ein krampfhaftes Zusammennehmen, ein verzweifelttes Gefaßtmachen in ihrem Wesen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwundrung erschien. Er sah, und nur er, wie sie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick sei auf ihn gerichtet. Sie schien sein Wesen, sein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Friß Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide sich glichen. Er mühte sich, den Widerwillen der jungen Frau zu seiner alten Stärke aufzustacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde, rechtschaffne Antlitz des

Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen und riß seine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen in übergroßer Gabe angewandt das Gegenteil wirken. So geschah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden war, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Überfüllt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andre; Leute, die ihren Gatten nach anderm Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius Ankunft. Damals war sie Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; niemand sah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Längenweile, das nach Abwechslung ausfieht; sie wußte nicht, daß sie jemand suchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr, als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andre Welt jovial, that er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag

in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdache gesehen. Sie fühlte sich so eigen wohl daheim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgesehnt hatte in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber in der Unberührtheit ihres Wesens noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Äußerliches schien die heitern Linien berührt zu haben: kein tiefinnres Erlebnis hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsenen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: Was das nur ist?

Was? fragte die Mutter.

Wenn du da gewesen bist und fortgehst, siehst er dir so traurig nach.

Wer? fragte die Mutter.

Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? Oder geschlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas gethan; sonst wär er nicht so betrübt.

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eignes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel

fallen lassen und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet und wird plötzlich inne, es ist ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle sie beleidigen, und nun sagt das Kind: Du hast ihn beleidigt! Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblick stand ein anderer Mann zwischen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgiltigen Frage auf den „ledernen Ball.“ Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezo-gen hatte, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker, als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschlossnen Augen, von einem Baumblatt, einer Jaunlatte, von einer weißen Wand ließ er ab, was sein Weib fühlte.

Wir werden ihn bald los werden, denk ich, fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. Es ist kein Platz für zwei Haushalte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt.

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehner Bürger, hatte sich um Apollonius Bekanntschaft bemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

Die Anne? rief die junge Frau wie erschreckend.

Gut, daß sie nicht lügen kann, dachte Fritz Mettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen sich zu verstellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute sie schon. Sie kann sich nicht verstellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr selber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht. Und dann — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er sah sie sich verstehen; und dann, zwängte er zwischen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran sich blutig riß, und dann — wird sie schon lernen!

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikommt, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab ihn gesehen! So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. Und da befehlst du, ich soll ihn fortschicken? fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: Du möchtest auch in den Schuppen dich eindringen und mich von da vertreiben. Versuch's, wenn du's wagst!

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rocklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und sagte:

Hab ich dir was zu leid gethan?

Mir? lachte der Bruder. Das Lachen sollte klingen wie: Ich wüßte nicht, was? aber es klang: Thust du was anders, willst du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid ist?

Ich wollte schon lange dir etwas sagen, fuhr Apollonius fort, ich wills morgen; du bist heute nicht gelaunt. Das mit dem Gesellen mußttest du erfahren, und es war nicht so gemeint, wie du aufnimmst!

Freilich! Freilich! lachte Fritz. Ich bin überzeugt. Es war nicht so gemeint!

Apollonius ging, und Fritz ergänzte seine Rede: Es war nicht so gemeint, wie du, Federchensucher, mich glauben machen willst. Und anders gemeint, als ichs aufnahm? Du meinst, ich hab — der Geselle ist ein schlechter Kerl; aber du hättest mich nicht gewarnt, hättest du keinen Vorwand gebraucht! Er machte seine überlegene Wendung auf den Fersen; in seinen verwüsteten Zustand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatischer Kunst, durch Halbsagen zu verschweigen, gefreut.

Die Freude war schnell vorübergehend; die alte Sorge schraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte sich ihr zugesellt. Er hatte das Geschäft vernachlässigt; der Geselle, in seiner Abwesenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu bestehlen, und sie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er schon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Gesellen mehr annehmen und für den Bruder einstellen. Er verdiente schon lange nichts mehr und versäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachsende Neigung zum Sinken und war nur durch wachsende Massen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte sich in Schulden gesteckt und vergrößerte sie noch täglich. Und doch mußte einmal der

Augenblick kommen, wo der mühsam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur so lang der Geachtete war, als der Jovialste der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert solcher Achtung und solchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht stark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie diese kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohlighs Anne war öfter dagewesen seit Apollonius' Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemüthern die natürliche Folge der eignen Wahrhaftigkeit ist, an ihren gesuchtesten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich so scharfsichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erschien. Das Mädchen war ihr zuwider, daß so falsch sein konnte, und sie selbst zu ehrlich, das zu verbergen. Anne suchte den Grund dieses Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menschen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte selbst geäußert, sie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloßzugeben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den schon das eigne Kind ihr gemacht hatte.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandnen Furcht recht gegeben

hätte. Und so sah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Versteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht so viel, als er gefürchtet hatte, zu sehen.

Das Kind sagt: Du hast ihm was gethan; die Anne sagt: Du hassst ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und sein traurig Nachblicken — bald ertappt sie ihn selbst unbemerkt dabei — sagt dasselbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwischen, er sah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgiltig, wie jedem andern sonst. Ihr wird gesagt: Du hassst ihn; du hast ihn beleidigt, und du willst ihn kränken, und sie hat geglaubt, er hasse sie, er will sie kränken. Und hat er sie nicht getränkt? Sie blickt in lang vergangne Zeit zurück, wo er sie beleidigte. Sie hat ihm schon lang nicht mehr darum gezürnt, sie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann sie jetzt noch darum zürnen, wo er ein so andrer ist; wo sie selbst weiß, er beleidigt sie nicht; wo die Leute sagen und sein trauriger Blick, sie beleidige ihn? Und wie sie zurücksinnt, eifrig, so eifrig, daß die Musik wieder um sie klingt, und sie wieder unter den Gespielinnen sitzt im weißen Kleide mit den Rosaschleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenstern entlang, und wieder aufsteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thüre geht — da draußen; ist das nicht dasselbe Gesicht, das ihr jetzt nachsieht, wenn sie geht, so ehrlich, so mild in seiner Behmut? Ist es nicht dasselbe eigne Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht und sie nicht läßt, wie damals? Dann wick sie ihm aus und sah ihn nicht mehr an, denn er war falsch. Falsch! Ist er es wieder? Ist er es noch?

Eine Nachtigall schlug in dem alten Birnbaume über ihr, so wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen vier Posaunen

den Abendchoral. Über ihnen und wie von ihren schwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf seinem leichten Schiffe. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin sie sah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachsah, wenn sie ging. Das kleine Mädchen sah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er sei. Oder erzählte sie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonst und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Seele schauerte hoch oben zwischen Himmel und Erde. Was sie ansah, war ein Rätsel mit süßer Deutung, aber sie kannte sie nicht. Sie selbst war sich ein Rätsel. Ihrem Gatten war sie es nicht.



Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möchte, was Apollonius ihm morgen sagen wollte; morgen, weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt ichs nicht, wär er plump herausgegangen; nun hab ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich ~~bin~~ bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt“ sein, ich will thun, als wär ich blind und taub! Als sah ich nicht, was er will, und wärs noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockflappen, damit er was zu bürsten hat. Ich kanns nicht leiden, wenn mir so einer ins Gesicht sieht, solch ein Heuchler!

So vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gelte es auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen

Entschluß gefaßt. Er wollte sich von keiner Laune seines Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, allen diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangenen, jovialsten guten Morgen, der ihm zu Gebote stand.

Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst, sagte Apollonius, so hoff ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns alle.

Und uns alle, wiederholte Fritz und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. Ich weiß, daß du immer an uns alle denkst; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich machs auch so!

Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgerebet.

Ich glaube, Fritz, begann er herzlich, wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir seither gewesen sind! Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegentheil versichern, als Apollonius fortfuhr. Es war nicht zwischen uns, wie sonst, und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andre?

Ich weiß keine, sagte der Bruder mit bedauern- dem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius Heimkunft gegen seinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem

lehtern arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ist's gewiß nichts, was zu loben oder nur zu schonen wäre. Und ich will dann eben so gewiß der letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt du, so bitte, sag es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und thäte dir's auch noch so weh. Weißt du und sagst mir's nicht, so ist's nur darum. Aber du tränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz! —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan hatte; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius Nachtheil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

Weißt du nicht, fuhr er fort, so laß uns zusammen zu ihr gehen und sie fragen. Ich muß wissen, was ich thun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn er's wüßte! Mir ist's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben!

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustande und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern

er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegönnt hatte. Dann war es da, wovon er mußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut hatte. Woraus? Darauf zu sinnern war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt? Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Thür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst er- tappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängsten könnte, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

Früher, entgegnete Apollonius, mußt ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein, als mir.

Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und sein: Und jetzt? schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderm.

Deine Frau ist anders seit einiger Zeit, fuhr Apollonius vertraulich fort. —

Sie ist — antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen und wollte sagen,

wofür er sie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er selbst, der sie dazu gemacht hatte, es ihm sagen? Nein, es ist noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: Und woher weißt du, daß sie — anders ist? wüßte er nicht, seine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wissen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er sie schon gesprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden ist?

Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseliger Lesegabe angefliegen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kratzt tief im Schranke und sucht wie ein Verzweifelter und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

Dein Ännchen hat mirs gesagt, entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. Onkel, sagte das närrische Kind, die Mutter ist nicht mehr so böß auf dich; geh nur zu ihr und sprich: Ich wills nicht mehr thun; dann ist sie gut und giebt dir Zucker. So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wies manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel gewesen sein!

Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet hatte; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten“ Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. Morgen meinestwegen oder heut nachmittag noch; jetzt hab ich un-

möglich Zeit. Jetzt begleit ich dich nach Sanft Georg. Ich hab einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünschte Kind!

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht“ gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden, als seither! Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Eben so rastlos umschwankte seines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm schwankte und ihn zu begraben drohte; noch eifriger hämmerte sein Herz an den brechenden Plänen, den Sturz zu hindern: aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erde und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Blut.



Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann raufchte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer

geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobne Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Friß Nettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie, was damals vorgegangen, giebt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobnen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin und hat das Mädchen vergessen: Der arme Apollonius! — Was hält die Faust zurück? — Ich muß Friß sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Ännchen? Ännchen singt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. Friß ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergessen. Er ist anders, und Friß thut ihm unrecht, wenn er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Friß belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig ist. Ich will's ihm sagen, dem Friß! So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Friß Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entsetzlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr sein; er darf nicht auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem gegenwärtigen ist und dem nächst-

kommenden. Und dazwischen ist nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt wie er alles that, wie er selbst war, oberflächlich — und jovial. Das Gewissen hat seine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verlust hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er sie früher so geliebt, wie jetzt, ihre tiefste Seele hätte sich ihm vielleicht geöffnet, sie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zusammengelebt, sind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts von einander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter, ist ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tiefen Bedürfnisse ihres Herzens nicht geweckt, er kannte sie nicht; er hätte sie nicht befriedigen können. Er erkennt sie erst, wie sie sich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erst, was er besaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung sieht er die Knospe ihres Angesichts sich entfalten, die er schon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet sich da, wo er sonst Genüge hatte, sein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er sah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufstaunen und dienendem Ergeben zu fassen, der in der Morgenröthe dieses reinen Angesichtes aufging, war sein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick seinen Haß. Er mußte sich fort schleichen, um das Geständnis seiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, dessen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, so sanft es war.

Gegen abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerstimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie saß unfern der verschloßnen Schuppenthür im Grase. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergasse in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den

Bruder mit Wohlgefallen Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt, und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne näherte schon an ihrer Aussteuer, und ihre Vasen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Haus. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und drauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch sonst eine.

Der Bruder lachte. Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?

Mit deiner Frau hätte ich getanzt, entgegnete Apollonius. Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne, und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heimbegleiten dürfte. Da konnte ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —

Zu heiraten? lachte der Bruder. Nun sie ist auch zum — Späße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen.

Fritz! rief Apollonius unwillig. Aber es ist nicht dein Ernst, besänftigte er sich selbst. Ich weiß, du kennst mich besser; aber auch im Scherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten!

Paß, sagte der Bruder, wenn sie es selbst thut. Was kommt sie uns ins Haus und wirft sich dir an den Kopf?

Das hat sie nicht, entgegnete Apollonius warm. Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht!

Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen, lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme.

Wußt ich, sagte Apollonius, was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezo- gen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was solche Gedanken in ihr er- wecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten.

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel es nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offen- heit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war selber falsch. Er hatte sie belogen und Apollonius be- logen, und sie hatte irrend Apollonius getränkt. Apol- lonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war, und Apollo- nius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Auf- ruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und schon rauschen die Füße durch das Gras, auf denen die unselige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte sich nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er laß, was sie fühlte, von ihrem Antlitze; es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen: es kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung.

wenn sie einmal mußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen, den Betrüger betrügen, das Gestohlene heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl? Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau, wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem Einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des Federchensuchers Narrheiten. Er mußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihn bei nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhit, gegeben; wie er aus dem Bette aufgesprungen war, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen gelassen hatte, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettemair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspottete.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offne, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als

sie aufstand und sagte: Du könntest das thun, du; er nicht!

Fritz Nettenmair schrak zusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit; die Hoheit der Unschuld dem Sünder gegenüber. Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. Hat er dir das gesagt? Seid ihr schon so weit? preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hause gehen; er hielt sie auf. Sie wollte sich losreißen.

Alles hast du gelogen, sagte sie, ihn hast du belogen, mich hast du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm sprachst.

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte sie nicht alles. Mußt ichs nicht? sagte er, indem sein Auge sich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. Mußt ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchensucher dich verachten? Noch drückte ihr Blick den seinen nieder. Weißt du, was du bist? Frag ihn doch, was eine Frau ist, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkst du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken solltest? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherschleichst, wo du meinst, ihn zu sehen. Und meinst, die Menschen sind blind. Frag ihn doch, wie er so eine nennt? O, die Leute haben schöne Namen für so eine!

Er sah, wie sie erschrak. Ihr Arm bebte in seiner Hand. Er sah, sie begann ihn zu verstehen, sie begann sich selbst zu verstehn. Er hatte ihren Troß gefürchtet und sah, sie brach zusammen, das Bornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte schlug wild über die bleiche hin. Er sah, wie ihr Auge den Boden suchte, als fühlte es die Blicke aller Menschen auf sich gerichtet, als hätten der Schuppen, der Baum, die Bäume Augen, und alle bohrten sich in das ihre. Er sah, wie sie in der Jähheit der Erkenntnis sich

selbst so eine nannte, für die die Leute die schönen Namen haben.

Der Schmerz strömte seinen Regen über die schamblutende brennende Wange, und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und sein Tritt. Sie wollte sich gewaltsam losreißen und sah mit halb wildem halb flehendem Blicke auf, der sterbend vor den tausend Augen wieder zu Boden sank. Er sah, sein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Mut wieder.

Sag's ihm, preßte er leise hervor, was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten!

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt hatte, herbeizukommen. Er ließ sie, und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen.

Da siehst du, wie sie ist, sagte Fritz zu ihm. Ich hab ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach, und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der so brav ist!

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungne Ausföhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Bohnstube gestürzt und hatte die Thür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt

zu fliehen; aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte, war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Ännchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Ännchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius Augen. Ännchen sagte:

Weißt, du Mutter? der Onkel Loni — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. Sag mir nichts mehr von — sag mir nichts mehr von ihm! sagte sie mit so zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Ännchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen hatte?

Ach, es war ein wunderbarlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterläden, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht

einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh bis in die Nacht in einer Trinkstube, von wo man nach der Aussteigethür und dem Fahrzeug am Turmdache sehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge flog unablässig mit den Dohlen um das steile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Geselle an seiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geschäfte; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerstreuung wurde ihm immier unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geselle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebstähle vorgekommen; der Geselle stand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängstlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten sich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Gesellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünschen, am allerwenigsten von dem Gesellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Gesellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder gesagt hatte: Es thut mir leid, war er des Gesellen gewahr geworden. In seinem Grinsen hatte er gelesen, der Geselle durchschaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne

aufeinander; eine halbe Stunde später übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es kostete wenig Worte. Der Geselle verstand, was Frik ihm sagte, daß er sollte; er verstand auch, was Frik nicht sagte und er dennoch sollte. Frik Nettenmair traute seiner Redlichkeit im Geschäfte so wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geselle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Frik Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Gesellen dort haftete ihm für seine Redlichkeit, wo er sie nötiger brauchte. Es war die Sorglosigkeit fieberhafter Angst um alles andre, was sich nicht auf ihren Gegenstand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte schlimmere Träume als je; er horchte gespannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Lasten über seine Brust. Aber er fragte nicht.



Es war eines Abends spät. Frik Nettenmair hatte vom Fenster der Weinstube Apollonius sein Fahrzeug verlassen und an das fliegende Gerüst binden sehen, er eilte nach seiner Gewohnheit aus dem Wirtshause, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf seine Frau in der Wohnstube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geselle trat herein und machte seine gewöhnliche Meldung. Dann sagte er seinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Frik Nettenmair setzte sich zur Frau an den Tisch. Hier saß er gewöhnlich, bis ein schlürfender Tritt des Gesellen im Vorhaus ihm sagte, Apollonius sei zu Bett gegangen. Dann suchte er sein Weinhaus wieder

auf; er mußte, das Haus war vor Dieben sicher, der Gefelle war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er sein Weib in seiner Hand hatte, und sie sich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen schwachen Widerschein der jovialen Herablassung über ihn zu werfen, die ehemals sonnenhaft von jedem Knopfe Frik Nettenmairs gegläntzt hatte. Heute war der Widerschein sehr schwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden gesucht hatte, als es sein Blick berührte. Er that einige gleichgiltige Fragen und sagte dann:

Du bist heute lustig gewesen. Sie sollte fühlen, er wisse alles, was im Haus geschehe, sei er auch selbst nicht drin. Du hast gesungen.

Sie sah ihn ruhig an und sagte: Ja. Und morgen sing ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht soll.

Er stand geräuschvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte sie einschüchtern. Sie erhob sich ruhig und stand da, als erwarte sie einen Angriff, den sie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiser und machte eine Handbewegung, vor der sie erschreckend zurückweichen sollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war scharfsinnig geworden, argwöhnisch dem Gatten gegenüber. Sie mußte, daß er sie und Apollonius bewachen ließ.

Und hat er dir weiter nichts gesagt? fragte sie.

Wer? fuhr Frik Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Mädchen stand. Der Spion! der Zwischenträger! preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Frik Nettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er sollte der Mutter gut sein, die Mutter

sei auch gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zermürfnis auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht hatte; wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er bemerkte nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Hórchen abgerichtet hatte. Es wollte seine Kniee umschlingen, sein Blick, seine gehobne Faust drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Thüre verschlossen hatte, wie um das Kind vor ihm zu retten.

Ich bin eins geworden mit mir, sagte sie, und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her schritt, um nicht hineinschauen zu müssen. Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld, und ich habe sie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, sie waren böß. Dann hab ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd werden, so lang ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist, und habe sie liegen sehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr versprochen, ich will nichts Uehrliches thun und leiden, und habe sie mit Thränen gebeten, sie soll mir helfen, nichts Uehrliches thun und leiden. Ich habe so lang versprochen und so lang gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich hab gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willst, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thusts auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts thun. Du weißt nicht, wie stark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid es nicht; das sag ich dir!

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche schöne Antlitz; er mußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O, er erkannte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! Er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dieses Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unablässig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hute über die Ohren in das Gesicht, und übt mit Stock und Hand manche andre zarte Liebkosungen, und belacht sie als geistreiche

Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut alles, sich zu vergessen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit seiner jungen Frau tauschen, die unterdes einsam daheim sitzt! Wonach er sich sehnt: sich zu vergessen, dagegen muß sie sich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt sie, und es will ihr nicht gelingen — sich auf sich selbst zu besinnen. — Was hilft es, daß sie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, sie wiche ihm aus, und sie sieht, er flieht sie. Sie sollte sich freuen, und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen ist es, daß sie selbst ihren Zustand strenger oder milder ansieht, je nachdem sie in Gedanken Apollonius strenger oder milder darüber urtheilend glaubt. So ist er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie sie ist, und verachtet sie? Er ist so mild und nachsichtig; er hat die Anne nicht verspottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat sie schon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die sie nicht haben sollte, und er hat sie erraten? Ist sie sich doch, als wäre sie mit allem, was sie weiß und wünscht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie seine andern. Und sie hat ihn gedauert; und darum sah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn sie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er sie aus Schonung; sein Anblick sollte nicht Gedanken in ihr wecken, die besser geschlafen hätten, bis sie selber schlief im Sarg. Er vielleicht selbst hatte es ihrem Manne gesagt oder geschrieben; und dieser hatte das Mittel gewählt, sie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß sie in diesem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibepult blickte? Sie sah, er hatte den Schlüssel abziehen vergessen. Sie erinnerte sich, er war nie so nachlässig gewesen. Sonst hatte sie

keine Acht darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzunehmen. Im obersten Fache rechts lagen Apollonius Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Manne; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebt vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich; nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um eben so viel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen von einander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andre.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallne Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschraf. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter

seinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr es während des Tanzes, und Apollonius sah zum Saalsfenster herein, höhnend, wie der Bruder sagte. Jene hatte sie zerpfückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanz. Die Blume in der Kapsel war eine andre. Es mußte in dem Briefe stehen, von wem sie war, oder wem Apollonius sie schickte.

Und doch war es dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie las, es war dieselbe! Thräne um Thräne stürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein rosiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte sich ein Wehen, wie von leisem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldne Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen stieg, jede färbte sie regenbogenglänzender, jede rief: Sie war dein, und die letzte jammerte: Und sie ist dir gestohlen! Die Blume war von ihr; er trug sie auf seiner Brust in Sehnsucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er sie, die Botin des Glückes, dem geschiednen nach. Er war so brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin gestohlen. Und an solchem Manne hätte sie hängen dürfen, mit allen Pulsen sich in ihn drängen, ihn mit tausend Armen der Sehnsucht umschlingen zum Nimmerwiedersfahrenlassen! Sie hätte es gekonnt, gedurst, gesollt! es wäre nicht Sünde gewesen, wenn sie es that; es wäre Sünde

gewesen, that sie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der sie und ihn betrogen, der sie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht hatte? Der sie zur Sünde zwang; denn er zwang sie, ihn zu hassen; und auch das war Sünde, und durch seine Schuld. Der sie zwang — er zwang sie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Hasse, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu schrecklich klugen, verführerisch flüsternden, wilden, heißen, verbrecherischen Gedanken. Und wies sie diese schauernd von sich, dann sah sie unabsehbare Sünde unabwendbar drohen. Mit entsetzlich süßem Bangen mußte sie den Mann so nahe, der ihr fremd sein sollte, der ihr nicht fremd war, vor dem sie in der Angst ihrer Schwäche keine Rettung sah. Sie floh vor ihm, vor sich selbst, in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, wo ihre Mutter gestorben war. Dorthin, wo ihr so heilig wurde, hörte sie das leise Regen der unschuldig schlummernden Leben, zu deren Hüterin sie Gott gesetzt hatte, die ruhigen Hauche hinflüstern durch die stille, dunkle Nacht. Jeder Hauch ein sorglos süß aufgelöstes Sichbefehlen an die unbekannte Nacht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die scharfen Bettkanten.

Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie sie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es schlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leise Wehen der schlummernden Kinderseelen zitterte um sie. Sie lag, die heißen Hände gefaltet, lange, lang. Da stieg es empor aus dem leisen Wehen, silbern wie ein Ostermorgenglockenklang. Was fürchtest du dich vor ihm? Und sie sah all ihre Engel um sich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der schönste und der stärkste und der mildeste. Und sie durfte zu

ihm auffehen, wie man zu seinen Engeln auffieht. Sie stand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete sie auf dem Tische aus, dann ging sie zur Ruhe. Ihr Besitzer sollte wissen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, sie hatte sie gelesen. Nicht um ihn zu erschrecken, nicht als Anklage, wie sie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtsein seiner Schuld darauf schrieb; er las aus seiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu setzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er so rein gewesen, als sie, er hätte gewußt, sie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie schied schwer von den Briefen: aber sie gehörten nicht ihr. Nur die Kapsel mit der dürren Blume nahm sie weg und wollte ihm am Morgen sagen, daß sie es gethan habe.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Thun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren schuld, nicht er, daß er hier vergeubete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, so fort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte, wie er, blieb sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.



Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kältern Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zermürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbefiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu schärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selber eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Ein-

bringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen hatte. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er theilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erst für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch giebt ebenso schwer eine Furcht auf, wie eine Hoffnung. Und er hätte sich eingestehen müssen, er habe den zwei Menschen unrecht gethan, die des Unrechts an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, daß dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu sehen und in dessen Vorhaben eine Ubernheit; als er ein unwillkürliches Eingeständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegnen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: Da ist er ja! und: Nun wird's famos! läuteten seine Petschaste den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als sei alles wieder so gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmut, dem

Bruder zu verzeihen, daß er da gewesen war. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenüber gestanden hatte; er winkte ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, daß er es schon bei dem im blauen Rock durchsehen wolle; der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderbar, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt hatte; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen so angestrengt, als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war, als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floß ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder; von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie beslegend in sein Begehren mit zu reißen, und selbst gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Apollonius sollte nicht gehn, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn

von seinem Entschlusse gesagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der sonst alles, was Apollonius thun mochte, schon im voraus gebilligt hatte, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mittheilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert hatte, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, Geschäft und Haus seines Vaters könnte ohne Apollonius Hilfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald imstande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Sie und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in letzter Zeit, so saumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andre im Begriff standen, es zu thun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigne starke Ehrgefühl stellte ihm zuerst vor, was der alte, stolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könnte noch zu helfen sein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht.

Der wackre Bauherr freute sich über seines Lieb-
lings Denkart, auf die er gerechnet hatte; es hatte

ihn befremdet, daß sie sich nicht schon früher gezeigt habe. Er bot Apollonius seine Hilfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, und sich Gewißheit verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt habe. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seiner ganzen Festigkeit und seiner ganzen Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius, und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswürdiger sein eignes Thun ihm erschien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge mußte, untersuchte er den Stand des Geschäfts und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet hatte. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andre mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Ver-

wirrung; was, mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch sah dieser in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Übersicht des Zustandes. Es ergab sich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, so war mit strenger Sparsamkeit, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Ehre des Hauses zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigstens schuldenfreies Geschäft einst als Erbe übernehmen. Apollonius schrieb sogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die ersten wollten es noch einmal mit dem Hause versuchen; man sah, sie gingen sicher; ihre neuen Bestellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu sehen, welches Vertrauen er bereits in seiner Vaterstadt gewonnen habe. Wenn er die Bürgschaft übernahm, blieben die schuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinsen zur allmählichen Tilgung stehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Versuch, die Wahrheit dieser Versicherungen auf die Probe der That zu stellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Versichernden nur noch mehr. Nun stellte er dem Bruder anspruchlos und mit Milde dar, was er gethan habe und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Nothwendigkeit so vernehmlich sprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geschäftes und des Hauswesens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen selbständig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin sehen. In der Sache, in der er seine Ehre zum Pfande gesetzt hatte, mußte Apollonius frei schalten können. Das unge störte Zu-

sammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Ware geliefert, und der Bruder solche für gute annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Ware und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntniß des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber so lange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemüthliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht habe. Friß Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke festhielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten.

Der Geselle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich genügen lassen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangne mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Friß Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: Freilich muß er fort! In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt habe, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnzte:

Der Federchensucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollte er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammen zu kommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich soviel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es ist sein böß Gewissen. Er wäre nicht so, wenn er nicht falsch wäre. Eine Zwickmühle ist's. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt, als der Träumer!

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde bestärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um so weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er sah kein äußeres

Hinderniß mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja was wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Versteßung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Gesell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt hatte und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergaltten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertragen hatten, so lange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Örter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Brantweinkneipen von seinen Späßen, und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in bessern Zeiten eine wie vordeutende Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiffe hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt habe, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er es selbst glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich

von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt dabei ersonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eignen Herzen als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verborbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.



Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferbede des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt hatte, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempner-

meister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdache umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdes war sein angestringtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung für das erste Jahr, das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Könnte man nur dasselbe von seinem Bruder sagen! von dem Verständnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörige; der Bruder sah etwas andres in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören.

Es kam weit mit Fritz Nettemmair.

Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden“ Leuten hatte ihn nicht befehrt. Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht

mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius, in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lang darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie Stunden lang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen; sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Theil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht gethan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegen bringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehen und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhassten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen

Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenstersäule. Dann begann er auf Apollonius zu schimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könnte.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erste Sorge, sie zu entfernen. Sie sollten seine Rohheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um feinet, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um sich selbst. So einsam hatte ihn die Verderbniß schon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau selbst ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, sie treffe sich mit Apollonius. Leidenschaft und wüßtes Leben hatten sein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Voraussetzungen mochten sich widersprechen, widersprachen sie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit seiner Leidenschaft. Alles, was er im Zimmer sah, war ihm ein neuer Beweis seiner Schande. Wie sollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn sie ihm dann sagt, sie möge er schimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das scharfe Auge der Eifersucht, wie sie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und sie leugnets nicht. Sie sagt ihm: Weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er giebt sein mühsam Erspartes her, um zu ersetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgesetzte raubt.

Und das sagt er dir? Das hat er dir gesagt! lacht der Mann mit wilber Freude, sie auf dem Geständnis zu ertappen, daß sie sich mit ihm trifft.

Er nicht, zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit seinem Maße mißt. Er, der Gatte-

verkleinert, was andre für ihn thaten, und rückt, was er für andre thut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen! Der alte Valentin hat es gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

Und auch zu sagen, daß ers ihm verboten hat? lacht der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. Freilich, lacht er noch wilder, ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst thuts keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib! Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröthen muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröthen für ein Geständnis und lacht noch wilder. Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich habe solch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagt er noch nicht. Erst muß ihn die Wut einmal über den Zauberfreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er

jezt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, wenn sie sagen: Ich thue ja nur dies einmal! Sie wissen nicht, welch wohlthätigen Zauber sie zerstören. Daß einmal nie einmal bleibt. —

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Bornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschraf. So weit hatte er sich das Zermürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zermürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteint in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja versöhnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnnendem Troß; er erfuhr es jetzt wieder. Friß verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand machte, wo er Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn des Hauses gemacht habe? Er mußte, er an Apollonius Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt mußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umschlichen hatte, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube, er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erschrecken mußte, Apollonius war der ertappte, nicht er. Die Versöh-

nung war nur der erste, beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen hatte, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß: es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. Sie bittet, ich soll gehen. Wozu? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das ist eben so gut. Ich sehe nicht, was ihr treibt!

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

Rehr dich nicht daran, daß sie fort will, schluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich lehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gib ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! hahaha!

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte

und sah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnedies dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte, sodaß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie in das Sofa. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist sie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und wills noch, sagte Apollonius; du bist mein Bruder. Du giebst mir schuld, ich habe dich in das Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich habe alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab ich gethan, was du mir vorwirfst, als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff ich? Für wen wach ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich hab's noch nicht gethan, weder vor andern, noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht!

Fritz Nettenmair lachte entseßlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Beleidigten, den ritterlichen Beschützer der unschuldig Beleidigten. Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sie's nicht? Du sagst,

und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie ist dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißt's noch nicht, wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dir's sagen. Dann wird dir's schlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sie's nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist, wie die. Warum sagst du nicht, du kannst auch sie nicht leiden? O, ich hab schon keinen Verstand mehr! Ich glaub schon alles, was ihr mir sagt!

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles so wahr, was er sah, daß selbst er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn schlugen. So wars doch noch zu verhindern gewesen! Noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gut zu machen, so war es vielleicht noch zu verhindern, so war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte. Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt,

der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, eh Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden hatte, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehedem seine eignen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war vermünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Friß Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Friß Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Vermünschteres auf der Welt passiert, als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie vermünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so vermünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaftens abhängig gemacht hatte, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftritts werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehn. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Friß Nettenmair war voll Mut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwängen lassen müssen; wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte

sie so weit nicht kommen lassen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, sie könne ja auch lügen, so geschickt als irgend eine. Er war nie sein Herr gewesen; jetzt war er es weniger als je.



In Frik Nettenmair kämpfte heute eine Leidenschaft die andre nieder. Die wüste Gewohnheit, im Trunk sich zu vergessen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hause; die Furcht der Eifersucht hielt ihn mit tausend Krallen darin fest. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte, er selbst hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder so brav, als er sich stellte, seine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Frik Nettenmair hatte es nie so lebhaft gefühlt, wie schön die Frau war —, seine eigne Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zusammenwohnens, und was all diesen Dingen erst die Gewalt gab über seine Furcht, das Bewußtsein seiner Schuld! Und war Apollonius so brav, als er sich stellt — solchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an seiner Angst herum und ließ seine Frau nicht aus seinen Augen. Erst wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und selbst zur Ruhe gegangen ist, erst als er kein Licht mehr sieht in Apollonius Fenstern, da lassen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen desto stärker. Er verschließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauses trennt, er schiebt auch noch den Riegel vor, er schließt sogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Ursache, zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geselle darf nicht lang mehr warten. Frik Netten-

mair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geselle aus der Arbeit entlassen ist, und bei der Polizei, daß er morgen sich nicht mehr in der Gegend betreten lassen darf. Der Geselle ist fertig zur Abreise; von dem Wirtshause hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abschied nehmen von seinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas sagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Erde, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebste war; es ist unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geschmeichelte wird er nie wieder. An seiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eifersucht gefesselt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß sich gehaßt oder glaubt sich gehaßt in seinem Wahn. Das kleine Mädchen würde sich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er scheucht das Kind mit Haß von sich; sie ist ihm „der Spion.“ Nur an einem Menschen noch hängt sein Herz, an dem, der es am wenigsten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Mensch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Mensch haßt Apollonius, er ist der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Gesellen eine Strecke Wegs. Der Geselle will schneller ausschreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andre scheiden, ist ihr letztes Gespräch von dem, was sie gemeinsam lieben; das letzte Gespräch Fritz Nettenmairs und des Gesellen ist von ihrem Haß. Der Geselle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt hätte. Wie sie nun einander scheidend gegenüber stehn, mißt der Geselle den andern

mit seinem Blick. Es war ein böser, lauernder Blick, ein grimmig versthölnner Blick, der Frik Nettenmair fragte, ohne daß der es hören sollte, ob er auch reif sei zu irgend etwas, was er nicht aussprach. Dann sagte er mit einer heisern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Frik Nettenmair war die Stimme gewohnt: Und was ich sagen wollte, ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab ihn neulich gesehn. Er brauchte keinen Namen zu nennen, Frik Nettenmair wußte, wen er meinte. Es giebt Leute, die mehr sehn, als andre, fuhr der Geselle fort. Es giebt Leute, die einem Schieferdecker ansehen, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehn ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergefell hat mir das Geheimniß gesagt, wie man zu dem Frohnweißblick kommt. Ich hab ihn. Und nun leb wohl. Und ergieb dich drein, wenn sie ihn getragen bringen.

Der Geselle war von ihm geschieden; seine Schritte verflangen schon in der Ferne. Frik Nettenmair stand noch und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald frei ließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdblich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Frik Nettenmairs Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Reichenzug; und bald war es der Feind, bald

war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf; bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide, und das eine wollte das andre verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: Da kommt er ja! Nun wirds famos. Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstoßen Fritz Nettemairs altes joviales Glück neue Reime. Fritz Nettemair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettemair bleibt stehn und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gefellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden ist, schon vergessen. Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist. Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hin-

denkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er in seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man zu der Thür, die er eben aufschließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. In das Unabänderliche, sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben! Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr. Ein Stück davon läuft über seinen Ärmel, ein andres liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. So spät? Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Eben so leise, eben so schnell ist er an der Hinterthür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschloffen; und Frik Nettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch; neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Annchens Bett, und ihre Mutter sitzt daran.

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Ar-
würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trü-
Über nun kann die Röthe auf des Kindes Wange wieder kommen, nun kann der eigne fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie sah es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen ist und sich angekleidet hat; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt hat. Der alte Gesell hatte alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schliesse die Hinterthür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten war, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt hatte. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Ännchen gebeugt, wie jetzt sie that. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zermwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er

wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius Arme jagen; es war ihr, als wäre alles out, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knien liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Ännchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfniß nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt hatte. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müßte, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließ, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen hatte, und als ein wie anderer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Ännchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Ännchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt thun wollte, that sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: Und weil er's gesagt hat!

Da ist der Vater, Ännchen, sagte sie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß; aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. Du hast immer nach ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh du krank geworden bist. Deine Mutter wills auch — um deinetwillen!

Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: Sie thut so süß, um dich zu hintergehn. Sie habens verabredet, als er da war. Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr:

Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht, Ännchen? Du bist ja ein so gut lieb Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Ännchen, weil er laut spricht. Er meints nicht böß deshalb.

Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde sprechen, wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank.

Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts, als das Ticken der Uhr, und das wurde immer schneller, wie das Klopfen eines Menschenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin stand auf von seinem Stuhle, um das Licht zu puhen.

Die Brust des Kindes röchelte; es wollte sprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem

Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme seiner Seele nach dem Vater ausstrecken. Aber des Vaters Seele sah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind ist abgerichtet von seinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, so wäre es absichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und stürbe es, so würde sein Sterben noch ein Kupplerdienst sein, den es seinen Feinden thut. Wäre sein Auge nicht selber so krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem seine Seele innen unablässig brütet, er müßte es am Gesichte der Mutter sehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, sie verstellt sich nicht, das Kind ist wirklich krank und sehr krank: aber ihre Weichheit, ihre Angst ist ihm nur die Angst ihres Gewissens, die Angst vor seiner Strafe, die sie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um sich draußen auszuweinen. Der Mann steht auf und nähert sich leise der Frau, ohne daß sie ihn bemerkt. Er will sie überraschen, und das gelingt ihm. Sie erschrickt, wie sie plötzlich über dem Bette jäh vor sich ein entstelltes Menschenantlitz sieht. Sie erschrickt, und er preßt durch die Zähne: Du erschrickst? Weißt du warum?

Sie hat ihm selber sagen wollen, daß Apollonius in der Stube gewesen ist, aber noch hat sie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte sie es nicht, weil sie weiß, er wird auffahren; den Anblick seiner Roheit hat sie dem Kinde erspart, als es noch gesund war, wenn sie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber sie sieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

Er war da! War er nicht da? fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er es nicht erst zu erfahren braucht. Seine Faust hebt sich geballt; Unnchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht; die Frau sieht es; ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen, sie sieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles steht, was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann; er sieht nur ihr Erschrecken, daß er es weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen, die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Friß Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache oder Schreck über das, was er gethan hat. Er sinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt hat, ihn selbst betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenso hört er diesen kommen und gehn, ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius Flüstern und seinen leisen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Thun und nennt Unnchens Krankheit eine Pimpelei: Heute wollen Kinder sterben, und morgen sind sie lebendiger als je!

Aus dem fieberischen Horchen und Sichberuhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie er seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: Jetzt wird er fallen! jetzt! Aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Laue sollen reißen, in denen Apollonius mit seinem Fahrzeuge hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hinein hört er die Thür der Stube gehn; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers

aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen, und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind: wer kennt es nicht? Wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. — In das Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben!

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig.

Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger schottischer Walzer. Da ist er ja! Nun wird's famos! Klingt es aus der Ferne vom roten Adler herein in seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Annchens Seele sich zu einem bessern Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen hatte, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt hatten, scheuchte nachts

den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen hatte, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könnte sie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen, bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen hatte, habe seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. Aber, fiel ihm dann ein, hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht. — Der Wetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Thaten verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinunter gegangen war. Es war nicht allein Annchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag; auch das Mitleid mit Annchens Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgerebet hätte, wäre solch ein Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfnis und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise, wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: Ist es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einstehn; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt habe! —

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, ihr Werk, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was diese Stimmung, die ihm so lang fremd gewesen war, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln“ des „Spions“ zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammen zu sein. Mit ihm! Nicht bloß im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius Namen nicht; vielleicht, weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte und diese nicht mit einander zu wechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als seinen Haß; und der kannte nur zwei Menschen,

„ihn und sie.“ Er dachte schon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Thür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauer faßte ihn an. Da stand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: Nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, tot. Sonst scheuchte er es von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr, und fragte ihn, ob er es noch hassen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Hasse genannt. Gestern sah er es nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er es nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er es, wohin er die entsehten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie mußte es sterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut hat. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib schuldig. Und sie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, stumme Antlitz der Mutter rief: Du tötest das Kind; schlag nicht! Und er hat doch geschlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen hat; vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lang. Der Bliß, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit; er hatte die beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die seine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last

auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er es noch nicht! Der Glende sieht, er muß zurück. Er hascht nach jedem Strohhalme von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen hat: Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein, wie er sonst war, eh du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch. — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Ver- söhnung bot; sein Schmerz, seine Angst saßen hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür stehn, wo es so oft gestanden, wenn seine Hestigkeit es aus dem Schlummer geweckt hat; die Händchen gefalten; die Augen so schmerzlich flehend: er solle doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er soll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf der Flur der Stuben- thüre nahen. Er hörte sie die Thüre öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden ist. Er streckte der Ein- tretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie war so bleich wie das tote Ännchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr tiefstes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm, als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund; er war fest geschlossen. Ein

ander Gefühl war es, was die schön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen hatte; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getödet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichschreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Wort gesehnt; heute hörte sie es nicht.

Gieb mir deine Hand, Christiane, sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. Ich habe mich geirrt, fuhr er fort; ich wills euch ja glauben, ich seh es ein: ich wills nicht wieder! Ihr seid besser als ich!

Das Kind ist tot, sagte sie, und selbst ihre Stimme klang bleich.

Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ichs nur jetzt, und wenn du mir die Hand gibst und richtest mich auf, sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

Das Kind ist tot, wiederholte sie. Gieß das, es war ihr gleichgiltig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

Christiane, schluchzte er wild, da lieg ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergessen, hätt ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk daran!

Um Gottes willen denk daran; du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach dich verantwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann! — Endlich war es ihr gelungen, ihm ihre Hand zu entreißen; sie hielt sie weil von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt hatte.

Das Kind ist tot, sagte sie. Er verstand, sie sagte: Zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht und nicht im Himmel.

Er stand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blickes; was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Fäheit der Überraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt hat, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Bahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwischen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Wege, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blickes mußte schwinden, und der alte Bahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf und lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er that: tiefer Abscheu gegen ihn verschloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweichte, darin das Heiligenbild ihres Mutter Schmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr totes Kind.



Die Reparatur des Kirchendaches hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, bevor er die Krönung des Turmes mit der gestifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbniß des kleinen Ännchens besorgen; Fritz kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andre, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen hatte; er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke des eignen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres, despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen seiner Vernunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühls. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmend auf dem Dachstuhl kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder, um ihn. Schneller als sein Schiff flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Turmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren, und er ihnen das schuldenfreie Geschäft übergab, wo Ännchen aussah wie ihre Mutter, und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens rosiges Gesicht stand vor ihm, so oft er auffah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie es nur immer mehr; er sah sie oft doppelt

durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht hatte, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen; aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härtern Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie thun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagte sich hundertmal nein. Er sagte es sich mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagte er es sich, und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgiltige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen, und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und Widersprüche in das innerste Leben dessen, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eignes, und er mußte sie wachsen sehen, und die Hände waren ihm gebunden.

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Läden, seit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmairs Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn das Bild des toten Ännchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt hatte. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotne Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, ihm ein Antlitz voll Ab-

scheu und Verachtung gezeigt; er hatte gesehen, sie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dagewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborne Furcht. Hat sie es noch nicht gethan, was er fürchtet, und wird sie es thun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Annschen starb? Je mehr er daran herum greift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden — und sie sind seine Feinde; sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —, wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Dann sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte nicht: Schlag nicht, das Kind ist krank; es ist sein Tod, wenn du schlägst! Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. O, es ist klar, sonnenklar: sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? Ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betrüge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen habe. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, wälzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könnte, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf sie wälzte. Mit reuigem Entsetzen sollte sie sehen, was sie gethan hatte,

als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren beisammen in dem Gefühl, das sie immer glühender ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elendes war; diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigne Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben hatte. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten könnte, damit sie ein Ekel wurde dem Buhlen, der um seinen Zweck betrogen ihn umsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine starknervigen Trinkkameraden erschrafen, und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich innehielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmern. Dazwischen fiel ihm dann der Frohnweißblick ein, sein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; stundenlang stand er bald da bald dort, wo man Apollonins auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute, die eben noch so gleichgiltig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehn, aufschreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhafter, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrieten nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: Wärs nur mein Unglück, könnt er mich nur noch elender damit machen, als er mich

schon gemacht hat, er wäre längst schon tot. Nur weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!

Diese Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wütend: die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise ins Ohr, was er an ihrem Liebsten thun will. Es waren graufige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen; womit sie sich gegen ihn gewappnet hatte, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er hat ihr Angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs neumodischen Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er es, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt sie es ihn durch einen Dritten wissen, so wird er es ihm ansehen. O Fritz Nettenmair ist einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann es nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst; vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfassen, ihn beschwören — dann wieder will sie in die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilber Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernste machen, sagt sie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube,

tritt nicht mehr an ein Fenster vor Furcht; sie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, aufzuhalten, was kommen muß, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an dem Apollonius die Befruchtung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair schlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius Fenster hinaufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hinterthür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet hatte, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair mußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon in das Bette gestiegen war. Es stand dem Bette fern auf seinem Schreibtische; dort setzte er es in ein Becken und löschte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel zur Hinterthür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueisen, sein kleiner Ambos eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und

nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius Fenster sehen; er wollte das Auslöschten des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt hatte. Er hob es auf und hielt es absichtslos in seinen Händen; denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er saß am Bette der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius machte sich darin Luft; dieses Zögern hinderte ihn, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hat seine Hand auf das Bette der Frau gestützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie sie morgen ihm entgegen stürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in seinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovon die bloße Furcht Friß Mettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht hat, der sich selbst anspeien könnte; geschieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweissagt hat. Und nun steht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und harret und zählt verzweifelter als je; er badet sich in Angstschweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O, er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahre, hundert

Jahre, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er sagt: Nun muß — da hört er das Geräusch eines zerreisenden Taus und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angstvolle Freude ist vergeblich; er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchendache hinauf. Er sitzt im Schuppen; es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört; das war keine Vorspiegelung der Phantasie. Und von dort her kam es. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängstühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören, jeder Schieferdecker weiß, was es sagen will, das vor-spukende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse; und er hat es erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und hinab wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht, und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all seine Gefühle zusammengeballt sind; der Gedanke, dem Schicksal nach-zuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; absichtslos ist er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist, als ständen sie schon lange, und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschen-zügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hilfe; drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn

das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht, und die wuchtende Bewegung des Fahrzeuges um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schicksal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt? —

All diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! Im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllensfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schauernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus sich selbst heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius Fenster aufzusehen. Ein heller Lichtstrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tische und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht gepuht. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen sein; es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen;

er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt hatte. Der Widerschein der Flamme war durch Fenster und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahl des Beiles und durch die Nacht des Schuppens gegläntzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem Busche. Der gespenstige Schauer verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald verlösch Apollonius Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden, es störte ihn niemand mehr. Er that es nicht, aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich: So weit sollten sie ihn nicht bringen! Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt hat, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder andre an seiner Statt hätte schlimm gethan.

Nun verschließt er Hinterthür und Vorlegschloß, zuletzt die Hausthür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heut hat er mehr zu vergessen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit hat bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andre an seiner Stelle sich hätte bringen lassen?

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. Wer jetzt hinein sieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.



Von dieser Nacht an ängstigte Friß Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann sogar, sie mit einer gewissen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwischen verlor er sich stundenweise in stummes Vorfichhinsinnen, aus dem er aufschrak, wenn er sich beobachtet sah. Dann war er noch freundlicher als sonst und brachte Scherze aus seiner besten Zeit; er versuchte sich sogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängstlicher; sie vermied noch mehr als seither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, sie wolle sich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn sie ihre Furcht Thorheit nannte, sie mußte fürchten. Apollonius sah mit Freuden die Änderung des Bruders und suchte ihn auf alle Weise darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder seine Freude auslegte!

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sanct Georg mit der gestifteten Bier begonnen. Er hatte die Rüststangen wiederum herausgeschoben und innen am Gebälke des Dachstuhls festgenagelt, die Bretter darauf befestigt, auf die fliegende Rüstung die Leiter gestellt und diese an der Helmstange festgebunden; er hatte wiederum den hansenen Ring um die Helmstange gelegt, daran den Flaschenzug, und an diesem seinen Hängestuhl befestigt. Die gestiftete Blechzier bestand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen sich handlich umgehen ließ. Das Ganze sollte, nach des Stifters Angabe, der selbst die Kosten der Befestigung trug, zwei Guirlanden vorstellen, die sich in gleichlaufenden Kreisen mit herabhängenden Bogen um das Turmdach schlangen. Je fünf jener Stücke, bei der obern drei, bildeten einen dieser Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeschlagne Niete verbunden, und jedes einzelne noch durch starke Nägel auf die Verschalung befestigt werden.

Da die Ränder der Schieferplatten sich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung stattfinden sollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauschen. Dasselbe geschieht, wo die sogenannten Dachhaken in die Verschalung eingetrieben werden, an die bei Reparaturen der Schieferdecker seine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem seine gekrümmte Spitze eingetrieben ist, durch noch zwei starke Nägel auf die Verschalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Besteigung der an dem hervorstehenden Haken aufgehängten Leiter kommt seine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beschädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind sich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß von einander entfernt, in gleichlaufenden Kreisen um das Turmdach; zwischen je zwei Kreisen befand sich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierrat so anzubringen, daß sie keinen dieser Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechschmiedmeister, der seine Zier so bald als möglich prangen sehen wollte, hatte sich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meister zufrieden sein konnte. Im Anfang trieb dieser, bald mußte Apollonius den Meister treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Aussteigethür hängen sollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beschickt; er ließ sein Fahrzeug bis auf seine Zurückkunft an dem Turmdache von Sanct Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an

die Wohnstübenthür pochte. Er war schon einigemal an der Thür gewesen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Wesen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn so zerstreut, daß er meinte, er müsse ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüßelloch, als sehe er voraus, es müsse noch jezt zu hören sein, wenn man sich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerstreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm schon seit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er sie sprechen. Sie saß, absichtlich von den Fenstern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte sah nicht, daß sie ebenso unruhig war, als er, und sein Hiersein sie noch mehr ängstete. Er entschuldigte sein Eindringen. Als sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, versicherte er, sein Bleiben solle kurz sein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht sehr wichtig sei. Er wünsche das nicht, aber es sei doch möglich. Die Frau horchte und sah immer ängstlicher bald nach den Fenstern bald nach der Thür. Müsse er ihr etwas sagen, solle ers, so schnell er könne. Valentin schien zugleich auf die ängstlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

Herr Frik sind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab ihn eben noch vom Hofe aus gesehn.

Und hat er hierher gesehn? Hat er euch ins Haus gehn sehn? fragte die Frau in einem Atem.

Bewahre, sagte der Alte; er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Essen und Trinken. Wenn ein Mensch so arbeitet — Der Alte brach ab und dachte seinen Satz fertig: so hat er was vor. Die Frau schwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken,

dem treuen Alten ihre ganze Angst anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. Der Nachbar da, Sie wissen wohl, fuhr er fort, kann zu Zeiten keine Nacht schlafen. Da hat er die Nacht, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, zu seinem Küchenfenster heraus einen in unsern Schuppen schleichen sehn, den Gang vom Hause hinter. Der Alte sagte nicht, wen der Nachbar gesehen; wahrscheinlich sollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; sie hatte seine Geschichte nicht gehört. Er fuhr fort: Den Abend vorher, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, hat er das Zeug aussuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles untersucht; das thut er immer; aber er hat sich nicht entschließen können. Und das ist so merkwürdig, wie daß der Herr Frik auf einmal so fleißig geworden ist.

Apollonius Name weckte die junge Frau; sie horchte, als der Alte fortfuhr: Daran hab ich erst vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geschlichen ist, hab ich gedacht: Was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeschlichen ist und bei Nacht? Und wie ich aufgesehn hab und hab den Herrn Frik so arbeiten sehn, da ist eine Unruh über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab ich mir alles Mögliche vorgestellt, was einer drin hat machen können, der hineingeschlichen ist. Erst hab ich das Zimmerbeil an der Thür liegen sehn, das dahin gehört, wo das andre Werkzeug ist. Da hab ich gedacht: Hat er was mit dem Beile gemacht? Und hab mir wieder vorgestellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeschlichen ist. Mir ist der Gedanke gekommen, es könnt was an den Leitern sein. Aber ich hab nichts gefunden daran. An dem Hängstuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die

Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wärs hie und da an was Hartes angetroffen, und das hätt das Seil verschunden. Da denk ich: Das geschieht oft, und wills schon wieder hinlegen. Aber ich denk auch wieder: Sonst ist nichts; und wenn einer hineinschleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da seh ich genauer zu und — Gott behüt einen Christenmenschen! Da war hier mit dem Beil hineingestochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werfs über den Balken und häng mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub, wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil ist imstand, zu zerreißen! Der Alte war ganz bleich geworden über seiner Erzählung. Die Frau hatte immer angstvoller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum sprechen.

Er hat gedroht, ächzte sie. Der Alte verstand nicht, was sie sagte.

Den Abend vorher wars noch nicht, fuhr er fort. Herr Apollonius, der hat ein Aug für einen Mückenstich. Er hätt's gefunden, wie er alles untersucht hat. Nun denk ich, der die Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehen und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal untersuchen, wenn ers morgen braucht. Und da ist er bei Nacht hineingeschlichen.

Valentin, schrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er solle ihr die Wahrheit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. Er hats doch nicht mitgenommen? Valentin, so sag's doch nur!

Das nicht, sagte Valentin. Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr.

Und waren auch dort Stiche drin? fragte die Frau in noch immer steigender Angst.

Der Alte sagte: Ich weiß nicht. Aber der sie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.

Wenn er sicher gegangen ist, so hat er alle beide — und ich bin schuld, stöhnte die Frau. Er hat lang gedroht, er will ihm was thun, er that, als wärs einer von seinen Späßen. Wenn ichs jemand sagte, wollt ers im Ernste thun!

Wer so scherzt, sagte Valentin, der macht auch solchen Ernst.

Die Frau zitterte so heftig an allen Gliedern, daß der Alte seine Angst um Apollonius über der Angst um sie vergaß. Er mußte sie halten, daß sie nicht umfiel. Aber sie stieß ihn von sich und flehte und drohte zugleich: Rett ihn, Valentin, rett ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, sonst hab ichs gethan! Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwischen auf: er sei tot, und sie sei die Schuld. Sie rief Apollonius selbst mit den zärtlichsten Namen, er solle nicht sterben. Valentin suchte in der Angst nach einer Beruhigung für sie und fand ein Etwas davon für sich selbst mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, so gab es doch Hoffnung, daß Apollonius schon auf dem Rückweg sein müsse. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal untersucht. Wäre er verunglückt, man müßte es nunmehr wissen. Zehnmal mußte er ihr das vorsagen, eh sie nur verstand, was er meinte. Und nun erwartete sie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und schrak auf bei jedem Laut. Ihr eignes Schluchzen hielt sie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angst und Ratlosigkeit ihn selber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was be-

ginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: Wie geht's, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen“ nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenfurcht nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag zusammen gesunken hinter dem Tische auf seinem Federstuhl und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten, oder schritt mit hastigen Schritten hin und her, und das Rot seiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerste that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast, wie jedem andern, sein Inneres verbarg, erriet bei diesem dieselbe Verstellung und bestärkte sich daran in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hilflosigkeit offenbar machen könnte. Je heißer es in ihm kochte,

desto eifriger erschien sein Außeres. Es war ein Zustand, der in völligen Wahnsinn übergehn mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm schlug und ihn mit Gewalt aus seiner Vereinzelung heraus riß.

Heute geschah ihm diese Gewalt. Eben saß er wieder brütend auf seinem Stuhle, als den Valentin die Angst zu ihm hineintrieb. Den Gesellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leis zu öffnen und eben so hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit seinem krankhaft verschärften Gefühle sogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denselben Gang, den all sein Denken verfolgte. Es war eine dem Hause drohende Schmach, was die sonst immer gleiche Weise Valentins veränderte; es mußte eine entsetzliche sein, da sie den alten Gesellen aus der Fassung brachte und seine Verstellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufstand von seinem Stuhl. Er kämpfte mit sich, ob er fragen sollte. Es war nicht nötig. Der alte Gesell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Brust seine Befürchtungen, und was sie rechtfertigte. Der alte Herr erschraf, so gut ihn seine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Gesell sah nichts davon im Außern seines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgiltigste zu sagen hatte. Als er ausgesprochen hatte, hätte das schärfste Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Gestalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den festen Boden der Wirklichkeit wieder unter seinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er stand so straff vor dem alten Gesellen wie sonst, so straff und ruhig, daß Valentins Seele sich an ihm aufrichtete. Einbildungen! sagte er dann mit seinem alten grimmigen Wesen. Ist kein Geselle da? Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr schickte ihn nach

Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geselle ging. Geht er ihm nicht schnell genug, er altes Weib, so heiß er ihn eilen, damit er bald erfährt, daß er sich um nichts geängstigt hat. Aber kein Wort von seinem Summ da! Und schloß er die Frau ein, damit sie nichts Albernem anfängt! Valentin gehorchte. Das zuversichtliche Wesen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er theilte seine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu sagen, worauf sie sich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrscheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlassen. Und er selbst ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld seines älttern und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode seines jüngern Sohnes, während er ihm seine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geschickt zu haben schien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

Nun wird der alte Narr doch, sagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, dem Nachbar das ganze Märchen, das er sich zusammenspintisiert hat, erzählt haben, und die Frau sechs Basen damit in die Stadt herumgeschickt haben!

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf seine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. Wird ich doch nicht! sagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. Ich hab ja da selbst noch nichts Urges gemeint, und die Frau Nettenmair hat keinen Menschen gesprochen seitdem!

Der alte Herr schöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abwesenheit hatte er sich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in seinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte sich

gesagt, man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten sei. Waren die Söhne verloren, so war doch die Ehre des Hauses, seine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zu statten, die er bei seiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachsne Empfindlichkeit seines Ehrgefühls ihn spornte, vor dem Ausersten nicht zurückzuschrecken, so gingen seine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denselben fieberischen Gang, den zu nehmen sie sich an den wesenlosen Ausgeburten seiner Furcht gewöhnt hatten. Verheimlichung alles dessen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den ältern Sohn werden konnte, stellte sich ihm als nächste Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was sie wußten, so konnte andres dergleichen bereits bekannt sein. Solch ein verbrecherischer Gedanke entspringt nicht aus dem Ohngefähr. Er ist die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was seit Apollonius Zurückkunft im Hause geschehen war. Wußte Valentin von Fris Nettenmairs Eifersucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, dessen argwöhnische Gemüthsart er kannte, nichts davon sagen; seine Erzählung wurde die Geschichte eines leichtsinnigen, ehr und vergnügungssüchtigen Verschwenders, der trotz aller Bemühungen seines bessern Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüßling und Trunkenbold herabsank; zugleich die Geschichte eines treuen Bruders, der dem Verschwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Bestand von Geschäft und Haus aus den Händen nimmt, um diese Ehre zu retten, und von dem Gefallnen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr saß regungslos. Nur die Röthe, die immer brennender auf die mageren Wangen trat,

gab Kunde von dem, was er mit der Ehre seines Hauses litt. Sonst schien er alles schon zu wissen. Es war das seine alte Weise; er wandte sie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Gesell würde dann um so weniger wagen, etwas zu verschweigen oder wider besseres Wissen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerspruch dieser Anschein mit seinem Gefühl für Ehre trat. Valentin suchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, schien es ihm nötig, das brave Thun Apollonius in das hellste Licht zu stellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete sich in der Wirkung, die er damit beabsichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten hatte. Er verdarb damit, was seine schlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienst um das Teuerste, was der alte Herr wußte, darzustellen. Der alte Herr sah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verschwiegen, um die Rettung sich allein beimeffen zu können. Oder er hielt seinen Vater für den hilflosen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchstens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Herr noch weniger — trotz seines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er selbst hätte es nicht so weit kommen lassen, wenn er darum gewußt und die Sache in seine Hand genommen hätte, und Apollonius dürfe niemand seines Mordes anklagen, als den eignen Vorwiz. Diese Gedanken mußten natürlich vor dem zunächst Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeschichte des bruder-mörderischen Gedankens wußte, konnte den entstandnen

Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nicht ein Andres, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem schuldigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein Andres gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Gut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über diesen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man durch ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell eben war, kommt nur das unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indes Valentin das Befohlene herbeibrachte, und der alte Herr sich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos und thöricht seine Befürchtungen seien. Wer weiß, sagte der alte Herr grimmig, was der Nachbar gesehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und er dazu mit seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil gerissen sein, oder er müßte sonst zufällig verunglückt sein, so wird er sich steif und fest einbilden, seine eingebildeten Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den der Nachbar — der so einfältig ist als er — will haben in den Schuppen schleichen gesehen. Und sagt er ein Wort davon, oder ist er so klug, daß er in Rätseln zu verstehen giebt, was er sich einbildet in seinem alten Narrenschädel, so ist den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weils wahrscheinlich wäre, was er da ausgeheckt hat und kein vernünftiger Mensch glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein

Vogel. Darum mit ist die edle Schieferbedeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferbedecker das sichtbarste Bild ist, wie die Fürsorge den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt sie ihn fallen, so weiß sie, warum; und der Mensch soll nicht Gespinste drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird sich ausweisen, wie sie ist, und nicht, wie er sie sich da zusammengeängstelt hat. Denn —

So weit war der alte Herr in seiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Last niedersetzen. Der alte Herr stand einen Augenblick stumm und wie versteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenster den Blechschmiedegesellen kommen sehen, der eben ablud.

Der Jörg vom Blechschmied, sagte Valentin, der die blechernen Guirlanden vollends bringt.

Und da ist er erschrocken mit seinen Einbildungen und hat gemeint, sie bringen wer weiß wen. Wo ist der Frit?

Auf dem Kirchendach, entgegnete Valentin.

Gut, sagte Herr Nettenmair. Sag er dem Blechschmied, er soll herein kommen, wenn er fertig ist. Der Geselle thats. Bis jener herein kam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpften Tönen in seiner Strafpredigt fort. Er sprach davon, wie Menschen sich Einbildungen zusammendichteten und sich darüber ängsteten, wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menschen über den Kopf wüchsen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang sich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr sich über sich selbst lustig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über seinen eignen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte sich Valentin beschämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und

er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blechschmiedegesell hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, setzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt so viel als möglich von dem unfreiwilligen Geständnis der toten Augen zu entziehen, und schüttelte sich majestätisch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er sagte: Die Frau braucht ihn; und er wird wissen, was er in meinem Hause zu thun hat. Valentin verstand den Sinn der diplomatischen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte sich nun dahin, wo des Blechschmiedegesellen Respekt in ein leises Räuspern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Kirchendach von Sanct Georg zu begleiten, wo sein älterer Sohn arbeite. Der Blechschmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorschlag, Herrn Frik lieber rufen zu lassen. Der alte Herr sagte grimmig: Ich muß ihn oben sprechen. Es ist wegen der Reparatur! Darauf wandte er sich wieder zu dem Blechschmiedegesellen. Ich werde seinen Arm nehmen, sagte er mit herablassendem Grimm. Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.

Valentin sah den Gehenden eine Weile kopfschüttelnd nach. Als der alte Herr aus seinen Augen war, fiel die Zuversicht, die er der resoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zusammen. Er schlug die Hände in einander vor Angst; da ihm aber einfiel, er stehe in der Hausthür und sei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck seiner „Einbildungen“ veranlassen konnte, that er, als habe er die Hände in einander gelegt, um sie behaglich zu reiben.

Der Blechschmiedegeselle hatte gehört, Herr Nettenmair sei schon seit Jahren blind; der selbst hatte ihm

gesagt, sein Augenleiden sei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein rasch Vorübergehender, und auf sein: Wie gehts? lächelte der alte Herr wiederum: Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Gesell gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair sei blind, und Herrn Nettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben, und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Trager aufgehalten worden sein, hätte nicht ein Andres die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochenes durch die Straßen. Zwei, drei blieben stehn, das Näherkommen eines dritten, vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andre ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündete es einer im schnellen Vorüberreiten. Und immer begann es mit einem: Wißt ihr schon?, das oft von einem: Aber was ist denn geschehn? herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niedersinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Fuß gestoßen, „es hatte nichts zu sagen.“ Der Gesell fragte einen Vorüberreitenden. — Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach. —

Wie denn? fragte der Gesell. — Ein Seil ist zerrissen. Weiter weiß man noch nichts. — Herr Nettenmair fühlte, wie der Gesell erschrak, und daß er über dem Gedanken erschrak, der Sohn des Mannes sei verunglückt, den er führte. Er sagte: Es wird in Lambach gewesen sein. Die Leute haben falsch gehört. Es hat nichts zu sagen! Der Gesell wußte nicht, was er von der Gleichgiltigkeit des Herrn Nettenmair denken sollte. Der sagte zu sich, indem das brennende Rot auf seine Wangen trat: Ja, es muß sein. Es muß nun sein! Er dachte daran, es gab Etwas, womit man allen Gerichten, allen Untersuchungen aus dem Wege gehn kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas sein; denn er biß die Zähne zusammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu sich sagte: Es muß sein! Nun muß es sein! Der Gesell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sanct Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigner Mann!

Der alte Herr hatte gesagt, er müsse den Sohn auf dem Kirchendach sprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Absicht in seiner diplomatischen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache sein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.



Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sanct Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menschen, die er alle auf

sich gerichtet meinte, hier herauf hatte er sich geflüchtet, vor seinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in seiner Brust mit herauf gebracht; und wie angestrengt er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte sie fest, so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltenbau fest, der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Aber seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war dort, wo unaufhörlich Stricke rissen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: Nach Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! Er soll sich nicht auf sein Fahrzeug setzen! Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameisen da unten durch einander liefen, in Schreck versteinert stehn, und so viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Häfcher kam und stieß ihn vor sich her die Treppe hinunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stirbe Apollonius nicht, er wollte ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — ist's der Häfcher schon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan hat. Er verzerrt sein Gesicht in Troß und fragt: Wer will mir was anhaben? Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet hat. Wird der fragen, dem sie gehört: Wo ist dein Bruder Abel hin? Nein. Er will dem Sohne sagen, daß jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag, und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt

er doch, die Antwort ist fast so alt, als das Menschengeschlecht: Soll ich meines Bruders Güter sein? Dabei kommts ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine sehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal, und der Alte spricht schon an dem Aussteigelloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. Nun ist's schon gut, hört er den Alten sagen. Mach er seinem Meister mein Kompliment; und da ist etwas für ihn. Trink er eine Gesundheit dafür! Fritz Nettenmair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigelloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen.

Schönes Wetter, sagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wissen, ob noch jemand in der Nähe ist. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht, die Stunde, der Tag, das Leben wär zu Ende. Fritz! ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: Raim, wo bist du? Hier, Vater, entgegnet er und hämmert fort.

Der Schiefer ist fest, sagte der Alte gleichgiltig; ich hörs am Klange; er blättert nicht.

Ja, entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, er nimmt kein Wasser.

Er ist besser geworden als früher, fährt der Alte fort; sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es scheint, du bist allein. Ein Ja erstirbt im Munde des Sohnes. Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist keine Rüstung weiter in der Nähe?

Keine.

Gut. Komm hierher. Hier vor mich! —

Was soll ich?

Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise gesagt sein!

Fritz Mettenmair trat in allen Gelenken schlotternd vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung, aber davon sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht; nur die Dauer seines Schweigens und sein Atem, der das schwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen schien. Fritz Mettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen mußte. Er rang nach Troß. Wenn ers in seinem Argwohn errät, wer will mirs beweisen? Und könnt ers beweisen, er giebt mich nicht an; davor bin ich sicher. Warum auch sonst will er leise reden? Mag er sagen, was er will, ich weiß nichts, ich bins nicht gewesen, ich hab nichts gethan. Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildesten Ausdrücke des Troßes hindurch. Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag schon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius bebte der letzte Sonnenstrahl. Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Krystall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten erlosch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Bram-

bach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und süß aufgelöstes Hinsehen nach Ruhe. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sanct Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

Wo ist dein Bruder? drang es endlich zwischen den Zähnen des einen hervor.

Ich weiß nicht. Wie soll ichs wissen? bäumt sich im andern der Troß.

Du weißt nicht? Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes seiner Worte schlug wie ein Donner in die Seele des Sohnes. Ich will dir's sagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil ist über ihm zerrissen, und du hast's mit Beilstichen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehn. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sie's in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe herauf kommt, ist der Häfcher, der dich vor den Richter führt. —

Fritz Nettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Glende am Rande des Gerüstes zusammen, so stürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was sein mußte, war gethan! Eine Lerche stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lustiges Tirili über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel, und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den

Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Verchensang klingt, was er erhörchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: Die finds, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb. Und wo es längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden mit Schauern sich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh ers hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehn? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eignes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angesteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig, zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallnen Wange; die zusammengesunkne Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Frik Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte sich aufraffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knien vor dem Alten,

als er den Angstschrei ausstieß: Was willst du, Vater? Womit gehst du um?

Ich will sehn, erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüstern, ob ichs thun muß, oder ob du thun wirst, was gethan sein muß. Und gethan muß es sein. Noch weiß niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehn, aber nicht für die, daß sie nicht verraten, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, sodas die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist solchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich sollte der Henter auf einer Ruhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangnes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehn, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht: mir glaubens die Gerichte und die Stadt. Das ist, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist, als deins. Thust du nicht gutwillig, so stürz ich mit dir hinab, und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide

an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab mich an dir anhalten wollen und hab dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab, keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmair heiße. Nun besinn dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort!

Fritz Nettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters gehört. Daß seine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Troß. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgerebet hatte: Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilstichen sagst! Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehn, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen. Eins — zwei. — Vater, fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Troß seines Tones brach im Flehen: Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen, und du hörst mich nicht. Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich tot haben willst, ich will sterben, wenn gleich unschuldig. Aber höre mich nur erst! Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Glende sah, sein Urtheil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen hatte, das führte er unerbittlich aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch ver-

denken. Dazwischen sah er schauernd, was ihn erwartete, wenn er floh, und die Gerichte saßen ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort bald da und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gefell verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des roten Adlers auf, es klang: Da kommt er ja! Nun wird's famos! Er stand an den Straßenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und sagte über des sterbenden Annchens Bett gebeugt: Weißt du, warum du erschrickst? und holte aus zu dem unseligen Schläge; selbst daß er vor dem Vater dalag und hin und hersann in gräßlich angstvoller Hast, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann wars ihm, als käme er zu sich, und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpenditelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn „neun“ zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit des Gliedes, daß er gefaßt hatte, es sei

unnötig, den Sohn zu halten, er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehen. Auch diese Ohnmacht konnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Dachlufe nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Lufe mit seinem Körper decken oder dem Kommenden entgegen gehen? Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt hatte — denn dieser wars, der so eilig kam —, hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Lufe stehn blieb, da es wahrscheinlich war, er verdeckte dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie das, was er heute erfahren, seine Kräfte gelähmt habe. Aber der Gesell merkte nichts davon, als er den alten Herrn an den Treppenbalken gelehnt ihm den Weg versperren sah.

Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair? fragte der Gesell, indem er auf der Treppe stehn blieb.

Wen? fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, seine künstliche Ruhe zu bewahren. War der Gesell in Brambach gewesen, so konnte er nicht so ruhig sprechen, er mochte sprechen, von wem er wollte.

Nun, er wird nunmehr daheim sein, entgegnete der Gesell. Der alte Herr wiederholte seine Frage nicht; er mußte sich an dem Balken festhalten, an dem er lehnte. Er war schon auf dem Wege, fuhr der Geselle fort; ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechschmied geschickt, ich sollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig war. Der Jörg sagte, er hätt's schon hingeschafft, und kam eben vom

Kirchendach von Sanct Georg, da hätt er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab ich gemeint, er wird noch oben sein; und weils so eilig war, wollt ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius herausschicken soll.

Jetzt erst gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten, gab er seine Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblick vermochte: Ich komme selber hinunter. Wart er auf dem Absatz, bis ich ihn rufe! Der Gesell gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden hatte, sich zu lösen begann, trat erst der Vaterschmerz hervor, den die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffnen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebt noch immer in der gleichen Gefahr, so lang der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen und sich gesagt, was er dann thun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemessene war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachlufe hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus seiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen, aufzustehn. Der alte Herr hieß ihn von der Klüstung hereintreten und sagte: Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein

andrer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; du machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich Sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Wahnbild des Häschers schrecken durfte. In diesem Augenblicke fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan, und in deren Anschauen er Tag für Tag alles mitsehen sollte, was er gethan; die seine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem ihn stündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte, und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt.

Apollonius ist nicht gestürzt, fuhr der Alte fort, und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Fäusten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut hatte. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewissensangst, das drohende Jenseits, alles war erträglich, nur eins nicht: sie in seinen Armen zu wissen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. Du gehst, sagte er, als dieser schwieg. Du

gehst. Du bist morgen vor Tag noch auf dem Wege nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande sein, so ist's besser bloße Schande, als Schande und Mord. Denk, ich hab's geschworen, und nun thu, was du willst!

Der alte Herr rief den Gesellen herauf und ließ sich heimführen.



Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf seinem Wege nach Sanct Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Läden steht. Vor den Fenstern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: Wißt ihr's schon? In Brambach ist ein Schieferbedecker verunglückt. Dann sank sie vom Stuhle, von dem sie aufspringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin seinen Schmerz um Apollonius über der Angst und Sorge um die Frau vergessen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der scharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da saß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von seinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Gesicht. Ihre vordern Haare hatten einen Drang, sich in natürliche Locken zu kräuseln, den sie durch das scharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten sie die Ohnmacht ihrer Besitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte sich die Hände frei, indem er ihre Last vorsichtig leise auf den Boden gleiten

ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigne Scheu, die einen alten Junggesellen unbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder in krausem Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten, und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so Fremdes, daß der Valentin von neuem erschraf. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: Ja. Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen sei, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möchte. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam; aber sie wußte in dem Augenblick nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erbleichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alle dem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eignes un-

deutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florschleier. Näher und unterscheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum stechenden Schmerze wuchs, und das angstvolle Wissen, er müsse sie ersticken, wenn sie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müsse. So saß sie lange regungslos und hörte nichts von alle dem, was der alte Valentin in seiner Angst ihr vorsprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte selbst nicht an seine Trostgründe, wenn er ihr beweisen wollte, Apollonius könnte nicht verunglückt sein; er sei zu vorsichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geschichte aus seiner Jugend, wo sich Leute, die nun lange tot sind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten schrecken lassen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beschrieb die Personen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn sie den alten Amtmann Kern und seine Haushälterin vor den Augen ihres Geistes sähe, wie sie damals lebten und lebten. Er hätte sein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in seiner Ratlosigkeit nicht, wie. So suchte er sich selbst über die Angst des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauschte er die kleinste Bewegung in den Zügen des bleichen schönen Gesichtes; und je schöner und jugendlicher es ihm vorkam, desto schwerer schien ihm, was sie litt, und desto eifriger wurde sein Erzählen. Als eine siebzehnjährige Braut hatte er sie in das Haus mit den grünen Läden einziehen sehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigstes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen spielendes Kind gewesen war, was hatte sie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie schön war sie immer geblieben in ihrem Dulden, wie schön hatte sie geduldet! Nun lag sie zerbrochen als halb aufgeschlossene Blume da vor seinen alten Augen, die so oft um sie

geweint hatten, mehr über die Milde und unbewußte, unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es giebt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt; die in all ihrem Thun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Nührung, die wir da empfinden; und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, so lang er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er laß es in ihrem Gesichte, daß, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wärs ein schönes Lied, das sie ihm vorsänge. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkern Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Tierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegossenen Weinen, die sie nach dem Schlag über Annchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte. Sie hatte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiednes angenommen.

Valentin sahß mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. Aber ich darf Sie nicht fortlassen, sagte er. Der alte Herr hat mirs mit Ketten auf die Seele gebunden.

Ich muß, sagte sie. Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Ännchen legen; er hats so lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht thun. Nein, davon will ich nichts sagen!

Valentin mußte nicht, was er erwidern sollte. Er dürfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. Wenn nur der alte Herr erst da wäre! dachte er. Er sagte: Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zulieb?

Sie sah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: Wie ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt, und das vergeß ich euch nicht, so lang ich noch lebe. Er ist gestorben, und ich muß auch sterben. Kann ich euch noch etwas thun, eh ich gehn muß, so dürft ihrs nur sagen. Wenn ichs auch thun kann, und wenn ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehn soll.

Nein, sagte der Alte. Das nicht. Aber wenn Sie nur so lang bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin! Dem Alten wars nicht allein um sich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in seiner Geistesgegenwart ein Mittel finden, wodurch sie von ihrem Vorhaben abzubringen sei.

Die Frau nickte ihm zu. So lang will ich warten, entgegnete sie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu sehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Christiane holte ihr Gesangbuch vom Pulte und setzte sich damit an den Tisch.

Der Valentin blieb länger aus, als er selbst gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er stand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu sagen, worüber er erschraf und etwas andres that oder sagte, und wiederum ungewiß schien, ob er nicht auch darüber erschrecken sollte. Immer, und wenn er gar nichts gesagt hatte, meinte er, er habe zu viel gesagt. Manchmal wars, als ob er lachte; dann sah er wieder desto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er sprach; denn er redete vom Wetter. Dazwischen machte er sich viel an der Thür zu schaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur stehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin übersehen konnte; und es waren die wunderlichsten Vorwände, durch die er all diese Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erst die Veränderung nicht, dann beobachtete sie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er sie angesteckt mit seinem Wesen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte sie in Hoffnung auf, wenn er dann sein trauriges Gesicht machte, drückte sie die Hände zusammen und wurde wieder bleich. Sie folgte seinen Augen, ihm selbst nach der Thür und erschraf, so oft er sie öffnete. Dabei sprachen sie immer vom Wetter; wären sie ruhig gewesen, sie hätten über ihre eignen Reden lachen müssen; aber man sah, er fürchtete sich, etwas zu sagen, sie fürchtete sich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte sie beide Hände bald gegen das Herz, das das Nieder durchschlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte sie endlich

vorbereitet genug, das Wetter fahren zu lassen. Ja, sagte er, es ist ein Tag, wo die Toten aufstehn möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zu lieb und erschrecken Sie nicht! Sie erschraf dennoch. Sie sagte zu sich: Aber es ist ja nicht möglich! Und sie erschraf doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. Da sehen Sie einmal dahinter, schluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie sah den Gang hin; sie hatte es gethan, eh der Alte sie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Borderthür, dem alten Herrn die Freudenpost zu bringen; selig und stolz auf sein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt sich fest an dem Thürpfosten, als sie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfosten stand nicht mehr fest, sie selbst nicht mehr auf dem festen Boden; sie schwindelte zwischen Himmel und Erde. Und als sie ihn kommen sah, war nichts mehr auf der Welt für sie, als der Mann, um den sie wochenlang mehr als Todesangst geduldet; alles ging um sie im Wirbel, erst die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter, und sie würde erdrückt im Wirbel, hielt sie sich nicht fest an ihm. Sie fühlte, wie sie hinsank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte sie aufgefangen. Da stand er und hielt das schöne Weib in seinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und sie war bleich und schien tot. Er trug sie nicht in die Stube, er ließ sie nicht hinabgleiten auf die Erde, er that nichts, sie zu beleben. Er stand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geschehen war, er mußte sich besinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht gesprochen; er hatte nur durch den Gesellen, der vom Blechschmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier sein. Apollonius war vom Nagelschmied am Thore aufge-

halten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Lambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herstürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegen geeilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt die er schmerzlich mühsam und doch vergebens seit Wochen von sich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, atmender, lastender, wonne-ängstigender Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überslog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, selbstgeschlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen war, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: Und bist du denn auch? Bist du auch gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und

ich habe dich nicht getödet? Und du bist? Und ich bins? Aber er — er kann kommen! Sie sah sich wild um. Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen! Sie umfaßte ihn, als wollte sie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß sie die Angst über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob ers auch sei. Aber sie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles sagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es schnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, süß unbewusstes Liebesgeschwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angst, Schmerz um das verlorne Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was sie ist, was sie freut, was sie bekümmert, ein Gedanken seines Geistes, ein Gefühl seiner Seele zu sein, das er denkt und fühlt wie seine andern; bräutliche Verwirrung und Vergessen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Dasein ist, — denn alles, was war und werden kann, ist bloß Schatten — was sie erzählt, hat sie geträumt und erlebt; fühlt und weiß es erst jetzt; was gewesen ist und kommen wird, ist gewesen und kommt nur, damit dieser Augenblick sein kann; vor und nach diesem Augenblick ist die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang sich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klange der fliegenden, sich pressenden Rede. Er hat mich und dich belogen. Er hat mir gesagt, du verhöhnstest mich und hättest meine Blume vor den Gesellen ausgeboten. Auch du weißt ja noch, beim Pfingstschießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du hast's ihm geschickt. Ich hab's gesehen. Ich wußte nicht, warum. Du hast mich gedauert. Daß du so still warst und trüb und so allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz gesagt, du hättest deinen Spott

über mich. Da gingst du in die Fremde, und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottest: das that mir weh. Du glaubst nicht, wie weh mir das that, wenn ich schon nicht gewußt hab, warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn frein. Und wie du kamst, hab ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert, und ich hab dich immer noch geliebt und wußt es nur nicht. Er selbst hat mirs erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und wills auch nicht. Gewiß nicht! Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wär nur Scherz; aber, sagt ichs dir, dann wollt ers im Ernste thun. Seitdem hab ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab ich aufgefessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab dich in Gefahr gesehen und durft es dir nicht sagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten mit der Art in der Nacht, eh du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mirs gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab dich tot gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch, und ich kanns nicht begreifen. Und es ist alles noch, wie es war: die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht tot. Und ich wollte auch sterben, weil du tot warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ist's wahr, oder träume ichs nur. Ist's denn wahr? Sag du mirs doch: Ist's wahr? Dir glaub ich alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ichs, wenn dus nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dir's sagte, was er will. Schick den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen, und er dir nichts mehr thun kann!

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tödtlicher als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt, drohender als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebungs, was ihre Liebkosungen, was ihr warmes, schwellendes Umsfassen in dem Manne aufregen muß, der sie liebt; daß sie alles thut, was den Mann, dessen Rechtlichkeit und Edelmut sie sich so unbekümmert anheim giebt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergessen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf sie in ihm entzündet, und wie sie ihm den Sieg erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in seinen Armen war sein; der Bruder hat ihn um sie und sie um ihn betrogen. Jetzt weiß er, wo das Weib in seinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat sie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan hat, verfolgt er ihn noch und steht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der sie ihm gestohlen, der sie mißhandelt hat, den sie haßt? Oder ihm, dem sie schändlich gestohlen worden ist, der sie liebt, den sie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die in den Strom eines tiefen und wilden Gefühls hingerissen durch seine Adern stürzten und die Muskeln seiner Arme spannten, etwas, das sein ist, an sein Herz zu pressen. Aber eine dunkle Angst drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe fest. Das Gefühl, er will etwas thun, und er ist sich nicht klar, was es ist, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt sich fort-

reißen; die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und bewege er sich, eh er sich umgesehn, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen: alle dem lag die angstvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen sei. Er rang schon lange unter den berausenden Tönen nach etwas, bevor er mußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie ihm und sagte: Das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du thun willst, muß sie vernichten! Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehn. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm auf sah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hilfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein

Herz gedrückt hatte, entband sich der wilde Drang, und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte.

Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röthe stieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt und mit ihm gesprochen hatte, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr, an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knien auf, als wollte sie ihn flehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in seinem Innern war der Kampf selbst nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte: Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe, brave Schwester! Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie seine Milde, das tiefe, unausschöpfbare Wohlwollen, die unverilgbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht, sie konnte es nicht werden; er trug sie bewahrt, wie die Mutter das Kind, vorsichtig auf starken Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie bebte unter der Verführung, und wie sie noch auf den Knien lag, stieg ihr Gedanke zu ihm

auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Gesellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.



Von allem, was er heute gewollt und gelitten, stand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Reise Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von diesem gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen; sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand, und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiffe besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewisse Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair

einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Läden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eignes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hineinschauen können, der wäre aus einer Befremdung in die andre gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Mit-einanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ist's, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebenswohl giebt und kein Lebenswohl nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderbarlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wisse

er alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen hatte, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehn lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müßte, wenn er die Hand vom Ruder abzöge, und daß er gesinnt wäre, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Lambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell, der vordem bei ihnen gewesen wäre. So? sagte der alte Herr gleichgiltig; und weiß man, was die Ursache war? Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen wäre, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen, spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andre kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren habe, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifeseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius

Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius sagen, was er wußte. Es war folgendes. Den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war in dem Wirtshaus gewesen, als er ankam. Denselben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen hatte; zugleich, daß der Gesell bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigne Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Lambach unternommen habe. Ein Stück des von ihm hinterlassenen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell verunglückt war, wäre das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius that es; aber im Geiste waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleichgewichtige, wohlgeordnete Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Mettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, das Gepäck des Reisenden nach dem Posthose zu tragen und

etwaigen Auftrages harrend in der Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Friß Nettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich wundern über ihn, wenn sie ihn wieder sähen. Er könnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen, und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.



Und Friß Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieser Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geist, bald händeringend bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Troß empor und sank wiederum in die hingegebenste Hilflosigkeit zurück. Er war entschlossen, zu gehen — und Sie dem Ge-
 haßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! Er wollte bleiben! Er mußte bleiben! — Und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann wars dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Friß Nettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters, und atmete so mühsam, als erstickte

ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Glends, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Goldne Bilder stiegen auf; die verlorne Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammniß. Da hüpfte er als schuldloses Kind den Gang hin, den entlang er jetzt die Überlast seines Glends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn lieben sollten, schauderten vor ihm. O, nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein andrer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet hat. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Ännchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückstieß, die immer wiederkam, so oft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wäre sie nicht tot durch seine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen Glend darüber vergäße, wärs nicht ein Teil davon. Das Ännchen ist tot, aber er hat noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Haussflur hindurch, durch Stuben und Kammerthür. Ein Nachtlcht, vom Schirm bedeckt, giebt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehen. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Kniee. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gekonnt. Früh!

Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Liebe sehen und — gehn. Gehn und ein andrer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Es ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O, ein nur zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt hat, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr that. Und dann stand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten sich die kleinen Händchen in ohnmächtigem Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihn lieben.

Fritz, sagte der Vater voll Angst, ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich!

Ich will nichts von dir, sagte der Knabe furchtsam trozig. Onkel Bonius giebt mir Äpfel; ich mag deine nicht!

Hast auch du mich nicht lieb? sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trozig, und so viel Widerwillen, als ein Kindesauge fassen kann, blickt aus dem seinen. Die Mutter hab ich lieb, den Onkel Bonius hab ich lieb, sagt das Kind; dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich sags dem Onkel Bonius!

Fritz Nettenmair lacht in wilhem Hohn und schluchzt zugleich in hilflosem Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ist's. Er! Seine Kinder find's. Er ist ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder

genommen. Das, was man dem Glendsten läßt. Wenn Er gehen müßte, Er! Die Kinder hingen sich an ihn; eher rissen die Händchen, als daß sie Ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend all ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als sie von der Lampe; dieses Weib, Sein Weib, Seins! auch Sein, wie alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge Er, diese Rosen würden bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von Ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagte ihr einer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelt, Er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehn! Nein! ich kann nicht gehn! Lieber tausendmal sterben! Und er hat ja dem Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Küstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wäre es noch, wäre auch Er noch tot. Und er wäre an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teuflischen Engelslächeln; und er wäre an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von seinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgestoßen, an dem toten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er wars ja nicht. Er mußte gehn; er wurde noch elender, als er schon war; und die er haßte, die ihn verdorben hatten, wurden glücklich durch sein Gehen. Er machte sie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen selbst die Gewalt, die er sich anthun mußte, Teufel in ihnen zu sehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er sie angstvoll sich versteckte, standen sie als Engel

über ihm, nun so haßte er sie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über die keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er totgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin und hertrieb. Seine Arme bewegten sich so heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Läden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlornen Gefäß.



Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undant in ihm entzündet hatte. Neben diesem war erst noch ein andrer Kampf ausgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es ge-

lang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt habe. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können: heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in dem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein, als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er mußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hinderniß mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebne Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgereggt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu

liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfnis, Dinge um sich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürsten und polieren konnte. Auch in dem Zustande von Verstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebender Hand über den Bezug des Sofas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet hatte. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochener aufregender Traum. Christiane lag in seinen Armen wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf im schmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan, und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Rüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag und Zeit, an die Arbeit zu gehn. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen war. Er stand auf. Er hoffte, vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünsche, und damit der Gewissensvormürfe über sie, noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückfliehn. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange; immer fühlte er sich

in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm stand, aus dem Herzen herauf. Er kannte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er gleichsam seine eigne heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in seine Arbeit, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er seine unechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht, und die Arbeit könnte nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken lieberlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken seine Leiter hängt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte; aber seine natürliche ängstliche Genauigkeit war noch von seinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabsteigens gehalten hatten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Ausrüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom

Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine zurückgebliebne Bleiplatte liegen. Er hatte nur so viel Bleibleche mit sich herausgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Turmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jezt hatte der Gilende das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt hatte. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßt er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem An-

greifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das mildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

Was willst du? ruft er. Was er auch erfahren hat, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm:

Du sollst sie allein haben, oder mit hinunter!

Fort! ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht hinaufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

Zeigst du endlich dein wahres Gesicht? höhnt dieser noch wütender. Von jeder Stelle hast du mich verdrängt; wo ich stand; nun ist die Reihe an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erschlämmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: Ich nicht!

Gut! stöhnt jener. Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist's mit deiner Scheinheiligkeit am End! Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzte den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eignen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort.

daß er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört hat, schießen wild hernieder bis zur Aussteigethür und schweben in trächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes hinab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeneinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffnen Glends so viel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.



Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen; wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andre. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairsche Haus gebracht hatte, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die ersten; die andern erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem

Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Waghalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je seiner Natur nach die höchste Eigenschaft eines vollkommenen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sanct Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sanct Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem

Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorne Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr theile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwiege, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht hatte, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterläden, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frauen und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildete Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll; dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierhergezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düstrier Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Thüre

doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Sarg zurecht. Und nun bewegt sich schwankend, flatternd. Obenauf blizt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und sagt, was man jetzt der Erde übergiebt, hat ehrlich zwischen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber schwemmen mit süßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, niemand, den sie daran hindern können, soll Schieferdecker werden. Es ist gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Brettern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über dem schlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin geübt haben; sie graben den Toten wiederum aus den nassen Totenblumen heraus, womit sie seine menschliche Blöße bedeckt haben. Seinetwegen wäre der Hammer über ihm voll dunkeln Rosts der Schande, Apollonius ist's, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob ers um ihn verdient hat? Das will keine sagen. Könnte sie der Tote hören vor den Brettern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verzeihen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieser an ihm gethan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt hat, das sich Vorwürfe macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte be-

dauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechtes schlagen die Klageweiber in Eheftifterinnen um. Und wahrlich! Sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines, das besser zusammenpaßte, das seiner gegenseitig so wert wäre, wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da ist er ja! Da ist er ja! Klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Gefellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun wars umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau getragen hätte. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel, oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Gefellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer sagte, er werde den Freund wiedersehen? Er werde ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in Lambach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen mit einander. Fritz Nettenmair kann dem Gefellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell dem ehemaligen Herrn, daß er

unter dem Seilschnitt verunglückt ist, den dieser gemacht hat. Der Geistliche, der Frik Nettenmair die Grabrede hält — denn Frik Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind —, weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Frik Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andre Dinge hatten Frik Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andre diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt, und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergesslichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschrift worden. Man sollte meinen, die düstre Wolke über dem Hause mit den grünen Fensterläden müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den ältern Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert hatte, und das Leben darin müßte sich nun so heiter gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Wittib oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergebrückten Köpfschen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergebrückt hatte. Die junge Wittib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tage mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? Liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken dritter darauf bringen, fiel es ihr auch nicht selbst ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nahe? Die Kinder

fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten, als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderm zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die Ernstern und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es eben deshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es war ihr in dieser Beziehung, wie in allen, Bedürfnis, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? Wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Lüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur

Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eignen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eignen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hilflosigkeit ihn gelehrt hatte, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines ältern Sohnes gewaltsamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst, und es bedarf von seiten des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es, die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das sicherste und gewinnvollste auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will, oder besondere Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein, und so überwunden,

daß neben Wunsch und Vorteil des Baugewerks auch Handwerksehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu brauchts offne, klare Augen von raschem Überblick. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in dem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, die er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn, unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphierte; Lust, ihn zu händigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte, würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas andres, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung; und der gab sich dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte, stellte er nicht selbst dann erst seine Hilflosigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein

blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hintennach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorschlag Apollonius; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Nothwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er ohne zu wollen dem alten Herrn auflegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte, und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den grünen Böden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händeringend darin umher. So oft es zwei schlug in der Nacht, stand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.



Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt so viel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte sich einen frühern Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig mußte. Seine Wahl erwies sich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe seinen Kräften doch zu viel vertraut. Der jungen Wittib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube: doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Thüren und Wände mit allem, was sie hatte, und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Blässe seines Angesichts, die jedesmal größer geworden schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Blässe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber sie suchte seine Nähe nicht; ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegengesetzte wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens

über die Furcht, die ihr bei seinem Sichzurückziehn am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt hatte wie in einen Heiligenschrein, hatte sie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war, nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders wenn er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleichern Gesichte haften sah; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht; wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständnis abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! hätte er sie weinen gehört, gehört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann errötete sie und flüchtete ihr Erröten vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute sie ihre Sorge an. Ist's ein Wunder, sagte der eifrig; wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsieht? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er ist tot, und von den Toten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder: am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den —, und wenn seine Witwe dabei ist —, ich hab ihn nie besonders leiden können, und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die

Gesundheit denkt! Der alte Bauherr hielt der jungen Wittib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, wolle er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach, sein Möglichstes zu thun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Übel, gegen das alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit siße, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte sich deshalb den Arzt verboten. Er hatte wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Theile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarozerpflanze bestellt, die an Apollonius innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblicke, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod gestürzt war, hatten die Glocken unter ihnen zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit fand, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm schon aufgefallen,

wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jezt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicken sah, und der feste Turm unter ihm sich zu schaukeln begann, erschraf er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischster Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heut aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sanct Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sanct Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder, schaukelte wieder der Turm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Türme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sanct Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzusetzen und den Zierat festzunageln vergessen. Die Blüthe war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht ist, und kein Gras wächst, kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab,

das sich nicht schließt, eh es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern seine vernachlässigte Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Rot der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte sie schließen. Oder den Gesellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert hat, der Schwindel, der dort wohnt, und stürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen hatte, führte er ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern; das spann sich alles mechanisch ab; er war trotz seines Kampfs nur mit halber Seele dabei; die andre Hälfte hatte ihr Leben für sich, immer schwebte sie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmbach und brütete, welches kommende Unheil es sei, das er fertig gehämmert habe jenen Morgen. Seine Seele träumte den sündhaften Traum wieder durch, kämpfte den schrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fiel ihm ein, ob's nicht möglich gewesen wäre, den Wahnsinnigen zu retten. Dann suchte er ängstlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten gewesen wäre, und schreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus seinen Fugen gezerrt. Aber auch in seinem Brüten zeigte sich noch der Gegensatz zu seines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbstsucht, die schlimme Anlage; in Apollonius überspannte sich, was Gutes in ihm war: seine Gewissenhaftigkeit, seine Anhänglichkeit und sein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht seine Schuld ab von sich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld

des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre von den wilden verbotnen Wünschen; hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. — Auch im äußern Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstsüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eignen Zustande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahe standen, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er that es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eignes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte wie sie, und daß seine Wünsche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vormurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz, schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo seine Verbüßung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, sie werde vorübergehn. Aber auch da trat

er Christen nicht näher, so sehr sein Herz ihn zog. Er blieb gegen sie wie damals, wo er den Knaben zwischen sie und sich gestellt hatte. Die kleinste Annäherung sah er nach seiner Weise für eine Bindung an, und dachte er sich die Heirat entschieden, so lastete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbestimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er seinen Zustand erträglich. Er, der sonst ein unklares Verhältniß nicht ertragen konnte! Darin aber war er sich noch völlig gleich, daß er in seiner Vorstellung eine mögliche Schuld nur immer als die seine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umständen heilig und rein.

Dem alten Herrn war in seinem äußern Ehrbegriff ein Zusammenleben wie Apollonius und Christianens ohne kirchliche Weihe ein schweres Ärgerniß. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Vaters der jungen, schönen Wittib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter sein. Nach seiner Weise sprach er ein Machtwort. Er bestimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen sollte die Verlobung, drei Wochen später die Hochzeit sein.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden begann wieder schwül und schwüler zu werden; die neuen Wolken, die unsichtbar darum heraufgezogen waren, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten sich entladen hatten. Die junge Wittib durfte nun eine Braut scheinen. Sie that, wonach man sie neckend gefragt hatte; sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte saß sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an diesen Thränen. Sie sah des geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum sein, daß die

Heirat die Schuld davon trug. Je blasser und hin-
fälliger er wurde, desto milder und achtungsvoller
wurde sein Benehmen gegen sie. Ja, es war etwas
darin, das wie schmerzliches Mitleid und unausge-
sproche Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung
aus sah, deren er sich gegen sie schuldig wußte. Sie
wußte nicht, was sie davon denken sollte; nur, daß sie
nichts denken durfte, was des Bildes, das sie von ihm
in ihrer Seele trug, unwürdig gewesen wäre. In seiner
Gegenwart war sie still wie er. Sie sah sein stummes,
schmerzliches Brüten; aber erst, wenn sie allein war,
und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie den Mut,
ihn zu bitten. Stundenlang bat sie dann wie ein
Kind: er soll ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie
will es mit ihm tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den
Druck dunkeln Schuldgefühls, der sich an den Gedanken
der Heirat knüpfte, zu schwächen vermocht, wenn er
unentschieden den Entschluß in unbestimmte Ferne hin-
auswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen,
jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die
vorübergehn werde. Nun der alte Herr sein Macht-
wort gesprochen, war ihm jenes Mittel genommen.
Das Ziel war bestimmt; mit jedem Tage, mit jeder
Stunde trat es ihm näher. Er mußte sich entscheiden.
Er konnte nicht. Die Entzweiung seines Innern
klaste immer weiter auf. Wollte er dem Glück ent-
sagen, dann wick das Gespenst der Schuld, aber das
Glück streckte immer verlockendere Arme nach ihm aus.
Es nahm seine Ehre zum Bündner. Der Vater ent-
fernte ihn dann; wie sollte er sein Wort halten? Wo
war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme
nahm? Der Vater wollte es; sie liebt ihn und hat
ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen, ja
sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, eh sie ihm
geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn,

rosig unter der braunen, krausen Locke, die sich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und so soll er sie halten dürfen, vormurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umfängen, durch alle Bilder stillen, sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauer wieder an. So wars schon in seinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um sie und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja, wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war tot, und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eifiger Reif über seine Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sanct Georg. Immer fiebrischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet,

die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterfalte stärker ein, fror die Masse im Holz, so warf sich die Verschalung und verletzete die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des innern und äußern Sauberkeitsbedürfnisses flossen in einander. Immer unwiderstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht; das gährende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gerichte rief: er, der das Grab schließen mußte, eh das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackre Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden und blick ihm nach. Nur der alte Herr in seiner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmsten drohte. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. — Kein Mensch siehts dem rothigen Hause an, wie schwül es einmal darin war.



Es war in der Nacht vor dem angefügten Verlobungstage. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt Elmsfeuer von den Turmspitzen nach den blizenden Sternen am Himmel züngeln sehen. Trotz der trocknen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigne Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verständigern lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiednerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Widerschein den weißen Glanz. Sie und da dehnte sich der feste Umriß der dunkeln Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höhern Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Läden; in den Fenstern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen,

bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sanct Georg und Sanct Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Mutigern meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerreich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehn. Aber so oft sie hinaussahen: die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken, da nicht ein leiser Lusthauch auf den Flügeln war? Und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug zwölf vom Sanct Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, bröhnende Summen, das so lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeisend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andre Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Läden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahstehenden Mauern hindurch; pfliff wütend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug flatschend wieder zusammen in Einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die ver-

rosteten Wetterhähne und Fahnen und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach auf's andre, segte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fenster-
rizen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter vorausfah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats und Bezirksgewitter-
nachtwachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rath-
hause gesandt, um da seine, des Ratschieferdecker-
meisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sanct Georg, der andre zu Sanct Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathhausturme schlug es ein. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sanct Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiß wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn über-

dröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That gesättigten Kraft.

Das hat eingeschlagen, sagte einer. Apollonius dachte: Wenn es in den Turm schläge von Sanct Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf, und es schläge zwei und — Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilsegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und Donner. Es hat eingeschlagen, schrie es draußen auf der Straße. Es hat in den Turm von Sanct Georg geschlagen. Fort nach Sanct Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sanct Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sanct Georg! Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: Wo ist der Nettemmair? Kann einer helfen, ist's der Nettemmair! Jo! Feuerjo! Auf Sanct Georg! Der Nettemmair! Wo ist der Nettemmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sanct Georg!

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken, als seither. Wo ist der Nettemmair? rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röthe über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. Bleib ich, sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte, so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder. Der Bauherr war betroffen. Das Bleib ich des jungen Mannes klang wie: Ich werde bleiben. Eine Ahnung kam dem Freunde, hier sei etwas, das mit dem Seelenleiden Apollonius zusammenhänge. Aber der Ausdruck seines Gesichts hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängstlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wahre Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm stand. Das war

ganz die ruhige, bescheidne Entschlossenheit wieder, die ihn beim ersten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. Wenn er so bliebe! dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über sein Gesicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht habe und ihm noch mehr Schmerz habe machen wollen. Er sagte mit seinem alten Lächeln: Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiedersehen! Der schnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Saint Georg, unter dem Geschrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner sagte der Bauherr immer vor sich hin: Entweder sehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er ist gesund, wenn ich ihn wiedersehe! Er legte sich nicht Rechenschaft ab, wie er zu dieser Überzeugung kam. Hätte er's auch sonst gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Saint Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes wieder in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war. Er übersann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Lächer lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall

durch Leitern verbunden. Zum erstenmale seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sanct Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung ließ an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Eben so oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eignen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen und warf sie mit seinem Schnee-geriesel, das in dem Schein der Blitze wie glühender

Funkenregen an ihnen herniederstäubte, als wollte er sie büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß. Und wie die Menschen bald erschienen bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbraust und überrollt.

Da rief einer, sich selbst tröstend: Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts! Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlage könnte noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunsch, der Schlag möchte nicht ein kalter gewesen sein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte sich schon getröstet und rächte sich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele sahen vor Angst und Kälte zitternd mit den geblendeten Augen stumpf in die Höhe und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könnte, ja betreffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie sie im Brande schmelzen und als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andre klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünstige, und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andre: und wäre welches vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, schindelgedeckte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgend

eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blick ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrthums. Es war wunderbar, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: Wo? Wo? Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

Wo hat es hingeschlagen? fragte Apollonius, der eben daher kam. In die Seite nach Brambach zu, antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälke, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmlüthen herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turme. Apollonius stand erst wie

betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachlufe, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehn geblieben. Heraus! rief ihnen Apollonius zu. Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrthür! Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend; Aber der Dampf! Nur schnell! entgegnete Apollonius. Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist! Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug so schnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefassten Thätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthüre war schmal: durch die verständige Anordnung Apollonius fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius nach der Thüre stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferbedergefelle, um über dessen Schulter, so oft es nötig wäre, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andre betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror.

Andre waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mittheilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hereinpiffte, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und abpolterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergebliehen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Thür kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Thür gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. Noch ist zu retten, rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochnen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauchs, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den obern Teil um den Leib. Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt! Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt bog er sich aus der Ausfahrthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Thür anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Rüste reißen und — nur zu möglich wars, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu statten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte

es nicht, den Hafen zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und vom Dache herabrollend in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklimmte; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen, und er müßte herauf — eine Reihe dunkler, tödtlicher Fiebergebilde hatte sich daran geschlossen —; jetzt war alles geschehen, wie er sichs vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andre Stelle des Turmdachs, schwindellos stand er auf der Leiter, und nur Ein frisches tapferes Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies sich nun sogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Wasser, das die Lücke wochenlang geschluckt hatte, und das nun im Holze gefroren war, ließ die Flamme nicht so schnell überhand nehmen, als ohne dies Hinderniß geschehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter fressen konnten. Hatten sie sich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und diese den durch Frost gefeierten Raum unter der Lücke überschritten, dann mußte der Brand bald riesig über

die Turmspitze hinauſswachſen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er ſah, noch war zu retten, und er brauchte die Kraft, die ihm dieſer Gedanke gab. Die Leiter ſchaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, ſie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachballen locker war — aber er mußte, das konnte nicht ſein —, dieſe Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte ſie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nah an einem der Befefigungspunkte; aber das andre Ende des Guirlandenſtücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befeſtigen vergeſſen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt hatte. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte ſich ſein neugewonnener Lebensmut bewähren, und er that's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die ſchwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt ſich feſt daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersproſſe; die Füße folgten; er ſtand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen ſchon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und ſie rollten ſich ſchmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgeſtreift in die Tiefe. Nun überſah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; ſeine Zuverſicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und

die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpfen zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er stand, und er stürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fiebrischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umguckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in Einer ungeheuern Flamme auf, und nun schlug es zwei unter ihm, die Glockentöne heulten vom Sturm gezerzt hinaus in den Aufruhr, und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte seine Pflicht gethan, wo tausende sie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufatmen durften, an das Glend, das verhütet, an

das Glück, das erhalten war. Und er fühlte selbst nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Diese Nacht hatte ja auch ihm die Luft wieder gebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er sich jetzt wieder an das Wort, das er sich gegeben. Menschen wie Apollonius ist's der höchste Segen einer braven That, daß sie sich gestärkt fühlen zu neuem braven Thun. —

Die Menge unten schrie noch immer: Wo? Wo? und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. Gott sei Dank! es war wieder kalt! rief eine Stimme. Nein! Nein! dasmal brennts! Erbarme dich Gott! entgegneten andre. Scharfe Augen sahen, wenn zuweilen zwischen den Blizen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lohten, wenn sie sich fanden, zuckend in eine größere Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sie hin und her; zuweilen schienen sie zu verlöschen, dann züngelten sie noch höher auf als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachstum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. Jetzt Hilfe, und es ist noch zu verlöschen! Und wieder klang angstvoll der Ruf: Nettenmair! Wo ist Nettenmair? durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: Er ist auf dem Turm. Alle Gemüther fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meisten kannten ihn nicht, selbst die meisten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, schrieen am lautesten. In Augenblicken allgemeiner Hilflosigkeit klammert sich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil schiebt damit die Anforderungen des Gewissens zu eignem Mühen, zu eignem Wagnis von sich; und diese sind,

die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan habe. Die andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. Was soll er? rief einer. — Helfen! Retten! andre. — Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner! — Der Nettenmair gewiß! — Im tiefften Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wird's nicht wagen! Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür sich öffnete und die herausgehaltne Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend, als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklimm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien, und wie eine Glocke mit ihm schaukelte in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagniß, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch! Wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eignen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über

dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch wars nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigne über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigne war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eignen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst, da erst erstickte der Jubel: Zu, braver Junge! in dem Angststruf: Er ist verloren! Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: Nun danket alle Gott! Als der alte Mann an die Zeile kam: der uns behütet hat, da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hatte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwellen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Kinder sangen mit, die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet worden war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer?

Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann? Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sanct Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann, er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun imstande sei. Bei solchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, sei der Mensch ein anderer; hintennach erstaune er selber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle sich alles. Ihn — den Zimmermeister — sollte es nicht wundern, schliesse Nettenmair nach der gehaltenen Anstrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute schienen bereit, so lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach seinem Erwachen zu sehen. Unterdes hatte ein angesehenener Mann auf dem nahen Marktplatz eine Geldsammlung begonnen. Geld lohne freilich solch ein Thun nicht, als der Brave heute bewiesen; aber man könne ihm wenigstens zeigen, man wisse, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen widerklang, liefen sogar anerkannte Geizhälse hastig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß sie es eine Stunde später reuen würde. Wenige von den Wohlhabendern schlossen sich aus; die Ärmern steuerten alle bei. Der Sammler erstaunte selbst über den reichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die

Ausfahrthüre geschlossen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehn. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerstube hinunterbringen müssen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrorenen Kleider ausziehen, und dann wie eine Mutter an seines Lieblings Bett geseffen. Apollonius konnte nicht schlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er sprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Wasser fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu sich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Apollonius versicherte, er finde sich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzustehn. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte sich vorhin unter der Decke ausgezogen, und so zog er sich wieder an. Der Bauherr lehrte sich ab von ihm und lachte durch das Fenster Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius Schamhaftigkeit oder überhaupt aus Freude an seinem Lieblinge. Er hatte oft bereut, daß er Junggeselle geblieben war; jetzt freute es ihn fast. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen so braven, als ein Vater nur wünschen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht; die verlegne Bescheidenheit dem begeisterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber stand ihm so schön an, als sein mutig entschlossnes Wesen in der Gefahr. Wer

ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, fedäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner That. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eignen Reiz, und die verlegne Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er gethan, gewann; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die That nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.



Wir überspringen im Geiste drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unsrer Erzählung beschäftigten. Wir ließen ihn in der Laube seines Gärtchens. Die Glockentöne von Sanct Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterläden herein. Dort sitzt er jeden Sonntag um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es bald dreißig Jahre her, aber es giebt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stöcke für die Stadt gethan hat in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützen-

haus, erhebt sich aus freundlichem Gärtchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht, erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören, die wackre That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben hatte als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht hatten, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer —, oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr seinen Nissen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, so dachte er an das todte Ninnchen. Sein Gedächtniß war so gewissenhaft, als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderbarlich zugegangen sein, fand sich in den Taschen des blauen Rockes nicht irgend etwas sorglich in reines Papier gewickeltes, das er herausnehmen konnte, sich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte sich erst freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Gestalt etwas so Ernstes und Feierliches, daß das Kind vor Respekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über saß Herr Nettenmair über seinen Büchern und Briefen oder beaufsichtigte im Schuppen das Ab

und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, punkt sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andre Viertelstunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem ersten Viertelschlage von ein und sieben Uhr klinkte er die Statethüre wieder hinter sich zu. Am Sonntag ist's anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Turmdache von Sanct Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er abliest vom Turmdache von Sanct Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Statet und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden hinüberlauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern freimacht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltellose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch, und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet hatte. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester.“ Sie verstand, was er meinte. Schon daimals sah sie zu dem Manne hinauf mit der Ergebung, ja Andacht, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mittheilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehn. Apollonius Herzen wurde es schwerer, als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu blieb er der Mann,

sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen. Erfuhr dieser das wahre Verhältniß der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden habe. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder habe durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eignen Ehrgefühls bei dem Vater voraus, und der Alte sah in der Weigerung des Sohnes und in dessen Beweise, nur er könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, nur den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen, der Vater war in seinen Augen nichts mehr, als ein hilfloser alter blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den sie beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trohenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geistige Überanstrengung an dem Tage vor dem Tode seines ältern Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vor-

zumerfen, indem er beftändig fein griminiges Bedauern ausſprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrſchſüchtigen Vater, der nichts mehr ſei und nichts mehr könne, ſich ſo viel gefallen laſſen müſſe. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes; der Alte glaubte nicht an ſeine Aufrichtigkeit. Dabei konnte er ſich in ſeiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachſenden Ehre und des ſteigenden Wohlſtandes ſeines Hauſes freuen; wenn er ſich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius ſeithier im Pachte gehabt hatte. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er ſich gegeben, ſo reich zu erfüllen, als er konnte; und in dieſem war ja auch der Vater mit eingekloſſen. Das Gedeihen ſeines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn ſeine ganze innere Geſchichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu ſeinem Tode mit ganzer Seele an ihm hing, blieb ſein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem ſich Apollonius, ohne ſeiner Natur ungetreu werden zu müſſen, enger anſchließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte ſich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erſt für eine ſehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden ſieghaft aus, das geiſtig in dem Entſchluffe jener Nacht ſeinen rettenden Abſchluß gefunden hatte. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab ſich auf mannigfache Weiſe rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren ſeine Pfleger. Diejenige, die Natur durch

Liebe und Dankespflicht zur sorglichstn Pfliegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah zu sein, als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Atem den Schritt des feinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht, ohne es zu wissen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaster, kein Überschlag, den nicht sie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt hatte. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt, als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie austrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Läden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigner Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Rinn und Busen; dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen hatte.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigne Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen

sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Essen, wie sonst, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen waren. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen. Der alte Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend vom Turmdach von Sanct Georg abliest. Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Nefse wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sanct Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterläden, sondern in das große Haus daneben. Das rosigte ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Nefse

geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Vetzters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterläden. Der alte Herr hat schon lange das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt hat, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andre — und es ist nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergiebt er den Nefsen; das Zurückbehaltne fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles giebt, Eines wird sie behalten; das Eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig, als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmüßchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmbach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmüßchen singt es, die Rosen duften

es, daß leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sanct Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, daß der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eignen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verlege nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!



Inhaltsverzeichnis

Einleitung 3

Des Dichters Vermächtnis

Der Ostermorgen	11
Der Mensch und das Leben	12
Reines Herz	14
Zu stille Liebe	15
Des Kranken Ungebuld	15
Todesahnung	19
Der Kranke	21

Jugendlieder

Alte Liebe	25
Liebe	26
Der Unzufriedene	27
Hüttchen im Odenwald	29
Lied an den Mond	30
Röllner, Sünder	32
Drei Mägdlein	32
Der Städterin Wunsch	33
Bescheid	35
Frühlingstrunkenheit	35
Klage	37
Alternative	38
Der Besuch	39
Winterlieder	40
Wiegenlied	42
Aus dem Märchen „Libuffa“	44
Bescheid	46
Des Herzens Winterschlaf	47

Vermischte Gedichte

Berknirschung	51
Tod im Verufe	52

Frühlingsahnung	52
Abendopfer	53
Liebesruf	53
Des Knaben Lied	54
Stimmen der Mahnung	55
Liebesahnung	57
Das Volkslied	58
Das Lied	59
Avancer	60
An Urania	62
Der junge Dichter	63
Bögleins Auferstehung	68
Des Knaben Abenteuer	69
Rosen, Lilien	71
Die Wiedertekehr	71
Unbelauschte Schönheit	73
Margareta	73
Der wandernde Musitant	74
Aus dem Bruchstück „Octavian“	77
Verschiedenes	80
Eduard Devrient ins Album	82

Guslieder

Beim Landschaftern	85
Blauer Himmel, kühne Felsenhänge	86
Jepo hab ich dich, Natur	86
Bist dus?	87
Sie denkt	87
Herz im Wege	88
So reich!	88
Du und ich	89
Es windet zwischen Hügeln	90
Des Mädchens Lied	91

Es steht in stiller dunkler	
Nacht	93
Schmachtend kränkt sich das	
Laub	94
Langer Sommerregen	94
Durch den Grund	95

Politische Gedichte

Guter Rat	99
An manche neuere Dichter .	99
Deutschlands Einheit	100
Der Schütze in Leipzig . . .	100
O Deutschland	102
Völkerfrühling	102
1848	104

Balladen und Romanzen

Julius und Hannchen	109
Der Verurtheilte	112
Das zerbrochene Herz	113
Treu Rätchen	115
Die Kindesmörderin	116
Falscher Liebe Lohn	118

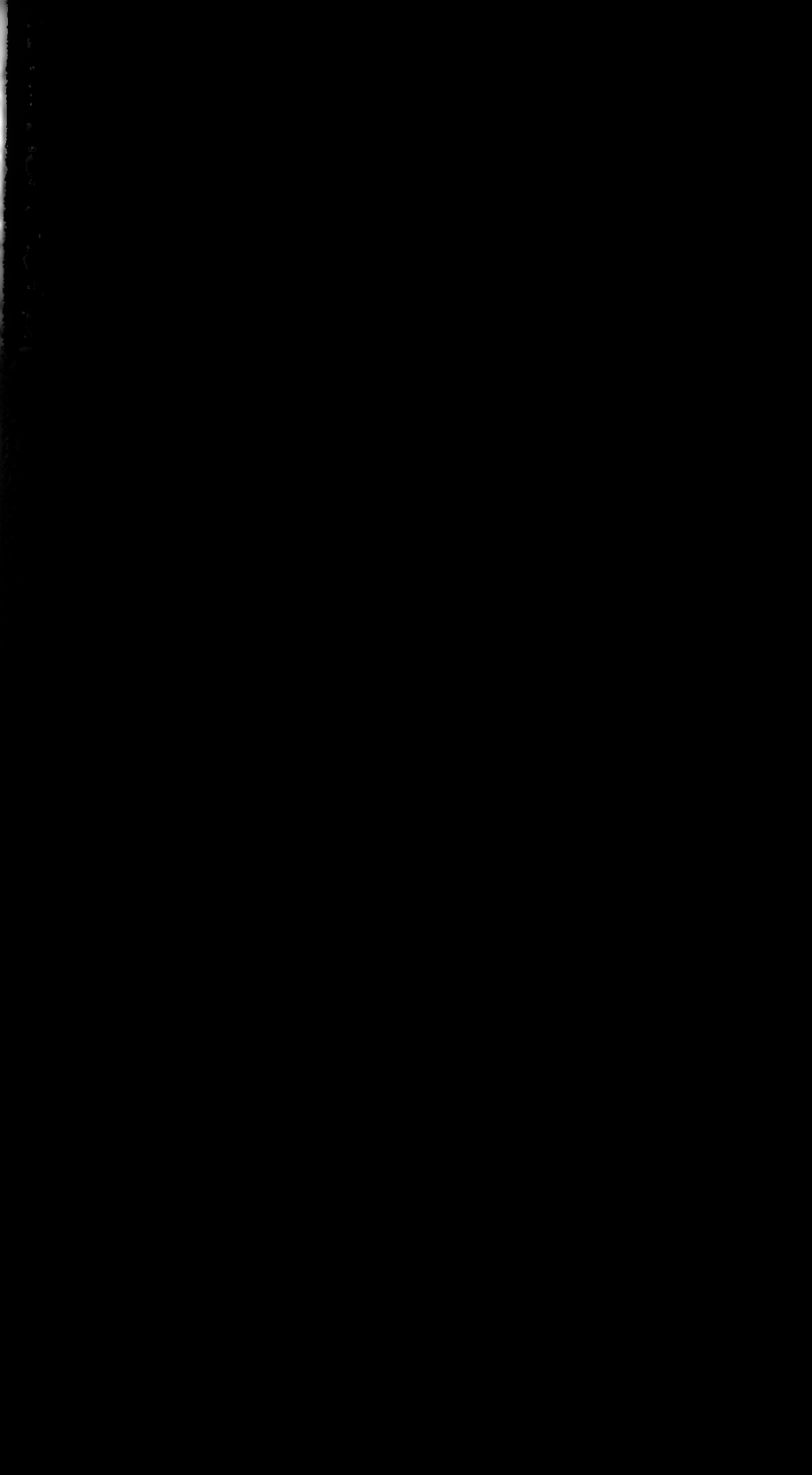
Die Abrebe	118
Der böse Fleck	120
Das Lied von der Bernauerin	122
Treu Friedrich	125
Der Venusberg	128

Zwischen Himmel und Erde

Einleitung	135
Zwischen Himmel und Erde	141

Biographie

Heimat und Herkunft	3
Anabentage	25
Der Autobiograph	47
In Leipzig	91
Heimkehr	128
Leipzig und Dresden	148
Der Einsiedler von Garzebach	
und Meissen	174
Otto Ludwig aus Eisleben . .	215
Glückliche Jahre	249
Leiden und Scheiden	291



UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class

Book

Volume

834L96

I1291

2

Je 05-10M

Return this book on or before the
Latest Date stamped below. A
charge is made on all overdue
books.

U. of I. Library

MAY - 8 '37

MAY 22 '37

MAR 26 '38

AUG 17 1949

MAY - 9 1955

NOV - 9 1955

REMOTE STORAGE


1955-6




REMOTE STORAGE.

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Zweiter Band



Schrift (Jubiläums-*Fraktur*) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Carl Marquart,
Papier von Ferd. Hlisch, Einband von Julius Hager
in Leipzig



REMOTE STORAGE

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

..—

Zweiter Band

Die Heiterethei und ihr Widerspiel
Novellen



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Herausgegeben von
Adolf Stern

RECENT STORAGE

Inhalt

des zweiten Bandes

Die Geiterethei	1
Aus dem Regen in die Traufe	303
Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen	395
Aus einem alten Schulmeisterleben	477
Maria	539



Die Geiterethei





Einleitung

Die Erzählung „Die Heiterethei“ wurde, nach ältern Entwürfen, im Sommer des Jahres 1854 in Dresden geschrieben und erschien zuerst im Sommer 1855 im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung.“ Erst nach der Veröffentlichung der spätern Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ wurde „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“ (das Widerspiel, die Erzählung „Aus dem Regen in die Traufe,“ war alsbald nach der Haupterzählung selbst vollendet worden) als erster Band einer geplanten Erzählungsfolge „Thüringer Naturen“ (Frankfurt am Main, Meidingers Verlag, 1857) veröffentlicht. Schon bei ihrem Erscheinen in der „Kölnischen Zeitung“ rief die humoristische Erzählung das Entzücken solcher Leser hervor, die die Unmittelbarkeit und Lebensfülle, die seelische Tiefe inmitten der realistischen und behaglich breiten Ausmalung thüringischen Kleinlebens zu erblicken und zu würdigen verstanden. Die Erkenntnis des Wertes beider leicht miteinander verbundenen Erzählungen ward allseitiger und steigerte sich, als das Buch vorlag und die falschen Ansprüche, die an eine in Fortsetzungen erscheinende Erzählung so leicht gestellt werden, von selbst in Wegfall kamen. Wie sehr Ludwig namentlich die „Heiterethei“ als ein Ganzes empfunden hatte und ansah, gab er in einem nicht datierten, aber jedenfalls in das Jahr 1856 gehörigen Briefe an

Berthold Auerbach fand, der zwischen dem Abdruck im Feuilleton des rheinischen Weltblattes und dem Druck des Buches Verbesserungen im einzelnen vornehmen wollte, und dem der Dichter entgegnete: „Du schreibst von den sprachlichen Ausstellungen als einem Minimum, du denkst doch hoffentlich nicht an eine ins Innere des Dinges gehende Änderung? Es ist alles darin so verzahnt, daß, ohne Gewalt der Maschine zu thun, nichts, wenn auch mit an sich Besserem zu vertauschen ist. Diese Verzahnung ist aber das einzige Gute daran. Dazu kommt, daß ich selbst die Übersicht verloren, und bei Änderungen in solchem Falle die ursprünglichen Intentionen häufig durchschnitten werden, was man oft erst spät nach der Umarbeitung (wenn, was uns dazu getrieben, das Interesse verloren hat und uns das übrige nicht mehr verdunkelt) mit Schrecken gewahr wird.“ Und da er anderseits das Bewußtsein hatte, daß den heitern aus dem Heimatboden erwachsenen Erzählungen ein energischer und den Leser mit ergreifender Zug innewohne — was er mit dem Bilde ausdrückte: „Wenn man Überschuhe und Burnus im Frühjahr ablegt, so ist's, als wäre man so leicht geworden, daß man Mühe anwenden müsse, um nur auf der Erde zu bleiben, und man läuft unwillkürlich wie ein Schneider, weil man noch nicht gewohnt ist, weniger Kraft anzuwenden, und die gewohnte Kraftanstrengung bei verringertem Gewichte ein schnelleres Fortkommen bewirkt, als man vorhat. So ging mirs, als ich mich einmal aus dem dramaturgischen Joch losschnallte, das weit schwerer als Burnus und Überschuh ist“ — so hegte er selbst ein fröhliches Zutrauen zur Wirkung des Buches.

Noch entschiedner, als bei „Zwischen Himmel und Erde,“ bemächtigte sich die Erklärungslust und mythenbildende Kraft von Ludwigs Heimatsgenossen der „Thüringer Naturen“ und wußte alle Gestalten, Abenteuer

und Züge der Erzählung oder vielmehr beider Erzählungen auf unmittelbare Erlebnisse des Dichters zurückzuführen. Dies gab Ludwig Veranlassung, bei Übersendung des Buches an seinen alten Freund Ambrunn in Gissfeld sich über diese Neigung und die Gewalt, die dem Dichter damit angethan war, einmal ausführlicher auszusprechen. Am 9. September 1858 schrieb er: „Du hättest das Büchlein schon lange, aber erstlich mußte ich selbst auf meine Freieremplare lange warten, dann fürchtete ich, die Gissfelder möchten mehr hineinlegen, als darin steht, wie es schon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorspiel zum alten Frik „Die Schlacht von Torgau“ geschah, wo man Anstoß nahm, daß der alte Feldwebel das Wort „meinetwegen“ als eine Angewöhnung öfter vorbrachte, als wenn auf der Welt niemand solch ein Wort oder auch das Wort „meinetwegen“ selbst bei jeder Gelegenheit im Munde führen könnte, als der alte Wirt in Gissfeld, unsers Freundes Martines Schwiegervater. Nun sind besonders in der Heiterethei manche Gissfelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, zum Beispiel „die Städel, die Zehnt, die Herrenmühle“ vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach solchen Kleinigkeiten suchen mochte, und daß ich einen kleinstädtischen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erst mühsam erfinden wollte, und ich nahm den Gissfelder, weil er der einzige ist, den ich kenne. Auf gleiche Weise sind sonst noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht selbst nicht wußte, daß sie aus meinen Gissfelder Erinnerungen stammten. Nun ist es Menschenart, wenn man einmal solche Züge findet, die man kennt, man noch mehr zu finden glaubt und mancherlei findet, weil man es sucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Das kann so weit getrieben werden, daß man in erdichteten Figuren gewisse bekannte Menschen porträtirt zu finden meint, weil ja doch am Ende

jede poetische Figur mit wirklichen Menschen Ähnlichkeit haben muß. — — Wer sich die Lage von Lutzenbach genau vorstellt, wird wohl finden, daß sie nicht die Lage von Giesfeld ist; wer Salsfeld, Hildburghausen und Schalkau und andre Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Lutzenbach finden. Lutzenbach ist ein Typus einer kleinen Ökonomiestadt, wie es auch hier welche giebt, zum Beispiel Wilsdruff nahe bei Dresden. Die Gestalt der Heiterethei ist mein eigen, wenn auch der Name und die Anekdote mit dem Schufarren Giesfelder Tradition ist. Das Häuschen der Heiterethei stand in Salsfeld, zur Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa so unterhalb des Gerhardschloßchens, wie im Buche das Häuschen der Heiterethei unter der Gringel steht. Dies Salsfelder Häuschen aber wurde von einer Weibsperson bewohnt, die den Spitznamen „Mepp“ und sonst durchaus mit meiner Heiterethei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Person und damals schon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich selbst habe sie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden ist, der in Giesfeld nicht existiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur gesehen, wie sie an ihrem Tische saß und dem Spotte der Vorübergehenden trockte. Auch von den übrigen Personen ist keine ein Giesfelder Porträt, sie sind sämtlich typische Gestalten, von denen jede kleine Stadt, fast jedes Dorf individuelle Verwirklichungen aufweisen kann. Wenigen wird es an einer geldstolzen Baltineßin fehlen, einen Duckmäuser wie der Morzenschmied hat jeder Ort. Sollten falsche Deutungen in der von mir befürchteten Art auftauchen, so hast du wohl die Güte, den betreffenden Theil dieses Briefes zur Verständigung mitzuteilen. Daß das, was das Büchlein Anziehendes haben mag, nicht auf solchen Beziehungen beruht, ist daraus zu erkennen, daß es am

meisten Anklang in Österreich gefunden, wo meine Dichtungen und mein Name überhaupt am populärsten geworden sind; desgleichen in Rußland, Frankreich und England, wo es natürlich keinem Menschen einfallen kann, dabei an Eisfeld zu denken, sie denken eben an Figuren ihrer eignen Bekanntschaft dabei, und es ist kein Beweis gegen die Stärke eines Schriftstellers, wenn jeder meint, die poetische Gestalt sei das Spiegelbild eines Menschen, den er kennt. Wegen des Erbförsters und Weilers hatte ich hier auch viel auszustehen gehabt; jeder, der das Stück gelesen, wollte das Original dieser beiden poetischen Gestalten kennen, und ich sollte alle alten Jäger in Sachsen geschildert haben, während ich keinen davon nur vom Hörensagen kannte. Das ist eben das Wahre in der poetischen Produktion, was jeder kennt und mit seinen eignen Augen gesehen hat, und Wahrheit ging mir von je über alle Schönheit.“





Auch zum Gründer Markt, Dorle?

Noch e bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebts schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht.

Was das für ein Gastigthun ist! sagte die Wirtin, vor deren Thür dieses Gespräch stattfand. Man sollt meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewest, und nicht das langsamst; aber Zeit zum Aemholen hab ich mir alleweil noch gegönnt.

Ihr seid auch ein Mädle gewest? fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt hätte, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinaufgereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen, oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: Nichts für ungut, Frau Dotin. Habs nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub.

Du bist ein Spitzbub das ganze Jahr, sagte die Wirtin. Kann sein, daß was da ist für den Herrn Faktor! Und sie hintzte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren hinab, und verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf fragte er: Aber was willst du dir nur holen damit?

Einen Mann, lachte der Schmied.

Einen Schmied, entgegnete das Mädchen ernsthaft. Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heint nicht in jedem Wirtshaus einfahren sollen.

Die Schneider nicht? fragte der Schneider fast neidisch.

Auch, sagte das Mädchen; nicht wegen der Wirtshäuser, nur daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst.

Du mußt den Holder-Fritz frein, hustete der Weber. Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch und zur Stadt hinaus.

Das kam zu spät, sagte das Mädchen ruhig. Bis dahin habt ihr ihn hinausgehustet.

Wo stellt ihr ein auf dem Markt, Annedorle? fragte der Schmied. Heimwärts führen wir uns.

Ihr werdet wohl einen brauchen, der euch führt, sagte das Mädchen; ich nicht.

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die

Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

Das glaub ich, sagte das Mädchen, und drum geh ich allein. Wenn ich wieder etwas an euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht darauf ankommen, so kriegt ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin.

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr alle nach.

Immer heiter, hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

Dafür heißt sie auch die Heiterethei, lachte die Wirtin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: Man sollt doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt, der auf ihn paßt. Da wüßts nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß, und man wüßt gleich, wenn man nur den Namen hört, wie der Mann beschaffen ist. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber.

Da sorgt ja, sagte der Schmied, daß ihr einmal eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Aparts an sich hat, dem brauchts nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut ohnehin noch einmal.

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter.

Sie nannte ihn nicht anders als den „Jung.“ Natürlich hieß er von Stund an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Teil gemessen hätte, auf dessen Ausdauer bei der Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel gesehen haben, den ein Verhältniß der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausschoß und dann hineindrohte: Respekt muß im Hause sein! dachten die Vorübergehenden dazu: Aber jetzt steht er vor der Thür.

Der Schneider achselzuckte ein stummes: Man kennt den Morzenschmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsig er thut.

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellnen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die Heiterethei. Aber sie könnte, sagte sie, eben so gut die Bravethei heißen, als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wennschon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiterethei sie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienst verschafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast, hat sie zu ihr gesagt, dann will ich wieder deine Schwester, und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang aber kommst du mir nicht wieder ins Häusle, daß du weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle ist.

Wolkengewölbe unter seiner eignen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer an einander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen Lehtern ist; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigne Achse gewirbelt weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Thür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutfrempe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis eine Flut ihn plötzlich davon führt, er weiß nicht wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passieren gemeint hat. So ist's im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verschiednes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Gehen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt,

dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitbülber zum Diebe zu werden! Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hilflosigkeit eben nur so viel Helle auszuströmen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größern auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leisern Rieseln zu trocken trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor, und er sah wohlgefällig, um wie viel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirtshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuheften oder sonst einen Streich zu spielen mußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengeheht, dann war es seine Lust, mit Hentergeschicklichkeit sie in die größte Angst hinein zu bedauern. Und höchst unlieb wäre es ihm gewesen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, sie klug zu machen. Die Schuster-Martineßin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit

einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigne hatten, daß ihre Anfälle begannen, so oft sie ihren Märtines die Treppe heraufsteuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er diese wieder hinabhustete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eignen Herdes verbitterte, wissen wir schon.

Diese drei Männer saßen zulezt noch fast ganz allein da, und ihr Gespräch war so ins Stocken geraten, daß sie, in sich versunken, selbst nicht wußten, wie sehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür sich vernehmen ließ, sie zu erwecken. Und diese Stimme klang so voll und tief aus der Brust heraus, daß die vorgesunkenen Köpfe fast erschrocken emporfuhren.

Da habt ihr euern Mann, Frau Dotin, sagte draußen die Heiterethei. Er ist der allerbest, raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn ihr ihn nicht mehr mögt, braucht ihr ihm nur den Kopf abzubeißen.

Dazu ist er gut, hörte man die Wirtin lachen; und darum krieg ich ihn. Wär er zum Heiraten gewesen, hätt ich ihn sicher nicht gekriegt.

Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil ihr noch immerfort so gern vom Heiraten sprecht.

Ja, antwortete die Wirtin, aber wie ich am liebsten geheiratet hätt, da hab ich am wenigsten davon gesprochen. So habens die Mädle und die Weiber, so lang die Welt steht.

Das sagt ihr. Jedes meint, wies ihm war, so muß dem andern auch sein.

Und ich denk, wies jeder meint, so wirds auch sein.

Aber es ist doch nicht so! Und wenns solche giebt, müßt ihr dann sprechen: Alle sind so? Sagt meinewegen: Es giebt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, dieß nicht allein ermachen können. Wers muß, da hab ich nichts dagegen, aber ich thäts nicht, und

wenn ich tausendmal müßt. Weil die Mädle heutzutage noch schwächer und einfältiger sind als die Mannsbilder selber.

Darum ist's nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Gescheiteres heiraten will, wen sollen denn die heiraten?

Meinethalb den Ruckuck von Langensalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Rärtchen Bier für euer Gerede.

Die Männer und die Mädle! Als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?

Ich bin ich. — Und ich frei einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller präsentiert, und er wär obenein ein Prinz. Und redt ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien ich allein, wenn ich schon ein arm Mädle bin. Ich bin stark genug, und bin klug genug, und ich brauch keinen, und so ist's, und nu ist's fertig!

Dabei war die Thür geöffnet worden, und das Mädchen mit rotem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute morgen ins Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, so wie der Druck aufhörte, einer desto dunklern Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein

immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint, daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jezt schien ihm der trohige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm so wild und scheu noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heran zu rutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft es nur eines Zurufes. Wenn sie dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen, als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Rater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hustete und sprudelte unterdessen: Ja, so stark wie die Weibslcut sind, und so klug wie die Weibslcut sind! Und doch, wo was ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß geärbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! Wenn sie den Stubenehren ein bißle mit dem Besen fiheln, daß der lachen möcht, und dreimal die Bodentreppen hinauf- laufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Nefte soll in den Topf!

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtnes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; eine Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Peiseatmen wurde ihm

hat, ist da außen ein Lehm, als sollt der Schloßthurm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu.

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Gelegenheit von selber, dem Übermuth eins zu versetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

Ja, sagte er, das Dorle will uns was weismachen, damit sie lachen kann, wenn wirs glauben.

Da hat sichs zu lachen, entgegnete die Heiterethei. Ich muß heim, und allein bring ich den Karren nicht heraus.

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto höher richtete sich der Schneider auf.

Ich denk, sagte der Schmied, und seine Augen kamen immer schiefer zu stehen, ich denk, das Dorle ist stark genug und ist klug genug und kanns allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie ja nicht mehr geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie alles allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie geladen hat.

Wenn das Wetter ausgehalten hätt, sagte die Heiterethei. Wer kann fürs Wetter?

Ja freilich! das Wetter, hustete der Weber triumphierend; das ist den Weibtleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! Wenn das Wetter nicht wär, da blieben alle verfütterten Säue gesund, da wär Obenhin der beste Jäter, und alles, was sie machen, das wär gut, und Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding sich selber machten, wie das Wetter, da käm keine darauf, daß sie nur ein Weibsbild ist.

Und ein ander Ding um einen Mann, flicke der Schneider dazwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten: So ein Ding, das da denkt, lieber

die Wein gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum steht schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann soll ihr Herr sein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegen ein Mann, das ist ein Mann.

Ja, sagte die Heiterethei, wenn ich mirs so hätt auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist.

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär nicht der Schneider dazwischen gefahren: Und wo er bleiben sollt nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt und würd noch ausgelacht dazu.

Der Schmied, der schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

Aber das Dorle, sagte er mitleidig, kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber —

Umsonst wird nichts! brach der Weber dazwischen. Abbitte muß sie thun! der Schneider.

Ja von wegen dem, fuhr der Schmied fort, was sie vorhin geredt hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern.

Ja, sagte die Heiterethei, und wenn ichs gethan hätt, müßt ich mir doch selber helfen und würd auch noch ausgelacht? Hernachen will ichs; aber vorher thu ichs nicht; das sag ich gleich.

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er

selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit Einem Ruck, und so der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalbm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal so in die Hände lief! Sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder heraus lassen.

Da diese aber, so viel ihr selber daran gelegen schien, die Männer sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verscholl unbeachtet.

Das eigne Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten, und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Versuche, sie zurück zu halten.

Außen hatte sich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachschauer auf sie warf.

Und wo ist denn nun das bißle Karren? fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen; denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davon zu kommen.

Arbet für einen Schneider, sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

Schmied oder Schneider, sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. Mann ist Mann; und wärs nicht um einer schwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär für meinen Vehrung zu gering.

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschahs doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren, so leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! Wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenigstens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der andern Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wütend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. Veragation! schrie er. Veragation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich geredt. Da ist was Extras aufgepaßt.

Die Heiterethei sagte: Ja, sechs Schneider.

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider vorangelassen. Bornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hin ein. Nun spuckte er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßte er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun tauchte er nieder, als gälts, den Kern der Erde zu stürmen; nun rannte er gegen den Karren wie ein wütender Elefant; nun - ja, nun lag er mit der

Nase auf der Last und mit den Knieen in der Prüge. Der Karren stak so fest als zuvor.

Ein himmelverbrenntes Donnerwetter! fluchte nun auch der Weber, indem er sich aufredte und den Schmutz von den Knieen abstrich. Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du hast noch was Aparts aufgepackt. Vexation ist's, Vexation!

Ja, freilich, sagte die Heiterethei, der ist veriert, der sich auf ein so starkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins seid.

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten sich die Arme und die Beine zurecht, der Schmied aber lachte so fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht ansehen durfte, wollte sie ernsthaft bleiben.

Das Mordmädle! dachte er. Ich könnt ihr ordentlich gut sein für den Spaß da, obgleich sie mir den Hauptjur verdorben hat, den über sie selber. Und geschenkt soll ihr das gewiß nicht sein. Dem Weber und dem Schneider geschieht's schon recht; warum sind sie solche Pfeffertuchenmännle! Aber ein End mach ich nun, sonst kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut.

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräsentant seines ganzen Geschlechts, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände spuckte er so beiläufig, als wärs nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem ersten vergeblichen Ansatze spuckte er in vollem Ernst. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von selbst aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bössartig; aber er hatte die Natur vieler sonst ganz guten Leute. Die gern jedermann zum besten haben, sind, wenn ein anderer das an ihnen versucht, gewöhnlich die empfindlichsten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber seine Schaderfreude von vorhin mit Zinsen zurückgaben.

Geben thut er sich, schrie er endlich, aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Hexe da solls gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem andern weismachen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt der Teufel selber sein, der einen Karrn vom Zainhammer bis daher führ so beladen wie den.

Ja wenn der Teufel kein Mannsbild wär, entgegnete die Heiterethei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. Aber er machts halt wie alle Mannsleut. Räsonnieren, was ein Mann für ein ander Tier ist, wie so 'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so nem armen schwachen Weibsbild den Karrn aus dem Schmutz thun — ja wenns halt mit der Zungen zu machen ging! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäs ist, sonst hätt ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morzenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch aufsitzen will, so einen bring ich just noch fort; er könnt auf dem Strick reiten da; aber es müßt geschwind gehn. Ich hab nicht mehr viel Zeit.

Sie sah nach dem Schneider um, als wärs mit dem Aufsitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karrn aus dem Schmutz.

Respekt muß im Hause sein! rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht ohne erst vorsichtig

herum zu blicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirthshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte sich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, stand nicht vom Regen her Wasser darauf. Sie kauerte, weil sie sonst kein Plätzchen sah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Fersen nieder und umschlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und je mehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davon getragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht gethan. Denn niemandem konnte wohler sein in seiner eignen Haut als der Heiterethei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Faser an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Atemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird für das Verständniß unsrer Erzählung nötig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von

Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmestag. Denn was Waren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Regel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches als an andern Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinker Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel“ Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten und Stugen.“ Andre raffelten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebfarren über die Straße nach dem Thor oder kehrten langsamer mit dem beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmern, wie die Heiterethen. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rotflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebfarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Schere und Säge hangen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiterethen zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch

einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offnes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank steht. Rings um diese liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildesten Unordnung durcheinander. Und kein Mensch dabei zu sehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo sie dergleichen sah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht stehn sehn, ohne es recht zu stellen, und wenn sie noch so gut wußte, wie schlechten Dank sie sich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ sie den Schiebkarren zur Erde nieder.

So was! sagte sie und schlug vor unwilliger Verwundrung mit den Händen auf die Schürze. Da läuft erst der Meister von der Arbeit, hernach die Gefellen und der Lehrer (Vehrling), wie die Säu vom Trog. Freilich! Sollen die Gefellen auf seinen Nutzen sehn, wenns der Meister selber nicht thut! Aus dem Holders-Frix wird halt sein Lebtag nichts Gescheits.

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider gewesen, am Holders-Frix erregte diese ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen sich Rede zu stehn. Aber es regte sich zugleich ein Etwas in ihr, was sie freilich gewiß für nichts andres hätte gehalten wissen mögen, als wofür sie selbst es hielt, für Ordnungsliebe. Dieses Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeständnis zum andern so lange fortzuschwaken, bis er endlich nichts mehr zuzugestehn hatte.

Ich werd nicht so dumm sein, entgegnete der Zorn dem Etwas, Ordnung zu machen, wo michs nichts angeht. — Aber über die Schnitzbank, sagte das Etwas, kann bei Nacht jemand fallen.

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: Aus dem andern mag werden, was da will! — Wenn ich nicht einmal darüber wär, die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Gückekestag. Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd. — Wenn mich nicht das Zeug dauern thät! — So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär und kehrt auch noch die Spän hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur wunder zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich selber einen zusammen bänd, eh sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär schad um den Holders-Fritz, wenns ihm nicht recht geschäh. Nunmehr müßt der einer sein. Warum heirat er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer, als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt, da könnt er noch einer werden. Ich wollts ihm schon gönnen; er ist doch nicht der allerschlimmst. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm, ich wollt ihm allerlei sagen. Ja, damit er Wunder dächt, was ich mit ihm haben wollt? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kanns zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethi mit einander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor freischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethi sah sich erschreckt um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig, und niemand zu sehen.

Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit Einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Reich, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.



Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zukommen hörte. Erst wars ihr unmöglich, mehr als: Der Frik, der Holders-Frik! ja der Holders-Frik! na der Holders-Frik! herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

Der Frankendorfer Wirt, schrie der Adams-Lieb, das ist auch einer, aber gegen den Holders-Frik ist er doch nix.

Wenn ich dran denk, lachte ein anderer, wie der Frik da leht in Windig wieder den Tanzboden rein hat gesagt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürst. Teigel, war das eine Lust!

Aber, jubelte ein dritter, wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und runter geworfen in den Steuereinnehmersgarten, und sechs Mann habens beinah nicht wieder rausgebracht!

Muß da gerade das Gewitter kommen, schrie der Adams-Lieb wieder, wie ich schon den Rock angezogen hab zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Frik auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt michs doch geärgert.

Mit deinm Gründer Markt! eiferte ein vierter; wo

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: Aus dem andern mag werden, was da will! — Wenn ich nicht einmal darüber wär, die Reisen sollten liegen wegen mir bis zum Gütelestag. — Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd. — Wenn mich nicht das Zeug dauern thät! — So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär und kehrt auch noch die Spän hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur wunder zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd dem Gefindel keinen Finger kosten, wenn sich selber einen zusammen bänd, eh sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär schad um den Holders-Friß, wenns ihm nicht recht geschäh. Nunmehr müßt der einer sein. Warum heirat er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer, als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt, da könnt er noch einer werden. Ich wollts ihm schon gönnen; er ist doch nicht der allerschlimmst. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm, ich wollt ihm allerlei sagen. Ja, damit er Wunder dächt, was ich mit ihm haben wollt? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kanns zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethei mit einander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor freischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei sah sich erschreckt um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig, und niemand zu sehen.

ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen als für einen ehrsamten Handwerksmeister.

Netzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

Dort kommt die Heiterethei, schrie er. Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh sie wieder heraus ist. Du, Frix, mußt ihren Schiebkarren aufhalten, sagte der Adams-Lieb. Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär!

Das kam dem Frix eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege, und der Frix stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

Ausweichen, dachte sie, thät ich nicht, wenn's auch möglich wär. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt oder zurückfahr ihretwegen. Ist mir nicht bang, er wird schon beiseit springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag ers haben! Warum läßt er mich nicht gehn!

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Frix an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei schob aus allen Kräften, der Holders-Frix stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Gile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladnen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie

eine Stahlflinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: Willst du was?

Der Jubel der Gesellen gab dem Frik seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

Hast du denn, was ich will?

Nein; denn was Gescheits ist's nicht, was du willst.

Freilich; eine Frau, und das ist nichts Gescheits.

Glaubs wohl, daß du eine Frau willst, aber daß dich eine will, schon lange nicht.

Und hättest mich selber gern, wenn ich dich nur möcht. Aber ich will eine andre, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum.

Nicht so weit, wo sie dich nicht kännten.

So brauchst mich nicht erst zu loben.

Ja doch und auch mich nicht auslachen zu lassen. Du bist der Einzig, der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter deinem Rücken, die dich loben, daß dus hörst. Frag nur die da. Und so ist's, und nu ist's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannst noch zu hören friegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist.

Ja, so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag mir's doch. Weil ich keine Frau hab, die mir predigt. Thu mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärst's halt doch zu gern.

Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hättest, du könntest vielleicht noch einer werden und ließt nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht ich? Dich?

Und wenn du einen Rock anhältst aus lauter Thalern, und an jedes Haar wär ein Dukaten gespießt, dich möcht ich nicht. Der ärmst Bettelmann wär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen. Und was bist denn du? Allen Gelschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärst. Aber ihr Gekelmann bist du, der Faren macht, wenn sie am Faden ziehn, wie sie wollen. Und denkst noch wunder, was du bist mit deinen Krägelen und deinen Bummelquasten da. Du denkst, den Herrenmüller sein Spiz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren, als Nix-tauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders=Frik, apport! Gieb mir dein Kappen, so gibst du sie; bezahl mir mein Bier, so bezahlt du; das ist ein starker Holders=Frik! so machst du größte Sprüng, wie der Spiz, wenns heißt: Das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst, wär das ein Unglück, wenns hieß: Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! Er ist der ordentlichst Mann und der tüchtigst Meister in der Stadt; wer was gescheit anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja das wär doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät, was sie sich schämten, wenn nies selber sollten thun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wies heißen wird: Allo faß, Holders=Frik! Mach du nur Augen, wie du willst, ich fürcht mich schon lang nicht vor denen ihrem Spiz. Und nun läste los! Ich habß wie mit Löffeln! Du weißt

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Dittes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt es vor jedem Büschchen wieder ein Stück umkehren. Man sieht, ihm ißt's nur darum, nicht zu schnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ißt's, wo am Zehntbach hin die herrlichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenseil vom Dreibrotläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubil das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Widerschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchturm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäuschen. Und zu hören ist nichts, als des alten Dittes Nachtwächterhorn und Stundenruf, und ein leises Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell, und wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und

näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebfarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. — Und, sagt die Heiterethei im Gehen vor sich hin, die Annemarie kanns nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechzehn Stunden nicht alles geschehn!

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebfarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

Schläfts? Ist alles gut gegangen? fragt das Mädchen.

Alles, nehmt aber das Strümpfle mit rein, Dorle, von den roten eins, draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hats auch gesagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg, sonst wächst's noch zu.

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebfarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt hatte, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen wäre; es seien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

Dachts wohl, sagte die Heiterethi, es hat nächstens wieder so gehust. Aber sonst ist's doch recht?

Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zahn wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andre schmeißt's immerfort zurück. Aber der Dittes hat schon Zehne getüt. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut Nacht, Bäs Dorle, schlaft wohl.

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirtsorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah' es eben deshalb so schön aus. Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an andern große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte seine Mängel nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Teile zusammen zu halten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Döösle! Und seine Mutter, die Schwester der Heiterethi, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Rachelofen hervor seine Kollegen im sinnenden Kopfe der Heiterethi. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten

daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen hat, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtineßin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, der hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausdehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemüthlichern Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandnen Gäste wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehrend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Valtineßin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen andern freilich spricht ihre Gebärde: Ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es giebt mehr solche, wo die Leut nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben.

Seit der Geschicht in der Schwane, begann der Schmied duchsfig wieder. Aber so sind die Leut. Sie sagen, er hätt euch raus geräumt. Am End ist's umgekehrt gewesen.

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. Ja, die Leut hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen.

Und ich meint, versetzte der Schmied, es müßt ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut sind tüchtige Glockenkнопel. Wer da seinen Kopf zur Glocken muß hergeben!

Ich hab ihn wollen abwehren, sagte der Adams-Lieb; da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewiesen. Das ist die ganz Sach.

Hab ich's doch gedacht! meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. Ja, die Leut! Da haben sie gesagt, ihr hättet an dem Frik geheßt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Frik wär so in der Rage gewesen, daß er hätt gemeint, ihr wärt auch Zimmerleut, und hätt nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär gewest. Und da hätt ihm das Alleinsein so gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.

Da seht ihr's doch gleich, sagte der Adams-Lieb überlegen. Wenn's so wär gewest, so will ich einmal annehmen, er thät uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich hab's nicht probiert. Es ist schon lang keine Ehr mehr gewest, mit dem zu gehn. Ich hab nur immer noch gedacht, ich wollt ihn zurecht bringen. Zulezt hab ich gesehn, es ist umsonst. Und jeder ist am End sich selber der Nächst. Haben die Leut doch schon angefangen zu

reden, als macht ich die Kügele, und der Holders-Fritz thät sie nur verschießen.

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. Ja, zitterte er, er läßt gar keinen zu sich, und wär ich nicht sein Lehrmeister gewesen — aber angekommen bin ich schlecht genug. Ich hab gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weiß mir und den Leuten nicht recht wär, wollt ers noch wilder treiben, und wir sollten die Händ über den Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh er über mich selber geraten ist. Mir ist's recht just gerade so vorgekommen, als wärs mit ihm nicht richtig.

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach haben.

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: Wenn ich nur sagen wollt!

Ihr wißt's, sagte der Schmied zu ihm.

Ich? meinte der Adams-Lieb wegwerfend. Was soll ich wissen? Ich weiß nix.

Die Baltineßin aber setzte sich ihm gegenüber. Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: So redt ihr. Aber wer am Gründonnerstag sechzig ist gewesen, der läßt sich nix vormachen. So redt ihr, aber hier sitz ich und sag: Ihr wißt's.

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie einer rückwärts wandelnden Schwarz-

wälder-Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte, und die lange, schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellten. Der kurze, spitz ausgeackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen ärmellosen blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gefirnse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Baltineffin in seinem notreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersähen, zugleich, ob die Co auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zusallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Baltineffin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht hatte, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie diese nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwies, griff sie zu einem andern, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und verfehte ihm mit ihrer wohlgenährten

Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert.

Er? sagte die Baltineffin und schwenkte unwillig die Haube. Er ist niemand. Ein Dieb, will der Meister Weber sagen.

Aber das nahm der Weber übel. Ich bin wohl einer, hustete er, der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet, erschreck ich nicht. Freilich hab ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch sehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mirs vorgekommen ist, als müßts der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgesehn, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten, und fort — ist er gewesen. Ich mein, er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt.

So hustete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Hm, hm, hm!

Die Baltineffin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: Obschon mein Vater ein Weber ist gewesen, hier sitz ich und sag: Das ist kurios!

Aber ich hab gedacht, meinte die Schmiedin, der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so müßt doch was sein, worauf er lauern thät.

Ja, sagte die Baltineffin, es ist finster, und der

Meister Weber hat nur gemeint, es könnte der Holders-Frik geweest sein.

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

Und er geht nicht aus? rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die vier Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigne Bewandtnis. Das erste Wort jedes Absages stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die andern ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tische hervorsprang, als wolle er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Seltersflasche. Sein Antlitz war von einer Röthe, der man eine Nachhilfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart theilte es in zwei fast gleiche Teile.

Er geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Baltineffin, aber das ist nicht wahr geredt.

Da die Baltineffin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

Man muß glauben, was ein Mensch sagt, entgegenete sie. Der Meister Schramm hier ist ein Luchsbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus.

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luchsbacher und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salsfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: Mi—i—i—it Vergunst von der Frau Baltineffin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Na—

allein bei ihm geblieben ist, wei— weil er ein Schurf ist seines Namens, uund das ka— ann man ihm nicht verdenken thun, von wueger er ist erst sechzehn gewesen. Dddder muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden verakkomodieren, von weger weil der Meister mit niemand reden will. Ddddda sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: Ththu ichs oder ththu ichs nicht? Ich ththus, und ehs herauskommt, ggeh ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor sich in die Schnnnitzbank gestochen wie ein Tyrann. Und wwie er den Lehrer hat gesehn, daß der ist in der Werkstatte ist gewesen, dda ist er erschrocken kääseweiß, ddaß dem Lehrer's hat gegruselt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunst von der Frau Baltineffin. Unnnd hernach hat sich der Mei—eister angezogen, ddber Lehrer hats durchs Schlüßelloch gesehn, aber nicht wie ein Ghchristenmensch, sondern wie ein italjänischer Banditer; so hhat er das Futter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es ist schschon dämmerig gewesen, aber er hat noch gewart, bis es ist Innacht worden, und hat dem Ulehrer erst nnnoch gute Nacht gesagt und geththan, als wenn er sich niederlegt, eh er ist ggegangen nach den Wweiden zu mit Vergunst von der Frau Vvaltineffin.

Nach den Weiden, zirpte das Heimchen, hm, hm, hm!

Die Baltineffin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Salsfelders auf ihren Knieen heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervor zu gehen, daß auch er den Holders-Fris in der Dämmerung lauernd getroffen.

Wo denn? fragte das Heimchen. Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?

Es war am Weidenweg, schnarrte der Uhrmacher.

Ja, wenn ich mich recht besinn, so ist mir die Heiterethei nicht lang zuvor den Weidenweg her begegnet geweest. Ich hab ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtineffin kanns glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.

Om, sagte die Valtineffin und schwang die Haube. Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo Sein Großvater selig wohnhaft ist geweest in Luckenbach.

Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen, entgegnete der Uhrmacher. Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.

So, auf dem — Schwarzwald, sagte die Valtineffin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen. Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander Fabian, und machen Mäusfallen.

Das ist mir nicht bekannt, sagte der Uhrmacher. Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.

Die ganz Welt? sagte die Valtineffin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist geweest, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher geweest, der Uhren hätt gemacht.

Die Gv lachte eben nicht ehrerbietig. Nun, so wird Sie mirs doch glauben, wenn ichs sag. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab ich selber gesehn.

Und die Heiterethei? schob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. Die ist erst vorbeigewest?

Nein, sagte die Gv. Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sies doch glauben, wenns eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich

hab doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie.

Ja, was das für ein Mordmädle ist, lachte die Baltineffin voll Mutterstolz, die Ev! Und ob schon mein Vater ein Weber ist gewest, mein Heerle selig ist Bürgermeister von Luckenbach gewest, und alle Leut haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.

Das war eigentlich der Nachsatz, zu dem jenes Ob schon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit; und sie rechnete darauf, daß der Hörer diesen in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, aus denen man eine Gestalt wie die Baltineffin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

Ja, sagte der Meister Schramm, in Luckenbach ist dafür auch die Frau Baltineffin der Hanswurst in der Komödie.

Der Meister hatte in diese Äußerung nichts Un-ehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es mußte jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Baltineffin nahm das Kompliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Luckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

Ihr wißt noch was, zirpte es, ihr, Adams-Lieb!

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Baltineffin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salsfelder, und da er meinte, in

den Augen der Ev ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

Es ist nix weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reicher Hohlweg begegnet. Ich hab ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebklarrn aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für einer ist. So ist's ihm noch nicht gesagt worden.

Ja, so ein gemeines Ding ist die, sagte die Ev.

Und, meinte der Schmied, da fabeln die Leut wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehegt, und sie hätt ihm auch gesagt, was ihr für einer wärt. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben.

Was die Leut sagen! erwiderte der Adams-Lieb großartig. Die Frau Baltineffin weiß, wie ich bin, und weiter frag ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schiebklarrn, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmer' mich nur um mich.

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: Hm! Und er war wohl sehr in der Wut auf die Heiterethei?

So hab ich ihn noch nicht gesehn gehabt, entgegnete der Adams-Lieb. Er hat nicht können sprechen und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust nach ihr geballt! Und von Stund an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist.

Hm! Hm hm! zirpte das Heimchen. Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Teil denken, wenn er auch nicht redt. Da will einer was thun, daß die Leut die Händ sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika, ehs raus kommt. Da sagt einer erst gut Nacht, als wollt er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg, und hat den Rock verkehrt

an, wie ein italjänischer Bandit, damit ihn niemand soll erkennen, und alle Leut sollen glauben, wenn was draußen passiert, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wut und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen boshaften Gedanken. Die göttlich Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passiert, hernachen denkt an mich!

Ja, sagte die Baltineffin und schlug auf ihre Kniee. Ey, gieb mir den Regenschirm und die Latern. Gh so was soll geschehn, da ist erst die Baltineffin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da soll nix geschont werden.

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Baltineffin dachte anders davon.

Sie sah ihn mit Mißbilligung an und sagte: In solchen Zeiten lernt man seine Leut kennen. Der Holders-Frik ist nicht der einzig, den das arm Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubilieren, hier sitz ich und sag: —

Und wer weiß, was die Baltineffin gesagt hätte, wär ihr nicht das Mordmädle, die Ey, in das Wort gefallen.

Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zanft? Die dächt wunder, was sie wär. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man

Aber was ist das nur mit euch? fragte die Heiterethei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: Ach, daß Gott erbarm! Drin sind sie. Sie sind drinne!

Wer denn? fragte die Heiterethei ungeduldig.

Ja, die Weiber!

Ja, die Schneiderin da vom —

Die? sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. Um die zieh ich meine Strümpf nicht an. Gott bewahr! Ich hab nicht gewußt, was ich sollt denken! Daß mir so was noch auf meine alten Tag passiert!

Wenn ihrs nicht sagen wollt, entgegnete die Heiterethei ungeduldig, werd ichs ja sehn, wers ist.

Die Annemarie aber hielt sie auf. Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirts-Baltinessin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Baltinessin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs Annedorle, die Ehr, die große Ehr!

Ja, lachte die Heiterethei, wenn die Baltinessin auch nicht die größte Frau im Städtle ist, die dickst ist sie gewiß!

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich gebärden sah. Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz Wochen verthan.

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken,

daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut selber? Daß Gott erbarm! Und wenns weiter niz war, das hätten sie mir könnt sagen.

Ja, aber was ist's denn?

Wenn ichs wüßt! Da ist die ein um die andre gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wärt. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär für euch und sonst für niemand.

Aber ihr werdt doch nicht! unterbrach sich die Annemarie selber. Wie ihr einen erschreckt! Ihr werdt doch nicht so hineingehn? Wart't, Annedorle, ich werf euch eure Strümpf zum Hinterfenster raus. Und hernachen wollt ich euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und redt immer, wie ihrs meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut, deshalb nennt mans auch die nackt Wahrheit. Und ihr redt auch immer so laut, da wollt ich —

Ja wenn ihr mir haufen schon die Geduld alle macht, sagte die Heiterethei ärgerlich, hernachen seid ihr selber schuld, wenn ich drin keine mehr hab. Zieht ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß sind rein; ich hab sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red, so red ich; ziern thu ich mich einmal nicht. Um die ganz Welt nicht, geschweig um drei alte Weiber. Und nun laßt mich nein.

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn ihr nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab euch gekannt, wie ihr noch wart wie das Piesle; nur

einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zulieb noch vor meinem End.

Vor dem Herrgott mach ich einen Neiger, lachte die Heiterethei, indem sie die Alte von sich abstreifte. Und eure drei großen Weiber sind noch lang kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spiz gesagt und hat den großen Bullenbeißer naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. Das ist einmal eine! sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinne waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Piesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Rennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: Einen guten Abend herein. Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär die Armut und ihr bißle Sach bloß, damit sie dran könnten sehn, wie reich sie sind.

Die Baltineffin aber setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: Was wahr ist, das muß man sagen; das Annedorle ist das ordentlichst und bravst von allen armen Mädlen in der Stadt.

Und da ist sie noch so lustig dabei, sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spänne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und sänge dazu. Und da ist sie noch

so lustig dabei, das Annedorle, als gäbs keine Weidenbüsch auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt. Wie das klein Kind auf selbem Bild, das lacht und in die Händle patscht; und der Bär hats schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Baltineßin.

Ja, sagte diese, aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz ich und sag, der Bär soll das Annedorle nicht heißen, so lang ich eine Zunge hab in meinem Hals.

Die Schmiedin sagte gerührt: Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern.

Die Heiterethei sah die Frauen eine nach der andern verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

Ja, es wär nicht halb recht, spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, es wär nicht halb recht, wenn mans so ruhig wollt mit ansehen. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!

Ich meint, sagte die Schmiedin, da auf dem Herd müßt sichs gut Kaffee kochen.

Und da auf dem Tischle, spann die Weberin, besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?

In mein Häusle kommt solch Zeug nicht, entgegnete die Heiterethei. Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn.

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurück zu nehmen, was die Heiterethei gesagt hatte.

Ja, sagte die Baltineßin, es redt sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt in den Gringel. Die solln mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple

und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein.

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Baltineffin. Daß die Baltineffin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem sie ging, dachte sie: Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so notwendig hin hab. Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

Na, sagte die Schmiedin, die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da ist's auf der Gottes Welt nir. Nicht die Rüh werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissens allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hört's den Rühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Bursch.

Ja, spann die Weberin, an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ist's noch nicht gewesen mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachsen ist. Wie wärs denn mit dem Annedorle? Das müßt eine Mäd geben!

Ja, sagte die Heiterethei, daß ich mir den ganzen Tag sollt lassen befehlen von einer Frau, wo nir versteht? Ich seh selber, was zu thun ist, und sagen laß ich mir nir. Ich hab auch so zu thun, und hernach bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr.

Die Baltineffin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: Wer am Gründonnerstag sechzig ist gewesen, der hat andre Zeiten erlebt. Mein Gv, das ist ein Mordmädle, was Urbeten besagt, aber es ist zu viel mit

den Sachen und Machen und wird noch alle Tag mehr. Ich sollt auch zu Haus sein, aber obschon mein Vater selig ein Weber ist geweest, hier siz ich und sag, woß meinen Nächsten gilt, da seh ich das Meinig nicht an.

Ja, so ist man einmal, spann die Weberin den Faden der Baltineffin fertig.

Und hernachen, schlug ihn die Baltineffin auf ihren Knieen platt, ist das Annedorle auch ein echt Lutzenbacher Kind.

Mein Mann, knüpfte die Schmiedin einen andern daran, der wird auch brummen.

Und meiner husten, spann die Weberin ihn fort.

Na, nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, wenn die Gevatter Weberin meinen hätt! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Tier wär, ich möcht sehn!

Na, wenn die Morzenschmiedin Klagen will! zerriß der Weberin der Faden. Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine franke Frau, eine sehr franke Frau, und doch wird kein Mensch einen Husten von mir hören. Ich hust in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt, was der für einer ist! Ich bin die elendst Frau in der Stadt!

Die Baltineffin aber sah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Baltines, da er noch lebte! Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen, sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär geweest; alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab

Ja, was er will? sagte die Heiterethei mit mutwilligem Ernst. Was er will, daß er da um das Häusle lauert? Frein will er mich, und ihr werdt's nicht hindern.

Über diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie that dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

Weiber, sagte sie; die ganz Nacht hab ich's in den Weiden hören rauschen.

Nu, meinte die Heiterethei, wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, so hat ers auf euch abgesehn, Bäs Annemarie. Gesteht's nur gutwillig ein. Denn weiter wohnt keine im Häusle da.

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Baltineßin versicherte, die Heiterethei sei ein Hauptmädle, beinah wie ihre Ev. Die Annemarie lachte mit, so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie einmal um das andremal die Hände und sah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Baltineßin war die erste, ders gelang, wieder in das „barmherzige Gethu“ hinein zu kommen.

Sie schlug auf ihre Kniee und sagte: Jedem, was ihm gehört, dem Ernst und dem Spaß; die Sach ist nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier sitz, so will ich auch meinen Fuß nicht weiter setzen, bis ich die Annedorle hab errettet.

Ja, laßt euch raten, Annedorle, sagte die Schmiedin. Geht beileib nicht bei Nacht aus euerm Häusle.

Und verschließt's auch bei Tag, spann die Weberin, so lang wir nicht bei euch sind.

Die Baltineßin schwang ihre Haube. Und wenn das Annedorle vernünftig ist, sag ich, hernachen geht sie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus.

Ja, ihr meint, lachte das Mädchen, verhungert ist

Aber nu muß ich doch heim, sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammen nahm. Die Schneiderin hörts sonst an meinen Röhren, daß ich nicht daheim bin.

Ja, schloß die Valtinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. Wir wollen das Unser thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl will ich lassen her besorgen, damit wir dem Himmel eine Seel erretten.

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

Lach Sie nicht, Dorle, lach Sie ja nicht, warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. Das dauert mich zu sehr.

Wenn ich nicht lachen soll, sagte die Heiterethei hinter den Gehenden her, weinen mag ich nicht! Und die ganz Geschichte ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Uebet, und bei Nacht verschließ ich mein Häusle ohne euch.

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen waren, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.



Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Balthinessin, Weberin und Morzénschmiedin. Die Heiterethei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Theil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr herein kamen, um sie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die sie bis jezt für hochmütig, ja für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim erstenmale gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehn, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbei zu gehn gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sichs auch nicht eingestehn wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch ein braves, aller Achtung und Hilfe würdiges „Tier“ die Heiterethei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Frij. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zulezt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

Und wenns auch wahr wär, das mit dem Holders-Fritz, sagte sie, daß er jetzt auf mich lauern thät! Wild ist er geweest, das will ich auch zugeben, aber außerdem sollt keiner was Unrechts von ihm sagen, und die Leut im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär geweest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirche mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolfenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut heraus geholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab nig mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist.

Ja, sagte dann die Schmiedin, das ist alles recht, aber der Herr Vicarès hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt, man soll nicht ansehen, was ein Mensch thut, sondern was seine Absicht dabei ist. Und die Absicht ist, warum man einen Menschen soll loben oder nicht.

Denn warum? fiel die Tischlerin ein, wie er die Kirch und die Menschen hat gerett, da ist's ihm auch nur darum geweest, daß er seine Stärk hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß ers aus Christenlieb thun, und was einer nicht aus Christenlieb thut, das ist Sünd, denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb will aus dem Wasser ziehn, da ist's besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon recht.

Ja aber, sagte die Tüncherin, man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob ers auch ist geweest, der die Kirch hat gerett. Wenn man alles wollt glauben, was die Leut reden, da müßt man einen Kopf dazu haben, so groß wie ein Och's.

Na, ich will nichts sagen, spann die Weberin mit beiden Händen. Aber wenn ich Zeit hätt, da wollt ich Geschichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der

Leiermühl war, wie die ist abgebrannt? Die Knechtsfrau war die alleremsigst, wo beim Löschen gewesen ist; der Amtmann selber hat sich gewundert; sie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er gesagt, und ihre ganzen Haar sind verbrennt gewesen, so hat sie sich gewagt, wo kein andrer hat das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrannt gehabt? Wer ist gewesen? Die Knechtsfrau selber ist gewesen. Und so, hat der Altkuarius hernach gesagt, so ist gewöhnlich, und drum passen die Herrn allemal auf, wer beim Löschen und Machen am eifrigsten ist.

Da ging den Frauen ein Licht auf so hell und schauerlich, als der Brand der Leiermühl selbst.

Ja, sagte die Lüncherin leise, ich wollt mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt selbmal hat abgebrannt.

Und wer den Wolkenbruch hat angestift, setzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruffensattlerin machte eine Gebärde, die hieß: Hab ich das nicht schon vor zehn Jahren gesagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?

Die Heiterethi aber hätte gelacht, wär nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle seinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holder-Fritz ein Schicksal.

Die Heiterethi war meist in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das störte die sorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag schon früh in das Häuschen. Die Baltineffin hatte für Stühle gesorgt; ihre Tassen trugen sie bei sich. Jeden Tag hatte eine andre Kaffee und Sahne zu beschaffen. Wenn man die Heiterethi nicht traf, so traf man andre Frauen. Redete man nicht von dem neuesten Überfallsversuche des wilden Holder, so redete man von andern Dingen; und der Fall soll in Luckenbach und manch anderswo

noch zum erstenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andre, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbusch. Wenn die Heiterethei abends vom Felde heim kam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beschwören, daß eine andre als die Heiterethei mürrisch geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selber wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eignen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

So ist's, zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor, -- wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläser. Wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernach hat er für nix anders mehr keinen Sinn. Sagen darf ers niemand, und weil er meint, die Leute sehen ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hinein kommen, weil er nix anders hat, womit er sich könnt eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffnen Gevatter oder so aus der Sach reden thät, da würd manchs nicht geschehn. Wißt ihr, was ich thät, wenn ich Ihr wär, Meister Sacher?

Nu?

Ich ging auf der Stell in die Gericht und zeigts an.

Ja, entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn ers ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut, daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb recht stehlen. Wenn ich die Sach zu machen hätt, da frägen sie nix, wenn ein Dieb stiehlt, allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisdor.

So werdt ihr doch in die Gericht gehn, Vetter Mathes? zirpte das Heimchen wieder. Es wär doch so schrecklich, wenns passieren sollt, und ihr hättets können verhindern und hättets nun auf euerm Gewissen!

Ich hab mit dem meinigen genug zu thun, entgegnete der Vetter Mathes trocken.

Aber ihr Leut, so wird doch einer von euch in die Gericht gehn? zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über dem Kopf zusammenschlug. Ihr müßt nur denken, wenns nicht an die Gericht wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß, wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird.

Als das Heimchen eine Zeit lang geschwiegen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht gehn kann keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

Nun? fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von sich that. Die Nacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtstuben, der Feldwebel oder der Korporal?

Laß duß nur die Baltineßin hören, entgegnete die Schmiedin, die würd dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd dir den Corporal eintränken, wie sichs gehört'.

Du müßtest einen guten Tambauer geben, Lene, du brauchst keine Trommelschlägel.

Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.

Nu, erzähl nur aus deiner Wachtstube was.

Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Rechts versehen thät, du legst gleich einen Baken in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebklarrn nicht veressen. Spott du nur, spott du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Ärger. Und dir zum Troß beschützen wir sie erst recht.

Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Frik aus. Aber Spaß beiseit. Ich denk schon lang nicht mehr so, wie ich da red. Du wirßt mir immer kaputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf.

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

Ja guck, sagte der Schmied, das kommt von deinem guten Gemüt.

Wenn ich sein Gethu kenn, so ist's doch sein Ernst, dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: Guck, Lene; versteh mich recht. Wenn dir's angst wär, daß der Heiterethei was sollt geschehn, das wär Neugier, und ich kümmer mich nicht drum. Aber dich plagts, daß duß nicht weißt, was das ist, das der Heiterethei könnt geschehn; guck, das ist chrisiliche Lieb zu deinem Nächsten, und

ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen als für einen ehrsamten Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

Dort kommt die Heiterethei, schrie er. Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh sie wieder heraus ist. Du, Frik, mußt ihren Schiebkarren aufhalten, sagte der Adams-Lieb. Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär!

Das kam dem Frik eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege, und der Frik stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, woraufß damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

Ausweichen, dachte sie, thät ich nicht, wennß auch möglich wär. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt oder zurückfahr ihretwegen. Ist mir nicht bang, er wird schon beiseit springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag ers haben! Warum läßt er mich nicht gehn!

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Frik an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei schob aus allen Kräften, der Holders-Frik stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladnen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie

Und wenn du einen Rock anhättst aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär ein Dufaten gespießt, dich möcht ich nicht. Der ärmst Bettelmann mär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar feinen. Und was bist denn du? Allen Gelschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärst. Aber ihr Gesselmann bist du, der Faren macht, wenn sie am Faden ziehn, wie sie wollen. Und denkst noch wunder, was du bist mit deinen Krägelen und deinen Bummelquasten da. Du denkst, den Herrenmüller sein Spiz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren, als Nix-tauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders-Frik, apport! Gieb mir dein Kappen, so giebst du sie; bezahl mir mein Bier, so bezahltst du; das ist ein starker Holders-Frik! so machst du größte Sprung, wie der Spiz, wenns heißt: Das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheits loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst, wär das ein Unglück, wenns hieß: Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! Er ist der ordentlichst Mann und der tüchtigst Meister in der Stadt; wer was gescheit anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja das wär doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät, was sie sich schämten, wenn sies selber sollten thun. Paß nur auf, wenn ich fort bin, wies heißen wird: Allo saß, Holders-Frik! Mach du nur Augen, wie du willst, ich fürcht mich schon lang nicht vor denen ihrem Spiz. Und nun läste los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Dittes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt es vor jedem Büschchen wieder ein Stück umkehren. Man sieht, ihm ist's nur darum, nicht zu schnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wirb's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ist's, wo am Behntbach hin die herrlichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenseil vom Dreibrotläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubil das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Widerschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchturm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäuschen. Und zu hören ist nichts, als des alten Dittes Nachtwächterhorn und Stundenruf, und ein leises Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell, und wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und

näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. — Und, sagt die Heiterethei im Gehen vor sich hin, die Annemarie kanns nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechzehn Stunden nicht alles geschehn!

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

Schläfts? Ist alles gut gegangen? fragt das Mädchen.

Alles, nehmt aber das Strümpfle mit rein, Dorle, von den roten eins, draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hats auch gesagt, es muß Stiefmütterleesthee krieg, sonst wächst's noch zu.

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt hatte, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen wäre; es seien wieder zwei vordere Backenzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

Nachts wohl, sagte die Heiterethei, es hat nächstens wieder so gehust. Aber sonst ist's doch recht?

Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zahn wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andre schmeißt's immerfort zurück. Aber der Dittes hat schon Zähne getüt. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut Nacht, Bäs Dorle, schläft wohl.

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirtsorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah' es eben deshalb so schön aus. Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an andern große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte seine Mängel nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Teile zusammen zu halten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! Und seine Mutter, die Schwester der Heiterethei, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille akkompagnierte unter dem Kachelofen hervor seine Kollegen im sinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten

vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Ginnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiterethei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straff aufrichtend strich sie die Schürze glatt und sagte: Wenns nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm giebt's genug am Bach, die Löcher zu verstopfen. Und wenns keinen mehr gäb! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig!



Der Gringel, an einem andern Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldnen Ring genannt, hatte ein andres Gesicht als das Häuschen der Heiterethei. In seine berben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft tief unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelswirts-Baltineffin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbner Ehegatte mit seinem Rufnamen Baltines geheissen.

Der Zufall, der die Baltineffin eben der Morzenschmiedin gegenüberfizen heisst, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Baltineffin macht den Eindruck eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin,

daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen hat, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtineffin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, der hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemüthlichern Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandnen Gäste wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung, an dem Getäfel lehrend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Valtineffin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen andern freilich spricht ihre Gebärde: Ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts=Baltineffin=Gv, ist bei weitem so leutselig nicht. Und sie verdienst es in ihrem Herzen der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht ihres Ansehens sein könnte und der Meinung der Gv nach sein sollte. Sie kommt selten in die Wirtsstube und wäre auch jetzt nicht da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams=Lieb, den wir schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugethan wäre, aber er ist's ihr, und ihr erscheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams=Lieb vom wilden Frik wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

Ihr seid ja auch die Tag bei ihm gewesen, sagte der Morzenschmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schramm.

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopfschütteln übrig behalten; das gab ihm ein Ansehen, als verwundre er sich über alles, selbst über sich und seine eignen Reden.

Ja, entgegnete der Meister in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern städtischen Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Unordners versah. Ja, aber einen dergleichen Menschen hab ich mein Lebtag nicht gesehn.

Ihr redt vom Holder? fragte der Adams=Lieb und that dabei so männlich, als ihm möglich war.

Euch sollt man eigentlich nach ihm fragen, meinte der Schmied. Ihr seid ja das ander Pferd am selben Wagen mit ihm.

Kann sein, lachte der Bursche, daß das einmal ist gewesen. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.

Ja, sagte der Schmied, ihr habt jetzt was auf den Holders=Frik. Er läßt euch nicht mehr in sein Haus.

Er läßt? that der Adams=Lieb höhnisch, aber höhnisch wie ein Mann. Ja, sie sind sauer, hat der

Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es giebt mehr solche, wo die Leut nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben.

Seit der Geschicht in der Schwane, begann der Schmied duchsfig wieder. Aber so sind die Leut. Sie sagen, er hätt euch raus geräumt. Am End isfs umgekehrt gewesen.

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. Ja, die Leut hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen.

Und ich meint, versetzte der Schmied, es müßt ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut sind tüchtige Glockenkнопel. Wer da seinen Kopf zur Glocken muß hergeben!

Ich hab ihn wollen abwehren, sagte der Adams-Lieb; da hat er auch über mich wollen kommen. Ich habß ihm aber gewiesen. Das ist die ganz Sach.

Hab ichs doch gedacht! meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. Ja, die Leut! Da haben sie gesagt, ihr hättet an dem Frik gehezt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Frik wär so in der Rage gewesen, daß er hätt gemeint, ihr wärt auch Zimmerleut, und hätt nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär gewest. Und da hätt ihm das Alleinsein so gefallen, und er hättß auch daheim eingeführt.

Da seht ihrs doch gleich, sagte der Adams-Lieb überlegen. Wennß so wär gewest, so will ich einmal annehmen, er thät uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich habß nicht probiert. Es ist schon lang keine Ehr mehr gewest, mit dem zu gehn. Ich hab nur immer noch gedacht, ich wollt ihn zurecht bringen. Zulezt hab ich gesehn, es ist umsonst. Und jeder ist am End sich selber der Nächst. Haben die Leut doch schon angefangen zu

reden, als macht ich die Kügele, und der Holders-Fritz thät sie nur verschießen.

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. Ja, zitterte er, er läßt gar keinen zu sich, und wär ich nicht sein Lehrmeister gewesen — aber angekommen bin ich schlecht genug. Ich hab gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weiß mir und den Leuten nicht recht wär, wollt ers noch wilder treiben, und wir sollten die Händ über den Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh er über mich selber geraten ist. Mir ist's recht just gerade so vorgekommen, als wärs mit ihm nicht richtig.

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heinchens ähnlich war. Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach haben.

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: Wenn ich nur sagen wollt!

Ihr wißt's, sagte der Schmied zu ihm.

Ich? meinte der Adams-Lieb wegwerfend. Was soll ich wissen? Ich weiß nix.

Die Baltineffin aber setzte sich ihm gegenüber. Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: So redt ihr. Aber wer am Gründonnerstag sechzig ist gewesen, der läßt sich nix vormachen. So redt ihr, aber hier sitz ich und sag: Ihr wißt's.

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie einer rückwärts wandelnden Schwarz-

wälder-Uhr, an der das Haubensfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte, und die lange, schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellten. Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen ärmellosen blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gefimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Baltineßin in seinem notreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersähen, zugleich, ob die Er auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Baltineßin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebelage ruht hatte, mit einer eigentümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie diese nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie mußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwies, griff sie zu einem andern, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten

Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert.

Er? sagte die Baltineßin und schwenkte unwillig die Haube. Er ist niemand. Ein Dieb, will der Meister Weber sagen.

Aber das nahm der Weber übel. Ich bin wohl einer, hustete er, der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet, erschreck ich nicht. Freilich hab ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nig an. Denn ein Dieb muß auch sehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mirs vorgekommen ist, als müßts der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgesehn, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten, und fort — ist er gewest. Ich mein, er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt.

So hustete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heinchchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Hm, hm, hm!

Die Baltineßin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: Obschon mein Vater ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: Das ist kurios!

Aber ich hab gedacht, meinte die Schmiedin, der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so müßt doch was sein, worauf er lauern thät.

Ja, sagte die Baltineßin, es ist finster, und der

Meister Weber hat nur gemeint, es könnte der Holders-Fritz gewesen sein.

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

Und er geht nicht aus? rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die vier Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihrem Reden eine eigne Bewandniß. Das erste Wort jedes Absatzes stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die andern ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tische hervorsprang, als wolle er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Seltersflasche. Sein Antlitz war von einer Röthe, der man eine Nachhilfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart theilte es in zwei fast gleiche Teile.

Er geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Baltineßin, aber das ist nicht wahr geredt.

Da die Baltineßin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

Man muß glauben, was ein Mensch sagt, entgegnete sie. Der Meister Schramm hier ist ein Luchsbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus.

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luchsbacher und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: Mi—i—i—i—i Vergunst von der Frau Baltineßin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Na—

—a—als ein solcher hab ich zwei Jahr lang bei dem Meister Holder gearbeitet, und zwar als einer, der weiter drin ist geweest als bloß in Ludenbach, wo nur ein kleines Nest ist im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeitet mit Vergunst von der Frau Baltineffin.

Ein Mensch will er sein und ein Büttnergefell? Ein Salfelder ist er, sagte die Baltineffin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharffsinnige Einteilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergefallen und Salfelder anzustauen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder zwar war anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. Ddbdd—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist geweest. Dddd—denn der Meister Holder ist auch auf mich zugekommen mit unvorsichtigen Griffen wie ein Rohalist, das er immer ist geweest. Mmmm—meister Holder, hab ich gesagt, ich bitt ihn inständig, sich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint, einen rechtschaffnen Menschen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er gesagt. Ziii—ich hätt ihm noch mehr gesagt, wäwär ich nicht zufällig schon draußen geweest. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgefell, ist von se—elber gegangen vor Zoorn über mich, daß der Mei—eister einen rechtlichen Kunstgefallen so behandelt hat. Dddenn denn es ist eine Kunst und kein Handwerk nicht; da—as Buch so—ostet mich sechzehn Groschen: Das Gg—ganze der Böttcherkunst mit Vergunst von der Frau Baltineffin.

Für diese war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden; sie strich sein Gedächtnis in Gestalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: Die Red ist davon, ob der Holders-Frik ausgeht oder nicht!

Ziffreilich geht er, sprudelte der Salfelder. Mmmüüßt mirs der Lehrer (Lehrling) nicht gesagt haben, wo ganz

allein bei ihm geblieben ist, wei— weil er ein Schurf ist seines Namens, uund das ka— ann man ihm nicht verdenken thun, von wueger er ist erst sechzehn geweest. Dddder muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden veraffomodieren, von weger weil der Meister mit niemand reden will. Ddddda sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: Ththu ichs oder ththu ichs nicht? Ich ththus, und ehs herauskommt, ggeh ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor sich in die Schnnnitzbank gestochen wie ein Tyrann. Und wwie er den Lehrer hat gesehen, daß der ist in der Werk— statt ist geweest, dda ist er erschrocken käfeweiß, dddas dem Lehrer's hat gegruselt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunst von der Frau Baltineffin. Unnd hernach hat sich der Mei—eister angezogen, ddber Lehrer hats durchs Schlüffelloch gesehen, aber nicht wie ein Ghchristenmensch, sondern wie ein italjänischer Banditer; so hhat er das Futter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es ist schschon dämmerig geweest, aber er hat noch gewart, bis es ist Annacht worden, und hat dem Ulehrer erst nnoch gute Nacht gesagt und geththan, als wenn er sich niederlegt, eh er ist gggegangen nach den Wweiden zu mit Vergunst von der Frau Vvaltineffin.

Nach den Weiden, zirpte das Heimchen, hm, hm, hm!

Die Baltineffin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Salfelders auf ihren Knieen heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervor zu gehen, daß auch er den Holders-Fris in der Dämmerung lauernd getroffen.

Wo denn? fragte das Heimchen. Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?

Es war am Weidenweg, schnarrte der Uhrmacher.

Ja, wenn ich mich recht besinn, so ist mir die Heiterethei nicht lang zuvor den Weidenweg her begegnet gewesen. Ich hab ihn ganz genau erkannt. Die Frau Baltineßin kanns glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.

Om, sagte die Baltineßin und schwang die Haube. Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo Sein Großvater selig wohnhaft ist gewesen in Luckenbach.

Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen, entgegnete der Uhrmacher. Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.

So, auf dem — Schwarzwald, sagte die Baltineßin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen. Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander Fabian, und machen Mäusfallen.

Das ist mir nicht bekannt, sagte der Uhrmacher. Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.

Die ganz Welt? sagte die Baltineßin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist gewesen, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher gewesen, der Uhren hätt gemacht.

Die Cv lachte eben nicht ehrerbietig. Nun, so wird Sie mirs doch glauben, wenn ichs sag. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab ich selber gesehn.

Und die Heiterethei? schob das Heimchen hinter dem Ofen hervor ein. Die ist erst vorbeigewest?

Nein, sagte die Cv. Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sies doch glauben, wenns eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich

hab doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr wie Sie.

Ja, was das für ein Mordmädle ist, lachte die Baltineßin voll Mutterstolz, die Gv! Und obßchon mein Vater ein Weber ist geweest, mein Heerle selig ist Burge-meister von Luckenbach geweest, und alle Leut haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.

Das war eigentlich der Nachsatz, zu dem jenes Obßchon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit; und sie rechnete darauf, daß der Hörer diesen in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, aus denen man eine Gestalt wie die Baltineßin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

Ja, sagte der Meister Schramm, in Luckenbach ist dafür auch die Frau Baltineßin der Hanswurst in der Komödie.

Der Meister hatte in diese Äußerung nichts Un-ehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es mußte jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Baltineßin nahm das Kompliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Lucken-bacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Friß lauere jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

Ihr wißt noch was, zirpte es, ihr, Adams-Lieb!

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Baltineßin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarz-wälder noch für einen Salsfelder, und da er meinte, in

den Augen der Ev ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

Es ist nir weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schieb-farrn aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für einer ist. So ist's ihm noch nicht gesagt worden.

Ja, so ein gemeines Ding ist die, sagte die Ev.

Und, meinte der Schmied, da fabeln die Leut wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei geheht, und sie hätt ihm auch gesagt, was ihr für einer wärt. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben.

Was die Leut sagen! erwiderte der Adams-Lieb großartig. Die Frau Baltineffin weiß, wie ich bin, und weiter frag ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schieb-farrn, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmer' mich nur um mich.

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: Hm! Und er war wohl sehr in der Mut auf die Heiterethei?

So hab ich ihn noch nicht gesehn gehabt, entgegnete der Adams-Lieb. Er hat nicht können sprechen und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust nach ihr geballt! Und von Stund an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist.

Hm! Hm hm! zirpte das Heimchen. Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Teil denken, wenn er auch nicht redt. Da will einer was thun, daß die Leut die Händ sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Mut in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's raus kommt. Da sagt einer erst gut Nacht, als wollt er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg, und hat den Rock verkehrt

an, wie ein italiänischer Bandit, damit ihn niemand soll erkennen, und alle Leut sollen glauben, wenn was draußen passiert, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wut und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen boshaften Gedanken. Die göttlich Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passiert, hernachen denkt an mich!

Ja, sagte die Baltineffin und schlug auf ihre Kniee. Ey, gieb mir den Regenschirm und die Latern. Gh so was soll geschehn, da ist erst die Baltineffin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da soll nix geschont werden.

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Baltineffin dachte anders davon.

Sie sah ihn mit Mißbilligung an und sagte: In solchen Zeiten lernt man seine Leut kennen. Der Holders-Fritz ist nicht der einzig, den das arm Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubilieren, hier sitz ich und sag: —

Und wer weiß, was die Baltineffin gesagt hätte, wär ihr nicht das Mordmädle, die Ey, in das Wort gefallen.

Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zankt? Die dächt wunder, was sie wär. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man

nicht mehr zu den Leuten. Der Dickes hat lang Zehn getüt. Laßt die, wofür sie gut ist, und ihr, bleibt, wo ihr hingehört!

Nu, besänftigte die Baltineffin, sei nur gut, du Mordmädle du. Heut ist's freilich zu spät. Aber morgen ist auch noch ein Tag, wo im Kalender steht.

Wenn Sie hingeht, sagte die Schmiedin noch zur Baltineffin, ich bin auch dabei.

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort gesagt. Hm, dachte er, als er sich erhob. Wenn das wild Ding in die Angst kommt, wird sie mich am End schon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg ich sie zu mir ohne den Supperdent.

Da tütete draußen der Dickes elf Uhr, und eine Viertelstunde darauf schließ der ganze Gringel.



Als die Heiterethei den Tag nach unserm Besuche im Gringel abends auf dem Heimwege war, erschraf sie über die Gile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

Ist was passiert? fragte sie die Alte. Das Liesle ist doch nicht krank?

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

Sie hats die ganz Zeit her schon mit den Zähnen gehabt, sagte die Heiterethei; sie hat doch nicht Krämpf gekriegt?

Jetzt bemerkte die Heiterethei erst, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

Aber was ist das nur mit euch? fragte die Heiterethei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: Ach, daß Gott erbarm! Drin sind sie. Sie sind drinne!

Wer denn? fragte die Heiterethei ungeduldig.

Ja, die Weiber!

Ja, die Schneiderin da vom —

Die? sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. Um die zieh ich meine Strümpf nicht an. Gott bewahr! Ich hab nicht gewußt, was ich sollt denken! Daß mir so was noch auf meine alten Tag passiert!

Wenn ihrs nicht sagen wollt, entgegnete die Heiterethei ungeduldig, werd ichs ja sehn, wers ist.

Die Annemarie aber hielt sie auf. Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirts-Baltineßin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Baltineßin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Väs Annedorle, die Ehr, die große Ehr!

Ja, lachte die Heiterethei, wenn die Baltineßin auch nicht die größte Frau im Städtle ist, die dickst ist sie gewiß!

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich gebärden sah. Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz Wochen verthan.

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken,

daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut selber? Daß Gott erbarm! Und wenns weiter nix war, das hätten sie mir könnt sagen.

Ja, aber was ist's denn?

Wenn ichs wüßt! Da ist die ein um die andre gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wärt. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär für euch und sonst für niemand.

Aber ihr werdt doch nicht! unterbrach sich die Annemarie selber. Wie ihr einen erschreckt! Ihr werdt doch nicht so hineingehn? Wart't, Annedorle, ich werf euch eure Strümpf zum Hinterfenster raus. Und hernachen wollt ich euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und redt immer, wie ihrs meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut, deshalb nennt mans auch die nackt Wahrheit. Und ihr redt auch immer so laut, da wollt ich —

Ja wenn ihr mir haufen schon die Geduld alle macht, sagte die Heiterethei ärgerlich, hernachen seid ihr selber schuld, wenn ich drin keine mehr hab. Zieht ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß sind rein; ich hab sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red, so red ich; ziern thu ich mich einmal nicht. Um die ganz Welt nicht, geschweig um drei alte Weiber. Und nun laßt mich nein.

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: So macht nur wen'gstens einen Reiger, wenn ihr nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab euch gekannt, wie ihr noch wart wie das Liesle; nur

einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zulieb noch vor meinem End.

Vor dem Herrgott mach ich einen Neiger, lachte die Heiterethei, indem sie die Alte von sich abstreifte. Und eure drei großen Weiber sind noch lang kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spiz gesagt und hat den großen Bullenbeißer naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. Das ist einmal eine! sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinne waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Diesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Rennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: Einen guten Abend herein. Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär die Armut und ihr bißle Sach bloß, damit sie dran könnten sehn, wie reich sie sind.

Die Balthinessin aber setzte sich auf den einzigen vorhandnen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: Was wahr ist, das muß man sagen; das Annedorle ist das ordentlichst und bravst von allen armen Mädlen in der Stadt.

Und da ist sie noch so lustig dabei, sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spanne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und sänge dazu. Und da ist sie noch

und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein.

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Baltineffin. Daß die Baltineffin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem sie ging, dachte sie: Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so notwendig hin hab. Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

Na, sagte die Schmiedin, die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da ist's auf der Gottes Welt nir. Nicht die Rüh werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissens allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hört's den Rühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben immer nur an die jungen Bursch.

Ja, spann die Weberin, an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ist's noch nicht gewest mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Rätterle herangewachsen ist. Wie wärs denn mit dem Annedorle? Das müßt eine Mäd geben!

Ja, sagte die Heiterethei, daß ich mir den ganzen Tag sollt lassen befehlen von einer Frau, wo nir versteht? Ich seh selber, was zu thun ist, und sagen laß ich mir nir. Ich hab auch so zu thun, und hernach bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr.

Die Baltineffin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: Wer am Gründonnerstag sechzig ist gewest, der hat andre Zeiten erlebt. Mein Gv, das ist ein Mordmäde, was Urbeten besagt, aber es ist zu viel mit

keine Klage über ihn gehabt. Ich müßts lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!

Das heißt, sagte die Schmiedin. Ich brauch meinen nicht zu loben. Sie sah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

Na, spann die Weberin, die Best kann froh sein, wenn sie so einen kriegt, wie meinen. Ich tausch mit keiner nicht.

Die Heiterethei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt, und das Liesle trieb Pöffen um sie herum. Der Heiterethei wars schon komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die elendeste, hernach die glücklichste sein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie war nicht halb so eilig zur Thür herein gerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Theil freilich dem Raffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehen ihrer Person zurück zu behalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Raffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich un- aufgesordert der Bereitung des Getränkes, und als die Balkineffin das fertige gekostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt hatte, da gab's den Rest des

auch gestorben, und wer tot ist, dem thut kein Mensch mehr was. Da habt ihr schon recht. Ich aber denk, es ist besser, es will mir einer was thun, und ich bleib am Leben und wehr mich. Und ich hab auch recht.

Wenn ich das Annedorle wär, sagte die Schmiedin, ich freit. Und ich weiß mehr als einen, der sie gern nähm.

Ja, spann die Weberin, ein ledig Weib ist einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran ist.

Damit hatte es die Weberin getroffen.

Kann sein, sagte die Heiterethei gereizt, daß andre Arzneigläser sind geweest, eh sie gefreit haben; ich bin keins und brauch keinen Zettel. Wenns so gefährlich ist, warum gehn denn die Arzneigläser herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und seinem Auslauern, das ist obendrein nur dummes Zeug.

Na, nichts für ungut, spann die Weberin. Wenn das Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger.

Und zu Nacht, fügte sie hinzu, ließ ich ihn nicht herein, wär ich das Dorle, er möcht Ursachen machen, was für er wollt.

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

Man weiß ja, sagte die Weberin, das Annedorle ist das bravst unter den armen Mädeln in der Stadt, und niemand weiß nix Unrechts an ihr. Ich hab mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt beleidigen. Deshalb hätt ich doch nicht Ürbet und alles lassen liegen und wär hierher gekommen mit samt meinem kranken Leib.

Aber nu muß ich doch heim, sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammen nahm. Die Schneiderin hörts sonst an meinen Röhren, daß ich nicht daheim bin.

Ja, schloß die Baltineßin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. Wir wollen das Unser thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein paar Stühl will ich lassen her besorgen, damit wir dem Himmel eine Seel erretten.

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

Lach Sie nicht, Dorle, lach Sie ja nicht, warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. Das dauert mich zu sehr.

Wenn ich nicht lachen soll, sagte die Heiterethei hinter den Gehenden her, weinen mag ich nicht! Und die ganz Geschicht ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Arbet, und bei Nacht verschließ ich mein Häusle ohne euch.

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen waren, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.



Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Valtineffin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiterethei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Theil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr herein kamen, um sie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die sie bis jezt für hochmütig, ja für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim erstenmale gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehn, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbei zu gehn gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sichs auch nicht eingestehn wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch ein braves, aller Achtung und Hilfe würdiges „Tier“ die Heiterethei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Friß. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zulezt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

noch zum erstenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andre, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräufelte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbusch. Wenn die Heiterethei abends vom Felde heim kam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beschwören, daß eine andre als die Heiterethei mürrisch geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selber wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eignen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

So ist's, zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor, -- wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr als zwei ungeheure Brillengläser. Wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernach hat er für nir anders mehr keinen Sinn. Sagen darf ers niemand, und weil er meint, die Leute sehens ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hinein kommen, weil er nir anders hat, womit er sich könnt eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffnen Gevatter oder so aus der Sach reden thät, da würd manchs nicht geschehn. Wißt ihr, was ich thät, wenn ich Ihr wär, Meister Sacher?

Nu?

Ich ging auf der Stell in die Gericht und zeigts an.

Ja, entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn ers ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut, daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb recht stehen. Wenn ich die Sach zu machen hätt, da fragen sie nix, wenn ein Dieb stiehlt, allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisdor.

So werdt ihr doch in die Gericht gehn, Wetter Mathes? zirpte das Heimchen wieder. Es wär doch so schrecklich, wenns passieren sollt, und ihr hättets können verhindern und hättets nun auf euerem Gewissen!

Ich hab mit dem meinigen genug zu thun, entgegnete der Wetter Mathes trocken.

Aber ihr Leut, so wird doch einer von euch in die Gericht gehn? zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über dem Kopf zusammenschlug. Ihr müßt nur denken, wenns nicht an die Gericht wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß, wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird.

Als das Heimchen eine Zeit lang geschwiegen hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Ackern reden und Sachen und Maken, aber in die Gericht gehn kann keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

Nun? fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von sich that. Die Wacht vorbei, Vene? Wer hat denn heut die Schur in der Wachtstuben, der Feldwebel oder der Korporal?

Laß duß nur die Baltineßin-hören, entgegnete die Schmiedin, die würd dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd dir den Korporal eintränken, wie sichs gehört'.

Du müßttest einen guten Tambauer geben, Vene, du brauchst keine Trommelschlägel.

Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich mager bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.

Nu, erzähl nur aus deiner Wachtstuben was.

Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Rechts versehen thät, du legst gleich einen Bagen in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarrn nicht vergessen. Spott du nur, spott du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Ärger. Und dir zum Trotz beschützen wir sie erst recht.

Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Frik aus. Aber Spaß beiseit. Ich denk schon lang nicht mehr so, wie ich da red. Du wirst mir immer kaputter, Vene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf.

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

Ja guck, sagte der Schmied, das kommt von deinem guten Gemüt.

Wenn ich sein Gethu kenn, so ist's doch sein Ernst, dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: Guck, Vene; versteh mich recht. Wenn dir's angst wär, daß der Heiterethi was sollt geschehn, das wär Neugier, und ich kümmert mich nicht drum. Aber dich plagts, daß duß nicht weißt, was das ist, das der Heiterethi könnt geschehn; guck, das ist chrisiliche Lieb zu deinem Nächsten, und

da will ich dem Frik einmal aufpassen und sehn, was ich kann rausbringen. Heut ist die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm an den Leinweg, da wirds finster. Wenns wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßt's wunderbarlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm.

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor Freude, daß er, wie sie sagte, so in ihr christlich Herz gesehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, sein Lieblingessen, für morgen mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

Wenn ers herausbrächt! sagte die Schmiedin hinter ihm drein. Das weiß die übergescheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles besser wissen will. Wenns nur was recht Schrecklichs wär, daß die einmal nix drüber wüßt! Ich gönne dem Annedorle nicht etwa was Schlimms, aber über das Schlimmste kann man sich leichter trösten, wenns einmal nicht zu ändern steht, wenn mans nur wenigstens weiß. Na, wenns zu machen ist, der Duckmäuser machts gewiß. Und er ist doch nicht so greulich, wie man manchmal denkt.

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhäufen lag, um sie anzuziehen.

So spät Feierabend, Annedorle? sagte der Schmied, indem er stehen blieb. Eure Bas hat da schönen Lein.

'S ist eben noch nicht spät, entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. Und der Lein könnt auch größer sein.

Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht aufslauert! So einsam findt ers nicht gleich wieder. Geht ihr mit den Ulrichssteg, so seid ihr nicht allein.

Kann sein, ich wär jenen Weg gegangen. Nu geh ich den andern. Grüß Gott.

Dabei ging sie singend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte schon wieder ein: Das Mordmädle! auf der Zunge. Aber — Hm! dachte er weiter, kann auch die Furcht sein, was aus dem Mädle singt.

Und das wär kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier bald dort, wie um den Hörer zu regieren, traf weit eher eine verwandte Saite im Gemüte des Schmiedes an, — zumal da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt, und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangnen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andre Dinge dafür hinein prattiziert.

Er geht immer dachsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Bissen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

Gut, meint er, daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schling, die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!

Immer duchsiger und gleichgiltiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

Nun müßt er ins Wasser springen, lachte er leise vor sich hin, sonst hab ich ihn. Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfefenräumer abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Frik. Und der Frik ist's wirklich, der erst Miene macht, ins Wasser zu springen, aber als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgiebt.

hm, sagte der Morzenschmied wie verwundert, bist du, Frik? Aber was machst du denn da? hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willst ein bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewesen, und in der Eil hast du beim Ausziehen die Ärmel mitgenommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt.

Der Angeredete brummte etwas, das für ein Ja, kann sein! gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegner, als eben er, und das war ihm um so lieber.

Ist's denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams-Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mir's doch gesagt? Ich hab gesagt: Das ist vernünftig von dem Frik. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannst dich immerfort in acht nehmen. Da am Feinweg ist mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädele, der hast du's recht angethan.

An dem Rauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man, der Frik machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Frik sagte in einem Tone,

der leicht klingen sollte: Die! wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Ungethan? Möcht auch wissen, wie!

Nu, entgegnete der Schmied lauernd, die ist ganz in dich verschamert.

Der Frik lachte ganz eigen. Einen andern als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: Die Heiterethei und verschamert! Du weißt nicht, was du redst, oder morgen ist der jüngst Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt.

Er schien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: Der Lauerer, der Morzenschmied ist's, der mit dir redt. Zu viel kann eben so leicht Verdacht erwecken, als zu wenig. Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, besonders einem so scharfen Ohr als dem des Morzenschmiedes, so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgiltiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: Hm! Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgiltige Ton besser als dem Holders-Frik: Ja, die Heiterethei und verschamieren! Ich mein, das Mädle ist ein verkleideter Jung. Aber — was ich sagen wollt von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär umgekehrt. Du wärst in die Heiterethei verschamert.

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heifere Lachen, das der Frik ausstieß.

Das ist die Wut, daß ich nix mehr von denen wissen will, lachte der, und der Schmied sagte: Freilich, das ist's, und das mein ich eben. Sie sagen, du

paßtest dem Mädle überall auf, um — deine Sach anzubringen. Aber sie möcht nix von dir wissen.

Oh der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Frik abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verriet dieses mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Frik, und sein Lachen klang immer gezwungner und wilder.

Aufpassen, lachte er, möcht wissen, wo! Weidenhaun geh ich; da siehst du die Barte. — Er schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: Darin sollen sie auch recht haben; nicht mit der Verschämierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein ich. Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Frik. Das that er öfter, während er fortfuhr: Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt lauern gesehn, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gennußt. Und guck, mir mußt du nix weiß wollen machen; was thust du denn jekt da im Busch, wo die Heiterethei vorbei wär gekommen, hätt sie dir nicht den Poffen gethan und wär den Weg bei der Herrenmühl gegangen? Ja, du willst's nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel.

Er rückte dem Frik vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorhin: Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht vom Gründer Markttag her weiß die ganz Stadt, und wie die Heiterethei von dir redt.

Ho, ho! sagte der Frik verbissen, vielleicht redt sie bald anders. Die Leut wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab.

Ja, und sie meinen, fuhr der Schmied fort, aus lauter Respekt vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier gehst und ein ordentlicher Kerl wärst geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Lapplesschneider: Respekt muß sein im Haus.

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Frik, als hätte er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

Guck, fuhr der Schmied fort, mir kannst du sagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum . . .

Der Frik hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: Kann sein, daß ich ihr auflaur, kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bindt man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber ich wollt immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab bestellt.

Ja, das, fragte der Schmied, wo unter die Jacken sollt zu verstecken gehn, wenn du ins Reishauen gehst, daß die Leut . . .

Ist's fertig? fragte der Frik dagegen, ihn heftig unterbrechend.

Om! sagte der Schmied erschrocken; aber du willst doch nicht — du hast doch nicht etwa . . .

Nix werd ich und nix hab ich, lachte der Frik, der sich besonnen hatte; aber dieses Lachen hatte einen eignen Klang. Ich brauch eben ein Beil. Warum soll ich nicht ein Beil brauchen wie andre Büttner auch? Was ich gesprochen hab da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätte und wär wütend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: Du paßt dem Mädele auf, daß du deine Sach anbringst, da wird keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es

einmal heißt wie bei dem Lapplesschneider: Respekt muß im Haus sein.

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. — —

So dachsig, dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Thür hereintreten sah, ist er noch nicht heimgekommen. Sonst dachst er wohl auch, aber aus Duckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Ofenwand hat gehängt, hat er noch nicht, so lang ich ihn hab. Und das Schlucksen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazu bringen.

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: 's ist nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf.

Seine Gebärden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein spezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er dachste schon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. Daß du immer die feinen Hemder zur Arbeit anziehst! Hast du denn den Fritz getroffen? Nu wart doch nur. Ein Brandfleck ist doch wohl nicht. Aber warum redst du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer sein. So wirst du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafraz! Heraus zu reiben gehts nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur ein Wörtle können sagen. Und es ist doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag nur wenigstens, willst du die Klöß morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just

wieder so zarte Schüßle. Das ist doch sonst dein Leibessen gewesen.

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: Ich muß dir sagen, Lene, ich wollt, ich wär derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen.

Wo hastn denn angetroffen? fragte die Schmiedin.

Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch.

Im Busch? schauderte die Schmiedin. Mitten drin im Busch?

Mitten drin.

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drin. Denn so viel Zeit verging, eh er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdes im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die andern Weiber um sie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig wäre. Der Korporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

Ja, guck, sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. Das hätt ich mir doch nicht vom Frik eingebildet.

Aber was denn?

Daß er das thun wird.

Was thun wird?

Daß! — Ja, guck, der thut dirß gewiß und wahr-

haftig noch. Dabei schlug er die Hände zusammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das sieht sie all die Weiber in der Wachtstube thun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

Der verdammt Schlucken! fährt endlich der Schmied fort. Ja, guck, er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er gesagt, das er unter der Jacken kann verstecken. Er hat das nicht so deutlich gesagt, wie ichs dir da erzähl, aber es ist gewiß und wahrhaftig; er ist wütend auf die Heiterethei. Ich dacht erst, die Sach wär anders, und hab meinen Spaß mit ihm wollen haben. Aber — na, vor so einem Spaß bedank ich mich. Er hat gesagt, die Heiterethei soll bald aufhören von ihm zu reden.

Die Schmiedin schlug die Hände über ihrem Kopf zusammen. Sie empfand zugleich, wie schrecklich das sei, und auch, wie sie sich ausnehmen wird dabei, wenn sie den entsezten Weibern erzählt.

Aber daß du mir nicht — sagte der Schmied aufstehend.

Die Schmiedin suchte währenddes im Eßschrank unter den Kaffeetrichtern und Tassen. Ist der Fenchelthee schon wieder alle?

In der Kammerthür wandte sich der Schmied noch einmal um. Daß du mir niemand davon sagst. Wenn was geschäh, und die Leut könnten sagen, wir hätten vorher gewußt . . .

Thee muß da sein für das Gottlieble. Das wär eine schöne Geschichte auf die Nacht! Und man hat keinen Menschen, wenn man sie braucht. Die Mäd hat sich in den Finger geschnitten, und die Gesellen kann man nicht von der Ruh abhalten jetzt in der

teuern Zeit. Was hilfts, ich muß schon selber in die Apotheken.

So kämen wir ins Teufels Küchen, hörst du?

Sag mir nur nix, entgegnete die Schmiedin fast erzürnt. Ich dächt, du kenntest mich doch.

Der Schmied verschwand mit einem bedeutsamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin setzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuse um die Schultern. Schon an der Stubenthür blieb sie noch einmal stehen. So glaub ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm, wie der Fritz selber. Die Mannsleut sind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen ist auf der Gaß gewesen. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilfts? Thee muß man im Hause haben, sagte sie draußen noch.



Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nicht versammelt gewesen; es fehlte niemand als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethi wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen war, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die

ers gewiß der Frau Bäs Baltineffin nicht zuleid gethan. Denn das müßt kein rechter Ludenbacher sein, der nicht allen Respekt hätt vor der Frau Bäs Baltineffin.

Die Baltineffin war schrecklich in gerechtem Zorn, aber sie ließ sich versöhnen, und so bekräftigte sie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältniß wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: Wenns der Frau Bäs Baltineffin nicht unrecht wär, so hätt ich auch geträumt; denn warum? Es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Baltineffin; man träumt eben, wie mans so ins Haus braucht. Die ganz Nacht ist mirs gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg; denn warum? Mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich so tief hab Atem geholt.

Da die Baltineffin sichs von der Tischlerin gefallen ließ, so hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und bedeutsam wie die Baltineffin, doch etwas, das sich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den schaurigen Träumen, denn das waren sie alle, kam man auf noch schauerlichere Geschichten. Je schauerlicher die wurden, desto leiser wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, so fing schon wieder eine andre an. Denn wenns so still wurde, daß man das Rauschen der Weiden und das Kraken der Holunderäste am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann wars noch schauerlicher in der Wirklichkeit, als in der schauerlichsten Geschichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geschichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte, und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und sah plötzlich in lauter Totengesichter hinein?

Der Gegensatz der sichern Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Raten von neuem, — und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

Ach du lieber Gott! rief die Weberin, wenn doch nur das Dorle freien wollt!

Ja, wenn das so geschwind ging! verzweifelte die Tüncherin. Auf's Rathaus muß das Dorle, in die Gericht.

Die sitzen auch, bis der Frau Tüncherin so was Gescheits einfällt, strafte die Balthessin. Da wär das best, das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh sie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten auf's Rathaus.

Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt, schrie die Beutlerin.

Das kommt zu spät, sagte die Tischlerin und schlug die Hände zusammen. Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Bagen giebt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.

Aber wer weiß, ächzte die Tüncherin wieder, ob das Dorle so viel mit der Fuhr verdient! Ich mein, da schickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb zu Haus. Da könnt sies halb abverdienen, was der Nachtwächter kost.

Ja, sagte die Heiterethei lachend. Ich fürcht mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet, da braucht ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken; ich blieb

eben daheim, und so wärs, und nu wärs fertig. Aber ich fürcht mich nicht, und da frei ich nicht und geh nicht aufs Rathhaus und schick auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr in den Zainhammer. Und so ist's, und nu ist's fertig.

Es ist schrecklich, spann die Weberin wie außer sich, daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt, daß man sie erst darauf legen könnt!

Ach, sagte die Schwesterleins-Evekathrine, ich hab ja eine mit, aber über die Geschichten hat man alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh noch was anders drein kommt.

Ja, sagte die Baltineffin und schlug auf ihre Kniee. Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen soll. Wenns aber soll sein, so hat man seine Schuldigkeit gethan und braucht sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen.

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

Ein -- zwei -- drei -- sechs -- eine Reihe Karten lag da. Die Baltineffin griff an die Nase, um die Brille herab zu nehmen und zu puken, die sie nicht aufhatte. Wo ist denn das Unglück? sagte sie. Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen, tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

Liegt denn die ganz Sach, oder ist's noch nicht fertig? Ja, es ist doch. Aber wo ist denn das Unglück? Ist denn das das Eichelhaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär ja eine Hochzeit, verzeih mir Gott meine Sünd!

Den andern gings nicht besser als der Baltineffin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuschten Erwartung.

Es ist nix mit dem Kartenlegen, sagte die Baltineffin. Dummes Zeug ist's. Und wenn einer gewiß wüßt, es träf zu, da ließ er sie sich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut sind, hernachen glaubt ers; sind sie aber schlimm, hernachen sagt er: Es ist dummes Zeug. Und das ist's auch.

Wenn die Gvekathrine nicht falsch abgezählt hat, sagte die Weberin.

Oder falsch gemischt, sagte die Lüncherin.

Ja, sagte die Schwesterleins-Gvekathrine selber, ich wollt schwören, ich hätt's richtig gemacht. Passiert mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer mach. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist.

Und in der Gemütsbewegung, spann die Weberin.

Om, ja, dachte die Baltineffin, das könnt sein. Dann schlug sie auf ihre Kniee. Drum sitz ich hier und sag: Die Gvekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sich's ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht.

Und es wies sich aus.

Ja, spann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, das sind andre Ding!

Aber, sagte die Lüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, da ist freilich der Herzunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das sollte doch eigentlich beisammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging.

Wenn's auch nicht beisammen liegt, meinte die Tischlerin mit wehmütiger Freude; denn warum? Man weiß doch, daß es zusammen gehört.

Ja, sagte die Gvekathrine, es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu.

Ach Gott, es ist doch schrecklich, drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. Das arme Anne-

hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz den Tag. Hernachen wär alles gut. Hernachen könnt man sich doch christlich drein ergeben.

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde, und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Rätsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er jauste in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Kattinessin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuern schwarzen Augen durch die Fenster herein und pochte gegen die lockern Scheiben; er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche rätselhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich, noch rätselhaft; denn jeder Luchsbacher weiß, sie besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hierher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großer Weiber auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in kurzem nackt vor all den großen Weibern dastehn müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die errödet.

Aber was ist denn? Lieb die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

Ach, es ist nix weiter. O, es ist nicht der Mühwert, daß mans vor solchen Weibern sagt.

Und deshalb hat sich die Baderin so außer Atem gelaufen?

Ja, wenns der Baltinessin ihr Atem wär, denkt die Baderin. Aber meiner!

Die Baltinessin glaubte: Sie will uns schonen. Sie meint, wenn sie gleich heraussagt, wirds uns zu sehr angreifen. Aber hier sitz ich und sag: Mögs sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halts aus, es mög sein, was es will.

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch schlimmer; deshalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschloßnen Augen:

Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen thät, hat er meinen gefragt. Und ob einer auf der Stell tot bleiben thät, wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät schlagen. Der Holders-Frik nämlich. Es ist wer weiß wie lang her, hat meiner gesagt, daß er mich so hat gefragt. Der Holders-Frik nämlich. Da hab ich gemeint, weils nur meiner ist geweest: Du weißt auch viel, was lang ist und was kurz. Denn ich hab gedacht: Wann soll er so gefragt haben, als die letzten Tag?

Ja, sagte die Tischlerin entsetzt, denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit

umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag sein geweest.

So? meinte die Baltineßin. Und das weiß die Bäse Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab ich gestanden und den meinen Finger von der meiner Hand hab ich aufgerecht, wie ich gesprochen hab: Hier sitz ich und sag, es wird gar viel gethan, was nicht gleich heraus kommt.

Zum Beispiel, schaltete die Tüncherin ein, es geschehen Bränd.

Und Wolkenbrüch, fügte die Beutlerin an.

O! Ach! errötete die Baderin; ich hab's lang prophezeit, mit dem nimmts einmal kein gut End.

Die Heuchelei hab ich ihm schon angesehen, sagte die Tüncherin, wie er noch nicht hat können laufen.

Das ist gewiß, meinte die Tischlerin, daß er nix Guts hat im Sinn. Denn warum? Ein Mensch, der solche Ding gethan hat und hats doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint, er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzbösewicht sein. Denn warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst hat gethan.

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber, was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, das sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Thür zurück sah, daß sie damit die sämtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiterethei lachte. Kommt der Holders-Friß etwa selber, Frau Morzenschmiedin?

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

Hinter mir her iſts, da vom langen Bau an. Wenns nicht ſchon hinter mir aus der Schmieden iſt gegangen. Ich hab mich nicht umgeſehn vor Angſt. Und es iſt gewiß noch draußen. Und ausſehn muß es wie ein Beſen.

Aber, Bäſ Morzenſchmiedin, ſagte die Baltineſſin kopfſchüttelnd, wenn ihr euch nicht habt umgeſehn, wie könnt ihr wiſſen, wie das Ding hat ausgeſehn?

Ich habs gehört, entgegnete die Morzenſchmiedin. Juſt, als wenn eine hinter mir her fahren thät.

Die Heiterethei wollte nachſehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten ſich an ſie und ließen ſie nicht hinaus.

Wenn ihr euch gern unnötig fürchtet, lachte die Heiterethei, meinetwegen!

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär es dieſer mit dem Nachſehen ernſt geweſen.

Die Schmiedin hatte ſichs freilich ausgedacht, wie ſie erſt geheimnißvoll thun wollte und nicht eher reden, als biß die Weberin meinen müßte, obenauf zu ſein. Dann aber wollte ſie loſbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieſesmal konnte die Weberin ſie nicht überbieten. Aber die Angſt vor dem Dinge, das ihr hierher gefolgt war, hatte den ganzen ſchönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein ſollte ſie in ihrer Geſchichte ſtecken bleiben, juſt wo dieſe am ſpannendſten wurde. Draußen vor der geſchloſſnen Thür flatterte etwas geiſterhaſt ſchnell vorüber. Es blieb zweifelhaſt, ſollte man es für die Flügelſchläge einer eilenden Taube oder für ein leiſes ſchauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verſtumnte. Alle ſahen entſetzt nach der Thür.

Endlich verſicherte die Beutlerin: Wenn ein Beſen lachen könnte, ſo müßt es klingen.

Der Morzenſchmied wars, lachte die Heiterethei.

Der lachst draußen. Wiewohl, ein Wunder wärs nicht, wenn auch die Besen anfangen zu lachen.

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiterethei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Säusen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das ist schon zehn. Nein, es ist schon elf. Und noch ein Schlag? Ist's möglich? Zwölf? Aber, um Gottes willen! Wo ist die Zeit hin? Es ist ja, als wäre das Dorle erst vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das sagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet sich vor sich selber wieder in das Warnen und Raten hinein.

Ihr geht nicht, Dorle!

Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim.

Daß die Leut mich auslachen, wenn ich nicht geh? Und ich geh ja auch nicht, lacht die Heiterethei. Das ist mir viel zu niederträchtig. Ich fahr.

Ach du lieber Gott, wenn ich denk, wie jetzt das Dorle so frisch und lebendig mit uns redt, und morgen —

Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.

Dorle! Dorle! wenn sie euch morgen bringen!

Dumm Zeug, und nu werd ich böß. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh, und so ist's, und nu ist's fertig.

So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir sehn uns nicht wieder. Wenn ihr tot seid, wird's euch schon reun. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr seid schon so gut wie tot. Ihr seid ein tot Mäble, und ihr bleibt ein tot Mäble! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!

So klingen die Stimmen stöhnend und schluchzend

durch einander. Es ist, als wäre das schon das Leichengeläute der armen, eigensinnigen Heiterethei. Bald scheinen die Töne zu ersterben, bald heben sie sich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanzen des schwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verschwinden, bald wieder hervorkommen sieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die seltnern und tiefern Pulse der Baltineßin doppelt erschütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste andre. Wer keine einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungne Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durch einander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubensflecken, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Thränenströmen übergieß.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit Einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: Ihr Herrn und laßt euch sagen. Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Dittes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Dittes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wo er tuten mußte, da sagte die Baltineßin: Nun mög's gehn, wie es will. Wir haben das Unfrig gethan. Wir haben unsre eigne Sach versäumt aus

Christenlieb. Ich wollt gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt.

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gegessen.

Dummes Zeug! sagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten lustigen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen.



Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandne auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es ihm nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbefiegbare Lust sein, einen Genuß zu teilen, den eine andre schon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen; gewiß ist, auch die Stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst dessen Gegenstand gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragne Gefühl, der gesunden, kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, so lange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte sich diesem Wider-

willen verbündet. Nun sie allein in ihrem Stübchen war, machte sich jener Einfluß erst allmählich und darum desto gewisser geltend. Sie fühlte sich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den sie früher nie zu warten gebraucht, wollte diese Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, suchte sie selber ihn zu entfernen.

Noch diese Nacht, ehe sie zu Bette gegangen war, hatte ihr die Annemarie gesagt: Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da sind geweest, da hab ich das Herz nicht dazu gehabt.

Ich mag's nicht wissen, entgegnete die Heiterethei. Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab dumm Zeug genug müssen hören; fangt nun ihr nicht auch noch an.

Ja, guckt, begann die Annemarie dennoch, wie ich so gelegen hab, da ist auf einmal ein Mann an mein Bett kommen.

Dummes Zeug! sagte die Heiterethei. Die Thür ist fest zu geweest.

Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja auch nur ein Traum.

Warum träumt ihr auch?

Ja ihr meint, Bäs Annedorle, weil ihr in euerm ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin geweest, da hab ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, her-nachen und so ist er da, da mög man wollen oder nicht.

Ihr fürcht euch doch nicht gar davor? fragte sie, als sie die Gänsehaut an den Armen der Heiterethei sah.

Ich fürcht mich vor nix, entgegnete die Heiterethei. Und ihr habts euch nur eingebildet, es träumt' euch, ein Mann ständ an euerm Bett. Wer weiß, was das ist geweest!

Nein, Dorle, das hab ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh ihn noch so deutlich vor mir, wie ich euch da seh.

Warum habt ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.

Ja, wenn ich hätt gekonnt, Dorle, aber ich hab nicht können Pips sagen.

Die Heiterethei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was solch ein Traumbild mit einem hilflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von andern hatte erzählen hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenstererscheinung. Manche Nacht war ihrs vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

Und der Mann, fuhr die Annemarie fort, hat mir die Kehl zugehalten. O, ich hab mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich selber gegangen ist.

Und das habt ihr gefühlt? fragte die Heiterethei.

Ich spürs jezt noch, entgegnete die Alte.

Und seid auch nicht munter geworden?

Behüte.

Die Heiterethei stellte sich das Traumbild der Annemarie nicht als ein wesenloses Gedankengeschöpf der Alten selbst, sondern in wirklicher äußerlicher Gegenwartigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Uberglaube sich Gespenster denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erschienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn sie bewegungslos und schlafend liegen bleiben müßte.

Hernachen, guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen.

In der Kirchen? Und seid nicht aus dem Häusle gekommen?

Im Traum, Dorle —

Wenngleich, aber warum seid ihr hingangen in die Kirchen? So bei Nacht?

Ja, ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann mans machen, wie mans will!

Habt ihrs denn nicht gewollt?

Ja, daran hab ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, so schnell iſts gangen.

Auf der Heiterethei Wange zeigten ſich wiederum die weißen Druckflecken, als ſie ſchwieg. Endlich fuhr ſie auf: Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht ſnauf in euer Stühle. Es iſt nunmehr Zeit. Morgen müßt ihr früh auf. Mit der Sonn fahr ich fort.

Aber wie ihr ſeid, Dorle! In den Zainhammer wollt ihr morgen, ſo ſehr die großen Weiber haben gebarmt, wo ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichs-holz müßt. Wo euch wirklich was kann paſſieren, da fürcht ihr euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix iſt, da fürcht ihr euch. Denn wenn einer vorüber iſt, ſo iſt er vorbei, und es bleibt nix haſten davon. Das iſt, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan.

Wenngleich! ſagte die Heiterethei. Und wenns wie bloß in Gedanken wär, gefallen will ich mir einmal nix laſſen. Von Fürchten übrigens iſt da kein Red. Nu geht ihr nauf und ſchlaft wohl, und ſo iſts, und nu iſts fertig.

Sie läßt ſich einmal nicht abhalten, hatte die Annemarie geſagt, indem ſie mit ſchweren Füßen ihr Stübchen erſtieg. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf geſaſſen, wozu ſie in der Heiterethei Dabeſein den Mut nicht gehabt. Aber dazwiſchen hatte ſie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geſchüttelt und geſagt: Doch furioſ, doch furioſ! So hat doch jedß ſein wund Fleckle, und ſähs noch ſo geſund aus.

Wir wissen nun, warum die Heiterethei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor dem Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichtsdestoweniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hilflos schlummernd sich alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: Ich bin wach, und hielt sich zum erstenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmütig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehn, auf Vorwände sann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochnen Spiegel traf an der Wand, da litt sie nicht mehr im Bette. Ihr erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: Wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Glut der Scham ins Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit eins die ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken, und sie wieder die Heiterethei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten ruhig kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schieffarren den Weg durch das tauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauchten, es wäre ihr um so lieber gewesen.

Es drängte sie geradezu, mit jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen, was sie sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt habe. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagniß verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Baltinessin von einem Ohr zum andern schweben. Im wachsenden Übermut agierte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsszene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auslauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gemitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürrn Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hilferuf, nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Unblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches Grüß Gott oder Dank schön berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangnen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da immer feltner und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorne Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltner Atem säufelte es jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich umzusehen. Jetzt schleift etwas durch die Büsche. Dort ist's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erblichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort schleift es, als zöge einer einen schweren Körper in die Büsche sich nach, und die verbognen Zweige schnellten hinter

ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verschwindet, und wie aus der Erde gewachsen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas sichtbar wie Umrisse einer ungeheuern, abenteuerlichen Gestalt.

Aber es ist kein Schreckbild, kein Gespenst, was da sichtbar wird.

Guten Abend allein, sagt eine Frauenstimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr, was erst von fern ein bloßer Schimmer und näher kommend ein Schreckbild schien, das sind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

Schönen Dank, entgegnet die Heiterethei und richtet sich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke spalten sich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Trost bemerkt man, der Mond müsse aufgegangen sein, stecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erst heraus kommt! Es ist Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch andres Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und lassen die Karren nieder; beide wischen sich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin sagt: Ihr müßt es sein.

Die Heiterethei wundert sich, wer sie sein soll.

Ja, ihr seid groß und stark, und vorhin schon, wie ihr auf mich gekommen seid, hab ichs an dem Klirren gehört, ihr habt Eisen geladen. Ihr seids! Nach euch hat er gefragt —

Gefragt? Nach mir? Möcht ich wissen, wer!

Ob ihr mir schon begegnet wärt. Aber, Gott sei Dank, ihr wart noch nicht. Und wenn ihrs schon wart, nein! Dem hätt ichs nicht gesagt. Dem nicht. Und hätt ich nicht die Art gesehn, wie sie hat geblinkt!

Er hat sie mit der Jacke zugedeckt, ich hab sie nicht sollen sehn, aber sie war zu groß; ich hab sie doch gesehn.

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauer über den andern rieselte ihr am Rückgrat hinab. Nicht weil ich mich fürcht, sagte sie erklärend zu sich selber; sondern daß ein Mensch so was soll können vorhaben.

Ja, ich wills euch nur erzählen, begann die Bäuerin wieder und setzte sich auf ihren Karren zwischen die Bündel hinein. Eine ganze Glockenstund hab ich schon nir anders in Gedanken gehabt, als: Wenn ich sie nur sollt sprechen! Wenn ich ihr doch nur sollt begegnen! Meinen ganzen Karren wett ich da, hab ich gedacht, er ist nicht euer Bruder, wie er hat gesagt. Aber warum fragt ihr denn? hab ich gesagt. O, da hab ich wohl gemerkt, wie verlegen er gewesen ist. Es wär nicht sicher da im Ulrichsholz, hat er gesagt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich selber. Und wenn ich euch begegnen thät, sollt ich nicht thun, als hätt er nach euch gefragt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich wieder. Und weil ich hab wollen wissen, wer er ist, da hat er gethan, als hört' ers nicht. Und weil er so gethan hat, da sind Leut gekommen, und das sind Leut aus der Stadt gewesen. Ich hab ihm ins Gesicht wollen sehen, da ist er fort gewesen. Die Leut aus der Stadt haben aber gleich gesagt: Wenn das die Heiterethei wüßt! Und wenn ich ihr begegnen thät, so sollt ichs ihr um Gottes willen sagen. Und weil ich denk, daß ihr die Heiterethei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß ihr dem in die Händ lauft. Aber ich hab noch weit. Wenn ihr mit wollt, so kommt.

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rat befolgt, wußte sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die

Bäuerin sollte erzählen können, die Heiterethei habe sich vor jemand gefürchtet, sei vor jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

Und wenns zwei Holders=Friske wären, sagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: Ich fürcht mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher lehr ich nicht um. Und so ist's, und nu ist's fertig.

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauer an allen seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehn, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiterethei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

Ja, hätt ichs gleich gethan, sagte die Heiterethei; aber nun ich gesagt hab, ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein Kind hinter seiner Mutter? — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum erstenmale vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und eben so ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andre, wildfremde vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

Dummes Zeug! sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. Das wär, als wenn ich mich fürchtete. Und im Gegentheil hatte sie nun erst recht Lust, in den

Blutgrund einzubiegen, obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Büchel gehe gar nicht viel oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebner und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken, wie hier.

Fürchten thu ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil eins denken könnt, es wär aus Furcht, wenn ichs nicht thu? Und woß nicht einmal jemand sieht!

So dumm wollte doch die Heiterethei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sichs auch nicht gestehn, wie viel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Feinselde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Kirchturme funfeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglizerte und etwas weiter hin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeisloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von neuem ein Schauer, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pst“ sich hören ließ.

Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrmühl, flüsterte eine Stimme, und macht, daß er euch nicht ansichtig wird.

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blaßes Gesichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine lahme Balkmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich

der Frik die Thür öffnete. Ja, du willst erst einmal trinken, beruhigte er sich selber.

Und so wars.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: Bier her, Bier her, oder ich fall um! Sie meinten, nur schnell im Durchgehn einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Frik wiederum ihren Ärger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wollte er nie wieder aufstehen.

Bier, Rätterle, rief der Holders-Frik; aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zu viel.

Du bist doch gar nicht mehr wie sonst, sagte der Adams-Lieb; damit hätts Zeit gehabt bis hernachen.

Aber der Frik entgegnete: Dumms Zeug! und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

Er ist noch auf die Heiterethei wild, sagte ein anderer.

Der wird ers schon zeigen, meinte der Adams-Lieb. Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Frik, das weiß ich nicht, wo ichs hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl geweest. Schon in der Schul, sagen sie, bist du der Gescheitst, aber auch der Allwildst geweest. Und so hast dus hernachen fortgemacht in der Lehr beim Meister Schramm und hernachen, wie du Meister bist geweest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!

Gelt, fragte ein anderer, mit dem Morzenschmied bist du in die Schul gegangen? Hernachen ist der Raspers-Andres dein Kamerad geweest. Und nach diesem der Luchscherer in der Weidengäß.

Das sind alles alte Philister geworden, lachte der Adams-Lieb. Und dein letzter vor uns, der Schleier-

müller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßthurm auf seinen Armen hätt getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nu geh zu, daß wir nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag ich dir. Wenn du noch lang machst, geh ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es giebt.

Und das that der Adams-Vieb.

Unterdes beginnt der Holders-Frik alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andre Weise, als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterethei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt war, hatte es an Selbstvornwürfen und innern Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der andern Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: Ich hab anders wollen werden und wärs geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt, ich thus, weil fies hat gewollt, nun gehts nicht! Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden hatte aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

Ich hab mehr so dumme Gedanken gehabt, sagte er zu sich selbst, aber ich hab sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewesen, bis ich sie los worden bin.

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterethei unent rinnbar auf.

Er sieht sich um. Wenn doch einer käm und was thät, daß ich wild werden müßt, ich möcht wollen oder nicht! denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weils ihm kein andrer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Zieb wieder und jubelte. Die haun sich da oben und wissen nicht warum! So ein Späß ist noch nicht gewesen. Da sind keine zwei Parten, dies auf einander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt.

Und gleich hinter dem Adams-Zieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigener Macht, ohne fremde Nachhilfe hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hilfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigern Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er wars auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anefelte, aber auch auf das neue, das er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich in einen Schleier von Staub und Tabakrauch verstrickt hin und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andre, die ihn unten hatten, menschliche Rumpfe in allen Stellungen, die nur möglich waren. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammengehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeschreckte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthullichkeit, womit ganze

Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit der gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten imstande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Klarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Über Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes saufendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Frix ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochnen Bierkrügen und Fensterscheiben verschmausend allein. Die kühle Nachtlust, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel auführte und die wenigen Lichter,

welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: Wir beiden sind die Sieger.

Aber schlimmer als außer ihm sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. Dem „Schwanewirt“ mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammen zu bringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandnen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit Loß geworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um, aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, sollte die Heiterethei nicht triumphieren. So hatten sie das Loß der Zimmergesellen geteilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

Bursch! fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen andern aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, nun ist's aus mit dem Wildthun, das sag ich dir! Die alt Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den andern aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.



Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf seiner Schnitzbank in den Stäbeln

stehend stand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum erstenmal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachteil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht: jetzt erschien er verdrießlich, und sein verbleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrlingen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

Wo sind die Gesellen? fuhr ihn der Meister an. Ist etwa sechs, daß du erst kommst?

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: Herrjeh, der Master ist schon auf!

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können, aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran

dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehn, wie sie ging.

Zum Überflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb, wenn man nicht bessere Arbeit liefere, müsse er weiter gehn.

Sonst war des Holders-Frisz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten, das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme das er bis jetzt sich in Wildheit betäubend abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gesellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren ebenso erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie langsam und mit Gähnen daher schlen-dernd den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Salfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses mal geschah das Gegenteil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Teil des ehemals über-vollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein andrer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Frisz Gelegenheit gehabt, sein eignes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden, als diese selbst. Ihm schiens, als beseitige er alles, wovon ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer

durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die erstern wurden gänzlich vernichtet, des letztern Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Änderung, die der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte womöglich den Leuten zum Troze geschehen.

Die Leute hatten natürlicherweise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmend gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beifatz von abgezwungnem Lob oder gar Bewundrung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Troz anzuerkennen, den er ihr geßtentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Troz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu

einer auffallenden Rundgebung gegen sie. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste beste Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschornen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Friß zu forschen. Es kam auch mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu bestellen. Hörte der Friß sein wildes Wesen loben und bewundern, dann freute er sich und sagte: Ja, denen zum Troß solls anders werden. Tadelten sie ihn aber und wünschten, er möchte sich bessern, dann war es gut für den neuen Entschluß des Friß, daß er gegen seine Haare gewüthet hatte. Zum Glück geschah jenes öfter als dieses. Wenigstens sollen sie nicht denken, sagte er, daß ichs thu.

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, schnitt er zuweilen wie rasend in die Reife hinein. Dann sagte er sich: Pfui, Bursch! Das ist immer wieder das alt Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Troß werd ich ein andrer!

Mittags ließ er sich das Essen holen. Er konnte sich denken, die Großmutter, die ihm sein Hauswesen besorgte, werde selber kommen, um zu sehen, was er mache, weil sie an seinem unberührten Bett bemerken mußte, er sei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn sie ihm seinen Änderungsentschluß anmerkte, würde ihm diesen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust daran wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie immer besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andre Empfindung, als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnem pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in das selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Hestigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan; er kann und darf an einen andern glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders = Friß der Garten so schön vorkam wie nie vorher. Was war das für eine andre Lust als in den dumpfen, rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste andrer zu empfangen. Wie er den Tag thätig

war, ist am Abend alles thätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüten nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Lust ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Brust trägt. Alles will so zufrieden sein können, als er es ist. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute schlummert; er hat ihn mit den Leuten vergessen.

Hat er auch die Heiterethei vergessen? Sie wird schon sorgen, ihn an sie zu erinnern. Und an den wilden Frik dazu, den er froh ist, vergessen zu haben.

Denn das ist sie doch, die umschlingend und umschlungen da drüben mit dem Nagelschmiede geht? Der ist's, es ist sein Stadelgarten, der zweite nach Reick zu von dem des Holders-Frik. Und die Heiterethei ist's auch; es giebt nur ein Mädchen so hoch und schlank in Luckenbach. Es ist ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die schmale Mitte; es ist der rote Unterrock, und es ist auch ihr federnder Gang, ihre trohige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es sind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn sie sich der ganzen Welt entgegenstemmen wollte.

Dem Holders-Frik schießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Gesicht. Er hatte den schlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfassenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wissen, umgeknickt. Er ist zornig, ohne zu wissen warum.

Also so ist die? lacht er grimmig vor sich hin. Ich geh in die Schwane und trink die ganz Nacht. Heint sollt den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernach . . . Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär er der Heiterethei zu Gefallen im

nicht ausbleiben kann, wenn es sie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es ist.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern seine letzte fertige Arbeit, die draußen steht.

Na, ich bin doch auch ein Büttner, sagte der eine, und ich mein, nicht der ungeschicktest. Aber so was von Arbeit hab ich doch noch nicht gesehn. Mein alter Lehrmeister ist der geschicktest gewesen im ganzen Land, aber das hat er nicht können machen. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht ist! Das ist eine ganz neue Mode.

Sie wollen den Meister sprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorsam, sagt, der Meister sei nicht daheim, und in seine Werkstatt dürfe er auch niemand lassen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er sie hineinlasse; sie seien Freunde, dem Meister könne es nicht schaden.

Ja, sagt der andre, indem beide gehen, glaub's schon, daß er niemand in seiner Werkstatt leiden mag, und Büttner am wenigsten. Da muß manchs abzugucken sein.

Was ist das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er sich hätte schämen müssen!

Ja, Denken, sagt der Fritz vor sich hinlachend auf seiner Schnitzbank, Denken macht den Mann, und nicht, daß er starke Arm hat am Leib. Stärk und Gesundheit sind viel wert, wenn sie richtig gebraucht werden. Und dazu ist das Denken da. Wie oft hab ich meine und andern ihre Stärk und Gesundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt oder nur einen Finger davon, ich

wär der elendst Mensch; und hätt ich einen andern drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht.

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen, aber so wie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Tügen, sei's durch Troß.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigne, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Rosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet hat, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abendspaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins einzelkste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andre Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt

sie sich um ein schlantes Blütenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Frits zu, der hinter einem großen Mehlsäpchenstrauch steht. Im Mutwillen springt sie über den Hag in den Nachbargarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Hag in den Garten des Holders-Frits hereinwill, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen mit einander. Sie macht sich doch wieder los. Nun warte nur, Annedorle! droht der Nagelschmied. Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber er thut verdammt weh.

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm nieder und sagt herzlich und bedauernd: Ich bin auch recht dumm. Ja, lacht der Nagelschmied, indem er sie umschlingt, das bist du, Annedorle, sonst hättest du dich nicht lassen fangen.

Aber noch lauter lacht der Holders-Frits hinter seinem Mehlsäpchenstrauch — so laut, daß die beiden erschrecken und in aller Eile wieder dahin zurücklaufen, wo sie hergekommen sind.

Sie ist's ja nicht, es ist ja gar nicht die Heiterethei! wiederholt er wohl sechsmal und lacht immer wieder dazwischen. Er lacht, daß sie's nicht ist, wie er sich geärgert hat, weil er meinte, sie sei's. Sonst hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenscheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er sonst vor Freude thun soll. Aber die Thür giebt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank sitzen, legt die Hände auf seine Kniee.

Ob das nicht die junge Frau ist gewesen? sagt er vor sich hin. Es hat schon lang geheißt, der Nagel-

schmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz sonst wenig gekümmert, drum hat ers vergessen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. Ja, meint er, der Nagelschmied ist nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken ist doch nur eine halbe Sach, wenn man niemand hat, dem mans sagt. Und ich wär noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt, das sich mit mir könnt freuen. Ja, nun begreif ichs freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden sind, wenn sie haben geheiratet gehabt. Und hätt ich auch geheiratet, ich könnt schon lang da sein, wo ich jetzt bin, und brauchts nicht heimlich zu sein.

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun ers weiß, nun fehlt's ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur, sie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil ers niemandem mittheilen kann.

Wenn du mich doch hättst zur Frau, da könnt noch ein Mann aus dir werden! Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. Ja, sie hat auch darin recht gehabt, die Heiterethei. Und sie hats doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was sie mir am Gründer Markt hat gesagt. Und es war gut, daß sie das hat gethan. Und wenn ich mirs recht überleg, so hab ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt sagen, es wär doch ein ganz ander Ding. Und sie thät sich drüber freuen.

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier

Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am andern Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Frik in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig noch über schlimmen Plänen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn grenzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen —, am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn er Bekannte draußen vorbeigehen hörte.

Das „Fräule“ schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißts net. Guck, Frikle, es wär freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölfs Jahr alt gewest, da hast du armer Jung schon nix mehr gehabt als dein alt Fräule. Ja, wenn du noch wen'gstens hättest Geschwister gehabt; mit denen hättest du dich verstanden, und es wär manchs von euch geredt worden, was gut

wär geweest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräule reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser mit einander wollten reden. Da redt der ein französisch und der ander pariserisch, und hernachen weiß keiner, was der ander eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab ich immer gedacht, wenn das Fräule nur einmal so weit aus dem Größten wär, daß er könnt frein. Und guck, wenn einer auch ist wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed Kind ist hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wodrin er steht. Nu, du wirst dir das alles besser ausdenken, wies ein alt Fräule dir kann sagen. Und wenn dir's nicht recht ist, so ist's eben auch ein Wort geweest. Man redt gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Balthinessin hat merken lassen, ihre Gv gäb dir keinen Korb. Die Balthinessin ist eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär davon zu reden. Ich hab freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, obs deine auch könnten sein. Guck, ich bin ein arm Mädle geweest, wie mich dein Heerle (Großvater) selig hat genommen, er hats aber keine Stund bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab gedacht, eine Reiche müßts nicht sein, wenns nur eine wär, wie sie für dich passen thut. Es ist nir leichter, als Frau heißen, aber damit ist's noch nicht gethan. Guck, die Heiterethei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Lichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt, ich braucht nicht lang zu suchen.

Der Frix saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei der-

Bursch! Du sollst doch nicht der einzig sein, den ich nicht unterkriegt! Na, da wär ja der alte Fritz wieder! Das ist was Rechts, einen an der Gurgel packen. Das ist nicht, sondern Denken macht den Mann!

Ja, wenn man halt wüßt, was sie innerlich meint, setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatz stand. Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die vermünschten Leut!

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt hatte. Es ging ihm wie allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten ist's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär er wieder unter sie getreten, hätt er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders sei als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderm vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei allen voraus, er meinte, ihnen sei es eben so eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andre über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst von jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

Das Fräule mag ich nicht schicken, dachte er weiter. Sie kann nicht gut hören, und ich schämt mich, wenn ich's ihr sollt auftragen. Ich könnt die Heiterethei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt? Sie ist immer die lezt herein vom Feld. Sodasß sie meinen müßt, ich käm so zufällig den Weg. Und im Zwielficht; und ich müßt passen, wenn sie einmal allein wär, und auch niemand in den Weg kommen könnt. Ja, ich thus! Und die Barten da nehm ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß

er meint, ich geh Weiden hauen. Finster ist's gnug! Wenn ich noch den Rock umwend, kennt mich keine Seel. Und merken sie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh ich nach Amerika!

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein andermal war sie nicht allein, ein drittes mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen war, desto verseßner wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen, oder sie offen in ihrem Häuschen oder sonstwo aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geßtentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein andrer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiterethei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der alte werden, wieder der völlige wilde Frik, der Heiterethei, der ganzen Stadt und sich selber zum Troke.

Er stand schon in der Regelpahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiterethei und den Leuten zu

rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Troß mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Respekt vor ihm bekommen und bereuen, was sie gethan. Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Tage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in seiner Werkstatt an.

In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

Ja, wenns auf mich ankäm, hörte er da die Stimme der Heiterethei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

Meinetwegen, sagt er trohig zu sich selbst, ich geh in meine Werkstatt. Er that das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbargarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war dies gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

Ja, wenns auf mich ankäm, hatte die Heiterethei gesagt. Ich könnt bei guter Zeit mit dem Eisen da sein. Aber im Zainhammer ist's immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach Reid gegangen. Hernach finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!

Das Annedorle muß nur recht tribulieren, entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Frik die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Ver-

wechs lung möglich war. Wer die junge Frau allein sieht, der kann sie wohl für hübsch halten, doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiterethei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiterethei ist an jedem Gliede voller als die Nagelschmiedin, und doch im ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltenen Gestalten, die ganz und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Bestandteil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesens.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie gepuht an seiner Seite ginge.

Du bist mir der recht Denker! sagt er zu sich. Da hättest du gleich daran denken sollen, daß der Morzenschmied ein Duckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau, mit der Heiterethei gehn, sonst probiert ichs heut noch, dem Duckmäuser zum Trost, ob ich mit ihr sollt zum Sprechen kommen. Aber nun geschiehts morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zum Abend.

Und mit dem Beginne des nächsten Zwielihts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

Wenn sie aber den Bühel fährt, meint er, verpaß ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl vorbei,

den geht sie nicht; der wär ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichsteg wart, da kann ich sie nicht verfehlen.

Und auf dem Ulrichsteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie ist's so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpfst, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Frik sollts auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders-Frik noch immer auf dem Unglückssteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunter sieht, dann blinkt das Wasserrad der Walmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell soviel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all dieses ängstliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne daß er weiß, warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

Heint muß ich erfahren, wie sie meint, sagt der Holders-Frik vor sich hin. Will sie mich, hernachen laß ich die Leut Leut sein und führ ein Leben mit ihr, wie der lustig Herrgott von Frankreich, einen Tag schöner wie den andern. Da sollen die Leut einmal sehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zusammen nach den Felsentellern oder zum Tanz wohin. Die Leut sollen Respekt haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf

tanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarrn, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren. Sie soll nirgals kochen zu Haus, und was sie selber sonst will thun. Wenn ich einmal sterb, soll sie denken: So lieb hätt mich doch kein andrer gehabt! O, ich wills schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm? Ein Kerl wie ich, da gehts nicht so leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab, vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab! —

Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das kurios aussieht. Alles drum rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarrn sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten thät. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär verwünscht, wär sie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu ist's weg. Nu ist's dort wieder so finster, wie überall sonst. Aber nunmehr müßt ich sie doch den Weg sehen kommen daher, wenn auch nicht mehr so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl geht. Und klirren hört man auch nirgals mehr. Die Bauersfrau hat so wunderbar gethan. Hat sie's dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet, und ich hab nach ihr gefragt? Und weicht die mir doch mit Fleiß aus? Und hat mich da auf dem Steg gesehn? Aber hernach müßt sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab ich mirs bloß eingebildet, daß ich sie sah? Die Leut reden von Ahnungen, wie sie's heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh ich übermorgen nach Amerika. Jetzt wars doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär

mirs hernachen, ich stürb, und lieber heint als morgen. Hernachen wollt ich, es wär eine Ahnung gewesen, und die mich hätt bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir . . .

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darfs immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden will. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiterethei über sich; so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt spricht das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braust es, als läg er unterm Walmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheure grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrotes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszu stoßen vermag. Das rote Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigne Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

lichen That. Er hatte nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Nothwehr geübt. Nein! Ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswerth erschieen.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? Jetzt, wo jeden Augenblick jemand sie sehen konnte? Und wenn sie sich dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen ist? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgiltig, ob man sie sieht? Ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? O, ich wollt, stöhnte sie vor sich hin, sie machten mich auch tot! Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknien, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher mit einander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängnis! Zwischen den engen Steinwänden soll sie still sitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehn und sich von Männern ins Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß, was! Stundenlang! Und dazwischen ist's so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie gethan. Und die Leute —

nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, so ist's nur der alte Holunderbusch, der sich behaglich in sich hineinschüttelt im lustigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereignissen der schrecklichen Nacht.

Die Heiterethei sieht jedes Kleidungsstück, das sie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem sie sich wäscht, erzählt immer noch die alten Geschichten und nichts von der gestrigen Nacht.

Wie sie alles andre so fest sieht im alten Geleise, möchte sie an sich selber zweifeln. War alles, was sie erlebt zu haben meint, eben das, vor dessen ihr unbekanntem Wesen sie sich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil sie auf dem Umwege so spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geschehen!

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müßens ihr doch ansehen, daß sie es ist, die es gethan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf sie zeigen: Die, die da ist's! Die ist's gewesen, die hats gethan!

Oder wars nicht so gefährlich für den Holders-Frik ausgefallen, als sie gefürchtet hat? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

Hab ich's gethan, so mögen sie mich einsehen, sagte sie; hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ich's wenigstens nicht am Fürchten. Und so ist's, und nu ist's fertig.

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum, den Schieffarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langsam kommt sie diesmal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen, wie sie zittert, und bedenklich stehen bleiben, um sie recht zu besehen. Und desto weniger wird sie eilen können. So dachte sie, wie sie um die Ecke biegend in die Weidengasse kam. Und dort steht schon einer am Fenster und beobachtet sie. Er öffnet das Fenster und ruft: Die ist's! Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hause kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, sie beobachten? Oder sie aufhalten? — Er barbiert wohl den Wirten ihre Fässer, und seine Kunden können sich den Bart mit der Scher abschneiden? So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenster, und der Bader entgegnet lallend und stolpernd: Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter! — Das ist ja auch wie jeden Tag, sagt wieder aufatmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gassen und Gäßchen; da hat jedermann mit sich selber zu thun; wenn einer auf sie redet, so ist's mit einem herkömmlichen Späße. Niemand sieht ihre That ihr an. Nirgends stehen Leute beisammen, die mit einander flüstern und sich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches ist geschehen. Die Gassenjungen schlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf sie: Die ist's, die hat's gethan. Ihre Last wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

Ich mein, das Annedorle ist über Nacht geblieben

im Zainhammer, sagt der Nagelschmied, der in seiner Thür steht. Die ist gut nach dem Tode schicken.

Die Heiterethei weiß nicht, soll sie sagen, sie sei die Nacht zu spät heimgekommen, um das Eisen noch zu überliefern. Ich denk, sagt sie, damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarren kann ich wohl da bei euch lassen stehn, dann brauch ich nicht erst noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm ich ihn wieder mit.

Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut stehn und rupft den Lein raus, Annedorle! Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: Seht ihr nur eure Nasen nicht für einen glühnden Nagel an.

Dann geht sie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich neben einander. Mit dem einen ist sie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem andern eine Verbrecherin, die jeden Blick auf sich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauschenden Blatt erschrickt. Bald scheint ihr dieses, bald jenes Wirklichkeit, und das andre ein Traum.

Nun ist sie aus dem Thor; der Weg, den sie geht, ist der Ulrichsweg, derselbe Weg, auf dem sie gestern die That verübt hat. Fast möchte sie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht sie wie gewaltsam und wie der Vollendung ihres Verhängnisses entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

Bist du auch einmal die Leht, Annedorle? ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehn blieben, weil sie die Heiterethei sich nachkommen sahen. Die Heiterethei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Frik wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichssteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehn wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum besten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser Menschenleibs lang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?

Ein Rauch? Möcht ich wissen, wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle?

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungne List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der andern werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhängenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz versteckten, verdecken ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

Möcht ich nur wissen, wer mir den Hut beschrien hätt! lacht die Heiterethei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurück zu rufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinselde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Ar-

beit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

Wißt ihrs schon?

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächsten steht, muß an sich halten — sonst merken alle, sie weiß es schon, was der erst sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiterethei, den andern nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die andern nicht.

Der Holders-Fritz, fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zusammen, ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichsberg.

Die Angst der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus: Die Heiterethei hat ihn . . . Aber nein! Der fährt anders fort.

Man weiß nicht, sagt er, ob er selber ist hineingestürzt, oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot ist er.

Die Heiterethei vergißt, Atem zu holen; fast hätte sie vergessen, zu leben. Aber — ja so tot wie wir sind! lacht eine andre Stimme. Der recht Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen haun. Ich hab ihn selber gesehn.

Auf dem Gericht? fragt der erste.

Gast dir's auch lassen weismachen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das thät gerad noch fehlen.

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war,

machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über einen Teil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen war in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgeanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengestreckt und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger der Hand abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufschwellende Empfindung war: Wärfst du doch liegen blieben im Bach!

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Bohn und Schmerz, er fand nur die Frage: Was hast du ihr gethan? Er empfand mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn frei zu machen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachstum. Es scheint dies wunderbar, aber es ist nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor andern, uns sie zu lieben geneigt, während wir im Bewußtsein, gegen andre im Unrecht zu stehen, in ihnen das Gefühl unsers Zurückstehens hassen. Aber seinem Stolze kam eine unerwartete Hilfe.

Er hörte schadenfroh lachen. Bohnig wandte er sich und fand den Vappleschneider hinter sich stehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Bissen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieses heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da stand der alte Groll wieder

Er mußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgehen trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war eben so viel Sorge um das Mädchen mit dabei.

Ja, sagte der Schneider, du willst nicht, daß es heißt: Den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mir nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht.

Dem Holders-Fritz stieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. Ich sag, ich hab Weiden wollen haun und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du redst. Wer's anders sagt, der hats mit mir zu thun!

Ja, meinte der Schneider, da möcht man fast dem Morzenschmied recht geben, du hättst ihr bloß aufgepaßt, du wärst in sie verschameriert und hättst deine Sach wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen thun. Und da ist die Geschichte noch närrischer. Ich hör die Männer schon im Gringel lachen. Haha!

Dem Fritz lohete die Scham ins Gesicht.

Ja, es giebt weiter keine in Lückenbach! Und wenn ich wart, wo die Baltineßin-Go vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an.

So? Hast dus auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Go wollen kareßieren, und die Heiterethei meint, du willst ihr deine Stärk zeigen; das ist verwünscht!

Du bist still mit der Heiterethei! rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. Und ich sag dir's noch einmal, wer die Bügen aussprengt, die du da hast gesagt, der soll sehen . . .

Der Fritz schwang den gewaltigen Arm, um seiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtsch Gewicht zu geben, und zuckte zusammen vor dem

Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Gespräches vergessen hatte.

Um, meinte der Schneider, deine Ursach mußt du doch haben. Ja, von der Ev und dir ist die Red geweit, und an so ein arm Mädle, wie die Heiterethei ist — na, ich sag nichts wieder von der Heiterethei, brauchst nicht so aufzufahren, — an so eine ist da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev, die hat ein paar Kasten und Zeugß darin! Und da meinst du auch, die Ev wirds erfahren, und du verlierst den Respekt. Ja, und Respekt muß im Haus sein; darauf halt auch ich. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht mich vor dir und bin still aus Furcht. Da kennst du den Schneider schlecht. Ich red so nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das schickt sich nicht für einen, wo ein Mann ist. Deswegen kannst du ohne Furcht sein, Frigle; da kannst du dich trösten!

Sie waren im Gespräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege sich schieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders=Frik erst, daß ihn fröstelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er sagte zu sich: Ich wollt, mir wär was anders eingefallen, als das Ordentlich=sein. Das ist schuld an der ganzen Geschichte. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das ist verwünscht, daß es wieder die Wahrheit ist. Ich könnt gleich wieder in das alt Wildthun hineinkommen. Ich wollt, ich wär nie anders geweest. Das Denken ist dumm Zeug; deshalb ist das Vieh so vergnügt, weils nicht denkt. Jetzt gleich geh ich in die Schwane und geh nicht eher wieder heraus, bis ich die vergessen hab.

Er hielt den schon schneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zusammen.

Ja, daß sie mich auslachen da und sagen: Er ist wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in

den Bach gerennt? Und wenn sie ihn nicht in den Bach hätt gerennt, wär sie ihn nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist geweest wie dem Herrnmüller sein Spiz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht auffässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär und noch niederträglicher thät! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spiz lassen treten, so viel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag ich dir! Die Ev sollst du frein, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mirs auch geglaubt; da werdens die Leut schon erfahren, daß ich der Ev aufgepaßt hab und nicht jener. Und die Heiterethei..

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm er die Ev. Und wenn ichs ihr nicht zum Troß thu, so thu ichs dir selber zum Troß, sagte er dann wieder zu sich, weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu ich nicht mehr, das weißt du, aber unterfriege will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev heiraten. Warum willst du jene nicht vergessen?

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so wars ihm ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiterethei in seiner eignen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

Fräule, sagte er zu der Großmutter, ihr habt mir neulich von der — Baltineffen-Ev geredt, ihr wißt schon, was. Das könnt ihr fertig machen. Sagt mir nir weiter davon; in acht Tagen muß die Sach fertig sein. Ich bin ihr schon lang zu Gefallen gegangen

— das könnt ihr sagen — und hab sie nicht allein können antreffen.

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr wurde, seine Kleider naß und voll Schlamm, ihn frösteln und von seinem verletzten Finger Blut fließen sah, geriet sie außer sich.

Es ist mir, sagte er; beim Weidenschneiden bin ich in den Zehntbach gefallen.

Die Alte, voll Furcht, er könne sich erkälten, wollte ihn im Hause behalten und bewegen, schnell zu Bette zu gehn oder wenigstens die Kleider zu wechseln. Er könne den Tod haben davon.

Wär mir just recht, dachte der Frik. Er blieb darauf, so wie er sei, nach seiner Werkstatt zu gehn, und wenn sie ihm den Bader etwa nachschicke, der solle sehen, seine andre Hand sei noch gesund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß sie sagte: Aber, du böß Dichterle, wenn du krank wirst, oder der Finger wird schlimm, daß du nicht kannst arbeiten?

Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich seh nicht, wozu! Ich seh nicht, wozu einer leben will! fuhr der Frik auf. Wenn ihr was wollt thun, Fräule, so macht das geschwind fertig, ich hab euch gesagt, was. Oder ich geh übermorgen nach Amerika.

Die Vorstellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer schrecklicher gewesen als die des Sterbens. Da, meinte sie, komme man zu seinen Leuten, und dort zu lauter Fremden. Die Val-tinessin-Ev schien ihr nicht die Frau, die sie ihrem Enkel wünschen sollte. Doch versprach sie ihm, die Sache möglichst bald in Richtigkeit zu bringen, wenn sie auch bei sich dachte: Das ist die best Gil, die mir übereilt, und Gott sei gedankt, der Menschen Gedanken in ihren Köpfen sind auch nicht so fest, als die Erd unter ihren Füßen.

Sie konnte nicht schlafen. Es fiel ihr nun erst recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich gesehen, sein ganzes zerstörtes Wesen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege schon verloren haben müsse. Besser ist besser, meinte sie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengasse und weckte den Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Onkels Werkstatt an.



Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im Gringel. Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon. Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eignen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duckste hinaus.

Eben so ducksig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammen-
geschobnes und gefaltetes Gesicht eben so in die Länge.
Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten
Tasche herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neu-
gierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer
höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleich-
gewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so lang-
sam eingeschlafen als diesen Abend. Als es endlich doch
geschehen war, stand sie mit zwei Schritten hinter dem
Schmied und fragte: Aber was ist denn? Was hast
du nur wieder einmal?

Du bist da? gegenfragte der Schmied über seine
Schulter. Dann, indem er sich wandte: Hast du denn
auch Thee genug daheim für die Nacht?

Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied?
Hast du etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen
Schlucker hast du einmal wieder!

Der Morzenschmied antwortete nicht, sondern sagte
wie zu sich selbst: Ich bin nur froh, daß ich froh bin.
Dann wandte er sich zu der Schmiedin: Ich sag dir,
es giebt nirgends Gescheiters auf der Welt, als wenn einer
so eine gescheite Frau hat wie ich. So gut ist heut
nicht ein jeder dran. Ja ja. Das wird eine schöne
Geschicht! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wacht-
stuben noch müßt herauskommen. Na, wir beiden
können lachen. Aber die daran schuld sind. Ja, du
weißt's wohl noch gar nicht. Die Heiterethei hat den
Holders-Friß vom Steg gerennt. Und ich möcht nicht
unter denen sein, die ihr so lang haben angst gemacht,
bis sie desperat ist geworden.

Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt
ja noch, und es ist gar so gefährlich nicht mit dem
Holders-Friß. Das Holders-Fräule selber hat mir's
gesagt.

Ja, sagte der Schmied, daß er noch lebt, das ist

weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf, und die Geißlichkeit steht dabei, und der Meister Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gäß singt der Kantor mit seinen Jungen. Der verwünscht Schlucker! Iß doch, Venele. Ich mein, es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmaß hab geben. Komm her, Venele; thu nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu thun. Und wie dir das Schöpple wird stehn! Ja es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu lassen baun, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Thee hastu für die Nacht. Ich bin schrecklich müd. Was schlägst du denn die Händ da unterm Tisch zusammen? Ich meint, du wärst ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtstubenweiber? Warum sind die so dumm!

Damit duckste der Schmied in seine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tisch die Hände. Sie stand schon halb vor dem schwarzbeschlagenen Tische, halb stat sie im Trillerhause.

Hast auch Öl für morgen früh? fragte der Schmied schon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie setzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem sie die Haltebänder gefnüpst, was nicht so schnell ging, da Händezusammenschlagen und Schleifenbinden Dinge sind, die zu vereinigen man ein Taschenspieler sein muß, nahm sie ihr Gehäuse um und verschwand in der Finsternis der Hausflur.



Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ist's doch mit dem Warten aus und dem andern dummen Zeug. Wie viel haben die nicht geredet, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, proßt! Ums Blaudern ist's den Weibern zu thun gewesen, und das Häusle steht so just am End; da kann man hineinwischen, und es sieht's kein Mensch, der es könnt bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen fehr ich aus. Und so ist's, und nu ist's fertig!

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachstubenweibern“ empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den böshafsten Auslauerer in die eigne Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt war. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuiert hätte. Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit, nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten war, schien von andern Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demut vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und

gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Geftraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höhern Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt hatte, ein Ehrenkleid.

Ja, schloß sie ihre Rede, den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt.

Da mög einer, machte die Tischlerin begeistert die Nuzanwendung, Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Frik; denn warum? Das ist der Vorsehung egal!

Denn jeder, fügte die Lüncherin hinzu, treibt's nur so lang, als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern.

Und wenn die Zeit gekommen ist, sagte die Beutlerin, hernachen ist sie da.

Und hernachen, nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, sagt alle Welt: So ist's einmal recht! So hats einmal müssen kommen.

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte gestiegen, wo sie notwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? Man ist doch ein Mensch.

Und, meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachstehen wollte, er hat doch eigentlich auch seine schlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann strafen, aber die Menschen sollen mitleidig sein.

Zumal, bestätigte die Lüncherin, wenn einer hernachen so bußfertig ist wie der Holders-Frik. Denn das muß man sagen, obschon er ein Bösewicht ist, so ist er doch eine recht christliche Seel. Wie ein Lamm ist er, hat das Holders-Fräle gesagt. Und er hat auch

gar kein bißle Reu über das, was er hat gethan, sondern er erträgt's als ein frommer Christ, der da aus seinem Katechismus weiß, der Gottlose muß viel leiden. Und glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist, hat der Apostel Paulus gesagt.

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehn.

Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wies mit dem Holders-Frik steht.

Die Baderin erschraf, daß sie reden sollte. Sie erröthete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem andern Munde für wichtig und mittheilenswerth gehalten; in ihrem eignen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

Es muß sehr gefährlich sein, spann die Weberin. Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen.

Dumms Zeug! lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so einer nicht, wie der Holders-Frik.

Die Tischlerin wollte beiden recht geben. Nein, daran gewiß nicht, sagte sie, wiewohl's ihm kein Mensch könnt wehren, daran zu sterben, wenn ers absolut will. Denn warum? Der Mensch ist wie Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben.

Ihrer ist geholt worden? fragte die Weberin.

Ja, entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: Das Fräule ist zu Nacht kommen mit ihrer Latern und hat meinen in die Werkstatt geholt.

Freilich! freilich! spann die Weberin mit beiden Händen. Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürft zulezt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hats ja selber gesagt, er ist über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?

Die Lüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

Lieber Gott! rief sie, über die Leut! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt, woß alle Leut hätten gesehn? Was wär da erst draus gemacht worden, wenn ers nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut reden!

Es ist schrecklich, sagte die Tischlerin noch zorniger. Wenn ichs nicht immer gesagt hätt, wenns hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab ich gesagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wann soll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hats geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut eben so gut könnt sagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? Weil sie immer da hat gearbet, wo Weiden stehn.

Ja, sagte die Baderin ängstlich verlegen. Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hats nur vor den Leuten nicht wollen thun.

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber das Unerwartete war diesen Abend so oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und sah die

andern Frauen der Reihe nach an. Was hab ich gemeint, wenn ichs auch nicht hab wollen sagen?

Ja, entgegnete die Tischlerin beistimmend. Denn warum? Man wär ausgelacht worden. Aber darauf wird sich jede noch können besinnen, was ich für ein Gesicht gemacht hab, wie zum erstenmal ist die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eichelhaus beim Annedorle gelegen.

Ja, fuhr die Tüncherin fort, und wie die Tischlerin das Gesicht hat gemacht, da hab ich die Tischlerin angesehen und hab gesagt: Das ist eine Hochzig!

Und hernach hab ich genickt und zwei Lacher gethan, sagte die Weutlerin. Na, die Frau Weberin und die andern werden sich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab gethan. So: Hahaha! Hahaha!

Und wenns sonst niemand ihnen glaubte, sie hatten sich so hineingeredet, daß jede wenigstens von sich überzeugt war, so habe sie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderbar! Auch ihr gings wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben hatte, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr ins Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen jene;

diese Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt hatte als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich habe dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! Und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Baltinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eignen Gebärden und mit so heredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Bewunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Zeremoniell der „Wachstube“ gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Baltinessin daheim zu thun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte, und doch käme, weil sie einmal „so“ sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eignes Verhängnis nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotnen Tassen mit zitternder Hand zum Munde und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Baltinessin: Ei, du Gerechter!

Die Schlosserin von drüben seufzte: Nein, so was!

Die Russen-Sattlerin stöhnte: Sollt mans denn meinen!

Dann war wieder alles still. Und wieder begann das Achselzucken, wieder wurde der Kopf seitwärts geworfen, wurden die Hände zusammengeschlagen.

So eigen, man möchte sagen melancholisch resigniert und doch zugleich mit einer schmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Baltineffin noch nie über ihrem rechten Ohr geschwebt.

Man soll nicht denken, sagte die Baltineffin endlich, als sie saß, aber mehr zu der Stubendecke, als sonst zu jemand, man soll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag sechzig ist gewesen. Der Holders-Fritz ist ins Wasser gefallen? O es fallen mehr Leut ins Wasser! Er hat Weiden wollen haun? Ja, proßt die Mahlzeit!

Sie schlug erst mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr sie in Tönen fort, wie sie der Gringel im Einfallen hören lassen würde: Obschon mein Vater selig ein Weber ist gewesen, hier sitz ich und sag: Da liegt eine Kriminaljustiz! Ins Wasser gerennt ist er worden, der Holders-Fritz!

Tausend Ausrufe des Schreckens und Erstaunens, eben so viel Fragen waren im Entstehen. Sie alle ersticke die Baltineffin erbarmungslos in der Geburt, indem sie fortfuhr:

Einem Stuhl und einem Tisch sieht man an, wozu sie gemacht sind, einem Menschen aber nicht. Oftmalen sieht einer aus wie Marzipan und ist aus eitel Galgenholz geschnitten. Und da findet sich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottseibeius selbst ist gewesen, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild sein, und wenn eine fröhlichen Herzens ist, so ist kein Falsch an ihr. Ja, proßt die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarren hertanzte wie weiland der König David

seliger vor der Bundeslad — aber der Mensch redt sich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag sechzig ist geweest.

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles sah erstaunt auf die Heiterethi.

Aber, fuhr die Baltinessin fort, indem sie ihre Haube auf das linke Ohr schwang, aber es ist nix so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh ist geweest. Denn der Vorsehung ist keine Kreatur zu gering. Und kommt so was nicht vor die Gericht, so ist's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewissen hätt. Aber darum soll keine meinen, nun ist ihrs geschenkt. Denn dort über dem Häusle da — sie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kraken hörte — dort oben, da ist einer, und dem ist's egal, ob einer König oder Kaiser oder auch ein ledig Weibsbild ist. Und der sieht mit dem einen Aug nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichsteg. Und wenn schon mein Vater seliger ein Weber ist geweest, und die Leut, dies trifft, mögen leugnen, wie sie wollen, hier sitz ich und sag: So ist's!

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch versicherten alle, sie könntens nicht glauben, sie könntens wirklich nicht, daß so eine, die man für die Best, für die Gutthat selber gehalten, so was ganz extra Schrecklichs sollte gethan haben.

Die Baltinessin schlug auf ihre Kniee und wiederholte: Ja, mögs leugnen, dies gethan hat, wie sie will; hier sitz ich und sag: So ist's.

Die Heiterethi aber sprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfre Baltinessin ruhig sitzen blieb.

Leugnen? sagte sie zornig. Und vor wem? Vor euch? Was seid ihr denn, wennschon ich ein arm

Mädle bin, und ihr seid reich und denkt, ihr seid wunder was? Und gut; wenns so einen giebt über dem Häusle da, wie die Baltineffin sagt, so weiß er auch, wer schuld daran ist, und wenn ihr euch noch hundert mal mehr wundert. Was ich gethan hab, das hab ich gethan! Und wärs was Schlimmers, so bin ich nicht, daß ich nun thät, als wüßt ich nix davon, wies andre machen, die erst einen reizen dazu, daß mans thut, und hernach verklagen sie einen noch.

Die einen reizen? rief die Baltineffin voll Erstaunen, als die andern verlegen schwiegen. Hier sitz ich und frag: Wer hat einen gereizt?

Da erhob sich eine Stimme, in deren Ton sich Angst und Zorn wunderbar in einander verbissen hatten. Alle sahen nach der Thür; in dieser erschien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz schimmerte in bläulichem Glanze, und hinter ihm rauschte unglückverkündend das lange Haubenband als Schweif.

Und da meint die dort, schrie sie, daß man vor Gericht das glauben wird? Und denkt, sie will sich weiß brennen, wenn sie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, sag ich, muß einen leiblichen Eid leisten, und nicht arme unschuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich sag nur, mich sollen sie nicht trillern, eher lauf ich in den Zehntbach. Ich hab nix weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier sind. Und wenn fies dahin bringt, und die Weiber da lassen sichs alle gefallen . . .

Wenn man wüßt, was sie eigentlich will, die Schmiedin! unterbrach sie die Baltineffin. Ich für mein Teil, was das auch mög sein, hier sitz ich und sag: Ich laß mirs nicht gefallen!

Und da wundert ihr euch auch noch! entgegnete die Schmiedin. Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber sie soll nur vor Gericht sagen, ich hätt sie angestift!

Angestift? schrieen alle zusammen.

Vor Gericht? fragte erblassend die Tischlerin.

Zum leiblichen Schwur? rief entsetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin schlug schreiend die Hände zusammen:
Ins Trillerhaus?

Und dessentwegen, sagte die Baltineßin vorwurfs-
voll, langsam die Haube schwingend, sind wir so ge-
weist? Und haben uns aufgeopfert? Blutig aufgeopfert?
Sind alle Tag hergekommen und sind nicht so geweest
und haben das Unfrig versäumt?

Ich hab euch nicht verlangt, entgegnete die Hei-
terethei.

Ja, sagte die Baltineßin und schlug den Taft dazu
auf ihren Knieen, freiwillig sind wir gekommen, un-
verlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort und
auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehren-
kleid. Ich hab gewußt, je größer der Dienst, je größer
der Undank; ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag
sechzig geweest; und bin dennoch kommen. Aber jede
Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht
deshalb nicht wieder zu kommen.

Die Baltineßin erhob sich, warf die Haube auf das
rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlossen
sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich alle un-
willkürlich zurück, die Baltineßin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde sie nicht gehen
lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die
Wehmut, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo
man so bequem sich täglich gesehen, zusammen ge-
plaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Baltineßin versteckte diese Anwandlung unter
feierlichem Ernst und sagte: Die Schmiedin ist zu
ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche un-
fluge Ding zu machen. Und wenn sie demohnerachtet
thut, hier steh ich und sag: Meine Händ wasch ich in
Unschuld. Hier hab ich gestanden, und den meinen

Finger von der meiner Hand hab ich aufgerectt, wie ich gesagt hab: Unnedorle, der Frik paßt ihr auf, aber das braucht sie sich nicht zu Herzen zu nehmen!

Ja und wahrhaftig, bestätigte die Schlosserin von drüben, so hat die Baltinessin gesagt, und wie ich dazu hab gesagt: Wenns die Baltinessin spricht, kann sie glauben, Unnedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wärs gestern erst gewesen.

Hernachen, beteuerte die Russen-Sattlerin, hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab ich gemeint, es ist, als sagt der Kaffee ja.

Hundertmal flecken nicht, rief die Tischlerin, daß ich gesagt hab: Sei sie gescheit, Unnedorle; das ist ja lächerlich da mit ihrer Furcht.

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am feigligsten war.

Furcht? lachte sie zornig. Furcht? Ihr redt von Furcht? Ich fürcht mich vor niemand. Ich hab mich nicht vor dem Holders-Frik gefürcht und fürcht mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ichs hab gethan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht weils mich betrifft, aber daß die Leut so sind, das könnt einem weh thun, wenn man nicht müßt lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so spräch, wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheitst, was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt wär, hernachen wärs erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen thät: Ich hab den Wachtstubenweibern gefolgt, da wärs für mich nicht besser, und ich würd noch ausgelacht dazu.

Die Baltineßin beschwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, die die Annemarie nicht „ausfagen“ konnte.

Wenn die Sach, begann sie dann, nur der Mühwert wär, daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich sag: Ein Wort ist kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle schon wieder vernünftig sein. Ich mein, wir setzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zusammen.

Ja, sagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stuble nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ist's schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eignen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Töpf und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ist's, und nu ist's fertig!

Die Frauen hatten sich schon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernst der Heiterethei nicht eher, als bis diese mit entschloßnem Schritt dem Herd sich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie sie von hinten umschlang, um sie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tischlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwischen warfen, daß die Baltineßin beschwörend ihren Arm gegen sie aufhob! Das starke Mädchen schob sie mit leichter Mühe beiseite. Sie achtete der Wehmut im Gesicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob sie den Topf, und die braune Flut strömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielstimmiger Schrei, in dem zugleich das Erschrecken freischte, der Schmerz ausstöhnte und der

Zorn drohte, Klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Wassersnot. Und nun erreichte auch diese das Verhängniß, und sie verschwanden spurlos unter den Wogen der Flut.

Und schwarz stand der Herd, die Opferstätte trau-licher Geselligkeit noch vor einer Stunde; schwarz, als hätte nie ein Kaffeeslämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob sich die Baltinessin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Annedorle Ver-nunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem et-waigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiednen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten rachefordernd aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Troß des Mädchens. Ich will die Thür zumachen, sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Baltinessin auf ihrem linken Ohre schwebend erhalten. Die Baltinessin selber schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: Nun wohl! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus andern Stuben sind wir gekommen in das arme Stüb-
le da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben sind wir gekommen mit

Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstopft sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewesen, hier steh ich und sag: Das Annedorle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt lieber sehn, wie sie ihre Sach könnt verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng hilfst kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauret? Weiden gehaun hat er. Wo soll einer anders Weiden haun, denn wo welche stehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehaun, weil sie immer um die Weiden herum ist gewesen? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenns hat geheißn, der Holders-Fritz lauert ihr auf!

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank und hoch an der Thür stand, mit einem Holzscheit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten. Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezognen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leidenschaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Modell zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eignen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu diesem Bilde gebracht, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und

die Heiterethei war sterblicher als andre, weil sie mehr Leben besaß.

Die Balthinessin fuhr einen Schritt zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie diese anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passieren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, sodaß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheitbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. Nun begreift man wohl, fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenige ist gewesen, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt!

Ja, sagte die Weberin, indem sie eilig bei der Heiterethei vorbeischlüpfend das Freie gewann, ja weil sie selber die ganz Geschichte hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät lauern. Es weiß jeder, daß sie toll auf ihn ist gewesen!

Die Tüncherin war unterdes dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: So was Schrecklichs ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mädle!

Ja, fuhr die Russen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge, am Gründer Markt einem ledigen Bursch zu sagen, er soll sie frein! Und sie könnt einen Mann aus ihm machen!

Und wie er nicht will, ergänzte die Schlosserin von

drüben noch im Vorbeiwischen, rennt sie ihm den Schieb-
farrn an die Bein!

Denn warum? sagte die Tischlerin, als sie wieder
Boden fand. Weil wir nicht haben mitgethan, wie sie
den armen Bursch hat wollen verhegen!

O, seufzte die befreite Baderin vor sich hin, er
sagt, er ist selber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn
vom Steg!

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg
natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Be-
freiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die
Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der
Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte
sich die Nächstfolgende an sie an, und an diese wieder
eine andre. Das Gewicht der ganzen Kette mit sich
fortzureißen war die Schmiedin denn doch zu schwach.
So kam, daß sie in der Thür zu fallen kam, und die
übrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin!
Mit Mühe wirrten sie sich auseinander; übereinander
rollend und krabbelnd kamen sie um so langsamer aus
dem Bereiche der Heiterethei, als sie das überschnell
ins Werk zu setzen sich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bittersten Zorne lachen.
Als die letzte aus der Thür war, warf sie diese zu.
Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen schmolz.

Die Weiber draußen, hörte sie, gingen noch nicht.

Drum soll sie doch ja nicht meinen, sagte die Tisch-
lerin noch, es möcht eine noch da bleiben, wo einer
der Kaffee wie vergiftet müßt vorkommen. Und wer
weiß? Denn warum? Es giebt Leut, denen auch das
ist zuzutraun!

Aber nu soll die ganz Stadt wissen, wie die Sach
eigentlich ist geweest, sagte die Weberin.

Eine schrie dazwischen auf: Man holt sich da nir
als Unrat und Geschmeiß!

Der alte Holunderbusch wirtschaftete wie toll. Er

warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

Und wenn sie dahin will lassen kommen, scholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, die Gericht werden ihres schon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus.

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: Ja, hier stehe ich und sag, so eine Hochzig, wie sie hat wohl zunichte machen, soll noch nicht in Luckenbach sein geweest.

Und nun wird sich zeigen, rief noch entfernter die Beutlerin, ob das ihrer Schwester Kind ist oder ihres.

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: Und obschon mein Vater selig . . .

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Säusen der Weiden im Winde.



Ich wollt wer weiß was drum geben, sagte die alte Annemarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, wenn ihr das nicht hättet gemacht, Anneborle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt ihr auf euch verbittert. Ich kann nir dazu. Wenn ich euch wollt abhalten, seid ihr nur immer noch wilder geworden.

Weil ich recht hab gehabt!

Die Alte schüttelte den Kopf. Davon wär noch zu reden, sagte sie, und wenn man auch nicht am Gründonnerstag sechzig ist geweest.

Die Heiterethei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Balthinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja mit An-

unwillkürlich daran, unter wie so ganz andern Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja daß sie es da so spät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

Und wenn sie mich sehen, sagte sie, indem sie hinaus ging, an dem Frik hab ichs zehnmal verdient, und es ist doch tausendmal besser, als der Frik wär tot, und wüßt auch keine Menschenfeel, daß ichs hätt gethan.

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Frik nun daheim machen und denken möchte. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Frik. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hülfeleistung nötig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollte er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie mußte wohl, der Frik war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichthum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen ihr in ihrem eignen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

Wenn ichs ihm nur wenigstens könnt sagen: Es ist nicht gern geschehn, und ich machts gern ungethan, wenn ichs könnt! Wenn er freilich so klug wär und mich doch noch freit! Er sollts nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt trotzdem doch ein Richter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn ers erführ, daß ichs nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab gethan. Aber wer sollt ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen thät. Er dächt wohl gar, es wär mir um ihn zu thun. Ich brauch keinen, ich kanns noch selbst ermachen. Mir issts nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt, ich könnts machen, und er wüßt gar nichts davon!

Sie sann vergeblich auf das Wie.

Ein Windstoß arbeitete sich eben aus der Erlenkrone über ihr los, die ihn mit den krausbelaubten Ästen kämpfend festhielt wie ein Spinnweb eine lärmende Bremse. Er erinnerte sie weckend, daß sie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlensteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erst gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlensteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehn gesehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln fast erstickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte sie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf sie auf das Kind, das im sanftesten Schlummer lag.

Dann nahm sie die Haue vom Nagel, und eilig mit schnellem Schritt gings erst an den Weiden, dann den Weg querselbein hin.

Eben so flüchtig als gestern um diese Stunde eilte sie durch das Thal. Eben so hatte sie den Unterrock über den Kopf herauf geschlagen, daß niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschraf sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Eben so laut pochte ihr Herz, und doch von wie ganz andern Empfindungen als gestern!

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehn und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schüttelte immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingefät standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein andrer wie in einem Thale. Das muß der Lehrer (Vehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zu gehabt, als müßt er die Räusch verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken! Der Holders-Fritz kam ihr in der Vermahrlosung seines Gutes noch mittheidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügelspitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hin-

durch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales. Dazwischen tönte hie und da einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche, regenkündende Dünste gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.



Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinem Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräulein that zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hilfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterläden konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Küsschen theilte, und ihn zu verständigen, wohin, und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indes war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständnis zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel

Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitte dem Frik einen Finger ab, nur um ihr zu zeigen, wie leicht das ginge, und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

Was? sagte der Meister. Das ist die Hauptsach, daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll ihr nicht angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn ums Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch, das wär noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin!

Ach du lieber Gott, er stirbt! brach die Alte aus.

Was denn? sagte der Meister. Der? dem fällt's noch nicht ein!

Aber er hats ja selber gesagt, der Meister Schnöbler.

Ja, zum Exempel, entgegnete der Meister, wie ich sie beruhigen thät, wenns der Fall wär, er stürb. Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtigs Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ist's mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.

Dabei streifte er sich die Ärmel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könnte. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Frik.

Der Finger wird steif, weiter ist's nix, lachte er dann der Alten zu, als meint er ihr wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. Aber soll denn gar nix weiter da sein, als Wasser? Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken!

Mein Lichterle, sagte die Alte, trinkt nix anders mehr als Wasser.

Na und da sind die Folgen davon! Hätt er ruhig

im Gringel gefessen und eins getrunken, da wär er nicht in den Bach gefallen!

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister Schnöbler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders=Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängstlich zu sein.

Wenn ich einmal so einen unter mein Messer hätt gefriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab studiert! Was das für ein Brustkasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ist's keine Kunst, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiterethei, das ist auch so eine!

Der Name Heiterethei wirkte stärker auf den Kranken, als vorhin der Überguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: Was geht die mich an? Der Gringelwirts=Co hab ich aufgepaßt. Meint ich doch, ich wär in meiner Werkstatt, setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders=Fräle, ihren Frik wieder bei Besinnung zu sehen! Sie lieblosete ihm wie einem kleinen Kinde.

Ihr seids, Fräle? Habt ihr das richtig gemacht, ihr wißt schon, was?

Aber, Frikle, entgegnete die Alte, du hast mir's die Nacht erst gesagt. Was denkst du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn sie schlafen?

So thuts morgen, sagte der Frik, redet mit der Baltineßin!

Er sank wieder aufs Lager zurück.

Ja doch, Frikle, gleich morgen früh, versicherte die Alte. Dann sah sie den Meister Schnöbler wiederum ängstlich fragend an. Das Umsinken des Kranken beunruhigte sie von neuem.

Der Meister aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von diesem ihr antworten wolle.

Das Stehen wird mir sauer, sagte er, als sie an die Schnitzbank kamen. Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken. Er setzte sich und fuhr fort: Ich hab morgen im Gringel zu thun; ich könnt's besorgen.

Die Alte erschrak. Ja, was denn?

Das Richtigmachen mit der Baltineßin=Ev.

Die Alte wollte ihn noch nicht verstehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er sei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verschwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders=Fräule erst die ganze Geschichte von dem Auslauern ihres Enkels, und wie man erst geglaubt habe, er wolle der Heiterethei etwas Böses zufügen, dann, er sei ihr zu Gefallen gegangen, bis er selbst erklärt habe, es habe der Gringelwirts=Baltineßin=Ev gegolten.

Das letzte kam ihr, wie sie bei sich selber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geschichte klang kurios. Das Holders=Fräule war gar nicht schwer im Begreifen. Nachdem sie, was sie noch nicht wußte, dem Bader geschickt abgefragt hatte, sodaß sie das Ganze der Begebnisse, soweit sie bekannt waren, übersehen konnte, begriff sie den Zusammenhang. Das Beste schien ihr, den Fritz sich erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Baltineßin=Ev richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Borne hervor, von der Heiterethei verschmäh't zu sein. Wenn sie ihm den Willen that, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang in dem Wahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswerthesten sei.

Das konnte der Meister Schnöbler mit seiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräule nach einigem Besinnen: Ja, Meister Schnöbler,

terethei nicht einmal den einzigen Reiger ihr zuliebe gethan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zuhause blieb, war sie überflüssig und tappte kopfschüttelnd wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster gesetzt — das hintere behielt sich der Holunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.



Nie hatte ein Tag dem andern so unähnlich gesehen, als seit die Heiterethei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eignes Gesicht. Es war, als wäre das Stübchen seit seiner Erbauung zum erstenmale leer, seine Wände rückten immer weiter aus einander. Der Holunderbusch sah wie glasköpfig aus; so sehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tausendlockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiterethei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben war, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Baltineffin gegessen hatte, bewegte es sich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabschnitte. Vermied doch die Heiterethei selber, im Vorbeigehn mit der

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglafe, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andre Farben gab als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte, und das Heueinernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten konfus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch die die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient hatte! Und doch war die Heiterethei sonst auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen, noch zum Scheuern, noch zu sonstiger Haus und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Baltinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie

wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich! Wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht ist auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende die halbe Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegentheil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, dünkt sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem andern kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, sich darum stundenlang zu quälen.

Und an solcher Faulenzerei, fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, hab ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuernte als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! Bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenlager bisher sich abgedarbt hat; nicht für sich — daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiterethei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Baltinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balancieren wie die Baltinessin, aber natürlich im richtig bemessenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Hauben-

werfen verhält sich zu dem der Baltineffin wie ein Schweineschwänzchen zu einem Löwenschweif. Und geht sie breiter, denn sonst, so ist ihre Grazie gegen die massive, steinerne der Baltineffin nur eine aus Holz und Lehm, und sie selber nur ein bescheidnes bretternes Hintergebäude.

Nur selten kann sie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzusehen, und dann läßt sie gutmütig, so viel in der Eile möglich ist, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Gestalt der Heiterethi fallen. Ihr etwas anzubieten, hat sie nicht den Mut, wenn auch die Lust. Denn sie kennt die Heiterethi. Und die giebt sich auch nicht das Ansehen, als ob sie etwas bedürfe. Ja, sie treibt noch Pöffen mit der Annemarie. Sie spielt die Person der Baltineffin und der Weberin gegen sie und weiß das mit solcher Geschicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr süßsaures Lachen vergißt und in unwillkürlicher Täuschung befangen sich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethi wirklich jene große Frau selber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethi in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen ersah die Heiterethi, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

Ich bin keine von euern großen Weibern, sagte sie, daß ihr erst vom Wetter müßt anfangen, wenn ihr mir was wollt sagen. Da ist nur eins zu machen, entweder ihr redt, oder ihr redt nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab angezündt.

Vor meinetwegen brennt die Lampen ja nicht an, Bäs Dorle, entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm suchte zu ihrem Vorbringen.

Nu, doch wegen dem Lieszle da, damit sich die nicht stößt.

Das Lieszle sitzt ja so ruhig, und das Öl, das wird schrecklich teuer bei der Witterung.

So will ichs noch lassen gehn, aber nu hätt ich gedacht . . .

Ja, sagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es sein, und gab sich selber einen Stoß, daß sie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

Weil ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen, sagte sie, und es ist groß genug dazu; sonst übrigens außerdem blieb ich lieber bei euch wohnen, als wo anders.

Ihr wollt fort aus meinem Häusle? fragte die Heiterethei.

Ja, sagte die Annemarie, und der Holunderbusch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Brust nicht mehr ertragen.

Der hat abgeblüht, entgegnete die Heiterethei ruhig. Und wenn ers einmal hat gethan, so thut ers das ganz Jahr nicht zum zweitenmal.

Und der Bach, fuhr verlegen die Annemarie fort.

Ja, der Bach, half die Heiterethei der Alten, weil sie sah, diese wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. Der Bach, der ist halt schrecklich naß. Habt ihr heint schon ans Ausziehn gedacht, wie ihr mittag seid dagewest?

Die Alte bejahte nur und geriet schon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

Ja, nu weiß ich, sagte diese, warum das Öl so teuer ist, und warum ihr gerad jetzt kommt, wo's finster ist. Ihr habt gedacht, ich seh's euch sonst an, daß ihr Vorwand macht. Wärt ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt geschlafen, da wärs noch besser gewesen; da hätt ichs auch nicht gehört. Und nu will ichs euch auch

nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich wie ihr. Damit 's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr einmal die Wahrheit redt, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal wenn ihr noch einen schönen Neiger dazu macht. Aber ich mein, wenn mir einer Lügen weiß will machen, so ist das die größt Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr seid euer eigner Herr und könnt in der Balthinessin ihre Brillenscheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab euch nix zu sagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach gehn, wie sie kann. Mir kanns einerlei sein und ist's auch, und nu ist's fertig.

Bei der Annemarie wars aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiterethei vermöchte das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könntens für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Befräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch fast gar nichts gewesen war, und gab diese dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Brezel, was sie dabei so mit Behmut erfüllte.

Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle! begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend.

nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich wie ihr. Damit 's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr einmal die Wahrheit redt, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weismachen. Bei euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal wenn ihr noch einen schönen Meiger dazu macht. Aber ich mein, wenn mir einer Lügen weiß will machen, so ist das die größt Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr seid euer eigener Herr und könnt in der Balthinessin ihre Brillenscheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab euch nir zu sagen und mithin auch nir übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach gehn, wie sie kann. Mir kanns einerlei sein und ist's auch, und nu ist's fertig.

Bei der Annemarie wars aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiterethei vermöchte das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbrezel auch fast gar nichts gewesen war, und gab diese dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Brezel, was sie dabei so mit Behmut erfüllte.

Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle! begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend.

Und wenn ihr mir nur wen'gstens den Reiger zulieb hättet gethan vor meinem End, aber so . . .

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochne Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte sich eben so seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie gecifert. Sie dachte nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei wars ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiterethei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eignen jüngern Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, wards erst leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauschte jetzt wieder eben so eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätte es der Annemarie gesagt. Diese wäre entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen“ selber verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.



Verfolgte nun das Schicksal die Heiterethei, so nahm es sich eben so sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Dehn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das haufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügendern Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogner Badeschwamm vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräther mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen war. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und

nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte all den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die gesammelten Wasser sich ein Bett nach dem Häuschen hin schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten sie das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setzen mußten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgesunken, hätte nicht der Fels mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit der eignen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, als wollte sie um die Ecke nach Hilfe sehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ein, und der Tod löste zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, einen so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glück das Häuschen einer Wasserkunst. Über die Furchen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen herab in hüpfenden Raskaden. Unzählige Öffnungen schluckten sie gierig ein, eben so viel andre spieen sie in schönen Bogen wieder von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Glend so lustig wie eine Wiese, und der alte Holunder stand daneben abgespannt und schlaff wie ein durchnäster Regenschirm in einer Ecke und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen aus Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Baltineßin that, als der Vater die Nachricht von dem Schicksal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas ähnliches. Sie schlug mit beiden Händen auf die Kniee.

Da sieht man doch, daß man richtig hat geweissagt, meinte sie. Es hat wohl öfter schon geregnet, aber der Regen da, das ist ein sichtbarlich Strafgericht vom Himmel. Und das ganz Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag sechzig ist gewesen, der weiß, was er redt. Hier sitz ich und sag: Ein Regen soll das sein? Eine Sündflut ist's.

Ja, sagte der Meister Schnödler mit unsicherer Zunge, die Heiterethei, das ist so ein Kerl, wie die Töchter der Riesen sind gewesen. Aber ich will euch schon kriegen!

Und der Herr hat wieder einen unschuldigen Noah gerett, wie selbmal, fuhr die Baltineßin fort. Die Annemarie da, das ist der ander Noah.

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich seufzte ihr Herz über das Schicksal des Häuschens.

Ja, es ist kurios, sagte der Morzenschmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. Es scheint, das ganz Alte Testament geht noch einmal für in unserm Luckenbach. Erst ist die Austreibung aus dem Paradies gewesen; jekund ist die Sündflut; nu muß der babylonisch Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israhel aus Ägyptenland.

Der ist gewesen, der Auszug, sprach die Baltineßin. Aber nu ist er erst fertig. Der Pharaon, der sein Herz hat verstockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab manchmal beinah gemeint, man hätt ihr zu viel gethan, aber nu hat der Himmel selber geredt.

Zuviel gethan? beruhigte der Meister Schnödler nachträglich. So ein Kerl wie die Frau Baltineßin, die kann schon eine Sünd mehr thun. Wozu wär denn

einer reich auf der Welt? Das ist noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Baltineffin. So eine kann gar nicht zu viel thun.

Ja, meinte der Schmied, das Zuvielthun ist andern Leuten ihre Sach.

Der Meister Schnödler sah den Morzenschmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorsicht für jeden Fall sagte er dann: Keinen Tropfen, Meister Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab . . .

Er wollte sich eben eines hohen Schwurs vermessen, aber die Baltineffin unterlief seine Zunge, indem sie feierlich warnend die Haube schwang. Meister Schnödler! Aber was ist denn da in seinem Glas gewest?

Das ist Bier gewest, Frau Baltineffin. Wenn ich sag: Einen Tropfen, hernachen mein ich einen Bittern.

Die Baltineffin sagte: Ja, wenn ers so meint!

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meister Schnödler rannte die Baltineffin an. In seinem weißlichen Rocke schien er mit ihr Nachtfalter und Pfingstrose spielen zu wollen. Es ergab sich aber, er hatte beabsichtigt, der Baltineffin etwas ins Ohr zu flüstern.

Von wegen, sagte er und zeigte auf die Th, die eben hereintrat.

Ev! rief die Baltineffin.

Nu, wie ist's denn mit dem? fragte die Ev leicht- hin, als sie herangekommen war.

Ja, so ein Kerl, lachte der Meister Schnödler. Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Baltineffin, wollt ich, trägs einmal. Die sollts herumreißen. Das ist noch lang nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Baltineffin. Wir wollen sie schon kriegen. Ja, wenns ihn hat, da redt er von nix als der Heiterethei. Ich kann sie nicht los werden, schreit er. Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da. Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald

an seinen Schädel. Ein vermünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: Fräule, habt ihrs richtig gemacht mit der Baltineßin? So ist er auf die Jungfer Go verseffen!

Die Gringelwirts-Go schien andrer Meinung. Aber: Wenn ich ihn nur erst hab, sagte sie zu sich. Ich will sie ihm schon heraus bringen!

Der Meister Schnöbler war innerlich der Meinung der Go, wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem andern Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Baltineßin allein fiel es nicht ein, der Fritz könnte eine Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe wert, sich so etwas einfallen zu lassen.

Und das Fräule? fragte die Go, und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauche eigentlich gar nicht zu fragen.

Sie wills absolut nicht, daß ichs in Ordnung bring. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenns eine Mäd zu dingen gält, meint sie, das könnt ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Baltineßin, da müßt sie selber kommen. Und das geschäh, so wie sieß nicht mehr in den Beinen hätt, daß sie den Schloßberg könnt steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär ein Wunderlicher. Wenn die Leut sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirts-Go, da könnt er aus Troß die Heiterethei noch nehmen.

Sm! dachte die Gringelwirts-Go. Das Mordmädle erriet richtig, daß das Holders-Fräule sie nicht haben wollte. Sie dachte: Wenns nur erst fertig ist, der will ichs schon eintränten!

Ich meint, er wär selber alt genug, sagte sie, und könnt schicken, wen er wollt. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetroegen. Sie kann ihn zusammenthun

mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverfälschtes Gesicht. Wenns einer machen thät, einen großen Ruppelpelz träg er nicht von mir.

Der Meister Schnöbler verstand wohl, daß das hieß: Der träg einen großen Ruppelpelz von mir.

Er schmachete sie an und sagte: Ein Schieferbeder, der den Hals gebrochen hat, das ist noch ein ganz andrer Kerl als das Holders-Fräle.

Aber die Baltineffin schwang ihre Haube, sodaß diese auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen schien.

Das Holders-Fräle hat recht. So einen schickt man nicht zu der Gringelwirts-Baltineffin, sagte sie, in solcher Sach. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu respektieren hat. Und es wird ihr schon aus den Beinen herauskommen, daß sie den Schloßberg kann ersteigen. Hier sitz ich und sag: Der Gringel wirft sein Mordmädle niemand an den Kopf.

Das Mordmädle griff nach einer Flasche, darauf geschrieben stand: Spanisch Bitter, und schenkte dem Meister Schnöbler unverlangt zweimal nach einander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und sagte: Der Meister Schnöbler braucht sich mit der Sach nicht weiter unnütz zu beschweren. Wie meine Mutter meint, so mein ich auch.

Der Meister Schnöbler verstand; er nickte der Go mit lachendem Gesicht zu und gab, nach der Baltineffin hindeutend, zu verstehen: Ein verwünschter Kerl, die Frau Baltineffin! Aber wir wollen sie schon kriegen!

Der Meister ging, und die Baltineffin wandte sich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

Ja, sagte sie, Annemarie, wär der gerecht Zorn der großen Weiber nicht gewesen, ganz Luckenbach hätt

mit dem König Pharaon müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär vielleicht der ganz Regen nicht gewesen. Was denkt sich die Annemarie dabei?

Ach, sagte die Annemarie; aber was meint die Frau Baltineßin nur? So würd ich mir doch das nicht zu schulden kommen lassen. Und wenns zehn mal sich für arme Leut schicken thät, daß sie was denken thäten dabei, was die Frau Baltineßin sagt. Und die Frau Baltineßin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nir dabei zu denken ist. Und wenns sein könnt, in der Frau Baltineßin ihrem Beisein michs zu unterstehn, das wär mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer so reich ist, wie die Frau Baltineßin, und ist am Gründonnerstag sechzig gewesen!

Die Annemarie ist eine recht vernünftige Person für ihre Umständ, genehmigte die Baltineßin dieses Ersterben in Demut, drum hat der Herr sie auch so sichtbarlich mit seinem Arm behüt. Und an dem Exempel da kann sieh ersehn, daß der liebe Gott die Welt nicht so in den Tag hinein hat erschaffen, sondern hat sich was dabei gedacht, warum er reiche Leut und arme Leut hat erschaffen.

Die Baltineßin dachte, als sie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß sie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben so bestimmt den Gästen des Gringels als ein solches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch schien sie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei so weit vollzogen, als wir geschildert haben, und schon machte sich ein Morgenwind auf, dem weitem Regen zu steuern.

Ja, sagte die Baltineßin, als zum erstenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regen-

wimpern sah, das ist sichtbarlich. Ordentlich gewarnt hat der Wind, daß er nicht eher ist losgebrochen, bis das Strafgericht ist vollend gewesen. Und daß er nicht hat müssen warten, bis das Häusle ganz verstorbt war gewesen, daraus kann man ersehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, sondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb Gott so was vor hat, so sollen die Menschen behilfflich sein. Und was mich anbetrifft, hier sitz ich und sag: Was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebessert, das soll ehrlich und getreulich geschehn.

So triumphierte die Balthinessin in der Seele des Schicksals und faßte den Entschluß, ihm zum besten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstortheit und Lieblosigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie beides allein genießen mußte. Im dicksten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz diese Stelle niedergelegt hatte, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszubenten, wie alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweise that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Balthinessin und der Weberin abgelauscht hatte. So hatte ja sie immer

mit dem König Pharao müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär vielleicht der ganz Regen nicht geweest. Was denkt sich die Annemarie dabei?

Ach, sagte die Annemarie; aber was meint die Frau Baltineßin nur? So würd ich mir doch das nicht zu schulden kommen lassen. Und wenns zehn mal sich für arme Leut schicken thät, daß sie was denken thäten dabei, was die Frau Baltineßin sagt. Und die Frau Baltineßin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nir dabei zu denken ist. Und wenns sein könnt, in der Frau Baltineßin ihrem Beisein nichts zu unterstehn, das wär mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer so reich ist, wie die Frau Baltineßin, und ist am Gründonnerstag sechzig geweiht!

Die Annemarie ist eine recht vernünftige Person für ihre Umständ, genehmigte die Baltineßin dieses Ersterben in Demut, drum hat der Herr sie auch so sichtbarlich mit seinem Arm behüt. Und an dem Exempel da kann fles ersehn, daß der liebe Gott die Welt nicht so in den Tag hinein hat erschaffen, sondern hat sich was dabei gedacht, warum er reiche Leut und arme Leut hat erschaffen.

Die Baltineßin dachte, als sie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß sie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben so bestimmt den Gästen des Bringels als ein solches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch schien sie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei so weit vollzogen, als wir geschildert haben, und schon machte sich ein Morgenwind auf, dem weitem Regen zu steuern.

Ja, sagte die Baltineßin, als zum erstenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regen-

wimpern sah, das ist sichtbarlich. Ordentlich gewarnt hat der Wind, daß er nicht eher ist losgebrochen, bis das Strafgericht ist vollend gewesen. Und daß er nicht hat müssen warten, bis das Häusle ganz verfürrt wär gewesen, daraus kann man ersehn, daß der Himmel den König Pharaon nicht hat ganz wollen vertilgen, sondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb Gott so was vor hat, so sollen die Menschen behilflich sein. Und was mich anbetrifft, hier sitz ich und sag: Was ich kann thun, daß der König Pharaon wird gebessert, das soll ehrlich und getreulich geschehn.

So triumphierte die Balthesin in der Seele des Schicksals und faßte den Entschluß, ihm zum besten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Lieblosigkeit des Königs Pharaon weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie beides allein genießen mußte. Im dicksten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz diese Stelle niedergelegt hatte, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszubedenken, wie alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweise that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Balthesin und der Weberin abgelauscht hatte. So hatte ja sie immer

der Regen vom Himmel zur Erde gefallen war, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heudunst von der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regen-geplätschers erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlassen hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, konnte schwitzen ohne Holunderthee. Kein Paar gesunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesündeste, regte sich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in dem es saß, dank den Anstrengungen des Regens, lustig genug geworden, lustig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heiterethei hätte sich beim Ein und Ausgehen das Thüröffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öffnen gebraucht. Ja, sie schloß die Thür sorgfältiger als je, wennschon sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichtern Schritten und aufgerichteterm Hauptes that und dabei ein lustiger Liedchen sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Troß gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unverkehrtes Schlafgemach hätte sie als ein Zugeständnis angesehen, durch das erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien

hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Diensthote oder Lehrling, der, etwas Vergessenes nachzuholen in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben: sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Borderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte sie den schweren Atem des nun stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Balthinessin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und Unwille herauszuhören war. Endlich sagte zürnend die Stimme der Reicher Wirtin: Aber Mädele, bist du denn der Verzeihmirs-gott? Was ist das für eine Aufführung da?

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in dem die Frau das sagte. Sie ist eben auch eine von den Großen oder wills wenigstens sein, dachte sie bei sich; sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder. Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können: Ist jemand da draußen vor der Thür?

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. Mit mir stellst du keine Faren an, sagte sie. Du bist nicht der Mann danach!

Troßdem ging die Heiterethei erst ans Fenster und öffnete es auch noch mit großer Umständlichkeit. Ihr seids, Frau Dotin? Aber warum kommt ihr nicht herein ins Häusle? Ich laß das Fenster nicht gern auf; das Viehle hats mit den Zähnen, und da kanns die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenster zu

ist, kann man nicht gut hören, wenn jemand draußen spricht.

Die Reicher Wirtin schüttelte mit dem Kopf und dachte: Sollts mit der nicht richtig sein hinter der Stirn? Aber danach ist sie doch nie gewesen, daß das mit dem Häusle sie so sehr hätten sollen angreifen. Sie wollte durch die Lücke hinein, da sie aber die Thür aufschließen hörte, meinte sie: Wenn sie wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wut.

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtete und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden hatte, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

Guten Tag herein, sagte sie dann, wenn man dir nämlich was Guts zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt man meinen, es wäre nicht nötig.

Ach, entgegnete die Heiterethei lustig. Guts kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner ist von denen, die nirgends genug können kriegen. Aber ihr fürcht euch wohl gar vor mir?

Du denkst, du bist die einzige, die sich vor gar nirgends fürcht, lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die alte sein konnte. Drum fuhr sie fort und nicht mehr im Tone des Scherzes: Aber nun läßt du mir deine Fagen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch wieder fortgehn ohne das, das sag ich dir!

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethai holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch, das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn sie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: Aber Mäde! Mäde! was machst du mir da für Ding! Kennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frein, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle!

Weil er mich nicht will frein? unterbrach sie die Heiterethai zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, so lang sie nicht selber sprach. Die Heiterethai aber fuhr fort: Das habt ihr euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehn, was zu euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihre eigne Unart denken, wie sie mir so lang in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt mir was thun, bis ichs hab geglaubt.

Das mög sein, entgegnete die Wirtin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt hatte, das mög sein, wies will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach ist gewesen. Das Ding ist so: du bist ein arm Mäde, und das sind große Weiber. Das ist die Sach, und nicht, wer schuld ist, und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer redt, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber neingerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mäde darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab mir immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zu-

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiterethei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme als gewöhnlich: Ich red nicht gern davon! Und indem sie das Liesle auf ihren Schoß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser als zur Dotin gewandt, fort: Es muß jeder seine Leut kennen und muß wissen, ob das Glend sie nicht noch schlimmer kann machen statt besser; und wenn eine schlimm wird, ist's besser, sie wird's allein, als daß sie noch ein anders mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern sollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt denn der Totengräber sein. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich euch hab mitgebracht vom Gründer Markt. Wärs nur ein lebendiger geweest, der hätt euch aufgefressen, statt ihr ihn. Und eine rote Nase hätt er nunmehr auch von euerm Bier.

Ja, sagte die Wirtin, indem sie ihre Brille wiederum im Busentuch unterbrachte, lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf seine alle Vier. Und wenn man denkt, du bist einmal vernünftig, da bist du geschwind mit deinen Fagen wieder dahinter her. So groß und stark du bist, so bist du doch nix als ein pures Kind. Ich hab dir gesagt: Mach, was du willst; aber dent nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willst, wenn du mir nicht folgst. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht verderben um deinetwegen; wiewohl ich nicht wüßt, warum ich das sollt thun. Aber es soll auch nicht heißen, die Reider Wirtin hat sie in ihrem Troß bestärkt. Und nun will ich auch einmal sagen: Und so ist's, und nu ist's fertig. Behüt dich Gott!

Ja, wie ihr's sagt, da klingt's auch nach was! lachte

die Heiterethei. Sie sah die Dotin ungewiß, ob sie durch die Lücke gehen solle oder durch die Thür. Es ist eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man herein gekommen ist. Hätte nicht unbewußterweise auch die Reicher Wirtin diese Nötigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu spät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und schüttelte doch selber verwundert darüber den Kopf, und schüttelte ihn noch, als die Heiterethei sie nicht mehr sehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht so ums Herz gewesen, als sie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen stehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die sie durch eine Lücke in den Weiden hindurch sehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der sie noch Teilnahme und Hilfe erwarten durfte gegen die Not, die mit schnellern Schritten dem Häuschen zueilte, als die Alte sich davon entfernte. Mehr als einmal meinte sie, sie noch errufen zu müssen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede bestanden, und abbitten konnte sie nicht, wenn sie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte sie dann nur noch in ihrem Troste bestärkt.

Waren das böse Mächte gewesen seither für die Heiterethei, so zeigte sich die heutige um nichts besser.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter als je. Sie war nie erbitterter auf die Menschen gewesen, die so unbillig mit ihr verfahren, und doch hatte sie nie dringender gefühlt, wie nötig sie sie hatte.

Meinetwegen? sagte sie, kummervoll aufstehend im Bette, denn nichts verstärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher, als die äußere Hilflosigkeit der liegenden Stellung. Meinetwegen? O, wenn ich allein wär, sie sollten mich zu nix zwingen, so lang's Wurzeln

ihre Mutter, die Baltineffin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt ihn zusammenhalten.

Die Ev — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walmüllers = Gretle drinnen sagen: Die Heiterethei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch rein. Sie zieht sich eilend an, während die Baltineffin dem Gretle antwortet. Jetzt schlägt die Baltineffin auf ihre Kniee, denkt die Heiterethei, und nun gehts los. Richtig!

Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist geweest, hier sitz ich und sag: sie wird gleich kommen, das Annedorle.

Denn warum? fügt die Schreinerin hinzu, sie will ja noch auf der Ev ihre Hochzeit.

Aber daß das Annedorle sich in acht nimmt! sagt die Schmiedin. Er hat schon wieder ein Beil bei meinm bestellt.

Dummes Zeug! sagt sie selber, nämlich die Heiterethei. Ich fürcht mich vor zehn solchen nicht. Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich alles lang vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Lannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Atem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichs-

Gringelwirts=Ev? Guck, so eine ist mir für dich. Du kannst keine brauchen, als mich. Hätt ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ist's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts=Ev ihr Gesicht! Wenn ich mir denk, wies einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat lassen liegen. So ist ihre Mode; sie kehrt mir weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut haben Geld; aber sie haben auch Kinder genug; und wer weiß leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Frik, wie leid du mir thust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßte, ob dein Stadel wieder offen ständ. Das wird sie hin und herwerfen aus einer Ecken in die ander, wie sie's macht. So ging ich hin, damits säh, wies mich dauert. Aber ich sag dir's noch einmal, laß mich los! So um die Achsel laß ich mich nicht angreifen. So leid ich's von meiner Schwester nicht, geschweig von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst thu. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's ist! So ist mir's mein Lebtag nimmermehr gewesen. So müßts im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär!

Vor was denn?

Ja, das weiß ich nicht.

Wenn nun das Piesle da im Bett dein Kind wär, oder du hättst ein ander Kind, aber es wär dein?

Aber das von deinem Fräule gefällt mir nicht, daß sie nur ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf.

So? sagt der Frik. Hat sie nur eins? Das hab ich nicht gewußt. Aber sie kann besser damit laufen, als andre mit zwei!

Das ist alles so närrisch, meint die Heiterethei. Aber so närrisch Zeug hab ich ja die ganz Zeit erlebt.

Und warum soll ich das nicht glauben? Hab ich doch das ander geglaubt.

Aber da kommt gar der Holunderbusch an mein Häusle. Wo der nur dem alten Schramm seinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Balthesin geführt. Wie die gepuzt ist! Das ist auch noch nicht passiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter ist Brautjungfer geweest. Ach, nimm sie nicht, Frit! Nimm sie nicht, die Gringelwirts-Ew! Und laß mich los, sonst muß ich dich ja drücken, bis du tot wirst, und hernachen kannst du die Gringelwirts-Ew nicht frein!

Drück mich tot! Drück mich tot! sagt der Frit, umschlingt sie und legt seinen Mund auf ihren.

Laß mich los, ruft sie zornig und hält ihn doch selber fest. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Gesicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wird, wie damals vom Ulrichsteg; daß sie selber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es ist fast, als wärs gar kein Baum, als wärs eine Kalkwand. Sie tastet daran herum, denn es ist plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber ist etwas heller; sonst ist die ganze Gegend finster um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich, wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Atem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Frit hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm geredet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte, an ihrer Brust. Sie fühlt seine Wärme noch auf ihrem

Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Atem neben ihr dem Viehle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint, als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letztenmale einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wäre das gut! Da wäre auch das nicht wirklich, daß der Frik die Gringelwirts-Er freite. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiterethei, lieber hätte, war dann nur ein Traum. Und das muß sie wiederum schmerzen.

Wenn sie von neuem einschlief, träumte sie vielleicht so fort, und die seltsame Angst, die sie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was sie noch thäte im Traum! Und ihr Gesicht brennt noch über das, was sie schon gethan hat. Was muß der Frik denken von ihr? Was werden die Weiber nun erst reden!

Sie weint vor Entrüstung über sich selbst, daß sie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um alles nicht!

Ich will nichts vom Frik, sagt sie laut. Mag er die Gringelwirts-Er frein. Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig. Sie kann sich zwingen, so zu reden, aber nicht, daß sie so fühlt, wie sie spricht. Sie wird aus sich selber nicht klug. Immer wieder verwechselt sie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andre beginnt.

Sie sieht aus dem Fenster, um sich zu fühlen; die Luft scheint ihr so heiß als ihr Gesicht.

Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr wars, als könnte das Viezle über nichts geweint haben als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

Glaub mirs doch nur, Viezle, sagt sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken, ich laß dich gewiß nicht, so lang ich lebe. Ich brauch kein Kind weiter als dich. Und ich werd auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Viezle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ichs auch nicht im Traum wieder muß thun!



Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. Ja, sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, es ist doch kurios, wie alles will gelernt sein, auch das Kranksein, und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und redt und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswendig müssen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man sie will machen, als wenns halt von selber geschäh. Und wenn ich wieder gesund bin, hernachen werd ichs auch nicht begreifen, daß ich erst ins Gesundsein gar nicht recht hab hinein können kommen, und daß ichs erst wieder hab müssen lernen. Es heißt, wer gesund wär, der thät nicht wissen, daß er einen Magen hat. Da möcht ich meinen, er müßt auch nicht wissen, daß eine Sonn ist und ein Himmel und Gras und Bäum. Jezund spür ich das alles, wie ein Kranter seinen Magen. Die Bäum drücken mich,

der Himmel ist, als wenn er sich auf mich legen wollt oder schon läg mit seiner schrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, so grün ist's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da ist's, als müßt ich mich dagegen stemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das ist verwünscht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das sich seine Flügel putzt, und jeden Grashalm spür ich einzeln. Da sieht man erst recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun ist geweest. Gegen das da helfen die Fäust nix, da kann man sich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, so kann er doch ein Mann sein, und ein rechter dazu. Den Mann machts, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig fest auf dem, was er einmal hat gesagt.

Jetzt sah er seine Großmutter vor sich stehn. Sie weinte.

Was weint ihr denn, Fräule? fragte der Frik.

Die Alte schluchzte: Ach du lieber Gott, du arm Frikle! Daß du nu wieder dastist und bist gesund, das dauert mich so!

Es ist eigen, oft fühlen wir das Mitleid erst recht, wenn der Grund dazu schon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geschenkte Suppe isst, rührt uns viel tiefer als vorher der Hunger auf seinem Gesichte. Vielleicht, weil wir nun erst an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangnen Entbehrens ermessen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu sehr erschreckt, als daß wir den Mut hätten, seiner Mitempfindung uns hinzugeben.

Ihr seid ein dummes Fräule, sagte der Frik. — Habt ihr das nu fertig gemacht, da mit der — ihr wißt schon, was?

Mach nur erst, daß du wieder stark bist und deinen Besuch kannst abstattn!

Weiter fehlt nix? fragte der Frit. Und sie wissen, daß ich auf die Ev gepaßt hab, ob ich sie allein könnt sprechen?

Freilich, Fritze, freilich, entgegnete die Alte. Es ist aber doch närrisch mit den Menschen. Guck, sag mir einmal, Fritze, hast du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt ist geweest in der Werkstatt?

Ihr meint, in der alten Zeit? So nannte der Frit die Zeit vor seiner Änderung.

Ja, entgegnete die Großmutter. Dem Fritz fiel ein.

Ihr habt einmal heimlich das Zeug reingeräumt, weil ihr gemeint habt, ich werd wild, wenn ichs weiß. Damals bin ich auch wild geweest; ich hab nix können finden.

Ja, meinte die Alte; glaubs wohl, weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erst eine halbe Stund hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneidt nicht!

Ja, sagte der Frit. Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag geweest, wo ich — ihr wißt schon, was; ich denk nicht gern an die alt Zeit. Im Anfang bin ich wild geweest, daß ich die Sachen dort hab müssen suchen, wo sie haben hingehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt geweest.

Und rat einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritze! Aber ich bins nicht geweest.

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenns was Unmöglichs wär, die fiel mir dabei ein, als hätt sie gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein.

Au, ich will dirs sagen, Fritze, die Heiterethei ist gewesen.

Also doch? Dem Fritz stieg Dunkelröte in die blei-

vor dem Frik der Heiterethei That an ihm zu erwähnen, und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andre Weise ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen müßte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Baltinessin, ein bloßes Vorgeben gewesen. Aber sein jetzt noch eben so heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und seine Drohungen erlaubten den Aufschub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Gesichte ihres Enkels hafteten, während sie, nur wie beiläufig, des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie sie miterblaßte, als sie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Vorausssetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiterethei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt habe mit der Ev, den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, dessen ihm lächelndes Gesicht er nun erst erkannte, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es gethan hatte. Er meinte, sie müßten über sein

schuldnabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev aufgepaßt, eben so verächtlich denken, als ihn selber Troß und Scham zwangen, zu thun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: Mit euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt der Heiterethei aufgelauret, damit sie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslassen!

Na, suchte die Alte ihn zu begütigen, du denkst, Fritze, sie haben dir verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck, Fritze, so ist's nicht gewesen. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du so wunderbar hast angefangen, daß, haben sie gemeint, war nicht das Richtig gewesen. Wer die Leut wollt blind machen, der thät ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt verstecken, so meinen sie, es müßt auch danach sein, daß mans müßt verstecken; und was Guts versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hättst gemacht, und wärst so heimlich gegangen, und hättst die Heiterethei selber mit desperat gemacht, und hernach wieder der Leut wegen gesagt, du wärst der Gringelwirts-Ev zulieb gegangen, das war nicht das Gescheitst gewesen. Auf die Leut dürft man nix geben, haben sie gemeint.

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt habe. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Ärger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritze aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben;

und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen oder Gedanken an die Geiterethei darin lesen zu lassen, daß litt sein Troß nicht. Es wär verkehrt gewest, daß ich zu viel auf die Leut hätt gegeben? sagte er zu sich, indem sie ging. Und wer hat das gemeint? Die Leut? Wer sind denn nun eigentlich die Leut? Die da sagen, man soll nix auf die Leut geben, das sind ja selber wieder die Leut. Himmelement! Wer da nicht konfus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder recht haben. So wär doch wirklich ein Narr, der auf die Leut was gäb. Und der ihnen was zum Troß will thun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben. Im Fieber, da hab ich immer mein link Bein für einen Hund angesehen, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab wollen treten, da hab ich mich selber getreten. Die Leut sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut bellen dich an, und hast sie wollen treten, und hast dein ganz Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein andrer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag ich dir! Ist das alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest, als dein alt Wild und Dummthun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Aparts, wo du bist auslachenswert gewest, und wo du was Gescheits hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelement! Und wenn ichs noch wenigstens könnt verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen bleiben bei meiner Dummheit wie das Kind bei dem, was es hat gemacht!

Ja, wenns wär, was ich mir da denk! Aber es könnt auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräule hat keinmal recht damit heraus gewollt, ob sie die Sach mit der Ev hat fertig gemacht, und hat immer von dem

Unnedorle geredt, daß es sollt herauskommen, als wärs zufällig gewest. Ja, so ein alt Fräle hat auch noch ihre Äst. Das wär gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt gesagt und wär noch gar nicht bei der Baltineffin gewest. Weiß ich nicht, was ich thät vor Pläsier, wenns so wär. Aber sagen könnt ich dem Fräle nicht, wie lieb mirs wär. Wenn doch am End schon alles fertig wär, und eher freit ich den Teufel, als daß ich könnt sagen wie ein klein Kind: Vorhin ist mir sell nicht recht gewest, jekund ist mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög sich stellen, wies will; den Fieberhund kenn ich nu schon. Aber die Mannesehr, die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt ihm darüber das Herz entzwei gehn im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Unnedorle hätt, ich wär morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun, das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt wissen, was sie dächt, wenn die Leut sagen, ich hab sie gewollt! Ob fies recht sehr reuen thät? So recht sehr? Ob sie wohl könnt weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt was weis gemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt ausholen! Aber der ist auch pffiff genung. Es wär verwünscht, wenn ich die Ev nun müßt nehmen; ich könnt nicht wieder recht gesund werden danach; das weiß ich. Und ich möchts auch nicht!

Der Meister Schnödler merkte trotzdem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken hatte, was der Friß wissen wollte.

Es lag im Vorteil der Baltineffin-Ev, wenn er so antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte.

Er stellte also die Sache mit der Er als ganz fertig dar und zugleich als völlig stadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längst voraus gesehen, deshalb finde die Rede einiger wenigen, die sich ein weises Ansehen zu geben suchten, wenn sie behaupteten, des Frik Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache sich auch noch über die weisen Leute lustig. Ein so wunderliches, grundloses Hin und Her mit seinen Absichten und Entschlüssen traue man einem solchen Manne, wie der Holders-Frik, nicht zu.

Den Frik hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung seines Gemüthes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ sich wieder zu seinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch diesen Umstand. Er suchte die Alte auf und brachte sie durch wohl angewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angst.

Der Frik, sagte er ihr beiläufig, scheine zu glauben, daß sie ihn zum besten habe mit vorgespiegelter Erfüllung seines Wunsches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zustand des Genesenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuscht zu sein, herrühre. Sie solle, da ein gefährlicherer Rückfall in Aussicht sei, ein Gespräch darüber mit ihm vermeiden.

Was der verwünschte Kerl sagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn schon kriegen. Was? Der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenns gerät, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht die Seeluft. Das ist ein ganz anderer Kerl, als so ein Landwinkle. Ich soll sehn, obs wahr ist, das mit der

Baltineffin, daß das fertig wär. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen.

Ja, Meister Schnöbler, begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vorteil, den des Entfels Ungegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entseßlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Wort kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräule und mußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatten sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Frikle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß —, so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Ungeschicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie bloß schrecken

wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübnen Herzen, den aber der Anblick des Frikz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder ersticte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

Ach Gott, dachte sie, der Bader hat doch recht gehabt: das Frikle faselt schon wieder. Wenn er wirklich sollt sterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die lezt Dieb nicht hätt gethan mit der Valentine'ss-Gr. Und ich wär noch obendrein damit schuld an seinem Tod.

Da, Frikle, sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Kremortartaritrant neben ihn stellte.

Im Frikz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. — Der Schnöbler, meinte er, kann von dem Fräule ange stellt sein. — Zwar schienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussezte; aber im ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: Ich glaub es freilich doch nur, weil ich möcht, es wär so!

Fräule, sagte er, ihr habts nicht fertig gemacht, das, ihr wißt schon, was. Ihr seid wie der Fieberhund...

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über den Kopf zusammen. Aber, Frikle...

Die Leut, mein ich. Ihr seid wie die Leut. Ihr wollts nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andre aufdringen!

Der zornige Ton, mit dem er es sprach, klang so von Schwäche angewellt, daß er die Alte mehr erschütterte, als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

Aber, Frikle, wie kannst du das denken? sagte sie

Von euch will ichs nu nicht. Ihr sollts nu nicht. Hört ihr? Sonst verdrießt michs noch mehr.

Was du redst, Frikle! Ja, wenns nicht wirklich schon fertig wär! Aber es ist ja schon. Und du wirst noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könntest ein bißle schlafen!

Sie setzte sich auf einen Stuhl und schien sich in ihr Gestrick zu vertiefen. Sie wollte sein Einschlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Frik fast wieder irr gemacht. Er sah ein, daß er in der Weise, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe seiner Sehnsucht mit seiner trozigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch diese Scham nichts weiter sei, als sein altes Wild und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter seine eignen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit seinem Denkerstolz, um seinem Gedanken-ergebnis die nötige Wucht zum Todesstoß auf die widerstrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken gewesen, so mußte er freilich inne werden, daß dieses selbst weder in seinem Ausgangspunkt noch in seiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen sollte, Troß und Scham zu überwältigen, dürfte er sein Gesicht den klugen Augen der Großmutter nicht aussetzen, so wandte er sich nach der andern Seite.

Frikle, ich will euch was sagen, aber — ja, wenn ich wüßt — na, seid nicht etwa dumm —

Er fühlte die Scham schon auf seinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geschah, so fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in seinen Gedanken unbemerkt, leise aus der Thür gegangen sein. Er kehrte

Himmel wird helfen, daß ichs auch im Traum nicht wieder muß thun!

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernst war mit diesen Vorsätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; sie fielen eines um das andre vor seiner Gewalt in sich zusammen, und die Heiterethei sah halb froh halb traurig die Gestalt der Wirklichkeit aus den sinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte sie nicht mehr zu begreifen, wie sie solch „verrücktes Zeug“ nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewisser, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träumende gethan hatte oder noch thun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verschuchen: die Wirklichkeit, die dem Traume zu Grunde lag.

Bis zu dieser Nacht war die Seele des gesunden, kräftigen Mädchens in geschlechtlicher Hinsicht noch ein Kind gewesen. Wenn sie erst den Frix ungern in seiner Verwilderung gesehen hatte, so war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit gewesen. Dann hatte das endlose Warnen und Raten der Wachtstubenweiber sie gewöhnt, ihn zum steten Gegenstand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angst und Selbstanklage hatten dieses Denken an ihn zu inniger Theilnahme gesteigert und ihre Seele vertieft, die aber noch immer geschlechtslos blieb, bis die Eifersucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter gewesen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachtheil für das Wachstum der Frucht. Und diese reifte schnell zu der schwelenden Fülle, die sie auf so saftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: Wenn nur das

mit der Ev bloß geträumt ist geweest! Hernachen ist alles gut!

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen, strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Glend, das nun, Gesicht an Gesicht, vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es selbst mußte, kleidete sie sich, als wäre ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf und ab wenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum erstenmale in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie aussah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl ist in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, was sie dem Liesle zurufen läßt: Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut! Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. Nimms doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin! Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sie nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Frik wäre — wie leicht würde ihr das Sichanbieten sein! Um den Frik könnte sie den großen Weibern knieend abbitten, und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn

Sichverlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Erbsatz schuldig, denn sie hat den Frik lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstubenweibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Rühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

Einen guten Morgen, sagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wüßte er, es möge es niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

Weil ich einmal da vorbeigeh. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk ich, giebt's noch ander Wetter. Da werdt ihr mehr Leut müssen anspannen.

Es kommt ihr keine Antwort zu Hilfe, kein: Ja, wenn ihr könntet helfen! Der Heiterethei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Vießle läßt sie sich bezwingen. Ich wär imstand und häl' euch den Vormittag aus, fährt sie fort.

Ich meint, sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, dort kam der Bäs Baltineßin ihr Knecht. Mach, daß du rein kommst!

Die Heiterethei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Baltineßin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht sie weiter und sagt im Gehen: Ja, es wird mir doch nicht passen. Ihr müßt euch schon allein behelfen dasmal.

Der Mann, der schon in der Thür war, sieht, daß

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: Das wißt ihr heut erst? Ich hab's beinah schon wieder vergessen!

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer andern: Wie das Annedorle sich gepuzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochzeit.

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. Wird ich doch noch was Bessers anzuziehen haben zur Ev ihrer Hochzeit, lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: Psui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach, Liesle, lach! Und wenns uns weh thät bis in den Tod, wir lassens doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev's erführt und schnitt ein Gesicht, wie fies macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab ihn nicht gemöcht und möcht ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär. Ich mag den nicht. Ich mag gar keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. Ich hab doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach, so lang mich die Leut sehn! Ja, anbieten hab ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht!

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Lutzenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Neue

ansichtig geworden, sagte er: Ich bin eigentlich so zu sagen auf dem Weg zu ihr.

Die Heiterethei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein eignes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: Da haben wir einen Weg, und schritt voran.

Der Meister mußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gracität etwas zu vergeben, so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in Betreff der unnötigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinne setzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie so schwer geworden war, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibsel des Wachtstübenglanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: Sie ist heut herum gewesen wegen Arbeit, Unnedorle; ich bin nicht heimgewest, wie sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt ich ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . .

Weiß wohl, half ihm die Heiterethei. Er hat der Leut schon zu viel. Ich dacht auch nur, weil ich eben vorbei bin gängen.

Der Leut wegen so just eigentlich gerade nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab, vom Essen hätt immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt sie sich das bei Abend holen von wegen der Leut halben.

Dieses Anerbieten war der Heiterethei fränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren hatte. Der weiße Druckfleck zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: Essens wegen?

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. So wärs doch wahr, sagte er halb unwillig halb bedauernd, was die Leut sagen, daß sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt, sie ging so ordentlich recht jußt bloß zum Schein um Ärbet, und ihr wärs um Ärbet gar nicht zu thun? Und ich seh, sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär am Sonntag gut genug in die Kirchen, was sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus ihr wär geworden, da hab ich doch erst noch eine Vor-mahnung wollen versuchen.

Die Heiterethei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Aus-bruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Kiegel vor, um ruhiger zu werden.

Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören, sagte sie. Was steckt er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl und eine Ofenbank.

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wand an sich oder sich an die Wand.

Ich meint doch, sagte er, es ist jußt gerade recht genug, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut, ihr ißt gar jußt gerade recht geweest, daß der Regen die Wänd hat verschwemmt; so küntens die Leut in der Nachbarschaft nicht am Thür Auf und Zugehen hören, wenns zu Nacht etwa Besuch gäb bei ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut hätten recht. Aber eine ledige Weibsperson, wo allein wohnt, sollts gar nicht dazu kommen lassen, daß so eine Frag nur überhaupt ohne hin überdies könnst entstehn. Das Unnedorle, mein ich, kann nir Bessers thun, als daß sie sieht, wie sie je eher je lieber unter die Hauben kömmt. Denn man

vernimmt ja, daß der und jener noch Lust hat, sie drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch der Sach bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut, wird sie auch benutzt. Einm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut gern das Schlimmst glauben, da geben sie sich nicht noch Müh, die Sach erst nachzusehn, ob ihr wirklich so an dem ist. So machens die Leut. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimms von ihr meinen, und drum wär mirs recht, wenn sie den Beck nähm. Der hat mirs schon lang lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frein, so gut und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt sie freilich erst von sich thun.

Die Heiterethei fuhr vor Entrüstung von dem Stuhl empor, auf den sie sich gesetzt. Den? sagte sie mit Verachtung. Der sein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimms von mir glauben und meint, ich nähm den?

Der Meister Schramm schüttelte jekt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. Bei dem, meint er, bedächt sich die Baltinessin selber nicht. Er hat acht Rüh und kanns kaum erbacken, was er verkauft.

Warum heirat er, fuhr das Mädchen fort, die Rüh nicht selber, wenn er sich so in sie verschamert hat? Ich mag keine Ruh und auch kein Dhsen. Ich kanns noch allein ermachen. Ich brauch keinen, und wär er der Herrgott selber. Und mit seinen Leuten? Als wenn ich den'n was Liebers thun könnt, als daß ich schlecht thät werden!

Mög das sein, wie es will, sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtsrock anzog. Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Ürgernis werden dulden, wie das Häusle da jekund der ganzen

Stadt giebt. Und sie wird wohl thun, wenn sie nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu ihr schicken.

Der Heiterethai erblaßte der ganze Arm. Es soll mir nur einer kommen, sagte sie, ich wills ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es giebt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd heraus mach und nix laß stehn als die bloße Decken. Ich wills ihm schon sagen, daß er für sich soll sorgen und andre Leut in Ruh soll lassen.

Ihr redt wie ein Weibsbild, entgegnete der Meister und wunderte sich über die geistige Überlegenheit, die er der Heiterethai gegenüber entwickelte. Ihr redt wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgerniß nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab ihr gesagt, was ich als ihr Kurator ihr hab müssen sagen. Thut sie nun, was sie will, aber mir kann sie hernachen keine Schuld geben!

Damit knöpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethai Augen verschwand.

Die Heiterethai hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja nicht einmal über ihre eigne Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. Recht so, Viehle,

sagte sie dann wohl; du wirst auch einmal eine Heiterethei und bleibst den Leuten keine Red schuldig! Dazmal, nachdem sie vergeblich alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becken. Die Heiterethei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußersten der ganzen Armmwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsehtlich in Kollision mit einander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andre einer überreifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe er sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem fahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lusternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken,

Daß man ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatte es schon einigemale gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den innern Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligtum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüßling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen schlanken Gestalt schwellen an, wie sie herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

Guten Tag herein, sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem andern sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte sie sich so unähnlich. Wie andrer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiterethei, wie andrer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie sorglos hingegen und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiterethei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblöpte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und ähnlich ver-

zusammen im Geständnisse: Ein ledig Weib ist das elendste Ding auf der Welt! Wie anders hats da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht thut, sie muß auch sorgen, daß ihrs recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann sie der stärkste Arm nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufstehn, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär er so tief zu verlegen, als ein Weib an seiner Ehre? So unwiderbringlich? Mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kanns nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint, und die Mutter sie lieb gehabt. Hätte sie nur Ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! Denn klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker, die Annemarie ist fortgezogen: ihre Schwester hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr krakt und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andre Leiden und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigne Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sie es erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo niemand es lieb hat, und so arm, ohne Mutterpflege und Vater-
schutz? Am End ist's besser für dich und das Kind,

weg von der Welt, wo einen die Leut durchaus schlecht wollen haben!

Immer lockender rieselt draußen der Bach, so viel Mühe sich auch der alte Holunderbusch giebt, ihn zu überrauschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden hat, sich hinein zu stürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sie immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als rief es sie; sie wußte nicht, warum; jetzt weiß sie es. Und der Fritz — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Gv —, wenn er's hört, es muß ihn schmerzen, er muß an sie denken, so oft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo . . . Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis sie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethai einfiel: Es ist noch Welt außer Luckenbach, was nicht mehr heißt: Respekt muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiterethai? Warum hat mir der lieb Gott die starken Arm gegeben und das lustig Herz, wenn ich's nicht sollt brauchen für das Liesle und mich selber?

Wieder nimmt sie das Kind auf den Arm: sie jauchzt mit dem Kind um die Wette. Guck, Liesle, wie wir dumm sind geweest! Der reiche Metzger am

vorhin. Ich konnts ohnehin nicht glauben, daß du mich wirfst gehn lassen!

Ich? entgegnet sie, das brennende Gesicht abwendend. Was dir einfällt! Ich hab nicht an dich gedacht!

So wars das Liesle!

Das? lacht sie.

Er fragt das Kind, das er mühsam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf seinem Arm die Hand vor den Mund. Sei nicht so dumm, sagt sie hastig zu ihm. Das Kind kann kein Wort reden!

Als nur Frik? fragt er blasser als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. Das ist doch kurios!

Das ist nicht kurios, sagt sie noch hastiger. Weil dem Nachbar sein Kater Frik heißt.

Der dort? fragt der Frik und lockt ihn: Komm, Frik, Frik, komm. Der muß anders heißen, fährt er fort, oder er hat seinen Namen vergessen. Das Vergessen scheint überhaupt hier Mode!

Die Heiterethei ist ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. Der Kater, sagt sie, hört bloß auf seine Leut und nicht auf jeden Narren!

Der Frik scheint sich an ihrem Zustande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiser redend, man sieht, er wird immer heiterer.

Warum hältst du dem Liesle den Mund zu? fragt er; es will mir noch was sagen.

Es ist nicht wahr, was es sagen will, spricht sie. In immer noch wachsender Verwirrung traut sie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Absicht zu, sie zu verraten. Und nun wird sie auch noch gewahr, sie zeigt dem Frik, indem sie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buch-

sagen: Du hast recht gehabt, und es ist alles gut gewesen, was mir von dir gekommen ist. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber befinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär immer verbißner geworden in meinem Fieber und hätt immer mehr gemeint, die Leut thäten mir alles zum Troß, je mehr ich den Leuten hätt alles zum Troß wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt solln kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hättst hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab gemeint, du kannst mich nicht leiden. Und wär ich nicht krank worden, so säß ich jezt drüben in Amerika und dächt immer noch, du hast's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein, und das brauchts auch jeztund nicht. Genug! Ich bin noch hüben, und wenn du mir hast ausgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib ich ein Junggesell; eine andre nehm ich nicht als dich, und werd ich noch hundert Jahr.

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. Ausgeräumt hab ich einmal nicht, sagte sie. Wer weiß, wer das ist gewesen! Und du denkst vielleicht, weil ich ein Häußle hab, ich hab mehr, als wahr ist. Und das Dießle da . . .

Nehm ich gleich mit, sagte der Frik triumphierend. Du mußt nicht denken, du hast's allein gern!

Und die Leut im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus!

Was frag ich nach denen! Das sind Fieberleut. Eigentliche Leut giebt's gar nicht!

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: Nu, wenn du denkst, es ist dein Bests, und du willst's durchaus; aber ich bring mich nicht auf. Wahr ist's, du hast mich gedauert wegen der Gringelwirts-Gv, und ich hab dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchst. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt, das ist mir nicht eingefallen. Thust du, meinetwegen, thust du nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich hab's nicht nötig. Ich kanns noch selber ermachen!

Der Frik hatte seine eignen Gedanken bei dieser Rede der Heiterethi. Er brauchte nur in seine eigne letzte Vergangenheit zurück zu blicken, um zu wissen, wie er sie verstehen müsse. Er meinte: So ist's recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respekt von ihrer Seite und die Lieb von seiner. So dachte er, aber er sagte: Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg kein End, wie fies allein soll durchsehen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug auf dich gehabt, daß du meine Frau sollst werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm ich gleich mit!

Du denkst auch, lachte die Heiterethi, ich hab auf dich gepaßt und hab sonst nix zu thun und komm gleich wie ein Spiz, wenn man ruft: Hierher kommst du?

Wie sich's dir schickt, sagte der Frik schon im Gehen. Du wirst schon deiner Fieberleut wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt reun.

Die Heiterethi hielt sich noch immer am Zaun. Ich komm schon nach, sagte sie. Denn das kannst du gleich

wissen, despektierlich behandeln laß ich mich nicht, und laß mir nix sagen, wo ich selber seh, was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig!

Aber wunderbarlich! Wie der Frik an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär ihm nach, hätt ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigenthum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte. Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren mußte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Viehle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Frik kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängniß vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Frik lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; sie sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Frik eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eignes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich auf irgend eine Weise loslöst, der muß auch in andrer nicht mehr von ihnen abhängen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß sie es nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in dem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehn, nun schämte sie sich, wieder umzukehren. Am liebsten wär ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamsten Gehens zu schämen. Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt ich, ich müsse drin leiden, was sie mir thun wollen, wenn ich so langsam geh? Hab ich mich vorher vor dem Frik nicht gefürcht, so werd ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh ich hinein, und so ist's, und nu ist's fertig.

Die Gefellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken, aber der Frik und das Fräule warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarerweise schiens, als habe sie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräule und der Frik sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wärs unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Kör-

per hereingetreten war. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen. Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hierher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigentum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie auch nicht merken ließen. Der Fris wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräule brachte nun das Essen und nötigte so gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zuhaus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein andrer, als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben und hatte nichts dafür gethan, und zweifelte, ob sie würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging, und die Heiterethei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht

wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in einem Zuge schaffen; es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältniß zwischen dem, was zu thun war, und der Langsamkeit, mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war ihr damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogner Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräule

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sie, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheiß worden; was sie gethan hatte, hatte sie freiwillig gethan; dennoch kam sie sich vor, wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Frik schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr Häuschen und den alten Holunderbusch wieder sah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: Nu sind wir wieder zuhaus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt sein, müßt ich das Häusle da auf meinem Schiefkarrn in die Welt hinein können fahren.

Und was recht weit und lustig ist, da müßt ichs können hinstellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wiesen. Und was uns nicht mehr gefiel, heidi wären wir fort und lachten alle Leut aus! Der Frik könnt bei uns sein und auch das Fräle; das wär noch schöner. Aber ich müßt können machen, was und wie ich selber will; es sollt ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt jeden Augenblick fort können!

Du bist ein närrisch Kind, Liesle, sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, ins Bett brachte, eigentlich zu sich selber. Es ist ja noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorstellen, und du wirst sehn, wie leicht die Sach hernachen geht.

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Frik hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiterethei kam: Wenn ich wüßt, daß du die Sach allein möchtest machen, das wär mir eine große Lieb. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ greifen rascher an. Aber es müßt dir nicht zur Last sein.

Aber was denkt ihr denn, Fräle? entgegnete die Heiterethei froh. Ich muß nur sehn, daß ichs auch so mach, wie ihrs gern habt, und das könnt ihr immerfort sagen.

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiterethei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser gings ihr von den Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihrs doch am besten. Sie dachte sich den Frik als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So gings von Tag zu Tag.

besser, bis der Friß sie bat, zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen mußte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgiltigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Friß in Gedanken übel nehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermanne zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit ihm absichtlich über das Nötige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimniß vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gefellen, bald den Lehrling auf einem Wink, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verraten und verkauft. Dann tränkte es sie, daß der Friß keine Dienstleistung von ihr verlangte; zuweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen. Wenn er sie einmal bat, dachte sie: Wenn er dich lieb hätt, thät er nicht so fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm einmal den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Ärger über sich selbst sagte sie ihm: Ihr habt wohl recht, ich gehör nicht in so ein Haus. Ich kanns den großen Leuten einmal nicht recht

machen! Dann sagte der Frik: Das ist uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehörst nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt auf dich fallen. Das ist nix als dein Fieberhund. Du selber machst dir all die Vorwürf, über die du böß wirst, wir nicht. Ich thu dir keine Gewalt; und wären wir schon getraut, es wär nicht anders. Was du mir nicht zulieb thun magst, das verlang ich nicht. — Sie fühlte dann, daß er recht hatte, sie fühlte seine Liebe in seiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf sich selbst und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.



War das ein Erstaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Frik wolle die Heiterethi heimführen. Ein Fragen und ein Erstaunen und wieder ein Fragen und Erstaunen. Wie früher die Heiterethi, so hatten nun der Holders-Frik und das Fräule von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. Es wundert mich, pflegte der Frik zu sagen, wenn ich hinaus komm, daß nicht die Bäum, die Zäun und die Grenzstein gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber so weit, wie sie das Annedorle damit haben gebracht, so weit sollen sie bei mir nicht bringen!

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewiesen hätte, denn es war ja jezt sein Wahlspruch nicht mehr, Wildthun, sondern Überlegung und ruhige Festigkeit mache den Mann.

Er hatte sich eine eigne Methode erfunden, auf die er sich bei sich selbst nicht wenig mußte. Sagte ihm

einer, er solle sich wohl bedenken, eh er den Schritt thue, dann entgegnete er: Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er sich erst bedacht hätt. Das mein ich auch.

Ihr könntet jede kriegen im Städtle, fuhr dann jener fort, und da sind reiche Mädle genug. Die Balkinessin hats nah genug gegeben, wenn er käm, ein Nein thät nicht fallen. Und ich wüßt hundert reiche Bursch, die sich die Händ lecken thäten nach der Gringelwirts-Gv. Die hat Geld und Sachen; da kanns heißen: Goldmädle, ich mag dich!

Dann sagte der Frik: Ja, Reichthum ist eine Hauptsach, und die Balkinessin, das ist eine ganze Frau. Und in dieser Art ging es weiter, sodaß der andre am Ende nichts mehr zu sagen wußte und ging.

Das Holders=Fräle hatte sich eine andre Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas schwerhörig gewesen.

Sagte ihr eine: So ein arm Mädle wird doch ihr Frik nicht nehmen, dann entgegnete sie wohl: Grämen, meint ihr? Ja, ich hab mich schon genug gegrämt darum, und gedoktert hab ich, aber es hat alles nichts wollen helfen!

Ihr versteht mich falsch, sprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; ich mein, von wegen der Heiterethei —

Ja, nickte das Fräle. Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab angewend't. Ja, die lezt Zeit ist's immerfort noch schlimmer gewest.

Dann sagte die andre schreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein, von wegen euerm Frik —

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: Hiß? Ja; das ist's eben. Hiß hab ich die ganz Nacht in den Ohren ge-

habt; und ich wunder mich nur, daß ich heut einmal wieder so gut hör. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wirds wieder so schlimm wie zuvor.

Wenn das gut gehört heißt! meinte dann die andre bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräule nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

Guck, Frikle, guck wohl, was du da machst, sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. Mir ist das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab gemeint, sie paßt jußt zu dir. Aber wie sie jezt ist, da wird mirs manchmal angst; das wird immer schlimmer, je mehrs auf die Hochzeit losgeht; was soll da hernachen erst werden!

Laßt's nur gut sein, Fräule, sagte dann der Frik. Manchmal möcht ich auch mit den Fäusten drein haun, aber hernachen würds erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt Heiterethei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Frik oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt Frik hat auch am ärgsten in mir gewirtschaft, wie er hat gesehn, nun wirds ernst, daß er raus muß. Bleibt ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wärs selber lieber, man braucht Gewalt; da könnt sie sich erst recht verstocken!

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Frik“ besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das

graue Diebesvolf erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hie und da findet sich ein fester oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogne Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel andern Mut, diese wieder andern. Nicht lange, und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf der schlagenden Hand und läßt sich triumphierend mit ihr vom Winde schaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Frik mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Frik kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, das hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sich so lange und so laut in allen Wirtshäusern vorgeschrien, bis sie es selber glaubten, nicht die Kraft des Frik, sondern die Macht der Meinung von ihr hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich keiner ihm ernstlich gegenüber gestellt, weil man gemeint hatte, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung

An den übrigen Tischen trank man, um sich Mut zu machen, desto mehr, und nicht lange, so begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmste unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erst ein halbunterdrücktes, und da der Frik ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauterer Lachen.

Ich möcht wissen, wie sichs im Zehntbach läg, lachte der Adams-Lieb.

Ich sollt doch meinen, es müßt sich weich darin liegen, sagte einer von einem andern Tische.

Und kühl, meinte einer aus einer Ecke heraus.

Sonst würd sich einer nicht hinein legen lassen, lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Frik stand auf. Wie die hohe kräftige Gestalt da stand, war es doch, als hätte sich der alte Respekt wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängstliche Erwartung aller Atem an. Der Heiterethi braune Augen lachten einmal wieder wie von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Frik war nur aufgestanden, die Heiterethi in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiterethi Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Thür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: Ich geh nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern!

Es war, als schüttelte eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Frik zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Atem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen

zu lauten Ton heraus zu lassen: Wenn du auch noch hilfst, du sollst mich lieber helfen halten!

Die Heiterethei lachte halb zornig halb gering-schätzig: Sieht nicht aus, als brauchst du einen, der dich hielt. Du bist ja der stark Frik, mein ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh aber nu, und mich hält niemand, das sag ich dir!

Der Holders-Frik hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. Das ist die Prob, redete er in Gedanken auf sich ein, ob du ein andrer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Änderung nix als ein dummer Jungenstreich gewesen, wie die vorher, nur wieder ein andrer. Dein Wort mußt du halten. Das sag ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiterethei führ. Sie soll sehn, und alle sollens sehn, daß der Mann nicht im Wildthun steckt! Dann wandte er sich so ruhig zur Heiterethei, daß die sich darüber ärgerte. Wenn du willst gehn, ich bezahl nur, und hernachen geh ich mit.

Ich kann auch allein gehn; ich fürcht mich nicht, entgegnete sie.

Brauchst nicht zu spotten, sagte der Frik. Ich sag dir nur, ich hab den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und schäm mich jezt deshalb, und du selber hast mirs verdacht, und wenn du mirs jezt verdenkst, daß ichs nicht thu, so sag ich dir doch: So stark bin ich in dem Saal noch nicht gewesen als jekund!

Draußen trug der Frik dem Schützenwirt auf: Ihr könnt den Burschen drin sagen, sie sollen morgen abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochzeit, und ihr könnt ein paar Gimer Bier hinbringen.

Der Wirt ging in den Saal, und der Frik und die Heiterethei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Ein-

schlagen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Bänke aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig, beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andre ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubensbekenntnis zum besten: Wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an andern Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiterethei war am schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle.

Da entstand ein allgemeiner Ausbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störe. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehn zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der

Schiebkarren schwerbepackt wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Losen zu bestimmen. Das geschah; nur der Friz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reichs Wirtshaus gesehen hatte. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal andrer sich trösten.

Dem Friz mochte der Anblick nicht behagen; er ging wieder hinauf, wo man erst gegessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Berierspiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und sei er der stärkste.

Vielleicht, lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugeesehen, ist der Karren so verheert, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen!

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man soeben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals. Gelang ihr schon mehr als den andern, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

Was einem recht ist, das ist dem andern billig, schrie der Adams-Lieb. Wir sind alle ausgelacht worden, das muß sich der Fritz auch lassen gefallen!

Ja, schrie ein anderer, er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt, ich hätt ihn rausgebracht.

Der Fritz wehrte sich vergebens, die Kinderpoffen mitzumachen, wie er sagte. Und was wärs denn nun? Ob ich ihn rausbrächt oder nicht, deshalb wär ich um nichts besser und um nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht!

Ja, sagte der Adams-Lieb, dann hieß es: Das sind alles Jungen geweest, der Holders-Fritz ist allein einer!

Ein anderer meinte: Und hernachen glaub ich auch, der Fritz hats selber angestellt, damit die Leut über uns könnten lachen!

Soll ich? fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm stand.

Nein! entgegnete die zornig.

Was Schlimmers kann nicht werden, sagte der Fritz, als daß sie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden.

Aber ich kanns nicht leiden, erwiderte die Heiterethei noch zorniger. Dich sollen sie nicht auslachen!

Ja, er hats selber angestellt! Er hats selber angestellt! schrie alles durcheinander. Da kriegts einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl!

Ja, wenn ihr mir so kommt! sagte der Fritz; laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht!

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren

gehoben sah, und als ihn der Frik nun vollends noch quer den Abhang herauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Frik aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet hatte. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: Ich hab euch euern Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden!

Alles setzte sich schweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Frik so laut als je zuvor. Aber dem Frik gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. Laßt das dumme Zeug, sagte er; wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karrn!

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Frik sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. Daß du schon anfängst? sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag ich dir, und gefallen laß ich mir nir. Jetzt hol ich das Lieszle; die Nacht schlaf ich in meinem Häusle; mach du, was du willst; ich machs auch. Und so ist, und nu ist fertig!

In deinem Häusle kannst du nicht schlafen, sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rockaufschlägen faßte. Und das Lieszle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt dich nicht, das hab ich dir tausendmal gesagt; daß mirs weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deshalb kannst du immer die Nacht noch bei deinem Fräule

bleiben. Da bist du so gut aufgehoben, wie du in deinem Häusle wärst. Wenn du willst, gehn wir an deinem Häusle vorbei, ich hab so im Sinn gehabt, daß ich dich morgen hin wollt führen vor der Trauung.

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Frik, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Tau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt in zackigem Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln absummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigne Frau von seiner Hausthür hinweg. Sie und da stieg ein Rater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Tau von den hochgehobnen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar in seine Gedanken versunken nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich stehn. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte, graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es

sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Frik theilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht ist, in das Geheimniß, dessen Eröffnung einen andern überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte als die Heiterethei, so geschahs, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußern Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt hatte. Es hing nicht mehr im Innersten zerfnickt an dem Fels; es stand mit wagrecht abschneidendem First gerade empor, so gerade, als sich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es gestanden hätte. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von rot schimmernden Ziegeln ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Holunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!

Erst meinte der Frik bei sich: Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß sie heraus! Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da gings ihm selber nahe, und er bereute fast, was er so gut gemeint.

Aber, Dorle, sagte er begütigend, es ist ja dein alt Häusle noch, wenns auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ist's noch gerade so, wie es ge-

wesen ist. Und der alt Holunderbusch, der hat nicht ein Ästle eingebüßt. Den hab ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär. Auch nicht das Rotschwänzchen=nest darauf ist weg!

Nein! sagte das Mädchen, mein Häusle ist das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab gedacht, wenns nicht mehr geht, zieh ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab ich keines mehr. Nun hab ich nix mehr auf der Welt. Nun kann ich fort in die Fremd. Da hab ich nu nix mehr zu suchen!

Der Fritz bewegte die eine Hand schon halbwegs nach den Rockflappen, indem er erwiderte: Ich hab freilich nicht gedacht, daß du die Sach so wirfst ansehn. Aber das ist's auch nicht. Du weißts recht gut, daß ichs nur hab aus Lieb gethan!

Ja, sagte die Heiterethei, damit du mich recht könntst plagen, und ich wüßt nicht, wohin! Deshalb hast du's gethan. Du hast's fortgethan, damit ich nix mehr hätt und dich müßt nehmen!

Der Fritz redete in sich hinein: Das ist die alt Heiterethei, und du willst ein Mann sein! Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: Das wirfst du doch einsehn, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst Regen hätt's vollends weggeschwemmt.

Ja, sagte die Heiterethei immer zorniger. Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewesen. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ichs nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm.

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: Wenn das Eis geht, da giebt's auch ein Geprassel; hernachen wird's von selber still. Guck, Dorle, hätt ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt ichs lassen

gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen sehn, daß ich dir keine Gewalt hab wollen anthun.

Ja, sagte die Heiterethei noch zorniger, sag, was du willst; was ich seh, das seh ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andre Leut, drum bin ich auch überall zu viel. Du hättest michs nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart von selber nicht, bis die Leut sagen: Nu kannst du gehn. Und ich geh auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst wunder, was du bist. Ich brauch keinen, und dich gar nicht. Mach, was du willst, ich machs auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!

Der Frix hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiterethei spottete aller milden Mittel. Nun muß es biegen oder brechen. Nu mög draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jekund; das ist die wahr Mannes-ehr, und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun! So dachte der Frix bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

Ich denk wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein alberns Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was rechts, wenn du nur immer was anders willst, als andre Leut. Armut ist keine Schand, wenn man sie nicht selber hat verschuldt, aber sie ist auch nix, womit man groß kann thun, wie dus machst. Aber ein Arms kann sonst Tugenden haben. Und die find's hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist.

Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst arbeiten? So stark du bist, ein Pferd ist noch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kanns auch noch sechsmal so stolz sein, als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat, aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wärst du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut, die auch nicht mehr denken als du, über Ding lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müß geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu verstehn, und was er darin soll sein, und soll arbeiten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheit, und die ganz Welt ist konfus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz Strom umwendt und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweist, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut aber, gegen die dus hast, das sind Fieberleut, und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmut schuld. Die wirklichen Leut haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Troß wollten thun. Die wirklichen Leut sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wärs selber nicht, wollt man sich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen thut man zu viel Ehr, man mag ihnen zu Gefallen oder zum Troß wollen leben. Und wer ihnen alles zum Troß will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollens auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß

nir darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsre Sach so künnten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch bessers ansehen, er mög sich gebärden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thätst ersticken. Über das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständst, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würdest du nicht darüber spotten, sondern gäbst dir Müh, daß du eins wirst. Deine Fieberhund hab ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab, du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respekt haben können vor mir, und ich will Respekt haben vor dir; sonst müßt ich dich nicht lieb haben, wenn mirs gleichgiltig wär, wie du bist. Ich zwing mich dir nicht auf, aber ich bettel mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab nir dran zu suchen. Du kannst wieder hineinziehen. Du kannst machen, was du willst. Dir weh thun wollen hab ich nicht und würds nicht, und wenn wir hundert Jahr lang wären getraut; aber wenn ich heirat, will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach denk und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig!

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könnte. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er

spreche ihrem Zusammensein jezt das Todesurteil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet hatte. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt hatte, nicht lesen. Er horchte auf ihren Atem; sie atmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, so viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen. Deshalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen beide kein Wort. Das Fräulein hatte mit dem Zubettegehen auf die Heiterethei gewartet. Der Friß sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Stadeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht verwischen.

Draußen aber hoben sich immer noch tauerfrischte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Rater schüttelten noch immer den Tau von den gehobnen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu thun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Holunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.



Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holbers-Friß schon wach. Es war ja der Trauungstag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich

nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Biesle war ein festlicher Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besondern Bette.

Der Holders-Friz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertelstunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: Die Schand! Die Schand!

Der Friz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

Wenn sie nicht unten am Brunnen ist, unterbrach er sie.

Ich hab mirs seit jenem Tag vorgestellt, sagte das Fräle, wo sie so wunderlich ist worden. Und die ganz Nacht hab ich sie hören lachen. Daß das meinem Lichterle muß geschehn!

Der Friz wurde fast zornig. Aber sie ist da, behauptete er, und sollt sie in jenem Schrank dort stecken. Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. — Und macht kein Lärmens davon. Das wär manchen Leuten just recht, wenns herumkäm. Und es wär doch nicht wahr! Macht eure Sach ruhig fort, Fräle. Es ist noch eine Viertelstund Zeit. Bis dahin ist sie wieder da!

Und so war es wirklich.

Aber die Klinkte ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe jemand darin erschien. Und die Heiterethei, denn sie war der jemand, wäre, wer weiß, noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

ein zarter Schleier in kleinen leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüsterte sie: Ich weiß nicht, ob sichs schickt und ob du auch magst; ich möcht gern an meinem Häusle vorbei zu dir.

Warum zu mir? fragte der Frik, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. Du kannst nun eben so gut sagen: Zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir willst, wenn du heim gehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein.

Es war kein unnützer Einfall, der dem Frik jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbusch hat von dem leisen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger als der rote Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durch einander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemd einen Rock angethan, aus den schönsten, rötesten Pechneffen gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. Siehst du, redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, all den Glanz dankst du mir, und hast mirs übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag nur den Holders-Frik und seine

Braut; denen ist's gegangen wie dir. — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musikorchester zugleich vor. Ein Grasmüchchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: Ich muß dir's doch sagen, Friß; ich wollt, ich müßts nicht sagen, und du wüßtest es schon!

Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tausendmal gern, erwiderte der Friß nur mit seinen Augen. Es ist der Blick, der ihr im Traume so weh gethan hat. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob niemand in der Nähe ist, und seinen Augen weichen ihre aus.

Ich war ein dumms Mädle und bin nur immer dummer worden statt gescheiter, und gestern war ich am allerdummssten. Die ganz Zeit her, seit wir zum letztenmal haben hier gestanden — aber guck, es ist auch nix Gering's, daß alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arms Mädle, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen.

Sie schweigt wieder. Die dunkle Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: Nun sag, ob sie röter ist als ich! Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiterethi völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt hat.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

Ich hab dir nicht gesagt, fuhr die Braut fort, wie mirs war; ich hab's nicht gekonnt und kanns auch jezt nicht, obschon ich will. Ich hab damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär mir nirg an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Viezle gerufen hat, guck, ich wär gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab ich müssen sehn, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab ich meine Arm um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ichs auch nicht hab besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mirs Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab ichs eingesogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär, und daß ich den Männern hab zum Hohn gethan, was ich hab gekonnt. Drum hat michs gleich gereut, wie ich mich dir hab zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab ich erst begriffen, daß du reich warst, und ich war arm. Daran hab ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt. Und wenn ich gangen wär, ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär gewiß bald gestorben. Ich hab nun freilich eingesehn, daß du viel besser und vernünftiger bist als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken, und ich hab mir nicht können denken, du hättst mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den

Leuten gemacht hab, und hab doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durch einander erzähl; gerade so sind immer meine Gedanken unter einander herum gefahren. Die ganzen Nacht hab ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab ich mich endlich getröstet und hab mir eingebildet, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernach war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt, der schwächer wär denn ich, daß ich keinen Respekt haben könnt, und ich hätt wieder so gern Respekt müssen haben vor dir. Da hab ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiefkarrn heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich gesehn hab, daß du doch stärker bist als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewesen wegen dem Häusle, wo du hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht dumm gewesen; schlecht ist das gewesen von mir. Ich hab das gleich gewußt, ich hätt dir's mögen sagen, und hab doch nicht gekonnt; ich hab auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb, bis du böß bist geworden und hast mich herunter gemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Bornigkeit hab ich erst recht gesehn, wie lieb du mich hast. Und nun hab ich's erst recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab gedacht, und du bist besser als ich, und du hast mich lieber, als ich's verdien, und ich sollt lieber denken, wie ich gegen dich müßt sein, als wies sein könnt, daß du einmal gegen mich wärst.

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: Sie ist raus, sie ist raus, die alt Heiterethei!

Aber ich muß dir noch was sagen, fuhr sie nach einer Weile zögernd fort.

an sich genommen, seit die Heiterethei ihr Eigenthumsrecht daran aufgegeben hat, und diese kontrastirt wunderbarlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reich ist gestorben und hat die Heiterethei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiterethei ist verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet hatte, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Eltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die Ältern auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht theilt.

Die Heiterethei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriednen Mann anschaut, immer noch: Ich bin nur froh, daß du mich hast! Und das ist nicht ruhmredig gemeint, und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa gelangweilt die nun der Annemarie angehörige Lebensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut!



Aus dem Regen in die
Traufe



In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathhaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem andern das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andre Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, sodaß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehen, das den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andre die seine grün an. Unter solchem fortwährenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und war es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnte es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging

Dann fiel ihr Auge wohl auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster auf ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. Wo der Jung bleibt!

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünschte sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgend einen Dienst von ihr verlangte, je schwerer desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Dienstfeiser an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich“ zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Mäschen versicherte unaufhörlich, man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thu es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: Wo der Jung nur bleibt! als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinwegzuthun oder zurecht zu rücken war, so ließ sie ihren Dienstfeiser einstweilen daran aus, eh sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte, sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke

gar nichts gewußt hätte, was sie ihm im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie thats auch nicht, wenn es über andre herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspiße, die dadurch noch spiziger wurde als vorher und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

Noch ist nicht dran zu denken, sagte sie dann, die langen knöchigen Arme lang und steif und so auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen sich fast berührten. Seinetwegen hats noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein paar ruhige Tag zu gönnen, eh sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab müssen thun!

Sie hätte wohl eher sagen sollen: an die Nase. Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin und Herschieben des Nasenklemmers wie poliert. Man spricht von glänzendem Glend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

Wo der Jung nur bleibt! Sie sagte es noch zwanzigmal, und bei jedem male wurde der Blick nach dem Ausflopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bette ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung“ nach Haus gekommen sei.

Markt hatte sie der Regen in das Reider Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehn, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

Ja, sagte der Kleine, wer denkt, daß das verwünschte Blizmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karrn, den keiner von uns erheben konnte, als wärs nichts!

Ja, hustete der zu seiner linken Seite, eine lange schwächliche Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug. Ja, und daß sie thut, als könnt sie den verbrannten Karrn nicht herausbringen aus dem Dreck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will.

Ja, sagte der dritte, eine untersekte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. Ja; ich hätt dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär der Karrn noch leichter gewesen.

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. Wenn ich einmal was ansaß, da saß ichs an; aber das Ding hat mich gedauert!

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätte er den Karren heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. Freilich, sagte er, wenn ihr nicht so ein gut Gemüt hättet, da wär Respekt im Haus!

Und der ist! entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd ins Gesicht, ob sie leugnen wolle. Respekt muß im Hause sein!

Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gass, sagte der Schmied.

Ihr kriegt euern Schlucken, meinte der Schneider fast mittheilig. Da darf man euch nichts übel nehmen. Da reibt ihr euch an Gott und der Welt.

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: Wenn ich mich an euch reibe, so reib ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. An eurer Mutter möcht ich mich nicht reiben, sagte er. Das Ding, das über eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär! Ich will euch einen guten Rat geben. Seht, daß ihr die Heiterethi freit!

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: Da müßt ich mich doch erst besinnen. Da sind ganz andre, die ich kriegen könnt. Ich brauch nur den Finger zur Thür hinauszustrecken, und es hängt ein Duzend daran und mehr! Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehen. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethi war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehen lassen konnte. Er sah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

Aber ihr seid schon verthan, sagte der Schmied. Ei nun, die Sannel da bei euch im Haus, die ist rotbäckig wie ein Honigapfel und wird auch nicht bitterer sein, mein ich. Ich verdenkts euch nicht, wenn ihr da hinein beißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein, ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif; und ihr braucht gar nicht zu schütteln, ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt ihr sie drin!

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Gebärde seiner Gestalt ein Bild der Gebärde

seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis ans Knie.

So wollt ich, ihr hättet euern Holzapfel noch nicht, sagte er; meinetwegen könntet ihr das Honigäpfelchen haben, das euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab sie noch nicht darauf angesehen. Aber ich muß eine haben, versteht ihr — eine — Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meinte. So einen Knirps kann ich nicht brauchen!

Ja, schluckte der Schmied, sie ist kaum einen ganzen Kopf länger als ihr. In der Rundung beträgts etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß ihr nicht einmal aus Versehen einen Strumpf von ihr statt eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herum liegen. Aber wahr ist's schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß ihr euch vor eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam, so lieb sie euch hat, und auch zu schwach. Drum mein ich eben, ihr sollt die Heiterethei frein. Da wollt ich eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet ihr nicht mehr auf die Gäß zu laufen und zu schrein: Respekt muß im Hause sein. Da wär er drinnen. Es ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Deswegen? sagte der Schneider fast verächtlich. Und ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß, wo. Und mit euerm Verstecken. Ich versteck mich nicht und brauch mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär, da bin ich selbst einer, und brauch

mach, daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so böse, daß du nicht zeitig heim bist kommen! Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppentstufe stehen und verwickelte ihn durch ihre Fragen in neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppentstufen waren so viel, erst der Stufen bis zum Oberstoß, dann kam noch die Bodentreppe; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen“ gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit zu hören konnte nicht größer sein, selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes Größe vor seinen eignen Augen, und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbefehnt seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Mordbursch sei.

Aber nu ist's genug für heint, sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gefessen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt hatte, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

Noch eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du: wenn ich die Heiterethei nähm?

Das Mädchen erschrak, daß die Lampe ihr fast im Schoß umfiel. Die Heiterethei? sagte sie.

Ja, ich wüßt nicht, wer so gut zusammen sollt passen, als ich und sie!

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: Die hat Haar auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ; und wenn ich einen Hund halten möcht, so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sah's nicht.

Ja, eine tüchtige Frau gäb sie schon, sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein Aber folgen könnte.

Du meinst, weil sie wild ist, sagte er rasch, um das Aber überflüssig zu machen. Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wilds an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol der Ruckuck die Schlafmützen! Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

Und wenn sie noch wilder wär, fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, das macht eine Eh erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber

wenns ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt zu wild sein für mich. Und wär sie noch wilder, wie sie ist, ziehn wollt ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Ruckuck hätt! Ich wollt —

Red nur nicht so laut, Hannesle, hat das Mädchen. Ich glaub dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringsts, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist gewesen — wenns nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist!

Ei was meine Mutter! sagte der Schneider immer hitziger. Ich wollt, sie käm mir jetzt die Quer. Ich wär gerad aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt, was ich denk. Siehst du: ich gäb drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt raus käm. Ich bitt dich um Gottes willen, Sannel, sei still! Mach die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt!

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. Sei ruhig, Hannesle, sagte sie; ich mach meinen Rock auseinander; mach dann deine Thür auf und geh in deine Kammer. Ich sag, ich bin rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: Ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit — aber sie kommt gar nicht. Hörst du, sie singt und bet und redt mit sich. Bleib nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein.

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: Wer nur den lieben Gott läßt walten! Und sprach dazwischen jammernd: Ach meine Erbdäpfel! Meine schönen Erbdäpfel! Und

weißt du: die könnt die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren!

Ja, sagte die Sannel; das ist schon wahr. Du denkst doch alles aus!

Was? lachte der Schneider. Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks hat. Nun hab ich mir gedacht, wie ichs an die Heiterethei bringen wollt, denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könntst einmal, so wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?

Ja, ich solls anbringen? sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab, und das klang wie ein tiefer Seufzer. Nu, wenns nicht anders ist, Hannesle, ich will schon, aber bedenk dirs noch einmal. Und nu geh in deine Kammer und schlaf wohl. Ich hätt dich nicht so lang abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist den Abend schon böß geweest. Ich sag, du bist nach elfen heim kommen, sag du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiterethei, so wird sichs ja schicken. Gut Nacht, Hannesle. Ich begeg' ihr schon.

Der Schneider war bald eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal so groß als die Mutter. An der Thüre stand ein Hund, so groß wie der Mutter Blasse im Stall, und schnaufte wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute sich über ihn und sein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer als gewöhnlich die Treppe hinab und klopste der Ruh nicht den Bug, wie sie sonst liebkozend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war, und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so, wie bis jezt, war es fortgegangen; anders dachte sie sichs nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das wars, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heiterethi, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Blässe vergessen. Aber sie straste sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Blässe gethan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden? Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen hätte, wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Blässe. Es war schlecht, sagte sie zu der Ruh; was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Tier! Sie klopste das Tier auf jeden Bug. Die Ruh machte eine Bewegung und schloß wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. Die Heiterethi wird alles allein wollen machen, sagte sie noch leise vor sich hin. Wenn ich nur wenigstens

da könnt bleiben! Ach wenn ich nur wenigstens da könnt bleiben!



Die Frau Bügel war eine konsequente Frau in allem, innerlich und äußerlich eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als sie. Aber das Sprichwort sagt: Allzuscharf macht schartig, und: Eine gute Krümm geht nichts um. Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung“ zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, sich der strengen Zucht zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greiflustigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Kontrolle möglich! Und wie viel Wirtshäuser standen wie Mausfallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel grau-grünliche Augen waren scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häus-

sagte sie traurig vor sich hin, mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigstens da dürft bleiben!

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe hinunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubenthür an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drin: Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist in Reich eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer ist gewesen!

Geschieht ihm recht, dem Nichtsnutz, entgegnete die Alte. Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein!

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: Wenn sie nur erst im Haus wär, die Heiterethei! Oder wenn so ein Gesangbuchvers einen ganzen Tag thät dauern! Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er mußte, so lang der Vers dauerte, den sie sang, war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieser vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz ihm noch immer nicht zu. Sie kehrte sich zu der Sannel, die dem Hannes sich ängsten half.

So ist er doch da, der Nichtsnutz? sagte sie, und nach ihrer sparsamen Weise soviel als möglich in einem Atem. Ich hab gemeint, er wird heut und morgen

nicht aus dem Reicher Wirtshaus herauskommen. Denn
 ein Wirtshaus ist dem Sapperlot wie der Flieg eine
 Weinflasche, wo noch naß ist inwendig. Da ist leicht
 rein kommen, aber schwer wieder raus. An allen
 Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? Er ist doch
 da? Hm, hm, hm! Und ich hab glaubt, der Regen
 hat ihn in ein Mäusloch geschwemmt, und die haben
 ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt! Wer wird so
 einen Nichtsnuß behalten? Niemand, als wer einmal
 mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich
 ins Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn be-
 halten. Oder sie kriegen ihn bald wieder.

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereit-
 willige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen
 der Base nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide
 Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenig-
 stens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit
 von ihrer Seite, daß sie nicht antwortete. Aber die
 Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der
 Schneider that einen Atemzug, so tief und stöhnend,
 als wüßte er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm
 atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube
 umher, als wäre der Gedanke von dem Mäuseloch ihr
 voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch
 und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden Blick.
 Alles schien sie zu sehn, nur den Hannes auf der
 Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todes-
 angst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend
 suchen.

Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er
 zu Haus sein und die gottesfürchtigen Wort hören,
 die seine Mutter redt? Ja, der wär der Recht. Wo
 wird er sein? Ja, wenns antworten könnt, wenn seine
 Mutter fragt, das böß Kind!

Nu, da in eurer Stuben, schluchzte der Schneider.
 Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. Da in der Stuben wär er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt man auf seiner Brücken suchen? Proßt die Mahlzeit! Im Wirtshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maß, Frau Wirtin! Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig, mein Wenzel! Und das Eichelhaus sticht. Und o du lieber Augustin? Was? Nicht im Wirtshaus wär der Jung? Nu, wird er reden, der Sapperlot?

Ja, wenn ihrs haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damits überstanden ist. Aber ihr werdt sehn, ich krieg die Schwindsucht. Alle Leut sagens. Meinetswegen ja, es soll ja das Wirtshaus sein. Und das ist der Eichelwenzel da!

Was? Im Wirtshaus ist er? Und ist er im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnuz blind machen, daß ich meine eigne Stuben nicht mehr kenn? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein Schmolltes Schackstätlein und meine Schlafhauben? Ist das ein Wirtshaus, Jung?

Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag, das ist nicht recht. Nu freilich ist das eure Stuben!

Meine Stuben? So? Und das wär meine Stuben, wo du drin bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säßt auf deiner Brücken? So erbarm sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich wills ziehn, so lang ich meine Arm kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnuz dem!

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thüre geöffnet. Der Schneider schoß wie ein Pfeil von seiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um sein erhitztes Gesicht wehte. Er mußte, nun war er sicher. Er sah sich majestätisch um, gab der Luft einen Klaps mit seiner rechten Faust und rief: Respekt muß sein im Haus. Dann ging er mit Löwenschritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leise Stimme aus der Thür flüsterte: Sie ist in ihre Kammer gegangen, Hannesle; du kannst wieder rauf. Nu ist sie wieder gut!

Die Sannel streichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur stand, und wischte mit weichen Händen den Angstschweiß von seiner kalten Stirn. Sie tröstete ihn, wie nur die Sannel trösten konnte. Sie hätte gern selbst sein Kreuz auf sich genommen. Und hast du dir's überlegt, Hannesle? sagte sie dann. Ich geh aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft.

Du gehst in die Erbdäpfel, sagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke saß. Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu, und ich komm bald nach. Das sind die Erbdäpfel, in die ich geh. Und da brauch ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erbdäpfel geh!

Das ist Schicksal, Hannesle; deswegen gehst du noch nicht in die Erbdäpfel. Und die Schicksal kommen auch von dem, der Essen und Trinken schickt.

Ach Gott! Die Was am Unterende hat mir immer Hefentlöß wollen schicken; die eß ich so gern. Dumm's Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geschweig Hefentlöß geschickt; ich hab

mirs allemal selber müssen verdienen; nicht das Salz dazu hab ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab ich nicht verlangt; wär nur was Guts dran, hernach wärs gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklöß! Aber die Brüh muß fett sein. Und Schnitz und Huzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erbdäpfel geh, hernach hats das viert Gebot gethan. Wer weiß, ist das die lezt Westen, die ich mach! Guck, da kommt vielleicht der lezt Stich rein, den ich thu. 'Hernach hats ausgeschicksalt, und ich eß keine Hefenklöß mehr auf der Welt!

So darf man nicht reden, Hannesle! Die Seel ist doch mehr wie Hefenklöß. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sags nur der Was am Unterend, die wirds schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich ja wohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst, fuhr die Sannel fort, daß dus mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild!

Was wild! sagte der Schneider. Wenn sie nur Hefenklöß kann kochen! Sannel, da ist kein viert Gebot dabei. Sannel, ich sag dir: du kennst mich! Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab! Denn so ein Knirps von einem Spizle darfs nicht sein. Und ich geh mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Raro, komm her! Aport, Raro! Da wirst du zum Fenster raus lachen. Ich seh dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach nur, Sannele, und geh; ich hab schon keine Ruh mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein

ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er heimgekommen ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben gethan, und sie sich hineingebacht hatte, als hätte sie alles selber gesehen.



Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte gesagt, sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär er zu strecken, so müßt es das Ding an der Fensterwand schon lange gethan haben. Ich bin aber doch nicht still gewesen, sagte die Sannel, bis sie gesagt hat: Und so ist's, und nu ist's fertig. Hernach ist's, als hätt's der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel darauf gemacht. Ich kenn die Heiterethei! Die Sannel war traurig darüber, aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre, als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

Schon gestern ist mir's eingefallen, sagte er. Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch. Ihr Kopf könnt um die Hälfte dicker sein, und ihre Händ und Füß sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ, die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn

eins so kleine Füß hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn mans angreift. Und ich greif einmal zu; was ich anfaß, das muß fest sein, Sannel. Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will, und es hätt mich doch einmal gereut.

Das nächstemal, daß sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurück gehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

Und nun kommt das best. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben, sagte er, wie ich's allemal mach, wenn ich eine rechte Freud hab für dich.

Derentwegen, entgegnete die Sannel, brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir sagst.

Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab eine, Sannel! Weißt du? Und eine andre, wie die Heiterheit. Und nu schlaf wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu dich nur recht, Sannel. Da setz die Lampen fort, damit du dich recht kannst freun. Und ich will die Jacken runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, daß sie nicht ausgerichtet hätte!

Nu, ich freu mich ja schon, gewiß, Hannessele, sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehen, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

Ich mein gar, du flennst schon vor Freud, sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: Ja freilich! Sonst hätte sie ihm die Freude

verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben, so viel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

Ja, guck, sagte der Schneider, und das ist eine andre, als die Heiterethei. Die Heiterethei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn meine erst ein Jahrer zehn von unsern Erbdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernach ist sie wie die Gringelwirts-Baltineffin. Die hat einen andern Kopf als die Heiterethei, und da kann man sagen: Die hat Händ und Füß! Daß dich der Guckguck hätt, Sannel! Und Haar brand-schwarz und dick wie Pferdehaar und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiterethei ein paar Haar mehr hat, dafür ist ein Haar von meiner wie sechs Haar von der Heiterethei. Und das spöttisch Wesen und das Dummgethu, davon ist an meiner nicht so viel, wie auf mein kleinen Finger geht. Und doch alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich!

Es währte lang, eh der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache“ sich gemacht hätte. Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr, als er gedacht.

Die Geschichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut, als er sich wieder geworfen fühlte, meinte er: Sollts die Heiterethei sein, und sie hats gereut, daß sie die Sannel abgewiesen hat? Pfißfig, wie er ist, blieb er stehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er sehen konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen

Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmac und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatte er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußte es ein weißer sein.

Wer weiß, wer ihn geworfen hat, sagte das Mädchen und lachte immer noch, so viel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu sehen. Ich hab mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist — sie sang nicht: weit, wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze Gut Nacht; aber als er sich kaum gewendet hatte, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: Er geht wohl zu seinem Schatz?

Der Hannes dachte: Warum hat sie nicht ausagen, wies im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb stehn, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

Ja, ja, sagte sie. Ich glaubs schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schaze geht. Ich hab keinen und hab noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon.

Und hast doch an deinen Schatz gedacht?

Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt mir nicht daran gefehlt, so wenig, als einer andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern sag ichs, nur ihm nicht. Und geh er zu seinem Schatz; hätt ich einen da drin, ich ging auch zu ihm.

Sie stand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug,

so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: Hannesle, du bist ein Mordbursch!

Ein Wort gab das andre, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden, eins das andre, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehn; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam, und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen. —

Die Bas thut, was ich ihr sag, meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. Und Hesenflöß, hat meine gesagt — ihre Leut haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen, und ich will meine Jacken wieder anziehen. Und nu schlaf wohl, Sannele, und denk dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab, damit du dich recht freust!

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andre wollte nur desto weniger gelingen.



Das Unterend, so heißt ein Teil von Lutzenbach; seine Lage hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn auch Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen, ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren

Unblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Wittib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermanglung eines bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzutheilen, daß sie ein Mäde gesehen habe, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jezt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mäde bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wäre wie ungenötigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich“ ist.

Da war denn die Base auf einem nötigen Gang durch die Gerbergasse gekommen, und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selbsts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu sehen, so tüchtig, rasch und reperformdierlich war das Mäde gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Rüh. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mäde auch nicht ganz so wär, wie sie selbst gewesen, für den Nichtsnuß von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jezt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Mehger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sie sich ansehen, ehe man sie handle. Die schwarzen Rüh möge sie

den andern. Sie mag hernach sehn, wie sie sie los wird!

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfang, auch die erriet, was die Schneidersätter wollte.

Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie los zu werden. Ich werd mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ichs thät, und die erführs wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät!

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch, oder wars ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimms von ihr; ich müßts lügen. Aber es steckt keiner innwendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich, kurzstirnige Rüh sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeints!

Wenns sonst nix wär! sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe hinunter ging. Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich laß mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist und recht ärbeten kann; das ist, was ich will wissen.

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

Der Jung braucht eine, die tüchtige Hörner hat, sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringsts. Aber der Mehger will erst seinen Griff thun, eh er einschlägt, Die Unterender soll mir sie

einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehn, was sie für Zäh'n hat. Hernacher kanns schon was werden mit der und dem Jung.

Sie ging sogleich zu der „Unterender.“ So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach,“ und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

Sag mir nur, wies deine Mutter gern hat, sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. Es hat jeder Mensch so sein Aparts, und ich machs gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hats wohl gern, wenn eine hurtig ist?

Ja, sagte der Schneider, aber wenn du noch ein bißle zurücken könntst, das wär mir recht.

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: Ich halt dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer gelectt sein. Sag mir lieber, wies deine Mutter hält.

Ja siehste, sagte der Schneider, wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehn siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchenthür nicht auflassen, sonst wird sie böß. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchsvers, wenn du da den

Zweiten dazu könntest singen, ich mein den Bass; da könntst du dich beimachen.

Das kann keine besser wie ich, meinte die Schwarze, ich bin in einem Kantorshaus jung geworden.

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte sie dann so schön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

Mit meiner Mutter, sagte der Schneider, da laß ich mir manchs gefallen wegen dem vierten Gebot, aber sonst, da darfst mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt, Mädele, ich bin einer! Nu, frag nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!

Ja, sagte das Mädchen, du bist ein Mordbursch. Das weiß ich auch!

Nicht wahr? lachte der Schneider.

Aber wer ist denn die Sannel?

Das ist ein kleines Mädele, entgegnete der Schneider; die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer wie so hoch. Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß!

Du sollst mir kommen, dachte das Mädchen. Er müßt dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen. Eine Wirtschaft muß ich haben, wo ich Herr bin, und kein andrer Mensch. Und da soll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt. So dachte die Schwarze; aber sie sagte: Was du willst, Hannes. Wenn wirs ermachen könnten, müßtst du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal sehn sollt auf einem Pferd reiten!

Ja, Mädele, sagte der Schneider, es ist eigentlich

ſchad um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir iſt einer verloren. Nu, frag nur die Sannel!



Den nächſten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienſte ſah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht ſo aus, wie es da ſonſt um dieſe Zeit auszuſehen pflegte. Da ſtand eine große Wanne und allerlei Wäſche darin und Seife dabei; und ſie ſtand nicht etwa auf der Bank am Fenſter, wohin ſie gehörte, ſondern auf dem Küchentisch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Waſſer. Und ſonſt heimelte die Küche ſonntags um dieſe Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all das beſchaffen müſſen, und ſie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber ſie hatte immer mit dem Kopfe dabei geſchüttelt; und das that ſie noch.

Die Frau Bügel hatte geſagt, ſie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Beſtehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienſt erhalten. Wo und bei wem? das ſagte ſie nicht. Sie hätte nicht ſoviel zu ſagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was ſie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften ſich nichts merken laſſen. Am ſchwerſten wurde das dem Schneider.

Paß nur auf, ſagte er zur Sannel, ſo oft die Mutter es nicht hören konnte. Das iſt eine! Die iſt unter den Mädlen gerade, was ich unter den Burſchen bin. Ich möcht gleich mit dir tanzen, ſo bin ich aus dem Häuſle. Es iſt gut, daß ich jezt nichts zu machen brauch; ich könnt die Nadel nicht halten, ſo ſüßlich iſt

nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell alles liegen und gab nach so vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebnen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen“ mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte sie, die Thüre sei nicht richtig eingeklinkt. Es ist so schlecht, wenn eine Thür aufsteht, und ich kanns gar nicht leiden, sagte sie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An soviel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. So gar warme und heitre Tag bringen Regen, meinte sie bei sich. Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen. Man muß über eine Sach nüchtern werden. Der Rat, der über die ander Nacht kommt, der hat ausgeschlafen!

Wenn du Lust hast, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrschaft dich läßt gehn, so kannst du bei mir anziehen, wenn du willst. Red mit deiner Frau, und ich denk, es soll dein Schaden nicht sein! So sagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da diese gehn wollte und versichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte sie nur ein Vaterunser länger vom Hause bleiben, als ihr erlaubt sei. Eine Viertelstund früher muß ich daheim sein, das thu ich nicht anders!

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könnte nicht anders heimgehn, denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden, als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. Zum besten laß

Aber so sag doch nur, drängte der Schneider. Wie sagen denn die Leut?

Und willst's auch noch hören, wie du bist? sagte das Mädchen schluchzend. Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut reden, wenn dus nicht gewußt hast, und nun geh. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh ich nicht. Zum besten laß ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem!

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. Ich wär ein Schlimmer? Ich hab noch kein Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab ich auch keine! So sagte er und wollte sich fränk lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. Um mich ist noch keine fränk worden. Und sich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine!

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Lutzenbach fränk waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen wäre. O daß die Sannel da gewesen wär! Daß die Sannel da gewesen wär!

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer“ er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle, aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härtern hätte erbarmen müssen, als er war.

Ja, die Leut haben gesehn, daß du die Abend her bei mir gefessen hast, sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich laß keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen Meiner ist, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten, wie du bist!

Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden, ich hab noch keine wollen närrisch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt, und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarspitzen ein Schock, du bist mir recht; du bist, wie ich eine brauch. Und nu rück zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer sind und schöner als du; aber wo die Lieb hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd Deiner und keiner andern sonsten!

Ja, und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch keinen zu bitten, er soll so gut sein und soll mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es sind noch andre, die mich wollen. Ich hab keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered komm. Ich hab meiner Frau ausgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut, man ist nichts wert geweest.

Der Schneider erschrak von neuem. Daß dich der Guckguck hätt, Mädle; was ein anderer thut, das thu ich auch. Frag nur die Sannel. Ich schreibs heut noch, Mädle. Ich hab erst gestern früh wieder Tinten reingethan in mein Tintenfaß; und Papier und Feder hab ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück zu. Von dem langen Stehen wird man müd.

Ist's wahr? Und ist's wirklich dein ernst, Hannesle? fragte das Mädchen einmal ums andre. Nu, so will ich dir nur sagen, ich hätt mich tot gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt müssen nehmen. Nicht.

ich übrig. Was zu machen ist, das kann eine machen. Und wo ich wüßt, ich verdiens nicht, da könnt ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jezund, wo das lieb Brot so teuer ist, und das Geld so späng. Aber deswegen ist's nicht, daß ich sag, du sollst dir die Sach mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigener Herr nicht mehr; da ist einem die eigne Seel wie versiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht solche Gile haben, sonst wär ihrs früher eingefallen. Guck, wenn die Heiterethei hereingekommen wär, da wär ich ruhiger gegangen. Denn die Heiterethei kenn ich, und es ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Rüh und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt, wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht. Guck, du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's sag, aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut. Hanneßle, thu, was du willst, nur verschreib dich der nicht. Und wenn sie den Schackigter Müller heirat, du kriegst noch immer eine andre, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich thu alles, was die Leut wollen, und thu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab, mit der rennst du in den Geißgraben, Hanneßle!

Der Hanneß besann sich nicht gerne. Wenn man sich über alles noch lang wollt besinnen, sagte er, da könnt man vor lauter Besinnen nichts thun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh machst, daß ich immer denk, ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn, so nehm ich sie am End nicht, und hernach nimmt sie der Schackigter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander. Und hernachen — was du

ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihn entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

Aber was hast du nur, Mädle? sagte Frau Bügel. Du siehst die Tag her aus, als hättest du immer all die Zähne zusammen gebissen, und redst kaum, und wenn du redst, so ist's, als wenn dir der Ärger die Gurgel verschnüren thät. Hast du den Ärger?

Nu freilich! entgegnete die Schwarze. Meine Leut daheim, wo ich hingehör, da ist so ein alt Fegfeuer, die findt kein End und kein Trumm. Aber zum besten laß ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab Geduld, wie sie die Hundertst nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm schon finden.

Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht, sagte Frau Bügel, und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken.

Ja, ich will doch sehn, sagte die Schwarze, ob ich krieg, was mir gehört. Nu wart ich nicht mehr lang. Das alt Fegfeuer weiß nicht, mit wem sie's zu thun kriegt.

Nu, ich sollt deiner Schwester ihre Schwieger sein, dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. Ich wollt dir das alt Fegfeuer anstreichen! Die Frau Bügel hatte das eigne, daß sie niemand zornig sehen konnte, ohne angesteckt zu

werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonst zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie hätte sich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr schnell zuwider geworden, vielleicht weil sie im Anfang zu sehr von ihr eingenommen gewesen war. Vor der Sannel, die sie kannte, von der sie wußte, die war wie eine verschlossene Truhe, zu der sie den Schlüssel hatte, versteckte sie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falschen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei sich: Wenn die Bäs die nur früher hätte weggefragt! Nu ist's zu spät. Nu hat der Hannesle sich der verschrieben, und ist sein eigener Herr gewesen, und seine Seel ist wie versiegelt. Und ich wollt, ich stürb, denn nu ist doch keine Freud mehr für mich auf der Welt!

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jedem Tag wurde er verbißner. In der Frau Bügel so gut wie in der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es bedurfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt hat, da weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehn hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hilfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie

kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: Und wie ist's nu? Wird nu einmal ein End? Nu bin ich beinah drei Wochen in dem armseligen Häusle. Und ich bin nicht reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich dran bin!

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauer an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteint in die Luft.

Ich will nu wissen, fuhr die Schwarze fort, ob ich werd zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten laß ich mich nicht!

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig.“ Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herum machen ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und sie sei in ihrem Recht.

Das da ist meine Stuben, sagte die Frau Bügel, und da ist kein Recht drin, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin ist. Da ist ein Recht drin, daß ich nauswerf, was nicht rein gehört. Ich hab mir dein Gesicht lang genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt!

In der Stuben da hab ich soviel Recht als ihr, sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vorteils bewußt war. Und ich frag nu, wenn das erst Aufgebot gehalten wird?

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer sie war, vor tollen Menschen fürchtete sie sich. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hilfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch

und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

Nu bin ich die Gesichter satt, sagte die Schwarze und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. So leid ichs nicht länger. Es giebt nur ein Gered unter den Leuten, wenn Brautleut so lang vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst Aufgebot sein, und den Sonntag über drei Wochen ist die Hochzeit. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, so geh ich. Ein End muß sein!

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus zu werden. Die Schwarze sprach wie eine Tolle, und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. Der Jung hat kein gut Gewissen. So ist alles Betrug gewesen. Aber ich will dich, du Nichtsnuß! Da bin ich erst noch dabei!

Was hast du gemacht, Jung? fragte sie ihn drohend.

Ja, was hab ich gemacht? sagte der Schneider voll Angst. Ich bin doch nu ein Bursch — der von Nachbars ist sechs Jahr jünger und hat gefreit! Der Schneider war ein geteilter Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

Und da thut der Nichtsnuß noch, als müßt er dabei sein, wenn er soll frein. Das ist meine Sach. Da hat so ein Jung sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frein. Und so schlecht du bist, Jung, für so ein Hackstock bist du noch zu gut.

Da wird nix. Und die da macht nu ein End und packt sich. In meinem Häusle ist niemand Herr als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen!

Gut, sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. Und wenn das alt Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, so laß ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt Fegfeuer kann lesen!

Thu ihr ihre Brillen her, wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: Wer so was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr, und hernachen ist seine Seele wie versiegelt. Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: Wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen!

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: Was so ein Jung schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh versprechen, denn ich bin eine Frau, aber so ein Jung kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen!!

Ei, ich weiß so eins, sagte die Schwarze höhnisch, wo die Leut wissen, wenn sie nein kommen, aber nicht, wenn sie wieder raus kommen. Und das ist im Turm, und da hat der Büttel den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber sie braucht einen. Und wenn sie was schreibt, da muß

ein Kurator dabei sein. Und nu will ich ein End und geh auf der Stell zum Pastor!

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Giltigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: Recht so. Und der Jung kann mitgehn. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb, so vermach ichs der Sannel. Hat ers ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz der!

Die Schwarze lachte. Ja so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut nicht meinen, sagte sie. Das Häusle kommt von seinem Vater, und das bißle andre Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's alles dem Hannes, und nu fragt sichs nicht, ob sie mich will rein lassen. Nu ist's die Frag, ob ich sie rein laß. Denn in meinem eignen Häusle laß ich mir nicht auf der Nasen tanzen!

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das that sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammen gebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich so durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

Ja, sagte die Schwarze und lachte dazu. Und so ein Schiebkarren von einem Häusle wars auch der Mühwert. Ich hätt eine Wirtschafft können bekommen, die hundertmal so viel wär wert gewesen. Um solch Armutei trägt's auch aus, so viel zu reden. Mich hats sechsmal gereut gehabt. Aber ich hab einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Ärger nicht wert, den ich hab einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen; da hab ich mir die Hand darauf geben!

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausge-

gangen und er hilflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen sagte er: Ich geh mit. Und da die Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen der Gehenden auf dem Fuße nach.



Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein gutes, wenn der große ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ist's sogar nötig, daß es manchmal auf die andre Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versah's eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Thüre schloß. Die vorige war eben eine Kabinett'sregierung, die eine große Scheu vor der Öffentlichkeit trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Öffentlichkeit noch sonst vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und Stühlen, ein Hin und Herlaufen, Herüber

und Hinübertragen, daß Ruh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angst geriet. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürrisch zu machen, so war ihr die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd, und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tisch wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten hätte, hätte es auch zerschnitten.

Ein Glück für die andern wars, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; sie wollte es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollbracht, wenn die Schwarze ihres anfieng. Die Stunden, die sie länger im Bette verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wieder hergestellt, und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung sozusagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wäre die

Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Mut, zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andre Lust dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehn würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen sah, lachte. Einer fragte: Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin? Andre riefen: Mach, Hannes! Häng dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus! Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: Nu, ist das eine? Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten, hätt man das dem „Jung“ zugetraut, daß er sich an so eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn, und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte, und daß er an seinem Schaze und seinem Glückstraume irr geworden war.

Seht nur, wie klein der Schneider ist, lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: Und nimmt doch so eine große Frau!

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich nicht über die Größe seiner Braut gefreut hätte. Aber, sagte er zur Sannel, das viert Gebot, das hats auf mich abgesehn. Ich möcht nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt gethan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist geweest, und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ichs Meiner sagen thät, die litts gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät, wenn sie's wüßt!

Und das ist auch recht von dir, sagte die Sannel, deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden.

Ach, Hannele, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut sagen! Was einmal ist geschehn, davon soll man das best reden, aber ich wollt doch, Hannele! Ich weiß doch, was ich wollt, wenn ichs auch nicht sag!

Eines Tages, die Schwarze genöß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Bohnstube, und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre, und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht, denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an eine solche Gestalt gedacht. Es war ein junger Mensch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannele am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübsch gewachsen. Etwas phlegmatisch schien er zu sein; er sah sich erst in der Stube um, und dann sagte er sehr langsam: Ihr Diener, Frau Meestern!

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, was er wolle.

Eben so langsam wie vorhin sagte der Mensch: Da unten bin ich einem recht chemütllichen Mädels bechehnet: die chehört wohl ins Haus?

Es wird die Sannel gewest sein, dachte die Frau Bügel und sagte: 'S kann wohl sein. Wenn er weiter nix will, hätt er sie selber können fragen.

Unterdes hatte der Blick des Menschen auf dem Schneider geruht, der, sobald er das gemerkt hatte, sich ein rechtes Ansehn gab. Was das für ein Eulenspiegel ist? dachte der Schneider.

Der junge Mensch hatte wirklich etwas vom Eulenspiegel in seinem Gesicht. Die Hauptsache darin war ein gewisses phlegmatisches Behagen, darauf ein Schalk zu sitzen schien, aber ein sehr gutmütiger. Aber vielleicht sahen die blauen Augen nur so schalkhaft aus,

weil sie wie aus einem Versteck hervorlugten. Den Versteck bildeten die vollen, nur leise geröteten Backen, die sich beim behaglichen Lächeln in die Höhe schoben. Und dies behagliche Lächeln stand so versprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gastwirt in der weißen Schürze vor seiner Gasthofsthüre.

Gechentlich komm ich, sagte der Mensch, als ein Schneiderchefelle, der bei den Meestern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn ist.

Donner! sagte der Schneider in seinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf seiner Brücke. Eine große Frau hab ich, wenn ich noch so einen Gesellen dazu hätt! das wär noch anders wie ein großer Hund!

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeschickt hat!

Der Geselle schien nicht gern zu gehn. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „chemütliche Mädchen“ im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzumenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Osten der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: Sollte das das chemütliche Mädchen sein? und wandte sich wieder um, und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes, und er sagte: Also es ist keine Arbeit für einen Chefellen?

Der Schwarzen gefiel der Bursche, und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

Wo ist denn der Gesell daheim? fragte sie.

Gechentlich, entgegnete der Gesell, in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt ich in der Fremde

lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: Ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Gegend und meint, hier wachsen die besten.

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen habe, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, dies versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Buchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanke auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen, damit er die Ruh nicht nausträgt, und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

Es cheht noch, sagte der Gesell. Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg, und das Gheschäft cheht auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Gheschäft führt mein Onkel.

Das ist wohl auch ein Reicher? fragte die Schwarze.

Das nich, erwiderte der Gesell. Er ist arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn chemiffermaßen als Vater anehenommen.

Nu, meinte die Schwarze, es ist jußt nicht so notwendig, daß wir einen Gesellen einstellen, aber weil der Mensch so anständig ist, so kann mans schon machen.

Also kann ich kommen, sagte der Gesell und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegmas ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spaß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauchte er nicht zu sehn, denn was er von seinen Umständen erzählt hatte, war nicht erlogen. Er wär gern dem chemütlichen Mädchen

noch einmal begegnet und ging deshalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. Nu, sagte er in der Hausthüre, was heute nich ist, das ist morgen. Und pressiert bin ich nich.

Die Schwarze aber meinte: Das wär ein andrer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheitst scheint er nicht. Ich probiers. Der dort und das armselig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drin, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört!



Der Gesell war eingetreten und hatte besser Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebsten frein würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

Ja, sagte der Gesell, unser Hauswesen ist chroß chenug, und eine chroße Frau wär nicht übel. Aber nach der Chroße allein frag ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chroßten Reiz für mich.

Von dem Augenblick an war die Schwarze die Chemütlichkeit und Sanftmut selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuhn.

Siehst du, Sannel, sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren; das hab ich gewiß. Sie hats nur übel genommen gehabt, daß die Mutter sie hat erst wollen probieren. Sie hat mirs gesagt.

hetorkelt kommt. Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: Na, hab ichs nich chesagt? Und gerufen: Aber Meester, wo liegt er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: Wenns der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werde es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen als sonst. Vielleicht war auch ohne ihr Wissen Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sich sonst so geneigt zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: Die Leut wollen mir was zu Gehör reden. Das merk ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: Nein, du

bist ein gescheiter Bursch, Hannele. Und wo die Leut meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Gutthat bei einem.

Nu, du redst doch auch beinah wie die Leut, sagte der Schneider. Sodas es klingt, als thätst du was damit meinen, und wolltst doch nicht sagen, was. Was die Leut haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Meid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best Rock ist und von der Nadel weg, da solls verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollts nur der Hentel sein, als wenn der nicht lang könnt halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?

Ja, das schon, entgegnete die Sannel. Aber es hat eins das lieber, und das ander das. Und der Gesell ist schon einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gerings. Und wems um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig stehn! Nein, Hannele, du mußt nicht so ein Gesicht machen!

Wenn ich das wüßt! Sannel, wenn ich das wüßt, Sannel, der Gesell thät mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts! Der Schneider fragte nicht, obs der Lust weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser, und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

Aber es ist dumm Zeug. Sie ist die Liebetät selber.

Ja, sagte die Sannel, seit der Gesell da ist und hat gesagt, er wollt eine Frau aus unsrer Gegend, und es müßt eine sanfte sein. Da ist sie auf einmal

aber so hübsch hab ich noch keine gesehn, wie die Sannel da bei ihm im Hause; das müßt ein ander Frauchen heben!

Dem Schneider ging zum zweitemmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für einen sind doch zu viel.



Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammen zu packen und zu gehn. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehn lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt hatte. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die

Nu, bist du nicht deswegen kommen? schluchzte der Schneider. Du bist falscher wie alle!

Ich bin kommen, sagte die Sannel tief bekümmert, weil ich fort muß. Ich bin so lang in dem Häusle gewesen; es ist mir immer noch, als könnt's nicht sein. Ich hab nicht daran gedacht bis jetzt, daß es könnt sein, ich müßt einmal fort. Ich hab dir's gesagt, und du hast's nicht wollen glauben, und nu ist's doch!

Du willst fort, Sannel? fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knien vom Boden. Du willst fort, Sannel? Du willst fort?

Ja, ich muß, sagte die Sannel.

Ja, nu gehst du fort, schluchzte der Schneider; es soll auch kein bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Glend ist, hernachen hilft ihm keiner; da stoßen sie einen immer tiefer nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm, und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz falsch Raz müßt's auch erschlagen; da wollt ich lustig sein. Das wär eine Hochzeit, wie ich sie möcht! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? O, ich bin einer — frag nur die Sannel. Zuhu! Hochzeit! Aufgespielt, ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden und schlug mit den Armen um sich wie besessen.

Ach Hannele, du wirfst doch nicht überschnappen? rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch ein Mensch an ihm. Er saßte sich zusammen und sagte: Nein, Sannele, da müssen doch noch andre Püß kommen. Und du bleibst, Sannele, oder wenn du gehst, geh ich mit. Die schwarz Raz

still, Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab immer gesagt, was ich für einer wär, und hab groß gethan, als wenn ich auch einer wär wie die andern Bursch. Ganz da drin in meinem Herzen hab ichs wohl gewußt, daß ich nicht so einer bin gewesen. Und ich hab nur so gethan, damit ichs vergessen wollt, daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her gespottet, und ich hab's müssen hören, daß ich nicht bin, wie ein andrer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch gewesen, und ein Mensch hat doch eine Seel im Leib, und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel verlangt nach andern Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud an mir gehabt, und wenn andre über mich haben gelacht, da haben sie sich geärgert, und da wars, als wär ich schuld daran und hätt's ihnen zum Troß gethan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul ist mir's schlecht ggangen. Und hernachen: siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin sehn. Ich bin allemal traurig gewesen, wenn ich einen hab kriegt, und hab mich mit versteckt, wie ich nur hab gekonnt. Denn hernachen haben die Leut auf mich gesehn, und da wars, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie würdens nun erst weiß. Und da ging der Spott wieder von frischem an. Da hab ichs wollen vergessen, daß ich so klein bin gewesen und nicht wie die andern Leut. Ich dacht, so lang ich nicht dran denk, denken auch die andern Leut nicht dran, und hab gethan, als dächt ich, ich wär wie die andern Leut. Aber da habens die übel genommen und haben gemeint, sie müssen mich demütigen, daß ich mir ein-

bilden wollt, ich wär wie sie. Guck, Sannel, die weicht Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding angreift, und so ist mirs auch gungen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab doch gethan, als wär ich was Rechts. Ganz dadrin nur hat mirs wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab gedacht: Ich kann nix dazu, und warum hat mich der lieb Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mirs geweest, als wär er wie die Leut, und hätt selber seinen Spott an mir, und hätt mich so gemacht, damit die Leut über mich sollten spotten. Und da ist mirs nur wohl geweest bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud, die ich gehabt hab auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb Gott wird dir vergelten, was du hast an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut sind!

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

Aber Hannesle, sagte sie und legte ihre Hände wie betuernd auf seine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu versichern, sie meinte es, wie sie rede, der sie hörte und sah. Aber Hannesle, sagte die Sannel, du denkst dir nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen thät, du wärst mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßts lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber, wie ein andrer. Aber nicht wie du. Und wenn ich nur da könnt bleiben, mir wärs doch tausendmal so lieb. Dort, wo er her ist, sind die Leut anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an

gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt, das hätt nichts geändert. Und bist du klein, so ist mirs eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig, daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist als die andern Leut. Und wenn dirs so sehr anthut, wenn ich den Gefellen nehm, so muß ichs ja nicht. Sei nur gut, Hannesle. Siehst du, auf die Leut darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner!

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. Und da heirat ich doch dich und keine andre, sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gefellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

Eins gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gefellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heut oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehn, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und

diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.



Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Ruh und Ziege im Stall schmiegt sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauste, das zerbrochne Bodensenster oben neben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchsvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott ist tot“ wie ein durchgegangnes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße sein: Respekt muß sein im Haus! gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit

jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Glends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Glend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm gezeigt hatte, nicht umsonst gezeigt haben wolle. Um solch eine armselige Wirtschaft habe sie sich nicht die viele Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehn und gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so sei's ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicherem bekommen oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz andre geworden als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergessen und verkehrt sie alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergessen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, so oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen, der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer.

raten, daß er euch nur gegen die da drin hälft, die wild schwarz Raß. Gerad so ist mirs gengan. Und je ärger ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab ich nein gemöcht, und hab am Häusle und meiner Arbeit meine Freud verloren, und bin lieber in den Wirtshäusern gewest, als daheim bei euch. Aber ich wollt doch, es wär noch so. Wenn ich euch in euern alten Tagen so da haußen muß sehn stehn, und ihr seid euer warm Bett gewohnt, da stößt mirs das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt lieber, ihr thätet mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riß euch aus auf die Gaß. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab auf der Gaß geschrien: Respekt muß sein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, so lang ich leb.

Ja, sagte die Frau Bügel, es kommt einem einmal, wo man in sich muß gehn. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb Gott von der da drin hälft, so sollts nicht wieder werden, wies gewest ist. Ich hab den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab ihn nein getrieben. Und nu wollt ich lebenslang nicht wieder nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei raus kommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät, die Sannel müßt deine werden, und keine andre auf der Welt. Eine beßre siehst die Sonn nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?

Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt; denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die teure Butter fingerdick auf das Brot gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wollte. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen war, und daß man sie gern los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich chewundert; er hatte chemeint, so was wie dies Heiratsversprechen müsse umzustößen sein. Wofür gäbe es sonst Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas andres versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eignen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehn; vorher teilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran war, die Schwarze zu überzeugen, der Geselle habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, habe er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen. Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da

sagte er, und den Sonntig wirft uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum erstenmale wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinauszurufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze

ist ein anderer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: Du bist doch ein Mordbursch; jezt sagt sie: Du bist ein Mordmann, Hannesle! Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: Respekt muß sein im Haus!



**Die wahrhaftige Geschichte
von den drei Wünschen**



Einleitung

Die Märchennovelle „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen“ entstand während des zweiten Aufenthaltes Otto Ludwigs in Leipzig, zwischen Ostern 1842 und 1843, und war der geistvolle und originelle Niederschlag der Eindrücke, die das Leipziger Leben ihm brachte, zugleich der Ausdruck des völligen Gegensatzes der innern Natur des Dichters zu den wunderlichen und flachen Bestrebungen, den ewig wechselnden Tagesstimmungen, der äußerlichen Beweglichkeit der Umgebung, in die sich Ludwig nicht gegen seinen Willen, aber sehr gegen seine Neigung hineingestellt sah. Indem er den Widerspruch seiner ursprünglichen Gefühle und Anschauungen mit den Lebenserscheinungen und Bildungselementen, die jetzt auf ihn eindrangten, humoristisch und satirisch zu überwinden suchte, schuf er eine prächtige, phantasievolle Erzählung, die für seine Dichterkraft lebendiges Zeugnis gab, aber eben darum in den Rahmen der damaligen Tagesbelletristik nirgend hineinpaßte. Der Dichter hatte in jener Zeit so ernstlich den Wunsch, in die Öffentlichkeit zu gelangen, daß er nach einem gescheiterten ersten Versuch, die kleine Schöpfung selbständig zu veröffentlichen, seinen Freund, den Orientalisten und nachmaligen Konsul Dr. Wehstein (dessen Erzählungen aus der Wunder- und Märchenwelt des Orients in ihr nachklangen), im Sommer 1843 von Dresden aus brieflich beauftragte, das im Februar 1843 vollendete und ins Reine geschriebne Manuskript an Heinrich Laube zu überbringen. Obschon dieser von den

übrigen Leipziger Redakteuren eine rühmliche Ausnahme machte und Ludwigs Erstlingen eingehende und fördernde Teilnahme schenkte, so dünkte ihm doch die „Geschichte von den drei Wünschen“ zu phantastisch, gewagt und — was wohl das Ausschlaggebende war — unzeitgemäß. Im Oktober meldete Ludwig einem andern Bekannten seines Leipziger Umgangskreises, dem Philologen Dr. Wimmer: „Das Schicksal der drei Wünsche ist das, was bis jetzt alle meine Wünsche hatten.“ Er fügte jedoch hinzu: „Ich habe einen Gedanken, die ‚Wünsche‘ dem Professor Richter (Ludwig Richter) mitzuteilen, der wundervolle humoristische Zeichnungen macht, und im Falle er sich dazu versteht, sie zu illustrieren, sie Arnold (Arnoldsche Buchhandlung in Dresden) anzubieten.“ Das wäre denn in der That ein Weg gewesen, nicht nur die Märchennovelle ins Publikum zu bringen, sondern auch ihre Eigenart und ihren poetischen Inhalt in vollster Deutlichkeit herauszustellen. Wir wissen nicht, ob Ludwig es wie so oft beim bloßen Vorsatze, dies und jenes für seine Schöpfungen zu thun, bewenden ließ, oder ob Ludwig Richter der „Geschichte von den drei Wünschen“ das nicht abgewinnen konnte, was seinen Zauberstift sonst unfehlbar in Thätigkeit setzte. Jedenfalls gehörte auch die Handschrift dieser Geschichte zu den zahlreichen Jugendarbeiten, die der Dichter vor der Hand und von der wirklichen Eröffnung seiner dramatischen Laufbahn an für immer beiseite schob. Er teilte sie allerdings im Anfang der fünfziger Jahre Berthold Auerbach mit, als aber auch dieser nur mäßiges Interesse dafür an den Tag legte, kam Ludwig selbst nicht auf sie zurück. Für die Veröffentlichung in der ersten Sammlung der Schriften scheint sie gar nicht in Frage gekommen zu sein — und so wird sie erst jetzt, beinahe ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung, gedruckt.



Ich kanns durchaus nicht ertragen, sagte er und ließ die Rouleaux herab. Gerade solch ein schöner Frühlingstag war es, gerade so strömten die Gepukzten aus der Stadt. Seh ich solch ein schlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengesang der jungen Hoffnung, neben dem stampfenden Papa und der schleichen- den Mama daher trippelt, so fällt mir eine Geschichte ein, über die ich wahnsinnig hätte werden können, wenn ich nicht besser wüßte, wie es sich damit verhält. Aber ich sehe es an dem einfältigen Gesichte, das du machst; wenn du mich begreifen sollst, muß ich dir erst erzählen, was mir begegnet ist, seit wir uns nicht sahen.

Er setzte sich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu stille Liebe, eine Liebesgeschichte

Weder die Tausend und eine Nacht, noch ihr in Berlin verstorbnrer Vetter, der selige preußische Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wundersamere Geschichte erdacht, als die ist, die ich selbst erlebt habe, und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuscripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuscripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauche ich dir nicht zu sagen, denn auch du hast am Teiche Bethesda gelegen, bis der Engel die Wasser

eines Buchhändlergemüthes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich gewesen, von allen diesen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewiesen worden; wie schämte ich mich vor allen den Magistern, Hausknechten, Kommiss, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meinte ich, müßte mir ansehen, daß ich Unseliger keinen Namen hätte. Nun stand ich vor dem Hause des letzten. Es war palastähnlich, seine Größe und Eleganz nahm mir das letzte Restchen Mut; die Goldbuchstaben „Sammerdegensche Verlagsbuchhandlung“ schauten wie höhrend auf den Autorenembryo herab, dem vor diesem Glanze der letzte Hoffungsstern, je von der Presse geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße desto thätiger. Was nun geschah, muß ich für eine Fügung des Schicksals halten. Ich sah endlich wieder auf, und sonderbarerweise kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefel brauchte, in demselben Moment, als meine Augen der Firma Christlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenstiefel gemalt stand. Es geschah aber in der Fleischergasse, daß dies Zusammentreffen stattfand und mich bestimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzusteigen.

Aus einem finstern Hausplatze gelangte ich auf eine noch finstlere Treppe. — Hier nicht; vier Treppen hoch. — Ich ergab mich darein und stieg weiter. Das war die vierte Treppe — doch ich irrte wohl — diese führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade so viel Licht auf die gegenüberstehende Wand, daß ich in dieser eine Thüre gewahr wurde. Noch stieg ich, als die Thüre sich öffnete, und der Lichtschein wie verklärend auf ein Gesichtchen von solcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur diesem zu Gefallen habe er es über sich gewonnen, in diese unwirtlichen Räume zu bringen.

Dies Gesichtchen — alle seine Formen waren schön und edel — es war eins von jenen durchsichtigen, die nur wie ein Florschleier um eine höhere geistige Schönheit sich schmiegen, eins von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns so fremd und doch so lieb und bekannt erscheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude giebt. Aus den ruhigen Augen, über denen die seidnen Wimpern fast ohne Bewegung schwebten, schaute eine Seele, die so über das Stürmen der Leidenschaft wie über den Wechsel kleiner Launen erhaben schien. Dabei war das ganze Gebilde so mädchenhaft in sich selbst geschmiegt!

Bewegungslos, wie verzaubert stand ich, als das schöne Mädchen an mir vorbeischnitt. Lange war sie im Dunkel der Treppe unter mir verschwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den seltsamsten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem schmutzigen Bette einige Christusbilder und flammende Herzen, von schönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten sich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verstecken, ein so mühsames als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über seinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblassen Gesichtchen zeigte, daß sie sich für sehr schön gepuht hielt. Damit ich mich setzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich sah, von seiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

Sie sind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut schändet nicht, sondern Dummheit und Gottlosigkeit. Wollen Sie sich nun setzen? Rittergüter und Kapitalien setzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem

Tode; aber die Erziehung ersetzt alles. Wünschen Sie eng schließend oder — ?

Weit, sagte ich.

Sehr wohl, fuhr er fort. Eng kann die Stube sein, der Geist aber und das Herz müssen weit sein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlassen, aber ich lasse nichts dahinten, wodurch sie sich hervorthun können; so laß ich sie französisch lernen, und da sie sich eng an die Vorschriften des Magister Rauderer halten, haben sie schon recht weit gebracht. Sie wünschen mit Eisen?

Ja, sagte ich.

Eisern, fuhr Herr Fintlein fort, eisern ist aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unser Magister eigentlich schon unter das alte Eisen der Gelehrsamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?

Nein, sagte ich.

Der gute Mann hat sich eigentlich, fuhr Herr Fintlein fort, dadurch, daß er das Eisen nicht zu schmieden verstand, als es warm war, in das Halzeisen der Armut gesteckt — die Schäfte wünschen Sie?

Lang, sagte ich.

Da es nun, fuhr Herr Fintlein fort, da es nun auf keine Weise mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Universität in den Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lange hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die Langeweile und das Federschleifen wäre, und der Mann, was seine schwache Seite, den Schnaps betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun desertiert er, so oft er kann, um sich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.

Herr Fintlein war mit dem Anmessen fertig. Sie hatten vorhin einen angenehmen Besuch, unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen seine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. Haben Sie ihn gesehen?

Er war im Ausbruch begriffen, wie ich kam, sagte ich.

O so ist, sagte er, indem er seine Hände wie segnend auf mich legte, fast schluchzend, Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Verbrechen wäre es, brächen Sie nun nicht die Bande der Wollust und Vernunftthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch thun. Der Mensch, der den Stolz seiner Vernunft nicht bricht, ist ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, brich mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichst mit dem Wolfe, der täglich sinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensschäflein brechen möge!

Dabei streckte er den gelben, hagern Arm mit der pechgesalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an seiner spitzigen Nase rannen zitternd zwei große Thränen herab, die sich mühsam durch die zusammengekniffnen Lider und die buschigen grauen Wimpern hatten hindurcharbeiten müssen.

Wir ward fast graulich. Bester Herr Fintlein, sagte ich, bemühen Sie sich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen als die Stiefel und Auskunft über die Dame.

Madame Fintlein setzte einen Topf beiseite, schneuzte eins der kleinen Wesen, dann ließ sie ein gutmütiges Lächeln über die fabelhafte Gestalt ihres Gemahls gleiten und sagte: Sie dürfens dem Fintlein nicht übel nehmen, wenn er Sie ein bißchen befehren will; er meint es gut in seinen närrischen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, so ist sie eigentlich gar keine Dame, sondern ein lieber Gottesengel. Das sagte Fintlein schon, wie sie nur zum erstenmale dagewesen war. Unser kleiner Jakob, Gott hab ihn selig, war

gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit sich nehmen wegen der sechs Thaler, die wir dem Herrn Flötenspiel, dem geizigen Fleischer an der Ecke, schuldig waren. Ich hatte mich über mein sterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln; da stand auf einmal das schöne Wesen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab es selig, das sonst zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und sie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenster und sah es so mild an und sang dazu so wunderbar schön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geschrieen hatte und sich gewunden, ehe die Dame hereinkam, war so ruhig, und sein Gesichtchen wurde immer freundlicher. Hier stand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort stand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide sahen einander lächelnd an; und doch wars, als wars Sonntag, und als wären wir in der Kirche. Aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenso war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm; es war selig verschieden. Und fort war sie, ehe wirs uns versahen, und auf dem Tische lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben lassen konnten und uns Trauersachen kaufen. Da sagte mein Fintlein: Uns hat Gott angesehen, denn seiner Engel einer hat uns heimgesucht. Sie ist auch in allem so ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer sind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie sie darnach langte, fiel ihr das Obergewand von dem schönen bloßen Arm, und da sah ich, daß durch Arm und Hand rosenrot die Sonne schien.

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andre Gesten, indem er mit der

einen Seite seines Gesichtes weinte und mit der andern lachte.

Und Sie wissen nicht, wo sie wohnt? wie sie heißt? fragte ich.

Wenn mir, entgegnete Herr Fintlein, diese Fragen auch heiß gemacht hätten, so hätte ich dennoch die Neugier schweigen heißen, denn es heißt —

Bester Herr, fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, einigemal wollte ich ihr nachgehn oder wenigstens nachsehen, aber Fintlein litts nicht. Er sagte, das sei Fürwitz, und sie würde dann gewiß nicht wieder kommen.

Ein Meer von unbeschreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Brust. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilte ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müßte sie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorstädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade. Sie und da rief mich eine bekannte Stimme; das hörte ich fern wie im Traume. Je dunkler es wurde, desto schneller lief ich; hier rannte ich mit einem zusammen, der mir fluchend nachsah, dort wick eine ängstlich, einer verwundert mir aus, kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdner Straße. Es war schon nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob sich in einem der Häuser eine Frauenstimme in so wundervollen Klängen, daß michs festhielt, als wäre ich gebannt. Ich sah auf; im Scheine der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldne: „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung“ entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme sang, aber diese Klänge — so wundersam getragen, so ruhig und klar! Mir war, als sähe ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet hatte, dem wieder zu begegnen ich mich sehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derselben gehöre, die, seit ich sie

gesehen, die Herrin meines Herzens war. Der Gesang verstummte; ein Licht um das andre verlösch in den Fenstern ringsum. Rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte süße Frühlingsluft, und alle Knospen meines Innern sprangen klingend auf. —

Nachdem er so weit erzählt hatte, blieb er erst schweigend eine Weile sitzen, dann sprang er auf und riß die Binde vom Halse wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus seinen Taschen eine Anzahl Krämertüten hervor, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete.

Ich muß, sagte er dann, ehe ich in der Geschichte meiner Liebe fortfahre, einen Absprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zustände in mir hervorrufen, würden mich sonst aufreiben.

Du betrachtest diese Tüten mit Verwunderung; was wirst du sagen, wenn du erfährst, daß, was auf ihnen gedruckt ist, im engsten Zusammenhange mit meiner Geschichte steht. Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demselben Tage in der einen von dem kleinen Ruchengarten Ruchen heimgetragen und diese zweite um ein feines Messerchen gewunden erhalten hatte, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präsent schickte, daß mir an dem Abend desselben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir diese dritte giebt, indem es sagt: Sie haben das Papierchen verloren. Ich lasse nun von solchen Tüten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungelesen. Du wirst erstaunen, wie ich erstaunte, zu finden, daß diese drei Dinge ursprünglich Blätter aus einem und demselben Buche und, was das seltsamste ist, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter sind. Muß man nicht hinter diesem scheinbaren Zufallsspiel eine höhere Fügung ahnen?

Diese Blätter sind allem Anscheine nach eine Über-

setzung aus einer uralten Sanskrithandschrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Ursprung auf, sondern bitte dich, sie durchzulesen. Sowie ich mich erholt habe, fahre ich dann in meiner Geschichte fort.

Ich ergab mich darein und las:

Die Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und dem Fluch des weisen Cyavana.

Es begab sich, daß Arjuna und Krischna auf die Erde herabstiegen und sich von Ahinsa, dem Weibe des heiligen Dharma, abermals gebären ließen. Und Dharma nannte Arjuna Nara, dem Krischna gab er den Namen Narayana. Als sie erwachsen waren, führten die beiden ein so beschauliches Leben, daß die Götter darob sich ängsteten. Da sandte Indra, der Gott des Himmels, die schönsten Weiber seines Reiches, Rama (Liebe) und Vasanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Asparasas oder Himmelsnympphen zu ihnen herab, damit die Schönheit sie zur Liebe reize und sie ihrer Buße vergäßen. Die Weisen saßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmlischen Mädchen herabkamen, und schauten so ernst vor sich hin, daß diese nicht wagten, sie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit der Weisen auf sich zu ziehen, himmlische Tänze. Sie verschlangen die Arme zu lieblichen Gruppen in einander, sodaß es schien, Himmel und Erde seien durch unendliche Blumenwinde verbunden, indem die Körper wie Rosen und Lilien erschimmerten, und die grünen Schleier wie durchsichtiges Laub sie umwehten; bald bildeten sie ein buntes bewegliches Dach über den Weisen, bald schienen sie künstliche Schriftzüge, mit Perlen von Rosenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels gestickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick seiner Augen von seinem Nabel hinweg und richtete sein Antlitz gegen die Mädchen und hieß sie willkommen, und die Mädchen freuten sich seiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosstengel von der Erde und setzte ihn vor sich auf seinen Schenkel. Und der Stengel dehnte sich und wuchs und schwoh, bis er dem Bilde eines Weibes glich, schöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Rama und Vasanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete sein Auge auf das Bild, da sprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne stand die Schönheit des Weibes, das Narayana erschaffen hatte, da, nur in den Purpur schamhaften Erröthens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erstenmale in seinem Leben, und Rama und Vasanta mußten lächeln, und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn solche Schönheit kann kein Auge schauen, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der schönen Glieder zitterte die entzündete Luft und seufzte melodisch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz. Wie sie nun in sich gebogen dahin schritt, tönten die Seufzer zu süßen Harmonien zusammen, und lohete es vor ihr her, wie wenn tausend ausgebreitete Pfauenschweife den abendglühenden Himmel sächeln. Narayana nannte das Weib Urvasi, von Uru (der Schenkel), weil sie auf seinem Schenkel stehend von ihm erschaffen worden war, und übergab sie Rama und Vasanta und den Nymphen, sie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: Saget Indra, an diesem Geschenke möge er sehen, daß Narayana der Gesellschaft der Schönheit nicht bedarf. Indra aber schenkte sie später dem Galava. —

Damit endete das erste Blatt. Wie ich zu dem zweiten greifen wollte, schien er sich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geschichte: Zu stille Liebe, wie folgt:

Das Schicksal hatte mich Glücklichen ausersehen, jenes süßeste Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmstes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeister Heidermann. Dieses zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anstrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäste einer benachbarten Dorfschenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung solcher Sitte begeistert, diese Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das sich nicht so leicht in die vornehme Weise fand als sein Herr, scheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der sich kaum noch im Sattel hielt. Das Geschrei und verunglückte Versuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenster einer Sänfte das lieblichste Antlitz gewahre. Sie öffnet ängstlich die Thüre; der eine Träger strauchelt, da er hinter sich sehend das nahende Ungeßüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge stehe ich zwischen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf. Das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte, ich raffe mich auf, und nur die Angst um das lieblichste Wesen erhält mir eben so lange die Besinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewiesen habe, wohin er sie bringen soll. —

Sehen Sie doch, werthe Madam Müller, sagte der Magister Kauderer — und dies waren die ersten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm —, sehen Sie doch, werthe Madam Müller, der Juvenis macht Anstalt, wieder zu sich zu kommen,

und so empfehle ich mich Ihnen, um in meinen Spittel zurückzukehren, ehe geschlossen wird.

Edler Gefährte unsrer Rettungsthat, entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgefungen schien, edler Kauderer, Sie werden doch unsre liebenswürdige Madame Flötenspiel noch begrüßen?

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Gespräch zwischen zwei jüngern Stimmen.

Und du hast dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beste Freundin hielten?

Herzensghismondchen, entgegnete die andre, du kennst mein Zartgefühl. Kann ich mit diesem Herzen die Freundin einer Tyrannin sein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling ist? Denke dir: Luïschen und Belcolore hatten sich beide Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen sie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wissen, was sie dazu meint. Und sie — nein, es ist schrecklich! man kann es kaum erzählen! — sie sagt: Luïschen, Ihr Tuch ist nicht garstig, aber — nein, die arme Belcolore, dies durchsichtige Wesen — ich kann nicht daran denken, ohne zu weinen — du mußt wissen, wie die arme an einem Liebeskummer leidet; Eduard, das schwarzlockige Ungeheuer, stieß ihr den Dolch der Untreue in die Brust — der Mensch trug so feine Wäsche, und dennoch war er ein Teufel! Ja sieh: Belcolore, sagte sie — Herzensghismondchen — Belcolore, sagt die unmenschliche, Ihr Tuch ist abscheulich — denke doch, wie entsetzlich: Belcolore, sagt sie, Ihr Tuch ist abscheulich.

Nein, seufzte die andre tief auf, die Natur wollte eine Tigerin schaffen, kein zartes Weib, als sie sie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterste mußte dich das erzürnen, du sanftes Wesen, wie ich dich kenne.

Madame Müller streichelte die beiden mit der rechten Hand, in der sie eine Prise hielt, und sagte zwischen Freude und Rührung: Daran erkenne ich meine Pappen-

heimer. Sehen Sie, teuerster Magister Kauderer, mühsam ist mein Streben, aber so lohnt es sich.

Indem trat die Erwartete ein, die Herrin des Hauses, in dem ich mich befand. Magister Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Gesichte gegen die Thüre lag, konnt ich, ohne den Kopf drehen zu müssen, durch die halbgeschlossnen Thüren alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenspiel war eine Brünnette, halb Juno halb Venus, Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenspiel schaute ein rasches, entschlossnes Wesen, dem eine gewisse süße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter sah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über dreißig so stattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend. Dazu gewann dieser kräftigen und doch so anmutigen Erscheinung ein gewisses gutmütig schalkhaftes Wesen jeden Beschauer. Dame Müller schien neben dieser warmen, konkreten Natur ein abstrakter Begriff. Sie war Blondine, und zwar von der langen, hagern, starkknochigen Art; dabei eine Belesene und Denkerin und hatte sich mit aller Energie ihres Wesens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. Magister Kauderer — du wunderst dich, daß ich bei diesen Nebenpersonen meiner Geschichte mit Vorliebe weile und über die Hauptpersonen und Hauptumstände desto schneller hinweggleite. Dir wirds begreiflich werden, wenn ich dir sage, daß ich alle Aufregung sorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du siehst, meinen Puls beständig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenspiel mich mit gleichsam tagierendem Blick überschaute; wie Magister Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen, und ich mich stellte, als käme ich eben zur Besinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenspiel die Angeln ihrer Blicke

in meine Augen einzusenken begann, indem sie mich versicherte, ich sähe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen hätte, und mich mit Sirenen-tönen fragte, ob auch ich solcher That fähig wäre; wie sie in der Wärme der Unterhaltung sich neben mich aufs Sofa setzte, mir schalkhaft in die Augen sah, ob ich, wie sie sagte, sie ehrlich ansehen könnte; wie sie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Gesichts aus dem Gramen liefe; wie sie dazwischen possierliche Streiche trieb, und das alles ihr so natürlich und anmutig stand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward, und ich fühlte, daß meine Besinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen sei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenspiel eintrat; wie ich, um es möglichst kurz zu machen, endlich für die Aufnahme dankend mich empfahl und, nur auf das Versprechen baldigen Besuches entlassen, den herbeigerufenen Fiaker bestieg. Der Schrecken, die Angst um die geliebte Gestalt hatten ein Unwohlsein zur Folge. Vierzehn Tage mußte ich das Bett hüten. Madame Flötenspiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden, über alle Schmerzen aber und selbst über die Langeweile erhob mich das Bewußtsein des Dienstes, den ich jenem Wesen geleistet hatte, daß ich mehr liebte als mich; und nur die Sorge, wie auf sie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möchte, konnte der Freude zuweilen Abbruch thun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte. —

Hier untersuchte er seinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pause. Ich aber nahm das zweite Blatt der indischen Geschichte und las:

Nun trug es sich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, seinen Lehrer, den weisen Jamadagni, anging, ihm zu sagen, durch welches Geschenk er seine

Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könnte. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte seine Bitte, Jamadagni seine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ seine Einsiedelei und seine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit seinen Bitten. Da ward der weise Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. Wohlan, schrie er, du Lästigster unter allen Menschen, so schaffe mir denn sechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das schwarz sein muß.

Galava ging in seine Einsiedelei und betrachtete hundert Jahre lang seinen Nabel und büßte, um sich auf seine Reise vorzubereiten. Dann begab er sich mit Urvasi, die Indra ihm geschenkt hatte, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerst aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden besaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Diesem gab er Urvasi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem König eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Rosse von ihm zum Geschenk. Drauf entwich er mit Urvasi, die die Gabe hatte, daß sie ewig Jungfrau blieb, nach Persien zu dem Geisterfürsten Asumani und vermählte ihm die Nymphe. Da diese dem Geisterfürsten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von diesem die zweihundert Rosse, die er von jener Art besaß, wie der weise Jamadagni sie verlangte. Nun waren noch zweihundert solcher Tiere auf der Welt; sie besaß an der westlichen Grenze der Welt ein Held und Fürst, der von seinen Landesgenossen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von diesem erhielt er sie auf gleiche Weise, wie er die andern von Pururavas und dem Geisterkönig Asumani erhalten hatte. Nun brachte er die Rosse nebst der schönen Urvasi zu

Jamadagni und schenkte ihm beides, die Kasse und das Mädchen. Urvasi gebar aber von dem Weisen ihre vierte Tochter, dann gab sie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück. —

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt stand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er sich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

Der Schützenhausgarten war angefüllt mit gepuzten Figuren. Nur an einem Tischchen war noch Platz für mich. Der mir zunächstsitzende Herr wandte mir das Gesicht zu; es war Herr Flötenspiel. Er grüßte mich mit der süßsauern Miene, die ihm eigen zu sein schien, griff sodann nach dem Glase, das der Kellner mir eben gebracht hatte, trank und sagte ganz ruhig: Das ist wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun passiert mir immer, daß ich in der Vergessenheit ein Glas, das in meiner Nähe steht, für das meine ansehe, indem ich denke, ich hätte mir welches geben lassen. Ich würde Bier trinken dürfen, wie sonst, fuhr er fort, wenn ich nicht geheiratet hätte. Jeden Christenmenschen sollte man vor dem Heiraten warnen. Aber sehen Sie, das kommt davon: ich kanns meiner Frau nicht wehren, daß sie Geld von ihrem Vermögen ausgiebt, und mehr ausgiebt, als mir lieb ist, denn das hat sie sich, wie noch manches andre, wie wir uns heirateten, schriftlich ausbedungen. Sie ist täglich, wo etwas Los ist; es mag nun Wohlthätigkeit getanzet werden oder auch nur ein simples Gelärm von einem Gartenkonzert sein. Nun kann ich nicht zu Hause bleiben; ich sehe innerlich, wie sie Groschen vor Groschen hinwirft, da duldet's mich nicht mehr zu Hause. Nun gehe ich in denselben Garten und sehe mich, wenn es möglich ist, an einen Tisch, dem ihrigen gegenüber. Da ist's denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienstmädchen kann das un-

glückliche Weib sehen, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen stopft, und wenn nun solch ein ausgehungertes Gesicht von Bettelungen so recht ins Zeug hineinbeißt, kann sie sich vor Freude kaum lassen, und ich geschlagener Mann sitze nun da und zähle Groschen um Groschen nach, und mit jedem Groschen setzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.

Als er so gesprochen hatte, seufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und sagte trocken: Das ist wohl das Ihre?

Flötenspiel, sagte sein Vis-à-vis, erzählt uns doch einmal den siebenjährigen Krieg. Aber erst schaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Weichenhändler der Kuchen schmeckt, den eure Frau ihm bissenweise in den Mund schiebt und sich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund schon für den zweiten Bissen begehrllich öffnet, eh der erste noch hinunter ist.

Herr Flötenspiel seufzte auf und drückte sein Taschentuch krampfhaft in der Hand zusammen.

Beruhigt euch, sagte ein anderer, und alle zusammen: Erzählt uns den siebenjährigen Krieg!

Mir ist's gerade nicht so, entgegnete Herr Flötenspiel; weil ihr's aber haben wollt, so kanns geschehn. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Plage sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn — das ist wohl das Ihre? — Gott hab ihn selig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den siebenjährigen Krieg so oft erzählt, daß wir ihn auswendig wissen. Der siebenjährige Krieg war aber so:

Die Geschichte vom siebenjährigen Kriege

Es war schon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht so viel geschlafen wie jetzt, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und

das Fleisch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum saßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Wie gesagt, es war schon spät, als mein Vater und meine Mutter noch aßßen. Sonst hatte er abends gewöhnlich in der Bibel gelesen, aber seine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer. Da sprachen sie nun von dem und dem und von diesem und jenem; jezt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter. Manchmal sangen sie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine schöne Stimme, und Öl und Lichte kosteten noch einmal so viel als sonst. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht ersparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch oben-drein Papier geben, worauf er dann mit Bleistift, wie er sagte, etwas aufschrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Besuche kam, konnte man ihn nicht im Finstern sitzen lassen. Und so machte er seine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei frei halten. Mein Vater aber war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Weil nun, wie gesagt, der Pfarrer diesen Abend nicht bei meinen Eltern war, so sangen sie noch: Nun ruhen alle Wälder, machten die Läden zu und dann die Thür und legten sich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht so ruhig schliefen, wie meine Eltern, denn die Butter kostete einen Thaler

und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen; und der Hunger ist ein unbequemer Bettgenosse, er dreht sich im leeren Magen hin und her, wie einer, der nicht schlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem gehts nicht besser. Meine Eltern aber, Gott habe sie selig, schliefen, bis sie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Plaze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre? —

Nun trank er früh im Bette gern einen Rummel. Diesmal aber wußte er nicht, sollte ers thun, oder sollte ers nicht thun. Denn es war alles teuer; die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dachte er: Gestern war der Pfarrer nicht da, und du hast Geleucht und Papier zu seiner Predigt erspart. So, dachte er, kannst du in Gottes Namen einen trinken. Meine Mutter war schon auf; ehe sie noch ihr Halstuch umthat, ging sie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flasche stand. Dasmal aber wurde meinem Vater sein Rummel verkümmelt. Draußen gings auf einmal los, als sollte die Welt untergehn. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und rasselte und fluchte und sakramentirte dermaßen durch einander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hosen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu sehen, was es gebe. Und das geschah nicht nur bei meinen Eltern, sondern in allen Häusern war Angst und Schrecken. Draußen aber war der siebenjährige Krieg. — Sehen Sie, das war der siebenjährige Krieg, und ist kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigensinniger Mann. Alles und jedes mußte an seinem Plaze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Nachdem Herr Flötenspiel seiner schönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum Besten zu geben. Er aber deutete auf seine Frau, die eben aufbrach, und sagte: Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird sich wo anders geärgert. Gott behüte einen Christenmenschen vor dem Heiraten. Ich habe ihr sechzehn Groschen Courant nachgerechnet, die sie hier unnötigerweise für Kuchen — sehen Sie, sie hat ein Stück liegen lassen; ehe die Kellner abräumen — Diener von Ihnen!

Der Tisch, den Madame Flötenspiel und ihre Gesellschaft inne gehabt hatte, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Gestalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen saßen von mir abgewandt und unterhielten sich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und schien die Kosten des Gespräches fast allein zu tragen. Der Herr senkte wie in stiller Beschaulichkeit sein Antlitz nach vorn und hielt seine Augen unverwandt auf den untersten goldnen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der über Mantingbeinkleidern zugeknöpft seinen stattlichen Leib umgab. Augen, Nase und Mund waren von so bedeutender Größe, daß das ganze Gesicht eben nur aus Augen, Nase und Mund zu bestehen schien; den träumerischen und doch scharfen Ausdruck seiner Augen verstärkten noch um ein Großes die starken, langhaarigen schwarzgrauen Brauen, die über sie herabhingen wie Gras und Flechten aus dem alten Gesteine gewachsen über die hohlen Fenster einer Ruine.

Jetzt wandte sich die edle Gestalt — ihr Auge glitt über mich hin — sie wars, der Engel des Herrn Jintlein, die Sängerin, die von mir gerettete! Sie wandte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem sie zu erzählen schien, indem sie zuweilen

herübersah zu mir. Der dicke Herr erhob sich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

Entschuldigen Sie — meine Tochter sagt mir soeben, in Ihnen erkenne sie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich? unterbrach er sich selbst, indem er eine kostbare goldne Dose präsentierte. Es war mir äußerst unangenehm, fuhr er dann fort; denn ich bleibe nicht gern schuldig — mein Name ist Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen — kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen?

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es ist wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen seinen Unvollkommenheiten vor der zu stehn, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem solchen Blicke begegnen zu müssen, vor dessen Klarheit alles Gefasche, alles Verwirrte, Düstere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken sehen, wie arm wir sind und daß nun eigentlich gar nichts in uns stehn bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunsch unsers Lebens ist. Und doch lag in diesem Blick eine Milde, ein Versöhnendes, Friedengebendes, ein — da haben wirs; mein Puls läutet wieder einmal Fiebersturm.

Er ging auf und ab, um sich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indischen Geschichte und las:

Die vier Töchter der Urvasi wuchsen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, sodaß jede in dem Lande ihres Vaters für das Schönste galt, was je ein Auge gesehen. Urvasi, die gern einmal ihrer sich erfreuen wollte, bat Indra, diesen Wunsch

ihr zu gewähren. Da schickte Indra seine Gandharvas ab, die sie während der Nacht von ihrem Lager holten und sie zu Urvasi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So sehr sie beim Erwachen staunten, sich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, so gewannen sie sich bald lieb, und gewannen sich so lieb, daß sie sich nie wieder trennen wollten. Auf Urvasis Bitten wies Indra den Prinzessinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalt an. Dort freuten sie sich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten sie die schmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den kristallinen Fluten der Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, schmiegteten sich lieblosend unter sie und trugen sie wie lebendige Rähne am schattigen Ufer dahin; wenn sie schlummerten, fächelten sie unzählige weiße Pfauen mit ihren stolzen Schweifen, und der süße Kokila wiegte sie ein und weckte sie wieder mit seinen schönsten Liedern. Und sie liebten sich so, daß sie umarmt gingen, umarmt saßen und umarmt schliefen. Und ließen sich ihre Hände im Schlummer, so schrakten sie auf und faßten sich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei ältesten eher als die jüngste, und weil diese so sanft schlummerte, blieben sie ruhig neben ihr liegen, damit sie sie nicht weckten. Da sagte die älteste zu den beiden andern: Sehet doch, Geliebte, welch seltsamer Hügel unter den dichten, schattenreichen Ästen des breiten Jambu dort!

Es sind Zellen der weißen Ameise, sagte die zweite, und aus den Zellen ist Kusagras gewachsen und buntfarbiges Moos.

Was aber, sagte die erste wieder, mag den Glanz verursachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die neben einander stehen wie zwei Schwestersterne?

Gewiß, sagte die dritte, sind es zwei edle Steine; wollt ihr, so graben wir sie aus.

Da die jüngste eben erwachte, so begaben sie sich zu dem Hügel der weißen Ameisen; jede der drei ältesten brach einen Rusahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten sie die Halme eingesenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erschrafen die Mädchen, daß ihre Haut erstarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Cyavana, der Sohn Bhriḡu, des Sohnes Brahma, der gewaltigste aller Weisen, der über himmlischen Dingen brütend, seinen Nabel also tiefsinnend beschaute, daß ihn die weißen Ameisen mit ihren Nestern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Nester war Gras und Moos gewachsen. Urvāṣī, die eben daher kam, als ihre ältesten Töchter dem Weisen mit Rusahalmern in die Augen stachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möchte die drei in die entfernteste Weltgegend entführen. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte sie samt dem Haine von Gandhamadana in den fernsten Westen der Welt. Aber der weise Cyavana erhob sich und schüttelte im Zorn seine Glieder, daß die Ameisen von seinem Leibe weithin in die Lüfte stoben. Seitdem findet man die Ameisen in aller Welt. Und Cyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das sie aufnahm, und sprach: So soll Flachheit Land und Volk strafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe, seid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn — hier fiel der erzürnte Weise in eine fremde Sprache. Folgendes sind die Worte, die er sprach, und die bis jetzt kein Brahmane enträtselt hat. (Hier stehen, merkt der Übersetzer an, in Sanskritlettern folgende deutsche Worte: Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einst einem unberühmten Autor den Verlag eines seiner Werke und zugleich seine einzige Tochter

selbst zum Weibe anbietet). Urvasi, so fährt das Manuscript fort, Urvasi, die das Schreckliche vernommen hatte und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderstehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe so in dem ganzen verführerischen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann sein Mund zu stammeln, seine Augen gruben sich ein in ihre Schönheit wie zwei lüsterne Bienen ins Schattiginnerste der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einsiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbstbeschauung und Buße, bis seine Brust wieder so ruhig atmete, daß er die Worte seines Fluches fortsprechen konnte. Aber von seinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er sprach: Warmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch sei das Süßeste, was Menschen und Götter kennen, die der Beschaulichkeit nicht leben, euch sei die Lieblichkeit der Liebe ein Trost. Doch jede von euch soll dem, den sie erkieszt, eine Bedingung auflegen, die — der Weise schien noch viel zu sprechen, aber er murmelte, schon wieder in die Betrachtung seines Nabels sich vertiefend, so leise, daß der Bart die Worte fraß, und das Ohr der Weltgeschichte vergeblich lauschte. —

Das war es, was auf den drei Blättern stand; mithin war ich am Ende der Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weisen Cyavana. —

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe. Was soll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, das wir wechselten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beschaulichkeit den untersten der fünf goldnen Knöpfe betrachtete; was soll ich die Schneide meiner Sehnsucht schärfen durch die Auf-

zählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines süßen Verständnisses! Dir genügt zu wissen, daß wir uns öfter sahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältniß je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderschöner Knabe, den Fides stets um sich hatte, war das Mittelwesen, in dem wir uns körperlich berührten. Es starb. Ein Lied, wenn man einen solchen kunstlosen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufschrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab ich ihm den Namen gegeben:

Zu stille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten sich und wollten sich nicht sagen.
 Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
 Verschauten sich nur durch des Kindes Augen
 Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
 Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
 Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
 Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
 Und immer fremder sind sie sich geworden,
 Und haben immer heißer sich geliebet,
 Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede
 Und sind am End vor Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Sachen, als eines Tages auf dem Augustusplaze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich eine Neuigkeit wissen wollte. Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heiratet?

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnsinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei diesen Worten zu Mute ward? Der Freund schien meinen Zustand nicht zu bemerken und fuhr fort: Alle Welt wundert sich, daß das schöne, reiche Mädchen solch einen verlebten, kranken Häßlichen heiraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons ist es eben, was sie ihm gewonnen hat. Weil

sie so ganz anders ist wie die andern, ist sie allen ein Rätsel. Können sie doch schon nicht begreifen, wie sie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Wesen, sondern ein lebenskräftiges und gesundes Mädchen ist, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und sich nur wohl befindet, wo sie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer bist. Dazu kommt noch, daß der unermeslich reiche Bräutigam ihr eine sehr bedeutende Summe jährlich zur Disposition zu stellen versprochen hat, wenn sie ihn heirate, mit deren Hilfe sie ihren Trieb zum Wohlthun leichter befriedigen kann.

Der Freund verließ mich. Ein Frost schüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt hatte, nur ein lügenhaftes Gerücht sein konnte; dennoch wurde mir immer fieberischer. So ging ich denn in die Walderichsche Restauration, die, wie du weißt, in der Dresdner Straße, der Post gegenüber, liegt, um Zerstreuung und Erwärmung in einem Glase Punsch zu suchen, eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirst, an demselben Übel litten wie ich.

Ich kanns nicht begreifen, sagte Herr Walderich, wie man solche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loser Vogel erfonnen hat, einem Albernem etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigsten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für schlecht, oder daß er mich für dumm hält.

Ich sage Ihnen, entgegnete einer von den Gästen, die ganze Stadt ist voll von den drei Dingen. Erstlich einmal soll sich am letzten Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben sehen lassen.

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tische, an dem drei junge Männer saßen.

Zum zweiten, fuhr jener fort, logiert im Hotel de Baviere gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anstatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menschen üblich ist, einen Totenkopf auf dem Halse trägt.

Wieder erscholl von jenem Tische her ein Seufzer.

Die dritte Merkwürdigkeit endlich ist, daß aller acht Tage im Härtelschen Palais bei Nacht eine wundersam fremdartige Musik sich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Mensch drinnen sich aufhält.

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tische, an dem die drei jungen Männer saßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blasse Gesichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein schwarzes Pflaster auf der linken Wange, das dritte ein starker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Gesichter stand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu lesen. Keiner sprach eher ein Wort, als da die andern Gäste, im Schachspiel vertieft, sie nicht mehr zu gewahren schienen. Da mich die drei ungemein interessierten, und ich in der Stimmung, in die mich des Freundes Mitteilung versetzt hatte, mich vor dem tête-à-tête mit mir selbst fürchtete, so ließ ich eine Bowle Punsch bringen und bat jene, meine Gäste zu sein. Ich erfuhr nun, daß sie drei Litteraten waren, der Langhaarige gab sich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaster hatte sich auf das Altdeutsche und auf die politische Poesie geworfen, der Knebelbarte mit dem Knebelbarte endlich übersezte persische Lieder ins Deutsche.

Wir wurden bei jedem Glase bekannter. Endlich sagte ich, indem ich das meine erhob: Was wir wünschen! Alle drei seufzten auf, wie vorhin bei der Er-

zählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Vermunderung bemerkte, sagte er: Sie wundern sich über den Eindruck, den das Wort Wünsche auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schicksale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden. Er erzählte:

Geschichte des ersten Litteraten

In meinem siebzehnten Jahre, begann der erste Litterat seine Geschichte, in meinem siebzehnten Jahre war ich Laufbursche bei dem Schuhmachermeister Fintlein in der kleinen Fleischergasse. Ich fühlte auf das lebendigste in mir, daß ich zu andern Dingen bestimmt sei, als zum Wasserholen, Stiefelwischen und was damals noch sonst meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, so ist es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel, und ich böser Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verstärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtschaft mich erhielt, war ein Freundschaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Wesen gestiftet hatte. Der eine, ein schlanker, zarter Junge, war dem Schneidermeister Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herr Fintlein war. Der andre, der Pflegesohn einer gewissen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unsern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andre Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So saßen wir einst, während unsre Tyrannen uns im Schweiß unsers Angesichts glaubten, ganz gemüthlich beisammen. Einige noch unbefetzte Buden und unausgepackte Kisten, denn es war gerade die Ostermesse, verbargen uns vor jedem

Späherauge, das unsre Mäße unsern Tyrannen hätte verraten können. Wir saßen auf unsern Holzpantoffeln zu ebner Erde und schauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich sagte ich: Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? Ein schwedischer General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ginge ich in Uniform; wie würde der dicke Bäcker dann Respekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübsche junge Fleischerin an der Ecke, was würde die für Augen machen!

Hier unterbrach den Litteraten mit dem langen Haare der Litterat mit dem Pflaster, und seine Stimme zitterte vor Freude: Der schlanke Schneiderjunge hatte seine Augen fest auf das große Haus gerichtet, das ihm gegenüberstand. Wenn ich das große Haus hätte, sagte er, brauchten wir nicht mehr auf offner Straße zusammenzukommen, wo einer unsrer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das schönste Zimmer behielten wir dazu; das übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegessen.

Der Litteratus mit dem Knebelbarte stand auf und sprach in großer Bewegung: Der kleine blonde Krauskopf aber sagte: Wer ein Pascha von drei Roßschweifen wäre! Dann weinte ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, sondern zöge meinen türkischen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächte ich nicht bloß schlechte Pfennige nach Hause.

Noch nicht ausgesprochen hatte der dritte Litteratus, als sich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. Erzähle du nun fort, sagte der zweite Litteratus, dann melden auch wir nach der Reihe unsre Abenteuer; auf diese Weise erfahren wir in kürzerer Zeit und in besserer Ordnung,

wie es jedem ging, und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin und Herfragen.

So fuhr denn der erste Litteratus in seiner Geschichte fort: Wir träumten, sagte er, und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu spät an das Nachhausegehen. Wir stoben auseinander und haben einander nicht wiedergesehen, bis wir uns so unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hause kam, blieb Meister Fintlein ruhig auf seiner Brücke sitzen und sah sich nicht einmal nach mir um, sondern zeigte jene schreckliche Ruhe, die einem Gewittersturm voranzugehn pflegt. Ein alter verabschiedeter preussischer Korporal, der ihn jeden Abend zu besuchen pflegte, saß ihm gegenüber und dampfte aus einem thönernen Pfeifenstück, das er, wenn er einige Züge gethan hatte, vor sich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten schien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erst wie sprechend den Mund, ehe er begann: Ich weiß nicht, Monsieur Fintlein, ob Sie die Geschichte wissen vom alten Frixen, die sich im Anfang des siebenjährigen Krieges zugetragen hat? Herr Fintlein verneinte.

Ja seht ihr, sagte der alte Soldat, der alte Frix hatte einen Blick in seinen Augen, der desperat war. Wenn er einen armen Sünder nur ansah, so fiel der in die Kniee und gestand alles, was er auf seinem Gewissen hatte. Wenn er diesen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Zowosik verloren. Da sieht er sich einmal per Zufall um, und was sieht er? Einen österreichischen Grenadier sieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeschlagen hat und eben losschießen will. Da denkt der alte Frix, wenn der losschießt, so ist der siebenjährige Krieg in den vier ersten Wochen zu Ende. Was thut nun der alte Frix? Der alte Frix sieht den Kerl mit seinem desperaten Blick an, sodaß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und

anfängt, alle seine Sünden zu gestehen, die er in seinem Leben begangen hat. Aber der alte Frik lachte sich ins Häufstchen, daß das Ding so gut abgelaufen war, und ritt davon.

Meister Fintlein lachte ärger als der alte Frik und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht sicherer zu beleidigen war, als wenn man über seine Geschichten lachte, stieg von seinem Stuhle auf und ging mit einem kirschroten Gesichte umher, indem er leise vor sich hin fluchte. Ein böses Ungefähr, wenigstens hielt ich es damals dafür, ein böses Ungefähr wollte, daß er in dieser Stimmung meiner ansichtig wurde. Ich saß in einer Ecke und spann Hanf. Er trat vor mich hin, wickelte seinen grauen Schnauzbart und schnauzte mich an: Willst du auch solch ein Schuster, solch ein Monsieur Pechvogel werden?

Nein, Herr Korporal, sagte ich in Angst; ich will kein Schuster werden, aber ein General will ich werden.

Was? schrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er seinen Zorn auslassen konnte. Ich hab's nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und solch ein Esel von Schusterjungen will General werden? Und solch ein Monsieur Fintlein will mir meine Geschichten verdetestieren?

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinen Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit seinem alten Korporalstock auf das beste.

Herr Fintlein aber geriet aus seinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. Solch ein Korporalstecken will dem Fintlein eins aufstecken? Wers aber nicht ruhig einsteckt, das will ich ihm stecken! So schrie Herr Fintlein und — schlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

Ich habe andern Leuten meine Geschichten erzählt;

dem General Möllendorf habe ich meine Geschichte erzählt. Weiß er das?

Dieser Junge ist dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin selbst alt genug, meinen Jungen zu prügeln. Weiß er das?

So wurden die beiden, indem sie sich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewissen Teile meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweise messen. Lange ertrug ichs mit heldenmäßiger Fassung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lange ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen sein mag, das weiß Gott. Die Besinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wachte oder ob ich träumte. Denn vor mir lag statt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geschnitten. Und rings um das Schloß wiegten riesige Bäume ihre seltsam geformten Blätter in sommerwarmer, von den süßesten Düften träufender Luft. Große, rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem smaragdnen Grün wie halbgeöffnete, küßedurstige Mädchenmünde. Ohne zu wissen, was ich that, schritt ich immer weiter in diese Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte sich, zitternd im Mondenschein, unübersehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin spiegelte sich das rubinrote Schloß und die schlanken Palmen mit den tausend und abertausend Pfauen, deren Flügelschlag die lauen Lüfte sanft kühlend bewegte. Der See hatte seinen Zufluß von einem Wasserfall, der in unzähligen Absätzen von einem Gebirge herabkam, das in dunkeln Wald gekleidet von Höhe zu Höhe aufstieg, bis seine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verschwammen. Hier rollten

die Wasser mit sanfter Gewalt zu Thal in den See hinab; ein Brausen aus der Ferne erzählte, daß sie weiter oben jäh herabstürzen mußten. Rechts, wo ein Teil der Wasser von dem andern sich trennte, um nach kleinen Umwegen wie verirrt zwischen schattigem Gebüsch hin und her wankend nach dem See sich hinzufühlen, glaubte ich unter blühendem Jasmin eine menschliche Gestalt ruhen zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das schönste Weib, das man sehen konnte. Halb lag sie, halb saß sie, den rechten nackten Arm hatte sie wie selbstvergessen über sich ausgestreckt, sodaß das Wasser des kleinern Falles an ihrer Hand sich brechend in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Gestalt dahinstob, und sie mit einem Schleier von dem feinsten Silberflor überdeckt schien. Über die schlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine süße Mattigkeit ausgegossen; der Busen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf. Das lieblichste Mädchenantlitz war auf die Seite gesunken; um den Mund wohnte der reizendste Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht, und die großen, dunkeln Augen waren halb träumend halb suchend nach der Ferne gerichtet.

Ich stand in einem nahen Busche und wagte nicht zu atmen. Da sagte die wunderschöne Gestalt halblaut vor sich hin: Es kommt wieder keiner, es kommt wieder keiner. Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eignes Ungemach war vergessen über dem Schmerz, von dem ich dieses Wesen tyrannisiert sah, dessen unaussprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen niegefühlten, niegeahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und stürzte auf die Kniee vor ihr, die mich verwundert freundlich betrachtete.

Nehmen Sie mein Leben, Mamsellchen, wenn es Ihnen helfen kann! so rief ich, indem ich mich inner-

lich über mich selber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit käme, so zu einer so vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, sie würde es übel nehmen, aber sie erhob sich und lachte laut vor Freude und klatschte in die Hände, wie ein recht fröhliches Kind; aber es stand ihr das alles so schön und majestätisch, wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatschen sechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonsflogen. Erst wußte ich nicht, sollte ich mich fürchten; bald aber gefiel mir diese Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichsten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen sie sich sanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf dessen Boden ein Bassin von weißem Marmor angebracht war. Als sie mit ihren Schnäbeln an meinem Schusterschurz zupften, verstand ich sie und legte den Schurz, ebenso meine übrigen Kleidungsstücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf sie mich mit sanfter Gewalt in das Bassin drängten, das mit lauem Wasser soweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin saß, mich bis zum Halse bedeckte. Da ich zu verstehn glaubte, was ich solle, so säuberte ich mich nach Kräften. Das Wasser mußte eine wunderbare Kraft besitzen, denn ich mußte selbst die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein andres Bassin, das wie Rosen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Rosenöl gefüllt war. Als ich aus diesem Bassin stieg, sah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich selbst über mein schönes Ansehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun so leicht fand, als wäre ich von Kind an an diese Tracht gewöhnt.

War aber meine Außenseite verändert, so war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schusterjunge war durch dieses Bad aus meiner Persönlichkeit herausgeschwemmt; ich begriff selbst nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltesten Ausdrücken mir nur so von der Zunge flossen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauschte es rings um mich auf, und ich merkte nun erst, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten hatte, der blaue Himmel selbst, und die Spiegel nichts andres als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen gewesen waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichsten Vögelgesängen. Sie hatten mich kaum niedergesetzt, als ich die schöne Jungfrau von einem goldnen Throne herabsteigen und mir entgegenkommen sah. Sie war herrlich geschmückt; ihr schönster Schmuck aber war ein wahrhaft königlicher Anstand neben dem schamhaftesten, mädchenhaftesten Wesen. Heil, sagte sie, indem sie sich entschleierte und mich mit roten Asokablumen überstreute, Heil meinem Herrn! Dann faßte sie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldnen Thron setzen, der neben dem ihrigen stand. Teuerster Prinz, fuhr sie fort, von nun an sehe ich euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was ihr sehet, dieser große frucht und tierreiche Hain wie das Rubinschloß mit seinen sieben Höfen, alles, was ich besitze, ist euer Eigentum, wie ich selbst es bin. Aber es ist schon spät, und ihr werdet der Ruhe bedürfen. Sie klatschte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichste, heimlichste Schlafgemach, das man sich denken kann.

So schnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wie-

viel schneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager bestiegen hatten, schlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um sie. Wie erstaunte ich, wie schmerzte es mich, als sie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, sondern sich mir entwand und sich erhob — wie ich glauben mußte, um mich zu verlassen.

Nicht so, Prinz, sprach sie mit Ernst. Wisset, daß ich Vasanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzessinnen, die dem heiligen Cyavana mit Kusagraß in die Augen stachen. Da ich die letzte war, die es that, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt, als meine geliebtesten Schwestern, diese so ärmsten und beklagenswertesten Frauen, wie sie die schönsten und besten sind. Diese Strafe besteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe ist es vergönnt, über dieses Ungemach mich zu trösten. Und zwar kann nur ein Golden-sonntagskind mein Gatte werden, da kein anderer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Besitztümer gewahr werden kann. Jeder andre sieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unschönen Hinterteil eines gemästeten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Gestalt.*) Ihr seid solch ein Golden-sonntagskind, das mir Indra zugeschiedt hat. Ihr seid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn ihr nur eins zu thun fest gewillt seid. Dies eine ist, daß ihr nie das Mal zu sehen begehret, das ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet ihr mich nun ganz besitzen, so schwöret mir, dies eine zu halten.

Ich schwur. Sie nahm mich hierauf, indem sie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme,

*) Anspielung auf das Gellertdenkmal auf dem Schneckenberg.

küßte mich auf den Mund und sagte mit dem süßesten Tone: O halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibest, den ich mehr liebe als mich; sowie du ihn brichst, sind wir ewig geschieden.

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungestörte Besitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unsre Seligkeit mit jedem Tage, sie war so reich, daß sie immer neu blieb; jeder letzte Kuß schien mir der süßeste. So lebten wir, und so würden wir noch leben, wäre ich nicht der Elendeste und der Hassens und Verachtungswürdigste unter allen Menschen!

Einst brachten wir, wie gewöhnlich, die schönste tropische Nacht im Freien zu. Ich horchte den Gesängen des Kokila; Vasantā sah unverwandt zum gestirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete sich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, schön, wie diese Züge selbst, und sie rief: Heil mir, daß die Zeit gekommen ist, meinem lieben Herzen einen Wunsch zu erfüllen, wonach es lange geschmachtet hat! Dann aber wischte eine ängstliche Blässe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr sie fort: Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines süßen Glückes zum letztenmale sehen soll! Damit ergriff sie beide meine Hände, senkte ihre Augen tief in die meinen und sagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: Liebe Seele, brichst du mir deinen Schwur, so sind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menschen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende.

Ich stürzte ihr zu Füßen und schwor mich bei allem, um sie zu beruhigen, ich Unseliger! Es gelang mir, wenn sich das treueste Herz der Erde nicht nur so stellte, als sei sie beruhigt, um mir nicht einen Augen-

blick zu verbittern, mir, der ich Unmensch genug war, aus elendem, kindischem Hürwiz sie und mich zu verderben.

Es begab sich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit sich dort aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Thor zu wandeln. Bei einem solchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palast auf dem Marktplatz auf. Er hatte nie ein schöneres Gebäude gesehen; dazu waren alle Fenster des Palastes prächtig erleuchtet, Trompeten und Paukenschall scholl festlich aus dem Palaste weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angerasselt, prächtig gekleidete Herrschaften stiegen heraus, und so oft einer vorfuhr, so oft sprangen zwei Thore von kostlicher Eisenarbeit auf, und man sah in einen unermesslichen Raum mit so unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit schönen Gruppen der herrlichsten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in solchem Reichtum besetzt, daß mit jeder Thüröffnung ein wahrer Strom der süßesten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl seinem Begleiter, den ersten besten, der aus dem Schlosse kommen würde, nach seinem Besitzer zu fragen und nach der Ursache des Festes, das er heute feiere. Es wahrte nicht lange, da schritt ein ansehnlicher Mann heraus; diesen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, seine Neugier zu entschuldigen. Mein Herr, entgegnete der Gefragte, was ich von dem Besitzer des Schlosses weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Ursache des Festes, das er giebt? Darauf kann ich Ihnen nur sagen, daß er entweder jeden Tag ein Fest giebt oder gar keins; denn so prächtig und laut wie heute ist das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Besitzer des Palastes sein muß. Betrachten Sie aber seine Gemahlin,

so wissen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um seine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geist seiner Frau. Man sagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umher reise. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürst ihn zum General mache, aber ohne daß er sich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürst, der es wüßte und seinen Wunsch erfüllte, würde seinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verschaffen, denn es ist kein König, der mehr Aufwand machte, als der Besitzer dieses Palastes.

Dieser, der Besitzer dieses Palastes, war ich nun selbst, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es so kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Lust, den Besitzer des Schlosses und seine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entschloß er sich kurz, mit seinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Besitzer des Schlosses fragen, was sie wünschten, so sollte der Kammerherr sagen, sie seien Fremde, die morgen mit dem frühesten abreisen müßten; weil sie nun so viel von der Schönheit des Schlosses gehört hätten, so hätten sie sich mit eignen Augen davon überzeugen wollen, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erscheinen. Als sie dies unter einander ausgemacht hatten, traten sie auf das Thor zu und verwunderten sich nicht wenig, daß die Thorflügel vor ihnen aufsprangen, als wären sie erwartete Gäste. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegentamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weise bewillkommeneten, wie es ihrem Range zutam.

Er konnte sich kaum fassen, und besonders schien die Schönheit Vasantas, die im ausgesuchtesten modernen

Puze bei weitem alles überstrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürstlichem Anstand gesehen haben mag, ihn auf das angenehmste zu überraschen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und schöner verziert war als der vorige, in den Speisesaal; meine Frau wies ihm und seinem Kammerherrn die ersten Plätze an, die für sie aufgespart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausschmückung, die Vortrefflichkeit des Orchesters, das den Gästen unsichtbar war, die Delikatesse der feinsten Speisen und Weine, vor allem aber die geistreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn so, daß, wie er endlich, von seinem Kammerherrn mehrmals erinnert, aufbrach, er seinen Rock aufknöpfte und den Gustav-Wasaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er sagte: Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht haben wie Sie, können Könige nicht beschenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den schönsten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgesetzen diesen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.

So sprach der König und ging, und am Thore, bis wohin wir ihn begleiteten, stand eine köstliche Staatskarosse für ihn bereit, die ihn nach Hause brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünsche angelangt, Gatte des schönsten, besten Weibes, und was zu sein ich schon als Kind gewünscht hatte, schwedischer General: ich war der glücklichste aller Menschen, wie ich so bald darauf der unglücklichste werden sollte — durch meine eigne Schuld!

Es war schon am nächsten Morgen, daß das Unkraut des unseligsten Fürwizes in mir aufschöß. Noch war ich im ersten Gefühl der Freude über den neuesten

Liebesbeweis meines Weibes, als ich schon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten sollte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch fest schlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm. Da kam mir der unselige Gedanke: sie liegt so, daß die kleinste Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht sehen sollst. Der Gedanke dieser Möglichkeit erregte mir so das Blut, daß ich meine Pulse schlagen hörte. Ich rief alle meine Festigkeit zu Hilfe. Ich wünschte, sie möchte aufwachen und so den Kampf in mir enden. Und doch weckte ich sie nicht, weil der Fürwitz in mir sprach: Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannst, ohne daß sie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt; dabei sah ich mich in dem Zimmer um, als wollte ich mich überzeugen, daß niemand mich das thun sähe, was ich vorhatte. Immer schneller wechselte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnsinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und — die schönste Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, sichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteste Weiß gehaucht. Eine eben so schnelle Bewegung verdeckte es wieder. Nun das Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie seufzte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tödlichem Schreck. Hatte ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so schmerzlichem und doch vormurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinkend, indem ich mich stellte, als schliefe ich noch, sah ich, wie

sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie versteinert, und vergebens bemühte sie sich zu weinen. Dazwischen sank sie mehrmal kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war sie fertig. Sie kam auf mich zu; indem sie sich über mich bog, kamen ihr die ersten Thränen und kamen in solcher Fülle, daß sie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eisen durch die Seele senkte, nahm mir die Besinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie sie in den süßschmerzlichsten Worten von mir Abschied nahm, wie sie mir so liebevoll zuredete, mich zu fassen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlte ich, wie sie mich mit tausend Küssen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Gesicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Busen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war sie verschwunden samt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Busche zu liegen. Eiseskälte rann statt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Besinnung. Zum zweitenmal erwachend fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umstanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und so bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Vitteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verstecken, das mein scheidendes Glück im Schmerzenssturme des Abschiedes mir abbiß.

Alle Anwesenden bezeugten mit mir dem ersten Vitteraten, wie er seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geschlossen hatte, ihre Theilnahme und wandten sich nun zu dem zweiten Vitteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geschichte des zweiten Vitteraten

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, so begann der Vitteratus mit dem Pflaster auf der rechten Wange, den Wunsch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden saß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unsrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen diesen Wunsch in das Gedächtnis zurückerufen, das große, schöne Haus zu besitzen, dem ich gegenüber saß, und mich einmal satt essen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hause eilte, fürchtete ich das ärgste von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit schon gedroht hatte, mich fortzujagen, sobald ich wieder meine Pflicht vergessen würde. Diesen Tag sollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mir dahingehen. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erst spät wieder zurückkommen. Sie müssen wissen, daß mein Tyrann — was wahr ist, muß man sagen — der nobelste Tailleur war, den man sich denken kann. Er besaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zusammen einen Kutscher, aus dem sein Genie einen kleinen Hofstaat zu machen wußte, da er ihn vermittelst mehrerer Livreen bald als Kutscher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichsten Klasse der Liberalen, einer von denen, die, während sie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familie sind und aller der Unseligen, die von ihnen abhängen. In seiner äußern Erscheinung war er Cavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Nase zu reden, wenn er den Marquis rief, in Gebärden und Sprache war der große Kunst sein Muster; was soll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Ma-

dame Heidermann stand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichste Paar, woraus ich schon damals, besaß ich mehr Erfahrung, hätte schließen müssen, sie seien sich im Herzen spinnefeind.

Wie ich schon sagte, war Herr Heidermann, als ich jenesmal zu spät nach Hause kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studiosus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu bestellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hause war, eben wieder ein solches Geschäft herübergeführt. Da nun Madame Heidermann während seiner Anwesenheit besonders guter Laune zu sein pflegte, kam ich auch bei ihr heute ohne Strafe, ja selbst ohne Strafrede durch.

Ich habe, sagte der Studiosus Bellin zu Dame Heidermann, ich habe das Gedicht, das Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünschten, besorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Restaurateur John und lassen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm gesprochen habe, daß es eine Dame würde abholen lassen.

Dies geschah sogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gut zu machen, eilte ich nun desto mehr. Als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärsfach gebückt, worin sie sehr angelegentlich etwas zu suchen schienen. Sie fuhren wie erschrocken auseinander, als ich hereintrat. Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: Hier hab ichs. Ist das Gedicht gesiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, so wirds Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraschung verursachen. Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbat mir Dame Heider-

mann bei Strafe sofortiger Entlassung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu sagen, daß Herr Bellin in seiner Abwesenheit hier gewesen sei, Siegel-
lack mit gesucht und das Gedicht gesiegelt habe, weil ihm sonst, wie sie sagte, die Freude der Überraschung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl sich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, eben so heiter, als Herr Heidermann selbst als Sonne des Hauses im Osten seines Schlafzimmers aufging. Der stolze Blick seiner Augen war gemildert durch eine sanfte Rührung. So begegnete er mir, festlich in seine Kommunalgardistenuniform geknüpft, auf seinem ersten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlte ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeischreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraschung sein wollte, die hier vorgehn sollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienstmädchen mußte das Pfand der ehelichen Liebe herbeibringen, bei dessen Erblicken eine neue graziöse Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in seinem Fenster sichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken seiner Frau gelegt hatte, dem Dienstmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu seufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erst der Zuschneider und dann die übrigen Gesellen, die der großen Szene zuschauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzustimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Festes zu dem Tische, auf dem die Geschenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das versiegelte Gedicht. Dies ergriff er,

warf einen Blick auf seine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrach's, entfaltete es, las laut einige Verse und schrie auf, indem sein Haar sich sträubte: Entsetzliches Weib, thust du mir das?

Wie er so, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen die geballten Fäuste weit vor sich hinstreckte, ließ sich fast zugleich ein unauslöschliches Lachen und ein schmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenster, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger sei und ihr Herz schändlich betrogen habe. Wie ich später erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von seinen schönen Schneiderliedern sauber abgeschrieben bereit zu halten, weil eine sehr gebildete Dame, die dem Volkshumor sehr zugethan wäre, es abholen lassen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Festeskönig in die Hand zu spielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich sei von jener Dame gesandt. Dies war die Ursache dieses entsetzlichen Schneiderzornes, und ich sollte sein Opfer werden.

Madame Heidermann, das ärgste fürchtend von dem Zorne des tyrannischen Gatten, der noch immer sprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke, an dem Horizonte stand, dessen Sonne er eben noch gewesen, rief schluchzend: 'Teuerster Heidermann, holder Gatte, zürne nicht deinem unschuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt; an dem Irrtum ist der Junge schuld, der das Gedicht zu deinem Preise bestimmt holen sollte und dieses Unglückspapier gebracht hat.

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unschuldigten zu lenken. Wie ein Tiger stürzte er auf mich los. Entfloh ich nicht, so war es meine letzte Stunde. Ich hörte ihn noch, indem ich über die Gasse lief, wie er vor Wut brüllend

Spiegel, Gläser und selbst die Fenster mittels einer großen Schere demolierte, die ihm unglücklicherweise gerade zur Hand gelegen hatte.

Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu thun sei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können. Wie ich zufällig auffah, merkte ich, daß ich wieder vor dem Hause stand, dessen Besitz mein größter Wunsch war. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß auch das zarteste Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in diesem Teil meiner Geschichte. Jeder andre, jeder Nichtschneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe gewesen sein; ich hielt mein Haupt fest empor, schaute mich um und fragte das Schicksal: Welches von diesen Häusern hast du für mich bauen lassen?

Über dem Besinnen, was ich thun sollte, fiel mir ein Gerücht ein, das Magister Rauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hotel de Baviere sollte seit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logieren, von der es hieß, sie sei nach Leipzig gekommen, sich einen Mann damit zu kaufen. Manche, Jung und Alt, waren von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heiraten, zu ihr gekommen und hatten sich ihr zum Gemahl angeboten. So lange die Dame den Schleier vorbehalten, hatte es gut gethan; sowie sie aber den Schleier gelüftet hatte, waren sie, vom entsetzlichsten Grauen gepackt, davongelaufen und totkrank oder wahnsinnig geworden; denn statt des schönen, blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Gestalt und ihren schönen Händen schloß, hatte sich ein grinsender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfestes im vollen Putz — ein junger Mensch muß alles versuchen. Ich blies über meinen blauen Frack hin und — ich brauche

es Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich den Weg nach der Petersstraße einschlug.

In den Thormweg des Hotel de Baviere kaum eingetreten, wurde ich von dem ersten Marqueur, dessen ich ansichtig ward, noch ehe ich ein Wort gesprochen hatte, auf das artigste gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwartete. So seltsam dies mir schien, so ging ich dennoch, ohne das mindeste von Furcht oder Besorgnis zu empfinden, dem Voranschreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätte ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich sagen, daß meine Fassung sich völlig gleich geblieben wäre, so würde ich lügen. Die Halbdämmerung, die durch irgend eine künstliche Art der Beleuchtung erzeugt hier herrschte, konnte wohl den, den eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraschen. Dazu war es ein seltsam grünliches Licht, das an den schwarz beschlagenen Wänden spielte, durch dessen Wirkung mir meine eignen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten stand ich in Erwartung dessen, was da kommen sollte, allein. Es war eine solche Totenstille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauschen. Nun öffnete sich ohne das mindeste Geräusch eine Thür, und herein trat, leise wie ein Geist, eine hohe, schöne Frauengestalt. Ein schwarzes Gewand umschloß ihren Leib und bedeckte selbst die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Gesicht und Schultern verhüllte ein schwarzer Schleier von solcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge sprach. Zwei weiße Hände von seltner Schönheit glitten zwei weißen Kissen auf einem Leichentuche. Eine tiefe Altstimme von aufer-

ordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von seltsam feierlichem Klang ließ sich vernehmen, wie sie mich als einen Bekannten, Längsterwarteten empfing und durch die Thür, aus der ich sie eben hatte schreiten sehen, in ein Gemach führte, dessen Beleuchtung und Ausschmückung noch weit schauriger war, als die in dem ersten. Die Wände waren ebenfalls schwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwischenräumen Rissen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf den die zwei Totenbeine, die sich auf unsern Weinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte sich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame statt eines blühenden Mädchenkopfes einen solchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdestoweniger fühlte ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der sie die meine hielt, schien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor, dafür pulsierten meine eignen Fingerspitzen; ich zitterte vor dem Augenblick, wo sie den Schleier heben würde. So saß sie stumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindesten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Busenbedeckung hätte schließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen schlage. Dazu ward es dunkler und dunkler und immer dunkler, die schwache Beleuchtung schien gänzlich verlöschen zu wollen; der grünliche Schein ward immer grüner.

Endlich sagte sie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: Sie haben mich noch nicht gesehen; es ist Zeit, daß Sie mich sehen. Und ohne daß sie sich bewegte, wie von unsichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich schüttelte es — ein bleicher weißer Schimmer — jetzt gilt's, sagte ich zu mir, indem ich entschlossen die Zähne zusammenbiß; sei's, was es wolle, ich mache mein Glück! Und mit festem Blicke schaute ich — plötzlich ward es tages-

hell — in das schönste, blühendste Mädchengesicht, dessen Züge von der lieblichsten Freude strahlten.

Alle Götter mögen dich segnen, rief sie aus, mein liebster Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle sahen in dieser Dämmerung das Gespenst ihrer eignen Feigheit, das sie zum Wahnsinn erschreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich besitze, selig, das Eigentum eines Mannes zu sein. Doch schwöre mir, eh ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich besuchen willst oder forschen, was ich an diesem Tage treibe. Brichst du den Schwur, so ist dein Glück und das meine für ewig dahin.

Ich schwur, und sie nahm mich in die Arme, indem sie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes, gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße, wie eine goldstoffene Decke. Sie klatschte in die Hände, da traten zwanzig schöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem, schlankem Wuchse, ihnen folgten zwanzig zierliche Page und ebensoviel Ritter in schimmernden Schuppenharnischen.

Wisse, sagte sie zu mir, daß ich Hildezwind bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne; und zu jenen gewandt sprach die Prinzessin: Hier sehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden ist.

Ich war erstaunt; die Prinzessin sagte lächelnd, indem sie mich an das nächste hohe Spitzfenster des gotischen Saales führte: All diese Burgen, die du diese Waldberge krönen siehst, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen sich müde auf die fernen Gebirge stützt, dehnt sich das Reich Dietrichs von Berne, dessen König du nun bist. Tausende von Menschen, Sklaven des Tyrannen Gold, sehen von diesen Herrlichkeiten nichts; ihnen ist diese Gegend flach, wie sie selbst sind. Darauf sehen sie eine bunte Masse von Häusern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und

Papieren; das nennen sie Leipzig und bilden sich viel darauf ein.

Ich muß sagen, daß mich diese Rede fast verdroß. Ich bin ein geborner Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterstadt. Wer aber kann über solche Worte zürnen, wenn sie von den schönsten, frischesten Lippen kommen, von Lippen, die ihn so liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erst gesprochen: Ich und all mein Land, wir sind von nun an dein? Und gegen das alles brauchte ich nichts in die Wage zu legen, als je nach sechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entsagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der lustige blaue Montag war.

Der lustige blaue Montag — mir raubte er die Luft meines Lebens.

O Schändlichster! Heute erfüllt das beste Weib deinen heißesten Wunsch, und morgen schon dankst du ihr mit Verrat! Ach! sie ahnte nichts von ihrem und meinem, also umso mehr ihrem Unglück, als sie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erstaunen lachte, die Hände zusammenschlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem sie zehnmal wiederholte: Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert? Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert?

Vor mir aber stand mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern besteckt jenes große schöne Haus, das ich als Kind schon zu besitzen gewünscht hatte. An der Fassade des Hauses waren die herrlichsten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald sah und roch, von dem gewürzigsten Pfefferkuchenteig, von Mandeln strohend und Zitronat. Einen großen Pfefferkuchen gab sie mir zum Kosten. Wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, habe ich den Schlüssel zu dem

Gaule in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geschlagen. —

Hier geriet der zweite Litterat in große Bewegung. Wiederholt schlug er sich mit den Fäusten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: Und all dies Glück mußt du stören! Du selbst! Was du durch Mannesmut errungen, mußt du durch die erbärmlichste, kindischste Leichtgläubigkeit verlieren! Ach mir selbst scheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! Was für ein schwarzer Fleck bist du in meiner Geschichte!

Mußt du Unseliger, fuhr der zweite Litterat fort, mußt du Unseliger in den drei Mohnen vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist, als drei Mohnen zusammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen konntest, wie du dazu gekommen warst? Mußt du seine Einflüsterungen anhören? Mußt du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir auffah! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen ausrief: So seiß Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So seiß Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Jammers!

So sei's Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So sei's Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu trösten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warst; das kränkt mich ewig, da es nun zu spät ist. O zeige jeder dem Freunde seine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schicksal euch trennen, und dann bereut ihr's zu spät!

So klagte sie, indem sie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an sich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtsein. O wäre mir's nie wieder-gekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Last peinigender Selbstvormürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaster hat so wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde später Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich seine Kinder das Vaterunser lehrte, sagte er: Meine Kinder sollen keine Katholiken werden! und dankte mich ab. Die alte Desperation und der neue Ärger wirkten zusammen, und so ging auch ich unter die Vitteraten.

So endete der zweite Vitterat, wie der erste gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann seine Geschichte der dritte.

Geschichte des dritten Vitteraten

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus

mußte. Ich mußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gabs kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschahs, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenns schön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster herausfah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir steht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu versäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, sagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in seiner Art elegant genannt werden konnte, sehn Sie nur einmal, wertester Herr Magister Kauderer, diesen kleinen blonden Krauskopf. Aus seinen großen blauen Augen spricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir sagt, herren- und heimatlos ist, könnte ich mich entschließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißest du? fragte Madame Müller. Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er ist einer von jenen gleichgiltigen Namen; von nun heißest du Theodor, mein Kind. Sieh, das ist Belcolore, dies

Ghismonda, diese Kleine Rosaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die sind nun deine Schwestern. Nach diesem feierlichen Aktus fuhr Magister Kauderer fort, wo unser Eintreten ihn im Vorlesen des Sächsischen Trompeters gestört hatte. Und zwar las er zunächst von einem Pascha mit drei Roßschweifen, dessen Namen er, so oft er vorkam, mit solchem Respekt aussprach, daß von diesem Augenblick an der Wunsch in mir lebendig wurde, ein Pascha von drei Roßschweifen zu sein, der mich später nie wieder verlassen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunst eingenommen und suchte auch ihren Zöglingen diese Liebe beizubringen. Vormittags übte sie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geschichten erfinden, wobei sie durchaus nicht auf äußerste Wahrscheinlichkeit drang. Denn sie sagte: Ich kenne tausend Damen, darunter die feinsten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrscheinlichsten Leidenssituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehn können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung thut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unsrer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen, und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie

eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittags also wurden rührende Situationen erfunden und in Szene gesetzt, das heißt: die nötigen Zuthaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeschwestern gingen schon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für eine Waise, die Madame Müller angenommen habe, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eignes zu haben, versagt habe. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte, und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gerather und versicherte so lange, nicht Eigennuß, sondern außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die gebotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hilfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen sie die Karte schlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter, Räuber und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pffiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen mußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem sie mußte, was die Nerven der bestürzten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der

Refrain: Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im stillen.

Der Wohlthätigkeitsfönn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künftlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich mich als Appendix der Madame Müller passiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiedertehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittere Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgiltigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgefenne ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzliches Vergessen der Außenwelt an jenem FrühlingSnachmittag verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeugungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, sondern richtete mit dem feierlichen Ernste, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernstes Wort mit dir zu reden, ein Wort, dessen Notwendigkeit mich so

sehr tränkt, als es dich nur irgend tränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verschieben darf, wenn ich die Versicherungen der mütterlichen Fürsorge, die ich dir oft gethan, nicht Lügen strafen will. Lieber Theodor, das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, ist, wenn er sich sagen muß: Du hast deine Bestimmung verfehlt; um so schrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus ist, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einschlagen zu können. Noch bist du nicht über dieses Alter hinaus. Lieber Theodor, es tränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit so zerschmettern zu müssen, wie ich doch muß, aber ich muß dir sagen: Du hast kein Talent zu der Kunst. Mit der rotbäckigen stumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörst, als ginge die Sache dich gar nichts an, wirfst du nimmer zu der Objektivität der Darstellung hindurchbringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menschen in Leipzig. Du bist nicht häßlich und hast etwas Wadres in deinem Ansehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienst. Hältst du dich gut, kannst du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperspektive steht vielleicht, wer kann es wissen? eine bürgerliche Nahrung. Unfre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, sind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchtest, Schusterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte sehr aufmerksam zugehört, so wenig ich auch den größten Theil ihrer Rede verstand. Ach, Madame Müller, sagte ich in meiner Unschuld, Schusterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Pascha von drei Roßschweifen möcht ich werden!

So sagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte sie verhöhnen wollen,

oder war sie der Gelegenheit froh, auf diese Weise mich los zu werden: Nein, rief sie, indem sie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die sie hinter mir verschloß; eine solche Schlange will ich nicht länger an meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange stand ich weinend vor der Thüre; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Roßschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Thränen wiederholte, kam wie eine gute Fee Madame Flötenspiel die Gasse daher. Nachdem sie mich nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern, blauen Augen krank; ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.

Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Nauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht es mir sonst gegangen war, so gut ging es mir jetzt. Die

besten Wissen mußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Teil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, französisch, englisch, und lernte um so fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherrn in der Petersstraße, in die Lehre. Ich kann den wunderbaren Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erstenmale sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Kommis besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untersehter, jedoch ungemein beweglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen. Mit einer gewissen fast ängstlichen Unruhe, die sich in beständigem Achselzucken aussprach, schob er den grünen Augenschirm, den er immer trug, bald auf diese bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer eins de el em, Nummer zwei de el em und gestikulirte auf das seltsamste mit dem rechten Arm, dessen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieses Treibens blieb mir, so lange ich Lehrling war, ein Räthsel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngste Kommiß mich in das Kontor, wo ich Herrn Entenfraß samt seinen übrigen Leuten in einer magischen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fensterladen waren geschlossen, und das mystische Hellbunkel rührte von der einsiedlerischen Flamme einer Kontorlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandostab zu führen gewohnt war, vor mir senkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zu theil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß standen die acht

Kommiß in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fischer, so begann Herr Entenfraß zu reden, unsre bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unsre seitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und so fort. Und du, Theodor, wirst als Nummer acht in die Reihe dieser würdigen Männer eintreten. Und so wäre denn die Zeit, das ernste Geheimniß des De el em dir aufzuschließen. Es giebt, werteste nunmehrige Nummer acht, es giebt Menschen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieser in Gütergemeinschaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Besitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, sondern auch wider das Wissen des bisherigen Besitzers. Beide Richtungen zählen in unserm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, ist mein Geschäft; während meine Kommiß verkaufen, die Physiognomien und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu studieren. Finde ich etwas Verdächtiges, so warne ich die betreffende Nummer durch das so unbefangene und doch so vielsagende De el em — die Anfangsbuchstaben der drei Worte: das Luder maust! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörst. Ein altes Sprichwort sagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So laßet uns froh sein! Zeigt sich der Neid im Verkleinern seines Gegenstandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, so fehlt es unserm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir sie betrachten wollten, finden, daß wir solchen Spott uns leicht gefallen lassen können, indem er nichts als eine

Anerkennung ist, die sich im Ärger, daß sie sich nicht verleugnen kann, stellen will, als sei sie Spott. So nennt man uns zuweilen Industrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beschimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es schneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unserm Vergnügen und auf diese Weise beritten zu werden? Wer belegt uns hauptsächlich mit diesem Namen? Die sogenannte gelehrte Kaste, in unserm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber sie selbst, als Industrie? Der eine verkauft seine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre markt mit dem Rechte, der dritte verkauft seine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Industrie ist also auch ihre Göttin; aber Ritter sind sie nicht. Wir sind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähmend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Brust den Winden, den Wassern des Himmels und den Saugstacheln hungriger Gastwirte auf der Reise. Während sie, was die Zeit in ihrem Fortschreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten sich mühen, werfen unsre rüstigen Hände die Weber-schiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiste ein neues Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eisenbahnen an zum Todeskampfe mit tausendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geist eines neuen kräftigen Lebens auf unsern thätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geisteszwang zerdrücken wird. Und so schlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Espe, zu solchem Ritter! Theodor, du warst bis heute Lehrling; Herr Espe, von nun an sind Sie Kommiss!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeisterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächsten Jahre bieten meiner Geschichte nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittag aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Duzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urtheile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt sagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haschten sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmte ich für die Menschheit wie Marquis Posa, und wo zum besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachthendes, vornehm Abgestandnes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Ostermesse — trat eine schlanke, schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseite legen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen stand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie gesehen, nie geahnt. Mit niegefühelter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendend weiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen, die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen, den schmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch so zierlichen Wuchs, ich sah diese Reize lange noch, nachdem ihre Besitzerin den Laden verlassen hatte, und neu eingetretne Kunden verwundert vor mir standen, daß ich, sonst die Gewandtheit, die Gesprächigkeit, das Leben selbst, ein steinernes Bild geworden schien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreist; wie sollte ich vor ihm bestehn, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die sie gekauft und mitgenommen hatte, betrugen; es war eine Summe von mehr als tausend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die schöne Perserin werde sich erinnern, daß sie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder selbst bringen oder schicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen sein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Acht Tage nachher kam sie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die süßeste Musik, da sie sich entschuldigte, in der Zerstreuung das Bezahlen vergessen zu haben; sie nahm

noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte sie diese und die vorigen mit. Und wieder nahm sie den Schleier ab, ehe sie ging; und wieder stand ich regungslos wie eine Bildsäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzustreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefsten Schläfe.

Von Madame Flötenspiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Gefinnungen ich gegen sie hegte, so war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen schwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich sie wiedersehen würde? Ob und wie sie meiner dächte? Diese und tausend ähnliche Fragen wandten trotz alles Widerstrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geschäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeschlusses schlug. Raum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, so in Träumen, daß erst der ungeheure Lärm, aus dem Rasseln des Dampfsaruffells, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln schauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemischt, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt hatte, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Messe wie ein Pilz aufschießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerstoßen scheint.

Friede sei mit euch! sprach eine Frauenstimme zu mir; ich sah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünsche. Allah sei gepriesen, der mich in euern Bügen lesen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens gewesen sind!

Mein Entzücken ließ sie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich ist, daß Befürchtungen einem so vollkommenen Wesen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin ist.

Die Sklavin zeigte in ihren Mienen ebenso viel Freude, als sie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin gelesen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, sprechen, befehlen Sie. Was kann ich thun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann?

Allah ist groß! rief sie aus. Wisset, daß die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sonne des Lebens genannt, so sehr nach euerm Anblick schmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Rosen rollen, sondern über Lilien. Schlaflose Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin so sprach, lenkte sie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeiger Straße entlang; wir waren am Härtelschen Palais angekommen, als sie stehn blieb und in die Hände schlug. Da öffnete sich die Thüre, der Schwarze, den ich schon zweimal in der Begleitung der schönen Perserin gesehen hatte, ließ uns eintreten und verschloß hinter uns wieder die Thüre.

Eine silberne Treppe mit goldnem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe standen ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düste von Moschus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des schönsten aller Paläste. Ich staunte, indem ich bei mir sagte: Ist das nicht, als würde ein Märchen der Tausend und einen Nacht lebendig? Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran, zu zweifeln, daß, was mir begegnete, Wahrheit sei, daß

ich nicht träumte oder im Fieber phantasierte. Jetzt sprangen zwei Flügelthüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen gestützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel schien aus einem einzigen Saphir geschnitten, und seine Farbe war dieselbe, wie die des Himmels, der durch die großen offenen Fenster von allen Seiten sichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen seine Wassersäule fast bis zur Decke der Kuppel empor; seine Wogen, in tausend blinkende Sterne zerbrochen, weckten in das Silberbecken zurückfallend die süßesten Cymbeltöne. Ich stand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Musik, eine andre Thüre sprang auf, und herein traten in schöner Ordnung zwanzig schwarze Verschnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatne Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenso viel der schönsten Slavinnen mit Saitenspielen, die sie auf die lieblichste Weise rührten. Und nun kam Sonne des Lebens selbst in ihrer Wunderschönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blasend und sanften Flöten, beschlossen den Zug. Die schwarze Dienerschaft reihte sich hinter dem Tische, an den Sonne des Lebens sich setzte, nachdem sie mich auf das anmutigste willkommen heißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu setzen. Die Slavinnen umgaben uns, bald in den lieblichsten Tänzen ihre Reihen verschlingend, bald in die ergößendsten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens schnitt derweile den saftigsten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann schenkte sie selbst den kühlen Wein in eine Schale, neigte sich vor mir und trank. Nun reichte sie die Schale mir, indem sie mit der süßesten Stimme sang, wobei die Slavin, die mich hierher geführt hatte, sie mit der Laute begleitete.

Sonne, dies war der Sinn der Verse, die sie sang, Sonne des Lebens nennen sie mich; aber du bist die Sonne, und ich das Leben, das ohne die Sonne sterben

muß. Bin ich Sonne des Lebens, so mußt du Leben der Sonne heißen.

Ich trank, indem ich mich gegen sie verneigt hatte, und sang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anschlug: Du bist die Sonne, ich will der Mond sein, der dich liebt und dir ewig folgt.

Bist du der Mond, entgegnete Sonne des Lebens, bist du der Mond, so nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond sein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöschen in den Thränen der Sehnsucht, die ich um dich weine.

Schon beim Beginnen dieses Verses waren Thränen aus ihren Augen gestürzt; nun erhob sie sich und eilte wie außer sich auf mich zu; indem sie ihre Arme um mich schlang, ward sie ohnmächtig. Kaum daß ich sie nicht fallen ließ und selbst hinsank; so bebten alle meine Lebensgeister vor der Übermacht dieser Seligkeit.

Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, so bin ich nun dein mit allem, was mein ist; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin. Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis sechs Tage in der Woche mich dir und mir selbst entrückt. Jede Woche findest du mich an diesem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für sechs, sechs lange Tage trennt. Aber schwöre mir erst, ein Geheimnis sei unsre Liebe; der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeste von ihr verrät, verlöscht uns die Kerze süßewigen Liebesglückes.

Ich schwur. Darauf setzten wir uns wieder an unsre Plätze; sie schenkte ein; wir aßen, tranken und sahen uns in die seligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pause;

ihr Liebling rührte allein die Laute, und die Schönste selbst begann ohngefähr folgendes zu singen:

O Schmerz, sechs Tage getrennt zu sein; sechs Jahre werden sie mir scheinen; der Tag des Wiedersehens, ach! nur ein Augenblick.

So lange du mich küssest, scheint mir die Zeit stille zu stehn; ach! aber sie scheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lange du mich in deinen Armen hältst, fühle ich, daß ich glücklich bin; so wie du mich lässest, wird mir bange.

So lange dein Herz mich drückt, bin ich gesund; dann aber drückt mich das meine, und ich franke zum Tode.

Nur dann wär ich gesund, hätt ich das Gift deines Mundes, an dem ich franke, beständig an meinen Lippen; nur dann wäre mir leicht, ruhte immer die Last deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär ich frei, läg ich immer in den Rosenketten deiner pressenden Arme.

Süßes Leben, unser Glück ist die Rose, aber Schweigen heißt der Zweig, der sie trägt.

Und wie wonnig ist's, zu wissen, daß wir uns lieben; zu wissen, daß nur wir es wissen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück sind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum schweige, mein Leben. Sprichst du ein Wort, so schrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wieder siehst.

Thränen stürzen aus seinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir spielten, warst du so glücklich, warum verschuchtest du uns?

Denk ich, du könntest nicht schweigen, so wird mir bange; die Schatten trüber Zukunft verschlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laß uns hingehn, wo wir ungesehen uns fassen

und uns umfassen halten, so lange die Nacht uns beide umfassen hält.

Den pressenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er spricht.

Damit stand sie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das schönste Schlafzimmer, das man sich denken kann. So sehr wir eilten, so lange währte es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte füssen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umschwammen es; von ferne klang das Saitenspiel der Slavinnen und süße Wettgesänge, dazwischen säuselte das Klingen der Wassertropfen auf dem silbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von seinem höchsten Gipfel mußte ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. An demselben Tage, an dessen Morgen die teuerste Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittelst dessen ich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt war, an demselben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! sie ahnte es wohl! Ehe ich von ihr ging, umfing sie mich so innig, als wollte sie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desselben Tages führte mich mein Weg an dem Hause des Herrn Nauplus vorbei. Ich sah mehrere schwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die süßeste Nacht, denn jede letzte war die süßeste, beschäftigte mich so, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anwesenheit dieser Schwarzgekleideten verkündete, könnte die Familie betroffen haben, der ich so viel Dank schuldete. Daran wurde ich erst erinnert, da Madame Flötenspiel am Fenster erschien. So wie sie mich sah, öffnete sie das Fenster und sagte: Ich sehe wohl, daß Sie wenig Zeit mehr

für mich haben; bedenken Sie aber, wie sehr ich jezt eines Freundes bedarf, so schenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich sah nun erst, wie unrecht es war, wie undankbar, eine solche Wohlthäterin so ganz zu vernachlässigen, wie ich mir vormwerfen mußte, gegen Madame Flötenspiel gethan zu haben. Und mit dem festen Vorsatz, was ich versäumt hatte, nachzuholen, insoweit es geschehen könnte, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenspiel führte mich schweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenso wieder zurück. Er war mir ein Vater, sagte sie, und ihre verweinten Augen strafte diese Worte nicht Lügen. Dennoch gilt, fuhr sie fort, mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß!

So sprach Madame Flötenspiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Brust wiederholte das Gesprochne. Was sollte ich entgegnen? Ich verstand nur zu gut, was sie meinte. Und hätte ichs bei jener Äußerung nicht verstanden, so mußte das, was folgte, mir das Verständnis eröffnen. Sie sah mich einige Augenblicke ernsthaft an, dann, wie sie sah, daß sie mich traurig gemacht hatte, mühte sie sich, in das launige Wesen zu fallen, das sie so gut kleidete. Sag mir nur, Krausköpfchen, sagte sie, wo du dich jezt herumtreibst. Seht nur, welch ernsthaftes Gesicht er macht, damit ich die Lüge glauben soll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch schlimmeres von ihm gefallen lasse, als solche Falschheit, wenn ich ihn nur sehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irresplatterndes, vermaistes Vöglein, daß ichs an den Busen nahm und wärmte und ihm

mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mirs fort und sieht nicht mehr nach mir!

Bei den letzten Worten hatte sie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Wesen zu verstecken, aufgegeben, und nun rächten sich jene für den Zwang, den sie ihnen angethan hatte, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein bessres Herz gekannt, als das der Madame Flötenspiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, sehen wir einen Menschen so recht traurig, den wir nur froh gesehen haben, und von dessen Persönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich sowohl in ihren Äußerungen als eben in der Art, mit der sie gethan wurden, lag, was mich auf das heftigste erschütterte.

Ihre Äußerungen, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, lassen mich besorgen, daß Sie mich des schändlichsten Lasters fähig halten, das ich mir denken kann.

Wer sagt das? sprach Madame Flötenspiel. Hab ich gesagt, ich hielte Sie eines Lasters fähig? Hab ich Ihnen hilfreich werden dürfen, so muß mir das eine Freude bleiben, aber ein Recht giebt mirs nicht über Sie, es müßte denn das Recht sein, daß ich mirs nicht von Ihnen wehren lasse, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich sagte, finden, da Sie wissen, daß ich Sie auf keine Weise kränken will?

Ich war im Begriffe, zu antworten. Madame Flötenspiel, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, versuchte nochmals jenen scherzenden Ton. Die Herzensgüte, die sich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

Glaubst du denn, Krausköpfchen, sagte sie, indem

sie mich am Haare zupfte, ich wußte nichts von der Prinzessin am Zeiger Thor?

Ich Unseliger nahm in meiner Verwirrung diese Worte, mit denen sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch schlug, für baren Ernst, und so mußte ich glauben, sie kenne das ganze Verhältniß. Wissen Sie — wollte ich voll Erstaunen fragen. Alles, unterbrach sie mich. Aber ich hätte auf ihrem Gesichte lesen müssen, daß sie überrascht war, wenn nicht ein böser Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider! — nicht stumm. Glauben Sie mir, rief ich, alles will ich thun, was Sie wünschen; ich weiß, wie viel ich Ihnen schulde; nur von Sonne des Lebens zu lassen verlangen Sie nicht von mir! Nur das — ach! einen Augenblick zu spät kam ich zur Besinnung; das unselige Wort war gesprochen — wie ein Wahnsinniger schrie ich auf — wie ein vom Blitz getroffener stürzte ich nieder.

Madame Flötenspiel kniete nieder zu mir, der sich am Boden wand wie ein Verzweifelter. Beruhige dich doch, armer Schelm, sagte sie weinend aus Mitleid mit mir; hast du das Mädchen lieb, und ist sie gut, so heirate sie doch; du weißt ja, was ich besitze, ist dein. Beruhige dich doch nur. Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich sehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannte ich.

Den nächsten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte sich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtelsche Palais; es war und blieb verschlossen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Loggenburg. Herrn Entenraß, Madame Flötenspiel hatte ich vergessen; Tag und Nacht stand ich lauschend an meinem Fenster oder rannte wie wahnsinnig um das Palais herum. Ver-

gebens; es öffnete sich mir nie wieder. Und nun frage ich euch, hatte ich weniger Grund als ihr, unter die Vitteraten zu gehen?

So beschloß der dritte Vitteratus mit einem tiefen Seufzer seine Erzählung.

Fortsetzung

der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe

Während der letzten Worte des dritten Vitteraten war ein Gast hereingetreten, den ich um diese Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche, franke Mannsgestalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mirs wie ein Schwert durch meine Seele. Diesem also konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher schien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels gewesen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte sich von mir, da es einen Bedürftigern fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tausend andre verführen kann, Geld, Ruhm, Wollust, Macht; was ich schon als Kind ersehnt, was noch heute mein heißer, alleiniger Wunsch auf dieser Erde ist, ein Herz, unbedingt mir hingegeben, wie ich ihm, das also hatte ich verloren oder — nie beseffen. Freilich hatte ich ja nie ein Wort davon zu ihr gesprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungsfuß geküßt? Hatte mein Auge nicht durch das Auge des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um sie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demselben Wege mir das beseligende Ja gesandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, sein Begleiter mir gegenüber. Die drei Vitteraten sprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andre sprachen andres; ich fuhr fort in meinem Selbstgespräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach seiner Weise auf dem untersten seiner blanken

Frackknöpfe die Augen hatte ruhen lassen, wandte sich endlich zu mir und sprach, und mit jedem Worte wurde er freundlicher: Ich habe schon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Herr — er nannte meinen Namen. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersakmann beim Landtage und dergleichen. Er präsentierte mir seine goldne Dose: Darf ich? — Wiewohl, was ich mit Ihnen zu sprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört. Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben sie, wie ich recht gut weiß, obschon Sie mich es nie haben wissen lassen. Fides hat erklärt, sie könne nur mit Ihnen glücklich sein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne sie zu gut, als daß ich glauben sollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen schwindet, spreche aus ihr. Sie sehen, daß ich keiner von den grausamen Vätern bin, deren ich selbst einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersakmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünschte ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegersohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuscript liegen? Bringen Sie mirs morgen. Ich wills verlegen. Und wenn ichs verlege, so ist Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler finds, die aus den Schriftstellern etwas machen.

So sprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zustand im Preise fiel!

Ein Donnerschlag oder ein Erdstoß zitterte unter unsern Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zunehmends größer; die Schöße seines Fracks dehnten sich und wurden zum Königsmantel; in unbeschreiblicher Majestät stand er da. Vor Erstaunen wie betäubt begann ich: Verehrtester Herr Buchhändler, Buchdruckerei-

besitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann Jammerdegen —

Jamadagni! entgegnete mit majestätischem Lächeln der Angeredete; Jamadagni, der königliche Weise, der Enkel Brahmas, der durch seine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löste, der Vasantasena, seine und der göttlichen Urvasi Tochter, jahrhundertlang von den geliebten Schwestern trennte, weil diese Gnavana, den die weißen Ameisen überbaut, mit Rusafras die heiligen Augen verlegt hatten.

Staunte ich schon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, so mußte ich noch weniger, was ich denken sollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wundersamsten Aufzüge wurde. Fast zugleich kamen von verschiedenen Seiten her vier edelgestaltete verschleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andre in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangenen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldstoffnen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu schildern unternehmen. Die zwei ersten Damen trugen indische Fürstengewande, die dritte zeigte sich in persischer Prinzessinnentracht, die vierte war angethan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von schwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen, altdeutschen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichste geschmückt und beritten.

Vasanta! Hildeswind! Sonne des Lebens! schrieten die drei Vitteraten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlassen. Die Damen waren unterdes mit Hilfe des Gefolges von ihren Tieren herabgestiegen und lagen lange und sprachlos sich in den Armen. Jetzt traten sie herein und knieeten vor

dem königlichen Weisen, der sie segnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Vitteraten zu, die vierte, die edelste Gestalt, die je ein Auge gesehen, die schlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichsten Blumen in der weißen Hand, nahte sich mir. Sie schlug den Schleier zurück; der himmlische Friede selbst lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß sich das süßeste Rot, als sie mir den Kranz auf das schwindelnde Haupt drückte. Wir sanken beide in die Kniee, unsre Stirnen berührten sich; keines aber sah das andre durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudenthränen. Von dem Tische der Vitteraten her rauschten Küsse und das Ächzen des höchsten Entzückens. Über uns schwebte die segnende Hand Jamadagnis, die Wände der Restauration wichen zurück und dehnten sich in unübersehbarer dufsender Grüne, die Decke hob sich und streckte sich unendlich und wunderblau über uns hin — ich sank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwachte ich in ganz fremder Umgebung. Es schien mir eine Stube über der Restauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher schon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierhergekommen aus dem Palmenthal? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weise, wo waren die drei wunderschönen Damen, wo die drei Vitteraten hingekommen? Ich stand auf und trat ans Fenster; drüben die Firma: Hahnsche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Post — ich hatte mich nicht getäuscht. Im Kopfe war mirs düster, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Restauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, fragte ich, wo der königliche Weise Jamadagni hinkam, nach-

dem ich die Besinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzessinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Rossen gestern kaum hier eingezogen waren?

Herr Walderich sah mich voll Erstaunen an, dann sagte er: Elefanten — Kamele — Jama —

Jamadagni, ergänzte ich, der in seiner Infarnation Jammerdegen hieß und —

Jammerdegen — ach so, entgegnete Herr Walderich; Sie meinen den reichen Buchhändler, der gestern vom Regen überrascht mit seinem Schwiegersohn hier eintrat.

Schwiegersohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verstehe.

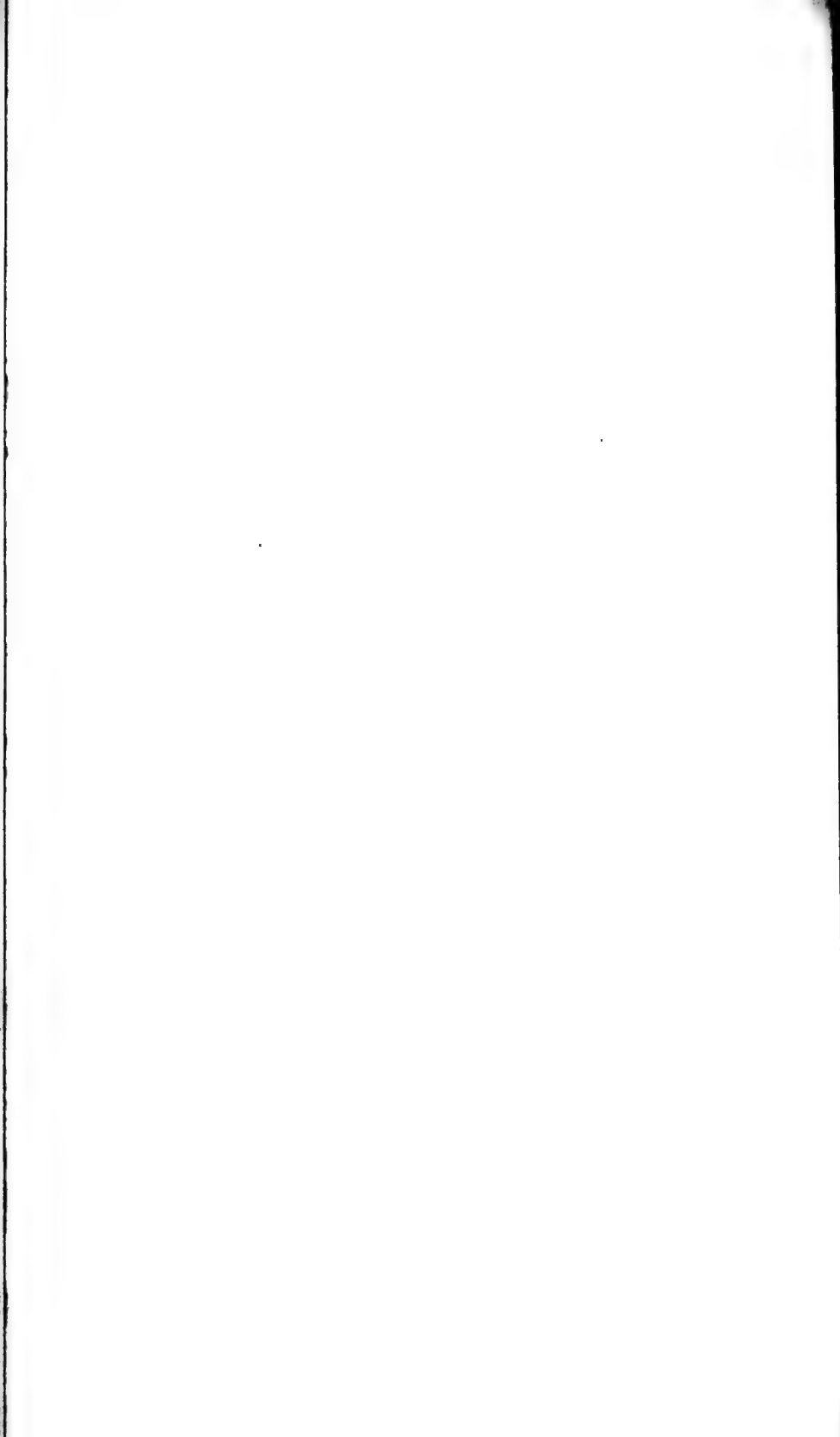
Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liste der Getauften: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibesizers, Stadtrats, Kirchenvorstehers u. s. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie sich die Sache wirklich verhält, so hätte ich wahnsinnig werden müssen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum diese Trennung sein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in sein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichsten der Menschen, mit den drei Litteraten gethan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Kokila singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist? Wüßte ich nicht, daß Fides-Vasantasena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein; ich muß an andre Dinge denken, sonst — dabei fühlte er seinen Puls — sonst erlebe ichs gar nicht einmal!



Aus einem
alten Schulmeisterleben





Einleitung

Das Bruchstück „Aus einem alten Schulmeisterleben“ ist einer unvollendeten Handschrift des Dichters entnommen, die den ersten Teil eines größern humoristisch-idyllischen Romans darstellt und in ihrer letzten Fassung von Otto Ludwig im Oktober 1845 begonnen und nach einer vom 27. Dezember bis zum 23. März des folgenden Jahres währenden Unterbrechung bis zum 29. Mai 1846 in einem Zuge niedergeschrieben, dann aber, mitten in der Erzählung abbrechend, den zahlreichen unvollendeten Arbeiten unsers Dichters hinzugesellt wurde. Ludwig scheint in späterer Zeit die Arbeit an diesem Romane niemals wieder aufgenommen zu haben. Nach seiner Weise hatte er sich während der Arbeit in besondern Hefen Aufzeichnungen über das in der Erzählung später Auszuführende gemacht, diese Hefen sind noch vorhanden, aber sie genügen nicht, um das Bruchstück zu irgend einem Abschluß zu bringen oder auch nur Rechenschaft über den beabsichtigten Gang der Erzählung zu geben. Es läßt sich eben nur erkennen, daß Ludwig seine in epischer Breite angelegte Arbeit mitten in der Beschäftigung mit ihr, jedenfalls zu Gunsten eines dramatischen Planes, liegen ließ.

Während das Werk, soweit es denn gediehen ist, noch der Zeit der Entwicklung zu selbständiger Meisterschaft angehört und unverkennbar in vielen Zügen und seiner Gesamthaltung Anlehnung an ältere Muster, namentlich an Jean Paul, zeigt, verrät es anderseits auch schon die Kraft und Eigenart der Empfindung und Schilde-

rung, die Ludwigs wenige spätere Erzählungen auf ihre einzige Höhe erhoben. Aus diesem Grunde geben wir eine Episode daraus, die in gewissem Sinne selbständig erscheint, und in der der Held der Erzählung nur eine betrachtende Rolle spielt. Dieser Held ist ein armes junges Schulmeisterlein, das durch mancherlei Mißgeschicke verfolgt in die Gesellschaft einer Musikbande geraten ist und so bei der Bauernhochzeit, die den Inhalt dieser Episode bildet, mit aufzuspielen hat. Der Beginn dieses Teiles der Erzählung zeigt den Schulmeister mit seinen Genossen auf dem Marsche in das Dorf, das den Schauplatz der Episode bildet.

Ludwig hatte in die Anfänge seines humoristischen Romans, dessen handschriftliche Hefte mehrfach veränderte Titel tragen („Braut- und Prüfungsjahre einer ehrlichen Seele. Ein Mittelstück aus einem alten Schulmeisterleben,“ „Die Brautfahrt. Aus dem Tagebuche eines emeritierten Schulmeisters,“ „Schulmeisters Leid und Freud. Ein halbes Jahr aus einem alten Schulmeisterleben“ u. s. w.), ein offenbar viel früher entworfenes und ausgeführtes Märchen: „Das Märchen vom toten Kinde“ eingeflochten, das übrigens mit der Erzählung in keinem innern Zusammenhange steht. Dies Märchen ist nach Ludwigs Tode einmal besonders gedruckt worden, in Jankes „Hausbibliothek,“ wir glaubten trotzdem von seiner Aufnahme in diese Gesamtausgabe absehen zu sollen, weil es in keiner Weise die spätere Meisterschaft Ludwigs voraussehen läßt und — auch als Jugendversuch — keinen erquicklichen Eindruck hervorruft.

Für die Erkenntnis des Weges, den Ludwig zurückgelegt hat, und für die Anschauung, aus welchen Anfängen er herausgewachsen ist, werden die „Geschichte von den drei Wünschen,“ die Novelle „Maria“ und dies Stück Schulmeisterleben vollauf genügen.



Wir waren nun Nauendorf näher als Meißen, als uns einige Landleute einholten, ein Bursche und ein Mädchen. Das Mädchen war die häßlichste nicht und trug allerlei, was sie eingekauft haben mochten, in einem Tragekörblein, das ihr an den Schultern hing. Der Bursche hatte ein freundlich und offnes Gesicht. Erwiderte deshalb ihren Gruß noch einmal so gern.

Das Mädchen wurde ein wenig rot, was, wie ich merkte, so oft sie mit uns sprechen wollte, geschah und ihr gar nicht schlecht anstand. Dann sagte sie: Die Männer gehn gewiß nach Nauendorf? Was ich im Namen aller bejahte. Zu des Beust seiner Tochter Hochzeit? Da ich wiederum bejahend antwortete, sagte der Bursche, der des Mädchens Schatz sein mochte: Da gehen wir zusammen. Wir gehören nämlich auch zu der Hochzeit. Meine Maremore hier ist Züchtjungfer, und ich bin der Brautführer. Soll das ein seiden Leben werden. Zuchhe!

Das Mädchen setzte nach ihrer freundlich gesprächigen Weise hinzu, nachdem sie wieder einmal ein wenig rot worden: Wenn nur alles mit der Hochzeit gut abläuft; Gott behüt es. Es ist gar mancherlei Nachdenkliches passiert. Man glaubt nun nicht an solche Geschichten; es ist dummes Zeug, aber es trifft gewöhnlich doch zu. Wie der Huchzbitter zum erstenmale umritt und zu Barthels kam, hatte sein Pferd das rotseidne Band vom Schwanz verloren. Nun stieg er ab, ging hinein in die Stube und sagte: Soll 'n Grüß euch sagen vom

Gutthelf Beust und möchtet doch, wenn ihr Lust hättet, heut über vierzehn Tage zu der Hochzeit von seiner Tochter Rosemarie rüber nach Nauendorf auf seinen Hof kommen. Wie sie ihn nun haben setzen lassen und hinaus gegangen sind, um Wein zu holen, und was sie gerade sonst noch Gutes haben im Hause, da kommt das kleine Enkelkind vom alten Barthel mit Blumen und grünem Zeug zu der Thüre herein. Das ist euch nun ein wahres Wachsplüppchen von einem Kind und ist erst fünf Jahre und kann schon Lieder singen und so vernünftig reden, wie 'n Altes. Borige Weihnachten gab es Spaß mit dem Kind. Den Tag nachdem das Christkind beim Großvater beschert hatte, kamen seine Eltern von Nimphich; ihr wißt wohl, sein Vater ist da Pächter auf dem Rittergut; es ist der, der immer die schönen Schweine auf den Meißner Markt hineinschafft. Und die bescherten denn auch und sagten, das hätte das Christkind beschert. Aber die kleine Annedore sagte: Gestern hat mir das Christkind beschert, das und das, die Puppe dort, die Äpfel, und was es noch mehr war; das aber, was heute kommt, das hat mir Vater und Mutter beschert und nicht der heilige Christ. Und die Alten mochten sagen, was sie wollten, sie blieb dabei, jenes hätte der heilige Christ beschert; das aber hätten Vater und Mutter beschert. Aber was wollt ich doch nur?

Von dem Suchztbitter und der kleinen Annedore, sagte der Bursche. Ei, Maremore, war das mal wieder geschnackt. Was geht denn die Leute da Annedores Christkind an?

Maremore wurde noch etwas röter als sonst und spielte halb schmollend mit ihrem Schürzenband, wie sie replizierte: Aber du hättest mir's auch sagen können.

Der Bursche sagte: Das hatt ich mir auch schon vorgenommen. Ich dachte, wenn sie von dem Suchztbitter und der kleinen Annedore so etwa bis auf den

türkischen Kaiser kommt, hernach wird's Zeit. Du warst aber noch lange nicht beim türkischen Kaiser. Hätt immer noch 'n Stündchen Zeit gehabt. Ja, Plaudern, das ist euer Vergnügen, ihr Mädels. Na nu erzähle deinen Kram nur weiter. Die kleine Annedore kommt nun mit Blumen und grünem Zeug in Barthels Stube, und Lipp=Christjahns, der Huchz=bitter, sitzt schon drin und denkt über den Wein und Braten nach, ob's Schweinebraten ist oder Rinderbraten fein wird und roter Wein, oder blanker, den er kriegen soll.

Maredore aber schnitt ihm mit ihren Augen nicht das angenehmste Freundlichkeitsgericht vor, wiewohl es nur ein kurzer Blick war, den sie auf ihn werfen wollte; dann erzählte sie uns weiter: Kommt also die kleine Annedore herein, macht sich, wies die Kinder machen, bald hier bald dort was zu thun und hat ihre rechte Freude an Lipp=Christjahns seinem dreieckigen Hut und an den rotseidnen Bändern daran.

Lipp=Christjahns, wie er sie gewahr wird, setzt er sie auf sein Knie, und wie er aufgeweckt ist, schaukelt er sie und will ein Küßchen haben.

Darüber nun kommt der Barthel=Christlieb wieder mit einer Flasche herein. Christjahns sieht nach der Flasche, um zu sehen, ob ers vorher erraten hat, was für Wein kommen würde. Nun hatt er blanken gedacht. Das in der Flasche aber sah braun aus. Der Barthel schenkt ihm nun ein hübsches Glas voll ein und setzt die Flasche auf einen Gtschrank. Da denkt der Christjahns: So wird's wohl Schiller sein.

Da kommt auf einmal des Barthels seine uralte Mutter am Krückenstock aus dem Ofen herein. Die ist nun fast taub. Die sieht den Christjahns und hinkt auf ihn los, und wie sie bei seinem Stuhle steht, legt sie ihm ihre eiskalte Hand auf den Kopf und bückt sich auf ihn nieder wie ein Gespenst und fragt da mit

einer grauslichen Stimme: Wann wird sie denn begraben?

Da erschrickt der Christjahns, daß er am ganzen Leibe eine Gänsehaut kriegt, und schreit der Alten in die Ohren: Wer denn, Mutter?

Ja, wer denn? sagt die Alte mit ihrem eignen Lachen. Seid doch ein Grabebitter, Christjahns.

Was? schreit der Christjahns und ruckt mit seinem Stuhle einen ganzen Schritt von ihr weg. Ein Grabebitter? Hab das rote Band am Hut, und geht nur an das Fenster und betrachtet mein Pferd, was draußen angebunden ist. Wer wird den lustigen Christjahns zum Grabebitter nehmen? Ein Huchzbitter ist der Christjahns, ein geborner Huchzbitter, und wird den Kreuzsprung mit euch tanzen, Mutter, juchheh! wenn ihr in vierzehn Tagen mit zu Beust Gutthelfs Hofe geht.

Aber die Alte schüttelte den Kopf und lachte und sagte: Weiß besser; weiß besser. Christjahns ist kein Huchzbitter. Christjahns ist ein Grabebitter. Soll die Rosemarie begraben werden? Und begann nun leise vor sich hinzubeten und Sterbelieder zu singen und schlürft dabei an ihrem Stocke wieder hinaus in ihren Ofen.

Christjahns aber grauselt, daß er nach dem Glase greift. Und wie ers an den Mund bringt, schmeckt er, daß es bittre Pomeranzen ist. Da wirds ihm noch ängster. Und er steht auf und sagt, er müßte heut noch weit herum und könnte sich nirgends lang aufhalten.

Nun sagt der Vater Barthel, wies gebräuchlich ist: Na, mer wullens uns eberlaihe. Er soll aber doch essen und trinken. Aber Christjahns hats wie Kohlen unter den Schuhen; er sagt, wies gebräuchlich ist: Na Vater und Mutter Barthel; da eberlaihts euch recht. Ich kumm usn Sunntich weär un frahe weär nach.

Und geht hinaus und setzt sich auf sein Pferd, und es wird ihm nicht eher 'n bißchen anders, bis er aus dem Dorf hinaus ist.

Nun waren meine Kollegen so gut wie das Mädchen, da sie diese abgeschmackten Dinge vorbrachte, so weit, daß, da nun der Herr Prinzipal mit seiner Baßgeige nah an einem Baume vorbeiging, daß ein herabhängender Zweig das tiefe G pizzicato anschlagen wollte, allesamt zusammenschrafen, und der Herr Prinzipal ein lautes Geschrei ausstieß.

Der Bursche aber, der den Brautführer machen sollte, war noch der vernünftigste darunter; er sagte zu mir, da er mich für den Prinzipal hielt, darüber falle ihm ein, daß er mir hätte sagen wollen, ich sollte doch mehr Dreher aufspielen bei der Hochzeit, als andre Tänze; er tanze den Dreher für sein Leben gern, und es sollte unser Schaden nicht sein. Worin ihm seine Maredore bittend beistand.

Ich sagte nun, wie ich der Prinzipal nicht sei, sondern der da, indem ich mit dem Finger auf den Meister Cyriax zeigte, der unter seiner Baßgeige uns mühsam nachschlich.

Was? sagte der Bursche und sah mich darauf an, ob ich ihn auch nicht zum besten haben wollte. Das alte Männel! da, das kleine, das sich beinah tot schleppt? Macht mir keine Wippchen vor. Wird der Prinzipal selber die Baßgeige tragen!

Krach in die Bude, brüllte unser Hannoveraner. Das ist seine Strafe, weil er nicht gefolgt hat, junger Mann. Muß kurz gehalten werden, das Prinzipälchen, damit er nicht über den Strang haut. Hurra!

Der Bursche wurde nur immer zweifelhafter und verwunderter. So muß er doch der Prinzipal sein, sagte er zu dem Hannoveraner. Aber das schwache alte Männel dauert mich. Ich will ihm die Baßgeige tragen bis Nauendorf.

Gut, sagte der Hannoveraner, weil ihr mir gefällt, junger Mann, und Tournüre zu haben scheint und uns ein guter Freund sein möchte im Hochzeitshaus, wenns vielleicht zum Hauen käme, und weil euer Schatz da so schön zu erzählen weiß, soll um euer beider willen dem Prinzipälchen seine weitre Strafe geschenkt sein. Und der dritte Tanz allemal soll ein Dreher sein. Krach in die Bude, Jungs; die Bursche sollen ihre Mädels schwingen, daß ihre Röcke dem Mond seine verschlafnen Augen auswischen sollen. Hurra!

Aber der Bursche wurde nun ganz erstaunt, als Meister Cyriax, so wie ihm die Last abgenommen war, sich nach Kräften streckte und sagte, allerdings sei er der Kapellmeister, und an ihn müsse er sich wenden; und würde er soviel Dreher aufspielen, daß der Brautführer zufrieden sein sollte. Und er, der Meister Cyriax selbst, trüge die Baßgeige theils, damit sie besser geschont würde, theils als Auszeichnung, wie beim Militär der Tambourmajor seinen großen Stock trüge. Und habe er auch, wie er jünger gewesen, eine solche Kraft besessen, daß er mit der Baßgeige vor seinen Leuten her eben solche Dinge getrieben, wie jene Regimentstambours mit dem Stocke. Außerdem aber regiere er seine Kapelle nach dem amerikanischen Fuß, wo ein Präsident wäre, der über alle zu befehlen hätte, die Bürger aber thun könnten, was sie wollten. Und was des mehr war.

Da mir nun, der ich zunächst vor den beiden herging und das Gespräch gerade noch hören konnte, die Sache zu langweilig wurde, gab ich mich daran, die Maremore, wie das Mädchen hieß, über ihre abergläubischen Fragen eines Bessern zu belehren. Wobei ich nun so schlagende Dinge vorbrachte, daß ich mir selbst vorkam, als sei ich nun erst recht davon überzeugt, und sowohl das Mädchen als auch meine Kollegen ganz mit mir übereinstimmten, daß ein nur halb-

weg vernünftiger Mensch über solche Dinge nicht anders als nur lachen könnte.

Da ich nun mit meiner Materie fertig war, wurde die Marebore wieder ein ganz klein wenig rot und sagte: Er hat schon recht; das ist lauter dummes Zeug, und ein vernünftiger Mensch kann nicht daran glauben. Nun reitet aber der Christjahns vollends bei den Gästen herum, und wie er nun endlich wieder an Beusts Hofe ankommt und just unter den großen Nußbaum vorm Hofe hinreitet, da sieht Rosemarie aus dem Stubenfenster. Nun hatte sie eben ganz betrübt an den Linkenfriede gedacht, und wie sie nun hinunter sieht und den Christjahns daher kommen sieht, da fällt ihrs wieder von neuem auf das Herz, daß sie nun bald Hochzeit machen soll. Der Christjahns aber bindet unten sein Pferd ans Stafet, und wie er die Rosemarie sieht, schwenkt er seinen Hut und macht einen prächtigen Kreuzsprung. Den kann in der ganzen Gegend niemand so gut als der Christjahns und der alte Roßmann; der ist nun freilich, so alt er ist, immer noch der Primör (sollte, schätz ich, heißen der Premier). Unter den Weibsen, sagen sie immer, soll ich den Kreuzsprung am besten tanzen. Aber ich bin bescheiden und sage allemal: Gott bewahre! Unter den Weibsen ist die Suffe oder die Rosemarie der Primör, oder welche gerade in der Nähe ist. Obgleich die andern Mädels den Kreuzsprung herzlich schlecht tanzen. Aber wo war ich doch nur?

Der Bursche, ihr Schatz, mußte auch nebenbei auf unser Gespräch gehört haben, denn er lief mit seiner Baßgeige einige Schritte schneller, daß er näher an uns heran kam, und sagte: Noch lange nicht beim türkischen Kaiser, Mareborechen. Sonst hätt ich mich drein gemengt. Vor der Hand nur beim Christjahns, der einen Kreuzsprung macht, und der Rosemarie, die aus dem Fenster sieht und an den Linkenfriede denkt.

Ja, fuhr nun die Maredore fort, der Christjahns macht einen prächtigen Kreuzsprung und schwenkt seinen Hut. Die Rosemarie aber thut einen Schrei, daß das ganze Volk aus der Scheune und den Ställen zusammen läuft. Und wie die den Christjahns sehen, schreien die Weibsen alle auf wie die Rosemarie. Hat der Christjahns anstatt der rotseidnen Bänder nichts als Rosmarin am Hut. Nun weiß jeder, daß das nichts Gutes zu bedeuten hat.

Bedeutet ein Begräbniß statt einer Hochzeit, sagte der Klarinettist.

Der Hornist meinte, der Prinzipal solle nach Hause schicken nach den Leichenarien und Sterbechorälen, die wir bei großen Leichen aufzuspielen pflegten, damit wir sie gleich bei uns hätten.

Vergleichen brachten nun auch die andern vor.

Es war nun so klar als was, daß das kleine Kind bei Barthels die rotseidnen Bänder herabgenommen von des Hochzeitbitters Hut und ganz zufällig, da sie denselben mit Grünem pußen wollte, den Rosmarin in die Hand bekommen. Ebenso, daß die Alte, die des Hochzeitbitters Gewerbe nicht vernommen, da sie des Hochzeitbitters Hut nun mit Rosmarin geschmückt gesehen, ohne zu wissen, daß dies die Kleine gethan hätte, ihn für einen Grabebitter hatte halten müssen. Hätte das Kind just Schafgarbe in den Händen gehabt, so würde es den Hut mit Schafgarbe gepußt haben, und es würde keinem Menschen eingefallen sein, etwas anders daraus zu nehmen, als daß kleine Kinder gern spielen.

Worauf die guten Leute abermals auf meine und der Vernunft Seite fielen.

Die Maredore sagte, mehrere der geladnen Bursche hätten, wie nach gewöhnlichem Brauch der Huchztbitter sie gefragt, was sie für Jungfern geladen haben wollten, gar nicht wählen wollen, weil aus der Hochzeit doch nichts werden würde; was dem Christjahns viel

Schererei gemacht hätte, bis er die Paare, die das Brautvolk geleiten sollten, richtig zusammen gebracht. Melzer=Christuph aber hätte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, wie daß der Bräutigam eine weiße Leber habe —

Eine weiße Leber? fielen wir Zuhörer einstimmig ein; ich, weil mir das dummes Zeug zu sein deuchte, die andern aber mit wahrhaftem Entsetzen.

Fragte sie nun, was denn das Schreckliches sei, wenn einer eine weiße Leber habe? wenn das ganz und gar möglich sei?

Wurde mir darauf repliziert: daß wüßten sie nicht, aber es müßte doch sehr Entsetzliches sein, weil der Melzer=Christuph es zu dem Christjahns gesagt hätte, und die Maremore ganz bleich geworden wäre, wie sie es erzählt gehabt. Wiewohl ich schätze, die Maremore sei bleich geworden, weil sie jene erschrocken gesehen; da nichts so sehr ansteckt, denn Gähnen und Gespensterfurcht, sodaß immer ein Narr den andern fürchten macht. Sah nun auch mit eignen Augen, wie Leuten dieser Art, die jederzeit dem letzten Eindrucke recht geben, Vernunft zu predigen die Perle vor die Säue werfen heißt, und schwieg als ein Vernünftiger zu diesen Pöffen forthin still.

Die Maremore war nun, wie es schien, wieder in ihrem Lieblingskapitel und erzählte nun, und glaube ich, sollte es ein Beweis sein für das mit der weißen Leber: wie den Bräutigam bis jetzt ein eignes Schicksal verfolgt habe, da er nun bei noch so jungen Jahren schon zum drittenmal Bräutigam sei. Daß einmal habe er eine alte Frau geheiratet, von der er sein bedeutendes Vermögen habe; die sei am neunten Tage nach der Hochzeit gestorben. Die zweite Braut, die Sterzings Hanneruse, sei jung und kräftig gewesen, habe sich aber, weil sie ihn gezwungen heiraten sollte, gerade neun Tage vor der Hochzeit gehängt. Er habe

sich daher selbst gefürchtet, wieder zu heiraten, und es habe großer Zureden von seiten seiner Verwandten gekostet, bis er zu Beust-Gutthelfen gegangen wäre und um die Rosemarie angehalten hätte.

Nun wollte ein gänzlichcs Stillschweigen entstehen, welches ich für mein Theil nicht unterbrechen mochte, erstlich, weil es mir in meiner betäubten Lage ohnedies nicht um das Plaudern war, und zweitens, weil das Gespräch immer wieder auf Maredorens alberne abergläubige Fragen hinauslief. Die andern schwiegen auch eine Weile, und, schätz ich, daß sie, da wir nun schon Nauendorf vor uns hatten, innerlich im voraus schon mit ganz andern und wirklichern Dingen zu thun hatten.

Der Hornist, der ein sehr praktischer Mann war, mochte nun wirklich in Ängsten sein, die Hochzeit könnte in eine Leiche umschlagen. Fragte daher die Maredore, ob die Rosemarie den Bräutigam gern nähme?

Ach das gute Herz, sagte Maredore überaus mitleidig. Die nähm lieber einen Frosch oder eine Spinne als den Gepfert-Hansgärge. Das ist auch ein Bloß von einem Mannsen. Na, ihr sollt ihn nur mal Dreher tanzen sehn! Oder gar den Kreuzsprung. Nein, der kann keine Art an sich machen. Ich möchte sein Schneider schon lange nicht sein. Er trägt sich nun so fein wie kein andrer Bursche sonst, aber es sieht ihm nichts. Er sieht immer aus, als wären seine Sachen einem andern auf den Leib gemacht. Und Lebensart nun vollends, die hat er gar nicht. Er kann auch keinen Menschen frei und freundlich ansehen. Man siehts ihm gleich an, daß er einem lieber einen Knuff gäbe als ein freundlich Gesicht. Er kann kein Kind sehn, ohne ihm Gesichter zu schneiden, daß es sich fürchtet und weint, keinen Hund, ohne ihm einen Tritt zu versetzen oder ihm einen Stein nachzuwerfen. Läßt sich einer was von ihm gefallen, da ist er obenauf

und grob und bössartig. Geht ihm aber einer zu Leibe, dann ist er ganz still und macht sich aus dem Staube, sobald er kann. Da ist nun freilich der Linkenfriede ein ganz anderer — wenn er noch lebt, das gute Herze. Wer weiß, wo er nun ist und um seine Rosemarie sich kränkt, in Holland oder in Schweden, wo die Mohren sein.

Das hieß nun aber doch einen zu großen Vordrschießen in Geographie, als daß ich mich nicht alsbald daran hätte geben sollen, ihr wegen der Mohren in Schweden einen richtigern Begriff beizubringen. Wobei ich mich der Baßgeige, die der Bursche auf dem Rücken trug, als eines Erdglobus bediente, um die Sache ihr anschaulicher zu machen. Womit ich es aber bei meinen Kollegen nicht etwa zum besten traf, die da ganz unverhohlen heraussagten, wie daß ihnen die Sache mit dem Linkenfriede und der Rosemarie viel unterhaltender deuchte, als Schweden und die Mohren auf der Baßgeige, und am Ende wär es, wenn die Mohren in Schweden wohnten, auch kein größer Unglück, als wenn Gempfert-Hansgärge eine weiße Leber hätte. Schweg also stille und vergab ihnen in meinen Gedanken ihre große Ubernheit.

Die Maredore aber fuhr nun in ihrer läppischen Geschichte weiter fort, den Linkenfriede herauszustreichen, wie er der Liebling aller Bauern gewesen, die ihn gekannt hätten, und die Kinder, wenn er die Straße daher gekommen, ihr liebstes Spiel hinter sich gelassen und an ihm in die Höhe gesprungen wären, so daß er mitunter Arme und Rücken voll gehabt, und was nicht besser hätte ankommen können, sich an seine Ellenbogen und Beine gehängt hätte. Und wie nun das Tanzen der Weibsen U und O ist, und wer sie recht herumzuschwingen weiß, bei ihnen Hans in allen Gassen ist, und sie nur zu oft nach den Füßen laufen und Kopf und Herz unbesehen mit in den Kauf nehmen, so war es nicht die kleinste

von des Linkenfriede Tugenden, daß er im Kreuzsprung nichts zu wünschen übrig ließ. Und wunderte mich nur, daß der Bursche, ihr Schatz, fast noch ein größer Aufhebens von dem Linkenfriede machte als die Mare-dore selbst.

Ich dachte nun schon, ob nicht bald wieder eine abergläubische Frage vorkommen möchte; und, schätz ich, daß ich außerdem nicht halb so aufmerksam auf die ganze Erzählung gewesen sein dürfte, zumal da ich an meiner eignen traurigen Umstände Geschichte genug hätte haben mögen. Lehrte mich also meine eigne Erfahrung wiederum etwas Neues, daß auf andrer Schwächen lauern dem Menschen ein so unterhaltend Ding ist, daß er seine eignen und wohl gar ein Unglück zeitweilig darüber vergessen kann.

Nun fuhr die Mare-dore fort, indem sie sagte, wie der Linkenfriede und Beust-Rosemarie schon beizeiten ein groß Gefallen an einander gefunden hätten. Wie der Linkenfriede, wenn er zu einer Hochzeit geladen gewesen wäre, sich die Rosemarie dazu habe laden lassen, da es gebräuchlich sei, daß die Bursche, die bei einer Hochzeit wären, dem Huchzbitter die Mädels sagten, die er dazu laden sollte. Endlich hätten sie auch an das Heiraten gedacht. Da sei ihnen aber das Herz vor die Füße gefallen. Denn der Beust habe den Friede ausgelacht und verhöhnt, und zu dem alten Roßmann, der Friedens Freiersmann gewesen wäre, gesagt, er, der Friede, hebe seine Augen zu weit in die Höhe; er sollte sich in acht nehmen, daß er nicht zum Fallen käme. Ein vernünftiger Mann hebe die Augen nur so hoch, daß er den Weg noch sähe. Er, der alte Roßmann, solle dem Friede sagen, er, der Friede, sollte, wie es Kleinen Leuten gezieme und zukäme, nach eines Häuschenmannes und Gärtners Tochter sich umsehen. Er aber, der Beust, gäbe seine Tochter nur einem, der zwölf Rühe im Stall

habe; und sollte er nur sagen, das hätte der Beust gesagt.

Wie der Friede das gehört hätte, wäre er ganz außer sich geraten und habe gleich selbst hinlaufen wollen. Seine Verwandten aber und der alte Rossmann hätten gesagt, wenn der Beust einmal was gesagt hätte, so war das so gut wie Ja und Amen, und bisse keine Maus einen Faden ab. Denn der Beust hätte einen Hochmut darauf, daß es in der ganzen Gegend heiße, wenn der Beust den Kopf bewege, so sei das so gut, wie bei einem andern ein leiblicher Schwur. Auf Bitten aber gebe er gar nichts. Und so wäre es auch wirklich, setzte nun die Maredore selbst hinzu.

Die Rosemarie nun hätte auch gleich alle Hoffnung aufgegeben, weil sie so gut gewußt hätte wie die andern, was es mit ihres Vaters Wort sagen wollte, und überdies der Alte zu keinem seiner Kinder je einige Liebe gezeigt hätte, weshalb sie sich von Kind an nur vor ihm gefürchtet und nun gar nicht hätte hoffen können, ihre Bitten würden etwas über ihn vermögen. Wer ihm schmeicheln könnte und ihn einen alten Deutschen nannte, der könnte alles bei ihm durchsetzen. Sie aber, die Rosemarie, hätte ihm nie schmeicheln können, drum hätte er auch nie viel auf sie gegeben und nicht einmal, wie die Rosemarie so krank gewesen wäre, daß man glaubte, sie würde sterben, einige Theilnahme gezeigt. Eine ältere Schwester hätte sich besser in ihn zu schicken gewußt. Die wäre aber gestorben; und er pflegte noch zu sagen, daß, wie er sich ausdrücke, der Teufel doch lieber die Rosemarie hätte holen sollen als die Annarose. Und wäre ihm die Rosemarie ohnehin im Wege, und sie, die Maredore glaubte, daß, wenn der liebe Gott heute die Rosemarie wegnähme, der Beust schon morgen zu der alten reichen tauben Wittib auf Grohmanns Hofe als Freier ginge. Der Linkenfriede aber wäre vor Jahren schon aus Despe-

ration in die Welt gegangen, es wüßte kein Mensch, wohin.

Nun sagte sie noch, daß sie erst noch einen Gang in ihrer Eltern Haus gehen wollte; der Bursche aber wollte erst die Baßgeige nach Beustens Hof tragen und sie dann ins Hochzeitshaus hinholen.

Ging also die Maredore; der Bursche aber, der, wie ich bei ihrem Abschied erfuhr, Gutthelf hieß und des Beust Pate war, rief ihr nach, wenn sie unterwegs einem von den Weibsen begegnete, sollte sie sich vor dem türkischen Kaiser in acht nehmen, damit sie fertig wäre, wenn er zu ihr hinkäme. Und da wir unter diesen Dingen an Beustens Hof angekommen waren, gingen wir vollends hinein.



Hier sah's nun recht aus wie im Krieg, und rannte immer einer an den andern an vor Geschäftigkeit. Der Hof, der einem Rittergut möchte Ehre gemacht haben, sowohl was die Größe betrifft als auch die Sauberkeit, die sich überall zeigte, wollte mir erscheinen wie ein großer Bienenstock oder Ameisenhaufen. Hier schleppten Weibsen noch Kuchen, Bebe und weiß Gott was alles nach dem Backofen, dort hing ein noch nicht ganz ausgeschlachtetes Kind von einem eisernen Haken an der Wand herab, nicht weit davon ein feistes Schwein, ein Kälblein und ein Schöps. Ein Teil des Volkes und einige von den Burschen, die das Brautpaar mit ihren Mädeln begleiten sollten, halfen dem Schlächter und seinen Gesellen. Wieder andre luden einen ganzen Wagen voll Eichenlaub, Eibischbeeren und Tannenzweigen ab. Die Weibsen, die nicht zu dem Kuchenback oder Reinigungsdepartement gehörten, auch nicht mit dem Abschachten und Rupfen von Gänsen, Enten, Hühnern

und Tauben, auch nicht, weil es Abend war, mit dem Abfüttern des Viehes beschäftigt waren, hockten in einer Ecke des Hofes und banden Kränze und Guirlanden nach der Schwierigkeit. So wie aber etwas fertig aus ihren Händen kam, wanderte es in die Hände einiger Burschen und fand bald seinen Platz entweder über einer der vielen Thüren, die vom Wohnhaus, den Nebengebäuden und der Scheune in den Hof führten, oder wurde durch eine dieser Thüren entfernt, wahrscheinlich um dem Hausplatz und den Zimmern zur Zierde zu dienen. Die Säule, auf der just inmitten des Hofes das Taubenhaus schon mit Kränzen und Guirlanden prangte, waren ebenfalls mehrere Hände beschäftigt mit Tannenreisig zu umkleiden.

So bunt der Hof sich nun in der Verwirrung des Vorfestes den Augen erzeigen wollte, so war doch die Mannigfaltigkeit, die das Geschrei der Leute — denn bei solchen Gelegenheiten will jeder kommandieren und keiner gehorchen —, das Brüllen und Grunzen des Viehes, das gefüttert sein wollte, das Geschrei und Geräusch des Federviehs unter dem Schlachtmesser, dazu das Hämmern der die Guirlanden annagelnden Bursche, der Flügelschlag der vom Felde zurückkehrenden und wieder scheu aufliegenden Tauben für die Ohren noch weit verwirrender.

Von einer Gruppe aber zu der andern ging ein kleines mageres Männlein mit gelben Lederhosen und einer spizigen, an der Spitze etwas geröteten Nase. Den Rücken herab hatte er einen schwarzgrauen Zopf von ungewöhnlicher Stärke. Die Augen unter seiner schmalen Stirne bogen sich mit den innern Winkeln etwas abwärts nach der Nase zu und standen mit dem Winkel nach den Ohren zu etwas höher, und seine dünnen Augenbrauen wollten darin die Augen nachahmen. Er ging nun so stolz, als er konnte, wobei er

mit seinen langen Armen, die in weiten weißen Hemd-ärmeln staken, wichtig schlenkerte.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie der die Baßgeige tragende Bursche uns sagte, der kleine magere Mann sei sein Herr Pate, der große Bauer Gutthelf Beust, weil ich mir diesen, ich weiß selbst nicht warum, als einen großen, vierschrotigen, martialischen Mann mit einem Doppelfinn, rotem Gesicht und einer gelben Weste vorgestellt hatte.

Bald lief er nun zu dem, bald zu jenen und nahm ihnen, ohne ein Wort zu sagen, ihre Arbeit aus den Händen, worauf diese ihm aufmerksam zusahen, wie ers damit machte, und wenn er sie wieder aus den Händen gab, thaten, als wüßten sie nun erst, wie die Sache gemacht würde. Worauf er, ohne ein Wort zu sagen in seiner stolzen Weise zu einem andern hinging. Wiewohl ich nicht sagen konnte, daß es mir geschienen hätte, als habe er die Dinge besser oder auch nur so gut gemacht, als die er hatte belehren wollen. Und war aus seinem Beispiel, schätz ich, weiter nichts zu lernen, als daß Geld vor Kunst gehe, und der Gutthelf Beust ein sehr eitler und eingebildeter Mann sei.

Wie er denn auch auf unsern höflichsten Gruß kaum mit einem leichten Nicken antwortete und zu dem Burschen sagte, der den Baß trug, ob er sich nicht als sein Pate schäme, das Ding zu tragen; die Leute würden ihn für einen Musikanten ansehen. Was uns, da es fast zu geringschätzig klang, ein schlechter Eingang deuchte, und zumal meine Schulmeisterehre sich nicht sehr damit zufrieden zeigen wollte. Fiel mir aber dennoch in allem Ärger auf, wie seine Eitelkeit und Großhanzigkeit sich auch in seiner Sprache nicht verleugnen wollte. Da er Silbe für Silbe für sich ganz langsam und pathetisch und doch wie mit einer gewissen Geringschätzung, wenn ich so sagen soll, vor sich hinstreute, daß man mit tiefem Rücken ganz glück-

lich sein sollte, daß er einem vergönnen wollte, sie nur auflesen zu dürfen. Wandte sich auch ganz hochmütig von uns, winkte aber doch einem Knecht, der sich unser annahm, uns in die Stube führte, wo wir schlafen sollten, die unserm Empfang freilich nur zu ähnlich sah. Zumal der Weg dahin durch die Kuchenstube führte, in der auf hölzernen Geräten, die dazu neu errichtet zu sein schienen, die Kuchen bis an die Decke aufgeschichtet lagen, und dergestalt der angenehme Butter und Würzgeruch, durch den wir passieren mußten, die schönen Hoffnungen vorstellte, durch die wir zur nicht gar so angenehmen Wirklichkeit hindurch gelangt waren. Hier legten wir nun unsre Instrumente ab und folgten dem Knecht dann wieder hinaus in den Hof, allwo er uns einen Tisch auf eine freie Stelle brachte, die er alsbald mit Essen und Trinken über-
voll belud. Meine Kollegen ließen sich nun bene sein; ich aber hielt mich sehr zurückgezogen mit Essen und Trinken, damit der Beust sehen sollte, daß ich meiner Erziehung nach unter bessere Leute gehörte, als unter denen zu sein die Not mich zwang, und mich dero-
halber besser mit mehr Rücksicht behandeln möchte.

Er schien auch mehrmal nach mir herzusehen, und endlich schickte er sogar einen Knecht ab, der eilig auf mich zukam. Ich ging diesem einige Schritte entgegen, um schon im voraus meine Bereitwilligkeit zu zeigen, da mir der Knecht doch wohl nichts zu bringen haben möchte, als daß sein Herr mit mir sprechen wollte. War dies aber nicht mein kleinster Irrtum, da der Knecht so, wie er glaubte, daß ich ihn würde hören können, mich nicht auf das feinste anschnauzte: ob ich etwa seinen Herrn verachten wollte, und ob mirs wohl nicht gut genug wäre, daß ich nicht äße und nicht tränke, wie es doch meine Kollegen thäten. Der Beust hätte gesagt: wenn mirs nicht anstände mit Essen und Trinken, so säh ich wohl, wo der Zimmer-

mann das Loch gelassen hätte. Bis morgen wollte er zehn tüchtigere Musikanten für mich einen haben. Da er sah, wie seine Botschaft mich erschreckt hatte, der eines ganz andern vermutend war, setzte er hinzu, wie daß wir tüchtig essen und trinken sollten, wenn wir bei seinem Herrn angesehen sein wollten, denn er, nämlich der Beust, hätte gesagt: ehe alles auf wäre, was angeschafft wäre, eher sollte die Hochzeit nicht aus sein. Und was der Beust sagte, das wäre so gut, als hätte es ein andrer geschworen. Sollten uns also männiglich danach achten.

Damit ging er wieder an seine Arbeit, und ich machte mich nun an das Essen und Trinken, worin ich mehr leistete, als ich bei meinem betrübten Herzen geglaubt hätte, da ein mehrstündiger Weg an einem heitern Spätherbsttage gemacht so recht geeignet ist, den Appetit nach Gottes eß und trinkbaren Gaben zu erwecken. Und hatten wir delikaten Käse und Butter, dazu Wurst und allerlei kalten Braten, bekamen auch neben Bier und Branntwein einen ausnehmenden Kaffee und allerlei Kuchen die Fülle. Und merkte nun wohl, daß von allen unsern Leibes und Seelenorganen bei Gutthelf Beust unser Magen am besten fahren würde.

Unter währendem unserm Essen und Trinken waren nun auch einige ältere Bauern hereingekommen, die der Beust zwar zuvorkommender als uns, aber immer noch geringschätzig genug empfing. Obgleich einige große Bauern dabei waren, die ihm wenig sollten an Geld und Gut nachstehn. Sie waren auch sehr stolz, bis auf einen, der Rossmann hieß und ein hübscher, freundlicher alter Mann war und sich auch mit uns unterhielt, wozu der Beust nicht das angenehmste Gesicht schneiden wollte.

Auf einmal aber entstand eine Bewegung unter den vielen Menschen im Hofe, wie in einem Ameisenhaufen, wenn man an seinen einen Rand Wasser

schüttet oder mit dem Fuße daran tritt. Erst geschieht unter den nächsten ein schnelleres Hin und Herrennen; das wächst immer weiter fort, bis in gar kurzer Zeit alle wie ungescheit unter und übereinander purzeln vor Gile, ohne daß indes die Entfernteren schon wußten, weshalb denn so gerannt sein wollte. Das war denn ein Geschrei, ohne daß mancher, der mit- schrie, wußte, warum. Die Weiber riefen Gott an, die Männer aber den Teufel. Da hörte man von Weiberstimmen: Ach du lieber Gott! Ist ers denn wirklich? Ach du Heiland, der Friede ist wieder da! Ach du gütiger Himmel, und kommt nun gerade zu ihrer Hochzeit! Dazwischen von Männerstimmen: Wo bringt aber der Teufel den Friede jetzt her? Das wär doch der Teufel, wenn ers wär. Kann der arme Teufel gleich auf ihrer Hochzeit tanzen. Und um den jungen Menschen, der da in den Hof hereinkam mit ganz bleichen Backen und wie ein Desperater, drängten sich bewillkommend und bedauernd Mannsen und Weibsen, soviel ihrer auf dem Hofe waren, nur wir und der Beußt ausgenommen, der sich ganz stolz einen Stuhl stellte und sich darauf setzte, als wär er ein König.

Da schollen soviel Unreden und Fragen, daß der Friede sie in zwei vollen Tagen nicht hätte beantworten können. Er beantwortete aber dermalen gar keine sondern drängte sich mit seinem desperaten Wesen bis zu dem Fleckchen durch, wo der Beußt, seine beiden Arme übereinander geschlagen, ganz stolz auf seinem Stuhle saß. Dabei schrie er: Es ist nicht möglich! Um Gottes willen! Es ist nicht möglich, Beußt!

Aber der Beußt nickte nur ganz leise und hoffärtig und sagte in seiner Weise, da er die Silben so bedächtigt ausholend wie harte klingende Thaler vor sich hinzählte: Was ist nicht möglich, Linsenfriede? Und bist du auch wieder da?

Der Friede ließ ihn nun gar nicht ausreden, ehe

er in seiner Desperation weiter schrie: Daß sie der Gepsert haben soll, und morgen schon, die Rosemarie?

Ist's das? sagte der Beust, indem er seine beiden Beine gravitatisch von sich streckte. Der Gepsert hat neunmal so viel Rûhe als du. Was willst du weiter hier, Linkenfriede?

Der schrie nun wieder: Beust, ich habe achtzehn Rûhe, bin ein größerer Bauer geworden als ihr. Wo ich Knecht war, da in Schwaben, hat mich der Waldenjûrge an Kindesstatt angenommen. Ich wiege den Gepsert dreimal weg.

Das ist ja schön, sagte der Beust noch langsamer denn vorher. Da wirst du wohl in Schwaben eine Braut haben.

Ich hätte können. Mehr als einmal, schrie Friede. Aber ich konnte die Rosemarie nicht vergessen. Ich kann nicht von ihr lassen. Laßt den Gepsert laufen und gebt sie mir.

Der Beust schnitt nun zu dieser Rede nicht sein freundlichstes Gesicht. Seine Nase wurde zur Hälfte rot, wie gewöhnlich nur die Spitze war. Und sagte:

Du weißt nicht, Linkenfriede, daß der Beust wenig spricht? Aber jedes Wort, was er spricht, wiegt sein Pfund. Du hast noch einmal so viel Rûhe als der Gepsert, aber der Gepsert hat Beusts sein Wort.

So werdet ihr ihm doch nicht geschworen haben?

Wenn der Beust nicht, ist's so gut, als wenn ein anderer schwört. Willst du zur Hochzeit bleiben, kannst du morgen um die Zeit mit dem Gepsert seinem Weibe tanzen.

Beust, ihr seid ein harter Mann. Aber ich sage euch, morgen um diese Zeit ist eure Rosemarie den Gepsert los.

Der Beust lachte höhnisch und sagte: Da könntest du ja am Ende noch ankommen, Linkenfriede. Wenn die Rosemarie morgen um diese Zeit nicht Gepserts

Frau ist, sollst du sie in Gottes Namen haben. Dazu lachte er, daß er das Husten bekam.

Nun wurde der Linkenfriede noch desperater und bat und drohte mit allem in der Welt. Da er aber sah, daß nichts mehr zu machen war, rannte er eben so davon, wie er gekommen war.

Eine Weile nun war alles mäuschenstill, bis die Maredore auf einmal aus dem Wohnhaus herausgestürzt kam, und von neuem ein Lärmen begann, der nicht klein war, mit Lamentationen, ohne daß man wußte, was aus der Sache werden sollte. Bis sie endlich vorbrachte, die Rosemarie liege drinnen in der Bohnstube und sei ganz steif. Der Beust solle doch dem Friede nachschicken und ihn herholen lassen und der Rosemarie zum Mann geben. Sonst stürbe die Rosemarie gewiß und wahrhaftig.

Worauf der Beust im Zorn als ein wahrer Tyrann zur Antwort gab: sie solle ihr unvernünftig Geschrei einstellen. Sie wisse, daß dergleichen bei ihm nichts fruchte.

Die Maredore aber, die vor Schrecken einige Schritte zurückgewichen war, lief nun wieder hin zu ihm, und da sie nun auch als ein kleines Töpslein überlief, gab sie ihm artige Titel: er sei ein Rabenvater, und der liebe Gott werde ihn schon dafür strafen. Und seine Tochter würde auch gewiß sterben und ihm seine ganze Hochzeit verderben. Worauf er noch tyrannischer replizierte: so sei ihm gleichviel, wenn sie zum Teufel fahre. Sie sei nie eine rechte Tochter gegen ihn gewesen, wie Töchter sein sollten. Und sei nun einmal das Vieh dazu geschlachtet und gebacken, so solle deswegen kein Riß in der Hochzeit werden und gezehrt und gejubelt werden, bis der letzte Bissen weg sei.

Worauf sich die Maredore lautweinend absentierte. Gleich darauf aber kam der Linkenfriede außen die Straße vorbei gesprengt, daß ihm die Haare um sein

bleiches Gesicht herumflogen; und wie er vor dem Thore vorbeikam, rief er allen ein Lebemohl zu: er gehe wieder in die weite Welt. Gott werde seinem Leid ein gnädig Ende machen.



Wenn unser Magen sich auf Beust-Rosemaries und Gepfert-Hansgärges Hochzeit einmal eher über das Zuviel als über das Zuwenig zu beschweren haben sollte, so ward uns diesen Abend noch eine überaus reichliche Mahlzeit gereicht. Dazu ein nicht unansehnliches Faß mit Bier, darin ein Bierhahn stat. Und sollten wir bald Gläser dazu bekommen, auch Brantwein, so viel uns gelüsten möchte.

Der gute Knecht, der uns die Gottesgaben gebracht hatte, schien aber das letzte vergessen zu haben, was uns, da der Durst uns in unsrer Stube, die unmittelbar am Backofen liegen mochte und wie ein Schwitzkasten heiß war, nicht schlecht zusetzte.

Es war nun freilich ein Ding wie ein Fenster vorhanden. Da aber das, was daran aufgehen sollte, weiß Gott warum angenagelt war, so half uns das ganze Fenster so viel als nichts. Mußten uns denn damit begnügen, die Thüre offen zu haben, was aber bei weitem nicht so viel half, als wir wohl wünschten, daß es geholfen hätte. Hatten also zu trinken und mußten dennoch Durst leiden. Nun ging etlichemal einer von uns durch die Kuchenstube hinaus, um etwa einen Knecht zu errufen. Waren ihnen auch beiden Knechte begegnet, wie denn ein Umherrennen und Durch-einanderrufen zu hören war, als wäre nun wirklich Krieg. Hatten aber keinen stellen können, und ihr Bescheid war von dem einen wie von dem andern gewesen, sie hätten keine Zeit. Da war bald frisches

Wasser, bald Thee, bald Gott weiß was zu holen, da die Rosemarie in Krämpfen liege, und der Beußt darüber ganz ungeduldig und unwirsch sich erzeige, da er glaube, es sei nur Verstellung von ihr. Er habe sie ohnehin gleich im Magen und hätte schon gesagt: er wüßte, daß sie gern stürbe, wenn sie ihm nur seine Hochzeit dadurch verderben könnte. Aber sie möchte nun machen, was sie wollte, die Hochzeit sollte fortgehen, bis der Bissen von dem Angeschafften nicht mehr vorhanden wäre. Einer wohl, eben der, der das erzählt, hatte versprochen, Gläser herbeizuschaffen. Aber er kam so wenig als ein andrer.

Der Hannoveraner, den der Durst am meisten kränken mochte, machte zuletzt für seinen Teil kurzen Prozeß, indem er mit seiner unglaublichen Kraft das ganze Faß bis zu seinem Munde erhob, den Hahn in seinen Mund nahm und in seinen Hals hinablaufen ließ, was nur hinablaufen wollte. Erbot sich auch, mich also trinken zu lassen, was ich, da ich nichts vor den andern voraushaben wollte, mit Dank ablehnte. Und kam nun endlich ein Knecht in die Kuchenstube, um Kuchen hinaufzuholen, der sogleich und zwar nicht schlecht ins Gebet genommen werden wollte. Er sagte uns nun, wie wir ihm die Wege ersparen und die Sache am besten zu unsrer Bequemlichkeit haben würden, wenn wir sowohl die Gläser, als was wir sonst noch trinken möchten, uns selbst holen wollten. Zeigte uns auch eine Art Vorkeller, in den man aus der Kuchenstube gelangte, wenn man einige Stufen abwärts stieg. Hier standen und lagen nun sowohl leere Trinkgläser als auch Flaschen von allen Größen, die man schon mit Wein und Brantwein aufgefüllt hatte, auch sogar kleine Fäßchen mit Pfeffergurken und Eingemachtem am Boden und auf dazu verfertigten Holzrepositorien umher.

Nun will ich nicht sagen, welcher Jubel bei meinen

Kollegen entstand; und schäk ich, Christoph Columbus und seine Leute hätten bei Erblickung des langersehnten Landes nicht so ausgelassen sich gebärden können, als mein Herr Musikprinzpal und sein Orchester bei Erblickung aller dieser Herrlichkeiten, von denen soviel ihre sein sollte, als sie nur Lust hätten, ohne daß sie sichs erst vom Papste hätten schenken lassen müssen. Besonders aber brüllte unser Hannoveraner, daß die Ruchen auf ihren Gerüsten davon erzitterten. Im übrigen Hause wurde es dafür um so ruhiger. Wenn man bald aufstehn will, muß man sich zeitig niederlegen.

Ich nun für mein Teil wäre auch gern in Ruhe gewesen; nicht sowohl um zu schlafen, als um meine Gedanken ungestörter bei mir machen zu können.

Es war nun aber auch nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen, wenn einem des Hannoveraners Gebrüll und meines Musikprinzpals und der übrigen Orchesterglieder Schreien und Lachen unaufhörlich in die Ohren scholl.

Der Hannoveraner hatte ein Faß in die Ruchenstube geschafft, auf dem er wie auf einem Throne saß. Eine Bebe oder Torte, oder was er sich selbst dazu aus dem Ruchenvorrat ausgesucht, hatte er wie eine Krone auf den Kopf gesetzt. An einer Schnur, an der Pfeffergürklein anstatt Perlen gereiht sich erzeugten, hatte er als einen fürstlichen Orden ein Krauthaupt hängen. In der linken Hand führte er als Reichsapfel eine runde Branntweinpulle, in der rechten aber eine Weinflasche als Szepter. Fragte uns brüllend, ob wir den Herrgott von Wien schon gesehen hätten, sonst wollte er ihn uns zeigen. Und sollten wir ihn nur ansehen, so sähen wir den Wiener Herrgott. Wobei er wechselsweise und nicht etwa nur ein oder zweimal herzhast bald in die Branntweinpulle bald in die Weinflasche biß. Machte auch die andern zu großen Herrn, den

Herrn Prinzipal zum Pfeffergurkentönig. Nachdem er den auf Ehre und Gewissen gefragt hatte, ob er nicht früher selbst eine Pfeffergurke gewesen wäre und einer alten Höckerfrau aus dem Fäßchen davongelaufen. Er sollte es ihm nur sagen, es sollte ihm nichts schaden; der Wiener Herrgott wäre ein guter Kerl, der keinen Menschen bei der Polizei anzeigte. Wäre aber jenes nicht der Fall, so müßte entweder eine Pfeffergurke seine Pate gewesen sein, da man, wie es heiße, seinen Paten nachgerate, oder seine Mutter doch an einer Pfeffergurke sich versehen habe. Den Klarinetisten dagegen machte er zum Herzog Sauerkraut und behauptete, er wäre nichts als ein ungeheures Krauthaupt und bildete sich nur ein, er wäre ein Mensch, weil er auf einer Vorrichtung sich einherbewegte, die einige entfernte Ähnlichkeit hätte mit dem Menschenleibe. Den Hornisten aber nannte er den Preißelbeerenfürst, der seine Unterthanen mit Essig einmachte und fräße; im übrigen wäre weiter nichts von ihm zu sagen, als daß nichts von ihm zu sagen wäre. Und was der Pöffen mehr waren.

Nun mußten die andern bald eins aufspielen bald eins singen. Ich aber, nachdem ich nur zur Nothdurft zu mir genommen hatte, ging hinaus in den Hof, um des Lärmens und der Hitze auf eine Weile quitt zu sein.

Draußen wars nun kühl genug und wohl ein wenig mehr als genug, und kein Klima dazu, um zu sitzen oder stille zu stehn. Nun war mir, als hörte ich in dem Gärtlein zwischen dem Bohnhaus und der Scheune ein leises Rauschen und Sprechen. War aber zu finster, als daß man hätte erkennen können, wer da spräche und Geräusch machte. Und geriet ich bei mir selber in große Verlegenheit und Zweifel, ob es nicht vielleicht möchten Diebe sein, und ich schuldig wäre, Lärmen zu machen. Da ich, wenn ich den Diebstahl zuließe, gleichsam selbst ein Mitschuldiger und Fehler

wäre. Hätte daher gar zu gern etwas von dem verstanden, was die, welche das Geräusch machten, sprachen.

Fiel mir auch bei, daß die Diebe entweichen könnten, eh jemand käme, und ich für einen unnützen Ruhestörer möchte ausgeschrieen werden; und wie es das beste sein möchte, heimlich die Knechte zu wecken. Einer großen Mauer wegen, die das Gärtlein von den zwei übrigen Seiten umgab, konnten die Diebe dann nicht so leicht entkommen, wenn einige, während die andern hineingingen, die Gartenthüre und das bißchen Staket zwischen Haus und Scheune besetzt hielten. Nahm mir aber vor, jedenfalls nicht ungeschickt die Sache auf den Kopf zu stellen und den Beußt zu zwingen, daß er mich mit Respekt hinsüro ansehen sollte. Lehnte mich daher mit so wenig Geräusch, als mir nur immer möglich sein wollte, an das Staket, konnte aber nun vor Herzklopfen noch weniger hören, denn vorhin.

Und verlor endlich, da ich ganz deutlich eine Leiter in die Höhe rücken hörte, meinen klugen Vorsichtsfaden, den ich so fein gesponnen zu haben vermeinte, so ganz und gar aus den Händen, daß ich aus voller Kehle: Diebe! Diebe! schrie. Und vor Erregung meiner Lebensgeister mich an dem Staket festhalten mußte, um nicht umzufallen.

Das brachte denn alsbald das ganze Haus in Alarm, machte aber auch denen im Gärtlein Weine. Ich hörte die Leiter umwerfen, dann kam eins, den Tritten nach ein Mannsbild, an mir vorbei und rannte nach der Hofthüre zu. Gleich nach ihm kamen noch zwei aus dem Gärtlein, faßten mich an, ich sollte still sein. Was ich nun, auch wenn ich gewollt, wohl nicht würde gekonnt haben, da mein ganzes Geschrei von Anfang an ganz unwillkürlich und wie in einer Art Todesangst geschehen war. Und mag ich nun sogar noch lauter geschrieen haben. Die eine von den zwei Personen, die mich angefaßt und die nach den paar

leisen Worten, die ich von ihr gehört hatte, und ihren nicht lautern Schritten für ein Weibsen achten mußte, ließ mich nun, für was ich gut war, und lief, was mich durch alle meine Angst hindurch wunderte, nach dem Wohnhause zu. Die andre aber faßte mich nun um den Leib, daß mir fast der Odem ausging, und schrie nun selber: Diebe! Diebe!

Hatte aber gar keine Zeit, mich auch darüber zu verwundern. Denn nun gingen die beiden Hausthüren auf, und heraus kam ein ganzes Volk durcheinanderschreiend in wilder Hastigkeit nach uns losgestürzt. Und nur ein paar Augenblicke, so hielten und schüttelten mich wohl acht Fäuste. Dabei fragten sie, wer von uns beiden der Dieb sei. Ich sagte nun, wie der der Dieb wäre, der mich halte. Der aber, der mich hielt, ließ mich nun los. Zugleich entstand ein allgemeines Geschrei nach Licht. Drauf erklang ein Lachen neben mir, und der Gutthelf, der Bursche, der den Brautführer machen sollte, sagte noch immer lachend: Ihr haltet mich wohl für den Dieb, ihr Teufelskerle? Was wollt ihr mit euern ungeschlachten Fäusten an mir? Einer sagte darauf: Du bist's, Gutthelf? wir denken, es ist der Dieb. Aber hast denn du nicht geschrien? War mir doch just, als wär es deine Stimme gewesen. Dummes Zeug, sagte der Gutthelf. Wir sind doch zusammen herunter gelaufen. Na, nichts für ungut, sagte die andre Stimme. Wo ist denn nun aber der rechte Spitzbub. Hier! schrieen die, die mich festhielten, indem sie mich nicht allein mit ihren derben Fäusten schüttelten, sondern mir auch einige Kopfnüsse damit versetzten, die mich ganz konfus machten.

Nun kamen auch welche mit Laternen. Ich schrie, wie ich keiner von den Dieben wäre. Einer davon hätte sich an mir vergreifen wollen, weil ich geschrien. Wüßte aber nicht, wo er hin gekommen. Ein anderer wäre nach der Hofthüre zu gerannt, der dritte aber, der ein

Weibsen gewesen sein müßte, wäre in das Bohnhaus gegangen.

Dummes Zeug, sagte der Gutthelf, indem er mir mit einer Laterne, die er einem andern abgenommen haben mochte, in das Gesicht leuchtete. Ein Dieb wird ins Bohnhaus laufen, wenn Lärmen ist. Seht einmal, Jungens, es ist der halbseidne Musikant, der den Leuten auf der Baßgeige zeigt, wo die Mohren wohnen. Er hat also geschrieen, guter Freund? Und wo waren denn eigentlich seine Diebe?

Ich sagte, wie daß sie im Gärtlein gewesen wäre. Worauf der Gutthelf abermals lachend sagte: Na, seine Diebe haben Herz genug. Eine Treppe hoch sind die Fenster von Rosemaries Stube. Bei der Rosemarie ist Licht, und gleich daneben schläft die Maredore, die die Rosemarie wartet. Guter Freund, wo die Diebe Licht sehen, da lassen sie ihr Handwerk sein.

Nun kam auch der Beußt und fragte mich aus. Der Gutthelf, der mir immer in die Rede fiel, mußte still sein, bis ich außerzählt hatte. Dann war der Beußt eine Weile ganz still; sah sich einmal um und blieb mit seinen Augen auf dem Gutthelf haften. Dann fragte er Gutthelf, wo er gewesen wäre, wie das Geschrei losgegangen. Der sagte: Im Bette, wo wir alle gewesen sind. Und die Maredore? fragte der Beußt die Maredore, die unter einem Haufen Weiber stand. Die sagte: Das war ja ein schrecklich Geschrei. Ich war nur eben von der Rosemarie weg. Die schlief, da dacht ich, ich wollte auch einen Augenblick ausruhn, weil wir morgen bald wieder auf wären. Und legte mich nur eben ins Bett, wie der anfang, zu schreien.

Nun sagte der Beußt einem Knecht, er sollte doch nach den Hunden sehen. Der kam wieder und sagte: Die sind fort, Herr. Die Hofthüre steht offen. Die werden doch gerade heute nicht davongelaufen sein?

Der Beußt war wieder einen Augenblick still, dann sagte er: Ihr werdet mir zu vornehm, Gutthelf und Maremore. Der Gutthelf legt sich im Staat ins Bett, und die Maremore machts nicht besser.

Nun fiels uns andern erst auf, daß unter allen denen, die die Diebe fassen zu helfen gekommen waren, nur Gutthelf mehr als das Allernotdürftigste am Leibe hatte. Unter den Knechten war einer sogar im bloßen Hemde, der auch nun erst an seinen Aufzug dachte und unter dem Lachen der andern davonlief.

Der Beußt aber sagte nur noch, daß er der Maremore den übrigen Teil der Nacht die Rosemarie warten helfen wollte, damit sie nicht zuviel an ihren Kleidern dabei verdürbe. Und sollten die Knechte das Thor zumachen. Er wüßte die Diebe schon und wollte zu seiner Zeit schon mit ihnen reden. Für heute würden sie nicht wieder kommen. Und sollten wir uns alle nur zu Bette legen.

Damit ging er fort. Die andern verließen sich auch. Und ich blieb nicht allein im Freien. Wie ich hineinkam, lagen meine Kollegen schlafend in der Ruchenstube auf dem Boden. Der Hannoveraner lallte einigemal noch: Nun, Jungens, frehlt noch eins. Hurra! Dann schlief er wieder ein. Der Klarinetist aber, der mit dem Rücken am Ruchengerüst lehnte, hielt sein Instrument noch in den Händen, aber weit von seinem Munde, wiewohl er träumen mußte, wie daß er blase. Denn er fingerte mit beiden Händen an der Klarinette herum, blies auch seine dicken Backen auf und bewegte seine großen Lippen und sogar sein Haupt nach seiner Gewohnheit, das er beim Blasen bald links bald rechts zu neigen pflegte.



Nun war ich, da ich die Nacht hindurch vor Gemütsbewegung und Hilfeleistung an meinen Kollegen nicht hatte schlafen können, herzlich froh, wie der erste Morgen endlich herandämmern wollte. Diese aber, die sich gestern toll und voll getrunken hatten, befanden sich mit Ausnahme des Hannoveraners, der noch immer schlief, herzlich schlecht. War denn eine Not gewesen mit Wasserholen, daß ich den Born hätte ausschöpfen mögen. Desgleichen, wenn einer sich expectorieren wollte, führte ich ihn hinaus in den Hof, damit die Ruchensstube nicht möchte auf eine dem Appetit nicht zusagende Art verunreinigt und unsers Namens Gedächtnis mit unangenehmen Anhängseln in Nauendorf erhalten werden.

War mir deshalb, ohne daß ich mich in Speise oder Trank übernommen hätte, etwas übernünftig zu Mute. Da ich aber einmal nicht mehr ruhen sollte, war mirs sehr angenehm, wie ich, am Borne stehend, die erste Morgenröthe über die Scheune herüber auf mein Glas fallen sah.

Ließ mir daher das Wasser über Kopf und Gesicht laufen, was ein prächtiges Mittel ist, die Folgen einer unruhig verlebten Nacht aus dem Körper herauszuwaschen. Ging dann hinein zu meinen Kollegen, für deren einen das Wasser geholt war. Es war nun hohe Zeit, sich aufzumachen wegen der Ständchen, die wir zu machen hatten. Das wollte meinen Kollegen freilich schwer eingehn. Wanden sich und dehnten sich auf ihrem harten Lager, daß es zum Erbarmen war. Ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um ihnen an das Herz zu legen, wie es unflug und unverantwortlich wäre, wenn wir uns gleich zu der ersten Leistung so träge erzeigten. Auch daß schon alles lebendig im Hause wäre und sich wundern möchte, daß sich noch nichts von den Musikanten hören lasse.

Währte aber gar nicht lang, so schliefen sie mir über meiner Rede ein.

Nun wusch ich ihnen einem nach dem andern das Gesicht, hob sie auf und führte sie in unser Logement. Und gelang mirs endlich doch mit den andern. Der Hannoveraner aber lag wie ein Kloß und war kein Leben in ihn zu bringen.

Die andern sahen nun ein, daß ich recht hätte mit meinen Reden. Sie machten sich nun so schnell fertig, als sie konnten. Waren aber alle drei invalid. Der Herr Direktor band sich ein Tuch um den Kopf in der Weise, wie die Türken ihren Turban tragen. Darunter hatte er eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, die gerade in die Höhe stand wie ein Obeliskus. Der Klarinettist, der keine Zipfelmütze mit sich führte, aber das ganze Jahr durch eine große Pelzmütze trug, schlug die Klappen, so weit es gehn wollte, über die Ohren herab. Der Hornist hatte ein Tuch um die Backen gebunden. Was sie aber alle drei überein hatten, das waren die von der Übligkeit bleichen Gesichter. Da wir nun unsern Hannoveraner auch mit vereinigten Kräften nicht erheben konnten, ließen wir ihn einstweilen liegen. Ich nahm anstatt seiner die Posaune, und gingen wir solchergestalt nun endlich an unsre Pflicht. Mußten auch, wie wir hinausgingen, von mehreren Seiten räsonnieren hören, daß wir so spät angingen. Mußte den Leuten in meinem Herzen recht geben. Konnte aber die Sache nun nicht ändern.

Wie wir nun das erste Stücklein beim Brautvater durch hatten, so kam ein Knecht und sagte: der Beust hätte gesagt, wie die Musik aus dem Hofe nicht weit genug in das Dorf hineinschallte. Wir sollten doch eins vom Scheunendach herab machen.

Wogegen wir nun etwas protestierten; ich, weil ich es meiner Schulmeisterlehre zuwider erachtete, wenn die Leute sagen könnten, wie ich von einem Scheunendach

herab musiziert hätte, was, wie ich schätzte, auch noch gar nicht vorgekommen, auch nicht vom Hochzeitvater vorher bedungen worden war. Der Musikprinzipal schückte den Lustzug vor, den er bei seiner rheu- und asthmatischen Konstitution meiden mußte, der Klarinettist war als ein vollblütiger Mann mit dem Schwindel behaftet. Der Hornist aber half dem Knechte, uns zureden.

Was ist's denn nun weiter, sagte der Knecht, die paar Stückchen da oben wären nunmehr aus, und wir wären schon wieder unten, wenn wir nicht Mäuse gemacht hätten. Der Beußt hätt es einmal gesagt, und wir würdens gewiß nicht bereuen.

So ergaben wir uns denn drein. Ich aber nicht, ohne dem Knecht einzuschärfen, wie er niemandem sagen sollte, daß ich ein Schulmeister wäre, weil es mir sonst zur Schande gereichen könnte. Nun lehnte er eine lange Leiter an das Scheunendach, und stiegen wir nun hinauf, der Herr Prinzipal mit der Trompete voran, wobei er erzählte, wie er als ein junger Mensch in Straßburg am Münster noch drei Stufen höher gestiegen wäre, als da wären, und von da oben nach allen Seiten ein Kompliment gemacht, wodurch ein allgemeines Aufsehen entstanden wäre. Dann kam der Klarinettist, der seine Augen zumachte und bei jedem Schritt voll Angst fragte, ob wir noch nicht oben wären, und wir sollten ihn doch halten; er habe noch keinen Gevatter für sein Jüngstes und bei seinem ältesten Bruder, dem Fleischer, sechs Groschen gut für ein Zicklein. Das Bürger und Meisterwerden habe ihn auch soviel gekostet, daß es schlecht von uns wäre, wenn wir ihn fallen ließen. Unser Hornist stieg die Leiter hinan wie ein vernünftiger Mann, der da eine gegenwärtige Plage über dem Wohl vergißt, das daraus erwachsen will. Mir aber, der ich des Dings ungewohnt war und hinterm Tisch im Studieren fester zu sitzen als auf

einer schmalen Leiter zu stehn mußte, war die Sache nicht einerlei, und die Scheune war nicht etwa niedrig; half mir aber mein fester Entschluß, meiner Schulmeister und Mannesehre nicht durch furchtsames Bezeigen etwas zu vergeben, glücklich hinauf. Und hatt ich es überhaupt als der letzte, der hinauffstieg, insofern besser, daß ich nicht erst noch ein Stück vorzurutschen brauchte, um andern Platz zu machen, sondern gleich so rittlings auf dem Dachfirsten sitzen bleiben konnte, wie ich mich gesetzt.

Und huben wir nun unser in der Luft reitendes Ständchen mit dem Choral an: Lob, Preis und Ehr dem höchsten Gut, als welcher von dem Knechte bestellt worden. Könnte aber nicht sagen, daß wir uns mit diesem Stücklein großes Lob verdient haben möchten. Maßen unser Klarinettist, der die Melodie zu halten hatte, allemal beim zweiten Ton sein Instrument aus dem Mund nahm und ein: Ach du lieber Gott! ein: Was soll aus mir werden! Ach meine arme Witwe und meine vier Waisen, nun würde sie wohl nicht mehr Tag und Nacht zanken, wenn sie mich nur wieder hätte; daß sie nur die alte Weste nicht vergift, die noch beim Schneider ist; ach du heiliger Gott! und andre dergleichen Stoßseufzer dazwischen hören ließ, worauf er sogleich mit der Klarinette, auf welche er sich mit Schrecken besonnen, wieder zwischen seine große Lippen fuhr. Konnte sich auch hie und da, während er blies, des Schluchzens nicht enthalten, welches seltsame unwillkürliche Triller auf seinem Instrument hervorbrachte. Auf den Herrn Prinzipal dagegen wirkte die Traurigkeit, die einer durchschwärmten Nacht zu folgen pflegt, dazu die scharfe Luft, die da kurz vor dem ersten Advent früh vorm vollständigen Tagesanbruch etwa zwei Stockwerke über der Erde sich nicht als ein warmes Lüftlein erzeugen wollte, und erweckten ihm beide eine solche Neigung zum

Schlaf, daß er vor sich hinnickend mehrmalen fast vom Dache herabpurzeln wollte. Und hatten wir, der Hornist und ich, mit Rufen genug zu thun, um ihn immer wieder aufzuwecken, und mußte ich einigemal bei vorzüglich hartnäckigen Fällen mein Instrument zu Hilfe nehmen, was mir, da ich um zwei Mann herumlangen mußte, nicht wenig Mühseligkeit zu Wege brachte. Gar nicht gerechnet, wie dergleichen unvorteilhaft auf unser Blasen wirken mußte! Der Herr Prinzipal aber schwieg natürlich, so lange er mit dem Schlummer kämpfte; wenn er nun erweckt war, konnte er sich nicht gleich besinnen, was wir musizierten, weshalb er mitunter, indem er ein Tanzstücklein in Gedanken hatte, uns sehr der Quere kam, und wir schon einigemal nicht weit davon waren, unsern Choral gänzlich umzuschütten. Nun traf ich unglücklicherweise einmal, mit meinem Instrument ausziehend, den Klarinettenisten etwas an seinen rechten Ellenbogen, welcher vermeinte, es wolle ihn jemand hinunterstoßen, und darüber entsetzlich zu schreien und jammern begann und der Klarinette so gänzlich vergaß, daß wir beiden, der Hornist und ich, ohne Melodie so gut als vergeblich weiterspielen mußten. Was aber auch ein Ende mit Schrecken nahm, da unser Prinzipal das Geschrei des Klarinettenisten, welches ihn wiederum aufweckte, in seiner Schlaftrunkenheit für eine Gesundheit hielt, die einer ausbringe, und alsbald in das Geschrei hinein einen herzhaften Tusch erklingen ließ.

War also das beste, wenn wir, anstatt die edle Kunst der Musik und uns selbst zu blamieren, wiederum hinunterstiegen und beim Musizieren gut bürgerlich und bescheiden unsre gute Mutter Erde mit Füßen traten. Wandte mich deshalb nach der Leiter um, die aber zu meinem und unser aller größtem Schrecken weggenommen war. Schrieen nach der Leiter, aber es war niemand, der uns hörte. Der Brautführer, der unten

stand, rief mir durch die Hände lautleise zu: ich sollte doch so schreien, wie gestern nachts, wo ich der armen Rosemarie ihr ganzes Lebensglück entzwei geschrieen und ihn selbst mit seinem Paten über den Fuß gespannt hätte. Worauf er fortlief in das Haus, und ich vergeblich mich besann, was er doch mit seiner Rede meinte?

Ein andrer Knecht aber sagte, der Beust hätte befohlen, es sollte die Leiter abgezogen bleiben, die der Gutthelf abgezogen hätte, um ihm einen Spaß zu machen. Und sie dürften nicht gegen ihren Herrn. Wir sollten ein fein Lustiges blasen, so würde er, wenn es ihm gefiele, uns wohl herablassen.

Wir stimmten darauf in der Angst und Not unsers Herzens das Stücklein an, was damals wohlgefiel: Du bist der beste Bruder auch nicht; konnten aber auch dies nicht durchsetzen, weil der Klarinettist vor Schwindel sich auf den Bauch legen mußte und ganz laut jammerte und weinte und in der Desperation seines Herzens mit seiner Witwe und seinen vier ungezogenen Waisen sprach und ihr ans Herz legte, in das Wochenblatt hinter die betrübte Todesanzeige drücken zu lassen, wie das Geschäft ihres Mannes ununterbrochen seinen Gang behalte.

War also nichts weiter zu machen, als ruhig sitzen zu bleiben und sich in der Geduld zu üben. Nun ist die Gesellschaft ein so schönes Ding, daß selbst die Übel gern Gesellschaft halten. Und kam nun bei mir zu dem Frost und der Unbequemlichkeit wegen des harten Sitzes, auch dem Ärger und der Scham, von allen, die vorbeiging, ausgelacht zu werden, die ganze Erinnerung meines seit einem halben Jahre ausgestandnen Unglücks. Und will ich keinem Menschen sagen, was ich in diesen Stunden an Leib und Seele ausgestanden, da ich fünf volle Stunden mit meinen Kollegen auf dem scharfen Scheunendach als Reiter

geessen habe; innerlich aber noch weit schlimmere Schmerzen und Ungemach habe erfahren müssen. Nahm mir zulezt vor, die Sache als eine Strafe Gottes anzusehen, was mich jederzeit außerordentlich beruhigt hat, weil in der Strafe eine Versicherung der Liebe enthalten ist, und auch ein menschlich Kind unter den strafenden Händen des Vaters mit jedem Streiche seiner zurückkehrenden Freundlichkeit wiederum um eine Station sich näher gerückt vorstellen kann.

Nun kamen von allen Seiten die Gäste daher, und wir saßen noch auf dem Scheunendach und klapperten mit den Zähnen, daß es eine Traurigkeit war, zu sehen. Da kamen die Alten, die Männer mit ihren kurzen gelben Lederhosen und großen Stiefeln, langen Röcken und Westen bis an die Beine und dreieckigen Hüten, die Frauen in ihren Korschotten mit langen Schößen von Kalmanf, Wallis, türkischem Kattun oder Berkan; darauf breite Kragen mit Fressur (möchte jetzt wohl heißen Garnitur), um den Hals eine breite Sammetkrause mit Spizen besetzt, die Röcke kurz und weit, die Schürze bunt oder weiß, hinten übereinandergehend, länger als der Rock; auf dem Kopf schwarzsammetne oder seidne Hauben mit einer Schneppe fast bis auf die Nase und langendigen Schleifen; darüber aber die Bärmütze von Muffpelz, die da aussah wie eine Rosafenmütze. Die kamen zum Teil schon eines weiten Weges daher, und wir saßen noch auf unserm harten Pferde, von welchem das beste war, daß es keine Sprünge und Männlein machte, ansonst dieses Buch nicht möchte geschrieben worden sein. Da kamen die Bursche mit ihren Mädchen. Viele davon ließen sich Handsprizen nachtragen, davon ich nicht wußte, was denken.

Nun kam aber seinerseits auch der Huchztvater auf den Hof heraus, um die Gäste zu empfangen, dabei der Pipp=Christjahns, ein kurzweiliger Bursche voll lustiger Schwänke, als Huchztbitter seinen Adjutanten machte.

Wurde aber niemand freundlicher empfangen, denn die reiche, taube alte Wittib vom Grohmannshofe.

Nun kam der alte Roßmann und sagte: was er denn, der Beust, für eine Art von Musikanten hätte? Ob sie nicht wüßten oder ihnen nicht gesagt worden wäre, wie bei einer ordentlichen Bauerhochzeit am ersten Tage früh nach des Brautvaters seinem auch im Dorfe bei den Gästen müßten Ständchen gemacht werden. Oder ob sie eine neue Mode aufbringen wollten?

Unser Tyrann aber lachte, was er konnte, und sagte: da auf das Scheunendach sollte er sehen; da säßen wir seit Tagesanbruch und machten mit unsern Zähnen Musik. Dann sagte er noch, wie einer von uns betrunken im Hause läge, und hätte er uns auf die Scheune gesetzt, damit wir uns nicht alle betränken und am Ende keiner übrig bliebe, um das Brautvolf in die Kirche zu blasen.

Ich hatte nun wieder mein Bedenken wegen der Handsprizen, was die bei der Hochzeit sollten. War mir schon vorgekommen, daß bei solcher Gelegenheit geschossen, aber noch nicht, daß gespritzt werden sollte. Daß aber nun, der Brautführer an der Spitze, die jungen Bursche ihre Sprizen in der Jauchengrube luden, war mir noch merkwürdiger, und bog ich mich so recht danach herunter, um doch zu sehen, was aus der Sache werden sollte.

Das geschah denn nur zu bald, und hätt ich wünschen mögen, ich hätt es nie erfahren. Merkte auch sogleich, sobald ich nun eine Spritze voll von dem kalten, übelriechenden Zeug im Gesicht hatte, daß es damit auf uns abgesehen sein möchte.

Der einen Ladung folgten nun noch viele, und blieb keiner von uns verschont; der saubre Brautführer aber schien für sein Teil mich allein auserwählt zu haben. Und wurde also unsre Lage noch um vieles ver-

schlimmert, ehe durch den Befehl unsers Tyrannen, die Leiter wiederum anzulehnen, die endliche Erlösung daraus herbeikam.

Ich war nun ein solches Scherzen nicht gewohnt, was ich auch hausbacken genug den Flegeln zu vernehmen gab, und wollte auf der Stelle davongehn und nicht wieder an ihre Hochzeit riechen. Unten aber faßten sie uns mit Gewalt, indem sie sagten, es sei nur ein Scherz gewesen, und solche müßten bei einer lustigen Hochzeit sein. Es wär auch ganz gewiß nicht unser Schade, wenn wir vernünftig wären, und würden wir für einen Rock, wenn der ja verwüstet sein sollte, drei und mehr verdienen.

Warteten aber gar nicht ab, was wir erwidern würden, sondern rissen uns die Röcke vom Leibe mit Gewalt. Und mußte mich also drein ergeben so gut wie meine Kollegen, da ich doch lieber nunmehr gute Miene zum bösen Spiele machen als ohne Rock wiederum nach Meissen und Garssebach zurückkehren wollte. Was wieder ein schönes Thema zu Lügen würde abgeben haben.

Wer aber am meisten seine Schadenfreude über unser Erleidniß in lautem Lachen und Jubeln gezeigt hatte, das war der Hannoveraner gewesen, der da schon wieder halb bezechet unter den Hochzeitgästen stand und vor Lust umkommen wollte, wie wir ohne Röcke so ganz lenden und herzenslahm dahergeschlichen kamen. Bei meinen übrigen Kollegen wollte nun die Traurigkeit sehr bald entweichen, da sie den Teller sahen, den der Huchztbitter für uns herumtrug, auf dem die Zehn und Zwanzigkreuzer, so damals sehr Mode waren, so hoch aufeinander lagen, daß er das Gleichgewicht wohl halten mußte, sollte nichts herabfallen. Ich konnte nun freilich in meinen damaligen Umständen jeden Groschen nur zu wohl brauchen, da ich mich wegen meiner armen Schulwürmlein für Bücher

und Karten beim Buchbinder in Schulden gesteckt hatte. Dazu fingen auch an meinem Frack und Hosen die Fäden an durchzuscheinen, und mein Schuhwerk, dessen ich bei meinem jetzigen Beruf so sehr benötigte, wollte auch heute lieber als morgen banferott machen. Und wollte doch auch meinem Stande als Schulmeister nicht zur Schande so gar ärmlich und erbärmlich umherlaufen. Das gewöhnliche Lohn aber, welches ich als Musikant hatte, wollte kaum für Nahrung meines Leibes zureichen.

Wäre aber dennoch im Gefühl beleidigter Schulmeisterehre davon gelaufen, wenn mich der Prinzipal nicht so flehentlich gebeten hätte, daß ich endlich das Bedauern des Hornes Herr werden ließ. Und hätte er ohne mich, da er sich auf den Hannoveraner nicht verlassen konnte, auch eine schlechte Ernte halten mögen. Dazu versprach er mir auch für künftig das doppelte von dem, was ich zeither als Lohn erhalten hatte. Wußte aber schon, wie das zu nehmen war. Da er dies Versprechen jederzeit gebracht hatte, wenn er mich nicht hatte entbehren können, was er nachgehends allezeit nicht allein vergessen, sondern mir auch noch abgezwaht hatte, wo er sonst konnte. Hatte auch, wenn ich die Sache reiflicher überlegte, sonst auf der Welt keine Ressource weiter. Mußte mich also wohl nach der Decke strecken und fünfe gerade sein lassen.

Nun kam die Zeit, daß wir den Brautzug sollten in die Kirche blasen.

Da stand schon der Huchztbitter voran; hinter ihm der Brautführer, der nun ganz galant und schwarz angethan war und eine Schleife von Rosaband im obersten Knopfloch hatte, und wartete der Braut, die er führen sollte. Hinter ihm der Bräutigam, ein langer aber ungescheiter Bursche, den uns die Maredore sehr recht beschrieben hatte, und riß ein Maul auf, bis an die Ohren vor Gähnen, und stand bald auf dem linken

bald auf dem rechten Bein wie ein Gansfert, damit er einen Zeitvertreib hätte, bis die Braut vor ihm und die Züchtjungfer neben ihn getreten wäre, um ihn zu führen. War auch schwarz angethan, hatte aber eine grüne Schleife. Dahinter kamen nun die jungen Paare, die das Brautvolk in die Kirche geleiten sollten. Die Mannsen gingen schwarz und galant und mit langen breiten bunten Bändern am Knopfloch. Die Weibsen hatten Kornetten mit goldgestickten Fleckchen auf den Köpfen und mit langendigen schwarzen oder weißen Schleifen; die sich mehr deuchten, hatten bunte Umgebunge (waren Bänder um den Kopf herum, deren Enden und Schleifen hinten bis in die Gegend herabhingen, darauf man sitzt). Dann kamen auch paarweise die Alten. Wir waren nun ebenfalls mit Bändern an Kleidern und Instrumenten gepuzt, und hatte ich ein Rosaband am Zopfe, das im Winde über mir in den Lüften spielte, wie eine Wimpel über einem Schiff. Und standen wir noch vor dem Huchztbitter und waren also recht die Ersten im Zuge.

Nun wahrte es den Leuten im Zuge und den Zuschauern zu lang, wie die Braut immer nicht kommen wollte. Der [Huchztbitter brachte zwar allerlei vor, was das Volk zu lachen machte, und sagte unter anderm auf unsern großen und dicken Hannoveraner deutend, der schon wieder so stark geladen war, daß er hin und herschwankte: Um Gottes willen, Leute, daß der mit der Baßgeige nicht umfällt, sonst schlägt er die ganze Musik tot. Und was des mehr war, worüber die jungen Leute sich tot lachen wollten. Die Bursche waren nun sehr ungeduldig, die Mädels aber waren recht zufrieden damit, daß sie sich länger vor dem Volk in ihrem Staate zeigen konnten. Die Alten fingen schon an mit Kuchenwerfen, indem sie, wie bräuchlich, rechts und links über die Brust weg nicht zu große Stückchen Kuchen in das Volk warfen, das sich begierig

darum balgte. Dazwischen hörte man auch, wie ältere Leute aus den Zuschauern die Gäste angingen mit: Kennt mår o ä Stüdchen Kuchen zuwarfen. Worauf jene replizierten: Håhlt åch når racht ran. Wer sich aber recht sehen lassen wollte, ließ sich vier Groschen wechseln und warf sie unter die Leute.

Der Bräutigam aber schrie uns mit einer rauhen Stimme zu, wir wollten wohl für jedes Stücklein auch noch besonders bezahlt sein? So sollten wir denn eins machen; er wollte sechs Pfennige daran wenden.

Worauf ein allgemeines Gemurmeln unter den Zuschauern entstand, welchen das vom Bräutigam zu knickerig vorkam. Er schrie nun, da er das wohl bemerkte: er würde kein Narr sein und viel Geld ausgeben, um ihnen die Ohren voll musizieren zu lassen, die nichts dazu gäben und doch noch rasonnieren wollten. Er wäre nicht so ein Narr, und sie könnten — er wüßte schon was.

Hörte ihn noch mehr daher schrein, konnte ihn aber nicht mehr verstehn, weil wir nun angefangen hatten, eins loszublasen. Der Huchztbitter tanzte dazu den Kreuzsprung um den ganzen Zug herum. Ein Teil von dem Volke schrie: der Christjahns wäre der Primör, andre aber schrien: Ihr wißt den Teufel; der alte Rossmann ist der Primör. Wieder andre aber schrien, es wäre eine Schande, daß der Beust-Gutthelf seine Rosemarie einem solchen Kniebohrer gegeben hätte, der als Bräutigam nicht einmal Geld auswürfe.

Niemand aber war ungeduldiger als der Beust selbst, daß die Rosemarie und die Maredore nicht kommen wollten. Wie die Maredore nun aus dem Hause kam, schrie er: wo denn die Rosemarie bliebe? Ob sie ihm noch nicht glaubte Poffen genug gespielt zu haben?

Worauf die Maredore sagte: die Rosemarie wäre längst beim Zug. Sie, die Maredore, hätte noch an ihrem Rock eine Falte angestochen, die losgegangen

gewesen. Die Rosemarie hätte ihr einstweilen vorgehen wollen, und wüßte sie nicht, wo die Rosemarie wäre, wenn nicht schon eine gute Weile beim Zuge.

Nun erhob sich ein Rufen, eine um die andre von den Dirnen ging hinein, sie zu suchen, fand sie aber keine.



Mittlerweile kam ein Junge daher mit einem Myrtenfränzlein, ganz klein von Umfang, aber hoch, oben enger wie unten, dem ähnlich, das die Maredore als Züchtjungfer im Haar hatte, nur daß dieses bunt war und mit buntem Band geziert, und das, was der Junge brachte, grün und mit grünem Band. Daneben hatte er auch noch ein grünseidnes Umgebunge in seinen Händen.

Den Jungen nun sah alles verwundert an. Der Beuß aber wurde ganz rot im Gesicht, wie es schien vor Zorn, indem er sagte, wo er das her hätte?

Der Junge sagte, er hätte es an der Elbe liegen gefunden auf dem Gras, das Umgebunge aber hätte sein Vater aus dem Wasser herausgefischt. Nun hätte er gemeint, das Zeug müßte jemand von dem Huchzvolke gehören, und da war es nun.

Darauf stieß die Maredore einen durchdringenden Schrei aus und erzählte nun unter reichlichen Thränen und Schluchzen und wiederholtem Geschrei und Anrufungen Gottes: wie die Rosemarie gestern, nachdem der Sinkenfriede dagewesen, mehrmal geschrien hätte: Ach Maredore, morgen soll ich die Bogelscheuche heiraten, den abscheulichen Gepsert-Hansgäрге, und ich kann ihn nicht leiden und kann ihn nicht soviel leiden, wie einen Frosch oder eine Werle. Nein, Maredore, eh ich den heirate, lauf ich in die Elbe. Das sollst du sehn. Aber der Gepsert soll keine Nacht Ruhe haben vor mir.

Zehnmal will ich ihm erscheinen jede Nacht, bis er sich zu Tode gefürchtet hat. Nun brach sie wiederum in ein Geheul aus, in das eine nach der andern von den Mädchen und Weibern einstimmte. Am lautesten aber schrie die alte taube Wittib, die vor Schluchzen kaum die Frage herausbringen konnte, worüber doch eigentlich geweint würde? Nun mochte keine die Sache in Beusts Gegenwart mit dem rechten Namen nennen, mußte daher die gute Frau in Unwissenheit darüber bleiben, was aber ihrem Weinen und traurigem Bezeigen keinen Eintrag that.

Der Gefeert-Hansgärge aber wurde immer bleicher und schnitt ein Gesicht, über das man im größten Jammer hätte lachen mögen; der Beust aber wurde immer röter und begann am ganzen Leibe zu zittern.

Endlich raffte er sich auf und ging des nächsten Weges nach der Elbe zu. Worin nicht allein die Gäste, sondern auch die sämtlichen Zuschauer folgten. Und war es merkwürdig, mit welchem Schweigen die Menge, die vorhin so bunt durcheinander geschrien hatte, zusah, was aus der Sache werden wollte. Muß aber selten etwas so schlecht zu einem andern Dinge gepaßt haben, als die Kleider der Gäste zu ihren Gesichtern. Noch eh wir aber an die Elbe selbst gelangt waren, kamen uns Leute ganz bleich und verwirrt entgegengestürzt: in der Elbe schwimme ein Leichnam. Von drüben seien sie daran, ihn herauszufischen, und hätten schon nach den Gerichten geschickt.

Und nun konnten wir auf einmal die Elbe ein gutes Stück weit vor uns sehen. Da schwamm denn drüben, wo das Wasser einen ganz kleinen Bogen machte, ein Weibsen in einem schwarzen Kleide mit Spizen am Halsauschnitt besetzt und einem bunten Saß mit Goldtreffen geschnürt. Von drüben waren sie in einer Schluppe herumgefahren an die Stelle, wo man des hohen Ufers wegen nicht zu der Leiche konnte. Sie

nahmen sie nun in die Schluppe und brachten sie an die Stelle, von wo sie ausgefahren waren. Daselbst standen schon einige Herren bereit, die Leiche zu besichtigen, worauf sie auf einen Wagen gepackt und fortgefahren wurde. Einer unter den Zuschauern auf unsrer Seite sagte: Die wird nach Dresden gefahren auf die Kademie, wo sie die Leichnamer zerschneiden. War aber sogleich wieder still, da ihn jemand mochte angestoßen oder sonst aufmerksam gemacht haben, wie daß ja der alte Beust nicht weit von ihm stünde.

Der aber, nämlich der Beust, brachte nun zwischen seinen zitternden Lippen etwas hervor, was wie ein desperates Gelächter klang, und sagte: Geschieht ihr recht dafür, daß sie ihren Leuten die Schande angethan hat. Soll mich umsonst haben ärgern wollen. Sollte heißen, der Beust ist nun auch ein neuer geworden und gilt nicht mehr, was er sagt: Wer mir keine Tochter ist, dem bin ich auch kein Vater. Soll sich geirrt haben, wenn sie dachte: Nun will ich ihm wenigstens seine Hochzeit verderben. Daß du selbst verderben sollst. Was der Beust gesagt hat, das hat er gesagt. Man soll froh sein, wenn man ein böses Kind los ist. Kommt, ihr Gäste und Nachbarn; das Vieh ist einmal geschlachtet und alles angeschafft. Der Beust hat gesagt: Eher soll das Jubeln und Schwärmen nicht aufhören, bis der letzte Bissen fort ist. Jetzt geht es ins Huchthaus zum Kaffee und Essen, hernach in die Schenke, und der ist Beusts Freund gewesen, der ein finster Gesicht macht.

Wir mußten nun alle nicht, was wir dazu sagen sollten, und sah immer einer den andern darum an. Er ging voraus, und wir alle folgten ihm nach, und war keiner, der ein Wort hervorgebracht hätte vor Erstaunen, was das noch werden wollte.

Und gings denn nun vorerst an den Kaffee. Da gabs Stollen, Bebe, Sternfuchen, Napffuchen, Mansch-

fuchen, Pappfuchen, Eierscheckfuchen, Griesfuchen. Die Gäste setzten sich, wie sichs gehört, die Männer zusammen, und die Weiber zusammen, die ältesten Paten voran und der Huchztvater und der Huchztbitter schenkten ein und nötigten, und es war gar nicht lang, so hätte keiner, der etwa der Sache unwissend hereingetreten wäre, vermeint, wie daß der Hochzeit die Hauptsache fehlte. Nur schätz ich, daß gar manche von den Gästen sich ärgerten, daß der Beust, auf den sie alle einen Spieß hatten von wegen seines Hochmutes, sich nicht so sehr über die Sache ärgern wollte, als ihnen lieb gewesen wäre, der aber für sein Teil recht gut wissen mochte, warum er sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen nahm. Viele mochten ohnehin nur aus Neugierde geblieben sein; einigen aber lachte die Lust unverhohlen aus dem Gesicht, daß sie sollten herrlich leben und nichts dafür schenken. Der Bräutigam aber vergaß seinen ganzen Unstern und titschte solche Brocken in den Kaffee, daß er, wenn sie noch vollends im Getränke aufgequollen waren, sein Maul kaum weit genug aufreißen konnte und noch überdies die Hände als Reile zur Hilfe nehmen mußte. Dazwischen schrie er, was er auch leise hätte abmachen können, da der Brautführer neben ihm saß, diesem ins Ohr, daß es alle hören konnten: wie es ihm nun eigentlich lieb wäre, daß die Sache so gekommen wäre. Nicht etwa, weil die Rosemarie den verlaufenen Linkenfriede lieber gewollt; denn das wär dummes Zeug, und er hätt ihrs schon eintränken wollen. Aber er könnte den Beust nicht leiden, der wollte immer regieren, und er wär selbst alt genug. Seine Verwandten hätten ihn dazu überredet, und er wär nur deswegen nicht wieder abgesprungen, weil er wüßte, daß der Beust ein desperater Kerl sei und schlimmer mit Kniffen wie ein Advokat. Nun machte sich aber die Sache von selbst. Er wüßte aber auch recht gut, daß der Beust selber froh wäre

über die Geschichte, wenn er sichs auch nicht merken ließe. Die Rosemarie sei ihm immer ein Dorn im Auge gewesen; und sollte er, der Brautführer, nur glauben, der Beust wär imstande, nun gleich selbst Hochzeit mit der Wittib zu machen, wenn er sich nicht vor dem Gerede fürchtete.

Der Brautführer fragte ihn, ob er sich nicht fürchtete, weil die Rosemarie ihm als Geist erscheinen wollte. Das schien nun mein Hansgärge ganz vergessen zu haben, und fiel ihm vor Schrecken der halbe Kuchen, den er eben in sein Maul schieben wollte, aus der Hand und wiederum in die Tasse. Nun weiß ich aber nicht, wie er sich von seinem Schrecken wiederum erholt haben mag, da es bei mir nun galt auf die Notizen sehen.

Darüber kam nun so allgemach Essenszeit heran.

Da wurde aufgetragen, daß die Tische sich biegen wollten. Da kam erstlich Biersuppe mit kleinen Rosinen; darauf Rindfleisch mit Reis und großen Rosinen; pro tertio Karpfen mit Krautsalat und auch mit Sauerkraut, dann alte Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Rinder, Kalbs, Schweine und Schöpfenbraten; dazu rote und weiße Rüben, Stangennüßchen, Preiselbeeren, Rapuntika und Pflaumen; beides, eingelegte und Mus; zuletzt die Butterlämmchen mit rotseidnen Halsbändlein. Der Herr Schulmeister gab, wie sichs gehört, die Suppe herum und schnitt auch Fleisch und Braten vor, wobei er sich und dem Herrn Pfarrer, der neben ihm saß, nicht das wenigste und schlechteste behielt. Worüber unter den Gästen nicht wenig Murrens war, und manche Alte laut über der Geistlichen Habigkeit (sollte heißen: Habsucht) räsonnierten. Und that sich darin namentlich die älteste Frau Pate hervor: sie hätte nun in sieben Jahren kein Gänseherzlein gegessen, weil ihr Eheherr dasselbe zu verzehren pflegte. Drum hätte sie sich so sehr auf die Hochzeit gefreut, aber nun fräßen der

Pfarrer und der Schulmeister das beste vornweg, und hätte sie nun, wie die andern Gäste auch, das Nachsehn. Ein Alter, der ein gut Stück von ihr saß, schrie ihr zu: ob ihr das was Neues wäre? Das wäre bei keiner Hochzeit anders. Wenn man was Gutes wollte, müßte man warten, bis die Geistlichkeit satt wäre. Und auch dann, wenn sie selber auch nichts mehr essen könnten, rückten sie aus Neid nicht mit den guten Bissen heraus. Nun wußte der, nun der noch etwas dazu zu setzen; manche waren ganz erboht, schlugen wohl auch auf den Tisch und schrieen, damit die es hören sollten, die sie meinten, ganz laut. Andre wiederum lachten darüber. Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeister aber schienen solcher Dinge ganz gewöhnt, und verdarb das Reden keinem davon den Appetit; der Herr Schulmeister, der da meinen mochte, nachholen zu müssen, was er beim Vorschneiden versäumt hatte, hieß desperate Bissen verschwinden und schwitzte vor Eifer, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf seinen dicken Backen stand.

Nun kam die Zeit heran, wo das Weibsvolk eine schwarzseidne oder sammetne Haube, hinten rund, vorn mit langer Schneppe, dazu mit breiten Schleifen heimlich von Hand zu Hand bis zu der ältesten Pate gehn zu lassen pflegt, die dann mit leiser Hand der Braut das Kränzlein von den Haaren nimmt und es eben so leise mit der Haube vertauscht, und der Bräutigam auf gleiche Weise von dem ältesten Paten mit einer Zipfelmütze gekrönt wird. Die Weibsen nun mußten, weil ihrer Komödie der Hanswurst fehlte, ihre Sache unterlassen. Gepfert-Hansgärge aber mußte die Zipfelmütze tragen. Und hatte es der Pate so gut gemacht, daß der Hansgärge nicht eher davon merkte, bis ihn alle unter angestimmtem lauten Gelächter mit neckischen Gesichtern darauf ansahen. Der Gepfert aber verstand den Spaß schlecht. Und da er vorderhand das Maul

zu voll hatte, um mit Redensarten anzüglich zu werden, riß er die Zipselmütze herab und warf sie grimmig vor sich hin, sodaß sie in das Sauerkraut fiel. Worüber das Gelächter nur zunahm. Nun war es lächerlich zu sehen, wie er drückte, um das, was er im Munde hatte, hinunterzuschlingen, wobei ihm die Augen vor Wut und Anstrengung aus dem Kopfe heraustraten, damit er seinen Zorn in Worten herauslassen könnte. Das aber, was er gern verschluckt hätte, nicht hinunterbringen konnte und vor Ungeduld auf seinem Stuhl herumhopschte wie ein kleiner Junge, der da für einen wirklichen Reiter gehalten sein will.

Und hätte die Sache noch einen übeln Ausgang gewinnen können, wenn nicht der Huchztbitter nun die Gäste nach ihrer Ordnung aufgezo gen hätte, damit in die Schenke gezogen würde. Wir mußten nun wieder voran, und stand alles wieder so, wie vorher, da es in die Kirche gehn sollte. Wurde auch unterwegs wieder Ruchen geworfen.

Nun hieß es: Schwenkt euch! Wir spielten auf, einen um den andern. Die Alten wollten zwar ihr Bedenken haben, daß getantz würde, da die Rosemarie sich nur vor einigen Stunden erträ nkt hätte. Die Jungen aber lehrten sich daran nicht, und war mir doch höchst verwunderlich, wie sie einander nach solchem Borgang so lustig schwenken mochten, da mir, der die Rosemarie noch gar nicht gesehen, der Ton wollte in der Kehle stecken bleiben. Und triebens gerade der Brautführer und seine Maredore am ärgsten. Da wurde getantz: Poltsch, Menuett, Ländersch, Steiersch, Zweitritt, Schottsch, Großvater tanz, Klatschtanz, Rosafentanz, Supper, Kreuzsprung und immer dazwischen wieder ein Dreher. Der Gutthelf und die Maredore nun tanzten den Dreher, daß es eine Lust war. Und drehte der Gutthelf die Maredore einen ganzen Tanz über ohne Absetzen auf einem Fleckchen nicht größer als der Boden von einem

Gimerfaß, ohne daß sie auch nur um eines Zolles Länge darüber hinausgetreten oder in der Länge des Tanzes von ihrem ersten Flecklein abgekommen wären.

Einmal kam er auch an mich heran und sagte, ich machte ein Gesicht, weil sie so fröhlich tanzten, hätte aber gar keine Ursache dazu, da ich ja doch und niemand sonst an der Rosemarie ihrem Tod schuld wäre. Vorüber ich mich entsetzte und ihn fragte, wie er etwas so aus der Luft greifen könnte. Er aber fragte mich nun wieder, was mir doch das Spionieren vergangne Nacht eingetragen hätte? Was ich noch weniger verstand, aber nichts destoweniger mich ängstigen mußte. Er aber fuhr fort, wie sie wohl wüßten, daß ich vom Beußt gewonnen worden wäre, sie zu belauern. Und sollte mich doch ja nicht stellen, als hätt ich den Linkenfriede, ihn und die Maremore in Wahrheit für Diebe angesehen, wie ich so schrecklich geschrien hätte, daß der Linkenfriede, der die Rosemarie davon führen wollen und die Leiter schon angelehnt gehabt, unverrichteter Dinge fortgemußt hätte. Und sie auch ferner nicht zu stande hätten kommen können, weil der Beußt hernach selber bei der Rosemarie gewacht hätte. Ich sollte aber ja nicht denken, daß man so etwas umsonst thun könnte. Es würde mir schon noch nach Verdienst gelohnt werden. Ich sollte dabei nicht so dumm aussehen; er wüßte recht gut, daß ichs hinter den Ohren hätte. Und was des mehr war.

Ich war nun aber so erschrocken über das, was er mir gesagt hatte, daß ich ganz kraftlos auf meinen Stuhl zurückfiel und nicht daran dachte, mich zu verteidigen, sondern währenden Blasens schwere Seufzer ausstieß darüber, daß ich so ohne Wissen und Willen so schweres Unglück hätte verursachen müssen. Und war mir wie einem Mörder zu Mute, der mit Scherzen und Spielen ein seiner Meinung nach ungeladen Gewehr auf einen lieben Freund und Geschwister abge-

drückt hat. Sah auch keinen Trost von keiner Seite. Und duckte mich voll Herzensangst hinter meinem Pulse zusammen, weil ich dachte, jeden Augenblick müßte aus irgend einer Ecke eine Hand nach mir reichen und ich die Worte hören: Das ist er, dort! Der mit der Schiffmütze ist der Mörder. Der in dem grünen Frack ist schuld an Rosemariens Tod. Blies dabei meine lustigen Melodien wie in wahnsinniger Desperation in den Tanzboden hinein, ohne zu wissen, was ich that.

Sah nur immer auf den Brautführer, und wenn er mit jemand redete, fuhr mirs allemal heiß vom Herzen nach dem Kopf herauf und hinten am Genick eiskalt hinab. Wie nun der Abend herankam, ging er mit seiner Maredore und noch einigen hinaus.

Ich hätte mir nun denken können, da ich wußte, wies auf Bauernhochzeiten bräuchlich ist, daß sie hinausgingen, um verkleidet wieder hereinzukommen; war aber meines Verstandes so wenig Herr, daß ich voll Ängsten nachsann, was sie wohl thun wollten, und ob das nicht auf mich ginge. Dazu fiel mir auch mein eigen Unglück ein, kam mir aber vor wie gar nichts neben dem, was ich auf dem Gewissen hatte.

Nun wollte es schon dämmerig werden, als auf einmal die Thüre weit aufging, und etliche hereinkamen, die Soldaten oder Polizeidiener sein mochten, worüber mir abermals mein ganzes Blut zu Kopfe stieg. Hinter ihnen kam ein Jude mit einem großen Bart, der sich mit einem speckbäuchigen Mönch führte. Darauf kam einer, der ein Töpschen anhängen und ein Holz und eine Bürste in der Hand hatte. Dieser nun kam, während die Vorhergekommenen, dazu auch einige Tirolerinnen und wendische Bauernmädchen auf dem Tanzboden herum gingen, herauf zu uns und wollte mir meine Schuhe schmieren. Worüber ich in die größte Verlegenheit geriet, aber alles Deprezieren ohne Frucht

blieb, auch daß ich ihm sagte, ich wäre in schwerer Traurigkeit und nicht zum Spaßmachen aufgelegt.

Nun entstand aber auf dem Tanzboden plötzlich ein solches Geschrei, daß ich meinen Schuhschmierer vergessend mich hinunterbog. Und Wunderdinge sah, dergleichen ich mir nicht geträumt hatte. Hatte nämlich der Jude den Mönch vor den Bräutigam geführt, und dieser, nämlich der Mönch, seine Kutte fallen lassen. Der Bräutigam nun schrie wie besessen, indem er was hast du, was kannst du aus der Thüre und davon lief.

Die andern waren nicht weniger erschrocken, und merkte ich nun, daß es Verkleidete waren, und zwar an dem Ruf: Rosemarie! daß der Mönch niemand anders denn die Braut war, die wir alle tot und weit fort meinten von hier. Sie war nun sehr blaß und angezogen, wie wir sie hatten schwimmen sehen, weshalb sie der Bräutigam für ihren Geist genommen haben mochte. Um den Kopf aber hatte sie dasselbe Umgebenge, das der Junge heut hatte wollen gefunden haben, und auf den Zöpfen dasselbe Krönlein mit Glittern. Da war denn Freude in allen Ecken. Nur der Beußt, auf den nun der Jude die Rosemarie zuführte, schien sich wenig oder gar nicht über seiner totgeglaubten Tochter lebendige Wiederkehr zu freuen. Wenigstens mochte er haben wollen, daß es also schiene. Und schätz ich, daß er nicht so gleichgiltig im Herzen gewesen, als er zu sein vorgab. Denn obwohl er keinen Zug in seinem Gesichte veränderte, wurde er doch einmal ganz blaß, dann wiederum ganz rot.

Der Jude aber warf den Bart von sich, der also ein falscher gewesen war, und sah ich nun, daß es kein andrer war, als der Friede, den ich gestern mit dem Beußt reden und alsdann wie einen Desperaten vorbeireiten gesehen hatte. Einer, der sich ebenso über seine unverhoffte Wiederkunft wundern mochte, als ich, schrie:

Und bist nicht in die weite Welt geritten, Friede, wie du gestern vorbeikamst?

Worauf der Friede replizierte: Nicht in die weite Welt, aber nach Meissen, um den Trauschein und Aufgebotszerlassung zu holen. Und mußte doch noch ein Krönlein und Umgebunge da sein, wenn das andre ertrinken sollte.

Aber, schrie wieder ein anderer, wie ist denn nur die Rosemarie wieder lebendig worden? Haben sie doch alle mit leiblichen Augen ertrunken gesehen?

Darauf sagte der Friede wiederum: Einen Haubenstock ertrinken lassen, das ist kein Totschlag, und nasse Kleider werden wohl wieder trocken. Die aber den Haubenstock aufhoben, waren Schulkameraden von mir, wie ihr wißt; von den Gerichtsleuten war ich aber selber einer.

Man sah nun, was der Friede sich auf seine List zu gute that. Den Beußt aber, schätz ich, mochte das zumeist fränken, da er immer der klügste sein und in seinem Leben niemals geleimt sein wollen. Wie die beiden nun an den Beußt gekommen waren, sagte der mit etwas zitternder Stimme, und hätte, schätz ich, viel darum geben mögen, wenn niemand das Zittern gehört, oder er es hätte verbergen können: Linkenfriede, du bist schon wieder zurück aus der weiten Welt?

Das bin ich, sagte der Linkenfriede, und komme zurück, weil ich denke, ihr werdet vernünftig sein und werdet denken: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist, wies im Liede heißt. Und werdet froh sein, daß ihr den Gepfert so mit guter Manier losgeworden seid und eure Rosemarie besser angebracht habt als an jenen. Ihr seid doch einmal ihr Vater, und ihr werdet ihr nicht nachtragen, wenn ihr gescheit seid.

So, replizierte der Beußt, indem seine Nase ganz spizig und bis an die Spitze schneeweiß wurde. So?

Muß ich also gescheit sein, wie ihr meint? Linkenfriede? Meint, weil ihr so gut wegkommt mit eurer Gescheitigkeit? Wenn ich nun aber nicht so gescheit wäre, wie ihr meint?

Der Friede war ein wenig überrascht und sagte: Was? Beuſt? Ihr wollt euer Wort nicht halten? Hier hab ich mehr als zehn Zeugen, was ihr gesagt habt. Wenn morgen um die Zeit, habt ihr gesagt, die Rosemarie noch ledig ist, habt ihr gesagt, dann, habt ihr gesagt, sollst du sie kriegen, Linkenfriede. Sag ich mehr, ihr Männer, als wahr ist?

Nein, nein, Klang es da aus allen Ecken; das habt ihr gesagt, Beuſt, und dürft euer Wort nicht leugnen.

Nun wurde der Beuſt blutrot und that einen Schritt, um nicht zu sagen einen Sprung, nach dem zu, der zuletzt gesprochen hatte, und schrie: Wer erinnert den Beuſt an sein Wort? Ist der Beuſt so schwach im Kopfe, daß er nicht mehr weiß, was er spricht? Wo ist die Rede da von meinem Wort? Deshalb, daß ein Betrüger ein gesprochen Wort mißbraucht hat, soll das Wort sein Gelten nicht verlieren. Vom Wort ist jekund nicht die Rede. Was der Beuſt gesagt hat, das hat er gesagt. Aber daß er so gescheit sein will, wie der da meint, das hat er nicht gesagt, der Beuſt. Wer kann auftreten und sagen: Die mich in meiner Ehre gekränkt hat vor aller Welt, soll mein liebes Kind bleiben; das hat der Beuſt gesagt? Der Beuſt aber sagt: Mein Kind ist ertrunken. Denn es ist besser so, als wenn sie lebt als eine solche, die sich und ihren Freunden zur Schande werden konnte, um zu ihrem Willen zu kommen. Hab ich gesagt: Der Linkenfriede und sein Weib sollen meine Erben sein? Was sollt ich um fremde Leute sorgen, Nachbarn?

Bei dieser Rede nun fiel ihm seine Tochter laut weinend um den Hals; er sollte ihr doch verzeihn. Sie wollten ihn gewiß gut halten, und er sollte es nicht

bereuen, wenn er von seiner Härte lassen wollte. Worauf er sich ihren Armen entzog und fast etwas höhnisch replizierte, daß man nicht beides haben und behalten könnte, das Geld und die dafür gekaufte Ware. Und wollte sie nun auch die Ware, die sie um das Geld gekauft, wieder hingeben und ihr Geld wieder nehmen, der Handel wäre geschlossen. Sollte gehn, wohin sie wollte; bei ihm stünde kein Stuhl mehr für sie. Und sollte niemand sagen, daß er ihr Vater wäre, damit er sich nicht auch noch schämen müßte.

Der Friede war etwas verduzt und sagte nun trozig: Ihr habt gesagt, eure Hochzeit soll nicht eher aus sein, als bis der letzte Bissen verzehrt ist. Wollt ihr das leugnen? Ihr könnt es nicht. Fortgespielt, Musikanten! Morgen geht die Hochzeit erst recht los. Wir tanzen nun den Brautreihn, Rosemarie; ob er vor der Trauung oder nach der Trauung getanzt wird, das ist einerlei. Heda! einen aufgespielt. Der Friede läßt sich nicht lumpen. Ein Schuß meines Namens, wenn ich euch ein ander Stück aufwerfe, als harte Thaler.

Unsern Prinzipal begeisterte das mit den harten Thalern, und sollte die Musik eben losgehn, als der Beußt mit lauter Stimme rief: Huchzbitter, ihr wißt, wen ihr geladen habt. Habt ihr den Linkenfriede hier geladen? Nun gut. Wißt ihr, Linkenfriede, was man mit ungebetnen Gästen thut? Ein ungebetner Gast gehört vor die Thür! Geht gutwillig, eh ich meine Knechte rufe.

Wollt ihr Hochzeit machen ohne Bräutigam? schrie dagegen der Linkenfriede. Denkt ihr, ihr habt den Hochmut und den Troß allein gefressen? Ihr müßt es euch für eine Ehre schätzen; ihr seid ein Gärtner gegen mich, ich bin ein großer Mann gegen euch. Und ihr habt gesagt, die Hochzeit soll dauern bis zum letzten Bissen.

Das soll sie auch, schrie der Beust. Ich und meine Gäste bleiben zusammen, bis der letzte Bissen fort ist. Ihr aber seid kein Gast. Seid ihr ein Vagabund, oder was ihr wollt, ihr sollt hinaus.

Ihr wollt die Hochzeit dauern lassen ohne Bräutigam? schrie der andre wieder. Seht ihr nicht, daß ihr gelogen habt? Ihr sagtet: die Hochzeit sollte so lang dauern. Ist das eine Hochzeit, wo kein Brautreiben getanz wird und nicht glückgewünscht und geschenkt? Ihr seid kein wahrhaftiger Mann, Beust. Ihr seid ein Maulmacher, Beust. Ein Lügner; wißt ihrs? Ihr müßt euer Wort halten, und ich tanze jetzt mit der Rosemarie den Brautreihn, und wenn ihr zehn Teufel im Leibe hättet. Heda! Aufgespielt! Der Vinkenfriede legt nicht unter einem Dufaten auf.

Unserm Prinzipal lief das Maul voll Wasser, und steckte er aus Eifer das Unschlittlicht, das er eben in der Hand hielt, anstatt seiner Trompete hinein, um nur recht schnell los zu blasen. Konnte nun des Bergreifens halber den Beust nicht hindern, daß er wieder hörbar wurde. Und sagte der Beust nun, indem seine Nase abermals freideweis wurde, noch höhnischer denn vorhin:

Nun gut, Vinkenfriede, so will ich denn gescheit sein, weil ihr es wollt. Und will mein Wort halten und thun, als wenn einem ehrlichen Mann ein hergelaufner Betrüger befehlen müßte, ehrlich zu sein. Ihr wißt wohl, ihr Nachbarn, daß so einer daherkommen muß, um den Beust an sein Wort zu erinnern. Der Beust ist der nicht, der unerinnert Wort hält. Heda, Musikanten! Eins für Bräutigam und Braut. Nicht zu schnell, im Schritt. Was ein andrer geben will, das hat der Beust schon gegeben.

Damit nun faßte er das Weibsen, das fast taub aber eine reiche Wittib war, mit der er, wie ich wohl gemerkt, nach seiner Art zum öftern scharmirt hatte,

unter den Armen und schwang sie herum, daß sie lachte, wiewohl sie nun so wenig wußte, was Ursache sie zu Lachen hatte, als vordem mit Weinen. Und wie er sie wieder an ihren Platz gestellt hatte, so sagte er nun zu den andern, von denen niemand verwunderter war, als Linkenfriede, wie sie sähen, die Hochzeit ginge fort, ohne daß etwas fehlte, und er sollte unwahr gesprochen haben. Und sei er selbst der Bräutigam, und die reiche Wittib die Braut.

Nun erhob sich ein Gratulieren und Knicksen unter den Gästen, und war es kurzweilig, wie nun die Taube wiederum währenden Lachens und Gegenknicksens bald rechts bald links fragte, warum sie doch so lachten und gratulierten und die vielen Knicksen machten.

Linkenfriede aber ersah zur Genüge, daß er nun in der That möchte überzählig sein. Schickte sich daher zum Gehen. Rief aber vorher noch laut in den Tanzboden hinein, wie seine Hochzeit sollte auf Rossmanns Hofe gefeiert werden. Und seien alle Gegenwärtigen geladen, ihn morgen in die Kirche zu geleiten und seine Gäste zu sein beim Kaffee, Essen und Tanz. Worauf er sich, ohne den Beistand weiter zu beachten, absentirte, und fast alle die Jungen, auch einige Alte, darunter der alte Rossmann, ihm folgten.

So war ich nun doch meiner Armesünderangst ledig geworden und fühlte mich trotz meines übrigen Unglückses so frei, daß ich aus Erfahrung sagen kann, wie daß es kein wahres und unheilbares und unvergeßliches Unglück weiter giebt als ein böses Gewissen. Wollte es nun gerne geduldig tragen, daß der als Schuh schmierer verkleidete mir, wie ich nun sah, vorhin meine ganzen weißen Strümpfe beschmiert hatte, als wenn es Stiefel wären, und kein Wörtlein darüber sagen oder auch nur denken.

Nun waren denn zwei Hochzeiten zugleich im Dorfe, von denen jede die andre überbieten wollte. Die

Höfe lagen auch so nah, daß es zwischen den beiderseitigen Gästen gar nicht selten zum Wortwechsel kam. Gesah auch mitunter, daß die von der einen Hochzeit welche von der andern zur Desertion beredeten.

Nun hatte zwar der Beust die Klugheit gebraucht, sich zuerst zur Trauung anzumelden; der Linke aber war noch klüger gewesen und hatte von einem Teil der Seinigen das Wirtshaus schon besetzen lassen, so daß der Beust nicht mehr hineinkonnte, und ihm schon zuvorgekommen war. Versuchte zwar einen Sturm, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Worauf er, so gut es ging, eine Scheune in einen Tanzboden verwandelte, und allda getanzt und gesprungen und allda und auf seinem Hofe gegessen und getrunken wurde, bis der letzte Bissen verzehrt und er seines Wortes quitt und ledig war.



Maria





Einleitung

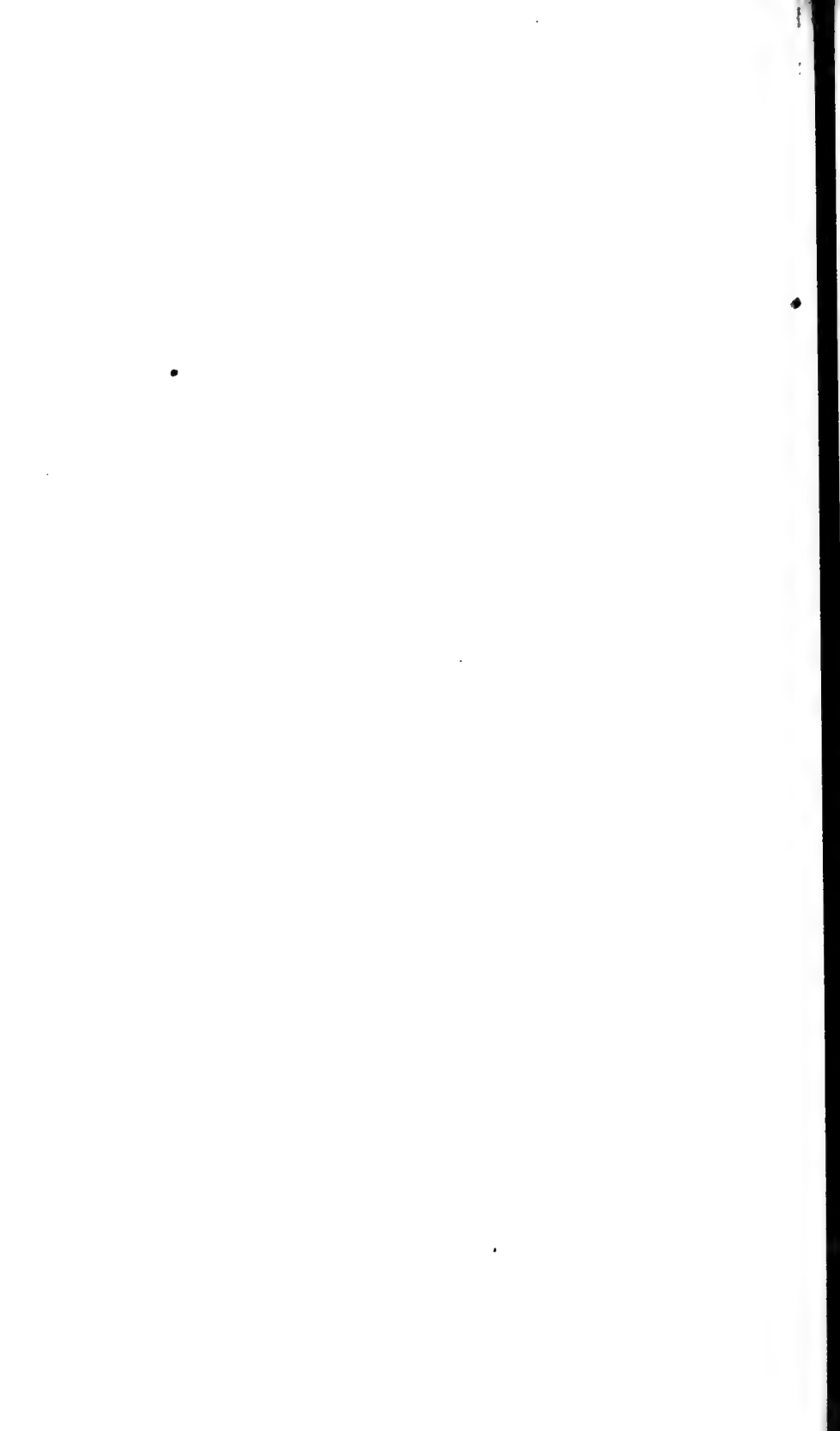
Die Novelle „Maria“ schrieb Otto Ludwig im Herbst und Winter des Jahres 1842 zu Leipzig, sie gehörte zu den Manuskripten, die er zu weiterer Feile im Jahre 1843 mit nach Dresden nahm. Nach mehrfacher Umarbeitung gedachte er sie selbständig zu veröffentlichen und hegte vorübergehend die Hoffnung, daß Ludwig Tieck, der, wie an den Anfängen so vieler wahrhaften Talente, auch an denen Otto Ludwigs einen wohlwollenden Anteil gezeigt hatte, seine Erzählung mit einer empfehlenden Vorrede in die Welt einführen würde. Tiecks guter Wille erstreckte sich aber jedenfalls nicht weit genug, um dem unbekannten jungen Schriftsteller auch einen Verleger suchen zu helfen, und die Versuche, die Ludwig selbst unternahm, scheiterten theils an der bekannten Abneigung der Verleger gegen noch namenlose Talente, theils auch wohl an der besondern Natur der Novelle. Arnold in Dresden, Brockhaus in Leipzig lehnten ab, obschon ihnen nicht hätte entgehen sollen, daß es sich in der „Maria“ zwar um eine gewagte Erfindung handelte, diese aber tiefe und echte Poesie in sich schloß und vom leisesten Zuge der Lüsternheit frei blieb. Auch erscheint es durchaus zutreffend, was Ludwig mit bescheidnem Selbstgefühl in einem Briefe an den Dresdner Buchhändler Arnold hervorhob, daß „er nach künstlerischer Vollendung strebe.“

So wie Ludwig in seinen idyllisch-humoristischen Jugenddichtungen die starke Einwirkung Jean Pauls auf seine Entwicklung und seinen künstlerischen Stil nicht verleugnete, so steht die Novelle „Maria“ in ihrer Anlage und Vortragsweise sichtlich unter dem Einfluß der Novellen Goethes und Ludwig Tiecks. Gleichwohl ist auch in ihr der Keim sichtbar, aus dem sich ein Jahrzehnt später die mächtige, ebenso ergreifende als ureigentümliche Erzählungskunst Ludwigs entfaltete, und einzelne Züge und Situationen der Novelle wirken mit innerer Gewalt auf den Leser, während für das Ganze ersichtlich eine gewisse Reflexion und die Empfänglichkeit einer Seele in Anspruch genommen wird, die die Verworrenheit des Weltlaufs in sich zum Guten schlichtet. — Übrigens bewahrte der Dichter bis in eine spätere Zeit hinein eine gewisse Vorliebe für diese Frühschöpfung. Daß er die erste Anregung aus einer mündlichen Erzählung seines Jugendfreundes Dr. Wehstein empfangen hatte, die ihm dieser auf einem Gange durch die Leipzig umgebenden Promenaden, zwischen dem Petersthore und dem Grimmaischen Thore machte, erfahren wir aus einem in Ludwigs „Hauskalender“ für 1843 aufgezeichneten Entwurf zu einem Briefe an Wehstein. Eine in Dresdner Künstlerkreisen verbreitete Überlieferung, daß Ludwig den Stoff zur Novelle „Maria“ Ludwig Richter verdanke, ist danach zu berichtigen; die „Maria“ war vollendet, ehe Otto Ludwig den Maler Ludwig Richter kennen lernte. Wahr aber ist, daß der genannte große und liebenswürdige Künstler für die Geschichte eine lebhaftere Vorliebe zeigte und stets bedauerte, daß sie ungedruckt blieb. Daß Ludwig sie später Berthold Auerbach mitteilte, geht aus einer Einzeichnung in seinem Hauskalender für 1850 (9. April) hervor. Da nun auch Auerbach das Motiv der Novelle bedenklich fand, verzichtete Ludwig um so ruhiger auf die Veröffentlichung, als er um

diese Zeit, wo der „Erbförster“ gespielt wurde und die erste Bearbeitung der „Malkabäer“ entstand, in völlig andern Stimmungen und Bestrebungen lebte. Trotz alledem scheint die „Maria“ die einzige seiner ältern Handschriften gewesen zu sein, die er noch in den folgenden Jahren gelegentlich Freunden mittheilte.

Die Veröffentlichung der interessanten Jugendschöpfung an dieser Stelle bedarf keiner Rechtfertigung, und Ludwig selbst würde in einer vollständigen Ausgabe seiner Werke der mit so vieler Liebe geschaffnen Novelle die Aufnahme nicht versagt haben.





Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eisener, um noch ein Stündchen die Gesellschaft seines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeschickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Thal mit freundlichen Dörfern vor sich liegen sah.

Der Alte schob die Reisemütze tiefer in die Stirn, sodaß ihr großer Schirm die blendende Röte der Abendsonne von seinen Augen abhielt, die er noch besonders durch seine buschigen schwarzgrauen Brauen schützen zu wollen schien, die er tief herabzog, indem er zu sprechen fortfuhr: Und je einförmiger das Geschäft ist, um das sein Leben sich schlingt, wie die Pflanze um den schützenden Stab, desto besser für den Menschen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, desto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, seine Kräfte zusammen zu halten, und das ist schon ein Vorteil von Bedeutung. Und von diesem Punkte aus kann er sich allmählich ausbreiten, ohne Gefahr, seinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat er's soweit, daß nicht nur seine Existenz gesichert ist, daß er sonst noch manche Ausgabe bestreiten kann, ohne jene zu schmälern, nun so schaffe er sich Bücher an, Bilder und was ihm sonst beliebt. So hab ich's gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen sie dem maniert

vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß wie; mir gefielen sie. Ihre Betrachtung soll mich zerstreuen. Je weniger sie Anspruch darauf machten, mich inniger zu berühren, desto besser für mein Geschäft und mich. Nur Geschäftslose haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geschäft machen können, und man sieht eben wieder daraus, wie der Mensch eigentlich für das Geschäft geschaffen ist. Was man Kunst nennt, soll uns das Leben verschönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß sie eigne Gesetze haben will, die wir lernen und respektieren sollen. Was mir gefällt, das ist schön für mich, und wenn mirs nicht mehr gefällt, werf ichs weg. Wenn ichs bezahlen soll, so muß es sein, wie ichs brauchen kann. Wenn die Reichen alle den gesunden Lebenssinn besäßen, so würde dieser gerühmte Künstlerstolz bald zu einer Künstlerdemut, und kein junger eitler Mensch mehr durch dies Phantom verlockt den Vernünftigen zu einem Gegenstande mitleidigen Achselzuckens werden.

Der Sohn, auf den diese Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte sich zu verlegt durch sie, als daß er sich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegnete, den Ton festhalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die sein Freund, der sie beide begleitet hatte, ein Künstler von bedeutendem Rufe, nach diesen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er so gern von jedermann geachtet gesehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anscheinend stolze Schweigen des Sohnes, und so wurde der Abschied nicht zugleich ein Abschluß, was er unter Freunden und so nah Verwandten immer sein sollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und sagte zu dem Sohne: Deine Reise wird, wenn du sie so, wie ich hoffe, zur nähern Be-

kenntnisschaft mit den verschiednen Zweigen der Industrie benutzest, einen vernünftigen Menschen aus dir machen, den wiederzusehen ich mich freuen werde. Er nahm die Mühe ab und wies ein Gesicht, in dessen strengen Zügen sich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeit lang nachgesehen hatte, wandte der junge Eisener sich bewegt zu dem Freunde und sagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: Wenn Sie ihn genauer kannten, würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere sein. Er ist der beste Mensch und voll Liebe; und sein rauhes, zuweilen tyrannisches Benehmen nur der Ungefügigkeit eines redlichen, liebenden Herzens, dem es leider versagt ist, aus der Enge einer beschränkten Lebensansicht herauszugehn.

Es fragte sich nun, sagte Ritter, ob wir umkehren, oder ob wir, da wir einmal so weit sind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute seinen großen Jahrmarkt hat.

Marklinde, entgegnete der junge Eisener; ist's nicht die Pastorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelkönigin auf Ihrem Bilde: Maria und Magdalena als Mädchen Gestalt und Züge geliehen hat?

Wie ich das Bild malte, sagte Ritter, hab ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorstellen sollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Pastorstochter ist, und die einander doch wieder so gänzlich unähnlich sind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es sind zwei Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, das jenem Alter so eigen ist. Ihre Zukunft, deren Geist sie träumend und ahnend beschwören, tritt für den kundigen Beobachter sichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menschen ist sein Schicksal. Ich weiß nicht, wer das

Bild so taufte, wie Sie es nennen, und alle, die von ihm reden.

Ich erinnere mich nicht, sagte Eisener, je ein freuden und friedengebender Gesichtchen, als das der Marie, gesehen zu haben. Doch ist es noch völlig das Gesicht eines Kindes; wie auch in der Gestalt, trotzdem, daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe ist. Während die Magdalene im Auge schon das Dunklere, Durstige, in der Gestalt schon das sich in sich Verhüllende, das, ohne es selbst zu wissen, locken will, im Ausdruck des Gesichtes und der Gestalt das Weiche, Nachlassende trägt, steht die Marie so kindlich unbefangen, so unbedürftig abgeschlossen, daß man nicht zweifelt, die Entwicklung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt ist, habe bei dieser noch gar nicht begonnen. Man sieht, daß jene weiß, was sie wünscht, während dieser der Gedanke noch gar nicht gekommen ist, daß sie noch etwas andres wünschen könne, als sie als Kind gewünscht hat.

Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben, sagte Ritter, so bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müssen die Mädchen selbst sehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie sie nennen, wird heute wahrscheinlich zugegen sein. Sie ist die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird diesen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Pension, in dem nicht so fernen Dresden, zubringen. Sie werden sich wundern über das Verhältniß, in dem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen steht, wie namentlich zwischen diesen beiden, die sich so ähnlich sehen, wie selten zwei Geschwister, nicht die mindeste Annäherung stattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verschiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als seltsam ist.

Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zusammen sehen? fragte Eisener.

Wir gehn, sagte Ritter, in die Pfarre. Sie müssen nämlich wissen, daß die Schenke heut überschwemmt ist von lärmenden, streitsüchtigen Betrunknen. Alles, was sich für nobler hält, als jene, geht zum Pastor; das versteht sich wie von selbst. Und wir brauchen um so weniger Bedenken zu tragen, als der Pastor neben seiner sehr guten Stelle ein ebenso bedeutendes Vermögen besitzt und diesen Ehrentag seines Dorfes auch für seinen ansieht. Dort können Sie schon das Pfarrhaus mit seinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten sehen Sie das kleine freundliche Gebäude, das der Pastor auf seine eignen Kosten dazu gebaut hat. Sehen Sie dort zwischen den zwei ersten der drei hohen Pappeln auf dem nächsten Hügel, über den die Chaussee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterscheidet sich von den andern Häusern und namentlich von dem alten Pfarrhause durch die hellere Röte seines neuern Ziegeldaches; auf dem Schornstein hat ein Storch mit seiner Familie sich etabliert; das Nest verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde — gleich dahinter blinkt ein Fenster von der Kirche aus dem Violetgrau von Weinbergen. Wir gehn hier von der Chaussee ab; betrachten Sie sich noch einmal jene Berge und das wunderschöne Thal. Wenn wir diesem nähern Fußsteige folgen, der uns zwischen den grünen Samensfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwischen Wiesen und den Erlen, die ihn beschatten, ganz nah an ihm dahinführt, verlieren wir dies Thal ganz aus den Augen, und jene Berge sehen wir erst unter dem Dorfe wieder, und zwar von einer weniger großartigen Seite.

Eisener, der so kurzfristig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, sagte: Ich möchte Sie beneiden um ihr scharfes Auge.

Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat; die Formen sind ihm plastischer, die Farben farbiger, nichts ist ihm zu fern, selbst der Himmel ist ihm näher. Der Einfluß eines schärfern oder schwächern Gesichtes auf den Charakter seines Besitzers ist unberechenbar. Wieviel entschloßner, klarer, bestimmter, lebensmutiger ist der Gutsehende als der Schlechtsehende!

Eisener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher gesagt hatte. Sie schritten rüstig aus. Nun hörten sie schon die Trompete, die Hörner und den schnurrenden Baß der Tanzmusik auf der Wiese beim Wirtshause. Einige Minuten führte sie ihr Weg zwischen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot sich als Wegweiser, das Storchnest tauchte aus den grünen Büschen; eine Wendung, und Linde und Storchnest verdeckend stand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der das alte, aus grauem Sandstein erbaute Haus fast ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches, gastliches Ansehen. Der große Hund, der seitwärts an der Kette lag, schien den Gebrauch dieses Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hospitalität, mit Schweiswedeln und freundlichem Winseln, als ob er bedauerte, ihnen die Höflichkeit seiner Begleitung nicht erweisen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offene Thüre sahen sie ein schönes, schlankes Mädchen in der Wohnstube mit zwei Kindern beschäftigt. Dem Knaben legte sie statt des beschmutzten einen neugewaschenen Kragen um; dabei trieb der Kleine solch ausgelassne Streiche, daß sie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. Siehst du, Muhme Marie, sagte der Knabe, indem er sich mühte, ernsthaft auszu sehen; du schmälist mich, und eigentlich bist du selbst ausgelassen und lachst, wo es gar nicht nötig ist. Das Mädchen bemerkte unsre Freunde, die sie freundlich willkommen hieß. Wollen Sie nur dahinter in den

Garten gehn; da finden Sie den Vater und die ganze Gesellschaft.

Ein kleiner Nefse wohl? fragte Eisener, dem Knaben die hochrote Wange streichelnd. Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte in ihrer freundlichen Weise: Es sind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkost die kleinen Menschen gesund und stark macht. Und giebt's nun einmal Unruhe und Unordnung im Hause, dann sind sie nicht zu bändigen.

Während unsre Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten stößt, sagte Ritter: Sie ist geistig noch so wenig Weib, daß die Neigung, die ihre schöne Bildung einflößt, auch nicht das Mindeste von der Geschlechtsneigung hat, und man sogar ihre körperliche Entwicklung übersieht. Da ist auch von jener reizenden Scheu, die aus der bloßen Ahnung entspringt, es müsse doch etwas andres um den Mann sein, noch keine Spur. Gleichwohl hat sie das sechzehnte Jahr hinter sich und besitzt in der Führung des Hauswesens eine Mündigkeit, wie wenig ältere.

Der Pastor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie lang erwarteten Gästen. Im Garten saßen auf der einen Seite die Ältern und Verheirateten um einige große Tische; das junge Volk ergözte sich in einiger Entfernung springend, singend, lachend und spielend auf seine Weise. Marie zeigte sich thätig als Wirtin, war bald hier bald dort, nahm aber weder hier an dem Gespräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ällicher hagerer Herr von munterm Aussehen trat zu unsern Freunden und dem Pastor. Behaltet, sagte er zu diesem, den Ältern für euch; den andern nehm ich für uns junge Leute in Beschlag. Was sollen wir, fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eisenern unter den Arm nahm und hinwegführte, was sollen wir bei

den Alten sitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küssen etwas halten. Die Lippen sind zum Lachen und Küssen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier, nichts als hoffnungsvolle Jugend, die sich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden.

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben schien, sah verstohlen zu dem hübschen Eisener herüber, der sich zwischen zwei junge Damen setzen mußte, um bunte Reize zu machen.

Es war eine Pause eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der sogenannten russischen Motion, erhitzt, vom Lachen ermüdet, saß man auf Stühlen, Bänken und im Grase und wehte den glühenden Gesichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte sich der Oberamtmann Breitung, so hieß der muntre alte Herr, an Fräulein Agthe und sagte, indem er ihr mit komisch graziöser Kniebeugung eine Guitarre überreichte: Lieblichste aller Julien, sämtliche gegenwärtigen Zungen bitten durch die meinige Ihren schönen Mund, nun auch die Herzen in Bewegung setzen zu wollen, von denen sie behaupten, sie seien bis jetzt auf ihre Kosten geschont worden.

Fräulein Agthe errötete, suchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden sollten. So nahm sie die Guitarre und sang nach einigem Zureden mit hübscher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunsch

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind;
Nicht solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Auglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut;
Die Böpfe lang mit buntem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Die Städter sind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Gekneten wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

Es strömt der nieversiegte Born
Der Schmeichelei sobald;
Sie lauschet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingts vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Liebingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bilst sich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel ist doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorsstöchterlein
Ist ein glückselig Kind.

Der junge Eisener mußte sich gestehn, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiente. Einigemal begegnete seinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer schönen Hände zu dem dunkellockigen Köpchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den seine Eitelkeit zu seinen Gunsten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung sagte zu

Eisenern, nachdem er die Sängerin in seiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewissen Weichheit: Für mich hat ein solches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, frisch wie die Natur, in der es aufgewachsen ist, wie es über den abgerissenen Bildern vom Stadtleben, die es sich nach den Äußerungen Besuchender gemacht hat, brütet, sie vereinigt, neue hinzudichtet und sich über ihre eignen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, daß ich mehr liebe, als ich ein eignes Kind würde lieben können. Jetzt steht sie hinter der kleinen Kofette. Seht hin, junger Freund, wollt ihr daß Weib, wie sie sein sollten, neben dem Weibe sehen, wie sie wirklich sind?

Ich meine, sagte Ritter, der herzugetreten war, die Weiber könnten nicht besser sein; wenn wir Männer nur nicht so schlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir schwächer sind als sie. Daß Bedürfnis, zu lieben, daß so leicht getäuschte Vertrauen der Unerfahrenheit wr ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihnen gegenüber edel, wie er sein sollte. So wird die Unschuld selbst an dem Weibe zur Verrterin, und sie müssen sie schon verloren haben, um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man sie schtzen kann.

Der junge Eisener reichte dem Freunde die Hand und sagte: Was Gutes an mir ist, hab ich den Frauen zu danken. Daß Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbesonnenheiten zurückgehalten, als die Lehren und daß Beispiel der weisesten und besten Männer. Diese sanfte Macht, der zu gehorchen so süß ist und so lohnend zugleich! Während sie so liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrscht daß Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche aber mächtige Einfluß ihrer sanften Nähe

hat seinen Entschluß schon bestimmt, eh er ihn faßte, ist seinem Zorne schon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh seine eigne Kraft sich wider ihn waffnen konnte, hat ihn schon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh er sich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht bestehn, sinkt dem Frechen das rohe Wort unausgesprochen in die schamerfüllte Brust zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen schmerzlich mahnend der Glanz des verlorenen Paradieses, lächelt dem Bereuenden der Trost der ewigen Barmherzigkeit; sie sind die Sonne, um die die Sterne des Großen, Edeln und Schönen kreisen, von ihnen erhellt und erwärmt.

Der alte Breitung weidete sich an dem glühenden Gesichte Eiseners, dann sagte er lächelnd: Für euern Eiser, junger Herr, verdientet ihr schon einen freundlichen Blick von den schönsten dieser Sonnen. Aber was solch enthusiastisches Lob des schönen Geschlechtes selbst betrifft, so ist es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von seinem Ertheiler gut, als von dem Geschlechte selbst besser denken zu lassen. Wenigstens von dem größten Teile des Geschlechtes, denn alle über einen Kamm zu tadeln möchte wenig klüger sein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhnisch sie zu uns hersehen; sie ahnen so etwas von einer Verschwörung gegen sie. Übrigens merk ich, daß es zum Abendessen gehn soll.

Unter den Bäumen, in denen ein leiser Abendwind musizierte, saß es sich frei und lustig bei Wein und kalter Küche. Eisener hatte ein Plätzchen gefunden, das ihm außerordentlich gefiel. Er saß Julien gegenüber, die ebensoviel Gefallen an ihm zu finden schien, wie er an ihr. Zur Rechten hatte er den muntern alten Breitung, der durch lustige Einfälle und fleißiges Einschenken die ihm zunächst sitzenden in die Stim-

nung zu versehen suchte, die ihn selbst außer dem Hause selten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter sitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welche lustige Thorheit eben von dort ausgegangen wäre. Dem jungen Eisener, den der eingenötigte Wein mehr als ihm gut war erwärmte, schien die schelmische Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwischen beiden, das den jungen Jäger eifersüchtig zu machen schien. Hingegen empfand Eisener selbst etwas ganz ähnliches, wenn sein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emsige Marie Worte richtete, die die Neigung, die sie eingegeben hatte, nicht verbargen. Fast mit Ängstlichkeit lauschte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das Mindeste einer Entgegnung dieser Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er sich selbst über diese seltsame Teilung seines Wesens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine Flamme, von der er fühlte, wie sie ihn entzündete, und ihr Feuer in ihm immer mehr um sich greifen mußte, ohne daß er ihm würde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte sagte zu ihm: Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl ist's nur Marie, die aufwartet. Alles ist geschehen, eh der Wunsch ausgesprochen, ja eh er gefühlt worden ist. Und da ist nicht ein Hin und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es ist immer alles gemacht, und man sieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeistchen, die den Frauen unsichtbar helfen.

Eben stand die schlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter Julien, und das reizende Weltkind sank ihm in aller seiner verführerischen Grazie neben jener tief im Preise. Er fühlte das Bedürfnis, sich klar zu werden,

da stieß Breitung mit seinem Glase gegen das wieder-gefüllte Eisenerz. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechsel von äußerst lebhaften Vorstellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Besonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich sogar angenehm und erwünscht.

Es war Nacht geworden; mehrere von den Gästen, die fühlen mochten, daß sie zuviel gethan hatten, suchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte sich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Bewegungen verbunden, die Aufregung nur noch vermehrten. Man lärmte und schrie durcheinander, und wenn man merkte, wie sehr man sich anstrengte, ohne weder die andern zu verstehn noch von ihnen verstanden zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärm nun aus Mutwillen und Lust an der Ausgelassenheit. Der junge Eisener, der von je an Mäßigkeit gewöhnt sonst nie an solch lärmendem Treiben Geschmack gefunden hatte, wunderte sich selbst, wie er sich heute darin wie in seinem eigentlichen Element befand.

Nun wurde das Handwerkerspiel gespielt, in dem zwei Mitspielende das Zimmer verlassen, um ein Werkzeug zu ersinnen, das von den Handwerkern gebraucht wird, als die sie beim Wiederhereintreten sich zu erkennen geben. Wird von einem der übrigen Mitspielenden dies Werkzeug erraten, so muß dieser mit seinem Nachbar an die Stelle jener treten, und diese nehmen dafür die durch den Abgang jener leer gewordenen Sitze ein. Der sogenannte Plumpsack, der die Rücken derjenigen trifft, die sich zu langsam im Gehen und Sehen erweisen, darf dabei nicht fehlen. Eisener hatte erraten und mußte mit seiner Nachbarin das Zimmer verlassen. Ihm wurde seltsam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer sich zu der schnellatmenden Julie hinabzog und statt ihres Ohres ihr glühender

Mund seinem Munde begegnete, und die weiche pul-
sierende Gestalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel.
Im Ringen mit sich selbst, im Bestreben, die Besinnung
festzuhalten, die ihn zu verlassen drohte, faßte er un-
willkürlich ihren Arm und stand schon wieder mit ihr
im Gesellschaftszimmer, eh er noch sich des Warum
bewußt war.

Endlich trennte man sich scherzend und lachend. Der
alte Breitung, der einzige von den Ältern, der sich
noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die
Stelle des Haushofmeisters auch den Tag über ver-
sehen hatte, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an.
Jedes Geschlecht wurde zusammen untergebracht, die
Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben
den verheirateten Frauen, die jungen Männer neben
den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eisener
wies er in ein Zimmer im Pavillon, in dem dieser
seinen Freund, den Maler Ritter, bereits schlafend fand.

Eisener stellte sich an das offne Fenster, um sein
erregtes Blut zu fühlen, und weil er fühlte, er könnte
nicht schlafen, an der schönen Gegend, die im Silber
des Vollmondes vor ihm lag, sich zu erfreuen. Aber
seine Phantasie zauberte, so oft er ihr auch wehrte,
immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die
reizende Julie in seine Arme. Er bereute tausendmal,
so sehr er sich mühte, sich über seine instinktmäßige
Flucht zu freuen, daß er das süße Gift nicht in vollen
Zügen aus dem Becher getrunken, dessen bloße Be-
rührung sein ganzes Wesen in dies fieberhafte Pul-
sieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte,
gab er dem Zimmer schuld und ging hinab in den
Garten, in dem er die gesuchte Kühlung eben so wenig
fand. Der Duft der Blumen, das Säuseln der Blätter
und das ferne Rauschen eines Wehrs wiegten endlich
seine erregten Lebensgeister in jenes angenehme Däm-
mern, in dem der Wechsel der Bilder so schnell erfolgt,

daß die ermüdete Aufmerksamkeit weit zurück bleibt, und das Gefühl des Daseins endlich in der Empfindung einer süßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte seine Schritte, schon in halber Bewußtlosigkeit, dem Pavillon wieder zu, stieg ebenso die Treppe hinauf, öffnete, kleidete sich aus und legte sich zu Bette.

Eben war er im Einschlafen, als ein Geräusch ihn störte, und er seine Augen nach der Thüre wendete, die er leise öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Gestalt hereinkommen sähe, und doch hörte er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenster und zeigte ihm eine schlanke weibliche Gestalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenster stehn blieb. Seinem schwachen Gesichte war es unmöglich, mehr zu erkennen, als eben noch die Gestalt; überdies wandte sie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging sie an den Spiegel unweit des Fensters; indem sie hineinsah, schien sie sich auszukleiden. Daß sie sich auskleidete, vermutete er mehr, als er es sah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte sich die Gestalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem seinigen stehn mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein andres Zimmer geraten sein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum erstenmale mit einem weiblichen Wesen allein zu sein, schlich erst wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle seine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Gestalt zu ihm ins Bett stieg. Das Seltsame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauschten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerspitzen pulsierte. Die Macht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Gestalt, die seine Liebkosungen ohne Erwiderung

rung, aber auch ohne Widerstand geduldet hatte, erhob sich bald wieder und entfernte sich, nachdem sie sich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, eben so geräuschlos und gespenstisch, als sie gekommen war.



2

Sehr früh erwachte Eisener, geistig und körperlich verstimmt. Das seltsame Abenteuer dieser Nacht mühte er sich für die Gaukelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete sich im Bette um und versuchte, ob er nicht wieder einschlummern könnte. Aber jenes Abenteuer malte sich ihm trotz seines Mühens, es jetzt zu vergessen, in einer lebhaften Farbe vor; eine wachsende Unbehaglichkeit bemächtigte sich seiner, sodaß er zuletzt aufsprang und sich ankleidete, um in einem Morgenspaziergange die Heilung zu finden, die er sonst in ähnlichen Zuständen oft mit Erfolg darin gesucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenschleife; sollte die Gestalt gestern diese Schleife verloren haben und also doch kein bloßes Fieberbild gewesen sein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete sie, als könnte sie ihm Aufklärung geben, und je länger er sie betrachtete, desto gewisser schien ihm, es wäre Wirklichkeit, was er so gern für einen Traum gehalten hätte.

Er steckte die Schleife zu sich und ging hinab in den Garten. Die Frische that ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwinde, dem muntern Schläge der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, daß alles sei wirklich, verschwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen gestaltlosen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als seinem erkräftigteren Geiste die Farben

des jungen Morgens farbiger, und seine Töne klingender erschienen.

In vollen Zügen sog er den Morgen ein. Durch das Gebüsch schimmerte ein rosenfarbnes Gewand. Es war Marie, die an der nächsten Wendung des parkartigen Weges vor ihm stand, beschäftigt, wilde Heckenrosen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete sich mit leichtem Erschrecken nach der Seite hin, von der sein Fußtritt hörbar wurde. Es schien, sie wäre ungewiß, ob sie bleiben oder sich entfernen sollte. Eisener wunderte sich, indem er an die zutrauliche Sicherheit dachte, in der sie sich gestern immer gezeigt hatte. Sie bückte sich tiefer, und Eisenern schien der kleine Teil ihrer Wange, den er sehen konnte, sowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was freilich auch in der gebückten Stellung und der Frische der Morgenluft seinen Grund haben konnte.

Er sagte: Sie sind so frühe schon munter, Marie? Sie sah auf und sagte: Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit sollen, muß man selbst früh auf sein. Und nun bin ich so gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man sieht, was zu thun ist, damit er nicht verwildert, und ist einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann ist mirs immer, als wärs mein alter schöner Garten gar nicht mehr.

Eisener wunderte sich, daß Marie ihm heute größer erschien als gestern, oder vielmehr, daß er heute erst zu bemerken glaubte, daß sie groß wäre. Übrigens verscheuchte ihr Anblick auch die letzten Reste seiner übeln Stimmung, und er war fest überzeugt, daß, was ihn so bedrängte, nur ein wilder und sehr lebendiger Traum gewesen wäre.

Trinken Sie wohl frisch gemolkene Milch? fragte Marie den Nachdenkenden; es giebt nichts Gesünderes und Wohlschmeckenderes. Bis die andern aufstehn, wahrts Ihnen doch mit dem Frühstück zu lange. Sie

ging voran, und Eisener folgte, indem er sich an ihrer schönen Gestalt und ihrem elastischen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, so die Mägde und das Vieh. Eisener äußerte seine Verwunderung darüber, wie die handfesten Mägde der jungen Marie an den Augen abzusehen schienen, was sie wünschte, und wie willig sie sich der Ausführung dieser Wünsche unterzogen.

Man kann das Gefinde, sagte Marie, nur zu leicht vermöhnen und verderben. Die Hauptsache ist, daß man alles erst recht genau bei sich selber überlegt, damit man keinen Befehl giebt, der zurückgenommen werden muß, oder auf dessen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen hat; was aber einmal befohlen ist, das muß gethan werden. Viel Plaudern setzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt sie zu Vertraulichkeiten, deren Abweisung sie aufbringt. Finden sie, daß, was man gethan haben will, auch immer das Verständigste ist, so führen sie's um so lieber aus, und dann thut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrschaft nicht innerlich achten müssen, nicht hoch angeschlagen wird und dieser noch das Wenige nimmt, was sie von Respekt bei ihnen besitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut, wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herrn werden, alle Menschen für sich zu gewinnen.

Eisener erstaunte über den praktischen Verstand und zugleich über die Anspruchslosigkeit, mit der die junge Marie ihn zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wusch sich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wusch sie noch einmal aus, eh sie sich anschickte, ihre Lieblingskuh, ein großes, schönes Tier von Schweizer- rasse, zu melken.

Eisener setzte sich in der Nähe an ein Tischchen, das um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der

Himmel war so schön blau, die Bäume und das Gras umher so schön grün, die Wege, mit Riez bestreut, so reinlich und glänzend; dazu das schöne Mädchen in seiner ländlichen Beschäftigung.

Nur in solchem Leben, sagte Eisener behaglich vor sich hin, kann das Glück wohnen, das wahre Glück, das nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie thut diese Abgeschlossenheit so wohl! Das Tier, das mich nährt, ist mein, und ich pfleg es mit dankbarer Sorge. Das schöne Grün der Wiesen erhält ein herzliches Interesse für mich, weil es meinem Tiere Nahrung giebt. Die einfachsten und größten Verhältnisse, Gatten, Eltern und Kindesliebe erhalten die Seele gesund; auch der Schmerz ist ein heiligerer, unvermischt mit den klebrigen Nebenschmerzen und Sorgen, die im Getriebe des Weltlebens sich ihm zugesellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz stählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufstehn; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit sind es, die uns allmählich aber sicher aufreiben.

Marie war unterdes fertig geworden; sie ließ die gemolkene Milch durch ein weißes Tuch laufen, schenkte davon in ein Glas, das sie Eisenern freundlich hinreichte. Dann streichelte sie das Tier, das seinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und sagte: Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir sich melken läßt; kommt eine von den Mägden, um sie zu melken, so wird sie ganz wild und beruhigt sich nicht eher, bis ich komme, oder bis sie meine Stimme hört.

Die junge Marie ging mit den Mägden, die die Zuber mit der heute gemolkene Milch ihr nachtrugen, nach dem Hause zu; Eisener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenspiel trieb, indem er bald ihre hellere bald ihre

dunklere Seite dem Betrachter zuehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in dem, wie man sich denken kann, die Gestalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hause begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligee an ihm vorbeihuschte. Sie wurde rot, wie sie ihn sah; er erschrak — an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, dessen Erinnerung Mariens Gegenwart aus seinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein müßter Traum gewesen. Die gesunde Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens, und ihr Ausweichen — Julie also war der abenteuerliche Besuch dieser Nacht gewesen! Die ganze Unbehaglichkeit seiner Stimmung von diesem Morgen kehrte ihm zurück. Die schöne Natur that nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe seiner Stimmung an. Unwille und Verachtung seiner selbst war der dunkle Grund; die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beschlossenheit in sich waren die Bilder, die auf ihm wechselten. Das erste erwärmte ihm allmählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche schwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leisen Kontrast nur das Wollüstige des Zustandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenschwert jene seelengefährliche Verschwommenheit und vertiefte durch seine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er suchte, sich vor sich selbst zu entschuldigen, das erste, was der Mensch in solchem Zermwürfnis mit seiner bessern Natur zu thun pflegt. Unter gleich verführerischen Umständen, sagte er zu sich, wäre wohl jeder gefallen. Befreit dich dies aber, entgegnete die Stimme, die in jedem edlern Gemüte dieser Entschuldigung widerspricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem

andern ab auf sich wälzt, von der Pflicht, die du übernommen hast, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdest? Darfst du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen frei machen? — Fühlte er, daß sein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu besitzen, so wurde ihm nur um so klarer, wie sein Herz und seine heiligern Gefühle nach Marien hinstrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hause getreten war, auf ihn zukam.

Wissen Sie, fragte Ritter, daß sich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat sehen lassen? Eisener erschrak, ohne recht zu wissen, warum. Kommen Sie mit, fuhr Ritter fort, zu Mariens Mägden; nichts interessanter, als solche Wunder aus solchem Munde. Eisener folgte dem Freunde nach dem Wirtschaftsgebäude, wo sie Marien fanden und eine Zeit lang schweigend beobachteten. Giebt es denn, sagte Ritter, etwas Reizenderes, als dieses sechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtschaftlichen Treiben. Sehen Sie nur; sie mag thun, was sie will, so thut sie es auf das beste und auf das schönste zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der sie die gemeine Operation des Thüröffnens und Schließens adelt!

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunsch und rief zwei Mägde herbei. Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen ist unser Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Diensthoten, die sie nicht zum Glauben an sich befehren kann. Ritter fragte Gretchen, wie es sich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhielte.

Ja sehn Sie, sagte Gretchen wichtig, indem sie die linke Hand unterstemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob; viele Menschen haben sie schon gesehen. Einige sagen, sie sei nicht schön; andre wieder wollen nichts Schöners gesehen haben. Soviel

aber ist gewiß, wenn sie sich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der Zeitung. Der Schultheiß sagte heut früh, wie ich ihm begegnete: Merkt auf, Gretchen, obs nun nicht in der Zeitung kommt, daß sie den Sparten-Mero oder Schwarten-Mero gehängt haben; ich weiß doch nicht wo — in Ungarn sagt er oder in Spanien; dort herum ist's aber.

Die weiß die Zeitung, lachte ein alter Knecht behaglich, indem er Ritttern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraute, er verstünde, daß er dieses nur ironisch gesagt haben könnte; sie meint den Gsparo, der den Gsparklee erfunden hat.

Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben, sagte Gretchen lachend, unsereins hat Wichtigeres zu thun als Zeitungslesen. Wenn er die Geschichte besser weiß, brauch ich sie nicht zu erzählen.

Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint, sagte Ritter; von der weißen Jungfrau soll uns Gretchen erzählen, wo sie sich zeigt, wo sie herkommt, wo sie hingeht.

Ja sehn Sie, antwortete Gretchen, sie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenster vom Gartenhause da steht sie gewöhnlich ein auch zwei Vaterunser lang und sieht in den Mond und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wie eins, dems recht weh im Herzen ist. Hat sie nun ein Vaterunser oder zwei dort gestanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort ist's.

Und geschieht dies in gewissen Nächten? fragte Ritter, während es Eisenern durch alle Adern fröstelte.

Ja sehn Sie, sagte Gretchen, wenn nicht Vollmond ist, sieht man sie nicht. Sie soll, wie sie — Gott behüte uns — wie sie noch lebte, ein Fräulein gewesen sein von großem Reichthum und noch schöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der

schönste, reichste und beste auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu sagen ist. Da wurde musiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß sie allein beisammen waren, da riefß mit einer seltsamlichen Stimme draußen vor der Burg: Runz, komm herab! Runz, komm herab! und noch einmal riefß: Runz, komm herab! Die Stimme aber klang so klagend und so drohend zugleich. Der Bräutigam sagte: Das ist mein bester Freund; er ist in Not und ruft mir. Das Fräulein aber sagte: Die Stimme gehört meiner Muhme, die sie vor zwei Jahren tot gefunden haben. Drum grauselte sie, daß sie eine Gänsehaut bekam über den ganzen Leib, und sie sagte zu ihrem Bräutigam: Bleibet bei mir, mein herztaufiger Schatz; die Stimme will euch verlocken; es ist schließlich ein böser Spuk, denn es ist um Mitternacht. Der Ritter aber sagte: Goldseligste Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; sei es ein böser Spuk oder ein guter; mich soll niemand vergebens rufen. Das Fräulein aber sagte: Herztaufiger Schatz, hat sie gesagt, so bleibet nur so lang bei mir, bis die Geisterstunde vorüber ist, und der volle Mond aufgeht. Aber der Ritter nahm seinen Degen von der Wand und sagte: Seid lustig, mein Herz, und grämet euch nicht; bis die Geisterstunde vorbei ist, und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei euch. Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenster und konnte nichts sehn vor der Finsternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da ist denn die Geisterstunde vorbeigegangen, und der Vollmond ist aufgegangen, und sie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter ist nicht wiedergekommen. Da schwur sie, keine Nacht zu ruhn, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu

Bette gegangen wäre. Und wie ihr erster Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, so wartete sie auf einen andern, aber es mochte keiner um sie werben, der um jene Geschichte wußte, weil jeder dachte, es würde ihm ergehn, wie es jenem ergangen war. Darüber ist sie gestorben; ihr Schwur aber ist noch immer nicht erfüllt. So oft Vollmond ist, sieht sie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und thut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond.

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber sagte: Glauben Sies ja nicht; das hat ihr Schreibers Christian erzählt; der ersinnt solche Geschichten.

Wie kommt denn, fragte Ritter die Erzählerin, das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?

Ja sehn Sie, sagte Gretchen, hier, wo jetzt das neue Haus steht, da hat sonst die Burg gestanden, und eh das neue Haus gebaut worden ist, haben Goldensonntagskinder die alte Burg hier gesehen und das Fräulein am Fenster, als wenn sie noch stünde. Seit aber das neue Haus gebaut ist, zeigt sie sich in jenem Fenster, und da soll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube steht, wo jenes Fenster ist.

Hier mischte sich die andre Magd wieder in das Gespräch. Wenn man freilich, sagte sie, sich vornimmt, etwas zu sehn, so sieht man wohl etwas, wo nichts ist. Wer nachts beim Vollmond hier unten steht und die Geschichte gehört hat, kann sich leicht einbilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenster hinauf sieht, das im Mondenschein wie Feuer glänzt, er sieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Gespenst sein, und das wär Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Mensch, daß es keine Gespenster giebt. Das sagte immer mein Vater seliger, der ein gescheiter Mann war, und der wußt es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenns auf

seinem Grund und Boden wäre, und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben.

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikirt: Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte sich das ganze Dorf. Aber wie die Alten sunen, so zwitscherten die Jungen.

Ich dächte, sagte Ritter zu Eisenern, nachdem die Mägde sich entfernt hatten, wir brächen jetzt gleich auf. Noch ist es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hause, der uns für den etwas weitem Weg durch seinen Duft, seine Kühle und seine fröhlichen Vogelstimmen herrlich entschädigen wird.

Eisener, innerlich mit den seltsamsten Vorstellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eignen Willen; fast mechanisch folgte er dem Freunde. Der Pastor lud sie ein, bald wieder zu kommen. Marie, die Eisenern die Hand gegeben hatte, zog sie wie ängstlich verlegen schnell wieder zurück.

Wenn wir Ursache haben, unzufrieden mit uns zu sein oder mit unsrer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbstbedauern alles auf uns und unsre Lage beziehen, wir sind sinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwischen uns und Dingen zu finden, die wir sonst nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erst erschaffen. Die Berührung eines Menschen, wie du bist — sagte er zu sich selbst, während sie gingen, und Ritter auf bessere Aufmerksamkeit seines jungen Freundes rechnend, ein Gespräch anknüpfte, das er allein führen mußte —, deine Berührung erregte dem reinen Wesen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnte sie vor dir. Wie konntest du auch nach den Vorgängen dieser Nacht so frech vor diesem Engel stehn, wie du gethan hast, ohne zu versinken im Gefühle deiner Verdorbenheit! So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche seiner

Stimmung zu vermehren, wozu die rasche äußere Bewegung das ihrige that. — Das Geschehene stand nicht zu ändern; sein rechtliches Gefühl blieb dabei, er hätte in dieser Nacht einem weiblichen Wesen ein Recht auf sich gegeben, das er, wenn sie es forderte, ihr nicht streitig machen könnte; es war ihm eine Beruhigung, sich auf diese Weise gleichsam bestraft zu sehen. Seiner edeln Seele fiel nicht ein, jenem Wesen einen Teil der Schuld aufzubürden, was so nahe lag; vielmehr fand er eine wachsende Lust darin, was davon wirklich das Werk vieler in einander greifender Umstände war, sich als das Resultat einer kalten ruhigen Berechnung von seiner Seite vorzustellen. Der solchergestalt aufgeregten Seele wurde es zuletzt zur Möglichkeit, die Gestalt könnte eine gespenstische gewesen sein, und die Unzufriedenheit mit sich steigerte sich zum mit Schauder gemischten Widerwillen.



In dieser Stimmung brachte Eisener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schloßchen, das er in angenehmer Gegend bewohnte, zu besuchen. Ritter, der Eiseners zunehmende Verstimmung nur zu deutlich wahrnahm und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weise weder durch Frage noch durch Andeutungen vorgreifen wollte, suchte ihn durch kleine Partien zu zerstreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eisenern. Wenn Sie nichts andres heute vorhaben, sagte er, so besuchen wir unsern Freund Breitung. Eisener war bald zum Mitgehen fertig; so machten sie sich denn auf den Weg. Ich verspreche

mir gute Unterhaltung in Rosnigrode, sagte Ritter. Gewiß, entgegnete Eisener, Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwundtlich scheint. Das ist es eben, sagte Ritter. Sie müssen nämlich wissen, daß der alte Breitung nur außerhalb seines Gutes der heitere, oft ausgelassne Lebemann, als den Sie ihn kennen, in seinem Hause aber und unter den Seinigen der ärgste Griesgram und Hypochonder sein soll. Hat ihn ein heiterer Besuch vergessen machen, daß er zu Hause ist, so bedarf es nur eines Umstandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu seinem Gegenteil zu machen. Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als Belege, die er von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eisener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er selbst, durch den kleinsten Umstand an den Gegenstand seiner übeln Stimmung erinnert, dieser anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieser Bemerkung schon durch die That bewiesen.

Gerne hätte er Ritttern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt; für seine Person hätte er sich durch dies Geständnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber seine Denkart erlaubte ihm nicht, das Wesen, an dem er ohnedies gesündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Ritttern, daß sie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab sie ihm Grund — so kam er zum Entschlusse —, gab sie ihm Grund, sich überzeugt zu halten, sie wäre der gespenstische Besuch jener Nacht gewesen, so wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob sie es verdiente, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er sich machen wollte, um nur glauben zu können, er dürfte sich losagen von dem, was er für seine Pflicht erkennen mußte. Daß sein Vater, der bereits eine reiche Partie für ihn hatte, seine Be-

willigung versagen würde, war vor auszusehen. Aber eben das bestärkte ihn eher in jenem Entschlusse, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon seit einigen Jahren hatte er sich mit dem Gedanken getragen, seiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunst, folgend, ein Geschäft aufzugeben, gegen das er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Despotie seines Vaters sich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber seinem rechtlichen Gefühl folgte, nach dem er sich für das Eigentum Juliens ansehen mußte, konnte er sich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerste seines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in diesen Tagen sich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Wesen zu halten, das so hoch über ihm stünde, daß seine Liebe es entweihen müßte. Denn sich selbst verachtete er, wenn er an den Stolz auf seinen sittlichen Wert zurückdachte, der seit jener Nacht zertrümmert war; alles Bewußtsein des Edlern in ihm schien ihm eine Selbsttäuschung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an das er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in sich selbst fand, vielleicht schon in den nächsten Tagen ihn verließ, um sich dem gelobten Lande der Kunst, Italien, zuzuwenden, so ist leicht zu begreifen, daß seine Seele, anstatt sie zu beherrschen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern schwankend, keines Klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unsre Freunde waren kaum noch einen Büchschuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schloßchen herkam, in der angestrengtesten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, so begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erste, und diesem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieser gab vorbeisprengend durch Zeichen

zu verstehn, er hätte keine Zeit, zu plaudern. Altem Anschein nach, sagte Ritter zu Eisenern, kommen wir Breitung jetzt nicht erwünscht. Ist nun jemand, vielleicht er selbst, plötzlich gefährlich krank geworden? — Etwas scheint vorgegangen zu sein, was uns bestimmen könnte, unsern Besuch zu verschieben. Es wird sich ja wohl noch ein Diensthote finden, der uns Rede steht.

Indem hörten sie seitwärts in den Gebüsch eine leidenschaftlich erhobne Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unsre Freunde nicht wußten, bedeuteten sie einige Seufzer oder ein schmerzlich verbissnes Lachen, sagte die Stimme: Gut! gut! so ist er hin. So wird doch alles noch zu Grunde gehn!

Die Stimme klang unsern Freunden wie die Breitung's; einige Augenblicke darauf sahen sie wirklich Breitung aus dem Gebüsch treten. Gesicht und Gebärden paßten zu jener leidenschaftlich erhobnen Stimme. Wie er die Freunde sah, heiterten seine Züge sich auf, er drückte beiden die Hände und hieß sie mit Freundlichkeit willkommen. Diese Freundlichkeit, durch die die mühsam versteckte Bekümmernis dennoch hindurchsah, hatte etwas Rührendes. Er führte die Freunde in seine Wohnung. Seine Frau, der er sie vorstellte, eine stattliche Gestalt mit angenehmen Zügen, begrüßte sie so herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangnen Heiterkeit, die seltsam mit seinem bekümmert feierlichfreundlichen Wesen kontrastirte. Eisenern fiel ein, wie wenig schmeichelhaft Breitung von den Frauen zu sprechen pflegte; er glaubte die Ursache zu begreifen und bedauerte seinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeste Rücksicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, dessen Gegenwart sie sogar halb und halb ignorierte, sich ihrem heitern Temperament überließ, und verdachte ihm nicht, daß er nun auch seinerseits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken schien.

Unser Eisener saß bei Tische zwischen Julien und Rittern. Die geistige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er sich anthun mußte, sein Bewußtsein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brausten, das Bestimmte des Weltmanns, das ihm sonst fehlte, und so kam es, daß er äußerlich die Gesellschaft beherrschte, während er innerlich nichts weniger war als sein eigener Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Gespräch auf Marien gelenkt hatte, wie er so gern that, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerksamkeit Eiseners gegen Julien, die so sehr einer wachsenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiseners treuherziges Wesen lieb gewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, seine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu sehen, ein Anliegen, das Ritter und seine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das seine Frau mit ihm theilte.

Freilich mußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eisenern gerade die der erwünschten entgegengesetzte Wirkung that, wie sie die Kluft, die er zwischen Marien und sich sah, nur immer erweiterten, obgleich seine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus seinen Vergleichen von Mariens Werte mit seinem Unwerte hervorgingen.

Marie, sagte er, ist nicht zur Liebe geschaffen, nur zur Verehrung. Die Liebe ist ein Bedürfnis und wendet sich nur dem Bedürftigen zu. Diese in sich abgeschlossene Seele wird, wie sie an sich selbst das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verstehn. Die Neigung, die um sie würbe, müßte sie ängsten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß sie seine Neigung gegen sie erwiderte!

Über die Idealisten, rief Breitung's Frau mit scherzendem Zorn. Ihr armen deutschen Mädchen, glaubt

ihr euch geliebt von dem, der sich mit den Künsten eines Poeten in euer Herz geschlichen, und der der Idem euers engen, treuen Daseins geworden ist? Euch hat er nicht geliebt; ein Schillersches Wahn-
bild hat seine Phantasie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt seinen Irrtum büßen. Um seinetwillen habt ihr den Anspruchslosen abgewiesen, der euch selbst liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch ein fester Stab geworden wäre, wo jener in seiner Künstlichkeit für sich selbst keinen Halt hat und ihn in eurer Idealität eben sucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verschmäht. Habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemüts eitelleit in sich selbst, die sich in euch nur bespiegeln wollte. Gehören Sie auch zu diesen Bösewichtern? In dem Tone, mit dem sie die letzten Worte sprach, war mehr Ernst als Scherz.

Der junge Eisener war noch nicht so verkünstelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müssen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch diese Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte sogleich über den verwundeten Teil die Spinnenweben der Selbsttäuschung einer großartigen Resignation, daß das Edle verkannt werden mußte.

Wissen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geisterhafte Schöne unter uns gewandelt hat? fragte Breitung, der, wenn er sah, daß das Gespräch sich um ein Thema drehte, das seine Frau interessierte, sogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eisener wandte unwillkürlich bei diesen Worten seine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erschrak; denn an dieser Gewißheit fühlte er erst, daß er gewünscht

hätte, es möchte anders sein, fühlte er erst, wie er Marien liebte.

Das Gespräch wurde jetzt auf andre Weise unterbrochen. Ein junger Mann, wahrscheinlich Breitung's Verwalter, kam schnell herein. Breitung, der zu erschrecken schien, wie er ihn sah, heftete fragend seine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Gesellschaft; er bückte sich zu Breitung nieder und sprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umstehenden verstanden nur die Worte: Wilm sagt, sie haben den Baron im Schierlißgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend.

Breitung erhob sich eilig, stammelte einige Entschuldigungen und entfernte sich hastig mit dem Verwalter. Breitung's Frau knackte währenddes gleichgiltig einige Mandeln, deren Kerne sie mit Julien theilte, der sie dieselben ohne weiteres in den kleinen Mund steckte. Die ganze übrige Gesellschaft war verstört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wieder kam, erhoben sich alle von den Stühlen. Einige empfahlen sich. Auch Ritter und Eisener hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundschaft drohte, wenn sie gingen.

Er schien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wohin die Überbleibsel der Gesellschaft ihm gefolgt waren, beim Wein und interessanten Gespräch in jene Stimmung, in der ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marktkinder Jahrmarkte wieder erkannten. Seltsam war es, daß in demselben Maße, in dem Breitung's gute Laune wuchs, seine Frau einsilbiger und zuletzt ganz still und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängstende vergessen, und die jungen Leute begannen zu spielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt sich mit der Dame vom Hause, deren gesunder Verstand über einen Reichtum von

Kenntnissen disponierte, der ihn in Verwunderung setzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und schlecht verhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geschadet hatte. Sie sagte: Es that mir leid, wie ich sah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der sich einmal nicht bewältigen kann.

Es giebt, entgegnete Ritter, Lagen und Stimmungen, in denen man sich allem Bemühen zum Troste nicht bewältigen kann, dann tritt von seiten der andern die Rücksicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr imstande ist.

Und was glauben Sie denn, fragte die Dame, ihn mit großen Augen ansehend, das meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren sei?

Es wäre indiskret, sagte Ritter, hier forschen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft seine ängstliche Sorge einen theuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne, und der sich seiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun er soll gefunden worden sein — aus einer Wunde blutend.

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachlust nicht länger widerstehn. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tausendmal, ihr zu verzeihen, daß sie über den versuchten Selbstmord des jungen Barons lachen mußte, und lachte immer wieder. Ach der gute Baron, sagte sie, oft vom Lachen unterbrochen, der gute blondbärtige interessante junge Mann; er hatte etwas Melancholisches in seinem Blick, doch schien er sich ganz gemüthlich in seinem Pelze zu befinden.

Ritter konnte nicht unwillig auf sie werden, so herzlich bat und lachte sie. Ich will nicht hoffen — sagte er, selbst lachend.

Hoffen Sie immer, entgegnete die Lachende. Schon öfter ängstigte man sich um ihn; Boten flogen ver-

gebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron ist nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort sollte er verwundet, dort tot gefunden worden sein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er sanft geschlafen hatte, mit graziösem Dehnen und leisem Tritte ganz gemüthlich in das allgemeine Lamento hereingesponnen kam. Wahr ist's, man kann nicht leicht einen schönern Rater sehen, als den Rater Baron. — Man möchte weinen, müßte man nicht lachen, fuhr sie fort, indem sie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, muß man dergleichen mit ansehen und anhören. Was soll man dazu sagen? wie sich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht sentimental genug, nicht tief genug empfindend, und so denkt und spricht er sich in solche Bekümmernisse hinein, nur um sich selber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zur Frau hat. Dazu giebt ihm nun der Rater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die schönste Gelegenheit.

Während die Dame vom Hause solchergestalt Rattern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl seinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

Lieber Eisener, sagte er zu ihm, erlassen Sie mir die Versicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erst machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzuthun; glauben Sie mir jenes unausgesprochen. Freund Eisener, Ihre Weiber! Ihre Weiber! die Sie so hoch verehren; sie werdens Ihnen so schlecht vergelten, wie sie jedem thun, der sie in seinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefste in ihnen ist noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen Teufel, und entsetzlich viel Eitelkeit in eine

Sammethaut eingefasst — und das Weib war fertig. Sie sind nie etwas, sie scheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn sie lieben, drum ist ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigsten Augenblicke, wenn ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen, hängt sie noch einen Schleier mehr über sich. Auch die Wahrhaftesten gestehn nur Fehler ein, mit denen sie kokettieren können, und ich wette, am jüngsten Tage erscheinen sie noch vor dem Weltenrichter in Tricots.

Breitung hatte sich in einen gewaltigen Eifer hineingesprochen; Eisener hielt solche Äußerungen einem Manne zu gut, der dem ganzen Geschlechte die Kälte und Herzlosigkeit vorwarf, die seine Frau, wie Eisener gesehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: Nehmen Sie sich in acht vor jener kleinen hübschen Schlange. Während sie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß sie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn — wirklich ein wenig in Sie verliebt ist, giebt sie sich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie sie rot wurde, als ich von der Schönen sprach, die als Geist unter uns gewandelt wäre? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja gesehen haben, sich ganz heimlich aus dem Zimmer schlich, nachdem er erst noch fest zu schlafen geschienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden ist.

Eisener schwankte wieder zwischen jenen beiden sich widersprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebte; denn er wünschte, Julie möchte die Rechte nicht an ihn haben, die sie, war sie jener nächtliche Besuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eifersüchtigen Verdrußes, wenn er

sich dachte, sie hätte dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verschaffen, ob Julie jener Besuch gewesen wäre oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil seines Herzens an der Frage zu verbergen, sagte er mit dem gleichgiltigsten Tone, dessen er eben mächtig wurde: Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, das bei Vollmond im Marklinder Pfarrhause umgehen soll?

Breitung, der hinter dieser Frage die Absicht vermutete, dem Gespräch einen andern Gegenstand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, seine Warnung zu wiederholen.

Ja dieses Fräulein, entgegnete er, das bei Vollmond in dem Fenster des Zimmers sich zeigt, neben dem Sie mit Ritter übernachteten — haben Sie es gesehen?

Ritter sagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns seine Geschichte erzählt, antwortete Eisener.

Marie, sagte Breitung, und Eisener wunderte sich nicht, daß sein Wirt von dem Fräulein auf Marien übersprang; an seinem wachsenden Eifer sah man, wie gern er von ihr sprach; Marie ist ein wundersames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich so sagen darf, die Kühle ihres Wesens und das Unbedürftige, Geistige desselben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot ist ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig ausreichend für einen ganzen Tag —, so möchte man fast glauben, sie wäre ursprünglich gar nicht von dieser Erde, sondern etwa auf dem Monde zu Hause, der mehr Einfluß auf sie zu üben scheint, als jene. Schon als Kind war sie ein eignes Wesen; sie sprach eine Sprache für sich, die nur der Eingeweihte oder ein sehr poetischer Mensch verstehen konnte. Alles Leblose war ihr

lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja sogar in Möbel und Kleider trug sie die Empfindungen einer menschlichen Seele hinüber. Sie vermischte die Sinnesindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, so daß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klangen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte sie das blaue Lied.

Mit dem siebenten Jahre etwa gab zum Erstaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewunderung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zwecklosen Träumen, die mit so lebendiger, beweglicher Phantasie stets verbunden ist, der jener gerade entgegengesetzten Richtung Raum. Von da begann sie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Wesen eigen ist. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die sie beobachteten. Ein himmlischer Segen schien dabei alles zu begleiten, was sie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte sie an den idealistischen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten sich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

Mit dem Beginn der Reise trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirksamkeit, aber nur zeitweise und gleichsam verstohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnsucht gewesen; als kleines Kind hatte sie stundenlang ohne Abwechslung in den Mond sehen können; war sie krank, so mußte Mutter oder Wärterin sie an das Fenster tragen, durch das sie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er sonst auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes

verläßt sie öfter ihr Lager, kleidet sich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier steht sie einige Zeit und wendet die geschloßnen Augen dem Monde zu; dann läßt sie den Vorhang herab, entkleidet sich und legt sich in das Bett, das an dem Orte steht, wo sie als Kind zu schlafen pflegte. So wie der Mond die Fenster dieses Zimmers verläßt oder durch die Fenster ihres jetzigen Schlafgemachs scheint, erhebt sie sich wieder, kleidet sich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie selbst weiß nichts von diesen Wandrungen und was man gethan hat, sie während derselben zu erwecken, ist vergeblich gewesen. Der Arzt meint, daß diese Anfälle von Mondsucht mit der vollendeten Reise oder wenigstens mit ihrem ersten Kindbette auf immer sich verlieren werden. —

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderschreien vieler Stimmen unterbrochen, die seinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiseners Hand und bat ihn um Entschuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit sich selbst oder der übrigen Gesellschaft überließe. Wäre Breitung in diesem Augenblicke weniger zwischen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt gewesen, die ihm näher lagen, so hätte ihm die Bewegung nicht entgehn können, in die seine Erklärung seinen jungen Freund Eisener versetzt hatte.

Dieser suchte sich die einsamste Stelle des Parkes. Dort lehnte er sich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens suchte er die Klarheit über sich selbst, die ihm von Kind auf Bedürfnis gewesen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirn in die kühlen Blätter der Büsche. Sein Herz klopfte so gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umschlungen hielt, daß es mit jedem Schlage seinen ganzen Körper zurückdrängend erschütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menschen das Heiligste sein muß, sich ver-

gangen zu haben, an der Unschuld selbst, an der Gastfreundschaft, an der heiligen Hilfslosigkeit des Schlafes — und doch fühlte er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien seine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieser Gewißheit reifte seine Liebe zu dem schönen Mädchen, deren Schuldner er sich in so hohem Grade fühlte, zu solch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in seinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht sie aufwog. Zerstreute Bilder einer schönen Zukunft glitten ihm so schnell vorüber, daß er vergebens sich mühte, nur eins davon festzuhalten. So oft er sich körperlich ruhebedürftig fühlte, so oft trieb ihn die Unruhe seiner Seele vom Orte wieder auf. Ohne recht zu wissen warum, vermied er die Wege; es that ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Gesicht schlugen. Ein naheß Rauschen lockte ihn — die Unruhe im Menschen gesellt sich gern der Unruhe in der Natur —; nun stand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die sich unlängst getrennt, um sich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte tauschte ihr Wasser über ein Wehr, etwas weiter hin in den emsigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete sich zwischen weißstämmigen Birken eine liebliche Aussicht. Netze Häuser an einem sanften Hügel hingestreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuser ward ein Storchnest, daneben die breite Krone einer riesigen Linde sichtbar. Er mühte sich, zwischen den fernen Häusern und Bäumen ein rosenfarbnes Gewand zu entdecken. Was eine erste Liebe beseligendes haben kann, all das empfand Eisener zum erstenmale und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens. Alles andre, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Lust als das Seine, indem er es über jenem zu vergessen schien.

verläßt sie öfter ihr Lager, kleidet sich an und geht hinauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier steht sie einige Zeit und wendet die geschloßnen Augen dem Monde zu; dann läßt sie den Vorhang herab, entkleidet sich und legt sich in das Bett, das an dem Orte steht, wo sie als Kind zu schlafen pflegte. So wie der Mond die Fenster dieses Zimmers verläßt oder durch die Fenster ihres jetzigen Schlafgemachs scheint, erhebt sie sich wieder, kleidet sich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie selbst weiß nichts von diesen Wandrungen und was man gethan hat, sie während derselben zu erwecken, ist vergeblich gewesen. Der Arzt meint, daß diese Anfälle von Mondsucht mit der vollendeten Reife oder wenigstens mit ihrem ersten Kindbette auf immer sich verlieren werden. —

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderschreien vieler Stimmen unterbrochen, die seinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiseners Hand und bat ihn um Entschuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit sich selbst oder der übrigen Gesellschaft überließe. Wäre Breitung in diesem Augenblicke weniger zwischen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt gewesen, die ihm näher lagen, so hätte ihm die Bewegung nicht entgehn können, in die seine Erklärung seinen jungen Freund Eisener versetzt hatte.

Dieser suchte sich die einsamste Stelle des Parkes. Dort lehnte er sich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens suchte er die Klarheit über sich selbst, die ihm von Kind auf Bedürfnis gewesen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirn in die kühlen Blätter der Büsche. Sein Herz klopfte so gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umschlungen hielt, daß es mit jedem Schlage seinen ganzen Körper zurückdrängend erschütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menschen das Heiligste sein muß, sich ver-

gangen zu haben, an der Unschuld selbst, an der Gastfreundschaft, an der heiligen Hilfslosigkeit des Schlafes — und doch fühlte er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien seine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieser Gewißheit reifte seine Liebe zu dem schönen Mädchen, deren Schuldner er sich in so hohem Grade fühlte, zu solch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in seinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht sie aufwog. Zerstreute Bilder einer schönen Zukunft glitten ihm so schnell vorüber, daß er vergebens sich mühte, nur eins davon festzuhalten. So oft er sich körperlich ruhebedürftig setzte, so oft trieb ihn die Unruhe seiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wissen warum, vermied er die Wege; es that ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Gesicht schlugen. Ein naheß Rauschen lockte ihn — die Unruhe im Menschen gesellt sich gern der Unruhe in der Natur —; nun stand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierliß, die sich unlängst getrennt, um sich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauschte ihr Wasser über ein Wehr, etwas weiter hin in den emsigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete sich zwischen weißstämmigen Birken eine liebliche Aussicht. Ketten Häuser an einem sanften Hügel hingestreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuser ward ein Storchnest, daneben die breite Krone einer riesigen Linde sichtbar. Er mühte sich, zwischen den fernen Häusern und Bäumen ein rosenfarbnes Gewand zu entdecken. Was eine erste Liebe beseligendes haben kann, all das empfand Eisener zum erstenmale und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens. Alles andre, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Lust als das Seine, indem er es über jenem zu vergessen schien.

Seine theiligsten Grinnerungen, seine schönsten Hoffnungen, alle seine Neigungen fühlte er wiedergeboren und verklärt durch diese süßeste. Alle Wonnen seines Lebens umarmten sich in dieser.

Als er endlich sich wieder zu der Gesellschaft fand, hatte diese sich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildsprung, der ihn zu der Reise, die sie zusammen zu machen gedachten, erst morgen hatte abholen wollen, war schon heute gekommen, weil sein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten hatte, den letzten Abend vor ihrer Abreise ihm zu schenken und Ritttern, von dem er viel gehört, und den er kennen zu lernen wünschte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eisenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abschied zu nehmen. Eisener fuhr mit den beiden bis an den Gasthof im Gebirgsgrunde, wo er sich einlogiert hatte. Gern hätte er Ritttern seine neuen Gefühle und Entschlüsse mitgeteilt; er tröstete sich mit dem Briefwechsel, den sie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gasthose angelangt; Eisener stieg aus. Noch ein Händedruck, und bald verschwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderschönen Grund gänzlich verleiden.



Eisener war noch nicht lange auf seiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend still gestanden, sich zu ergießen begann. Der Regen wurde immer stärker, die Wolke schien sich ganz in den Grund hinein legen zu wollen. Eisener konnte

durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und in gedankenschnellem Wechsel lichter und dunkler vor seinen Augen hin und hertrieb, auch die Umrisse des nahen gegenüberstehenden Thalufers nicht erkennen. Auf der Straße unmittelbar unter seinen Fenstern eilten Obdachsuchende in groteskem Aufzug, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeschürzt, so hoch man es mit der Notwendigkeit entschuldigen zu können sich getraute, mit sich allein hinreichend beschäftigt oder einen Teil seiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Thorwege oder, konnte man diesen nicht schnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung, Tracht und Gile an sich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eisener hatte die Stirn an das Fenster gedrückt und sah mit dem einen Auge in sich hinein, mit dem andern auf die Straße, dort Flucht und Verwirrung wie hier. Aus der Gedankenlosigkeit, in die er verfallen war, riß er sich mit Anstrengung auf, um von neuem in sie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen so plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont rosig angehaucht von der Abendsonne. Der leise Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den schweren Blättern zu schütteln; nach immer längern Zwischenräumen ließ sich der eigentümliche Laut vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äste spritzend streift oder auf der Fläche eines Blattes zerspringt, von dem Rauschen des Blattes begleitet, das der Erschütterung einen Augenblick leise wiegend nachzittert.

Eisener hatte das Fenster geöffnet. Der Staub, der sonst die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Zungen beschwerlich fällt, war durch den

Regen niedergeschlagen worden; die gereinigte, erfrischte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umträufelten Birken- gipfel auf den Höhen der gegenüberstehenden Berg- wand leuchtete; der rötliche Abglanz auf dem schmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt lassen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wiesengrund lockten Eisenern aus dem Hause.

Unwillkürlich schlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde seine Stim- mung heiterer. Während er mit seinem Innersten selig bei Marien war, sagte er vor sich hin: Jedem andern ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr. Von seinem innern Reichtum leiht er die Seele, deren Sympathie ihn tröstet, erheitert, erhebt; sie ist sein Echo, sein Spiegelbild, das ihm als ein Selbständiges entgegentritt, und so ist seine Zusammenstimmung mit der Natur nur seine eigne innere Harmonie. Wer diese Harmonie aus sich herausgetrieben hat, der findet sie auch außer sich nicht mehr; wer sich der Natur nicht verschließt, dem verschließt sich auch die Natur nicht.

So sprach er vor sich hin und schien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit seines Glücks, die durch jedes ruhige Wort klang, und so erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden und freudegebendes Bild die leidenschaft- lichen Selbstanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch sich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entschluß stand fest in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, sondern als etwas, was sich von selbst versteht und gar nicht anders sein kann: Marie wurde sein. Der Alte schlug einen Schwieger- sohn, an dessen Persönlichkeit er sein Gefallen bezeugt

hatte, und der überdies ein sehr reicher Erbe war, so wenig aus, als Eiseners Vaters seinem Sohne gegen das Versprechen, dem Geschäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu leben, zu einer solchen Verbindung seinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne sagen zu können, ja ohne sich zu fragen, warum. Kurz, er sah keine Schwierigkeit, kein Hindernis; und das bedeutendste würde ihm in dieser Stimmung leicht übersteiglich geschienen haben.

Eisener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen stehn, vor dem ein alter Bauer auf einer Rasenbank saß und durch den Dampf seiner Thonpfeife behaglich vor sich hinsah. Mit freudiger Überraschung erkannte er, dem Augenmaße nach kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. Ist das Marklinde? fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenster mußte es sein, an dem die Erscheinung jener abenteuerlichen Nacht gestanden und in den Mond gesehen hatte, der damals, wie jetzt, von ihm widerschien.

Der Alte antwortete. Eisener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geschwähigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: Dort wird bald Hochzeit sein, seine Aufmerksamkeit getroffen. — Nun dort im Pfarrhaus, entgegnete der Alte. Und woher wißt ihr das schon? fragte Eisener verwundert. Der Alte entgegnete: Der junge Herr Jansen ist ja ganz veressen auf die Mamsell. Jansen — Mamsell — wiederholte Eisener und wunderte sich nun über sich selbst, wie er hätte glauben können, der alte Bauer wüßte um das, was er noch als Geheimniß in seinem Herzen trug.

Der junge Herr Jansen, sagte der Bauer, ist Kontrolleur da drüben in dem Kohlenwerke; er ist fast jeden Tag bei dem Pastor, und die werden gewiß ein

Paar. Wer ist denn die Mamsell, von der er spricht? fragte Eisener, indem es ihm war, als müßte er eine andre Antwort hören, als die er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur fest wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: Was denn sonst für eine — und wurde freundlicher, je länger er von ihr sprach — was denn sonst für eine, als die Mamsell Marie vom Herrn Pastor. Er ist ein hübscher, guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn sie verdient noch einen bessern, mit allem Respekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es ist keiner im Lande, der zu gut für sie wäre. Wär ich der Herr Pastor, ich hielte mit ihr zurück; es kommt schon noch einmal einer, der gut bietet. Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke.

So seltsam ist der Mensch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unsern Eisener herab aus seinen Himmeln warf und sein „Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke“ ihn wieder hinaufhob.

Der Alte sagte: Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritte noch bis zum Herrn Pastor; die Leute sind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und sie könnens auch, setzte er hinzu, indem er seine Pfeife an der Fläche der einen Hand ausklopste; die könnens auch, denn wo die Mamsell Marie wirtschastet — Gott behüte sie; ich will sie nicht beschreiben —, da fehlt's nie.

Der Alte wünschte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem schiefwinkligen Vorbau von ungeschälten Stämmen und halb ausgewaschenem Lehm in sein Häuschen führten, hüstelnd hinauf. Eisener zog es mit Macht nach dem Pfarrhause hinüber.

Im Gehen sah er, wie eben in der Wohnstube des Pfarrhauses Licht angezündet wurde. Eine Weile

dämmerte es, dann leuchteten die Fenster recht gastlich lockend ihm entgegen. Nun wurde es wieder düsterer, nun wieder heller; das Licht bewegte sich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, dessen Fenster es erhellte, dann wieder zurück in das erste, bis endlich beide erhellt blieben.

Eisener dachte sich die geschäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, sah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge rosig umzittert, malte sich selbst mit auf das trauliche Phantasiebild, wie er behaglich sitzend dem wirklichen Treiben des schönen Wesens zusah. Als er an der Thür angekommen war, stand es fest in ihm, noch heute müßte über seine Zukunft entschieden werden, und die Entscheidung könnte nur so ausfallen, wie er hoffte, wie sie ausfallen mußte, sollte er nicht so unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Hoffnungen sich glücklich fühlte. Es handelte sich hier nicht allein um den Besitz des geliebten Mädchens, es handelte sich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gut zu machen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Hausthür geöffnet. Im Hausflur bewegte sich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubenthür ein Durcheinander von leisem Flüstern, eiligen leisen Schritten; die Thüren in die Küche und Kammern an der Wohnstube wurden leise in das Schloß gedrückt und wieder ebenso leise geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindesten Lärm zu vermeiden, etwas Rastloses, Wirres in alledem; es schien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hauste.

Um nicht absichtslos zum Lauscher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erst von eiligen Schritten verlassen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Thür hing die alte Schwarz-

wälderuhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem Rosabande; auf dem alten Klavier zwischen der Thür und dem Fenster standen einige Blumentöpfe mit Epheu, dessen Ranken sich um eine Art Spalier, aus Tannenspänen geschnitz, gelehrt schmiegt. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenrisse um das Porträt eines alten Leipziger Professors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Lustloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte sich folgsam durch die Maschen von Bindfaden an der Decke hin; die andre hatte sich frei gemacht und hing innen am Fenster herab, als wollte sie sehen, wie Mutter und Schwestern draußen sich gebahnten.

Ein männlicher, aber leiser Tritt näherte sich; ein junger Mann trat herein; Eisener erkannte in ihm seinen Tischnachbar und Bekannten vom Marktlinder Jahrmärkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt hatte, war er gewiß, es wäre kein anderer als Herr Jansen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derselbe, den ihm der alte Bauer als wahrscheinlichen Eidam des Pastors genannt hatte. Herr Jansen sah sehr blaß aus, der Ausdruck seines Gesichtes, mit dem er Eisenern die Hand gab, erschreckte diesen.

Ich will nicht hoffen, sagte Eisener, daß ich unsern freundlichen Pastor krank finde, vielleicht gar —

Krank mag er wohl sein, entgegnete Jansen mit gedämpfter Stimme, krank am innersten Herzen. Marie ist gestorben.

Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch Eisenern hin; im Augenblicke darauf fühlte er eine seltsame Gleichgiltigkeit, wie wir sie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen sein sollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könnte ja Marie gar nicht sterben oder gar schon gestorben sein.

Es kam ihm selber seltsam vor und als etwas, was nur im Traume geschehen könnte, wie er immer leise und ruhig vor sich hinsagte: Das ist Betäubung, was du für Ruhe hältst; der Schmerz kommt nun erst.

Sie kommen wie gerufen, fuhr Jansen fort; bei des Pastors heftigem Wesen ist das Schlimmste für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun ist er aus Mattigkeit ruhig; sehen Sie selbst —

Er führte Eisenern durch die Thür unter der Schwarzwälderuhr, neben Mariens Strohhut. Eisener stieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten sich, ihn aufzuheben; wie Eifersucht wogte es einen Augenblick in Eisenern auf; so lang empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächste Augenblick wieder in die gleichgiltige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergessenen Erzählung oder eines Traumes entrückte, dessen man sich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem rosenfarbnen Kleide, in dem er sie jenen Morgen gesehen, mit über der Brust gefalteten bleichen Händen, das Gesicht durchsichtig und geisterhaft schön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Pastor, ebenso bewegungslos; seine Hände saßen krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über seine Gestalt hin, als wollte der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerstande gespannt hatte, sich im Schluchzen lösen.

Eisener setzte sich, die Kniee versagten ihm den Dienst, auf einen Stuhl am Bette; eine seltsame Kühle fühlte er durch seinen ganzen Körper sich verteilen. Jansens Worte hörte er, ohne ihren Sinn zu fassen, wie aus der Ferne hallend.

Sie war ein seltenes Wesen, sagte Jansen, und es war kaum zu bestimmen, ob er zu Eisenern sprach oder zu sich selbst. Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daseins konnte keine leidenschaftliche Täuschung auf-

kommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Gestalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, so konnte sie niemand unrecht thun und das Unrecht, das sie litt, leicht verzeihen; dann war sie nur über die Reue betrübt, die das andre, wie sie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Besinnung und Einsicht kam. Und niemand wurde es leichter, einem Irrenden zur Einsicht in seinen Irrtum zu verhelfen, als ihr, weil niemand so leicht als sie die Eitelkeit ihres Ichs fallen lassen und sich in das innerste Wesen eines andern versetzen konnte als sie. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, so freute sie sich desto mehr über das, was sie hatte. So hat sie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abschlagen müssen. Was sie von sich selbst mit Strenge forderte, nahm sie von andern als ein Geschenk; so verzieh sie allen, nur sich nichts. Hatte sie ein Bedürfnis, so war es Thätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauses, um die Zufriedenheit und das Gedeihen seiner Bewohner. Wo sie lieben konnte, war sie glücklich und daheim; doch selbst die Liebe zu ihrem Vater sprach sich nie leidenschaftlich und stets mehr in unermüdeter Aufmerksamkeit und Sorge auch für das kleinste Bedürfnis, das nur sie erraten konnte, als in lebhaften Bezeugungen aus. Überall ging sie den nächsten Weg, gleich entfernt von weit Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es wäre erst die Vorbereitung, war die Sache selbst schon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andre durch Verstecken erst recht sichtbar, durch Schonung erst beleidigend, durch Milderung auffallend machen, sagte sie gerade heraus, aber so, daß man gestehn mußte, das Zartgefühl wäre am besten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen schien, das Weiche, Anschmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was sie besaß, raubte. Seit dem letzten hiesigen Jahrmarkte

war sie verändert, in jener einen Nacht schien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren, kalten Bilde geschlummert hatte, zauberschnell zu Knospe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, daß dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes sein sollte!

Seit jener Nacht? fragte Eisener voll Angst.

Seit jener Nacht, entgegnete Jansen, ohne zu bemerken, was Eiseners totenbleiches Gesicht von den Bewegungen seiner geängsteten Seele erzählte.

Jansen wurde hinausgerufen.

Seit jener Nacht, wiederholte Eisener, indem er sich bemühte, den ganzen Sinn zu fassen, der für ihn in diesen Worten lag.

Jetzt erhob sich der Pastor und zeigte Eisenern ein Gesicht, vor dem dieser erschraf. Er wandte es in die Höhe, streckte die krampfhast geballten Hände nach oben; seine Stimme und Sprache, leise und accentlos, fast gleichgiltig klingend, kontrastierten seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seiner Gebärden und dem Inhalt seiner Worte.

Warum gabst du mir sie, wenn du mir sie wieder nehmen wolltest? Warum mußt ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln sollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu schaffen? Ich wollte nicht sein; du brauchtest ein Dasein, das du zu deiner Lust zerschmettern konntest, und so werden wir und — sollen dir's noch danken?

Eisener graute vor dem Treiben des Pastors, dessen Verzweiflung er für sein Werk ansah. Er wagte nicht, die schöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh er die Stube und das Haus verließ und sein Herz voll Kummer und Gewissensangst hinausstrug in die schöne Nacht, so schön und heiter, als gäbe es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumstamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu sich. Er hielt sich an einem Aste fest. Sie war so sehr die Unschuld selbst, sagte er zu sich, daß die bloße Berührung eines Glenden, wie du bist, sie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligsten, an dem Gastrecht, an der Unschuld, an der Hilflosigkeit des Schlafes, dich hassen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entsetzlichsten Verzweiflung preis gab.

Die ganze Nacht brachte unser armer Freund im Freien zu, bald ruhig stehend, um sich so recht in die selbstmörderische Lust zu versenken, die ihm diese Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angst getrieben, mit Hast dahineilend, als wollte er sich selbst entfliehn. Er wünschte, toben zu können wie der Pastor, nur um des Bewußtseins ledig zu werden, das ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was als überdachte, berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Lust zu thun trieb, eine stärkere Seele als die seine zerbrechen mußte.



Wäre Eisener nicht schon am Morgen jener Nacht voll Herzensangst und Gewissensbisse auf der Reise nach Amerika gewesen, es wären ihm Jahre des Kummers erspart geblieben. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealistischen Lüge in uns, wir seien alles das, wozu wir höchstens die unausgebildeten Anlagen besitzen, die glänzende Larve abgerissen werden, damit wir wahre und gute Menschen werden können. Wir müssen an uns selbst überzeugt werden,

wie schwach der Mensch ist, damit wir einsehen, man müsse bei der Beurteilung des Einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menschheit, des Idealen, halten; wir müssen aber als Sieger aus jenem Verluste hervorgehn, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menschen lebt, erkennen und den Menschen mit seinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasimieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu, als die erhabne Verachtung, mit der er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein — weil er es sich nur zutraut.

Und was traut er sich nicht zu! Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn sein Kopf erwärmt war, in Gedanken unterdrückte Länder befreit, den Tyrannen in das Gewissen geredet auf die wahrscheinliche Gefahr hin, seinen Mut und sein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unser Vollbringen so unendlich weit hinter unserm Wollen zurückblieb, so waren es die Umstände, das Schicksal, deren Ungunst wir anzuklagen hatten; im schlimmsten Falle setzten wir schon ein Verdienst in das Wollen, in das Wollenkönnen; unsre Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Mensch hat wenigstens eine Stelle in seinem Charakter, an der seine Selbstbeobachtung vorsätzlich mit geschlossnen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge fassen wollten, sich als unhaltbar ausweisen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen sogar

Schwächen an. Eine solche ist der erhabne Bohn, von dem der zu weiche und sanfte so gern andern und sich selbst erzählt, daß er hineingeraten könne und bei Gelegenheit wohl schon hineingeraten sei; und er spricht sich in das Gedicht bis zur eignen, bleibenden Illusion hinein.

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus, und als sein Gegensatz aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungs Krankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit ist der Schmutz, der durch diese Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könnte, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen. Wie sonst all sein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, ist es ihm nun eine stille Lust, zu lieben. Wie er vorher tyrannisch, was ihm begegnete, sich assimilieren wollte, so achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organisch hervorgeht.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größern, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menschen nur besitzen diese Innigkeit, der es keine Selbstverleugnung ist, sich selbst zu verleugnen, als Natur; Marie gehörte zu diesen.]

Es war ein Scheintod gewesen, der den jungen Eisener mit Qualen belastet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergessen ließ, was er sich und seinem Stande schuldig wäre, und dem wohlmeinenden Jansen Gelegenheit gab, seine Theilnahme an der Familie des Pastors thätig zu zeigen. Marie erwachte

von dem Starrkrampf, der sie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erscheinen lassen.

So heftig vorher des Pastors Schmerz, so über alles Maß erschien jetzt seine Freude. Jansen behielt seine männliche Mäßigung. Auch schien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Gesundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufne Arzt erklärte, hier würde im guten Falle nur die Hilfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters diesen Ausspruch aufnahm. Sein Zorn wendete sich zuerst gegen den Arzt, und da der Zustand Mariens bald keinen Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausspruches zuließ, gegen das gute Mädchen selbst, die geglaubt hätte, was sie fühlte, was man ihr sagte, wäre nur ein lebendiger, schwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von seiten ihres Vaters sie nur zu unsanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß sie Mutter werden sollte, erschien ihr so seltsam und wunderbar, daß sie sich selbst wie eine andre vorkam oder wie plötzlich in eine andre Welt versetzt mit fremden Menschen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eignen Stimme, der Ton der Glocke schien ihr ein anderer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu kennen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zustande. Breitung, ihr wärmster Freund, kam nach Marklinde, um sich selber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben schenken wollte.

So sehr es ihn schmerzte, sich gestehn zu müssen, daß er sich in ihr geirrt hätte, nahm er doch ihre Partei gegen ihren Vater, um diesen zu milderer Behandlung der Gefallnen zu stimmen. Was geschehen

ist, sagte er zu dem Pastor, läßt sich nicht mehr ändern. Was noch geschehen kann, steht zum Theil in deiner Hand; unmännlich wärs, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Besten die schwache Stunde schlagen kann, daß diese schwache Stunde sich selbst nur zu bitter straft, und die Gefraßte dein Kind ist, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beistand zusteht.

Dem Pastor zuckte es um den blassen, eingeknickten Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er sie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenstand im Auge hat. Ich will ruhig sein, sagte er; ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es ist mein Tod, und ich will thun, als wär es nichts — siehst du, ich lasse dichs nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um sein ganzes Lebensglück gebracht hast, du, die gerade — siehst du, ich unterdrücke alles, was ich dir sagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt, als mein eignes, das du zertrümmert hast — Gott verzeihe dirs, wenn er kann. Siehst du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hättest du — siehst du, ich will thun, was kein gekränkter, gemordeter Vater mehr thut, ich will deine Ehre zu retten suchen; sage, von wem es ist; und wärs der geringste Knecht, und wärs mein Feind — ich will nichts dawider haben, wenn du ihn heiraten willst.

Marie sah ihn freundlich an; sie fühlte es ja so bestimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen würde, wo ihr Vater bereuen müßte, sie so lieblos behandelt zu haben; sie fühlte das so lebhaft, daß ihr war, als könnte schon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte sie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er sich würde vorwerfen müssen, ihr zu-

gefügt zu haben, seine Reue lindern. Aber dieses Lächeln reizte den Pastor nur noch mehr, der es mißverstand, und machte Breitung an seiner Schüllerin vollends irr. Vater, sagte sie, ich weiß ja, daß du mir nicht so böse sein könntest, wenn du mir nicht so gut wärst, als du bist. Sonst könnt ichs auch nicht ertragen. Ach, glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche; wie könnt ichs gerade jetzt thun, wo ich so recht sehe, wie lieb du mich hast.

Der Pastor überwand sich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen sollte, wie er sagte: Du thust wohl daran, von Liebe zu sprechen; das ist so Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum sagst du aber nicht — glaub ich das eine, glaub ich wohl auch mehr —, die ganze Geschichte sei aus Liebe zu mir geschehen, um mir eine unverhoffte Freude zu machen. Er lachte bei diesen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte sich erleichtert, wie Jansen jetzt den Pastor um ein Gespräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort schien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach sich ziehen konnte.

Beste Marie, sagte Breitung, als der Pastor das Zimmer verlassen hatte. Sie wissen, daß ich Sie lieb habe und immer lieb gehabt habe, als wären Sie mein eignes Kind; und täusch ich mich nicht sehr, so besaß ich dafür seit Ihrer frühesten Kindheit Ihr unumschränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt ich, eh ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, so half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, sagen Sie mir, was Ihr Herz beschwert, und es wird alles gut.

Marie sah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer

gutmütigen Augen an, und ihr blasses Gesichtchen schimmerte einen Augenblick in dem frischen Jugendrot, in dem es sonst geblüht. Ach werden nur Sie nicht irr an mir, sagte sie, indem sie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob; ich will ja alles tragen, was so unvermutet über mich gekommen ist, ich weiß nicht, wie; werden nur Sie nicht an mir irr, nur Sie nicht!

Das will ich nicht, das werd ich nicht, entgegnete Breitung; Sie selbst müßten mich irre machen, wenn ich es werden sollte. Und so lassen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zustand erspart Ihnen einen Teil Ihres Geständnisses. Sie brauchen mir nur einen Namen zu nennen. Hat sein Besitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache ist gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der List geworden, sprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten lassen, die nicht die Ihre ist.

Ach, ich fürchte, sagte Marie, wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders sagen.

Breitung verstand dies so, als möchte sie den Mann nicht nennen, weil sie sich seiner schämen mußte. Sollte er sich so sehr in Marien getäuscht haben? Es stiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrscheinlichkeit, über die er noch vor einer Viertelstunde sich selbst gezürnt haben würde. Raum und erst nachdem er in ihre offenen, treuen Augen gesehen hatte, konnte er den väterlich freundlichen Ton wieder finden, in dem er fortfuhr: Sprechen Sie nur, Marie; ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuschen, mich können Sie nicht täuschen!

Ach, daß ich sprechen soll, sagte Marie, indem sie ihn ängstlich fragend ansah, zeigt mir schon, daß Sie

mir nicht glauben — und ich kann doch nichts sagen; ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam.

Breitung empfand bei diesen Worten einen Widerwillen gegen Marien, der nah an Verachtung streifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin gewesen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuscht, ein Wunder in ihr gesehen und war diesem ein so übereifriger Apostel gewesen, daß sie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche würde er, ginge es nur von ihr aus, glauben. Er konnte, wie viele gutmütige Menschen, alles verzeihen, nur nicht, für dumm gehalten zu werden. Und diese Heuchlerin traute ihm so wenig Klugheit zu, daß sie erwarten konnte, er würde die Verehrung so weit treiben, daß er sie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zustand versetzt glaubte, der allein schon den schlichtesten Menschenverstand zu einer entgegengesetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die sie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Gesichtes, ihres ganzen Wesens, wie sie so gespannt auf seine Antwort und doch bei aller Ängstlichkeit so zutrauensvoll und ihrer selbst gewiß nach ihm aufjah, mußte, da die Gründe gegen sie überwogen, als Kunst erscheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müssen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf dessen Teilnahme wenigstens sie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, so zeigte sich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten desto freundlicher.

Herr Jansen, sagte er, hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimthuerei, wie die Sache steht. Konntest du es nicht sagen, thörichtes Ding, was zwischen euch vorgegangen war? Gut ist es freilich immer nicht, doch weit besser, als du mich fürchten machtest, daß es wäre. Konntet ihr nicht, fuhr er wie in einer Anwandlung heitrer Laune fort, entweder später küssen oder früher reden? Zumal da

ich eure Verbindung, wußt ich um euer Verständniß, weder verhindert noch verzögert haben würde?

Marie sah ihren Vater ängstlich gespannt an, dann sagte sie, und es schien weniger eine Antwort als eine Frage: Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte. Sie versuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu lesen, die sie sich bei diesen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem sie darauf begegnete, und den sie als eine Verneinung deutete, fuhr sie lebhafter fort, als sie sonst zu reden gewohnt war: Nie hab ich das, wovon du sprichst, nie hab ich das gethan!

Der Pastor begann zu zweifeln an dem, was er sich so leicht überredet hatte, weil er wünschte, es möchte so sein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. Soll ich glauben, ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten brauchte, soll um eine Gefallne werben und ihr Kind als das seine anerkennen wollen können, wenn die Gefallne es nicht durch ihn ist, und das Kind das seine, und so Ehre und Gewissen ihn treibt, ihre Schande mit zu tragen? Und glaubt er es irrig; du wirst die Gelegenheit nicht entfliehen lassen, wieder zu Ehren zu kommen, die sich dir vielleicht nie wieder bietet.

Vater, sagte Marie mit zitternder Stimme, das willst du nicht, das ist nicht dein Ernst. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun sich von mir abkehren, als hätt ich etwas gethan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal, was —; ist nun aber Schande mein Loß, soll ich den einzigen, der nicht irr wurde an mir, in dieses traurige Loß verflechten? Nein, Vater; dann verdient ich ja erst Verachtung, und verdient könnt ich sie nicht tragen.

Der Pastor wurde totenblaß und fragte die Tochter: Du weißt nicht, was du gethan hast? Höre, du weißt nicht, was du gethan hast?

Ach, es glaubt mirs niemand, sagte Marie leise vor sich hin.

In des Pastors Zügen wurde der Ausdruck der tiefsten Verachtung sichtbar. Er wandte sich zu Breitung; er schien ihm etwas auf Marien bezügliches sagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel sprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens sich mühte, aufzustehn, um sich vor dem Vater flehend niederzuwerfen — und wieder statt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel; wie er sich so entsetzlich gleichgiltig von ihr abwandte, als hätte sie nie einen Anspruch auf ihn oder er auf sie besessen, und mit Breitung aus der Thüre ging, war ihr, als müßte nun ihr innerstes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß, und sie zu erschöpft, als daß sie ihn schon in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe hätte fassen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen strömte, um als Thränen herausdringend sie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß seine Nerven dröhnten; mit einer seltsam ängstlichen Hast drückte sie die Augen mit den Fingern; sie blieben trocken; ein Schmerzensschrei sollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgestoßne Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand sie mit der Brust an dem Sofakissen liegend, den Kopf gewaltsam zurück gewandt. Er trat leise auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühesten Kindheit an geliebt. Er schlug bekümmert die Hände zusammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger gezwungne Stellung brachte.

Sie sah ihn so scharf an, als wollte sie sich überzeugen, ob er auch der wäre, für den sie ihn hielt. Seine Ralmückenzüge schienen ihr so schön, als die Seele, die sie verbargen und verleugnen zu wollen schienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die so unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, sonnenverbrannten Gesichte sprach, that ihr unendlich wohl. Aber als könnte sie ihr immer noch nicht glauben, fragte sie: Ist ers denn auch, Just? Und er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?

Was denken Sie denn von dem Just, herziges Mamsellchen? sagte der Alte. Und warum sollt ichs denn? Sind wir Menschenkinder nicht allzumal schwach? Und soll der einzige Augenblick, wo Sie thaten, was Sie nicht thun sollten, die vielen Jahre zunichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie sich dort drin nicht rein brennen wollen; was ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Bessers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Pastor hat befohlen, Sie sollen ihm nicht wieder vor seine Augen kommen.

Marie wollte aufspringen; der Alte hielt sie sanft zurück und sagte: Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er ist verreist und will sein altes schönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort sind.

Ich will ja, sagte Marie schnell und tonlos, indem sie mit einer Hast aufsprang, vor der der alte Knecht erschraf, ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe schon. Wie der alte Knecht sie sich so unheimlich gebärden sah und das totenbleiche Angesicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erschütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, sie wäre irr. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die

Treue und Liebe, die darin sichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohlthätigste Weise und löste den Krampf, der ihr ganzes Wesen gefesselt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelspannung nachließ und sie niedersank, den strömenden Thränen nach. Der Alte fing sie auf. Er setzte sich auf das Sofa. Sie lag quer über seinen Schoß hin; auf seiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib fest, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weinte sie ihr ganzes, schweres Dasein aus. Der alte Knecht hielt sie mit zitternder Hand und schwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen schwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und sie stand so straff vor dem alten Just, daß dieser glaubte, in der Ausrichtung seines Auftrags fortfahren zu dürfen. Fassen Sie nur Courage, bestes Mamsellchen, begann er. Jetzt müssen Sie freilich folgen, sonst erzürnen Sie den Herrn Pastor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtschaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird ers mehr spüren, was er an Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen soll, denn Sie waren immer so gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie lieb gehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier schickt Ihnen der Herr Pastor Ihr Mütterliches; das ist der Konsens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn steht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das sieht freilich aus, als sollten Sie nie wieder hier wirtschaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür sorgen, daß die ganze Wirtschaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie

wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingsstuh solls an nichts fehlen. Seien Sie nur vergnügt und unbesorgt unterdessen; ich sehe schon die Freude und das Pläsiar von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zusammen, Mamsell Mariechen; Sie gehn einstweilen zu meiner Schwester in Sonnenborn; dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die schlechteste Pflege. Während Sie sich fertig machen, schreib ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schwester.

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewissenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, das sie eben trug, noch das rosenfarbene, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, sie müßte ja bald für noch ein Wesen sorgen, und sie fügte noch ein grünes Kleidchen, das ihr bereits zu enge geworden war, dazu; diese drei Kleider hatte sie sich selbst geschafft, sowie einige Wäsche, die sie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte sie mit stillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müßte; sie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müßte. Der Frühling kommt freilich wieder, sagte sie zu sich, aber wer unterdes stirbt oder krank wird, der genießt ihn doch nicht. Dazwischen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo sie in einer neuen Heimat Mutter sein sollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit seinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muster im Briefstil gelten konnte. Er war seltsam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, sie dürfen schreiben, wie sie wollen, nur nicht so schlecht und recht, wie sie sprechen. Der Alte sagte ihr: seine Schwester sei eine alte Jungfer, und

alte Jungfern seien sauergewordne Menschen. Die Frauensleute, sagte er, sind wie der Wein, erst hart und herb, dann weich und süß; wenn man den Wein in dieser Zeit nicht genießt, so bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über.

Marie mußte den Brief selbst siegeln; sie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab sie dem alten Just die Schlüssel, die sie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäsche vor, bei der in jedem Fach ein sauber geschriebnes Verzeichniß lag von dem, was sich darin befände. Sie war dugendweise mit Rosaband zusammengebunden. So geschah es, so sehr Just sich sträubte und versicherte, er glaubte ihr alles auf das Wort, mit dem Silber und dem Zinn. Mach er nur, guter Just, sagte sie, den Herrn Pastor — den Vater wagte sie nicht zu sagen — aufmerksam, daß er nicht nach seiner Gewohnheit die Schlüssel stecken läßt; das ist weder für die Herrschaft noch für die Dienstboten gut.

Der Alte begleitete sie durch eine Hinterthür, da sie möglichst vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines Schnittchen Brot eingesteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm sie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte sie nicht für einen Tag.

Jetzt trat sie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben dem ein Bächlein herlief, über das zwischen Erlen kleine kunstlose Brücken führten nach kleinen Häuschen, die zum Teil fast in Wein versteckt in malerischer Unordnung verstreut lagen. Der Weg führte allmählich aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurde er zwischen den aus Feldsteinen kunstlos aufgeschichteten, zum Theile schon wieder halbverfallnen Weinbergsmauern zum Hohlwege, in dem den Augen kein ander Grün begegnete, als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Distel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die felt-

same, fast wie ein Wartturm gestaltete graue Kirche steht. Marie brauchte sich nicht umzusehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem sie nun scheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das schön rote Ziegeldach mit dem Storchneste auf dem Schornstein. Zwei Bekannten Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegen kamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Richern und Lachen. Die schlanke Marie aber schritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild, wie ein gutes Kind; mit der Linken hielt sie den Feuerglanz des Abendrotes und seinen Widerschein, der auf dem breiten Flusse in der Tiefe vor ihr zitterte, von den schmerzenden Augen; in der Rechten trug sie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm sie noch, wie sie in das Erlengehölz des Schierlißgrundes eintrat, unter dessen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeschlagen hatte.



Es flüsterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hie und da schleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbstes, ein gelbes Blatt, an dem Sandboden hin, dessen Helle hie und da durch das Gebüsch blinkend stärker mit seinem Grün kontrastiert hätte, wenn nicht der kalte, bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieser Zusammenstellung beim Tageslichte das Auge des Beschauers auf ganz eigentümliche Weise ansprechen. Die kleinen graugrünen Inseln, die von be-

staubtem Schachthalm und ähnlichen Gräsern gebildet den hellen, lockern Sand in den mannigfachsten Gestaltungen durchschneiden, der Reichthum von kleinen, zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller, lebendiger Farben, die mit einer gewissen Reckheit und Naivität neben einander stehn, haben etwas Anregendes für den Beschauer, während die Beschränktheit der einzelnen Ansichten, da der ganze Thalzug, wie die kleine Schierliß selbst jeden Augenblick auszuruhen scheint von ihrem Weg, durch den lockern, tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, das dem der Müdigkeit, des Nachlassens am nächsten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben diese Stilleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbstmondnacht, in der die junge Marie aus dem väterlichen Hause gestoßen sie durchwanderte, waren sie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere, tiefe Sand, in dem sie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einsank, raubte ihr bald den Rest von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelassen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierliß, stärker hier als irgend sonst, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Insel gegenüber, auf der eine Erle und zwei weißstämmige Birken stehn, sank sie todmüde nieder. Die Einsamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlassenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz sie flüchten wollte, wandten sich zürnend von ihr ab. Mit Thränen flehte sie zu Gott um ein Herz, das sie lieben, um das sie thätig sorgen dürfte. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremdete; mit Herzensangst dachte sie daran, daß das Wesen, dem sie das Dasein geben sollte, sich ebenso von ihr abwenden könnte, wie alles gethan hatte, was sie liebte. Und indem sie in diesen Gedanken sich versenkte,

schlich ein anderer wie mit schüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtsein: Alles wäre gut, wenn du hier stürbest. Eine Art Schwindel kam über sie; es war, als müßte sie in den Fluß; unwillkürlich griff sie nach den Schuhen, sie abzunehmen, da überfiel sie ein Schauer, und sie raffte sich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte sie weiter unten in den Erlen ein Geräusch. Die Stimme eines Kindes ließ sich in klagenden Tönen vernehmen. Ach Vater, klangen die angstzitternden Töne, ich will nach Hause zur Mutter. Sterben thut weh im kalten Wasser. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts gethan!

Eine dumpfe Männerstimme antwortete: Willst du mich erst wahnsinnig machen? Ich erdroßle dich, sprichst du noch ein Wort ohne Gebet!

Nun schweigen beide; nur das Angstgestöhn des Kindes war zu vernehmen; drauf begann die Männerstimme, wie es schien, zu beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angst. Dennoch eilte sie, ohne recht zu wissen, was sie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauschte es stärker in den Erlen; ein schöner Knabe von etwa fünf bis sechs Jahren stürzte ganz nackt aus dem Gebüsch, ein umgebundnes rotes Tuch um den Hals, dessen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entsetzlichsten Angst gejagt, auf Marien zu-eilte, die er sich entgegenkommen sah. Er umklammerte sie, die sich zu ihm hinabgebogen hatte, krampfhaft mit seinen nackten kalten Armen, indem er vor Frost und Angst zitternd hundertmal nacheinander mit der Hast der Todesangst den Ruf: Mutter! hervorstieß.

Die gute Marie wandte sich abseits, um aus ihrem Bündel, das sie neben sich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worin sie den Frierenden hüllen wollte; aber das Kind klammerte sich von neuem an sie, indem es rief: Ach du willst es leiden, daß er mich

tot macht? Sie streichelte beruhigend das arme Wesen mit der einen Hand, während sie knieend mit der andern das Bündel öffnete. Ach, lässest du mich denn gewiß nicht totmachen? fragte das Kind unaufhörlich und umschlang sie von neuem heftig mit seinen Armen, als es zurückblickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine männliche Gestalt leise hervortreten sah. Marie fühlte eine wundersame Kraft in sich; sie fühlte, das Kind, das ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

Sei doch ruhig, mein armes Kind, sagte sie schmeichelnd; ich lasse dir nichts thun; du mußt nur folgen und dich anziehen lassen. Dort — dort, sagte das Kind weniger ängstlich, indem es mit dem Finger hinter sich zeigte. Marie richtete sich hoch auf, indem sie mit beiden Händen wie schützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine untersekte Mannsgestalt mit bärtigem Gesichte, einen Lederschurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann schien zu erschrecken. Er hatte schon vorher sonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt sah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verschwand er zurückgehend im Gebüsch.

Nun Marie wieder für jemand zu sorgen hatte, war sie auch wieder ganz das ruhige klare Wesen. Sie hüllte ihren Findling auf das beste ein, worin sie der Kleine durch seine Liebkosungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, sie zu küssen und zu streicheln.

Endlich war er phantastisch genug herausgepußt; seine Bekleidung bestand aus den verschiedenartigsten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die seltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem schnellen Auge für das Bedürfnis die gleichschnelle Hand zu seiner Abhilfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn sie

zu müde wurde, führte sie ihn, bis sie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. Wie heißest du? fragte sie ihn. Johannes, sagte das Kind, heiß ich, aber wie heißt denn du? Ich heiße Marie, sagte das Mädchen. Und wo kommst du denn her? fragte der Knabe weiter; nicht vom Himmel? Wie sollt ich denn? entgegnete das Mädchen; ich komme von Marklinde. Wohnst du denn da? Hast du vielleicht einen Vater da? Marie konnte nicht antworten. Du weinst, fuhr der Knabe fort; so bist du auch gewiß kein Engel? Ach was du plauderst, sagte Marie, indem sie durch ihre Thränen lächeln mußte. Du bist ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Glend gesendet hat. Nun mußte der Kleine lachen. Wenn ich ein Engel wäre, sagte er, ließ ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme. Du wirst mir schon fortfliegen, sagte Marie wehmütig. Fortfliegen? sagte der Kleine, ach du denkst doch wirklich gar, ich kann fliegen? Nein, entgegnete Marie; aber sie werden dich mir nicht lassen. Du wirst fort-müssen von mir, zurück zu deinen Eltern. Nein, da sei doch ja ruhig, sagte der Kleine altflug, da kommts doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug hast, so bleib ich bei dir. Und wenn du auch keins hast, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht spielen, und dich hab ich lieb wie den lieben Gott. Ei, ei, Johannes, sagte Marie eifrig, das thue doch ja nicht. Ein guter Mensch muß den lieben Gott am meisten lieben, denn die Menschen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er sie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm. So will ich, sagte der Knabe, dir zu Gefallen den lieben Gott am meisten lieb haben; aber viel lieber als dich hab ich ihn nicht; das will ich dir nur gleich sagen.

So unterhielt sich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenster im Mon-

denschein; in dem Häuschen an der Straße mußte Justs Schwester wohnen. Marie fragte ein Vorübergehendes: Wohnt hier Justs Rosine? Nun freilich, sagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die einige Stufen erhöht von der Straße zu der Hausthüre führte, an die Marie pochte.

Was giebt's noch so spät? rief innen eine tiefe Weiberstimme. Es ist jemand da vom Just in Marklinde, entgegnete Marie etwas beklommen. Die Thüre that sich auf, und eine große, starke Frauensperson trat ihren Gästen entgegen. Sie hielt, wie sie des schönen Mädchens, den phantastisch gepukten Knaben auf dem Rücken, ansichtig wurde, die Hand vor die Lampe, mit der sie beide beleuchtete, um sich zu überzeugen, daß sie auch recht sähe. Marien wurde es leichter um das Herz, denn das Gesicht der Alten, das übrigens viel hübscher war als das ihres Bruders, hatte doch viel ähnliches von diesem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine starke, gebogne Nase, die in der Beleuchtung der seitwärts gehaltenen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Gesichte. Um den starklippigen Mund war sie ganz der alte gutmütige Just. Der mofante Altjungfernzug um den Mund wurde erst, nachdem die Spuren des Erstaunens und der ersten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, darin wieder sichtbar.

Sie hieß Marien sitzen; der Kleine holte sich einen Schemel und setzte sich vor Marien. Den Kopf legte er in ihren Schoß. Nicht lange, und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in seine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückte er sich, von ihr träumend, fester an sie an. Jungfrau Rosine hatte sich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelassen, auf der das Paradies mit

feinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und eben so grotesken Formen abgebildet zu sehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den sie ihr übergab. Jungfer Rosine faßte ihn zuäüßerst an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen soll. Nun holte sie aus ihrem hochroten Busentuch eine hörnerne Brille hervor und klemmte sie auf ihre Nasenspitze, wiederholte die Beschauung des Briefes mit nicht besserem Erfolg. Dann sagte sie: Meine Augen werden mit jedem Tage schlechter, sodaß ich Geschriebnes bei Nacht gar nicht mehr lesen kann. Dabei hielt sie die Adresse verkehrt in der Hand. Die Jungfer hat noch junge Augen; die könnte mir wohl den Brief vorlesen. Marie that ihr auf wiederholtes Bitten und weil sie kein ander Mittel sah, Rosine mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anstrengung den nicht zu deutlich geschriebnen, wobei sie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

Liebe Schwester, so schrieb Just, wenns Gott gefällt, und du noch wohl bist, so bin ich nun fünfundsechzig gewesen, und du wirst auch deine sechs Kreuze auf dem Rücken haben —

Zweiundvierzig, verbesserte Rosine; seh ich wohl aus wie sechzig? Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die sie, Marien zum Lesen leuchtend, in der erhobnen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, so weit vor, daß Mariens Stellung eine sehr unbequeme wurde. Weiter zurücksetzen wollte sie sich nicht; weil sie das Kind, das unmittelbar zwischen beiden schief, hätte wecken müssen. So fuhr sie denn fort: Unser alter Schul-

meister pflegte immer zu sagen: Just, der Tod ist uns allen gewiß; drum hoff ich zu Gott, du wirst unsre Mamsell, die dir dies zu wissen bringen wird, gut empfangen und nach besten Kräften aufbewahren; besonders aber Sorge für ein gutes Bette, denn sie hat an der Armut in unserm Dorfe viel Gutes gethan, und ist — das will ich übergehn, sagte Marie, sich selbst unterbrechend, indem ihr Thränen in den Augen standen. Wer ein gut Gewissen hat, sagte Rosine, der darf hören und lesen, was die Leute von ihm sprechen und schreiben. Nun wirds schon kommen, daß von der Aufführung mein ich. Die Zeiten werden immer gottloser; ich bin mit Gottes Schutz sechzig — oder vielmehr zweiundvierzig alt geworden —, ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den sündhaften Menschen, könnt ich sagen, ich sei sechzig, ja ich sei hundert Jahre alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtschaffenheit, und Christi Blut mein Ehrenkleid, sodaß mir kein Mensch was nachsagen kann, und jetzt sind die Mamsellchen schon mit dem sechzehnten in der Leute Mäulern. Das ist nicht, sagte Marie bekümmert, aber ohne Empfindlichkeit; es ist nur, daß der Just mich lobt, wie ichs nicht verdiene. So ist in der Welt, sagte Jungfrau Rosine, werß verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamsellchen, lesen Sie nur Wort für Wort.

Und ist, fuhr Marie ganz leise und schnell fort, ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut. Jungfrau Rosine mühte sich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Gestalt hin. Marie sagte ernst: Es ist nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weiter gehn. Dabei sah sie mit Mitleid auf den sanft schlafenden Johannes, den sie hätte wecken müssen und von neuem den Einflüssen der feuchten Herbstnacht aussetzen; man sah durch die kleinen Fenster

den silbergrauen Nebel draußen in sich weben und wanden.

Nun, sein Sie nicht böse, Mamsellchen, entgegnete Jungfrau Rosine gutmütig. Fleisch und Blut ist schwach, und sechzehn Jahre sind kein Gegengift gegen Fleisch und Blut. Dazu hab ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau ansah, nach dem, was sie von Ihnen erzählt haben. Was ist denn aber das für ein Würmchen, das gar nicht wie ein Christenkind aussieht? Marie erzählte ihr Abenteuer. Ach, das ist der Zimmerdavid gewesen, sagte Rosine; er ist zuweilen nicht richtig und hat schon einmal seine Frau und seinen Jungen umbringen wollen, weil er sich dann gewöhnlich einbildet, wenn sie länger auf dieser verderbten Welt lebten, so kämen sie um ihre Seligkeit. Sonst ist er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor -- dabei deutete sie an ihre Stirn. Aber Sie werden müde sein? Todmüde, sagte Marie. Nun so kommen Sie, fuhr Rosine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling sorgfältig aufhob und mittrug in ein Kämmerchen unter dem Dache. Es ist freilich klein, sagte die Wirtin, aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn. Marie fühlte nun erst ihre Mattigkeit; sie sank, nachdem sie den Kleinen ausgekleidet und in das Bett gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich schlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so sehr gewohnt war, zu Bette gehn mußte, und der vor Kummer und Zorn eben so wenig mochte schlafen können wie sie. Dann dachte sie an Breitung, an die Apothekerstochter; dazwischen fiel ihr, sie wußte selbst nicht, wie es kam, der junge Eisener ein, und eine Art Neugier, ob wohl auch Eisener so unfreundlich sich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte sich aus, bald wie er sie mit Verachtung bald

wie er sie mit Freundlichkeit ansah, wie an jenem Morgen, dessen sie sich so gern erinnerte. Dazwischen mengte sich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulsierte an ihr. Im wachsenden Fieber wechselten immer schneller, immer lebendiger die Bilder, und erst gegen morgen verschleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, das das Leben nur erst seit kurzem ihr zeigte.



7

Die Alte zeigte sich besser, als sie bei Mariens Empfang ihren Reden nach geschienen hatte. Und gab sie einmal einer bösen Laune Raum, so schien es Marie nicht zu hören, die die Menschen, mit denen sie verkehrte, stets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu sein über etwas, wovon sie wußte, daß es der andre bereuen würde, es gethan oder gesagt zu haben. Dann suchte es auch die Alte auf alle Weise wieder gut zu machen, worüber Marie sich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte sie zu Thränen rühren. In den schmerzlichen Augenblicken der Verstoßung aus dem Herzen und dem Hause ihres Vaters hatte sie alle Ansprüche auf das Leben aufgegeben, darum war ihre Freude über die Freundlichkeit andrer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen; und mit Dankbarkeit, weil diese Freude ihr ein Geschenk schien, das erwarten sie weder konnte noch durfte. Daß immer sich Gleiche in Mariens Wesen, dem man leicht ansah, daß es kein Kind der Berechnung, sondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Rosine, wie es ihr jedes Herz gewinnen

mußte, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch sich zu erwerben wußte, daß sie fast täglich für sie Nachricht hatte, wie es in Marklinde stand. Nicht mit derselben Freundlichkeit behandelte Rosine den kleinen Johannes. Dieser wäre dennoch ganz glücklich gewesen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergessen machen; aber die Angst, sein Vater, den er nicht ohne Ursache so sehr fürchtete, könnte ihn wieder fortholen von Marien, stand wie eine ferndrohende Wetterwolke an dem Himmel seines Glückes. Die kurzen Tage füllten Marien seine Pflege und der Unterricht, den sie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen saß und ihr mit seinen großen schwarzen Augen unverwandt in das Gesicht sah, das sie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke so recht lebhaft kam, diese Mützchen und Kleidchen sollte das Kind tragen, das sie bald haben sollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeschreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Rosine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wäre er ihr Enkel, und wie man sie nicht von ihr hätte erwarten sollen. Bei solch einfachen Menschen siegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloser Vorurteile. Der Knabe wuchs zusehends, und Marie blühte schöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand sie sich in ihrem Elemente. Dazu nahm sie sich der Wirtschaft Rosinens an mit Rat und That, und die gute Jungfrau sah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien schrieb: Der Segen Gottes ist mit allem, was sie thut.

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne

beschaute über seine gesunde und schöne Bildung — nur an dem rechten Armchen hatte er ein kleines Mal, von dem sie sich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Wesens dadurch nur gewönne, — je mehr wuchs das anfänglich nur wie instinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der sich mit ihr des Kindes freute, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr, wie die gute Rosine, sondern weil er gleiches Recht dazu hätte und so, daß sie sich wieder über seine Freude freuen könnte, wie er sich über die ihre. Ohne daß sie wußte, wie und warum, dachte sie wieder an den freundlichen, treuherzigen Eisener; ihre Träume brachten sein Bild in den lebendigsten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wäre es Eisener, der sich mit ihr des Kindes freuen müßte. Sie eilte unter Freudenthränen auf ihn zu, den schönen Knaben in seine Arme zu legen, und wenn sie nun bei ihm stand, dann hatte sie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann schlug sie die Augen nieder und sagte wie verlegen: Sehen Sie nur das schöne Kind hier, Herr Eisener.

So war es wieder Frühling geworden. Unfre kleine Familie, Jungfrau Rosine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten schon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Hausthüre war nur erst das wettergraue Holzgerüst zu sehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte sich schon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürrn Blättern, die noch vom Herbst her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte sich eine große Wiesenfläche, über deren äußerster Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Widerschein des Abendhimmels wie ein rosenroter Florschleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als sprächen sie emsig und heimlich zusammen. Weiß und dunkel-

graues, hoch über einander gerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich gesäumt, zog Furchen von violetten Schlagschatten über die weite goldrotglänzende Ebne dahin. Die Stämme der Erlen am Bach, der mit seinem Gebüsch die Ebne auf der rechten Seite vom Horizont abschnitt, schimmerten purpurn; dahinter lagen sammelne Schatten; die nackten Wipfel hoben sich dort wie krause Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldnen Himmel ab.

Marie saß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem ersten Schmetterling nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie sie Marien sah, winkte sie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie staunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachlässig; die vordern Haare hatte sie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Diese Tracht gab ihrem Aussehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenschaftlichen Wildheit, den die rastlos bewegten schwarzen Augen dem blassen Gesichte gaben.

Wieviel ist uns begegnet, seit wir uns zum letztenmale sahen, sagte Julie; ich bin auf dem Wege nach Hermssau zu ihrem Vater — dabei zeigte sie auf das Mädchen, das sie auf den Armen trug. Man soll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns sitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb ich drum, wär ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde gewesen, nur dies einzige mal nicht. Eigentlich hatte mir der Eisener gefallen — ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Nun ist er Förster in Hermssau geworden; da will ich ihm noch einmal sagen, was er mir schuldig ist.

Marie empfand, sie wußte selbst nicht warum, einen leisen Widerwillen gegen Julie; sie sagte ruhig: Was man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen.

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei diesen Worten Mariens laut auf. Doch war sie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; sie bewältigte sich und suchte nach Worten, die, wie sie meinte, Beleidigte wieder zu versöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerksam zugehört hatte, sagte voll Bedauern zu der Kleinen: Du hast auch einen Vater? Da ist der Georg ein glücklich Kind; der hat keinen Vater, und Marie ist seine Mutter.

Julie sah nach Marien hin. Der Ausdruck von unschuldiger Ruhe auf Mariens Zügen that ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt sagte sie: Ach ja; das ist ja das Wunderkind, das keinen Vater hat.

Marie sah sie freundlich an, indem sie in die Höhe zeigte und sagte: Nicht, Georg; du hast einen Vater da oben.

Julie wußte nicht, was sie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Wesen, das mit jenen so im Einklange stand, denken sollte. Es wurde ihr wie unheimlich. Wie zu sich selbst sagte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte: Pöffen! Der ganze Unterschied ist, daß eine klüger ist wie die andre, außerdem ist eine wie die andre. Und die ist nicht einmal klüger gewesen und thut so heilig. Und man sollte noch meinen, es wäre ihr ernst. Ja wenn der Kleine nicht nein sagte. Nicht wahr, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägst noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt.

Damit ging sie lachend weiter, und Marie hätte die große Veränderung, die mit Julien vorgegangen war,

selbst in dem schleppenden sorglosen Gange erkennen müssen, der, wie ihr ganzes Wesen, so sehr im Kontrast stand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre sie nicht mit sich beschäftigt gewesen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungstoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden sollte.

In diesem Denken oder Träumen oder wie man die Thätigkeit nennen will, durch die Marie Licht über sich selbst und ihren Zustand zu erlangen suchte, wurde sie durch Johannes Mutter gestört und noch mehr durch das Bewußtsein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an das sie sich so sehr gewöhnt hatte, wieder von sich lassen zu müssen. Der kleine Johannes hingte sich an Mariens Hals, indem er weinend rief: Ach behalte mich doch nur, Marie, ich will gewiß auch ein frommer Mensch werden, wie du es haben willst. Marie erbot sich, den Kleinen an Kindesstatt zu behalten; die Frau sagte: Ich hätte ihn schon längst geholt, wär ich nicht krank gewesen. Es ist schon möglich, daß es besser für ihn wäre, ließ ich ihn hier, aber ich hab ihn mit Schmerzen geboren, und nun soll er mich dafür trösten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er ist die einzige Freude, die mir von seinem Vater gekommen ist. Ich laß es niemand merken sonst im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menschen aber muß der Mensch haben, der seine Thränen sieht und freundlich mit ihm ist, wenn er nicht verkommen soll.

Der Knabe zeigte seine Freude, weil er glaubte, Marie würde ihn behalten, durch die zärtlichsten Liebesosungen. Das war zuviel für das leidenschaftliche Herz seiner Mutter. Mit einer Art eifersüchtiger Wut riß sie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen sie im nächsten Augenblick unter bittern Thränen der freundlichen Marie abbat.

Als diese sah, daß die Mutter auf keine Weise ihr Kind ihrer Erziehung länger überlassen würde, redete sie dem Kleinen tröstend zu; dem Willen der Eltern dürfte man nicht widerstreben, wollte man ein frommer Mensch werden. Es währte lang, bis er sich in sein Schicksal ergeben konnte.

Die Mutter wills, und du willst es ja auch, sagte er endlich, Marie mit seinem bleichen Gesichtchen bekümmert aber freundlich ansehend; man sah, er wollte sich selbst Mut einreden. Du hast ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und hast du den Georg, so ist's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat. Er versprach Marien noch, seinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug sagte, ein braver Mensch zu werden. Marie hielt mühsam um seinetwillen ihre Thränen zurück, bis er mit seiner Mutter aus der Thüre war. Sie dachte seiner die ganze schlaflose Nacht hindurch, wie man eines gestorbnen Lieben denkt, und malte sich seine schöne Gestalt vor, das blasse Gesichtchen, dessen Züge wie sein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernst gewonnen hatten, die ihm für seine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte sich an diese Erinnerungen eine Sehnsucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schütlings, als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem sie aber fühlte, daß es nun kommen müßte. Es war der seltsame, ängstlich süße Zustand der Liebesreise, die den Gegenstand noch nicht gefunden hat, an dem sie sich aufschließen soll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größern Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbestrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachsen. Unvermerkt verwandelten sich die Züge des kleinen Johannes in die Eiseners. Sie klagte seinem

selbst in dem schleppenden sorglosen Gange erkennen müssen, der, wie ihr ganzes Wesen, so sehr im Kontrast stand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre sie nicht mit sich beschäftigt gewesen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsstoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden sollte.

In diesem Denken oder Träumen oder wie man die Thätigkeit nennen will, durch die Marie Licht über sich selbst und ihren Zustand zu erlangen suchte, wurde sie durch Johannes Mutter gestört und noch mehr durch das Bewußtsein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an das sie sich so sehr gewöhnt hatte, wieder von sich lassen zu müssen. Der kleine Johannes hingte sich an Mariens Hals, indem er weinend rief: Ach behalte mich doch nur, Marie, ich will gewiß auch ein frommer Mensch werden, wie du es haben willst. Marie erbot sich, den Kleinen an Kindesstatt zu behalten; die Frau sagte: Ich hätte ihn schon längst geholt, wär ich nicht krank gewesen. Es ist schon möglich, daß es besser für ihn wäre, ließ ich ihn hier, aber ich hab ihn mit Schmerzen geboren, und nun soll er mich dafür trösten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er ist die einzige Freude, die mir von seinem Vater gekommen ist. Ich laß es niemand merken sonst im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menschen aber muß der Mensch haben, der seine Thränen sieht und freundlich mit ihm ist, wenn er nicht verkommen soll.

Der Knabe zeigte seine Freude, weil er glaubte, Marie würde ihn behalten, durch die zärtlichsten Liebeskosen. Das war zuviel für das leidenschaftliche Herz seiner Mutter. Mit einer Art eifersüchtiger Wut riß sie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen sie im nächsten Augenblick unter bitteren Thränen der freundlichen Marie abbat.

Als diese sah, daß die Mutter auf keine Weise ihr Kind ihrer Erziehung länger überlassen würde, redete sie dem Kleinen tröstend zu; dem Willen der Eltern dürfte man nicht widerstreben, wollte man ein frommer Mensch werden. Es währte lang, bis er sich in sein Schicksal ergeben konnte.

Die Mutter wills, und du willst es ja auch, sagte er endlich, Marie mit seinem bleichen Gesichtchen bekümmert aber freundlich ansehend; man sah, er wollte sich selbst Mut einreden. Du hast ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und hast du den Georg, so ist's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat. Er versprach Marien noch, seinen Eltern zu gehorchen und, wie er altflug sagte, ein braver Mensch zu werden. Marie hielt mühsam um seinetwillen ihre Thränen zurück, bis er mit seiner Mutter aus der Thüre war. Sie dachte seiner die ganze schlaflose Nacht hindurch, wie man eines gestorbnen Lieben denkt, und malte sich seine schöne Gestalt vor, das blasse Gesichtchen, dessen Züge wie sein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernst gewonnen hatten, die ihm für seine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte sich an diese Erinnerungen eine Sehnsucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schütlings, als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem sie aber fühlte, daß es nun kommen müßte. Es war der seltsame, ängstlich süße Zustand der Liebesreise, die den Gegenstand noch nicht gefunden hat, an dem sie sich aufschließen soll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größern Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun in dem ihm unbestrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachsen. Unvermerkt verwandelten sich die Züge des kleinen Johannes in die Eisener's. Sie klagte seinem

Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen gerissen wäre, und ließ ihm freundliche Reden, die ihr so wohl thaten, daß sie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete sie diesen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um so mehr auf ihre Phantasie wirkten, weil sie sie nicht verstand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis so viel von dem, was sie erst, ohne daß sie wußte, warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrig blieb, nur den Reiz vermehrte, sie von neuem zusammen zu stellen.

Ein rauher Mai schien nachholen zu wollen, was der schöne März und April vergessen hatten. Marie saß strickend und träumend an Georgs Wiege, der süß und fest schlief trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenster die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zusammen schlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; sie ging in ihrem Rosakleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgestanden waren, und pflückte wilde Heckenrosen. Sie erschrak, denn es rauschte hinter ihr, und sie wußte, daß Eisener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angst, ihm zu begegnen, und doch wünschte sie, er möchte ihr nachgehn. Indem sie sich nach einem Blümchen neben sich bückte, warf sie sogar einen flüchtigen Blick hinter sich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wärs ihr lieb gewesen, er hätte ihn bemerkt. Wenn er doch alles wüßte, flüsterte sie vor sich hin; aber sagen könnt ichs ihm nicht, und auch merken lassen könnt ichs ihn nicht. Ich müßte nein sagen; wenn er es doch als ja verstünde!

Da stand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr in die Augen; sie bückte sich, er neigte sich ihr entgegen; ihr wurde es so seltsam — ihre Lippen berührten sich — Marie sprang erschreckt,

errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär es Wirklichkeit, was sie träumte.

Eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl eben so verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich, etwas andres zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen, und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovon sie doch eigentlich sich grauen mußte. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie, Mutter und doch Mädchen, die Bonnen so gar nicht kannte, deren Frucht das kleine Leben sein sollte. Die Worte Juliens summten ihr beständig in den Ohren: Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Es gab ihr unendliche Genugthuung, sich lebendig in die Situation zu dem jungen Eisener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die sie ihm gegönnt hätte, ohne zu wissen, welch eine Freude diese gewesen sein mußte.

So gewöhnt sich die Seele allmählich an die Warnung des Instinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt, und am Ende selbst der Untergang in der Gefahr, daß sie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was diese unglücklich gemacht hatte und sie selbst noch unglücklicher hätte machen müssen, als jene war.

Doch konnte bei einem so ruhigen, klaren Wesen, wie Marie war, diese Neigung, sich solchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend sein. Je gesunder sie körperlich wurde, und je thätiger sie sein konnte, desto mehr gewann sie Kraft, das von sich abzuwehren, dessen Theilhaftigkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen

Regungen wurde nur die zur süßen Gewohnheit, des jungen Eisener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des sich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz mildert, weil man weiß, daß er, wäre er hier, den einen so redlich mit uns teilen würde als die andre.

Es war schon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war mild und stürmisch gewesen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauste in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwischen den Häusern hin; ruhte er einen Augenblick, so hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauschen und in die Pfützen klatschen, die erraten ließen, es regnete nicht erst seit heute.

Marie fuhr schon wieder aus dem unruhigen Schläfe auf, der mit Fieberbildern wechselte. Ihr war, als rief eine Stimme draußen: Marie! Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuschung sein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte sie an das kleine Fenster, in Angst es öffnend. Wenn der Kleine in diesem Wetter draußen stand!

Marie, darf ich denn zu dir hinein? klang des Kleinen Stimme eben wieder, schwach und zitternd aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Lust, wie sie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Hausthür öffnete, die nur der Angst oder der Freude oder beiden zugleich möglich ist. Eben so schnell hatte sie den nassen, zitternden Knaben gefaßt, auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, eben so schnell hatte sie ihn oben ausgekleidet und in ihr Bett gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, eben so schnell hatte sie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte sie ihn und wurde nicht müde, ihn zu streicheln. Und wo kommst du denn her, mein Kind? fragte sie ihn freund-

lich. Von zu Hause, sagte der Knabe. Der Ton seiner Stimme erschreckte sie; er hatte etwas hohles und seltsam singendes. Sein Aussehen entsprach seiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er schien viel kleiner als sonst. Sein Gesicht war viel blässer als sonst, und nur die Augen waren sich gleich geblieben, ja sie schienen noch dunkler, größer, und ihr Ausdruck noch inniger als sonst.

Und hast deine Mutter verlassen? fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch so sanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine sagte, wie bittend, daß sie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möchte: Meine Mutter ist gestorben. Ach es ging uns sehr schlecht, und meine Mutter war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in seinen Händen hielt, sagte endlich: Es ist aus, und mit ihrem Kleinen da wirds auch bald aus sein. Da wurde es mir noch ängster; du hattest gesagt, wer tot wäre, den sähen wir im Himmel wieder, drum war mirs nicht um meine Mutter; aber ich dachte, wenn du nicht noch einmal Marien sehen sollst, eh es aus ist mit dir, wie der fremde Mann gesagt hat! Da lief ich denn fort; immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei sich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt ich nicht viel müde sein. Aber nun ist's bald mit mir aus; es wird mir sehr angst. Marie fühlte, wie heftig sein Herz schlug; es bewegte seinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu sprechen. Sie wollte ihm Thee kochen, aber er ließ sie nicht von sich. Nach einer kleinen Weile sagte er noch leiser: Ach laß mich doch deinen Georg sehen. Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog sie die Wiege nach ihm zu, sodaß er den Knaben sehen konnte. Erst sah er Georg, dann

Marien mit seinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er sonst that, nach seiner altflugen Art vor sich hin und sagte: An dem wirst du viel Freude erleben. Und auch an dir, sagte Marie leise weinend. Er sagte: Ich möchte den Georg wohl streicheln, aber ich wills nicht thun; er möchte aufwachen. Eine Weile drauf sagte er: Wie gut ist's, daß du nun den Georg hast. Noch einmal sah er sie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an; ein Nervenzug fuhr über sein Gesichtchen hin; er war gestorben.

Marie sank über ihn hin im heftigsten Schmerz, aber sie weinte leise, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß sie auch in der heftigsten Erregung die kleinste Rücksicht nicht vergaß, die aus Menschenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude sowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.



Während Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen bei Jungfrau Rosinen lebte, deren Wirtschaft durch den Segen, der alles Thun Mariens begleitete, sich zusehends vergrößerte, während sie ihren Georg gebär und säugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiste Eisener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter sich, aber nicht sein Gewissen. Sich selbst, die Träume und Hoffnungen seiner Jugend hatte er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reisende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgesucht, die Art ihres Be-

triebes, die Größe ihres Absatzes, und was sonst den Kaufmann daran interessiren kann, beschrieb; desto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die sämtlichen Briefe des Sohnes geschrieben waren. Aus allen sprach eine Seele, die unter der Last des Lebens so sehr erlegen ist, daß sie selbst den Wunsch, die Last von sich werfen zu können, nicht mehr hegt; sodaß der gute Alte nun lieber gesehen hätte, der Sohn hinge noch mit gesunder Seele den Neigungen nach, die er sonst nicht gutheißern wollte, als daß er nun in lebensmüder Resignation sich zu gehorsam erwies. Die Nachrichten, die er von Geschäftsverwandten über das Aussehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von solcher Art, daß seine Sorge um ihn von Vierteljahr zu Vierteljahr dringlicher wurde.

Er schrieb ihm nun sogar, wenn er meinte, durch die Beschäftigung mit der Malerkunst seine alte Heiterkeit wiederzufinden, so wollte er nichts dagegen haben, wenn er sich derselben ganz widmete. Wenn er sonst einen Wunsch hätte, dessen Erfüllung ihn dem Leben wiederzugeben vermöchte, so sollte er diesen unausgesprochen als gewährt ansehen.

Seine Antwort auf solche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung seiner Sorge täuschen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit seinen eignen immer mehr in Widerspruch wären zu stehn gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reisen eine gute Wirkung auf des Sohnes Zustand. Nun sich diese Hoffnung als eitel erwies, schien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemüthliches, häusliches Leben, die Pflege eines schönen, edeln Weibes, die schönsten aller Freuden, die sein Geschlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er sollte nach Deutschland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der schönen Gegend, in der sie

den letzten Abschied genommen, wollten sie sich wieder treffen. Ritter, der nur erst aus Italien zurückgekehrt seit einigen Tagen in der großen Stadt sich aufhielt, für deren reichsten Kaufmann der alte Eisener galt, hatte diesem gern versprochen, mit ihm zu reisen und den Ankömmling durch seine unvermutete Begegnung freundlich zu überraschen.

So war denn der junge Eisener nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder in Deutschland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei schöne Monate lang gewohnt, wo er das höchste Glück und das tiefste Unglück seines Lebens in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt empfunden hatte, und wo nun sein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten bestimmte Termin; der junge Eisener fürchtete sich vor einem längern Aufenthalt an jenem Orte, wo so viel trübe Erinnerungen seiner harrten; er beschloß, den Tag, den er übrig hatte, in der reizenden Gegend der sächsischen Königsstadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend stehn. Ein junger Mann, der unweit von ihm stand, sagte: Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Nischen im Verhältnis stehn, in denen sie angebracht sind. Das Mißverhältnis der Werke dieser Dichter mit ihrer Aufführung in diesem Theater ist noch größer. Man begreift nicht, warum man deutsche Dichter an den Eingang eines Theaters gesetzt hat, das das französische Lustspiel und die welsche Oper regieren. Dresden ist seines Geschmacks halber nicht berühmt; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspüff und den Claren in seinen Armen wiegte. Am Ende ist ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber schlechte Stücke gut als gute Stücke schlecht aufgeführt sieht. Ist es aber irgendwo in ganz Deutsch-

land anders, besser? Das Theater hat sich von der Litteratur losgerissen und ist von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, was es eigentlich sein sollte, zum bloßen Amusement, wenn dieser Ausdruck nicht noch zu schonend ist, herabgesunken. — „Ghe die Talente an der Gleichgiltigkeit der Bühne zu Grunde gehn, gehe doch das Theater an der Gleichgiltigkeit der Talente zu Grunde!“ so schrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieser Spruch scheint mir schon wahr geworden.

So wird die Frivolität und Entfittlichung, die stets mit dem Geschmacksverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab so lange gehegt und befördert, bis diese selbst an ihren eignen Pflegern und Beschützern als Rächerinnen der wahren Kunst aufstehn werden. — Der Musikfreund thut besser, seinen Winter in Leipzig zuzubringen, wo er schwächere Kräfte gut angewandt und von Meisterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunst und der schönen Natur findet hier seine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunst, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben.

Eisener folgte dem jungen Manne, dem er seinen Dank aussprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegen gekommen war. Was jener sonst gesprochen hatte, war eine Meinung, für die Eisener sonst in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte sich selbst über die Abspannung seines Wesens, er wunderte sich, daß er sich darüber nur verwunderte und nicht erschraf. — Nur der Schmerz, die Reue über sein Vergehen, über den Mord, den er sich schuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch seine eigne Schuld — ihr selbst nicht mehr zeigen konnte, die Resignation, mit der er, in der Selbstverleugnung eine

schmerzliche Lust findend, nur in den Wünschen seines Vaters lebte — dies war der ganze Inhalt seines Daseins. Alles andre, was sonst ihm das Schönste, Edelste, Wünschenswerteste erschienen war, lag so weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Interesse nicht mehr abgewinnen konnte. So folgte er auch jetzt mehr mechanisch, als weil er sich einen Genuß versprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunstvereins auf der Brühl'schen Terrasse war das Bild aufgestellt, von dem jeder Kunstliebhaber einen großen Genuß sich versprach, schloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten, und die ihm aus dem Saale entgegen kamen, auf die Schönheit des Bildes. Es sollte einen Besuch der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde bei ihrer Freundin Elisabeth vorstellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Elisabeth und ihrem Johannes, wurden besonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträt zu sein schienen. Einige hielten die kindliche Majestät der Unschuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchsichtige, geistige, wunderbar schwärmerische Kindergezicht des Johannes, die Innigkeit, mit der er seine großen schwarzen Augen auf dem lieblichen Jesusknaben ruhen ließ, für das Ansprechendste des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigsten, widersprechendsten Urtheile. Ein Teil der nicht selbst räsonnierenden Beschauer bequemte sein Gefühl dem Urtheile an, das ihm entweder am verständlichsten war oder von einem kam, den er als den gewiegtesten Kenner hatte nennen hören oder seiner entschiednen Sprache wegen dafür hielt; ein andrer Teil lehrte sich an all das Ausgesprochne nicht, die einen, weil sie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthusiasmus nur gestört worden wären, der nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die an-

bern, weil sie in einem Werke der Kunst nur den Stoff zu suchen und sich von der dargestellten Geschichte, nicht von der Darstellung rühren zu lassen gewohnt waren.

Eisener hörte von alledem nichts; er sah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über die sein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderstehlich angezogen und festgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie, deren Verderber, deren Mörder er war, deren Züge diese Jungfrau trug. Er stand und sog mit unersättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in sich; der Zauber dieser Züge, dieser schlanken Gestalt war so mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieser Erinnerung hätte wachsen müssen. Er stand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen, unermüdblichen Beschauer den Kommenden; viele Geschlechter wechselten um ihn; er stand und sah sie nicht; die Thüre sollte geschlossen werden; er stand noch. Er konnte es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlassen mußte. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preise des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er sie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kastellan wußte weder Namen noch Wohnort des Glücklichen zu nennen. Und zwar würde es morgen schon dem Eigentümer zugesandt.

Eisener verließ das Haus, mit Plänen beschäftigt, wie er schnell genug in Besitz dieses Bildes oder wenigstens einer guten Kopie kommen könnte. Dieser Besitz schien ihm das einzige Glück, das das Leben ihm noch zu bieten vermöchte. Er dachte sich die reichen Kaufleute seiner Bekanntschaft, von denen er wußte, daß sie jährlich ein Bild oder mehrere zu kaufen pflegten, und sann sich müde, auf welche Weise

er, wenn einer von diesen der Besitzer sein sollte, diesen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entsprach die Eile, mit der er an den schönsten Partien der reizenden Landschaft vorbeischnitt, ohne sie zu sehen. Erst spät kam er geistig und körperlich ermattet in seiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter, lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgrauen. Eine eigne ungewohnte Weichheit fühlte er an die Stelle dumpfer Resignation getreten. Alles, dessen er gern gedachte, sogar seine frühesten Kindererinnerungen lagen näher und in derselben warmen Beleuchtung vor seinem innern Auge, wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinüberfah, die Gewißheit einer seligen Zukunft im Herzen, der er von Mariens Hand geführt glaubte entgegen gehn zu dürfen. Eine eigne Unruhe, als müßte er etwas ereilen, duldete ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er sollte ja auch seinen Vater nach jahrelanger Trennung wiedersehen.

Wie er über die Brücke fuhr, barg sich dem Umschauenden die Altstadt in Nebel, der nun die Spitze des katholischen Turms, nun eine der Statuen seiner Kirche, nun ein Stück der Fassade des Theaters frei ließ, um das einen Augenblick lang morgensonnenangestahlte sogleich wieder zu verdecken; über der Elbe schimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber bligte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und Kläre. Es erfreute ihn in diesem Augenblick, in diesem Bilde für seine Reise eine heitere Vorbedeutung zu sehen.

Die Unruhe wuchs je mehr, je näher er dem Ziele seiner Reise kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er stieg aus und befahl dem Kutscher, voraus zu fahren; vor Marklinde würde er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausstieg; die Straße lief von da in wenigen

und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, das er bereits vor sich liegen sah. Mit Freude bemerkte er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte sich nicht zürnen, daß er seine Buße zu vergessen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich schön an einem sanften Hügel, so nett zusammengerafft die kleinen Häuser mit ihren malerischen Formen um die alte Kirche, aus der ein sanfter Choralgesang tönte. Eisenorn fiel es erst ein, daß heute Sonntag wäre, obgleich ihn schon vorher die Ruhe, die Einsamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung gesetzt hatten.

Zu äußerst an dem Dörfchen liegen einige Häuser, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch den ein Thor führt, das gerade geschlossen war. Dieser Umbau ist durch sein eignes Gewicht, durch die Nachlässigkeit oder Armut seiner Besitzer und durch die Unbilden des Wetters so aus seiner ursprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehreren Stellen geborsten ist, und das dünne Gebälk, das das Ganze eben noch hält, in seiner Verschobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau selbst eingedrückt, an andern malerisch auf den sanft ansteigenden Kirchweg überhängend, stellenweise von lustig grünem Moose überwuchert, bildet mit seinem hier ins Gelbliche dort ins Violette spielenden Bläßgrau mit diesem und den blauen Blüentrauben der zahlreichen Holunderbüsche, die von beiden Seiten daran hinauftreiben und sich darüber hinabbücken, einen Kontrast, der die wunderbar gemüthliche Wirkung der malerischen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landschaftsmaler aus Dresden mit seinen Schülern Posto

gefaßt. Der Lehrer stand auf von seinem Feldstuhle, wie er den ihm bekannten Eisener sah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emsig fort. Beide freuten sich, einander wiederzusehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den schmalen gepflasterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit sahen sie, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, nach der malerischen Ecke zurück.

Jeder, sagte Eisener, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschaftler geleitet — wenn ich so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerem Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte überfieht.

So ist es, entgegnete der Maler, mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingegebenen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft, in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgethan von dem, was ihn belehren und veredeln kann.

Nah an der Kirchhofthüre begegnete ihnen ein Geistlicher noch im Ornat. Weil der Gottesdienst geschlossen schien, gingen Eisener und der Maler in die noch offen-

stehende Kirche, um sie zu besehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war so dunkel darin, daß Eisener, der nicht zu den Weitsehenden gehörte, seine Augen erst an die Finsterniß gewöhnen mußte, eh er sah, daß die grellen, bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten sollten. Eine Stimme, die aus der Sakristei zu kommen schien, ließ sich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen. In der Absicht, eine feierliche Handlung nicht zu stören, unterbrachen sie ihr Gespräch und traten leiser auf. Zu ihrem Erstaunen aber zeigte sich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verschiedne Gegenstände verauktionierte. Jetzt drang durch eine Thüre, die sich im Schiff öffnete, der goldne Schein des Tages; ihm folgte mit Geräusch eine Menge Menschen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eisener nun sah, zu einem roten Gesicht gehörte, das sich zwischen weißen Haaren ganz stattlich ausnahm, versteigerte die Kirchenthüren, deren eine, die für fünfzehn Groschen erstanden worden war, der nunmehrige Besitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf seiner Schulter forttrug. Es hatte das Ansehen, als hätte das Christenthum aufgehört, und man wäre darüber, die Kirche, die nun keinen Zweck mehr hätte, und ihren Inhalt stückweise zu versteigern.

Die Seltsamkeit des Schauspiels, das in diesem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinstürzten und sich unterbrechend und überschreiend erzählten, daß plötzlich die Besitzerin des Hauses, ein altes, herrenartiges Weib mit einem Besen bewaffnet, fluchend und schimpfend aus dem Thore gekommen wäre und sie alle in die Flucht geschlagen hätte. Das Gelächter und Geschrei verdoppelte sich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile, zu entfliehn, mit dem Feldstuhle umgefallen und erst liegend von der

Jornigen mit dem Besen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten sich wieder. Eifener kam im Gespräche auf den Besuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Elisabeth. Er zeigte seine Ungeduld, zu wissen, wem das Bild gehörte. Der Maler sah ihn verwundert an und sagte: Sie wissen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?

Man kann sich denken, wie diese Nachricht die Heiterkeit Eifeners vermehrte, die er in der Gegend wieder gewinnen zu sollen schien, wo er sie verloren hatte.

Nach einigen Freundschaftsversicherungen trennte sich Eifener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er sich an dem bebuschten Hügel langsam hinabgeschlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häusern durch das breite Thal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüsschen im dunkeln Waldesgrün des Schierlißgrundes verschwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn. Er sann; sie erinnerte ihn an die Landschaft des Bildes, dessen er eben mit Freude als des Eigentumes seines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländische Landschaft in eine deutsche übersehte. Noch mehr! Aus dem Fenster eines kleinen Häuschens, das nur ein eben so kleiner Garten von der Straße schied, sah — das Gesicht der Elisabeth auf dem Bilde.

Eifener erschraf. Wenn dir nun die Marie entgegenträte! sagte er vor sich hin, indem er stehn blieb. Ich weiß nun, daß es unmöglich ist; ich weiß es nur zu gut, und dennoch ist mirs, als könnte es doch möglich sein, ja als müßte sie mir entgetreten. War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenster sah, mit jener Elisabeth vielleicht nur eine Täuschung? Er

sah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenster; das Gesicht war verschwunden. Aber in der Laube vor der Hausthür saß eine schlanke, weibliche Gestalt, den Rücken ihm zugewandt, in rosenfarbnem Kleide.



9

Nun braucht es nur noch, daß diese schlanke Mädchen-
gestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist
fertig. So sagte Eisener leise zu sich selbst, indem er
der Bohnenlaube sich näherte. Die Gestalt hatte ein
Kind auf dem Schoß, mit dem sie scherzte. Der Kleine
konnte nicht aufhören, zu lachen. An dem Mädchen
emporsteigend zeigte er Eisenern jetzt über der linken
Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergeßichtchen,
das Eisenern das schönste deuchte, was er je gesehen.
So, dachte er, indem er einen Augenblick stehen blieb;
so könnte sie jetzt sitzen mit deinem Kinde. Und du
kämeß nun ganz leise daher, um sie scherzend zu über-
raschen; und sie hätte dich doch bemerkt und wendete
sich nun — erschrocken blieb er stehn, denn sie wandte
sich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erschrocken,
aber noch schöner als sein geliebtes Erinnerungsbild.
Die Ähnlichkeit hätte den ruhigsten Beobachter in Er-
staunen setzen müssen. Es war die Marie des Bildes
— warum konnte es nicht seine Marie sein! Es
war ganz der liebliche Kontrast von Muttersorge und
Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beschauer
auf die lieblichste Weise rührte und anzog.

Er hat, sich ihr gegenüber setzen zu dürfen. Sie
sagte nichts, so verwirrt war sie; aber ein ängstlich
freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke
der verstorbenen Marie völlig geglichen haben würde,

wäre ihm nicht etwas Jungfräulichverschämtes und zugleich etwas Behmütiges beigemischt gewesen. Diese Formen waren voller und weicher geründet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in sich zurückgewendet, die Bewegungen geschlossener als die feines Erinnerungsbildes; aber jene Gestorbne war auch um so viel Jahre jünger gewesen, als dies ihr Ebenbild reifer erschien. Und dieses besaß sogar Eigenheiten, die er an jener gekannt — das eigne, treuherzige, leise Nicken mit dem Kopfe, wenn sie etwas bejahte, den langsamen, wie verwunderten Augenaufschlag gegen den Fragenden. Er überredete sich mit einer Art Angstlichkeit, sie wäre nicht jene Marie, um sich nicht einer Täuschung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu schmerzlich werden mußte; er fühlte, er könnte es nicht überleben, sie zum zweitenmale zu verlieren.

Er sagte, um seinen prüfenden Blick zu entschuldigen: Ja, ich irre nicht; sie sind dieselbe, die ich auf einem Bilde mit diesem schönen Knaben als Madonna abgebildet gesehen habe. Auch die Elisabeth des Bildes glaube ich in diesem Häuschen da gesehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit seinen dunkeln, halb in sich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild ist beisammen. Dabei sah er sich um, als müßte nun der Genannte sich zeigen.

„Die Freude, die sich auf des Mädchens Gesicht gezeigt, wie er den Knaben „schön“ genannt hatte, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie sagte: Der Johannes ist gestorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelstündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube saß, dacht ich nicht, daß er so früh sterben mußte. Sonst hätt ich mir ihn malen lassen. — Jenes Bild ist mein, entgegnete Eisener; ich will es kopieren lassen; an wen adressiere ichs aber? — Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Rosine Just

in Sonnenborn schicken, — sagte das Mädchen. So — Sie heißen Rosine? fragte rasch und wie verwundert Eisener. Das Mädchen sagte: Nein, ich heiße Marie. Eisener erschrak wie vorhin, als sie ihm ihr Gesicht zuwandte. War es denn möglich, daß sie es war? keine Marie? Konnte sie nicht scheintot gewesen sein — er war abgereist, ehe sie begraben worden war! Er hatte den Mut nicht, zu fragen.

Ängstlich hastig sagte er endlich: Das Kind gehört einer Schwester von Ihnen — er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das sprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatte eine Schwester, so war es keine Marie nicht. Kann sie es nicht werden? Meine Marie? Ich bin nicht gebunden — mein Vater hofft, durch eine glückliche Ehe mich hergestellt zu sehen. Ich fühl es, ich würde es auch, wär sie mein Weib.

Nein, fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort, diese süßen Züge würden als Rächer aufstehn für das Gedächtniß derer, die blühen mußte, wie diese, hättest du sie nicht — gemordet. — Doch du könntest an dieser gut machen, was du an jener verbrochen hast, soweit dir's möglich ist — du könntest — Nein, unterbrach er sich wieder, nur der schändlichste Eigennutz ist's, der dich überreden will, das Loß dieses reinen heiligen Wesens an das eines Verbrechens zu knüpfen. Ein Blick auf sie, und er hatte die Kraft nicht mehr, zu entsagen. Er suchte ängstlich nach Hilfe von außen, da er an seiner innern Kraft fühlte, verzweifeln zu müssen. — Sind Sie noch frei, Marie? fragte er endlich wie selbstvergessen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergessen ließ, diese Frage mußte bei so kurzer Bekanntschaft seltsam, wenn nicht unschicklich erscheinen. Ist Ihnen ein Mann teuer? Das Mädchen bückte sich erröthend; in ihren Augen glänzten Thränen, wie sie ihren Kopf langsam bejahend neigte; dann sah sie zu ihm auf wie

ängstlich fragend. Das sah er nicht mehr. Das Nicken hatte seinen Entschluß gerettet, und die Zufriedenheit, die stets die Folge eines kräftigen Entschlusses ist, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand, und der mehr von der Eifersucht hatte, als er sich gestehn mochte. Das Mädchen sah ihm schmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlihggrundes verschwunden war.

Sie hatte ihn bei dem ersten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit seine Blässe, sein niedergeschlagenes Ansehn sie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der sie unbewußt an seinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie sie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren schönen Georg ihm gezeigt hatte, als wüßte sie, er müßte sich über ihn freuen. — Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden! Wahr von Kind auf gegen jeden — unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anspruch auf ihre Offenheit zu haben schien, hatte sie ihm ihren Georg verleugnet, um den sie jeden Augenblick willig und freudig des bittersten Todes gestorben wäre. Sie kannte sich nicht mehr. Sie knieete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte seine beiden Händchen an ihre Brust und bat ihm das Unrecht, das sie an ihm gethan hätte, tausendmal ab. Er sah so bleich, sagte sie, so traurig; das that mir weh; nun dacht ich, wenn auch er sich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern thaten deinetwegen, ja so dacht ich in dem Augenblicke, das könnt ich nicht ertragen. Verzeih mirs doch, du guter, armer Georg! — Wenn er wieder zurück käme, daß ichs ihm sagen könnte! Aber er ging so plötzlich. Wußt ers? und ging deswegen so plötzlich? Und sprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück.

Nun, sie fühlte es zu lebhaft, nun erst war ihr alles dahin. Jetzt erst erkannte sie, daß, was sie in

den Stunden des Kummerß aufrecht erhalten, nichts anders gewesen war, als das dunkle, aber gewisse Vorgefühl eines seligen Lebens mit Eisener und ihrem Georg.

Eisener hatte derweilen den melancholischen Schierlißgrund durchwandert und näherte sich dem Orte, wo einst seine Hoffnungen gewohnt hatten. Schon sah er das Storchnest und die breite Krone des alten Lindenbaums. Er war eben in den Weg zwischen den Gärten eingebogen, den er vor Jahren in so ganz andrer Gemüthsstimmung mit Rittern gegangen war. Und seltsamerweise hörte er an der Schenkweise wieder das Brummen einer alten Baßgeige, die nachschlagenden Hörner — es war ja wohl derselbe Ländler, über dessen komisch traurige Weise er mit Rittern damals gelacht hatte. Es war ja heute der Marktlinder Jahrmart, der Geburtstag seines kurzen Glückes, seines längern Unglückes. Dazu der Widerstreit von Gefühlen und Wünschen, die das liebliche Ebenbild der gestorbnen Marie in seiner Brust erregt hatte, die längst solche Gäste nicht mehr gewohnt war.

Er fürchtete sich, einen seiner alten Bekannten hier zu treffen. Drüben auf der Landstraße bewegte sich sein Wagen. Er eilte von dem Wege, der dicht an dem alten Pfarrhause vorbeiführt, nach der Straße hinüber, um, ehe diese die Mauer des Pfarrgartens erreichte, den Wagen besteigen zu können, der ihn in möglichster Schnelle vorbeitrugen sollte.

Es begab sich ganz anders, als er dachte. Der Rutscher hielt, wie er seinen Herrn daherkommen sah. Der Pfarrer, der unfern davon in der offenen Gartenthüre sich mit einigen Bekannten bekomplimentierte, ging in der Meinung, der Wagen brächte ihm einen Gast, auf ihn zu und kam zu gleicher Zeit mit Eisenern an dem Schlage an. Er zweifelte einen Augenblick, dann rief er: Sie sind es ja doch! Wie wird sich

Breitung freuen, der so oft von Ihnen gesprochen hat. Dabei faßte er Eisenern unter den Arm, der nicht daran denken durfte, fort zu kommen, ohne wenigstens eine kurze Zeit hier verweilt zu haben, weil keine seiner Entschuldigungen gelten sollte. Indem sie durch den Garten dem Rasenplaz zu schritten, auf dem die Gäste des Pfarrers trinkend und plaudernd saßen, sagte der Pfarrer: Sie betrachten mich verwundert über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, seit wir uns nicht gesehen haben. Wann und wie trafen wir uns doch das letztemal?

Ich mag Sie kaum daran erinnern, sagte Eisener; Sie hatten eben einen Verlust erlitten, der nie verschmerzt werden kann.

Ich dachte das jenesmal am Bette der Toten, sagte der Pfarrer. Sechs Monate darauf am Bette der Lebenden wünschte ich, sie möchte gestorben sein.

Versteh ich recht? fragte so freudig erschrocken Eisener, daß der Pastor über ihn erstaunte. Marie lebt? Dabei sah er sich im Garten um, ob er sie nicht erblickte. Dann fuhr er hastig fort: Ihr Ebenbild in Sonnenborn — nein; die trug das Kind ihrer Schwester auf dem Arme — haben Sie zwei Töchter?

Erstaunt über diese Wärme, die nicht dem bloßen bekanntlichen Mitgeföhle entstammt zu sein schien, entgegnete der Pastor: Das Kind war das ihre, und Sie haben Marien selbst gesehen.

Eisener schwankte auf den Wegen zweier entgegengesetzten Empfindungen. Der Freude — wenn man das beseligende Gefühl, einer Gewissensschuld, die ihn jahrelang allem, was den Menschen zu erheitern, zu beglücken vermag, verschlossen gehalten hatte, ledig zu sein, Freude nennen darf; des Schmerzes, daß Marie, die Marie, zu der die Liebe in ihm durch ihren Tod zur schwärmerischen Andacht und nun, da er wußte, sie lebte, plötzlich zur Leidenschaft angewachsen war,

einem andern angehörte. Die äußerste Aufregung nur konnte eben die scheinbare Ruhe geben, mit der er zum Pastor sagte: So ist sie verheiratet in Sonnenborn —

Sie nehmen solchen Theil, entgegnete jener, daß ich Ihnen erzählen muß, was uns begegnete, seit ich Sie zum letztenmale sah. Marie, die wir für tot hielten, lebte; der Starrkrampf, der sie unter dem Scheine des Todes gefangen hielt, war eine Folge ihres Zustandes — sie sollte Mutter werden. Sie wurde es. Durch wen sie es geworden ist, hab ich weder durch Bitten noch durch irgend ein ander Mittel von ihr erfahren können. Sie blieb dabei, sie wußte selber nicht, wie es gekommen wäre. Endlich mußt ich an ihrem Charakter irre werden. Im Übermaße zornigen Schmerzes verstieß ich sie.

Mit Marien war Glück und Segen aus meinem Hause, aus meiner Wirtschaft, Ruhe und Freude aus meinem Herzen verschwunden. Sie fehlte mir überall. Ich hatte ihr längst im Herzen verziehen, das sich nach ihr sehnte und das Geschehene ihr abbat, als mich die Rücksicht, nicht inkonsequent zu erscheinen, noch abhielt, sie zurück zu holen, die mich nun auch nicht länger hindern soll, meinem Herzen zu genügen. Ich hätt es heute gethan, wär mirs nicht um die Fremden. Ihre Rückkehr wird dem ganzen Dorfe ein Fest sein.

Lassen Sie mich Ihren Boten sein, und noch in diesem Augenblick! rief Eisener, und eh der Pastor noch entgegnen konnte, war er schon aus der Thüre. Es trieb ihn mit solcher Hast dem Dörfchen zu, wo es sich entscheiden sollte, war er der glücklichste, war er der unglücklichste aller Menschen, daß er den Gedanken, dahin zu fahren, auf den den Vorübereilenden der Anblick seines Wagens brachte, abwies, weil ihm in diesem Augenblicke den Wagen zu besteigen, dem Kutscher zu sagen, wohin er fahren sollte, Dinge von unendlicher Umständlichkeit und Langwierigkeit zu sein schienen.

Marie knieete noch immer voll Bekümmernis und Reue an dem Bette ihres Georgs. Der Vollmond, der durch das kleine Fenster auf Mutter und Kind fiel, ließ Marien den hastig eintretenden Eisener nicht gleich erkennen. Der ungewisse, ernste Blick, mit dem sie aufstehend nach ihm hinsah, gab der hohen, mondbeleuchteten Gestalt etwas Feierliches und dabei Kaltes, das ihn auf der Schwelle festbannte und die geflügelten Worte der Leidenschaft von den geöffneten Lippen in die Brust zurückschreckte. Kaum, daß er mit halben Worten sein Hereinstürmen zu entschuldigen vermochte.

Seine Angstlichkeit und Verlegenheit theilte sich ihr mit, die ihn nun erkannte. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. Er setzte sich stumm; sie saß ihm eben so stumm ganz nahe gegenüber in der kleinen Stube.

Sie kennen mich noch? fragte er endlich verlegen. Gewiß, sagte sie freundlich; heute aber kannten Sie mich nicht. Ich glaubte Sie tot, entgegnete Eisener, aber ich wurde irr; solche Ähnlichkeit, und sogar das Rosakleid, das ich an Ihnen kannte, das Sie an jenem schönen Morgen trugen. Jenes Morgens dacht ich jeden Tag. Marie sagte: Jenen Morgen kann ich auch nicht vergessen. Es war alles noch so still, so feierlich; die Gäste schliefen alle noch. Wir wars nie so zu Mute gewesen; mir wars an jenem Morgen, als wär alles mein voriges Leben nur ein Träumen gewesen, und nun ginge erst das Leben an; ich kam mir vor, als wäre ich plötzlich größer geworden und wäre nun erst ein Kind mehr. Jenes Rosakleid ist's nun freilich nicht mehr; aber seit jenem Morgen bin ich der schönen Farbe doppelt gut geworden. Sie wollte auf des Knaben Röckchen zeigend hinzusehen: Das ist von jenem Kleide noch, aber eine eigne Scham hielt sie ab, gegen Eisenern des Knaben zu erwähnen. Aber Sie sind wohl krank, unterbrach sie sich, da sie ihn noch bleicher werden sah. Nein, sagte Eisener, ich bin sehr schnell gegangen; solche

kleine Anwandlungen gehn schnell vorüber. Weil ich Sie gestorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder gesund werden.

Er faßte ihre Hand. Sie erschrak. Seine Hände waren sehr kalt. Er sagte: Ich glaube, hätt ich ein Glas frisches Wasser, mir würde besser.

Marie eilte, das Gewünschte herbeizuholen.

Das wäre eigen, sagte Eisener matt vor sich hin, wenn ich jezt sterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß sie mich liebte, daß der schöne Knabe — ihn ergriff eine Sehnsucht, das Kind zu betrachten, zu lieblosen — die Wonne wurde dem Angegriffnen vor Übermaß zur Angst, dachte er sich das Kind als das seine, sich so plötzlich, so unerwartet in dem Besitz von Gütern, auf die er noch gestern für immer verzichtet hatte. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog sich über den wunderschönen Knaben hin, sah das kleine Mal an dem Ärmchen, dessen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schläfe sich zurückgeschoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zusammen.

Marie, die mit dem Wasser hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie setzte sich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen; sein Kopf ruhte an ihrer Brust. Ihr totenbleiches Gesicht hatte sie über das seine gebeugt, und sie wiederholte nur immer die dringlichen Worte: Ach Gott, Herr Eisener, so sterben Sie doch nicht! als meinte sie, er könnte es ihr nicht zuleide thun, zu sterben, wenn sie ihn nur recht herzlich darum bäte.

Er schlug seine Augen wieder auf und fragte: Bist du denn auch, Marie? Und bist du mir denn gut? Sie schwieg und bückte sich in schamhafter Verlegenheit so nah auf ihn, daß sie einander nicht sehen konnten. Aber er fühlte ihre Thränen auf seinen Wangen; er fühlte, daß sie heftig zitterte.

Sie half ihm aufstehn, ohne ihm in die Augen zu sehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; sie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leise singend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenster und wieder zurück. Es war ihr immer, als müßte sie, wie in ihren Träumen, den Knaben zu Eisenern tragen, und doch hatte sie den Mut nicht, es zu thun.

Marie, sagte Eisener, verzeihst du mir denn? Ich habe gebüßt drei schwere Jahre lang. Sie verstand ihn nicht. Er warf den Rock ab, schob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, das er auf dem Arme trug, auf derselben Stelle und von derselben Gestalt wie der kleine Georg. Siehst du, Marie, dein Georg ist auch mein Georg, und ich bin sein und dein. Die glückliche Marie verstand ihn nur mit dem Herzen.

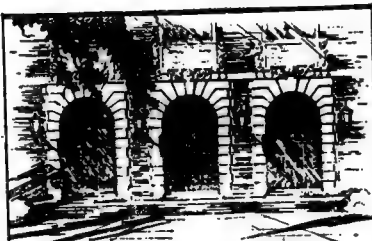
In diesem Augenblicke that sich die kleine Thür auf, und herein traten der Pastor und Breitung mit dem alten Eisener und Ritter, die der Pastor, ihrem und dem eignen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo sie nach seiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.



64

4





LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834L96

I1891

v.3

Return this book on or before the
Latest Date stamped below. A
charge is made on all overdue
books.

University of Illinois Library

APR 17 1962
APR 12 1962
10

REMOTE STORAGE



Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Dritter Band

Schrift (Jubiläums-*Fraktur*) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandstetter,
Papier von Ferd. Hirsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Dritter Band

Dramen



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Herausgegeben von
Adolf Stern

Der Erbförster

Trauerspiel in fünf Aufzügen





REMOTE STORAGE

Einleitung

Otto Ludwigs Trauerspiel „Der Erbförster“ war das erste seiner poetischen Werke, das zu einer allgemeineren Kenntniß gelangte und, wenn man von dem Singspiel „Die Köhlerin“ der Gießfelder Jugendzeit absieht, die erste seiner zahlreichen dramatischen Dichtungen, die die Bretter beschritt. Auch dem „Erbförster“ waren verschiedene Entwürfe und begonnene Ausführungen, die den Titel „Die Wildschützen“, „Willem Brandt“, „Eine Waldtragödie“ führten, vorangegangen, deren Planhefte und angefangene Szenen in die Jahre 1846 bis 1848 zurückverweisen. Am Ende gaben gewisse Eindrücke des Jahres 1848 den Anstoß zur letzten Gestaltung der Handlung und der verhältnismäßig raschen, in der Hauptsache endgültigen Bearbeitung. Der Dichter schrieb das bürgerliche Trauerspiel, das gegenwärtig vorliegt, in seiner ländlichen Zurückgezogenheit bei Meissen im Frühling und Sommer des stürmisch bewegten und vielfach blutigen Jahres 1849. Anfang September dieses Jahres war es nach mannigfachen Besprechungen und schriftlichen Erörterungen mit Eduard Devrient, der sich des weltscheuen und einsamen Dichters nach Kräften annahm, Erörterungen, bei denen sich nach Devrients eigenem Zeugniß der Dichter „nur zu willig seine Arbeiten zu verwerfen“ zeigte, vollständig beendet, am

17. September las Devrient das Stück dem Intendanten der Dresdner Hoftheaters, Freiherrn von Lüttichau, und dessen geistvoller Gattin vor und bewirkte sofort die Annahme des Erbförsters. Die Proben zu dem Werke begannen im Februar 1850, die erste Aufführung in Dresden fand am 4. März statt, nachdem kurz zuvor durch Gustav Frentag in den „Grenzboten“ (Nr. 5 des Jahrgangs 1850, wo Otto Ludwig nicht nur als ein „großes Dichtertalent,“ sondern auch „Der Erbförster“ selbst als „eine hoffnungsvolle Arbeit, ein wahres Juwel in unsrer Zeit“ gerühmt wurde) die erste Mitteilung über die neue Waldtragödie und das bedeutende und kräftige Talent ihres seither unbekannten Dichters in die Öffentlichkeit gelangt war. Die Besetzung war eine so vorzügliche, als das damalige Dresdner Hoftheater zu geben vermochte. Eduard Devrient als Erbförster Ulrich und Marie Bayer-Bürck als seine Tochter riefen den tiefsten Eindruck hervor. Die Aufnahme blieb gleichwohl weit hinter dem Werte der Schöpfung wie hinter den Wünschen der Verständnisvolleren zurück; die Wucht und Dürsterkeit der tragischen Handlung, die starre Unerbittlichkeit im Charakter des Haupthelden standen mit dem Gewohnten in so entschiedenem Gegensatz, daß die offenbar vorhandne Empfänglichkeit, ja die aufatmende Freude an der echten Gestaltungskraft und dem naturfrischen Grundton des Werkes beeinträchtigt, gleichsam beengt wurde. Ludwig bemerkte lakonisch in seinem Hauskalender: „Erbförster zum erstenmal. Das Publikum, auch König, Königin und Prinzessinnen auffallend still und aufmerksam. Devrient, der wunderbar spielte, und die Bürck mehrfach applaudiert. Während der letzten zwei Aufzüge schien das Publikum wie perplex, noch nach dem Schlusse einen Moment tiefe Stille, dann ich von mehreren Stimmen gerufen. Ich hatte gehofft, man würde die Schauspieler rufen, dies ver-

dient hatten." Und ungefähr übereinstimmend mit den Wahrnehmungen des Dichters verzeichnete Eduard Devrient am gleichen Tage in seinen Tagebüchern unter „4. März: Aufführung des „Erbförsters“ (ich die Titelrolle gespielt). Die beiden ersten Akte machten glänzende Wirkung. Vom dritten Akt an erlag das weichliche Publikum unter den Martern der nahenden Katastrophe, nur einzelne behielten zulezt den Mut zu ohnmächtigen Beifallsäußerungen." Dem entsprechend lauteten die ersten in der Tagespresse laut werdenden Urtheile über die neue Tragödie in kaum glaublicher Weise abfällig, die leicht erkennbaren Mängel wurden gedankenlos oder gehässig in den Vordergrund gerückt, die gewaltigen, vom stärksten poetischen Vermögen zeugenden Vorzüge des Werkes wie des Dichters kurzerhand als allverbreitete und von vornherein unerläßliche poetische Eigenschaften aufgefaßt. Dazu ward Ludwig in dieser Art Kritik als ein Neuling behandelt, während für jeden Urteilsfähigen die männliche Reife der Schöpfung, die mit ihrer Frische und Ursprünglichkeit im Gleichgewicht stand, erkennbar war. Der Ton, den die Kritiken des „Dresdner Journals“ (Nr. 67 und 68 von 1850), der Leipziger „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und andre anschlugen, dünkt uns Nachlebenden schier unglaublich.

Natürlich fehlte es auf der andern Seite nicht an Naturen, die die vollste Empfänglichkeit, das reinste Verständnis, die lebendigste Begeisterung für die Bedeutung der neuen Schöpfung und der neuen Dichterserscheinung an den Tag legten. So trat Berthold Auerbach im „Neuen Dresdner Journal“ (14. April 1850) für das „Stück echter Poesie“ ein, so erklärten sich in den Wiener großen Zeitungen („Lloyd“, „Ostdeutsche Post“, „Wiener Zeitung“) die Referenten unbedingt für den Dichter. Da im Verlaufe des Jahres 1850 der „Erbförster“ noch am Hofburgtheater zu Wien,

an den Hoftheatern von Weimar, Karlsruhe, München, Stuttgart, den Stadttheatern von Königsberg, Breslau, Ulm, Prag und Graz aufgeführt wurde, denen Leipzig, Köln, Schwerin, Hannover, Bremen u. a. in den nächsten Jahren folgten, so war mannigfache Gelegenheit zu öffentlichen Meinungsäußerungen gegeben, die je länger je mehr zu Gunsten des Dichters lauteten. Es blieb denn doch nur der hohlsten Gewöhnung an die Tendenzphrase und der völligen Unfähigkeit, den Atem des Lebens in der Dichtung zu verspüren, möglich, auf die Länge die Lebensfülle und die dramatische Kraft in dem bürgerlichen Trauerspiel Ludwigs zu verkennen. Zunächst war gar nicht die Frage, ob das Stück den letzten und höchsten Kunstforderungen gerecht würde, sondern ob in dem Dichter ein bedeutendes und vielverheißendes Talent, eine ursprüngliche Phantasie, gepaart mit dem Tiefblick für die Wahrheit des Lebens, für den Grund und Kern aller menschlichen Dinge vorhanden wäre, lauter Eigenschaften, deren die deutsche Dichtung im allgemeinen, die dramatische im besondern dringend bedurften. Die Gewißheit dieser Eigenschaften mußte zuerst und muß auch zuletzt stärker ins Gewicht fallen, als die unveröhnliche Herbitheit des Schlusses und die Undeutlichkeit des Opfertodes der Försterstochter, durch die dem Trauerspiel „Der Erbförster“ der Anschein einer Rückwendung zur Schicksalstragödie gegeben wurde.

Es konnte nicht fehlen, daß dies Schlagwort, einmal ausgesprochen, von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch ging und am Ende zu einem jener traditionellen kritischen Gemeinplätze wurde, an denen die deutsche Literatur überreich ist. Der Dichter selbst, der wahrlich strenge Selbstkritik übte, gab nicht zu, daß er dem blinden und willkürlichen Zufall ein Recht in seinem Werke eingeräumt hätte. In einem Briefe an Julian Schmidt, der den erwähnten kritischen

Vorwurf gleichfalls erhoben hatte, schrieb Ludwig: „Der andere Punkt ist der im Erbsörster gerügte Zufall, den ich aber nicht darin finden kann. Wie die Geschichte dasteht, ist sie so: Der Alte sieht den Robert und schießt auf ihn; Marie läuft absichtlich in den Schuß, sie wird getroffen statt Roberts. Es ist keine zufällige Verwechslung der beiden, kein zufälliger Freischützenfehlchuß durch Wanken des Gewehrs oder etwas dergleichen oder gar durch überirdischen Einfluß, er zielt und schießt vollkommen sicher und würde den Robert treffen. Nur weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabeenen wollte, habe ich das Verhältnis etwas ins Unklare und Undeutliche gespielt, das ein wesentliches Ingredienz desselben ist. An sich ist es ganz klar und durchaus kein Stück Schicksalstragödie. Das dämonisch Erscheinende kann keinem tragischen Dichter verwehrt werden, wenn es als wahrscheinliches und natürliches Glied der Kausalwirkung eingeflochten ist. Hier ist es natürlich und wahrscheinlich, es ist kein Wunder, es geht natürlich zu, nur die Stimmung des Wunders ist darüber gebreitet. Die wunderbaren Motive sind das Fehlerhafte in den Schicksalsstücken, und ich bin ein so großer Freund der realistischen Motive, daß ich selbst von den durch die Konvenienz geheiligten idealen Motiven nur mit größter Vorsicht Gebrauch mache. Selbst die Ungewißheit ist realistisch aus des alten Försters Zustand notwendig herzuleiten. Ich weiß wohl, ich hätte dergleichen Ausstellungen vorbeugen können, wenn ich das Verhältnis abstrakt hätte markieren wollen. Aber ich bin ein solcher Realist, daß mir meine eigene Einmischung in die Handlung auch nicht viel weniger absurd erscheinen würde, als die Einmischung von etwas Übernatürlichem. — Dann hielt ich für milder und notwendig zum Abschluß, wenn ich Marien erschießen ließ anstatt Robert. Denken Sie sich die notwendigen Folgen, und vielleicht stimmen

Sie mit mir überein. Was wäre für Marien mit einem Leben gewonnen, das die Erinnerung an den Tod des Geliebten durch das Verbrechen des Vaters vergiften müßte; was für den alten Förster, denken zu müssen, daß sein Liebstes ein vielleicht langes vergiftetes Leben hindurch mit Schauer und Abscheu an ihn denken müsse! So stirbt sie einen schnellen Tod und stirbt als die Retterin ihres Geliebten; so ist ihre Resignation auf seinen Besitz um ihres Vaters willen erst etwas, wenn sie eine Liebe zu besiegen hat, der man sie fähig sieht, ihr Leben zu opfern. — In dem „Erbförster“ habe ich die Gefahr darstellen wollen, in der der Instinktmensch schwebt, dem die Reflexion nur um so schlimmere Dienste thut, wenn er meint, sie los zu sein. Daß, wer bewußt den Verstand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophisterei verfällt. Daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben sein kann, daß, wo der Mensch am selbständigsten auf seiner Einseitigkeit zu stehen glaubt, er in Wirklichkeit am unselbständigsten ist. Denken Sie sich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Übergewicht der Reflexion, so ist der „Erbförster“ eins für das Übergewicht des Instinkts; wo der eine den klarsten Beweisen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für seine Thatflucht sucht, glaubt der andre den ungewissesten, unwahrscheinlichsten Gerüchten und läßt sich von einem Bibelspruch bestimmen, weil dieser wie jene dem aufgeweckten Tiere in ihm, der Nachsucht entgegenkommen.“

Natürlich entscheiden diese Darlegungen des Dichters die Frage nicht allein, aber sie verdienen alle Erwägung, ehe über die Mängel der Waldtragödie abgeurteilt wird, und sie erweisen auf jeden Fall, daß Ludwig bei der Gestaltung der letzten Akte des „Erbförsters“ keineswegs einem unklaren Effektbedürfnis

genügte, und am wenigsten von „bunter Zufallswirtschaft“ und „einem wahren Hagelschauer von Mißverständnissen, der ein als Lustspiel beginnendes Stück zur Tragödie niederregnet“ (Gottschall: „Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“) die Rede sein kann und darf.

Der „Erbförster“ wurde zuerst als Bühnenmanuskript (Dresden, 1850, Druck von E. Blochmann und Sohn) gedruckt und erschien als erster Band von „Otto Ludwigs dramatischen Werken“ (Leipzig, J. J. Weber, 1853). Von jenem frühesten Dresdner Drucke dürften wohl nur wenige Exemplare noch existieren; in die erste Veröffentlichung der Dichtung als Buch wurden gewisse Änderungen aufgenommen, die Ludwig angesichts der Theatererfahrungen getroffen hatte. Namentlich der letzte Aktluß, nach dem der Erbförster sich selbst erschießt, weicht von dem im Bühnenmanuskript befindlichen Schluß, nach dem sich Christian Ulrich einfach den Gerichten überliefert, in bemerkenswerter Weise ab. Der spätere Wiederabdruck des Trauerspiels im ersten Bande von „Otto Ludwigs gesammelten Werken“ (Berlin, bei Janke) schließt sich genau an den Druck in der eben erwähnten Sammlung der dramatischen Werke an.



Personen

Stein, ein reicher Fabrikherr und Güterbesitzer

Robert, sein Sohn

Christian Ulrich, Förster des Gutes Düsterwalde,
genannt der Erbförster

Sophie, seine Frau

Andres, Forstgehilfe bei Ulrich

Marie

Wilhelm

} beider Kinder

Wilkens, ein großer Bauer, der Försterin Oheim

Der Pastor von Waldenrode

Müller, Steins Buchhalter

Jäger Gottfried, genannt der Buchjäger

Weiler, Ulrichs Holzhüter

Der Wirt von der Grenzschenke

Frei

Lindenschmied } Wilddiebe

Kathrine

Bastian, Steins Diener

Zwei Träger

Das Stück spielt abwechselnd im Jägerhaus von Düsterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzschenke und im heimlichen Grunde



Erster Aufzug

Jägerhaus von Düstermalde

Im Hintergrunde des Zimmers eine Flügelthür und ein Schrank, zu beiden Seiten gewöhnliche Thüren. Rechts ein Fenster; links im Hintergrunde der Ofen; weiter vorn eine Schwarzwälderuhr; dann ein Kiesel, an dem mehrere Flinten, darunter zwei doppeltküssige, Jagdtaschen und dergleichen Gerät hängen, und ein Bücherbord, auf dem Bibel und Gesangbücher liegen

Erster Auftritt

Man hört in der Szene Musikanten ein Stückchen blasen

Weiler, langsam sich umsehend durch die Mittelthür; die **Försterin** zugleich geschäftig von links. Dann **Andres**, **Wilhelm**, zuletzt **Marie**

Försterin. Da sind die Musikanten schon. Wo hab ich nur den Kellerschlüssel? Die Musik muß zu trinken haben. — Der Weiler?

Weiler. Der Weiler. Wo ist denn der Alte? Der Förster?

Försterin. Mein Mann? Ist er nicht draußen?

Weiler. Von wegen mit den Holzhauern. —

Försterin. Kann er nicht warten?

Weiler. Warten? Behüte. Alle Hände voll zu thun.

Försterin. So mach er, daß er fortkommt.

Weiler (sehr ruhig Tabak in seine kurze Thonpfeife stopfend). Ja.

Försterin. Sollt er vielleicht schon mit dem Herrn Stein —

Weiler. Ja; Sand gestreut schon am Dienstag. Und die Guirlanden draußen an der Thür — Heut ist doch gar die Verlobung vom Herrn Robert Stein und der Jungfer Marie? Da wird die Freundschaft noch erst recht dick werden, wenns heißt: Der Herr Schwiegervater Stein! Und das ist noch nicht einmal alles. Der Stein hat nun auch das Gut gekauft, worauf der Ulrich Förster ist. Der dicke Advokat aus der Stadt hats gestern richtig gemacht. Und der Stein ist heut als Herr von Düstermalde aus seinem Bett gestiegen.

Försterin. Hier den Tisch —

Weiler (indem sie den Tisch zusammentragen, auf der linken Seite). Wirds der Ulrich gut friegen, nun sein alter Freund sein Herr geworden ist und noch obendrein sein Schwiegervater wird.

Försterin. Weiter nach dem Ofen zu. Noch einer muß herein.

Weiler (in sich hineinlachend). Wahre Kesselflicker die beiden, der Stein und der Ulrich. Alle Tage einmal Zank.

Försterin. Warum nicht gar Zank? Scherz ist's. (Geschäftig hinaus, gleich darauf wieder herein)

Weiler (hinter ihr her gestikulierend bis an die Thür). Scherz? Da hat sichs. Der eine hitzig, der andre eigensinnig. Seit sichs um den Kauf handelt, da ist das Durchforsten der tägliche Zankapfel. Die reichen Leute wollen doch immer auch was verstehn, wenns auch nichts ist damit. Da meint der Stein, wenn er allemal die andre Reihe Bäume wegschlägt im Wald, da bekäm die erste mehr Licht und mehr Platz zum Wachsen. Kann auch sein, daß der Buchjäger das aufgestöbert hat in einem alten Buch. Aber damit kommt er dem Ulrich schön an. Noch vorgestern denk ich, sie fressen einander auf, daß von keinem was übrig bleibt. Der Stein: Es wird durchforstet. Der Förster: Es wird nicht durchforstet. Der Stein: Aber es wird durch-

forstet. Der Förster: Aber es wird nicht durchforstet. Der Stein: Aber es wird durchforstet. Der Förster: Aber es wird nicht durchforstet. Der Stein auf; den Rock zu, zwei Knöpfe auf einmal, zwei Stühle über den Haufen gerannt und — fort. Ich, denk ich, nun wirds doch einmal aus sein mit der Freundschaft? Ja, profit Mahlzeit. Das war vorgestern Nacht, und gestern früh — kaum wars Tag —, wer da vom Schloß daher gepfiffen kommt und an des Försters Fenster pocht, als wär nie nichts passiert — das ist der Stein. Und wer schon eine Viertelstunde gewartet hat und drin sein Gleich! unter dem weißen Schnauzbart hervorschnarcht — das ist der Ulrich. Und nun miteinander hinaus, mir nichts, dir nichts — in den Wald — als wär nie nicht kein Zank gewesen. Und das fällt auch keinem Menschen mehr auf. Nachts gezankt und früh mit einander in den Wald — als müßts so sein. Aber macht ers denn mit seinem Jungen anders, der Stein? Mit dem Robert? Der Stein? Hat der nicht schon ein halb Duzend mal fortgewollt? Und hernach ist er wieder zu gut. Konfuse Wirtschaft das! (Während des letztern ist er Schritt vor Schritt vor dem Tisch zurückgewichen, den Andres und Wilhelm hereintragen bringen und an den bereits zur Linken stehenden Tisch fügen, der in der Richtung von der Rampe nach dem Hintergrunde steht)

Försterin. Hierher. So. Und nun Stühle, Jungens. Aus der obern Stube. Der Weiler könnte wohl —

Andres und Wilhelm ab

Weiler (preßiert, indem er sich zum Gehen fertig macht). Wenn er nicht die Hände voll zu thun hätte, der Weiler! Draußen mit den Holzmachern — dann wegen des Lannensamens und von wegen mit dem Salz — da — ich kann nicht zu Gedanken kommen vor der Arbeit. Und der Alte — (Gebärden, Ulrichs Strenge andeutend)

Försterin. Na; ich will nicht schuld sein, wenn er etwas versäumt. (Geht wieder)

Weiler (ganz ruhig). Ja. (Den Finger an der Nase) Aber ob er auch jetzt allemal der erste sein wird, der die Hand bietet? Der Stein? Wenn er nun des Försters sein Herr ist? Ja; ich will nicht prophezeien, aber — der Herr hat doch allemal recht, weil er der Herr ist. Hm. Wenns mal was Ernsthaftes gäbe! Hab ohnehin mal wieder die lustigen Gesichter satt.

Försterin (mit Andres und Wilhelm die Stühle tragend). Sieben, acht, neun, zehn Stühle (zählt nochmals leise). Ja.

Weiler. War auch kein übel Gesicht das, was der Buchjäger gestern schnitt, Mosjeh Andres; Sie haben auch wieder was mit ihm vorgehabt.

Försterin. Mit dem rachsüchtigen, brutalen Menschen? (Sie deckt die Tafel)

Andres. Wer kann mit dem in Frieden leben?

Försterin. Nun; geschehn ist geschehn. Aber in acht nehmen darfst du dich vor dem.

Weiler. Sela. Denn es ist kein Glied an dem Kerl, woran der Kerl nicht schlecht wär.

Andres. Ich fürcht ihn nicht.

Försterin. Du, Wilhelm, ins Gärtchen. Kaiserkrone, Löwenmaul, Rittersporn — nur was Großes, damit es ein Ansehn hat im Glas. — Steins werden bald kommen mit Herrn Möller, dem Buchhalter —

Weiler. Dem Hagestolz —

Försterin. Sieh doch, Andres, ob der Better Willens noch nicht kommt?

Andres, Wilhelm ab

Weiler. Der Willens kommt auch?

Försterin (betonend). Der Herr Willens? Wird nicht ausbleiben, wenn seiner Muhme Tochter Verlobung hat!

Weiler. Hm, freilich. Hat Geld, der Herr Willens. Der größte Bauer in der Gegend. Ich war auch einmal ein Herr Weiler. Eh mir die Gläubiger meinen Kaffeeladen zugeschlossen. Da haben sie den

„Herrn“ in die Thür geklemmt. Da steckt er noch. Nun ist's „der Weiler“ schlechtweg. „Der Weiler könnte“ — „weil der Weiler doch einmal da ist“ etcetera. Manchmal, wenn mir's Vergnügen macht, ärgert' ich mich drüber. Ein eigen Vergnügen, sich zu ärgern — aber es ist eins. Hui, da kommt die Jungfer Braut.

Marie tritt auf; während des Folgenden wird von den Frauen die Tafel gedeckt

Weiler. - Hui! Wie ein Sichhörnchen.

Försterin. Der Weiler will dir eine Schmeichelei sagen, Marie. Er hat seine aparte Art.

Weiler. Ja. Schadt nichts. Grob oder fein. Wenn das Weibsen nur merkt, daß es geschmeichelt sein soll, da ist es schon zufrieden. Wie wenn die Jungen so 'n glattes Kästelchen streichen. Sanft oder rauh, wohl oder weh, es kann sich's nicht erwehren, zu spinnen.

Marie. Und der Vergleich war wohl auch eine Streichelei?

Weiler. Wenn Sie spinnen müssen, wird's schon gestreichelt gewesen sein.

Marie (durchs Fenster sehend). Er kommt, Mutter.

Försterin. Der Robert?

Weiler. Da will ich nur zu meinen Holzmachern. Sonst fludert der Alte! (ab)

Försterin (nachrufend). Wenn er nicht hereinkommen kann, will ich ihm sein Teil aufheben. — Ein ungemütlicher Mensch! Und höflich wird er nunmehr auch nicht. Das kommt noch aus seiner guten Zeit her. Und deshalb sieht's ihm auch dein Vater nach. Weil sie alte Kameraden waren. Der Buchjäger gehörte auch dazu. Wie der sein Vermögen vertrunken hatte, kam er an den Stein. (Die Tafel übersehend) Hier oben der Bräutigamsvater. Daneben deiner. Dann der gute, launige Herr Pastor. Wenn der nicht wär, wär der Robert längst fort.

Marie. Mutter, dasmal war der Robert so wild, so ungestüm —

Fürsterin. Ja; dasmal konnten der Pastor und wir ihn kaum halten (zählt die schon Genannten noch einmal) Dann hier Herr Möller. Und dort dein Herr Pate, der Herr Vetter Wilkens. Dann hier ich, dort Robert und du. Untenan endlich Andres und Wilhelm. Wie die Zeit vergeht! Wenn ich an meinen Verlobungstag denke! Da war ich nicht so glücklich als heut.

Marie. Mutter, obs jedem Mädchen so ist, das eine Braut werden soll, wie mir?

Fürsterin. Hat nicht jede so große Ursache, froh zu sein, wie du.

Marie. Aber ist denn das auch Fröhlichkeit, was ich fühle? Mir ist so schwer, Mutter, so —

Fürsterin. Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Taupfen hängt. Es hängt den Kopf, und doch ist der Tau ihm keine Last.

Marie. Als wärs unrecht von mir, daß ich den Vater verlassen will — wenns gleich um Robert ist.

Fürsterin. Das Wort Gottes sagt: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und am Manne hangen. — Bei mir wars noch anders, als bei dir. Dein Vater war schon ein schmucker Mann — nicht mehr so jung, aber hoch und straff wie eine Tanne; sein Bart war damals noch kohlschwarz. Es sah gar manche nach ihm um, die ihn gern gehabt hätte; das wußt ich. Aber er war mir zu ernst und streng; alles nahm er so genau, und aufs Vergnügen hielt er gar nichts. Es war nicht leicht, sich in ihn zu schiden. Brotsorgen hab ich nicht gehabt. Und daß er mich etwa barsch behandelt hätte — das müßt ich auch lügen, wennschon er barsch thut.

Marie. Und mehr hattst du nicht gehofft? Mehr nicht?

Fürsterin. Wenn der liebe Gott alles erfüllen

sollte, was solch ein Mädchenherz hofft, das selber nicht weiß, was es will! Aber da kommt Robert. Wir wollen recht fröhlich sein, damit er nicht in seine Gedanken fällt.



Zweiter Auftritt

Robert. Vorige

Robert. Guten Morgen, liebe Mutter. Guten Morgen, Marie.

Fürsterin. Guten Morgen, Herr Bräutigam in Hoffnung.

Robert. Wie ich mich freue, Sie so heiter zu sehn. Aber du, Marie? Du bist traurig, Marie? Und ich bin so froh. So überfroh! Den ganzen Morgen schon bin ich im Wald. Wo die Büsche am hellsten funkelten vom Tau, da drängt ich mich durch, daß die feuchten Zweige mir ins glühende Gesicht schlagen mußten; da warf ich mich ins Gras. Aber es litt mich nirgends. Mir war, als könnte mir nichts helfen, als wenn ich laut weinte. — Und du, sonst so frisch und munter wie ein Reh — du bist traurig? heute traurig?

Fürsterin. Sie freut sich gewiß, lieber Robert, aber Sie kennen sie ja von Klein auf — wo andre laut werden, da wird sie still.

Marie. Nein, Robert; traurig bin ich gewiß nicht; mir ist nur so feierlich. Den ganzen Morgen schon. Wo ich geh und steh, als wär ich in der Kirche. Und —

Robert. Und —

Marie. Und daß nun bald das Leben wie hinter mir abreißen soll, wie unter mir versinken, und ein neues angehn soll, ein so ganz neues — sei nicht böse, guter Robert! — das ist mir so eigen, so ängstlich —

Robert. Ein neues Leben? Ein so ganz neues Leben? Es ist ja noch immer das alte Leben, Marie, nur schöner. Es ist ja noch immer der alte liebe Baum, unter dem wir sitzen, nur daß er blüht.

Marie. Dann, daß ich den Vater verlassen soll! — und die Mutter! Das Alte seh ich vergehn, das Neue seh ich nicht kommen; das Alte muß ich lassen, und das Neue kann ich nicht erreichen —

Robert. Mußt du denn den Vater lassen? Bleiben wir nicht alle beisammen? Hat nicht deshalb mein Vater das Gut Dürsterwalde gekauft?

Fürsterin. Das ist die Angst, die man im Frühjahr hat, man weiß nicht woher? und nicht warum? Und im Frühjahr weiß man doch, daß es nur immer noch schöner werden muß, und fürchtet sich doch. Man fürchtet sich eben vor dem Glück. Nun sollen sich meine liebsten Wünsche erfüllen, und — geht mirs denn anders? Kann ich mir nicht ordentlich wünschen, es wär ein Braten verbrannt, oder es zerbräch etwa von den feinen Tellern einer? Glück ist wie Sonne. Ein wenig Schatten muß sein, wenns dem Menschen wohl werden soll. Ich will nur nachsehn, obs in der Küche nicht ein wenig dergleichen Schatten gesetzt hat.
(Ab links)

Marie (nachdem sie und Robert einige Augenblicke schweigend gegenüber gestanden). Fehlt dir was, Robert?

Robert. Mir? Nein. Vielleicht —

Marie. Du bist noch auf deinen Vater böse? Und er ist so gut!

Robert. Daß er so gut ist! Daß seine Güte fast schwerer zu tragen ist, als seine heftigen Launen! Sein Zorn verleht nur, seine Güte demütigt. Seinem Zorn seh ich meinen Stolz entgegen — aber was seiner Güte?

Marie. Und du wolltest fort, du böser Robert, und uns alle verlassen!

Robert. Ich wollte, aber ich bin ja noch da.

O das war eine böse Zeit! Ich war an allem irr, an dir, Marie, an mir selbst. Aber das ist ja nun alles vorbei. Ein wenig Schatten muß sein, aber nur nicht zuviel. Komm, Marie. Hier im Haus ist's so schwül. Die Musikanten sollen uns das fröhlichste Stückchen aufspielen, das sie können. (Sie wollen ab)



Dritter Auftritt

Der Förster, die Försterin hinter ihm. Vorige

Marie (wie sie den Förster sieht, läßt sie Robert und umschlingt jenen)

Förster. Daß dich — Mädel! (Sich los machend) Ist das ein Sonnenblick nach einem Regentag, daß einem die Bremsen an den Kopf fliegen? Habt ihr dem Robert die Ohren voll gelamentiert, Weibsvolk? Uebernes Ding da. (Schiebt Marie von sich) Ich hab mit Robert zu reden. Ich hab Sie gesucht, Herr Stein.

Robert. Herr Stein? Nicht mehr Robert und du?

Förster. Hat alles seine Zeit, das Du und das Sie. Wenn das Weibsvolk weg ist —

Försterin. Wir machen schon Platz, alter Bervolf. Red immer!

Förster. Ja. Sowie ihr draußen seid.

Robert (führt sie). Nicht böse, liebe Mutter!

Försterin. Da könnte man auch nicht aufhören, böse zu sein.

Förster. Macht die Thür zu; hört ihr?

Försterin. Nu — nu —

Förster. Wer ist hier Herr? Clement!



Vierter Auftritt

Förster. Robert

Förster (wie sie allein sind, wird er verlegen und geht einige male auf und ab)

Robert. Sie wollten —

Förster. Freilich — (Wischt sich den Schweiß) **Hm. Sehen Sie sich, Herr Stein.**

Robert. Diese Vorbereitungen —

Förster (zeigt auf einen Stuhl am Ende des gedeckten Tisches)

Robert (setzt sich)

Förster (nimmt die Bibel vom Bord, setzt sich Robert gegenüber, thut die Brille auf, schlägt auf, räuspert sich). **Sprüche Salomonis, ein und dreißig, zehn: Wem ein tugendhaft Weib beschert ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang.** (Kleine Pause, dann bartsch nach dem Fenster, indem er sitzen bleibt) **Wilhelm, ob du dich vorsehen wirst da draußen! Und dann weiter unten am dreißigsten. Wird er mir doch den ganzen Buchsbaum vertreten, der Element! Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. — — Robert —**

Robert (aus Gedanken). **Vater Ulrich —**

Förster. Wiederum **Sirach** da am soundsovielsten. — **Herr Stein —**

Robert. Schon wieder „Herr“?

Förster. Ich muß schon noch einmal du sagen. Sonst geht mirs nicht los da von der Lunge. — **Robert —**

Robert. Sie sind so feierlich!

Förster. Feierlich? Kann sein. Die Sache ist auch danach. Man ist kein Heide. (Stellt sich in Positur) Du hast dich also in Gott entschlossen, **Robert —**

Robert. Aber —

Förster. Ja, wenn du mich so ansiehst. — Du willst heiraten, Robert?

Robert (steht auf, verwundert). Aber Sie wissen doch —

Förster. Freilich. Aber eine Einleitung muß doch sein. Setz dich nur. Aber du mußt mich auch einmal ausreden lassen. Hab sonst eine gesunde Brust. 'S ist mir aber, wenn ich predigen will, als säh ich den Pastor im Chorrock hinter einem Hasen her. (Erleichtert) So; jetzt hab ich die Fährte. Es wechselt ein Hirsch vom Luthdorfer herüber. Hörst du, Robert? Und nun paß auf. Hier die Gabel ist der Hirsch. Hier da, siehst du? Hier das Salzfaß, das bist du. Und der Wind kommt vom Teller daher. Was machst du nun, um den Hirsch zu beschleichen? Was? (Eingelfend) Du — nun?

Robert. Ich muß —

Förster (nickend). Mußt — (Gebärden)

Robert. Ihm den Wind abgewinnen.

Förster. Wind abgewinnen. Richtig. Merkst du nun, wo ich hinaus will? Du mußt ihm den Wind abgewinnen. Das ist's. Siehst du, deshalb mußt ich mit dir reden. (Feierlich) Du mußt dem Hirsch den Wind abgewinnen. (Steht auf) Und nun — mach sie glücklich, Robert, meine Marie. (Will gehn)

Robert. Aber was hat das mit Marien zu schaffen?

Förster. Ja; du hast mich noch nicht verstanden? Siehst du? Der Hirsch darfs nicht merken, daß dir's um ihn zu thun ist, und die Frau noch weniger. Du machst zu viel Sachen mit den Weibern. Kinder dürfen nicht wissen, wie lieb man sie hat, beileibe nicht; aber Weiber noch weniger. Sie sind auch nichts als erwachsene Kinder, nur pfffiger. Und die Kinder sind schon pfffig genug.

Setz dich, Robert. Ich muß dir doch was erzählen. (Sie sitzen am Rande des Tisches, dem Publikum zugewandt) Wie meine Marie vier Jahr alt war — nicht höher

als so —, komm ich einmal später am Tag nach Haus als gewöhnlich. Wo ist die Marie? frag ich. Eins sagt: In der Kammer, das andre: Vor dem Haus. Sie wird ja kommen. Aber proßt die Mahlzeit; es wird Abend, es wird Nacht und — keine Marie da. Ich geh hinaus. Im Garten, im Grenzbusch, an den Klippen im heimlichen Grund, im ganzen Forst — keine Marie. Meine Frau sucht indessen bei euch, dann im Dorfe Haus für Haus. Wen sie nicht findet, das ist die Marie. Soll sie jemand gestohlen haben? Ei, sie war ein Wachsputzpchen von einem Kind, die Marie. Ich komm in kein Bette die ganze Nacht; die Marie war schon damals mein ganzes Leben. Den andern Morgen biet ich das ganze Dorf auf. Da fehlt keiner. Sie waren alle vernarrt in die Marie. Ich will doch wenigstens die Leiche begraben. Im heimlichen Grund, weißt du? das Lannendickicht — unter den Klippen am Lautensteg, wo der alte Felsweg drüber hingeht überm Bach — daneben die Weide. Dazmal kriech ich das ganze Dickicht aus. In der Mitte ist der kleine Wiesenraum; da seh ich endlich was Rotes und Weißes. Gott und Herr! und sie ist — und nicht etwa tot oder krank, nein, frisch und lebendig im grünen Gras drin und hat sich rote Wädschen geschlafen wie die Feuerblumen. Robert! — Aber (er sieht um, leiser) sie wirds doch nicht etwa hören? (Er rückt näher an Robert; wenn er sich einmal vergißt, spricht er dann desto leiser) Ich sage: Bist du denn? Freilich, sagt sie und wischt sich die Augen, daß sie funkeln. Und lebst? sag ich, und bist nicht gestorben? sag ich, vor Hunger und vor Angst? sag ich. Einen halben Tag und eine ganze Nacht im Wald allein, im dicksten Wald? Komm, sag ich, daß die Mutter sich unterdes nicht tot ängstigt, sag ich. Sagt sie: Wart noch, Vater. Aber warum und worauf? Bis das Kind wieder kommt, sagt sie. Und nimm's auch mit;

bitte Vater; das ist dir ein liebes Kind. Aber was denn um alle Welt für eins? frag ich. Das zu mir gekommen ist, sagt sie, wie ich vorhin von euch fortgelaufen war um den gelben Schmetterling, und nun auf einmal so allein war im Wald und weinen wollte und nach euch schrein, und mir Beeren gesucht hat und so schön mit mir gespielt hat. Vorhin? sag ich. Ist's denn nicht einmal Nacht geworden unterdessen? sag ich. Das wollte sie nicht glauben. Wir suchten das Kind und — fandens natürlich nicht. Die Menschen glauben an nichts mehr; aber ich weiß, was ich weiß. Verstehst du, Robert? Sag nichts. Ich dachte, ich hätt es verschändet, wenn ich's auf die Zunge nähm. Da, drück mir stillschweigend die Hand. Gut, Robert. — Daß sie nicht hört, was wir von ihr reden. (Geht leise nach der Thür; sieht nach)

Marie (draußen). Willst du was, Vater?

Förster (lacht dem Robert heimlich zu, dann barsch). Nichts! Und komm mir nicht etwa herein, eh ich — (kommt wieder; halbleise) Siehst du, so mußt du's machen. Du machst viel zu viel Sachen mit dem Mädel da. Sie ist (noch leiser) ein Mädel, auf das jeder Vater stolz sein könnte, und ich denk, sie soll eine Frau werden nach dem Herzen Gottes. Ich hab eine; siehst du, dir sag ich's, weil ich weiß, daß du's ihr nicht wieder sagst; denn sie darf nichts davon wissen, sonst wär alle Arbeit umsonst. Und Arbeit hat mich's gelöstet, bis ich sie so weit gebracht hab; Arbeit, sag ich dir. — Daß du mir mein Mädel nicht verdirbst, an das ich so viel Müß gewandt hab, sie richtig zu erziehn.

Robert. Sie können denken — aber ich verstehe Sie gar nicht.

Förster. Das ist's ja eben. Mit Fleiß thust du's nicht. Aber tausend Clement! mach mir nicht so viel Sachen mit dem Mädel, hörst du? Wenn du so fortmachst, hat sie dich in vier Wochen im Saal. Die

Weiber wollen immer Herr sein; darauf geht ihr ganzes Dichten und Trachten, ohne daß sie selber denken. Und wenn sie sind, dann sind sie doch unglücklich. Weiß ich mehr als ein Beispiel davon. Ich seh nur zur Thür hinein, und da weiß ich schon, was der Mann wert ist. Ich seh nur das Vieh an. Ist die Raze oder der Hund nicht gezogen, so finds die Kinder auch nicht, und die Frau noch weniger. Was? Meine Frau kennt mich noch immer nicht, was das da (zeigt aufs Herz) betrifft. Und hätt sie mir das einmal abgeluchst — dann heidi, Autorität! Die Frau kann ein Engel sein; der Mann aber muß thun wie ein Bär. Und absonderlich ein Jäger. Das gehört dazu wie der Schnauzbart und der grüne Rock.

Robert. Aber sollte denn —

Förster (eifrig). Nein, Robert. Ein für allemal nicht; da ist kein Ausweg. Entweder er zieht sie sich, oder sie zieht sich ihn. — Zum Beispiel, wie man's da machen muß, nur Ein Exempel. Meine Frau kann keinen Menschen leiden sehn — da kommt denn das Elend haufenweise, und ich möchte wissen, was draus werden sollte, wenn ich sie noch ins Gesicht loben wollte darum. Da brumm ich denn und fluch eins wie ein Landsknecht, aber dabei mach ich ganz sachte Platz, daß sie freie Hände kriegt. Und merk ich nun, sie ist fertig, da komm ich wieder wie von ungefähr gebrummt und gewettert. Da heißt's: Der Erbsförster ist schlimmer auf die Armut wie der Teufel, aber seine Frau und sein Mädcl, das sind Engel vom Himmel. Und das sagen sie, daß ich's hören soll. Und ich hör's auch; aber ich thu nicht dergleichen und lach mir inwendig eins, und äußerlich thu ich noch um eins so barsch. — Es scheint, draußen kommen die Gäste schon. Robert, meine Frau und mein Mädcl, meine Marie — wenn ich einmal — du ver-
- stehst mich, Robert. Gieb mir die Hand. Gott segt

uns. (Wischt sich über das Auge) Himmelelement! — Daß du den Weibern nichts merken läßt — und regierst sie, wies sein muß — (er wendet sich um, seine Weichheit zu verbergen, mit Gebärden seinen Zorn ausdrückend, daß er sie nicht bezwingen kann. In der Thür trifft er auf:)



Fünfter Auftritt

Stein. Möller. Wilkens. Marie. Försterin. Dorige

(Begrüßungen mit dem Förster).

Stein. Wohin so rasch, Alter? Habt ihr schon Händel mit dem da?

Förster. Ja; ich hab ihm die Leviten geegigt, dem jungen Herrn, von wegen mit dem Weibsvolk da.

Stein. Hochverrat gegen die Majestät des Pantoffels? Und das dulden Sie, Frau Schwiegermutter?

Förster. Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger — wo man sich einmal auf so viel hat einrichten müssen! — Und da sag einer, die Frau da wär nicht gescheit genug, einen unter den Pantoffel zu bringen. Aber gieb uns Karten. Ich hab dem Stein da Revanche versprechen müssen auf heut vor dem Frühstück noch —

Stein. Und die muß ich haben.

(Der Förster und Stein sitzen einander gegenüber rechts und spielen Karte).

Försterin (sieht einen Augenblick zu; dann zu Robert, indem sie geschäftig abgeht). Wenn sie nur heut nicht etwa wieder auf das Durchforsten kommen!

Möller (links zu Wilkens tretend; indem er auf Marie zeigt, die eben mit der ab und zugehenden Mutter und Robert spricht). Das nenn ich eine schmucke Braut.

Wilkens. Und auch kein Bettelkind, Herr Buchhalter.

Möller (galant). Wer weiß nicht, daß Herr Wilkens ihrer Mutter Oheim ist?

Wilkens (geschmeichelt). Hm.

Möller. Und Herr Wilkens braucht sich, mein ich, des Hauses Stein und Sohn nicht zu schämen.

Wilkens (ruhig). Bewahre.

Möller (wird ganz Feuer). Herr, die Firma Stein und Sohn! Ich diene der Firma zwanzig Jahr. Das ist meine Ehre und mein Stolz. Die Firma ist mein Weib und Kind!

Wilkens. Ei ja.

Möller. Die ersten Häuser in Deutschland würden sich für eine Ehre rechnen, sich mit Stein und Sohn zu verschwägern.

Wilkens. Glaub's schon. (Wendet sich zum Brautpaar)

Möller (grimmig für sich). Und der Kerl thut noch so bauernstolz, als müßte sich Stein und Sohn auf sein Järgergänschen da noch was Rechtes einbilden. Seine fünfundvierzig gehn in drei Teile, und das erst nach seinem Tod. Die einzige Tochter von Löhlein und Kompagnie mit ihren achtzig! Das war ein ander Kapital ins Geschäft; und flüßig von heut ab. Die Mißheirat ist unverzeihlich. Was hilft's? Man muß —

(Draußen ertönt ein Dreher)

den Ärger vertanzen. Kann ich die Ehre haben, Frau Försterin, im Grünen? (Mit alter Junggesellengrazie)

Stein. Ob ich einmal Karten bekomme!

Försterin. Soviel haben wir wohl noch Zeit?

Wilkens. Der Wilkens läßt sich auch nicht wegwerfen; (in der Tasche kramend) der Wilkens muß auch

noch einmal seinen Thaler auflegen für die Musikanten. Es wird wohl erlaubt sein, Herr Bräutigam?

(Möller führt die Försterin, Willens Marien hinaus. Robert folgt)



Sechster Auftritt

Stein. Förster

Stein (wirft die Karten hin). Hab ich denn Einen Trumpf?

Förster (meldeud). Zwanzig in Grün.

Stein (nimmt seine Karten wieder auf; ungeduldig). Warum nicht Vierzig? Da über dem Grün fällt mir ein — Hast du überlegt nun, daß mit dem Durchforsten?

Förster. Der Kerl ist ein — (Sie spielen fortwährend)

Stein. Welcher Kerl?

Förster. Der das ausgeheckt hat.

Stein. Ich?

Förster. Dein Buchjäger da —

Stein (wird immer hitziger; betonend). Mein Buchjäger?

Förster (immer ruhiger und leichter). Na, meinetwegen meiner.

Stein. Was du immer mit dem hast!

Förster. So laß ihn weg.

Stein. Als wenn ich — du — bei jeder Gelegenheit bringst du den. Du kannst nicht von ihm loskommen. Wie Teig hängt er dir in den Zähnen.

Förster (sehr ruhig). Wie zum Exempel jetzt.

Stein. Du hast einmal darauf abgesehen, mich zu ärgern.

Förster. Dummes Zeug; dir ist's nur ums Krakehlen.

Stein. Mir? — Aber was stichst du da gleich, wenn ich mich verwerfe?

Förster. Verworfen ist verspielt.

Stein (wirft seine Karten hin). Nun, da hast du die ganze Geschichte! (Springt auf)

Förster. Ich gebe. (Mischt ganz ruhig und giebt)

Stein (der Schritte gemacht). Ich spiele nicht mehr mit dir.

Förster (ohne sich stören zu lassen). Aber das Geben ist an mir.

Stein (setzt sich wieder). Alter Eigensinn!

Förster. Gleich oben hinaus.

Stein (nimmt seine Karten; noch heftig). Nicht nachgegeben! Und wenn sein Unrecht klar ist wie der Tag!



Siebenter Auftritt

Müller, der die **Försterin** geführt bringt, **Wilkens**. Der Walzer draußen zu Ende. Die **Vorigen**

Försterin. Aber nun dünkt ich —

Förster. Noch einmal herum.

Försterin. Fertig wär alles —

Förster. Der Pastor —

Försterin. Mit dem Frühstück sollten wir nicht auf ihn warten, hat er sagen lassen. Aber punkt elf kam er zur Verlobung.

Förster. So seht euch und eßt.

Stein. Bitte — lassen Sie sich nicht abhalten.

Förster. Ob wir hier sitzen oder dort. — Jetzt einmal vierzig in Grün! (Immer im Spielen)

Stein. In Gottes Namen.

Förster (Siegreich). Fällt dir der Buchjäger nicht wieder ein? Und das Durchforsten? — Das wäre —

Stein (hält an sich). Du siehst du doch —

Förster (immer rascher). Daß der Kerl ein Esel ist. Der Ober ist ein Freimann.

Stein. Ich denke daran, daß wir nicht allein sind.

Förster (etwas vom Spiel erhitzt). Und Trumpf — und Trumpf! — Durchforsten!

Stein. Es ist genug, sag ich. Der Einfall war mein.

Förster. Und Trumpf!

Stein. Und wenn ich — (Er bezwingt sich)

Förster (Siegreich). Ja und was denn? (Nacht die Karten zusammen)

Stein (äußerste Gewalt sich anthuend, nicht loszubrechen). Und wenn ichs haben wollte — und wenn ich drauf bestünde — so —

Förster. Blichs, wie es ist.

Stein. So würde durchforstet.

Förster. Nichts würde.

Stein. Das wollen wir doch sehn. Und nun wird durchforstet.

Förster. Nichts wird.

Stein. Herr Förster!

Förster (lachend). Herr Stein!

Stein. Es ist gut. Es ist gut.

Förster (mit Seelenruhe). Wies ist.

Stein. Rein Wort —

Förster. Und kein Baum —

Stein (steht auf). Keinen Widerspruch und keinen Hohn. Das bitt ich mir aus. Das muß ich mir ausbitten. Ich bin Herr von Dusterwalde.

Förster. Und ich bin Förster von Dusterwalde.

Stein (wird immer hitziger; man sieht, welchen Anteil an seiner Empfindlichkeit und zugleich an seinem Bemühen, dieselbe zu bezwingen,

die Gegenwart andrer hat. Der Förster behandelt die Sache leicht, wie etwas, was alle Tage vorkommt. Die Försterin sieht voll wachsender Angst von einem zum andern. Wilkens verändert keinen Zug. Möller sieht seines Herrn Partei gestikulierend mit durch. Immer rasches Zusammenspiel)

Stein. Sie sind mein Diener. Und ich befehle: es wird durchforstet. Oder Sie find's gewesen. Es wird durchforstet!

Förster. Alter Hixkopf!

Stein. Oder Sie sind mein Förster gewesen.

Förster. Dummes Zeug.

Stein. Und der Buchjäger wird in Ihre Stelle kommen.

Förster. Recht so. Ich gratuliere.

Stein (knüpft sich ein). Es wird durchforstet.

Förster. Es wird nicht durchforstet.

Försterin (zwischen den beiden). Aber —

Stein. Es thut mir unendlich leid. — Herr Möller! — Ich empfehle mich allerseits. (Ab)

Möller. Bravo! Endlich einmal ausgesprochen wie Stein und Sohn! Ganz Gehorsamster. (Folgt Stein)

Förster. Ich gebe — (er sieht beim Wischen auf) Aber — So laßt ihn laufen! Wenn er nicht eine Stunde sitzen kann, ohne loszugehn, der alte Pulversack der —!



Achter Auftritt

Förster, der gleichmüthig dort sitzt, **Försterin** neben seinem Stuhle stehend. **Wilkens** tritt zum **Förster**

Försterin. Aber was soll nur das werden?

Wilkens. Er hätt ihm nachgesollt.

Förster. Alter Hixkopf.

Försterin. Ich bin wie aus dem Himmel gefallen.

Am Verlobungstag!

Wilkens. Aber er wird doch nicht um die paar elenden Bäume da —

Förster. Elende Bäume? Donnerwetter! In meinem Forste ist kein elender Baum! — Dummes Zeug. Lamentiert mir da um nichts.

Wilkens. Aber der Herr Stein —

Förster. Wird nicht weit laufen. Wenn er ausgebraust hat, ist er der erste, der — Er ist besser, als ich.

Wilkens. Aber —

Förster. Ihr habt doch immer ein Aber. So macht ers alle Tag. Seit zwanzig Jahren —

Wilkens. Aber heut ist er sein Herr.

Förster. Herr oder nicht; durchforstet wird nicht.

Wilkens. Aber so verliert er die Stelle.

Förster. An den Buchjäger? Vitanei. Der Stein kann den Buchjäger selbst nicht leiden und weiß, was er an mir hat; ich brauche mich nicht zu loben. Zeig er mir den Forst in der ganzen Gegend, der dasteht wie meiner. — Hört ihr? Da ist er ja schon wieder. Seht euch. Und wenn er hereinkommt, thut mir nicht dergleichen.



Neunter Auftritt

Möller rasch herein. Vorige. Zuletzt Andres

Förster (nicht aufsehend). Na, ich gebe. (Nimmt die Karten, bemerkt seinen Irrtum) Sie sinds, Herr Möller?

Möller (feierlich). Aufzuwarten.

Förster. So sehen Sie sich. Ist er wieder kühler, der alte Hühlopf? Warum kommt er nicht herein? Ich soll ihn holen? (Will gehn)

Möller. Herr Stein läßt den Herrn Förster fragen, ob er sich besonnen hätte?

Förster. Dächt ich doch!

Möller. Daß Sie durchforsten wollen.

Förster. Daß ich nicht durchforsten will.

Möller. Das heißt, daß Sie die Försterstelle aufgeben.

Förster. Das heißt — daß Sie ein Narr sind.

Möller (sehr feierlich). Ich habe den Auftrag von Herrn Adolf Friedrich Stein, Chef des Handelshauses Stein und Sohn, im Fall Sie den Befehl Ihres Herrn auszuführen noch sich weigern sollten, Ihnen Ihre Absetzung anzukündigen und auf der Stelle dem Buchjäger zu notifizieren, daß er Förster von Düstervalde ist.

Förster. Und das wär Ihnen ein Vergnügen —

Möller. Von mir ist hier nicht die Rede; hier ist die Rede von der Firma Stein und Sohn, die zu vertreten ich die Ehre habe. Ich lasse Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. (Tritt ans Fenster)

Förster. Absetzen? Mich absetzen? Wissen Sie, was das heißt? Einen Mann, der vierzig Jahre lang redlich gebient? Himmelelement, Herr! Wenn ich thäte, was er will — dann wär ich absetzenswert. Durchforsten! Und der Berg liegt gegen Nord und Nordwest offen wie ein Buch —

Wilkens. Om! Aber von seinen Bäumen ist dahier auch gar nicht die Rede.

Förster. Daß der Wind sich hineinlegt und alles zusammenknickt? Element! Dummes Zeug. Es ist gar nicht sein Ernst. Wenn er sich nur erst besinnt. —

Wilkens. Drum und so sagt ich ja. Bis es zum Hauen kommt, kann einer sich noch hundertmal besinnen. Und das sieht er doch, daß es dem Herrn Stein hier nicht absolut ums Hauen ist? Sondern

nur, daß er sein Ansehn behaupten will. Wenn er Herr ist, so muß er doch Recht behalten.

Förster. Aber er hat unrecht, und zu einem Unrecht sag ich nicht ja. Vierzig Jahr hab ich das Meine nicht geachtet um das, was mir anvertraut war, hab ich —

Wilkens. hm, und so dächt ich, wenn ers vierzig Jahr mit seinen Bäumen treu gemeint hat, so könnt er das nun auch einmal mit Frau und Kindern und mit sich selbst. X

Förster. Weiß er, daß das dem Stein ein Schaden werden kann von sechstausend Thalern? Was? Um die ich ihn brächte mit meinem Ja? Und dann sollt einer auftreten und sagen: Der Ulrich hat ja dazu gesagt? In fünfzehn Jahren konnte ein Schlag dastehn, daß ein Jägerherz ausgehn mußte davor, und —

Wilkens. hm; und das kann ja noch immer —

Förster. Wenn der vermaledeite Wind von Herbruck her einmal drin gelegen hat? Er redt, wie ers versteht.

Försterin (furchtsam). Aber was soll aus uns werden?

Förster. Wir sind ehrliche Leute, und das wollen wir bleiben.

Wilkens. hm! Wenn hier von der Redlichkeit ganz und gar die Rede wäre!

Förster. Aber zum Teufel, Herr, von was sonst? Was? Psötchen geben? Schlagt nur zu! Ihr werdet schon klug werden. Und ins Häusichen lachen? Nur kein ehrliches, offnes Wort. Das ist eure Bauernmoral so. Wenns euch nur nicht an den Geldbeutel geht, ihr laßt's gehn. Wo ihr nicht müßt —

Wilkens (selbstaufrieden). hm, ja. Wo der Bauer nicht muß, da regt er nicht Hand und nicht Fuß. Da hat er schon recht; das ist so die Bauernmoral. Und ich sag ihm, die Bauernmoral ist nicht dumm. Hätt er die Bauernmoral befolgt, so hätt er seine Schmach

feit gethan und nicht für den Heller mehr, und hätte das Seine an sich gewandt und an Frau und Kinder und nicht an fremdes Gut; so könnt's ihm nun auch egal sein, was drauß wird. — Was Brot ich esse, des Lied ich singe. Er wird nicht bezahlt, daß er Herr, sondern daß er Diener sein soll. Wenn also sein Herr sagt: Es soll durchforstet werden —

Förster. So muß ich dafür sein, daß es nicht geschieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens. Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfang. (Wendet sich)

Försterin. Er will doch nicht gehn? Er ist noch mein einziger Trost, der Herr Better. Er wird sich ja noch besinnen. Auf den Herrn Better giebt er noch das meiste.

Wilkens. Das merk ich.

Försterin. Die Verlobung! — Die Marie! — Und daß auch der Herr Pastor nicht da ist! Wenn doch nur der Herr Better —

Andres tritt auf

Wilkens. Er hat einen Schädel von Eisen. Kann man ihm denn was deutlich machen?

Möller (der bis jetzt ruhig aus dem Fenster gesehen, sieht nach seiner Uhr und wendet sich dann feierlich gegen den Förster). Herr Förster; nun möcht ich um Ihre letzte Erklärung bitten.

Förster. Was ich gesagt hab, das hab ich gesagt. (Schritte; bleibt stehen) Und übrigens kann ers gar nicht, das mit dem Absetzen. Er kann mich ja gar nicht absetzen. Erst muß er mir nachweisen, daß ichs verdient hab. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht absetzen.

Möller (mit Ansehn). Also Sie wollen nicht? Rund heraus: Sie wollen nicht?

Förster. Wenns Ihnen noch nicht rund genug war, nein! Runder kann ichs nicht zusammenbringen. Ein Schurke will ich nicht sein, und einen redlichen

Mann kann er nicht absehen. Ist das nun runt genug, daß es rollt? Ich bin Förster und ich bleibe Förster, und — durchforstet wird nicht. Das sagen Sie Ihrem Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen!

Försterin. Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Steins Ernst sein und Sie haben schon soviel Güte gehabt —

Möller. Wenn ichs wäre, ich, Justus Möller — was thät ich nicht, der Frau Försterin zu Gefallen? Aber ich stehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förster. Wenn er ein Recht zu haben glaubt, so mag ers verfolgen. Und du sollst mein gutes Recht nicht so beleidigen, Weib, daß du beim Unrecht betteln gehst. Guten Tag, Herr Möller. Wünschen Sie sonst noch was? Nicht? Haben Sie mir sonst noch was zu sagen?

Möller (sehr feierlich). Nichts, als daß Ihre Försterschaft von diesem Augenblick an zu Ende ist. Hier ist die Besoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie sobald als möglich, spätestens in drei Tagen, das Forsthaus räumen, damit der nunmehrige Förster hereinziehen kann, der von diesem Augenblick an ganz allein für den Forst zu sorgen hat.

Förster muß sich setzen

Försterin (zu Andres, den sie immer zurückhalten müssen, und der nun nach der Thür eilt). Wohin, Andres?

Andres. Dem Robert sagen, was sein Vater —

Försterin. Daß du nicht etwa —

Andres. Laß mich, Mutter, eh ich den am Kragen fasse da — (heftig ab)

Förster. Schon gut. Schon gut. Daß du mir still bist, Weib! (Sieht auf). Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld liegen lassen. Herr, sonst werf ichs Ihnen nach. (Tritt ans Fenster und pfeift)

feit gethan und nicht für den Heller mehr, und hätte das Seine an sich gewandt und an Frau und Kinder und nicht an fremdes Gut; so könnt's ihm nun auch egal sein, was draus wird. — Was Brot ich esse, des Lied ich singe. Er wird nicht bezahlt, daß er Herr, sondern daß er Diener sein soll. Wenn also sein Herr sagt: Es soll durchforstet werden —

Förster. So muß ich dafür sein, daß es nicht geschieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens. Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfang. (Wendet sich)

Försterin. Er will doch nicht gehn? Er ist noch mein einziger Trost, der Herr Better. Er wird sich ja noch besinnen. Auf den Herrn Better giebt er noch das meiste.

Wilkens. Das merk ich.

Försterin. Die Verlobung! — Die Marie! — Und daß auch der Herr Pastor nicht da ist! Wenn doch nur der Herr Better —

Andres tritt auf

Wilkens. Er hat einen Schädel von Eisen. Kann man ihm denn was deutlich machen?

Möller (der bis jetzt ruhig aus dem Fenster gesehen, sieht nach seiner Uhr und wendet sich dann feierlich gegen den Förster). Herr Förster; nun möcht ich um Ihre letzte Erklärung bitten.

Förster. Was ich gesagt hab, das hab ich gesagt. (Schritte; bleibt stehn) Und übrigens kann ers gar nicht, das mit dem Absehn. Er kann mich ja gar nicht absehn. Erst muß er mir nachweisen, daß ichs verdient hab. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht absehn.

Möller (mit Ansehn). Also Sie wollen nicht? Rund heraus: Sie wollen nicht?

Förster. Wenns Ihnen noch nicht rund genug war, nein! Runder kann ichs nicht zusammenbringen. Ein Schurke will ich nicht sein, und einen redlichen

Mann kann er nicht absehen. Ist das nun runter genug, daß es rollt? Ich bin Förster und ich bleibe Förster, und — durchforstet wird nicht. Das sagen Sie Ihrem Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen!

Försterin. Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Steins Ernst sein und Sie haben schon soviel Güte gehabt —

Möller. Wenn ichs wäre, ich, Justus Möller — was thät ich nicht, der Frau Försterin zu Gefallen? Aber ich stehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förster. Wenn er ein Recht zu haben glaubt, so mag ers verfolgen. Und du sollst mein gutes Recht nicht so beleidigen, Weib, daß du beim Unrecht betteln gehst. Guten Tag, Herr Möller. Wünschen Sie sonst noch was? Nicht? Haben Sie mir sonst noch was zu sagen?

Möller (sehr feierlich). Nichts, als daß Ihre Försterschaft von diesem Augenblick an zu Ende ist. Hier ist die Besoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie sobald als möglich, spätestens in drei Tagen, das Forsthaus räumen, damit der nunmehrige Förster hereinziehen kann, der von diesem Augenblick an ganz allein für den Forst zu sorgen hat.

Förster muß sich setzen

Försterin (zu Andres, den sie immer zurückhalten müssen, und der nun nach der Thür eilt). Wohin, Andres?

Andres. Dem Robert sagen, was sein Vater —

Försterin. Daß du nicht etwa —

Andres. Laß mich, Mutter, eh ich den am Stragen fasse da — (heftig ab)

Förster. Schon gut. Schon gut. Daß du mir still bist, Weib! (Sieht auf). Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld liegen lassen. Herr, sonst werf ichs Ihnen nach. (Tritt ans Fenster und pfeift)

te: **Möller**. Sie sehen, Frau Försterin, ich thue meine Schuldigkeit mit Schmerzen. Ich gehe zum Buchjäger.

Förster (ohne sich nach ihm zu wenden). Glückliche Reise!



Behnter Auftritt

Der **Förster** steht am Fenster und pfeift. **Wilken** sucht Stod und Gut. Die **Försterin** sieht ratlos von einem zum andern. **Möller** im Abgehn stößt auf **Robert** und **Andres**, die hereingestürzt kommen. **Marie** hängt an Roberts Arm, den sie zu besänftigen sucht

Robert (zornig im Hereintreten). Er soll nachgeben, er soll den schönen Tag nicht stören.

Andres. Geh zu deinem Vater; der hat den Streit angefangen.

Möller. Gut, daß ich Ihnen begegne, Herr Stein. Sie möchten sogleich nach Hause kommen. (Ab)

Robert. Ulrich, Sie geben nach, Sie müssen nachgeben.

Förster (sich vom Fenster wendend). Sie, Herr Stein? Was suchen Sie bei mir? Marie, du gehst dort hinaus. Was suchen Sie denn bei dem Mann, den Ihr Vater absetzen will?

Robert. Aber warum wollen Sie nicht ja sagen?

Andres. Weil er ein rechtschaffner Mann bleiben will und sich nicht zum Schurken machen lassen will von euch. (Förster winkt ihm zu schweigen)

Robert. Mit dir red ich jezt nicht, Andres.

Förster. Sie sind mit Ihres Vaters Bewilligung hier, Herr Stein? Außerdem — Herr, und wenn Ihr Vater mir meine Stelle nehmen könnte und meine Ehre — daß ich ein unbescholten Kind hab, das kann

er mir nicht nehmen. Und ein andrer — was? Junger Herr, hier bin ich fizlich. Verstanden?

Förfterin. Aber willst du noch mit dem lezten Freund verderben?

Förfter. Die Marie hat einen Ruf zu verlieren. Wenn er ein Freund ist, weiß er ohne mich, was er thun muß.

Robert. Ich weiß, was ich thun muß, aber Sie wissens nicht; sonst sehten Sie ihrer Kinder Glück nicht an eine Laune — an —

Förfter. Oho; das sagen Sie Ihrem Vater, junger Herr.

Robert. An einen Eigensinn. Ich hab Ihr Wort, und Marie hat das meine; ich bin ein Mann und will kein Schurke sein.

Förfter. Und weil Sie kein Schurke sein wollen, soll ich einer sein? Soll's heißen: Der Ulrich hat Vater und Sohn auseinander gebracht? Herr, mein Mädel da ist zu gut, als daß es heißen soll von ihr, sie hat sich in die Familie geschlichen. Herr Stein, hier bin ich zu Haus. Sie wissen, was ich meine.

Förfterin. So laß die Kinder wenigstens —

Förfter. Einen dummen Streich machen? Und ihr seht zu, und hernach wißt ihr nichts als Heulen.

Robert. Marie, wie es auch werden mag —

Förfter. Ich weiß nicht, ob ich die Marie kenn. Wenn ich die Marie nicht kenn, so ist's besser, du gehst gleich mit ihm.

Marie. Vater, er meint's so treu.

Förfter. Gut; so geh mit ihm.

Förfterin. So hart —

Robert. Bei dem Himmel, Marie, der uns einander bestimmt hat —

Förfter (wie vorhin zur Förfterin). Und daß du mir nicht etwa — Hörst du, wenn's geschäh — (Er wendet sich mit ihr nach dem Hintergrunde)

Andres (losbrechend). Nun ist's genug, Marie, du gehst, oder der hier geht.

Försterin. Nun fang auch du noch an, Andres.
(Sie geht zu ihm auf die linke Seite)

Andres. Ich hab lange genug geschwiegen. Laß mich, Mutter. Sein Vater hat meinen Vater beschimpft, der soll nicht auch noch meine Schwester beschimpfen.

— **Robert**. Du bist mein, Marie. Den will ich sehn, der uns — Fort mit der Hand!

— **Marie**. Robert, es ist mein Bruder!

— **Andres** (drohend). Nur einen Schritt weiter, so —

Robert. Fort, sag ich, um Gottes willen —

Andres. Du bist mein Mann nicht —

Robert. Nicht mit der Fingerspitze sollst du berühren, was mein ist. Euch allen zum Troß —

Andres. Hörst du's, Vater?

Förster (zwischen die beiden tretend). Zurück da, Bursche! Wer ist Herr im Haus?

Andres. Bist du's, Vater, so zeig, daß du's bist, oder laß mich's dem zeigen da.

Förster. Andres, jetzt gehst du dorthin und mußt mir nicht.

Andres. Vater —

Förster. Ob du Parition leisten wirst!

Andres (reißt eine Flinte von der Wand)

Förster. Was machst du da?

Andres (verbissen). Nichts. Hier im Hause bist du Herr; draußen ist's niemand; draußen sind wir's alle.

Förster. In meinem Forst bin ich's.

Andres. Aber keinen Schritt weiter.

Förster. Was heißt das? Antwort!

Andres. Nichts weiter, Vater. Es braucht's nur der dort zu wissen. Wenn du auf deine Ehre nicht hältst — für der Marie ihre sorg ich. Das ist für den, der der Marie zu nahe kommt.

Försterin. Was für Reden!

Robert. Reden eben. Kinder fürchten sich vor Reden.

Andres. Bei Reden solls nicht bleiben, so wahr ich ein Mann bin.

Robert. Wärsst du ein Mann, du drohdest nicht, du —

Andres. Wären wir wo anders, du höhntest nicht —

Förster. Andres!

Robert.) Gieb Raum —

Andres.) Fort, sag ich.

Förster (fast zugleich pfeift durchbringend auf dem Finger)

Andres. Wo du nicht mehr —

Förster (indem er zwischen die beiden tritt). **Rebellische Jungens! Ruhe da. Daß sichs keiner einfallen läßt! Blißjunge da! Wenn ich einen Vormund brauche, so nehm ich keinen Gelbschnabel dazu. Bin ich Herr hier, oder ist's sonst jemand? Was hast du hier zu thun, Bursche? In den Wald mit dir; dem Weiler auf die Hände sehn, daß er nicht faulenzet; dann ein Duzend Ahornpflanzen in der Baumschule herausgenommen, in feuchtes Moos geschlagen; der Haslauer Bote, wenn er kommt, daß er nicht warten muß. Rein Muck. Vorwärts!**

Andres (gehört und geht, nachdem er Robert noch einen herausfordernden Blick zugeworfen, den dieser beantwortet)

Förster. Und Sie, Herr Stein; guten Tag, Herr Stein; Sie wissen, was ich meine.

Försterin. Wenn Sies Ihrem Vater vorstellten; aber sanft und freundlich! Und brächten ihn zurück.

Marie. Dann sah ich, wie lieb du mich hast.
Robert.

Förster (milder). Eher kommst du mir nicht wieder. Adieu, Robert. Und läßt mir das Mädel da in Ruh.

Robert. Ich gehe. Aber wieß auch werden mag,
mein Recht an die Marie geb ich nicht auf. (Ab)

Försterin. Muß heut denn alles zum Schlimmsten
ausgehn? Und er, Herr Better, auch er will uns
verlassen?

Wilkens. Hm! Wenn einer absolut mit der Stirn
durch die Wand will! Der Narr bin ich nicht, der die
Hand dazwischen hält. (Ab)

(Vorhang fällt)

Ende des ersten Aufzugs



Zweiter Aufzug

Im Schlosse

Erster Auftritt

Stein allein; er sitzt

Vermünschter alter Eigensinn! Der ganze schöne Tag verdorben. Jetzt saßen wir bei Tisch. Recht mag er schon haben, daß das Durchforsten nicht taugt. Aber muß er mich deshalb so in Rage bringen? Freilich, ich mußte klüger sein als er. Meine Fiße war schon auch mit schuld. — Mich dauert nur die Försterin — und die Kinder. Ich will auch — (Steht auf, setzt sich wieder) Was denn? Eine Thorheit mit der andern gut machen? So unüberlegt im Nachgeben sein, wie ichs im Übelnehmen war? Alter Sprudelkopf! Aber das soll mir eine Lehre sein. — (Kleine Pause, dann steht er wieder auf, nimmt Hut und Stod und wirft beides wieder hin) Nein, es geht nicht; es geht durchaus nicht. Was? Das wär eine Blamage, nie wieder gut zu machen. Dasmal muß er kommen; ich kann ihm nicht helfen. Aber er hat vielleicht schon — ist das nicht Möller? (Rasch dem Kommenden entgegen)



Zweiter Auftritt

Robert. Stein

Robert (erhitzt hereintretend). Sie wollen mein Glück zerstören, Vater?

Stein (überrascht, unwillig). Robert!

Robert. Das dürfen Sie nicht.

Stein. Daran fehlt's, daß auch du kommst und mir den Kopf warm machst.

Robert. Vater, von der Verlobung lassen Sie mich wegholen, wie das Kind vom Spielzeug; aber ich bin kein Kind, dem man giebt und nimmt, wies einem einfällt, ich hab Ihr Wort, und Sie müssen es halten. Sie wollen mein Glück einer Laune opfern? Soweit geht kein Vaterrecht!

Stein. Aber was willst du nun eigentlich?

Robert. Sie fragen, ob Sie sich mit dem Förster versöhnen wollen?

Stein. Junge, wie kannst du dich unterstehn? Willst du mich zur Rede stellen? — Geh zu dem Eigensinn; er hat unrecht, er muß nachgeben.

Robert. Vom Förster komm ich; er wies mich zu Ihnen —

Stein. Ich kann nichts thun, und nun laß mich in Ruh.

Robert. Sie wollen nichts zur Versöhnung thun?

Stein. Nichts, wenn er nicht nachgiebt; und nun geh deiner Wege.

Robert. Wenn Sie nichts zur Versöhnung thun, betret ich seine Schwelle nie wieder. Andres und ich sind Todfeinde geworden; vielleicht steh ich ihm heut noch auf Tod und Leben gegenüber. — So mag's kommen, wies will; ich hab alles gethan, was ich thun konnte. Vater — mich kann kein Vorwurf

treffen. Wenn ein Unglück geschieht — Sie konntens verhüten, und der Förster konnt es verhüten — Marie ist mein, und nicht Sie und nicht der Förster sollen mir sie nehmen.

Stein. Bist du rasend, Junge? Den Augenblick auf dein Zimmer! Hörst du?

Robert. Vater, ich frage Sie —

Stein. Zu gehorchen hast du, nicht zu fragen!

Robert. Der Jähzorn reißt Sie hin. Vater, ich bitte Sie, reißen Sie die Narbe hier nicht auf, die nur halb geheilt ist. Ich wills erwarten, bis Sie ruhig geworden sind, bis Sie Ihrer wieder mächtig sind.

Stein. Du siehst, daß ich meiner mächtig bin; du willst mich mit Gewalt reizen, und es gelingt dir nicht. Aber nun kein Wort mehr! Keinen Laut!

Robert (außer sich). Kein Wort? Hundert Worte, tausend Worte, soviel die Brust erträgt. Ich will reden; bis ichs los habe da vom Herzen, will ich reden. Ihrem Möller, Ihren Schmiedeknechten verbieten Sie zu reden, mir nicht. Zeigen Sie Ihre Ungeduld, wie Sie wollen, bleiben Sie oder gehn Sie — reden will ich. Sie sollens einmal wissen, daß ichs nicht mehr ertragen will, wie ein Knabe behandelt zu sein, daß ich frei sein will, daß ich allein stehn kann, daß Sie mich sollen achten müssen, daß ich weder Ihr noch irgend eines Menschen Spielball sein will.

Stein. Drohst du mir mit dem alten Lied? Ich kanns auswendig. Du bist noch da? Ich denke, du bist gegangen. Ja so; reden willst du, reden. Rede, thu, was du willst; ich halte dich nicht.

Robert (ruhig im Tone des Entschlusses). Und wenn Stes nun wollten, es wär zu spät. Auf meinem Recht besteh ich, und sollt es mein und eines andern Leben kosten; aber Sie und den Förster mach ich verantwortlich dafür.

— **Stein** (den seine Hitze schon zu reuen beginnt). **Junge** —
Robert. Leben Sie wohl — vielleicht auf ewig!
 (Stürzt ab)



Dritter Auftritt

Stein allein, dann der **Pastor**

Stein (sich vergessend einen Schritt nach). Wohin? —
Robert! **Junge!** — Vermünscht! Raum die Hitze ver-
 redet, und den Augenblick darauf — Aber ist's auch
 nicht, als hätten alle sich verschworen, mich mit Ge-
 walt nicht aus dem Harnisch herauskommen zu lassen?
 Wenn er sich wirklich verfeindet hat und rennt mit
 den Hitzköpfen zusammen — Aber nachlaufen kann ich
 ihm doch nicht. — Kommt er wieder?

Pastor tritt ein

Stein. Sie, Pastor? Sie treffen mich da —

Pastor. Habs schon gehört. (Giebt ihm die Hand)

Stein. Der Robert, der Junge —

Pastor. Hat mich fast über den Haufen gerannt.
 Er will wieder einmal fort? Was? Den wollen wir
 schon fest machen.

Stein. Und mit dem alten Eigensinn —

Pastor. Weiß schon. Ist auch die alte Geschichte,
 die ewige Geschichte, von der man das Ende allemal
 vorher weiß.

Stein. Dasmal doch nicht so gewiß.

Pastor. Ja; sie ist verwickelter als sonst, weil
 zugleich die mit dem jungen Herrn drein kam. Und
 noch überdies ist der junge Herr dasmal auch mit
 dem Andres zusammengerannt, indes —

Stein. Ist er das nicht, der hier kommt?



Vierter Auftritt

Möller. Die Vorigen

Stein. Sie, Möller? Wie siehts aus? Er giebt nach?

Möller. So wenig, daß er Ihnen vielmehr sagen läßt, Sie könnten ihn gar nicht absetzen.

Stein. Ich könnte nicht? — (Ruhiger) Wenn er noch meinte, ich könnte es nicht wollen. — Und Sie haben alles versucht?

Möller. Alles.

Stein. Auch mit dem Buchjäger gedroht? Als sollte der Förster werden, als sollten Sie dem sogleich die Bestallung bringen, wenn —

Möller. Als sollt ich? — Mein Auftrag klug bestimmter. Ich bringe Ihnen den gehorsamsten Dank des Buchjägers; er nimmt die Stelle an.

Stein. Er nimmt — er nimmt sie an? Er nimmt sie wirklich an? Was das für ein dienstwilliger Mensch ist, der Buchjäger! Und Sie dazu — mit Ihrer Eile. — Sind Sie ganz des Teufels, Herr? Ein Schreckschuß sollt es sein für den Ulrich. Der sollte vernünftig werden — nachgeben. Und wenn ichs in der Hitze so gesagt hätte, wie Sies verstanden, so hätten Sies anders verstehen müssen. Sie wissen, daß ich im Herzen nicht daran denke, den alten Mann da, der tausendmal mehr wert ist — aber Sie habens auch, Sie habens richtig verstanden, aber — ich erinnre mich nun zu spät, Sie haben immer gegen diese Heirat gesprochen.

Möller. Ich habe zwanzig Jahre der Firma Stein und Sohn gedient, Zeit genug, einmal zu erfahren, daß man auch zu gewissenhaft dienen kann. Ich habe nichts gethan, als buchstäblich Ihren Auftrag

erfüllt. Und wenn Sie mich dennoch verkennen wollen, so muß das mein Trost sein: Ich habe der Würde von Stein und Sohn nichts vergeben. (Er setzt sich zur Arbeit)

Stein. So mag's Ihnen die „Würde von Stein und Sohn“ danken, was Sie da gemacht haben, ich nicht. (Pausen) Aber freilich, bei Lichte besehn, was war auch anders zu thun? Nach dem, was vorgegangen war. Beruhigen Sie sich nur. — Ich hab einmal den Herrn geltend gemacht. —

Pastor. Der obendrein noch so neu ist.

Stein. Ich hab einmal die verwünschte Wahl gestellt. Vor dem alten Wilkens da. Ich kann doch nicht — So ein verwünschtes rasches Wort! Und das man noch nicht einmal recht innerlich ernst gemeint hat, und das nun zum Schicksal wird, weil wir uns nicht die Mühe gaben, sein Herr zu sein —

Pastor. Ja, der Besonnenheit wird es verwünscht schwer, für die Schulden einzustehn, die die Hitze gemacht hat. Warum haben Sie auch nicht wie gewöhnlich bloß unter vier Augen gezanft!

Stein (der Schritte gemacht). Nein, es geht nicht. — Und dennoch, wenn ich an die hitzigen Jungen denke. — **Möller**, schicken Sie doch gleich nach meinem Robert, lassen Sie ihn suchen; ich hätte mit ihm zu reden.

Möller geht und kommt bald wieder

Stein. Ich kann dem alten Eigensinn nicht helfen; dasmal muß er zu Kreuze kriechen. Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, das muß er selbst einsehn. Und nunmehr kann er auch zu Verstande gekommen sein. — Aber damit er sieht, daß ich bereit bin, zur Versöhnung zu thun, was ich nur irgend kann, ohne mich zu blamieren — wie wärs, Pastor, wenn Sie zu ihm gingen? Die Stelle freilich, die muß er vor der Hand aufgeben, aber seinen bisherigen Gehalt, den

kann er — ja, den soll er verdoppelt fortbeziehen; er mag ihn einstweilen als eine Pension ansehen. Ich möchte — er ist doch die Hauptschuld an der Geschichte — damit bezahlt er seinen Teil daran billig genug.

Pastor. Ich mache mich gleich auf den Weg.

Stein. Und ich begleite Sie ein Stück. Muß ich doch nicht ganz allein promenieren.

(Beide links ab)



Fünfter Auftritt

Möller allein, dann der Buchjäger

Möller. Und wenn nichts aus der Hochzeit würde da mit der Vöhrlein, so hat Stein und Sohn, doch einmal durchgegriffen. Die Galle hat mirs umgewendet, wenn er allemal der erste war — Dasmal bin ich zufrieden mit meinem Alten und will seine Nase gern einstecken. — Aber was poltert nur da draußen herum? (In der Thür) Ein Glück, daß die durch die Zimmer gingen. Es ist der Buchjäger. Und in welchem Zustand! Ist das auch ein Mensch? (Er bringt den betrunkenen Buchjäger hereingeführt)

Buchjäger (erst noch in der Szene). Wo ist der Stein? Heda, Kerl! der Stein! Seid ihrs, Möller?

Möller (mit Gönneransehen). Daß ihrs seid, darüber kann man nicht im Zweifel sein. Was wollt ihr hier?

Buchjäger (indem ihn Möller auf einen Stuhl setzt). Bedanken, man muß sich doch bedanken. Holt mir den Stein. Bedanken, — 's ist einmal Mode so.

Möller. In diesem Zustand?

Buchjäger (indem ihn Möller mit Anstrengung auf dem Stuhl niederhalten muß). Zustand? Was geht euch der Zustand

an? Daß ich mich bedanken will, das ist Zustand genug. Laßt mich mit dem Zustand zufrieden. Ist er drin? Was?

Möller. Da drin ist niemand. Seid froh, daß niemand drinnen ist. Euch ist nicht zu helfen. Ihr wollt einmal auf keinen grünen Zweig kommen. Eure Gönner können keinen noch so klugen Streich für euch machen, ohne daß ihr selber gleich einen hundertmal so dummen drauffsetzt, der alles wieder verdirbt. Den Herrn reuts schon, daß er euch die Stelle gegeben hat, und ihr gebt ihm auch gleich —

Buchjäger. Ihr dummer Kerl ihr, das ihr seid. Mit eurer Gönnerschaft, das ihr seid. Wenn ihr nicht den Stein und den Ulrich auseinanderbringen wolltet der Löhlein wegen! Und wenn ich so dumm wär, wie so ein verwetterter, vermöllerter, vergönneter Kerl. Basta. Daß ich Einen Tag Förster bin? Denn zwei Tag dauerts nicht, bis die zwei Kesselflicker wieder einig sind; hernach ist's wieder aus mit meiner Försterschaft. Ihr denkt, weil ihr keinen Durst habt, seid ihr ein honetter Kerl? Einen Tag weiß ichs — einen Tag bin ichs — Tu — Turbitationsförster nämlich — und den Tag hab ich angewandt, Bruderherz — an Ulrich Andres — angewandt, Bruderherz. Komm, Bruderherz, denn ich bin fidel, Bruderherz. Du vermöllerter Gönner du! (Fällt ihm um den Hals)

Möller (schamhaft und äußerst verlegen sich seiner erwehrend). Aber was denken Sie denn? Wenns jemand sähe! So schämen Sie sich doch! (Sich in der Autorität gewaltiam zurechtstüßend) Mit Ulrichs Andres habt ihr was vorgehabt? Was?

Buchjäger. Vorgehabt, vorgehabt, den hab ich vorgehabt, wißt ihr? von wegen gestern, wißt ihr? und von wegen der Galle auf seinen Alten, wißt ihr? Ihr wißt nichts, wißt ihr? Seinen weißen Rahmbart, der Alte, soll er zerbeißen vor Wut, wenn er's hört —

Möller. Aber was mögt ihr nur mit dem Andres angestellt haben?

Buchjäger. Was? Nichts. Verdet's Zeit genug erfahren. Was? Durst, Durst, das ist mein Jammergeschrei, das ist mein Siechtum, mein Elend, das ist mein Sichtsbruch, daran muß ich noch umkommen in meinen jungen Jahren. Wo ist der Stein?

Möller. Jetzt kommt ihr mit auf meine Stube und trinkt eine Tasse schwarzen Kaffee, damit ihr vernünftig werdet. Ich muß dann nach dem Hochofen; da nehm ich euch mit bis an die Mühle am heimlichen Grund. Und ihr geht vollends heim. Man muß euch die Hände binden, wenn ihr euer Glück nicht wegjucken sollt.

Buchjäger (indem ihn Möller abführt). Wo ist er? Heda! Wo ist er? Der Stein?



Im Jägerhaus

Sechster Auftritt

Die Försterin allein, dann Weiler und später der Förster

Försterin (das Fenster schließend). Er kommt noch immer nicht zurück, der Robert, und der Herr Pastor auch nicht.

Weiler (indem er durch die Mitte tritt). Na, wenn der nicht auf die Nase fällt! Aber wer ist's denn nun eigentlich? Ob mir die Frau Försterin was aufgehoben hat? Aber ich hab ohnehin keinen Appetit. Hm.

Försterin. Kalt wird's geworden sein. (Holt einen Teller mit Speisen aus dem Ofen, Brod u. s. w. dazu aus dem Schrank und setzt es auf den Tisch zur Stille)

Weiler. Wir werden alle einmal kalt. (Setzt sich zum Essen)

Förster (ist seitwärts eingetreten). Hat er den Hirsch wieder gespürt da aus dem Luchdorfer?

Weiler. Will dich stolzieren. Aber so ist's. So wies heißt Mann und Frau, Herr und Diener — dann ist Lieb und Freundschaft heidi!

Förster. Und was heißt das da mit dem Stolzieren?

Weiler. Mit allen vier Beinen stand er da am Grenzbusch im Hafer drin und fraß.

Förster. Wer?

Weiler. Der Hirsch da aus dem Luchdorfer.

Förster (nachdrücklich). Ein Hirsch hat Läufe und keine Beine, und frißt auch nicht, sondern er äset.

Weiler. Meinetswegen.

Försterin (seine Mahlzeit besorgend). Aber was ist denn nur?

Weiler. Hm.

Försterin. Ob mans nun erfährt? Wenn man nichts wissen will, da wird er nicht fertig.

Förster (bleibt vor ihm stehen; streng). Weiler, hört er?

Weiler. Na, der Buchjäger da. Sechs Zoll ist der heut gewachsen, hat gleich seinen Hut mit den Treffen aufgesetzt und seinen Hirschfänger umgethan und zwei Bittre und ein sechs Rummel mehr getrunken als gewöhnlich; hat aber auch einen Weg nötig, noch halb so breit wie sonst.

Förster. Ist er fertig?

Weiler. Beinah! Aber wer ist denn nun eigentlich der richtige Förster von Düstervalde? Der weiß schon die Holzhauer' zum Durchforsten an, da muß es doch sein! Aber ihr thut auch, als wärt ihr's noch!

Förster. Ich bins auch noch; ich bin Förster von Düstervalde, und niemand sonst.

Weiler. Ihr wollts durchsehen? Aber ich will euch sagen, wer heutzutage Recht behält. (Pantomime des Geldzählens) Wer den längsten Atem hat. — Wer kommt da so eilig?



Siebenter Auftritt

Wilkens in seiner Art hastig herein. Weiler essend. Förster. Försterin

Wilkens (eintretend). Aber was ist denn nur passiert dahier? Einen guten Tag herein.

Försterin (erschrocken). Passiert? Aber um Gottes willen — ist denn was passiert?

Förster. Gleich oben hinaus.

Wilkens. Er wird doch noch sehen mit seinem Eigensinn.

Försterin. Aber was denn nur?

Wilkens. Weiß ichs? Begegnet mir der konfuse Hanns da am Scheibenweg und sicht mit den Händen, als wenn er auf jemand losschläge, und weist daher nach dem Jägerhaus —

Förster. Er wies auf den Wald; das Durchforsten meint er —

Wilkens. Mein Weg war eigentlich ein andrer, aber ich denke, ich muß doch sehn. Und da steht auch gleich eins in tiefen Gedanken, da nicht weit vom Haus. Ist's der Andres. Denk ich, den fragst du. hm. Wie mich der kommen hört, fährt er auf, sieht mich wild an, und — fort ist er. Ich ruf ihn; hm; der hat ja seinen Namen vergessen. Ich lauf ihm nach, aber der — fort, als hätt er kein gutes Gewissen.

Försterin. Was das nun wieder ist!

Förster (ruft aus dem Fenster mit Autorität). Andres!

Weiler. Da kommt er ja schon.



Achter Auftritt

Der Pastor. Vorige. Weiler sitzend

Weiler. 's ist der Herr Pastor. (Begrüßung)

Försterin. Gott sei Dank! Der gute Herr Pastor!

Förster. Sie meinen zur Verlobung zu kommen, Herr Pastor — aber —

Pastor. Ich weiß alles, was ihr angestellt habt.

Förster. Der Herr Stein —

Pastor. Von dem komm ich eben. Und was ich Ihnen zu bringen habe — ich weiß, Sie nehmen's deshalb um nichts unfreundlicher auf, weil ich's bringe.

Försterin. Wenn der Herr Pastor vom Herrn Stein kommen, da kann noch alles gut werden. Aber Sie wissen nicht, Herr Pastor, wie eigensinnig der Mann da ist.

Pastor. Was denn? Ich weiß alles. Aber er ist doch nicht der Hauptsünder; sonst käm ich nicht als Steins Gesandter. Der will den ersten Schritt thun.

Wilkens. Ich thät ihn nicht, wenn ich der Herr wär.

Pastor. Ja, alter Freund Ulrich, dem Stein thuts Leid, daß seine Hitze die Ursach gegeben hat, den schönen Tag zu stören.

Förster. Hört er, Vetter Wilkens?

Pastor. Das mit dem Absetzen war gar nicht so schlimm gemeint.

Förster. Hört er, Weiler?

Pastor. Daß es nun freilich sein Bewenden dabei haben müßte —

Förster. Sein Bewenden — Herr Pastor, was soll das heißen?

Pastor. Daß er sein Wort nicht sogleich wieder zurücknehmen könnte, ohne sich zu blamieren — Das müßten Sie selbst einsehn.

Förster (gebeht). So? Und der Buchjäger?

Pastor (zuckt die Achseln). Ist vor der Hand Förster von Dürsterwalde; das ist nicht zu ändern —

Förster. Das sagen Sie; aber ich sag Ihnen, Herr Pastor, der Buchjäger ist's nicht; Förster von Dürsterwalde bin ich. Und ich bins, Herr Pastor, und ich bleib's, Herr Pastor, bis der Herr Stein bewiesen hat, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt hab.

Pastor. Damit Sie aber sähen, wie bereit er seinerseits wär, sein Theil Unrecht auszugleichen und das alte gemüthliche Verhältniß wieder herzustellen, sollen Sie Ihren bisherigen Gehalt verdoppelt fortbehalten als Pension.

Förster (macht Schritte und pfeift)

Pastor. Soweit mein Auftrag, alter Freund; und nun —

Förster (bleibt vor dem Pastor stehn). Wofür, Herr? Will er mir meine Ehre damit ablaufen? Herr Pastor, meine Ehre ist mir nicht feil. (Schritte und pfeift)

Pastor. Aber alter, wunderlicher Freund —

Wilkens. Ja wenn er einen Menschen anhörte!

Förster (wie vorhin). Soll's ein Gnadengehalt sein? Ich brauche keine Gnade. Ich kann arbeiten. Umsonst nehm ich nichts. Ich nehme keine Almosen. Ich weiß, er kann mich nicht absetzen, wenn ich nicht schlecht gewesen bin; das weiß ich aus mehreren Exempeln, zum Beispiel vom Jäger Rupert in Erdmannsgrün. Wenn ich mich willig absetzen ließe, so geständ ich selber ein, daß ich schlecht wär. Dem Rupert konnten sie auch nichts beweisen, und er blieb in seinem Dienst. Und wer nimmt einen Abgesetzten in Dienst? Herr Pastor, ich hab von Vater und Großvater eine Ehre ererbt und bin sie meinen Kindern und Kindeskindern schuldig; mein Vater hat vor mir die Stelle gehabt, und mein Großvater vor meinem Vater; sie heißen mich den Erbförster im ganzen Thal; ich wär der erste aus meinem Stamm, der abgesetzt wär. Gehn Sie hinaus

in meinen Forst, Herr Pastor, und wenn Ihnen nicht die Seele davor aufgeht — Herr Pastor, ich habe den Forst bis auf den Kirchhof gezogen; da liegt mein Vater und mein Großvater, und von ihren Herrn steht das Zeugnis auf ihren Steinen: Sie waren redliche Männer und treue Diener. Sie liegen, wie sichs für Jägersleute gebührt, unter grünen Tannen. Herr, und wenn mein Kindeskind einmal dahin käm und fragte: Aber warum liegt der nicht unter den Tannen, der sie gepflanzt hat? Warum haben wir nichts mehr da zu suchen? Ist der ein Schurke gewesen, daß sein Herr ihn hat absetzen dürfen? Und wenn sie meinen Grabhügel suchen und finden ihn hinter der Kirchhofsmauer? Herr, wenn Sie ohne Ihre Ehre leben können, so ist's gut für Sie — oder vielmehr, so ist's schlecht von Ihnen. Aber sehen Sie, Herr Pastor, für mich giebt's nur Eine Wahl, entweder neben meinem Vater und Großvater unter die Tannen oder — hinter die Kirchhofsmauer. Herr Pastor, ich bin Förster hier, oder er müßte öffentlich erklären, der Herr Stein, daß er an mir gehandelt hat als ein Schurke. Das Meine hab ich in seinen Forst gewandt; ich will nichts herausnehmen als den Stock, an dem ich in die Welt gehe und in meinen alten Tagen einen neuen Dienst suche; aber von mir muß die Schande abgewischt sein, und auf ihm muß sie kleben bleiben. Ich bin in meinem Recht und will's behaupten.

Wilkens. In seinem Recht? Hm. Was will er mit dem Recht? Recht kostet Geld. Recht ist ein Spielzeug für die Reichen wie Pferde und Wagen. Hm. Mit seinem Recht und Unrecht da. Sein Recht, das ist sein Eigensinn; er reißt noch Frau und Kindern die Kleider vom Leibe, damit er nur seinen Eigensinn warm halten kann.

Pastor. Aber —



Neunter Auftritt

Wilhelm. Vorige

Wilhelm. Vater, der Andres ist draußen und will nicht herein. Ich hab's ihm gesagt, daß du ihn gerufen hast.

Försterin. Komm, Wilhelm, wir wollen hinaus zum Andres —

Förster. Stille da, Weib! Daß ihr ihn vollends konfus macht mit Lamentieren? Entweder ihr verhaltet euch ruhig, oder ihr geht dahinaus, und ich zieh hinter euch den Schlüssel ab. (Er geht feierlich nach der hintern Thür) Andres! Du kommst sogleich herein. Hörst du?



Behnter Auftritt

Andres. Vorige

Andres (in der Thür; wie er die Menschen sieht, will er zurück)

Förster. Andres, du kommst herein. Vor deinen Vorgesetzten. (Setzt sich wie zu einem Berhör)

Förster, Försterin, Weiler, Wilhelm auf der linken Seite; Pastor, Wilkens auf der rechten; Andres, der niemand anzusehen wagt, in der Mitte

Förster. Hierher, Forstgehilfe Andres Ulrich. Wo kommst du her?

Andres. Vom Gehege, Vater.

Förster. Wo hast du deine Flinte, Andres Ulrich?

Andres (schweigt)

Förster. Wer hat sie?

Andres (dumpf). Der Buchjäger.

Förster (seht unwillkürlich auf)

Försterin (voll Angst). Ulrich!

Förster (setzt sich wieder). Hier hat niemand zu reden als der Forstgehilfe Ulrich und sein Vorgesetzter. Andres —

Andres. Vater —

Förster. Warum siehst du mich nicht an?

Andres. Ich kann niemand mehr unter die Augen sehn. Ich will als Schiffsjunge nach Amerika. Laß mich, Vater!

Förster. Junge, du hast zu antworten, wenn dich — dein Vorgesetzter fragt. Was hat der Buchjäger? Heraus damit.

Andres. Ich war eben drüber, die Ahornpflanzen in der Baumschule herauszunehmen —

Förster. Wie ich dir befohlen hatte.

Andres. Da kam der —

Förster. Der Buchjäger. Weiter, Andres Ulrich.

Andres. Mit sechs Holzhauern vom Brandberg her —

Förster. Vom — weiter, Andres Ulrich.

Andres. Er war betrunken —

Weiler (halblaut). Wie gewöhnlich — (auf einen Blick des Försters, als hätte er nichts gesagt)

Andres. Und die Holzhauer waren auch. Er ließ die Korbflasche umgehn. Hier wird angefangen, sagt' er; der Ulrich hat schöne Wirtschaft gemacht, sagt' er; darum ist er abgesetzt. Wie er das gesagt hatte, trat ich vor —

Förster. Tratsst du vor — (Steht auf)

Andres. Und sagte, er wär ein elender Verleumder. Und übrigens hab er nichts anzuordnen im Forst.

Förster (streckt sich). Im Forst.

Andres. Und sollte gehn, wohin er gehörte.

Förster (nachdrücklich). Gehörte. (Setzt sich) Und der —

Andres. Nachte —

Förster (steht auf, setzt sich wieder, pfeift und trommelt vor sich auf dem Tisch; dann) Weiter —

Andres. Und sagte: Was will der Kerl?

Förster (mit starker Stimme). Andres!

Andres. Vater —

Förster. Und du? Weiter, weiter.

Andres. — Hat da Pflanzen aus meinem Forst in der Hand? (Leise) Haltet mir den Holzdieb, den Pflanzenstehler!

Förster (kleine Pause). Und die —

Andres. Hielten mich.

Förster. Und du —

Andres. Es waren zuviel — mein Wehren half mir nichts.

Förster (der den Kampf mitlämpft). Half nichts; es waren sechs über einem.

Andres. Ich war wütend, wie ich sah, was er wollte. Sie zogen mich — aus. Ich sagte, er sollte mich erschießen, sonst wollt ich ihn, wenn er mich lebendig gehn ließe. Dazu lacht' er. Die — mußten — mich — halten —

Förster (springt auf). Und der —

Andres (widerstrebend, stehend). Vater —

Förster. Und der hat —

Andres. Hat —

Förster (schwach). Hat —

Andres (außer sich). Vater ich kanns nicht sagen. Das hat mir noch kein Mensch gethan auf der Welt!

Förster (tiefatmend). Stille jezt. Sags hernach —

Andres. (Pause, er geht bei Andres vorüber, der nun zur Försterin tritt) Schönes Wetter heut, Herr Pastor — zuckt mich da auf einmal wieder der alte Fluß im Arm. Und die Rüden spielen so tief — Es wird noch Gewitter geben heut. — Andres, er hat dich — ich hab's nie, und ein Fremder — ein — sag nichts, Andres — ich versteh dich. (Racht Schritte)

Försterin (zu Andres). Daß du auch den Buchjäger gestern gereizt hast!

Weiler. Hab ichs nicht prophezeit?

Försterin. Du bist totenblaß. Ich will dir Tropfen geben —

Förster (bleibt straff vor Andres stehn, die Försterin weicht ängstlich zurück). Hör, Andres. Und er, Weiler. (Weiler kommt vor) Aufgepaßt. Wer in meinen Forst kommt mit der Flinte — angerufen! Verstehst ihr mich?

Weiler. Hm.

Förster. So ist die Instruktion. Angerufen! Ich bin der Förster und niemand sonst, und ihr seid meine Leute. Der Herr und sein Sohn passieren. Wer aber sonst in meinen Forst kommt mit einer Flinte, hört ihr? mag's sein, wer's will; mag er einen grünen Rock am Leibe haben oder nicht — der ist ein Wildschütz, der wird angerufen: Halt! Flinte weg! Wies die Instruktion besagt. Wirft er sie hin, gut; wirft er sie nicht hin, drauf gebrannt — wies die Instruktion besagt. — Und du, Wilhelm, gehst auf der Stelle zum Advokat Schirmer in der Stadt. Dem erzählst du alles. Er soll eine Klage machen gegen den Stein und seinen Buchjäger und soll sie einreichen bei den Gerichten. Vergiß nichts, Wilhelm; daß mein Vater und mein Großvater die Stelle hatten, daß sie mich den Erbförster heißen, das Exempel vom Rupert in Erdmannsgrün; es wird nicht nötig sein, aber aus Vorsicht; daß der Forst offen liegt gegen Mitternacht und Abend, vergiß mir nicht; und daß der Stein mich absetzen will, weil ich nicht als ein Schurke an ihm handeln will. Wenn du jetzt gehst, kannst du noch vor Nacht wieder heim kommen. Andres und ich begleiten dich bis an die Grenzschenke. Da kann dich der Andres abends erwarten, wenn du wieder kommst. (Zu Andres, der unter den Flinten wählt) Nimm die doppelläufige mit dem gelben Riemen, Andres. Ich nehm die andre.

Andres (thut es). Mutter, ein Tuch; mich überläuft es so kalt.

Försterin (holt es aus dem Schrank). Aber du solltest heimb bleiben, Andres, auf den Ärger. (Hilft ihm das Tuch um den Hals binden)

Wilkens. Und er sieht nicht, daß er absolut unrecht behalten muß? Er ist mit sehenden Augen blind?

Pastor. Des Absehens wegen wollen Sie klagen? — Das können Sie nicht.

Förster (der sich unterdessen den Hirschfänger angestekt hat). Das kann ich nicht? So ist's recht, daß er mich absehen will?

Pastor. Unbillig ist's gewiß, unrecht vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gericht.

Förster. Was vor dem Herzen recht ist, das muß auch vor den Gerichten recht sein.

Pastor. Wenn Sie sich erklären lassen wollten —

Förster. Erklären? Hier ist alles klar bis auf Ihre Hirngespinnste da, womit einen die Herren eintreiben möchten, daß man an seinem eignen Verstand irr werden soll. Mit Aber und Wenn, das kenn ich. Die Aber und Wenn, die kommen ganz oben aus dem Kopfe; da weiß das Herz nichts davon; das sind Praktikenmacher. Nun gut, Herr Pastor, erklären Sie doch einmal. Aber mit Ja und Nein. Was drüber ist, das ist vom Übel. Die Aber und Wenn sind vom Übel. Der Herr Stein will mir meine Ehre nehmen; meine Treu und Rechtschaffenheit will er mir mit Schande vergelten; in meinem fünfundsiebzigsten soll ich dastehn als ein Schurke. Nun, Herr Pastor, auf Ja und Nein: ist das recht?

Pastor. Auf Ja und Nein? — Freilich; recht ist's nicht im gewöhnlichen Sinne, aber —

Förster (fällt ein, siegreich). Also recht ist's nicht? Und wenn's nicht recht ist, so muß es unrecht sein. Und

dazu sind die Gerichte da auf der Welt, daß Unrecht nicht geschehen soll. Mich soll kein Mensch irr machen an meinem guten Recht; und der ist mein Freund gewesen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben spricht. Amen. Wenns nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, so wollt ich lieber unter den Wilden leben, so wollt ich lieber das erbärmlichste Tier sein auf Gottes Erdboden als ein Mensch. Seid ihr fertig, Jungens?

Andres und Wilhelm. Ja.

Förster. So kommt, Jungens. Alles andre kann zum Teufel gehn, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!

(Indem er geht und die andern folgen, fällt der Vorhang)

Ende des zweiten Aufzugs



Dritter Aufzug

Grenzschenke

Erster Auftritt

Kindenschmied. Wirt. Möller tritt herein; nach ihm Frei

Möller. Herr Wirt, ein Glas. (Für sich) Wird ja nunmehr seinen Weg vollends heimfinden, der Buchjäger. Von der Mühle da am heimlichen Grund hat er kaum eine Viertelstunde nach Haus. — Einen guten Abend.

Frei (noch außen). Ein Glas im Vorübergehn. (Tritt ein) Da hinüber ins Herzogliche. Da gehts lustig zu.

Wirt. Gott behüt uns vor der Sorte Lustigkeit. Wohl bekomms, Herr Buchhalter!

Möller. Eine schöne Gesellschaft!

Wirt. Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Buchhalter?

Möller. Danke. Ich muß noch nach dem Hockofen den Abend; meine Leute sind schon voraus. (Für sich, indem er das Glas an den Mund nimmt) Auf glückliches Zustandebringen der Heirat mit Böhlein und Kompagnie.

Frei. Da drüben weiß man schon nicht mehr, was oben und was unten ist, und bei uns gehts heut oder morgen noch los. Der Erbsörster hat sich schon in seinem Jägerhaus verbarricadiert.

Wirt. Dummes Zeug. Der! Die Gewissenhaftigkeit selbst!

Frei. Man ist so lange gewissenhaft, als es geht. Ein Hundsfott, ders eine Stunde länger ist. Den Buchjäger will er oder seine Leute erschießen, wo sie ihn finden. (Gebärde) Und der Erbförster sackelt nicht; da kenn ich den alten Teufelskerl mit seinem weißen Schnauzbart.

Lindenschmied (heiser lachend). Oho!

Frei (sieht sich nach ihm um). Wollt ihr etwa dem Buchjäger seine Partei nehmen? Was, Lindenschmied?

Lindenschmied (wie vorhin). Dem Buchjäger seine —

Frei. Weiß jedes Kind, wie lieb ihr den habt.

Lindenschmied (mit Gebärde, wie vorhin). Haha!

Frei. Der Weiler hats den Erbförster selbst sagen hören. Und ich sag euch, was der Erbförster sagt, das ist so gut, als hätt's ein andrer schon gethan.

Lindenschmied. Wird sich hüten, der — Erbförster. — (Gedämpft) Wenn die nicht wären, die am grünen Tisch. Und der nicht wär, der — (deutet pantomimisch an, daß er den Nachrichter meint)

Frei. Der hat aufgehört. Der — Denn jetzt ist's (schlägt auf den Tisch) Freiheit! Der Erbförster soll leben! Und wers schlimm mit ihm meint — ich zeig auf niemanden —

Möller (eilig). Hier, Herr Wirt. Schon fast acht.

Wirt. So eilig, Herr Buchhalter?

Möller. Im Hochofen warten sie auf mich.

Wirt. Sie bekommen —

Möller (schon an der Thür). Laß er nur. Ich behalt es gut auf morgen. (Ab)



Zweiter Auftritt

Vorige, ohne Müller

Frei (steht auf; die Faust hinter ihm her ballend). Nichts sollt ihr gut behalten, du und deinesgleichen da. Es soll euch alles bezahlt werden. Lindenschmied, geht ihr mit da hinüber ins Herzogliche?

Lindenschmied. Hab meinen Weg für mich. (Kommt vor) Die hinter ihrem grünen Tisch! Daß ein ehrlicher Kerl erschrickt, wenn ein Blatt rauscht, und hinter sich sieht, ob nicht der Büttel hinter ihm drein ist.

Frei. Wird umgeworfen der, der grüne Tisch — sag ich euch. In zehn Jahren solls niemand mehr erfragen können, was so'n Büttel mal für ein Ding gewesen ist. Jetzt ist Freiheit, und die Ordnung hat aufgehört; jeder kann machen, was er will, kein Büttel mehr, kein grüner Tisch mehr, sag ich euch; kein Turm, keine Ketten. Hätt der Herrgott die Hasen expreß für den Edelmann gemacht, so hätt er ihnen gleich sein Wappen in den Pelz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wissen die Menschen jezt, daß die in den Zuchthäusern verehrungswürdige Dulder sind, und die Vornehmen sind Spitzbuben, und wenn sie noch so ehrlich wären. Und die Fleißigen sind Spitzbuben; denn die sind schuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm sind. Das könnt ihr in den Blättern gedruckt lesen. Und wenn der Erbsförster den Buchjäger vornimmt (Pantomime), so kann ihm niemand was anhaben drum; denn der Buchjäger hat die ehrlichen Leute ins Zuchthaus gebracht, wenn sie gestohlen hatten.

Lindenschmied. Und wird nicht gestraft? Nicht? Und auch ein andrer nicht, wenn er's thut?

Frei. Und auch ein andrer nicht, sag ich euch. Da drüben haben die ehrlichen Leute das Schloß an-

gebrannt und geplündert; mehrere Menschen sind dabei verunglückt; kräht kein Hahn danach. Wer jetzt so was auszuweken hat. Und der Ulrich braucht nicht weit zu laufen; der Buchjäger torkelt da im heimlichen Grund herum, hat den Hut verloren —

Lindenschmied (fährt krampfhaft hastig in die Taschen). Und nichts — gar nichts — nicht ein stumpfes Messer bei mir!



Dritter Auftritt

Andres. Vorige

Andres (hereintretend). Ist das heiß hier! (Er nimmt sein Tuch ab) Guten Abend. (Widelt das Tuch um das Flintenschloß und lehnt die Flinte neben sich an) Daß sich niemand da vergreift; die Flinte ist geladen. (Zum Wirt) Ich weiß nicht, was das ist. Wird mir auf einmal so elend da herum. Ich wollte auf meinen Bruder warten an der Grenze.

Wirt. Machen Sie sichs bequem, Herr Forstgehilfe.

Andres. Noch kommt der Wilhelm wohl nicht. (Er wirft sich auf eine Bank, legt bald die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf)

Frei (schlägt sein Glas auf den Tisch auf). Noch eins, **Wirt.** Und das ist Gnade, daß ich jetzt bei ihm trinke, was noch was kostet. In acht Tagen muß er schaffen; und kein ehrlicher Mensch braucht ihm mehr einen Pfennig zu bezahlen dafür, sag ich ihm.

Lindenschmied (von hien an unverwandt bald nach Andres, bald nach der Flinte schielend). Wenn er einschlief einmal — der da! (Über den Tisch gelehnt zu Frei heimlich) Da im heimlichen Grund, sagt ihr? — Und meint ihr auch gewiß, Frei, daß nichts mehr gestraft wird?

Frei. Vorurteil, sag ich euch. Wenn ihr was anstellt, und sie hängen euch, sollt ihr mich einen Schust nennen euer Leben lang. Seht ihr. Was man sonst einmal Treu und Ehrlichkeit genannt hat, das haben uns die alten Weiber weiß gemacht. Und ein Kerl, der sein Wort hält, das ist ein Schust, und so einem trau ich nicht über die Thürschwelle. Das Volk ist ehrlich an und für sich, weiß das Volk ist. Ihr sollt nur die Herren da reden hören; war ein Professor dabei, der muß es wissen.

Lindenschmied (führt ihn fort). Aber mit dem Gewissen? Und von wegen mit dem da drüben?

Frei. Vorurteil. Nichts weiter, sag ich euch.

Lindenschmied. Habs immer gedacht das; aber sonst durfte man so was nicht sagen.

Frei. Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weiß gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten sollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie sich gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten.

Lindenschmied. Und er ist im heimlichen Grund?

Wirt (wird aufmerksam)

Frei. Wer?

Lindenschmied. Der — (knüpft sich ein)

Frei. Wo wollt ihr hin?

Lindenschmied. Schulden bezahlen, eh die Welt neu wird. (Während er Andres verstoßen beobachtet, mit der Linken in der Westentasche, um den Wirt zu bezahlen) Kanns nur nicht heraus kriegen da mit der —

Frei. Eure Finger an der Linken sind steif —

Lindenschmied (mit Gebärde). Die an der Rechten werden noch krumm.

Frei. Habt ihr einen Fluß gehabt?

Lindenschmied (heißer lachend). Ja, einen bleiernen. Zwei Lot Pulver und drei Schrot. (Er spricht immer

gedämpft, um den Andres nicht zu wecken) Ein Denkfzettel von dem da im heimlichen Grund —

Frei. Vom Buchjäger?

Lindenschmied. Weil ich Thaler schlug aus dem Strahlauer Herrn seinen Rehen. Tief ungemünztes Geld genug im Wald herum.

Frei. Noch eins, Wirt! (Giebt dem sein Glas)

Lindenschmied (in sich verloren, allein im Vordergrund). Sechsmal lief ich hinaus, wo er vorbeikommen sollte; aber er kam mir nicht. Damals war das Gewissen noch Mode. Da dacht ich: Jetzt solls nicht sein, und verschob's, wenn er mir einmal von selber käme, so daß ich sehn mußte, es sollte sein. Nächte lang hats mich gewürgt wie der Alp und von meinem Blut gezehrt, daß ich nicht an ihn sollte, und jetzt — ha ha ha! (Lacht krampfhaft kurz, weckt sich damit aus seinen Gedanken und sieht sich betreten um)

Frei. Habt ihr gelacht, Lindenschmied?

Lindenschmied. Weiß nicht, ob ichs war.

Frei. Ihr habt eine kuriose Lache. Geht ihr mit, Lindenschmied? Ins Herzogliche?

Lindenschmied (schlägt ihn auf die Schulter). Mann, jetzt ist Freiheit! Hab meinen eignen Weg.

Frei. Meinetwegen! (Tritt in den Hintergrund zum Wirt) Was hab ich zu zahlen zu guter Zeit? Hier; gebt heraus.

Wirt. Da sind drei, vier —

Lindenschmied hat den Augenblick benutzt, wo niemand ihn beobachtet, Andres Flinte verstoßen hinwegzunehmen, und eilt mit derselben ab

Frei. Welche Zeit, Wirt?

Wirt. Achte durch.

Frei (im Abgehn). Adies!



Vierter Auftritt

Wirt. Andres

Andres (schreit auf). Acht? — Nun kann der Wilhelm kommen.

Wirt (naht sich Andres ängstlich). Sie sind ein braver Mensch; Ihnen kann ich meine Angst ausschütten. Das ist eine greuliche Brut, die da eben gingen. Worte sind gefallen! Der Buchjäger ist betrunken im heimlichen Grund, und der Lindenschmied, sein Todfeind, ihm nach. Unter Reden! Er sprach von Fingertrummachen. Und der Mensch ist zu allem fähig.

Andres. Er meint, der Lindenschmied will dem Buchjäger ans Leben?

Wirt. Aber gesagt hab ichs nicht. Wenn ichs anzeige, brennen die mir das Haus über dem Kopf zusammen. Und wenn ich nichts thu — (macht Schritte)

Andres (wollte aufstehn, setzt sich wieder). Um den? — Mag ihm geschehn, was Gott zuläßt. Um den geh ich nicht.

Wirt (wie vorhin). Was ich nur anfang da?

Andres. Der Vater sagt: Wenns Hilfe gilt, muß jeder tüchtige Mensch einstehn, und nachher erst fragen: Wem hab ich geholfen?

Wirt. Ob ichs doch anzeige? Aber —

Andres (steht rasch entschlossen auf). Ich gehe. Ich will sehn, ob ich ihn finde, den Buchjäger. Dem Wilhelm wird ja nichts geschehn. Sind nur die paar Schritte bis heim. Was such ich da nur? Mein Tuch. Da in den Schläfen hämmerts und saust. Wo hab ichs doch? — Ich hab's um die Flinte gebunden. (Da er die nicht findet) Aber wo ist meine Flinte?

Wirt. Ihre Flinte fehlt?

Andres. Hier hatt ich sie angelehnt. Die mi dem gelben Riemen.

Wirt. Die hab ich erst noch lehnen sehn.

Andres. Hat er sie vielleicht aufgehoben?

Wirt. Ich? Nicht angerührt. Allmächtiger Gott!
Wenn der Lindenschmied — Sie lagen, und ich zählte
just — was ist da zu machen?

Andres. Nichts. Ich geh ohne Flinte. Ich hab
nicht Zeit, erst eine andre zu Hause zu holen.

Wirt. Aber unbewaffnet —

Andres. Laß er nur. Wenn mir nur nicht noch
schlimmer wird da auf der Brust. (In der Thür) Wenn
ich nur nicht zu spät komme! (Draußen) Gute Nacht,
Meister Wirt. (Sie sind beide unterdes abgegangen)



Verwandlung

Im heimlichen Grund

Pittoreske Waldschlucht; hinten querüber der Bach, jenseits desselben
Felsen, an welchen ein steiler, schmaler Weg mit dem Bach gleichläuft;
Dämmerung



Fünfter Auftritt

Robert hat eine Flinte umhängen. **Kathrine**

Kathrine. Wie schauerlich das hier ist! Wir sind
schon so weit vom Schlosse. Wo sind wir nür, Herr
Robert?

Robert. Im heimlichen Grund, Kathrine.

Kathrine. Im heimlichen Grund? Woß so un-
sicher ist? Wo immer die Wilddiebe aus dem Herzog-
lichen —? (Sieht sich ängstlich um)

Robert. Ohne Sorgen, Kleine; wir haben einen
sichern Begleiter bei uns. (An sein Gewehr schlagend) Siehst
du dort?

Kathrine. Etwas schimmern wie eine weiße Wand und dunkle Läden daran —

Robert. Das ist das Jägerhaus.

Kathrine. Wirklich? Ja, Gott sei Dank! Jetzt seh ich das Hirschgeweih oben am First gegen den Abendhimmel.

Robert. Hier ist der Brief. Aber so frei in der Hand darfst du ihn nicht tragen. — Hast du auch einen Vorwand? Wenn der Alte dir begegnen sollte?

Kathrine (verschämt und selbstzufrieden lächelnd). Ach, Herr Robert, sollte ein Mädchen so dumm sein? Da machen Sie sich keine Sorge. Meine kleinen Schwestern lernen stricken und nähn bei der Mamsell — da —

Robert (macht den Brief zusammen, in den er sah). Nun hier, Kathrine. Aber nur in Mariens oder ihrer Mutter Hände giebst du den Brief, niemandem sonst, auch Andres und Wilhelm nicht. Nur in ihre eignen oder in ihrer Mutter Hände.

Kathrine. Aber so weit soll ich noch allein?

Robert. Raum zwei Büchschensschüsse weit. Mich darf niemand in der Nähe des Jägerhauses sehn. — Heimwärts gehst du die Straße. Nur wenn du den Brief nicht hast anbringen können, kommst du hierher zurück.

Kathrine. Aber daß Sie auch nicht fortgehn.

Robert. Nein, Kathrine. Hier bleib ich.

Kathrine ab



Sechster Auftritt

Robert allein, dann der **Buchjäger**, zuletzt **Müller** mit zwei **Arbeitsern**

Robert (sieht Kathrinen eine Weile nach; dann Schritte). Ob sie kommen wird? Ob sie ihren Vater lassen wird

um mich? (Bleibt stehn) Als ein Jäger geh ich in die Welt. Ich bin jung, kräftig und versteh mein Handwerk aus dem Grund — warum sollt es nicht glücken? (Sich in Gedanken verlierend) Und dann — so aus dem Walde heimkommen — so kräftig müd vom Tagewerk im Freien! Und sie hätte schon nach mir umgesehn — und käme mir entgegen — und nähm mir die Flinte ab — um auch etwas zu tragen — und hinge sie um — und so stände mein Jägerhaus wie das dort — so rauscht' es in den Bäumen, und ich umschlänge sie und jubelte: Nur das Glück ist ein Glück, das man sich selber dankt! — Und dann —

Ein Schuß fällt und weckt ihn

Buchjäger (noch in der Szene, aufstöhnend). Schurke!

Robert. Was ist das?

Buchjäger (kommt auf die Szene getaumelt; Robert eilt auf ihn zu und faßt den Sinkenden). Ich — bin — hin —

Robert. Gottfried! Um's Himmels willen! Ist auf Sie geschossen worden? Heda! Niemand in der Nähe? Heda! zu Hilfe!

Möller (in der Szene). Schnell, Leute, dort hinüber! Vom Steg her kommt das Rufen!

Robert. Dort kommen Menschen. Hierher! Hierher! Zu Hilfe!

Möller (wie vorhin). Das ist Herrn Roberts Stimme.

Robert. Wenn hier Rettung möglich ist, muß sie schnell kommen. (Öffnet des Stöhnenden Rock und Weste)

Möller. Ja, Sie sind es, Herr Stein. (Tritt auf mit zwei Arbeitern) Aber —

Robert. Möller — Sie sind es? Sehn Sie, was hier geschehen ist. — Leben Sie noch, Gottfried?

Buchjäger. Noch — aber —

Möller (hinzutretend). Der Buchjäger. Barmherziger Gott!

Robert. Meuchlings erschossen. Die Kugel ging durch den Rücken.

Möller. Gottfried reden Sie; wer hats gethan?

Buchjäger. Er hatt — die Flinte — mit dem gelben Riemen —

Robert. Andres Flinte?

Buchjäger. Er hat — mirs — gedroht —

Robert. Es ist nicht möglich!

Möller, Was der Andres, Gottfried?

Buchjäger. Der — Andres — ja —

Möller. Er stirbt. (Pausen) Leute, nehmt ihn auf. Und Sie, Herr Stein — das ist eine Mördergrube dahier. Kommen Sie! Kommen Sie! Es lauern noch mehr dahier herum; nur erst begegnete uns der Weiler mit dem Gewehr — der böshafte Mensch; der spionierte das ist klar. Das ist eine förmliche Jagd. Kommen Sie! Aber um Gottes willen, warum wollen Sie nicht —

Robert. Gehn Sie nur.

Möller. Aber was haben Sie nur vor? Und Ihr Herr Vater — wenn ich Sie allein in der Gefahr lasse — wenn ich Sie nicht mitbringe. Wie soll er mir glauben, daß ich Ihnen zugeredet habe?

Robert. Sie haben ja Zeugen hier bei sich. Ein Wort für tausend — ich bleibe hier. (Macht heftige Schritte)

Möller. Nun so kommt, Leute; ihr habts gehört. (Im Abgehen) Allmächtiger Gott! Was wird das noch werden.

Die Arbeiter haben die Leiche aufgenommen; **Möller** mit ihnen ab



Siebenter Auftritt

Robert allein, später **Andres**, zuletzt **Andenschmied**

Robert. Schändlich! Schändlich! Einer solchen Rache war Andres fähig gewesen? Und ich muß es

glauben — ich muß! Der Sterbende sagt', es; er hatt es gedroht — es war seine Flinte — und alles ist wirklich — hier starb der Gemordete — hier ist — er schriebs mit seinem Blut in den Rasen, damit ich nicht zweifeln dürste. Und solche Menschen stehn zwischen mir und meinem Glück? Steh fest, Robert, hier gilt's das Äußerste! Du hast's mit Menschen zu thun, die keine Unthat scheun. — Wer kommt dort? — Er ist es selbst — Andres — (dem Andres, der noch nicht sichtbar, entgegen) Nur heran! Wenn du mich suchst, Mörder. Mich findest du nicht wehrlos und ungewarnt wie den Buchjäger —

Andres (indem er bleich und wankend auftritt). Der Buchjäger — ?

Robert. Dort tragen sie ihn hin. Er ist gemordet, und du hast es gethan.

Andres (aufwallend). Ich, Robert?

Robert. Der Gemordete hat dich erkannt und deine Flinte — und dein Gewissen zeichnet dich.

Andres. Hör mich — um Gottes willen —

Eindenschmied kommt hinten über den Felsweg geschlichen

Robert. Flieh, Mörder. Jeder Schritt trägt dich dem Blutgerüst entgegen. Hier ist das Blut, das dich anklagt, und du selbst trägst das bleiche Geständnis vor dir her; das Fieber, das dich rüttelt, zeugt gegen dich.

Andres. Das Fieber über dich, schändlicher Lügner! Die Flinte stahl mir der Eindenschmied, der dem Buchjäger aufpassen wollte. Ich eilte nach, wie ichs erfuhr; ich wurde ohnmächtig — riß mich mit Gewalt aus der Ohnmacht auf und —

Robert. Der Eindenschmied hätte —

Andres. Glaubst du mir nicht, sieh dorthin nach dem Felsenweg —

Robert. Mörder, steh! Oder ich schieß dich nieder.

Eindenschmied eilt auf dem Felswege über die Bühne. **Robert** folgt ihm unten

Andres (wannt ihm nach). Sieh dich vor, Robert! Der Mensch ist verzweifelt — es geht um Tod und Leben!

Lindenschmied (hinter der Szene). Bleibt zurück; ich schieße!

Robert (ebenso). Die Flinte weg und steh!

Andres. Er schlägt an — spring seitwärts, Robert! (Es fallen zwei Schüsse nacheinander) Da ist's geschehn! (Er verschwindet in den Büschen)



Verwandlung

Schloß

Achter Auftritt

Stein unruhig herein; dann **Bastian**, später der **Pastor**

Stein. Ob der Möller vergessen hat, den Robert suchen zu lassen? Oder ob der Junge — der Zwist mit dem Andres! Bastian!

Bastian in der Thür

Stein. Wo ist der Buchhalter?

Bastian. Gegen abend noch nach dem Hochofen gegangen.

Stein. War mein Robert nicht wieder zu Hause seit heut mittag?

Bastian. Der Herr Robert haben sich reisefertig gemacht und sind dann mit Kastellans Kathrine weggegangen.

Stein winkt. **Bastian** geht

Stein. Und der Pastor — könnte nun auch längst zurück sein —

Bastian (in der Thür). Der Herr Pastor —

Stein. Wie gerufen.

Pastor tritt auf

Stein (giebt ihm die Hand). Endlich! Endlich! Bringen Sie gute Nachricht?

Pastor (achselzuckend). Sie könnte besser sein.

Stein. Sind Sie dem Hitzkopf, dem Robert begegnet?

Pastor. Nein.

Stein. Ich hofft es schon — weil Sie so lange blieben, Sie würden ihn mitbringen.

Pastor. Ein Kranker, zu dem man mich von meinem Weg hierher abrief, hat mich bis jetzt aufgehalten.

Stein. So denken Sie nur, Sie kommen vom Kranken zum Kränkern. Wenn Ungeduld, Unzufriedenheit mit sich selbst, schlimme Befürchtungen Krankheiten wären, so wär ich ein gefährlicher Patient. — Aber die Antwort. — Ich lasse Sie auch nicht einmal zu Atem kommen. (Deutet ihm an, Platz zu nehmen; setzt sich, steht gleich wieder auf) Wenn ich nur wenigstens sitzen könnte. Sechs mal schon hatt ich den Hut mechanisch in der Hand; so reißt mich die alte Gewohnheit des Zusammenlebens mit dem Förster in Händen und Füßen, schlimmer als das Podagra. Unterdes hatt ich einen Gedanken — aber erst: wie ist's mit dem alten Eigensinn?

Pastor. Ich kam eben nicht zum besten bei ihm an mit Ihrem Anerbieten. Und doch, wer weiß, ob er sich nicht noch dazu verstanden hätte, wenn nicht unglücklicherweise die Geschichte mit dem Andres —

Stein. Mit dem Andres? welche Geschichte? (Springt auf) Er ist doch nicht mit dem Robert zusammen gerannt?

Pastor. Dazmal nur mit dem Buchjäger —

Stein (setzt sich wieder). Sie sehn, ich zittre vor Ungeduld —

Pastor. Der Buchjäger, betrunken wie gewöhnlich, hat ihn wie einen Holzdieb behandelt, ihn schlagen lassen —

Stein (springt wieder auf).

Pastor. Da wars denn kein Wunder, daß der Alte auf nichts mehr hörte und jeden, der außer Ihnen mit dem Gewehre in den Forst kommt, als einen Wild- dieb behandeln lassen will.

Stein (der Schritte gemacht). **Bastian!**

Bastian in der Thür

Stein. So wie Möller kommt — die Kanaille wieder abgesetzt — eingesperrt soll die Bestie werden — hörst du?

Bastian. Der Buchhalter?

Stein. Der Buchjäger — und der Möller mit, wenn er — Kommen Sie, Pastor! (Nimmt Hut und Stock)

Bastian ab

Pastor. Sie wollen —

Stein. Sie fragen? — Hin zum Alten! Die Grillen wegwerfen, allen Willens und Möllers zum Troß!

Pastor. Recht so! Ich bin dabei. (Er steht auf)

Stein (bleibt stehn). Warten Sie noch, Pastor. Soll ich vergebens den guten Gedanken gehabt haben? Hören Sie, was mir vorhin einfiel — wie vom Himmel herunter. Pastor! wenn ich dem Robert heut noch Düstervalde abträte? Als selbständiges Eigentum? Er könnte ihn mit allen Ehren wieder einsehen, den Alten, und niemand wär blamiert. Augenblicklich seh ich die Cession auf. Sie schnell ins Jägerhaus, Pastor —

Pastor. Mit dieser Botschaft —

Stein. Eh der Alte oder die hüzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der — (Er macht sich zum Schreiben fertig)

Pastor. Und morgen —

Stein. Als wär kein Heute gewesen —

Pastor. Kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhaussecke und pocht ans Fenster, und der weiße Schnauzbart drin schnarcht fein „Gleich“ —

Stein. Und wenn Sie den Robert treffen —

Pastor. Bin ich der erste, der dem neuen Gutsherrn von Düsterwalde gratuliert —

Stein. Und heute bringen Sie alle mit, den Alten, die Jungen, die Mutter und die Braut, dann (kommt zum Pastor nach der Thüre) brechen wir zum Vorfest meinem ältesten Johannisberger den Hals. — Was ist aber da draußen? Wer stürmt da die Treppe herauf? (Zu der Thüre) Was ist passiert?



Neunter Auftritt

Vorige, Möller, später Bastian

Möller (außer sich herein). Gräßlich! Gräßlich!

Stein. Aber was ist denn?

Möller. Ein Mord! Ein entsetzlicher Mord!

Stein. Aber so sagen Sie doch —

Möller. Der Herr Robert —

Stein. Mein Sohn! (Sinkt in einen Stuhl)

Pastor. Robert ist gemordet? (Tritt besorgt zu Stein)

Bastian tritt ein

Möller. Noch nicht; noch, hoff ich, nicht. Aber — ich bin ganz außer mir. — Den Buchjäger hat er schon erschossen, Ulrichs Andres. Die machen förmlich Jagd auf ihre Feinde, die vom Jägerhaus. Den Buchjäger ließ ich heimschaffen. Der Mensch sieht gräßlich aus; die Kugel ging links am Rückgrat ein. Er ist in Herrn Roberts Armen gestorben. Ich fragt ihn noch:

Wars der Andres, Gottfried? Der Andres wars, sagt' er, — der Andres wars — und streckte sich, und aus wars mit ihm. Ich bat Herrn Robert, um Gottes willen mit heimzukommen; er war ganz außer sich und wollte nicht. Und keine zweihundert Schritt war ich mit den Leuten, da fielen wieder zwei Schüsse hinter uns.

Stein (steht auf; außer sich). Augenblicklich zu Pferde — Sie könnens tot reiten — nur schnell — Militär aus der Stadt — den ganzen Wald besetzen — die Mordbande einfangen da vom Jägerhaus. Du, Bastian, schnell meine Lütticher, die geladne — dann die Arbeiter zusammenrufen — sich bewaffnen — nach — wo wars, Möller?

Möller. Beim ersten Lautensteg — im heimlichen Grund, kaum eine halbe Viertelstunde überm Jägerhaus drüben.

Pastor. Gott gebe nur, daß das Schlimmste noch zu verhüten steht.

Stein (stampft mit dem Fuß). Bastian! Bastian! Und was stehn Sie noch da! So eilen Sie doch!

Möller ab

Stein. Und ich — während — Bastian!

Bastian bringt die Flinte

Stein (reißt sie ihm aus der Hand). Ich komme! Robert; halte dich! — ich komme!

Alle ab. Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs



Vierter Aufzug

Jägerhaus

Dämmerung

Erster Auftritt

Wilkens. Die Försterin

Wilkens. Ihr Mann ist abgesetzt; da heißt die Maus nicht den Faden ab. Und wenn er bleiben will, ist's just der verkehrte Weg, den er da einschlägt; durch Aufruhr darf sich schon der Stein nicht abtrocken lassen. Der Buchjäger ist jetzt Förster. Sm. Der Buchjäger ist ein brutaler Mann; aber hier ist er im Recht. Wenn sie nun zusammenrennen, Ihr Mann und der Buchjäger? Und jeder den andern als Wilddieb behandeln will? Oder der Buchjäger noch einmal über den Andres gerät? Und der thut, was ihm sein Vater befohlen hat? Oder der Andres und der junge Stein geraten an einander? Sm. Und im besten Fall, so ist der Ulrich ein abgesetzter Mann, den kein Mensch wird in seinen Diensten haben wollen nach dem offenen Aufruhr, den er sich hat zu schulden kommen lassen. Und was soll dann aus ihr werden und aus ihren Kindern?

Försterin. Der Herr Better Wilkens wird seine Hand nicht von uns abziehen. Wenn der Herr Better nur noch einmal mit ihm sprach.

Wilkens. Nach dem Trumps, den er drauf gesetzt hat? Und wenn der nicht wär; einem Tauben zu predigen, da ist mir meine Lunge zu lieb dazu. — Sie muß von ihm weg mit den Kindern. Das sagt ich mir unterwegs vorhin und gab mir die Hand drauf, daß ichs durchsetzen wollte, und kehrte wieder um, damit ichs ihr sagte. Oh sie eine Leiche oder einen Mörder im Hause hat.

Försterin (schlägt vor Schreck die Hände zusammen). So schlimm wirds ja nicht werden.

Wilkens. Hm. Sie wills drauf antommen lassen; sie ist mir auch eine kuriose Mutter. Ich bin aber nicht so gleichgiltig wie sie und will kein Unglück auf meinem Gewissen haben, wenn ichs verhüten kann. Ich habe noch den weitsten Weg. Kurz und gut: Läßt sie den und kommt mit ihren Kindern zu mir, so solls zur Stunde gemacht werden, daß sie und ihre Kinder meine Erben sind. Bis morgen mittag kann sie ein Langes und Breites überlegen. Ist sie morgen mittag bis zwölf in der Grenzschenke, da will ich sie erwarten, so gehn wir auf der Stelle in die Stadt zum Notar; ist sie nicht — auch gut. Aber ich bin ein Schurke meines Namens — und sie weiß, oem Wilkens sein Wort wiegt sein Pfund — und die Hand an mir soll verflucht sein, die ihr oder ihren Kindern dann noch den Bissen Brod abschneidet. (Geht)

Försterin (erst überwältigt, indem sie ihm ängstlich eilig folgt). Aber, Herr Better! Herr Better Wilkens —!



Zweiter Auftritt

Marie allein; dann die Försterin zurück

Marie (hat ein Briefchen in der Hand). Daß ichs doch genommen hab! Bis ich mich besann — und da hatt ichs schon in den Händen — und die Kathrine war auch so schnell wieder fort. — Ich hätt's nicht nehmen sollen.

Försterin (auftretend). Die harten Männer! Da hilft kein Bitten. Was hast du da, Marie?

Marie. Einen Brief von Robert.

Försterin. Wenn den dein Vater säh!

Marie. Ich weiß auch gar nicht, wie ich ihn genommen hab. Aber der Robert dauerte mich so sehr. Die Kathrine sagte, er ständ unten im heimlichen Grund und wartete. Da fiel mir auch mein Traum ein von heute nacht.

Försterin. Ein Traum?

Marie. Da war ich dort am Quell bei den Weiden an meinem Lieblingsplätzchen und saß in den bunten Blumen und sah nach dem Himmel hinauf; da stand ein Gewitter, und mir war so schwer, daß ich vergehen wollte. Und das Kind, weißt du, das bei mir gewesen war vor vierzehn Jahren, wie ich mich verirrt hatte, das saß neben mir und sagte: Arme Marie! und zog mir den Brautkranz aus dem Haar und steckte mir dafür eine große, blutrote Rose an die Brust. Da sank ich hinter mich in das Gras zurück, ich wußte nicht wie. Drüben im Dorfe läuteten sie, und das Singen der Vögel, das Zirpen der Grillen, die leise Abendluft in den Weiden über mir — das alles war wie ein Wiegenlied. Und der Rasen sank mit mir tiefer und immer tiefer, und das Läuten und das Singen klang immer ferner — der Himmel wurde wieder blau, und mir wurde so leicht — so leicht —

Försterin. Ein eigener Traum. Hast du den Brief aufgemacht?

Marie. Nein, Mutter; und ich wills auch nicht.

Försterin. So laß ihn wenigstens den Vater nicht sehn. — Ach! Marie, wir werden fort müssen vom Vater!

Marie. Vom Vater? Wir?

Försterin. Er kommt; laß dir nichts merken. Steck den Brief ein. Nimm die Bibel da vor dich, daß er dir nichts anmerkt. Ich wills noch einmal versuchen — wenn er denkt, wir gehn sonst, giebt er doch vielleicht nach, und wir können bleiben.



Dritter Auftritt

Die Bühne wird immer dunkler —

Der Förster. Die Vorigen

Förster. Der Wilhelm noch nicht da?

Försterin. Ich hab ihn noch nicht gesehen.

Förster (tritt ans Fenster und trommelt gedankenvoll daran)

Försterin (beginnt einzupacken)

Marie. Aber, Mutter —

Försterin. Stille jetzt, Marie, und meng dich nicht ins Gespräch.

Förster (hat sich gewandt und eine Weile seiner Frau zugehört).
Was machst du da?

Försterin (ohne aufzusehn). Ein paar Kleider pack ich ein — wenn ich fort muß —

Förster. Wir müssen nicht. Dafür giebt's ein Recht.

Försterin (topfschüttelnd). Dein Recht? (Sähet fort) Ich werde fort müssen mit den Kindern.

Förster (überrascht). Du wirst —

Försterin. Wenn du nicht Frieden machst mit dem Stein.

Förster. Wenn —

Försterin. Du brauchst dich nicht zu ereifern, Ulrich; du kannst nicht anders, und ich auch nicht. Ich mache dir keinen Vorwurf; ich sage nichts, gar nichts. Du willst für deinen Feind ansehen, wer dir zum Nachgeben rät — und der Better Wilkens will die Kinder enterben, wenn du auf deinem Kopf bestehst, und ich nicht mit den Kindern bei ihm bin bis morgen mittag; ich kann da nichts thun als — schweigend gehn.

Förster (tief atmend). Du willst —

Försterin. Ich will nichts; du willst, und der Better Wilkens will. Ihr harten Männer macht das Schicksal, und — wir müssen erdulden. Wenn du nachgäbst, ja, dann könnten wir bleiben. Glaubst du, ich geh gern? Für mich — ich wollte aushalten bis zum Tod. Aber um die Kinder — und um — dich mit.

Förster (finster). Wieso um mich?

Försterin. Du bist abgesetzt, du hast kein Vermögen; und einen andern Dienst in deinem Alter — nach deiner Geschichte mit dem Stein — du könntest —

Förster (heftig). Almosen nehmen? Von Frau und Kindern?

Försterin. Greifere dich nicht. Ich sage ja nicht: Sieh nach; ich will dir ja nichts aufdringen. Du kannst nicht nachgeben, und ich — kann nicht bleiben — wenn du nicht nachgiebst. — Müssen wir auseinander (ihre Stimme zittert) — so wollen wirs im Guten. Wir wollen einander verzeihn, was das andre uns zuwider thut, oder (mit leisem Vorwurf) — wovon das andre denkt, daß man ihm zuwider thut.

Förster. Du willst also zu Wilkens?

Försterin. Ich muß.

Förster. Und die Kinder sollen mit?

Försterin. Um die iſts, daß ichs thu.

Förster. Wollt ihr nicht auch noch den Nero mitnehmen? draußen? den Hund? Was ſoll er länger bei ſeinem abgeſekten Herrn, der Hund? Nehmt ihn mit, den Hund. Und wenn ich recht behalte, wie ich recht behalten muß — und als kein Schurke mehr daſteh vor der Welt — dann — kann er ja wiederkommen, der Hund. Ihr meint, er geht nicht von mir? Wird doch die Beſtie nicht dümmer ſein, wie die Menſchen ſind. Weib und Kinder ſind klug, und ſo ne arme Beſtie will allein dumm ſein? Man muß der Beſtie einen Tritt geben für ihre Dummheit. Ein alter Mann — ein ruiniertes Mann, der als Schurke daſtand, wenns dem Stein nachging, in ſeinen weißen Haaren, und ſo ne Beſtie will nicht Vernunft annehmen? Fünzig Jahre redlich gedient und aus dem Dienſt als ein Schurke, weil ich kein Schurke ſein will — hab das Meine zugeſetzt dabei, und die arme Beſtie will in ihrem Hundehaus dankbarer ſein, als der reiche Stein in ſeinem Schloß? Da ſollte man doch das ganze Beſtienzeug vor den Kopf ſchießen, wenns zu weiter nichts da wär, als daß ſich der Menſch vor ihm ſchämen müßte. — (Schritte; er kehrt ſich zu ihr; weicher) Wir ſollen Zwei ſein? Nach fünfundzwanzig Jahren? — Gut. So mag jedes allein tragen von nun an — ſo lang das Herz hält.

Förſterin. Ulrich — (Sie muß Marien immer abhalten, die zum Förſter ſtürzen will)

Förſter. Wir ſind Zwei von nun. Geht, geht. Der Wilkens iſt reich, und ich bin ein armer Mann trotz meinem Recht. Ihr zieht dem Gelbe nach. Ich halt euch nicht. Aber wenn ihr ſagt, ihr habt recht gethan — dann — Und nun iſts abgethan. Nicht mehr das Wort davon.

Vierter Auftritt

Wilhelm. Die Vorigen

Förster (sitzt rechts). Komm her, Wilhelm. Wo hast du den Andres gelassen?

Wilhelm. Ich hab an der Grenzschenke eine Viertelstunde lang auf ihn gewartet.

Förster. Hat er gedacht, du kommst später —

Försterin (für sich). Der Andres ist nicht mit? Des Ohms seine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken.

Marie (zündet die Lampe an und setzt sie auf den Tisch zum Förster)

Förster. Hast du den Advokaten gefragt, bis wann die Sache aus sein kann? Daß ich mein Recht hab.

Wilhelm. Er will keine Klage machen.

Försterin (tiefatmend für sich). Das wär noch eine Hoffnung —

Förster (steht auf, ganz perplex). Er will —

Wilhelm. Du wärst nicht im Recht, Vater.

Förster. Nicht im Recht — ? (muß sich setzen)

Försterin (wie vorhin). Daß er doch noch nachgäb!

Wilhelm. Die Staatsdiener wären, die könnten nicht abgeseht werden, wenns ihnen nicht zu erweisen stünd, daß sies verdient hätten. Aber du wärst keiner; dein Herr wär nicht der Staat, sondern der, dem der Forst gehörte, der Gutsbesitzer.

Förster (verbissen). Also wenn ich ein Staatsdiener wär, dann dürste mir der Stein nicht unrecht thun. Und weil ich keiner bin, so darf er mich zum Schurken machen? — Du hast ihn nicht verstanden, Wilhelm.

Wilhelm. Er hat mirs dreimal vorgesagt.

Förster. Weil du ihm die Sache nicht vorgestellt hast, wie sie ist. Daß dein Urgroßvater schon Däher-

walder Förster war, und dein Großvater nach ihm, und daß sie mich schon vierzig Jahr den Erbförster heißen im ganzen Thal.

Wilhelm. Das, sagt' er, gereichte Herren und Dienern zur Ehre, aber vor Gericht darauf zu gründen wär nichts.

Förster. Aber er weiß nicht, daß der Stein mich absehn will, weil ich für sein Bestes war, daß der Forst gegen Mitternacht und Abend offen liegt. So ein Advokat weiß nicht, daß so ein Wald wie ein Gewölbe ist, wo immer eins das andre hält und trägt. So hält's alle Gewalt aus, aber brecht nur ein Duzend Steine mitten heraus, so holts der und jener.

Wilhelm. Dazu zuckt' er nur die Achseln.

Förster (immer eifriger). Und das Meine, was ich hineingewendet hab? Und daß ich die Bäume alle selber gepflanzt hab? Was? Die der Wind nun um nichts und wieder nichts zusammenknicken soll?

Wilhelm. Dazu hat er nur gelächelt. Du möchtest ein recht braver Mann sein, aber vor Gericht gält das nicht.

Förster (steht auf). Wenn einer brav ist, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm sein, wenns was gelten soll vor Gericht? — Aber der Rupert von Erdmannsgrün! Was? Wilhelm?

Wilhelm. Der wär eben ein Staatsdiener gewesen. Nachher ging ich noch zu einem andern Advokaten; der lachte mir geradezu ins Gesicht. Aber dem hab ichs gesagt, wie ein Jägerjunge.

Förster. Gut. Aber der Andres? Was?

Wilhelm. Wie der Andres in den Wald gegangen wär, hat er gesagt, wärst du schon abgeseht gewesen. Das müßtest du selber wissen, daß kein Fremder in einem Forst Pflanzen herausnehmen dürft, so mir nichts dir nichts, und ohne des Försters Wissen und

Willen. Der rechtmäßige Förster wär aber da schon der Buchjäger gewesen, und so hätt der Andres sichs allein zuzuschreiben, wenn er wie ein Holzdieb behandelt worden wär. Und da würd. er selber einsehn, daß er besser daran thät, wenn er die Zurechtweisung ruhig ertrüg und nicht weiter an die Sache rührte und froh wär, daß er noch so davon gekommen wär.

Förster (hat sich wieder gesetzt; eine Pause; dann pfeift er und trommelt vor sich auf dem Tisch)

Försterin (ihn ängstlich beobachtend). Wenn er so ruhig wird —

Förster. Also ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt? Gut. — Warum packt ihr nicht ein, Weiber? Wilhelm, hol mir eine Flasche Wein.

Försterin. Du willst Wein trinken. Und weißt, er thut dir kein gut, Ulrich? Und noch dazu in den Ärger hinein —

Förster. Ich muß andre Gedanken haben.

Försterin. Du wirst allemal so außer dich auf den Wein, du kannst dir den Tod darin trinken.

Förster. Besser den Tod trinken, wie als ein Schurke leben. Und ein Schurke muß ich bleiben vor der Welt. Wilhelm, eine Flasche und ein Glas. Bin ich schon nicht mehr Herr im Haus? Vorwärts!

Wilhelm geht

Försterin. Wenn du dir noch einen andern Gedanken faßtest; aber du thusts nicht, und — ich muß fort.

Förster. Das ist abgethan, Weib, und mein Gedanke ist gefaßt. Lamentiert mir nicht. Morgen gehts fort. Wenn ich schon kein Staatsdiener bin, und — heut will ich noch einmal lustig sein.

Wilhelm bringt Wein; der Förster schenkt ein und trinkt öfter, jedesmal ein volles Glas; dazwischen pfeift und trommelt er

Förster. Thut mir das Licht da weg, daß ich meinen Schatten nicht seh.

Wilhelm (stellt die Lampe auf den Tisch der Frauen, setzt sich zu diesen und nimmt die noch offene Bibel vor sich)

Försterin (für sich und zu Marien). Der Andres kommt immer noch nicht, und 's ist schon lang dunkel. Und ich muß gehn morgen. Jetzt sag ich wohl: Ich muß gehn, und weiß noch nicht, wenns dazu kommt, ob ichs auch kann. Wenn man zwanzig Jahr zusammen gelebt hat in Freud und Leid. Und vom Wald Abschied nehmen, der den ganzen Tag so grün zu allen Fenstern hereinguckt. Wie still 's uns vorkommen wird, wenn wir das Rauschen nicht mehr hören und den Vogelgesang und den Artschlag hallen den ganzen Tag. Und die alte Schwarzwälderuhr dort — so ging sie schon, wie ich noch eine Braut war, und nun bist du schon eine gewesen. Dort in jener Ecke standst du zum ersten mal auf und ließt, Marie, drei Schrittschen weit, und da, wo der Vater sitzt, saß ich und weinte vor Freude. Ist das das Leben? Ein ewig Abschiednehmen? Wenn ich doch bliebe? Wenn ich dran denke, was der Ohm sagte, daß alles geschehen könnte! Wenn der Brief vom Robert — Wilhelm, geh doch in den Garten. Ich muß das Trinkglas beim Born vergessen haben oder in der Laube oder sonst da herum.

Wilhelm geht



Fünfter Auftritt

Vorige ohne Wilhelm

Försterin und **Marie** vorn an der Lampe arbeitend. Der **Förster** bald hinten sitzend, bald am Tische vorbei Schritte machend ans Fenster

Försterin (nachdem sie gewartet, bis Wilhelm hinaus ist). Wenn du sähest, was der Robert schreibt.

Marie. Ich solls öffnen, Mutter?

Försterin. Vielleicht läßt sich noch alles gut machen, und der Robert schreibt uns, wie. Wenn du nicht öffnen willst, gib mirs. Wenn ichs thu, brauchst du dir nichts vorzuwerfen. (Sie öffnet) Wenn ich lesen könnte bei Licht! Wenn ich die Brille nähm, müßt ers merken. Lies mirs vor, Marie.

Marie. Ich solls lesen, Mutter?

Försterin. Wenn ich dir heisse, kannst du wohl. Da leg's neben die Bibel. Und wenn er näher kommt, oder wenn er aufmerksam wird, so liest du aus der Bibel.

Marie. Aber was?

Försterin. Was dir zuerst in die Augen fällt. Wenn ich huste, liest du aus der Bibel. Zuerst das Briefchen.

Marie (liest). „Liebe Marie. Ich hab dir so viel —“

Försterin. Er steht schon wieder auf von seinem Stuhl; lies aus der Bibel, bis er am Fenster ist.

Marie. „Um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einen Menschen hat verlehrt, so soll man ihm wieder thun.“

Förster (trommelt am Fenster)

Försterin (ihn immer beobachtend). Nun den Brief, Marie; bis ich huste.

Marie. „Ich hab dir so viel zu sagen. Komm den Abend oder die Nacht in den heimlichen Grund an den Quell unter den Weiden; da will ich dich erwarten. Komm, Marie. Morgen früh geh ich in die Welt, dir und mir ein Glück zu erwerben. Kommst du nicht, so weiß ich, wie du meinst, und du siehst nie wieder —“

Försterin. Er will fort? in die Welt? Für immer, wenn du nicht gehst? Dann wär alles verloren!

Marie. „Du siehst nie wieder deinen Robert.“

Försterin (hustet, da der Förster sich eben vom Fenster wendet). Aus der Bibel, Marie.

Marie. „Wie er einen Menschen verlehet hat, so soll man ihm wieder thun. Es soll einerlei Recht unter euch sein, den Fremden und den Einheimischen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förster (ist aufmerksam geworden, bleibt stehn). Was ist das da vom Recht?

Marie. „Es soll einerlei Recht unter euch sein —“

Förster. Es soll einerlei — Wo steht das da?

Marie. Hier, Vater; da links oben.

Förster. Leg was darauf, wo das anfängt, was du da gelesen hast vom Recht. — Seht ihr nun, daß ich recht hab? Wennschon ich unrecht behalten muß. — Daß das alte Herz dadrin kein Lügner ist? „Es soll einerlei Recht unter euch sein.“ Nicht eins für Staatsdiener apart. — Damals war das Recht noch gesund, da wohnt' es noch nicht in den staubigen, dunstigen Stuben. Unter den Thoren im Freien wurd es gehalten, wie man da lieft. Wenn ich zu sagen hätte, müßten die Gerichte im Walde sein; im Walde bleibt dem Menschen das Herz gesund; da weiß man, was recht und was unrecht ist ohne Wenn und Aber. Mit ihren heimlichen Karten haben sies verabert und verwennt, in ihren dumpfen, staubigen Stuben, da ist's krank und stumpf geworden und ist's well geworden, sodas sies kneten können, wie sie wollen; und nun muß besiegelt werden und muß verbrieft werden, was recht ist, sonst solls nicht recht sein; nun haben sie dem Manneswort die Geltung genommen und einen Spießbuben daraus gemacht, seitdem man nur das zu halten braucht, was man beschworen hat und besiegelt hat und verbrieft, und haben aus dem alten guten Recht einen Achselträger gemacht, daß ein alter Mann, der nicht das Federchen an seiner Ehre gelitten hat, als ein Schurke dastehn muß vor den Menschen — weil die in ihren Stuben zwei Rechte haben statt eins.

Er setzt sich und trinkt

— Försterin. Es wird immer dunkler, und der Andres kommt nicht. Und bei solchen Reden wird einem erst recht angst. Wenn du zum Robert gehst —

Marie. Zum Robert? Aber was denkst du denn Mutter?

Försterin. Daß das ein Gottesfinger ist — daß da mit dem Robert seinem Brief.

Marie. Ich soll zum Robert? Jetzt? Nach dem heimlichen Grund?

Försterin. Und was wärs? Fürchten thust du dich nicht.

Marie. Fürchten auch! (stolz) Ulrichs Mädchen!

Försterin. Wie oft bist du tiefer in der Nacht draußen gewesen!

Marie. Aber der Vater wußts auch. Wenn der Vater will und du, weiß ich, steht hinter jedem Baum ein Engel. — Und der Vater sagte: Wenn ich die Marie nicht kenn —

— Försterin. Ich kann nicht so gut fort, ohne daß ers merkt. — Es konnte alles noch gut werden — aber — es sollte nicht sein. Und dein Traum? Dir wurde so leicht, der Himmel wurde so blau — Siehst du, im heimlichen Grunde, am Quell unter den Weiden, da soll dein und unser aller Gram aufhören.

Marie (den Kopf schüttelnd). Meinst du, Mutter?

— Försterin. Wenn du gingst. Wir könnten dann beim Vater bleiben, der Robert redete noch einmal mit seinem Vater, der Ohm Wilkens gab auch nach, und der Brautfranz sollte dir zum zweitenmal noch schöner stehn.

Marie. Ich soll den Vater betrügen, Mutter? Dann glaubt ich, mir könnt's nie wieder gut gehn auf der Welt.

Försterin. Gehst du doch für ihn. Vielleicht wenn er morgen hinaus muß ins Elend, oder wenn

sie ihn einsezen in den Turm, oder noch was Schlimmeres geschieht —

Marie. Dem Vater?

Försterin. Ja. Dann wirst du vielleicht zu spät denken: Wär ich doch gegangen!

Marie. Aber Mutter, wenn ich nun im Walde wär, und der Vater begegnete mir? Oder träf uns beisammen?

Försterin. Wir müssen ihn fragen, ob er heim bleibt.

Marie. Ich kann ihn nicht ansehen, ohne daß mir das Herz zerspringen will.

Försterin. Frag ihn wegen der Suppe.

Marie. Ich will ihn gleich fragen. (Sie nähert sich dem Förster ängstlich, steht neben ihm, ohne daß er sie bemerkt)

Försterin (aufmunternd). Sei kein Kind!

Marie (leise). Vater. (Sie beugt sich über ihn; außer sich vor Mitleid) Vater, armer Vater! (Sie will ihn umschlingen)

Förster (sieht sich um; rauh). Was giebt's? Ohne Lamentieren!

Försterin (da Marie ohne Fassung steht). Die Marie —

Marie (bezwingt sich). Gehst du heut noch in den Wald?

Förster. Warum?

Marie. Weil —

Försterin (fällt ein aus Furcht, Marie möchte die Wahrheit sagen). Der Suppe wegen; ob sie die wärmen soll?

Förster. Nein. Und was willst du noch, dummes Ding? (Wendet sich ab. Da Marie zögert, rauh) Hörst du?

Marie (zur Försterin zurück). Mutter, er hat geweint! — Ich sah eine Thräne an seiner Wimper hängen, Mutter! Und ich will ihn betrügen!

Försterin. Er weint, daß er in seinem Alter noch ins Glend soll. — Und du — mußt ja nicht gehn.

Marie. Wenn du so sprichst, Mutter! — Ich gehe ja.

Försterin. So sag gute Nacht; Zeit ist's nunmehr. Ich helfe dir dann aus dem Fenster steigen. Jetzt wartet der Robert schon, du kannst bald zurück sein.

Marie. Ja, Mutter, ich will gehn. Aber nicht um den Robert, Mutter, und um mich; nur für den Vater. Ich wills ihm sagen. Robert, will ich ihm sagen, du findest noch ein Mädchen, schöner und besser als mich, aber mein Vater findet kein Kind mehr, wenn ich ihn lasse. Ich wills ihm sagen; Robert, will ich ihm sagen, ich will dich vergessen; Gott wird mirs geben, daß ich dich vergessen kann. Bleib fern von mir, daß ich dich nicht wiederseh. Er wirds, nicht, Mutter? Er wirds; ich hab ihn ja so sehr geliebt.

Försterin. Geh nur; sag gute Nacht und laß dir nichts merken.

Marie (steht beim Förster)

Försterin. Die Marie will dir gute Nacht sagen.

Förster. Kannst's nicht selbst, dummes Ding.

Marie (sich beherrschend). Gute Nacht, Vater.

Förster. Gute Nacht. — Ihr braucht nicht auf mich zu warten morgen, wenn ihr zum Ohm geht. Ich bin vielleicht schon aus. Ich hab einen Gang; weiß nicht, ob ich wiederkomme — morgen. Und nehmt den Nero mit — und was sonst noch da ist, nehmt alles mit. Ich brauche nichts mehr — als mein Handwerkszeug, meinen Stuß und — Pulver und Blei. Die andern Flinten könnt ihr verkaufen. Geh zum Willens du, armes Ding, der verschafft dir vielleicht den Robert noch — wenn ich nur erst fort bin; wenn die Leute nur erst vergessen haben, daß dein Vater ein abgesetzter Mann war.

Marie. Gute Nacht. (Außer sich) Gute Nacht, Vater!

Förster. Mädels, das ist ja eine gute Nacht wie auf ewig. — Hast recht, Marie. So ein Fleder noch

weg, wie ich einer bin auf euerm guten Namen. Geh, Marie. Hörst du, Marie?

Marie. Du sollst bleiben, Vater, und gehst du, geh ich mit dir.

Förster. Was ich für einen Weg hab, den geht man allein. Geh, Marie.

Försterin. Leg dich, Marie.

Förster. Gute Nacht; und nun ist's gut; du weißt, ich kann das Lamentieren nicht leiden.

Marie. Du gehst nicht ohne mich, Vater, du kannst nicht leben ohne mich, Vater; Vater, das fühl ich jetzt an mir.

Förster (abwehrend). Ja doch. Was so 'n Selbstschnabel nicht fühlt.

Marie. Du wendst dich ab, Vater, damit ich nicht sehn soll, daß du weinst; Vater, stell dich wilb, wie du willst —

Förster (will sich losmachen). Dummes Ding da —

Marie. Ich geh mit dir. Du hältst auf dein Recht, und ich auf meins, und das ist, daß ich dich nicht lassen darf. Vater, ich fühls nur jetzt erst so, daß ich niemand auf der Welt so lieb hab als dich. Morgen gehn wir zusammen — wenn du gehn mußt. Ich zieh vom Wilhelm Kleider an. Es giebt ja noch grünen Wald auf der Welt. Und lamentieren hören sollst du mich gewiß nicht: deshalb fürchte dich nicht. Ich kann ja die Nächte weinen, wo du's nicht siehst. Aber dann siehst du mir's am Tage an den Augen an. Ich muß ja gar nicht weinen. Nur lachen will ich und vor dir herhüpfen und singen; die schönen Jägerlieder. — Siehst du, Vater, das ist die letzte Thräne um den Robert; und die ist schon trocken, siehst du? Wir wollen schon noch ein Glück finden auf der Welt — wenn du fort mußt, Vater. Und wenn's nicht sein soll, so wollen wir Gott danken und bitten, wenn er uns nur brav sein läßt. Dann wollen wir denken:

Es ist zuviel verlangt, wenn wir auch noch glücklich sein wollen. Hab ich nicht dich? Hast du nicht dein gutes Recht und deine Marie? Was brauchen wir mehr? (An seinem Hals)

Förster (der sie immer abgewehrt hat, fast wild, weil er sich der Weichheit kaum mehr erwehren kann). Freilich! Freilich! Dummes Ding. (Ruhiger) Und ein Tischchen deck dich, ein Goldeselein schlag aus, und das Märchen ist fertig. Nun leg dich, Marie. (Rauh) Hörst du?

Försterin. Komm, Marie.

Marie (an der Kammerthür sieht sie sich um, sie eilt nochmals zu ihm; ihn außer sich umschlingend). Gute Nacht! Gute Nacht!

Sie eilt in ihre Kammer. Die **Försterin** folgt

Förster (ihr nachsehend). Mein Mädel, mein armes Mädel. Hier darfs nicht sein, wenn ich mir ein Ende mach! — Element, schäm dich, alter —



Sechster Auftritt

Weiler. Der **Förster**

Weiler (grüßt schweigend; er ist sehr aufgeregt; er hängt die Flinte an den Riegel und macht sich mit dem Jagdzeug zu thun). Hm.

Förster (wird ihn gewahr). Er? (Fällt wieder in Gedanken)

Weiler. Ich.

Förster. Wo kommt ihr noch her?

Weiler. Aus dem Walde. — Am Staket hab ich — euern Wilhelm gesprochen. Also seid ihr doch abgesetzt.

Förster. Weils zweierlei Recht giebt.

Weiler. Und das habt ihr nicht vorher gewußt?

Förster. Euern Lohn habt ihr auf drei Monate voraus.

Weiler. Und könnt gehn; das weiß ich auch. Wo ist denn euer Wilhelm? Ja so; ich bin ihm begegnet. Und euer Andres?

Förster (halb abwesend). Nicht zu Haus.

Weiler. Aber ihr wißt doch wohl, wo euer Andres ist?

Förster (ungebuldig). Was wollt ihr noch? Laßt mich in Ruh.

Weiler. Meinetwegen. Mir kanns gleichviel sein.

Förster. Drum denkt ich, ihr geht.

Weiler. Also der Andres. Und ihr wißt nicht, wo er ist?

Förster. Immer der Andres! Habt ihr was, so seid nicht wie ein Gewitter, das stundenlang steht.

Weiler (zeigt nach dem Fenster). Da unten überm Lautenberge kommt eins herauf. Die Ribitze kreischten so ängstlich. Dachts vorher. Es war zu schwül. — Ulrich (kommt zu ihm), vor einer Stunde ist einer erschossen worden.

Förster. Ihr wißt, wer?

Weiler. Ihr wißt's nicht? Wenn euer Andres zu Hause wär —

Förster. Immer vom Andres! Ihr wißt was von ihm.

Weiler. hm. Die Büchse — hört mal, hatt euer Andres die mit dem gelben Riemen?

Förster. Warum?

Weiler (wie in Gedanken). Ich kenne doch eure Büchse —

Förster. Ihr wollt mich konfus machen?

Weiler. Ihr habt sie nicht zu Haus?

Förster. Ich antwort euch nicht mehr. Hab ohnehin Wein getrunken.

Weiler. Gebt wohl acht, daß ihr euch nicht irrt.

Förster. Gebt wohl acht, daß ich euch nicht am Stragen fasse.

Weiler. 'S ist nicht zum Spaß —

Förster. Das sollt ihr sehn.

Weiler. Aber ich weiß nichts, als was ich gehört hab und gesehn hab. Und setzt euch. Mir ist's auch nicht, wie lange stehn. Muß ausssehn, mein ich, wie meine Thonpfeife da. (Der Förster am Tische rechts sitzend: Weiler hat sich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt hastig, mit unheimlich gedämpfter Stimme) Wie ich vorhin zum Feierabend von meinen Holzhauern weggeh, hör ich einen Schuß da, da nach dem heimlichen Grunde zu. Ich denke, wenn ihrs vielleicht wärt, und geh drauf zu. Aber es mußts der Robert Stein gewesen sein. Der geht euch da bei dem ersten Lautensteg hin und her wie eine Schildwache. Denk ich: Worauf muß denn der lauern? Auf ein Wildbret nicht; denk ich, das mußt du absolvieren. Machst dich hinter die hohe Eiche. Da siehst du alles und wirfst nicht gesehn. Aber ich bin euch noch nicht dort, da wird ein Hullo hinter mir. Und was hör ich da? Guern Andres und den Robert im ärgsten Zank. Ich konnte nichts Ordentliches verstehn, aber man hörte, daß sie auf Tod und Leben hintereinander waren. Ich will mich eben näher schleichen; da kommen sie schon gerannt. Der eine drüben auf dem Felsenweg über dem Bach, der andre hüben. Der hüben, das war der Robert, die Flinte am Backen. Zwei Schritt von mir bleibt er stehn. „Steh! oder ich schieß dich nieder!“ Auf dem Felsenweg kann niemand ausweichen. Da heißt's: Mensch, wehr dich deines Lebens! Und nun piff paff — zwei Schüsse hintereinander. Dem auf dem Felsen seiner pffiff zwischen dem Robert und mir in die Büsche hinein. Aber dem Robert seiner — Ulrich; ich hab manchen Schuß gehört, aber so keinen, man konnts dem Blei anhören, es witterte Menschenleben. Ich weiß nicht, wie mir's war, wie der da drüben zusammenbrach wie ein getroffener Hirsch —

Förster. Der Andres?

Weiler. Wer solls sonst gewesen? Was? Ist er denn zu Haus etwa? Wißt ihr etwa, wo er sonst ist? Und der Getroffene hatte die Flinte mit dem gelben Riemen. Die hielt er fest; der Riemen leuchtete ordentlich wie ein Rotzeichen durch die Dämmerung. Das klang schauerlich, wie das Eisenzeug an der Flinte über die Klippen herunterklapperte und die Leiche nach durch die Büsche knickte und schleifte — bis der Bach unten aufklatscht, als führ er vor Schrecken zusammen. Und wies nun so kurios still wurde darauf, als müßt es sich selber erst besinnen, was doch passiert wär, da wars, als jagte mich einer. Ich müßte schon eine halbe Stunde da sein, wenn ich mich nicht verlaufen hätte. Ich, der jeden Baum kennt daherum. Da könnt ihr euch nun denken, wie mirs war. Erst am zweiten Lautensteg da nach Haslau zu hatt ich das Herz, einen Augenblick zu verschmausen. Dort, wo der Bach in Felsstücken spektakelt. Ich seh zufällig hinunter. Da hantiert der Bach mit einem bunten Lumpen. Da isß. Kennt ihrs vielleicht? (Bringt Andres Tuch zum Vorschein und hält's ihm vor die Augen; der Förster reißts ihm aus der Hand)

Förster. Lauter Gestalten vor meinen Augen — der Wein — (er hält's bald ferner bald näher, ohne es sehen zu können)

Weiler (kleine Pause). Ihr seid so still. Fehlt euch was?

Förster (stößt einen einzigen lauten Atem aus und hält das Tuch immer noch mechanisch vor sich hin, ohne es zu sehn)

Weiler. Euer Gesicht ist ganz verzerrt. Will eure Frau rufen.

Förster (macht eine Bewegung, als schöß er mit äußerster Anstrengung eine Last von sich). Laßt nur; 'n bißchen Schwindel. Hab heuer noch nicht zur Alder gelassen; der Wein dazu — 's geht schon vorüber — Sagt niemand was davon — (erhebt sich mühsam)

Weiler. So sind die doch richtig zusammen geraten, der Andres und der Robert. Aber was wollt ihr denn nun thun? Als ein abgesetzter Mann? Wenn der sagt: Ich hab den Wildschütz angerufen; er hat das Gewehr nicht weggeworfen? Ihr wißt's am besten, dann darf der Jäger drauf brennen. Er braucht nicht einmal zu rufen; wenn er nur richtig trifft, so hat er auch recht. Und wer nun vollends wie euer Andres zwei Stoc tief vom Felsen ins Wasser gefallen ist, dem steht die Zunge still ohne Pulver und Blei. Ihr kennt ja das Recht, wie es heutzutage ist! Und euch werden sie obendrein noch einstecken wegen Widerseßlichkeit. Ihr dauert mich. Ich möchte nicht ihr sein. Was?

Förster. Das Wetter ist schon über den Lautenberg, hört ihr? Wenn ihr lang macht, erwischt euch der Regen.

Weiler. Es blitzte schon vorhin. Wie ich die Lärchenhöhe herkam, macht' es die ganze Gegend hell. Da sah ich, der Robert geht noch immer hin und her bei den Weiden unten.

Förster (geht nach der Thür, damit Weiler sehn soll, er wartet auf dessen Gehn)

Weiler. Wollt ihr nochmal zum Advokaten gehn? Ja, wenn ihr ein Staatsdiener wärt. Aber was wollt ihr sonst?

Förster. Nichts.

Weiler. Wer's glaubt —

Förster. Narr, der ihr seid; zu Bette gehn.

Weiler. Ist noch gar nicht so weit.

Förster. Die Thür zumachen und die Laden.

Weiler (da er nicht anders kann; zögernd). Nun so schlaft wohl, Ulrich — wenn ihr könnt.

(Ab; der Förster hinter ihm)



Siebenter Auftritt

Die Försterin. Später der Förster und Wilhelm

Försterin (aus Mariens Kammer). Nun kann sie sein, wo die Weiden anfangen. (Am Fenster) Er macht die Läden herum. Ich muß der Marie ihren zum Schein schließen, damit sie hereinstiegen kann, wenn sie zurückkommt. Der Andres noch immer nicht da! Wird mir doch auf einmal, als hätt ich die Marie nicht fortlassen sollen.

Förster mit **Wilhelm** eintretend; die **Försterin** geht wieder in die Kammer

Wilhelm (im Eintreten). Vater, Kramers Lore kam ans Staket, der Stein wäre außer sich; man hätte Schüsse im Walde gehört — der Robert fehlte, und der Stein hätte den Möller in die Stadt geschickt; der sollte Soldaten holen. Die ganze Mörderbande im Jägerhaus sollten sie gefangen nehmen, hat er gesagt. Der Möller war eben im Karriere vor Kramers vorbeigesprengt. Vor eins könnten sie da sein.

Förster (indem die Försterin aus Mariens Thür tritt). Was hast du noch draußen? (Sieht sich um)

Wilhelm. Im Garten, Vater. Mutter, in der Laube war nichts.

Försterin (bleibt an der Thüre). So muß es doch hereingekommen sein. (Zum Förster) Suchst du was?

Förster. Ich? Nein. Ja, die Büchse mit dem gelben Riemen. Wo die herumstehen muß? Vielleicht in der Marie ihrer —

Försterin (unwillkürlich die Thür bedeckend; rasch). In der Marie ihrer Kammer ist keine Flinte.

Wilhelm. Die hat doch der Andres mit, wie er mich begleiten ging.

Förster. Gut. (Zeigt das Tuch) Hab ich da ein fremdes Tuch in der Tasche; ist's dein, Wilhelm?

Försterin. Das rot und gelbe Tuch? Das gehört dem Andres.

Förster. Er hats gestern liegen lassen, und ich hab's in Gedanken eingesteckt.

Försterin. Gestern? Heut erst, eh ihr geht, hab ich's ihm gegeben.

Förster. Hast du's ihm — gut.

Försterin (kommt näher). Ja! Ja! das ist Andres Tuch. (Sie betrachtet's) Hier ist's gezeichnet.

Förster (will's ihr nehmen). Gib her.

Försterin. Es ist naß. — Und was ist das für Blut da an dem Tuch?

Förster. Blut? (Bezwingt sich) Von meiner Hand. Ich hab mich da am Flintenschloß gerissen. Geh nur!

Försterin (beschäftigt sich auf der andern Seite der Bühne)

Förster. Wilhelm, komm her. Lies einmal da, da in der Bibel, von da an, wo das Zeichen liegt.

Wilhelm. Mitten im Kapitel?

Förster. Vom Zeichen da. Vorwärts! (Holt seinen Hut)

Wilhelm (liest). „Welcher des Herrn Namen lästert, der soll —“

Förster. Das ist's nicht. (Hängt die Flinte um)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menschen erschlägt“ — ist's das?

Förster (ergriffen, tritt einen Schritt näher). Nein — aber lies nur. (Er steht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben. Wer aber ein Vieh erschlägt, der soll's bezahlen Leib um Leib. Und wer seinen Nächsten verlehet, dem soll man thun, wie er gethan hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einem Menschen gethan hat, so soll man ihm wieder thun. Also daß wer ein Vieh erschlägt,

der solls bezahlen. Wer aber einen Menschen erschlägt, der soll sterben."

Förster. Der soll sterben.

Wilhelm. „Es soll Ein Recht sein unter euch, den Fremden und den Einheimischen, denn ich bin der Herr, euer Gott.“

Förster. Amen. (Setzt den Hut auf und will gehn; wendet sich) Wann könnten die da sein, Wilhelm?

Wilhelm. Die Soldaten?

Förster. Vor —

Wilhelm. Vor eins.

Förster. Noch Zeit genug.

Wilhelm. Wozu, Vater?

Förster. Zum — Ausschlafen.

Wilhelm. Vater, wie siehst du mich nur an?

Förster. Zu Bett, Wilhelm. (Da die Försterin eintritt)
Gieb der Mutter die Hand.

Försterin (überrascht). Willst du noch fort, Christian?

Förster. Ja.

Försterin. Hat der Weiler vielleicht den Hirsch wieder gespürt?

Förster. Ja. Kann sein.

Försterin. Wie du aussiehst! Man könnte sich fürchten vor dir, wenn man nicht wüßte, wies wird, wenn du Wein getrunken hast.

Förster. Drum will ich ins Freie.

Försterin. Dann siehst du alles anders, wies ist. Du kannst in die Schlucht stürzen.

Förster. Dann schneidst du das Blatt dort aus der Bibel und legst mirs mit in den Sarg.

Försterin. Was das für Reden sind!

Förster. Zu Bett, Wilhelm. (Wilhelm ab) Bete — oder bete nicht —

Försterin. Was ist mit dir, Christian? Warum wird mir so angst? Bleib, um Gottes willen bleib! Dein Geschäft wird ja noch Zeit haben!

Förster. Nein; es muß heute noch gethan sein.
(Er geht)

Försterin (will ihm nach). **Ulrich** —

Förster (in der Thür sich wendend, leise vor sich hin). **Aug**
um Auge — Zahn um Zahn. (Ab)

Försterin (vor dem Schein des Wetterleuchtens zurückweichend,
der durch die geöffnete Thüre bringt). **Gott sei uns gnädig!**
(In der Thür) **Ulrich!** (Draußen verklingend) **Ulrich!**

(Vorhang fällt)

Ende des vierten Aufzugs



Fünfter Aufzug

Jägerhaus

Nacht. Kurze Zeit das Theater leer, dann

Erster Auftritt

Försterin (allein, kommt mit einer Lampe herein, leuchtet in Mariens Kammer hinaus, stellt die Lampe auf den Tisch, geht an das Fenster, öffnet den Laden, durch den der Schein des Wetterleuchtens hereindringt, sieht hinaus; dann schließt sie beides wieder, nimmt die Lampe wieder und leuchtet abermals in die Kammer. Dazwischen horcht sie manchmal auf und zeigt große Angst). Noch immer nicht! Wenn er ihr begegnet wär! Wenn er sie beisammen getroffen hätte! Nun müßte sie da sein. Daß ich sie auch fortgelassen hab! Und der Andres kommt auch nicht. Und die schwüle Wetternacht dazu! (Sie horcht auf) Das war sie doch? Endlich! Gott sei gelobt! (Leuchtet in die Kammer) Nein; sie ist's nicht. Der Wind stieß den angelehnten Laden auf.



Zweiter Auftritt

Wilhelm in Hemdärmeln. **Försterin**

Wilhelm. Sind die Soldaten da, Mutter? (An Mariens Kammerthür) Mutter, wo ist der Vater?

Försterin (erschrickt und schließt die Thür schnell)

Wilhelm. Und die Marie? Sie ist nicht in ihrer Kammer?

Försterin. Was du dir einbildst.

Wilhelm. Ihr Bett ist noch wie frisch gemacht.

Försterin (horcht erschrocken). Ist das der Vater? **Wilhelm,** sag nichts davon vor dem Vater!

Wilhelm. Ich bins auch, der den Angeber macht. Aber du mußt mir sagen, wo die Marie ist.

Försterin. Nach dem heimlichen Grund, um den Robert zu bitten —

Wilhelm. Mutter, wir betteln bei niemand. Ich hole sie.

Försterin. Bei dem Wetter?

Wilhelm (zieht seine Jacke an). Das wär mir auch mein Jägerjunge, der sich aus so 'nem bißchen Blixen was machte. Sag mir nur, welchen Weg die Marie gegangen ist. Den untern am Wasser? Gut. Sie ist nicht wie die andern, aber sie ist doch nur ein Mädchen. Und das fürchtet sich. (Ab)



Dritter Auftritt

Försterin (allein; ihm nach). **Wilhelm! Wilhelm!** (Kommt wieder) Er ist schon fort. Und das Wetter wird immer schlimmer. Unten ein Nebel, und oben das Gewitter immer näher. Und vom Brandtsberg her kommt noch eins dazu. Und der Ulrich draußen, und keins von den Kindern zu Haus. Und so ganz allein in dem einsamen Jägerhaus mitten im Wald, und so tief in

der Nacht — (Man hört eine Thür zuschlagen; sie schreiet auf)
Barmherziger Gott! Er ist's. Wenn er in die Kammer
sah und sah die Marie nicht! Ober —



Vierter Auftritt

Der Förster hastig herein; bleich und verstört. Die Försterin

Försterin (ihm entgegen). Bist du schon — (sich
korrigierend) endlich?

Förster (sich scheu umschauend). Hat jemand nach mir
gefragt?

Försterin. Nein. Sind sie hinter dir?

Förster. Wer?

Försterin. Der Buchjäger —

Förster. Warum?

Försterin. Weil du kommst wie gehezt.

Förster. Die Soldaten meint ich. — — Daß ich
überall die Marie seh. Im heimlichen Grund —

Försterin (erschrickt). Im heimlichen Grund — (für sich)
Großer Gott!

Förster. Und auf dem ganzen Rückweg hört ich
sie hinter mir gehn.

Försterin. Auf dem Rückweg —

Förster. Wenn ich ging, hört ich sie hinter mir;
wenn ich stand, stand sie auch, aber ich sah nicht um.

Försterin (erleichtert). Du sahst nicht um?

Förster. Ich mußte ja, es war nichts. — Mir
ist, als müßte sie jetzt noch hinter mir stehn.

Försterin (will ablenken). Hast du was geschossen?
Siegt's draußen?

Förster (unwillkürlich schauend). Draußen?

Försterin. Vor der Thür. Wie siehst du mich an?
— Was ist das an dir?

Förster (wendet sich unwillkürlich ab). Was ist's?

Försterin. Ein Fleck —

Förster. Was du siehst —

Försterin. Warum willst du's nicht zeigen.

Förster. Es ist nichts. (Er wendet sich zum Tische rechts, legt die Flinte ab) Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Försterin (nimmt einen Teller und Löffel aus dem Schrank, geht damit zum Ofen, wo sie die Suppe eingießt). Wenn er in die Kammer sah! Was ich frage, das frag ich nur in der Angst, daß er die Marie darüber vergessen soll. (Sie setzt die Suppe vor den Förster auf den Tisch zur Rechten; horcht) Regt sich nicht in der Kammer? (An des Försters Stuhl, um ihn zu beschäftigen) Ulrich, meinst du nicht, daß der Robert noch alles wieder gut machen könnte?

Förster (macht eine Bewegung)

Försterin. Was fährst du so auf?

Förster. Weck mir die Marie nicht. — War nicht jemand am Fenster?

Försterin. Das ist der alte Rosendorn draußen, der immer so ängstlich nickt und ans Fenster pocht, als hätt er Unglück zu verhüten, und niemand hörte auf ihn. (Pause; für sich) Es ist so still. Ich muß nur reden, sonst hört er meinen Atem und merkt mir die Angst an. Und daß er die Marie nicht hört, wenn sie ins Fenster steigt. (Öfter dazwischen lauschend) Den ganzen Abend liegt mir's im Sinn. Gestern noch sagte mir der Robert —

Förster. Immer der —

Försterin (hat sich zu ihm gesetzt). Wir gingen an den Weiden hin; dort wo das Lannendickicht ist, unter dem Felsen, im heimlichen Grund —

Förster (heftig). Laß den weg —

Försterin. Fährst du auf! Es war in der Abendsonne; und wie ich mich umseh, da kommts hervor unter den Tannen — so rot. Ich — erschrocken — um Gottes willen, sag ich, das ist doch Blut!

Förster (wirft den Löffel hin und steht auf)

Försterin. Da spiegelte sich das Abendrot in dem Wasser. — Aber was hast du nur?

Förster. Immer mit deinem Grund. Was kummert dich der Grund?

Försterin. Ist dir was begegnet dort? Es soll nicht richtig sein dort. Robert hat mirs gestern erzählt. Es soll ein böser Fleck sein dort. Da hat einer einen andern umgebr—

Förster (faßt nach der Flinte). Was weist du?

Försterin (voll Angst zurückweichend). Ulrich! —

Förster. Wirst du schweigen?

Försterin (bleibt vor ihm stehn; schauernd und ahnend). Ulrich! Was hast du gethan?

Förster (hat sich gefaßt). Dummes Zeug da. Ist das eine Nacht für solche Geschichten? (Versinkt)

Försterin. Schieß zu. Eine Stunde früher, eine Stunde später; du hast mich doch auf deinem Gewissen. (Sinkt in einen Stuhl links)

Förster (Pause; dann, während er langsame Schritte macht, mit denen er ihr zögernd allmählich näher kommt). Ich muß dir was sagen, Sophie. — Wenn du nicht schon weißt. — Es läßt mir keine Ruh. — Ich bin im Recht. Aber — und dann weiß ich nicht, ist's wahr, oder ist's nur ein schwerer Traum? — So einer, wo man nicht thun kann, was man will — und sich abmattet — weil man immer thun muß, was man nicht will. — Komm her. Hörst du? Leg die drei Finger auf die Bibel.

Försterin. Großer Gott! was wird das sein!

Förster. Es wär gräßlich, wenn ich sie umbringen müßte, und am Ende wär alles doch nur — und dann

hätt ichs vergeblich — Sophie — (Ganz nahe; leise) Es soll ein Toter liegen im heimlichen Grund.

Försterin. Du bist im Kaufsche oder im Wahnsinn.

Förster. In meinem Recht bin ich. Sieh mich an, Weib. Glaubst du an einen Gott im Himmel? Gut. Gut. So leg die drei Finger auf die Bibel, da hierher. Da steht mein Recht. Nun sprich mir nach: „So gewiß ich selig werden will —“

Försterin (matt). So gewiß ich selig werden will —

Förster. „So gewiß solls ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre.“

Försterin. So gewiß solls ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre. (Sie muß sich sehen)

Förster. Und nun merk auf. — Es ist kurz — kein Aber und kein Wenn dabei — es ist klar wie das Recht — und Recht muß Recht bleiben — sonst brauchen wir keinen Gott im Himmel! (Nachdem er schon einigemal angefaßt, gedrückt und leise, indem er sie vorführt) Erschrick nicht. — Der Robert hat unsern Andres erschossen, und ich — ich hab ihn gerichtet.

Försterin. Ach Gott! (Sie kann sich kaum mehr halten; sie will nach dem Stuhl; er hält sie fest)

Förster. Ich hab ihn gerichtet. Wies dort steht, > Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei - Recht, und hier stehts: Ihr sollt einerlei Recht haben. Ich hab ihn nicht gemordet; ich hab ihn gerichtet. (Er macht Schritte, versinkt dann wieder an der Stelle, wo er die Försterin noch glaubt, die nach dem Stuhle schleicht) Aber ich weiß nicht, - obs auch geschehen ist — das, was geschehen ist. Im Kopf ist mirs so wild und wüßt — (besinnt sich mühsam) aber es ist doch wohl geschehen — was geschehen ist — und wies geschehen sollte — was geschehen ist — da kommt mir die Marie in die Augen, als stellte sie sich vor ihn und winkte mir zurück und schrie: Es ist ja der — nun der, den du weißt. Es war dummes

Zeug; es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mirs allemal so, daß ich Dinge seh, die nicht da sind. Und wenn sie gewesen wär — der Schuß war schon nicht mehr in meiner Hand.

Försterin. Allmächtiger Gott! (Sie schleppt sich mühsam in Mariens Kammer)

Förster (wirds nicht gewahr und fährt vor sich hinstarrend fort, als stände sie noch neben ihm). Sie wars nicht. Wie sollte die Marie dort hinkommen? Es ist eben der Wein, daß ich sie heut überall seh. Aber ich war doch erschrocken, bis ich sah, es war nur der Rauch gewesen vom Schuß. Es ging alles im Kreis vor meinen Augen. Aber wie der Rauch weg war — das war ein Augenblick — da sah ich den — noch immer dastehn wie vorhin, aber nur einen Augenblick — da brach er zusammen, da wars geschehen, was geschehen ist. Da saltet ich die Hände über meinem Stuh und sagte: Dir ist dein Recht geschehn. Und betete: Gott sei seiner armen Seele gnädig. Da flog ein Schwarm Gulen auf und krächzte. Das war, als sagten sie Amen; da stand ich wieder straff auf meinen Füßen. Denn das Recht will Gott und Erd und Himmel und alle Kreatur.

(Er versinkt ins Brüten)



Fünfter Auftritt

Förster versunken, allein; dann **Stein**, der Pastor, erst noch in der Szene

Stein (noch draußen). Ulrich!

Förster (erwachend, mechanisch). Stein!

Stein (wie oben). Hörst du?

Förster (auf einmal im Zusammenhang). Es ist doch geschehn. (Er faßt nach der Flinte, bezwingt sich aber) Nein; nicht den Gedanken mehr als mein Recht!

Stein (eintretend, der Pastor hinter ihm). Wo ist dein Andres, Ulrich?

Förster. Was willst du von meinem Andres?

Stein. Meinen Robert von ihm fordern.

Förster. Deinen Robert? Von meinem Andres?

— Hier sieh her. (Zeigt das Tuch)

Pastor. Um Gottes willen! — an dem Tuche klebt Blut!

Stein. Was ist das?

Förster. Das ist meines Andres Blut, und dein Robert hats vergossen. Und du hast deinen Möller nach Soldaten geschickt. Und du hast mich zum Schurken gemacht vor der Welt. Mit euern zwei Rechten! Daß ihrs biegen könnt, wie ihr wollt. Aber hier (auf seine Brust schlagend) giebt's noch ein Recht; das könnt ihr nicht biegen und eure Advokaten nicht.



Sechster Auftritt

Andres erst noch draußen. Die Vorigen

Andres (draußen leise). Vater —

Pastor. Wer ruft?

Stein. Ist das nicht Andres Stimme?

Förster (fortfahrend). Hier steht es: Einerlei Recht soll sein. Und das Recht hat euch gerichtet. Wer einen Menschen erschlägt, der —

Andres. Vater!

Förster (zitternd nach der Thür starrend, tonlos, mechanisch). Der — der — soll — sterben —

Andres tritt ein

Stein (Andres entgegen). Gott sei Dank! Andres, du lebst!

Förster (rafft sich zusammen). Es ist nicht wahr. Er ist tot. Er muß tot sein.

Andres. Vater!

Förster (die Hand abwehrend gegen ihn ausgestreckt). Wer bist du?

Andres (immer ängstlicher). Kennst du deinen Andres nicht mehr?

Förster. Mein Andres ist tot. Siegest du erschlagen im heimlichen Grund — dann sollst du mein Andres sein, dann ist alles gut, dann wollen wir jubeln, dann wollen wir singen: Herr Gott, dich loben wir!

Pastor. Er ist wahnsinnig.

Stein. Andres, mein Robert —

Andres. Sie haben mein Tuch, das der Lindenschmied mir gestohlen hat, eh er den Buchjäger erschoss?

Stein. Der Lindenschmied hat den Buchjäger erschossen? Und mein Robert —

Andres. Robert verfolgte ihn. Er zwang Robert, auf ihn zu schießen.

Förster. Der? Der hatte deine Flinte?

Andres. Mit meinem Tuch gestohlen.

Förster. Und der Robert hat ihn —?

Andres. Der Lindenschmied war nicht tödlich getroffen; da ließ ich ihn in der Mühle verbinden und in die Gerichte schaffen —

Förster (immer mehr zusammenbrechend). Ich hab unrecht!
(Sinkt in einen Stuhl)

Andres. Drum komm ich jetzt erst heim.

Förster (steht auf, geht mit dem Gewehr zu Stein). **Stein,** thu mir mein Recht.

Stein. Was soll das?

Förster. Aug um Aug, Zahn um Zahn —

Stein (den Pastor ansehend). Was ist das wieder?

Förster. Der Weiler hielt den Lindenschmied mit der Flinte für meinen Andres. Dein Robert hat den

Lindenschmied getroffen, und ich — hab deinen Robert dafür erschossen.

Pastor. Allmächtiger Gott!

Andres (zugleich). Den Robert!

Förster (fast zugleich). Schieß zu.

Stein (hat die Flinte an sich gerissen). Mörder du! (Der Pastor fällt ihm in den Arm)

Andres (schnelles Zusammenspiel). Den Robert, Vater?
Der Robert lebt.

Zugleich	{	Stein. Er lebt?
		Pastor. Er lebt?
		Förster. Er — lebt?
		Andres. Er lebt, so gewiß ich lebe!

Förster. Es war nur ein Traum? Ich wär kein Mörder? Ich wär ein unbescholtener Mann?

Pastor. Das sind Sie, Ulrich. Verscheuchen Sie den unglücklichen Wahn.

Stein. Mann, wozu hättest du mich verleitet! (Legt die Büchse weg)

Förster. Du hast ihn gesehen? Wann hast du ihn gesehen, Andres? Jetzt, Andres? Jetzt erst, Andres?

Andres. Nur jetzt, wie ich heimging, begegnet ich zwei Männern aus der Mühle mit einer Tragbahre. Der Robert hatte sie soeben aus den Betten gerufen; sie gingen nach dem heimlichen Grund; Robert war ihnen schon voraus.

Förster. Nach dem heimlichen Grund?

Pastor. Mit einer Bahre?

Stein. Was lauert da noch?

Förster (ist nach Mariens Kammerthür gelaufen; zieht jetzt die Hand vom Drücker wieder zurück). Gott sei Dank! (Horchend) Ich hör sie atmen. O sie hat einen ruhigen Schlaf. Eine Welt von Sorgen, und sie atmet sie einem weg von der Brust. Hören Sie, Herr Pastor, hören Sie?

Stein. Der Unglückliche! Sein Wahnsinn kehrt wieder.

Pastor (nach einer ängstlichen Pause, in der der Förster an seinem Gesichte hing). Ich höre nichts. Das ist Ihr eigener schwerer Atem, den Sie hören.

Förster (beginnt wieder zusammenzubrechen). Mein eigener schwerer Atem, den ich höre — (Er rafft sich zusammen, öffnet) Meine Augen lügen. Wo sie nicht ist, da seh ich sie, und wo sie ist, da seh ich sie nicht. Herr Pastor um Gottes willen sagen Sie: Dort liegt Marie. (Er hat den Pastor krampfhaft beim Arm gepackt)

Pastor. Ich sehe sie nicht. Das Bett da ist unberührt, die Fenster offen — die Frau Försterin —

Förster (stürzt in die Kammer). Weib! Weib! Unglückliches Weib!



Siebenter Auftritt

Försterin geistesstarr; kann kaum gehn und sprechen, vom Förster mit Gewalt hereingerissen. **Vorige**

Förster. Wo hast du mein Kind?

Andres. Mutter, was ist dir? (Er unterstützt sie auf der einen, der Pastor auf der andern Seite)

Försterin. Andres! Doch Einer!

Förster (schüttelt sie). Mein Kind! Mein Kind! Wo hast du mein Kind?

Försterin (mit Abscheu, aber schwach). Laß mich, du —

Förster. Meine Marie!

Försterin. Nach dem heimlichen Grunde — du —

Förster. Rabe, du lügst!

Försterin. Zum Robert —

Förster. Ja, sie ist mir begegnet — im Nebel — wie ich kam —

Försterin. Das war der Wilhelm —

Förster. Die Marie wars, Weib, die Marie!

Pastor. Sie kann nicht mehr antworten. Sie ist ohnmächtig.

Stein. Macht sie von dem Rasenden los!

Förster. Du willst sagen, ich hätte mein Kind —

Andres. Mutter! Mutter! (Er und der Pastor um sie beschäftigt, am Tische rechts)

Stein (der unterdes den Förster von ihr abzuhalten sucht). Laß sie los, Wahnsinniger!

Förster. Wahnsinnig? Gott gebe, daß ichs bin! (Es pocht; entsezt tritt er einen Schritt zurück und streckt abwehrend die Hand gegen die Thür) Dummes Zeug! Was wollt ihr denn? Ihr alle da? Das ist ja die Marie. Sie steht draußen und traut sich nicht herein, weil sie in der Nacht hinausgelaufen ist. Sie hat das Herz nicht; ich bin streng — o ich bin streng. Dummes Mädel! (Er reißt sich selber auf) Komme, was da will! (Er stürzt nach der Thür; eh er sie erreicht, pocht es nochmals; er tritt wieder entsezt und ohnmächtig zurück) Das hixige Fieber grassiert — weiter ist's nichts. Das sind die Vorboten; Zähneklappern und Frösteln am Rückgrat herab. Holunderthee — 's ist um eine Nacht Schweiß oder zwei. — Was hat das Pochen mit dem Fieber? Warum macht niemand auf? Ruf doch eins herein. Warum seid ihr alle so bleich und bringt die Zähne nicht von einander? Hat eins ein Märchen erzählt, und ihr graut euch? Meine Marie war ein lebendiges Märchen — sie ist — sie ist, will ich sagen. Daß die Marie tot wär, das thut sie mir nicht zuleid. Sie weiß, daß ich nicht leben kann ohne meine Marie. Hört ihr sie kichern draußen? Nun wird sie hereinhüpfen und mir die Augen zuhalten, wie fies macht, und ich darf ihr den Spaß nicht verderben. O es ist (er will lachen und schluchzt) — ein (wie außer sich) — Einmal muß es doch — Herein! (Er wollte nach der Thür, sinkt aber mit zugehaltenen Augen in einen Stuhl links)



Achter Auftritt

Robert, Wilhelm, dann zwei Männer mit einer bedeckten Bahre, die sie hinstellen und gehn. Die **Vorigen**

Stein. Robert! (Ihm entgegen) Siehst du, Ulrich?
Er lebt!

Robert (ihm in die Arme fallend, bleich und außer sich). Vater!
Vater!

Stein. Was ist dir?

Robert. Daß der Mörder mich getroffen hätte!
Vater Ulrich, sei ein Mann!

Förster (zusammengerafft mit letzter Anstrengung). Nur zu.
Ich will sehn, ob ich einer bin.

Robert (nimmt die Decke weg)

Stein. Großer Gott!

Försterin (die von Andres und dem Pastor unterstützt an der Bahre in die Knie gesunken ist). Marie!

Andres. Ach Gott! sie ist's, die Marie.

Stein (Zusammenspiel aller). Wie ist's geschehn? Erkläre,
Robert!

Pastor. Mir ist's entsetzlich klar.

Robert (mühsam seine Fassung erhaltend). Sie betete:
„Gott, laß mich nur meines Vaters sein.“ Ich will
ihr sagen: Marie, du läßt mich? Da springt sie auf
mich zu, als wenn sie mich decken wollte mit dem eignen
Leib, winkt und ruft nach dem Walde zu. Ich sehe
niemand; ich verstehe sie nicht; ich will fragen: Was
ist dir, Marie? da fällt ein Schuß, sie bricht mir in
den Armen zusammen, ich stürze über sie, eine Kugel
hat ihr Herz getroffen.

Försterin. Das war ihr Traum.

Stein (hält Robert in seinen Armen, fast zugleich). Sie starb
für dich.

Förster. Sie sah mich auf ihn zielen und tief
absichtlich in meinen Schuß. Ich wollte richten und —

hab mich selbst gerichtet. Verbrechen und Strafe mit eins. Ich betete: Gott sei seiner armen Seele gnädig; ich betete für mich, und die Eulen haben Amen gekrächzt und meinten mich!

Robert (tritt entsetzt zurück). Allmächtiger — er hats selbst —!

Stein. Du hast's nicht mit Bewußtsein gethan. Ein schrecklicher Wahnsinn trieb dich wider deinen Willen.

Pastor. Nicht so starr, Mann. Gott legt nicht den äußern Maßstab an die That. Unschuld und Verbrechen stehn an den Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen und den Verbrecher trennt oft nur Ein schnellerer Puls.

Förster. Gebt mir Worte des Lebens für euer Hirngespinnst, kein Wenn und kein Aber. Sagt mir was, daß ich's glauben muß. Eure Reden zwingen nicht. Was tröstet ihr meinen Kopf? Tröstet mein Herz, wenn ihr könnt. Könnt ihr mein Kind lebendig machen mit euerm Trost, daß mir's in die Arme fliegt? Dann tröstet zu. Jedes Wort, das mein Kind nicht lebendig macht, schlägt's noch einmal tot.

Stein. Flieh nach Amerika; ich will dir Pässe besorgen; all mein Geld ist dein. Dein Weib und deine Kinder sind die meinen!

Förster. Hörst du, Andres, was der Mann da sagt? Er will euch Geld geben. Dafür kauft euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und singt von dem alten Mordkerl, der sein Kind erschöß. Um nichts, um gar nichts, auf der Welt um nichts. Ihr braucht kein Bild. Nehmt die alte Frau da mit; so malt euch kein Maler die Geschichte, wie sie auf ihrem Gesicht geschrieben steht. Streicht mir das Kind heraus. Beschreibt sie schöner als sie war — wenn ihr das könnt, wie ihr euch den schönsten Engel denkt, und dann sagt: Sie war doch noch tausendmal schöner.

Und den alten Mordkerl stellt mir hin, daß über das Kind ein Wasserfall kommt von Thränen, und auf den Alten jeder Gassenjunge die Fäuste ballt. Das war ein Herz, wies der alte Mordkerl hatte, der erschöpf, das die Geschichte hörte und euch nicht mit klappernden Zähnen den letzten Pfennig gab, und hätt's zehn verhungerte Kinder zu Haus, und nicht zu Gott betete für das Kind und dem alten Mordkerl fluchte, der erschöpf. Sagt nicht: Der Mann war redlich sein Leben lang und hat sich gehütet vor dem Bösen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an seiner Ehre, sonst glauben sie euch nicht. Sagt, er sah aus wie ein Wolf, sagt nicht, sein Bart war weiß, wie er that, sonst giebt euch niemand was. Das glaubt euch niemand, daß einer so alt sein kann und doch so ein Bösewicht. Und unten hin macht noch ein Bild, wo der alte Mordkerl sich erschießt und als Gespenst umgeht bei Nacht. Und wo er that, da sitzt er wimmernd die Mitternächte hindurch mit seinen glühenden Augen und seinem weißen Bart; und da fühlt kein Lüftchen, und da fällt kein Tau und kein Regen; da wachsen giftige Blumen, das ist verflucht, wie er selbst. Und das Tier, das sich hin verirrt, brüllt vor Angst, und den Menschen rüttelt's wie ein Fieber. Und einem Engel geht ein Streifen aus dem Mund: Da sitzt er, den Gott gezeichnet hat. Abel war ein Mann, und Cain nur sein Bruder, aber das war ein Kind, und der erschlug, war sein Vater. Für den Cain noch eine Seligkeit, aber für den alten Kindesmörder keine — keine — keine! — O einen , Trost! Einen Trost! Einen Strohalm nur von einem / Trost. Ich wollt meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte. Gott will ich fragen, ob's noch einen Trost giebt für mich. (Er nimmt die Bibel und liest, erst an allen Gliedern zitternd, mit stoßendem Atem) „Wer irgend einen Menschen —“

Pastor. Nicht weiter, Ulrich. Lassen Sie mich Ihnen Worte des Lebens zeigen, Worte der Menschlichkeit. „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe —“

Förster (der die Bibel festhält und sich losmacht, fast zugleich). Laßt mich, ihr Unmenschen, mit eurer Menschlichkeit. (Er liest weiter, mit jedem Wort wird sein Wesen ruhiger und gewisser, der Ton seiner Stimme kräftiger) „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben.“ (Legt die Bibel hin)

Stein. In diesen Worten findet er Beruhigung.

Pastor. Gönnt jedem den Trost, der ihn tröstet.

Förster (nimmt die Bibel wieder auf; der Ausdruck seines Wesens steigert sich bis zur Freudigkeit). Das ist Gewißheit, das ist Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. — Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben; das heißt: dann ist's gebüßt, dann ist's ausgelöscht, und er ist wieder rein. (Er setzt seinen Hut auf und knöpft sich ein) Ich geh in die Gerichte. (Will gehn)

Stein. Und du meinst, sie werden dich töten?

Förster (bleibt stehn und wendet sich)

Pastor. Man hat Schuldigere begnadigt als Sie.

Förster. Zum Zuchthaus — was? wie den Rentner? der — Ja, sie richten nicht recht, nicht, wies dasteht, in ihren Gerichten; weiß ich's doch — aber — gut — gut — (nimmt die Flinte)

Stein. Was willst du!

Förster. Nichts. Die Flinte da muß ich mithaben, womit's geschehen ist. O sie nehmens genau damit. — Lebt wohl, Andres, Wilhelm — Haltet die Mutter gut. (Giebt allen die Hände) Stein — Herr Pastor — Robert — Sophie — Sie ist ohnmächtig; Gott wird sie mir bald nachschicken. — Begrabt mir mein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautfranz legt auf ihren Sarg — o ich bin ein altes Weib — Wenn wir uns wiedersehn, bin ich kein Mörder mehr. (Grüßt noch einmal mit der Hand)

Stein. Du willst —

Förster (wendet sich an der Thür). Mein Recht — und dann (zeigt in die Höhe) zu meinem Kind. (Ab)

Kurze Pause, in der die übrigen mit Verwundrung und Rührung ihm nachsehen

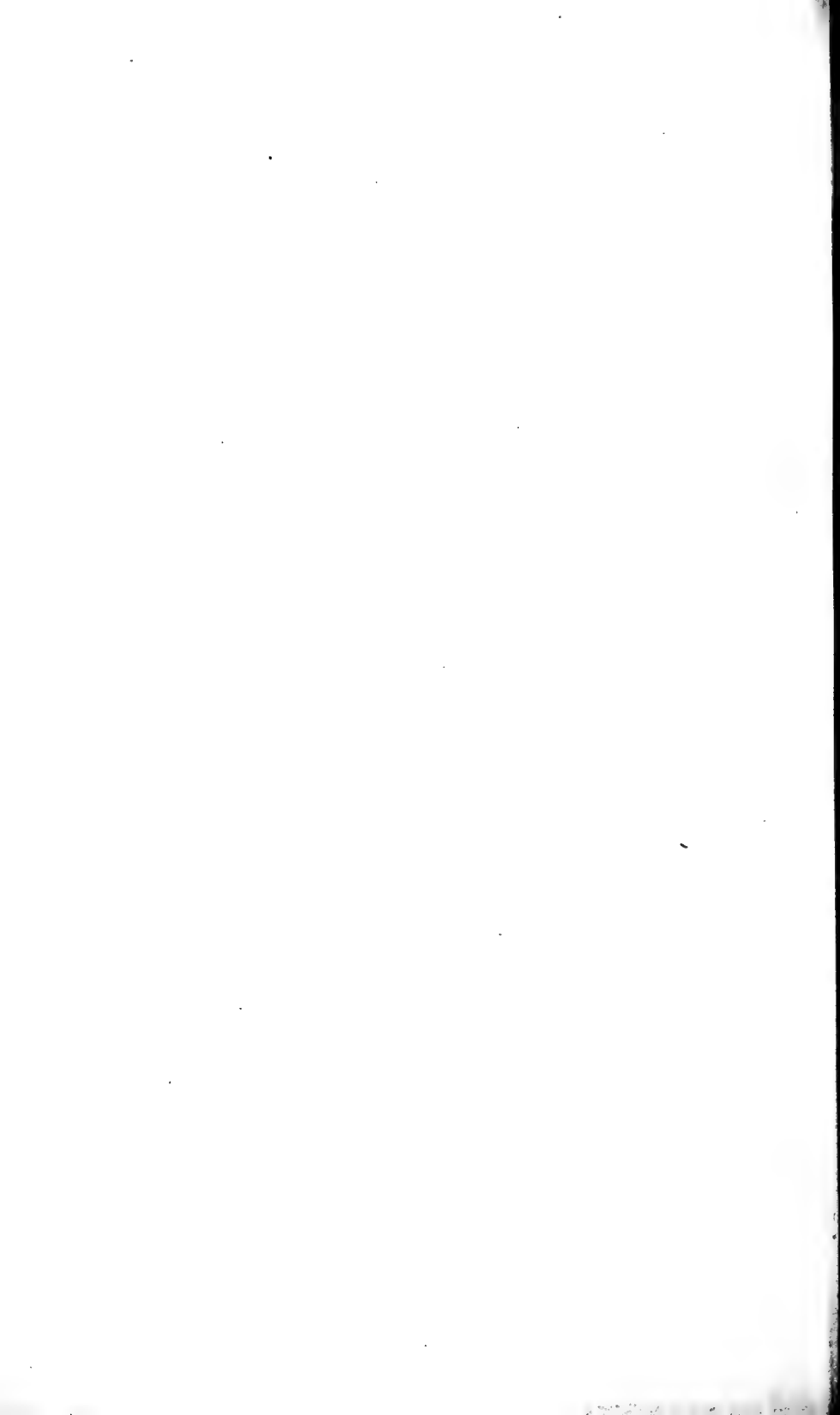
Stein (von Ahnung ergriffen). Wenn der andre Lauf noch geladen ist — schnell, eilt ihm nach — (Vor der Thür fällt ein Schuß) Zu spät! — Ich ahnt es.

Gast zugleich { **Andres, Wilhelm** (hinauseilend). Vater!
Robert (in der offenen Thür vor Schreck und Schmerz festgehalten über das, was er sieht). Er hat sein Recht!
Stein (auch an der Thür). Zum zweitenmal sein Richter!
Pastor (hinzutretend). Ihm geschehe, wie er geglaubt!

Vorhang fällt

Ende des fünften Aufzugs



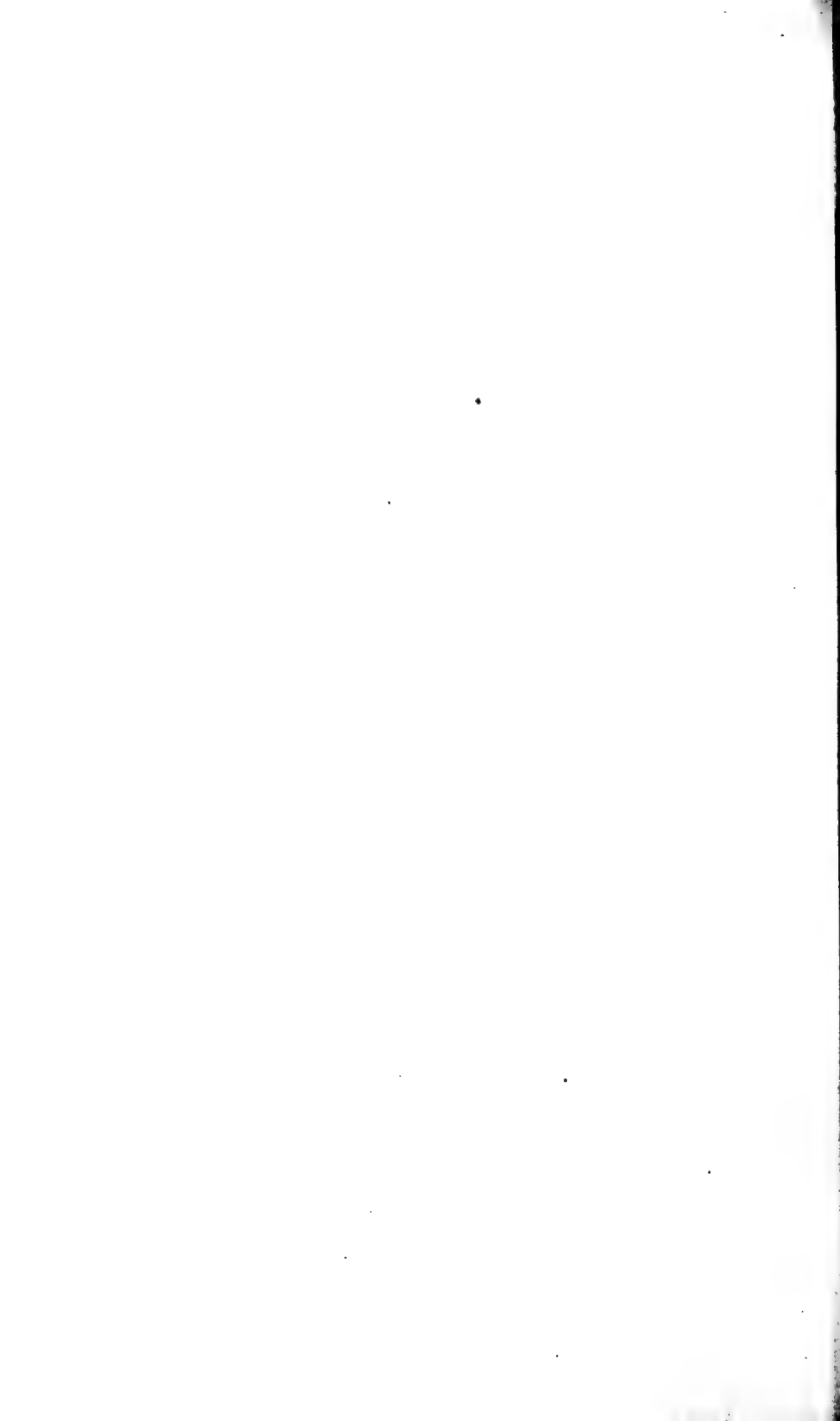


Das Fräulein von Scuderi

Schauspiel in fünf Aufzügen

Nach E. C. R. Hoffmanns Erzählung





Einleitung

Das Schauspiel „Das Fräulein von Scuderi“ schrieb Otto Ludwig in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Garssebach und Meissen, spätestens am Schlusse des Jahres 1848 wurde es beendet, und der Dichter machte den Versuch, eine Aufführung am Dresdner Hoftheater zu erwirken. Er sandte am 6. Januar 1849 die Handschrift seines Werkes an Gutzkow, der damals Dramaturg dieser Bühne war. Obschon Gutzkow die Dichtung nicht ungünstig aufnahm und sich erbötig zeigte, sie mit Bemerkungen und Vorschlägen zu versehen, die Ludwig eine theatralisch wirksame Bearbeitung ermöglichen sollten, so regte sich bei dem Dichter noch rascher als sonst die Kritik, die ihn bis zur Ungerechtigkeit gleichgiltig gegen seine abgeschlossenen Arbeiten machte. Da er das „Fräulein von Scuderi“ zu einer Zeit beendete und an Gutzkow einschickte, wo er mit den Entwürfen der Tragödien „Die Pfarrrose“ und „Der Erbsörster“ einen völlig andern Lebensboden betreten hatte und sich der Grundstimmung, aus der er zum Entwurf und zur Gestaltung des dämonisch romantischen Schauspiels gelangt war, weit entrückt fühlte, so fiel es ihm noch leichter als sonst, seine Schöpfung zu begraben. Die eigentliche Geburtsstunde des „Fräuleins von Scuderi“ lag um manches Jahr zurück, in einer Periode seiner Entwicklung, in der Ludwig den Romantikern und den Nachromantikern

der geheimnißvollen Probleme eben viel näher stand, als um die Zeit, wo das Schauspiel vollendet wurde.

Den Stoff entnahm der Dichter einer gleichnamigen Novelle von E. T. A. Hoffmann, die zuerst im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1820“ und kurz darauf im dritten Bande der Novellensammlung „Die Serapionsbrüder“ erschienen war. Ihrer Erfindung und Durchführung nach zu den bedeutendsten und abgerundetesten Erzählungen Hoffmanns gehörig, verleugnet sie die Eigenart dieses phantastischen Schriftstellers, die Vorliebe für Nacht und Grauen, gespenstige und kriminalistische Motive, für krankhafte, unter unüberwindlichen dämonischen Antrieben stehende Naturen nicht und theilte auch dem Dramatiker, der sich der Novelle als Stoff bemächtigte, mehr von dieser Eigenart mit, als Ludwig in späterer Zeit lieb war. Die Welt und Kunstanschauung, zu der er sich seit der Vollendung seines „Erbförsters“ durchgerungen hatte, ließ ihn die Mängel seines Schauspiels mit größter Schärfe verurtheilen, von jeder Veröffentlichung durch Druck oder Aufführung absehen; ein dunkles Gefühl, daß das „Fräulein von Scuderi“ gleichwohl ein gewaltiges und eigentümliches Zeugnis seines dramatischen Talents, seiner Dichterkraft überhaupt bliebe, verhinderte ihn jedoch, die Handschrift zu vernichten.

Als der poetische Nachlaß des Dichters zwischen den Jahren 1865 und 1869 von einer kleinen Zahl seiner Freunde durchgesehen und für eine erste Gesamtausgabe geprüft wurde, trat die Bedeutung des Stückes allen Beteiligten so überzeugend entgegen, daß die Veröffentlichung dieser Schöpfung ohne weitere Erwägungen beschlossen wurde. Was Dr. Hermann Lüdtke im Nachwort zur Jankeschen Ausgabe aussprach, läßt sich auch heute nur beistimmend wiederholen: „Das „Fräulein von Scuderi“ gehört noch in die

romantische Periode Ludwigs; es ist eine dramatische Bearbeitung der gleichnamigen Erzählung Hoffmanns, dessen seltsame Phantasien auf Ludwig eine besonders starke Anziehungskraft ausübten. Das Bizarre in der Erfindung jener Geschichte erscheint in dem Drama noch gesteigert, das Unheimliche der dort geschilderten fieberhaft-phantastischen Leidenschaft tritt hier in den grellsten und schärfsten Zügen hervor. Die ganze Komposition trägt die Merkmale einer noch unreifen dichterischen Kraft, deren Energie und Tiefe sich aber an einzelnen Stellen in ergreifenden machtvollen Klängen vernehmen läßt. In der Art der Charakter Schilderung sind bereits Vorzüge bemerkbar, die der romantischen Schule völlig fremd geblieben sind, gewisse Feinheiten, in denen sich schon der künftige Meister der psychologischen Darstellung ankündigt.“

Weil diese Vorzüge und jene Energie und Tiefe jedem Leser des Dramas, mit dem Ludwig von den romantischen Idealen seiner Jugend gleichsam Abschied nahm, in die Augen springen, weil besonders die unheimlich-mächtige Gestalt des Goldschmieds Cardillac für bedeutende Charakterdarsteller eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt, ist es neuerdings mehrfach versucht worden, das „Fräulein von Scuderi“ für die Bühne zu bearbeiten. In Wien und Berlin wurde eine Bearbeitung von Ernst von Wildenbruch, am Hoftheater zu München eine andre von Wilhelm Buchholz aufgeführt, und noch dürfte die Reihe dieser Versuche, das Stück für die theatralische Darstellung zu ändern und zu gewinnen, nicht abgeschlossen sein. So bewußt sich Ludwig der Mängel und Längen seines Schauspiels war und blieb, so wird doch nur eine Bearbeitung, die sich am engsten an seine Gestaltung, seine wo nicht erreichte, doch durchscheinende poetische Absicht anschließt, gegründete Aussicht auf Erfolg und tiefere Wirkung haben.

Das „Fräulein von Scuderi“ in seiner Originalgestalt wurde seither nur einmal, und zwar im ersten Bande der Jankeschen Ausgabe von „Otto Ludwigs gesammelten Werken,“ gedruckt. Der Wiederabdruck in unsrer Ausgabe stimmt mit diesem überein, ist aber sorgfältig mit Otto Ludwigs Handschrift des Dramas verglichen und an einigen Stellen verbessert worden.



Personen

Louis XIV, König von Frankreich

Graf Mioffens

Herons, ein berühmter Arzt in Paris, der Scuderi
Hausfreund

Degrats, Polizeilieutenant von Paris

Pontems, Louis Kammerdiener

René Cardillac, ein Goldschmied in Paris

Olivier Bruffon, sein Geselle

Meister Martin, ein Maler

Meister Lejean, ein verarmter Goldschmied

Baptiste, der Scuderi Kammerdiener

Jérôme, Bedienter des Grafen Mioffens

Fräulein von Scuderi

La Martiniere, ihre Kammerfrau

Madelon, Cardillacs Tochter, Bruffons Braut

Eaton, Haushälterin Meister Claude Patrus, des
Mietsmanns in Cardillacs Hause

Gendarmen

Das Stück spielt in Paris, anfangs des achtzehnten
Jahrhunderts





Erster Aufzug

Bei der Scuderi

Einfaches Zimmer. Ein Bücherschrank, Schreibtisch mit Papieren, nicht ängstlich geordnet. Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

Erster Auftritt

Graf Miossens. Serons im Gespräch

Serons

Ja, mein Herr Graf von Miossens, es ging, Seit ihrs verläßt, in Frankreich wunderbarlich.

Miossens

Ich glaube das Unglaubliche nur euch.

Serons

Rein Band mehr heilig. Von des Argwohns Eishauch
Des trauten Herdes letzte Glut gelöscht.
Der Vater traut den eignen Kindern nicht;
Der Mann ist nicht von seines Weibes Kost;
Der Bruder sieht im Bruder seinen Mörder.
Und wohl ihm, muß ich sagen, wenn ers that.
Denn ohne Mitleid wütete der Giftmord
Wie eine Seuche durch das ganze Land.

Miossens

Das Übel war verzweifelt, und verzweifelt auch,
Ja noch verzweifelter, mein ich, die Kur.

Ein Tribunal, so unbeschränkt an Macht
Als diese chambre ardente, ist unerhört.
Und dieser unerbittliche la Regnie
An seiner Spitze. Spanien hat nun
Nichts mehr voraus vor Frankreich. Der Gerichtshof
Wiegt Spaniens heiliges Gericht noch auf.

Serons

Wahr ist's; die fernste Möglichkeit genügt,
Das kleinste Wort, das man willkürlich auslegt,
Und frech dringt er ins Innerste der Häuser
Und reißt den Vater aus der Seinen Arm.
Da schützt kein Rang, kein Ruf, kein wohl erworben
Verdienst. Der Henker der Tortur arbeitet
Für den Kollegen auf dem Blutgerüst;
Denn eher giebt der Tod ein Opfer wieder,
Als dieser la Regnie. Aus seinen Kertern
Führt nur Ein Weg: der Weg aufs Blutgerüst.
Und Gnade dem, der laut ein Urteil wagt
Über dies Treiben! Gegen euch, Herr Graf,
Sonst gegen niemand thu ich's.

Miossens

Meister Serons,

Daß euer Vertrauen ich zu schätzen weiß,
Beweist, daß ich es argwohnlos erwidre.
Denn hier beschützt mich die Geburt so wenig,
Als euch der Ruf von eurer Meisterschaft
Als Arzt. Den Pair des Reichs, den Grafen trennt
Kein Vorrecht mehr von dem gemeinen Pöbel.
Die Kammer ist's nicht mehr der Pairs, die ihre
Mitglieder richtet. Vor ein königlich
Tribunal wie den Bürger und den Bauer
Schleppt man den Herzog, Grafen und Baron.
Dem König konnte nichts gelegner kommen
Als dies Verbrechen, das dem neuen Griff
In unser Recht erwünschten Vornam lieb.

Ein Stückchen Staatskunst, das dem schlauern Schüler
Des schlaunen Lehrers Ehre macht. Das ist
Ein Kunststück noch aus Mazarinis Schule.
Damit bricht er des Adels Ansehn vollends
Und sichert sich zugleich des Pöbels Gunst
Und spielt uns dieses Werkzeug aus den Händen,
Und wie erst wir es gegen ihn gebraucht,
Wird ers zu brauchen wissen gegen uns.
Der Ananas lebt von gemeinem Dünger —
Und dieser große Ludwig ward so groß,
Weil er es nicht verschmäht, so klein zu sein,
Dem Kote schön zu thun an seinen Sohlen.
Alt, uralt ist die Wahlverwandtschaft zwischen
Der Hefe und dem Schaum.

Herons

Und wirklich war es nur des Volkes Gunst,
Was dies Tribunal möglich machen konnte,
Das sich herausnimmt, was der König selbst
Nicht wagt, und seine Eifersucht her austroht,
Die keine Macht im Staate sonst mag dulden,
Als die wie Strahlen von der Einen Sonne
Ausgehn allein vom Königsdiadem.
Doch schon beginnt die leichtgeschürzte Gunst
Des Volkes den alten Günstling zu verlassen.

Miossens

Ein Lied scheint jetzt der Günstling von Paris.
Schon vor dem Thor empfing es mich; bald ließ
Neben mir her, bald kam es mir entgegen.
Ein alter Schuster brummt' es bei der Arbeit;
Die jungen Herrn — ihr wißt — die eben nichts sind
Als jung, begrüßten sich damit, als wärs
Ihr Bundesgruß; den Kunden gab's der Krämer
Unter den Buden als Zulage drein.

Gerons

Das Volk spielt gern mit solchem Wort. Es läuft,
Ist einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von seinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt seine Armut mit Entlehntem auf.
Ich kenne manchen, der nicht hundert Worte
Im Vorrat hat und dennoch sich was weiß;
Und neunundneunzig sind geborgt davon.
Die meisten Menschen leben von der Phrase
Und sind drum selber nur lebendige Phrasen.
Ein eignes Sein wird immer feltener.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis sich
Die Farb vergriffen, oder bis ein andrer
Und bunterer des Vorgen Gönner erbt.

„Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit soll tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein.“

Das Verschen, das ihr meint: ist's dieses nicht?

Miossens

„Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein —“
Ganz recht. Das ist's.

Gerons

Wißt ihr, wer diese Münze
Hat ausgeprägt? Die liebenswürdigste Dame,
Die wir erwarten hier in ihrem Zimmer.

Miossens

Das Fräulein Scuderi? Bei meiner Seele!
In diesem Wort weht was von ihrem Atem.
Und kommt's von ihr, dann hat dies kleine Lied

Eine Geschichte, die mich intressiert.
Von ganzem Herzen acht ich diese Dame.

Gerons

Und wenn sie nicht verdient, verdient es keine.

Miossens

Bewundernswürdig ist, ja unbegreiflich,
Wie dieses Fräulein aus des Alters Schiffbruch
Der Jugend Reize sich gerettet hat.
Von siebzig Jahren zeigen sich kaum dreißig.
Der süße Duft der Mädchenhaftigkeit
Liegt über die Erfahrung hier gebreitet,
Die nur ein langes Leben geben kann.
Und so vereinigt sie, was beide Zeiten,
Den Winter und den Sommer, reizend macht.
Wenn man nur sie sieht, meint man, weißes Haar
Gehöre zur vollkommenen Frauenschöne;
Sie ist die Anmut selbst in weißen Haaren.

Gerons

Der Seele Jugend ist der warme Boden,
Der dieses Fräuleins ewige Blüte treibt.
Inmitten dieser sittenlosen Stadt
Steht sie in wunderbarer Reinheit da;
Selbst die Verleumdung hat es nie gewagt,
Ihr Schwarz in dieses reine Weiß zu malen.
Arm ist sie, und doch ist sie reich im Geben,
Weil Weisheit ihre Güte unterstützt.
Kann sie nur wenig geben, giebt sie so,
Daß dieses Wenig Viel den Armen wird.
Denn sie giebt nicht nur, um zu geben, wieß
Die Reichen thun; nein, sie giebt, um zu helfen.
Bis sie nach Hause kommt von ihrer Andacht
Zu Notre-Dame, verkürzt euch vielleicht
Die Zeit, zu hören, wie jenes Lied entstand.

Mioffens

Erzählt mir, Meister Serons; seid so freundlich.

Serons

Troß Regnieß Strenge, troß der Schlaueit Degrais,
Des Polizeilieutenants, treibt eine Bande
Von Mördern in den Straßen von Paris
Allnächtlich ungescheut ihr gräßlich Handwerk.
Es hat damit ganz eigene Bewandtnis.
Denn nur den Adel trifft der Meucheldolch,
Nur auf Geschmeide scheint es abgesehn.
Wo ist der Edelmann jetzt in Paris,
Der nicht sein Liebchen hätte, das er nachts
Geheim besucht? Und wer geht diesen Weg,
Der nicht zuweilen ein Geschenk, sei es
Ein edler Schmuck, ein Ring, ein reiches Armband,
Auf seinem Herzen trüg für seine Herrin?
Ein böser Geist scheint jener Bande dienstbar,
Der ihrs verrät, so oft ein Kavalier
Mit solchem Schmuck zur Liebsten nächtllich wandert.
Denn früh am Morgen findet man ihn tot,
Und sonst ist nichts ihm als der Schmuck geraubt.
Der schlaue Degrais tobt, daß seine List
Vor einer größern weichen muß. Vergeblich,
Daß die Marechaussee, ein kleines Heer
An Zahl, die Straßen von Paris allnächtlich
Bei jedem Stundenschlag durchzieht; vergeblich,
Was irgend List ersinnen mag, Verkleidung,
Verstecke — nichts, nichts spürt die Thäter auf,
Und ihre Spur erneuert jeden Neumond
Ein und derselbe Dolch — scheint es doch fast
Ein und derselbe Arm; so gleicht sich stets
Des Stoßes Richtung und der Wunde Form.

Mioffens

Und keinem noch gelang's —?

Gerons

Wenn er allein ging,

War er verloren.

Mioffens

Das geschieht noch jezt?

Gerons

Vor wenig Nächten noch. —

Mioffens (für sich)

Dies Wagnis könnte

Mich reizen. Nunmehr ist der Schmuck wohl fertig,

Mit dem der Narr, der Goldschmied Cardillac

Mich fast ein ganzes Jahr hat hingehalten.

Die Nacht noch, wenn es möglich ist. Ich will

Den Arm doch sehn, der schwerer wiegt als meiner.

Ein Harnisch unterm Kleid —; ich will doch gleich

Zum Goldschmied schicken. — Bester Meister Gerons,

Mir fällt ein wichtiges Geschäft da ein.

Beendigt nur, ich bitt euch, die Erzählung.

Vielleicht kommt unterdes das Fräulein. Sonst

Ersuch ich euch, mich zu entschuldigen

Bei unsrer Freundin, komm ich später wieder.

Gerons (verneigt sich)

Die Herrn vom Hofe wandten sich vor kurzem

Deshalb in einer Schrift, von Dichterhand

Geschrieben, an den König. Ein Gericht —

Das war des Schreibens Inhalt — zu bestellen

Mit größrer Vollmacht und Befugnis noch,

Als die von des la Regnie Tribunal.

Das Schreiben mußte Ludwigs Eitelkeit

So wohl zu treffen, daß er schon bereit schien,

Ihm zu willfahren. Fast schon unterlag sein

Bedenken, als sein Auge wie aus Zufall

Auf unsre Freundin fiel — es war in den

Gemächern der Marquise Maintenon,
 Und unter andern Herrn und Damen auch
 Das Fräulein gegenwärtig, das der König
 Vorzüglich schätzt und achtet. Bei ihr bleibt
 Er stehn und fragt — er fordert sie zuweilen
 Zum Scherz heraus — sie lächelnd, ob nicht sie auch
 Den Rittern um der edeln Minne willen
 Geholfen sehen möchte. Da erhob
 Das Fräulein sich. Ein Rot, wies morgenröter
 Die siebzehnjährge Wang nicht kleiden kann,
 Umwob die edeln Züge; zwischen Scham
 Und edelm Zürnen sprach sie aus dem Stegreif:

„Liebe sei der Helmschmuck fein,
 Den nur Tapferkeit darf tragen.
 Wer vor Dieben kann verzagen,
 Ist nicht wert, geliebt zu sein.“

Der König, überrascht von dieser Verse
 Erhabnem Sinn, verneigte sich voll Achtung
 Und ließ sofort die vier gereimten Zeilen
 Als Antwort setzen unter das Gesuch.
 Von diesem aber war nicht mehr die Rede.

Mioffens

Nun, Meister, nehmt den Dank für eure Güte.
 Ein wichtiges Geschäft ruft mich. Empfiehlt mich
 Dem würdigen Fräulein und lebt wohl für heut. (Ab)



Zweiter Auftritt

La Martinière. Berons

Martinière (in der Thür)

Sie sind allein?

Serons

Ich bins. Soeben ging
Der Graf Mioffens.

Sie kommt herein

Seid ihr krank? Was ist euch,
Frau Martinière? Ist dem Fräulein was?
Ihr seid so ängstlich —

Martinière

Meister Serons, wie
Hab ich den Augenblick erwartet, euch
Allein zu sprechen.

Serons

Nun, so spricht! Wir find's.

Martinière

Denkt euch, die vorge Nacht — das Fräulein war
Bei Hof — und ich allein in diesem Zimmer,
Baptiste war in die Nachbarschaft gegangen,
Ich weiß nicht anders, als die Hausthür hat
Baptiste verschlossen — denkt, wie ich erschrecke,
Als ich die Vorhausthüren gehen höre
So hastig, daß ich weiß, Baptiste ist's nicht,
Und eh ich mich besinne nur, warum ich
Doch so erschrecke — Meister Serons! wird
Die Thür hier aufgerissen, und ich bin —
Denkt euch — allein mit einem Manne hier
Mit wildem Blick, von wildem Haar umflattert,
Todblaß — zwei glühnde Augen — „Schweigt“ —
so spricht er
Mit drohnder Stimme, drohnderen Gebärden —
„Schweigt, wenn ihr euer Leben liebt!“ Ich mußte
Wohl schweigen. An der Kehle packte mich
Der Schrecken fest mit unsichtbarer Hand.
„Wo ist das Fräulein Scuderi?“ — Was ich
Auch stammeln mag, er glaubt mir nicht. Bald droht er,

Bald ruft er, wie im tiefsten Jammer weinend:
 Die einzige Hoffnung sei in seinem Glend,
 Dem Fräulein Scuderi sein Herz zu öffnen, —
 Spricht von der Qual, die seit acht langen Tagen
 An seinem Leben zehre. Endlich hab ich
 Die Stimme wieder, rufe nach Baptiste.
 Die Gasse her lärmt die Marechaussee.
 Das giebt mir meinen ganzen Mut zurück.
 Auf seinem Antlitz war es, als erblasste
 Die Blässe selbst; ein Schrei rang stöhnend sich
 Aus seiner Brust, der mir das Herz durchschnitt.
 Ein Kästchen holt' er unterm Mantel vor
 Und stellt's hier auf den Tisch, und händeringend
 Stürzt' er davon. Baptiste fand offne Thüren,
 Wie er zurück kam. Dann, als heute mittag
 Ich mit dem Fräulein nach dem Hofe fuhr,
 Da reißt's den Schlag euch auf, daß wir erschrecken.
 Ein bleich Gesicht, von Haaren wild umflogen,
 Sieht euch herein — es war derselbe, ganz
 Gewiß derselbe, der den Schmuck gebracht.
 Wir schreien auf vor Schreck. Er gleitet stöhnend
 Vom Tritt herab — ich weiß nicht, wo er blieb.
 Hat's nicht geschellt? Ja — Gott sei Dank! Da kommt
 Mein Fräulein. Ach, ihr wißt nicht, werter Meister,
 Wie mich seit gestern abend alles ängstet.
 Sie sollte nicht allein gehn, doch sie thut's.
 Befehlt einstweilen euch das Kästchen und
 Was drinnen ist. Dies Kästchen ist's, das gestern
 Der schauerliche Zuspruch hat gebracht.
 Entschuldigt mich; ich komme gleich zurück.



Dritter Auftritt

Gerons (allein; betrachtend)

Ein Etui für einen Schmuck, wenn ich
Nicht irre. Und ich irre nicht. (Nimmt heraus)

Das ist

Ein Schmuck für eine Königin. So wertvoll
Der Stoff — die Kunst hier überwiegt ihn noch.
Nie sah ich solchen Wert, nie solche Arbeit.



Vierter Auftritt

Fräulein Bruderi. Marinière. Gerons

Fräulein (gibt Gerons die Hand)

Ihr seid mir nicht willkommen, alter Freund,
Als sonst; das ist nicht möglich. Doch bedürftiger
Des Freundesrates fanden Sie mich nie.
Sie wissen alles? Haben auch die Zeilen
Gelesen?

Gerons (hat ihr die Hand geküßt)

Zeilen? — welche?

Fräulein

Hier, worin

Der unheilvolle Schmuck gewickelt ist.

Gerons

Hier ist etwas geschrieben.

Fräulein

Lesen Sie,

Und ist es möglich, trösten Sie mich dann.

Ich habe siebzig Jahre leben müssen,
Um soviel Hohn und Schimpf noch zu erleben!

Gerons (liest)

„Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen;
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein!“

„Euer scharfsinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise vergeudet werden sollen, vor großer Verfolgung errettet. Als Zeichen unsrer Dankbarkeit nehmt diesen Schmuck, das Kostbarste, was wir seit langer Zeit aufreiben konnten. Wir bitten, daß ihr uns eure Freundschaft und euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget. Die Unsichtbaren.“

Fräulein

Und was sagt ihr dazu?

Gerons

Ich weiß nicht, was
Ich denken soll. Der wunderliche Baum
Der Zeit wirft euch die allerwunderlichste
Von seinen Früchten in den Weg. — Wollt ihr
Den Schmuck behalten?

Fräulein

Ich? Doch nimmermehr! —
Wär er nicht gar so wertvoll, könnt ich glauben,
Die Sache rühre von den Rittern her
Als Rache für den unbedachten Scherz.
Ich möchte mit des Himmels Gabe hadern,
Die harmlos mich so tief herabgewürdigt,
Daß eine Rotte Bösewichter mich
Für ihren Advokaten halten darf.

Gerons

Deshalb, mein Fräulein, zürnt der Gabe nicht,
Die — harmlos, wie ihr selber sagt — so oft
Den Freundeskreis euch hat entzückt. Was wär
So herrlich, daß gemeine Bosheit nicht,
Wenns ihr nur dient, sich drauf berufen sollte?

Martinière

Sie find nie billig gegen sich.

Fräulein

Was würden

Sie thun an meiner Stelle?

Martinière

Weg erst mit

Dem Schmuck hier. Wessen Blut mag daran kleben!
Geben Sie ihn der nächsten besten Kirche.

Fräulein

Das darf ich nicht.

Gerons

Sie dürfens nicht?

Martinière

Warum?

Fräulein

Ich darf nicht fremdes Eigenthum verschenken.

Martinière

Wie wollen Sie den rechtlichen Besitzer
Ermitteln? Magß die Kirche dann!

Fräulein

Ich sehß

Ihm an den Augen an. Mein alter Freund
Hat etwas ausgefunden.

Martinière

Denn Sie können
Die Sache doch zum Stadtgespräch nicht machen.
Wenn Degrais was davon erfährt. Das wäre
Genug, euch in la Regnies Hand zu liefern.

Fräulein

Laß unsern Freund —

Serons

Was ich davon verstehe,
Giebts einen Goldschmied nur, der das kann machen,
Nicht in Paris allein, nein, in ganz Frankreich,
In ganz Europa. René Cardillac
Ist dieses Schmucks Verfertiger. Laßt ihn
Her zu euch kommen; laßt den Schmuck ihn sehn.
Er muß es wissen, wem er ihn gemacht,
Und diesem gebt sein Cignes dann zurück.

Fräulein

Nun siehst du, Martinière, Serons denkt
Wie ich. Und war Baptiste schon bei dem Goldschmied?

Martinière

Er fand ihn nicht daheim. Zu Saint-Sulpice
Fand er den Meister. Der will kommen, wie
Er seine Andacht nur beendigt hat.
Ihr könnt ihn jeden Augenblick erwarten.

Serons

Erschreckt mir nicht, mein Fräulein, wenn er kommt.
Er ist ein seltsamer Gesell. So wie
Es Menschen giebt, die unter Engelslarven
Den Teufel bergen, so giebt's Menschen auch,
Die Teufel scheinen und doch Engel sind.
Zu diesen stellt den Cardillac. Nie barg
Eine rauhe Nuß euch einen süßern Kern.

Ein langes, frommes, tadelnfreies Leben
 Voll Biederkeit und jeder Bürgertugend
 Steht für die wunderliche Larve ein.
 Er ist ein Künstler, der so ganz versunken
 In seine goldnen Träume ist, daß ihm
 Die Wirklichkeit zum bloßen Traum geworden,
 Der Traum zur Wirklichkeit. Nachwandlern gleich
 Geht er durchs äußre Leben und erschreckt
 Die Wachenden.



Fünfter Auftritt

Baptiste. Die Vorigen. Dann Cardillac

Baptiste

Der Meister Cardillac!

Er hat nicht lange Zeit. Noch in zwei Kirchen
 Muß er den Abend, sagt er.

Fräulein

Laß ihn kommen.

Baptiste (abgehend)

Ihr könnt eintreten, Meister Cardillac.

Cardillac tritt unbeholfen ein

Fräulein

Seid ihr der Meister Cardillac?

Cardillac verneigt sich

Jerons

So wenig

Kann dieser Meister sich verleugnen, als
 Seine Arbeit. Beide rät man gleich.

Cardillac

Ihr seid

Sehr gütig, Herr.

Fräulein

Ich ließ euch, Meister, bitten,
Zu mir zu kommen. Eine Frage hab ich
An euch.

Cardillac

Habt tausend, und antworten will ich.

Fräulein

Seht diesen Schmuck und leset diese Zeilen.
Ein Unbekannter brachte gestern nachts,
Als ich abwesend war, dies beides und
Entfloh.

Cardillac (liest und bestiebt)

Um! Ja! Das glaub ich.

Fräulein

Ihr seht nun,

Daß ich das nicht behalten kann, woran
Das Blut des Eigners klebt.

Cardillac

Klebt Blut daran?

Zeigt doch! Um! Ich für meinen Teil, ich seh
Hier nichts von Blut. Das macht verdamnte Flecken.
Das müßt ich sehn.

Gerons

Das Fräulein meint's nicht wörtlich.
Man sagt ja wohl: An diesem oder jenem
Klebt Blut, wenn drum ein Mord begangen ist.

Cardillac

Um, ja! das sagt man freilich. Und die Frage?
So ist's das nicht?

Herrons

Zwei Fragen find's. Die erste
Ist: ob ihr diesen Schmuck gemacht?

Cardillac (wird eifrig)

Ob ich?

Das ist die Frage? Und nun frag ich euch?
Wenn ihr's erlaubt, ob hier noch Frage sein kann?
Warum habt ihr nicht euer Aug gefragt?
Muß man mich fragen, ob ich das gemacht,
Was keiner sonst kann machen, als nur ich?
Die Arbeit, Herr, von mir, die euch nicht selbst sagt,
Wer sie gemacht hat, seht, die nehm ich so
Und schlag sie euch zu Brei. Herr, habt ihr Augen?
Und fragt mich, was ihr selber sehen könnt?
Warum fragt ihr mich nicht, ob das hier gelb,
Das rot und das — ei, geht mir doch zum Fenster!

Herrons

Ei, Meister, seid ihr kurz —

Cardillac

Herr, seid ihr lang

Mit euern Fragen. Nunmehr könnt ich auch
Die zweite wissen.

Herrons

Gut. So sagt dem Fräulein,
Für wen ihr diesen Schmuck verfertigt habt.

Cardillac

Ihr fragt schon wieder unnütz, Herr. Für wen
Denn sonst als für das Fräulein?

Herrons

Habt ihr mich

Zum besten?

Cardillac

Wem? wenn dem nicht, der ihn hat?

Hérons

Wenn ihr es so nehmt, freilich; wenn sie ihn
Einmal besitzen sollte, war er auch
Für sie gemacht. Doch seht ihr, daß das Fräulein
Ihn nicht besitzen will. Deshalb ja eben
Seid ihr gefragt. Man will von euch nun wissen,
Wem dieser Schmuck hier rechtlich angehört,
Wem ihr ihn auf Bestellung habt gemacht?

Cardillac

Den macht ich, Herr, auf eigene Bestellung,
Das heißt — wenn ihr es hören wollt —: ich suchte
Ein's Tags das Schönste von Demanten aus,
Was ich besaß. Ich bin so arm nicht, Herr,
Daß ich nicht kaufen könnte, was ich mache:
Den Schmuck hier macht ich mir zum heiligen Christ,
Und als er fertig war, da sagt ich mir:
Du bist ein großer Sünder, Cardillac,
Du willst den Schmuck zur Buße deiner Sünden
Den Heiligen opfern, wenn du dich erst satt
Gesehen hast. Und legt ihn in die Truhe.
Da war er eines Morgens fort — weiß Gott,
Wie es geschehn — der einzige Schmuck allein
War fort; sonst fehlte nichts. Was ist das anders
Als Himmelschickung? sag ich nun. Mir war
So fromm zu Mut, da ich den Schmuck gehämmert,
Und wie ich nun das edle Fräulein seh,
So wird es hell mir vor den innern Augen:
Da weiß ich endlich, daß ich sonst für niemand
Den Schmuck gemacht als für das edle Fräulein.

Hérons

Si seht; ihr glänzt in allen Farben, Meister,
Trotz euerm Schmuck hier. Daß ihr fromm seid, wußt ich;
Daß ihr galant sein könnt trotz einem Hofherrn,
Damit habt ihr mich überrascht.

Fräulein (verwundert lächelnd)

Hab ich

Euch recht verstanden?

Cardillac

Wenn ihr gütigst mich
Verstehen wollt, bitt ich euch nicht vergebens:
Helft meinem frommen Traume zur Erfüllung,
Behaltet gütigst, was nur euch gehört.

Fräulein

Nein, Meister, seid ihr denn —? Was fällt euch ein?
Wär ich, was ich gewesen bin, noch jung
Und, was ich nie war, schön; dann, ja; wer weiß,
Was dann geschäh. Denn wär ich jung und schön,
Wär ich auch eitel. Aber, aber, Meister —
Auch abgesehn davon, daß ich nicht weiß,
Wie ich nun eben zu der Gabe komme;
Was soll dem welken Arm der frische Schmuck,
Der nur erinnern wird an das, was fehlt?
Und was dem Halse der Matrone, die
Sich pudt, indem sie ihn versteckt? Ich weiß,
Es ziert ein Schmuck die Schönheit nur allein,
Die schön genug ist, auch den Schmuck zu zieren.
Soll er in ewiger Ruh begraben liegen?
Nein; eine Sünde wärs an ihm und euch.

Cardillac

(hat, während das Fräulein sprach, den Schmuck in die Hand genommen
und mit Überwindung wieder hingesezt; jezt faßt er ihn krampfhaft
mit zitternder Hand; sein Wesen ist im Kampf; was er spricht, mehr
Selbstgespräch)

Ihr wollt ihn nicht. Durchaus nicht. Wollt ihn nicht.

(Er schiebt ihn mit Gewalt wieder von sich)

Geb ichs der Kirche, hat die Armut nichts.
Doch in des Fräuleins Hand da wuchert es,
Bringt Segenszinsen hundert, tausendfach,

Und was ich vorhab, dazu brauch ich Segen.
 Und sicher bin ich vor dem bösen Geist.
 Sie ist ein Kind des Lichts. Aufkommen kann
 Er nicht vor ihr. — Nein, nein. Mein edles Fräulein,
 Ihr müßt —

(Er faßt ihn, um ihn dem Fräulein hinzureichen; wie er ihn in der
 Hand hat, reu'ts ihn, und er zieht ihn zurück)

Ihr wollt ihn nicht. Bricht mir der Schweiß
 Da aus. Ich bitt euch, habt Barmherzigkeit
 Mit einem Sünder, nehmt ihn hin —

(Er nimmt den schon hingeschobnen wieder zurück; schwer aufatmend)

Ihr wollt
 Ihn nicht — durchaus nicht — wollt ihn nicht? Ah, ah
 Er bleibt mir an den Händen kleben, und
 Doch brennt er mich.

(Er bricht in Schluchzen aus)

Nehmt ihn doch nur. Nehmt ihn.
 O, all ihr Heiligen! — Ich — hm — ja — ich —
 Muß schnell nach Haus; da fiel mir etwas ein.

(Bleibt stehn und hebt die Hand nach dem Schmutz; bezwingt sich)
 Ob — ja — nein. Ich muß fort, muß fort. Ja, ich
 Muß fort. Hm, ja; da wartet einer — seht —

(Bezwingt sich noch einmal)

Fräulein

So nehmt doch —

Cardillac (kragt sich an den Ohren)

Ist das eilig! Ist das eilig!

(Als wenn ihn jemand gerufen)

Ich komme schon!

(In polternder Eile, wie gejagt, ab)



Sechster Auftritt

Vorige ohne Cardillac

Fräulein (nach einer Pause verdußt, wie alle)
Kränkt ihn die Weigerung so?

Herons

(der die unbehagliche Stimmung durch einen Scherz verschleichen will)

Mein Fräulein, nehmt mir euer Herz in acht!
Um euer Herz will euch der Meister bringen.
Das ist der Fisch, nach dem der Schmucl hier angelt.

Martinière

Ja; er ist rasend, wenn er nicht verliebt ist.

Fräulein (lachend)

Das wär mir doch noch eine Goldschmiedsbraut:
Gesezt von Jahren und von echtem Adel.
Wenn er — wir scherzen, und doch ist es uns
Kein rechter Herzensernst mit diesem Scherz.
Ich will es nur gestehn, was ich empfinde.
Mich kränkt es, daß ich einem Ehrenmann
So unrecht thun muß, und kanns doch nicht ändern.
Sein Hiersein preßte mir, ein Alp, die Brust,
Und kaum barg unter Scherzen ich die Angst.
Mehr wars als Widerwillen — Grauen wars,
War Schauder, was der Mann mir hat erregt.

Herons zum Gehen fertig

Martinière

Verliebt ist er. Das laß ich mir nicht nehmen!

Vorhang fällt

Ende des ersten Aufzugs



Zweiter Aufzug

Cardillacs Werkstatt

Erster Auftritt

Olivier sitzt arbeitend. **Madelon**, von ihm nicht bemerkt, naht sich ihm; zuweilen hält er inne und seufzt auf; wie er das wieder thut, neigt sie sich zu ihm; aufsehend sieht er ihr Gesicht an dem seinen

Madelon

Schon wieder?

Olivier (schridt auf)

Madelon?

Madelon

Wie klingt das kläglich!

Das heißt nicht: Madelon ist all mein Glück.

Böser Olivier, bist du so falsch?

Du sagtest: Madelon, du bist mein Ich;

Und weiß dein Ich allein nicht, was dich kränkt?

Olivier

Mein Glück ist dein; den Schmerz laß mich behalten.

Madelon

Gieb lieber mir den Schmerz. Den Schmerz vertraut Man nur dem Freund; das Glück teilt man mit jedem; Vertraust du mir den Schmerz, bin ich dein Freund. Bin ich dein Freund nicht? Ach, so täuscht ich mich! Dir wollt ich alles sein; und nun giebst du

Die bessere Hälfte mir zurück. Du denkst,
Ich bin ein kindisch Mädchen, gut nur, wenn du
Erheiterung brauchst. Ernst muß der Freund dir sein.
Ich bin nicht kindisch nur; ich kann auch ernst sein.
Wie quält ich mich! Er überschätzt mich, dacht ich,
Hält mich für besser, klüger, als ich bin.
Nun seh ich, wie ich irrte, und du zwingst mich,
Mich selbst zu loben. Alles dir zu sein,
Hofft ich — und bin dir nichts.

Olivier

Du bist mir — zu viel!

Madelon

Doch hast du recht. Ich bin ein albern Kind.
Gewiß! Sonst könnt ich raten, was dir fehlt.
Ich kanns nicht, kann nur weinen, kann nur bitten,
Wenn dich was ängstet, das dich treffen soll,
Laß michs mittreffen!

Olivier (thut sich Gewalt an)

Eine Grille ist's.

Du würdest lachen, wenn du's wüßtest. Komm
Und laß uns scherzen.

Madelon

Sag mir, ist's mein Vater?

Olivier (kann eine Antwortung nicht bergen)

Dein Vater?

Madelon

Claudes Caton sagt' es mir.
Er hat dich hart behandelt meinetwegen,
Armer Olivier! Für dich nicht hätte er
Mich aufgezo-gen — doch was ist dir?

Olivier (aus Gedanken aufschreckend)

Wo-

Von sprach ich doch?

Madelon

Von meinem Vater.

Olivier

Was

Hab ich —

Madelon

Wie er dich aus dem Haus gestoßen,
Weil er erfuhr, daß du mich liebtest. Ich
Hatt es ihm selbst gesagt. Olivier,
Nicht wahr? Ein Kind darf seinem Vater nichts
Verschweigen? Wollt ich auch, ich könnt es nicht.
Und er ist gut, wenn er auch manchmal zürnt.
Das einmal schien all mein Flehn umsonst,
Doch in der Nacht —

Olivier (wieder aus Gedanken aufschreckend)

Was weißt du von der Nacht?

Madelon

Du närrischer Olivier; wie du fragst!
Hatt er sichs anders überlegt. Da fiel
Ihm bei, wie du so fleißig doch und wie
Geschickt du bist. Früh kam er vor mein Bett
Und sagte: Wohin denkst du, daß so früh
Ich gehe? Auf den Markt wohl? — Albern Kind!
So früh? Ich gehe zu Olivier Bruffon,
Und will er, seid ihr Bräutigam und Braut. —
Da litt michs freilich auch im Bett nicht mehr.
Du schrickst? Ich hörs am Tritt. 'S ist Claudes Caton;
Sie darf uns nicht beisammen sehn, sonst zieht
Sie uns mit ihren Scherzen auf.



Zweiter Auftritt

Caton. Vorige

Caton (noch in der Thür)

Weil ich

Doch juist vorbeigeh. Guten Tag herein!
 Wo Liebesleute sind, brauchts nicht den Wunsch.
 Ich muß mich sehen, wenn ihr mirs vergönnt.
 Vor Schrecken zittern mir die Knie. Stets mächtger
 Wird der Gottseibeius. Ei, ei, ei, ei!
 'S geht nirgends toller zu, als auf der Welt.

Madelon

Ihr habt doch stets was Neues.

Caton

Ja; das Neue,

Gott sei's geklagt. Seit vierzig Jahren hab ich
 So vieles Neue nicht erlebt, als nun
 In einem Monat. hm; das Neue, das —
 Ist neu; das Alte aber ist das Gute.
 Und doch ist jetzt nichts neuer als das Gute.
 Doch das ist's nicht, was ich zu sagen kam.
 Ja, braver Meister Cardillac, jetzt müssen
 Die Frommen sich zusammenthun. Denn soll
 Die Welt Ein Jahr noch halten, kostet's Knieen
 Und Beten, Fasten, Beichten, Händeringen. —
 Der fromme Meister — in der Kirch ist er
 Gewiß. Wo sollt er anders sein? Ganz recht,
 'S ist seine Zeit. O ja, in dieser Zeit
 Ist's endlich Zeit, auf nichts mehr Zeit zu wenden,
 Als daß beizeit. — du lieber Gott! bin ich
 Da in die Zeit gekommen — was doch — ja,
 Mich wundert gar nichts mehr; i Gott bewahre!
 Die Welt geht jetzt so rasch, daß man sich nicht

Vermundern darf, will man zurück nicht bleiben.
 Der Meister Cardillac — kenn ich ihn vier
 Und zwanzig Jahr? Wie so? Und war sein Ja
 Nicht mehr, als wenn ein andrer schwur, sein Nein,
 Nicht wie ein eisern Thor, dadurch kein Aber,
 Kein Außer und kein Doch den Weg mehr fand?
 Und doch! Heut schilt er laut, das Angeficht
 Zornflammig: Fort mir dir! Aus meinem Haus!
 Für dich hängt diese Frucht zu hoch. Mein Kind
 Solch einem Burschen? Und denselben Burschen,
 Den er heut ausgewiesen, führt er selber
 Mit seiner selben Hand durch selbe Thür
 In selbes Haus und in die selbe Stube,
 Zur selben Tochter, die er erst ihm hat
 Versagt. Da möchte man doch selber nicht
 Den selben Augen und den selben Ohren —
 Ich sage weiter nichts; auch wollt ich damit
 Gar eigentlich nichts sagen. Sonst einmal,
 Wenn einem eine Taub ins Maul geflogen,
 Will sagen: wenn ein Mensch ein Glück gemacht,
 So war er fröhlich auch von Angeficht
 Und lobte Gott und die ihm wohlgethan —
 Ihr meint, das geht auf euch? Nun, wen es traf,
 Der wirds wohl spüren. Aber solch ein Bräutlein —
 Euch mein ich nicht, Herr Bruffon. Ja, des Königs
 Erhabene Person, wär er nichts mehr
 Als eines Bürgers Kind, dürfte sechs Kerzen
 Von weißem Wachse seinem Heilgen stiften.
 Was meint ihr? René Cardillacs, des bravsten
 Und angefehnsten Bürgers in Paris
 Erwählter Schwiegersohn — und ein Gesicht,
 Als wär — ich nenne niemand, nein; ich nicht!
 Doch kommen einem allerlei Gedanken.
 Ein gut Gewissen macht nicht bleich — ich meine
 Den Mann im Mond —, und wenn ein großer Haß
 So plötzlich sich in Lieb verwandelt, wer

Muß denn auch gleich an Liebestränke denken!
Ein frommer Mensch denkt heutzutage gar nicht.
Nun bin ich fertig für diesmal.

(Schritte außen; indem sie öffnet)

Der Meister?

Ja. Und der arme Lejean ist mit ihm.



Dritter Auftritt

Cardillac rasch herein; hinter ihm Lejean. Die Vorigen

Cardillac

Ihr wollt? — Was wollt ihr? Kommt ihr mir schon
wieder?

Hab ich nicht erst —? Wer saugt am Bürger nicht
Sich voll? Der Hof, die Kirche; muß auch solch —
Ihr kommt zu mir, als müßt es sein. Zu wem
Geh ich denn nun?

Lejean

Wärt ihr ein braver Armer,
So sagt ich: Geht zu René Cardillac!
Wenn Gott nicht hilft, so hilft der Cardillac.

Caton

Bei Gott! Er ist ein Sieb. Von oben schüttet
Der Herrgott; unten ließt das Armut auf.

Cardillac (als sollte es niemand sehen, daß er giebt)

So; gebt die Hand — so, Tölpel. Muß es denn
Jed Mutterkind mit ansehen?

(barsch)

Ich euch geben

Und immer geben! Fragt doch, ob ich solch
Ein Schwamm bin, den man nur zu drücken braucht.

O, Meister —
 Lejean

Cardillac
 Haltets Maul! — Sie nennen mich
 Freigebig hier? Ich bins nicht. Ich bin geizig.
 Und sagt ihrs jemand — Überlaufen wird
 Man ohnedem von Freund und Feind. Schon gut.
 Noch eins! Wenn ihr wo sagen hört: Der Mann,
 Der Cardillac ist doch ein geiziger Schuft;
 Da zuckt die Achseln, sagt: Das weiß der liebe
 Gerechte Gott, und ich — ich hab's erfahren!
 Sagt ihr mir irgendwo, daß ich euch gab —
 (wieder barsch)

Nun geht und laßt mich ungeschoren!

Lejean
 Tausend
 Und aber tausend —

Cardillac
 Wollt ihr gehen? frag ich.

Lejean
 Laßt einen alten Mann —

Cardillac
 Schert euch zu dem
 Und jenem —

Lejean
 So nimm du den Dank, o Gott,
 Den dieser gute Mann —

Cardillac
 Zum Fenster! Bringt
 In dieser gotteslästerlichen Zeit
 Die Menschen noch zum Fluchen!

(wieder, als sollt es niemand sonst hören)

Seid mir sparsam,

Und jeden Freitag könnt ihr —

(wieder barſch)

Wart, ich will

Euch Beine machen!

(er kommt mit einem Hammer auf ihn zu)

Tejean entflieht



Vierter Auftritt

Vorige ohne Tejean

Caton

Wunderbar! O über

Den Mann, der aller Heiligen wunderbarlichster

Und aller Wunderlichen heiligster!

Ihr seid mir ein Johannes in der Wüste.

Wie jener seinen Leib in haren Kleid,

Versteckt ihr eure Milde hinter Zorn.

Cardillac

Gieb mir mein Hauskleid, Madelon — Daheim

Ist doch daheim.

Caton

Doch, Meister Cardillac,

Wo wir auch sind, sind wir bei Gott zur Miete.

Cardillac

Und mit der Zunge tragen wir sie ab.

Caton

Weshalb ich eigentlich gekommen bin —

Laut red ich nicht davon. Ihr wißt, daß man

Fast jeden Morgen hier in Gottes liebem

Paris Erschlagene gefunden hat.

Cardillac

Und wenn ichs weiß?

Eaton

So wißt ihr nichts; ich meine,
Nicht, wer's gethan.

Cardillac

Und das ist jaßt soviel,
Denk ich, als einer weiß. 'S weiß keiner mehr.

Eaton

Ganz recht. Und einer weiß es doch. Wißt ihr,
Der eine, der das alles angestellt.

Cardillac (wiltb.)

Der eine? Dumm Geschwäk! Was wißt ihr da
Von einem? Hol euch der und jener! Hat
Man euch ein Märchen aufgehetet? Ja?
Mit euerm einen? Dichtet ihm doch gleich —
Seid einmal drüber — einen Namen an.
Bringt noch unschuldge Bürger ins Gerede
Mit euerm —

Eaton

Ei, geratet ihr in Zorn,
Verblaßt euch ganz.

Cardillac

Verblaßt? Ich bin nicht blaß.
Was sucht ihr mir da im Gesicht herum?
Was einer? Nein, ich sag euch: hundert find's,
Hundert zum wenigsten. Es langen hundert
Noch nicht. Und einer? Warum nicht ein Halber?
Das wär der Teufel!

Eaton

Freilich doch, nun freilich!
Der ist's ja eben, den ich meine.

Cardillac

Was?

Caton

Ja; der Gottseibeiums. Das weiß ich so
Genau, als wär ich selbst dabei gewesen.
Seht ihr, hätt ich die Hörner ihm befühlt
Mit meinen Händen, wüßt ichs nicht genauer.
Warum denn sonst der Lärmen der Patrouillen
Mit Räuspern und mit Stöcken durch die Straßen?
Als wollten sie den Dieb zu fürchten machen
Mit ihrer Furcht? Lärmt auch die Kage, wenn
Sie Mäuse fangen will? Wann wars doch? Wars
Vorgestern nicht, daß euch der schlaue Degrais,
Der Polizeilieutenant — er war ver mummt
Und schlich auf allen Vieren durch die Straßen
Im Schatten fort; und wie er in Gedanken
Der Mutter Gottes zwanzig Kerzen stiftet
So dick wie er, wenn sieß gelingen läßt —
Da singts und tanzt die Straße her, wie nur
Ein Cavalier, wenn er zur Liebsten schleicht.
Nun — ich verteidige solche Gänge nicht,
Ich nicht. Die Strafe war auch gleich dahinter:
Ein Faustschlag wie ein Donnerschlag. Da liegt
Der Cavalier. Der Polizeilieutnant
Schreit laut: Nun hab ich euch, ihr Mörderbande!
Stößt in sein Horn, oder vielmehr er wills,
Will schreien und will stoßen. Ach, du heilger
Sebastian! Was schreit er, und was stößt er?
Er schreit Miau. Vor Schrecken fährt er sich
Hinter die Ohren. Da war keine Haut mehr,
Ich meine, keine Menschenhaut. Er greift
Sich ins Gesicht — ach, nichts und nichts als Hammel-
Und Ragenfell. Der Teufel aber springt
Euch wie ein Hund, so groß als wie ein Kalb,
Mit Augen — hört, mit Augen! na — mit Augen,

Ich sage weiter nichts davon. Hättet
Ihr sie gesehn — na, ich vergesse sie
In hundert Jahren nicht.

Cardillac

Ha, ha, ha, ha!

Ihr waret selbst dabei?

Eaton

So was man selbst
Dabeisein nennt, so eigentlich nun nicht.
Das weiß doch aber alle Welt, was der
Gottseibeius für Augen hat. — Der springt
Auf Degrais los. Der will schnell auf die Beine,
Ich meine, auf die Menschenbeine. Das
Ist Häckerspinnen. Nun, so läuft er denn
Als Rake auf vier Beinen fort. Der Hund,
Groß wie ein Ochse, immer hinterher.
So geht es straßenauf und straßenab.
Die Rake macht Sprünge groß wie ihre Angst,
Doch der Gottseibeius mit seinem langen
Kamelhals immer hinterdrein, bis endlich
Degrais die Genovevenkirch erreicht, —
Da war er sicher. Der Gottseibeius
Sah durch die Ruppelfenster —

Cardillac

Ruppelfenster?

Das nenn ich doch in kurzer Zeit gewachsen.
Und Degrais, wuchs der mit?

Eaton

Nein; der ward kleiner.
Durchs Schlüßelloch entkam er in die Kirche.
Da schlug es ein, und Degrais saß, gestaltet

Wie sonst, in einem Beichtstuhl. Doch ihm wars,
Als wär er nur aus einem Traum erwacht.
Der Gottseibeius aber war entwichen.



Fünfter Auftritt

Martin. Vorige. Caton im Abgehn

Martin

Gott grüß euch. Seid ihr Meister Cardillac?

Cardillac

Zuweilen.

Martin

Wie?

Cardillac

Ich meine, Meister! — Cardillac
Heiß ich nun fünfzig Jahr. Ihr seht, ich hab
Zu thun.

Martin

Ihr überrascht mich nicht. Ich muß es
Gestehn: der Ruf von eurer Seltsamkeit,
Nicht mein Geschäft allein führt mich zu euch.

Cardillac

Den Leuten, die wie alle andern sind,
Deucht jeder seltsam, der ist, wie er selbst.
Ich bitt euch, geht! Wer Kurzweil kommt zu suchen,
Bringt Langeweile mit. Ich merk schon, euer
Geschäft ist, einen Narren mir zu zeigen.
Vergebt; ich bin gern grad heraus.

Martin (für sich)

Was ist

Das für ein Mensch! Welch stechend unster Auge!

Ist dieses trocken biedre Wesen Wahrheit,
Hat keine Seele je unpassender
Als dieses Mannes Seele hier gewohnt.

Cardillac

Ihr habt wohl selten ein Gesicht gesehn?
Ich kanns nicht leiden, dieses Spionieren.
Ihr seht, ihr stört mich. Wollt ihr was, so sagts
Und geht.

Martin

Hier bring ich, Meister Cardillac,
Fünf edle Steine, nichts Besonders eben —

Cardillac

Seid ihr ein Kenner? Nichts Besonders? Hm.
Euch soll doch gleich — Wenn ihr kein Auge habt,
So laßt's die edeln Steine nicht entgelten!

Hm, hm, ei, ei (indem er sie in der Hand zusammenstellt)

Das macht sich. Hm; ja. Seht

Die schönsten Mädchenaugen einem Fisch
An seinen Bauch. Was? Augen sind nicht Schuppen,
Und euer Goldschmied war ein Stümper. Hol ihn
Der Teufel. Schön ist alles. Nichts ist häßlich,
Wenns nur an seiner rechten Stelle steht.

Was ist das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine sind es nicht; das Gold ist's auch nicht.
Stellt sie ein wenig anders, als sie müssen,

Es ist dasselbe Gold, dieselben Steine,
Doch mit der Schönheit ist's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Wasser,
So ist das Schöne eines Schöneren Abglanz,
Das ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter thun, als euern Krug
So stellen, daß der Mond sich drinnen spiegelt,
Und steht er recht, scheint schlechtes Wasser Gold. —
Hm. — Nichts Besonders. Wartet nur. Ich kenn euch!

Der sadste Hans, der nicht sein leichtes Handwerk
Begreift, spricht man von Kunst, da rect er sich
Und reißt sich selber zur Verwundrung hin
Mit weisem Urtheil und mit Lob und Tadel.
Und hätt er nur nichts Besseres zu thun,
Er würd uns zeigen, wie mans machen muß.
Geht her und sagt mir, was es werden soll.
Ein Halsband? Armband? Diadem?

Martin

Ein Halsband.

Cardillac

Recht. Recht. Nun geht zum — daß ichs nicht vergesse,
Ihr heißt?

Martin

Ich heiße Martin.

Cardillac

Martin? Seid —

Ich will doch hoffen —

Martin

Wohne Faubourg Saint

Germain.

Cardillac

Seid ihr der große Maler, der
Die heiligen Könige in der Notre-Dame
Gemalt?

Martin

Was weiter?

Cardillac

Ei, zum Teufel, Herr!

Was weiter? Nichts. Denn weiter geht es nicht.
Seht, ich verstehe nichts von Proportionen
Und von Verkürzungen. Doch für die Farbe
Und für den Schmuck, da hab ich Sinn für Hundert.
Da an des Mohrenkönigs Säbel habt

Ihr Edelsteine angebracht — man sieht,
Ihr habt Verständniß von der Steine Wesen.
Ihr seid ein großer Maler.

(Er bringt ihm seine Steine mit heftiger Gebärde wieder auf)

Da — da, nehmt,
Laßt euer Halsband machen, wo ihr wollt.

(Er setzt sich wieder zur Arbeit)

Martin (erstaunt)

Plagt euch —? Nur eben wolltet ihr —

Cardillac

Ich wollte;

Nun will ich nicht.

Martin

So sagt mir wenigstens

Warum?

Cardillac

Wenn einer erst ins Fragen kommt.
Warum halt ich den Hammer mit der Rechten?
Könnt ich ihn nicht auch in der Linken halten?
Wenn ich ihn nun mit meinen Zähnen faßte?
Ihr fragt: warum ich euch nichts machen will?
Wenn ich nun frage: warum fragt ihr mich?



Sechster Auftritt

Jérôme. Die Vorigen

Cardillac (barisch)

Was giebt's?

Jérôme

Graf Miossens, mein gnädiger Herr,
Will sich nicht mehr gedulden mit dem Schmuck —

Cardillac

Ah, mit dem Schmuck. Kommt wieder, guter Freund,
In acht — in vierzehn Tagen. Heute ist
Der erste; fragt am letzten wieder nach.

Jérôme

Zehn Monde schon habt ihr mich so zum Narren.
Jetzt reißt dem Grafen die Geduld. Wenn nicht
Den fertigen Schmuck, so will er seine Steine;
Ich geh nicht eher, bis ihr mir sie gebt.

Cardillac

Hol euch der — da, ins Teufels Namen, nehmt!
(Er bringt den Schmuck zum Vorschein)

Jérôme

Nun endlich ist er fertig!

Cardillac

Fertig? Wißt

Ihr auch davon? Wärt ihr erst selber fertig!
Und kurz und gut: ich geb ihn euch noch nicht.
(Er will den Schmuck wieder wegnehmen)

Martin

Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt ihr
Nicht fertig?

Cardillac

Was? Ein Stuhl, ein Tisch, ein Sattel,
'Ne Pflugchar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Ist endlich. Ist es brauchbar, ist's geraten.
Das Schöne wird nie fertig; immer könnt es
Noch schöner sein. Und ihr, ein Künstler, sprecht
Von Fertigsein?

Martin

Das Schöne ist ein Maß.
Was drunter und was drüber, ist's nicht mehr.

Cardillac (lauernd)

Was, guter Freund? Ihr braucht es doch noch nicht?

Jérôme

Ich sag euch, morgen muß der Graf es haben.

Cardillac

Was morgen? Übermorgen. Ist's denn gar
So eilig?

Jérôme

Ein Geburtstag ist im Jahr
Nur einmal.

Cardillac

Ein Geburtstag; hm; 's hat freilich
Zweifachen Wert, kommt es zum rechten Tag.
Und die Frau Gräfin — ist wohl jung und schön —?

Jérôme (lachend)

Ja; sie ist schon zum zweitenmale jung.
Sie war schon einmal zwanzig; jetzt wird
Sies noch einmal dazu.

Cardillac

Spitzbube du!

Der Bursch ist witzig. Gut. Den Schmuck schlag ich
Zusammen noch einmal. So wie er ist,
Paßt er für zwanzig Jahre, nicht für vierzig.

Jérôme

So gebt ihn nur; denn — im Vertrauen — der gnädigen
Frau Gräfin wird der nicht zu teil. Der kommt
Gar nicht so weit von hier. Wißt ihr? — Da um
Die Ecke —

Cardillac

Um die Ecke —

Jérôme

Von der Straße

Nicaise; da gleich bei der langen Mauer —
Da wohnt —

Cardillac

Was kümmerts mich? Laßt mich zufrieden
Mit euerm Sündenleben.

Jérôme

Mein Herr Graf
Kommt nur soeben aus dem Krieg zurück.
Wer aus der Fremde kommt — so ist's Gebrauch —
Der muß — ihr wißt schon — schweigen —

Cardillac

Dacht ichs nicht?
Ja; dies Paris; das ist ein neues Sodom.
Da hilft kein Warnen mehr, kein Himmelszeichen.
Und schickt der Herrgott einmal eine Pest,
Muß der Strafengel noch zum Kuppler werden.

Jérôme (will fort)

Nun gebt ihn her —

Cardillac

Kommt morgen wieder, morgen.

Jérôme

Nun gut. Vor zehn Uhr aber, sag ich euch!
Punkt elfe pflegt mein Herr — ist's just nicht Vollmond —
Ihr wißt nun, welchen Weg zu gehn. Er wird
Mich schelten, daß ich heut den Schmuck nicht bringe. (Ab)



Siebenter Auftritt

Vorige ohne Jérôme

Cardillac (für sich)

Da um die Ecke — und Punkt elf —

Martin

Ich sehe,

Man hat mich nicht belogen. Zwingen muß
Man euch, will man zu dem Bestellten kommen.

Cardillac

Gebt ihr ein Bild, an das ihr euch gewöhnt,
So gern aus euern Händen, Meister Martin?
Ein Bild wird erst durch den Beschauer fertig.
So ist's mit Büchern auch. Ein Buch ist schlecht,
Wenn's nicht den rechten Leser findet, der
Im Lesen erst es fertig macht. Es liest
Kein Leser mehr heraus, als er hinein liest.
Dem andern ist dasselbe Buch ein anders.
Macht ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit,
Durch euer großes Auge angeschaut.
Der Kluge weiß euch Dank; indem er sie
Durch euer Auge schaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh, die euerm Anschauen eigen ist,
Die wohn in seinem Aug. Er fühlt sich größer
In eurer größeren Persönlichkeit;
Das nennt er Kunstgenuß und dankt es euch. —
Hol euch — da der Gedanke macht mich wild:
Mein Werk soll ich hingeben, mich, mich selbst,
So wies dem Herrn beliebt zu winken!
Hört ihr? das macht mich toll. Was meint ihr? Wie?

Martin

Was hilft's. Ein jeder Stand hat seine Rechte.
So wollt es Gott. Drum laß ich mir's gefallen.

Cardillac

Hat seine Rechte? Schwacht mir nicht so zahm.
Gott schuf das Recht; die Rechte schuf der Teufel.
Ich sag es euch nur, Meister: Frankreichs Adel
Ist faul. Dem schönen Frankreich fehlt ein Gärtner,
Der schneidet, schneidet, bis auf's Leben schneidet.

Davon ein andermal. Was, Meister Martin?
 Ihr macht den Stuhl und dürft nicht sitzen drauf.
 Ihr schafft, damit ein andrer schwelgen kann.
 Aus euern Mühen destilliert er Wein. —
 Und trunken von dem Wein sieht er sich um,
 Ob ihr ein schönes Weib nicht habt; ob er
 Nicht der Gesundheit euers Hauses kann
 Das Gift einimpfen, das sein Blut verpestet.
 Und was ihr schuft, was euerm tiefsten Wesen,
 Da es erregt in heißen Wogen schwoll,
 Entstieg wie jene Göttin aus dem Meere,
 Wovor ihr selber knien und schwachten möchtet
 Ein ganzes Leben lang, — um die verstumpften Sinne
 Empor zu stacheln, holt er sich die Kraft
 An euerm Bild, um euer Haus zu schänden.
 Ihr müßt euch selbst verkaufen. Denn das Bild
 Ist mehr ihr, als ihr selbst — denn ihr müßt leben.
 Ihr müßt ihn selber waffnen, euch zu schänden
 Mit euerm Heiligsten — denn ihr müßt leben.

Martin

Er kauft die Leinwand, doch das Bild bleibt mein;
 Er holt es in sein Haus, doch bleibt's bei mir.
 Dem, der es schaffen kann, gehört das Schöne,
 Der Reiche hat den Marmor — wir den Gott.

Cardillac

Zum Teufel, nein! sag ich. Denn, wenn er will,
 Kann er den Marmor, den er kauft, zerschlagen. —
 Mein ist nur, was ich straflos kann zerstören; —
 Und thut er das, hat euer Gott ein Ende.
 Aus eurer Göttin macht er seine Dirne
 Durch frech Betrachten. —

(Er hat den Schmuck in der Hand)

Diese Himmelsfunken,
 Die süßen, wonnigen Tropfen meines Herzbluts,

Die soll ein andrer — Herr, was sagtet ihr,
Wenn ihr so einen bei der Tochter fändet?
Solch einen Blutvergifter? — Seht, das kann
Mich wütend machen.

Martin

Seid ihr wunderlich!

Ihr liebt den König, weiß ich, und doch wollt
Ihr ihm nichts schaffen, habt, so hört ich einst,
Ihn auf den Knien gebeten, ihm nichts schaffen
Zu müssen —

Cardillac

Ich lieb ihn, schmied ich gleich ihm nichts.

(fromm)

Erhalt uns Gott den lieben Bürgerkönig,

(für sich)

Die große Ratte, die die kleinen frisst!

Martin

Und dann liebt ihr den Adel nicht, und dennoch
Arbeitet ihr nur für den Adel. Mich,
So scheint es, achtet ihr, und dennoch weist
Ihr selber mich zu einem andern Meister, —
Ich kann nicht denken, welchen Grund ihr habt.

Cardillac

Ich lieb den Adel nicht, und dennoch — muß
Man denn zu allen Dingen Gründe haben?
Genug, ich thut. Warum trägt einer Lust
Zu dem? warum der andre zu was anderm?
Warum steht ihr nicht, und ein andrer thut?
Kommt das auf euch an?

Martin

Seid ihr bei Vernunft?

Der böse Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unsre Schuld ist's, überwächst er uns.

Nur selten sah ich einen Arm wie euern;
Nicht Ruh, die Arbeit hat ihn so gestählt.
Durch Übung wächst das Gute und das Böse.

Cardillac

Was da? Was könnt ihr gegen eure Art?
Seid ihr ein Kind des Tags, liegt euer Wesen
Am Tag, und was ihr thut, ihr wißt, warum!
Und ihr könnt sagen: Morgen will ich das,
Und in zehn Jahren will ich noch dasselbe!
Das kann der Mensch nicht, den die Nacht regiert.
Er ist sich selbst ein Rätsel. Dunkler Drang
Regiert ihn, und er kann nicht, wie er will.

Martin

Pah! Das ist euer Scherz nur. Nennt euch doch
Paris den wackersten von seinen Bürgern;
Zum Wohlthun fleißig wie zu dem Gebet.

Cardillac

Drum denk ich: ist er sonst nur fromm und gut,
So gönnt dem alten Rauze seine Launen!

Martin

So muß ich meine Steine weiter tragen?

Cardillac

Wärt ihr von Adel, so behielt ich sie.
Ihr seid es nicht; so geht in Gottes Namen!

Martin

Und fragt mich einer, so verschweig ichs nicht:
Paris hat keinen seltnern Rauz als euch. (Er geht)



Achter Auftritt

Vorige außer Martin

Cardillac (in Gedanken hin und her)

Punkt elf — und um die Ecke — zwanzig Schritte
 Von hier — so mag's. Was summt mir stets im Ohr?
 Ich will's nicht wissen. — Hm, ihr seid nicht klug —
 Der böse Keim liegt freilich in uns allen,
 Doch unsre Schuld ist's — Was ist Schuld? Was ist's?
 Der Narr! Die Schuld trägt, der uns schuf. Ich hab
 Mich nicht geschaffen. Wär ich nicht, so wär
 Ich nicht so, wie ich bin. Und bin ich nicht,
 Wie er mich möchte — warum hat er mich —
 Wie kann mich einer ohne meinen Willen
 Ins Leben setzen und bestimmen noch
 Dazu: Du sollst dich plagen, besser werden,
 Als ich dich schuf. — Hm — also punkt elf Uhr —

(versinkt wieder ins Brüten)

Das, was ein Hüben hat, hat auch ein Drüben,
 Dasselbe Ding ist licht und dunkel, je
 Nachdem es steht, die Seite bald, bald die.
 Gut war nicht ohne Bö's; wers Gute schuf,
 Der schuf das Bö'se mit. Und schuf's ein Gott,
 So ist das Bö'se göttlich wie das Gute.
 Er kann nichts schaffen, was er selbst nicht ist.
 Und hats ein andrer — warum litt ers dann?
 Und mußt ers leiden, kann ers auch nicht strafen.
 Albern's Zeug. Das Drüben ist so nötig,
 Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht.
 Da um die Ecke — still mit deinem Summen,
 Verwünschte Wespe! — zwanzig Schritte nur —

(Er fährt auf und gewahrt Madelon und Olivier, die beide bei ihrer Arbeit sitzen)

Hm. Mit dem Jungen muß ich endlich reden.

He, Madelon, du störst mich. Geh hinunter
Zu Claudes Caton. Hörst du?

Madelon

Ich gehe schon. Siehst du?
(Sie legt ihre Arbeit in Ordnung und will ihn umarmen)

Cardillac (abwehrend)

Schon gut. Ich rufe.
Geh komm mir nicht. Schon gut. Schon gut. Ja; ja.

Madelon ab



Neunter Auftritt

Cardillac. Olivier

Cardillac

(sieht ihr nach; dann macht er Schritte, mit denen er sich Olivier nähert. Plötzlich bleibt er bei diesem, der erschrickt, stehen)

Hör du, Olivier, du bist mir so
Verändert. Bist nicht der mehr, der du mir
Vor vierzehn Tagen warst. Das hat 'nen Grund.
Was fehlt dir, Junge?

Olivier

Frägt euch selbst. Ihr wißt es
Besser als ich.

Cardillac

Kommst du so außer dich!
Wie du mir bleich wirst. Um; das muß doch was
Bedrohlich's sein! Sagst du's?

Olivier

Entsetzlicher!

Auf euch stand all mein Hoffen. Keinen Vater
Liebt' so sein Sohn —

Cardillac

Das laß beiseite jetzt.

Jetzt möcht ich wissen, was du weißt, was du
Von mir zu wissen glaubst — verstehst du? glaubst?
Ich hab's gern reinlich zwischen mir und andern.
Ein redlich Wort verhütet Mißverstand.

Olivier

Sprecht ihr von Redlichkeit?

Cardillac

Und sollt ich nicht?

Du hast von mir geträumt jene Nacht —

Olivier

Geträumt,

Bis jene Nacht mich gräßlich hat geweckt.
Ihr seid ein Ungeheuer. In der Faust
Zuckt mir's. Fort, Mörder! Fort von mir.

Cardillac (ganz ruhig und kalt)

Kuriös.

Sonst seh ich wie ein Tiger scharf bei Nacht
Und höre leiser als der Gase hört,
Der bangend sich im hohen Grase birgt.
Dich hört ich nicht, der meinen Schritten folgte,
Nicht eher, als mein schauriges Geheimnis
Dir meine That verriet, das Degrais List
Und aller Wachen Wachsamkeit verhöhnt.

(Indem er die Thür abschließt)

Der Zufall, du nicht, hat mich dir entlarvt.
Recht so, mein Junge. Recht. So weiß man doch
Nun, wie man steht.

Olivier (springt auf)

Was wollt ihr, Gräßlicher?

Wollt ihr mich morden? Kommt mir nicht zu nah.
Ich bin nicht ungewarnt, wie eure Opfer.

Cardillac

Zu spät entdeckt ich dich; und doch noch nicht
Zu spät. Es war Ein Sprung, Ein Stoß. Der Löwe
Springt sichrer nicht. Der Blitzstrahl schmettert nicht
Mit ungestürmter Kraft sein Opfer nieder,
Die Zungen um den einzigen Schrei betrugend.
Ich schone dich. Warum? — Wenn ich dir sage:
Ein Stoß, und mein Geheimnis war begraben
Bis zu dem Tag, der alle Gräber öffnet.
Trotz deiner Jugendkraft bist du ein Kind
Nur gegen mich. — Und wollt ich noch — was wärs?
Ein armer Bursch wie du verschwindet spurlos
In dieser ungeheuern Stadt. — Ich geh
Zu der Genossen einem: Hattet ihr
Die Steine nicht, nach denen ich geschickt?
Ihr habt geschickt? — Nun freilich. Meinen Burschen.
Und weil ich vieles Geld ihm mitgegeben,
Und er nicht heimkommt, mach ich selbst mich auf.
So geh ich, und der Juwelierer lacht
Mir nach und denkt: Wie ist der Mann so ehrlich,
Der einem Burschen soviel Geld vertraut.
Ich frage noch in eingen Häusern nach.
So läuft die Sache mir voraus, und komm ich
Aufs Rathhaus, kommt sie da mir schon entgegen,
Begleitet von Bedauernis und Warnung
Von wegen der zu großen Ehrlichkeit.
Nun ja. Bin ich nicht René Cardillac,
Das Muster eines wohlgesinnten Bürgers?
Derweil im tiefsten Keller du vermodest,
Setzt deinen Namen Scherg und Schande matt.

Olivier

Sei du so klug und stark; aus Furcht nicht schwieg ich.
Doch Mabelon! — O dreimal heilger Gott!

Mir ist's um Madelon, und thu ich unrecht,
 Thu ich's um Madelon und nicht um dich.

Cardillac (heiser lachend)

Um Madelon —

Olivier

Die Nachricht wär ihr Tod.

Cardillac

Wie rührend, wenns ein andrer hörte. Mich
 Täuscht ihr mit solchen Phrasen nicht. Aus Liebe?
 Der Mensch thut nichts aus Liebe, macht ers auch
 Sich selbst und andern weiß. Ich will's euch sagen,
 Warum ihr schwiegt. Wenn ihr Beweise hättet
 Und Zeugen, schwiegt ihr nicht. Und was denn hättet
 Ihr sagen wollen? Etwa das: ihr sucht
 Vergeblich jener Bande Spur, die frech
 Auf offner Straße Mord und Diebstahl paart?
 'S ist keine Bande. Einer nur thut alles.
 Unmöglich! Und wer wär der eine dann?
 Der René Cardillac? Der Goldschmied? Habt
 Ihr Zeugen? Oder sonst Beweis? Ihr habt
 Sie nicht? Ihr seid ein Thor, wenn nicht ein Schurke,
 Die wunderbar beschränkte Künstlerseele,
 In frommen Träumen heimscher denn auf Erden,
 Der unbeholfen Kinder lachen macht,
 Der jede Laune harmlos walten läßt
 Und ehrlich sagt, was dümmere verschweigen,
 Der Bettler schilt und immer wieder giebt;
 Der wär entschlossen wie ein Löwe, schnell
 Und blutig wie ein Tiger, listig wie
 Ein Fuchs? Dem hätte jener Schlaupfeg Degrais
 Vergeblich tausend Fallen schon gestellt?
 Und wußte man, daß ich dich fortgejagt,
 Wie nah dann lag's, der Bursche will sich rächen?
 Ihr hießet vor der Welt und Madelon

Ein undankbarer Bösewicht. — So stand's
Noch kürzlich. Da war ich dein sicher schon,
Als ich den Schmuck dir heimlich anvertraute —
Und hätt's nicht, wenn das Fräulein selbst zu Haus war.
Zurückgekehrt zu mir, gingt ihr dann auch
Zu klagen, und man glaubte auch, ihr ständet
Nun als mein Helfer da und mein Genosse;
Und Madelon —

Olivier

Ihr wißt, womit ihr mich
Zu allem treiben könnt. Um Madelon
Schweig ich. Ich sollte sagen: Madelon,
Dein Vater ist — Verzeih mir's Gott, ich kann nicht.
Doch euers Treibens Helfer werd ich nicht.
So wahr ich lebe, niemand sollt ihr mehr
Berauben, niemand töten mehr; soll mich's
Mein Leben kosten oder euch das eure.

Cardillac

(Hat Schritte gemacht, nun bleibt er wieder vor Olivier stehen; sein
Ton ist verändert)

Du hältst mich für ein Scheusal — und ich bins.
Du thust mir recht, und doch thust du mir unrecht.

(Stellt Stühle nahe zusammen)

Komm, setze dich, Olivier; du sollst,
Der einzige, schaun in meines Busens Hölle.
Mir ist, als müßt es mir das Herz erleichtern.
Und sieh, ich glaub an Himmelsrichtungen.
So eine ist's, die dir mich hat verraten.
Zu meiner Befrung hat sie dich geschickt.
Verworfen bin ich, doch, Olivier,
Elender noch, als ich verworfen bin.
Ich bin ein Elender, weit elender,
Als es der Säufer und der Wüstling ist,
Der das verachtet und verwünscht, dem er,
Raum daß er es verschwor, auß's neu verfällt.

Das ist des Bösen schwerste Strafe, daß
 Er nicht ganz böß kann sein. In seinem Herzen
 Bleibt unverwüßtlich noch ein Stückchen Himmel,
 Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
 Ein Stern, vor dem die Nacht sich schauernd krümmt,
 Ein kühler Hauch, der noch die Gluthen ansacht,
 Die kein Erbarmen löscht. — —

Und gäbs für Tugend sonst kein Zeugniß mehr,
 Das Laster selbst muß für die Tugend zeugen.
 Leis ist der Stimme Ton, doch unbestechlich.
 Wenn ich auf meinen Knien betend ringe
 Um Selbstvergessen in der Andacht Taumel,
 Dann flüstert sie: Du lügst, dir ist's kein Ernst;
 Du möchtest Gott betrügen und dich selbst.
 Dann fahr ich auf: Es ist kein Gott! und bau
 Aus Gründen mir ein Bollwerk auf, und schließ ich
 Hohnlachend dann: Es ist kein Gott! dann flüsterts
 Wie Echo irgend aus des Zimmers Ecke:
 Und doch ist einer! — Und so leis es flüstert,
 Es überbrülltens tausend Donner nicht.
 Und kämpft um mich der Himmel und die Hölle,
 Kann ichs nicht ändern, wenn die Hölle siegt.

(Eine Pause, während Cardillac einige Schritte macht; sein Ton wieder verändert)

Oh ich geboren ward, sechs Monde früher,
 Warf meines Vaters Herr — er war Leibeigner —
 In Ketten ihn. Warum? Weil meine Mutter,
 Die ihm gefiel, ihm nicht zu Willen war.
 Doch einen Vorwand brauchte man. Mein Vater
 Sollt edeles Gestein zum Schmuck ihm fassen;
 Damit er nun nicht in Versuchung komme,
 Sei er bewacht, bis er das Werk vollendet.
 Meine Mutter war, wie junge Weiber sind,
 Nach Schmucke lüstern. Mit des Mannes Arbeit
 Und dem Versprechen, dann ihn frei zu lassen,
 Bestach der Edelmann des Weibes Tugend.

Den Morgen nach der sündigen Nacht war endlich
 Mein Vater frei, wie es der Graf versprochen.
 Doch kaum in seiner Hütte, als der Graf
 Mit seinen Schergen auf dem Fuß ihm folgte.
 „Hier,“ rief der Graf, „dies Weib hat einen Schmuck
 Von mir bekommen, weil es mir an Münze
 Gebrach, sogleich ihr die Gefälligkeit,
 Die Kurzweil einer Nacht nach Wert zu lohnen.
 Hier ist das Geld; nun gebt das Pfand heraus!
 Gutwillig, oder man entreißt es euch!
 Mein Vater — was der fühlte, denk dir selbst.
 Meine Mutter — was die that? Sie leugnete,
 Bis sie der Schmuck, gefunden, Lügen strafte.
 Schnell war mein Vater, doch der Graf war schneller,
 Hatt auch den Dolch zur Hand. — Aus ihrer Ohnmacht
 Erwachte meiner Mutter Seele nie
 Zur vollen Wirklichkeit. Barmherzig täuschte
 Der Wahn, wo Wahrheit nur Verzweiflung bot.
 Bei Tag und Nacht, nie dachte sie was anders
 Mehr als den Schmuck. Der Wahnsinn spielt wie
 Kinder;

Er macht aus allem alles. Einen Strohhalme
 Band sie um ihren Arm und jauchzt ihm zu;
 Verlor sie ihn, so war der Schmuck gestohlen,
 Im nächsten Strohhalme war er wieder ihr.
 Ich wurde ungeboren schon der Erbe
 Von ihres Wahnsinns Keim. Der Anblick edeln
 Gesteins erregte schon des Kindes Triebe,
 Und kam aus meinen Augen, war es mir
 Gestohlen, faßte mich ein Schmerz und Grimm
 Auf den, der es besaß, was mein doch war.
 Dazu ein Haß auf alle, die genossen,
 Ohne zu schaffen, während der Arbeiter
 Aus seinem eignen Schweiß sein dürftig Brot
 Nicht kneten darf, giebt er das beste nicht
 Dem faulen Dränger hin. —

Der Schein des Bluts

Schlich sich durch meiner Mutter brechend Aug
In meiner Zukunft Schlummer als ein wild
Vordeutend Traumgespenst. Da schlief es, bis
Der Haß es weckte und des Wahnsinns Erbtum.
Meines Vaters Mörder war der erste, den
Es fraß; der erste wars, der letzte nicht.
Nun stehts blutrot an meines Bettes Fuß
Und macht mich toll und zeigt die Spangen mir,
Die ich aus meiner Hand gegeben habe —
Läßt mir die Steine blitzen in das Herz
Und wendet sie bald so bald so — wie es
Ein üppig Weib mit seinen Reizen thut.
Im halben Wahnsinn saß ich nach dem Schmuck
Und greife leere Luft. Ich schließ die Augen,
Um nicht zu sehn. Vergeblich. Seh ichs mit
Den Augen nicht, so seh ichs mit dem Herzen.
Dann flüsterts: Fort mit dem, der dir ihn stahl!
Fort mit dem Dränger! Fort mit dem Verführer!
Zapf das verdorbne Blut ihm aus den Adern,
Oh er das Weib, die Tochter dir vergiftet.
Rene, auf! Straf ihn. Räch an ihm das Glend.
Im Traum eil ich ihm nach und faß ihn fest
Und bohr den Stahl ihm in die Brust; und wieder
Seh ich ihn gehn, und wieder treff ich ihn.
Und eher kehrt nicht Ruh in meine Brust,
Bis, was ich träumte, wirklich ist geschehen,
Und meinen Schmuck ich halt in meiner Hand. —
Hab ich so das Gespenst mit Blut versöhnt,
Dann ist mir leicht, als hätt ich recht gethan.
Doch lange ruht der blutge Wahnsinn nicht.
Sieh her —

(Er öffnet eine geheime Wandthür)

Die Schmucke hier im Schrein. Bei jedem
Ein Blatt, worauf geschrieben steht, wem er
Auf nächtgem Gang das Leben hat gekostet,

Damit nach meinem Tod das ungerecht
 Erworbne Gut an seinen Eigner kommt. —
 Du kennst den Grund von meinem Glend nun,
 Doch meines Glends Tiefe weiß nur ich.
 Ein Zufall, der die schwangern Mütter schreckt,
 Prägt unsern Seelen ihre Zukunft auf.
 Das Leben ist nichts anders, als die Seele,
 Aus sich herausgestellt, ihr Spiegelbild,
 Erschien ein Engel meiner schwangern Mutter
 Am Ostermorgen beim Geläut der Glocken,
 Wär meine Seele weiß wie sein Gewand.
 So schwankt sie ruhlos in den dunkeln Tiefen.
 Mein Äußeres wär ihrer Schwärze Bild,
 Prägt ich nicht die Verräter des Gewissens
 Mühsam mit eiserner Beharrlichkeit
 Zu ihren Gegenteilen um. Es muß
 Der herrenlose Zustand meines Innern,
 Wenn meine Seele meiner Faust voraneilt,
 Und Reue sie vergeblich halten will,
 Zerstreutheit scheinen, wie sie Künstlern eignet;
 Und zwischen der Affekte zackge Klippen
 Breit ich das Thal erheuchelten Gemüts,
 Werf über meines innern Leibs Gebrechen
 Den Schleier allen Greuls, Scheinheiligkeit.
 Und so erschein ich ein gutmütger Poltrier.
 Bete für mich, Olivier! Ach, bete,
 Daß das Gespenst mich läßt. O bete, daß
 Ich fromm kann werden. Keine Seligkeit
 Muß reichen an den frommen Seelenfrieden.
 Wie ein Verdammt, siehst du, könnt ich heulen,
 Meß ich die Himmelshöhe jener Wonnen
 An meiner Qualen Höllentiefe ab. —
 Der Hoffnung grünes Giland, ewig grün,
 Des Glaubens blauer Himmel drüber hin —

(Er verliert sich ins Brüten)

Om ja; Aquamarin läßt schon sich sehn;

Jubelnder der Rubin; doch der Demant
 Hat alle Farben, weil er keine hat,
 Ist die Kofette drunter — — — —

(Wie aus einem Traum auf)

Ja, — der Schmuck —
 Der Schmuck, den ich der Scuderi gesandt —

(Sich besinnend)

Du hast ihn hingeschafft, Olivier.

Olivier

Ihr wißt es doch; ich hab ihn hingeschafft.

Cardillac

Du hast ihn hingeschafft. —

(Für sich)

Ich wollte doch,
 Er wär noch da.

Olivier (für sich, ihn beobachtend)

Gott! womit geht er um?

Cardillac (wie vorhin)

Erblaffen, dacht ich, sollte das Gespenst
 Vor jener Heilgen — denn so strahlt sie mir
 Wehthuend in der Seele Aug. Sie ist
 Ein Kind des Tages. — Fort, Gespenst! Es geht
 Nicht fort. Vielleicht, wenn ich was anders in
 Die Händ ihm spiele. Morgen mag der Graf
 Miossens —

(Wie erleichtert, reibt die Hände)

Ja; das hilft; der muß — der muß.
 Punkt elf — da um die Ecke — zwanzig Schritt.
 Schon gut. — Der Himmel will mich nicht. Er stößt
 mich.

Zurück. — Und dennoch wollt ich doch, ich hätte
 Den Schmuck noch von dem Fräulein — —

Ah! Du bist

Noch da, Olivier? Es ist schon spät.
Schlaf wohl. — Läg er im Meer. — Ich schließ die
Hausthür. (Ab)



Behnter Auftritt

Olivier allein, später Cardillac in der Thür

Olivier

Ich weiß nicht, wach ich, oder träum ich schwer?
Was will er von dem Fräulein Scuderi?
Will er sie morden um den Schmuck? — Wenn ich
Verhindern könnte, was der Unmensch brütet!
Da leuchtet mir zum zweitenmal der Stern;
Ist's Gottes Fügung, daß der Teufel selbst
Mich an die Retterin erinnern muß?
Heut nacht noch, wenn er schläft, mich niemand sieht,
Steig ich durchs Fenster und durch die
Geheime Thüre. Ja; ich muß zu ihr!
Diesmal wird mirs gelingen, sie zu treffen.
Wenn ich ihr sage: Anne Guiots Sohn
Fleht euch um Rat, um Hilfe und um Rettung —
Behalten darf den Schmuck sie nicht. — Gewiß!
Sie ist so gut, so klug. Gewiß, sie weiß
Mir Rat, wie Cardillac unschädlich wird,
Ohne daß Madelon davon erfährt. —

Cardillac (erscheint in der Thür)

Bist du noch auf? Leg dich zu Bett. (Ab)

Olivier

Ja, Meister.

Ich geh zu ihr, und sie wird Hilfe wissen. (Ab)



Beim Fräulein von Scuderi

Eine Thür im Fond und eine Seitenthür

Elfter Auftritt

Baptiste und die Martinière kommen im Streit durch die Fondthür

Martinière

Kein Mensch kann durch verschloßne Thüren gehn.
Das kann nur der Gottseibeius.

Baptiste

Drum hätten

Sie schließen sollen.

Martinière

Ich?

Baptiste

Sie hatten mir

Die Schlüssel abgeschwagt.

Martinière

Geschwagt? Mit Ihnen

Da schwagt man auch. Ich schwage nicht mit Ihnen.

Baptiste

Ich werde wachen.

Martinière

Sie? O gehn Sie immer

Zu Bett. Die Augen fallen Ihnen zu.

Ich glaub, Sie schlafen stehend schon.

Baptiste

Madame!

Martinière

Monsieur!



Zwölfter Auftritt

Das Fräulein. Die Vorigen

Fräulein (aus der Seitenthür)

Ei, Kinder! Lebt ihr stets im Krieg?

Martinière

Der Herr hier —

Baptiste

Diese Dame hier —

Martinière

Er will —

Baptiste

Sie denkt —

Fräulein

Schon gut. Schon gut. — Was euch entzweit,
Ihr wunderlichen Kinder, sollt euch einigen.
Ich weiß, es ist die Lieb und Treu für mich.
Du, lege dich, Baptiste. Ich weiß, du hast
Die ganze vorge Nacht gewacht. Und du,
Martinière, hilf mir mich entkleiden.

(Da Baptiste zögert)

Ei was! Ihr müßt mir folgen, junges Volk.
Schlaft. Ihr bedürft's. Was fürchtet ihr für mich?
Ein armes Fräulein, das nichts hat, als Bücher
Und etwas Staat, darin an Hof zu gehn,
Das ist, so hoff ich, doch vor Räubern sicher.

Baptiste

Gehn will ich; aber schlafen? Gnädigs Fräulein —

Martinière

Mein Gott, so gehn Sie nur.

Baptiste

Sie — Sie — o Sie —

Fräulein (giebt ihm die Hand)

kehr dich doch nicht an die. Schlaf wohl, Baptiste.

Baptiste

Die heilige Frau thu, was Baptiste nicht kann.

(Küßt ihr die Hand und geht)



Dreizehnter Auftritt

Das Fräulein. Die Martinière

Fräulein

Heut nacht träumt ich zweimal von Anne Guiot.

Martinière

An was man denkt, das träumt man. Sie verdient nicht,
Die Undankbare, daß Sie an sie denken.

Fräulein

Wie hart du bist.

Martinière

Was Sie an ihr gethan,
Die rechte Mutter that es nicht. Sie nahmen
Das Mädchen von der Straße auf, in Lumpen
Gehüllt, vor Frost und Hunger zähneklappend;
Erzogen sie mit Muttertreu und Sorgfalt,
Und als ein braver Werber sich gefunden,
Entblößten Sie sich selbst, um sie zu kleiden.

Fräulein

Wer weiß, welch traurig Schicksal sie verhindert,
Ein Zeichen ihres Lebens mir zu geben,
Wenn sie noch lebt. Ich müßte mich erkundgen.

Martinière

Und haben Sie das nicht gethan?

Fräulein

Ja. Doch

Wie einer nur, der etwas thut, damit
Er sich nichts vorzumerken haben will.

Martinière

Ich leid es nicht, daß Sie sich unrecht thun.
Sie thaten, was Sie konnten.

Fräulein

Zwanzig Jahr

Nun müßt Olivier sein, wenn er noch lebt,
Das arme, liebe Kind; wer weiß, wo es
Jetzt darbt, und ich leb hier im Überfluß.

Martinière

Nun freilich. Und nun fehlt nur, daß Sie sagen:
Sie sind an seinem Unglück schuld.

Fräulein

Vielleicht,

Wenn ich es sagte, sagt ich nur die Wahrheit.
Ich ließ sie ziehn mit ihrem Mann.

Martinière

Er hatte

Das Heimweh. Wollen Sie den Schweizer halten,
Wenn ihn das Heimweh faßt? Das wär sein Tod.

Fräulein

Du bist ein guter Anwalt, wenn es mich
Verteidigen gilt. Nun geh. Daß du nicht wachst!
Die Straße wird nicht leer von Degrais Wächtern.
Schlaf wohl. Vielleicht giebt mirs ein freundlicher
Engel im Traum, wo Anne Guiot lebt.

(Martinière läßt ihr die Hand)

Martinière

Ich schließe nur die Thüren.

Fräulein geht ab durch die Seitenthür

Martinière

Sie ist selbst

Ein Engel. Und die Martinière fleht,
Der Himmel soll ihn noch der Erde gönnen,
Bis sie ihn einst begleiten darf.

Sie geht. Gleich darauf kommt



Vierzehnter Auftritt

Olivier außer sich; die **Martinière** hinter ihm

Martinière (erst noch in der Szene)

Baptiste!

Schnell rufen Sie die Wache! Räuber! Mörder!

Olivier

Ich muß sie sprechen. Still! wollt ihr nicht sterben!

Martinière

(hat ihm die Seitenthür abgewonnen, die sie mit ihrem Rücken deckt)
Versuchts! Doch lebend laß ich euch nicht zu ihr.

Olivier

O Gott! So nah dem Ziel, und sollt es nicht
Erreichen. — Habt Erbarmen! Die Verzweiflung
Trieb mich, den Dolch zu ziehn. Ich muß sie sprechen.
Frau Martinière, denn das seid ihr doch; —
Hier liegt mein Dolch. Ist euch ihr Leben lieb,
Laßt mich zu ihr. Ich bin —



Fünftehnter Auftritt

Das Fräulein. Die Vorigen

Olivier

Da ist sie selbst.

O Gott sei Dank.

Fräulein

Wer rief nach mir?

Martinière

Laßt ihn

Euch nicht so nah. Dank sei der heiligen Jungfrau —
Hört ihr die Waffen? und Baptistes Stimme?
Die Wache kommt!

Olivier

So muß ich eilen. Fräulein,

Bei Gott und allen Heiligen fleh ich euch,
Schickt morgen jenen Schmuck an Cardillac,
Den ihr zu nacht erhieltet. Schickt ihn hin,
Er soll die Steine anders fassen. Mehr
Kann ich nicht sagen. Mich vertreibt mein Schicksal.
Schickt, Fräulein, schickt. — Eur Leben hängt daran.

(Ab)



Sechstehnter Auftritt

Vorige ohne Olivier

Fräulein

Was wollte dieser Mensch?

Martinière

Nach euch verlangt' er.

Der Schreck! Die Angst! Nun die Gefahr vorbei ist,
Nun fühl ich erst, wie ich erschrocken bin.

Ob sie ihn haben? (Am Fenster)

Nein; da eilt er hin,

Der Bösewicht.

Fräulein

Die Haare flogen wild

Ihm um die bleiche Stirn; es zuckten ihm

Die Lippen fiebrisch, doch im Auge selbst

Lag etwas freundlich Frommes. Fast erinnert

Er mich an Anne Guiot —

Martinière

Freilich, was

Das Herz erfüllt, das kommt uns in die Augen.

Sind wir betrübt, gleicht alles unserm Kummer.

Ich sah ihn schon einmal; es ist derselbe,

Der von den Räubern euch den Schmuck gebracht.

Fräulein

Nicht möglich!

Martinière

Darum sprach er von dem Schmuck.

O gebt ihn weg, den unglückseligen Schmuck.

Es ist kein Segen dran. — Da kommt Baptiste.



Siebzehnter Auftritt

Baptiste. Vorige

Martinière

Nun? Haben Sie den Menschen? Ja; Sie sind
Der Rechte!

Baptiste (keuchend)

Er war schon zu weit. Er hatte
Zuviel Vorsprung.

Martinière
Zwei Schritte.

Baptiste
Zweihundert. Wenigstens

Fräulein
Laß es gut sein, ehrlicher
Baptiste. Sie neckt dich nur. Sie machts nicht anders.
Du kennst sie ja. Dafür ist sie ein Kind
Auch noch.

Baptiste
Ein Kind von fünfzig Jahren.

Martinière
Fünf
Und vierzig erst, wenn Sie erlauben, Herr.

Fräulein
Da bist du fünfzehn älter, mußt drum klüger
Auch sein, Baptiste. — Ja, Jugend hat nicht Jugend.
Man hat seine Not, in Ordnung euch zu halten,
Ihr junges Volk. Nun geht; geht. Gute Nacht.
(Alle gehen)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs



Dritter Aufzug

Cardillac's Werkstatt

Erster Auftritt

Cardillac (allein; arbeitend)

Wer kommt da? Ah; der Graf von Mioffens
Wird schicken nach dem Schmuck.

(Er holt den Schmuck herbei)

Hol euch der Teufel,

Ihr Lastervolk!

(Betrachtet den Schmuck)

Dich wollen sie mir nehmen,
Mein Kleinod! Meine Seele! So wie dich,
Liebt ich noch keinen. Und dich, armes Herz,
Will man mir nehmen, einer Dirne hängen
An den verbuhlten Hals. — Du mußt es dulden,
Du armes Ding. Doch ich, ich wills nicht dulden!
Daß ich an jenen denke, den die Scuderi
Nun hat, das ärgert dich. Ich wär ein Narr,
Dächt ich an jenen. Du bist tausendmal
So schön. Recht! Äugle, Schelm, mit mir, daß ich
Jenen vergesse. — Eine Heilge ist
Das Fräulein; ihr Ein Haar möcht ich nicht krümmen;
Doch dieser — Graf und seinesgleichen! Ja;
Der Himmel will mich nicht, und dennoch schon ich
Und schäume nur den Moder oben ab.
Kein heilsam Kraut, langhalsge Gräser nur

Reut ich, die frech die Kräuter überwuchern.

(Schritte in der Szene)

Das ist der Graf Miossens selbst. Was solch
Ein Fußtritt sich herausnimmt. Wie ein Herold
Zieht er voran und ruft: Platz da, Gefindel!
Hier kommt des Herrgotts feinstes Backwerk! Doch
Will ich den Hochmut dulden. Er ist noch
Bescheiden gegen jenen Hochmut von
Herablassung. Läßt Gottes Kuchen sich
Soweit herab, zu Gottes Schwarzbrot sich
Herabzulassen, wie läßt sich das Lächeln
So gnädig dann herab, dem Glücklichen,
Der die Herablassung erdulden muß,
Bis auf den Zoll die Tiefe vorzurechnen,
In welche sich der gnädige Herr so gnädig
Herabgelassen, um zu thun, als wär er
Nichts, als ein bloßer Mensch, nichts, als Canaille.



Zweiter Auftritt

Miossens. Cardillac

Miossens

Bin ich hier bei dem Goldschmied Cardillac?

Cardillac

Ist's euch gefällig; nun so denkt, ihr seids.

Miossens

Mein Schmuck ist fertig. Gebt ihn.

Cardillac

Herr Graf?

Wißt ihr das,

Mioffens

Ich höre: Will man sein Bestelltes
Von euch, so muß man selbst es holen. Gebt.
Die Rechnung wird mein Diener morgen holen.

Cardillac

Ihr meint, wenn ihr befehlt, muß man gehorchen.
Sonst bät ich euch: Herr Graf, seid nicht so kurz.

Mioffens

Meint ihr, Graf Mioffens soll mit euch schön thun?
Meine Hände sind zu schwer dazu. Ich bin
Zu streicheln nicht gewohnt und rat euch Gutes,
Herr Bürger.

Cardillac

Euer Rat, ihr wißt's wohl, ist
Zu gut für einen Bürger. Drum behaltet
Ihn selbst.

Mioffens

Ihr wollt mir trocken? Wagt, mir so
Zu kommen, ihr elender Knecht? Her mit
Dem Schmuß.

Cardillac

Ja, ja! Hier. Hier. Nehmt ihn und — geht.
Dies Zimmer hier ist mein. Begreift ihr das?
Ihr edler Herr, ihr gnädiger Graf? Seht ihr,
So werf ich euch die Trepp hinab, ihr hoch-
Geborner Herr! Was unterfängt sich nicht
Solch ein elender Knecht! Denn seht, solch einer
Hat Arme just wie ihr. Daran habt ihr
Wohl gar noch nicht gedacht? Ihr meintet wohl,
Ihr Herren nur seid Menschen und habt Köpfe,
Habt Arme, Beine und dergleichen mehr?
Ich will euch zeigen, daß wir Arme haben,
So gut und beßre noch als ihr.

Miossens

Fort mit

Der Hand, verrückter Knecht! Solch ein Verrückter
Hat mehr als Menschenkraft. Heiß ich Miossens,
So kommt euch teuer dieses Thun.

Cardillac

Verzeiht,

Mein gnädiger Herr, wenn ich in allertiefster
Demut euch hier beim gnädigen Krage packe
Und euch in tiefster Unterwürfigkeit
Die Trepp hinab — 's ist eines Knechtes Treppe
Und drum nicht wert, daß ihr hinunter geht —
Wollt ihr das nicht, so packt euch huldreichst selbst!

Miossens

Wahnsinniger, ich gehe schon. (Ab)



Dritter Auftritt

Cardillac (allein)

Ha ha,

Ha ha ha ha. —

(Pause; dann fährt er auf)

Er geht mit meinem Schmuck.

Halt ich ihn auf? Laß ihn nur. Laß ihn nur.
Er wird nicht weit gehn. — Da — Da um die Ecke —
Punkt elf. — Gott sei gedankt. Das war ein Stein
Vom Herzen; das betrügt den wilden Geist
Da drin. — Statt jener werf ich den ihm vor.
Was wär das eine Schurkenthats gewesen,
Das Fräulein morden, das ein Engel ist.
Verbrecher morden, das ist kein Verbrechen.

Thut doch der Richter auf dem Richterstuhl,
Auf den ihn Gott gesetzt. Er thut es freilich
Nur an den Kleinen. Große Missethäter
Zerreißen ihm sein Netz. Um das, worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.
Das machen ihre angeborenen Rechte.

Ha, ha; mein Thun ist mir auch angeboren,
So mach ich draus ein angeboren Recht
Und bin der Herr von Adelshaß, der Ritter
Vom Dolch, ha, ha! der Graf von Straßenmord.

Der Straßenmord, der ist ihr altes Recht,
Davon ist dies Paris ihr Pergament,
Und fleißig haben sieß mit Blut besiegelt.
Warum, was sie Jahrhunderte gethan,
Warum nicht ahmen das wir ihnen nach,
Wie wirs mit Kleidern und mit Sitten thun?
Scheint sich der Bürger doch ein Bauer, geht er
Nicht wie ein Herr gekleidet. Was? — Schlag elf —
Nun ist es zehn erst, und kaum das. — Das ist
Mein Morgen; da wird meine Seele frisch
Und stark. Ein anderer bin ich bei Nacht.

(Schritte; Gebärden, zuweilen ein Gelächter; sein Selbstgespräch wird
mählich wieder lauter)

Ha ha — ja doch — hm ja. Was ist's? Was ist's?
Ein Leuchten wie von faulem Holz; ein — ja doch —
Ein Krampf, der durch des Dunkels Wimpern zittert,
Am totenfahlen Blei der bunte Moder;
Der Ausschlag böser Säfte; wie der Pilz,
Die Blatter auf der frankten Haut der Erde,
So bunt und seltsam und so flüchtig auch.
Die offne Wunde an dem stummen Nichts,
Und wir die Maden drin, und eine macht
Die andre Made fürchten mit Vergeltung,
Dem nebligen Popanz; so macht das Nichts
Im Nichts das Nichts mit künftgem Nichts zu fürchten.

Je schärfer mans beschaut, je kleiner wird's,
 Und endlich schwindets; 's ist im Auge nur,
 Nicht außer ihm und in der Wirklichkeit,
 Krankheit des Augs und schwindet mit der Krankheit —
 Diese Jose der Verwesung, unermüdllich
 Mit Schminke und Puz; wie bunt und frech — es bleibt
 Der alte Tod; er wechselt nur die Kleider.
 Schminke ist das Leben auf der Wang des Todes
 Und weiter nichts. Und doch ist ein Geschrei
 Wenn einer, der der Narren Narr nicht ist,
 Ein Tröpfchen Schminke verwischt. Ho! ein Geschrei
 Von Tugend, Glauben, Liebe. Seifenblasen
 Von weitem Weltensterne, in der Näh
 Zwei Tropfen Seifenwasser, wenn der kalte
 Verstand sie anhaucht. Kommt mir an, ihr Blasen,
 Bastarde ihr vom Tag, dem Millionenteil
 Des Augenblickes Leben; kommt mir an!
 Der Tag ist nur die krankgewordne Nacht,
 Nur ein Erbleichen auf der Mohrin Antlitz,
 Das kaum die Wang ihr mit dem Fuß berührt.
 Tag ist's, so lang die Nacht sich nicht besinnt.
 Da kommt 'ne Blase. Tugend? Ja, die kenn ich:
 Wenn Müdigkeit des Menschen wirkliche
 Natur einmal einnicken macht, dann steigt
 Du auf, und Narren rufen: Welche Tugend!
 Dann ist der edele Entschluß gefaßt,
 Das nicht zu nehmen, was man nicht mehr mag,
 Und just so lang hält der Entschluß wie du!

Noch eine Blase? — Wie 'ne rote Mütze.
 Von Gottes Gnaden war hier Ein Tyrann,
 Nun sind es hundert in der Freiheit Namen.
 Die Thaten nicht, die Thäter wechseln nur.
 Ob Einer sie besitzt, ob Hunderttausend —
 Wer die Gewalt hat, der mißbraucht sie auch.

Noch eine Blase? Her damit. Es ist
 'Ne Arbeit. Ha ha! Eine Krücke kommt

Geflogen; drum ein Heilgenschein von Seife.
 Nach fremden Göttern rafft um sich die Ohnmacht,
 Die sich nicht selber Gott kann sein, und tauscht
 Des Lebens wilden, sturmdurchbrausten Baum
 Um dürres Holz, 'ne Krücke. Eine Krücke
 Für Lahme nennt man Glauben. Ha ha ha!
 Drum liebt er seinen Glauben, seine Krücke,
 Und haßt den Starken, der sie nicht bedarf,
 Und wütet, wenn man nach der Krücke faßt.

Noch eine Blase? Eine noch? Die Liebe;
 Ein stolzes Schifflein auf der Jugend Welle,
 Und falsche Schwüre blasen in die Segel.
 Der Zwitter, oben Geist und unten Vieh.
 Das Feuer liebt das Holz, das Holz das Feuer.
 Des Mannes Lieb ist Herrschsucht. Wie das Feuer
 Ums Holz, schlägt er verzehrend seinen Arm
 Um des Weibes Selbst und schlingt es gierig in sich.
 Und ist nichts zu verzehren mehr, dann ekelt
 Ihm vor der Asche, und er flackert weiter.
 Des Wolfes Liebe ist, das Lamm zu fressen;
 Des Lammes Liebe, sich vom Wolfe fressen
 Zu lassen. — Und die Menschenlieb, die Milch,
 Von der der Menschheit Brei so süßlich schmeckt,
 Die Kinderspeise für entnernte Magen?
 Haß ist der wilde Atem der Natur;
 Haß ist der Atem in der Menschenbrust,
 Der sie zu markiger Gesundheit schwillt,
 Und Liebe nur ihr Lungenfüchtig Reuchen.
 Kampf ist des Tieres Leben. Die Vernichtung
 Ernährt uns; wir ernähren die Vernichtung.
 Die Lunge frißt, ein gierig Tier, die Luft;
 Das Auge schlingt die lichten Strahlen ein;
 Die Arglist lauert dem Vertrauen auf;
 Der Wille sucht die Willen zu verschlingen.
 Und wenn wir nicht die Dinge mehr vernichten,
 Vernichten uns die Dinge. Fried und Ordnung

Sind für die Schwäche; denn da ist der Schwache
 Der Starke, und der Starke ist der Schwache.
 Still da, du Stimm im Busen, wildes Tier;
 Daß du mir nicht die Vorsicht überschreist. —
 Punkt elf — da an der Mauer hin. Husch nur,
 Verbuhlter Luftzug, an dem Busentuch
 Der stillen, traumversunkenen Gäßchen hin.
 Die Nacht läßt leben, hält ihr Ohr gern zu.
 Ihr habt die dunkeln Straßen gern; ich auch.
 Nur zu — nur zu — ihr kommt mir schon. Ich will
 Meinen Schmuck schon haben. — Klirrt nur mit den
 Sporen,

Besorgt eur eigen Grabgeläut. Still — still —
 Die Nacht hält ihren Atem an — ihm nach —
 Treu wie sein Schatten — lautlos leicht wie er —
 Dem trüben Blick einsamer Lampen, die
 Vor Langweil nicken und sich mühsam nur
 Einmal aufrecken und dann wieder nicken —
 Jetzt biegt er ein — schnell hinterher — die Mauer
 Entlang — des Vorsprungs Schattenmantel um
 Die Brust geworfen — flink an ihm vorbei,
 Denn ihm zuvorzukommen gilt's. Hier hinter
 Das Heilgenbild — das Heilge ist gefällig,
 Deckt das Unheilge gern — und nun nicht atmen —
 Schon recken sich des Armes Muskeln — still —
 Noch fünfzehn Schritt — noch zehn — so; nun den Arm
 In die Höh; der andre drückt den schweren Atem
 Zurück — noch fünf — noch drei — noch zwei — noch —

(Ein Sprung beschließt die Vision und ein Stoß, mit der Hand, in der
 er den Dolch zu haben meint)

So;

Nun ist's geschehn, und nun den Schmuck, den Schmuck;
 Her mit dem Schmuck. Nun hab ich —

(Er erwacht wie aus einem Traum, matt)

Nein — ich hab
 Ihn nicht. 'S war nur ein Traum. — Ich hab ihn nicht,

Meinen Schmuck. Ich hab ihn nicht. — He, munter!
munter! —

Es lauscht doch niemand? Nein. Verwünschtes Träumen!
Ich schließ die Thüre. Meine Leute müssen
zu Bett. — Die Saton lauscht mir so umher.
'S ist hohe Zeit. Kommt jemand? Ja. Bewahr —

(Er singt)

Bewahr uns unser besser Theil,
Bewahr uns unser Seelenheil.
Laß es dem Saton nicht gelingen,
Daß er uns fängt in seinen Schlingen.



Vierter Auftritt

Olivier. Cardillac

Cardillac (unterbricht sich im Singen)

Kommst du, mein Junge? Wo ist Madelon?
Zeit ist's, zu schließen. Ich bin schläfrig.

Olivier (für sich)

Nein.

Er täuscht mich nicht. Er geht mit etwas um —

Cardillac (hat für sich fortgesungen; gähnend)

Was meinst du? Ah, ah. Sagtest du nicht was?

Olivier

Ich? Nein. Ich sagte nichts.

Cardillac

Nun, so schlaf wohl,

Mein Junge. Diese Nacht hab ich geträumt:

Ich war ein andrer Mensch. Ich will es werden.

Schwer ist es, doch wenn man nur wollen will,
 So kann man können. Leg dich. O es ist
 Ein Wohlgefühl, das fromme Wollen. Tugend
 Geht über allen Schmuck — den Schmuck — er hat
 Ihn noch — den —

(Er reißt sich mit Gewalt los)

Wie gesagt — wie? sagt ichs nicht?
 Daß ich — nun freilich; ah, ich bin schon halb
 Im Schlaf; bin heute müd geworden. Voll
 Eine Stunde hab ich in Notre-Dame gekniet.
 Ich schließe. Leg dich. — Gute Nacht, mein Junge.

(Er geht, ein Licht in der Hand; man hört ihn singen und gähnen)



Fünfter Auftritt

Olivier allein; gleich darauf **Madelon**

Olivier

Daß mit dem Fräulein wieder mirs mißlang!
 Gott! sie hat nichts geschickt, hat meine Warnung
 Verachtet, und der Unmensch — o, es ist
 Nur zu gewiß, er brütet ihren Tod.
 Was thu ich? Nein, er darf es nicht. Dann wär ich
 Sein Helfer, sein Genosse. Um Madelon
 Schweig ich, doch nicht, daß er —

Madelon

ist eingetreten und während der letzten Worte, ohne darauf zu hören,
 von hinten nach ihm zugeschlichen und hält ihm die Augen zu
 Rat, rat, wer's ist?

Olivier

Du —

Madelon (immer noch mit veränderter Stimme)

Nein. Ich nicht. Es ist Herrn Claudes Caton.

Olivier (will sich nichts merken lassen)

Du wart —

(Geräusch; erschrickt)

Madelon

Erschrickst du? Fährst du auf um nichts?

Es war das Thor, das in den Angeln freischte.

Der Vater schließt. —

Olivier (für sich)

Daß ich ihn nicht verfehle!

Madelon

Dich wunderts auch —

Olivier (wie vorhin)

Ging ich vor ihm, er merkt es.

Madelon

Er ist so eigen sonst und spart kein Öl,
Und läßt das durstige Thor doch immer schrein.
Was pocht da noch? Gewiß ist's Claudes Caton.
Was die nur immer auf den Treppen schleicht.

(Während sie öffnet und Caton eintritt, spricht)

Olivier

Ich will ihm nach. An der geheimen Thür
Wart ich auf ihn. Bin ich nicht jung und schnell?
Er soll nicht! Nein, ich duld es nicht. Wie gestern
Steig ich aus meinem Fenster. Gott, laß mir's
Um Madelon gelingen!

(Er eilt ab, ohne Caton zu bemerken)



Sechster Auftritt

Caton. Madelon

Caton

Na, das heiß ich

Es eilig haben. — Keine gute Nacht —
Nichts. Im Vorbeigehn, dächt ich, gute Nacht,
Unangenehme Ruh oder sonst was zu sagen,
Das könnt die schnellste Eile noch erlauben;
Guten Tag, gute Nacht, Mamsell Caton. Hat ers
Doch sonst gekonnt. — Ich will nicht lange stören.
Die Lampe wirds ohnehin nicht lang mehr machen.

(Sie löscht ihre Lampe aus und stellt sie hin)

Die junge Welt — wenn ich was loben kann,
Thu ichs; das weiß die ganze Welt. Wo Caton
Die Achseln zuckt, da schlagen andre Fraun
Die Hände schreiend überm Kopf zusammen.
Na — na; ich sage nichts. Wenn ich nicht täglich
Den Meister Cardillac mit Augen sähe —
Das ist ein Trost noch, solchen Mann zu sehn.
Ich kam an seinem Kämmerlein vorbei
Und hörte seine frommen Seufzerlein.
Der Mann — Gewalt thut er dem Himmel an;
Gott selber kann sich seiner nicht erwehren.
Hörcht nur —

(Sie öffnet die Thür; man hört Cardillac singen)

Hört ihr?

(Sie singt mit)

Daß er uns fängt in seinen Schlingen.
Dich fängt er nicht, dich nicht, du frommer Mann.
Ich aber bete für dein armes Kind.
Behüte Gott die liebe Madelon.
Denn, fürcht ich, fürcht ich schier, der Satan sinnt,

(Sie betruzt sich, singend)

Wie er sie fängt in seinen Schlingen.

Madelon

Es ist schon spät, Frau Caton —

Caton

Eine Seele

Zu retten aus des Gottseibeius Klauen,
Ist's nie zu spät.

Madelon

Der Vater hats nicht gern,
Wenn ich nach ihm noch auf bin.

Caton

So? Und er

Ist streng; ich weiß es. Ja, ich möchte nicht
Mit ihm zusammenkommen anders als
In Fried und Frömmigkeit. Ich zünde nur
Mein Lämplein wieder an.

(Sie beginnt, kann aber nicht damit fertig werden)

Ich sage nur:

Die Menschen leben froh und unbekümmert
Und lassen Gott den guten Vater sein;
Warum muß ich denn nur den Bösen sehn,
Wo ich nur hinseh? und mich drob ereifern?
Die andern, o wie sind sie glücklich blind;
Warum muß mich denn nur der Geist regieren,
Daß ich mich über alles ärgern muß
Und überall Gottlosigkeit entdecken,
Daß ich drein schlagen möcht mit Hand und Füßen?
Ich denke, Gott hat etwas mit mir vor.
Ich gehe schon. Nur eins. Ich sage nur —
Ich weiß, ihr hörts nicht gern; doch sprechen muß ich,
Wenn mich der Geist regiert. Ich frage nur:
Was kann ein junger Mensch darunter haben,
Bleich auszusehn, wenn er sein gutes Essen,
Sein Trinken hat und seine rechte Ordnung
In allen Dingen, nicht für Wäsche braucht,
Noch für Beleuchte, Betten, Knecht und Vieh,

Noch sonst für was zu sorgen? Was? Wie kann er
 Sich unterstehn da, blaß zu sein? Und da vorbei
 Mir nichts und dir nichts stürzen, als wär ich
 'Ne Nadel, und das bin ich, dank Gott, nicht.
 Ein gutes Auge kann mich noch erkennen.
 Ich sage nur: Was hat er blaß zu sein?
 Kann er nicht sagen: Guten Abend; wie?
 Und daß ichs euch nur sage: Was steigt er
 Aus seinem Fenster nachts? Kann er das nicht
 Den Herren lassen? — Nicht als lobt ich die —
 Und hat ein Bräutchen wie ein Nesselstöcklein!

Madelon

Ihr scherzt, Frau Caton; das ist eure Art so.

Caton

Meint ihr, Unart sei meine Art? Da schlug ich
 Doch noch in meinem Alter aus der Art.
 Ich sag euch: Das ist eine Art von dem
 Gottseibeius. Nehmt euch vor dem in acht.
 Ich sags ihm so noch, daß es eine Art hat.
 Ei, mag er klettern doch, soviel er will,
 Was geht das mich an? Aber zu verschwinden,
 Spurlos verschwinden, sag ich euch, rein von
 Der Gotteserde wegverschwinden, ganz und gar
 So mir nichts dir nichts und, weiß Gott, wohin?
 Das geht euch nicht mit rechten Dingen zu.
 Was ist er bleich und sagt nicht guten Abend?
 Als wenn er mich nicht sah? Hat seinen Grund:
 Der Gottseibeius mag von mir nichts wissen;
 Er weiß, ich bin ihm immer auf dem Dach.
 Na, nichts für ungut. Ja; ihr glaubt mir nicht.
 Ihr seid verliebt; da seht ihr freilich nicht.
 'S ist eine wilde Nacht heut, schaurig, schaurig,
 Über die Maßen schaurig. Nun, wir stehn
 Und reden hier im warmen Kämmerlein,

Derweil vielleicht da draußen auf der Straß 'nem
Vornehmen Mutterkind der kalte Dolch
Ins warme Herz fährt —

Madelon

Macht ihr mich zu fürchten.
Sprecht nicht so garstige Dinge, böse Caton.
Gewiß steck ich die Nacht bis an die Stirn
Unter der Decke. Daß ein Mensch so was
Soll können; doch ich glaubs euch nicht.

Caton

Ich glaube,
Ihr glaubt, es glaubt es jemand gern? — Für heut
Nun weiter nichts, als eine gute Nacht.
Schlaft ihr nur. Schlaft ihr nur. Wir wollen desto
Munterer sein. Die Marechaussée — hört
Ihr sie? — die ist mein Adjutant; ein frommes Lied
dazu —
Nun laßt den Bösen bellen. — Gute Nacht.
Schlaft nur. Denn Gott und Claudes Caton wacht.

(Ab)



Siebenter Auftritt

Madelon (allein)

Was die nicht sieht! Ich zittre ordentlich
Vor Furcht. Daß es so böse Menschen giebt!
Wie glücklich bin ich doch, du lieber Gott,
Daß ich so guten Menschen angehöre.
Man sagt: So fromm wie René Carbillac.
Da muß ich dankbar sein, so lang ich lebe;
Könnt ich nicht eines bösen Menschen Kind sein? —

Ob solche böse Menschen Kinder haben
 Und Bräute? Und was könnten die dazu?
 Ach, das ist schrecklich, wenn man sichs nur denkt!
 Ich wills nicht denken, krank könnt ich sonst werden
 Vor bloßer Furcht. Nein, ich will beten. Gott,
 Ich kann es nicht dem Vater danken, daß er
 So gut ist und so brav. Hörst du ein Kind,
 O so vergilt dus ihm! Und meinen Bräutigam —
 Ich weiß nicht, was ihm fehlt; doch ist's kein Unrecht,
 Das weiß ich so gewiß — laß wieder sein
 So froh und heiter, als er sonst es war. —
 Wird das so seltsam sein, wenn man mich Frau nennt,
 Und ich nicht mehr im bloßen Kopfe kann gehn,
 Ein Häubchen tragen muß. Wie ich mag aussehen?
 Ach, ich muß lachen, wenn ich nur dran denke.
 Und schämen werd ich mich zuerst. Warum?
 'S wird ja nicht anders, als es jezt schon ist —
 Was ist's denn weiter, wenns Frau Bruffon heißt?
 Das ist schon wahr. Und doch werd ich mich schämen.

(Sie geht mit ihrer Lampe durch die Seitenthür, nachdem sie das Licht
 ausgelöscht hat)



Achter Auftritt

Einige Zeit bleibt das Theater leer, dann Schritte und das Geräusch der
 Maréchaussée auf der Straße. Dann bringt **Olivier** den verwundeten
Cardillac mehr getragen als geführt

Cardillac

Oh — hierher — hierher — oh. Der Teufel selbst
 Hat ihm die Hand geführt. — Langsam — nur
 langsam —
 Ich bin des Todes.

Olivier

Setzt euch in den Stuhl hier.
Gott! ich bin ganz verwirrt — so wie im Traum.
Sagt nur, was ich beginnen soll?

Cardillac

Meinen Schmuck!

Meinen Schmuck!

Olivier

Ist das entsetzlich, wie er stiert
Und mit den Händen tastet in der Luft.
Was thun? Was thun? Kommt zu euch, Meister, sagt,
Ich bitt euch, Meister, sagt, was ich beginne?
Fahrt ihr so fort, so tötet mich die Angst.

Cardillac

Es wär ein Gott? Es wär ein Gott? Du lügst.
Ich soll nicht ruhig sterben.

Olivier

Meister, ich

Hab nichts gesagt.

Cardillac

Nein, nein, du bist's auch nicht.
Und doch spricht's immerfort. Sieh hin, sieh hin
In jene Ecke; dort kommt's her. Sieh hin,
Wer dort ist?

Olivier

Dort ist niemand.

Cardillac

Aber hier

In dieser; oder dort. — „Es ist ein Gott.“
Hörst du, Olivier? „Und doch ist einer,
Und doch!“ Wahnsinnig könnte man da werden.
Sieh hin ans Fenster du. Vielleicht spricht jemand
Durchs Fenster: 'S ist ein Gott, und doch ist einer!

Olivier

Sprach jemand, Meister, so hört ichs doch auch.

Cardillac

Wies flüstert: 'Es ist ein Gott, und doch ist einer —
 Und doch! und doch! und immer, immer, immer:
 Es ist ein Gott! Es ist ganz nah herum —
 'Es ist in mir selber, glaub ich. Wie das brennt
 In meiner Seele Ohr. Wie wird mir angst.
 Nimm mir den schwersten Hammer, schlag damit
 Den Amboss, bis er weißlich glüht. Laß! Laß!
 Bräch selbst der ehrne Himmel müd zusammen,
 Kreischten die Stern in ungeölten Angeln,
 Und ging der Donner mit dem Reiter durch
 Und schlug den Huf der Wolf in ihren Rücken,
 Daß sie aufstöhnte hunderttausendstimmig —
 Das Flüstern übertönt es nicht: „Es ist
 Ein Gott!“ O brüllt es selbst mit Sturmposaunen
 Daher, so wär es doch zu tragen noch;
 Vor einem Lärmen kann die Seele flüchten
 Unter der Betäubung Vampirflügel. Diesem
 Entsektlich leisen Flüstern muß sie stehn.
 Das hält sie fest und leuchtet unbarmherzig
 Ihr alle Falten aus, sodaß ihr selbst
 Vor ihrer wüsten, leeren Tiefe graut.
 „Und doch ist einer!“ Hörst du? „Doch ist einer!“
 Ha ha ha! „Doch ist einer — doch ist einer!“
 Wär ich wahnsinnig, dann wär alles gut.

Olivier

Die Seele, angstverwirrt, vergreift sich, mengt
 Die Gegenteile schaurig lächerlich.
 Der Jammer flucht, und die Verzweiflung jubelt,
 Das Lachen weint, das Weinen lacht. Und mir
 Reißt Schwindel hier an dieses Abgrunds Kluft

Die Stütze der Besinnung aus der Hand.
Ach großer Gott, wie bin ich ratlos.

Cardillac

Schaff

Mir Madelon. Vielleicht, wenn ich sie seh —

Olivier (pocht an Madelons Thür)

He, Madelon! Hörst du mich, Madelon?
Steh auf! Steh auf! Dein Vater —

Cardillac

Nimm den Dolch

Mir aus der Brust. Versteck ihn. Sag ihr nicht,
Daß ich gemordet bin. Deck mir was über
Die Brust, daß sie das Blut nicht sehen kann.

Olivier

(steckt den Dolch in die Tasche, bedeckt Cardillac die Brust und pocht
wieder)

Sie hört mich nicht.

Cardillac

Solang man jung ist, hat
Man guten Schlaf, und jeder Traum ist süß
Vom Zucker der Gewissensruh.

Olivier

Hörst du?

He, Madelon!

Madelon (draußen)

Was ist?

Olivier

Schnell komm heraus.

Madelon

Ich komme schon. Ich zieh mich nur schnell an.

Olivier

Eil dich.

Cardillac

Meinen Schmuck! Meinen Schmuck!

Olivier

Wie schauerlich!

Das Fieber rüttelt ihn schon wieder.

Cardillac

Gieb

Mir meinen Schmuck, und du sollst leben bleiben.
 Ich will dir einen andern schaffen. O,
 Ich weiß schon, wie man Schmucke schafft. Still doch,
 Wenn ich dir was erzählen will. Hör du,
 Warum ist rot das Gold und weiß das Silber?
 Still doch; so was sagt man nicht gerne laut.
 Das Gold ist rot von all dem roten Blut,
 Das drum geflossen ist; das Silber bleich
 Vor Schauder über das, wozu es lockt.
 Sie schliefen süß unschuldigen Kinderschlaf —
 So heißt, wenn man noch keine Träume hat —
 Am Erdenherzen, bis das Raubtier Mensch
 Der alten Mutter in das Eingeweide
 Die Klauen schlug. Die arglos Schlummernden,
 Sie mußten Räuber, Kuppler, Mörder werden;
 Nun rächen sie ihre Unschuld am Verführer;
 Aus Knechten werden sie des Menschen Herr
 Und treiben ihn zu allem Gräßlichen.
 Alles ist gut, was noch nicht Menschen dient,
 Dem schlaunen Feind der Unschuld der Natur.
 Die ewigen Sterne selbst am Himmel dort,
 Wenn sie des Menschen Gier erreichen könnte,
 Die müßten seiner Lüste Kuppler werden. —
 Her mit dem Schmuck. Fort mit dem Schmuck. Fort! —
 Her! —

Die Steine brennen. Bunte Flammen finds,
 Die durch das Aug mit glühenden Zungen züngeln
 Und, durstige Vampirn, an dem Hirn mir saugen.

Das brennt! Das brennt! Das brennt! Dasselbe, was
Des Menschen Himmel ist, ist seine Hölle.
'S giebt Menschen, die nur beten dürfen, und
Ablassen muß der böse Geist von ihnen.
Ich kann der Kirche schenken. Die Kirche ist feil.
Für Geld verkauft der Priester mir den Himmel.
Für Geld ist Erd und Himmel feil. Ha ha!

Olivier

Ein jedes Haar bäumt einzeln ihm die Angst,
Und Schauer fräuseln flüchtig seine Haut,
Wie Wirbelwind den Staub am Boden hin.
Aufzuckt Entsetzen jeder Nerv an ihm,
Ein jeder Nerv ein Mensch im Todesringen.
Jetzt faltet er die Hände. Welch ein Vetter.

Cardillac

'S könnt jemand lauschen; Claudes Caton etwa —
(Er singt)

Und laß dem Satan —

Hol euch die Pest, ihr Blutvergifter — halt ihn!
Mir nach, Olivier, schnell! halt ihn! halt ihn!
Halt ihn! Da läuft er fort mit meinem Schmucl.
Mach mir die Füße frei, Olivier;
Eine Spinn umspinnt sie mir — da fall nicht über
Den roten Faden — ich lauf und lauf und lauf
Und komm nicht von der Stelle — und muß dort sein
Punkt elf — da an der Mauer. Gieb die Schmucke;
Hörst du, Olivier? Laß Messen lesen.
Dann hol ich sie mir wieder. — So was kommt
Nicht alle Tage vor; die werden lachen;
Was steht ihr da und schüttelt euch! Bin ich
Der Cardillac nicht mehr, der fromme Bürger?
Ha ha ha ha; die Guten ließ ich leben,
Hab nur die Schurken abgethan. Ha! ha!
Hörst du? hörst du? wies hämmert hier? Ha ha,

Und hin und herächzt in der Nerven Kreuzgang?
Wies angstvoll an die leeren Zellen pocht?
Wies ruft, wies trippelt hin und her und stöhnt?
'Ne arme Seel, die soll begraben werden
Und hämmert jezt sich selber ihren Sarg.

(Singt)

**O du heilig ewig Gut,
Nimm uns du in deine Gut!**

Ich will euch — Harnisch unterm Koller tragen,
'Nen tugendhaften Mann zum Narren haben,
Mit meinem eignen Dolche mich bedienen —!

Olivier

Sie kommt. Gott! wenn sie seine Reden hört,
Wenn sie erfährt —

Cardillac

Ich will euch, Schurkenpack!
Halt ihn! Halt ihn! Halt ihn! Olivier!
Er hat meinen Schmuck noch. Bohr ihm durch den
Harnisch!
Such seine Seele mit dem Dolch! Halt fest
Und laß sie nicht! Die Seelen sind wie Luft,
Wie Blasen. Halt sie fest! Nagle ihm die Seele
Ans Herz! Häng sie an seinen Därmen auf!
Halt ihn! Halt ihn! Zapf ab! Zapf ab! Zapf ab!

(Singt)

Und fassen uns des Todes Wehen,
Laß deine Engel um uns stehen.



Neunter Auftritt

Madelon im Nachtkleide und aufgelösten Haaren; mit einem Licht.
Die **Vorigen**

Cardillac

Was ist da — da — da — da? — ein weißer Engel?
Er thut mir in der Seele Augen weh.
Ich kann das Weiße nicht — hat er meinen Schmuck?
Und wenns ein Engel ist, meinen Schmuck soll er
Mir geben.

Madelon (vom ersten Schreck erholt)

Vater! Vater! Was ist dir?

Cardillac

Ich hab ein Kind? — Ach, so ein frommes Kind.
Dein Atem kühl't mit süßem Veilchenduft —
Das wäre schön, wenn nicht — jetzt faßt er mich,
Der Tod — Laß — laß — oh — oh —

(Er kann nicht mehr sprechen)

Olivier

Siehst du? Er winkt.
Die Hand sollst du ihm geben —

Madelon

Vater, stirb
Mir nicht! Ach, stirb mir nicht! Was hab ich dir
Gethan, daß du mir stirbst?

Olivier

Er legt deine Hand
In meine — siehst nach dem Schranke — wie? was
meint ihr?
Er deutet — macht ein Kreuz — ja, ich versteh euch.
Ja; ja; er zuckt! es ist vorbei. —

Madelon

Nein! Nein!

Er soll noch leben! Nein, er muß noch leben!
 Laß ihn nicht sterben! Liebst du mich, laß ihn
 Nicht sterben! Wenn du Mitleid hast mit mir —
 Ich will dir alles, was du willst — nur laß ihn
 Nicht sterben! —

Olivier

Madelon! Mein armes Mädchen!

Madelon

Gott, hier ist Blut — ist — Hilf! er ist ermordet!

Olivier

Um Gottes willen, schweig! — Wenns jemand hörte!

Madelon

Olivier! Hilfe! Hilfe!

Olivier (außer sich)

Du sollst schweigen!

Die Wache zieht vorbei. Ach, Madelon,
 Komm zu dir!

Madelon

Du? Du bist? Und hätt ich mich
 Verloren, hier in deinem Aug sänd ich
 Mich wieder. Ach, Olivier, könnt ich
 Nur weinen!

Olivier

Horch! Was ist das?

Madelon

Nun hab ich
 Nur dich noch auf der Welt, nur dich allein!

Olivier

Um Gottes willen! horch; da auf der Treppe —
 Es klingen Sporen. Gott! wer wird mir glauben!

Madelon

Was fürchtest du? Ist nicht mein Vater nun
Ein Engel? Fühlst dus nicht? Mir ist, es weht
Um uns wie leiser, lauer Flügelschlag.
Nun bet ich noch um eins so gern zu Gott.
Bei ihm ist ja der gute Vater nun!



Behnter Auftritt

Caton, Degrais, Gendarmen, erst noch in der Scene.
Die Vorigen

Caton (draußen)

Hierher, Herr Polizeilieutenant Degrais!
Hier wars, hier oben. O, ich kenne noch
Den Gottseibeius; der macht Claudes Caton
Nichts vor.

Degrais (weiter entfernt als Caton)

Nicht einen Fußbreit dieses Hauses
Laßt undurchsucht.

Caton

Wenn eure Leute nur
Stand halten.

Degrais

Ihr seid sicher.

Caton

Meinetwegen?

Mit meinem Rosenkranz und frommen Sprüchlein
Nehm ichs allein auf mit dem Gottseibeius.
Laßt sehen, wer den andern schützen wird.
Ihr mich, oder ich euch? Nur hier herauf.

Rein Wunder, daß ihr nicht den Bösen fangt;
 Der wird euch leichter fangen, als ihr ihn.
 Er hat euch schon. Das Liebeln, Trinken, Spielen,
 Das Fluchen und das weltliche Erzeigen,
 Das sind die Hentel, dran er Menschen faßt.
 Nehmts nicht für ungut, Herr, doch ich muß sprechen,
 Wenn mich der Geist regiert. Wie kommt ihr mir?
 Ihr wäret mir die rechten Himmelsfechter.
 Wozu das Schwert? Einen Weihwedel hängt
 An eure Seiten. Ein Gebetbuch faßt
 Anstatt des Stabs in eure Hand. Was soll
 Dies weltliche Gefrös von Rosamenten?
 Hängts Paternoster um. Das ist euch besser.
 Dann fangt den Satan ihr; so fängt er euch.

Degrain

Gut ist's, Frau Caton, was ihr spricht. Doch besser,
 Wenn ihr jetzt schwiegt.

Caton

Glaubt ihr, ich kann nicht schweigen?
 Doch muß ich schweigen, bin ich unnütz hier.

Degrain

Wir brauchen euch, Frau Caton.

Caton

So; ihr braucht mich?
 Ich brauche niemand. Doch — wenn ihr mich braucht,
 Claude Patru ist mein Herr; ich weiß nicht, ob er
 Euch kennt? — Nein, Gott sei Dank, er kennt euch nicht.
 Und ging ich, nicht um euretwillen ging ich,
 Denn seht: Ich steh in Gottes Namen hier.
 Doch ihr sollt sehen, daß ich schweigen kann. —
 Nur immer hier heran. Hier ist die Thür,
 Hier in der Stube war der wilde Zanf.
 Ich wohne gleich darunter. Hier ist vorhin

Geröchelt worden. Hier herein, so fangen
Wir den Gottseibeius in seinem Nest.
Ich habe nicht umsonst gewacht. Ich wußte:

(Sie tritt ein mit ihrer Lampe)

Der Herrgott hatte Großes mit mir vor.

Degrais (tritt ein, Gendarmen besetzen die Thür)

Im Namen des hochpeinlichen Gerichtshofs
Chambre ardente; was ist hier geschehn?

Caton

Ihr fragt noch, Herr? Seht ihr nicht hier? Da liegt er,
Der tugendhafte Mann — doch ich kann schweigen.

Degrais (untersuchend)

Gemordet? Leuchtet her.

Caton

Gott sei uns gnädig!

Degrais

Ja, endlich. Gott sei Dank!

Caton

Seid ihr ein Heide?

Wollt ihr uns allesamt — doch ich kann schweigen.

Degrais

Dieselbe Wunde. Endlich, endlich sind wir.
Der Mörderbande auf der Spur. Wer ist
Der Bursche hier?

Caton

Olivier Bruffon, sein
(auf die Leiche zeigend)

Gefelle.

Degrais

Seht, wie er erbleicht.

Olivier

Herr, wenn ich
Erbleiche, so ist's nicht aus Schuld. Ich bin
Unschuldig. Bleich macht der Gedank mich nur,
Daß ich als schuldig euch erscheinen muß.

Degrain

Müßt ihr? Das mein ich eben.

Olivier

Ihr müßt glauben:
In diesem Zimmer sei die That geschehn,
Und ich der Thäter.

Degrain

Ja; das muß ich denken,
Bis ihr mir, daß es anders ist, beweist.
Frau Caton, spricht: Habt ihr an diesem Burschen
Bemerkt, daß er jähzornig ist? daß er
Im Streit mit seinem Meister war?

Caton

Im ja;
Jähzornig? Nun, das weiß ich selber nicht.
Noch vor acht Tagen, das weiß ich gewiß,
War er ein andrer. Wie 'ne Taube, seht,
'Ne ausgestopfte Taube, lustig, rot
Von Wangen — ei, er war ein hübscher Junge.
Ein Hammerschlag, ein muntre Ton, und wieder
Ein Hammerschlag: so schmiedet er ein Lied
Und eine Arbeit miteinander fertig,
Und Lied und Arbeit, beides war geraten.
Ja, damals hatt er stets ein freundlich Wort,
Einen guten Tag, Frau Caton; und seit gestern,
Glaubt ihr, daß mich der Bösewicht nur einmal
Gegrüßt hat? — Und wie ich euch schon gesagt,
Der Meister jagt ihn fort und bracht ihn doch
Den nächsten Morgen selbst ins Haus zurück.

Olivier

So wahr ich lebe, und so wahr ihr lebet,
In diesem Haus ist's nicht geschehn. Der Meister
War ausgegangen —

Caton

Ausgegangen? Seht doch!
Euch wird schon noch der Lügenatem ausgehn.

Olivier

Und in der Straß Micaïse stach ihn einer
An meiner Seite tot. Ich trug ihn heim.

Caton

Ihr trugt ihn heim? Durchs Fenster? Durch den
Schornstein?
Ihr trugt ihn heim?

Degrats

Nach euern Worten scheint es,
Es führt kein zweiter Eingang in das Haus.

Caton

So wenig als zwei Wege in den Himmel.
Und diesen einen Weg hielt ich belagert
Mit allem Sturmgeschütz der Frömmigkeit.
Hab mit den Augen hier den Seligen
Die einzige Thür verschließen sehn; bin dann
An seinem Schlafgemach vorbeigekommen,
Da sang er einen gottesfürchtgen Vers —
Es ist noch keine Stund vorbei seitdem —
Und bin seitdem nicht von der Trepp gekommen.
Und wär er ausgegangen, was doch nicht ist,
So müßt er mir vorbeigekommen sein —
Daß wär er nimmer ohn ein freundlich Wort;
Und müßt die Thür alsdann geöffnet haben —
Denn durch verschlossene Thüren geht kein Mensch.
Und nur vorhin hab ich den Seligen

Mit ganz erstickter Brust hier röcheln hören:
 „Halt ihn! Halt ihn!“ Und, Herr, wie klang euch das!

Degrain

Was sagst du nun? Wie, Bursche?

Olivier

Herr, so wahr

Ein Gott im Himmel ist, der Meineid straft,
 Ich kann nichts anders sagen, als ich sagte:
 Vor meinen Augen stach ihn einer tot.

Degrain

Gesahst, ihn zu berauben?

Olivier

Herr, ich weiß nicht.

Degrain

Und du hieltst nicht den Mörder ab? Du standst
 Dabei und ließeßt es geschehn? Standst ruhig
 Dabei? Rieffst nicht um Hilfe?

Olivier

Herr, zum ersten

Kam ich zu spät. Und Hilf herbeizuholen,
 Verbot der Meister selbst. Ich durft es nicht.

Degrain

Wenn ihr wollt lügen, lügt wahrscheinlicher.
 Und was hatt er so spät in jener Gasse
 Zu thun?

Olivier

Ich weiß nicht.

Degrain

Was du selbst?

Olivier

Nicht sagen.

Ich kanns euch

Degrais

So? Kommt mir doch etwas näher.
Ihr blutet wohl zuweilen aus der Nase?
Oder habt ihr euch gerührt?

Olivier

Als ich ihn trug,
Da floß das Blut von ihm auf mich herab.

Degrais

Und ließ, der ihn erschlug, den Dolch zurück?
Nahm er ihn mit sich?

Olivier (verwirrt)

Herr, das weiß ich nicht.

Degrais

Es scheint, wir wissen mehr als ihr. Er nahm
Ihn mit sich. Wußt er, daß der That Genosse
Auch ihr Verräter würde sein —

(mit feierlich erhobner Stimme)

He! Ihr,

Olivier Bruffon,

(er reißt ihm rasch den Dolch aus der Tasche und hält denselben ihm
vor die Augen)

wovon ist der Dolch

In eurer Tasche blutig bis ans Heft?

Olivier

Ich bin verloren! Ohne Schuld verloren!

Degrais (untersucht)

Das Messer und die Wunde hier verleugnen
Sich nicht. Mit diesem Dolche ist's geschehn.

Olivier

Der Meister wollt es so, daß ich den Doldh
Ihm aus der Wunde nahm und ihn versteckte;
Er wollte nicht, daß es sein Kind erführe —

Degrais

Er wollte? Ihr, ihr wolltets nicht. Genug.
Faßt ihn und legt ihm Ketten an die Hände.
Vielleicht, wenn er die spanschen Stiefel trägt;
Fällt dann ihm ein, was jetzt ihm ist entfallen.

Olivier

Gott! Die Tortur! Allmächtger Gott! Sie werden
Mich zwingen, zu gestehn, was ich nicht weiß.
La Regnie läßt kein Opfer aus den Händen.
Jesselt mich nicht — und ich bekenn euch alles.
Ich bin unschuldig, doch —

Degrais

Und doch unschuldig?
Hört man euch Buben selbst, seid ihr nie schuldig.

Olivier

Ich will euch nichts verschweigen. Ihr sollt sehn,
Daß ich der Schuldige nicht bin. Zwei Thüren nur.

(mit einer Bewegung nach dem geheimen Wandschrank hin)

Brauch ich zu öffnen, und ihr müßt mir glauben.
Unglücklich bin ich; schuldig bin ich nicht.
Laßt mich, und ihr sollt sehn.

Degrais

Wohlan, so laßt ihn;
Zeig uns, daß du unschuldig bist, und du
Bist frei.

(Sie lassen ihn)

Olivier

Was thu ich?

(Nach Madelon blickend, um die, da sie ohnmächtig, Eaton beschäftigt ist)

Madelon! — Ich darfs nicht.

Nein. Führt mich fort.

(Sie halten ihn wieder)

Nein, laßt mich! Großer Gott!

(Er sinkt auf die Kniee)

Was thun? Was thun? O Gott, erleichtre mir
Den Kampf. — Hier sterben, schmerzens, schreckensvoll,
Und doch unschuldig — dort, o Madelon,
Meine arme Madelon! Es wär ihr Tod.
Wie hast du so entseztlich mich verlassen!
Und doch, sterb ich, so muß sie mich verfluchen —
Und trag ich alles, das ertrag ich nicht.
Ich will sie fragen. Madelon!

(Sie fährt aus ihrer Lethargie auf und umschlingt ihn leidenschaftlich)

Kann ich

Sie lassen? Ich muß leben! Ich muß leben!
Dies Auge soll ich nicht mehr sehn, wies Frieden
Und Ruh mir in die trübe Seele blickt —
Ja; ich will leben! Ihr sollt sehn, daß ich
Unschuldig bin. Ich bin der Mörder nicht.
Ich will euch zeigen, wer der Mörder war.

Madelon

Mein frommer Vater, hilf uns doch vom Himmel!
Olivier, sei unverzagt. Er ist
Ja dort und wird dir helfen. O, ich weiß es!

Olivier

Du weißt es, daß er dort ist? — Ja; so muß
Ich sterben. Eins nur, Madelon, nur eins,
Eins laß mich fragen: Hältst mich du für schuldig,
Wenn sie mich töten? —

Madelon

Dich, Olivier?

Wenn sie dich töten, will ich auch nicht leben.

Olivier

Glaubst du an meine Unschuld?

Madelon

Wie an Gott

Und meinen Vater.

Olivier

Ja; es muß! — So führt mich,
Wohin ihr wollt. Ich bin bereit, zu sterben.
Verdien ichs, ist es nicht um diesen Mord.
Schuldig bin ich — und doch bin ich unschuldig.

Degrain

Schließt ihn und führt ihn fort. Wer ist dies Mädchen?

Caton

Des Selgen Tochter, Herr. Ein Engel.

Degrain

Weiß

Sie von der That?

Caton

Ich ging nur erst von ihr.
Sie legte sich zu Bett.

Olivier

Als ich sie weckte,
War alles schon geschehn.

Caton

Seht ihr, wie sie
Sich schämt, daß ihr sie so betrachtet?

Degrain

Vorwärts!

Madelon (an Olivier hängend)

Ach, Herr, nehmt ihn mir nicht. Ich habe niemand
Mehr auf der Welt, als ihn. Er ist unschuldig.

Seht, wenn er schuldig wär, liebt ich ihn nicht.
Er ist so brav, so gut. Ach, Herr, warum
Sollt ich das sagen, wenn es anders wäre!

(Auf ein Zeichen von Degrais bewegt sich der Zug)

O Gott, ihr hört mich nicht. Ihr wollt ihn töten.
Ich aber laß ihn nicht. Erst tötet mich.
Wenn ihr ihn tötet, tötet ihr mich mit,
Und wenn ihrs nicht wollt. Führt mich mit!

Degrais

Das könnte

Noch werden. — Vorwärts!

Madelon

Führt mich mit! Wo er ist,
Muß ich sein. Wo er nicht ist, kann ich ja
Nicht sein, kann ich nicht leben. Habt Erbarmen!
Ihr tötet mich doch einmal, trennt ihr uns.

Degrais

Zurück!

Olivier (indem er weggeführt wird)

Ach Madelon! arme Madelon!
Meine arme Madelon!

Degrais

Vorwärts!

Madelon

(will zu Olivier; dieser aber ist so von Gendarmen umgeben, daß sie
nicht zu ihm kann)

Olivier!

(Sie sinkt um; Caton bemüht sich um sie)

Olivier

(an der Thür schon, hält mit Gewalt an)

Ihr zürnt mir, Frau Caton. Nicht um mich
Erfüllt mir eine Bitte. Schützt die Arme,
Die stützenlos nun in der Welt soll stehn.

Betet für mich, denn ich muß sterben, weiß ich.
Ihr haltet mich für einen Bösewicht;
Und ich nur weiß, daß ich unschuldig bin.

(Auf erneuten Wink Degrais drängen die Gendarmen ihn mit sich fort.
Indem fährt Madelon aus Catons Armen auf, sieht sich wild um und
eilt außer sich nach. Einige tragen den Leichnam ab)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs



Vierter Aufzug

Bei der Scuderi

(wie früher)

Erster Auftritt

Gerons und **Martinière** im Gespräch; sie sprechen leise, um **Madelon** nicht zu wecken, die auf einem Ruhebett schlafend liegt

Martinière

Da schleppte man den Mörder eben fort.

Gerons

Den Mörder Cardillac's?

Martinière

Den Leichnam trugen

Zwei Männer nah genug an uns vorbei,
Daß ich erkennen konnte, wer es war;
Obgleich nur eben erst die Sonne aufging.

Gerons (auf Madelon zeigend)

Das Mädchen aber —

Martinière

Hing wie außer sich

Dem Mörder um den Hals; und als man ihn
Gewaltsam von ihr trennte, schlug sie nieder
In Ohnmacht auf das Pflaster. Wie sie das sah,
Da ließ mein Fräulein halten. Alles war

Vergessen, Landpartie und Freundin — alles.
 Das war so Wasser auf des Fräuleins Mühle,
 Die Jagd auf die Verlassnen macht. Sie nahm
 Das Mädchen von dem Pflaster in den Wagen;
 Zurück gings, und wir waren wieder hier,
 Von wo wir kamen.

Herons

Und das Fräulein?

Martinière

Damit

Wars nicht zu Ende. Recht gings nun erst an.

Herons

Die Kleine blieb dabei, ihr Bräutigam sei
 Der Mörder nicht —

Martinière

Ja. Und mein Fräulein hat
 Sichs nun geschworen, unversucht will sie
 Nichts lassen, was den Menschen retten kann.

Herons

Das sieht dem Fräulein ähnlich, wie das Mitleid
 Den Engeln. Doch vergeblich müht sie sich.
 Oh windet sie dem Satan eine Seele
 Aus der Hand, als diesem la Regnie ein Opfer.
 Und gegen ihren Schützling spricht zu viel,
 Als daß man ihre Meinung teilen könnte.

Martinière

Nun gings sechs Tage lang von Pontius zu
 Pilatus, zu la Regnie, zu — weiß ichs?
 Sie ist nicht, schläft nicht — und da hilft kein Wort.
 Jetzt eben ist sie wieder auf der Straße

(Nach Mabelon zeigend)

Wärs nicht ein gar so liebes Kind, ich könnte
Der Kleinen dort in vollem Ernste gram sein.

Gerons

Da kommt sie selbst.



Zweiter Auftritt

Fräulein. Martinière. Gerons. Madelon schlafend

Martinière

Und ganz erhitzt.

Gerons

Mein Fräulein.

(Küßt ihr die Hand)

Fräulein

Mein alter Freund, willkommen.

Gerons

So erhitzt —

Martinière (stellt ihr einen Stuhl)

Ruhn Sie erst aus, bevor Sie sprechen.

Fräulein (betrachtet erst Madelon liebevoll)

Ruhn?

Da Regnie ruht nicht.

Gerons

Lassen Sie doch den.

Was geht Sie der an?

Fräulein

Seht, er weiß noch nicht,

Daß ich ein Advokat geworden bin.

Ei, das versteht ihr nicht, ihr jungen Leute;
Ein junger Anwalt, der muß rüdrig sein.

Heron (will ihr den Puls fühlen)

Sie müssen —

Fräulein (immer im Scherz)

Dacht ichs nicht? Er will den Puls
Mir fühlen. Ja, das ist so hergebracht.
Wenn man das Rechte will mit rechtem Ernst
Und nicht bloß auf die eigne Ruhe denkt,
Dann fühlen uns die Leute an den Puls.

Heron (ebenso)

Wenn jemand will Unmögliches erzwingen,
Dann ist's am Platz. Sie, bestes Fräulein, sollten
Sich schonen.

Fräulein

Schon. Ja; das ist das Wort.
Man muß das Unrecht dulden, wo es sei,
Wenns uns nur nicht betrifft; das heißt: sich schonen.
Ich dachte schon, Heron, auch euch zu werben
Zu einem Kämpfer der bedrohten Unschuld.
Ihr geltet was beim König, und man hört euch.
Hab ich die Rechnung ohne Wirt gemacht?
Helft ihr mir, Freund? Oder müßt ihr — euch schonen?
Wie?

Heron (bedenklich)

Fräulein —

Fräulein (ahmt's ihm nach)

Fräulein — O, nun ist's schon gut.
Inkommodiert die Zunge mir nicht weiter.
Antwort genug hab ich an dieser Probe.

Heron

So machen sie, die Ritter von dem Recht;
Niemand ist ungerechter — um das Recht.

Fräulein

Und ihr seid ein Besonnener, der vor
Besonnenheit nicht zur Besinnung kommt.
An euch, ich seh's schon, darf ich mich nicht wenden.
Was ich bedarf ist Hilfe, wackre That.
Ich weiß, was man bei euch, ihr Klugen, findet:
Rat, der nicht rät, und Hilfe, die nicht hilft.
Ihr, die ihr bis zur Unbesonnenheit
Besonnen seid, geht mir, geht. Einen brauch ich,
Der sich vergessen kann. Das könnt ihr nicht.

Serons

Und doch — gesetzt —

Fräulein

Ja, wenn und in dem Fall
Der Fall vorfiele, daß, im Fall der Fall wär —
Die einzige Antwort, die ich brauchen kann,
Die heißt: Ja oder Nein. Ich will, will nicht.
Atem vergeudet, wer die That will sparen.
O, ihr Besonnenen, so zeigt mir doch
Das Große, was ihr auf der Welt gethan?
Das Größte, was geschah, — die Klugheit nicht,
Die Einfalt that's in edelm Selbstvergessen,
Und die Besonnenheit — hat zugefehn.
Vielleicht thu ich euch Unrecht, und ihr seid
Noch nicht verloren, seid noch zu entflammen.

(Sie führt ihn vor das Ruhebett)

Hieher, Serons, hier kommt mir her und seht
Dies Antlitz. Seht es noch einmal und wagt
Mir nur mit eines Zweifels Hundertteil
Die Wahrheit dieser Stirne zu verleumden.
Ihr sollt dem Mund nicht glauben, wenn er wacht;
Euch will ich's glauben, Mund und Wachen lügt.
Doch Aug und Stirn und Schlummer lügen nicht;
Seht her und wagt's, zu sagen: Dieses Mädchen

Liebt einen Mörder. — Wär es; ja, dann traut ich
Mir selbst nicht mehr. Und sagt' mir einer dann:
Der Meister Serons hats gethan, ihr selbst
Habt ihm geholfen — dann — dann glaub ichs ihm;
Dann glaub ich alles, wärs auch noch so toll;
Dann ist der Schöpfer selber der Verfälscher.

Serons

An dieses Kindes Reinheit zweifel' ich nicht.
Doch alles, was man weiß, spricht gegen ihn;
Ihr seids allein, die seine Sache führt.

Fräulein

Die Welt ist hart; sie glaubt das Schlimme lieber.
Der Angeklagte ist den meisten Menschen
Schon ein Gerichteter. Was gegen ihn spricht,
Das weiß man; weiß man auch, was für ihn spricht?
Was ihn verdammen kann, drum müht sich jeder,
Da weiß der was und der; zu seinem Besten,
Ach, da hat niemand Lust und niemand Zeit.
Ihr seid, wie alle. So spricht der la Regnie,
So Degrais. Ach, an Härte sind die Menschen
Sich alle gleich.



Dritter Auftritt

Baptiste (ängstlich). Vorige

Fräulein

Was fehlt dir?

Baptiste

Nur erschreckt

Mir nicht; ach, gnädiges Fräulein —

Fräulein

Närrischer

Baptiste; warum sagst du nicht: Erschreckt mir?
Denn beides sagt dasselbe. Und nun sprich,
Warum?

Baptiste

Der Polizeilieutenant —

Martinière

O Himmel!

Was will der bei euch?

Baptiste

Degraiß will euch sprechen.

Fräulein

Seid ihr so kindisch noch und fürchtet euch
Vor einem Titel? Laß ihn ein.

Baptiste

Es ist

Nie etwas Gutes, was der bringt. Und einen
Verhängten Wagen führen sie mit sich.

Fräulein

So ist er nicht allein?

Baptiste

Am Wagen unten

Da halten vier Bewaffnete.

Fräulein

Laßt ihn

Nicht warten.

Baptiste geht kopfschüttelnd



Vierter Auftritt

Degrais. Vorige

Degrais

Edles Fräulein, ihr entschuldigt
Mein Kommen mit des Präsidenten Auftrag.

Fräulein

Entschuldigt, daß ich sitze, Herr, und thut
Das gleiche, dann —

Degrais

Mein Auftrag lautet nur
An euch.

Fräulein (zu Serons)

Mein werter Freund —

Serons küßt ihr die Hand und entfernt sich

Fräulein (zur Martinière)

Geh, Martinière, nimm die Kleine mit dir.

Martinière weckt die Madelon, bedeutet sie, und beide gehn durch
die Seitenthür ab



Fünfter Auftritt

Fräulein. Degrais

Fräulein

Und nun sind wir allein. Nun spricht. Ich höre.

Degrais (hat auf ihren Wink Platz genommen)

Der Präsident la Regnie würd euch nicht
Belästigen, mein Fräulein, kennt er nicht

Eure hohe Tugend, euern edeln Mut.
Es liegt in eurer Hand das letzte Mittel,
Der Sache Wahrheit an den Tag zu bringen,
Die euch so wichtig scheint als uns.

Fräulein

Ihr sprecht

Von dem Olivier Bruffon. Redet weiter.

Degrain

Er dringt in uns mit flehentlichen Bitten,
Ihm zu erlauben, daß er euch, mein Fräulein,
Sein Herz entdecke. Alles will er euch
Gestehn. Laßt euch herab, mein gnädigs Fräulein,
Und ihr erspart vielleicht ihm die Tortur.

Fräulein

Ich soll —

(Sie steht auf, ernst)

Mein Herr, hab ich euch recht verstanden?

Ich zweifle noch, ob man es wagt, mir eine
Gemeinheit zuzumuten solcher Art.
Aushorchen soll ich den Unglücklichen?
Soll sein Vertrauen mißbrauchen und verraten?
Und wär er auch der Mörder, der er scheint,
Und hört ich ihn, so ruhte sein Bekenntnis
Mir als ein Beichtgeheimnis in der Brust.

Degrain

Vielleicht, mein Fräulein, änderte sich dann
Euer Entschluß. Erinnert euch: ihr batet
Den Präsidenten selbst um Menschlichkeit.
Ihr sollt allein ihn sprechen. Niemand soll
Behorchen, was er euch vertrauen wird.
Ihr könnt es dann entdecken, könnt's verschweigen,
Könnt soviel davon sagen, als euch gut dünkt;
Das alles hängt von euerm Willen ab.

Und daß ihr nichts zu fürchten habt von ihm,
Dafür steh ich mit meinem Leben ein;
Er spricht von euch mit brünstiger Verehrung.

Fräulein

Ihr habt ihn bei euch?

Degrain

Sprecht ihr ja, so steht er
Den Augenblick vor euch. Und sprecht ihr nein,
So geht die Untersuchung ihren Gang,
Und die Tortur —

Fräulein

O Gott!

Degrain (zuckt die Achseln)

Wir müssen ein
Geständnis haben —

Fräulein

Ein Geständnis; ja,
Und wärs ein falsches, ein Geständnis nur!
Geht, geht, ihr Helfer der Gerechtigkeit;
Ihr machtet einen Engel zu dem Mörder,
Nur daß ihr nichts vergebens habt gethan!

(Nach kurzem Besinnen)

So laßt ihn kommen.

Degrain (aus der Thür)

Olivier Bruffon, kommt
Herein!



Sechster Auftritt

Olivier. Vorige

Degrain

Ich mache Platz.

Fräulein (wie sie den Olivier sieht)

Was seh ich? Laßt mich
Mit diesem Menschen nicht allein. Gott! ist
Es der? — Hört, nehmt ihn fort. Den Menschen
will ich
Nicht sprechen.

Degrais

Kommt denn, Bursche.

Olivier

Großer Gott!

Auch diesmal soll mirs nicht gelingen?

Fräulein

Geht!

Geht! Hört ihr?

Degrais mit **Olivier** ab



Siebenter Auftritt

Das **Fräulein** allein, bald darauf **Madelon**. **Martinière**

Fräulein

O so ist es doch! ist doch!

Es ist derselbe, der das Kästchen — Gott,
Warum durst ich nicht sterben, eh ich das
Erfuhr!

Madelon stürzt herein. **Martinière** sucht vergeblich sie zurück-
zuhalten

Madelon

O Mutter! Meine zweite Mutter!
Er ist gerettet! Nicht? Ach nein. Ihr weint.

Fräulein

Geh — geh —

Madelon

Was ist euch? Hab ich euch gekränkt?
Was hab ich euch gethan?

Fräulein

Nichts. Nichts. Das Herz
Gebrochen — weiter nichts.

Martinière

Was ist euch nur?

Fräulein

Geht! Geht mir! Ihr seid alle falsch. Ich mag nicht
Mehr leben.

Martinière

Gott! Was ist hier nur geschehn?

Fräulein

Und hätt's ein Engel mir gesagt, — die Schrift
Auf dieses Mädchens Stirn ist nachgemünzt.
Die Thränen fließen nicht des Vaters Tod,
Sie fließen seinem Mörder, dem Gedanken
Der eignen Schuld, der Furcht vor eigner Strafe,
Vor — Gott! wohin gerat ich da!

Madelon

Ihr seht

Mich nicht mehr an. Und ich weiß nicht —

Fräulein (die sich mühsam gefaßt zeigt)

Geh, tröst

Über den Mörder dich, den ein gerechtes
Gericht verfolgt. Und mög's die heilige Jungfrau
Verhüten, daß nicht auf dir selbst ein Teil
Der Blutschuld laste.

Madelon

So ist alles, alles

Verloren!

(Sie sinkt um; die Martinière um sie beschäftigt)

Fräulein

Meine Welt ist mir zerbrochen,
 Meine Welt voll hoher, edeler Gestalten;
 Die Scherben stechen mir die Seele wund.
 Und in la Regnies Welt soll ich nun leben.
 Wie bin ich hilflos, schwach und ganz verlassen
 In dieser kalten, schauerlichen Welt!
 Wenn ich nicht unbedingt mehr trauen darf —
 Wo fängt der Zweifel an? wo hört er auf?

Madelon (knieend)

Ach Gott! Mein Vater, der du nun bei Gott bist,
 Bist du nicht mehr so gut? liebst mich nicht mehr,
 So wie du mich geliebt, da du noch lebstest?
 O, ist der Himmel dir so schön, daß du
 Dein armes Kind vergißt, das du auf Erden
 Zurückgelassen hast in Not und Zagen?

Fräulein

(die sich erst von Madelon wegwenden wollte, um nicht bestochen zu werden, kämpft mit dem Eindruck)

Hör auf. Hör auf. Zerreiß mir nicht das Herz
 Noch vollends. — Wer kann diese Töne hören
 Und doch mißtraun? — Und muß ich denn? Wer kann
 Mich zwingen? Hab ich siebenzig Jahre der Tugend
 Gelebt, nur um im einundsiebzigsten
 An ihrem Dasein zu verzweifeln? Nein!
 Vertrauen, Lebensatem meiner Seele,
 Dich will ich atmen, bis ich nicht mehr atme.
 Du Martinière, schnell! Baptiste soll eilen,
 Degrais zu sagen, daß er wiederkehre.

(Da Martinière sprechen will)

Nein. Geh erst, und dann rat mir ab!

Martinière ab



Achter Auftritt

Vorige ohne die Martinière

Fräulein

(kann sich nicht mehr bemeistern; sie nimmt Madelon in die Arme)

Mein Kind!

Meine Madelon. Mein liebes, armes Kind.

Madelon (umschlingt sie leidenschaftlich)

Ach, nun ist alles gut. Sie liebt mich wieder!

Fräulein

Muß ich auch noch dich ängsten, liebes Wesen?

Madelon

Ja, du wirst helfen, meine zweite Mutter!

Fräulein

Vertrau mir nicht so. Rot werd ich, ich fühls,
Wenn du mich so beschämst. Nur kaum, daß ich
Die Welt geschmäht um ihrer Härte willen,
War ich schon selber hart. — Ach, schon sein Namen —
Olivier Bruffon — mußte mich zur Milde
Bewegen. Gott, nun fällt mir ein, was mich
So eigen ansprach in des Menschen Zügen,
Es war etwas von Anne Guioz's Antlitz.
Es war ihr Aug. Wie konnt ich nur —! Sie selbst
Hab ich von mir gewiesen in dem Armen.
Gewiß, nur Schmerz sprach aus den milden Zügen.
Sie kommen schon. (Zu Madelon)

Mein liebes Leben, geh jetzt,

Laß mich allein.

Madelon umarmt das Fräulein leidenschaftlich und geht



Neunter Auftritt

Martinière. Degrais. Fräulein. Dann Olivier

Degrais

Mein edles Fräulein, ihr

Befahl —

Fräulein

Entschuldigt, daß ich mich so kindisch
Benahm. Ich habe mich gefaßt und will
Ihn sprechen.

Degrais

(wartet, bis Martinière auf des Fräuleins Wink in die Seitenthüre
ab, die das Fräulein selbst verriegelt, dann öffnet er die Mittelhür)

Kommt herein, Olivier Bruffon.

Underthalb Stunden Zeit durst ich euch gönnen.
Davon ist schon ein großer Teil verstrichen.

Drum faßt euch kurz. — Ich gehe. (Zum Fräulein)

Ein Glockenzug

Ruft mich, wenn ihr mich braucht. (Ab)



Behnter Auftritt

Olivier. Fräulein

Fräulein

Nun spricht; wir sind allein.

Unglücklicher,

Olivier

Berehrtes Fräulein,
Erschreckt nicht vor mir. Mit dem rechten Namen
Nanntet ihr mich. Und bin ich schuldig, bin ich

Weit unglücklicher, als ich schuldig bin. —
 Ach, kennt ihr mich denn gar nicht mehr? Ist euch
 Mein Antlitz stumm? Spricht nicht mein Auge mehr
 Die Sprache, die euch wiedertönt im Herzen?
 Ihr meintet selbst, wie ich so klein noch war —

Fräulein

So tregs nicht. Ihr seid Anne Guiots Sohn.
 Sie wars, die mich aus diesen Augen ansah.
 Und lebt sie noch, die gute Anne?

Olivier

Nein.

Ein gütig Schicksal schloß ihr Aug, daß sie
 Nicht sehn muß, was aus ihrem Kind geworden.

Fräulein

Die Anne tot? Und euch, mein Kind und Annens Kind,
 Muß ich so elend wiedersehn?

Olivier

Wie gern

Erzählt ich euch von meiner Mutter. Wie sie
 Undankbar schien, zudringlich nicht zu scheinen;
 Wie ich — doch meine Worte sind gezählt,
 Und reden muß ich euch von andern Dingen.
 Die Welt hält mich für meines Meisters Mörder
 Und für ein Glied von jener Räuberbande,
 Will mich zur Austunft zwingen über sie.
 Ich weiß, mein Fräulein, ich allein, wer jene
 Verruchten Thaten alle hat begangen,
 Mein Leben könnt ich retten, nennt ich ihn.
 Doch will ich sterben, und nur ihr, nur ihr
 Sollt wissen, was mit mir begraben wird.
 Ihr sollt mich nicht verkennen. Weiß ich nur,
 Daß ihr verschweigen wollt, was ich euch sage —

Fräulein

Das will ich, meiner Anne armes Kind;
Könnt ich mehr thun für dich, als das!

Olivier

So hört.

Es sind die Worte eines Sterbenden,
Die ihr vernehmen werdet. Sterben will ich.
Was ich euch sage, — mich zu retten, sag
Ichs nicht. Weßhalb sollt ich euch drum belügen?
Doch Eilen gilt's. Degrais zählt die Minuten.
Darum verschweig ichs, wie zu Cardillac
Ich als Geselle kam. Genug; da war ich,
Und Madelon, des Meisters Tochter, war
Mir hold; wir liebten uns. Deshalb stieß mich
Der Meister eines Tages aus dem Haus;
Denn nicht für mich hab er sein Kind erzogen.
Nun denkt euch, was die Zeit mir nicht zu sagen
Erlaubt, denkt meinen Schmerz. Euch wirds nicht
wundern,

Wenn ich die Nacht hindurch verzweiflungsvoll
Das Haus umirrte, das mein Liebsteß barg.
Mein Schicksal wollt es so. In dieser Nacht
Sollte der Zufall mir enthüllen, was
Selbst Degrais Scharffinn unenthüllbar blieb.
Da stand ich an der Wand, die fensterlos
Vom Hause Cardillacs nach einem engen
Und dunkeln Gäßchen weist. Da hör ichs knarren
Sechs Schritt von mir, und — denkt euch mein
Erstaunen —

Ein Heiligenbild, die einzige Verzierung
An dieser Wand bewegt sich, dreht sich leis
Wie eine Thür nach innen, und heraus
Kommt Cardillac geschlichen. Tiefer Schatten
Verbirgt vor seinen Lauerblicken mich.
Nun eilt er flüchtig und auf leisen Sohlen

Hart an den Häusern hin. Ich — eil ihm nach
Ohn einen andern Grund, als dunkle Ahnung:
Ich könnte, eilt ich nur, etwas Entsetzliches
Verhindern. Gott! Die Ahnung trog nicht, insofern
Sie das Entsetzliche vorausempfand.

Doch zum Verhindern kam ich schon zu spät.
Ich sah nur noch den Tigersprung, sah lautlos
Das Opfer fallen, ihm den Schmuck entreißen,
Und schon verbarg der Schatten jenen wieder.
Ich warf mich auf das Opfer, ihm zu helfen
Und es zu retten, wenn noch Rettung möglich.
Es war ein junger, schöner Kavalier;
Doch furchtbar sicher war der Stoß gewesen.
Nun rannt ich durch die Straßen; das Entsetzen
Hinter mir her. Erst spät zwang Müdigkeit
Mich, in der Herberg mir ein Bett zu suchen.
Ich schlief noch nicht, als mit der Sonne früh
Ein Mann zu mir herein ins Zimmer trat.
Gott! wie erschrak ich. Es war Cardillac,
Und mit gutmütgem Poltern, wies ihm zu
Gebot stand, und als wäre nichts geschehn,
Hieß er mich aufstehn und nach Haus ihm folgen,
Wo Madelon, die einmal ohne mich
Nicht leben könne, mich als Braut erwarte.
Dann sagt' er mir, er sei ein großer Sünder,
Durch mich jedoch gedent er sich zu bessern.
Ich ging mit ihm. Da gab er später mir
Einen Schmuck; es war derselbe, den ich euch
Auf sein Geheiß gebracht —

Fräulein

Nun wird mir klar —

Erzählt nur weiter.

Olivier

Als er euern Namen

Aussprach, da war mir schon, als wär geholfen.

Ich dachte mir: dem Fräulein sagst du alles,
Was dich bedrängt, und sie wird Hilfe wissen,
Wird wissen, wie der Cardillac unschädlich
Zu machen ist, ohne daß Madelon
Die Schande des verruchten Vaters teilt
Und je erfährt, was sie — ach, teures Fräulein,
Sie sieht in ihrem Vater einen Heiligen,
Und Wahnsinn oder Tod brächt ihr das Wissen.

Fräulein

Ja; leidenschaftlich, wie sie ist —

Olivier (freudig überrascht)

Ihr kennt sie?

Fräulein

Ich sah sie neulich.

Olivier

O, so wißt ihr selber,
Daß sie ein Engel ist, o, so begreift ihr,
Warum ich lieber sterben will, als sie —
Seht, teures Fräulein; sollen die Gerichte
Ihres Vaters Leichnam aus dem Grabe reißen
Und die vermoderten Gebeine noch
Brandmarken? — Madelon wird mich beweinen
Als den unschuldig hingerichteten.
Die Zeit wird diesen Schmerz sie tragen lehren.
Doch tödlich, nimmer heilbar tödlich mußte
Verzweiflung über sie die Wahrheit bringen.
Drum will ich sterben.

Fräulein (ihre Rührung bemeisternd)

Und du triffst mich nicht.

Du suchtest mich noch einmal auf; auch da
Gelang dir's nicht. An meines Wagens Schlag —

Olivier

Ich wars; ich war der Glende, der euch
So oft erschreckte, ohne daß es ihm

Gelingen sollte, euch sein Herz zu öffnen.
 Mein böses Schicksal wollt es so; denn anders
 Stands nun um mich, gelang mirs, euch zu sprechen.

Fräulein (wie vorhin)

Und Cardillac? — Er war —

Olivier

Er wars allein.

Nicht eine Bande wars von Mördern. Ihn
 Trieb angeborener Wahnsinn zu dem Ärgsten.
 Ihn quälten wilde Träume, hekten ihn,
 Bis er den Schmuck, den er gefaßt, dem Cigner
 Gewaltsam heimlich wieder abgenommen.
 Eines Tags erzählt' ers mir. Er öffnete
 Einen geheimen Schrein mir in der Wand.
 Drin hängen all die Schmucke, die er gewaltsam
 Durch Mord gewonnen, und bei jedem steht
 Auf einem Zettel Jahr und Tag und Namen,
 Wem er und wann das Leben hat gekostet.

Fräulein

Entsetzlich! Ja, so trog sein Ansehn nicht,
 Trog nicht der Schauder, der mich damals faßte,
 Als — doch erzähle weiter.

Olivier

Heilig hatt

Ich mir versprochen, zwar um Madelon
 Den Schleier nicht zu lüften, der des Vaters
 Unthaten barg; doch — sei es mit Gefahr
 Des eignen Lebens — neue Greuel zu
 Verhindern; sonst war ich sein Mordgenosse.
 Da zeigte sein Gespenst ihm euern Schmuck.
 Was hab ich da gelitten! Ganze Nächte
 Lag ich versteckt bei der geheimen Thür.
 Ich warnt euch; meine Warnung war vergebens.

Er ging. Ich eilt ihm nach. Doch diesmal galt es
 Dem Grafen Mioffens. Zum erstenmal
 Gelang der Stoß ihm nicht. Ihn selber traf
 Das Schicksal, das den Grafen treffen sollte.
 Ich trug ihn eilend heim auf meinen Schultern —
 Den Sterbenden — durch die geheime Thür.
 Hier legt' er röchelnd unsre Hände noch
 Ineinander, dann — ihr wißt, wie man mich bei
 Dem Toten fand und für den Mörder nahm.
 Alles sprach gegen mich, und was für mich sprach,
 Das Dasein der geheimen Thür, des Schrankes
 Mußt ich verschweigen wegen Madelons. —
 Noch eins drückt mich. Der Sterbende hat mich,
 Da er schon sprachlos war, mit Blick und Zeichen
 Beschworen, den geraubten Schatz der Kirche
 Zu übergeben. Ach, vielleicht wird euch
 Es möglich, sein Begehren zu erfüllen. —

(Pause. Das ganze Gefühl seiner Lage kommt über ihn; er sinkt
 weinend mit vor das Gesicht geschlagenen Händen in die Kniee. Die
 Scuderi weint auch. Er faßt sich und erhebt sich)

Ich weiß, was mich erwartet. — Ihr, ihr seid
 Gewiß von meiner Unschuld überzeugt.
 Nichts hab ich sonst gethan, als daß ich schwieg;
 Doch keine Marter soll mir das entpressen.
 Und nun, — ach, hört die Bitten Anne Guiots;
 Sie ist's, die euch in meinem Jammer fleht. —
 Und nun, ach! hört mich, hört die Bitten eines,
 Der sterben muß so jung und ohne Schuld:
 Erbarmet euch der armen Madelon,
 Und dankbar will ich euch noch sterbend segnen!

Fräulein (umarmt ihn, kann kaum sprechen)

Mein armes Kind!

Olivier

O, wie ihr mich beseligt,
 Wie ihr das Sterben mir erleichtert!

Fräulein

Gott!

Das Sterben! Ist kein Weg denn mehr, dich zu Erretten. Ach! wenn ich verspreche, alles zu thun, um dich zu retten, was ich kann — Wie ist das ein geringer Trost! Was kann ich, Die arme Greisin, ich, das schwache Weib, Als weinen, beten und vor Jammer sterben.

(Sie besinnt sich)

Eins kann ich doch. Kann eine Freude dir Bereiten. Höre; du sollst jemand sehn. Rätst du den jemand? (Sie ruft durch die entriegelte Thür).

Madelon!

Olivier

O Gott!

Sie ist's? Sie hier? Sie soll ich sehn?



Elfter Auftritt

Madelon. Vorige

Madelon (stürzt in seine Arme)

Olivier!

Olivier

Du bist's? Mein Einzigs?

Madelon

Bist dus denn? Ich kann dich Vor Thränen noch nicht sehn.

Olivier

Ich hab dich wieder!

(Weinend und lachend)

Ha ha, ich hab dich wieder, meine Seele!

Madelon

Ach, du bist bleich, Olivier; mein armer Olivier!

Olivier

Ich bin nicht arm jetzt. Nein.
Ha ha, ich will den sehn, der reicher ist!

Fräulein (ebenso glücklich wie die Liebenden)

Sein Ich hält der Verdorbne krampfhaft fest;
Er hat nichts weiter auf der Welt. So selig
Vergessen kann sich nur das reine Herz. —
Den kalten Degrais hör ich schon. Ihr müßt
Euch trennen, Kinder. Madelon! Sie ist
Ohnmächtig. Hilf, Olivier; wir tragen
Sie da hinaus. Ach, arme, arme Kinder!

(Es geschieht; sie schließen die Thür)

Martinière, sorg für das arme Kind.



Zwölfter Auftritt

Degrais. Die Vorigen

Degrais

Entschuldigt, edles Fräulein, wenn ich störe.
Die Frist ist um, die mir der Präsident
Bewilligt hat. Olivier Bruffon —

(Aus der Thür sprechend)

Legt ihm

Die Ketten wieder an — ihr müßt nun gehn.

Olivier

Mein Fräulein, heißen Dank — und lebet wohl! (Er geht)

Fräulein

Lebt wohl, Olivier Bruffon! Hört mich Gott,
Sag ich euch nicht zum letztenmal Lebwohl.

(Zu Degrais, der sie fragend ansieht)

Mein würdger Meister, der Beklagte hat mir
Glaubwürdig seine Unschuld dargethan,
Und nur ein edelmütiger Entschluß,
Die Unschuld selbst nicht zu vernichten, hält ihn
Zurück, euch sein Geheimnis zu entschleiern.
Ein Entschluß, den ihr selbst bewundern würdet,
Der um so edler ist, als er geheim bleibt.

Degrais (sein lächelnd voll Höflichkeit)

Den Präsidenten wird es freun, wenn es
Bruffon bei seiner hohen Gönnerin
Gelungen, ganz sich zu rechtfertigen.
Doch was den edelmütigen Entschluß
Mit dem Geheimnis anbetrifft, wirds ihm
Unendlich leid thun, daß die Chambre ardente
Vergleichen Edelmut nicht würdgen kann,
Der ihr ein Vorwand nur erscheinen darf,
Und sich, bis das Geheimnis ihr bekannt,
Nur an das Nichtgeheime halten muß.
Zum Beispiel daran, daß, solange nun
Olivier Bruffon in Verwahrung ist,
Der Straßenmord schon feiert —

Fräulein

Haltet ein.

Um Gottes willen folgert nichts daraus,
Daß Bruffon nun — ich darf nichts sagen. Wüßtet
Ihr — Soviel nur kann ich euch sagen: er
Ist nicht der Mörder Cardillac; er ist
Unschuldig an dem Straßenmord. Ein böses
Geschick zwingt ihn, der Schuldige zu scheinen,
Und was ihn retten könnte, zu verschweigen.

Degrain (immer sehr verbindlich)

Der fromme Glaube, der euch ziert, dem Richter
Würd er schlecht anstehn. Gut, ihr sagt, mein Fräulein:
Er muß verschweigen, was ihn retten kann,
Und Edelmuth ist, was dazu ihn treibt; —
Mein Fräulein, diese Worte sprach er selbst,
Als ich ihn griff: „Ich bin bereit zu sterben.
Verdien ichs, ist es nicht um diesen Mord.“
Und worum sonst? Wenn nicht um diesen, doch
Um andre? — Ging der Edelmuth so weit,
Muß er verschweigen, was ihn retten kann,
Daß er noch spricht, was ihn verderben muß?

Fräulein

O, dieses unheilbringende Geheimniß,
Was für ihn zeugen sollte, klagt ihn an.
Und doch —

Degrain

(achselzuckend, macht sich zum Gehen bereit, immer sehr höflich)

Der Präsident that, was er konnte.
Des Richters Pflicht ist, Unschuld oder Schuld
An den Tag zu bringen. Weil nun, wie ihr sagt,
Nur des Geheimnisses Entschleierung
Die Unschuld ihm beweisen kann, so weist ihr
Den Weg uns selbst, der zu dem Ziele führt.
Wir sind so unbescheiden nicht, in euer
Vertrauen uns zu drängen. Uns bleibt immer
Ein Mittel noch.

Fräulein

Ihr lächelt? Gräßlich ist
Das Lächeln wie das Mittel. Geht; mich schaudert.

Degrain

Auch könnt es sein, daß wir des Toten Tochter —

Fräulein

Was wollt —

Degrain

Bedürften bei dem weiteren
Prozeß. Den Präsidenten würd es schmerzen,
Da er es weiß, daß ihr euch ihrer annehmt,
Wenn die Notwendigkeit unvorbereitet
Euch träfe —

Fräulein

Sie —? O, ihr seid keine Menschen.
Was wollt ihr mit der Armen? Wollt ihr sie
Noch ärmer machen? noch unglücklicher?
Wollt ihr — vor euerm eisernen Gesicht
Erstarrt mein Blut! Nein — ich will nicht vergebens —
Gut — thut, was ihr — ihr dürft ja alles thun,
All das, weshalb ihr andere bestraft.
Doch glaubt nicht, daß sie schutzlos ist, bin ich
Auch nur ein Weib. Geht, geht, mein Herr.

Degrain (immer ruhig und äußerlich höflich)

Deshalb,

So bittet er inständig euch, mein Fräulein,
Daß ihr mit dem Gedanken euch vertraut.
Denn schmerzen würds ihn, wenn ihr ihn verkennt.
(Verbeugt sich tief und geht)



Dreizehnter Auftritt

Fräulein allein. Dann Baptiste

Fräulein

Nein; ich verkenn euch nicht. Glaubst du, ihr wäret
Ein Mensch mit einem Herzen; ja, dann thät ichs.
Und was nun — was nun thun? Und was nun lassen,
Die Unschuld aus des Molochs Arm zu retten?

Baptiste

Der Graf von Mioffens.

Fräulein

Es thut mir leid.

Ich kann ihn jetzt nicht sprechen. Ich bin krank.

Bin —

Baptiste

Um Olivier Bruffon —

Fräulein

Was sagst du?

Baptiste

Käm er. Notwendig seiß, daß er euch spreche
Wegen des Bruffon.

Fräulein

Wie? noch einer, der mich
Abmahnen will? Und doch — wars nicht der Graf
Mioffens, der — vielleicht — er ist willkommen.



Vierzehnter Auftritt

Graf Mioffens. Das Fräulein

Mioffens (küßt ihr die Hand)

Ich will nicht lange stören, teures Fräulein.
Ihr seid, so hör ich, Bruffons Gönnerin;
Und ihn betreffend, kann ich eine Nachricht
Euch geben, die vielleicht ihm nützlich ist.

Von euerm ritterlichen Spruch begeistert:

„Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein —“

Beschloß ich, einen Harnisch unterm Rock,
Mit einem Schmuck allein auf nächtigem Wege,
Dem Harnisch und dem sichern Arm vertrauend,
Das blutige Gezücht der Nacht zu treffen.

Fräulein

Und das gelang euch.

Mioffens (nachdem er sie einen Augenblick angesehen).

Es gelang mir. Ja.

Doch wär mirs ohne Harnisch nicht gelungen,
So übermenschlich war des Räubers Kraft,
Und so entsetzlich seiner Muskeln Schnelle.
Noch rang ich mit dem einen, als ein andrer
Ihm beizustehen kam. Der eine stürzt'
Zur rechten Zeit. Ich kann den Degen noch
Gegen den andern ziehn. Da tönen Schritte
Und Waffentflirren Straß herauf. Ich floh,
Um nicht la Régnie in die Hand zu fallen.

Fräulein

Der andre aber —

Mioffens

Gilte zu dem Leichnam —

Fräulein

Und rafft ihn auf und trug ihn fort —

Mioffens

Ihr wißt —

So sah ich recht; so wars derselbe, den
Degrais jetzt hat an mir vorbeigeführt.

Fräulein

Jetzt saht ihr recht, doch neulich nicht. Der jenem
Zu Hilfe, wie ihr meint, herbeigeeilt,
Der kam, um jenes Frevelthat zu hindern.
O Gott sei Dank! Nun tagt es endlich! endlich!

Euch sendet Gott mir, der die Unschuld schützt;
Denn euer Zeugnis muß den Armen retten.

Mioffens (tritt einen Schritt zurück)

Mein Fräulein, mißverstehst mich nicht —

Fräulein

Wer euch

Für edel hält, der mißverstehet euch nicht.

Mioffens

Euch sagt ich, was ich sagte; niemand sonst.

Fräulein

Euch glaub ich, was ihr sagt; nur nicht daß eine,
Womit den eignen Mut ihr wollt verleumden.

Mioffens

Graf Mioffens weicht keinem Gegner, der
Mit seinen Waffen sicht. Doch gegen Ränke,
Spitzfindigen Schein, der mit der Schwere des
Gesetzes sich bewaffnet, kann ich nichts
Und bin ein wehrlos Opfer wie ein andrer.
Und wagt ichs doch, müßt es ein andrer Preis
Als eines solchen Menschen Rettung sein.

Fräulein

Eines solchen — wie ihr das verächtlich ausspricht!
Gilt's seinem Rufe? Gilt es seiner Herkunft?
Gilt es der Letztern, sag ich euch: ihr steht
So hoch, nicht um den Niedern zu zertreten.
Ihr steht so hoch, die Niedern zu beschützen,
Wenn Unrecht ihn bedrängen will. Heißt ihr
Ein Edler darum, daß ihrs nicht zu sein braucht?
Wollt ihr ein Ritter sein, so seid ein Retter.
Seid ihr ein Mann, so seid ihr es, damit
Ein Weib nicht wünschen muß, ein Mann zu sein.

Gilts seinem Rufe nur, so sag ich euch,
Ich, die ihr nie als Lügnerin gekannt,
Daß er unschuldig ist an alledem,
Was man ihm schuld giebt.

Miossens (ausweichend)

Doch ist's nicht das Sein,
Mein Fräulein, nur der Schein, was hier verdammt.

Fräulein (öffnet die Seitenthür)

Und seht dies Mädchen dort. Dies Mädchen liebt ihn,
Wie wärmer nie ein Mädchenherz geliebt;
Liebt ihn —

Miossens

Welch wunderbare Ähnlichkeit!

Es ist die Herzogin von la Vallière,
Um vierzig Jahre jünger nur. — Ja; jezt
Begreif ich wohl, warum der König noch
Nach soviel Jahren der Zerstreuung kann
Mit Wehmut seiner Jugendliebe denken.

Fräulein (schließt die Thür wieder)

Was sagt ihr nun? Wenn ihr mit euerm Ruhme,
Mit euerm Rang —

Miossens

Mein Fräulein, wißt ihr nicht,
Wie lang dieser la Regnie jenen tapfern
Herzog von Luxemburg, den Stolz von Frankreich,
In der Bastille Kerker schmachten ließ,
Und um ein Horoskop, um weiter nichts,
Daß er sich stellen lassen? Was half ihm
Ruhm und Verdienst? Und meine Lage wär
Ungleich gefährlicher. Ich traf den Mörder
In jener Nacht mit seinem eignen Dolch.
Nun denkt, in welchem Rufe Carbillac

Von Frömmigkeit und Bürgertugend stand.
 Freigebig gleicht des blutgen Todes Unrecht
 Die allgemeine Meinung durch Verklärung
 Des Lebens aus, das ihm vorhergegangen.
 Und selbst geringe Ausfaat solchen Lebens
 Bringt solchem Tod oft hundertfache Ernte.
 Ich bin der Lebende; er ist der Tote.
 Was man dem Toten zuviel giebt, das nimmt man
 Dem Lebenden. Vom allgemeinen Zorn
 Borgt sich die Klage Macht und schüchtert die
 Verteidigung ein. — Und nun bedenkt, was an
 Den Dolch sich knüpft. Wer dieses Dolches Herr,
 Der so genau in all die Wunden paßt,
 Dem läßt Verdacht die Morde sämtlich auf.
 Und sagen: Diese eine That hab ich,
 Heißt sagen: Alle hab ich sie gethan. — — —
 Zu einem will ich mich erbiehen, wenn
 Daran ihr Gnüge finden könnt. — Was ihr
 Durchsehen wollt, als Recht könnt ihr es nicht
 Durchsehen vor la Regnies Richterstuhl,
 Und wollt ich opfern, was ich nicht will opfern.
 Ihr müßt euch an den König wenden, nur
 Auf seine eigne Überzeugung, sein
 Gefühl, das, wo der Richter strafen muß,
 Das königliche Gnadenrecht darf üben,
 Euch klug berufen. Dazu will ich euch,
 Mein edles Fräule'n, helfen, das ich achte,
 Mehr als ich irgend jemand andern achte.
 Ihr sollt euch bei dem Könige geheim
 Auf mich berufen, und — ich will nicht fehlen.

Fräulein

Ja; ihr habt mir den einzigen Weg gezeigt.
 Ihn will ich gehn an eurer Hand. Dank euch.

~~Wissens~~ küßt ihr die Hand und geht



Fünftehnter Auftritt

Fräulein allein. Dann die Martinière

Fräulein (durch die Seitenthür, die sie dann schließt)

Schnell, Martinière, daß ich nicht die Zeit
Versäume, wo den König ich allein
Bei der Marquise Maintenon kann treffen.

(Wieder durch die Thür)

Baptiste soll eine Sänfte holen. Dann
Hilf mir mich kleiden. (Schließt wieder)

Den unselgen Schmuck
Von Cardillac leg ich heut an. Das muß
Den König selbst auf die Geschichte bringen.

Martinière kommt durch die Seitenthür; sie möchte gern abraten;
das Fräulein läßt sie nicht zu Wort kommen in schelmischer Eilfertigkeit

Fräulein

Schnell puze mich. — Ja; das ist eine Kunst,
Solch einen alten Menschen aufzustutzen,
Der Müß nicht wert, die man sich giebt —

Martinière

(während des Anziehens, kommt endlich vom Zeichen zum Wort)

Allein —

Fräulein

Und aller Puz, mit dem die Alten sich
Aufdonnern —

Martinière

Aber —

Fräulein

Zeigt nur eben, daß es
Vergeblich Mühen ist.

Martinière

Doch —

Fräulein

Doch? — Schon gut.

Ich seh die Aber all in deinen Augen.

Was sollst du deinen Mund bemühn! du weißt,

Wer recht behalten will, behält auch recht.

Drum laß mich gehen; mir ist nicht zu helfen —

Es muß gelingen. Muß! Und drum gelingt's. —

Daß ich so alt sein muß, jezt, wo ich jung

Sein müßte. Muß ich's auch? Muß ich denn alt sein?

Und müßt ich's, hab ich keine Zeit dazu.

Ich kann nicht alt sein; denn das kostet Zeit!

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs



Fünfter Aufzug

Wieder bei der Scuderi

(wie im vorigen)

Erster Auftritt

Das **Fräulein** liegt in einem Sessel krank, die Füße in Decken gehüllt, auf einem Taburett; diese umschlingend, sitzt schlafend **Madelon**. **Serons** sitzt neben dem Fräulein auf einem Stuhl. Die **Martinière** bei einer weiblichen Arbeit, von der weg sie immer nach dem Fräulein sieht

Fräulein (mittheilend auf Madelon blickend)

Das arme Ding! Rück ihr das Köpfchen doch
Ein wenig höher, gute Martinière,
Doch weck sie nicht. (Es geschieht)

Das Lächeln, das ihr freundlich
Ein süßer Traum auf ihre Lippe zaubert,
Soll vorschnell nicht die Wirklichkeit verschrecken.
So. — Noch etwas. — Das arme Mädchen hat
Die ganze Nacht gewacht in dieser Stellung,
Bis sie den Morgen früh nach Kinderart
Über dem Weinen eingeschlafen ist. —
Ja, lieber Meister Serons, huldreich hörte
Der König mich, versprach, was ihm nur möglich,
Wollt er für meinen Schützling thun. Und hat
Nur Mißförs das Seine auch gethan,
Hoff ich das beste.

Hérons

Zweimal schon war er,
 So hört ich, bei dem König. Einmal blieb
 Er eine Stunde voll mit ihm allein. —
 Noch etwas. Heute morgen war ich in
 Cardillacs Haus, um etwas zu erfragen,
 Wenns möglich, was für euern Schützling spräche.
 Frau Caton, Meister Patrus, dort des Mietsmanns,
 Haushälterin, erzählte mir von Wundern.
 Zwei Nächte schon sei über ihrer Wohnung
 In Meister Cardillacs ehemalger Werkstatt
 Ein Schreiten und ein lebhaftes Gespräch
 Gewesen. Da es bei verschloßner Hausthür
 Geschehn, und sonst kein Eingang mehr ins Haus,
 So sei kein Zweifel, daß der Gottseibeius
 In eigener Person der Redner sei.
 Sie fürchte nun den Gottseibeius nicht,
 Sei drum dem Treiben einst so nah als möglich
 Geschlichen, und wenn sie nicht wüßte, daß es
 Nur eitel Blendwerk damit sei, so würde
 Sie schwören, daß sie den Olivier Bruffon
 Und Degrais miteinander sprechen hören.

Fräulein (erheitert)

Oi, das kommt immer besser. Seht mich nicht
 So fragend an, warum, was ihr erzählt,
 Mich so erfreut —

Hérons

Mein Fräulein, ihr vergeßt
 Die Hausthür, die geschlossen war. Das Reden
 Klang eben nur in der Frau Caton Hirn,
 Sonst nirgends.

Fräulein

Doch versichr' ich euch, es klang
 Wo anders noch — Still, still! ich sag zuviel.
 Horch, Martiniere, schellt es nicht im Vorhaus?

Martinière

Ich hörte nichts.

Fräulein

Doch ich. So silbern klang mirs,
Als hätt es gute Nachricht mir zu melden.

Martinière ab

Fräulein

Daß ich hier liegen muß. So Freud als Kummer
Drückt doppelt auf den Liegenden. So was
Hilfloses ist im Liegen. Alter Freund,
Laßt mich nur auf sein, und ihr werdet sehn,
Nur schneller dann genes ich.

Herons

Ruhe muß

Der Unruh Folge tilgen. Zuviel wars,
Was diese Tage eure Seele hat
Dem Körper zugemutet.

Fräulein

Und nun mutet

Der Körper noch weit mehr der Seele zu.
Doch muß ich euch gestehn: einmal schon hab ich
Versucht heut, aufzustehn, und konnt es nicht.

Martinière

(freudig herein, einen Brief in die Höhe haltend)

Hier ist's! Hier! Hier!

Fräulein

Si junges Volk, was giebt's?

Martinière

Vom Hof, mein Fräulein.

Herons

Ihr verfährt euch; seht,

Ich sollt es nicht erlauben, daß ihr jezt
Euch um die Sache kümmern —

Fräulein

Besser, jezt
Erblaffen, als nachher erröten. Sieh. Das ist
Die Hand der Maintenon. — Wie mir das Herz pocht.
Nur junge Mädchen, dacht ich, hätten Herzen.
Nun weiß ichs besser. Sieh; ich kann das Blatt
Vor Zittern nicht erbrechen. Brich und lies.

Martinière

Geht mirs doch nicht viel besser. Gott, nun ist
Ja alles gut! (Sie liest)

„Ich bedaure, mein sehr würdiges Fräulein, daß
ich in der euch bewußten Sache nichts thun kann.
Das Volk will des Angeklagten Tod. Es gilt, dem
Volke die Gerechtigkeit seines Königs zu zeigen. Ihr
wißt, wie der König in diesem Punkte denkt; ebenso,
daß ich, euch zu gefallen, schon zu weit über meinen
Grundsatz hinausgegangen bin: mich auf keine Weise
in die Geschäfte zu mischen.“ (Eine Pause der Betretenheit)

Martinière

Ach, ihr verblaßt euch ganz.

Fräulein

Schlimm, schlimm genug,
Daß ich nichts bessres weiß zu thun. Jezt, wo
Geholfen werden muß. — Sie sagt sich los,
Und alles in dem Brief ist hoffnungslos.
Und ich — hier lieg ich —

Martinière

Nein; ihr werdet mich
Im ganzen Ernst nun böse machen! Habt ihr —

Fräulein

Was hab ich? Nichts hab ich gethan. Wer nicht
Genug gethan hat, der hat nichts gethan.

Martinière

Ach ja. Euch ähnlich siehts. Warum packt ihr
Euch nicht die Schuld noch auf, daß es mißlang?
Bis jezt hab ich geduldig zugeh'n.
Nun aber wirds zuviel. Ich leid es nicht,
Daß Sie noch etwas thun in dieser Sache.
Sie haben nun das Ihrige gethan.

Fräulein

Dir ist der Grund genug, weil du nur mich
Entschuldigen willst. Du kannst das, aber ich
Darfs nicht. Ich darf mich nicht entschuldigen.
Was kommt da noch? Das ist Baptiste.



Zweiter Auftritt

Baptiste. Vorige

Fräulein

Was ist?

Gerons (will Baptiste abhalten von dem Fräulein)

Sie haben Schlimmes —

Martinière

Schweigen Sie.

Fräulein

Sprich nur,

Baptiste; ich heiße dir.

Baptiste

Heut noch, heut noch
Soll die Hinrichtung sein.

Fräulein

Von wem?

Baptiste

Von —

Martinière

Daß Sie uns

Das Fräulein töten? Sie —?

Baptiste

Mein Gott, was soll

Ich denn nun thun?

Fräulein

Laß dich nicht irre machen,
Mein ehrlicher Baptiste. Und spricht mir leise,
Daß ihr das arme Kind nicht weckt. Es ist
Ihr Urtheil, fürcht ich, was du sprechen willst.
Das Restchen Traum, das ihr Gesicht umlächelt,
Vielleicht, vielleicht ist es ihr letztes Lächeln,
Denn seine sichere Rettung träumt sie noch.
Heut schon will man ihn töten? Gott, und wann?

Baptiste

Den Abend noch. La Regnie hat geschworen,
Kein Engel soll ihn retten.

Fräulein

Großer Gott!

Baptiste

Das Volk ist ganz empört.

Fräulein

Empört? Was sagst du?
Worüber denn empört, wenn er soll sterben?

Baptiste

Darüber eben, daß er sterben soll.

Fräulein

Und hast du recht gehört?

Baptiste

Da braucht man nicht
Sehr aufzuhorchen. Hört mans doch von hier
Wie ferne Wellen brausen. Nieder mit
La Regnie, schreit das Volk, der König lebe!
Der König soll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie! Keinen mehr
Will es hinrichten lassen, den La Regnie
Verurteilt.

Fräulein

Und doch schreibt die Maintenon
Das Gegenteil?

Hérons

Sie schreibt, wie fies erfuhr.
Der König ist ein Haupt, das seinen Augen
Und Ohren selten trauen darf. Und eh
Der Ruf des Volks in seine Höh gelangt,
Ist er oft so undeutlich schon geworden,
Daß es nur kleiner Müh bedarf, aus ihm
Sein Gegenteil zu deuten. Eben so
Umlagert in unruhger Zeit das Volk
Ein Haufe feiler Schmeichler, der, was ihm
Vom Throne kommt, verfälscht. Sicher ist: das,
Was Ludwig für des Volkes Stimme hält,
Ist Regnies nur und seiner Kreaturen.

Martinière

Was? Ihr wollt aufstehn? Jetzt? Bei eurer
Schwäche?

Fräulein

Jetzt

Darf ich nicht schwach sein.

Martinière

Doch ihr seids. Und Ruhe
Nur kann euch helfen jetzt.

Fräulein

Wo jehö muß
Geholfen werden, hilfst die Ruhe nicht,
Da hilfst nur Thätigkeit.

Martinière

Und was denn wollen
Sie thun?

Fräulein

Zum König gehn. Den König sprechen,
Dem König sagen, wie man ihn belügt.

Herons

Sie kommen nicht zu ihm.

Fräulein

Um diese Zeit
Beginnt der Staatsrat in der Maintenon
Gemächern.

Herons

Doch Sie kommen nicht dahin.
Die Schwäche läßt Sie nicht. Und wären's nicht
La Regnie's Ränke. Glauben Sie, er wird
Sie vor den König lassen?

Fräulein

Was la Regnie
Wird thun, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, was
Ich thun muß.

Herons

Welchen Gegnern werfen Sie
Den Handschuh hin?

Fräulein

Der Gegner nicht, das Recht ist's,
Was man bedenken muß.

Herons

Der Mutigste

In Frankreich wagt nicht, was Sie wagen wollen.
Es ist la Regnie, ist der allgewaltige
Minister Louvois, sein Busenfreund!

Martinière

O Himmel! Sah ich nicht, wie es muß kommen!
Ich seh es, was das End wird sein. Des Königs
Ungnade —

Fräulein

Und du meinst, die kostet mir
Den kleinen Jahrgehalt, von dem ich lebe?

Martinière

Von dem so viele Arme leben; ja.

Herons

Vielleicht noch mehr. Die Rache des la Regnie kann
Sie bluten lassen —

Fräulein (lächelnd)

Nun, da kam ich ja
Über die Ungnad weg mit bester Art.

Herons

Die Aufregung schon kann Sie töten.

Fräulein

Seht doch!

Da schlüpft ich dem la Regnie aus der Hand.

Martinière

Und die paar Jahre, die Ihr Alter Ihnen
Noch gönnt, so hinzuwerfen!

Fräulein

Ist's so wenig,
So ist's auch nicht so großer Schonung wert.
Und werf ich sie denn hin für nichts? Such ich
Sie für den höchsten Preis nicht loszuschlagen?

Martinière

Und selbst die Maintenon hat Sie verlassen.

Fräulein

So nötger ist es, daß ich selber handle.
Schnell, Martinière, gieb mir den Mantel um.
Und du, Baptiste, bring eine Sänfte her.
Sagt, Serons, seht auch ihr die Ähnlichkeit
Zwischen dem Mädchen und der la Vallière?

Serons

Sie kann nicht größer sein — doch —

Fräulein

Hör, Baptiste,
Zwei Sänften bring, und schnell. Nun, Meister Arzt,
Wo ist die Schwäche denn? Steh ich nicht straff
Wie ihr?

Serons

Der Körper borgt noch von der Seele —

Fräulein

Dann mag die Seele von dem Körper borgen.
Ich muß sie wecken nun. He, Madelon,
Wach auf! — Wir können uns nicht pugen erst.
Dem Veilchen steht nichts schöner als sein Laub,
Der Frucht nichts schöner als ihr leiser Duft.

Nicht ein Gedanke von Gefallsucht darf
Dies schöne Bild der Reinheit heut entstellen.
Wach auf!

Madelon (erwachend)

Ja, meine Mutter. Ach, ich glaube,
Doch war ich eingeschlafen. Zürne nicht.

Fräulein

Sagt ihr noch nichts. Vielleicht ist ihr der Schmerz.
Noch zu ersparen.

Martinière

Ach, Sie denken nur
An andrer Schmerz —

Fräulein

Das beste Mittel ist's,
Den eignen zu vergessen. — Sei nicht böse;
Auch du mußt mit. Wenn ich einmal beschwere,
Dann thu ichs ordentlich. Ich weiß nicht, was
Mir widerfahren kann. Und du, Baptiste,
Bleibst heim.

Baptiste

Ich nicht, mein Fräulein. Der Baptiste
Bleibt nicht daheim. Er geht mit euch zum König.
Gings in den Tod, der alte Baptiste ließ
Euch nicht allein.

Gerons

Erlaubts ihm, Fräulein, und
Erlaubts auch mir. Erlaubt mir, daß ich über
Eure Gesundheit wachen darf.

Fräulein

Still! Still!

Ihr bösen guten Menschen. Wollt ihr mich
Zum Weinen bringen jetzt mit eurer Liebe?
Ihr sollt mir doch — bei Gott, ich müßte weinen.

Hätt ich die Zeit dazu. Nun, seht ihr nicht,
Daß ich muß helfen, wo ich kann? Wie soll ich
Denn sonst Gott dankbar sein für eure Liebe?

(Sie stützt sich auf Martinière und Madelon; im Gehen)

Es geht noch langsam. Doch laßt das nur gut sein.
Komm ich erst in den Gang, dann überhol ich
Euch alle. Und nun vorwärts. — Hat er ein
Und siebzig Jahr gehalten mir bis jezt,
Der alte Leib, wird er auf Einen Tag
Mehr oder weniger nicht interessiert sein.
Kommt, Kinder, kommt. Schon gehts was besser.
Kommt.

(Alle ab)



Verwandlung

In den Gemächern der Marquise Maintenon

Eine Mittelthür. Zwei Seitenthüren vorn



Dritter Auftritt

Das Fräulein, geführt von der Martinière und Madelon, durch
die Mittelthür. **Ferons**

Fräulein

Da wären wir. Dies ist das Zimmer. Hier
Kommt er vorbei.

Ferons

Die Maintenon stellt euch
Dies Zimmer zur Verfügung. Doch ihr selbst

Möchte vergönnt sein, wegzubleiben. Sie
Will euch nicht hindern; doch ihr sollt auch nicht
Auf sie zählen.

Fräulein

Kommt nicht jemand? Ja. Nun geht,
Ihr lieben Menschen. Laßt mich nun allein.

Martinière

Ihr zittert.

Fräulein

Es ist kühl hier. Sonst um nichts.
Du, Madelon, mußt an der Thüre bleiben,
Daß ich dich gleich —

Madelon

Ja, Mutter; ich will nah sein.

Fräulein

Heut bin ich eine wichtige Person.
Ich fühls bis in die Füße. Gebt mir doch
Einen Stuhl. — Hier muß ich auf der Lauer liegen.
Dorther kommt mir mein Wild. Sollt ichs erlausen,
Da wär es sicher heut vor mir.

(Der Stuhl wird ihr nahe an die rechte Seitenthür gesetzt)

Nun geht.

(Giebt allen die Hand)



Vierter Auftritt

Das Fräulein allein

Bis jezt hab ich gescherzt, die lieben Menschen
Mir heiter zu erhalten, die um mich
Sich ängsten. Und nun wird mir selber bang.
Muß ich die Thür hier lang ansehen und denken:

Hier wird er kommen, geht mirs wie dem Kranken,
 Dem man das Messer vor die Augen hält,
 Das ihm soll helfen. — Ist dies auch ein Kampf?
 Mein alter Leib, nur jetzt verlaß mich nicht,
 Wo alles mich verlassen hat, und ich
 Allein auf mich muß stehen — oder sitzen!
 Ich muß versuchen, über diese Spanne
 Voll schwerer Spannung mich hinwegzuschergen.
 Der gute Gott soll dieses freundliche
 Geschenk mir nicht umsonst verliehen haben.
 Er selbst ist ja ein heitrer Gott, und alles,
 Was er geschaffen, ist sein heitrer Spiegel.
 Scheint einem Menschen dieser Spiegel trüb,
 Ist's nur sein eignes trübes Angesicht,
 Was ihm daraus so trüb entgegenieht.
 Der gute Wille lächelt, Frömmigkeit
 Und Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung lächeln;
 Die gute That hat keine finstre Stirn.
 Heiter ist alles Gute; doppelt gut,
 Wenns doppelt heiter ist. — Nun komme, was
 Da will! —

(Schritte; sie schritt zusammen und steht auf)



Fünfter Auftritt

Bontems. Fräulein

Fräulein

Das ist Bontems, der Kammerdiener
 Des Königs, nicht der König selbst.

Bontems

Mein Fräulein,

Erwartet ihr den König?

Fräulein

Sonst wär ich

Nicht hier.

Bontems

Ihr seid es um des Bruffons willen? —

Fräulein

Um der Unschuld willen, Freund.

Bontems

So gut die Sache

Erst stand, unwiderbringlich ist sie nun
Verloren. Seine Majestät der König
Wollte den Bruffon selber sehn. Schon ist er
Hierhergeführt und wartet auf den Wink.
Wenn ihn der König einmal sah, war er
Gerettet. Denn wie Licht und Wärme von
Der Sonne, geht der Strahl der Gnade von
Der Majestät aus. Aber la Regnie
Kam dem zuvor. Bei der Gerechtigkeit,
Deren Bild die Majestät soll sein, beschwor er
Den König, stellt des Volkes Wut ihm vor,
Wenn dieser Sünder, dessen Tod das Volk
Zu seiner eignen Sache macht und laut
Zum König aufschreit um ein strenges Beispiel,
Begnadigt würde. Das ist seine Seite,
Wo er verwundbar ist. Im Kampfe gegen
Den Adel muß er auf das Volk sich stützen.
Jetzt eben führt man den Unglücklichen
Zurück in die Gewalt der strengen Richter,
Und seinen Tod kann niemand mehr verhindern.
Der König ist so ungehalten auf des
Bruffons Verteidiger, daß er kein Wort
Für ihn mehr hören will; ja nicht den Namen
Des Bruffon darf ihm jemand nennen, der
Den höchsten Zorn nicht auf sich laden will.

Mein Fräulein, laßt euch raten; gebt es auf,
 Alles in diesem Spiel zu wagen, wo
 Ihr nichts gewinnen könnt. Wollt ihr, so nah
 Dem Grab, so schwere Last noch auf euch laden,
 Den Zorn des Königs und jenes la Regnie
 Allmächtge Rache? Nein, mein edles Fräulein.
 Ich kann etwas bei Seiner Majestät,
 Und wo es sonst mag sein, glaubt meinem Wort,
 Dürft ihr auf meine Dienste sicher rechnen.
 Doch hier — des Königs Zorn ist noch zu neu,
 Und dieser Richter Rächerarm zu eilig. — —
 Er kommt. — Der König kommt. — Sie wollen
 dennoch — ?
 Mag Gott Sie schützen bei dem kühnen Wagnis.

(Er zieht sich zurück)



Sechster Auftritt

Das Fräulein allein, gleich darauf der König

Das Fräulein erhebt sich; der König tritt ein aus der rechten Seitenthür; wie er das Fräulein sieht, verfinstern sich seine Züge; er schwankt einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren soll; er will schnell vorbei; um das Fräulein nicht zu Wort kommen zu lassen, spricht er während des Gehens

König

Ah. Seht. Mein edles Fräulein Scuderi.
 Ich habe dringende Geschäfte —

Fräulein

Majestät,

Das dringendste Geschäft für einen König ist
 Gerechtigkeit!

König (bleibt verwundert stehen)

Die rufen Sie an? (Will gehn)

Fräulrin

Majestät,

Im Namen Ihres Volks ruf ich sie an.

Im Namen Ihres Volks Gerechtigkeit!

König

Die soll dem Volke werden. Doch uns deucht,

Die wir gewähren wollen, ist die nicht,

Um die Sie bitten.

Fräulein

Hören müssen Sie!

König

Wohlan; ich will Sie hören. Einen Namen

Nur nehm ich aus. Wenn Sie den Namen nennen —

Fräulein

Den sollen Sie nicht hören. Einen Fremdling

In diesen Zimmern bring ich, wenn sein Name

Auch oft genannt wird —

König

Muten Sie mir jetzt

Nicht zu, spitzfindge Rätsel aufzulösen —

Fräulein

Das Volk, mein König, ruft zu euch um Recht

Gegen die Mörder —

König

Das wird ihnen schon.

Fräulein

Nicht gegen die, mein König, die bei Nacht

Und heimlich morden; nein, mein König. Recht

Gegen die Mörder, die bei Tage morden
 Und öffentlich, und die dem Recht zum Hohn
 Sein heilig Schwert zum Mörderdolch entweihn;
 Gegen die Mörder, die, was sie verlegen,
 Zum Vorwand selber nehmen der Verletzung;
 Die unterm Namen der Gerechtigkeit die
 Gerechtigkeit verhöhnen; die dem König
 Des Volkes Lieb entfremden. Darum ruft
 Das Volk, das seinen König lieben will,
 Recht gegen die Entfremder, die Entweiher,
 Recht gegen die la Regnie!

König

Fräulein, ihr

Seid kühn.

Fräulein

Ich weiß es, was ich wage, daß ich
 Den Fremdling hier einführen will: die Wahrheit.
 Ihr wollt das Recht, mein König, doch la Regnie
 Wills nicht. Ihr wollt, das Volk soll euch vertrauen,
 Seinen Vater in euch sehn; ihr wollt es, aber
 La Regnie will es nicht. Ihr wollt die Wahrheit;
 Ihr seid so groß, die Wahrheit nicht zu hassen,
 Selbst wenn sie euch nicht zeigte, was ihr wünscht;
 Ihr wollt die Wahrheit, doch la Regnie will
 Sie nicht. Mein König, gebt dem Volk, was ihr,
 Nicht, was la Regnie will.

König

Die Klage will beweisen,
 Verdächtigung will nur schaden.

Fräulein

Majestät,

Ich steh am Grabe. Mich erwartet schon
 Ein höh'rer Richter, als ihr selber seid,
 Der Richter, der auch euch einst richten wird,

Der zwischen uns entscheiden wird. Glaubt ihr Nicht mir, so sendet Boten, doch nicht jene, Die in la Regnies Solde stehn. Denn die Geschöpfe loben ihren Schöpfer. — Mich Führt' mein Weg durch große Haufen Volks.

(Auf einen Wink des Königs Bontems ab)

„Nieder la Regnie! Doch der König lebe!
Der König soll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie. Keinen mehr
Soll dieser Schlächter schlachten!“ Solche Worte
Hört ich von hunderten, und nicht allein
Vom Pöbel, der nur, um zu schreien, schreit.
Mut gegen den la Regnie und Vertrauen
Zu seinem väterlichen König spricht
Von jedem Mund. Rechtfertigt, Herr, das letzte,
Indem der ersten ihr ihr Recht verschafft.
Sie wollen nicht zwei Könige, sagen sie,
Sie wollen nur den einen, gottgesetzten,
Den König, den sie lieben, der sie liebt,
Und der vom andern sie befreien wird,
Den alle hassen, und der alle haßt!

König steht sinnend. Fräulein holt Madelon



Siebenter Auftritt

Madelon. Vorige

Fräulein (Madelon an der Hand)

Sag du ihm, Unschuld, was sein Volk begehrt
Von seiner Liebe. Fleh im Namen aller
Unmündgen um das Recht der Unschuld, um
Der Schwäche Schutz! Sag ihm in ihrem Namen:
Kein Alter, kein Geschlecht, kein schwer erworben

Verdienst, kein Ruf schützt vor la Regnies Schergen.
 Das Geständnis ist schon fertig vor der Frage.
 Das Vorgesagte zwingt die Henkerqual,
 Dem — Richter nachzusprechen, und die Unschuld
 Gesteht Verbrechen, die sie nicht dem Namen
 Nach kennt. Aus seiner Kinder Armen reißt er
 Auf bloße Möglichkeit den Vater. Der
 Weiß nicht, warum? Das brauchts ja nicht. Man wirds
 Ihm auf die Zunge legen schon, was er
 Gestehe soll. Er wird es gern. Denn das
 Geständnis lohnt der Tod, der endliche
 Befreier aus der Kerkermodergruft
 Und — (sie wird immer schwächer)
 aus der Quäler Händen —

Bontems (der unterdes wieder erschienen)

Ha! wie schlau!

Die la Vallière selber —

König macht eine Bewegung zu gehn

Fräulein (wandelnd)

Recht, mein König! —

Mein König — Recht — Ich sterbe — mir wird übel —

König (zu Madelon)

Schnell rufen Sie um Beistand —

Er fängt die Sinkende auf; Bontems stellt schnell einen Stuhl, worauf
 sie der König gleiten läßt. Der König geht bis zur andern Seiten-
 thür, wohin Bontems auf seinen Wink ihm folgt; dort bleibt er so lange
 stehen, bis er Madelon mit der Scuderi Deuten zurückkommen sieht



Achter Auftritt

Das Fräulein, die Marfinière, Madelon, Berons

Fräulein

Ich muß sterben

Und — hab — nicht — (will aufstehn und dem König nach)
Recht, mein König!

(Sie fällt der Martinière ohnmächtig in die Arme)

Martinière

Ach! sie stirbt!

Madelon

Sie stirbt? Ich laß dich nicht! Du darfst nicht sterben!

Martinière

Ach! ist sie tot, nimm mich mit ihr, mein Gott!

Gerous (um sie beschäftigt)

Noch stirbt sie nicht, macht uns noch nicht zu Waisen.
Reibt ihr die Stirn mit diesen Tropfen. So
Seht ihr, schon wirkt's.



Neunter Auftritt

Olivier. Vorige

Olivier (erstaunt)

Meine Mutter? Madelon? Ich
Bin frei! Gott, ich bin frei! Ich muß nicht sterben!
Ich muß in Regnies Kertern nicht verschmachten.
Frei bin ich! Keine Kette raffelt mehr
Und weckt mich aus dem goldnen Freiheitsstraum
Zur Verzweiflung auf. Noch immer fürcht ich, jetzt,
Jetzt wird sie klrren. Nein, es ist kein Traum! Ich
Bin frei, frei wie der Vogel in der Luft,
Frei wie der Fisch im Meer. Hab ich nur erst
An den Gedanken mich gewöhnt. — Meine Madelon,
Hier laß uns danken! Hier zu ihren Füßen
Der Retterin. Hier danken, weinen, jubeln!

Fräulein (öffnet die Augen)

Wo bin ich? Wenn ich nicht im Himmel bin?

Olivier

Ihr seid ein Engel. Wo ihr seid, da ist
Der Himmel.

Fräulein

Meiner Anne Guiot Sohn —

Olivier

Ist frei durch euch, frei wie des Himmels Wolken!

Fräulein

Ihr, Serons — Martinière — Madelon —

(giebt jedem die Hand)

Ja; ich bin in der Maintenon Gemächern,
Wo ich den König — doch wo ist der König?
Ohnmächtig war ich wohl? Ihr lieben Menschen
Seid so bekümmert, und um mich. Daß ich
Euch soviel Sorgen mache.

Martinière (bei ihr knieend, fast zürnend)

Ewig sieht

Sie nur das Wenige der andern; für
Ihr eignes Viel hat sie kein Aug. Ein jeder
Thut ihr genug; sie selber nur kann nie sich
Genug thun.

Fräulein (abwehrend)

Still! Wer kommt?



Behnter Auftritt

Bontems. Vorige

Bontems

Mein edles Fräulein,
Ihr habt gesiegt. Von Herzen meinen Glückwunsch.

Soeben fliegt der Bote fort. Die Chambre
Ardeute hat aufgehört. Mit Regniez Reich
Ist's aus. Schon habt ihr euern Schützling wieder.
In Frankreichs Namen dankt der König euch.
Es sei kein Wunder, sagt' er; wessen Sache
Die Tugend selber führt, der muß gewinnen.
Hier sendet er an euers Schützlings Braut
Einen Abschlag nur von dem, was Frankreich schulde,
Sie auszusteuern, wies der Braut geziemt
Von euerm Schützling. Beide sollen aber
Von diesem Augenblick das Land verlassen
Und sich in seine Heimat Genf zurückziehn,
Wo sie der König nicht vergessen wird.
Doch allen Dank verbittet sich der König.

(Er verbeugt sich und geht schnell ab)



Elfter Auftritt

Vorige ohne Bontems

Fräulein

So geht, ihr Kinder. Gott und dieser Kuß
Mit euch.

Olivier

Ihr wollt allein uns ziehen lassen?

Nein. Ihr geht mit uns.

Madelon

Mutter, ihr zieht mit.

Fräulein

Ihr dummen Kinder, denkt ihr denn, es ist
'Ne Kleinigkeit —? Denkt nur, die hundert Schachteln;
Meine Lauben und den alten Staar — ei ja,
Ihr junges Volk wißt, was dazu gehört,

Wenn solch ein altes Fräulein reisen soll,
 Und gar im Augenblick. — Geht; geht, ihr Kinder,
 Und dankt dem König durch Gehorsam. Laßt
 Nunmehr die Raupe sich einspinnen, wo sie
 So lang gewohnt. In meinem Alter reißen
 Die alten Fäden nicht so leicht, und spinnen
 So leicht sich neue an. Geht, Kinder, geht!
 Und wirds euch wohl, wenn ihr die neue Heimat
 Erblickt, bin ichs, die euch entgegen kommt
 Von dort. — Thut mir die Liebe! Nein. — Kein Wort mehr.
 Doch eins! Olivier, komm noch einmal.
 Der Bischof von Paris wird jene Schmucke,
 Als ihm von einem reuig Sterbenden
 Dazu vertraut, den Eignern wiedergeben.

Olivier

O meine —

Fräulein

Stille! Still! Kein Wort jezt mehr,
 Wenn ihr mich liebt. Lebt wohl.

Madelon

Lebt wohl. Doch kommt
 Uns nach!

Olivier

Denn ohne euch ist unser Glück
 Ein halbes nur!

Olivier und Madelon ab



Zwölfter Auftritt

Vorige ohne Olivier und Madelon; bald hernach Baptiste

Fräulein

(zu Cerons; man merkt, daß sie sich in Gegenwart der eben Abgehenden
 Gewalt angethan hat)

Gut, daß sie gehen müssen,
 Bevor ich sie betrüben mußte —

Herons

Meint ihr —

Fräulein

Ich mein es nicht; ich weiß es; wußt es schon
Vorher. Mein letztes Haus darf ich bestellen.
Meine Seele hat dem alten Leib zuviel
Geborgt. Nun ist sie bankerrutt wie er. —
Nun geh ich gern.

Martinière

O spricht nicht so.

Fräulein

Ich dent
Euch wenig Sorgen mehr zu machen. Hoff ich doch,
Mein heiter Leben schließt ein heiter Ende.

Baptiste erschauflert herein

Fräulein

Was ist, Baptiste? Wo hast du deinen Atem
Gelassen?

Baptiste

Fräulein! Ach, mein gnädig Fräulein!
Das ist mein schönster Tag in diesem Leben.
Wenn ihr — ach, ganz Paris ist euch ein Sprachrohr
Für diesen Einen Ruf: Das Fräulein Scuderi!
Die Retterin! Die Helferin! Die — (schluchzend) ich —
Ich überleb die Freude nicht. Die Chambre
Arbente sei aufgelöst. Den Boten trugen sie
Auf ihren Schultern. Ach, mein Fräulein, geht
Jetzt nicht, denn sie zerreißen euch vor Liebe
Und Dankbarkeit.

Fräulein

Das Schicksal mußte mir
Was Bittres mischen in das allzufüße
Getränk. Muß ich das Stadtgespräch noch werden?
Was hab ich denn gethan für solchen Preis?

Soviel als von dem Beifall das Verdienst
 Übersteigt, soviel verliert der Beifall selbst
 An seinem Wert. Zu große Ehre macht
 Sich selber wohlfeil. Und ein stiller Blick
 Des Gleichverstehns ehrt Geber und Empfänger
 Mehr als der Straßen lärmendes Gepränge.
 Ein solcher Dank würdigt allein vor Gott
 Sich selber nicht herab. Die Maintenon
 Wird mir den Aufenthalt bei ihr vergönnen,
 Bis diese guten Menschen wieder ruhig
 Genug sind, mich nicht schamrot mehr zu machen.

(Sie wendet sich, auf die Martiniere gestützt, zu gehn. Die andern folgen)

Vorhang fällt

Ende des Stückes



Die Makkabäer

Trauerspiel in fünf Akten





Einleitung

Otto Ludwigs größtes und unvergänglichstes dramatisches Werk, die historische Tragödie „Die Makkabäer,“ wurde in der Gestalt, wie es auf der Bühne erschien und gegenwärtig vorliegt, vom Dichter zu Ausgang des Jahres 1851 begonnen und im Herbst des Jahres 1852 beendet. Es entstand theils in Meissen theils in Dresden und kam zum Abschluß in dem Dorfe Strehlen bei Dresden, wohin sich Ludwig im Sommer 1852 zurückgezogen hatte. Doch war diese Tragödie bereits die dritte Bearbeitung eines Stoffes, der den Dichter schon früh mächtig angezogen hatte. Noch im Jahre 1850 hatte Ludwig in Dresden ein Trauerspiel „Die Makkabäerin“ geschaffen, das zwar den gleichen historischen Vorgang, die religiöspatriotische Erhebung des jüdischen Volkes unter der Führung des Judas Makkabäus, zum Hintergrund hatte, aber in der Erfindung, dem dramatischen Aufbau wie in der Charakteristik von dem veröffentlichten Makkabäertrauerspiel sehr wesentlich abwich. Das Hauptmotiv gab in dieser ersten Dichtung die jüdische Doppellehre ab; Judas hat zwei Frauen, die stolze, hochgemute Lea, die Witwe seines Bruders, die ihm Söhne zugebracht und eigne Söhne geboren hat, und die jüngere demüthig liebevolle Thirza, gegen die Lea eine brennende, sich bis zum Wahnsinn und zum Verbrechen steigende Eifersucht und Verachtung empfindet. Die gewaltige und spannende Entwicklung des Verhältnisses der beiden Frauen zu einander wurde zum Mittelpunkt der Handlung, und die große Volksbefreiung durch Judas trat ihr

gegenüber in den Hintergrund; die erste Makkabäerausführung erhielt dadurch einen Anhauch des Opernhaften, der dem Stoffe wie dem innersten Wesen Ludwigs fremd war. Anderseits war das Grundmotiv der ersten Handlung stark und von außerordentlicher dramatischer Wirkung, und Ludwig fühlte dies so sehr, daß er in einer spätern Niederschrift dies Motiv „den Kern des ganzen Stücks“ nannte. Einige Szenen dieser ersten „Makkabäerin“, die M. Hendrich im ersten Bande von Otto Ludwigs Nachlasschriften veröffentlicht hat, sind, um etwas vervollständigt, als Anhang zu den „Makkabäern“ auch in unsrer Ausgabe mitgeteilt worden. Eduard Devrient, dem die Handschrift der „Makkabäerin“ zuerst vorgelegt wurde, nahm seiner Natur und Lebensauffassung nach den stärksten Anstoß an der unsern Sitten fremden Voraussetzung einer Doppelehe und drängte Ludwig zu einer Umarbeitung, die nach Lage der Sachen eine völlige Neudichtung werden mußte. Nachdem schon in einer dem Jahre 1851 angehörigen (in Dresden begonnenen, in Übigau an der Elbe zu Ende geführten) zweiten Bearbeitung, in der die echte Heldengestalt des schlichten Judah stärker in den Vordergrund trat und der Konflikt zwischen den grundverschiednen Naturen zweier Ehefrauen in den uns näher liegenden zwischen der stolzen, hochstrebenden Schwiegermutter und einer ihr verhaßten Schwiegertochter verwandelt wurde, die ganz Liebe, ganz Hingabe, ganz weibliche Demut ist, die Grundlage zur gegenwärtigen Tragödie gelegt war, schritt Ludwig zu der dritten Bearbeitung, die wohl gewisse Schönheiten der zweiten Ausführung aufopferte, dafür aber die mächtigsten Szenen des zweiten und fünften Aktes erst völlig herausbildete. Der Dichter bewährte den untrüglichen Instinkt eines großen Dramatikers bei dieser zweiten und dritten Gestaltung des biblischen Stoffes im Festhalten an der Anschauung, daß just beim

jüdischen Volke Volkstragödie und Familientragödie zusammenfallen, aber es entging ihm und seinem dramaturgischen Ratgeber, daß die Gestalt der Lea, bis zum Schlusse des zweiten Aktes noch entschieden überragt durch die Gestalt des heroischen Sohnes, in den spätern Akten der Tragödie diesen Sohn überwächst und damit die tragische Einheit und die ungeteilte, ungebrochne Wirkung gefährdet. So allein war es möglich, daß die mächtigste und innerlich lebensvollste historische Tragödie, die seit 1830 gedichtet worden war, die einzige, deren Phantasiereichtum und leidenschaftliche Kraft den Vergleich mit den Meisterwerken besserer Kunstzeiten nicht zu scheuen hatte, von Bühnen, Publikum und Kritik nicht augenblicklich nach ihrem vollen Werte gewürdigt werden konnte. Die verderbliche Gewohnheit, der großgearteten und ungewöhnlichen Leistung gegenüber zunächst viel stärker hervorzuheben, was man noch misse, als was man habe und empfinde, machte sich bei den ersten Aufführungen der „Makabäer“ am Hofburgtheater zu Wien, an den Hoftheatern zu Dresden (9. Januar 1853) und Berlin (21. April 1853) wieder einmal geltend. Während im Grunde ein starkes Gefühl vorherrschte, daß eine echte Dichterkraft hier eine jener Schöpfungen hervorgebracht hätte, deren Vorzüge im Verlaufe der Zeiten ihre Mängel zu Boden drücken, gefiel man sich zunächst doch in der Hervorkehrung dieser leicht ersichtlichen Mängel. Niemand schien zu ahnen, daß wiederum Jahrzehnte verstreichen sollten, ohne ein Werk von gleichem poetischen Gehalt und Schwung zu bringen.

Am stärksten in Frage stand das große Trauerspiel Ludwigs auf der Stelle, wo es späterhin am nachhaltigsten zu künstlerischem Leben gedieh, in Wien. Über die wunderbar widerspruchsvollen Eindrücke und Schicksale der ersten Aufführung der „Makabäer“ im Hofburgtheater hat dessen damaliger Leiter

Laube in seinem bekannten Buche „Das Burgtheater“ (Leipzig, 1868) lebendig und getreu berichtet. „Alle Kräfte wurden angestrengt, sie (die Tragödie „Die Makkabäer“) würdig in Szene zu setzen. Das ungemein große Personal des Stückes war für uns nicht zu groß, wir konnten es stellen, und konnten es tüchtig stellen, und wir waren so glücklich, endlich ein bedeutendes einheimisches Stück einstudieren und vorführen zu können. Aber dies Jahr hatte seine Lücken gegen große Unternehmungen des Burgtheaters — es brachte das heimatliche Stück in noch größere Lebensgefahr als das englische. — Welch Schicksal hatte die erste Aufführung? Am Schlusse des zweiten Aktes ein unerhörter Erfolg, im dritten Akte eine völlige Niederlage. Die verwirrenden Nachrichten, das jüdische Markten um Worte, der fortwährende Widerspruch — wurden ausgelacht. Die letzten Akte hatten Mühe, dem Stück wieder aufzuhelfen von solchem Falle. — Die erste Aufführung hatte das Stück diskreditiert. Mörderische Stichworte verfolgten es, wie „Die Synagoge auf dem Burgtheater,“ und wer ist denn glücklicher, als der Schauerträger des Publikums, wenn er Unglück berichten kann, wer ist geschäftiger? — Da half uns die Presse redlich. Sie klärte auf, sie würdigte, sie pries das Preisenswerte. Namentlich Friedrich Uhl unterstützte das Stück in nachdrücklicher Weise. So wurde es mühsam erhalten. Jeden Spätherbst brachte ich es nach sorgfältigen Proben wieder, und mit jedem Jahre wurde die abfällige Stimme leiser, endlich verstummte sie, und die „Makkabäer“ wurden ein Feststück. Leider nur auf dem Burgtheater.“ — Die Aufführungen in Dresden und Berlin brachten der Dichtung und dem Dichter unbestrittenen augenblicklichen Erfolg, der sich aber minder nachhaltig erwies, als die unter Kämpfen errungene Anerkennung in Wien. Die Tageskritik waltete nur in wenigen

Fällen ihres Amtes mit gesunder Unterscheidung dafür, daß beim „bewundernden Zweifel,“ den Lessings Stala für den Meister fordert, der Accent auf dem ersten Worte liegt. In Dresden hielt Otto Band („Dresdner Journal“ vom 11. Januar 1853) diesen Accent fest. „Der Name Ludwig erweckt in allen Freunden der vaterländischen Litteratur für die Veredlung des modernen Dramas lebendige Hoffnungen. Diese werden nicht nur durch den Hinblick auf ein bedeutendes Talent genährt, sondern nicht minder durch die Erscheinung des tiefen, rastlosen Ernstes, der heiligen Verehrung der Sache, mit der jenes Talent seinen poetischen Gang verfolgt. — Vor allem entzückt die ernste, männliche Kraft, die sowohl die Phrase als die moderne Tendenz gänzlich verschmäht und für das buhlerische Streben, sogenannte zeitgemäße Anspielungen in einen historischen Stoff spekulativ hineinzuspinnen, lieber die reine Begeisterung für die Objektivität dieses Stoffes selbst giebt. Es ist ein Tausch, der uns bereichert, und den ich um so wärmer willkommen heißen muß, da ich ihn schon seit einer Reihe von Jahren vergeblich ersehnte.“ Auch in Berlin versuchte die eine und die andre Stimme die Bedeutung der tragischen Dichtung zu erweisen. Mit echtem Künstlerinn hatte die große Schauspielerin Auguste Crelinger die „Malkabäer“ bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Bühnenjubiläums zu der ihr bewilligten Benefizvorstellung gewählt. Sie konnte eine große Meisterleistung geben, aber weder die im Trauerspiel mitwirkenden zu ihrer Höhe emporreißen noch die Gewöhnung des damaligen Berliner Publikums wie des größten Theils der Kritik überwinden, gerade der mächtigen Anlage, dem hohen Streben kühle Skepsis und wüthendes Besserwissen entgegenzusetzen. Als Probe der sachlichen Urtheile konnte die Kritik der „Neuen Preussischen Zeitung“ (Nr. 98, Sonnabend den 23. April 1858, von Theodor Fontane?) gelten, die „Die Malkabäer“

zu den Erstlingen eines jedenfalls bedeutenden poetischen Talents rechnete, „dessen großartigen Intentionen noch nicht überall die volle Wirkung glückt, weil eben der Dichter noch nicht die volle Herrschaft über die Szene hat. Aber schon die Wahl des Stoffes, der in seinem schweren Ernst fern abliegt von den leichten Gaukeleien des Tages, macht dem Dichter Ehre. Der Hauptfehler der Tragödie ist es, daß diese sich schon im zweiten Akte zu einem Höhepunkt erhebt, gegen dessen nicht mehr zu überbietenden Aufschwung das Nachfolgende in Schatten tritt. Dennoch fesseln auch in den folgenden Akten noch große Schönheiten den Zuschauer, wenigstens den sinnigen. Der Konflikt im dritten Akt zwischen dem Helden, der vorwärts stürmen will auf der Siegesbahn zum letzten alles entscheidenden Triumph, und den sich ihm in den Weg stellenden Felsen des Sabbathgesetzes, an dem sein Wille zerschellt — ferner das Wiederfinden von Judah und Naemi in der Wüste, das in menschlichem Schmerz brechende Herz der gottbegeisterten Heldenmutter im fünften Akte sind poesiereiche Perlen.“ Aber die Versuche, dem Dichter und seinem großen Anlauf gerecht zu werden, blieben vereinzelt, und den Grundton des Berliner Urtheils gab Titus Ulrich, der kurz wegwerfend schrieb: „Fama saß wieder einmal mit vollen Backen auf den Spitzen der Türme und verkündete einen neuen dramatischen Messias. Herr Otto Ludwig, der Verfasser der „Malkabäer,“ ist unzweifelhaft ein geistvoller Mann, ein beachtenswerter Dichter, ein Dichter von Schwung und Kraft, aber nicht der das Höchste versprechende Dramatiker, wofür man ihn ausgiebt. Ludwigs „Malkabäer“ gleichen einem Edelstein, der wohl prächtige Blitze wirft, aber nicht wärmt, sie beschäftigen unsern Verstand und unsre Phantasie, aber nicht unser Herz und unser Gemüt“ (National-Zeitung Nr. 185, vom 23. April 1853). Die kritische Ode, die einen geistvollen Mann, einen

Dichter von Schwung und Kraft wie etwas Alltäg-liches und Unzulängliches ansah und schlichtweg einen Shakespeare begehrte, gründete ihre Geringschätzung zudem auf eine Fabel. Niemand gab Otto Ludwig für einen dramatischen Messias aus, selbst die „Grenzboten,“ die es vor andern Zeitschriften als Ehrenpflicht erachteten, auf das große und ausgiebige Talent des Dichters wieder und wieder hinzuweisen, rühmten nur, daß sich in den „Makkabäern“ ein dramatisches Talent zeige, das „die Kraft hat, große tragische Gefühle in imponierender Weise durch hohes Pathos und dramatisches Detail herauszubilden“, „starke Leidenschaften kunstgemäß darzustellen“ (Grenzboten 1853, Heft 1, S. 4), übten aber strenge Kritik am Gange der Handlung und einzelnen Gestalten der Tragödie. — Und in ähnlicher Weise ward nach den Aufführungen in Breslau, München, Karlsruhe, Leipzig und anderorts geurteilt, die sich im Verlauf des Jahres und der Jahre folgten. Doch bestätigte sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit die alte Wahrnehmung, daß das natürliche Schwergewicht großangelegter poetischer Schöpfungen auf der Wage unzulänglicher Kritik nicht gemindert wird, und unter den poetischen Leistungen des Vierteljahrhunderts nach Ludwigs Tode waren wenige dazu angethan, eine Tragödie wie die „Makkabäer“ vergessen zu machen. Zu den Mißgeschicken der Dichtung gehörte es noch, daß nach ihr ein Opernbuch bearbeitet wurde, zu dem Anton Rubinstein die Musik komponierte. Alles dies hinderte das Wachsen der Erkenntnis nicht, daß Ludwigs „Makkabäer“ eine der bleibenden Schöpfungen der nachklassischen deutschen Litteratur seien. Die neuern Aufführungen in Berlin und Wien durften als erste öffentliche Zeugnisse dieser Erkenntnis gelten. Ob die Tragödie ein vollständiges Werk von allseitiger und unbestrittener Geltung werden kann, läßt sich heute kaum ermessen und hängt

ebenso sehr von der Entwicklung der deutschen Bühne als von der der Litteratur ab; daß sie aber nicht vergessen und nie unwirksam werden wird, läßt sich schon heute mit Sicherheit behaupten.

Otto Ludwig selbst, der nach seiner Weise in den nächsten Jahren nach dem Abschluß und den ersten Darstellungen der „Makkabäer“ (von denen er nur die Dresdner sah und hörte) zunächst nur die Mängel des Werkes empfand, war gegen das Ende seines Lebens doch wieder von der Überzeugung durchdrungen, mit dieser Dichtung auf dem rechten Wege gewesen zu sein.

„Ich hätte den Weg fest im Auge behalten sollen, den ich in den „Makkabäern“ — hier und da strauchelnd, im Ganzen sicher — betreten hatte. Ich ließ mich zu weit nach der bloß realistischen Darstellung hinüberdrängen — die zum historischen Drama nicht ausreicht“ bekannte er (September 1862) seinem Eisfelder Freunde Ambrunn.

Die „Makkabäer“ wurden zuerst als Bühnenmanuskript (Dresden, Druck von E. Blochmann und Sohn, 1852) gedruckt, dann als zweiter Band der „Dramatischen Werke von Otto Ludwig“ (Leipzig, J. J. Weber, 1854) veröffentlicht. Bei dieser Gelegenheit widmete sie Ludwig seinem Landesherrn und ehemaligen Gönner, dem Herzoge Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, „in tiefster Dankbarkeit und Ehrfurcht.“ Der Wiederabdruck im zweiten Bande der Jantjeschen Ausgabe stimmt mit dem Druck von 1854 völlig überein; für unsre Ausgabe konnte neben den ersten beiden Drucken die Handschrift der Bearbeitung von 1851, die erhalten geblieben ist, verglichen werden.

Personen

Antiochus Eupator, Antiochus Epiphanes Sohn, König von Syrien

Gorgias } syrische Feldherren
Nikanor }

Mattathias, ein jüdischer Priester zu Modin
Lea, sein Weib

Simon }
Judah } beider Söhne
Jonathan }
Eleazar }
Johannes }
Joachim }
Benjamin }

Naemi, Judahs Weib, Boas Tochter

Josakim, Sohn eines jüngern Bruder Mattathias

Simej, ein jüdischer Priester zu Modin

Ami, sein Sohn

Boas, Simeis Bruder, Judahs Schwiegervater

Aaron, Sohn eines andern Bruders Simeis

Assar, ein Ältester von Modin

Uziel, ein jüdischer Hauptmann

Nathan, ein jüdischer Krieger

Josiah }
Eliah } Bürger von Modin
Misael }
Nubas }

Amilius Barbatus, römischer Gesandter an Judah

Ein jerusalemitisches Weib

Ein Greis, ihr Vater

Ein syrischer Hauptmann

Syrische, jüdische Hauptleute und Krieger. Gefolge
des Barbus. Volk von Modin und Jerusalem. Mägde
Leas. Bekränzte Kinder, Frauen und Greise. Jung-
frauen mit Flöten und Zimbeln

Die Szene vor den Thoren von Modin, einmal
im dritten Akt ein Hügel bei Ammaus, im vierten
bei Rahels Grab und in Jerusalem, im fünften im
Lager des Antiochus vor Jerusalem.

Die Zeit zwischen den Jahren 167 und 161 vor
der christlichen Zeitrechnung.



Erster Akt

Vor den Thoren der Bergstadt Modin
im Gebirge Judah

Rechts vom Schauspieler die Häuser der Familie Simeï, links die des Hauses Mattathias; rechts führt ein Felsenweg aus dem Thale herauf, das den Berg, auf dem Modin liegt, umgiebt; die daher Kommenden werden erst mit den Häuptern, dann allmählich ganz sichtbar; links vorn mündet eine Felsenschlucht aus. Hinten ein Thor der Stadt Modin; über der Stadtmauer, die meist aus natürlichen Felsen besteht, die Häuser der Stadt, und über diesen fern und ferner die zackigen Hörner des Gebirges Judah; der Horizont hoch angenommen. Palmen und Terebinthen den Thalweg herauf und sonst verstreut. Links vorn ein steinerner Tisch und Rasenbänke

Lea, den Thalweg heruntersehend. *Joarim*, ^{hinauf}kränzwindend auf einer Rasenbank. *Benjamin*, zuhörend vor ihm. Hinten kränzwindende Mägde

Joarim

(indem er lebhaft erzählend auf die Bank tritt und in das Thal hinunterzeigt)

Da — diesseits in dem Thal der Terebinthen
Lag Saul, dort Goliath mit seinem Heer.
Dort aus dem Bach nahm David sich den Kiesel —
Ist nicht so, Mutter?

Lea

Bei der Eiche dort

Traf er auf Goliath.

Joarim

Und schlug ihn nieder.

Und Saul und unsers Volkes Krieger jagten

Die Brüder Goliaths durchs ganze Thal
Bis an das Thor von Ekron und von Gaza.

Benjamin

Von Salomo erzähl mir, Joarim.

Joarim

Da Saul gestorben war, ward David König,
Und nach ihm Salomo, sein Sohn. Da war
Israel groß — nicht, Mutter?

Benjamin

Da wars groß?

(er läuft zu Lea)

Was heißt das, Mutter? Sag mir: Wer ist groß?

Lea

Der, den man fürchtet, auch wenn er nicht droht.

Benjamin

Und so war Salomo?

Lea

Er wars; es knieten

Fünf Heidenkönige um seinen Stuhl,
Froh, ihm zu dienen.

Joarim

Schiffe ließ er baun —

Lea

(im wachsenden Eifer vergißt sie auszuschaun und nähert sich mit
Benjamin dem Joarim. Beide Kinder ganz Ohr)

Und seine Segel trugen seinen Ruhm.
Das Meer entlang, so weit als Menschen wohnen.
Bis an Ägypten dehnte sich sein Reich,
Von Typhsa bis gen Gaza zahlten ihm
Die Könige Tribut. Die Tochter Pharao

Erkannt es für ein Glück, sein Weib zu sein,
Und bracht ihm Gaza zu in Kanaan.
Er saß auf elfnem Stuhl mit Gold bedeckt,
Und nur von Gold war all sein Trinkgefäß.

Benjamin (ausbrechend)

O, daß ich groß wär!

Lea (lächelnd)

Du?

Benjamin

Damit, wenn du
Von mir erzähltest, deine Augen glänzten,
Wie wenn du uns von Salomo erzählst,
Und du nicht weintest mehr, daß Israel
Zerfiel und schwach ward und des Fremden Knecht,
Und nun der Syrer sitzt auf Davids Stuhl.

Joarim

Ich weine nicht. Was würde Judah sagen!
Ein Mann und weinen?! Pfui!

Lea

Bist du ein Mann?

Joarim

Nein; werden will ichs, daß du nicht mehr traurig
Mußt sagen: Israel hat keinen Mann!

Lea (ihn lieblosend)

Das willst du! Du!

Benjamin

(von der andern Seite sich beischmiegend)

Ich auch; doch du mußt froh sein.

Lea

O, hielte stets der Mann dem Kinde Wort,
Wer dürft es mehr als ich? Doch so ist's nicht.

Joachim

Warum auch weinen? Kommt nicht einst der Retter,
Der Israel befrein wird und erhöhn?
Zum großen Volk uns wieder machen, hoch
Auf Zion herrschend, wies einst David that?
Das hat der Herr verheißen, unser Gott,
Da er noch zu den Menschen redete.
Drum laß den Gram und sei uns fröhlich, Mutter,
Will er aus Judahs Stamm ihn doch erwecken,
Aus Davids Haus, und bist doch du auch, Mutter,
Aus Judahs Stamm und von des Davids Haus!

Eleazar kommt den Thalmweg herauf

Benjamin

Sieh, hier kommt Eleazar.

Lea (Eleazar entgegen)

Ist die Schaffschur
Beendet schon? Kommt euer Vater?

Eleazar (er ist hastig und aufgereg)

Mutter,
Hilf mir von hier!

Lea

Was ist dir? Bist du nicht
Vom Vater mir gesandt? Was solltest du? —
Daß er nicht zürne. Ihr da,

(sie küßt die Kinder)

zu den Mägden;
Helst Kränze winden zu des Vaters Fest. (Sie gehorchen)
Nun, Eleazar? (Sie führt ihn vor)

Eleazar

Vor dem Hause will
Er essen, und schon sind sie auf dem Weg.

Lea

Wen bringt er mir zu Gaste?

Eleazar

Judahs Schwäher,

Den Boas, dessen Bruder Simeï
Und Amri —

Lea

Freunde, Mattathias würdig?

So weis er im Gesetz, im Leben ist
Er's nicht. Ein Kind durchschaute diese Heuchler,
Doch ihn macht seine eigne Treue blind.
Ist Judah bei der Schaffsur?

Eleazar

Wußt ich nicht,

Nach Judah würdest du fragen? Wär ich Judah,
Nach Eleazar hättest du nicht gefragt.

Lea

Was ist dir? Bist du krank?

Eleazar

An Judah krank ich.

Nur eben erst da an dem Felsensteig:

„Wer ist der schlanke Knab mit Feueraug
Und stolzem Wesen?“ „„Von des Judah Brüdern
Ist's einer.““ „Judah? Kennst du den?“ „„Ich sollte
Nicht kennen, der die einzige Hoffnung ist
Des Volkes?““ „Ja, einen Mann laß uns erschaffen,
So sprach der Herr, und Judah ward. Er, der
Nun Lamm, nun Löwe ist, und wieder Lamm,
So wie der Augenblick ihn heischt; so stolz
Im Denken, stark im Thun und schlicht von Wort.
Ist er der Mann nicht, Israel zu retten,
So ist es keiner!“ So wetteifert Jung

Mit Zung, ihn lobend; Eleazar ist,
Der Gegenwärtige, vergessen, jeder
Lebt im Abwesenden. Und sollt er nicht?
Judah nur ist etwas, und Eleazar
Ein Namenloser, einer, der nichts wäre,
Wär er des Allgenannten Bruder nicht.
Laß mich von hier!

Lea

Wohin?

Eleazar

Gleichviel; nur wo
Ich nicht mehr Judahs Bruder heißen muß.

Lea

Wollt ihr mich beide lassen, böse Knaben?

Eleazar

Mich wirst du nicht vermissen, bleibt nur er.

Lea

Judah? Verließ er nicht die Mutter schon,
Wie er sich an die Simeitin hing,
Die niedre Magd, des niedern Hauses Tochter,
Vom jüngsten Sohn des jüngsten Arons?
Das unterm Heuchelschleier Abfall birgt?
Der Herr will Mattathias Haus erhöhen
Und durch des Mattathias Haus sein Volk;
Den König wählt er sich, den Helden wählt er,
Der jenen krönen soll aus diesem Haus
Und —

Eleazar

Was sprichst du? Wer ist es, den der Herr
Zum König sich erwählt? Ist's Judah?

Lea

Nein.

Ihn zog ich auf zu seines Volkes Helden,
Zum Retter aus des Fremden Drängerhand —

Eleazar

Ein König — sagtest du — aus unserm Haus?

Lea

Der Gram verriet, was Hoffnung heimlich hegte.

Eleazar

Wer ist er? wer der König, den du meinst?

Lea

Du bist er.

Eleazar

Ich? — Doch woher sprichst du das?

Lea

Frag nicht; laß dir genug sein, daß ich's sprach.

Eleazar (sinnend)

Ja. — Du hast mir, da ich ein Kind noch war,
Schon einmal so gesprochen. Um den Stolz
Gegen die Brüder hatte Mattathias
Mich streng bestraft; ich saß und weinte; da
Tratst du zu mir; nur einen Augenblick,
Damit der Vater es nicht merkte; streicheltest
Die nasse Wange mir — als sprächst du's jetzt,
Hör ich dein Wort: Vergiß dein Weinen, Kind;
Die Zeit wird kommen, wo du stolz sein darfst.

Lea

Das merktest du?

Eleazar

Lehr mich mich selbst vergessen!

Oh lernst ich alle Weisheit dieser Welt,
Oh daß ich dieses einzige Wort vergäße!

Lea

Soll ichs ihm sagen? Quillt aus seinem Eifer
 Doch Trost, er wird nicht sein, wie Judah ist!
 Weil Mattathias mirs verbot? Der Weisheit
 Soll man gehorchen, nicht dem Mund. So höre —
 Doch deinen Mund versiegle kluges Schweigen:
 Vor zwanzig Jahren, da, als ich mit dir
 Gefegnet, las ich einst im Jesaias,
 Wie ich gewohnt war schon von Kindheit auf,
 Da, wo er von des Retters Zukunft spricht,
 Der wieder Davids Stuhl erhöhen soll;
 Da saßte mich der ganze Schmerz des Falls
 Des Hauses David, meines Väterhauses,
 Und seiner Knechtschaft unter fremdem Arm,
 Der ganze Schmerz um meiner Söhne Schmach,
 Da zu gehorchen, wo sie herrschen sollten,
 Um dich, die Knospe, die, noch nicht geöffnet,
 Im Mutterschoße schon die Ketten trug.
 Und Asche streut ich auf mein Haupt und schloß
 Mich einsam ins Gemach und fastete
 Und hielt den Schlummer fern drei Nächte lang.
 So lang schrie ich zum Herrn um seine Hilfe:
 Herr, mich laß weinend in die Grube fahren,
 Doch meine Kinder laß den Retter sehn
 Dein Volk erhöhen von der Erde Völkern
 Und ihren Stuhl erhöhen vor dem Volk,
 Wies Fürstentindern zient. Ja — weiter ging ich —
 Herr, schrie ich endlich, wecke deinen Retter
 Aus meinem Samen! — Da, wie ich so schrie —

Eleazar

Wie du so schriest, da — was geschah da?

Lea

Ziel Müdigkeit vom Herrn auf mein Gebein,
 Und — das Gesicht des Herrn kam über mich.

Da

Elezar

Des Herrn Gesicht? — Doch wie —

Lea

Es brannten rings

Die Wände, wie um Moseh einst der Busch,
Und oben — wick die Decke weit und weiter
Und dehnte sich, und wie ein Saphir wars.
Und durch den unermesslich weiten Raum
Ging erst ein Donner,
Dann eine Stimme, säuselnd wie die Lust,
Wenn sie bei Nacht in Palmenwipfeln säuselt,
Und rieselnd, wie ein Quell in Wüsten rieselt,
Und sprach, doch ich verstand nicht, was sie sprach,
Und doch wußt ich, sie sprach: Erheb dein Auge.

Elezar

Und du erhobst dein Aug und sahst — was sahst
Du da?

Lea

Arons Hut sah ich sich langsam
Herniederlassen. Über meinem Schoß
Hielt er im Schweben wie ein Adler, der
Mit ausgespannten Flügeln auf der Lust
Zu ruhen scheint — so lang, als sprachlos ich
Und wie gelähmt zurückgesunken lag —
Und um
Den Hut lief wie ein Kranz die Krone Davids.

Elezar

Die Krone Davids? Um Arons Hut
Lief wie ein Kranz die Krone Davids? um
Den Hohenpriesterhut —

Lea

Die Königskrone.

Elezar

Und schwebte über deinem Schoß, und du,
Mit mir warst du gesegnet, nicht mit Judah?

Lea

Mit dir.

Elezar

Doch dann! doch dann!

Lea

War es verschwunden
So plötzlich, wie ein Wolfens Schatten schwindet,
Und ich sank auf die Knie —

Elezar

Das wars, was mit
Gesang zu Nacht im Thal der Terebinthen
Einst vor mir herzog wie Prophetenruf!

Lea

Schon naht dein Vater uns —

Elezar

Ja, alles eint
Sich, um zu rufen: Ein Gesicht wars und
Kein Traum! Den nächsten Anspruch hat zur Würde
Des Hohenpriesters nach dem Haus Onias,
Der jezt den Hut auf seinem Haupte trägt,
Des Mattathias, meines Vaters Haus —
Doch — welche Welt von Hindernissen legt
Sich in Onias Söhnen, seinen Enteln
Dem raschen Glauben in den Weg!

Lea

Du glaubst

An Hindernisse? Hindernisse findet
Nur der, der an sie glaubt.

Elezar

Was heißt das?

Lea

Nichts.

Wenn du mich nicht verstehst, so sprach ich nicht
Zu dir. Komm.

Elezar (Kämpfend)

Nur besonnen laß uns bleiben!

Lea

O freilich! Fasten und durchwachte Nächte
Und Jesaias flammend Wort — ist's denn
Ein Wunder dann, zu sehn, was nirgend ist
Und dem Besonnenheit den Glauben weigert?
O so besonnen sein, das kostet wenig
Besinnen! Doch schon kommt dein Vater. Wirg,
Was dich bewegt. Wir reden mehr davon.

Judah kommt, einen toten Löwen über der Schulter

Lea

Du, Judah?

Judah

Friede sei mit meiner Herrin.

Lea

Zu deines Vaters Fest kommst du allein?

Judah

Hier bring ich einen Gast, der ungebeten
Oft einsprach;

(er wirft ihn in die Öffnung der Felschlucht).

's ist ein sonderbarer Rau;

Dasmal muß ich ihn nötgen.

Lea

Wußt er nur

In Demut seine Lücke zu verhüllen,
Dann —

Judah

Dann war er kein Löwe. Ganz gewiß.
Kommt dort nicht Mattathias?

Lea

Warum kommst du
Allein?

Judah

Du siehst, ich komme nicht vom Haus;
Und kam ich auch vom Haus, ich sparte dir
Verhassten Anblick, ihr Demütigung.

Lea

Doch deinem Haus ersparst du diese nicht,
Wie —

Judah

Laß das abgethan sein, bitt ich, Herrin.

Lea

Wie Judahs Liebe zu der Mutter ist,
Ja abgethan, wie Judahs großes Streben,
Ja abgethan, wie all der Größe Saft,
Mit Thränen in die Seele dir geströmt,
Vor einer Demutslarve falschem Lächeln!
O Judah, harrst du so des Herren Ruf?
Der Stunde so, mein irrgelocktes Kind,
Die Mattathias Haus erhöhen soll,
Daß du, du selbst, der es erhöhen soll, es
Erniedrigst? Komm zurück zum Herrn, zur Mutter,
Trenn diesen Ehbund, wirf die Heuchlerin
Zurück in ihres Loses Niedrigkeit!

Judah

Rein Loß ist niedrig, das die Seele adelt.
Und wahrlich, Mutter, nicht hinab, hinauf

Sehn muß ein solch gewöhnlich Menschengesicht
 An ihr, als deines Judah ist. So hoch
 Erhebt sie ihrer Demut Niedrigkeit,
 Als nicht des Stolzes kühnster Wagen schwindelt,
 So rein — doch wozu zwingst du mich? Ich lobe,
 Was mein ist. Gut, daß mich kein Fremder hörte,
 Sonst säh er mich erröten.

Lea

(wollte antworten; da sie die Kommenden hört, schweigt sie)

Simeï, Mattathias von **Johannes** geführt, **Boas, Amri,**
Simeon, Jonathan kommen den Thalweg herauf. **Judah** begrüßt
 die Kommenden

Simeï (indem er sichtbar wird)

Was beklagst du,
 Was deine Schuld nicht ist?

Judah (für sich)

Schon wieder jammernd!

Mattathias (wird sichtbar)

Die Schuld der Väter ist der Kinder Schuld.

Boas (eben so)

Allein Ergebung hilft sie leichter tragen.

Amri

Hat dich dein Gott mit voller Hand gesegnet,
 Daß über fremdes Leid du klagen sollst?

Mattathias

Ist mir mein Bruder fremd? mein Volk ein Fremder?

Simeï

Wahr ist's, es könnte besser sein, wies ist.

Judah (für sich)

Könnt's wirklich?

Simeï

Doch zu unsrer Väter Zeit
 Wars noch weit schlimmer. Sind wir nicht im Lande
 Von Jakobs Erbteil mindstens? Haben wir
 Nicht unsern Hohenpriester noch?

Judah (wie vorhin)

So lang er
 Des Syriers Schatten ist.

Simeï

Und unsern Gott?

Judah (wie vorhin)

So lang der Syrier ihn wohnen läßt
 Bei sich zur Miete.

Simeï

Sind wir sozusagen
 Nicht noch ein Volk für uns? Antiochus
 Der Ältere ist ein Tyrann, doch hält ihm
 Der Herr die Hand gebunden wider uns.
 Sein Sohn, Antiochus der Jüngere,
 Der in Jerusalem jezt sitzt, ist uns
 Gewogen.

Judah

Ja, er sucht uns abzuschemicheln,
 Was uns sein Vater noch nicht abgetroßt.
 Herr, wenn aus andern Gründen auch, doch rat ich
 Wie Simeï, laß deinen Kummer fahren.
 Weintest du mit dem Weinenden — nun das
 Begriff ich, doch du weinst um den, der lacht,
 Du weinst im Haus, das eine Hochzeit feiert.
 Du siehst im Geiste, Herr, ein ander Volk.
 Dies Volk sitzt nicht mehr unter Thränenweiden,
 Und Jeremias Harfe, Herr, hat längst
 Schon keine Saiten mehr. Dies Volk ist nicht mehr.

Dem Volke Jesaias gleich; so abgegriffen
 Ist von den vielen Händen das Gepräg,
 Durch die es ging. Du seufzest nach dem Retter,
 Der Altes wiederbringen soll? Die Zeit
 Geht vorwärts; tot ist das Vergangene,
 Und Volk und Kinder greifen nach dem Neuen.
 Herr, ziehst hinauf du nach Jerusalem —
 Daß dir's nicht geht wie mir! Ich stand verduht.
 Rings griechische Gewänder! — ist's auch noch
 Die alte Davidsstadt? — und alt und jung
 Wie auf verdrehten Knien! — Wie gottgesandt
 Kam mir da Joel, unser alter Gastfreund,
 Entgegen. Joel! rief ich; vor dem Ruf
 Erschrak der Mann und wich vor mir; ich nach,
 Und erst in einem kleinen Gäßchen nah
 Am Schafsthor blieb er ganz verlegen stehn.
 „Ich bitte dich: nenn mich nicht Joel mehr,
 Denn Menelaus heiß ich jetzt, so wie
 Onias jüngster Bruder. Freund, man merkt,
 Daß du vom Lande kommst; ich bitte dich:
 Sprich griechisch oder laß mich gehn. Kennst du
 Verdrehtes Wein das angezogne Knie,
 Mit dem die Griechen ihre Götter bilden,
 Das so weit schöner ist, als unser jüdisch
 Gemeines Stehn auf straffem Wein? Ja, Freund,
 Solch alter Vorurteile wie dies Stehn
 Auf straffen Weinen sind wir voll; das kommt
 Von unserm Eigensinn, mit dem wir uns
 Dem Strom der griechischen Bildung abgeschlossen,
 Drauß alles abgestorbne Völkertum
 Des Morgens neues Leben trinken muß.
 Doch Jason wird uns retten!“ Jason? Was
 Soll uns der Grieche? fragt ich. „Nun beim Zeus!
 Entgegnet' er, Mobin liegt aus der Welt.
 Onias Bruder ist's, des Hohenpriesters —
 In der gestreckten Kniezeit hieß er Jakob —

Er iſt's, der uns die Fechterſchulen baut,
Der uns zu Menſchen machen wird, ſobald
Er an Onias Stelle ſiſt. Schon hat er
Antiochus vierhundert Zentner Silbers
Geboten, daß er ihn nicht hindern ſoll,
Wenn er ſich mit Onias Krone krönt.
Und ſchon —

Mattathias

Halt ein! Der Mund müſſe verſtummen,
Der lachend ſo ein frommes Ohr zerſticht,
Den Pfeil des Unglücks noch mit Hohn vergiftet! —
Der Unglücksfelge wirſt den frommen Namen,
Mit dem ſein Vater ihn genannt, von ſich!

Boas

Die Sprache, die der Herr geheiligt, da er
Vom Sinai zu ſeinem Volk ſie ſprach!

Mattathias

Arons Prieſterhut macht er zur Ware.

Judah

Die man beim Syrierkönig kauft —

Mattathias

Er lockt

Daß Volk mit griechiſchem Greul vom Herren fort!

Boas

Wie gehſt mit deinem Volk du zu Gericht!

Simei

Ich ſag euch: Thorheit iſt's, 's iſt Lüge von
Dem — Menelaus oder wie er ſonſt heiſt.
Vierhundert Zentner Silber! wie kam Jaſon
Dazu?

Judah

Der Tempelschatz ist reich, mein Ohm,
Und Schlüssel giebt's wohl zu dem Heiligsten.

Mattathias

Vom Schatz des Herrn! Der Wais' und Witwen Armut?
Entseztlich! mehr, als eine Zunge kann
Ausprechen, mehr als hören kann ein Ohr.
Doch Fromme giebt's noch in Jerusalem,
Gewiß noch Männer in der Davidsstadt,
Die eng um das Gesetz des Herrn sich scharen;
Sie werden Schulter sich an Schulter stemmen —

Judah

Herr, sie verfluchen sich einer den andern,
Der so abscheulich thut, daß im Gesetz
Er einen Buchstab anders liest als er.
Die einen nennen sich die Heiligen,
Die andern die Gerechten. Beide macht
Die Wut des Hasses blind fürs Allgemeine.
Der Laue höhnt, der Syrier lächelt — Herr
Sieh hin, das ist das Volk, um das du klagst.

Mattathias

Herr, sende deinem Volk bald einen Retter!

Judah

Herr, sende deinem Retter bald ein Volk!

Mattathias

Zweifaches Weh häuſt du auf deinen Knecht.
Sein Volk hat sich von dir gewandt, und der
Die Blüte seiner Hoffnung war, ist nun
Ein Hühner, der des eignen Volkes Schmach
Herzlos verspottet, wie der Spötter Ham
An Noah einst, dem eignen Vater, that!

Judah

Und soll ich ächzen? Meiner Väter Gott!
Gäbs keinen andern Weg zu deiner Gnade
Als nur durchs Ächzen — außen müßt ich bleiben;
So wenig ist von einem Junikäzchen
Im Judah.

Simeï

(zu Mattathias, der sich von Judah ab nach hinten wendet)

Er ist scharf wie Bergesluft.
'S ist Jugend, von sich selber überfüllt,
Und Kraft, die mit sich selbst nicht weiß, wohin?
Laß ihn nur, Alter; oft hab ichs erlebt:
Die wildsten Knaben wurden mit der Zeit
Die zahmsten Männer.

Lea

Herr, irr nicht zu früh
Im eignen Kind. Haßt er das Volk, so haßt ers
Aus Liebe. Diesen Haß und diese Liebe
Laß für ihn bürgen. — Nur des Diamants
Harrt dieser Stahl, der würdig ist, den Funken
Zu wecken, der in seiner Kühle schläft.
Den großen Mann in ihm zu wecken, brauchts nur
Den großen Augenblick. — Boas und Simeï
Und Amri, Mattathias lud euch ein,
So wünscht er, daß ich euch willkommen heiße.
Und nun, Herr, wirf die Sorgen weg. Schön sitzt
Sichs unter dieser Palme Schatten heut;
Ein Lüftchen, kühl vom Schnee des Libanon,
Erfrischt die Sinne. Was von Sorge noch
Und Last des Tags dich drückt, — sieh hin: dort nahn
Befränzte Dirnen, mit dem Saitenspiel
Und leichten Tanz es dir hinweg zu scherzen.

(Sie gehn nach hinten; Mägde ihnen mit Kränzen tanzend entgegen)

Simeï (zu Amri)

Sie heißt willkommen uns, weil er es wünscht.
Gleichviel! Ihr Mahl ist besser als ihr Gruß.

(Beide folgen)

Jojakim wird den Thalmweg herauf kommend sichtbar

Jojakim

Weh über Israel!

Mattathias

Was für ein Ruf?

Jojakim

(bleibt wie entsezt stehn, wie er das Bekränzen sieht)

Ist das des Mattathias Haus?

Mattathias

So fragt

Des Mattathias Bruderssohn?

Jojakim

Der Zorn

Des Herrn auf Israel, und Mattathias
Hält Feste? Israel in Sad und Asche,
Und Mattathias kränzt sein Haupt? Dort Stöhnen,
Hier Saitenspiel?

Mattathias

Gh du uns zürnst um etwas,
Das wir nicht wissen, meld es uns. Ist's von
Onias?

Simeï

Wie? er wär entsezt?

Jojakim

Entsezt,

Meinst du, und stehst schon bleich? Was willst du thun,
Bernimmst du, was ihm wirklich ist geschehn?

Fort mit den Kränzen! Staub auf euer Haupt!
 Tot ist Onias!

Mattathias (wie alle erschrocken)

Tot?

Simeï

Tot?

Lea

Tot, sagst du?

Hörtest du, Eleazar?

Eleazar

Staunend —

Lea

Schweig;

Ruf all dein Leben jetzt ins Ohr.

Jojakim

Ich sagt es —

Gemordet — Herr der Rache, weck den Rächer
 Für deinen Knecht und deines Knechtes Haus!

Mattathias

Sein Haus?

Boas

Was lauert mehr noch?

Eleazar

Auch sein Haus?

Lea

Ich atme kaum —

Jojakim

Des Greifen spärlich Blut
 Genügte seinen Mördern nicht; sie wollten sich
 In Blut berauschen. Alle sieben Söhne

Onias — ja, als lebte noch der Greis
In jedem seiner Enkel fort — das Blut
Des ganzen Hauses schreit zum Rächer auf.

Lea (zu Eleazar)

Zweifelst du noch?

Eleazar

Woran? an meiner Seele?
Den Königsreif fühl ich schon um die Stirn.

Lea

Vor dir send ich, der dir den Weg bereitet.

Mattathias

(der wie die übrigen überwältigt gestanden)

Onias tot? Weint, Töchter Israels!

Boas

Er war ein Quell im Thale Israel —

Jojakim

Und Menelaus zieht herauf.

Lea

Auch der?

Er will Onias rächen?

Jojakim

Nein; er will
Von Jasons Haupt, er, den der Herr verfluche,
Die Kron entreißen des Verfluchten Haupt,
Sich selbst damit zu krönen.

Simei

So bestiehlt

Der Dieb den Dieb.

Lea (zu Eleazar)

Und treibt uns selbst zur Eil,
Ihm zu begegnen.

Simeï

(Sie haben sich mit den Augen verständigt)

Amri, komm; wir gehn.

Lea

Da mit Verwirrung so die Zeit uns droht,
Die Stadt Modin verlangt von euch ein Beispiel —
Beschließt drum, Männer, wie ihr handeln wollt.

Simeï (für sich)

Soll ich die Stufe sein für fremden Fuß? —
Nun so beschließ ich, daß es wenig taugt,
Sich selber das Gefind zu überlassen. (Zu Boas)
Komm, denn du fehlst so gut als ich daheim.

(Simeï geht mit Amri)

Mattathias

Ihr geht? Nun Rat und Hilfe nötig, lassen
Die Freunde mich? Boas, auch du?

Boas

Was ist

Boas, daß er ein Beispiel geben sollte?
Der Mann der Demut? Welch ein Beispiel kann
Modin von Boas fordern, als Ergebung.
In Demut? Sei der Herr mit dir, mein Bruder!

(Umarmt Mattathias und geht)

Lea

Laß sie; denn der Verlust ist ein Gewinn.
Dießen uns alle, die den falschen Sinn
In Demut hüllen. Alles laß! Denk jetzt
Nur an den Anspruch, an der Söhne Recht.

Mattathias

Bist du berauscht? So wie dem Trunknen glüht
Die Wange dir.

Lea

Von Mutterseeligkeit

Denn wär ich trunken; doch ich bin es nicht.
Die Mutterforge heißt mich, mich besinnen,
Denn nur Besonnenheit führt zu dem Ziel.

Mattathias

Du sprichst von unserm Anspruch?

Lea

Soll ich nicht?

Nun da kein Hindernis —

Mattathias

Vergiffest du

Onias Brüder?

Lea

Die durch ihre Schuld

Längst selber dem Vergessen sich geweiht?
Kann auch der Abgefallne Priester sein?
Ihr Anspruch lisch in ihres Abfalls Greul,
Dein Name steigt voll Reinheit leuchtend auf,
Ein Stern, nach dem sich alle Blicke richten.

Josakim

Ja, Herr, nach dem Gesetz bührt dir der Gut.

Lea

Dir hält das Alter schon den Fuß gebunden;
Send einen deiner Söhne denn hinab,
Was man von deinem Anspruch denkt, zu hören.
Die Gleichgesinnten gilt's dann zu vereinen,
Das Volk sich zu gewinnen ohne Aufsehn

Und scheinbar ohne Zweck; klug dann abwarten,
 Bis des Onias Brüder ihre Kraft
 Und die Geduld des Volkes selbst vergeudet,
 Und alles von Verwirrung übersättigt
 Im andern Zustand schon den bessern sieht.
 Dem Syrier selbst wird es gelegen kommen,
 Kann Ruh er schaffen und den Schein doch wahren.
 Schnell sende, Herr, eh uns die Hast der Zeit
 Verliert und unsre Reu vergeblich nachweint.
 Du siehst dich um und wählst? Den Überlegnen, der
 Verwirren kann und selber fest doch stehn
 In der Verwirrung. — Sieh, ob ich vorhin
 Zuviel sprach.

(Zu Judah, der in sich kämpfend dasteht, feierlich)

Judah! Mattathias Sohn!

Judah

Es rief? Und du warst's, Herrin?

Lea

Ich? Die Stunde rief,
 Die Größe selbst: Auf, was in Judah Mann ist!

Judah

Den Schakal? —

Lea

Träumst du jetzt vom Jagen?

Judah

Bis

Der Löwe kommen wird, und — kommen wird er.

Lea

Verträumtest, was die Toten wecken müßte?
 Du weißt nicht, was geschehn?

Judah

Doch, doch; ich weiß es.

Lea

Der Mann in Judah fände seine Stunde,
Die Stunde nicht in Judah ihren Mann?

Judah

Ich bin ein Freund der Ruhe — und was sollt ich —
Hier, wo es Worte künstlich setzen gilt,
Ein feines Spiel zu spielen — was soll da
Der ungelenke Judah? Den Gewinnenden,
Den Glänzenden, den Redner sende, Herrin,
Send Eleazar!

Mattathias

Siehst du deinen Judah?

Lea

Hat dieses Weib ihn mir schon so verderbt?

Mattathias

Sein Hohn verschont des eignen Bruders nicht.

Judah

Ihn sendet, er hat Ehrgeiz; Judah, wißt ihr,
Hat keinen.

Lea

Herr, folg ihm.

Mattathias

Der Leichtverführte

Ist, der euch Weiber leicht verführt. Klug ist er,
Allein ihm fehlt die Festigkeit des Manns.

Lea

Herr, ist dir das Gesicht, das mir der Herr
Einst sandte, noch ein Traum? da wundervoll
Für seine Wahrheit schon Erfüllung zeugt?

Hat nicht der Herr den Ungeborenen schon
Erwählt? Und meinst du, seinem Boten wird
Der Herr nicht geben, was er braucht? Und sieh:
Ist er nicht schon ein andrer, als er war?
Wie jetzt der Größe Schwing ihn trägt — Herr, sieh
Ihn an — wo ist die Krone, Herr, die ihm
Mehr Glanz zu leihn vermag, als er der Krone?
Nun kommt herein, daß —

Elezar

Nicht die Schwelle, Herrin,
Vom Vaterhaus beschreitet Elezar,
Oh er des Herren Botschaft ausgeführt.
Laß meinen Stab mir holen.

Lea (winkt)

Joarim!

Joarim ins Haus

Lea

Sieh, wie der Eifer seine Stirn vergoldet,
Daß ohne Krone schon er König ist.
So bleib, mein Kind!

Elezar

So, Herrin; kleiner nie
Als meine Größe. Nie soll Elezar
Sich Größe leihn von etwas außer ihm,
Und wärs die Krone.

Mattathias

Herr, verschließ dein Ohr!

Lea

So ehrt dein Denken deiner Mutter Ahnen.

Joarim bringt den Stab

Hier nimm den Stab; wärs schon das Szepter Davids!
Nun segn' ihn, Herr, und heiß ihn ziehn.

Mattathias

Ist das

Dein Segen? Ist das einer Mutter Segen?
Die Mutter soll das Kind vor Leidenschaft
Behüten, die den Reifern oft dahinreißt, —
Und du, du selber füllst des Knaben Hirn
Mit Schwindelbildern? Reizest seinen Stolz
Zur Überhebung, deiner gleich? Weh dir!
Daß dich der Herr nicht an dem Gegenstand
Der Überhebung strafe, daß du nicht
Dem Siebling fluchen müßtest!

Lea

Ists denn besser

Zum Abschied zürnen? Sieh, noch ließ ich keinen
Von meinen Söhnen in die Fremde ziehn;
Soll ich ihn niederdrücken, wenn er geht?

Elazar

Herr, laß mich ziehn und gieb mir deinen Segen.

Lea

So leicht läßt du die Mutter? — Geh und fehr
Dich nichts an mich; das Mutterherz ist thöricht.

Mattathias

Geleit ihn, Jojakim, sei sein Gewissen!

Lea

Vorsichtig, Kind, sei mit dem Syrier.
Sei freundlich mit dem Niedrigsten; ein Lächeln,
Das nichts dich kostet, tauscht dir Herzen ein.

Mattathias

Sei oft in seinem Hause, halte dich
Zu seinen Knechten —

Lea

Sei aufmerksam, daß du
Gesund bleibst. Schwerer ist die Lust da unten,
Und man wird leichter krank. O daß ich dich
Mit diesem Kuß versiegeln könnte wie
Ein Kleinod, daß dich keine rauhe Hand
Berühren könnte und kein giftger Hauch,
Bis daß dich Größ erbräch und leuchtend hoch
An ihrer Stirn hieß glänzen. Leb — leb wohl!

Mattathias

Nimm diese Lehren noch: Thu mehr als not
Und denk, du hättest weniger gethan.
Siehst du, daß andre falsch sind, sei du selbst
Gerecht, so mußt an der Gerechtigkeit
Der Welt du nie verzweifeln und behältst
Die Thatkraft unzerbrochen. Laß dich nicht
Irr machen am Geringssten im Geseß.
Denn Zweifel frißt wie Feuer fort und wird
Nur hungrieriger vom Fressen. Werde nie
So reich am Geist, daß arm du würdest am Herzen.
Des Menschen ist der erste Schritt, der zweite
Nur halb, der dritte so nur, wie ein Schiff
Auf hoher See des Signers ist; drum, wenn
Den ersten Schritt du thun willst, denke, daß
Du in dem ersten schon den dritten thust.
Nun geh, mein Sohn, der sei gesegnet, der
Dich segnet, wer dir flucht, der sei verflucht.
Leb wohl, mein Jojakim, sei, wie du bist.

Jojakim

Dein Auftrag, Herr, sei deines Knechtes Seele.

Lea

Leb wohl und laß uns öfter von dir hören.
Was hilfts, zu zaudern, zu verschieben, was

Doch einmal sein muß. Lieber eile, Herz,
Dem Jetzt voraus, vergiß sein wirklich Gehn,
Indem du ihn im Geiste lehren siehst,
Die Herrlichkeit der Könige mit ihm.

Eleazar

Nun, Herr und Herrin! Brüder, lebet wohl!
Es heften Flügel sich an meine Füße.
Der Herr trägt mich auf seiner Hand dahin.

Die Brüder

Leb wohl!

Lea

Noch diesen Kuß nimm, Lea's Sohn,
Und diesen Gruß, (wirft sich vor ihm nieder)
Israels künftger König!

Eleazar (hebt sie auf)

Nicht so. Vor dir kniet einst das weite Land,
Zu deinen Füßen dieses Landes König.

(Ab. Die andern folgen, außer)

Judah

(der einen Augenblick den Gehenden nachsieht)

Geh hin und sei der Sklav des Scheins, der Schatten
Des Syriers. Judah will sein. Ihn treibt
Ein andrer Ehrgeiz, der das Höchste nur
Sein wert hält. — Einziger Gedanke du,
Der diesen Busen bis zum Springen schwellt,
Reiß in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll deine Zunge sein.

(Indem er nach der andern Seite geht, fällt der Vorhang)

Ende des ersten Aktes



Zweiter Akt

Szene wie im ersten

Judah, Naemi vom Thale herauf, aus dem Hause Lea; dann
Mattathias von Jonathan, Johannes, Ivarim, Benjamin
geführt

Lea

Gut, daß mein Bote dich so schnell getroffen.

Judah

Dein Bote? Sandtest du nach mir?

Lea

Die Hand

Des Herrn fiel plötzlich auf sein Haupt —

(Sie zeigt auf Mattathias, der eben aus dem Hause kommt)

Judah

Was seh ich?

Lea

Der Todesengel folgt dem müden Schritt
Schon mit gehobnem Schwert. Bald wird es fallen.
Der Sterbende verlangte nach Naemi,
Der Simeitin —

Naemi (stehend, Judahs Unwillen zuvorzukommen)

Zürne nicht der Mutter.

Um dieses Wort, Herr —

Judah

Hörst du? Mattathias

Verlangt nach Judahs Weib. — Geh zu ihm, Demut.

(Sie geht nach einem bittenden Blicke auf Mattathias zu; Judah und Lea folgen)

Mattathias

Noch einmal sei mein Stab, du blühend Reis.

Naemi (indem er sich auf sie stützt)

Noch tausendmal, erhört der Herr Naemi.

Mattathias

Heiß mich nicht leben. Tagesmüd bin ich
Und durste nach der Ruh, so wie ein Knecht
Zur Zeit der Ernte nach dem Schatten durstet
Und nach dem Quell der Wanderer sich sehnt.
Hierhin, mein Kind, (zeigt nach der Bank) hier endet sich
mein Weg,

Hier laßt mich sitzen, wo mein brechend Aug
Die Stätten sieht vom Ruhme Israel,
Dort, wo Sennacherib dem Herrn erlag,
Dort, wo Isais Sohn den Riesen schlug.
Süß wie der Atem einer jungen Braut
Weht hier die Luft, und lieblich wie ihr Mund
Auf ihres Liebsten Mund liegt kühler Schatten
Auf dieser Stelle, da ich sterben will.

(Sie helfen ihm sich niederlassen und unterstützen den Sitzenden, um ihn knieend)

Gott Abrahams! wie hast, Warmherzger, du
Den Knecht gesegnet; wie so wenig war,
Herr, seines Dienstes und wie reich sein Lohn!
Herr, zürnst du, daß ich, den du reich gemacht,
Aus eigenem Trieb ein armer Bettler war?
Daß ich die Freude, die du täglich reichtest,
Aus meinen Händen gleiten ließ und nach

Dem Jammer griff, mit dem dein Volk du schlugst?
 Ach, die einst herrschend saß, die Königin
 Der Völker liegt verachtet nun im Staub,
 Vor deren Blick die Völker zitterten —
 Zerteilung hat sie schwach gemacht; nun ist's
 An ihr, zu knien und fremden Hohn zu tragen.
 Glied wütet wider Glied; voll Schadenfreude
 Lacht nun der Starke, straflos höhnt der Schwache;
 Beut sich die Rechte selber doch dem Feind,
 Der Linken Kraft zu fesseln, jubelt doch
 Der Fuß dem Feinde zu, drängt der das Haupt.
 O Schmach, wenn Kinder Einer Mutter sich
 Befeinden! Schmach dem Mann, der ohne Scham
 Die Schande seiner eignen Mutter mehrt!
 Kommt, Söhne, eh der Tod mein Aug verlöscht,
 Daß ich euch segne. Wo ist Eleazar?
 Ist nicht nach ihm gesandt?

Lea

Schon muß er kommen.

Mattathias

Und Judah? — Sendet nicht nach ihm. Soll er
 Den Sterbenden verhöhnern?

Judah

Herr —

Mattathias

Das ist

Der Arm von Erz, ist meines Judah Arm,
 Doch das ist meines Judah Herz nicht mehr.

Judah

Herr — soll ich prahlen? — jetzt?

Lea

Herr, reg dich nicht

So auf. Erheitre dich! Wirkt Eleazar .
Doch für dein Volk!

Mattathias

Für sich, nicht für sein Volk!
Nur für sein Haus, nicht für des Herren Größe.
Was kann des Herren Volke Gutes kommen,
So lang 's ein Knecht ist in des Fremden Hand?
Mein Leben frißt der Tod mit meiner Hoffnung,
Daß meine Augen noch den Retter sähn.
Herr, laß sie brechen, denn dein Retter ist
Noch fern. Wie wird mir? (Sinkt in Ohnmacht)

Lea

Seht nach Eleazar!
Kommt er noch nicht?

Jonathan (umschauend)

Herrin, er kommt.

Lea

Ihn eilen. So heißt

Jonathan (winkt)

Josakim ist mit ihm.

Lea

Wer
Hat Josakim gerufen?

Eleazar (erst noch in der Szene)

Lebt er noch? (er tritt auf)
Daß er mich segne.

Josakim (tritt auf)

Daß er dich verfluche!

Lea (tritt Josakim in den Weg)

Willst du ihn töten?

Josakim (will immer Eleazar folgen)

Besser ist's, er stirbt,
Als daß du länger ihm die Wahrheit birgst.

Era

Du nahst ihm nicht! (hält ihn ab)

Eleazar (beim Vater knieend)

Schon kehrt sein Geist zu ihm.

Mattathias

Sind das nicht meiner Söhne Häupter?

Eleazar

Vater!

Mattathias

Die Stimme meines Eleazars? Ja; ich seh ihn.
Noch einmal an des Hauses Fenster tritt
Die Seele, eh sie es für immer läßt. —
Wie steht es unten?

Eleazar

Gnade hat dein Knecht
Gefunden vor dem Aug Antiochus
Des Jüngern.

Josakim

Gnade? Um den Preis der Gnade
Des Herrn.

Mattathias

Ist das nicht Josakim?

Eleazar

Mich höre,
Nicht diesen, Herr! Antiochus ist edel,
Und seine Schwester ist ein hehres Weib,
So wie der Grieche seine Herä bildet,
Doch süßer Reiz dämpft lieblich ihre Hoheit.

Sie steigt von ihrem Thron zu mir herab,
Wie Selenä einst zu Endymion.

Lea

Wer könnte sich erwehren, ihn zu lieben!

Mattathias

Mußt du dein Süß in Bitter hüllen? Was
Schmähtst du mein Ohr und deinen Mund mit solch
Unheilgen Lauten? — Weh! ich sehe, es wird
Die Tochter Syriens sein schwaches Herz
Zu ihren Göttern lenken!

Jojakim

Weh dir, Mann
Des Todes, stirb, doch fluch ihm erst. Er hat
Geopfert vor dem Aug des Syriers.

Mattathias

Geopfert?

Lea

Doch nach unserm Brauch. Siehst du,
Warum der Herr den Starken nicht erwählt?
Er wollte nicht das Schwert. Das Rosen sollte
Sein Bote sein. Er machte, daß das Herz
Der Tochter Syriens nach deinem Sohn
Sich sehnte, Freundschaft goß er in das Herz
Antiochus für deinen Sohn, wie er
In Jonathans für David goß.

Jojakim (auflachend)

Ha, Freundschaft?

Gleazär

Ja, Freundschaft! Dir zum Troste und den Deinen,
Dem Neid, der jeden Atem mir belauert. —
Und seines Vaters Tod erharret er nur,

Der noch die Hand hält über Menelaus,
Damit er mich zum Hohenpriester setze;
Und meine Brüder sollen Fürsten sein.

Jojakim

Vom Dornbusch Feigen, und vom Heiden Freundschaft!
Unseliger, der nur die Angel ist,
Mit der der Heide fäht nach deinem Volk,
Und die er fallen läßt, hat er den Fisch!
Unselger, der um Flitter, Kindertand
Von Schmeichelei sein eigen Volk verrät!

Mattathias

Weh mir! Soll ich dem eignen Kinde fluchen?

Lea (tritt dazwischen)

Wenn du mußt thun, was dich der Fremde heißt,
Der Reider, dem der Neid die Seele frißt,
Sei blind; sieh nicht, wie Jesaias Wort:
„Dann wird Ägypten und Assyrien
Zum Herren flehn auf seinem heiligen Berg“
Durch Eleazar sich erfüllen soll;
Fluch ihm, der Jesaias Wort erfüllt,
Dem eignen Kind! Was fluchst du nicht? Mußt du
Nicht fluchen? Will's nicht Jojakim?

(Stellt sich vor Eleazar)

Wohl! fluch ihm, doch

Mir fluche mit!

Aaron, Simeï kommen voll Angst den Felsweg herauf

Aaron

Der Syrier!

Simeï

Weh uns! der Syrier!

Er kommt!

Aaron

Es kommen Reifige, vom Zorn
Des Syriers ausgesandt!

Mattathias

Was überschreit
Den Jammer Mattathias? Häußt du, Herr,
Noch mehr auf einen Sterbenden?

Aaron

Er zieht
Herauf schon gen Modin!

Boas (kommt aus seinem Hause)

Wozu dieß Schrein?
Ein Haufen Jasoniten, Reifige
Von der Partei des Menelaus, der
Hinabzieht nach Jerusalem. Geht heim
Und fleht in Demut, daß nicht Schlimmes komme!

Aaron (ins Thal zeigend)

Herr, sieh sie selbst!

Hinei (ebenso)

Hier sind sie schon. Sie steigen
Herauf —

Judah (hinabsehend)

Nikanor ist's und Gorgias —

Gleazar (ebenso)

Antiochus des Alten beide Hände.

Boas

Ein Durchzug nach Ägypten ist's —

Hinei

Wer kommt

Da atemlos?

Aaron

Und gärend wie der Schlauch,
Den zu zerreißen droht sein Inhalt?

Amri (kommt den Thaltweg heraufgestürzt)

Er

Ist in Jerusalem —

Judah

Wer?

Amri

Er — der König —

Der Syrier — der Alte — er hat den Tempel
Erbrochen und entweiht! Er hat das Heiligste
Besudelt mit dem Blut unreiner Tiere.

Judah (zornig)

Er hat — o gut! er hat dem Volke endlich
Uns Herz gegriffen!

Amri

Er hat den Schaubrottisch
Geraubt — den Rauchaltar hat er genommen —
Den siebenarmigen Leuchter weggeführt,
Und aus der Bundeslade hat er das
Gesetz gerissen und hat es zerrissen,
Mit seiner Hand zerriß er das Gesetz.

Josakim

Der Herr reckt seinen Arm; sein Volk, thu Buße!

Amri

Gerissen hat ers aus der Bundeslade
Und hats zerrissen; mit den eignen Händen
Zerriß er das Gesetz —

Judah (für sich)

Und unsre Ketten,
Wenn dieses Volk noch zürnen kann.

Nikanor, **Gorgias** mit syrischen Kriegern den Felsweg herauf.
Es ist Volk zusammengelaufen. Eine Pause der Erwartung

Gorgias

Hier sorge,

Nikanor, daß der Altar sich erhebt.
Und ich verkündge den Befehl indes.

Nikanor

Dort seh ich Steine haufenweis geschichtet.
Macht euch ans Werk, ihr Krieger!

Simeï

Was soll das

Uns werden?

Gorgias

(tritt in die Mitte, so oft er den Namen Antiochus nennt, neigen sich
die Syrier, die Simeiten und welche im Volk)

Unser Herr Antiochus,
König von Syrien und Babylon,
Armenien, Mesopotamien,
Assyrien, Bithynien, Israel,
Von Baphlagonien, der Herr von Pontos,
Von Kappadokien und Pergamos
Und von Galatia wie von Ägypten,
König von Indien, Antiochus,
Der unser aller Herr, thut euch zu wissen:
Nachdem es mir gefallen hat, daß alle,
Die in dem Schatten lagern meines Stuhls,
Hinsfür zu meinen Göttern beten sollen,
Also sollt ihr auch, Männer von Judäa
Und Israel, in euern Städten, sollt
Auf euern Bergen steinerne Altäre
Errichten, meinen Göttern da zu opfern.

Nikanor

So spricht der König, unser Herr und eurer.
Gehorcht ihm denn, ihr Männer dieser Stadt.

Helft Steine tragen und den Altar schichten.
Greift an!

Simon (tritt vor)

Herr, das sei fern von uns. Denn unser
Gesetz verbeut uns, irgendwo 'nen Altar
Zu haben, außer in dem Tempel zu
Jerusalem; wie unser Gott, der Herr,
Ein Einziger ist, und keiner neben ihm,
Und hier nicht wohnt und sonst auch nirgendwo,
Als nur im Tempel zu Jerusalem.

Gorgias

Im Tempel zu Jerusalem wird Zeus
Olympios wohnen; in dem Tempel, der
Sich hier erheben wird, die herrschende
Athenä.

Simai

Hier ein Tempel?

Aaron

Hier ein Altar?

Nikanor

Murrt ihr, Verstockte, wider euern Herrn?
Meint ihr, der Herr der halben Welt entsendet
Uns in dies Ländchen, um mit seinem Knecht
Zu handeln? Er befiehlt. Der Herr gebet,
Der Sklav gehorcht. Greift an!

Mattathias

Herr Zebaoth,

Laß uns so tief nicht sinken!

Gorgias

Welcher hier

Ist Mattathias?

Eleazar

Hier der Sterbende.

Simon

Herr, laß ihn ruhig sterben; sprich mit uns!

Gorgias

Ihr seid die Söhne Mattathias?

Simon

Herr,

Du sagst es.

Gorgias

Und du heißest?

Simon

Simon, Herr.

Gorgias

Nun wohl denn, Simon, Mattathias Haus
Ist angesehen beim Volke dieser Stadt
Vor allen; weise gehs denn allen vor
Mit gutem Beispiel, sich und sie zu retten
Vorm Zorn Antiochus.

Simon

Herr, schlimmer wäre
Der Stadt des Herren Zorn, als der des Königs.

Nikanor

Du zeichnest selbst dich als des Königs Feind?
Er wird dich finden.

Gorgias

Euch, ihr übrigen,
Geb ich Bedenkzeit, bis das Werk vollendet.

Auf der Nasenband links vorn **Mattathias**, von **Maemi** und **Benjamin** gehalten, das Haupt zurückgesunken an des hinter ihm

stehenden **Ioachim** Brust; die Seinen um ihn gruppiert und zwischen ihn und den Vorgang geteilt; ganz vorn **Judah**; dann **Eleazar** und **Lea**; rechts **Simej**, **Amri**, **Boas** und Verwandte beratend; in der Mitte hinter dem Altar, den die Krieger errichten, **Gorgias** und **Mikanor**; sowie der Altar fertig, stehn die Krieger im Halbkreis hinter ihnen. Das Volk, darunter rechts ganz vorn **Baron**, hinter ihm Anhänger **Simeis**, auf der rechten Seite **Maschar**, **Asiel** und andre Anhänger des Hauses **Mattathias**, umgiebt die drei Gruppen im Halbkreis

Judah

Halt an dich, Herz! nicht unreif reiß die Frucht
Vom Baum der Rettung! Jonathan! du, eil
Zu meinem Hause bei den Terebinthen;
Voll ist's von Waffen, bring sie her; und du,
Johannes, mit Posaunen ruf das Volk
Der Stadt hierher, und auf dem Wege sprich
Mit tausend Feuerzungen zu dem Volk —

Jonathan

Herr —

Judah (bittend)

Fort.

Johannes

Bedenke —

Judah

Erst helfst mirs vollbringen,
Dann widerratet — dann will ich bedenken.

Jonathan, Johannes ab

Lea (zu Eleazar)

Siehst du die Augen glühn? den Atem stocken?
Die Fäuste, die sich unwillkürlich ballen?
Die Hände, die nach Waffen in der Luft
Schon suchend greifen, eh der Kopf noch weiß,
Wozu? Nur eines Worts bedarfs,
Daß diesem Zorn, der nach dem Ausdruck ringt
Und ihn nicht finden kann, die Zunge leiht,

Den dumpfen Drang sich selbst verstehen lehrt —
 Und hingerissen sind sie wie im Sturm
 Über sich selbst aus dem gewohnten Dulden
 Zu einer That, die kein Besinnen un-
 Gethan mehr machen kann und schwanker Reu
 Den Weg abschneidet, je zurückzukehren;
 Und was nicht Mut, das wird Verzweiflung enden.
 Der Herr hat selbst den Augenblick gesandt.
 Groß sollst du sein durch dich, nicht durch die Gunst
 Des Syriers; du sollst der Frommen Zweifel
 An dir beschämen, sollst —

Eleazar

Doch denkst du auch,
 Israel ist der Saum nur am Gewand
 Des Syriers? ein Nichts vor seiner Macht?
 Dem Syrier gehorcht die Welt. Und nur
 Der Alte ist, der uns bedrängt. Und wird
 Er ewig leben? Ein Gewitter braust er
 Vorbei, und Heitre bringt sein milder Sohn.

Gorgias

Schon wendet thränenschwer ihr mildes Antlitz
 Die Gnade. Einmal noch winkt ihre Hand.

Nikanor

Weh euch, weicht sie dem Zorn, eh ihr gehorchtet!

Simeï (der sich lebhaft mit den Seinen berätet)
 Was thu ich?

Amri

Folg dem Syrier, so bewahrst du
 Des Volkes Leben vor Verderben; so
 Hebst du dein Haus vor Mattathias Haus.

Joas

Demüthig beug dich vor des Herren Hand,
 In der der Syrier nur die Hute ist.

Simeï

Der Mensch will leben, wenn er sonst nichts will!

Gorgias

Vollendet steht der Altar; hebt das Bild,
Das segensbringende, der Göttin drauf!

Jojakim

(sich wegwendend, das Gesicht ins Gewand verhüllt. Viele thun
desgleichen)

Das Auge müsse nie das Heilige
Mehr schaun im Tempel zu Jerusalem,
Das diesen Greul gesehn!

Mattathias

Herr, schlag mein sterbend Aug
Mit Blindheit!

Gorgias

Jammert keinen dieser Stadt
Verderben, daß er opfre, sie zu retten?

Nikanor

So hört, ihr Rasenden: Wer noch von nun
Israels alten Gott verehrt, muß sterben!
Wer unsers Königs Götter höhnt, muß sterben!

Lea

Noch immer wählst du?

Eleazar (kämpfend)

Wozu willst du mich
Hinreißen!

Judah

Halt! o halt an dich, mein Herz!

Nikanor

Wenn nicht von diesem Altar Opferduft,
Von Einem dieser Stadt entzündet, steigt,

Gh dieses Stundenglases Sand verrann,
Soll von Antiochus und seiner Rache
Die Stätte predgen bis zum End der Zeiten,
Das Stoppelfeld vom abgehaunnen Troß,
Und fern im Schweiß vor des Ägypters Pflug
Die Witwen euch der Knechtschaft Sonne sengen.

Judah (für sich)

Herr Zebaoth, laß keinen ihm gehorchen!
O Waffen! Waffen! Gil dich, Jonathan!

Simei (sich Gorgias nähernd)

Halt ein!

Judah (ihm in den Weg)

Was willst du?

Simei

Opfern will ich, retten!

Judah

Verderben! — Und mein eigener Ohm! Herr, halt ihn
Zurück. Soll einer gehn, so seis ein andrer!

Simei

Geh aus dem Weg mir.

Judah

Herr, ich fleh dich, geh nicht!

Amri

Was will der Thor? Geh, Herr, wer darf dich hindern?

Judah

Ich. — So wahr Gott lebt, leben soll der nicht,
Der geht, um diese Vubenthat zu thun.

(Die Simeiten stehn unentschlossen)

Lea (zu Eleazar)

Siehst du sie zagen? Was ein Mann vermag!
Und kannst es tragen, daß du keiner bist?

Eleazar (kämpfend für sich)

Ihm nachthun? — Eher trag ich Vaterfluch,
Eher vergäß ich Volk und Gott! Er soll
Der Erste wieder sein und Eleazar —

Nikanor

So wählt ihr eurer Stadt und eur Verderben —

Simei

Du hörst den Drohenden —

Gorgias

Antiochus

Vermag nicht, den Gehorsam zu beschützen?
Umgebt ihn schirmend, Krieger, der dem Altar
Gehorchend naht —

Nikanor

Und haut den Rasenden,
Der ihn zu schrecken wagt, in Stücken!

Naemi

(zwischen Judah und Simei, indem die Krieger mit Doppelreihen eine
Gasse zu dem Altar bilden)

Herr,

Geh nicht. Sieh meine Angst! Geh nicht, mein Ohm!
O hör Naemis Stimme! Wenn du gehst,
Wer kann dann wissen, wo es endet? Hör mich!
Und hör auch du mich, Herr!

(Sie sinkt Judah ohnmächtig in die Arme)

Judah

Hör sie!

Simei

Hör du sie!

Judah

Dein eigener Ohm verwirft dich, armes Weib.
Geh — (Er wirft sie Simon zu)

Simeï

Herr, ich gehe schon —

Judah

In dein Verderben!

Mattathias

Ein Jude geht! So nimm mich zu dir, Herr!

Simeï

Laß deinen Diener Gnade finden, Herr;
Wenn er will opfern — wie vollendet ers?
Nie sah er einen deines Glaubens opfern.

Gorgias

Knie hinter den Altar und heb die Hände.

Amri, Aaron, Boas

Er kniet. Gesegnet, der das Volk errettet!

Jojakim (sich krümmend)

Thut Buße! Seine Hand ist ausgereckt!

Judah

So sei sein Blut auf ihm! Ich kann nicht anders.

Gorgias

Nun heb die Augen zu der Göttin auf,
Dann bete für dein Volk —

Judah

(hineilend, durch die Doppelreihe der Krieger brechend)

Bete für dich,

Abtrünniger! So eiferte Pinehas

Für das Gesetz des Herrn —

(er hat einem Krieger das Schwert aus der Scheide gerissen und ersticht
Simeï, der hinter den Altar fällt; dann zerstört er mit den Füßen
den Altar)

fast zugleich.

Himeï (sinkend)

Ich sterbe.

(Einen Augenblick Stille der Überraschung)

Amri

(auf Judah zu, von dessen Blick auf halbem Wege festgebannt)

Nieder mit

Dem Mörder!

Eleazar

(der Judah einige Schritte nachgeeilt, kann jetzt erst sprechen)

Was thust du?

Nikanor

(vor Überraschung einen Schritt zurückgetreten; die Krieger sind vor Judah auf die Seite gewichen)

Was unterfängst du dich?

Vermegener!

Judah

(hat die Statue heruntergeworfen, daß sie zerbrach; mit einem Fuß auf der Statue stehend, das Schwert in der Rechten über seinem Haupte schwingend. Posaunen in der Szene immer näher, in die folgenden Reden)

Der Herr ist Gott allein,

Der Herr, der war, der ist, der ewig sein wird,

Israels Gott, er, der lebendige Gott,

Der Gott, der nicht von Menschenhand gemacht,

Der Mächtige, der auf Feuerfäulen wandelt,

Und alle Himmel beben, wenn er schilt,

Er spricht: Ich bin dein Gott, und sonst ist's keiner!

Anbeten sollst du keinen Gott als mich. —

Was ich mich unterfange, fragst du, Heide?

Ich setze meinen Fuß auf deinen Gott.

Er liegt zertrümmert. Wo ist seine Macht?

Kann er sich selbst nicht helfen, und soll's euch?

O arme Väter! ärmrer Gott!

Nikanor

Zu lang

Schon dulden wir des Buben Schmähn. Greift ihn!
Reißt ihn in Stücken!

Judah

Volk von Israel,

Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn diese
Zurück unsichtbar? überfüllt ihr Auge
Mit Schrecken, der die ehrnen Arme lähmt?
Das ist der Gott Jehovah Zebaoth,
Der mich umkreist mit seines Fittichs Schrecken.
Er wills! der Herr wills! Wenn der Herr es will,
Wer widerstrebt?

Jojakim

Er wills!

Simon, Issaschar, Issiel

Er wills! Er wills!

Volk (anwachsend)

Er wills! Der Herr wills! Ja, er wills! er wills!

Nikanor

Auf, Krieger!

Judah

Heran, ihr Götzenknechte, kommt!

Ich bin ein Einzelner; was jagt ihr denn?
Ich höhne eure Götter — kommt heran!
Ich diene noch dem alten Gotte Jakobs,
Dem Gotte, der sein Volk erretten wird.
Er schüttelt meinen Arm, und bleicher Tod
Fällt von ihm nieder wie die Frucht vom Baum,
Und Jammer rauscht wie Hagel von ihm nieder!

Volk (immer näher drängend)

Er wills!

Issiel

Bringt Waffen!

(Es werden von hieran Waffen auf einen Haufen zusammengetragen,
die das Volk aufrafft, sich zu bewaffnen)

Volk

Waffen! Waffen! Waffen!

Nikanor

Scheucht ein Verrückter euch den Mut davon?
Greift ihn! Ha, Schande! Seid ihr Krieger? seid
Ihr Buben? Muß ich selber euch beschämen?

Volk

(während die, die schon Waffen aufgerafft, sich um Judah scharen)
Ha, Waffen! Waffen! Steht zu ihm! Gott will's.

Jonathan, Johannes, Priester mit Posaunen, Volt

Gorgias (Nikanor mit Gewalt zurückhaltend)

Wirfst du umsonst dein Leben hin?

Nikanor

Schmach! Schmach!

Gorgias

Die Schmach zu tilgen, laß uns leben.

Nikanor

Und

Es kommt der Tag!

Judah

Ihr geht?

Gorgias

Ja, doch wir kehren

Mit Hunderttausend.

Judah

Gott allein ist Tausend

Mal Tausend!

Nikanor

Bebt dem Zorn Antiochus!

Judah

Er soll nur kommen, soll nur holen seinen
Zerbrochenen Gott!

Gorgias

Du spottest bald nicht mehr.

Nikanor

Jetzt höhntst du, doch du bebst einst, wenn wir kehren.

Judah

Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt.

(Die Syrier ins Thal hinab, ab. **Boas, Aaron, Amri** tragen **Simeis** Leiche, Weh und Rache rufend, nach ihren Häusern zu)

(Bis zu Ende des Aktes Waffenbringen und Waffnen, wobei Frauen und Kinder helfen, Abschiednehmen, immer noch Zuströmen des Volkes und näher und ferner Posaunen und der Ruf: Er will's!
in der Szene)

Jojakim

(von einigen aus dem Volke gefolgt, hinter den Syriern her)

Laßt sie nicht fliehn! Ergreift sie! Tötet sie!

Glazar (will ihn halten)

Unfinnige! Ruft sie zurück —

Judah

Weh dem,

Der meine Boten an den König kränkt!

(Sie gehorchen ihm; er reißt seinen Mantel ab und in Stücken, die er den Nächststehenden zuwirft, die damit, nachdem sie nach seinem Gebote gethan, abgehn)

Laucht diese Stücke in des Frevlers Blut,
Tragt sie durchs Land, mit lauter Stimme rufend:
So that der Judah dem Abtrünnigen.

Wer denkt wie er, der sammle sich zu ihm.

In Judahs Felsenwüste harret der Ar,

Bis ihm zum Flug die starken Schwingen wachsen.

Johannes bleibt euch, Frauen von Modin,

Der Herr und dieser Felsenfeste Schutz.

Nun, Männer, reißt das Liebste von dem Herzen,

Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz.

Lea

Hört Mattathias, denn der Geist des Herrn
Ist über ihm.

Mattathias (mit Hilfe der Nächsten stehend)

Judah, mein Sohn! mein Herz
Dröhnt wie die Harfe unter Spielers Hand.
Der Herr rührt mich mit seinem Jubel an,
Daß ich erzittere wie das Blatt im Sturm,
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch!

(Judah kniet vor ihm; der Alte legt seine Hände auf Judahs Haupt)

Er schickt den Sieg vor deinen Scharen her.
Folgt ihm, ihr Söhne, den Sein Atem treibt;
So wie ihr Judah folgt, folgt euch mein Segen,
Doch wer von Judah läßt, der sei verflucht!

(**Eleazar**, der sich von der ihn zurückhaltenden **Lea** losgemacht und
reden wollend sich ihm genähert, wankt einen Schritt zurück)

Du hast mir deinen Retter noch gezeigt —

Eleazar

Laß mich! Herr, stirb nicht, bis du mich gehört —

Mattathias

Nun laß, Herr, deinen — Diener ziehn in —

(Er stirbt)

Judah (knieend über ihn gebeugt)

Frieden

Mit dir, mein Vater!

Lea

Kiehst du?

Eleazar

Muß ich nicht?

Treibt mich sein Fluch nicht fort und euer Eifer?

(für sich)

Den ich verdienen muß, da er mich traf. —

Das Volk zu retten fehr ich einst, das ihr
Verderbt —

Judah (aufstehend)

Und ewgen Haß dem Syrier,
Und uns nicht Ruh, eh uns der Sieg sie gönnt!

(Afiel reicht ihm eine Lanze und einen Helm)

Eleazar (zu Lea)

Es kommt der Tag, da ich dich fragen komme:
Ist Judah noch der Größere?

Judah (seht den Helm auf)

Nun tönt,
Posaunen, in das Kriegsgeschrei: Er wills!

Die Gewaffneten (sich rangierend)

Er wills! Der Herr wills!

Judah (hebt den Speer)

Schwert des Herrn und Judah!

(Posaunen; die Gewaffneten, Judah, Simon, Jonathan, Afiel
an der Spitze, ab; Eleazar reißt von sich Lea los und eilt den
Felsweg hinab; indem die Zurückbleibenden Anstalt machen, Matta-
thias Leiche aufzuheben, fällt der Vorhang)

Ende des zweiten Akts



Dritter Akt

Ein Hügel am Schlachtfeld von Ammaus

Posaunen und Geschrei: Sieg! Sieg mit Judahs Schwert! in der Szene. Es kommen **Simon, Jonathan, Hauptleute, Krieger**

Jonathan

Die Syrier fliehn!

Simon

Beth Horon und Ammaus,
Ihr kleinen Sterne, kaum beachtet sonst,
Nach euch wird nun der Blick des Forschers sehn!

Jonathan

Beth Horon hat Israel neu geboren;
Ammaus hat es aufgesäugt mit Blut.

Judah kommt mit **Æmilius Barbus** und Gefolge

Judah

Willkommen, wahrer Römer!

(Er bleibt an der Couliſſe und spricht hinein)

Heißt die Reiter

Den Sieg verfolgen! Jenen größern Haufen
Nehmt in die Mitt'; zerdrückt ihn zwischen Fluß
Und Fels und eurer Wucht! Die kleinen hier
Und dort zerstäubt. (Vorkommend)

Schnell, Simon, nach Modin;
Jonathan nach Jerusalem mit diesem
Blatt von Glück und Sieg und baldger Heimkehr!

Simon

Nicht umsehn will ich auf dem Weg. Lebt wohl! (Ab)

Jonathan

Und ich — hilfst gute Botschaft eilen, wie
Sich schlimme hindernd an die Fersen hängt,
So maß kein schneller Schritt je meinen Weg.
Lebt wohl! (Ab)

Judah

Lebt wohl. (Zu Amilius) Verzeih die Unterbrechung.

Amilius

Mich sendet der Senat von Rom zu dir,
Und glücklich fügten es die Götter so,
Daß ich, vom eignen Aug belehrt, daheim
Versichern kann, daß deines Bildes Größe,
Wie sie es sehn, nichts der Entfernung dankt.
Doch laß mich Worte sparen —

Judah

Römisch ist's:

Ich weiß, so sparsam ist der Römer nicht
Mit seinem Herzblut, als mit seinem Atem.
Er achtet nur die That.

Amilius

Du sprichst es aus,
Was Roms Senat bewog, mich dir zu senden.
Denn seinem immer wachen Aug entging
Kein Zug vom Antlitz deines Heldenlaufes;
Die Kühnheit nicht, die dein erschlafenes Volk
In ihren Strom hineinriß, hinter ihm
Abschneidend jeden Rückweg seiner Feigheit
Zum altgewohnten Dulden, daß Verzweiflung
Den Mut ersetzen mußte; nicht die Weisheit
Und die Enthaltbarkeit, mit der, indem

Du nie dein junges Glück auf einmal wagtest,
 Nie Größres wagtest, als du durftest, bis du
 Das Größte wagen durftest, aus Verzweiflung
 Du Mut schufst; nicht das Zeugnis deiner Schlachten,
 Daß du die Feldherrnkunst verstandst, zu siegen
 Und — wie die Hand der ewigen Götter auch
 Die Würfel lenkte — nie besiegt zu sein.
 Und nun von solchem Heldenlauf gewonnen,
 Beut dir die große Roma ihren Schutz.

Judah

Sag Rom, das dich gesendet, Judahs Dank
 Für seine gute Meinung, wünscht er schon,
 Sie wäre besser noch, doch auch verdienter,
 Und nicht sein Lob so auf des Volkes Tadel
 Gebaut. Denn, wahrlich! dieses Volk hat mehr
 Gethan, als du von Judah rühmst; und nur
 Des Volkes Meinung sprech ich aus, sag ich:
 Der soll nicht stehen wollen, der es nicht
 Auf eignen Füßen kann. Und grad heraus:
 Wir stehn ganz leidlich. Zwanzig Schlachten hat
 Dies Volk geschlagen, und mit diesem Sieg
 Den Weg geöffnet nach Jerusalem.
 Dem Syrier fehlt's an Menschen und an Geld.
 Vergolde, bitt ich, was ich dir gesagt,
 Zu unscheinbar sonst ist's mit deiner Kunst.
 Und nun — Rom bietet seinen Schutz — Rom will
 Damit, ich weiß es, nicht ruhmredig sein;
 Ich nehms als eine Form der Höflichkeit,
 Wie unter seinesgleichen man sie wechselt,
 Und, sie erwidern, bietet denn durch mich
 Das große Israel Rom seinen Schutz.

Ämilius

Ich sehe, daß die Näh dich nicht verkleinert:
 Wie manche Ruhmesgrößen. Lebe wohl! (Ab mit Gefolge)

Jojakim kommt

Judah

Leb wohl! — Schon sinkt der Abend. — Gebt das
Zeichen
Zum Einhalt den Verfolgern!

(Ein Hauptmann; Posaunensignal)

Laßt die Wachen
Ablösen! Vorsicht sei des Glückes Siegel.

(Ein Hauptmann ab)

Wie stattlich diese Römer. Selbstgefühl,
Wie zierst du selbst im Übermaß ein Volk!
Im kleinsten Römer lebt das große Rom.
Wird mirs gelingen, nur die Hälfte dir,
Die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben,
Mein Volk?
Roms Schützling sein? — Im Stärkern wähle Mensch
Und Volk den Herrn, doch nie den Freund, sonst wird
Der Freund zum Herrn. Hat nur der Fuchs die Pfote
Im Taubenschlag, bald ist er selber drin.
Geh, stolzer Römer, lieber Feind als Freund. —
Nun heißt die Krieger lagern, Schar für Schar!
Den Vorrat öffnet, geizt nicht mit dem Wein;
Laßt sie des Siegs sich freun!

Jojakim

Herr, keinen Wein!

Laß sie nicht jubeln, laß sie beten, Herr;
Laß sie nicht trinken, laß sie fasten, Herr!
Laß sie demütig sein und sich nicht rühmen;
Denn niemand hat gesiegt, als nur der Herr,
Und überheben soll sich nicht das Werkzeug!
Des Herren Sabbath kommt hereinzubrechen,
Von dem der Herr zu Mosén redete:
Wer nicht an meinem Tage ruht, soll sterben!
Du schicktest deine Brüder, Herr, zu reisen,

Botschaft zu bringen; sende nach, ruf sie
Zurück, zwing sie nicht gegen das Gesetz!

Judah

Wenn ich dir folgte, zwäng ich nicht die Boten?
Wärs neue Sünde nicht? Drum, heilger Eifer,
Laß es genug sein an der Einen Sünde,
Und nicht —

(Geschrei in der Szene: Fliehet! Fliehet! Nein! Steht und sterbt!)

Was soll das Schrein? Was ist geschehn?

Nathan kommt eilig

Nathan

Herr, flieh, denn fürchterlicher naht der Feind,
Als den du schlugst! Gen Abend starrt das Thal
Von Spießern zahllos, und der Schilde Glanz
Im Abendschein ist eines Meeres Glanz.

Judah

Der Feind? — Der Wein ist deines Hirnes Feind.
Geh, leg dich! Solchen Feind besiegt der Schlaf,
Und unsre Wachen stehen weit ins Land.

Nathan

Die Wächter kehrten heim, vom Siege sicher
Gemacht.

Jojakim

Vom Siege nicht; nein, weil der Sabbath
Beginnt hereinzubrechen. Herr, sie thaten
Nach dem Gesetz, und alle Heiligen lobtens
Und sagten, daß sie heilig dran gethan —
Denn niemand mehr soll herrschen, als der Herr —
Und ihrer ist die Mehrzahl deines Heeres.

Judah

Tod über euch, ihr Rasenden, ist's wahr!
Heilig gethan? Heilig? — Ich sag euch: wahrlich!

Ihr hättet heiliger gethan, ihr hättet
Alles Gesetz des Moses übertreten
Und meinem Wort gehorcht —

Jojakim

Ha! welche Lästung!

Herr, Herr, verschließ dein Ohr!

Uziel tritt auf

Judah (ihm entgegen)

Schnell, Uziel,

Zurück und heiß sie sich zum Rückzug ordnen.

Uziel

Zu spät, Herr, denn der Feind ist schon zu nah.

Judah

So heiß im Rückzug sie sich ordnen, kämpfend
Die Hintersten den Feind abtreiben, bis
Die Nacht uns von ihm scheidet!

Uziel

Deine Meinung

Sah ich voraus, doch fehlte der Gehorsam.
Auf deines Vaters Bruderssohn beruft
Das ganze Heer sich, denn der Sabbath nahe,
Und keiner dürfe fechten.

Judah

Keiner dürfe —

Der Sabbath — sie berufen sich — auf wen?

Uziel

Auf Jojakim.

Judah

Auf Jojakim? Auf diesen?

Du hast verkehrt gehört. Judah befiehlt,
Und — sie berufen sich? — geh, scherz mit andern!

Wärs Judah, der die zwanzig Schlachten schlug
 Und siegte? Nein! wie ließ das Volk dann Judah,
 Von einem Thoren von ihm fortgelockt,
 Der nichts vermag als eisern; nein; es ist
 — Unmöglich. Geh! Judah befiehlt, hörst du?
 Der Judah, der sein Volk befreit, befiehlt
 Dem Volk, zu sechten. Geh! Kein Wort mehr, eh du
 Zurückkehrst!

Jojakim

Schon' der Deinen Blut. Sieh hin,
 Dem Syrier bieten mehrlos sie die Brust,
 Doch deinen Joel schlagen sie zu Boden,
 Der sie will zwingen zu verfluchter That.

Judah

So weit schon wärs? Was jahrelanges Mühn,
 Was der Gedanke eines ganzen Lebens
 Geschaffen, soll ein Hauch aus Thorenmund
 Zerwehen können? Sprich Vernunft zum Volk!
 Nur diesen Sieg noch, und es ist gerettet!

Jojakim

Ist dies auch Judah? dies auch Jojakim?
 Wenn eure Mutter Größ' euch predigte,
 Stand Jojakim verachtet unter euch —

Judah

Ists das? — Hier nimm den Führerstab; mein Mund
 Soll durch den deinen reden, meine Hand
 Durch deine siegen; mein sei nur die Müh,
 Und dein der Ruhm des Sieges und der Rettung!
 Ist dies Gebot dir noch zu klein? Komm, laß
 Den Handel gelten, heilger Reid, dein Volk
 Nicht zu verderben!

Jojakim

Mund voll Lasterung!

Bin ich wie du? Herr, deinen Heiligen
Will er bestechen, daß um faulen Ehrgeiz
Dein Knecht dich lasse. Unglückseliger,
Weit besser ist's, das ganze Volk verdirbt,
Als daß von dem Gesetz Ein Buchstab nur
Werd übertreten!

Judah

Weisheit, du wirfst Unsinn
Im Mund des Schwärmers, und die Thorheit furchtbar,
Ansteckender und sonnverfinsternder,
Als Pest und als Heuschreckenscharen sind!
So untergehn? — so elend lächerlich,
So — Volk, das nach der Schande jagt, wie andre
Völker nach Ehre! — So den Kelch am Mund,
Verdursten; die Dattel schon am Gaum, verhungern;
So — an der Spitze schon des Speers den Sieg —
Und — untergehn — so, so — als tötete
Der Tod allein nicht, hälft nicht Schmach dazu?
Nein! Nein! er soll nicht! hier mit diesen Händen
Erwürg ich dich, wenn du dein Volk nicht rettetest!

(Alle Anwesenden scharen sich schützend um Jojakim, außer Usiel)

Jojakim

Laßt ihn; er mag's vollenden. Auf die Lästung
Häuf er den Mord am Heiligen. Laßt Jojakim,
Ja, laßt ihn sterben für sein Volk!

Die Hauptleute (um Jojakim)

Den Heiligen Tod droht!
Tod, wer

Judah

Recht! recht! recht! Drückt noch
Die Schlange, die euch sticht, fest an den Busen
Und küßt des Löwen Zahn, der euch zerreißt!
Glendes Volk, zum Werkzeug nur gemacht,
Leih dich dem eigenen Verderben dar,

Straf so dich selber! Volk, was warst du, eh
 Dich Judah aufnahm aus dem Staub? Das wirst
 Du wieder werden, ärmer denn zuvor.
 Du hattest nichts — nichts — gar nichts — selbst
 der Mut

In deiner Brust, der Wiß in deinem Hirn
 War Judahs Mut und Wiß; ich, den du zwangst,
 Dich zu verachten, that der eignen Seele
 Gewalt um dich, und — und so vergiltst du mir?
 Verflucht der Arm, der für dich schlug! verflucht
 Dies Herz, verflucht das Aug, das für euch wachte!
 Die Kröte wollt ich zu 'nem Adler flügeln;
 Hin in den Sumpf, der deine Heimat ist,
 Werf ich dich wieder! (Es kommen immer mehr Krieger)

Jojakim

Hört ihr? hört ihr? hört ihr?

Mein Hirn erschwindelt ob der Lästung,
 Mein Blut schwillt gärend auf wie Most im Schlauch,
 Der Herr füllt wider Willen mich mit Eifer.
 Er prahlt mit dem, was nur geliehn ihm war!
 Wir alle nichts, der Herr nur hat gethan.
 Der Böse wie der Gute thut unwissend
 Und meinend, nur dem eignen Antrieb folg er,
 Des Herren That. Der Herr braucht auch den Bösen,
 So lang er will, zu seiner Zwecke Werkzeug;
 Läßt seine That geschehn, bis er ihn hinwirft
 Und ihn verdirbt um seiner Absicht Bosheit.
 Das neue Syrierheer kommt von dem Herrn.
 Er selbst hat es erweckt, uns zu versuchen,
 Ob wir ihm folgen oder seinem Feind.

Isiel

Was willst du thun? Du fliehst? Du giebst es auf?
 Denn alles ist verloren.

Judah

Geb ichs auf,

Dann ist's verloren — Fliehen? Sterben? Feig
 Sich selbst einreden, Tod für etwas sei
 Das Größte? Leben ist's! Was ist's, den Schaum
 Vom Kelch des Lebens schlürfen, wenn er braust?
 Hinsinken, um in Viedern aufzustehn,
 Oh man des Bechers Grund gesehn? Nein, Tropfen
 Um Tropfen kosten; so die bittre Gese
 Auskosten bis zum letzten! Undank tragen,
 Verdächtigung, zerstört zu sehn und wieder
 Zerstört und immer wieder, was man schuf,
 Zerstört, durch die zerstört, für die man schuf.
 Und dennoch nicht ermüden! Heuchler, sieh,
 Was du vermagst; schlag deine Brust und roll
 Dein glühend Aug, hier leuchtet Judah's Schwert,
 Hier ruft die Stimme, die dem Sieg gebeut!

Jojakim

Der Tod ist Sieg hier, und der Sieg ist Tod.
 Stirb, Volk, dem Gotte, der den Sabbath schuf!

Judah

Gott schuf den Sabbath, da er ruhte, doch
 Er ruhte erst, da er sein Werk vollendet;
 So thu, sein Volk; erst Sieg, und dann den Sabbath!
 Mir nach, sein Volk, zum Sieg! (Ab. Uziel folgt ihm)

Jojakim

Mir nach zum Tod! (Ab)

(Die übrigen folgen Jojakim)

Von der andern Seite kommen Antiochus, Eleazar, Bikanor,
 Gefolge

Antiochus (zu Bikanor)

Du bringst uns schwere Nachricht, doch du bringst auch,
 Was uns sie leichter tragen machen kann.
 Ein Trost ist bei des Vaters Tod dies Heer,
 Das er in Persien warb vor seinem Tode,

Und das in seinem Sinn gebraucht zu sehn,
Ihm, der ein Gott nun auf uns niederschaut,
Das schönste Sohnesopfer dünken muß.
Mit in sein Grabmal schließ ich meine Milde,
Und seinen Zorn nehm ich in meine Brust.
Nur solchen soll der Zweig der Milde blühen,
Die so wie du, mein Ajax, freigewillt
Aus ihres Volkes düsterm Wahnesmoder
Herauf sich retteten ans heitre Licht
Der Götter ihres Königs.

Eleazar

Deiner Götter.

Sie waren deine, und so mußten sie
Auch deines Ajax Götter werden, Herr.

Gorgias (kommt eilig)

Herr, Nikomedes hat den Kampf begonnen,
Wie du gebotst.

Antiochus (wendet sich nach der Couliſſe)

Der Kampf — ist das ein Kampf?

Nikanor

Was ist das? Ist's ein Wüstenbild, das hier
Uns äßt? Doch hier ist keine Wüste. Wehrlos,
Den Schild nicht brauchend, lassen sie sich schlachten.

Gorgias

Noch mehr — unglaublich ist's — die einen knien
Und singen Psalmen, andre werfen sich
Selbst in der Unfern Schwert.

Antiochus

Als wärs ein Glück,
Sich schlachten lassen, und ein Liebesdienst,
Sie schlachten, von den Unfern.

Nikanor

Im Trank des Todes.

Sie berauschen sich

Antiochus

Nur Einer, mächtig ragend

Wie Ares, kämpft und ruft zum Kämpfen auf.
Ist das nicht Judah, ist's der Kriegsgott selbst!
Er spricht und wirft sich in den Kampf, der Meinung,
Daß sie ihm folgen. Seht, die Unsern weichen
Vor ihm allein. Nur tausend Judahs, und
Mit meinen Hunderttausend wär ich nicht
Des Siegs gewiß. Er sieht sich kämpfend um,
Ob sie ihm folgen, eilt zurück und trifft sie
Mit Reden, schärfer denn ein syrisch Schwert;
Nun mit geschwungnem Speer stürzt er von neuem
Ins blutge Bad — vergebens — wendet nun,
Den Speer — so wie der Treiber auf das Vieh
Läßt er die Schläge auf die Trägen regnen.
Umsonst. Nun droht er mit dem Schwert. Er haut
Den Nächsten nieder; doch der Nebenmann
Erhebt sich nicht; er will den Tod, komm er
Vom Judah oder von dem Feind. Dies Volk
Bezwing ich wohl, doch diesen Judah nicht.

Eleazar (für sich)

Verfolgt mich seine Größe überall?
Besiegt selbst, siegt er!

Antiochus

Wer erklärt dies Rätsel?

Eleazar

Der Sabbathtag, an dem kein Heiliger
Was anders thut, als ruhn, bricht eben an.

Antiochus

Ist's so, benutz die Thorheit! Gorgias, du

Wirfst mit dem halben Heer dich auf den Feind
Und schlägst die Thoren mit der eignen Thorheit.
Wir mit der andern Hälfte ziehen weiter,
Den Schreck der Überraschung vor uns her.

(zu Nisanor)

Du sendest Boten nach Jerusalem
Im Namen ihres echten Hohenpriesters —
Und daß ers wirklich sei, nimm ihr Gesetz
Zu Hilfe und der Priester Stammregister.

(Nisanor ab)

Uns nennt Tyrannen dieses Thorenvolk?
Sein einziger Tyrann ist sein Gesetz;
Brecht auf. Des nächsten Abends Not sieht Ajar
Als Hohenpriester. Gen Jerusalem!

(Alle ab)



Verwandlung

Szene wie im ersten und zweiten Akt

Frühester Morgen. Waffengeklirr und Geschrei Kämpfender in der
Szene. Ein Volkshaufen wirr durcheinander laufend aus der Stadt
nach vorn

Josuah

Getöse wie von Waffen!

Elijah

Schrein vom Felsenpaß!

Misael

Und mondenlang von Judah keine Nachricht!

Ruben

Gott Israels! es sind die Syrier!

Alle

Wir sind verloren!

Jffaschar (tritt aus der Mündung des Felsenpasses)

Nicht, weil Lea lebt.

Volkshauſe (durcheinander)

Wer iſts? 'S iſt Jffaschar, der Sohn Medimnah!

Der Älſte von Modin! Herr, ſprich, was iſts?

Jffaschar

Ein Hauſen Syrier, derſelbe, der
Vor Judahs Annahn ins Gebirg zurückwich,
Iſt eingedrungen in den Felsenpaß,
Der hier herauſführt aus dem Terebinthenthal.
Verrat hat dieſen einzgen Weg zur Feſte
Den Feind gelehrt, den nur die Bürger kennen;
Doch Leas Wachſamkeit vereitelte
Den Bubenſtreich und die Natur des Paſſes,
So eng und ſteil voll Steingeröll und Dornen,
In dem ein tapfrer Mann ein ganzes Heer
Abhalten kann — und ſeht! ſchon iſt ſie Siegrin.

Lea mit Anhängern, den gefangnen Naron in der Mitte, aus der
Mündung des Felsenpasses

Jubelt ihr zu: Ein langes Leben Lea!

Der Mutter von Modin Tag ohne Ende!

Johannes mit Gefolge und dem gefangnen **Boas** aus der Stadt,
von einem zweiten Volkshauſen begleitet, der ſich hinter **Lea** gruppiert)

Jofuah, Eliah, Miſael, Ruben

Der Mutter von Modin Tag ohne Ende!

Miſael

Fallt vor ihr nieder!

Lea

Nicht ſo. Nur dem Herrn,

Dem Schutzgott Iſraels gebührt der Preis

Und Judah, dem Erwählten; dann den Treuen,

Von deren Thun mein Aug ich Zeuge sein hieß,
Damit mein Mund vor Judahs Ohr sie rühme,
Vor Judah, der der That nichts schuldig bleibt.
Ich seh ihn, wie sich seine Heldenstirn
In Wolken hüllt, vernimmt er, wie Verrat
Modin bedroht, ein Bürger von Modin
Dem blutgen Feinde selbst den Weg gezeigt,
Bis Sonnenschein die Nachricht ihm entlockt,
Wie Treue den Verrat besiegt und den
Verräter selbst gefangen nahm. Zeigt ihn
Dem Volke!

(Es geschieht)

Josuah, Eliah, Misael
Aaron!

Ruben
Der Bruderssohn

Von Simeel!

Alle
Weh über Aaron!

Johannes
Herrin, noch mehr hat der Verrat gewagt.
Rückkehrend von den Thoren, die, wie du
Befohlen, ich mit treuer Hut besetzt,
Ergriff ich diesen hier. Er sprach zum Volke,
Es schreckend mit erlognem Dräun der Zukunft,
Um sie von dir hinweg, dem Syrier zu
Zu ängstigen.

Lea
Wer ist er?

Assaschar
Tod den beiden!

Johannes
Hier ist er.

Lea
Boas?

Volkshaufe
Weh! Weh über Boas!

Josuah
Weh über Simeis ganzes Haus!

Misael
Ergreift sie!

Massahar
Werft sie vom Felsen ihren Freunden zu!
Es ist nicht Sicherheit fürs Volk Modins.
Amri, von einem dritten, größern Volkshaufen begleitet, aus der Stadt

Amri
Streut Asche auf das Haupt!

Dritter Volkshaufe (in großer Aufregung)
Streut Asche! Asche!
Der Syrier kommt!

Lea (tritt vor)
Volk von Modin —

Amri
Bist du
Die Retterin, so rette jetzt!

Dritter Volkshaufe (drohend)
Ja, rette!

Lea
Volk von Modin, der Syrier dräut nicht mehr.
Und du, Sohn Simeis, dein Verrat mißlang.
In unsrer Hand sind deines Plans Gesellen,
Und abgeschlagen ist der Syrier.

Amri

Der Syrier? Der Haufe — ha, was hilfts,
Den Haufen? Schlag die Heere von Beth Horon,
Die Heere von Ammaus tilg uns aus!

Dritter Volkshaufe

Die Heere von Beth Horon! von Ammaus!

Lea

Der zwanzig Syrierheere hat vertilgt,
Lebt er nicht mehr, auch diese zu vertilgen?

Amri

Und halt des Königs Wagen auf, wenn er
Rückkehrt aus Persien von Elymais,
Da, wo der Tempel steht aus purem Gold,
Die Fenster von Demanten; jeder Zoll
Prägt hundert Krieger. Alles Volk umher
Schickt Sklavenhändler seinem Heere nach;
Das Kind im Mutterleib schon ist verkauft.
Bist du die Retterin, so rett uns nun;
Bist du erwählt, so zeigs jezt, thu ein Wunder!

Viele Stimmen aus dem dritten Volkshaufen
Ja, rett uns! Zeigs.

Der übrige dritte Volkshaufe

Ein Wunder! Thu ein Wunder!

Erster Volkshaufe

(indem er, der bis dahin auf der andern Seite stand, nach rechts auf
Leas Seite hinübergeht, um sich mit dem zweiten zum Schutze Leas zu
vereinigen. Amri und der dritte Volkshaufe zieht sich aus der Mitte
nach links)

Der Herr mit Lea aus dem Stamme David!

Lea

Schmach auf das Volk Modins, wenns bekres nicht
Will heißen, als der Stimme Tochter des

Verräters! Laßst du seine Lästung nach,
 Der dich will reißen in den eignen Abfall?
 Was hat denn Simei für dich gethan,
 Daß du die Seele seiner Hand vertraust?
 Wie des Tyrannen Knechte hier den Altar
 Erbauten, wie der Syrier dir griff
 Nach deinem Gott, wars Boas, der dir half?
 Wars Amri, der den Altar schlug, daß klingend
 Das Bild des Greuls zerbrach? Nein, er beriet sich
 Und sprach: Süß ist das Leben.

Erster, zweiter Volkshaufe und Assaschar

Er beriet sich —

Weh über Simei!

Boas

Herr, wer bin ich,
 Daß ich vor deinem Volke sprechen dürfte?
 Und doch nimmst du mir selber das Gewand
 Der Demut ab und sehest mirs aufs Haupt
 Wie einen Helm den Zorn zu zürnen des
 Gerechten. Simei, mein Bruder, kam
 Zu gehn zu opfern — ging er sonst um was,
 Als um des Volkes Leben? War Antiochus
 Der Ältre ewig? Hatten wir nicht Ruh,
 Bis daß sein Sohn den Szepter nahm und uns
 Zurückgab unsern Gott und sein Gesetz?
 Ist das nun besser, was dein Judah that,
 Daß er begann, was er nicht enden kann,
 Daß er die Söhn uns nimmt und wirft sie hin
 Dem nimmersatten Syrierschwert zum Opfer?

Dritter Volkshaufe

Daß er die Söhn uns nimmt? Weh über Judah!

Erster Volkshaufe

Hosianna Mattathias Sohn! Hosianna!

Lea

O freilich hatten wir nicht Ruh, wenn Judah
Des Manns der Demut Bruder opfern ließ?
Ja, eben so, wie du demütig bist,
So, wie dein Zorn gerecht, so wahr ging jener
Zu opfern, um sein Volk zu retten. Heuchler,
Den keine Scham mehr bändigt, rettet' er
Das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn?
Nein; er verdarbs mit ewigem Verderben,
Wenn Judah nicht, den sich der Herr berief,
Das eigne Leben hinwarf in die Wage!

Erster, zweiter Volkshaufe und Issaschar
Weh Simeï und seinem ganzen Haus!

Dritter Volkshaufe steht ungewiß

Bons

Den sich der Herr berief! Hat das der Herr,
Wer dann will Judah schmähn? Und hat ers nicht?
Sagts Judahs Mutter nicht: Er hats gethan?
Sicht nicht ihr Hochmut mit im Götterrat?
Wer weiß es anders? Hat nicht alles Volk
Gehört, wie Gott den Judah rief? Ist nicht so?
Ihr sagt: Wir haben nichts gehört; es redet
Der Herr von Angesicht nicht mehr mit Menschen,
Nur durch die Schrift und Bücher des Gesetzes?
Nun gut; so stehts geschrieben irgendwo?
Es steht geschrieben: Retten will der Herr
Sein Volk zu seiner Zeit; er wills, der Herr
Will's retten; sonst steht in den Schriften nichts.
Es steht nicht drin: Der Judah soll es retten,
Noch irgend wer, denn nur der Herr. Und wenn
Ers will, braucht er den Judah? braucht er sonst wen?
Ist er nicht stark genug, es selbst zu retten?
Ist's Lästung nicht, zu sagen, daß der Herr
Den Judah dazu braucht, noch irgend wen?

Dritter Volkshause und Amri (immer drohender)
 'S ist Lasterung! 'S ist Lasterung!

Boas

Nun wenn
 Der Herr den Judah nicht bewegt, was sonst?
 Hat er aus Lieb zum Volk ihm vorgegriffen?
 Denn vorgegriffen hat er ihm, wenn nicht
 Der Herr ihn hat gerufen —

Dritter Volkshause und Amri

(immer drohender Lea auf den Leib rückend, indem von dem ersten und zweiten Volkshausen immer mehr von ihr zurücktreten. **Ma-Ischar, Josuah, Eliah, Misael, Ruben** verweilen am längsten bei Lea)

Ja; er hat
 Ihm vorgegriffen! hat ihm vorgegriffen!

Lea

Er hat ihm —

Amri (lachend)

Lieb zu seinem Volk? Er hats
 Gehast, er hats verspottet, hats verachtet.

Lea

Wagt man —

Dritter Volkshause

Er hats verspottet! hats verachtet!

Lea

Sein Leben für den Feind?

Dritter Volkshause (immer aufgeregter)

Er hats! er hats!

Boas

Gott selbst gab Israel in Feindes Hand,
 Was bleiben soll, bis er es selbst errettet.
 Mit Skorpionen wird ers züchtigen,

Ausschütten all sein Mark! Weh, weh dem Samen
 Von Jakob, weh dem Volk von Israel,
 Kehts nicht freiwillig unter seine Hand!

Die Meisten aus dem Volke
 Weh Jakob! weh dem Volk von Israel,
 Kehts nicht freiwillig unter seine Hand!

Lea (steht verlassen)
 Weh Jakob! weh dem Volk von Israel,
 Folgt es dem Räte der Abtrünnigen!
 Verblendet Volk, hör meine Stimme —

Amri **Fort!**
 Der Syrier steht am Pässe; laßt ihn ein!

Volk
 Ja! fort zum Syrier und laßt ihn ein!

Lea (hat ihnen den Paß abgewonnen, Joarim und Benjamin an den Händen)
 Zurück! Nie! Nimmermehr! Und sollt ich selbst
 Der Pforte Kiegel sein, dahingestreckt
 Zur Erde diesen Leib, der Israels
 Erretter trug! Zwei Kinder und ein Weib
 Zertretet erst!

Amri
 Noch haltet. Woran wird
 Der Syrier in uns den Freund erkennen,
 Daß er uns nicht mit seinen Feinden töte?

Volk
 Ja, sprich, woran?
 (In der Szene immer näher kommend Musik von Zimbeln, Flöten,
 Pauken)

Lea (reißt die Kinder an sich).
 Ha! ich versteh sein Aug.

Wachst fest an meiner Brust! Eh reiß der Tiger
In Stücken uns, eh er uns lebend trennt!

Amri

Bring ihm des Judah Brüder, daß er sich
An ihnen räche! Über ihrem Haupt
Mach unsern Bund, Herr, mit dem Syrier.

Lea (indem Amri die Kinder ihr nehmen will)

O nun ein Wunder! Herr, ein Zeichen, bist du
Mit Leas Sohn! Ein Zeichen, Herr! sonst war
Ein Traum nur dein Gesicht!

Amri

Gieb sie gutwillig!

(Aus der Stadt kommen rosenbekränzte Jungfrauen, auf Flöten,
Zimbeln, Pauken musizierend, hinter ihnen rosenbekränzte Kinder,
Frauen, Greise im feierlichen Zug; zuletzt Simon. Große Bewegung
unter dem Volke)

Boas

Was kommt dort?

Aaron

Festlicher Gesang.

Amri

Was soll

Die Thorheit?

Aaron

Will das Volk den Retter preisen?

Lea

Sie sind nicht aus Modin.

Johannes

O wär es Judah!

Lea (aufschreiend)

Es war kein Traum! Ha, Sieg!

Die Jungfrauen

Sieg! Sieg!

Boas

Verflucht!

Johannes

Simon!

Simon

Wir bringen Sieg. Mit deinem Judah
Der Gott der Zebaoth!

Amri

Brust, Brust, bleib ganz!

Der Judah Sieger? Thoren! Bei Beth Horon
Dort steht der Herr, die Wag in seiner Hand,
Und wägt sein Volk, und in der Syrier Schale
Wirft er noch seines Zorns Gewicht. Der Herr
Wird richten!

Simon

Wird? Schon hat der Herr gerichtet.
Der Syrier Hunderttausend wogen leicht;
Der Herr warf sein Gewicht in Judahs Schale.
Der Judah rief den Herrn, da wandelte
Ein Rauschen in den Palmen über ihm
Und wirbelte den Sand empor und warf ihn
Den Syriern in die Augen, daß sie blind
Des Judah Schwert nur fühlten und nicht sahn.

Lea

Der Herr geht vor dem Judah her, hört ihr?
Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft!

Erster Volkshaufe (wieder um Lea)

Er ist! er ist! der Herr ist mit dem Judah!

Amri

Unselige, was rast ihr da? Ein Kind
War bei Beth Horon Syriens Heer; so wie

Ein reißer Mann gegen ein Kind, so ist
 Das Heer, das bei Ammaus steht, gegen
 Das von Beth Horon. Nicht die Waffen braucht's.
 Wenn sie vom Jordan trinken, wird er leer;
 Sie atmen, und die Luft ist weggeatmet
 Über Israhel; all sein Vieh verschlingt
 Ein Mahl; vor ihrem Auftritt bebt die Erde;
 Der Wind von ihrem Schrei wirft Judah schon.
 Der Herr läßt sich mit Glück den Frevler mästen,
 Eh er ihn schlachtet zu der Rache Mahl.
 Und er wird richten! bei Ammaus wird
 Er richten.

Simon

Dort gerichtet hat er schon,
 Dort bei Ammaus hat der Herr gerichtet!
 Wer zeigt die Stoppeln noch von ihrer Saat?

Maschar

Weh, Weh und Tod dem Hause Sime!

Lea

Der Herr setzt Judah auf des Herren Stuhl
 Und läßt ihn richten über Syrien.
 Judah ist mehr, als Menschen sind; er ist
 Aus Erde nicht geschaffen!

Amri

Einen Fluch,

Der mich erleichtert! Noch nicht. Kehren laß
 Antiochus von Glymais erst.

Simon

Er ist gefehrt*—

Amri

Und wird euch schrecklich richten!

Simon

Niemand mehr richtet, den der Herr gerichtet;
 Denn unterwegs schlug ihn des Herren Hand,

Warf tot ihn von dem Wagen auf das Feld;
Ein Denkmal. Seht: so straft der Herr Tyrannen!

Lea

Gnügt dir dies Wunder, wunderhungrig Volk?

Massar

Tod über Boas; über Amri; Tod
Über Simeis ganzes Haus!

Volk

Er sterbe!

Massar

Reißt sie aus ihren Häusern! Steinigt sie!

Volk (indem sie die Simeiten ergreifen)

Ja, steinigt sie!

Massar

Hier mit des Altars Steinen,
Auf denen Simei gesündigt hat.

Volk

Laßt keinen fliehn!

Naemi (flehend den Saum von Leas Mantel fassend)

Herrin!

Lea

Was geht die Tochter
Boas mich an? Fort!

Volk

Boas Tochter? Hin
Mit ihr zum Tod, mit Boas ganzem Haus!

Simon

Herrin, rett Judahs Weib!

Lea

Aus Königstöchtern

Wählt Judah sich sein Weib. Willst du den Zorn
Des Herrn verewigen? Wer, wenn zu Gericht
Er geht mit seinen Feinden, hindert ihn?

Nun auf, ihr Frauen von Israel, zum Reihn,
Zum Siegesreihn mit Zimbeln und mit Pauken!

(Sie nimmt einer von den Frauen die Zimbeln, setzt sich an die Spitz
des Zuges und führt ihn zimbelschlagend links um über die Bühne)

Naemi (indem sie fortgerissen wird)

Ich bin des Judah Weib! Um Judahs willen!
Die Menschen hören nichts; hör du mich, Herr!

Volk

(hat die Simeiten auf die Knie gerissen, hält die Hände über sie)

Nieder! Ihr Blut über ihr Haupt! Sie haben
Den Herrn gelästert!

(Sie laufen zurück, um Steine zu holen)

Boas (knieend)

Halt!

Amri (ebenso)

Ein Vote!

Boas

Hört

Den Boten erst!

Nathan (kommt aus dem Thore)

Weh Israel!

Amri

Ha, Rettung!

Lea (den Zug aufhaltend)

Ein Vote? (ihm entgegen) Welchen neuen Sieg kommst du
Zu melden?

Amri

Keine Taube mit dem Ölblatt!

Ein Hiobsbote!

Nathan

Weh dir, Israel!

Antiochus zieht auf Jerusalem.

Lea (nimmt eine Spange von ihrem Gewand)

Da, nimm das Kleinod hier für deinen Scherz
Und gieb uns seinen Kern! Welch neuer Sieg
Zieh deinen Atem?

Nathan

Ist's ein Scherz, so ist's
Ein blutger, den nur Wahnsinn kann belachen.
Antiochus —

Lea

Wenn du nicht scherzest, lügst du,
Doch viel zu ungeschickt, um uns zu täuschen,
Sagst du, die Toten ziehen in das Feld!

Nathan

Der Junge ist's, der Alte nicht; er zieht —

Lea

Noch besser! Thor, du weißt nicht, daß der Junge
Israels Freund ist? Nun, so kommt er denn,
Befehrt von Eleazar zu den Unfern,
Um Judah zu begrüßen.

Nathan

Feindlich kommt er;
Sein Liebling Mjar, ein Abtrünniger
Aus Israel, ist seines Juges Seele.
Er hat den König uns zum Feind gemacht.
Schon zieht er auf Jerusalem.

Lea

Er komme!

Dort bei Ammaus steht der starke Judah;
Er mag nur kommen; er wird wieder gehn!

Nathan

Dort bei Ammaus steht kein Judah mehr —
Unaufgehalten zieht Antiochus
Mit seinem Volke nach Jerusalem;
Dort herrscht der Hunger und die Pest; es kann
Sich keinen Tag lang halten gegen ihn.

Jojakim (aus der Stadt)

Heil Israel!

Lea (zu Nathan)

Hörst du?

Jojakim

Du bist gerettet!

Lea

Nun scherze weiter.

Jojakim

Judah —

Lea

Hat gesiegt —

Jojakim

Den Frevler schlug der Herr —

Lea

Den Syrier.

Jojakim

Den Judah. Gott verwarf ihn!

Nathan

Hörst du nun?

Lea

Sie rasen —

Jojakim

Den Verruchten, der das Volk
Am Tag des heiligen Sabbath's kämpfen hieß.
Doch Jojakim schuf, daß sie wehrlos starben.

Lea

Wahnsinniger! Er hat das Volk verderbt
Und rühmt sich noch der That. Zum Tod mit ihm!
(Niemand gehorcht; das Volk verläßt einer um den andern Lea)

Jojakim

Du hast's verderbt. Verfluchter noch als Cain,
Hat dieses Weib sein ganzes Volk erschlagen!

Lea

Was steht ihr bleich? Verloren ist noch nichts;
Hinausgerückt nur ist das Ziel, damit sich
Des Herren Wort erfülle. Noch ist nichts
Verloren, noch lebt Eleazar!

Jojakim

Ujar —

Lea

Verflucht er und sein ganzes Haus! In Martern
Muß ihn die Mutter sterben sehn! —

Simon

Halt ein —

Jojakim

Fluche nur zu!

Lea

Nenn mir ihn nicht. Noch lebt
Ein Richter ihm, und nun ist seine Zeit,
Der Tag, an dem er fragt: Ist Judah größer?
Ihn und nicht Judah krönte das Gesicht.
Nun wird er auferstehen, wie die Sonne wird
Er auferstehen, wie die Sonne wird er wandeln

In seiner Thaten Glanz. Judah war nur,
Der vor ihm herging, nur ein Stern der Nacht,
Doch Eleazar wird die Sonne sein!
Er wird ihn fassen, den Abtrünnigen!

Josakim (auflachend)

Den Ajar Eleazar?

Lea

Ihn und dich.

Simon

Weh mir und dir, daß so des Vaters Wort
Zur Wahrheit wird!

Lea

Was willst du, Thor? Welch Wort?

Simon

Du selber müßtest einst dem Liebling fluchen.

Lea

Du rasest —

Simon

Ajar ist dein Eleazar.

(Alles weicht entsetzt einen Schritt zurück)

Bei meiner Brüder Leben! selber sah
Ich ihn in Jericho, da ich verkleidet
Als Späher dort verweilt.

Lea (steht ganz verlassen)

Weh! — Wer ruft Weh

Hier, wo die Sieger jubeln? Steht ihr bleich?
Ist's Sitte, bleich sein, wenn ein Kabe krächzt?
Auf, Töchter Israels, zum Siegesreihn!

(Sie thut einige Schritte; der Zug bleibt vor Entsetzen stehn; sie selbst,
wie sie sich auf den Gesichtern orientiert, wie erstarrt)

Weh mir, und weh dem Tag, an dem ich ward!

(Sie zerreißt ihr Gewand)

Josakim

Er sollte König sein; nun ist es. Schreckt
Dich deines Hochmutstraums Erfüllung nun?

Lea

So wär des Herren Wort? — zweideutig Heil
Vorspiegelnd, doch Verderben —

Simon

Nein, er hält
Sein Wort; ob uns zum Lohn, ob uns zur Strafe,
Giebt er in unsre eigne Hand.

Lea (lachend gen Himmel)

Ich hab
Noch Kinder!

Amri

(reißt ihr Josakim von den Händen und führt ihn nach links, wo er
gleich festgehalten und abgeführt wird)

Nun nicht mehr.

Simon

(stürzt auf ihn zu, als Amri auch Benjamin nehmen will)

Berruchter, fort
Die Hand —

Amri

Auch du kommst mit. Ergreift ihn, Männer!

(Sie thun's)

Und jenen!

Johannes, auf den er zeigt, wird gepackt. Nun reißt er selbst auch
Benjamin von ihrer Seite und eilt mit ihm ab)

Lea

(will nach; die noch zurückgebliebenen Männer halten sie zurück)

Meine Kinder!

Amri (im Weilen)

Hol sie dir

Beim König! (Mit seiner Partei und den Gefangenen ab)

Len

Meine Kinder!

(Will nach; indem sie erschöpft zu Boden sinkt und die Jungfrauen sich um sie bemühen)

Meine Kinder!

Vorhang fällt

Ende des dritten Akts



Dierter Akt

Auf dem Wege von Modin nach Jerusalem

Mehrere Felswege kreuzen sich unter Sykomoren und Granaten. Schroffe Felswände zu beiden Seiten. Vorn rechts eine große Sykomore; links ein Granatenbusch. Hinten Jerusalem. Es dämmt

Aaron und **Gefolge** mit dem gefangenen **Johannes**

Aaron

Hier haltet einen Augenblick, bis Amri
Uns mit den Kleinen eingeholt.

Amri und **Gefolge**, in dessen Mitte **Joarim** und **Benjamin**

Amri

Wo ist

Mein Oheim?

Aaron

Herr, voraus.

Amri

Hier laßt uns rasten!

Benjamin (zu **Joarim**)

Dort kommt die Mutter. Wer ist's, der sie führt?

Joarim

Sie wankt' und fiel und rafft' sich wieder auf
Und fiel von neuem —

Johannes
Welch ein Anblick!

Joachim

Da

Erbarmte sich ein ährenlesend Mädchen
Und lief herzu und hob sie auf.

Johannes

O seht!

Zerrissen das Gewand; wie ein Gewölk
Vom Wind gepeitscht das Haar um ihre Schläfe;
Vom östern Stürzen auf den Felsenkanten
Das Antlitz blutig und voll Staub!

Benjamin

Ach, Mutter!

Joachim

Du arme Mutter!

Lea (erst noch in der Szene)

Weile, blutger Amri!

Amri

Still, Brut, wenn sie am Leben bleiben soll.
Bei Simeï! der Schwur ist heilig. Fort!

(Er winkt; Amris und ein Teil von Aarons Gefolge mit den Kindern ab)

So ächzt der Kiebig hinter seiner Brut.
Erst macht es Spaß mir, doch nun Langeweile.
Schnell fort, daß sie zurückbleibt!

(bleibt stehen und packt Aaron)

Daß der Herr

Dich treffe, Knecht! wo hast den Simon du,
Den Ältesten?

Aaron

Du bist nicht wütender
Als ich, und ich nicht schuldiger als du.

Amri

Nicht schuldiger, tilg ich mit diesem Messer
Die Schulden dir!

Aaron

Erst höre, wies geschah.

Dort, wo der steilste Fels auf schmalstem Weg
Uns Mann nach Mann zu gehen zwang, dort sprang er,
Wo die Gazelle nicht zu springen magt —

Amri

Und keiner hielt ihn?

Aaron

Doch. Assaria,

Der Nächste hinter ihm; ihn riß er mit
Und — lebt er? ist er tot? Ich weiß es nicht.

Lea

(tritt auf, von einem Mädchen geführt)

Häuf nicht des Rächers Grimm! Gieb mir die Kinder,
Daß er dich schone!

Amri

Machst auch du den Kopf

Mir warm?

Lea

Wo seid ihr?

Amri

Hörst du? Bleib zurück!

Lea

Johannes! Benjamin! Hört ihr?

Amri

Ich will

Mir Ruhe schaffen. Bindet mir das Weib
Dort an die Sykomore!

Lea

Binden? Mich,

Die schon die Schwäche bindet?

Amri

Schnell! Hierher!

(Sie wird ergriffen; das Mädchen flieht)

Lea

Thus nicht! Thus nicht! Der Herr wird es nicht dulden,
Daß du es thust. — Läßt du die Lust doch mitgehn;
Sieh, die Gedanken könntst du mir nicht binden,
Daß sie nicht folgten deinem Schritt, und sieh,
So still wie ein Gedanke will ich sein.
Nicht einmal bitten will ich mehr!

Amri

(zeigt an die vordere Seite des Stammes der Schemone)

Hierher.

Vorwärts! (zu einem) Nicht weinen sollst du, binden,
Schurke!

Lea

(während sie hingeschleppt und gebunden wird)

Unmenschen, ein ohnmächtig Weib zu binden!
Nein, nicht Unmenschen! denn ihr könnt's ja nicht.
Seht, hier sind meine Hände; wie ein Kind
Laß ich mich binden; denn ihr könnt's ja nicht.
Und hättet ihr's gethan, ihr fluchtet euch
Vor Mitleid selbst und schnittet wieder auf —

Amri

Lernt Hochmut selber betteln?

Lea

Dein Schmähn ich trage. Sieh, wie ruhig

Amri

Schwäche ist geduldig.

Lea

Mann, weine nicht; wenn du um mich weinst, was
Soll ich dann um die Kinder thun? Wenn du
Nur seufzest, müßt ich untergehn in Thränen.

Amri

Uns siedst du nicht in Thränen weich; versuchs
Nun mit dem Strang! Vielleicht reißt er aus Mitleid.

(Amri, Aaron und Gefolge gehn)

Narmi tritt mit dem Mädchen auf, das auf Lea zeigt

Lea

Ich weiß, ihr könnt nicht gehn, nicht so mich lassen —

Narmi

Sie ist! ich danke dir.

(Mädchen geht)

O, welch ein Anblick!

Lea

Weh mir! was ist so still? Sie sind gegangen,
Und ich — was folg ich nicht? Glendes Seil,
Willst du die Mutter von den Kindern trennen?
Sieh, was die Mutterliebe kann; so reiß
Ich dich in Stücken!

(Vergebliche Anstrengung; es wird Nacht)

Weh mir! So allein

Im wilden Fessenthal muß ich verschmachten,
Und meine Kinder sterben fern von mir!

Narmi

Ich knüpf sie los. O Hände, zittert nicht!

Lea

Wer spricht hier? Wem gehört die Helferhand?
Wer knüpft mich los? Auf meinen Händen fühl
Ich Thränen; weiche Locken fallen drauf.
O, das sind Haare, so wie Joarims,
Ein Veilchenatem, so wie Benjamins.
O, wer du bist, wenn du kein Engel bist,
Laß deine Mutter nicht! laß dich nicht stehlen!
Sieh, auf den Knieen, wär ich frei, läg ich
Vor dir: o Kind, gehorch ihr, ist sie doch
Die Brust nur, und du bist das Herz darin.
Doch redet sie von Größe, hör sie nicht!
Ist ihr der Thron zu niedrig, Größe selbst
Nicht groß genug für dich, hör's nicht; jed Wort

Zuckt tausend Schwerter einst auf dich und sie.
 Und rief der Herr dich selbst, o hör es nicht!
 Wir müssen thun nach unserm Wort; er thut,
 Was ihm gefällt; wer rechnet mit dem Herrn?
 Er zieht den Vorhang seiner Wolken zu,
 So wie die Mächtigen der Welt es thun;
 Stürm deine Klage hin, du Leidender;
 Schrei auf um Unrecht, das sie dir gethan;
 Sie lächeln ihrer Macht und hörens nicht!

Naemi

Ein Arm ist frei.

Lea

O Kinder! meine Kinder!
 Ihr solltet Helden, solltet Könige sein; —
 O wärt ihr Bettler, doch ich hätt euch hier,
 Wärt ihr verachtet, doch in meinen Armen,
 Wärt ihr verabscheut, doch an meiner Brust!

(Sie ist losgebunden)

Herr, was straffst du die Kinder? Strafe mich!
 Such meine Schuld, Herr, an mir selber heim!
 Was schläft dein Donner? Herr, ruf deinem Blitz!
 Laß deine Winde rasen, dein Geschöß,
 Den Hagel, wirf nach mir; sieh, selber bahn
 Ich deinen Fluten einen Weg zu mir!

(Sie reißt ihr Obergewand ab)

Fort, Spangen! Fluch, was glänzt und was verlockt!
 Verflucht sei Größe, außen strahlenblendend,
 Innen voll Dornen! Ruhm, verflucht seist du, —
 Ein Treiber ohn Erbarmen! Winde, peitscht

(Sie reißt die Haare los)

Mit meinen eignen Haaren mich! — O still:
 Ein Hamster schleicht zu seinem Nest; er hat
 Die Backen vollgefüllt für seine Kinder.
 Der Vogel auf dem Zweig schriekt aus dem Schlaf;
 Ein Habicht hat die Kinder ihm geraubt,

So träumt er, und er rafft sich auf, der Schwache,
 Vom Starken sie zu retten. Seht mich, Mütter
 In Feld und Wald, am Himmel und auf Erden,
 Hier eine Mutter, unnatürlich, wie
 Sonst keine! Sieben Söhne, wie sie nie
 Ein Mutterauge schöner sah, hat sie,
 Sie selbst verderbt! Helft mir der Tigrin fluchen!
 O, keine Tigrin hätte das gethan! —
 Der am einsamen Bett der Hindin steht,
 Ihr aushilft in der Stunde der Geburt,
 Wenn ihre Seele zagt, Herr, sieh verblutend
 Ein Mutterherz aus sieben Todeswunden,
 Das ganze Weib Ein brechend Mutterherz,
 Und sprich: Es ist genug! (Sie sinkt zusammen)

Naemi (sie haltend)

Herrin, du sinkst,
 Erquick dich an diesem Quell.

Lea (matt)

Wer spricht?

Die Ährenleserin, die heut mich aufhob
 Und führte? Geh und sei gesegnet; ist's
 Auch nur der Segen eines armen Weibes.
 Geh heim; ich bleibe hier; ich will hier sterben.

Naemi

Von ihrem Schmerz erfüllt, kennt sie mich nicht.
 Trink, Herrin!

Lea

Deine Stimme thut mir weh.
 Geh, Mädchen! Mädchen? Nein, du bist kein Mensch!
 Die Mutter trinken, wenn die Kinder schmachten?

Naemi

Um deiner Kinder willen stärke dich,
 Daß du sie rettest!

Lea (wie erschreckt)

Rettest? Was sagst du?

Sie rettest?

Naemi

Ist der König doch ein Mensch;
Er wird die Kinder deinem Flehn nicht weigern.

Lea

Er wird — bist du ein Engel? wird er? ja!
Er wird! Kennstest du meinen Benjamin;
Sähst du ihn lächeln, o du müßtest sagen:
Er kann den Kindern nichts zu leide thun!
Fort! Weh mir! Nun ich retten könnte, bin ich
Gelähmt.

Naemi

Hier trinke, daß dein Geist zurückkehrt
Zu dir. Ich führe dich und, wirfst du matter,
So trag ich dich —

Lea

Gieb! Gieb den Trank. Vergebt
Mir, Kinder, daß ich trinke! (Sie trinkt) Trink ich doch
Nur, euch zu retten. — Sieh, nun bin ich stark.
Doch wohin führt der Weg zum Syrier nun?

Naemi

Schon such ich ihn. Hörst du die fernen Klänge?
Ein Bußpsalm — dorthier kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberdust sich selbst
Voranschickt und den breiten, dunkeln Hügel
Abzeichnet, hinter dems heraufkommt. Dort
Der Hügel muß der Ölberg sein, dort liegt
Jerusalem —

Lea

Die Stimme! Das ist nicht
Die Ährenleserin —

Naemi

Und dort im Thal

Seh ich des Königs Zelte schimmern. Komm
Den Weg hier; schon wirds hell.

(Der Mond geht über Jerusalem auf)

Lea

Du bist Naemi!

Was willst du dort?

Naemi

Die Kinder retten.

Lea

Du?

Fort! sei barmherzig! — Du, die ich gehaßt?
Die ich verfolgt?

Naemi

Du mußttest mich verfolgen,
Damit du endlich meine Treue sähst.

Lea

Dem Glücke folg; ich hab nichts mehr zu geben.
Zu deinem Vater geh, zu seinen Göttern!

Naemi

Ich geh mit dir, wohin dein Fuß dich führt.
Dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterb
Ich auch; da will ich auch begraben sein.
Rehr dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod soll mich von Judahs Mutter scheiden.

Lea sinkt vor ihr auf die Kniee

Naemi

Was thust du, Herrin?

Lea

Laß mich! Du bist besser
Als ich. Vergieb mir und dann segne mich,
Damit ich gehe!

Naemi

Ohne mich?

Lea

Wohin

Ging ich von nun, daß du nicht mit mir gingest
Als meiner Seele beßrer Teil? O sieh,
Schon hab ich meiner armen Kinder Erbe
An dich gegeben, meine letzten Thränen. —
Soll dich, das schöne, junge Weib, das Aug
Der rohen Krieger sehn? Nein, bleibe hier
Und warte mein; bald fehr ich mit den Kindern.

Raemi

Gehorsam deinem Worte bleibt Raemi,
Und es geleiten dich des Herren Engel!

Sie führt sie ab. Von der andern Seite kommen Judah, Ahsel
und einige Krieger

Judah

(zu den Kriegern im Auftreten)

Schnell fort und rußt durchs ganze Israel;
Ich schleiche nach Jerusalem mich durch.
Dort herrscht der Hunger und die Pest; doch hat
Die Herzen nur die Not noch nicht gelähmt,
Und kann ichs halten, bis ihr Hilfe bringt,
Dann, Syrier, sitz fest auf deinem Thron,
Sonst schüttelt Judah dich wie reifes Obst!

(Die Krieger gehn; Raemi kommt zurück)

Raemi

Hier im Granatenbusch will ich mich setzen,
Doch schlafen nicht; sonst sah ich sie nicht fehren.

Judah

(einige Schritte nach hinten)

Wie Sicherheit hier mit bequemem Flügel
Dies Lager brütet. Kein Verhau! Kein Graben!
Ist Judah tot? Ist er ein Thor geworden,
Daß man ihn höhnen darf? Geduld, bis dir
Die ausgefallnen Schwingen wieder wachsen;

Dann zahl die neue Schuld ihm mit der alten.
Nun nach Jerusalem!

Naemi (auffschreckend)

Es nahen Männer!

Die Stimme — ja er ist's!

(Sprachlos zu seinen Füßen)

Judah

Was will dies Weib?

Naemi

Mein Herr!

Judah

(überrascht, er hebt sie auf)

Röslein von Saron! Lilie

Im Garten Salomo!

Naemi (weinend)

Voll Staub und Blut —

Judah

Nichts; nur mein Bett hat abgefärbt.

Naemi

Du schließt

Auf Stein, mein armer Herr? und ohne Polster?

Judah

Wie mancher schlief die Nacht gar ohne Kopf.

Naemi (lachend)

Daß ich dich wieder habe, lieber Herr!

Judah (sie an sich drückend)

Blüh auf, mein Röschen, blüh; hier ist dein Boden.

Naemi

So schlug die Nachtigall, wie du zuerst
Hierher mich pflanztest, und so wob der Mond
Um sie und den Granatbusch all sein Gold.

Judah

Und doch, mein Rösschen, deine Nachtigall
Um einen Mund voll Brot, all deinen Mondschein
Um einen Becher Wein, und wär er sauer!

Naemi

Du Armer hungerst, und ich habe nichts!

Judah

Hör, Uziel, ein Rätsel. Sprich, was ist's?
Der Männer hunderttausend sprengens nicht,
Doch füllt ein einzig flüsternd Weib es aus. —
Doch wie kommst du hierher? Was macht meine Mutter?
Was meine Brüder?

Naemi

Deine Brüder sind —

Beim Syrier.

Judah

Mehr, als ich fürchtete.

Und meine Mutter? wo, als bei den Kindern?
Wie? ja, ich traß?

Naemi

Sie hofft —

Judah

Sie hofft —? Kein Weib

War weiser, keine Mutter thörichter!

(Zu Uziel)

Ich eile nach Jerusalem; hörst du
Uns aus den Thoren brechen, wirf dein Häuflein
Vom Fels in ihre Sicherheit. Vom Syrier
Hoffst du die Kinder, Mutter? Selbst ein Kind
In deinem Wahn. Der Syrier wird sie geben
Nicht deinem Flehn, doch deines Judah Schwert!

(Will gehn, bleibt)

Und wenn — nein — bleib — hinunter, Herz; ich kann
Nicht helfen, Mutter! Mit Jerusalem

Ist Israel verloren. Nein; ich darf
 Das Spiel nicht wagen. Hier verblute, Mensch
 In Judah; wohn von hier in dir allein,
 Errettung Israels, des Judah Seele!
 Ich lasse dich im Schutze Ufiels,
 Mein Weib. Leb wohl! Vielleicht sehn wir uns wieder.

Naemi

Nie, wenn du mit Vielleicht Naemi tötest!
 Herr, wer giebt dir das Recht, allein zu sterben?
 Ich geh mit dir; mein Leben ist in deinem.

Judah

Nicht sterben, leben will ich! Geh! Leb wohl!

Er geht einige Schritte nach hinten, Ufiel und Naemi nach der Seite;
 er bleibt stehn und wendet sich unwillkürlich noch einmal nach Naemi;
 er schämt sich, den wahren Grund seines Umwendens merken zu lassen
 und ruft)

Ufiel!

Ufiel

(indem er und Naemi sich wenden)

Ja, Herr; was willst du?

Judah

Nichts; es kam
 Mir ein Gedanke nur, doch nahm ich ihn
 Zurück.

(Naemi sprachlos in seinen Armen)

Köslein von Saron — (Er bezwingt sich) Geh! Leb wohl!

Er macht sich los und geht rasch nach hinten, Ufiel und Naemi
 nach der Seite ab



Verwandlung

Eine Straße in Jerusalem mit Aussicht nach
dem Tempel; Mondschein, Gewitterwolken
am Himmel

Hungernde und Kranke vor den Thüren, vorn ein Weib mit einem
Kinde und ein Greis

Simon von der einen, Jonathan von der andern Seite, sehn sich,
wenden sich traurig ab, dann fallen sie sich schluchzend in die Arme

Simon

O daß ich nie entrann den Händen Amris!

Jonathan

O Simon!

Simon

Jonathan!

Jonathan

Alles verloren!

Durch Zions Gassen rief ich auf zur Wehr —
Keine Antwort, kaum ein Blick, der matt sich hob,
Als wollt er fragen: Wer stört mich im Sterben?
Und schwach zurückfiel, eh er mich erreicht.

Simon

Rein lebend Menschengaug sah, was das meine
Den kurzen Weg durch Akras Straßen sah.
Hier tot ein junges Weib, das Kind verschmachtend
An ihrer Brust, und über sie hinweg
Nacht wild der Wahnsinn aus dem Aug des Gatten.

Jonathan

Ich sah, wie Sterbende sich niederlegten
Gleichgültig so, als wärs zum Schlaf, und Leichen
Zum Polster nahmen für ihr Haupt, um andern
Denselben Dienst zu leisten.

Simon

Hunger dient

Der Pest, und die dem Tod, schrecklich wetteifernd

In ihres Dienstes Haft; und wo nicht Tod,
Da schaut Verzweiflung aus den stieren Augen.
Sie haben keinen Fluch mehr, keine Thränen.
Der Feind pocht an das Thor; sie hörens nicht.
Kein Ruf weckt die lebendgen Zeichen mehr.

Das Weib

(zu Jonathan, sein Gewand fassend)

O, einen Bissen nur! Sieh, Herr, mein Kind
Verschmachtet. Einen Bissen nur, und wär er
So, daß dein Hund ihn ekelnd liegen ließ!

Jonathan (reißt sich los, schmerzlich)

Unglückliche, wer giebt mir, euch zu geben?
Wollt ich von meinem eignen Fleisch dir geben,
Nicht soviel ließ mir Hunger, dich zu sättgen.

Das Weib

Um deines Bruders Judah willen, Herr!
Meine Mutter, Herr, und meine sieben Brüder,
Sie hofften bis zum letzten Augenblick:
Räm Judah nur, dann wären wir gerettet.
Sie starben alle, und kein Judah kam.

Jonathan

Unglückliche, hier hilft kein Judah mehr!

Greis (ohne sich zu bewegen)

Kommt Judah?

Weib

Hörst du, Herr? Er hörte uns
Den Judah nennen. Nein, mein armer Vater!

Simon

Was ist das? Hörst du? Fernes Schrein —

Jonathan

Das ist

Der Syrier, der unsre Schwäche nukt.
Auf, Volk Jerusalems! der Syrier stürmt!
Auf! zu den Mauern, Krieger!

Simon

Ruf die Steine:

Sie hören dich; doch diese Leichen nicht.

Jonathan

Schon naht der Lärm; er ist schon in den Mauern.
Herr, was beginnen?

Simon

Frag die Weisen hier;

Berebt ist ihre stumme Antwort: Sterben!

Jonathan

Doch das ist weder Kriegsgeschrei noch Wehruf!

Simon

'S ist Jubel —

Jonathan

Näher kommts. Sie rufen —

Volk

(erst noch in der Szene ganz fern)

Judah!

Jonathan

Deutlich hör ich den Ruf! Er ist's!

Volk

Er ist's!

Die Herumliegenden (halb aufgerichtet)

Der Judah?

Weib (zum Greise)

Hörst du, Vater? Judah kommt!

Greis

Der Judah — (Er stirbt)

Weib

Herr, er stirbt! Weh mir, er stirbt
Und hat den Judah nicht gesehn!

Volk (näher jubelnd)

Er ist's!

(Die Herumliegenden sitzen voll Spannung; manche raffen sich auf)

Simon

Aufrafft sich, was halbtot schon lag; nur einer
Ist auf der Welt, der das vermag.

Volk (näher)

Der Judah!

Der Vater!

Weib

Ja, er ist's!

Die Übrigen (sich aufraffend)

Er ist's!

Weib

(zu ihrem Kinde, das sie hoch hebt)

Schau, Joel,

Mein Knäblein, Judah, unser aller Vater!

Jonathan

Sieh, wie sie seine Knie umfassen. Raum
Kann er den Fuß erheben. Lachend, schluchzend,
Wie Kinder zu dem lang vermißten Vater,
Dürsten sie auf zu seinem Heldenantlitz
Und trinken Mut aus ihm.

Simon

Sieh, wie dies Weib

Mit ausgezehrtem Arm ihr Kind erhebt,
Daß es ihn seh!

Jonathan

Todfranke Greise schleppen

Sich mit der letzten Kraft in seinen Weg,
Nur um des Helden Kleider zu berühren.
O Schauspiel sondergleichen! Wunderanblick!
So wie ein Adler seine Kinder trägt,
So trägt er Israel auf seinen Schwingen.

Wie hinter Scherzen er sein Mitleid birgt,
Der Mann, der seine Tugenden verhüllt,
Daß unsre Armut nicht an sich verzweifle!

Simon

Willkommen, großes Herz von Israel!
Laß uns entgegen, wenn es möglich ist,
Dies Volksmeer zu durchschwimmen! (Beide ab)

Volk

(Hereindringend, durcheinander. Die Frauen ihre Schleier schwingend)

Hosianna!

Hosianna in der Höh! Judah, der Vater!

Judah tritt auf mit Simon und Jonathan. Das Volk kämpft
darum, an seinem Weg knieend, seine Kleider zu berühren

Judah

Mein Volk —

Volk (wie vorhin)

Still, Judah spricht! Tod, wer ihn stört!

Judah

(ist aufgeregt und bezwingt gewaltsam seine Rührung)

Ihr hungert, Kinder? Desto besser wirds
Euch schmecken, wenn der Syrier heimgejagt
An trocknen Rinden kauen muß. Und bald
Sag ich ihn heim. Nur noch zehn Tage haltet
Jerusalem, dann zieht ein Heer von Brüdern
Heran, euch zu befreien.

Jonathan

Zehn Tage, Herr

Und Bruder? —

Simon

Raum drei Tage reicht der Vorrat,
Das Leben ärmlich uns zu fristen, nur
Daß wir nicht sterben.

Judah

Steht es so? — Dann hat
Der Herr uns auf uns selbst gestellt, zu zeigen,

Was er vermag. — So bringt, was ihr noch habt,
 Zu einer Mahlzeit in des Tempels Vorhof;
 Daß Kraft den schwachen Gliedern wiederkehre;
 Dann in des Wetters Schutz, und wenn der Mond
 Vom Himmel wich, mit leisem Tritte schleichen
 Wir in des Syriers Lager uns, die Priester
 Mit den Posaunen auf die Berge rings
 Umher; und wenn die letzten unsrer Krieger
 Im Lager, dann weckt ihr Posaunenruf
 Den unsern und ringsum den Ruf der Hohn
 Und die Verwirrung in dem Syrierlager,
 Die, sich bedrängt von allen Seiten meinent,
 Dem Tod im Innern selbst entgegen fliehn.

(Es wetterleuchtet)

Was zagen? Lebt der alte Gott nicht mehr?
 Zieht er nicht selber seinem Volk zu Hilfe?
 Dort in der Wetterwolf steht er gelagert
 Mit allem Himmelsheer. Seht ihr das Glühn
 Der Helm? der Schwerter Glanz? der Speere Blihen?
 In seinen Händen hält er seine Donner;
 Die Sterne streiten mit aus ihrer Bahn,
 Wie da Deborah einst und Barak siegten.
 Nun laßt umarmt uns sitzen bei dem Mahl,
 Von dem Geseß des Herren uns erzählend,
 Wie oft dem Volke half sein Helfergott!
 Wer einen Feind hat unter seinen Brüdern,
 Der such ihn auf, mit ihm sich zu versöhnen,
 Umschling ihn mit dem Arm, der ihn umschlingt,
 Und küß den Friedensfuß auf seine Stirne,
 Daß wir ein heilig Heer sind vor dem Herrn.

(Zu dem Weibe, indem er das Kind ihr von den Armen nimmt)

Läßt du dein Kind? — und soll der Herr uns lassen?
 Sein Kind? Sein Knäblein Jeschurun?

(Er nimmts auf den Arm und schwingts in die Höhe)

So wird

Er^s heben mit den Armen seiner Macht;
So wird er lächeln, wie dies Kindlein lächelt.

(Er giebt das Kind wieder)

Auf, Brüder, nun zum Mahl und dann zum Sieg!

(Er geht ab, Simon und Jonathan umschlingend)

Volk

(indem es ihm begeistert umarmt folgt, durcheinander)

Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!

(Alle nach hinten)

Vorhang fällt

Ende des vierten Akts



Fünfter Akt

Im Belke Antiochus; ein Thronseffel mit Baldachin; das Zelt aus prächtigen Stoffen durch von der Decke herabhängende Lampen erleuchtet. Wenn die Hinterwand sich öffnet, Aussicht über das übrige Lager auf das hoch liegende Jerusalem, erst vom Monde beschienen, der dann von Gewitterwolken verdeckt wird und später untergeht

Antiochus, Eleazar, Nikanor (eben eintretend). Ein Hauptmann als Ordonnanz am Eingang

Nikanor

(beugt die Knie vor dem sitzenden Antiochus)

Herr, alles ist gethan, was du gebotst.
Des Marterofens Flamme leuchtet weit,
Ein glühnder Warnungsfinger, um den Unsinn
Zu schrecken aus des Wahnes altem Troß.

Antiochus

Und noch kein Bote von Jerusalem?
Ein Schritt naht eilend. Ist's der Bote endlich?
Jerusalem ergiebt sich?

Nikanor

(der durch den Eingang gesehen)

Hoher Herr,

'S ist Gorgias.

Antiochus

Den erst ich heimgesandt?
Was wendet den Vermessenen zurück?

Gorgias

(eilend herein, beugt das Knie)

Herr, zürn der Botschaft, doch dem Boten nicht.

Antiochus

Was ist?

Gorgias

Du glaubtest auf dem Wege mich.

Schon war ich, als auf schaumbedecktem Rosse
Mir Eysias entgegen kam.

Antiochus

Den ich

Auf meinen Stuhl hieß sitzen, bis ich kehrte?
Was treibt ihn treulos weg von seiner Pflicht?

Gorgias

Er war ihr treu; drum muß er sie verlassen.

Antiochus

Ha, Aufruhr?

Gorgias

Gil und Sorge warf ihn nieder.

Sein Wort an dich heißt: Unzufriedenheit
Mit diesem Judenkrieg, durchs Siegerbeispiel
Der Juden kühn gemacht, trägt frech den Aufruhr
Durch deine Lande. Kehrt, Herr, um zu steuern!

Antiochus

Was mehr?

Gorgias

In deinen Heeren Meuterei.

Drum rechne nur auf das, so mit dir ist
Auf dies auch rechne, Herr, nicht zu gewiß!
Führ sie zurück, dann bürg ich ihre Treue;
Doch gegen Juden —

Eleazar

Die sie erst besiegt?

Gorgias

Ich habe manches Sieges stählenden
Einfluß gesehn auf Siegerheere wirken
Und weiß, daß Sieg den Sieg gebiert. Allein
Der bei Ammaus über Waffenlose,
Die selbst dem Schwert die unbewehrte Brust
Entgegenboten, Herr, das war kein Sieg,
Wie er Besiegte schwächt und Sieger stärkt.
Die Krieger überfiel ein Graun im Schlachten,
Sie fühlten sich nicht Krieger mehr, nur Mörder.
Die Wut des Feindes weckt die eigne Wut
Und scheucht den Sinn der Menschlichkeit von dannen;
Doch kalt zu morden, das ist grauenhaft.
So kam's, daß die Empfindungslosigkeit,
Mit der die Sterbenden den Tod begrüßten,
Indem sie lächelten und lächelnd starben,
Das Lächeln von der Sieger Wange pflückte
Und bleiche Reu drauf säte und Besorgniß,
Wie sonst man im Gesicht Besiegter liest.
„Mit solchem Feind zu kämpfen, den solch furchtbar
Gewaltger Gott erfüllt, daß er, was menschlich
Im Menschen ist, den Sinn für Schmerz verzehrt?
Sie lachen unsrer Streiche, und wir werden
Die ihren doppelt fühlen, wenn ihr Gott,
Der sie beseelt, es will!“ Das und noch Schlimmres
Sagt' ihre Blässe und ihr trüber Blick.

Eleazar

Wenn das erfahrene Auge dasmal nicht
Im fremden las, was in ihm selbst nur stand.

Antiochus

Vollende, denn die Wolk auf deiner Stirn
Virgt mehr noch.

Gorgias

Philipp, dem dein Vater sterbend
Auftrag, daß er zum König dich ernenne,
Braucht diesen Vorwand treulos, der Regierung
Des Reichs sich anzumaßen. Kehrst du nicht,
So geht er weiter. Thu es, Herr!

Eleazar

Oh daß
Der Juden Unterwerfung du vollendet?

Gorgias

Noch mehr; der Sohn von deines Vaters Bruder,
Demetrius, erhebt den alten Anspruch
Auf deinen Thron. Gelandet ist er schon
An deinem Strand und naht der Hauptstadt eilend,
Und alles fällt ihm zu, wohin er kommt,
Denn er verspricht den Frieden mit dem Judah,
Der großen Scheuche von ganz Syrien.
Kehr eilend —

Eleazar

Den Triumph des Feinds im Rücken,
Der den Rebellen laut zurufen wird:
Harret aus wie wir, wie wir, dann müßt ihr siegen?

Nikanor

Herr, zieht dein Zögern diesen Aufruhr groß,
Rankt sich an seinem Siegerstab die Hoffnung
Der Juden neu empor, und zwischen Feinden
Wirfst du erdrückt.

Eleazar

Schickst du den Ruf vom Siege
Voran, besiegst den Arm du durch das Ohr.
Ein Tag beendet alles!

Antiochus

(der Gorgias mit dem abgegangenen und wieder eingetretenen
Hauptmann reden sieht)

Ist's der Bote?

Gorgias

Die Wache bringt ein Weib. Für Judahs Mutter
Giebt sie sich aus, die dich zu sprechen fleht.

Eleazar (für sich, erschreckend)

Meine Mutter? Jetzt? Weh mir! Was bringt sie her?

Antiochus

Des Judah Mutter? Geh und heiß sie kommen!

(Der Hauptmann ab)

Und muß ichs töten, ums zu unterwerfen,
Will ich auf dieses Volkes Leichnam stehn.

Lea wird vom Hauptmann hereingeführt, sie kniet am Eingang des
Zeltes nieder. Nisanor führt sie auf den König zu; sie wirft sich
schweigend vor dem König nieder; während des:

Eleazar

Sie ist's! O welch ein Anblick, Tiger zähmend!
O Mutter! Mutter! Raum noch halt ich mich,
Dein heilig Knie in Staub gebeugt zu sehn!
Sturm Gottes, wie du dieses Prachtgefäß
Zerschlugst, von Menschenhoheit überfüllt,
Du konntest seinen Inhalt nicht verschütten;
Noch predigt jede Scherbe Majestät. —
Klag ich das Schicksal an um meine That?
Still, Eleazar! Dort liegt Graun und Schwindel.
Was ich gethan, hätt ich umsonst gethan.
Verbirg dein Mitleid, schlings zurück in dich;
Ihr helf es nicht, und dich würd es verderben!

Antiochus

(nachdem Lea eine Weile vor ihm gelegen)

Wer bist du?

Lea

Herr, ein Weib, verarmt an allem
Und selbst an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die deine Majestät zu flehen kommt:
Herr, bist du Gottes Bild an Macht und Größe,
Seis auch an Gnade, gieb mir meine Kinder!

Antiochus

Sind sie in meiner Hand?

Gorgias

(der mit dem Hauptmann gesprochen)

Drei Brüder, Herr,

Des Judah, von dem Hause Simeï
Als Zeichen seiner Treue dir gebracht.
Sie harren deines Spruchs.

Gleazar (für sich)

Auch meine Brüder?

Aus allen Adern strömt mein Leben fort.

Lea

Um deinen Gleazar! gieb sie mir.

(Sieht um und bleibt auf Gleazar haften, der sich abwendet)

Gleazar (für sich)

Nacht, sei mitleidig! birg mich ihren Augen!

Lea

O meiner Seele Kind, noch ungeboren
Begnadigt schon mit göttlicher Verheißung,
Mußt du nun so der Mutter Auge fliehn?
Und weh mir! durch der Mutter eigne Schuld?
Herr, sieh ihn an; wie angenagt vom Wurm
Die süße Blüte welkt; gieb mir auch ihn;
Wenn du ihn liebst — und, Herr, ich weiß, du liebst
ihn —

Willst du nicht seinen Tod und giebst ihn mir!
 Neig deinen Szepter Herr, und sieh, wie schön
 Sich Majestät in Dankesthränen spiegelt.

Elezar (für sich)

Halt, Eleazar, dich! Du darfst nicht reden.

Antiochus

Du flehst um deiner Kinder Leben?

Lea

Um

Ihr nacktes Leben.

Antiochus

Tod und Leben liegt

In ihrer eignen Wahl.

Lea (erschreckend)

Wie meinst du das?

Antiochus

Befehung heißt ihr Leben, Weigerung Tod.

Lea

Das wolltest du? Herr! Herr! was sprichst du da?

Antiochus

So will es das Gesetz Antiochus.

Lea

Nein, Herr! Sprich: Das Gesetz, das ich gemacht,
 Kann ich vernichten.

Antiochus

Bald, das schwör ich dir,

Soll es euch heilger sein als das von Moses.

(Zu Nisanor)

Führ sie zum Marterofen; thu mit ihnen,
 Wie das Gesetz gebet!

Mikanor

So thu ich, Herr. (Will gehn)

Lea (hält ihn)

Nein, bleibe noch!

(Wirft sich wieder nieder vor Antiochus)

Herr, höre mich; laß mich

Nur erst der Schreckensworte Sinn verstehn!

Ihr ungeahnter Klang hat mich erschreckt.

Sieh, meine Sinne schwindeln von dem Schlag.

Abfallen oder sterben? —

(zu Mikanor) Bleib noch! — Sterben?

Du kalter Laut, du lügst Gleichgiltigkeit.

Wer hört die Angst der Kreatur dir an,

Alles zu lassen, was das Auge sieht,

Das Auge selbst? Und selber was wir hassen,

Wird lieb uns, wenns es lassen gilt. Wie klein

Der Sprung, und doch liegt eine Welt von Sträuben,

Anklammern angstvoll zwischen seinen Ufern.

(Sie hält Mikanor wieder auf, der gehn will)

O alles! alles! Nur nicht Tod! nicht Tod!

Und doch — Herr, bleib noch! Kann ich sie erst sehn?

Wie sind sie? Lassen sie von ihrem Gott?

Mikanor

Sie sind voll Troß.

Antiochus

Voll Troß? Ich will ihn brechen.

(Er winkt, Mikanor will gehn)

Lea (hält ihn wieder)

Sie sind voll Troß? O freilich! Strenge wirkt

Nur Troß. Mit Drohn verlangens fremde Männer,

Da bäumt sich in dem Kinde schon der Mann;

Doch wenn die Mutter fleht, da wird der Mann

Zum Kind und läßt sich lenken. Herr, vergönne

Die Frage mir: Darf ich die Kinder sprechen?

Antiochus

Wenn du zu ihrem Heile reden willst —

Lea

Wie sonst? Wie anders soll die Mutter reden?
Darf ich allein sie sprechen?

Antiochus

Laß dir gnügen —

Lea

Wie du willst, Herr; ich meinte nur, sprech ich
Vor deinem Angesicht, sie würden glauben,
Ich rede deine Rede. Sei's darum!

(Antiochus winkt; der Hauptmann bringt Johannes, Joarim
und Benjamin)

Eleazar (für sich)

Antiocha, schük du mich, süßes Bild!

Benjamin

(Lea erblickend und auf sie zulaufend)

Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!

Joarim

O Mutter! Mutter!

Johannes (umfaßt ihre Kniee)

Herrin!

Lea (alle umarmend)

Kinder! Kinder!

Antiochus

Zur Sache!

Lea

Ja, mein Herr; so thu ich schon.
Dorthin seht. Jener Mann dort ist der König;

Er will euch leben lassen, wenn ihr euch
Von euerm Gott zu seinen Göttern wendet —

Benjamin

Wir haben ihm ja nichts zu leid gethan;
Weshalb sollt er uns töten?

Lea

Doch er wird's.

Joarim

So laß ihn, Mutter. Er ist nur ein Mensch,
Wie du und ich und meine Brüder sind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.

Lea

Mein Helidentkind! — Vergieb mir, Herr; es ist
Ja so natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet sind.
Von ihrer Mutter haben sie den Troß.
Kommt her, du böser Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, schwört mir, zu thun,
Was ich euch sagen werde!

Joarim

Doch nichts wider

Den Herrn!

Lea

Ich schwör euch zu für euern Schwur,
Zu euerm Heil nur fordr' ich diesen Schwur.

Benjamin, Joarim, Johannes

(die Hände auf Leas Haupt)

Wir schwören, Mutter!

Johannes

Und nun sprich!

Glenzar

(bewältigt sich, daß er ihnen nicht laut zuruft)

Schwört nicht!

Antiochus

Zeigt ihr den Marterofen, eh sie spricht!

(Die hintere Zeltwand fällt; Aussicht auf das Lager, über dem hinten Jerusalem mit dem Tempel, vom Monde erleuchtet; der Himmel übrigens bewölkt; von der Seite fällt ein Feuerschein auf die Bühne; Wetterleuchten)

Lea

(vor dem Feuerschein entsetzt zurückwankend)

Gott Israels! (knieend) Herr, sei ein Mensch! Du hattest
Eine Mutter, und du weintest, wie sie starb, —
Gewiß! Du weintest! Herr, du selbst hast Kinder
Und liebst sie, Herr! Gewiß! Du liebst sie, Herr!
Gehorch ich dir, gehorch ich nicht — ich muß,
Ich selbst, die Mutter ihre Kinder töten.
O, denke deiner Mutter, deiner Kinder
Und sprich: Es ist genug; lebt euerm Gott!

Antiochus

Nun komm zum Ende!

Lea

Ja, zum Ende komm ich,
Zu meinem Ende! — Nur so lange, Herr,
Laß mir den Atem, bis ich sie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!
Nun hört, was ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott!
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben; ich allein bin schuldig!

Antiochus

Nur du sollst leben! Meinen Schwur an deinen!
So fremd sei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Marter,
Den Ältesten zuerst, zuletzt den Jüngsten!

(Von hier an ferner, allmählich näher kommender Donner)

Lea

Du bist ein Hentel, kennst das Mutterherz;
Ein feiger Hentel, der sich schmähen läßt!
Wärst du ein Mann, ich lebte schon nicht mehr,
Um dich zu schmähen!

Antiochus winkt Nikanor; dieser will die Kinder abführen

Lea

(hält Nikanor auf, ununterbrochen sprechend)

Was ras ich, Herr? Hör nicht!
Was Wahnsinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde: sei ein Mensch!
Nur diesmal sei ein Mensch!

Antiochus

Was flehst du mich?

Ihr Tod und Leben steht in deiner Hand.
Du hörst, ich schwur. (Wendet sich zu gehen)

Lea (Kleine Pause des Kampfes)

So schwurst du dein Gericht —

Denn diese wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn du ein Schatten bist im Totenreich.
Thor, der du meinst, die Kinder zu verderben,
Und bist das Werkzeug nur, sie zu erhöhen!
Denn über ihrer Marter wird der Herr
Von seinem Volke wenden seinen Zorn.
So lang ein Odem weht, wird er sie preisen,
Doch du wirst ewiglich verworfen sein!

Eleazar (für sich)

Sie reißt mich fort so wie auf Adlerschwingen.

(Da **Antiochus** wieder winkt, stürzt er vor ihm auf die Kniee;
Nikanor bleibt noch erwartend)

Herr, laß sie leben! Herr, laß sie! um mich,

Herr, laß sie leben, ihrem Gotte leben.

Herr, sieh: ich bin ihr Bruder; sieh, ihr Volk

Ist mein Volk, sieh, ihr Gott mein Gott; ich muß

Ihr Schicksal teilen, welches auch es sei.

Antiochus

Wirfst du zu früh die Larve hin, Verräter?

Eleazar (auffchreiend)

Verräter? ich, der alles dir geopfert,

Volk, Vater, Mutter, Brüder, Gott und mich?

Antiochus

Dem sollt ich trauen, der sein Volk verriet?

Eleazar (auflachend)

Das Herz gerissen aus der Brust und dir

Geopfert und nun weggeworfen wie

Ein totes Werkzeug, das man nicht mehr braucht!

Du bist gerecht, furchtbarer Gott, du straffst

Verräter durch Verräter. Zittre drum,

Tyrann, auch dein Verrat wird sich bestrafen.

Vor deinem Diener zittre, der dir treu ist,

Und zwing durch Mißtraun selbst ihn zum Verrat.

Antiochus

Aus meinen Augen!

Eleazar

Straffst du so, Tyrann?

Aus deinem Aug? Das heißt: aus Nacht und Tod

Ins Leben, in das Licht und in die Freiheit!

(Wirft sich den Seinen in die Arme)

Ich hab euch wieder!

Lea

Zweimal mir Geborner,
Doppelt mein Kind!

Eleazar

Ich hab euch wieder, Mutter,
Euch, Brüder! Aus des dunkeln Thales Irrweg
Gerettet, steh ich an des Vaters Thür.
Sieh, wie sich dir des Herrn Gesicht erfüllt;
Wir alle tragen Kronen jetzt, sind Fürsten
Des Duldens, du der Schmerzen Königin. —
Daß der Tyrann nicht meine, seine Ohnmacht
Füll uns mit Wangen! — Judah grüß mir noch.
Sag ihm: Ein Königreich warf Eleazar
Von sich — und sag ihm, daß ich ihn geliebt
Wie — Nun leb wohl! Sieh her, Tyrann, der du
Dich Sieger meinst, sieh her: wir sind die Sieger!
Wir höhnen deiner Dual und deiner Götter,
Denn mit uns ist der ewig einzige Gott.

(Er umschlingt Johannes und Ivarim und eilt mit ihnen ab,
indem er anstimmt und die beiden einstimmen)

Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schickt seinen Sieg vor ihnen her.
Halleluja!

(Akanor und Gorgias folgen. Die folgenden Reden begleitet
der Psalm, bald schwächer, bald stärker, melodramatisch; Donner
immer stärker und in kürzern Zwischenräumen. Der Sturm reißt
am Zelte und verlöscht eine Ampel nach der andern; das Mondlicht
immer düsterer unter den Gewitterwolken)

Lea (unwillkürlich nach)

So laßt die Mutter ihr? ohn Eine Thräne,
Ohn Einen Kuß, eh noch das Mutterherz —
Weh mir! Was thu ich? Falsche Thräne, fort!
Wollt ihr dem Henter feile Helfer sein?
Wenn jetzt du weinst, hast du sie nie geliebt.

Zu stählen gilt es jetzt, nicht zu erweichen! —
 Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
 Geht hin, zu sterben so, wie Lämmer sterben.
 Hörst du, mein Kind? (nach dem Himmel zeigend)

Benjamin

Jehovahs Stimme donnert,
 In Wolken donnert hoch der große Gott.

Lea

Er ist euch nah; der Herr sieht, wie ihr leidet,
 In seines Atems Sturm ist er euch nah.
 In seinem Donner redet er zu euch,
 Daß über euerm Haupt er wenden will
 Den Zorn von seinem Volk. Er will euch rächen
 Und euch erwecken wieder von dem Tod.
 Vergebens birgst du unter deinem Lächeln
 Der Seele Angst, die deine Blässe plaudert!
 Wo willst du hinfliehn? wo, Tyrann, wenn er
 Herniederfährt im Sturm, um dich zu richten?

(Der Sturm verlöscht zwei Ampeln)

So wie er deine Lampe jetzt verlöscht,
 So wird er dich verlöschen! — Benjamin,
 Hörst du Schaddais Ruf?

Benjamin

Hast keinen Helfer,
 Tyrann, du mehr für Benjamin?

Antiochus

Welch Weib!

Und welch ein Kind! — Im Schein der letzten Ampel
 Steht er so wie mein Perseus vor mir da.
 Soll's heißen: Seine Heere schlug Ein Mann,
 Ihn selbst ein sterbend Weib mit ihrem Knaben?
 Schenk seinen Schwur ihm, Weib; gehorch und rett ihn.

(Eine einzige Lampe flackert noch; der Mond ist unter)

Lea
 Rette dich selbst!

Antiochus
 Und er soll groß —

Lea
 Er ist
 Größer als du.

Antiochus
 Gieb ihn dem Leben.

Lea
 Leben
 Wird er, wenn dich des Todes Nacht umfängt.

Antiochus
 Auf deiner Seele last er denn. Sprich selber
 Sein Urtheil ihm.

Lea
 Er sterbe. Nehmt ihn hin!
 (Sie hält ihn, bei ihm knieend, unwillkürlich fest)
 Geh! — Seid barmherzig! nehmt ihn mir!
 (matt, indem sie ihn mit Gewalt fortstößt)

Geh! Geh!

Benjamin geht, die Hände erhoben, in den Gesang einstimmend
 ab. Lea kniet; sie stemmt mit Anstrengung sich auf eine Hand, um
 nicht zu sinken; ohne zu hören, was gesprochen wird, sieht sie Benjamin
 starr und atemlos nach

Gorgias kommt eilend zurück

Antiochus
 Gehorchen sie?

Gorgias
 Für solche Menschen, Herr,
 Giebts keine Marter. Sieh und hör sie selbst.
 Ein solch Verachten aller Qual sah ich
 An keinem Wesen noch.

Mikanor eilend herein

Mikanor
 Herr, laß es enden!
 Die Krieger stehn entsezt. Von Brust zu Brust,

Von Zelt zu Zelt schleicht die Entmutigung.
 Die Meuterei hebt schon ihr Schlangenhaupt,
 Die Schar, die die Gefangnen soll bewachen,
 Befreit sie selber. Aus der Brüder Qual
 Weissagen sie das Ende Syriens.
 Die Simeiten, die sie dir gebracht,
 Zerrissen sie im Zorn; ich konnts nicht hindern.
 „Fort,“ hört ich einen rufen, „eh das Weib,
 Das riesige, den Himmel niederbetet,
 Uns zu erdrücken!“ Andre schwuren drauf,
 Judahs Posaunen klängen durch die Donner.
 Herr, laß dein Schauspiel enden.

Antiochus (nach kleiner Pause)

Macht ein Ende.

(Der Hauptmann ab)

Zum Ausbruch bläst! Zurück nach Syrien!

(Noch ein aufjubelndes Hallelujah, dann schweigt der Psalm plötzlich)

Lea (zusammenbrechend)

Gelobt sei Gott, der Herr! es ist vollbracht.
 Nun — end — dein Werk an mir — sonst trügt, dir
 untreu,
 Dein — Scherge Tod — dich um — die Marterlust.

(Die letzte Ampel verlöscht)

(Von allen Seiten Posaunen in den Donner)

Antiochus

Posaunen? Sinds die unfern?

(Erstes Frührot; das Gewitter verzieht sich)

Judahs Gefolge erst noch in der Szene

Judahs Gefolge

Schwert des Herrn

Und Judah!

Geschrei im Lager

Ein Überfall! Ein Überfall!

Von der einen Seite kommt Judah mit Gefolge; von der andern
 Syrier, alle mit bloßen Schwertern

Judah

Birg, Syrierkönig, dich im Kern der Erde,
Der Judah gräbt sich nach! — Du bist; sonst lügt
Dein stolzes Angesicht. Steh meinem Schwert!

Nikanor

Den König schützt!

(Die Syrier scharen sich um Antiochus; sie stehn bis in die Coulissen
hinein, sodaß man an ihre Menge gegen Judahs Häuflein glauben kann)

Antiochus

Halt ein! Bist Judah du,
Scheuch an die Seit zurück der Deinen Schwerter
Und hör mich reden. Nicht aus Furcht — sieh her,
Unüberschbar folgen meine Treuen.
Ihr seid vom Hunger abgezehrt, die Meinen
Sind stark; was irgend Sieg verspricht, das steht
Auf meiner Seite.

Judah

Wer den Sieg verspricht,
Ist unser Gott, der Herr, der uns beseelt.
Bist deines Schwerts du so gewiß, was ziehst du
Die Zunge? Zieh dein Schwert!

Antiochus

Wollt ichs bekränzt
Vom Siege sehn, so zög ichs; doch den Frieden
Zu reichen genügt die unbewehrte Hand.
Ich will euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und sterbet euerm Gott; bei meinen Göttern
Und euerm Gott schwör ichs.

Judah

Gieb mir die Mutter,
Die Brüder, die Gefangnen meines Volkes,
Und zieh in Frieden.

Antiochus

Deine Brüder kann
Kein Gott dir wiedergeben.

Judah (wütend, will auf ihn ein)

Kindermörder!

(Die Seinen folgen, die Syrier setzen sich zur Wehr; da erhebt sich
Tea zwischen beiden mit dem Aufwand der letzten Kraft)

Tea

Zurück, Sohn Mattathias! laß ihn ziehen!
Im Namen des, der war und ist und sein wird!
Er spricht durch mich: Zieh, Syrier, hin in Frieden!

(Die Syrier ziehen ab; **Tea** hält **Judah** zurück)

Und du — setz nicht der Brüder Sieg aufs Spiel,
Den sterbend sie ersiegten. — Hier hat Gott
Geweilt; — bet an!

(Sie sinkt; **Judah** hält sie)

Judah

Wie wird dir?

Tea (immer schwächer)

Meine Leiche

Und deiner Brüder bring zu Mattathias
In unser Erbbegräbnis nach Modin.
Dann nach Jerusalem und reinige
Sein Haus vom Heidengreul und weih's ihm neu.
Noch nach Jahrtausenden wird unser Volk
Das Fest von Judah's Tempelweihe feiern.
Wie Mosen das gelobte Land, so zeigt
Du meinem letzten Blick die Herrlichkeit,
Die neue deines Volks, und so — wie Moseh —
Sterb ich — dich — preisend —

(Sie stirbt; **Judah** läßt sie nieder und kniet bei ihr)

Jonathan, Simon, jüdische Krieger, Priester und Volk

(Sonnenaufgang; der Himmel ist rein; ein ferner Donner verhallt leise
bis zum Ende des Stückes)

Krieger, Priester, Volk

Fort ist der Tyrann!

Judah sei König! Judah sei, der Retter!

Judah (halb für sich)

Er braucht den Starken nicht; er haucht die Schwäche
Mit seinem Odem an, und sie wird Sieger;
Es überhebe keiner sich vor Gott. —
Nehmt auf den toten Leib!

(Es geschieht; er steht auf)

Sein Priester will

Ich sein, doch König ist allein der Herr!

(Er erhebt den Speer; indem man sich zum Abzug ordnet, einige
Posaunenafforde; der Vorhang fällt schnell)

Ende des Stückes



Szenen aus der Dichtung: Die Makkabäerin

Erster Aufzug

Der Vorhang geht auf unter idyllischer Musik. Die Szene zeigt eine Palmenlandschaft vor den Thoren zu Robin. Mehrere Häuser zur Vorstadt gehörig, darunter das Judas malerisch in Terebinthengesträuch; ein Felsenvorsprung rechts, darunter unter Olbäumen Tisch und Bank aus Felsblöcken. Man sieht in der Ferne Kamele und Herden ziehn. — (Judas hier immer in Ludwigs Handschrift, nicht Judah, wie in den zwei spätern Umdichtungen)

Erster Auftritt

Nahor von der Seite mit Wanderstab, gegürtet, **Nathan** von hinten; dann aus dem Hause **Judas**

Nahor (bleibt stehn, sieht sich um)

Ein reiches Buch voll Lust. Und Segen steht
Auf jedem Blatt geschrieben. Muntre Herden
Zerstreun sich bald, bald sammeln sie sich wieder,
Wie sie das Gras bald lockt und bald die Quelle,
Die eilend hier des Felsen Arm entschlüpft.

(Er sieht Nathan)

Gott sei mit dir, mein Freund. Du sagst mir wohl,
In welchem dieser Häuser Judas wohnt,
Des Mattathias Sohn? —

Nathan

Du meinst den Priester

Des Herrn?

Nahor

Ihn mein ich.

Nathan

Hebe deine Augen
Denn auf. Hier ist sein Haus. Und diese Herzen
Sind sein. Der Mann, mit dem du redest, ist
Von seinen Knechten einer. Und er selbst,
Wenn du dein Angesicht ein wenig wendest
Nach deiner rechten Hand, so siehst du ihn.

Judas

(von hinten; da er Nahor sieht, kommt er schneller)

Wie segnet mich der Herr. Ist's nicht der Sohn
Manasse, Nahor, den mein Aug mir zeigt?
Des Herrn Diener zu Jerusalem?

Nahor (sie umarmen sich)

Er sei mit dir. Sein Knecht ist's, den du siehst.

Judas

Sei mir willkommen, sein Gesegneter!
Du, Nathan, eil ins Haus, bring meinen Frauen
Die Freudenbotschaft. Dieser Mann ist Nahor,
Manasses Sohn, mein Bruder und mein Freund,
Von dem ich beiden oft gesagt. Damit
Sie ihn willkommen heißen, grüßend ihn
Einführen unter meines Daches Schatten.

(Nathan ins Haus)

Was bringst du mir, mein Herr und Freund und
Bruder?
Kann ich dir dienen? Sprich.

Nahor

Ein Herz bring ich
Voll schweren Grams, das ich in deinen Busen,
Wenn du vergönnt, ausgießen will.

Judas

Du findest
Ihn offen, findest ein Auge, Freund, mit dir
Zu weinen, eine Hand, um drauf zu lehnen.

Nahor

Die Augen werden immer seltener.
 Nach Modin muß ich wandern, sie zu finden.
 Ach, in Jerusalem vergift das Volk
 Des Herrn den Herren und sich selbst. Was soll
 Aus Juda werden? Seine Sünde zwang
 Den Herrn, es in der Feinde Hand zu geben,
 Dreihundert Jahre wars des Fremden Knecht,
 Des Babyloniers erst, danach des Persers,
 Des Macedoniers, dann des Syriers.
 Viermal gab es der Herr in Feindes Hand,
 Weil keine Langmut es zum Rechten führte,
 Aus Liebe zürnend, und noch wendet sich
 Das undankbare nicht zu seinem Gott
 Zurück. In der Verbannung Not hielt es
 An seinen heiligen Sitten doch noch fest.
 So sehr der Gnaden unwert, fürcht ich, war
 Es nie wie jezt. Der Herr, der Milde müd,
 Wird ganz sein Antlitz wenden, Zions Burg
 Nie herrschend wieder ruhmvoll sich erheben!

Judas

Was deine Zunge noch zu sprechen zaudert,
 Sagt mir dein Auge schon. Daß etwas ist
 Geschehn, was Juda neues Unheil droht.

Nahor

Du sagst es. — Jason hat Arons Stuhl,
 Auf dem Onias saß, sein beßrer Bruder,
 Um schnödes Silber vom Antiochus
 Gefauft, das er dem Tempel erst entwandt.

Judas

Gefauft? Was sagst du?

Nahor

Keine Silbe mehr

Als wahr ist.

Judas

Kauft man jeht Aarons Stuhl?

Aahor

Du sagst es.

Judas

Kauft ihn von den Gögentnechten?
Den Syrern? dem Tyrannen, der uns knechtet?

Aahor

Von ihm.

Judas

Was sagt das Volk und was die Priester
Dazu? Sie duldens?

Aahor

Wichtigere Dinge,
Mein Freund, hat man zu thun.

Judas

Dein bittres Lächeln
Sagt, wie du meinst. Und was denn macht das Volk
Den Herrn vergessen?

Aahor

Du scheinst weit zurück
Hinter der Zeit. Bist du auf Timons Seite?
Oder auf Ajar? Was?

Judas

Du spottest mein!
Du nennst mir Namen, die ich nie gehört
Unter des Volkes Weisesten und Besten.
Dem Klange nach finds Fremdlinge —

Aahor

Kommst du
Nach Davids Stadt, Freund, wird man dich belächeln.
Mitleidig wird man mit den Achseln zucken,
Fragt man dich, wer am besten schlägt den Ball, ...

Ob Timon oder Ajax, und du schweigst
Verduzt.

Judas

Ist's möglich?

Mahor

An Morijas Hügel,

Im Angesicht des heiligen Tempels spielen
Die Syrer Ball, und Priester und Leviten
Vergessen ob dem Gaukelspiel die Pflicht.
Es giebt noch Männer, die das Fremde hassen,
Der alten Freiheit Herrlichkeit gedenkend
Sich rein erhalten ihrer Väter Sitte;
Doch ihre Hoffnung, Davids Reich verjüngt
Erstehn zu sehn aus unsrer Ketten Trümmern
Erlicht vor diesem Greul; sie fragen sich:
Heischt er erst Strafe? ist er Strafe schon?
Ich und mein Haus, wir haben Asche uns
Aufs Haupt gestreut und vor dem Herrn gerungen.
Als ich so lag, am Jammer ganz erkrankt,
Rief mirs mit eines Himmelsboten Stimme:
Noch lebt ein Mann, der Juda retten kann.
Da stand ich auf, nahm meinen Stab zur Hand,
Ihn aufzusuchen, ging und ruhte nicht,
Bis ich sein Haus gefunden. Mattathias Sohn,
Hab ich den Mann gefunden?

(fixiert ihn; schüttelt dann traurig das Haupt)

Nein; ich hab

Ihn nicht gefunden. Judas eifert nicht
Um das Gesetz mit Feuereifer mehr.
Mein Wort schlug nicht entzündend in sein Herz,
Denn keine Zornesflammen lodern auf,
Unwiderstehlich alle Herzen zündend.

Judas

Suchst du den Retter hier?

Mahor

Hier sucht ich ihn.

Leb wohl.

Judas

Noch hat mein Dach dich nicht beschattet.

Mahor

Ich gehe.

Judas

Willst du weiter?

Mahor

Heim und — sterben.

Judas

Hörst du? Du hast kein Ohr mehr für den Freund!

Mahor

Der Freund kein Herz für seines Volkes Schmach.

Judas

Hier gilt es mehr als Zürnen. Zorn allein
Besiegt den Syrer nicht. Der Zorn brennt nur
Den eignen Herrn, den Feind nicht. Weiber zürnen,
Und Männer handeln. Doch zum Handeln brauchts
Die rechte Zeit. Und kommt die rechte Zeit,
So findet sich der rechte Mann von selber.

Mahor (bleibt stehn)

Und was bis dahin denn?

Judas

Geduld.

Mahor

Du höhnt mich.

Deswegen kam ich von Jerusalem? (will gehn)

Judas (hält ihn)

Du kamst, den Freund zu ehren. Thu das nun.
Du hast mich überrascht. Laß mich nur erst
Mich sammeln. Laß uns weiter davon reden.
Mahor und Judas können schwerlich so.

Verschieden denken, daß nicht brüderlich
Die Arme sich verschlingen sollten.

Mahor (weich)

Judas!

Mehr bist dem Herrn du schuldig als ein anderer.
Wenn Reiche knausern, darbt das Volk. Dir gab er
Der Rede goldnen Fluß in deinen Mund,
Der That gewaltgen Stab in deine Faust,
Des Rates Öl um die gewölbte Stirn.
Liegt Teurung auf der Speise, muß der Reiche,
Und auf der That, dann muß der Tüchtige zahlen!

(Sie wollen nach dem Hause; wie sie sich wenden, kommen:)



Zweiter Auftritt

Lea mit ihren Söhnen, **Beru Ja** und noch einigen Verwandten.
Chirja erst noch in der Szene. **Die Vorigen**

Judas

Blick auf, mein Herr und Bruder. Deine Schwestern,
Des Bruders Frauen, kommen, dich zu grüßen.

Mahor

(in die Szene blickend, wo man sich die Thür denken muß)

Die eine sieht gewaltig, bräunlich schön
So wie der Herbst und, glaub ich ihren Augen,
Ein Herbst voll Blut und fruchtbarer Gewitter.

Judas

Lea, Naemis Tochter. Meines Bruders
Wittib hat sie die ältesten Vier der Söhne
Mir zugebracht, die sie geleiten. Jene drei,
Die jüngsten, sind die meinigen. Gewaltig,
Wie du sie nennst, so ist sie. Doch daß sie

Nicht ganz des Weibes Grenzen überschreite,
 Hat die Natur sie Mutter werden lassen,
 Und hier bezahlt sie doppelt, dreifach ihr
 Den Zoll, den sie als Weib ihr oft verweigert.

Nahor

Doch dort, mehr Knospe noch als Rose, naht
 Ein zarter Frühlingshauch als Weib gestaltet.

Judas

Ehirza, mein jünger Weib.

Nahor

Wie jene der Stolz,
 Scheint sie die Demut selbst zu sein.

Judas (innig)

Sie ist.

Nahor

Die Junge grüßt die Ältere; doch die
 Hat keinen Blick für sie.

Judas

Das ist der Wurm,
 Der meines Hauses Blüte nagt. Sie haßt
 Die Arme unverbient.

Nahor

Die Ältere

Umgiebt ein Kranz von Freunden und von Kindern.

Judas

Was sie beginnt, krönt Glück. Der Herr ist ihr
 Gewogen. Wo ein Schatten lockt, dort eilen
 Die Menschen, sich zu lagern.

Nahor

Doch die Junge
 Vermeiden alle.

Judas

Laß Eifersucht

Scheucht sie. Die Arme hat nur mich zur Stütze.

Mahor

Und dennoch mischt kein Bitter sich entstellend
In ihres Wesens milde Süßigkeit?

Judas

Sie strebt mit Liebe, jener Haß zu wenden.

Lea kommt auf der einen mit den Söhnen und Verwandten, Thirza auf der andern Seite allein näher; beide beugen die Kniee vor Mahor

Lea

Gesegnet unsers Daches Schatten, das
Du heimsuchst, den der Herr gesegnet. Kinder,
Neigt euch dem Freund des Vaters.

Thirza

Herr, seid uns

Willkommen.

Mahor

Friede sei mit euch, und Friede
Mit denen, die euch segnen. Endlich seh ich
Mit meinen Augen, wie mein Freund und Bruder
Ein Baum gesegnet steht an Wasserbächen.

Lea

Herr, laß dich nieder, du wirst müde sein.

(Auf ihren Wink nehmen Mägde Mahor die Sandalen ab und baden ihm die Füße)

Ein kühles Lüftchen schmeichelt sanft sich an.
Erfrische dich an diesen Früchten, Herr.
Und was du wünschest, das verschweige nicht;
Die Schwelle deines Knechtes ist die deine.

(Sie sitzen um die Felsplatte)

Mahor

Nein. Was ich wünsche, das verschweig ich nicht.

Sei diese Wohnung stets ein vollgeschenktes
Gefäß voll Frieden und voll Eintracht, die
Die Häuser stärkt und Völker. Nimmer finde
Die Zmietracht, nie die bleiche Eifersucht
Den Eingang.

Lea (betroffen für sich)

Meint er mich? Hat schon ein Feind
Von mir sein Ohr gefunden? — Herr, so sei's.
Und die Verleumdung steh nie vor dem Thor
Als falscher Wächter. Leicht spricht vieles sich,
Was schwer ist zu erweisen.

Nahor

Ja, so sei's.

Und Demut sei der Weihrauch in der Ampel
Des Glücks.

Lea

Ja, Demut vor dem Herrn und denen,
Die er erhebt. Es beuge sich der Glückliche
Dem Glücklichen. Deshalb erhebt der Herr
Den Liebling nicht, daß er sich beugen soll.

Nahor

Er schmückt ihn, daß der selber seinen Schmuck
Vollende. Denn die güldne Spang ist Demut
Am silbernen Gewand des Glücks.

Lea

Ich grüßte
Den Fremdling, doch er schalt, da schwieg ich stille.

Judas (zu Thirza)

Du lächelst still in dich zurück wie ein
Zufrieden Kind. Ist, Liebe, dir ein Gutes
Geschehn von irgend einem, sprich, von wem?
Daß ich ihn segne, daß ichs ihm vergelte.

Thirza

Ja, Herr, das ist.

Judas

Von wem?

Chirza

Vom Herren, der

Den Trost der Träume schickt.

Judas

Du hast geträumt?

Chirza

Ja, Herr, und einen wunderbaren Traum.

Lea

So sei doch schnell. Erzähle. Sieh, dein Äugeln,
Das Demut scheinen soll, fand schon den Käufer.

Chirza

Wenn dichs verdrießt, so will ich schweigen.

Lea

Schweigst du,

Verdrießt es Weisere denn mich. Und stör ich,
So denke dir, ich höre nicht darauf.

Judas (nach Nahor zeigend)

Der Gastfreund wartet, daß du sprichst.

Chirza (bittend)

Du hast sie

Gefränkt. Du weißt, wenn du zu mir dich wendest,
So schmerzt sie das. Versöhne sie, damit sie
Nicht michs entgelten läßt. Du bist unwillig
Auf sie. Um meinetwillen sei ihr freundlich.

Judas

Erzähle.

Chirza

Unter Thränen schlief ich ein —

Lea

Die ich dir ausgepreßt. Warum verschweigst dus?
Glaubst du, mit Blicken sagst dus schneidender?

Judas (zornig)

Verzeih mir, Herr, wenn unter meinem Dach,
 Daß Ruhe dir vor allem bieten sollte,
 Ein eifernd Weib mit ekler Galle dir
 Dein Ohr beleidigt. Rechn' es mir nicht zu,
 Erzähle weiter, du. Beleidige
 Nicht du auch noch den Gast durch Ungehorsam.

Thirza

Herr, schelte sie nicht so um meinetwillen.
 So lang ich ihre Magd war, war ich mehr
 Ihr Kind als ihre Magd, hat sie nur Liebes mir
 Erwiesen. Sie verkennt mich nur. Laß mich
 Durch Treue sie versöhnen, und sie wird
 Mir alles wieder sein, was sie mir war.

Judas

Du schließt. Erzähle weiter.

Thirza

Ob ich schlief,
 Daß weiß ich kaum zu sagen; so lebendig,
 So grün und saftig sah ich einen Ölbaum
 In einem Palmenthal an Bächen stehn.
 Von seinen Zweigen hingen sieben Früchte,
 Zur Hälfte reif, zur Hälfte reisend nieder.
 So schoß er stolz empor am Sonnenschein
 Der Gnade. Zu stolz; denn er sprach: „Die Sonne
 Sei meines Hauptes Schmuck. Noch übern Himmel
 Hinauf will ichs erheben und die Sterne
 Wie Tropfen Taus auf meinen Locken wiegen.“
 Nicht weit davon auf trockenem Felsen froh
 Ein kleines Bäumlein saftlos, fruchtlos,
 Daß bat den fetten Baum um seinen Schatten;
 Der würdigte das Bäumlein keines Blicks.
 Darob ergrimmte Gott. Er machte heiß
 Die Sonne dürsten, daß der fette Baum

Ein Becher war vor ihrem Mund, daraus
 Sie trank, bis daß er leer an Stillung stand.
 Und einen Mann in Waffen sandt er her
 Vom Ausgang; der schnitt ab mit Stahles Schneide
 Den siebenfachen Stolz der Frucht und warf
 Ihn unter seine Füße. Aber bei
 Dem Bäumlein stand der Herr mit einem Stab
 In seiner Hand; damit berührt er kaum
 Den nackten Fels, da sprang von dessen Andern
 Hochströmend eine auf, und klarer Brunnen
 Troff rings im kühlen Strom am durstigen Bäumlein
 Hernieder, und das wuchs und brachte Früchte,
 Und alle Bäume neigten sich vor ihm,
 Am tiefsten der, der erst es stolz verhöhnt.
 Da sah ich schärfer nach dem Herren hin.
 Zu seinen Füßen war es wie ein Saphir;
 Auf seinem Haupt die Krone Arons,
 Auf seiner Brust die Namen Israels.
 Von seinen Lippen, von den Wangen floß
 Ihm auf die Brust ein dunkler Bart herab.
 Da warst du, Herr, der in den Lüften thronte.
 In deinem Schatten lag ein schönes Weib
 Im Schlummer sorglos da, Jerusalem,
 Die Städte Judas um sie her wie Kinder.

Nahor

Es segne dich der Herr. In deinem Traum
 Ist Weissagung. In Judas Schatten lag
 Jerusalem —



Dritter Auftritt

Nathan. Vorige

Nathan

Ein Haufen syrischer
 Bewaffneter steigt aus dem Thal herauf.

Mit ihnen ist der Priester Simeï
Nebst Amri, seinem Sohn, und seinem Bruder
Boas und vielem Volk. Herr, willst du ihnen
Entgegen und sie fragen, was sie bringen,
Oder soll ichs?

Judas

Ich gehe selbst.

Nahor

Und ich

Begleite dich.

(Judas, Nahor, Jeru-Ja und die Männer außer Nathan ab)



Dritter Aufzug

Die von Amri geblendete **Lea** wandert von **Chirza** geführt, die in Anabentracht verhüllt sich ihr unter dem Namen Zebulon gesellt hat, übers Gebirge nach Jerusalem

Lea

In meine Nacht fällt keines Wechfels Trost.
 O sprich; laß mich mit deinen Augen sehn,
 Wie schön die Welt, des Herren Kleid, erglänzt,
 Daß seine Herrlichkeit die enge Seele
 Mir weite, mir der Füße tote Kraft
 Aufß neu belebe.

Chirza

Dort im Mond erglänzt
 Der Tempel von Jerusalem. Von dort
 Wie Bienen, die beim Sammeln sich verspätet,
 Einzeln die Luft durchsummen, kommen Töne
 Gezogen. Flehend liegt das Volk vor Gott
 In seiner Stadt, vor seinem heiligen Hause,
 Daß ers bewahre vor den wilden Feinden,
 Die, rings gelagert, ihm Verderben drohn.
 Hoch oben, im Gewölbe von Saphir
 Der Himmel, schwankt an unsichtbarer Spange
 Das Licht der Nacht. So klar dahin gegossen
 Scheint sie des Tages Schwester, bleicher nur
 Und sinnender und stiller. Um den Nacken
 Wogt ihr wie schwarze Locken ein Gewölk,
 In dem, ein Schmuck von funkelnden Demanten,
 Ein fernes Wetterleuchten zitternd bebt.

Lea

So nah bist du mir, heilige Stadt des Herrn?
Doch wo, nach welcher Seite wend ich mich,
Die müden Arme grüßend hinzubreiten?

Chirza (dreht sie)

So; noch ein wenig wende dich. Nun liegt
Jerusalem vor deinem Angesicht.

Lea (erhebt sich auf den Knien)

Du heilige, du Stadt des Herrn, wo er
Sein Haus hat mitten unter seinem Volke.
Stadt Davids! Stadt der Könige! wo, wenn
Du deines Volkes dich erbarmt, die Schmach
Der Knechtschaft von den Schultern ihm genommen,
Du seinen neuen König salben wirst,
Den freien König deines freien Volkes;
Und unter seinen Fuß die Völker ihm
Die ungezählten geben wirst, die wohnen
Vom Aufgang fernhin bis zum Niedergang,
Damit dein Volk der Erde König sei,
Und du, Herr, deines Volkes Königs König. —
— — Ist das des Kidron Rauschen nicht, was mir
Die Seele tröstend kühl't? Kommt's von dem Ölberg
Herüber? Raßt die Seele mit sich fort
Zum Thale Josaphat, schwingt sie sich mit ihr
Hinauf zu Sions und Morijas Hügel'n!
Sprich, Zebulon.

Chirza

Das Rauschen, das du hörst,
Kommt nicht vom Kidron, nicht vom Ölberg, kommt
Von dort, wo weit gestreck't aus Wanderzelten
Der Feinde Kriegerstadt sich auferbaut,
Womit sie rings Jerusalem umdrohn.

Lea (will aufstehn, kann nicht)

Weh mir! Des Geiers Horst, wohin der Habicht

Die Kinder mir geschleppt. Und ich bin hier;
 Verlassen, matt und kraftlos lieg ich hier,
 Nur eine Scherbe noch von ehemals.
 Herr, hast du mich verlassen? Bist mir taub,
 So will ich schrein, bis du mich hören mußt.
 Wie Jakob, da er vor dem Esau floh —
 Die Nacht bei Beth El, will ich mit dir ringen,
 Bis du die Kinder mir vom Feind errettest,
 Damit die Feinde sehn, du bist mit mir
 Und hast mich nur geprüft, mich zu erhöhen;
 Und meine Feinde siegten nur zum Schein,
 Wie Pharao, der erst dein Volk gedrängt,
 Bis du, Herr, deines Volkes Dränger drängtest
 Und ihn verschlangst in deiner Wogen Mund.
 Du mußt, Herr, mußt, eh laß ich nicht von dir,
 Du mußt! mußt mich an meinen Feinden rächen.
 Zu sei der Himmel über ihrem Haupt,
 Zu sei die Erde unter ihren Füßen.
 Die Schlange Thirza fasse, Herr —

Thirza (vor Grauen sich vergessend)

Halt ein!

Lea

Verdirb sie —

Thirza

Sprich nicht weiter!

Lea

Was hast du

Im Beten mich gestört? Du störtest mich
 Um jener willen. Was ist jene dir,
 Daß du um sie mich störtest im Gebet?

Thirza

Ich hörte sagen, daß sie dich nicht haßt
 Um Judas willen.

Lea

So. Das hörtest du?

Sie haßt mich nicht — um Judas willen? und
Das hörtest du?

Thirza

Ich hört es sagen.

Lea

Und

Um Judas willen? — Kennst den Judas du,
Den ungerechten Mann?

Thirza (warm)

Das ist er nicht.

Lea (lauernd)

So ist er häßlich doch und mißgeschaffen —

Thirza (die sich immer mehr vergift)

Der schönste Mann im Land ist nicht mehr schön,
Wenn er sich neben Judas stellt.

Lea (für sich)

So spricht

Kein Knabe. — Wie? Doch höher sollt er sein?

Thirza (begeistert)

Die Ceder auf dem Libanon ragt nicht
So schlank und hoch (sie besinnt sich)

Lea

Du schweigst? Warum?

Thirza

Ich hab ihn

Nicht selbst gesehn —

Lea

Und kennst ihn so genau?

Thirza

Mein Vater sagt, der Judas wird das Volk
Des Herrn erretten; meines Landes Jungfrau

Singen vom Judas; unsrer Feinde Furcht
Nennt ihn den Hammer.

Lea

Nennt ihn? Und du weißt

Noch nicht —

Chirza

Was?

Lea

Komm doch näher. Stütze mich.

Sieh, du hast Locken, weich wie Frauenlocken;

So zarte Haut hat nicht ein jeder Knabe.

Du hast geweidet sonst auf diesen Bergen?

Ha! — Komm! Was fliehst du mich?

Chirza

Dein Zittern schreckt mich.

Dein Atem ist gepreßt; so wie ein Krampf

Durchschüttelst deine Glieder, nah ich dir;

Ich weiß nicht, ziehst du mich an dich, stößt du

Mich fort?

Lea (matt)

Das weißt du nicht —

Chirza

Was sagst du?

Lea

Nichts.

Du weißt noch nicht, daß Judas —

Chirza (ängstlich)

Was?

Lea

Komm her.

Chirza

Was ist mit Judas?

Lea

Komm —

Chirza

Du ängstest mich.

Lea

Erst stütze mich — (Thirza hilft ihr aufstehn)

So. Laß mich an dir lehnen —

Thirza

(voll Angst in ihrer Umschlingung)

Was willst du? Laß mich los! Was —

(Will sich losmachen)

Lea

Nichts.

(Pause, während sie sie mit den beiden Armen umfaßt)

Der Judas — —

Ist tot.

Thirza

(auffschreiend, Lea in die Arme sinkend)

Weh mir!

Lea (stößt sie von sich)

Nun höhne doch! Hast du
Ihn nun, den du mir stahlst? Bist du nun noch
Die Vorgezogene? Was hilft dir nun,
Daß du die Kinder mir verraten hast?

Thirza

Ich hab dir deine Kinder nicht verraten.
Weh mir, daß Judas tot ist. Weh! Ich wollte
Die Kinder retten helfen.

Lea (hohnlachend)

Retten? Du?

Der Fuchs des Hasen Brut? Der Löwe der
Gazelle Junge?

Thirza

Weh, daß Judas tot ist! —

— — — — —
Wär ich wie du, so ließ ich dich im Elend
Der Blindheit irren. Doch es ist ja nicht
Um dich allein. Komm, folge mir.

Lea (hohnlachend)

Daß du mich
An einen Abgrund führst, in den ich stürze?
Daß du so lang mich irre führst, bis ich
Die Kinder nicht mehr retten kann?

Thirza

Du wirst
Den Weg verfehlen. Komm —

Lea (stößt sie von sich)

Rühr mich nicht an!
Spar deinen Hohn für dich! —

Thirza

O Herr, sieh nicht,
Was sie mir thut.

Lea

Rufst du zum Herrn? Er müsse
Im Staube dich demütigen vor mir,
Du müßtest kinderlos und einsam sterben.
Dort hör ich Tritte unter Waffenklirren.
Der Herr wird mich behüten bei dem Feind.

(Will gehn, wendet sich rasch)

Du lachst?

Thirza

Ich?

Lea

Hör ich nicht, daß du mich höhnt?
Darum, daß du mich höhnt, müsse der Herr
Wahr machen, was ich sagte. Liegen müßtest
Du heute noch vor mir, daß alle sehen,
Wen sich der Herr erwählt, wen er verwarf! (Ab)



Vierter Aufzug

Zwölfter Auftritt

Lea, Judas, dann Beruja

Lea

(die leise für sich fortgesprochen, zusammengekauert, lauter)

So lang die Säulen stehn von Israel,
So lange müssen seine Jungfrau singen
Von meiner Löwenöhne Lämmertod.

Judas (ist stehn geblieben)

Was hör ich? Ist das Leas Stimme? (Sieht sie) Ha!

Lea

Ihr habt gekämpft, so wie ein Löwe kämpft,
Ihr seid gestorben, so wie Lämmer sterben.

Judas (tritt näher)

Lea!

Lea

Du bist's? Doch nein; es ist dein Geist.

Judas

Sein Geist nicht, Judas selbst.

Beruja (ist eilig aufgetreten)

Herr, wie die Syrier
Hinströmten über das Gefild, da standen
Die von Jerusalem in ihrem Weg.

Die Unfern drängten nach, so wie ein Mühlstein
Die Körner an den andern reibend preßt.
Der Sieg ist unser, Herr. Doch deine Kinder
Zu retten kamen wir zu spät.

Judas

Du sahst sie?

Jeruja

Wie ich dich suchte jetzt, sah ich den Jüngling,
Der uns geführt, von fern am Boden knien.
Ich sah ihn weinen, sah, wie er den Arm
Voll Schmerz um einen Toten schlug; ich eilte.
Doch wie ich hinkam, war er nicht mehr da,
Nur deiner Kinder Leichen fand ich noch.

Lea

Der Engel küßte sie; er wird sie rächen.
Wo ist der Engel?

Judas

Meinen Schwertknopf gab

Ich ihm, als er mich rettete.

Lea

Ruft mir

Den Engel, daß ich dankend vor ihm liege,
Ihn flehe, mich zu rächen und die Kinder!
Geht, sucht ihn, laßt nicht ab, bis ihr ihn findet.

Judas (nach einer Pause, dumpf)

Und unsre Knaben, Lea?



Dreizehnter Auftritt

Nathan, Chirja in einen Mantel gehüllt von links; er nähert sich;
sie bleibt zurück. *Vorige*

Lea

Herr, sie sind

Gestorben, treu dem Herrn, dem sie gelebt.

Judas (schlägt die Hände vor's Gesicht)

Lea

Der Syrier konnte sie nur martern, sie
Vom Herrn entfernen konnt er nicht.

Nathan

(indem die Kinder gebracht und hinter das Zelt gelegt werden, wo
Judas bei ihnen steht)

Herr, sie

Bereiteten den Pfad vor deinem Sieg.
Gefangen von den Syriern, sah ich's
Mit an. Sie gingen aufrecht wie ein Held
Unter der Leiden Krone. Von der Ruh
Auf ihrem Antlitz ging Entsetzen aus
Auf ihre Peiniger. In ihrem Blut
Floß deiner Feinde Kraft dahin.

Judas

So will ich

Die Ruh euch nicht mit Weiberthränen stören.
Dem Herrn will ich lobpreisen, daß er euch
Ließ Männer sein, wo Männer Kinder sind.

Lea

Doch ohne Rache laß sie nicht. Den Gleisner,
Der heuchelnd dir von ihrem Tod erzählt,
Herr, nimm ihn fest, ihn und die Schlange Thirza.
Geh zum Gericht mit den Verrätern, Herr.

Nathan

Herr, strafe mich nicht irrend, wie mich Lea
Irrend verklagt.

Lea

Laß dich nicht blenden, Herr.
Er weiß zu lügen, daß du's glauben mußt.

Judas

Auf, Uziel, Zeruja. Sie soll er
Mitbringen, deren Gut ich ihm vertraut.
Hör ich nicht Zimbeln da und Flöten? Mahor,
Ist's mit den Helden von Jerusalem.



Vierzehnter Auftritt

Mahor und Priester und Krieger. Vorige ohne Zeruja

Mahor

Ja, Mahor ist's, der dich, den Retter, grüßt.

Judas

Ich bin der Retter nicht. Ein Jüngling, Freunde,
Den wir nicht kennen, ist's, der euch gerettet.
Vergebens fleht ich, droht ich. Mutlos lagen
Die Krieger nur. Da plötzlich flog es durch
Die Reihn: „Ein Engel kommt, ein Engel rettet!
Dort zieht er schon voraus vor Judas Helden!“
Ein Wunder wars, wie schnell da bleiche Wangen
Sich röteten, wie funkelnd Feuer plötzlich
Erloschne Augen flammten; wie die lang
Erschlaffte Muskel, wie die Sehn am Bogen
Auffschnellt, Ein Schrei, Ein Sprung, Ein Griff, und
hoch

Geschwungen Schwert und Lanze sich ergoß
Wie der Gewitterstrom am Fels herab
Den Weg, den niemand sonst geahnt, den uns
Der Jüngling in des Lagers Mitten führte.



Fünftehnter Auftritt

Uziel. Die Vorigen. Immer noch kommen Krieger, darunter Aaron gefangen

Uziel

Herr, du hast mich gerufen.

Judas

Wo ist Thirza?

Du bringst sie nicht? Du liebest sie entfliehn?

Lea

Siehst du, sie floh. Was flieht sie denn, wenn sie Gerecht ist?

Judas

Von dir fordr' ich sie.

Uziel

Herr, ich

Gestehe dir, ich half ihr fliehn. Laß mich Nichts weiter sagen.

Judas

Sprich bei deiner Seele!

Uziel

Nun denn: Sie wars, die uns den Weg geführt. Nun laß mich sterben, genügt das deinem Zorn, Verfolge nicht, die Israel gerettet.

Judas

Die Israel gerettet!

Lea

Glaub ihm nicht,

Der Lügner steht mit ihr im Bund und Nathan.

Nathan

Herr, sie war dir getreu und deinen Kindern.

Lea

Der Engel küßte meine Kinder; er
War Thirza nicht. Herr, du hast ihn gesehn!
Bestrafe diese Lügner.

Judas

Sein Gesicht

Hat er mir nicht gezeigt.

Lea

Weil Sterbliche
Nicht würdig sind, des Herren Glanz zu sehn.

Judas

Er wandte sich.

Nathan

Wie ich sie töten wollte,
Wie Lea mir befahl —

Judas

Hast du ihm das
Befohlen?

Lea

Ja; und hätt er mir gehorcht,
Die Kinder lebten noch.

Nathan

Da, Herr, verlangte
Sie einen Tag nur Frist; dann stelle sie
Sich selber mir, wie Jephthas Kind gethan.

Judas

Weh mir! Sie that es nicht, so ist sie tot.
Weh! meine Härte hat mein Weib getötet!

Nathan (mit Thränen kämpfend)

Nein, Herr, tot ist sie nicht. Sie stellte sich.

Lea (hohnlachend)

Du glaubst ihm das? Du bist — ein Held im Glauben.

Nathan

Wie alle Stimmen sie als Retter priesen
Und einen Engel Gottes in ihr sahn,
Da kam sie wie ein Lamm zur Schlachtbank:
„Hier bin ich, Nathan, dir zum Schwur zu helfen.
Doch eile! sonst weiß ich nicht was ich thu!
Mein Herr lebt — eile, daß mein Herz der Schwur
Nicht reut, den ich dir that, und ich verzweifle.
Eil, Nathan, eil und rette mir die Seele.“

Judas

Weh mir! Und du hast sie gemordet?

Nathan

Nein.

Judas

Sie lebt? Wo ist sie denn? So sprich doch, sprich.

Nathan

Herr, wenn mich Lea meines Eids entlöst,
Will ich sie schaffen.

Lea

Nimmermehr. Du lügst,
Das weiß ich. Mich sollst du nicht täuschen, wie
Den Judas. Herr, was tötest du mich nicht?
Bist du gewohnt doch, meiner Feinde Wort
Zu folgen. Laß doch rufen durch das Feld,
Daß sich der Engel stelle. Wär es Thirza,
Dann wolltest du zur Königin sie machen
Und mich ihr unterthan als ihre Magd.

Nathan

Du irrst. Das alles lockt sie nicht.

Lea

Weil sie
Kein Engel ist, kein Retter! Weil sie nicht
Den Mut hat, aufrecht vor mir da zu stehn,

Die Mörderin vor der Erschlagenen Mutter.
Das Blut der Kinder schreit zum Himmel auf.

Judas

Schweig du, die nur dem Argwohn folgt, der dein
Unweiblich Herz erfüllt. Fluchst du der Unschuld,
So fällt auf dich zurück dein Fluch.

Lea

Er falle!

Judas (zu Nathan)

Wo hast du sie?

Nathan

Wenn meine Bitte du
Erfüllen willst.

Judas

Ich will!

Nathan

Und Lea mich

Des Eids entläßt —

Lea

Was marterst du mich doch?

Nun gut; wenn Thirza doch der Engel ist,
So schaffe, daß ichs selber glauben muß
Und du sollst quitt des Schwurs und ledig sein.

Nathan

Nun denn, Herr, Thirza bittet meine Bitte,
Laß Lea nicht entgelten, Herr, was sie
An Thirza thut.

Lea (hohnlachend)

Wie schnell sie ist! Sieh erst,
Ob du Vergebung findest für sie selbst?
Wer unrecht hat, ist eilig mit Verzeihn,
Weil er Verzeihung braucht. Doch der Gerechte
Verzeiht nicht und verlangt Verzeihung nicht.

Nathan nimmt Thirza den Mantel ab. Thirza steht verschämt
und verweint

Alle
Der Engel!

Lea
Ha; er kommt, um euch zu zeigen,
Daß er nicht Thirza ist. Er kommt, mich zu
Erhöhn und meine Feinde zu zerschmettern.
Wo steht er, daß ich ihn verehere?

Nathan (führt sie hin)

Hier.

Lea
Gesegnet du, gesegnet, den Gott sendet.
Mach's offenbar, der Herr ist nur mit mir.
An Thirza räche mich und meine Kinder,
Unbetend, sieh, lieg ich vor dir im Staub.

Thirza (die sie schon hat erheben wollen)
Steh auf. Demütige dich nicht vor mir.
Ich bin kein Engel; ich bin deine Magd.

Lea
Ha!

Judas
Thirza, herrlich Weib, wie hab ich dir
Unrecht gethan!

Lea (matt)
Hast du den Schwertknopf? Bist du
Der Engel, zeig den Schwertknopf.

Thirza
Herr, hier ist er.

Lea
Ich sprach: Wenn sie unschuldig ist, dann falle
Mein Fluch auf mich. Er ist erfüllt. Ich hab
Im Staub vor ihr gelegen heute noch.
Sie hat die Kinder nicht verraten.

Aaron

Mein.

Boas schlich Nathan nach, wie er den Kindern
Zu essen zutrug, so fand Amri sie.

Chirza

Nun, Herr, verzeih ihr. Reich ihr deine Hand.
Ich thu es auch —

Lea

Rühr mich nicht an. Du glaubst,
Ich liebe dich? Nie hab ich stärker dich
Gehaßt als jetzt. Du bist nicht meinesgleichen.
Dein Thun ist Thorheit, und doch ist der Herr.
Mit dir. Der Herr thut, was er will. Wer zieht ihn
Zur Rechenschaft? Ich hab dem Herrn gedient,
Und doch verläßt er mich. Er sagt: Ich will
Die Treue lohnen. Wer kann mit ihm rechten?
Er thut, wie ihm gefällt, so oder so.
Ich aber will demütig sein, als hätt er
Gethan nach seinem Wort.

Nahor

Selbst ihre Demut
Ist Hochmut.



Sechzehnter Auftritt

Beruja. Vorige

Beruja

Israel, dein Sieg ist groß!
Es wüthet Aufruhr rings in Syriens
Provinzen. Seines Königs Seele hat
Der Herr dem Wahnsinn in die Hand gegeben.

Nahor (tritt vor)

So hat der Herr sein langgeknechtet Volk
Befreit und hat es offenbar gemacht,

Daß wir sein Volk noch sind, das Volk des Herrn,
Daß er gestraft nach seinem Zorn und nun
Nach seiner Gnade wiederum erhebt.

Er will der Kön'ge Zeit erneun, die große,
Wo sich die Völker beugten seinem Volk.

„Ihr sollt ein priesterliches Königreich,
Ein heilig Volk mir sein“; so sprach der Herr
Zu Mosen. Kehrt die Herzen zu dem Herrn.
Er ruht in schwerer Wolke über uns.
Ist es dein Wille, Herr, so segne uns.

(Ein Regenbogen)

Seht ihr das Zeichen seines neuen Bundes,
Den er, der Herr, mit seinem Volk will schließen?
Wie damals, da der Wasser Schwall verlief,
Der Herr zu Noah sprach: Das sei mein Zeichen,
Daß ich die Erde nicht vertilgen will.
So jezt, da unsrer Knechtschaft Flut verläuft,
Verkündets unsers Volkes ewge Dauer.
Nun, Israel, wer soll dein König sein?

Volk

Der Judas!

Andre

Unser König sei der Judas.

Andre

Der Retter!

Mahor

Hörst du, Mattathias Sohn?

Judas (beugt sich)

Sein Knecht bin ich. König ist er allein!

Mahor

Herr, ist's dein Wille? Segnest du dein Volk?

(Ein ferner Donner Schlag, der bis zu Ende des Stückes mächtig verhallt)

Er spricht mit seinem Volk. Hin in den Staub,
Sein Volk, vor seinem Angesicht. Bet an,

Volk, vor dem Herrn im Staub. Jehova segnet
Sein Volk. (Pausen; er steht auf; die andern auch)

Und nun folgt mir zum Tempel nach
Jerusalem.

Lea

(zu Judas und Thirza, die sie mitführen wollen)

Laßt mich. Ich bin kein Gast
Für eure Feste. Laßt mich einsam ziehn,
So wie mein Leid nicht seinesgleichen hat.
Der Herr hat meiner Früchte Glanz gepflückt,
Der Herr hat meiner Zweige Kraft versengt,
Zu zeigen, daß der Mensch nichts ist vor ihm.
Geht eures Weges. Mich laßt meinen ziehn!

(Auf einen Wink Rahors lassen sie sie; eine Magd führt sie ab. Die
Krieger erheben Judas und Thirza auf ihre Schilde, der Himmel heiter,
wie der Zug mit Zimbeln und Flöten sich in Bewegung setzt)

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs



Die Pfarrrose

Trauerspiel in fünf Aufzügen





Einleitung

Das bürgerliche Trauerspiel „Die Pfarrrose“ schrieb Otto Ludwig zu Garssebach und Meissen im Sommer und Herbst 1845; die erste Anregung dazu stammte unverkennbar aus der Bärgerſchen Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.“ Doch verdankte der Dichter dieſer Ballade eben nicht mehr als den erſten Gedanken zu ſeinem Stück. Aus der Natur des Stoffes ergaben ſich gewiſſe Übereinstimmungen in der Schilderung bürgerlicher Zuſtände mit der vor Zeiten ſo erfolgreichen Weiſe Ifflands, aber von einer Anlehnung an Iffland konnte ebenſo wenig die Rede ſein als von einer ſolchen an Bürger. Erfindung und Ausgeſtaltung fielen in eine Zeit, in der ſich Ludwigs Phantaſie und Geiſt mit Macht zu der ihm angeboren, aller Muſter ſpottenden ſelbſtändigen Eigentümlichkeit durchdrangen. Bis auf die Neigung zum breiten Ausmalen charakteriſtiſcher Einzelheiten, zur warmen Belebung der Szene durch kleine Züge, eine Neigung, in der ſich nachmals der Erzähler genug that, zeigen ſich in der „Pfarrrose“ die außerordentlichen Vorzüge des Dichters wie gewiſſe Mängel, die mit ſeinem ſtarren Wahrheitsdrange, ſeinem leiſenſchaftlichen Widerwillen gegen die überlieferte Phraſe und ſeinem Verlangen nach Natur und realiſtiſcher Wirkung zuſammenhängen, in voller Deutlichkeit. An

der poetischen Kraft und dem poetischen Verufe Ludwigs hätte niemand zweifeln dürfen, der auch nur dies Trauerspiel kennen gelernt hätte. Die Handschrift der „Pfarrrose“ wurde indes nur wenigen vorgelegt; sowohl Eduard Devrient als Gukow (der zum Dramaturgen des Dresdner Hoftheaters ernannt worden war, nachdem Devrient die Oberregie niedergelegt hatte) erklärten das Stück um seiner grellen Wirkung willen für undarstellbar. Ludwig würde sich nach seiner Gewohnheit hierbei beschieden und das ausgeführte Werk wiederum als eine bloße Studie zurückgelegt haben, wenn nicht Ed. Devrient ihm wiederholt zugesprochen hätte, die Dichtung zu einem Schauspiel mit versöhnlichem und versöhnendem Schluß umzuarbeiten.

Nach der Aufführung des „Erbförsters“ im Jahre 1850, wo es dem theatralischen Berater Ludwigs von besondrer Wichtigkeit erschien, daß der Dichter die eben erkommene Bühne mit neuen Werken vollends erobere, ermutigte er ihn auf neue zur Umarbeitung der „Pfarrrose“, und Ludwig schrieb wirklich Ende Juni bis Anfang September, wo er im Buschbad bei Meissen wohnte, sein Trauerspiel zu einem Schauspiel „Die wilde Rose“ um, das er am 17. September 1850 an Ed. Devrient sandte. Diese Arbeit brachte dem wohlmeinenden Ratgeber eine empfindliche Enttäuschung, es stellte sich heraus, daß die schon im Trauerspiel etwas künstliche und verwickelte Handlung durch die Wendung zum glücklichen Ausgang nicht einfacher und überzeugender geworden war, mit dem Aufgeben der tragischen Folgerichtigkeit und der mit ihr verknüpften Stimmung hatte der Dichter gleichsam die Zügel der Führung verloren. Das Trauerspiel war ohne Frage nicht nur ursprünglicher, einheitlicher und poetisch ergreifender gewesen als das neue Schauspiel, es würde auch mit einigen Nachhilfen und Abänderungen sich weit eher zur Aufführung geeignet haben. „Alles, was

gut daran ist, ist aus der ersten Bearbeitung," gestand sich Devrient in seinem Tagebuch am 3. Oktober 1850 ein.

Für Ludwig war nach dem Mißlingen dieses Versuches die Sache erledigt, er verzichtete auf jede Veröffentlichung des Trauerspiels wie des Schauspiels. Aber schon bei den Vorbereitungen zur ersten Sammlung von Ludwigs Schriften kam die Mitteilung der „Pfarrrose“ ernstlich in Frage. Ohne sich über die Mängel der Dichtung zu täuschen, glauben die Familie des Dichters wie der Herausgeber, daß die Schönheiten dieses bürgerlichen Trauerspiels, die lebendige Kraft in der Darstellung des Lebens und der Leidenschaft, die Tiefe der Empfindung, der Reichtum der Stimmungen die Mängel weit überwiegen, und daß man ihnen aus der abermaligen Zurückstellung der talentreichen und eigentümlichen Schöpfung in späterer Zeit einen gerechten Vorwurf machen könnte. Der Abdruck ist nach der Handschrift (Reinschrift) des Dichters erfolgt und sorgfältig mit dieser verglichen worden.



Personen

Friedrich von Falkenstein, Jagdjunker

Major von Wülfensfels

Pastor Döring

Arzt Werner

Forstgehilfe Freitag

Verwalter Undank

Die Pastorin

Rose, ihre und des Pastors Tochter

Gabine, Werners Schwester

Friederike } junge Mädchen

Susanne }



Erster Aufzug

Wohnstube bei Pastors

Eine Thür im Fond, eine rechts. Ein Klavier, darauf ein Epheu-
stock an einem Spannrahmen gezogen; Papier, Tintenzug. Eine
Kommode mit mehreren Fächern. Über der Thür im Fond eine
Schwarzwälderuhr mit Gehäuse. An der Wand einige Kleidungsstücke;
an der Kommode lehrend einige lange Tabakspfeifen

Erster Auftritt

Die Pastorin allein, vor der Kommode knieend und in einem
halb ausgezogenen Fach kramend

Pastorin. Ich muß alles wieder legen, wie es
lag. — Nichts zu finden. Und von ihr selbst erfahr
ich nichts mehr. (Hört auf) Das ist sie wohl gar. (Einiges,
was sie herausgelegt hat, thut sie schnell wieder ins Fach, das sie zu-
schiebt; einiges vergift sie in der Eile; sie steht schnell auf) Nein. —
Es klopft. Herein!



Zweiter Auftritt

Sabine. Pastorin

Sabine (hat die Pastorin noch aufstehen sehen). Schönen
guten Morgen, Frau Pastorin.

Pastorin. Ach, Sabinchen, was bringen Sie mir Gutes?

Sabine. Die Rose nicht zu Haus?

Pastorin. Sie ist ausgegangen.

Sabine. Einen schönen guten Morgen von meinem Bruder —

Pastorin. Er läßt sich gar nicht mehr bei uns sehn, der Herr Doktor Werner. Sehen Sie sich doch. Die Mittagssonne wird schwül. Ein Täßchen —

Sabine. Ich komme nur davon, und mein Bruder hält nichts auf den Kaffee.

Pastorin. Die Herren Ärzte! Mein Mann sieht alle Stunden aus dem Fenster, ob Herr Werner nicht kommt. Ich denke doch nicht, daß der Herr Doktor absichtlich nicht mehr kommt.

Sabine. Deshalb hat er mich hergeschickt. Er sagt, um Rosens wegen —

Pastorin. Der Herr Doktor nimmts zu ernsthaft mit dem Mädchen.

Sabine. Ich kanns ihm eigentlich nicht verdenken. Die Frau Pastorin kennen mich —

Pastorin. Sie sind ein braves, liebes Mädchen, an dem jedermann seine Freude haben muß.

Sabine. Mir kommen die Thränen, wenn Sie so sprechen. Und mein Bruder ist wie ich. Nein, solch ein Gemüt. Drum ist er auch ordentlich krank. Das sagt ich Rosen neulich. Für unglückliche Liebe, sagt ich, solltest du wenigstens Schonung haben. Unglückliche Liebe? sagt sie ganz barmherzig. Das ist freilich eine schreckliche Krankheit. Ich möchte lieber den Schnupfen haben oder gar den Husten als unglückliche Liebe. Aber er hat ja die Apotheke im Haus und ein Mittel drin, das für alles hilft. Aber was denn für eins? frag ich ganz ehrlich. Da neben in der Apothekenecke, sagt sie noch barmherziger. Da in dem kleinen rot und schwarzen Schränkchen, das zweite

Fach von unten. Der Schlüssel liegt hinter der großen Spiritusflasche. Ich denk ja immer noch nicht, was sie meint. Sagt sie: Hat ers uns doch erst neulich gewiesen. Ich sage: Doch nicht Opium? Das furchtbare Gift? Und schlage die Hände zusammen vor Schreck. Und, sag ich, mein Bruder, sag ich, sagt immer: Ein Mädchen ohne Gemüt, das ist wie eine Blume ohne Duft. Da hält sie sich die Nase zu. Ich sage: Aber warum denn nur. Lacht sie: Ich hab schwache Nerven, und du duftest mir zu stark. Damit, ohne guten Tag zu sagen, hüpfst sie fort, läßt ihren breiten Hut an den Bändern hinter sich herfliegen und wirbelt wie eine Verche.

(Es pocht und scharrt draußen)

Pastorin. Herein! Aha, das ist der Herr Verwalter Undank.



Dritter Auftritt

Undank feierlich complimentierend. Vorige

Undank. Freundlichsten Bongschur vom gnädigen Herrn Jagdjunker, und der Herr Pastor nebst Madame und Mademoiselle wären hiermit freundlichst eingeladen zu einer kleinen Überraschung diesen Abend punkto acht im grünen Pavillon.

Sabine. Der Herr Inspektor verzeihen gütigst. Erzählen die Leute da — ich bin nicht neugierig. Ich denke, was geht michs an, was der gnädge selige Herr Onkel in seinem Testament bestimmt hat.

Undank (will gehn). Sehr wahr —

Sabine. Da sollte an des Junkers zweiundzwanzigstem Geburtstag die junge Gräfin Diemar, die

Vierter Auftritt

Sabine allein

Sabine. Was liegt da nur? Die Frau Pastorin spionierte in Rosens Kommodensfach. Wie ich kam, schob sie schnell zu. Da ist das herausgefallen. War auch eine schöne Ordnung drin. (Sie hat ein Blatt aufgehoben, liest) Das ist doch gar — bin ich erschrocken! So hätten die Leute doch recht, der Junter wollte die Rose heiraten und das Gut verschenken? — Ich beneide sie nicht darum. Ich nicht. Und es ist am Ende gar nicht einmal ein Heiratsversprechen; sie kann ihn gar nicht drauf verklagen. — Er verspricht ihr mit seinem eignen Blut — ja, es sieht so rötlich aus — (sehr erleichtert) ewige Liebe. Wie das rührend ist. Aber verklagen kann sie ihn nicht darauf. — Die Frau Pastorin — (legt schnell das Papier wieder hin und steht beim Epheu)



Fünfter Auftritt

Freitag. Sabine

Sabine. Wie der Epheu gewachsen ist, Frau Pastorin.

Freitag. Na; wenn ich eine Frau Pastorin! Die knigt draußen mit dem unendlichen Herrn Inspektor.

Sabine (wendet sich überrascht nach ihm). Freitag? Du bist hier?

Freitag. Herr Forstgehilfe Freitag. Aber nicht der heutige Freitag, sondern ein zukünftiger; nämlich Fräulein Sabinens Zukünftiger, der gekommen ist —

Sabine (retiriert in ein Fenster). Wenn uns jemand so allein beisammen sieht!

Freitag. Dummes Zeug. Hab meine Mühe liegen lassen, eh ich zum Pastor hinaufging. (Er nimmt die Mühe vom Klavier) Dem hab ichs gesagt. Wegen seiner Person von Tochter. Meine Mutter ist gebrechlich; das kommt von Gott, und keine Pfarrmamsell braucht sie deswegen zu verhöhnen. Aber weil ich da einmal bei meiner Mutter bin im Erzählen, da hat ihr jemand eine ganze Rolle Geld heimlich ins Fenster gelegt. Und das hat niemand anders als der Junker. Da wett ich. Für den lief ich auch ins Feuer. Wenn ich nur wüßte, ob das wahr wär, daß der Junker in der Pfarrmamsell ihre Dohnen gefallen sein soll, wie ein Krammetsvogel —

Sabine (rasch). Das kannst du nur glauben. Ich hab's selbst gesehen.

Freitag. O du grüner Krautsalat! Und was nur?

Sabine (wie vorhin). Die Verschreibung — (Sie besinnt sich)

Freitag. Eine Ehverschreibung? Da sollt doch —

Sabine (verlegen). Eine Liebesverschreibung nur.

Freitag. Was? Und du hast's selbst gelesen?

Sabine. Nun freilich — du denkst wohl, hinter ihrem Rücken? — Sie — wies mir's — und meinte — ob man —

Freitag. Ob man —

Sabine (weinerlich). Ob man — nun was sonst? — Ob man — was damit sollte machen können — nun vor der Obrigkeit.

Freitag (hat einen Gedanken). Gehst du mit, Sabine?

Sabine (enttäuscht). Denkst du, ich bin so eine wie die Pfarrrose?

Freitag. Na, adjes denn. Aber deinen Bruder darf man doch wohl besuchen. (Ab)



Sechster Auftritt

Sabine allein; gleich darauf die Pastorin

Sabine. Nein, so in Verlegenheit, wie ich war! Konnte doch nicht sagen, daß ichs hinter ihrem Rücken gelesen hatt. So eine wie die Pfarrrose hätt sich nichts daraus gemacht.

Pastorin (kommt zurück). Sie haben warten müssen, liebes Sabinchen.

Sabine. Wie Sie gut sind! Wer auch so eine Mutter hätte!

Pastorin. Wie die Menschen zusammen passen, sind sie selten beisammen.

Sabine. Wie Sie aus meinem Herzen reden. Aber mein Bruder — sagt er, er wüßte nicht, wie er dran wär. Und würdens nicht ungütig nehmen, wenn er nicht eher wieder in die Pfarre käm, bis die Rose sich bestimmt erklärt hätte. Es gingen da Gerüchte, als wenn Sies mit der Rose auf den Junker abgesehn hätten und meinen Bruder hielten Sie hin; wenns mit dem Junker nichts wär, wär mein Bruder noch gut genug. Wir glauben von niemand Schlimmes, beste Frau Pastorin, aber aufs Renommee muß man halten. Es ist abscheulich von den Leuten.

Pastorin. Weil meine Tochter und der Junker mit einander aufgezoogen und wie Geschwister sind. — Aber ich weiß. Weil ich mich nicht mit aller Welt gemein mache.

Sabine. Sie sind auch adlig von Geburt; ich weiß es.

Pastorin. Nicht, als wenn ich darauf stolz wäre. Gott bewahre.

Sabine. Nun, wenn Sie stolz sind! Sie könntens sein.

Pastorin. Neid ist's. Aber ich lache nur. — Sagen Sie nur Ihrem Herrn Bruder, ich wollte ernstlich mit dem Mädchen reden.

Sabine. Vielleicht, wenns nicht zu spät wird, komm ich auf dem Rückweg noch einen Sprung herein. Einen gehorsamsten guten Morgen an den Herrn Pastor. Und einen Gruß an die Rose. (Knigt)

Pastorin (sie begleitend). Meine Empfehlung an den Herrn Bruder.



Siebenter Auftritt

Pastor im Schlafrock, Stäppchen und langer Peise kommt von der Seite, geht meditierend auf und ab. Pastorin kommt wieder herein, geht nach dem Fenster und sieht Sabinen nach

Pastorin (für sich). Sie sieht nicht vom Weg auf. So zusammengerafft. Wenn die Rose so wär!

Pastor. Wo ist die Rose, Mutter?

Pastorin. Im Wald oder auf dem Felde. Weiß ichs, wo sie ist? Ich weiß nur, wo sie sein sollte.

Pastor. Immer das alte Lied. Und ich dächte, endlich einmal müßte die Vernunft — siehst du, Mutter —

Pastorin. Bemüh dich nicht. Ich kanns auswendig nunmehr. Das Weib muß selbständig sein, und der Mann stolz. Sie soll sein Freund sein, nicht seine Magd. Wer als Jüngling nicht stolz war, hat als Mann nichts, worauf er bescheiden sein könnte. Die Rose braucht nicht das Recht des Schwächern anzurufen. Sie ist an Kopf und Herzen emanzipiert, Und der Junker ist ein voller, frischer, stolzer Mensch, und beide sind so erzogen, daß sie gar nicht unglücklich werden können. Du siehst, ich kann meine Lektion. Ich hab sie oft genug gehört.

Pastor (will antworten, besinnt sich anders). Nun ist's halb vier.

Pastorin. Ich sage nur, es wäre besser, sie wären so erzogen, daß sie ins Leben paßten. (Kleine Pause)

Pastor (ungeduldig hin und her). Aber da sein könnte sie nunmehr. Sie weiß, daß ich nur die Kaffeestunde meinem großen Werke über Erziehung absparen kann. Und daß mich's stört, wenn jemand fehlt. — Du könntest —

Pastorin. Das Rauche herauskehren, und wenn sie sich auf dich beruft, behalt ich noch unrecht. Soll ich auf sie warten mit dem Kaffee?

Pastor. Nein. Aber ich werde wieder hinaufgehn, ohne getrunken zu haben. — Wo Werner einmal bleibt? Ich hatte mich so an ihn gewöhnt, und er verstand mich so. Wenn wir so Ein Haus ausmachten mit Werners. Wenn Fritz verheiratet ist, wird's einsam bei uns werden. Sieh doch, ob sie noch nicht kommt? Fast vier. Morgen früh will ich selbst zu Werner hinüber und ihn fragen.

Pastorin (am Fenster). Da kommt sie den Berg herunter wie ein wilder Junge. (Für sich) Wenn ich mir dagegen die Sabine denk!



Achter Auftritt

Vorige. **Rose** erst noch in der Szene. Die **Pastorin** arrangiert den Kaffeetisch, schenkt ein u. s. w.

Rose (kommt singend näher)

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.

Ach, solch ein Pastortöchterlein
Ist ein zu glücklich Kind.

(Dabei tritt sie ein, ihren breiten Strohhut an den langen Bändern schwingend und die feuchten Haare mit der Hand abtrocknend)

Die wilden Rosen auf dem Berge lassen dem Herrn Pastor ihren Gruß sagen, und die mildeste sollt ihn ausrichten. Da mußt ich gehn, es war keine wildere da.

Pastor (nach der Uhr sehend; der Ton soll sehr streng sein). Vier vorbei —

Rose. Ich dächte, Väterchen, du wärst froh, daß du mich nur wieder hast. Ich wär noch nicht da. Was weiß man da draußen von der Uhr? Das weiß alles seine Zeit ohne Uhr. Nur in den finstern Städten und Dörfern rechnet man nach Stunden, damit man einander erzählen kann, wie lang man sich gelangweilt hat. Aber scharf hinter mir her feuchte ein langer, schwarzer Herr, der drückte seinen nassen Mantel aus über Berg und Thal. (Sie zieht den Pastor, der seine ernste Miene zu behalten sucht, mit ans Fenster) Sieh, Väterchen, da ist er schon auf dem Falkenberg da drüben. Die Schafe flüchten, der Schäfer mit. Das sieht aus, als wär eine Lockenperücke toll geworden und liefse davon — und der Zopf hinterdrein.

Pastor (mühsam ernst). Ja doch. — Höre du. Der Freitag war da und hat dich verklagt. Wie war denn das? Du hättest seine gebrechliche Mutter verhöhnt.

Rose (die schon in sich hineingelacht hat). Das ist einfach so gewesen. Gestern wie ich nachts den Frikz hinausleuchte, fängt's an zu sprüh'n, just wie jetzt. Da dauert mich der Junge, daß er im Regen noch bis ins Schloß laufen muß, während ich im Trocknen bin. Und ich denke, ich will auch nichts vor ihm voraus haben. Und stell das Licht herein in die Küche und laufe hinaus nach dem Busch zu.

Pastorin (von der Arbeit aufsehend). Da war doch das Nächste, du gabst ihm den Regenschirm mit und —

Rose. Das ist auch wahr. Aber wer denkt an das Nächste? Jetzt, rechn' ich, ist er am Parthor, jetzt am grünen Pavillon. Das ist halber Weg. Wenn du jetzt umkehrst, kommt ihr zugleich nach Haus. Und wie ich das thun will, seh ich ein ängstliches Lichtchen in der Näh; das hatte kaum das Herz zu brennen. Wars das Fensterchen von Freitags Mutter. Wie muß das heimlich sein, dacht ich. Wie müssen die Freuden und Sorgen da drin so eng beisammen stecken. Wie gern wär ich nur ein halbes Stündchen lang die alte Frau selbst gewesen. Weil das nicht zu machen war, dacht ich, siehst du wenigstens einmal durch das kleine Fenster. Da saß das alte Mütterchen am Herd auf einem Schemel und trank aus einem kleinen Topf. Das rauchte so lustig, und sie lachte und nickte so hochmütig und doch auch so herablassend vor sich hin, als wollte sie sagen: Aber was hast du denn eigentlich, du armer lieber Gott, was du mir noch bescheren könntest? Darauf antwortete ich in meinen Gedanken: Für dich nichts, aber für deinen Gottlob. Wenn du jetzt aufstehst und sähest auf einmal eine Rolle Geld im Fenster und dächtest: Das hat ein Engel gebracht für meinen Gottlob! Und wie ich das einmal in Gedanken gesehen hatte, ließ mirs keine Ruh, bis ich meine Sparbüchse umgekehrt hatte und das Geld, das eigentlich für ein neues Kleid bestimmt war, durch das kleine Fensterchen hineingeschoben war. Und fast hätte mich der Freitag darüber ertappt. Ich war ganz verwirrt und schäme mich jetzt noch, daß er denken könnte, ich wär feinewegen erschrocken.

Pastorin. Und glaubst du denn, du hast die Alte nicht mehr erschreckt als erfreut. Anstatt so vergnügt bei ihrem Kaffee zu sitzen, erschrickt sie nun bei jedem Laut, ob nicht ein Räuber ihren Schatz wittert und sie darum erschlagen will. Und anstatt dir Dank zu wissen, sitzt sie vielleicht bei einer Nachbarin und macht

ihre boshaften Glossen darüber, daß ihr Sohn dich hat nachts allein im Busche gehn sehen. Die Leute glauben einmal, man stellt sich besser, als wie man ist, da —

Pastor (steht ungeduldig auf). Das sind die Leute. Die Leute sind eben die Leute. Sollen wir deshalb keine Menschen sein, weil die Leute die Leute sind. Der Leute wegen das Ebenbild Gottes, der die Wahrheit ist, verunstalten? Manchen Menschen kann man aber auch nicht —

Pastorin. Ich sage ja nichts mehr. Aber — (sie unterbrückt ihre Gereiztheit)

Pastor (wollte etwas sagen, zuckt die Achseln wie bedauernd, setzt sich wieder zu Rosen). Da seh ich noch nicht, daß du die Alte beleidigt hast.

Rose. Gestern ging ich wieder vorbei, da saß die Alte auf der Schwelle ihres Häuschens und sah mit ihrem Hunde in einen Topf. Da wollte das Unglück, der Topf fiel die Stufen hinunter und schüttete seinen ganzen Inhalt aus. Der alte Hund aber und die alte Frau saßen ganz erstarrt vor Schrecken da und sahen einander an. Die alte Frau wackelte mit dem Kopf, der alte Hund mit der Nase. Als fragten sie sich: Aber was fangen wir nun an? Hätt michs das Leben gekostet, ich mußte lachen. Dazu fiel mir auch ein, ich käme des Weges wohl gar, damit die Alte merken sollte, das Geschenk käme von mir. Da lacht ich erst recht, damit des Geschenks wegen kein Verdacht auf mich fallen sollte. Das einmal hatt ich in der Hast nicht so viel aus der Sparbüchse herausgebracht, wie ich gemocht hätte. Da war ich gestern abend noch einmal dort — (verdrücklich) bin aber dasmal er-
tappt worden.

Pastor. Da wird der Freitag bald kommen und diß abbitten. — Deine Lockenperücke da drüben ist wieder vernünftig geworden, und der lange Herr ist

seiner Wege. — Schon weit über vier. Ein andermal wart ich nicht wieder. (Geht)

Rose (ihn lieblosend begleitend). Und ein andermal — aber nur nicht wieder dich krank arbeiten, Väterchen!



Neunter Auftritt

Pastorin. Rose

Pastorin (wenn sie meint, der Pastor könne sie nicht mehr hören, mit gedämpfter Stimme, in der aber die ganze, vorhin unterdrückte Gereiztheit klingt). Nun wollen wir ein Wort zusammen reden, Mamsell.

Rose (tritt ruhig ans Klavier und öffnet)

Pastorin (noch gereizter). Hörst du?

Rose (ruhig). Ich weiß es, eh Sie sprechen.

Pastorin. Werners Sabine war vorhin da. — Du brauchst über die nicht zu lachen. Du nicht über die. Wollte Gott, du wärst wie sie. Werners Sabine ist ein sittsames Mädchen. Und ihr Bruder — was hast du an beiden auszufehen?

Rose. Ich? Gott behüte mich, daß ich tadeln sollte, was er geschaffen hat. Und es sind so reinliche Seelen, die da wissen, Gott verzeiht, aber die Leute verzeihen nicht. Und sollts ein Fleck sehen, lieber an der Haut als am Tuch.

Pastorin. Dir ist's mit nichts ernst. Dir ist nichts heilig. Du lachst über alles.

Rose. Über solche Dinge kann ich nicht ernsthaft mit Ihnen reden. Aber eben, weil mir's zu heiliger Ernst ist damit.

Pastorin. Mit dem Junker ist's aus. Ein für allemal.

Rose. Wissen Sie auch noch, daß ich an den Junker nicht gedacht hätte ohne Sie? Wer hat mir von Kind an vom Adel erzählt? Und daß in mir Ihre Ansprüche auf eine hohe Stellung erfüllt werden könnten? Wenn ich nur — (betonend) vernünftig und Ihnen gehorsam sein wollte.

Pastorin. Und das ist der Weg dazu, den du für dich nun einschlugst? Ich wollte dich glücklich machen. Ich hab meine Mutterpflicht erfüllt.

Rose. Der Durstige will dem Hungrigen Wein einnötigen; der Kranke dem Gesunden von seiner Arznei. Das nennen sie glücklich machen. Und wenn der Hungrige nicht trinken will, heißt er noch oben-
drein undankbar.

Pastorin. Ich wollte, du solltest den Junker in Ehren an dich ziehn. Das darf jedes brave Mädchen. Aber nicht sich wegwerfen an ihn, wie du thust. Und kurz! Ich dulde keine Unsittheit in meinem Hause.

Rose (aufflammend). Wie können Sie so reden, Mutter? Mit einem Manne vor den Leuten scherzen, das ist Ihnen unsittlich. Aber einen Mann um das Heiligste, was er besitzt, um seine Liebe betrügen, das ist Ihnen nicht unsittlich. Wenn Ihnen die Sittlichkeit weiter nichts ist als ein Taschentuch, das man vor den Mund nimmt, als eine Vorsichtsmaßregel gegen die Verleumdungssucht der Menschen. Mir ist sie mehr.

Pastorin. Dir. — Drum nennt dich auch alle Welt eine Kofette.

Rose. Das war ich, wie ich mir täglich von Ihnen vorsagen ließ, was ich heute thun und was ich morgen lassen sollte, um dem Junker das Neß immer fester über den Kopf zu ziehn. — Was muß ich? Und nicht den Junker allein muß ich belügen, auch diesen Werner, damit einer sicher bliebe. Und ich folgte

Ihnen, weil ich dachte, das müßte so sein. (Kleine Pause, dann mehr zu sich selbst in der Erinnerung) Bis ichs wußte, bis ichs fühlte, bis an jenen Tag! Wo ich auf einmal die ganze Erbärmlichkeit meines Treibens einsah. Wo ich mich hätte verachten müssen, wär ich einen Augenblick länger die Kofette geblieben, zu der Sie mich erzogen hatten. Ich durst es ihm nicht einmal gestehn. Ich hätte Sie bloßgestellt. Und von meinem Vater hatten Sie mich entfernt, ohne daß ichs merkte. Während ich ihn belog, war der Traum von meiner Offenheit und Wahrhaftigkeit sein Stolz, sein Alles. Wenn er mich ansieht, so tief aus seiner Seele herauf — da — aber ich muß schweigen. Ich muß fortlügen. Der Arzt sagt, ein Schreck könnte sein Tod sein.

Pastorin. Du rechnest noch auf den Junker?

Rose. Wie auf Gott und auf meinen Vater.

Pastorin. Und heut ist der Tag, an dem die Gräfin Diemar — Ich sage nichts mehr. Ich weiß, es hilft nichts. Du hast lange deinen eignen Willen. Ich sage dir nur das: bis morgen hast du mit Wernern ins Gleiche gebracht. Er will nicht eher wieder zu uns kommen, bis du dich erklärst. Und morgen früh will dein Vater ihn auffuchen und ihn fragen — und dann —

Rose. Aber wie sollt ich? Er ist den ganzen Tag nicht zu Haus. Ich müßte schreiben.

Pastorin. Sabine wird bald wieder vorbeikommen. Die könnt es mitnehmen. — Merke nur das. Mit eurer neuen Weisheit werdet ihr die Welt nicht befehren. Und — du achtest freilich nicht, was die Leute Ehre und Schande nennen. Denn du und dein Vater, ihr habt eure eigne Ehre und eure eigne Schande. Aber ich gehöre zu den übrigen, zu den Leuten, über die ihr euch immer lustig macht, die ihr verachtet. Und geschieht, was die Leute Schande nennen, so bin ich deine Mutter nicht mehr. Ich wollte dich vornehm

und glücklich machen in Zucht und Ehren, aber du willst lieber — dort ist Papier — ich sage nichts weiter. Mach, was du willst. (Geht ab)



Behuter Auftritt

Rose allein

Rose (indem sie Papier und das Tintenfaß auf den Tisch holt und sich daran setzt, noch aufgeregte). Schreiben. Aber was? Wenn ich mit ihm reden könnte. Ich bin jaust in der rechten Laune, etwas zu thun, worüber jene die Hände überm Kopf zusammenschlagen, wenn sie's wüßten. — Was liegt aber dort an der Kommode? Hab ich doch einmal den Schlüssel stecken lassen, und man ist — so sittlich gewesen, in meinen Sachen zu spionieren? Und gerade das hat sie nicht bemerkt. Das soll mir eine Warnung sein. Ich wills nicht wieder von mir lassen. (Stedts in den Busen, setzt sich und schreibt) „Wir sind heut abend beim Junker im grünen Pavillon.“ Die Laube daran ist nah an seiner Apotheke. „Mit dem Schlag halb zehn auf einen Augenblick in der Laube dabei. (In sich lachend) Es ist so ein heimlich Plätzchen, daß du dich nicht zu fürchten brauchst.“ Wollt ich doch eben fragen: Wo ist nur die lustige Pfarrrose hingekommen? „Meine Ungnade, wenn du ausbleibst. Rose Döring.“ (Während sie das Blatt bricht, lachend) Nur das Gesicht möcht ich sehn, wenn er das liest. „An Herrn Werner hier.“ (Ihr Blick fällt aufs Fenster; sie springt ängstlich auf; ehe sie das Fenster erreicht, bleibt sie schreckversteint stehen) Über die breite Schlucht weg. Um ein Haar lag Pferd und Reiter zerschmettert unten. Der garstige Junge. Noch einmal. — Er thut's der Wette wegen. Solch ein

Junge steckt die Gefahr wie eine Feder auf den Hut. Er kommt hierher. Es ist doch ein stolzer blonder Junge!



Elfter Auftritt

Pastorin. Rose

Pastorin (eintretend). Die Sabine kommt die Straße her.

Rose. Ob ich mich verstecke?

Pastorin. Ist das der Brief? Hörst du, Rose?

Rose. Ja doch, Mutter.

Die Pastorin siegelt mit einer Oblate.



Zwölfter Auftritt

Pastorin im Abgehn. Rose. Falkenstein erst noch in der Scene

Falkenstein. Liras! Sultan!

Pastorin (ist fertig und geht mit dem Briefe rechts).

Rose. Ich will meinen Vater spielen. Da sein Sammetkappchen, sein Sonntagschlafrock; eine lange Pfeife und ein Stück alter Zeitung. (Sie sitzt so angethan mit dem Rücken nach der Thür)

Falkenstein (in der Thür, spricht hinaus). Wollt ihr draußen bleiben, schmutziges Gefindel. Glück ins Haus! (Sieht einen Augenblick nach Rosen, lehnt sein Gewehr in die Ecke; er ist in Jagdkleidung, hat einen jungen Hasen über der Jagdtasche hängen)

Rose (agiert ihren Vater). Guten Morgen, Friß. Von der Jagd? (Hustet von der Pfeife) Passieren da Dinge. Ist auch der Kaiser Franz gestorben. hm hm.

Falkenstein (lachenb). Vor sechs Jahren, Herr Pastor.
(Nimmt sie beim Kopf) Guten Morgen, kleiner Herr Pastor.

Rose (wie vorher). Aber Fritz, wie Sie auch heute
sind. Geht man so mit der Geistlichkeit um?

Falkenstein. Mit der Art Geistlichkeit, freilich!

Rose (wirft Schlafrock u. s. w. weg, aufspringend, in ihren eignen
Ton). Und was willst du denn eigentlich?

Falkenstein. Nichts. Ich bringe „leiblich Brot
fürs geistliche.“ (Nimmt den Hasen ab)

Rose. Nun! wenn alles Brot so lange Deine
hätte. Das Tagen möchte ich sehen.

Falkenstein. Brot hat keine Deine, und doch jagt
sich mancher danach außer Atem. Aber hier! (Hält
triumphierend ein Papier in die Höhe) Hier! Was hab ich hier?
Heut ist's ein Vierteljahr!

Rose. Ach die Wette!

Falkenstein. Nun? Hast du mirs denn abge-
schmeichelt, Schmeicheltage du? Und weißt, was
drinnen steht?

Rose (drollig). Schwarze Buchstaben; freilich!

Falkenstein. Also du weißts nicht. Und nicht eine
Woche sollt ichs vor dir geheim halten können. Und
nun betracht es genau. Ist's dein Siegel noch? Ja.
Und nun machs auf und sieh, was drinnen steht.

Rose thut's

Siehst du! die große Wette hast du verloren.
Und die kleine auch. Wo ist denn nun das Mädel,
das man nicht überraschen und nicht erschrecken kann?
Nun lies doch. Wenn deine Stimme nicht zittert,
sollst du die kleine noch gewonnen haben.

Rose (liest). Fritz Falkenstein — und —

Falkenstein. Und? — Und Rose Döring empfehlen
sich als Verlobte. Falkenstein, am ersten Juni. Das
ist heut. Und morgen stehts in der Zeitung. Und
weißt du nun, warum ich gleich fort lief, wie du ge-
siegelt hattest? Dem Notar abzuschreiben wegen heut

nacht. Er, die Gräfin, die Verwandten, niemand brauchte zu kommen. Ich hätte schon eine Braut. Noch vor Mittag ging der Brief ab. Und weißt du nun die Überraschung, auf die ich deine Eltern heut einladen ließ in den grünen Pavillon? Was hätte das für Weitläufigkeiten gesetzt wegen der dummen Baronin. Aber wenn nun heute nacht so plötzlich meine Leute, die Musik aus der Stadt, die Raketen, die Transparents mit unsern Namenszügen, die Kanonen und „Vivat Fritz von Falkenstein und Rose Döring, seine Braut,“ und wir beide da in bengalischem Feuer — was will er denn machen, der gute, liebe, alte Herr Pastor? Als ja sagen und uns segnen? Aber du dummes Mädel bist mir ganz versteint. Fehlt dir was? Deine Hände sind wie Eis. Rose! (Sie schüttelt erschöpft mit dem Kopf) Soll ich Wasser holen? (Sie schüttelt; er läßt sie sehen) Und das ist das Mädel, das man nicht erschrecken und nicht überraschen kann? Und wie wars vorhin am Fenster?

Rose. Der arme Schimmel auch.

Falkenstein. Spitzbube du?

Rose (mit gefalteten Händen wie ein Kind zu ihm auf). Bitte, bitte, mach nicht mehr so gefährliche Dinge mit dem armen Schimmel.

Falkenstein. Noch gefährlichere, bis du gestehst, daß dir's um den Reiter ist und nicht um den Schimmel. Aber ich muß heim. Undank hat mir sagen lassen, mein alter Lehrer von der Kadettenschule und jetziger Duzbruder ist auf dem Schloß angekommen. Der beste Reiter und Fechter im Land. Aber du kennst ihn ja — den Major Wüstenfels. Und nun heut, eh deine Eltern gehn, an der hintern Gartenthür. Ich hab keine Ruh bis meine Überraschung angebracht ist. Aber daß du nichts verrätst und mirs nicht noch ein paar Stunden vorher verdirbst. Da — (wirft ihr den Hasen zu) und den nicht etwa mit dem Fell brätst — du

Mädel, daß man nicht erschrecken kann, und daß einem alles abschwaht. (In der Thür) Sultan! Tiras! Wo steckt ihr Gefindel? Adieu Rose, adieu. (Ab)

Rose (noch matt; herzlich in sich hineinlachend). Und doch hatt ichs erraten! Und doch! (Sie springt auf und ihm nach) Adieu, Tiras! Adieu, Schimmel! Adieu, Frik!

Vorhang fällt

Ende des ersten Aufzugs



Bweiter Aufzug

Ein Zimmer auf dem Schlosse Falkenstein

Erster Auftritt

Falkenstein. Wüstenfels kommen im Gespräch

Falkenstein. Noch einmal herzlich willkommen. Von hier kannst du das ganze Thal übersehen. Undank sorgt indes für eine solidere Erfrischung.

Wüstenfels (am Fenster). Hübsch, hübsch. Sehr schön sogar. Aber sehr — ja die Kirche da im Busch wie die Gluckhenne mitten unter den Häuschen.

Falkenstein. Und dort die Bergkette, der Fluß —

Wüstenfels (gähnt oft). Außerordentlich langweilig, hübsch, hübsch. Dort ist's wohl, wo die kleine Rosenkönigin vorm Jahr gekrönt wurde. Lebt deine Diane noch? Ein kapitales Tier. Und die Blässe. Gott straf mich! wenigstens dreiviertel arabisch. Der Schweif konnte voller sein. Es war ordentlich Begeisterung in ihrer Ausgelassenheit. Und immer niedlich. Die göttlichsten Einfälle jagten sich. Und diese Gestalt. Diese Fülle. Und wenn sie dahin raste im Tanz. Wenn man sie faßte zum Tanz wars wie ein elektrischer Schlag. Jeden Augenblick kam sie einem einmal unter den Händen weg. War sie wieder eine andre. Sanft, malitiös, neckisch, großartig; wies ihr eben einfiel. Mächtig leidenschaftlich, daß einem angst werden konnte,

wenn man sie sich verliebt dachte. Donnerwetter! Ich hätt sie doch behalten. Dein Schimmel ist ein prächtig Tier. Aber die Blässe! drehte sich sechsmal auf einem Fleckchen wie ein Schachbrett groß. (Immer gähnend) Und die Diane? Die Kartoffeln lassen dir wohl keine Zeit zur Jagd? Aber kostet war sie, verdammt kostet. Und auf dich hatte sie abgesehn.

Falkenstein (nicht eben angenehm berührt). Die Blässe oder die Diane?

Wüstenfels. Fällt mir ein. Im letzten Städtchen hört ich erzählen von einem Junker in der Gegend, den eine Kofette in ihrem Garn haben soll. Und der Alte — ich denk, es war ein Schulmeister — was weiß ich? und seine Frau machen die Gelegenheit. Thun nicht, als ob sie merkten, und die kleine Kofette hält noch zugleich mit einem andern, und der Einfaltspinsel — (gähnt) was da? Dazu sind die Narren da, daß sie angeführt werden. Wollte nach dem Namen fragen. Aber ich vergesse heute alles. — Das verdammte Gähnen, so oft ich im Winde reite.



Zweiter Auftritt

Undank mit Serviette, Flaschen, Tellern u. s. w. **Vorige**

Wüstenfels. Du bist nun vierundzwanzig, Bruderherz?

Falkenstein. Zweiundzwanzig heut.

Wüstenfels (auf Undanks Bürde zeigend, die dieser eben auf den Tisch setzt). Für solche Jugend ist das ein gescheiter Einfall. (Er setzt sich und nimmt die Serviette vor) Ich bin nun fünfzig, Bruderherz. (Kostet den Wein) Der ist noch nicht. Aber er hat seine Zeit besser benutzt. (Schenkt Falkenstein ein) Trink!

Falkenstein (lehnt ab). Danke.

Wüstenfels. Soviel der Wein Jahre hat, soviel nimmt er seinem Trinker.

Falkenstein. Du behältst dann fünfundzwanzig. Mir nahm er mehr, als ich habe.

Wüstenfels. Es ist wohl keiner, der mit fünfzig Jahren nicht wünschte, er wäre noch einmal zwanzig. Aber er dürfte nichts von dem vergessen, was er weiß. Dummes Zeug! Jung sein ist eben dumm sein. Das göttliche Privilegium, dumme Streiche machen zu dürfen. Und — hol mich der — ein Streich, der nicht zugleich in gewisser Hinsicht ein dummer Streich ist, ist auch kein gescheiter. Klugheit ist eine Schwäche, eine Krankheit mit Runzeln und Podagra. Ein kluger Mensch von zwanzig Jahren müßte sich aus der Welt hinaus langweilen. Wie ich dich auf der wilden Scheffe sah, die keiner sonst bändigen konnte, und ihr Stolz vor dem deinigen die Segel streichen mußte, und du deine Unterlippe nagtest — ein Gestuß, in den ich mich verliebt habe —, da dacht ich: Der soll meine Zwanzig und ich will seine Fünfzig sein. Heut ist die Zeit der Gesellschaften. Wir führten ein Kompagnieleben. Du gabst das Kapital Jugend, und meine Erfahrung war technischer Kompagnon. Trink doch. Delizios. — Aber zum Donnerwetter! (Steht auf) Weshalb ich da bin. Das verdammte Reiten im Wind. Ich komme als Gesandter von deinem Notar.

Falkenstein. Von meinem Notar?

Wüstenfels. Wegen der Geschichte da mit deinem zweiundzwanzigsten Geburtstag und der kleinen Gräfin Diemar.

Falkenstein. Was ist da noch? Ich hab's ihm abgeschrieben. Sie mag die Baronie behalten, und ich meine Freiheit.

Wüstenfels. Hm. Wenn du noch mehr Baronien wegzuerwerfen hast, möcht ich mir doch auch eine ausbitten.

Der Notar meint, die Formalität müßte einmal sein. Es ist schon länger her, daß ich dich besuchen wollte und mit ihm davon sprach. Donner! es kann ein Vierteljahr sein. Ich versprach ihm, dir's auszurichten. Aus der Reise wurde nichts, und ich vergaß es. Vergesse doch sonst nicht so leicht. Also er meint, die Formalitäten wären einmal vorgeschrieben, und die Verwandten würden die Sache nicht so übers Knie brechen lassen. Und wolltest du die Diemar nicht, so hätts mit der Erklärung immer noch Zeit bis zu dem Geburtstag — das ist heute — nachts zwölf Uhr. Vielleicht beänkst du dich selbst bis dahin anders. Und es wär ja auch möglich, daß die kleine Diemar Lust hätte, das Gut zu verschenken, das heißt: einen andern zu heiraten als dich. Das könntest du ja abwarten.

Falkenstein (aufflammend). Abwarten! Ablisten! Ab-schleichen! (Ruhiger) Diesen Geschäftsleuten ist alles Geschäft. So hätt ich die ganze Verwandtschaft heute noch zu erwarten, während ich denke, die Geschichte ist abgethan. Undank!

Wüstenfels. Also ausgerichtet hab ichs. Nun mach, was du willst. (Setzt sich wieder zum Essen)

Falkenstein. Noch was. Du wünschtest zu wissen, wie der Junker heißt, von dem du gehört hast da im letzten Städtchen. Ich glaub, ich kenn ihn. Aber die Sache ist anders, als du sie gehört hast.

Wüstenfels. Kann sein. Vielleicht ist ers, der sich einen Spaß macht. (Er ißt)

Falkenstein. Weder das eine noch das andre. Das Mädchen ist rein und herrlich wie die unentweihete Natur —

Wüstenfels (wird aufmerksam). hm?



Dritter Auftritt

Undank. Vorige

Falkenstein (indem er sich zu Undank wendet, der etwas meldet).
Und der Junker ist ein Ehrenmann.

Wüstenfels (während jene sprechen, kauend, gähnend und trinkend).
Ein Ehrenmann? Sich ein Vergnügen machen — was benimmt ihm das an seiner Ehre? Ein Ehrenmann ist einer, (etwas ins Feuer geratend) der der Ehre gegenüber das Leben für nichts höher achtet, als es wert ist — also als nichts. Ein Ehrenmann ist einer den Männern gegenüber. Seinem Stande gegenüber. Das heißt sich keine Linie zu nah treten lassen. Dafür ist der da (schlägt an seinen Degen). Das andre ist seine Sache. (Immer dazwischen gähnend) Ein Ritt im Wind. Macht das schläfrig. — Wenn du noch eine Partie Whist zusammen bringen könntest.

Falkenstein (mit Undank sprechend). Er wird doch warten können.

Undank. Das will er nicht.

Wüstenfels (gähnend). Geniere dich nicht, Bruderherz. Der Wein und der Ritt. Ich werde ein gewaltig Loch in mein Bewußtsein machen. Thu mir den Gefallen und thu, als wär ich nicht da. Donnerwetter! ist das ein Stuhl. (Er hat sich zum Schlafen zurecht gesetzt und kehrt Falkenstein und der Thür den Rücken)

Falkenstein. So laß er ihn herein. (Undank ab)

Wüstenfels. In solch einem Stuhl — hätt — Napoleon seinen Ruhm verschlafen — (Streckt die Beine von sich)



Vierter Auftritt

Freitag. Vorige ohne Umdant

Freitag (redet mit sich selbst im Eintreten; gestikuliert). Was werd ich da Dinge machen! Hab ich nicht neben ihm gegessen in der Schule? Sodasß sich des Schulmeisters Batel immer auf mich verirrte, wenn er einen Streich gemacht hatte? (Greift in die Halsbinde, dann in die Haare; er sieht den Junker, richtet sich erschrocken gerade) Gott zum Gruß.

Wüstenfels (immer für sich). Ein närrischer Kerl.

Falkenstein. Guten Abend, Freitag. Bist du auch einmal wieder bei uns? Was bringst du mir?

Freitag (Mut fassend). Na; er kennt doch meinen Namen noch. Meine alte Mutter, ihro Gnaden —

Falkenstein. Fehlt deiner Mutter was?

Freitag. Freilich. Die Jugend.

Falkenstein. Die fehlt allen alten Leuten —

Freitag. Und dann der Entensumpf, wenn Gnaden sich erinnern.

Falkenstein. Deine Mutter ist doch nicht in den Entensumpf gefallen?

Freitag (lacht sehr). Nimm mirs nicht übel, Friß. Aber, Gnaden nehmens nicht ungnädig, das ist zu dumm. Ich war ja in den Entensumpf gefallen. Und damals war er tief. Du thust auch, als könntst nicht drei zählen, euer Gnaden. Wissens denn gar nicht mehr, wie Sie mitsamt den Kleidern hineinsprangen und das Gottlobchen herausholten?

Wüstenfels. Was der Kerl nun eigentlich will?

Freitag. Meine Mutter aber, das ist mein Alles auf dieser Welt. Wer meiner Mutter einen Pfennig giebt, der hat mir einen Thaler geschenkt. Ich will alles erleiden, wenns ihr nur wohl geht (wischt die Augen). Aber wir wissen auch recht gut, wo das Geld neulich herkam da auf dem Fensterbrett. Ja, stell du dich, euer Gnaden, wir wissen den Dieb.

Wüstenfels. Aus Versehen. Solch einen Kolosß von Glas.

Freitag. Aber was wahr ist: sie ist am Ende doch nicht allein schlecht. Es ist gleich von Anfang an auf dich abgesehen gewesen, euer Gnaden. Das sagen auch alle Leute. Drum hätt der Pastor dich gleich zu seinem Schwiegersohn erzogen — gar nicht so auf den Hochmut los mit dem gnädigen Junker — na, du verstehst mich schon. Und der alten Pastorin ihr Stolz, der ist bekannt; daß sie keine Bauerfrau für voll ansieht, weiß nicht adlig geboren ist wie sie. Die Leute bedauern dich auch recht, euer Gnaden, daß du dich so schlachten lassen willst wie ein gutes Schaf. Andre wieder sagen: Der Junker ist nicht so dumm. Man müßt nicht wissen, wies die Edelleute machen. Derzeit sie denkt, er ist ihr Narr, ist sie sein Narr gewest, und reibt sich die Hände und lacht sie aus.

Falkenstein (zwingt sich zu lachen). Deine Leute sind nicht so dumm — die letzten mein ich —

Freitag. Na, ich dacht es doch. Nun ist mir ein Stein vom Herzen. Die Junkers sind Vocativus. Na, leb recht adieu, euer Gnaden. (Reicht ihm die Hand)

Falkenstein. Laß dir unten bei Undank eine Flasche vom Besten geben und trink meine Gesundheit darin.

Freitag. Das will ich, euer Gnaden. Du bist doch immer noch ein prächtiger Kerl. (Er geht knirschend)



Fünfter Auftritt

Falkenstein. Wüstenfels

Falkenstein (steht die Hände wider das Herz gepreßt. Kleine Pause. Dann springt er auf, nimmt zwei Pistolen aus einem Kasten, will gehn, kehrt um). Aber was willst du, Fritz? Ihn

strafen, daß er — so klug ist wie du? Daß sie sich kitzeln soll, daß ihretwegen — Nein! (Legt die Pistole hin) Aber was sonst? Erst Gewißheit! Und von wem? Soll er dir den Puls fühlen und — Von ihr? Daß sie dir Märchen vormacht? Sie warnen, daß sie ihr Spiel noch feiner treibt? Noch Gewißheit? Ha ha, freilich! So was hat man gern gewiß. Schwarz auf weiß. Um Lebens und Sterbens willen. Das mit der Verschreibung — das mit dem Stelldichein — ist nur eins davon wahr, so ist's genug. Für den Kopf genug. Für das Herz zuviel! Wo ich — wo ich — — wenn ich zu tief. Solche Gemeinheit faßt kein Herz. Und du willst noch fragen? Ob das die Sonne da? Ob das Wein? Ob das — Geh hin und frag den alten Heuchler. Und wenn er seine ehrwürdige Frage macht und sagt: Nein, Friß; so zieh ein Schafsgesicht und sag: Nun freilich. Ich müßts doch auch wissen, wenn ich ein Narr wär! Ich muß es sehn, wenn ich nicht blind war! An dem Benehmen der Pastorin muß ichs sehn. Wenn die Tochter nicht geschickter heuchelte als die Mutter. Aber — so wahr ich ein Mann bin und kein Bube, mit dem man macht, was man will — ich will das Lehrgeld nicht schuldig bleiben. (Er macht Schritte, sieht bald aus dem Fenster, packt die Pistolen bald ein bald aus)

Wüstenfels (ihn verstoßen im Spiegel beobachtend). So recht, Junge! — Wenn er so an der Unterlippe nagt, möcht ich ihn fressen. Wie ein kleiner Apoll von Belvedere. Ich will — nein; ich darf nicht thun, als hätt ich was gehört. Das brächt ihn vollends außer sich.

Falkenstein (bleibt stehn). Sehn, ob das mit der Laube — und dann — die Dirne herausreißen, und sollt ich das Herz mit zerreißen. Ertappen, überführen, vor ihrem Buhlen, vor ihren Helfershelfern, vor dem ganzen Dorfe —

Wüstenfels. Sinne was aus, Junge. An mir

sollst du einen Bundesgenossen haben. Solche Schmarozer müßens fühlen!

Falkenstein (ruft aus der Thür). Undank! — (Schritte)
Sie soll die Betrogne sein!

Wüstenfels. Ich muß thun, als hätt ich die ganze Geschichte verschlafen.



Sechster Auftritt

Undank. Vorige

Falkenstein. Wie ist's mit dem Feuerwerk, Alter?

Undank. Halten zu —

Falkenstein. Was giebt's?

Undank. Sind Sies auch, Herr Jagdjunker?

Falkenstein. Nein; ich bin eben Oberjägermeister geworden.

Undank. Aber —

Falkenstein. Was spioniert er so? Hat er noch keinen Menschen gesehn?

Undank. Aber —

Falkenstein. Sieh er hin, wohin er will. Wer hat die Lampen angemacht?

Undank. Joseph — als ein alter Feuerwerker.

Falkenstein. Schon gut. Ich werde selbst mit ihm reden. Er soll — geh er. Wein laß er bringen. Geh er.

Undank kopfschüttelnd ab



Siebenter Auftritt

Falkenstein. Wüstenfels

Falkenstein. Wenn ich so tief — o es kann werden.

Wüstenfels (gähnend, als erwacht er eben). Bruder — herz —
Falkenstein (für sich). Doch Ein gescheiter Streich,
 daß ich Wüstenfels nicht — nein; ich hab ihm nichts
 davon gesagt — wenn er nicht — (Er füllt zwei Gläser)

Wüstenfels. Friß! — Bist du noch da? (Er er-
 hebt sich)

Falkenstein (bringt ihm ein Glas auf). Ich und noch
 ein guter Kamerad. — Auf fröhliches Weltmannsleben!

Wüstenfels. Aber ich denke, du trinkst keinen
 Wein?

Falkenstein. Weil ich vorhin? — 'S war meine
 Zeit noch nicht. Komm, Wüstenfels, setz dich. Und
 hübsche Mädchen! Davon hältst du nichts? (Er trinkt,
 schenkt wieder ein; das thut er jedesmal, wenn ihn Wüstenfels ansieht,
 um dessen Blick auszuweichen) Man ist nur einmal jung.

Wüstenfels. Und wenn mans so ist wie du, muß
 mans genießen und genießen lassen.

Falkenstein (trinkt). Genießen und dann wegwerfen
 wie eine ausgepreßte Citrone. (Schenkt wieder ein)

Wüstenfels (für sich). Will der ehrliche Junge den
 Roué spielen. Was der verwundete Stolz für Sprünge
 macht.

Falkenstein. Trink. Wie eine ausgepreßte Ci-
 trone, sag ich dir. Das ist der Hautgout dabei. Und
 zertreten, daß sie niemand aufheben mag.

Wüstenfels. Zuviel ist vom Übel, Junge. Wer
 wird so hartherzig sein.

Falkenstein (stößt an Wüstenfels Glas, das auf dem Tische
 steht). Hunde! Pferde! Hübsche Mädchen! Stoß an,
 Bruderherz!

Wüstenfels. Wie du glühst. Und gleich darauf
 wirfst du wieder bleich —

Falkenstein. Stoß an! Denen, die Moral predigen,
 ist's selbst kein Ernst. Und wärs ein Gesicht wie vom
 heiligen Sebastian, die Augen zwei Fenster in den
 Himmel, und die Stimme wendet dein Herz dir um

im Leib, und du mußt glauben, wenn du nicht willst, und er zieht dir die Seele aus dem Leib und macht mit ihr, was er will, daß du mit thränenden Augen dich der Tugend zuschwörst — (Schlägt aufspringend mit der Faust auf den Tisch) Lüge ist's! Lüge! Lüge! Schändliche Lüge! Je mehr Frömmigkeit und Herzlichkeit, desto größer der Schelm, der sich dahinter verbirgt. (Trinkt und schenkt sich wieder ein)



Achter Auftritt

Undank mit Wein. Vorige

Wüstenfels. Der Undank hat dir was zu sagen, Junge.

Undank. Ein Vorreiter, gnädiger Herr. Gegen zehn Uhr nachts würde die gnädige Comtesse von Diemar und ihre Gesellschaft die Gnade haben —

Falkenstein. Gieb ihm Wein. Er soll lustig sein. Sag er ihm, sein Herr wär ein Lebemann. Wer weiß, was er für Geschichten gehört hat. Er soll trinken und die Mädchen leben lassen.

Undank (verbuht). Aber —

Falkenstein. Lebendiges Aber! Gewatter Aber. Aber er soll gehn, Alter. Zum Petrus an der Himmels-
thür sagt er noch aber.

Undank achselzuckend und kopfschüttelnd ab



Neunter Auftritt

Wüstenfels. Falkenstein

Wüstenfels (nach seiner Uhr sehend). Jetzt ist's halb acht. Noch dritthalb Stunden —

dummen Jungen, der wie das Allerheiligste verehrt, was jeder haben kann, der nicht zu blöde ist. Ein Pferd hat eine Seele. Ein Hund hat eine Seele, an der man sich versündigen kann. Ein Weib hat keine. Die ganze Süße herausgepreßt einen wilden, seligen Augenblick lang — und weggeworfen. Und mit dem Fuß zertreten! (Er geht)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs



Dritter Aufzug

Park

Im Vordergrund links eine Laube mit zwei Eingängen, einem nach vorn, einem dem grünen Pavillon gegenüber, der rechts ist. Über Büschen und Bäumen weiter hinten links das Schloß auf einer bewaldeten Höhe, rechts die Kirche. Es wird allmählich dunkel

Erster Auftritt

Werner. Freitag im Gespräch von rechts

Freitag (eifrig erzählend). Deine Leute, sagt er, sind nicht so dumm, hat er gesagt. Werner, verstehst?

Werner. Hm.

Freitag. Und der Kerl dort hinter der Laube. Frag ich, was er macht? Macht der Kerl eine Geschichte daher von einem Feuerwerk; das sollt er loslassen zur Überraschung in der Laube.

Werner. In der Laube —

Freitag. Und punkt halb elf auf der Lauer sein und sich nicht regen, damit er losbrennen könnt, sowie der Junker mit Händeklatschen das Zeichen gäb. Was?

Werner. Halb zehn. Mit Händeklatschen —

Freitag. Aber nun ins Dorf. Wer Beine hat, soll mit Eichenlaub pflücken. Punkt zehn kommt die Gräfin. Da kommt deine Schwester. So spät. Das muß was Apartes sein.



Zweiter Auftritt

Sabine. Vorige

Sabine. Der Müller hat schon dreimal geschickt. Ich sah dich hier stehn. Dacht ich, wenns schon Abend ist; wenn man vielleicht ein Menschenleben retten kann —

Werner (gibt ihr die Hand). Soll ichs mit Worten entweihn, was ich fühle?

Sabine. Nein, du edler Mensch. Mein Gemüt versteht dich ohne das. Sähest du, wie mir die Augen übergehn!

Freitag. Mir auch, wenn ich euch zusammen reden höre.

Werner (küst Sabinen auf die Stirn). Adieu, durchsichtig Gemüt.

Freitag. Apropos, durchsichtig Gemüt; gehst du heut mit zum Tanz? — Hätt ich mir die Zunge verbrannt!

Werner (zu Sabinen im Ton des Verständnisses). Die höhere Bildung kann sich herablassen in das niedere Sein; nicht umgekehrt.

Sabine. Wie du aus meinem Herzen sprichst. Mich versteht niemand als du. (Ab)

Freitag. Du redst am End französisch und weißts nicht.

Werner. Guter, einfacher, unschuldsvoller Sohn des Waldes, wie deine Naivität rührend ist. Wir sprechen uns noch. (Giebt ihm die Hand) Adieu, Gottlob.



Dritter Auftritt

Werner allein

Zeigt ihm die Gans das Billet, und der Esel ist auch Dohse genug, die ganze Geschichte gleich — und

erzählt mirs da auch noch, als wärs wer weiß wie ein gescheiter Streich. Könnte mich in schöne Kollision bringen mit dem Brausepulver von Junfer da oben. War noch ein Glück, daß — hm — ob nicht aus der Dummheit noch wirklich ein gescheiter Streich zu kneten geht? Einmal durchkalkuliert. Was will die kleine Rakette? Daß ihrs nicht ernst ist mit dem Brief; daß sie eine Neckerei vorhat — Donnerwetter, wie neulich! Wo ich die drei Seiten aus dem Jean Paul da just, wie die Sonne untergeht im Stübchen am Garten, so gefühlvoll herdekklamiere, als wärens meine eignen, augenblicklichen Gedanken! Und sie hört so ehrbar zu, daß ich immer noch hitziger werde. Und wie ich einmal stecken bleib in der Aktion, hat die Canaille den Jean Paul vor sich liegen und hilft mir da ein — wer zum Teufel denkt, daß die den Jean Paul auswendig kann? Aber sie ist mir auch so in den Tod zuwider, möcht ich sie nicht ihres Geldes wegen, daß ich sie aus Haß, aus Rachsucht heiraten könnte!

Zweitens: Was will der Junfer? Durchkalkuliert. Los will er sie sein, jetzt da die Gräfin Diemar mit guter Art. Deshalb will er uns zusammen überraschen. Rechnet denn der Mensch nicht? Denkt er nicht daran, daß die Laube hier zwei Eingänge hat. Glaubt der Narr, man wird hier still halten, bis er mit den alten Pfarrers dort aus dem Pavillon kommt? Und deswegen hat er sie doch hierher einladen lassen. — Hätt er was Gefährliches gegen mich im Sinn, so würd er nicht illuminieren lassen. — Er will aber einmal gern überraschen; und man muß schon sehn, wie man ihm zu seinem Willen verhelfen kann. Also: wenn ich ihm helfe — kalkuliert. In meinen Armen müßte sie gesehen werden. Sie wird sich sträuben, das gilt natürlich für Verstellung. Da giebt's nun zwei Wege für sie; nur zwei. Entweder vor den Alten

und dem Junker dazu für eine Dirne zu gelten; oder meine großmütig dargebotene Hand zu fassen. Ich fühls an mir, daß ich ihr zuwider bin. Aber der verleckte Stolz, die Erbitterung gegen den Junker, mit dems ohnehin aus ist; die Verwirrung, Schreck, Scham. Und wenn das alles nicht wirkte, so ist der Gedanke allein genug, daß sie den Alten damit umbringen kann, wenn sie als Dirne dasteht. Hm. Dann hätten wir ja alle drei unsern Zweck erreicht; sie die pikante Situation, er seine Überraschung, und ich — ihre vierzehntausend Thaler. Überrasche nur zu, liebenswürdiger Junge. Ich wär ein Narr, wenn ich mich nicht von dir überraschen ließe! — Da kommt der alte Schnauzbart aus der Residenz. Bringt mich da auf einen Gedanken. Ob nicht von der Aufopferung um die Pfarrers soviel Zeug überbleiben sollte, daß eine geschickte Hand noch ein warmes Verdienstchen um den Junker daraus zusammenschneidern könnte. Und wenn er auch nur hinterher erführe, daß ich ihm in die Karten gespielt habe. Denn die Praxis auf dem Schloß büßt ich ungern ein.



Vierter Auftritt

Wüstenfels. Werner; dann Undank

Wüstenfels (von rechts; sieht sich um). Kommt er, Undank?

Werner. Um Vergebung, mein Herr; ich suche den Herrn von Falkenstein —

Wüstenfels. Ist nicht zu Hause.

Werner. Höchst dringend —

Wüstenfels. Thut mir leid. Heut wird er nicht zu haben sein. Undank, kommt er denn endlich? Das ist der grüne Pavillon?

Undank. Daß sind der grüne Pavillon. Einen guten Abend, Herr Doktor. (Er öffnet den Pavillon und beschäftigt sich darin)

Werner. So möcht ich wohl — Sie sind ein Lebemann. Man ist eben auch nicht von — In dieser Laube sprech ich zuweilen — hm hm —

Wüstenfels (für sich). Zuweilen — ja, hol dich! — Sie sind —

Werner. Arzt Werner.

Wüstenfels. Richtig.

Werner. Und ich könnte Ihnen versichern, daß ichs nicht bin, der sich darum bemüht —

Wüstenfels (für sich brummend). Da hat er recht. — Aber, mein Herr, Sie sind eben nicht diskret. Und ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre Ihrer Konfidenzen komme. Überdies — sehn Sie —

Werner. Daß Sie beschäftigt sind. Deshalb würd ich Sie bitten: ein Wort an Ihren Freund, der auch der meine ist. Halb zehn soll er heimlich hinter der Laube hier sein. Sagen Sie ihm, Werner werde die Falschheit entlarven. Werner werde sich für ihn opfern.

Wüstenfels. Hm — daher — Sie wollen —

Werner. Wie wir uns begegnen, Mann! Deutscher Mann! Ich wollte, wenn er —

Wüstenfels. Erkenntlich wär —

Werner. Herr von Wüstenfels, ich muß Sie um eine Erklärung bitten.

Wüstenfels (will gehn). Wir verstehn uns, mein ich —

Werner (legt ihm die Hand auf die Schulter, sieht ihn erst schweigend an). Wir verstehn uns — aber im edelsten Sinne des Wortes, oder — wir mißverstehn uns gänzlich. (Verneigt sich, geht einige Schritte und bleibt plötzlich kaskadierend stehen)

Wüstenfels. Wär nicht übel, wenn man die beiden zusammenbringen hülfe, den — und die Rosette. Schlimmer könnte man alle beide nicht bestrafen. —

Sechster Auftritt

Von rechts die **Pastorin**, von **Wüstenfels** mit grotesker Galanterie an den Fingerspitzen geführt. Der **Pastor**

Wüstenfels (nach dem Pavillon zeigend). Gnädge Frau —

Pastorin. Ich bin nur bürgerlich, gnädiger Herr.

Wüstenfels. Vergebung denn, gnädige — oh, Frau Pastorin wollt ich sagen. Es ist sehr verzeihlich, hier zu irren. Sie haben so ein je ne sais quoi — daß man unwillkürlich —

Pastorin. Sie scherzen, gnädiger Herr. Das Glück schien mich zu etwas Höherem zu bestimmen —

Wüstenfels. So holt es heut nur einen Teil seiner Schuldigkeit nach — ich darf nichts verraten. Aber wir wollten die Namenszüge an den Transparents entziffern. A D

Pastorin (unendlich gespannt mit zitternder Stimme; leicht hin).
D — die Gräfin Diemar —

Wüstenfels. Heißt Adele, soviel ich weiß. Wie kommen Sie — ach ja, mir fällt ein, der Onkel hätt es gern gehabt. Sagen darf ichs nicht, gnädge Frau; Sie müssen selbst erraten. A? Lassen Sie sehn. Richardine — Riefchen — No — (schlägt sich auf den Mund)
Rolandine. Aber wir sind — (Will sie in den Pavillon complimentieren)

Pastor. Wollten Sie einstweilen voransteißen?

Pastorin (einschaltend). Die Gnade haben —

Pastor. Wir werden sogleich —

Pastorin. Die Ehre haben, dem gnädigen Herrn zu folgen.

Wüstenfels (verneigt sich und geht voraus in den Pavillon, er wird zuweilen sichtbar).

Pastor. Und was hieß das alles? Mit der Überraschung, dem Glück und den Namenszügen?

Pastorin (so aufgeregt, daß Lachen und Weinen unwillkürlich in jedem Wort hörbar). Was es sollte?

Pastor. Du schienst ihn besser zu verstehn.

Pastorin (für sich; wie vorhin). Nach zwanzig Jahren der Erniedrigung mein täglich Gebet erhört!

Pastor. Ich hoffe, ich hab ihn falsch verstanden.

Pastorin. Und wärs ein Unglück?

Pastor. Du hast deine Hand im Spiel gehabt, wenn ich recht verstanden habe. Sonst müßt ich am Menschen verzweifeln. (Muß sich setzen) Weiß die Rose davon?

Pastorin (fast ausbrechend). Willst du deinem Kind sein Glück nicht gönnen?

Pastor. Wenn sie darum weiß —

Pastorin. Du solltest froh sein, wenns noch in Ehren abgeht. Hast du nicht selbst den Anlaß gegeben?

Pastor (zürnend). Den Anlaß? Dazu? Der Wahrheit, der Tugend hatt ich zwei Tempel gebaut. Und nun wirds — wer wird glauben, daß ich nichts mußte?

Pastorin. Das sind ja nur die Leute. Und auf die Leute giebst du ja nichts.

Pastor. Es ist nicht um die Leute. Seine Familie — wenn ers je bereute — und Rose —

Pastorin. Sei froh, Alter, daß dein Stolz und deine Selbständigkeit nicht zu viel Schlimmerem geführt haben.

Pastor. Das Schlimmste ist nicht — wenn die Rose nicht darum weiß. Aber wir müssen — hilf mir auf. Stand ihr nicht mein Herz offen für die flüchtigste Empfindung. Und wann hätt ich nicht selbst zu ihren Kindersorgen das Doppelte von dem Meinen zugelegt — wars Freude oder Leid. Nein, Mutter, sie hätte mirs nicht verschwiegen. Siehst du wohl, ich hab ihr Unrecht gethan. Sie weiß nichts davon. Und mit Fritz werd ich reden. Ist er nicht auch unser Kind? Komm. (Indem sie gehn, gutmütig lachend)

Das sieht ihm so ähnlich, dem Frik. Er wußte, wollt er seinen Zweck erreichen, mußte er uns alle überraschen, die Rose am meisten. Wo war deine Menschenkenntnis, Alte! Es ist ein gutmütiger toller Kinderstreich von ihm. Er ist noch ein völliges Kind.

Beide in den Pavillon ab, dessen Thüre **Wüstenfels** hinter ihnen schließt. Es ist unterdes dunkel geworden und wirds noch mehr.
Einige Augenblicke die Bühne leer



Siebenter Auftritt

Falkenstein, Rose, die plaudernd an seinem Arme hängt, rasch von links hinten, bei der Laube bleibt er stehen

Rose. Wie ich dich plage, du armer Frik. Mein Geplauder anhören und auch noch ja sagen, wenn ich frage: Nicht, Frik? Wie, Frik? Und werd ich müde so zu fragen? Ich thue und weiß es nicht. Wenn ich mit mir selber rede, sag ich: Nicht, Frik? Wenn ich den Vater oder die Mutter rufen will, merk ich eben noch, daß ich Frik rufen wollte. Wenn ich erschrecke über was, ruf ich unwillkürlich Frik, als müßtest du immer um mich sein, um mir zu helfen. Ist das nicht drollig, Frik? Wie, Frik?

Falkenstein (für sich). Ich hab den Brief nicht selbst gesehn. Wenn sie jetzt heuchelte, dann —

Rose. Siehst du, mein ganzes Sein ist nur eine Frage, worauf die Antwort Frik heißt. Wie meine Brust atmet und mein Herz schlägt schlafend und wachend, so denkt meine Seele schlafend und wachend dich. Aber wie bist du, Frik? Du bist nicht wie sonst.

Falkenstein. Ich? Du irrst.

Rose. Wie bist du nur? Es ist Nacht. Und doch seh ich, du bist bleich. Ich seh's mit der Seele. Ich

hör's an deinem Atem, an deinem Sprechen. Bist du krank, Frik? Sag mir's. Sag mir's. Wonach siehst du immer um? Ich bin bei dir, und dir fehlt was? Wonach pocht dein Herz so heftig, daß ich's hören kann? Daß mich's fortstößt von deiner Brust? Was horchst du so auf?

Falkenstein. Ich? — Die wilde Taube dort drüben im Park —

Rose. Sie girrt süß. Der Wald hält den Odem an. Die Bäume träumen von einer Welt, wo's nie Winter wird. Ich fasse dich und habe dich nicht. Was ist's, das zwischen uns steht. Du bist mein und bist mir fremd.

Falkenstein (losbrechend). Sie girrt zu süß; ich glaub ihr nicht.

Rose. Wie bist du wild? Und fährst auf?

Falkenstein (für sich). Halt an dich!

Rose. Was sagtest du, Frik? Ich verstand dich nicht. (Es schlägt halb) Du erschrickst?

Falkenstein. Ich? Was du nicht träumst.

Rose. Ich fühlt es, wie du zusammenschrakst. Bist du krank?

Falkenstein. Laß — (für sich) Wenn das Verstellung wär, sie wär schändlicher, als ein Mensch sein kann. (Mit dem Ton der Liebe) Rose! Ich — (er bezwingt sich)

Rose. Das war der Frik!

Falkenstein (zitternd). Ich weiß nicht, klang mir's in den Ohren, oder schlugs — was schlugs da?

Rose. Ich hörte nichts.

Falkenstein (beobachtet sie zwischen Furcht und Hoffnung). Zwei Schläge —

Rose. Warum? Du willst nun zu den Eltern? Die Überraschung? Frik! mein Vater!

Falkenstein. Geduld. Geduld. Das war halb zehn. Kennst du die Taube da noch? beim grünen Pavillon?

Rose (erschrickt). Was schlugs, Frik?

Falkenstein. Was gehn uns die Stunden an?

Rose. Halb neun?

Falkenstein. Halb zehn —

Rose (ängstlich). Halb zehn?

Falkenstein (für sich). Erschrickt sie?

Rose (für sich). Wenn Werner jetzt — Komm, Frik.

Falkenstein. Wohin?

Rose. Zum See. Laß uns zum See, Frik!

Falkenstein. Zum See? Und warum?

Rose. Hier ist's so schwül, so ängstlich. Das Plätzchen beim See ist das heimlichste.

Falkenstein. Ist's hier nicht heimlicher? Kennst du die Laube nicht mehr? Hier schwuren wir. Hier verschrieb ich mich dir mit meinem Blut. Die Schwüre säuseln noch im Laub — und du hast sie vergessen?

Rose. Am Fels — (für sich) — Soll ich's ihm sagen? Nein. Gestern konnt ich's noch. Aber heut nicht mehr. Frik, am Fels. Ob die Aolsharfe klingt? Laß uns — Frik, du läufst nicht so schnell als ich — was gilt die Wette? (Will ihn fortziehen)

Falkenstein (hält sie; thut sich die äußerste Gewalt an). Man muß sie hier hören. Wenn du nur still wärst. Aber du sprichst so laut, als sollte — mans im Pavillon hören. Bist du krank, Rose? Wonach klopft dein Herz so heftig, daß ich's hören kann? Was siehst du immer um?

Rose. Frik, ich muß dir was sagen — Warum reißeßt du dich los? Du hast mir weh gethan.



Achter Auftritt

Werner. Vorige

Werner kommt leise hinter dem Pavillon hervor und hinten herum, so daß er sich dem Seiteneingang der Laube nähert

Falkenstein (sich so stellend, daß er mit dem Gesicht, Rose mit dem Rücken nach Werner steht; für sich). Er kommt.

Werner. Er hat mich bemerkt. Nun, Werner; du verdirbst dir selbst, wenn du ihm verdirbst.

Rose. Bist du böse?

Falkenstein. Böse? Solch einem — treuen Täubchen?

Rose. Was hast du doch?

Falkenstein. Warte hier. Geh nicht weiter. In einem Viertelstündchen — früher nicht — hol ich dich zur Überraschung. Daß ich dich hier finde. (Er geht zum Pavillon und klopft leise an)



Neunter Auftritt

Wüstenfels, die **Pastorin**, der **Pastor** kommen auf das Klopfen leise heraus. **Falkenstein** führt sie vor bis dem Seiteneingang der Laube gegenüber; er wendet sie der Laube zu. **Rose** in der Laube.

Werner tritt eben hinein

Rose. Daß die Laube so einsam — die Nacht so dunkel — Frik! Ich muß ihm nach. Muß es ihm sagen —

Posthörner in der Szene; **Rose** will dem **Falkenstein** nach

Werner (hält sie zurück). **Rose** —

Rose (wendet sich erschrocken). Was ist?

Werner. Ich bins — **Werner** —

Rose. Geh. Ich bitte dich!

Werner. Du wolltest mir sagen —

Elfter Auftritt

Vorige ohne Falkenstein, Wüstenfels, Undant

Die Pastorin (hart vor Rosen). Nun, wird die Mam-
sell mich mit hinein melieren wollen?

Rose (sieht sie an, als müßte sie sich besinnen, noch auf den
Knieen). Sie? — Nein.

Pastorin (dem Pastor entgegen, der sich der Rose nähert). Komm.
(Will ihn fortziehen)

Pastor. Erst muß ich sie fragen.

Werner (will sich an den Pastor wenden, der dreht ihm den
Rücken zu; ebenso die Pastorin)

Pastor. Hörst du? — Sprach der — wahr?

Rose (muß sich auf jede Antwort besinnen). Der? — ja.

Pastor. Du hättest mich hintergangen? Du?

Rose. Ich? — Lange —

Pastor. Und du wärst — hörst du? — du wärst?

Rose. Ja.

Pastor (nach kleiner Pause leise aber schneidend). Der Augen-
blick, wo du mir dein Gesicht aufbringst, ist mein Tod.
Fluchen will ich nicht. Segnen kann ich nicht. Fahr
hin, du hast's dir selber bereitet. (Er geht, die Pastorin folgt)

Rose (hat starr angehört; jetzt faltet sie die Hände mechanisch
und sagt) Amen.



Zwölfter Auftritt

Werner. **Rose,** die sich allmählich wieder erholt

Werner. Da steh ich wie ein — (schlägt sich an die
Stirn) kalkuliert und kalkuliert und — doch verrechnet.
Mit Menschen zu thun zu haben, die nicht rechnen
und dem Rechnenden nur sein Exempel verwirren.
Das unterscheidet eben den Menschen vom Tier, daß

Rose. Nicht enterben. Und ich hab auch noch einen alten reichen Onkel ohne Kind.

Werner. Wären Sie eine Bettlerin. Wernern so zu verkennen! — Sie werden wieder das heitere, poetische Wesen sein; dazu meine Schwester, das tiefe Gemüt — wir drei —

Rose. Können uns für Geld sehen lassen.

Werner (für sich). Canaille! — Rose —

Rose (steht auf). Sie können ein Mädchen wollen, das Sie für schlecht halten. Aber ich mag keinen Mann, der das kann. (Wendet ihm den Rücken)

Werner (wird malitiös). Rose — o Fräulein Döring —

Rose. Dank dir, Gott, daß du in dieser Stunde diesen Menschen mir geschickt hast. Du duldest solche Menschen. Du kannst edle Menschen nicht untergehen lassen!

Werner (wütend; erst für sich). Verwünschte Gans! — Mamsell — o man wird — weil man nicht zum Lückenbüßer. — (Er sieht sich und fällt in seinen salbungsvollen Ton) Werner zürnt nicht. Werner bedauert. Werner hat seine Genugthuung in seinem Bewußtsein.



Dreizehnter Auftritt

Rose (allein). Mußt du dich zusammen suchen, Rose? Der unglückliche Brief und dieser — Werner. Friß mußte sich betrogen glauben. Und ich? — Es überstürzte sich alles. Wie ich meinen Vater sah, da raffte mirs wie mit glühenden Fingern durchs Hirn. Daß ich ihn betrogen hatte von Kind an — weiter wußt ich nichts — alle Gedanken gefesselt von dem einen — alle Kraft verschlungen von dem einen, aller Wille gelähmt von dem einen! — Und hätt's ein

Wort gekostet — nur eins, und alles war wieder gut — das eine Wort hätt ich nicht sprechen können. (Sich selbst ermutigend) Und es hätt es auch. Ein Wort, nur eins, und alles war erklärt, und — da kniet das dumme Ding. Rose? Gänseblümchen mußt du heißen. Nur an den Vater darf ich nicht denken, jetzt nicht, wenn ich — Wie oft hast du gewünscht: wenn du ein Mann wärst, damit du kämpfen könntest um deine Liebe. Nun, Gänseblümchen, kannst du. Schnell, Gänseblümchen, schnell aufs Schloß! Ein Wort, und alles ist wieder gut. (Links nach hinten ab; man hört sie noch in der Szene „Gänseblümchen“ rufen)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs



Vierter Aufzug

Zimmer im Schloß. Eine große Flügelthür in der Mitte, durch die man, wenn sie geöffnet ist, in reich erleuchtete Gemächer sieht; darin gepuhte Gäste, Bediente ab und zu gehend. Musik. Eine Seitenthür.
Ein Sekretär. Vorn ein Tisch

Erster Auftritt

Falkenstein angegriffen auf einem Stuhl. **Undank** vor ihm stehend

Undank. Der Joseph, der das — Unglücksfeuer angezündet hat, hat alles mit angehört. Fahr hin, sagte der Pastor, und die Mademoiselle sagten Amen.

Falkenstein (ergriffen; wills verbergen). Weil sie wußten, daß jemand horchte.

Undank. Und wie der Pastor gegangen waren, und der Herr Doktor ihr seine Hand antrugen, sagte Mademoiselle Döring: wenn der Herr Doktor ein Mädchen wollten, das sie für schlecht hielten, so möchten sie einen Mann nicht, der das könnte.

Falkenstein. Und um ihm das zu sagen, bestellt sie ihn nachts in eine einsame Laube. (Er möchte gern mehr hören) Ist er fertig mit seinen Märchen?

Undank. Auch das hat der Joseph gehört. Die Mademoiselle hatten Herrn Wernern bitten wollen, dem Herrn nichts zu sagen, der ihn diesen Morgen mit Frühestem fragen wollen, weils sein Tod hätte sein können, wenn —

Falkenstein. Schon gut. Geh er nur.



Zweiter Auftritt

Falkenstein (allein, aufspringend, sowie Undank gegangen ist).
Wenns kein Märchen ist. Wer sagt mir, obs kein Märchen ist? Des Lauschers wegen erfunden, der mirs zutragen sollte? Wen frag ich, ders nicht achselzuckend weiter trägt? Jetzt, wo sie für die Betrogne gilt? O ich war glücklich. Gestern. Heute noch. Und nun, wie im Fiebertraum — Reue, Grimm, Jammer, Mut, Liebe, Haß — und im tieffsten Grollen ihre Stimme „Fritz,“ und ihre weiche Hand auf der meinen, wie sie so gern that, so innig und doch — verdorben! Und die Locken aus dem Gesicht schüttelte und mich ansah wie ein Frühlingmorgen auf einem Berg, daß die Seele kühl vor Tau und blau vor Himmelsfrische und — all das im dunkeln Wald allein — das umzittert mich wie flehende Hände — über die Wurzeln strauchelnd, wenn ein Nachtvogel aufrauscht, wenn sie der Wind bei den Haaren faßt und „Fritz, was hab ich dir gethan?“ — und daß das alles dennoch vielleicht Lüge ist, den mitleidigen Thoren zu fangen — und mit alledem unter diesen Menschen lachen, scherzen — ich will trinken, trinken — Einen Zug Vergessen, und kredenzte ihn der Tod! (Sinkt in den Stuhl zurück)



Dritter Auftritt

Wüstenfels. Falkenstein

Wüstenfels (schauffiert, Champagnerflasche und zwei Gläser in der Hand aus der Mittelthür). Endlich. — Aber, Mensch, wie du göttlich sein kannst. Wenn du willst. Aber was ist das mit dir? Drüben klingt noch der Saal vom Beifallruf. Du hast alles enthusiastmiert, enchanziert, eskamotiert — die Herzen nämlich. Alles sucht

nur deiner habhaft zu werden. So lang du da bist, brennen die Kerzen hell. Alles ist hingerissen von deinem Wuchse, deinem Stolz, deiner Naivität. Die Naivität wird Mode werden. Und ich laufe dir nach von Zimmer zu Zimmer, um deiner auch einmal habhaft zu werden. Und da sitzt der Held des Festes, der Abgott der Damen wie ein bleichsüchtig Mädchen allein und — liebäugelt mit dem Mond. Was muß die Gräfin denken. Komm, Fräulein. Alles erwartet nunmehr. Ich bring den Brauttoast aus. Nimm! (Will ihm ein Glas aufbringen)

Falkenstein (abwehrend). Noch nicht —

Wüstenfels. Noch nicht?

Falkenstein. So weit ist's noch nicht, sag ich dir.

Wüstenfels. Und warum so weit noch nicht. Und was willst du denn endlich? Es muß doch einmal zur Sprache kommen, daß ihr Brautleute seid, daß — Zum Teufel! sie wissen nicht anders, als diese Nacht noch die feierliche Verlobung. Hast du deine Edelmutsg Grillen noch nicht aufgegeben, so thut jetzt; du kannst deinen Geburtstag nicht würdiger feiern. — Dem Treuenfels wär's schon recht. Dem Kerl sieht der Neid, die Eifersucht aus den Augen. Donnerwetter aber auch! Diese Gräfin! Eine Himmelsfrucht von den Grazien selbst auf einem Teller präsentiert, der aus sechs Rittergütern gemacht ist. Und noch eins extra an den Hals geworfen! Du siehst, ich werde poetisch, und das wird ich nicht um jede Taille! Conversation! Tournüre! Das einzige Dumme an ihr, daß sie sich in dich vergafft hat. In deine Dorfmanieren, dein Feuer — was weiß ich? Weißt du, was sie ihrem Oheim antwortete, der von deiner Festigkeit sprach? Der ist vom Treuenfels gewonnen. Weißt du? Ich bin da, sagte sie, zu mildern, zu versöhnen. Wo ich anspornen müßte, da wär ich nicht an meiner Stelle. Denk dir das mit ihrer Grazie —

ich bin da zu mildern — aber wo du jetzt sein magst, Friß?

Falkenstein (in Gedanken). Trink nur. Ich hab schon zu viel —

Wüstenfels. So scheint's. Jeder Rausch hat seine Nachwehen. Und hat das Herz sich berauscht, müssen sich die Augen übergeben. Die Kofette spuckt noch — was gilt's! Hör du, Junge; das war doch nicht recht von dir — da mit der — Pfarrrose oder wie sie heißt —

Falkenstein (fährt auf). Pfarrrose — (besinnt sich) willst du was?

Wüstenfels. Und wenn sie dir was anders angethan hätte; du hast's zu arg gemacht —

Falkenstein (es soll leichtthin klingen). Meinst du?

Wüstenfels (für sich). Spiel Versteckens. Freilich sitzt sie ihm noch im Kragen. Aber sie muß heraus.



Vierter Auftritt

Undank. Vorige

Wüstenfels. Was ist?

Undank (zu Falkenstein). Mademoiselle Döring wünschten den gnädigen Junker zu sprechen.

Wüstenfels (sieht Falkenstein fragend an, der seine Bewegung verbergen will).

Falkenstein. Ich kann jetzt nicht —

Undank (bleibt stehen)

Falkenstein (die Dazwischenkunft Wüstenfels erwartend). Hört er?

Undank. Halten zu Gnaden, wenn Sie ein Herz dazu haben. Ich hab keins dazu —

Wüstenfels. Was hilfts, Fritz? Du mußt deine Härte gut machen. — Selbst mit ihr zu reden — rat ich dir nicht. Aber auch keinem den Auftrag geben, der das Verhältniß zu roh angreift.

Falkenstein (es soll leicht hin klingen). Du meinst? Nun gut. Weil du meinst. Als technischer Kompagnon — haha — (ihm kommt ein Gedanke; rasch) Wenn — (er besinnt sich auf die Verstellung) du um — was? und so recht fein — ich meine — du hörtest —

Wüstenfels. Was sie zu sagen hat. Aber wenn sie nun sagt: Mit dir hab ich nichts? Womit soll ich mich beglaubigen? Wenn du noch ein paar Zeilen — ist hier nicht Tinte und Papier? (Giebt ihm; Falkenstein setzt sich zum Schreiben; für sich) Er hofft sie unschuldig zu finden und mag sie doch nicht selbst fragen; da soll ich — verstehe, Bruderherz.

Falkenstein (schreibend). „Herr von Wüstenfels“ —

Wüstenfels. Zitterst du, Junge!

Falkenstein. Der viele Wein —

Wüstenfels. Das begreift sich.

Falkenstein (steht auf, liest und giebt). „Thut in allem meinen Willen.“ Und nun laß sie recht schwagen. Es ist was Drolliges um solch ein Mädchengeschwätz. Und — vergiß mir nicht — frag doch nach der Verschreibung, die ich ihr gegeben hätte — aus Spaß nämlich. Ich frage hernach — wenn ichs nicht vergesse. Du kannst hereinschauen, wenn sie fort ist, damit — wie gesagt, wenn ichs nicht vergesse. Wer denkt immer an dasselbe? Ha ha ha.

Wüstenfels. Willst du durch die Wand, Junge?

Falkenstein. Der Wein — (in der Thür wendet er sich, um noch etwas zu sagen; er unterbrücht und geht rasch in den Saal)



Fünfter Auftritt

Wüstenfels. Undank

Wüstenfels. Schließ er die Thüren, daß uns niemand überraschen kann. (Undank thut's; Wüstenfels kramt im Sekretär, findet Geld) Das kommt recht. Wo ist das Mädchen heraufgekommen?

Undank. Die kleine Treppe.

Wüstenfels. Schließ er den Korridor ab, daß sie die kleine Treppe wieder hinunter muß, wenn sie geht. Die Gäste dürfen sie nicht sehn. Was will er noch? Laß er sie herein.

Undank. Halten zu Gnaden, aber —

Wüstenfels. Er ist ein Liebhaber von den Ubern —

Undank. Weil ich keiner bin von den Os und Wehs und von den: Wenn ich gewußt hätt und andern dergleichen lahmen Nachzüglern. Wie ich den gnädigen Junker kenne, ist die Mademoiselle Döring die einzige, mit der sie auf ihre Art glücklich werden können. (Wischt sich über die Augen)

Wüstenfels. Er ist ein Narr mit seiner Philosophie. Führt er sie herein. Und laß er mich sorgen.



Sechster Auftritt

Wüstenfels allein, dann Rose

Wüstenfels. Wie sich das auch treffen muß, daß ich gerade heute hier bin, wo sichs um des Jungen Lebensglück handelt. Gerade ich, dems der Junge angethan hat, der — ich bin des Teufels, wenn er sagt: Wüstenfels, gieb dein Leben für mich, wenn ichs ihm nicht hinwerfe, da, Junge! wie einen faulen Apfel. Der Sache muß ein Ende werden.

Rose (eintretend). Er ist nicht hier. (Umsehend) Sie, Herr von Wüstenfels?

Wüstenfels. Wer sind Sie? Und wen suchen Sie?

Rose. Ich suche jemand, der mich kennt.

Wüstenfels. Sie kommen, eine Rechtfertigung zu versuchen wegen der Szene heut?

Rose (stolz). Ich komme, eine Rechtfertigung zu hören. Aber wo ist er? (Geht nach der Thür)

Wüstenfels (ihr den Weg vertretend). Sie können ihn nicht sprechen.

Rose (ruhig). Aber ich muß ihn sprechen.

Wüstenfels. Immer besser. — Was Sie zu sagen haben —

Rose. Ihnen? Ihnen hab ich nichts zu sagen.

Wüstenfels. Denn Sie fühlen, daß Sie eines Grades von Gläubigkeit bedürfen, den Sie bei mir nicht voraussetzen dürfen. — Um Ihnen und ihm eine Mühe zu sparen. Herr von Falkenstein will ein übriges thun. Und Sie werden es mit Dank erkennen. (Beugt sich leicht und wendet sich)

Rose. Ein übriges? Das wäre —

Wüstenfels (wendet sich rasch wieder zu ihr; erleichtert zu sich). Ist das der rechte Ton? Der Junker will für Sie sorgen.

Rose. Will er?

Wüstenfels. Ich freue mich, Sie so vernünftig zu finden. (Geht nach dem Pult)

Rose. Das ist also Vernunft.

Wüstenfels. Wollen Sie hier spaßen?

Rose. Ich? Nein. Aber Sie. Also —

Wüstenfels. Der Junker wird Ihre Aussteuer besorgen, wenn Sie sich — der Junker hat hübsche Jäger.

Rose (lachenb). Ja.

Wüstenfels (lacht mit; gutmeinend nach seiner Meinung, weil sie keine Schwierigkeiten macht). Und wenn Sie den Junker

nicht vergessen können — so — es ließe sich vielleicht arrangieren, daß die Intrigue — Sie begreifen —

Rose. Nun, warum unsre Vornehmen französisch sprechen. Sie haben so viel zu sagen, was sie deutsch zu sagen sich schämen.

Wüstenfels. Es giebt Männer genug, die ein Auge zudrücken um ein solides Glück — (läßt eine Rolle in Rosens Hut gleiten, den sie auf dem Tische spielend hin und her bewegt) Was meinen Sie?

Rose. Daß Sie Ihr Geschlecht das schöne Zeugnis nicht hören lassen sollen, das Sie ihm da ausstellen. (Sie hat, indem sie mit dem Hut fortspielte, diesen, wie ohne es zu wissen, fortgezogen, so daß die Rolle zur Erde fiel) Ziel nicht etwas? — Fünfhundert Thaler. Das müssen Sie haben fallen lassen.

Wüstenfels (hebt verbucht auf)

Rose (während sie ihm dazu leuchtet, auch gutmeinend). Ei, Herr von Wüstenfels, Sie sind zu heftig in Ihrer Bewerbung um meine — Achtung. Ehrlich oder klug — eins davon sollte man wenigstens zu sein scheinen. Wenn man auch keins davon ist. Wer heißt Sie die Leute für so leichtgläubig halten? Der Herr von Falkenstein kann heftig sein. Er kann irren. Er kann irrend sich übereilen. Warum nicht? Das alles kann er, und das alles können Sie von ihm sagen. Aber gemein sein? Das kann er nicht. Das scheinen nur Sie zu können. Verachten Sie darum den guten Rat nicht, weil er von einem Landmädchen kommt. Und — aber unser Geschäft, mein ich, ist abgemacht. (Sie will mit leichter Verbeugung gehn)

Wüstenfels. Bedauere, daß ich Ihre blanke Weisheit mit nichts anderm als einem so abgegriffnen Spruch zu erwidern weiß, als der ist — aber es würde Anmaßung sein, Ihrer Weisheit vorzugreifen — wo die Nutzenwendung so nahe liegt als (giebt ihr das Papier) hier. (Indem er nach hinten geht, um die Rolle wieder im Pult

unterzubringen) Sie ist göttlich! Aber sie ist Kofette durch und durch — und noch was Schlimmes.

Rose (hat gelesen; hält das Blatt immer noch mechanisch vor sich hin). Es ist nicht möglich. Aber es steht da. Und les ichs tausendmal, so sag ichs tausendmal: Es ist nicht möglich — und tausendmal stehts doch da. O, es ist schändlich! Über alles schändlich! Es ist unmöglich! — Aber es steht da. Wenns möglich wär, es wär — aber es ist nicht möglich! Aber es steht da. Es ist unmöglich. Aber es steht da.

Wüstenfels (kommt wieder vor; da sie schweigt, deutet er äußerst höflich nach der Thür). Wenn Sie fertig sind — Genieren Sie sich nicht. Ich hab auch noch Zeit. (Er thut, als wenn er in einem Buche lesen wollte, das er vom Pulte mitgebracht hat) Ah, Sie glauben noch an eine Ressource —

Rose (richtet sich auf; indem sie das Papier hinlegt, mit Betrachtung). Eine Ressource?

Wüstenfels (ruhig). Wegen der Farce mit der Verschreibung.

Rose (bald kalt, bald sich vergessend). Gut, daß Sie mich an diese Farce erinnern. (Nimmt das Blatt aus dem Busen, reißt es durch und läßt es in die Stube fallen) Eine Ressource — wohl gar — sehn Sie, Herr von Wüstenfels. Sie könnten Verdacht schöpfen, Sie kluger Mann — man möchte — man könnte — pfui — und wenn — der gleichen sich knieend anbettelte — (Bewegung, als wenn sie etwas voll Eitel von sich schöbe; im Gehen lachend) Eine Farce, gewiß! Denn wie könnte Ihresgleichen im Ernst eine Seele verschreiben! Etwas, was Sie nicht haben. Da käm der beste Advokat zu kurz. — Sie müßten sich eine vom Schneider machen lassen. (In der Thür lachend sich verneigend) Denn der gute Mann hat ja wohl auch das andre besorgt. (Sie geht).



Siebenter Auftritt

Wüstenfels (allein; etwas konfus). Solch ein Teufel steckt hinter diesem lächelnden Lärvochen! Aber sie ist göttlich! hinreißend! genial! Aber — schlecht ist sie doch. (Man merkt, er muß sich doch erst wieder in diese Überzeugung hineinreben) Hm. Und wenn sie's nicht wäre; nach dem Skandal heute könnte keine Rede mehr sein. Aber sie ist's. Wie unweiblich dies Kommen. Und wärs noch in Thränen gewesen, verzweifelt, außer sich. Aber nein. Ganz ruhig und nonchalant. Wie zu einem Geschäft. Zu einem Handel. Die Gräfin dagegen! Pfui. Die Gräfin mit der vergleichen heißt die Weiblichkeit selbst an den Pranger stellen. Und vergißt du denn die Einladung in die Laube, diese Thatsache? Dieses Herrn Werner Konfidenzen? Die Erzählung im Städtchen? Und was du mit deinen Augen gesehen hast, wie Mutter und Tochter zusammenhalsen, ihn zu fangen? Versteht sich. Bei der ersten Andeutung mußte sie aufflammen, wenn's ihr Ernst war. Dieser tugendhafte Bohn, daß — es nur fünfhundert Thaler waren, und das Komplott hatte sich auf mehr Rechnung gemacht. Ein Junker und — solch ein Knauser! Und zuletzt das — wie würde sie beides ausbeuten, wenn sie selber ihn zu sprechen bekäme. Und dann — ständ ich auch nicht für ihn. Was kann solch ein warmherziger Junge von zwanzig Jahren gegen solch eine Kokette, die warm und kalt ist, wie sie's eben braucht. Hat sie mich doch fast konfus gemacht, mich alten Kerl! — Aber dafür müssen wir thun. Das Komplott wird natürlich alles versuchen. Da gelten alle Waffen. Nichts darf hereingeschwärzt werden. Kein Brief. Nichts. Den Jungen bewach ich selbst. Sie soll nicht leiden. Wenn sie sieht, daß es mit ihren Künsten nichts ist, wird sie zugreifen wie eine andre auch. Aber der

Junge soll mir das Herzeleid nicht anthun, sich unglücklich zu machen. Hier kann nur eine Operation retten. Auf seine Weigerung darf mans nicht ankommen lassen. Die Geschichte ist wichtig genug, sein Schicksal zu spielen. Vorwärts, Wüstenfels! Junge, ich kann dir's nicht ersparen. (Er öffnet die Thür und steht hindurch, dann tritt er in die Nähe des Fensters) Das Messer angelegt, ohne daß er's weiß. Die Zähne zusammengebissen. Eins. Zwei. Drei. Wenn er gerettet ist, wird er mir's danken.



Achter Auftritt

Falkenstein. Wüstenfels

Wüstenfels. Da ist er schon.

Falkenstein. Wolltest du was? Winktest du mir nicht?

Wüstenfels. Wegen der kleinen Kofette —

Falkenstein. Hast dus mit Mädchen zu thun?

Wüstenfels. Ich denke, die Kleine wird außer sich sein. Vor unglücklicher Liebe. Sieh mal. (Zieht ihn ans Fenster) Dort geht sie noch. Was, Junge? Geht ein Mädchen so, das Zahnweh hat? Geschweige Liebes-schmerz? Wie sie mit dem Hut schlenkert und kokettiert, als wär ihr schon irgend ein Laffe gewiß. Schlenkert sie nicht deutlich: Die Männer sind ja billig heutzutage! Für tausend Thaler hab ich die Auswahl. Und das zurückgeworfne Köpfchen, erzählt es nicht allen, die ihr begegnen: Die Farce war ich lang überdrüssig. Ja wohl eine Farce! Und wenn dergleichen knieend sich anbettelte —

Falkenstein (von jetzt sich immer mehr vergessend). Hat sie das gesagt?

Undank (erschrocken). Aber —

Wüstenfels. Helfen. Nicht philosophieren. (Sie legen Falkenstein auf Stühle) Der Schnitt ging tief. Aber die Jugend verwindet alles.

Undank. Gott sei Dank! Sie kommen zu sich.

Falkenstein (im tiefsten Schmerz). Rose! (Er richtet sich auf und sieht die Helfenden einige Augenblicke fremd an)

Undank. Erkennen Sie den alten Undank? Die Mademoiselle Döring —

Falkenstein (schwach, aber voll Verachtung). Wer fragt nach seinen Mamsells?

Wüstenfels (unwillkürlich). Armer Junge!

Falkenstein (erhebt sich bleich aber stolz). Wen meinen Sie, Herr von Wüstenfels? Wenn man fragen darf.

Wüstenfels (als hätte er überhört). Ist's ein Wunder? Der Wein. Aber hier sitzt du nun und konversierst mit deinem Rausch von Tiras und Sultan, während drüben die Gräfin —

Falkenstein (immer mehr sich erholend). Der Wein. Ja, du hast recht. Es ist eine Schande. Hilf mir auf. Der Wein ist tückisch.

Wüstenfels (für sich). Auf dem ehrlichen Elfer wird's da wohl mal sitzen bleiben.

Falkenstein. Aber er soll wieder gut machen, was er verdorben hat. (Er kann kaum stehen)

Wüstenfels. Wie du aussiehst. Ich fürchte, du bist wirklich krank.

Falkenstein. Und ich fürchte, du wirst im Braut-toast stecken bleiben.

Wüstenfels (freudig überrascht). Ist's dein Ernst?

Falkenstein. So gewiß du stecken bleibst.

Wüstenfels. Du meinst? Es gilt!

Falkenstein. Zwanzig Flaschen Champagner.

Undank (kummervoll). Aber —

Falkenstein. Champagner und kein Aber! Laß er Wein heraufholen, so viel der Keller hergiebt. Die

fremden Domestiken, die Falkensteiner Nachbarn, meine Leute, wer meine Verlobung mitfeiern will. (Sieht nach der Uhr) Es wird bald zwölf sein. Hört er? Punkt zwölf müssen die Trompeten schmettern, die Pauken wirbeln und die Kanonen donnern. Das Feuerwerk nicht zu vergessen. Das R D auf den Transparents — heißt Rudolfsine Diemar. Damit sie wissen, wie sie zu rufen haben.

Undank. Aber —

Falkenstein. Lad er seine Aber in die Böller oder ersäuf er sie im Champagner. Ich kann sie nicht brauchen. Vorwärts, Alter! (Undank unter Zeichen der Besümmernis ab) Geh nur voraus. Ich folg dir auf dem Fuß.



Behnter Auftritt

Falkenstein (allein). Ich will glücklich werden! Ihr zum Troß. Mein Glück soll im ganzen Lande zum Sprichwort werden. Damit sie täglich hören muß. Es soll heißen: Glücklich wie Fritz von Falkenstein. Wein! Musik! Kanonen! Ich will glücklich sein! (In den Saal ab)



Verwandlung

Kirchhof

Kirche hinten; rechts vorn das Pfarrhaus; über der Kirche etwas links auf der Höhe das Schloß. Im Vorgrund ein großer Leichenstein.

Mondschein



Elfter Auftritt

Freitag, Susanne, Friederike von links nach rechts, die Mädchen mit Körbchen über die Bühne

Susanne. Was das nur für ein Bellen und Schreien ist da auf dem untern Weg?

Freitag. Ein Dieb wird's sein, den sie heken.

Friederike. Wo ist denn die Sabine?

Freitag (zeigt auf das Pfarrhaus). Da bei Pfarrers da drüben.

Susanne. Es ist oben und unten Licht.

Freitag. Der Pfarrer hat einen von seinen gefährlichen Anfällen gekriegt. Aber Sapperment, vor zwölf noch müssen wir mit den Gläsern aus der Schenke zurück sein. Das ganze Dorf soll mit trinker vorm Schloß. (Ab)



Zwölfter Auftritt

Rose (allein; weiter vorn links; bleich aber stolz und langsam gehend). Können sie mich noch sehen? Sie sollen sich nicht figeln, die Fenstersknechte und ihre Herren — Nicht einen schnellern Schritt, Rose. Nicht einen Laut! Nein. Sie kehren zurück. Mich sieht niemand mehr. (Sie setzt sich schweigend auf den Leichenstein, legt den Kopf in die Hände. Dann steht sie auf) Und was nun? Den Himmel stürmen mit Vorwürfen? (Bitter lachend) Er ist taub. Und die ewige Liebe drüben ist ein Märchen. Willst du sie fragen, warum sie dich zum Menschen schuf? Warum uns eine Seele, die menschlich fühlt? Ein zähes Herz, das nicht brechen will? Wenn du uns den Männern zum Spielzeug erschuffst, das sie straflos

verwüsten dürfen? — Aber das Spielzeug für solch plumpe Hände mußte dauerhaft sein. Und freilich! freilich! das ist ja eben, was du den Herren der Schöpfung zum Eingebinde gabst — die Lust an unsrer Qual. — Ich lebe noch? Bin ich doch ein Weib. Ich hoffe noch? Weil Jugend nicht zu ertöten ist. Aber — du liebst ihn noch? ihn, der — ihn, pfui, pfui, der — (Ein Gedanke macht sie plötzlich aufspringen) Aber seine Stimme zitterte, wie er rief. Warum zitterte seine Stimme? Er stand über mir, schön wie der bleiche Mond über der schauernden Wolke. Warum war er bleich? Er zürnte. Verachtung zürnt nicht. Nur die Liebe zürnt. Die verzweifelnde Liebe. Rose! Er hat dich nie mehr geliebt, als da er nach den Hunden rief. — Die Schrift war von ihm. Aber der Auftrag nicht. Und wenn ihm der das Blatt zeigte, das ich hinwarf? Wie mir die Schrift? Und sagte: Ich hab ihr Geld geboten. Sie hat dich aufgegeben für Geld. Hier ist das Blatt. Dennoch durst ers nicht glauben. Aber hab ichs nicht auch? Ich durst es nicht glauben und that es doch. Das ist ja eben die Liebe — zwei Herzen und kein Kopf! — Er mußte mir zürnen. Sonst liebte er mich nicht. Er mußte heftiger zürnen. Er mußte — durst ich denn leben? Thut ihm nicht unrecht, Rose. Der arme Junge. Leidet er nicht mehr als ich? Aber dennoch solls ihm nicht geschenkt sein. Er soll mirs beichten, was sie ihm aufgebunden haben. (Nacht in sich hinein) Wie er sich trozig hinter seine Wimpern ducken wird. Ich seh ihn schon. — Und nun, mit der Gewißheit in allen Adern! Sie lassen mich nicht zu ihm; das ist gewiß. Aber der alte Undank und — ich schreibe. Es braucht ja nur, daß er erfährt, wie ich betrogen werden sollte in seinem Namen. — Nun, Herr von Wüstenfels, nun sehn Sie, was Sie können. Hier liegt mein Handschuh. (Sie eilt nach dem Pfarrhaus; vor der Thür bleibt sie stehen) Halt! dahinein darfst du noch

nicht wieder. Rose — nur jetzt keinen Jammer. Mißlingt es, hast du noch Zeit genug dazu. Aber es kann nicht mißlingen. Da ist Sabine. (Klopft ans Fenster) Sabine!



Dreizehnter Auftritt

Rose. Sabine erscheint innen am geöffneten Fenster

Sabine (weiß nicht, ob sie nicht wieder schließen soll) Du — Rose?

Rose. Du erschrickst?

Sabine. Ich dachte nur — wenn uns jemand beisammen säh. Du nimmst mirs gewiß nicht übel.

Rose. Nein. Nein. Aber einen Brief besorgst du mir doch? An Undank —

Sabine. Ich müßte Freitag schicken.

Rose. Und bitte, Sabine; dort auf dem Klavier — (Sabine verschwindet vom Fenster; Rose zeigt und spricht leise hinein) links unter dem Epheu — liegt Papier und Bleistift — und dort unter der Guitarre — aus dem Tintenzeug eine Oblate. Es geht schwer auf — du mußt an der Seite drücken. So. So. (Sabine giebt's heraus; wie sie das Fenster schließen will) Bitte, laß das Fenster nur Einen Augenblick — wie mir das alles so lieb und — Rose! Nicht klagen! Rose! Handeln! (Sabine verschwindet innen)



Vierzehnter Auftritt

Rose (allein). Aber wo nun schreiben? Hier der Leichenstein muß mein Tisch sein. Der Mond leuchtet. Es geht alles, was gehen muß. (Sie kniet am Leichenstein. Vom

Rose (ist fertig; giebt ihr den Brief). Aber ja in des Junkers eigne Hände solls Undant geben. Mein und sein ganzes Glück hängt davon ab.

Sabine. Gieb nur. Deine Mutter ruft mir eben.

Rose. Nur einen Augenblick noch. Wie kommts, daß Licht in der grünen Stube ist? Doch nicht —

Sabine. Der Herr Pastor —

Rose. In der grünen lag er, wie er so krank war —

Sabine. Nun ja: er ist ganz von sich. Mein Bruder kommt nicht von seinem Bette.

Rose. Ich muß zu ihm!

Sabine. Um Gottes willen nicht. Mein Bruder sagt, wenn er dich jetzt säh, wärs sein Tod.

Rose. Wärs sein Tod. — Meine Mutter, bitte, Sabine. Nur ein Wort wollt ich mit ihr reden.

Sabine. Ich wills ihr sagen. (Sie verschwindet vom Fenster)



Sechzehnter Auftritt

Freitag, Susanne, Friederike kommen zurück über den Kirchhof; im Gespräch. Rose tritt in den Schatten

Susanne. Wenn ich die Rose wär, mich säh niemand wieder.

Friederike. Ich lief heut noch in den Fluß.

Freitag. Die läuft nicht. Es müßte denn mit einem Junker sein oder von einem zum andern. Aber die Gräfin. Was, ihr Mordmädels? Das ist eine Dame. Es ist bald zwölf. Donnerwetter! lauft. Sonst versäumen wir die ganze Verlobung. (Miteinander ab)



Siebzehnter Auftritt

Die Pastorin in der Thür. Rose

Rose. Verlobung? — Um Gottes willen, Mutter! Wissen Sie von einer Verlobung auf dem Schlosse?

Pastorin. Du warst die Braut, wenn du mir folgtest.

Rose (voll Angst). Ich muß zum Vater. Mutter, lassen Sie mich!

Pastorin. Daß du noch zur Vaternörderin würdest? Das ist, was du noch werden kannst.

Rose. Und würd ichs — wer wär schuld? Wer hats auf dem Gewissen, was aus mir geworden ist? Daß mir die feurigen Stiche durchs Hirn gehn? Daß ich mich halten muß, daß ich nicht lache und springe über den Jammer wie eine Wahnsinnige? Wahnsinn? Als obs nichts Schlimmes gäb als Wahnsinn! Mutter, wenn jetzt ein Engel sagte: Streck deine Rechte aus, und dein Vater ist gesund. Oder streck deine Linke aus, und dein Friß kehrt zu dir zurück. Aber nur Eins. Das oder jenes. Und hier liegt der alte Pfarrer bleich und tot auf der Bahre, die alten, lieben Hände über der Brust ins Kreuz gelegt. Und die Glocken klängen. Und die Schüler sängen. Und die Neugierigen drängten sich dort um die Kirchhofsthür. Und dort auf der Straße — weißt du, was ich thäte? Mutter? Mutter? Ich zögerte? Ich fragte? Ich besänne mich? Ich wählte? Nein! Nein! Die Linke streckt ich, ich entschliches Kind! Die Linke streckt ich. Und dort. Dort kam er. Die Hunde voran. Hoch zu Roß. Mit dem stolzen Wesen. Mit der wehenden Feder. — Glaubts nicht, Mutter! Glaubts nicht. Die drüben haben den Himmel. Die noch auf Erden sind, wollen glücklich sein. Ich will so viel Glück zusammenraffen, als ich in meinen Armen halten kann.

Pastorin. Ich gehe.

Rose (hält sie zurück). Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht. Aber du hast mich nie geliebt. Du hast niemand geliebt. Nur den Reichtum und die Größe hast du geliebt. Und ich sollte dir das Mittel dazu sein. Glaub's nicht, Mutter! Glaub's nicht, was ich sage. Ich rede nur so in der Angst, damit ich mich selber vergessen will. Ich bin nicht wahnsinnig, Mutter. Aber damit ich's nur nicht werden muß. Wer ist schuld daran, als du? Du hast mich in das Lügenneß verschlungen, daß ich mich nicht halten konnte. Glaub's nicht. Und was hab ich gethan? Hätt ich nur immer gelogen und geheuchelt, es wär alles gut. Nur offen soll kein Mensch sein und großmütig und wahr.



Achtzehnter Auftritt

Sabine am Fenster. Dorige

Sabine (atemlos). Frau Pastorin! Um Gottes willen kommen Sie nur.

Pastorin. Was ist denn?

Sabine. Der Herr Pastor — ich hört ihn röcheln — ich lief ans Bett — da fuhr er auf und streckte sich — und sein Gesicht ist so lang geworden — ach Gott! Er ist gestorben.

Rose (außer sich; will hinein). Fort!

Pastorin (hält sie auf). Fort du! — Willst du den Vater noch im — Nimmst du den Werner? Er will so gnädig sein. Fühlst du, wie gnädig ein Mann sein muß? Nimmst du ihn?

Rose (es schlägt zwölf am Kirchturm). Nein, Mutter!

Pastorin. Bist du noch stolz? So fahr hin, wohin du willst.

Rose (hält sie gewaltsam fest). Du mußt mich halten. Du hast mich geboren.

Pastorin (sich lösringend). Rühr mich nicht an. Ich bin eine ehrliche Frau. Du hast deinen Vater umgebracht. Deiner Mutter für ihre Liebe das Herz gebrochen. Dir muß es vergolten werden. Im Spittel mußt du sterben, Landstreicherin. Das hast du an deiner Mutter verdient. (Geht, wirft die Thür hinter sich ins Schloß)



Neunzehnter Auftritt

Rose allein. **Freitag** und viele andre Stimmen fern vom Schloß her

Rose (schwindelnd). Das geht schnell. Hahahaha. Jetzt die Kirche. Jetzt das Schloß. Hahaha. Und wieder die Kirche, und wieder das Schloß. Was ist denn nur? Der alte Pfarrer ist tot? Aber was kann ich denn dazu? Und wer weiß denn, obs wahr ist? An Schmerz wär er gestorben? An seinem Kind? Wer stirbt heutzutage an Schmerz? Am Husten, am Schnupfen, wenns sein soll? An Schmerz? Spaßmacher ihr! Wenn man an Schmerz sterben könnte, wär ich schon tot. So — nun steht das Schloß wieder still. Nun will ich hinauf. Aber was will ich denn oben? Unterwegs wirds mir schon einfallen. Verlobung? Und eine Gräfin? Wo sollte die herkommen? Wenn die Gräfinnen vom Himmel fielen! Oder soll ich erst in die Apotheke? Da ist ja ein Mittel, das für alles hilft. Hat ers nicht selbst gesagt? In dem Schränkchen in der Ecke — und der Schlüssel hinter der großen Spiritusflasche. — Nein. Erst will ich aufs Schloß. (Wie sie sich dahin wendet)

Freitag (in der Ferne). Vivat der gnädige Junfer Friedrich von Falkenstein und seine hochgeborne Braut Gräfin Rudolfine von Diemar!

Viele Stimmen. Hoch! (Musik, Transparente im Part sichtbar)

Freitag. Und abermals —

Stimmen. Hoch!

Rose (war zurückgesunken; sie springt wie eine Rasende nach dem Schloß zu und ruft in den Lärmen hinein). Und Fluch! Und Fluch! Und Fluch! Fluch der Lippe, die ihn küßt! Fluch der Hand, die ihn streichelt! Fluch hüben! Fluch drüben — (Sie sinkt vor Schwäche in die Kniee; kann die Hände nicht falten) Und laß ihn glücklich sein — erhöre mich doch, Fritz — er — (Immer schwächer) Bete — und wollte fluchen. Dazu — Kraft — wenn ich wieder Kraft — dann wieder fluchen — bis ich nicht mehr — und wieder beten — bis — und wieder fluchen — und beten und fluchen — so solls — die schwarzen Monde — war in der Apotheke — das Sausen — was wollt ich —

Freitag. Und noch einmal Vivat der hochgebornen Braut —

Stimmen. Und noch einmal — und noch einmal —

Rose (kaum vernehmlich). Und noch einmal — Vivat — und — noch — einmal — (Sie sinkt um)

Stimmen. Hoch!

Die Musik spielt den beliebten Tanz von vorhin. Das Schloß in bengalischen Flammen. Kanonenschläge

Der Vorhang fällt langsam

Ende des vierten Aufzugs



Fünfter Aufzug

Am Ende des Dorfes Werners Häuschen; über der Hausthür die Firma „Apotheke.“ — Eine Rasenbank und Tisch davor. Rechts näher das Schloß, ferner die Kirche. Frühester Morgen. Die Fensterladen des Häuschens noch geschlossen

Erster Auftritt

Freitag (in ängstlicher Eile von rechts, findet die Thür geschlossen).
 Ei so schläft! — Oder sind noch bei Pastors? Wär ich zum wenigsten gestern bei meiner Mutter gewesen. Wenn ich nur Sabine sprechen könnte. Die Rose — die arme, gute Rose! Ich will doch einmal aufs Schloß. Vielleicht ist jetzt ein Pförtchen offen. (Wieder rechts ab)



Zweiter Auftritt

Werner. Dann Sabine

Werner (rasch von links). Der Ostwind bläst mir in meine Segel. Man kann nicht mehr Lungenentzündungen wünschen. (Er pocht an einen Laden) Sabine! Hörst du? (Der Laden wird geöffnet)

Sabine (erscheint im offenen Fenster)

Werner. Wie stehts mit der Rose?

Sabine. Der Wärter konnte sie kaum zwingen. Immer wollte sie in die Apotheke. Jetzt ist sie ruhig. Aber bei sich ist sie noch immer nicht.

Werner. Mit dem Pastor stand's auch schlecht. Dazmal kommt er noch davon. Und richtig; wie ich vorher sagte. Kaum, daß er aus dem Starrkrampf erwacht war, verlangte er nach der Rose.

Sabine. Er ist nicht tot geblieben?

Werner. Gieb mir das gelbe Stui. (Sabine verschwindet von dem Fenster; Werner spricht hinein) Ich hab ihn nur mit Müß abhalten können, wie er einmal wußte, daß ich die Rose hatte zu uns bringen lassen, und daß sie krank ist. Damit er warten sollte, bis ich wiederkäm. Ich muß schnell in die Mühle. (Laut und in seinem pathetischem Ton) Mit der Rose fahr so fort. Du bist Werners Schwester. Ich sage weiter nichts.

Sabine. Ist auch nicht nötig nach dem, was gestern in der Laube vorgefallen ist. Pfui. Und so einer —

Werner. Mit der Tochioerschaft bei der Pastorin wars dazmal nichts. Was? Hahaha. Aber ich heirat die Rose. Bleibts doch in der Familie. (Sich umsehend, dann wieder pathetisch) Sabine. Schwesterherz! — Mehr sag ich nicht. (Geh't links nach hinten)



Dritter Auftritt

Sabine ist am Fenster verschwunden und erscheint in der Hausthür, die sie geöffnet hat. Gleich darauf Freitag

Sabine. Pfui! Pfui! Wie ich mich schäme wegen dem.

Freitag (kommt wieder). Noch alles zu. Der Wüstenfels will niemand zum Junker lassen, sagt der Joseph.
— Sabine —

Sabine. Du bist. Bin ich erschrocken. Ich bin noch in den Nachtsachen. (Will gehn)

Freitag. Ich erbärmlicher Mensch! Wenn ich doch — hörst du, Sabine? (Hält sie auf) Das Geld war von der Rose. Deshalb schlich sie heimlich um das Häuschen herum und erschraf. Beschenkt meine Mutter und — ich geh hin wie ein Judas —

Sabine. Doch nicht zum Junker?

Freitag. Und sag ihm —

Sabine (immer ängstlicher). Aber was denn nur?

Freitag. Nu, von der Verschreibung, die sie dir gezeigt hatte, und von den Briefen; was du mir gesagt hattst — davon rührt ja eben das ganze Unglück her.

Sabine (erschrocken). Und das trägt er auch gleich — Aber so gehts mir nur. So eine wie die, die darf sagen, was sie will. Der geht alles zum besten aus. Aber ich darf nur einmal aus Zartgefühl ein Wörtchen mehr sagen —

Freitag. So ist's am End gar nicht einmal wahr, das mit der Verschreibung?

Sabine. Die Pastorin hatte in der Rose Fack gekramt, da wars herausgefallen —

Freitag. Und du hafts —

Sabine. Nun freilich hab ichs gelesen. Und in der Verlegenheit — und du ließest mir auch eher keine Ruh — bis ich — wer weiß was gesagt hätt. Wenn ich so fest wär wie die Pfarrrose!

Freitag. Und du bist besser, weil du lügst? Das hätt sie freilich nicht. Zu lügen — dazu ist sie zu fest. Und die Leute ins Unglück zu bringen, dazu gehört Gemüt. Und was willst du denn nun thun vor Gott und deinem Gewissen?

Sabine. Sie hat mir einen Brief gegeben. Der sollte alles wieder gut machen, sagte sie. Ich hab ihn doch noch? Ja; hier.

Freitag. Gieb her. Und wenn nun zehn Wüsten-

felfer wären, ſie ſollen mich nicht vom Junfer abhalten, biß ichs ihm gegeben und alles erzählt hab, wie es war. Aber mit uns iſts aus von der Stund an. Ich werd mein Lebtag nicht wieder froh. (Wieder rechts ab)



Vierter Auftritt

Sabine allein; gleich darauf Roſe

Sabine (ruft ihm weinend nach). Freitag! — Was ich für ein armes Mädchen bin mit all meiner Sittſamkeit. Mit all meinem Inachtnehmen. Nun wirds heißen: Die Pfarrroſe war brav; aber die Wernerſabine hat ſie hineingebracht.

Roſe (kommt aus der Apotheke, wahnsinnig; umſehend, als hätte ſie etwas vor)

Sabine. Kann ſie denn nicht bei Tag Almoſen geben? Woß alle Leute ſehn? (Wird Roſen gewahr) Da kommt ſie. (Mitleidig) Nun ihr gehts auch darnach. Eine andre wär freilich nicht ſo gutmütig wie ich. Wie ſie geht mit ihren Haaren, daß arme Ding! Sie hat mich hineingebracht ins Unglück. Aber ich trags ihr nicht nach; ich nicht. Ich bin anderer Leute Richter nicht.

Roſe. Wenn man allein wär. Die paſſen immer auf.

Sabine. Ob ſie nicht jezt kommt? (Voll Mitleid) Soll ich dir einen Stuhl heraus holen? Wie du mich dauerſt. So gehts. Ich bin freilich öfter ſitzen geblieben beim Tanz. Und wenn du mit jungen Herren herumſpaziert biſt, da ſaß ich ſittſam hinter meiner Arbeit und ſah nicht auf. Und du haſt über mich geſpottet. Jezt iſts umgekehrt. Aber ich? Ich ſpote nicht. Ich nicht.

Roſe. Habt ihr auch einen Brunnen, junge Frau?

Sabine. Soll ich dir vielleicht ein Glas voll holen?

Rose (knirschend). Wenn ihr so gut sein wollt. Gottes Lohn, junge Frau.

Sabine. Das ist doch ein Unglück. (Sie holt ein Glas im Haus)

Rose (in sich hineinlachend). Die Rose ist klug. O, die Rose ist klug. Die wartet, bis sie alle fort sind. Die stellt sich ruhig. Sonst kann sie nicht in die Apotheke.

Sabine (mit einem Glas). Ich komme gleich zurück.

(Ab)



Fünfter Auftritt

Rose (allein; sie sieht Sabinen nach). Im Schränkchen links — o, ich weiß es noch! Im dritten Fach von oben — und der Schlüssel — hinter der großen Spiritusflasche. — Jetzt ist sie fort. (Sie eilt in die Apotheke)



Sechster Auftritt

Der **Pastor**, gleich darauf **Rose** zurück

Der **Pastor** kommt mühsam von links hinten; er setzt sich

Rose kommt wieder mit einem Gläschchen, das sie versteckt hält und erst im Proszonium behutsam hervorbringt

Pastor. Sie ist es selbst. Rose!

Rose (in die Betrachtung des Gläschchens vertieft). Das hilft gewiß. Das hilft ganz gewiß.

Pastor (indem er sich erhebt). Mein Kind.

Rose. Wer sagt es nur immer die Nacht? Nein;

daß war der Perpendikel an der Uhr; der ruhte nicht einen Augenblick.

Pastor. Ich komme dich heimzuholen.

Rose. Wenns was Schlimmes wär, da hätt ichs trinken müssen. Und wenn ichs nicht gewollt hätt. (Sie liest an dem Gläschen) O—p—i—u—m. Was das heißen soll? Hm! O—p—i—u—m. Halb voll. So, nun ist's auf. Nun — (will trinken)

Pastor (ihr näher kommend). Du willst nicht?

Rose (erschrocken, sucht das Gläschen zu verstecken). Wieder einer, den sie schicken —

Pastor. Du bist frei. Aber raten darf ich dir doch? Und wenn du wo sicherer ruhst als am Vaterherzen — dich hinbringen?

Rose. Daß man nicht gesund werden soll.

Pastor. Du hast kein Wort für mich? Muß ich zu meinem Stabe sagen: Komm, stütze du mich, alter Stab? Mein Kind will mich nicht stützen?

Rose (hat das Gläschen in Sicherheit gebracht, nun wendet sie sich nach ihm)

Pastor. Nein! Ich sehe falsch. Das kann ja nicht möglich sein!

Rose. Ihr seid der Meister Totengräber? Ach ja. Jetzt erkenn ich euch. In dem halben Jahr, seit die Pfarrrose gestorben ist, hab ich so viel geweint, daß meine Augen schlimm geworden sind. Ein Kind muß doch eine böse Krankheit sein, weil man dran sterben kann. Wenn der alte Pastor noch lebte — (ihn betrachtend) Nein; wer einmal gestorben ist, wird nicht wieder lebendig. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Nein. Aber verratets ihnen nicht mit dem Mittel. Bitte. Bitte. Sollt auch recht hübsch sein, und der liebe Gott wirds euch vergelten.

Pastor (muß sich wieder setzen). Großer Gott!

Rose. Es hieß, an unglücklicher Liebe wär sie gestorben. Aber es ist nicht wahr. Ich wills euch

gestern; hat Rosens Brief offen in der Hand. Wie er Rose tanzen sieht, erschrickt er)

Rose (tanzenb). Rose? Was sie nur alle von der Rose wollen? Die Pfarrrose? Meint ihr die? Die ist nicht zu Haus. Die ist tot und begraben. Da ist der Totengräber noch; der kanns bezeugen. Jetzt kommt Chaine, dann Ronde, meine schönen Herrn und Damen.

Pastor (faßt Falkenstein beim Arm). Siehst du, was du gethan hast, Glender? Einen alten Mann betrogen und seinem Kind das Herz gebrochen. Stell dich nicht erschrocken und bekümmert. Wozu sollst du jetzt noch heucheln? Ich alter Mann kann dir nicht schaden.

Falkenstein. Großer Gott! Was hab ich gethan?

Pastor. Machen Sie sichs bequem. Sie sind ja hier in Ihrer Ordnung. Klatschen Sie nicht?

Rose. Ja, Meister Totengräber, so gehts. Aber wenn die Gräfin gestorben ist, die begrabt mir sechs- mal so tief als andre Leute. Wer spricht denn da von einer Gräfin? Stille doch! Stille! Ich kann sie in den Tod nicht leiden. — Nun kommt Ronde, meine schönen Herrn und Damen. (Sie betrachtet den Pastor) Ich glaube gar, ihr weint? Und wenn ihr der beste Mensch seid, und ein Ziegel fällt euch auf den Kopf, so müßt ihr sterben wie der schlechteste. Da hat keiner was voraus. Aber die Menschen denkens doch? Sie denken, wenn sie brav sind, muß der liebe Gott einen Unterschied machen? Aber der macht keinen. Gott bewahre. Gott bewahre. Gott bewahre.

Pastor (zu Falkenstein). Nehmen Sie doch Platz. Es sieht sich besser mit an so. Ich sitze auch — weil — Friß, das konntest du? Um Vergebung. Ich bin siebzig Jahr — zwanzig Jahr an meinem Herzen gewärmt — und ich hätte — ich spreche da, ich weiß selbst nicht, was. Bitte tausendmal — ich habe die Ehre — Rose, du kommst auch nicht —

Falkenstein (hält ihn). Vater, thu mir nicht unrecht —

Pastor. Herr von Falkenstein —

Falkenstein. Sie müssen — Vater, man zeigte mir einen Brief. — Rose sollte mein Weib werden. Ich fürchtete deine Einwendungen — ich wollte dich überraschen — dich zwingen gestern nacht. Da zeigten sie mir einen Brief, worin sie den Werner nachts in die Laube lud. Ich hätte nicht irr werden sollen, aber ich wards — mein Stolz raste — Vater, hast du mich nicht selbst zum Stolz erzogen?

Pastor. Auch du klagst mich an?

Falkenstein. Ich wollte lieber der Betrüger scheinen als der Betrogene — ein Schurke — dieser Wüstenfels benutzte es, mich zu gängeln wie — Vater —

Pastor. Siehst du? Siehst du, Fritz. Der Stolz wars nicht. Meine Erziehung wars nicht. Ein Bösewicht hats gethan. Fritz — ich hab auch dir unrecht gethan.

Rose. Fritz? Fritz? (Sie geht auf Falkenstein zu; wie der sie fassen will, bedeutet sie ihn, sie zu lassen; sie betrachtet ihn sinnend immer näher; kopfschüttelnd) Hm — hm — was — wenns nur da oben — aber — nein — (Sie nimmt sein Gesicht in beide Hände) da ist doch was, das — ja, wer sich besinnen könnte — da hier — da — ja — da um die Augen dahier herum — die Augen hab ich doch schon gesehn. Die freundlichen Augen. Ja. Wo denn nur? Ach ja, warte doch — jetzt, jetzt — ach du lieber Gott vom Himmel, das ist doch der Fritz? Freilich! Freilich!

Falkenstein. Vater, sie erkennt mich wieder.

Pastor (gen Himmel). Ja; du bist doch die Liebe!

Rose. Ja freilich! Jetzt weiß ichs ja. Du bist. Ich konnte dich nicht sehen vor dem Schleier hinter den Augen. Du bist wohl lange weg gewesen? Und ich hab so schwer geträumt. Ja du bist. Ich hab

in der Laube gewartet. Du wolltest zum Vater um seinen Segen. Mir wirds immer heller!

Falkenstein. Ja, zum Vater. Vater, segne deine glücklichen Kinder. (Sie knien vor dem Pastor)

Pastor. Nimm mein alles, Fritz. Beiden geb ich euch mein bestes, mein alles. Keinem kann ich mehr geben, als ich ihm gebe. Dir meine Rose, dir meinen Fritz. Und soll Verkennung zwischen uns treten: wir kennen nun ihr Gesicht. Sie kann uns nicht mehr täuschen. Kommt, Kinder.

Falkenstein (wie sie gehn wollen). Vater, das ist ihr Lächeln nicht mehr.

Rose (immer in sich hineinlachend). Daß ichs immer nicht herauskriege —

Pastor. Rose — besinne dich.

Rose. Ob das der Hochzeitsbitter ist oder —

Falkenstein. Siehst du mich nicht mehr?

Rose. Freilich! freilich! Der Leichenbitter seid ihr. Und da kommen sie ja schon.

Pastor. Rose —

Rose. Stille doch. Seht ihr, die da drüben geht. Aber wo seht ihr nur hin? Dort. Dort. Das ist die Gräfin. Wenns die Locken thun; die hab ich auch. (Reißt ihre Haare vollenbs auf; dann faßt sie die beiden an den Armen und zieht sie mit dem eingebildeten Zug entgegen) Das ist sie also? Das? Die hochgeborne Braut? Ist sie schöner als ich? jünger als ich? Klüger? besser? Was hat sie vor mir voraus? Die drei Buchstaben und sonst nichts? Laßt sie meine Kleider anziehen, und dann fragt, wer die Gräfin ist. Was sagt ihr? Was? Sie ist hoch, sagt ihr? und bleich wie eine Lilie, sagt ihr? Laßt nur. Laßt. Das Blut wird mir gleich ins Gesicht treten, dann bin ich wieder die Rose. Wie sie stolz ist, sagt ihr? Ich will noch stolzer sein, wenn sie vorbeikommen. Ob ich nicht auch so groß blicken kann? Ob ich nicht auch so wegwerfend lächeln kann? Ist so recht? Seht

einmal. Oder so? Und wär sie noch höher, sag ich euch, ich will auf sie herabsehn. Was ist sie denn? Eine Gräfin? Nichts weiter? Nur eine Gräfin? — Ich will eine Königin sein, wenn sie vorbeiziehn. (Grüßt herablassend mit der Hand) Schon gut. Schon gut. Ich dank euch. Ich dank euch. Das ist die kleine Gräfin? Nicht häßlich. Adieu, ma petite. (Als wehrte sie einen Handkuß ab) Ich kann das Händeküssen nicht leiden. Schon gut. Schon gut. (Sie sieht in majestätischer Stellung dem eingebildeten Zuge nach, bis er verschwindet, dann fährt sie mit der Hand ans Herz) Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! Sie hat mirs angethan. Ich muß — (Sie greift nach dem Fläschchen; verbirgts wieder)



Achter Auftritt

Wüstenfels erst noch in der Szene. Die **Vorigen**

Wüstenfels. Richtig. Hier ist er —

Rose. Wenn sie wegsähn! Wenn sie nur einmal wegsähn!

Wüstenfels (ist aufgetreten; echauffiert. Er sieht die Gruppe). Und bei wem? Friß, siehst du, wie mir die Scham auf den Backen brennt für dich? Jetzt noch sich fangen lassen. Nach der Verlobung und allem — o Donnerwetter! Dein Glück ruinieren und auch noch (zurücksehend) den Bettern und Ruhmen dort — Gott verdamme sie — ein Schauspiel geben! Muß ich mich in deiner Seele schämen?

Falkenstein (eiskalt). Sie kommen wie gerufen, Herr von Wüstenfels. Sehn Sie doch einmal hier — (hält ihm Rosens Brief vor und zeigt auf eine Stelle)

Wüstenfels. Erst komm mit weg.

Falkenstein. Wir bleiben hier. Einer wenigstens bleibt hier.

Wüstenfels. Laß die Dirne, sag ich dir!

Falkenstein. Du hast gelogen, sag ich dir.

Wüstenfels (zwischen Drohung und Bitte). Friß!

Pastor. Herr, weil ich alt bin? Mein Kind ist unschuldig, Herr.

Falkenstein (immer noch den Brief vorhaltend). Sie haben gelogen, Herr?

Wüstenfels (zum Pastor). Unschuldig? Herr. Und wenn sie wäre, Herr. Was sie scheint, bringt das Weib dem Manne mit. Und Falkenstein ist mein Freund, Herr. Was wissen Sie von Ehre, Herr? Wenn der Mann auf seines geringsten Knechtes Stirn das Urtheil seiner Ehre liest? Herr? In meinen Lumpen bin ich ein Ehrenmann gegen den. Ich hab wenigstens ein ehrlich Weib — keine, die andre Männer nachts in einsame Lauben — was red ich da mit — Friß; du kommst mit, sag ich dir.

Falkenstein. Was weißt du von Ehre, sag ich dir. Du hast gelogen, sag ich dir.

Wüstenfels. Zum Teufel — und wenn. So wars, weil nur eine Lüge dich retten konnte. Wirfst du mir das vor? Du konntest nicht an dein Glück denken, so that ichs. Und du mußt mirs danken.

Falkenstein. Danken; das mein ich eben. Herr von Wüstenfels, wer hat Sie zu meinem Vormund — (wilt) Heraus mit der Plempe!

Wüstenfels (ruhiger). Bist du heiß —

Falkenstein. Wir wollen uns abkühlen. Einer muß kühler werden von uns.

Wüstenfels. Mit deinem kurzen Jagdmesser gegen meinen Degen? Fort damit, Friß. Es wird dummes Zeug.

Pastor. Was willst du, Fritz? Er hat recht. Strafe mich.

Falkenstein. Ihre Ehre hat einen langen Atem, Herr von Wüstenfels.

Pastor. Es ist meine That, Fritz, was du thust.

Wüstenfels. Fritz, ich sage dir, du thust mir unrecht.

Falkenstein. Lügen Sie vor Weibern. Hier hilft keine Lüge durch. (Gischt) Nun denn; vor allen deinen Spießgesellen, Memme! (Will ihn schlagen)

Wüstenfels (fährt auf). Wenn Sie das meinen, Herr von Falkenstein — (Zieht und legt sich aus) Kommen Sie an! (Sie fechten. Wüstenfels faßt sich wieder; er sucht nur sich zu decken und zu verhindern, daß der Wüthenbe sich selbst in seinen Degen rennt) Ich kann dir nichts thun, Fritz. Ich bin im Vorteil — aber — (Er wird getroffen; wankt) Sagt ich nicht, es wird dummes Zeug? Ich hab's. Es ist gut. Einmal muß es sein. (Er sinkt zusammen; zugleich)

Rose (die während des Gefechts vorkam). Jetzt endlich —

Falkenstein (zum Pastor). Ich bin gleich wieder hier. Nur mein Pferd — (Ab)



Neunter Auftritt

Vorige ohne Falkenstein. **Sabine** mit Wasser

Pastor (bei Wüstenfels knieend). Einen Arzt! (Umblickend sieht er Sabine) Sabine, Ihren Bruder! Schnell!

Sabine stellt das Glas auf den Tisch und eilt schnell ab

Rose. Jetzt sieht niemand. Jetzt! (Sie trinkt; muß sich während des Folgenden setzen)

Wüstenfels. Kommt mir nicht mit euerm Schröpfkopf, Meister Hohlkopf. Ich mag keine Gesichter mehr

sehn. Mit dem dort laßt mich reden. Holt eure Weiber — aus dem Spinnhaus — laßt euch — meinetwegen. Aber daß ein Mensch seinen besten Freund erschlägt — um eine Dirne seinen besten Freund — das will ich nicht überleben. Heirat eine, die — ich kanns nicht mehr hindern. — Ich hab niemand als dich. Meine Schecke ist mein ganz Vermögen. Magst du sie nicht — stich sie auch tot wie ihren Herrn. — Adieu, Fritz. Du dauerst mich. Jetzt wirds — aus. Mein — Paß — ist visiert. (Er stirbt; der Pastor kniet bei ihm)



Behnter Auftritt

Falkenstein hastig zurück. Die Vorigen

Falkenstein. Die Straße schon besetzt. Wir müssen über den Fluß. Rose!

Rose (hat im Tobekampf ihr Bewußtsein wieder). Wie komm ich hierher? Vater, bei dir? und Fritz? — Hab ich so schwer geträumt? Mir träumte, ich nahm eine Arznei —

Falkenstein. Schnell, Rose. Auf meinen Schultern trag ich dich über den Fluß. Im Vorwerk find ich Pferde. Gil, sonst wirds zu spät.

Rose. Wohin, Fritz?

Falkenstein. In die Welt. Einerlei, wenn nur mit dir. Wenn sie die Furt gewinnen!

Rose. Flieh. Ich kann nicht auf. — Wie wird mir schlimm, als müßt ich sterben.

Falkenstein. Was hast du da in deiner Hand? Zwei Totenköpfe? (Niest) Opium.

Rose. Der Geschmack in meinem Mund. Hab

ich denn getrunken? Hab ich denn wirklich getrunken?

Falkenstein. Das Fläschchen ist leer.

Rose. So muß ich sterben. Flieh, Fritz.

Falkenstein (resigniert). Ja; mit dir. Geh voran. Ich folge.

Rose. Ich muß sterben. Jetzt, wo die Welt so schön ist, muß ich sterben! Jetzt, wo ich dein bin, muß ich sterben! Laßt mich doch nicht sterben. Es ist Frühling, und ich soll sterben! Die Rosen blühen, und ich soll sterben! Nein; ich will nicht sterben. Die Liebe kann ja alles! (Die Männer helfen ihr aufstehn. Ihre Gruppe verdeckt Wüstenfels Leiche)

Pastor. Gott sei Dank. Dort kommt Werner.

Falkenstein. Zu spät, Vater. — Rose, wie du zitterst.

Rose (sehr zitternd, von beiden Männern gehalten; immer heftiger). Zitterst? Ich? Das denkst du nur. Ich muß ja nicht sterben. So kräftig hab ich mich nie gefühlt. Ich darf ja leben, Fritz. Und wie wollen wir leben? Jeder Tag der schönste — und immer der folgende doch noch schöner. Seht ihr? Gott will, daß ich lebe. Die Schmerzen lassen nach. Und seht ihr das Morgenrot und die schimmernden Regenbogen, die in den Bäumen hängen? Und die Luft so süß. Das Klingen durch die Blätter als wären's lauter Holzharnen. O wir wollen leben. Fühlst du die Gesundheit in meinen Armen? Zitterst du vor meiner Liebesmacht? Und sterben wir einst, so sterben wir zusammen — Arm in Arm — wenn wieder die süßen fernen Glocken klingen wie jetzt, und das Herz schwillt heller und heller, daß es strahlt — und wenn es aufbricht, dann blüht die Blume hinauf — Zitterst du vor Wonneangst? Wird dir so frei wie mir? Zum Fliegen? Die Luft so weich — der Himmel so blau. Ach laßt mich doch! Haltet mich nicht nieder! (Führt mit der Hand ans Herz; mit veränderter

Stimme) Vater — Fritz — mein — (Sie stirbt; Falkenstein läßt die Leiche niebergleiten und kniet bei ihr)

Falkenstein. Rose!

Pastor. Sie ist tot.

Falkenstein. Rose, meine Rose!

Pastor. O mein Kind!

Falkenstein (steht nach kleiner Pause gefaßt auf; er sieht sich um). Die Furt ist besetzt. Das brauchet ihr nicht. Hier ist etwas, das hält. Ja, Rose, du sollst keine Lügnerin sein. Sterben wir, so sterben wir zusammen. Wo betten wir uns hin, mein Weib. In meinem Erbbegräbniß ist's so moderig, und die seligen Hochgeboren bekämen noch in den Särgen Migräne über dich. Und auf den Kirchhof lassen sie dich nicht. Wen sie im Leben verlassen, der soll auch im Tod ausgestoßen sein. Vater, an den Busen der freien Natur leg ihr lieblichstes Kind. Hinter die Kirchhofmauer, wo der Fluß vorbeizieht — wo wir so oft beisammen saßen — unter den kühlen Linden. Dorthin. Und zu ihr den letzten Falkenstein. (Ersticht sich)

Pastor (will ihm in die Arme fallen). Fritz, was thust du?

Falkenstein. Ihr Wort mach ich wahr. Leb wohl. Ich grüße sie von dir.

Pastor (bei ihm knieend). Gehst du mit einem Groll auf mich hinüber? Er ist bei Gott. Ich bin der Schuldigste; drum muß ich leben bleiben —

(Pause)

So geb ich sie dir zurück, allmächtiger Gott, die du mir anvertrautest. Unglücklich, verzweifelt durch mich, der ich nichts wollte auf Erden als ihr Glück. Hätt ich sie verwahrloßt — vielleicht lebten sie noch und wären glücklich. Vielleicht ist's Vorwitz, hier glücklich zu sein und glücklich machen zu wollen! Weh dem, der unter Verleumdung und gemeinem Neid dein Ebenbild tragen will frei und wahr. Auf einem an-

bern Sterne vielleicht wohnt das Glück der Wahrheit.
Dieser Erde König ist der Schein.

Und dennoch, wunderbarer Geist, der sich unserm
endlichen Auge mit Rätseln gürtet, die uns ängsten.
Und dennoch bist du die Liebe. Schmerz und Ver-
zweiflung sind die Arme, mit denen du uns an dich
ziehst. Du kannst ja nur thun, wofür wir dir danken
müssen. Ich danke dir — ohne dich zu begreifen.

Vorhang fällt

Ende des fünften Aufzugs



Hanns Frei

Lußspiel in fünf Aufzügen





Einleitung

Das Lustspiel in Versen „Hanns Frei“ ist die älteste der dramatischen Dichtungen Otto Ludwigs, die in unsre Gesamtausgabe Aufnahme gefunden haben. Es wurde begonnen im Jahre 1842 zu Leipzig und spätestens in den ersten Monaten des Jahres 1843, vor des Dichters Übersiedelung nach Dresden beendet. Ludwigs „Hauskalender“ von 1843 enthält den Entwurf eines Briefes an Ludwig Tieck, in dem der greise Romantiker um Rücksendung der beiden ihm zugeschiedten Handschriften namentlich des Lustspiels gebeten wird, und es läßt sich annehmen, daß die Zusendung bereits vor Wochen erfolgt war. Trotz dieser Mahnung erhielt der Dichter seine „Agnes Bernauer“ wie seinen „Hanns Frei“ erst am 31. März 1844 wieder, bei welcher Gelegenheit ihm Tieck schrieb: „Ihr Lustspiel ist ein Schwanck in der Art von Hans Sachs. Sprache, Einfälle, Situationen sehr zu loben. Aber — in fünf langen Akten! Höchstens ist der Stoff zu zweien ausreichend. Auch ist gar viele fast steife Symmetrie in der Anordnung der Szenen.“

So zweifellos Tieck recht hatte, wenn er das Haupthindernis einer theatralischen Wirkung für das Lustspiel in der allzu großen Breite und allzu behaglichen Ausführung des Einzelnen sah, so blieb seine Schätzung des anmutigen Jugendwertes unsers Dichters doch hinter dem wahren Wert des Lustspiels zurück.

„Hanns Frei“ ist mehr als ein Fastnachtsspiel nach dem Muster des alten Nürnberger Dichters, es nähert sich dem romantischen Lustspiel, das seine Anregungen aus Shakespeare und den Spaniern empfangen hatte, aber eben darum nie ganz heimisch in Deutschland geworden war. Indem der jugendliche Dichter diesen Anregungen folgte, trat er doch mit entschiedenem Schritt in Anlage, Charakterzeichnung, Versform auf deutschen Boden zurück, bewahrte echten Humor und ein glücklich anmutiges Behagen an dem einfachen aber ergiebigen Motiv, am Spiel und Gegenspiel seiner lebendigen Gestalten. Das Ganze nimmt sich bei alledem aus, als ob es einige Jahrzehnte früher, in der Zeit der Übergänge von der romantischen zur modernen Poesie entstanden wäre, Übergänge, die Otto Ludwig in seiner eigentümlichen Entwicklung noch einmal durchleben mußte. Aber die lebensfrische Heiterkeit, die Stimmungsfülle, die bewegliche Gewandtheit der Darstellung können auch jetzt, nachdem wiederum ein halbes Jahrhundert seit der gleichsam auch schon verspäteten Entstehung des Lustspiels verflossen ist, sinnige Leser erfreuen. Eine theatralische Bearbeitung mit starken Kürzungen würde immer noch möglich sein, wenn unsre Theaterverhältnisse nur irgend danach angethan wären. Und auf alle Fälle dient „Hanns Frei“ zum Zeugnis für eine wenig beachtete Seite von Otto Ludwigs Talent und kann die Meinung vom Umfang und der ursprünglichen Gesundheit seiner großen Dichterbegabung nur verstärken und erhöhen. Das Lustspiel wird hier zum erstenmale aus Otto Ludwigs Handschrift (Reinschrift) vom Jahre 1842 oder 1843 abgedruckt.



Personen

Theophilus Pirkheimer, Ratsmann in Nürnberg
 Albrecht, sein Sohn, ein Maler
 Sibylle, seine Base, eine reiche Wittib
 Gebaldus Moskirch, Ratsmann und Pirkheimers Freund
 und Nachbar
 Engeltraut, seine Enkelin
 Felicitas, seine Base und Engeltrauts Gespielin
 Hanns Frei, ein Verwandter der beiden Häuser
 Desiderius Leblank, ein Vergolder
 Zwei Bursche Leblanks

Die Szene Pirkheimers und Moskirchs Gärten
 nebeneinander, in den drei ersten Aufzügen durch eine
 Hecke geschieden, durch die vorn eine Thür führt, über
 der eine bretterne Sonnenuhr angebracht ist. Hüben
 und drüben im Vordergrund, der Thür gegenüber
 Lauben, nach vorn geöffnet; aus jeder und hinter jeder
 Laube Ausgang in die übrigen Teile der Gärten, die
 man sich an Thüren in das Freie endend denken muß.
 Nach hinten aus jedem Garten eine Thür in das
 Haus, zu dem er gehört.

Die Zeit: im sechzehnten Jahrhundert.





Erster Aufzug

Erster Auftritt

Auf Mostkirchs Seite Hanns Frei und Felicitas im Gespräch

Hanns Frei

Ihr seid fürwahr brav aufgeschossen
Und, wie ich merk, auch unverdrossen
Mit Hand und Fuß und mit der Zung,
Allein fürwahr nicht schön genug,
Daß ich mich drein verlieben sollte.

Felicitas

Das wärs auch grade, was ich wollte!

Hanns Frei

Ei seht nur, wie sie schnippisch thut!
Vor euch sei mancher auf der Hut.
Solch Truhigthun, das fängt die Männer,
Nur nicht Hanns Frei, der ist ein Kenner.

Felicitas

Es wär mir just um euch zu thun,
Und sing ich euch, was wärs denn nun?

Hanns Frei

Das wär fürwahr ein Meisterstück,
Ein Heldentreich und großes Glück.
Das, Bäschen, kann ich füglich sagen.

Felicitas

Das Glück wär eben noch zu tragen.
 Müßt euch umführen in der Welt
 Als Wundertier für gutes Geld.
 Das ist der Mann über alle Männer,
 Hanns Frei, der große Weiberkenner.
 Der hat die Schule durchgelaufen
 Und alle Weisheit zu verkaufen,
 Ist witzig sehr und klug unbändig,
 Er weiß die Weiber ganz auswendig,
 Und ihre Ränke, ihre Tück,
 Das kennt er alles Stück für Stück;
 Nur darf ihm keine freundlich sehn,
 Sonst ist's um seinen Witz geschehn,
 Und lächelt ihn mal eine an,
 Ist's um den ganzen Mann gethan.
 Denn was er weiß und was er kann,
 Der Arme bleibt ja doch — (bedauernnd) ein Mann.

Hanns Frei

Das bleibt er auch, da steh ich für.
 Doch muß ich sagen nach Gebühr:
 Wie wir noch spielten hier im Garten,
 Dieß schon euer Zünglein was erwarten;
 Doch hat es wirklich alles Hoffen
 In seinem Wuchs weit übertroffen.

Felicitas

Doch, Wetter, euer Übermut
 Gedieh, scheint mir, nicht minder gut.

Hanns Frei

Damit euer Zünglein möge zeigen,
 Es sei ihm auch was Gutes eigen,
 Thut mir von den Gespielen kund:
 Leben sie noch? Sind sie gesund?

Felicitas

Der Albrecht wohl? die Engeltraut?
Die sind nun Bräutigam und Braut.

Hanns Frei

Nun ja; das war voraus zu sehn,
Thäten von je zusammen gehn;
Die Alten auch —

Felicitas

Die wollens schon;
Die Jungen, die sind weit davon,
Mögen sich nicht mit Augen sehn.

Hanns Frei

Ist's möglich? Konnte das geschehn?

Felicitas

Je mehr die Alten in sie dringen —

Hanns Frei

Aha; ich hör ein Vöglein singen.

Felicitas

Je weniger die Jungen wollen.

Hanns Frei

Was gilt es? wie? — die Jungen sollen!

Felicitas (ironisch)

Gewiß; dazu seid ihr der Mann.
Ja — was der Vetter alles kann.

Hanns Frei

Nun spottet nur. Euch, Base, sag ichs,
Hab ichs einmal gehoben, trag ichs.
Und wo ich einmal dran thu rühren,
Das kann ich auch zum Ende führen.
Und was ich weiß, daß ich es bin,
Das sag ich stolz und offen hin;
Duckmäuserei kann ich nicht leiden.

Felicitas

Ihr, Better, seid nicht zu bescheiden.

Hanns Frei

Ihr habt von mir noch keine Proben,
So muß ich mich wohl selber loben.

Felicitas

Das thut, Herr Better, doch erlaubt:
Ihr zwingt wohl keinen, daß ers glaubt?

Hanns Frei (eifrig)

Ich will mich weiter nicht vermessen;
Ich kann kein flammend Feuer fressen,
Hab keinen Drachen noch erschlagen.
Doch dürft ihr nur den Schwaben fragen.
Zu einem Hauptmann macht der Bund
Derzeiten keinen Lumpenhund.
Und solche güldne Ehrenketten
Trägt auch kein Dummbart, will ich wetten.
Doch abgesehn von diesen Dingen —
Der Heiratsplan will nicht gelingen.
Was mag die Jungen doch bewegen,
Sich gegen einander aufzulegen?

Felicitas

Erst fleh ich eure hohe Gnaden,
Der Schuld mich gnädigst zu entladen,
Daß eure niedrig arme Magd
Zu zweifeln frevelnd hat gewagt,
Die ohnedies ein Weib nur ist,
An eurer weltberühmten List.
Dann sag ich euch mit kurzem Wort:
Nur wenig Jahre wart ihr fort,
Da ging auch Albrecht — in die Lehr
Als Maler, sah sie dann nicht mehr;
Ist in der Welt umhergefahren,
Hat die Kinderliebe nicht können bewahren.

Und Engeltraut hat unterdessen
 Den kleinen Bräutigam auch vergessen.
 Da fiel den beiden Alten ein,
 Sie wollten ernstlich Schwäher sein
 Der alten Lieb und Freundschaft wegen,
 Und weil die Häuser nah gelegen.
 Daß beide sich noch gerne sehn,
 Das mußte sich von selbst verstehn.
 Der Albrecht wurde heimgeschrieben
 Und wäre gern noch ausgeblieben.
 Und kein Entschuldgen wollte frommen,
 Und wollt er nicht, er mußte kommen.
 Und wie er kam nach viel Beschwer,
 Raum daß sie sich noch kannten mehr,
 Viel wen'ger daß sie Lieb empfanden.
 Vergeblich, daß sie dies gestanden,
 Da half kein Flehn, kein Reden — nein!
 Die Alten wollten Schwäher sein.
 Die Jungen sollten sich bequemen
 Und mit Gewalt einander nehmen.
 Es wär zu aller viere Frommen,
 Die Lieb, die würde schon noch kommen.
 Die Alten wurden immer grilliger,
 Die Jungen wurden nimmer williger
 Und wollen ehr des Todes sein,
 Als sie gehorchen und sich frein.

Hanns Frei

Gebt acht nur, Base, mich laßt machen,
 Und anders stehen bald die Sachen.
 Mein Seele wett ich, meinen Leib,
 In kurzem find sie Mann und Weib!

Felicitas

Dürst ich bei der Gelegenheit,
 Weil ihr einmal darüber seid,
 Mir einen hübschen Junggesellen

Bei euch, Herr Frei, zum Mann bestellen?
 Und das in möglichst kurzer Zeit.
 Das ist euch eine Kleinigkeit.
 Aussehen dürft er wie eur Gnaden;
 Wär er was schöner, würds nicht schaden.
 Und was bescheidner, wär mirs lieb —

Hanns Frei

Ja wartet nur, ihr kleiner Dieb!
 Einem jeden wird nach seinen Gaben;
 Ihr sollt einen Duckmäuser haben;
 Sollt alle sagen, daß Hanns Frei
 Zur rechten Zeit gekommen sei.

Felicitas

Seht ihr, Hanns Frei, da sind die Alten.

Hanns Frei

Die noch wie sonst zusammenhalten.



Zweiter Auftritt

Pirkheimer und **Moskirch** kommen durch Pirkheimers Garten in
 den Garten Moskirchs. **Vorige**

Pirkheimer

Da ist ein Fremder.

Hanns Frei (ihnen entgegen)

Gott zum Gruß,
 Herr Sebalb, Herr Theophilus.

Pirkheimer

Wir grüßen euch; doch gebt Bescheid,
 Herr Kriegsmann gütigst, wer ihr seid?

Hanns Frei

Meine Herrn, ich will nicht selbst mich nennen;
 Beschaut mich nur; ihr müßt mich kennen.
 Und bin auch gar nicht unbekannt,
 Besonders in dem Schwabenland;
 Der Uß, der hat vor mir Respekt —

Moskirch

(erkennt ihn, giebt ihm die Hand)

Weil in Hanns Frei der Teufel steckt.

Pirkheimer

Hanns Frei?

Hanns Frei

Der ißt.

Pirkheimer

(giebt ihm auch die Hand)

So seid willkommen.

Wir haben viel von euch vernommen,
 Wie ihr die Männer habt geschlagen,
 Den Fraun die Herzen fortgetragen.
 Wir hörten euer gutes Lob
 Und freuten uns von ferne drob,
 Daß nach Verdienst und Würdigkeit
 Ein Hauptmann ihr geworden seid.
 Base Felicitas, habt acht,
 Daß er euch nicht die Fehde macht.

Felicitas

Er ist schon mit dem Wein im Krieg,
 Und täglich hat der Wein den Sieg.
 Ach Gott! die vielen Niederlagen;
 Der arme Mann ist so geschlagen.

Moskirch

Seht, seht; sie fordert euch heraus.

Felicitas

Nein; gar zu ungleich wär der Strauß.

Was er nicht umbläst mit der Lunge,
Das sticht er nieder mit der Zunge.

Moskirch (scherzhaft drohend)

Du, du —

Felicitas

Das ist das Kleinste nur.
Er zwingt euch selber die Natur,
Macht Haß zu Lieb in wenig Wochen,
Hat mir auch einen Mann versprochen.

Hanns Frei

Ei seht, es scheint, ihr wollt die Fehde.

Felicitas

Das hängt allein an eurer Rede.
Sagt eure Meinung schlecht und recht,
Herr Frei, vom weiblichen Geschlecht.

Hanns Frei

Ich sag euch, wie ich heiße, frei,
Meine, daß es geschaffen sei
Den Männern nur zur Schnabelwehung
Und zur gelegentlichen Lehung,
Wie Schmausen oder Zechen nun,
Da man nichts Bessres weiß zu thun.
Zum Spielwerk in der Friedenszeit.

Felicitas

Hanns Frei, die Rede bringt euch Leid!
So wahr ich helfe dem Geschlecht
An seinem Feind zu seinem Recht,
Zur feierlichen Ehrenerklärung
Und zu des Weiberfeinds Belehrung.

Hanns Frei

Schon gut, schon gut. Ihr werten Herrn
Wißt: was man liebt, das neckt man gern,
Wißt, daß ein allzuheftig Nein

Pflegt ein verstecktes Ja zu sein,
 Wißt, daß die Frauen nur sich spreizen,
 Um sicherer zum Kampf zu reizen,
 Und dieser Kampf, der ist nur eben
 Ein Vorwand, um sich zu ergeben.
 Wollt einer eher Frieden schließen,
 Das würde mächtig sie verdrießen.
 Der wunderlichste Krieg auf Erden,
 Sie siegen, wenn besiegt sie werden.

Moskirch

Ja, Base, der ist euch zu fein;
 Mit dem Hanns Frei laßt euch nicht ein.

Felicitas

Was die Verleumdung doch gleich spricht.
 Die Feinheit ist sein Fehler nicht.
 Nicht er so blind und taub vor Hitze
 Mit seinem Schwert wie mit dem Wiße,
 Lebte alles noch, was er erschlug.

Hanns Frei

Wir treffen uns noch bald genug.
 Doch jetzt will ich vernünftig reden.

Felicitas

Das thut, Hanns Frei, das ist von nöten.

Hanns Frei

Daß ich der Dümmlen keiner bin,
 Das sagt sich so von selber hin.
 Doch muß ein Ding man erst erproben,
 Ob man mit Wahrheit es kann loben.
 Ihr sollt, ihr Herrn, bei ja und nein
 In kurzem frohe Schwäher sein;
 Es sollen euerm Wunsche fügen
 Die Kinder sich — und mit Vergnügen.
 Und fragt ihr, wer das schaffen kann?
 So wißt: Hanns Frei, der ist der Mann.

Pirkheimer

Euerm Verstand steck ich kein Ziel,
Doch denk ich, ihr verspricht zu viel.

Moskirch

Ei, lieber Vetter, uns wärs recht,
Allein bedenkt, was ihr verspricht.
Die Kinder sollten — mit Vergnügen? —
Sie sollten — nein, ich müßte lügen,
Sagt ich, Herr Frei, ich glaub euch das.
Oh mein ich, es ist euer Spaß.

Hanns Frei

So sollt ihr mir den Kopf abschneiden,
Und was ihr sonst wollt, will ich leiden.
Doch wenn ich euch die beiden fange,
So gebt ihr mir, was ich verlange.

Pirkheimer

Ihr seid voll Zuversicht dabei —

Hanns Frei (bietet die Hand)

So kommt —

Pirkheimer

Wir schlagen ein!

Moskirch

Es sei!

Doch merket, habt ihr euch vermessen,
Kein einzger Punkt wird euch vergeßen.

Pirkheimer

Das sag ich euch: sollts anders kommen,
Ihr werdet bei dem Wort genommen.

Hanns Frei

Nur müßt ihr, soviel an euch ist,
Mitwirken zu der Kriegeslist.

Moskirch

An uns, versteht sich, solls nicht fehlen.

Birkheimer

Auf unsre Hilfe könnt ihr zählen.

Felicitas

Und hier, Hanns Frei, hier meine Hand!
So lange Waffenstillstand.

Hanns Frei

Nun werd ich erst rekognoscieren,
Gerum erst horchen, spionieren,
Den Plan dann sorglich konzipieren
Und unsre Bündner instruieren,
Marschieren, attakieren, victorisieren!

(Ab in Birkheimers Haus)



Dritter Auftritt

Vorige ohne Hanns Frei

Birkheimer

Das ist ein muntres, rasches Blut
Voll Reckheit und voll Übermut.

Moskirch

Doch muß ich sagen, 's steht ihm gut.

(zu Felicitas)

Euch sieht er wohl zu trugig drein?

Felicitas

Etwas bescheidner dürft er sein.

Moskirch

Dem Kriegermann ist's nicht zu verdenken,
Mag er sich weniger beschränken.

Ihm drängt sich in der Stunden Enge
Zusammen oft des Lebens Länge,
Ein jeder ist der letzte Tag,
Des er gewiß sich freuen mag;
Gilt morgen es vielleicht sein Blut,
Faßt er das Heut mit froherm Mut.
Nicht? Solche Männer fängt er lieber,
Als Burschen, in das Liebesfieber
Schmachtend versenkt, bis an die Ohren?
An dem ist eure Kunst verloren.

Felicitas

Er ist an meiner Kunst verloren.
Dem Übermut hab ichs geschworen,
Meinem Geschlecht zu Recht und Ehren
Soll sich der Weiberfeind bekehren.
Solch trüzig Wort wird nie verziehn.
Abbitten soll ers auf den Knien.

(Ab in Moskirch's Haus)



Vierter Auftritt

Vorige ohne Felicitas

Moskirch

Versucht es nur; doch, ist mir recht,
So ist's euch nicht um das Geschlecht,
Ist's euch um eine nur von allen,
Die ihm vergebens will gefallen —
Ich nenne — sieh doch, ist sie fort? —
Das gäb ein Pärchen auf mein Wort!

Pirkheimer

Ei, Nachbar, sorgt ihr schon um Fremde?
Ist der Rock euch näher als das Hemde?

Moskirch

Die Hoffnung hab ich aufgegeben,
 Daß, was wir wünschen, zu erleben.
 Sie will, wen ich nur wähle, frein,
 Nur zu dem Albrecht sagt sie nein.
 Dem Meister Leblank, dem Vergolder,
 Und jedem andern sei sie holder.

Pirkheimer

Er nehme jede von mir als Braut,
 So spricht er, nur nicht Engeltraut.
 Will lieber die Base Sibylle nehmen,
 Als unserm Wunsche sich bequemen.
 Ich geb ihm weiter keinen Gruß;
 Ob er will, ob nicht — der Junge muß!

Moskirch

Nein, weiter zwingen möcht ich nicht.

Pirkheimer

Sie zwingen, ist nur Vaterpflicht.

Moskirch

Würden sie glücklich nicht zusammen,
 Sie würden uns im Grab verdammen.

Pirkheimer

Ei seid doch — ist nur's Kreuz gemacht,
 Die Liebe kommt dann über Nacht.
 Sie sind doch beide hübsch und gut —
 Was wills denn mehr, das junge Blut?

Moskirch

Ja wüßt es, Nachbar, was es wollte,
 So thät es selber, was es sollte.
 Hanns Frei, ob ders wird möglich machen?

Pirkheimer

Damit seid still — das ist zum Lachen.

Moskirch

Hanns Frei — hört, er ist wirklich klug.

Pirkheimer

Zum Wunderthun nicht klug genug.

Moskirch

Es wär auch einem Wunder gleich.

Pirkheimer

Gebt acht, es wird ein toller Streich. —
Er kommt mit Albrecht in den Garten.

Moskirch

Wies wird, das müssen wir erwarten.



Fünfter Auftritt

Die Alten ziehen sich zurück; Albrecht mit Hanns Frei aus Pirkheimers, darauf Engeltraut mit Felicitas aus Moskirchs Hause

Albrecht

Bei allen gut und bösen Dingen,
Ich mag sie nicht, laß mich nicht zwingen!

Hanns Frei (ehrbär)

Gehorsam ist man den Vätern schuldig.

Albrecht

Laß sich ein anderer geduldig
Fest schmieden an ein Wesen an,
Daß er nicht leiden, nicht sehen kann!

Hanns Frei (an der Thür)

Sieh, Albrecht, sieh, da kommt sie eben.

Albrecht

Bei Seel und Leib und Blut und Leben,
Niemand soll mich zu zwingen hoffen!
Da steht die verdammte Thüre offen.

(Er wirft sie zu)

Hanns Frei (indem er sie öffnet)

Magst du nicht, so laß andre sehn
Die Rose bei den Rosen stehn.

Albrecht

Einem andern kann sie Venus sein;
Hat jeder seinen Geschmack allein.

Hanns Frei

Nein, Vetter, nie sah ich fürwahr
Zuvor solch reiches, goldnes Haar.

Albrecht

Ich mag nun einmal an den Frauen
Durchaus nur dunkle Haare schauen.

Hanns Frei

Und die Gestalt, so schlank und hoch!

Albrecht

Meintwegen sei sie höher noch.

Hanns Frei

Ein Männerauge sieht mit Lust
Solch zarten Hals und junge Brust
Und solcher Hüften sanften Schwung
So zierlich und doch voll genug,
Vom Samt bald züchtig eng umschlossen,
In großen Falten bald umflossen.
Und dieser Gang und dieses Wesen,
Wie einfach und wie außerlesen,
Und wie sie geht und wie sich wendet,
Ist alles edel und vollendet.

Hör, Freund, nicht allerwege findt
Man solch ein nettes, feines Kind.
Wie zart die vollen Wänglein blühn,
Und ihre Augen —

Albrecht

Die sind grün.

Hanns Frei

Bist du gescheit?

Albrecht

So sind sie grau;
Und kurz: ich mag sie nicht zur Frau.
Nicht Hüft noch Brust noch Angesicht —
An ihr gefällt mir alles nicht!

Engeltraut

(läuft vor Felicitas, die zu ihr spricht)

Ach Gott! wie wird man nur geplagt,
Und hat mans tausendmal gesagt!

Felicitas

Doch, Base, wenn die Eltern wollen,
Wißt ihr doch, daß die Kinder sollen;
Und das ist mehr nicht als Gebühr —

Engeltraut (sieht die Thüre offen)

Steht sie schon wieder auf, die Thür?

(Wirft sie zu)

Hanns Frei

Das heiß ich vor der Nase geschlossen!

Felicitas

Was hat dich nur an ihm verdrossen?
Ist solch ein junges hübsches Blut
So sanft und doch dabei voll Mut.

Engeltraut

So sei ihm denn nur selber gut.
Doch, Base, mich laßt aus dem Spiele;
Und wenn er aller Welt gefiele
Und hätt unsäglich Leut und Geld —

Felicitas

Nun, er gefällt auch aller Welt.

Engeltraut

Hör auf; mich schmerzen nun die Ohren.
Ein jedes Wort ist hier verloren,
Das man für jenen Knaben spricht.
Ich will ihn nicht! Ich mag ihn nicht!

Felicitas hat die Thüre offen

Albrecht

Ist denn die Thür schon wieder — nein!
Die Thüre soll nicht offen sein! (Schließt sie)

Hanns Frei

Mit ihm, da wär ich nun im Reinen,
Nun spionier ich bei der Kleinen.

(Öffnet die Thüre, die Engeltraut zuwirft)

Engeltraut

Die Thür will ich nicht offen haben;
Ich frage nichts nach solchen Knaben.

Hanns Frei

Uha! Stehts so? — Nur wenig Wochen!
Hanns Frei hat nicht zuviel versprochen.

Felicitas (öffnet)

Sollt wohl Hanns Frei noch drüben sein?

Albrecht (wirft zu)

Was käme sonst der Jungfrau ein?
Sie dächte, man will sie begaffen.

(Frei öffnet, Engeltraut wirft zu)

Engeltraut

Ich habe nichts mit dem zu schaffen!

(Felicitas öffnet; Albrecht schlägt die Thüre mit Gewalt zu)

Hanns Frei (abwehrend)

Sie hörts —

(Engeltraut öffnet die Thüre selbst und wirft sie mit Gewalt wieder zu)

Felicitas (abwehrend)

Er merchts —

Engeltraut

Er soll es merken!

Albrecht

Sie solls! Ich will sie nicht bestärken.

Engeltraut

Der Thor!

Albrecht

In ihrem eiteln Wahn!

Engeltraut

Daß ichs mit Vorbedacht gethan!

Albrecht

Die Jungfrau bildet sich sonst ein —

Engeltraut

Felicitas, komm mit herein

Ins Haus, daß er nicht denken mag —

Zum Lachen ist's —, man läuft ihm nach.

Albrecht

Man will, o Thorheit! um sie werben.

Engeltraut

Mein! eh ihn nehmen, eher sterben!

Albrecht

Kommt mit, Hanns Frei, ins Haus hinein.
 Eh ich — will ich des Todes sein!



Sechster Auftritt

Hanns Frei, dann die Alten

Hanns Frei (lachend)

Ich komme gleich zu dir ins Haus.
 Nein, das war komisch überaus,
 Dies Schelten, dieses Thürzuschlagen.
 Ich mein, sie faßten sich beim Kragen.
 Will man Hanns Frei nur machen lassen,
 Sollt ihr euch bald beim Kragen fassen
 Zum Nimmerwiederfahrenlassen.

Wirkheimer (der mit Moskirk kommt)

Nun, Vetter, habt ihrs selbst geschaut?

Hanns Frei

Bald ist das Bräutigam und Braut.

Moskirk

Ihr wolltet dennoch es versuchen?

Hanns Frei

Ich sage: Bacht die Hochzeitkuchen
 Und pflückt die Myrten zu dem Kranz,
 Die Füße salbt zum Hochzeitanz;
 Denn was Hanns Frei euch hat versprochen,
 Das macht er wahr in wenig Wochen.

Moskirk

Ihr seid von Zuversicht so voll;
 Ich weiß nicht, was ich denken soll.

Hanns Frei

Nun ruft mir die Felicitas,
So sollt ihr hören, wie und was
Zu thun, damit wirs führen aus.

Moskirdj

Felicitas! he! kommt heraus!

(Während des Folgenden kommt Felicitas aus dem Hause; Hanns Frei und die beiden Alten gehn ihr dabei in Moskirdjs Garten entgegen und dann wieder im Gespräch zurück)

Hanns Frei

Es liegt einmal in der Natur,
Daß bei der jungen Kreatur,
Die sich voll Leben fühlt und Mut,
Der Zwang verkehrte Wirkung thut.
Und sind sie ohnehin schon stutzig,
Macht sie Gewalt noch vollends trutzig.
Die Jungen sind wie gute Klingen;
Je mehr sie wollt zusammenzwingen,
Je mehr sie auseinander springen.
Doch untersagt bei schwerer Pön
Zwei jungen Menschen, sich zu sehn,
Dann fällt es erst den Leckern ein,
Es müßte sich gesehen sein.
Und was ihr sie wollt treiben lehren,
Das dürft ihr ihnen nur verwehren.

Moskirdj

Es ist nicht ohne, was ihr sprecht.

Hanns Frei

Ists nicht? — Hanns Frei hat allzeit recht!
Nun stellet euch, ihr Herrn, mit List,
Als wäret ihr in großen Zwist
Geraten, heftig uneins worden.
Den Kindern sagt mit scharfen Worten,
Sie sollen sich für ewge Zeiten

Bei euerm Zorn und Fluche meiden; —
 Je höhern Trumpf ihr darauf seht,
 Je schärfer ihren Trotz ihr weht —
 Wenn ihr sie seht beisammen stehn,
 Ja aus der Ferne sich besehn,
 So wollet köpfen sie und hengen,
 Wenn sie nur aneinander denken.
 Drauf laßt die Gartenthür vermauern.
 Nicht lang — und beide werden lauern,
 Wenn es doch möcht, und wie, geschehn,
 Daß sie einander könnten sehn;
 Und finden so ganz allgemach,
 Es sei doch wirklich eine Schmach,
 Daß man solch schönes Bild verkannt
 Und sich mit Haß davon gewandt,
 Das Glück sei zu bezahlen nicht,
 Zu schaun solch liebes Angesicht,
 Und, eh sieß merken mit Erschrecken,
 Bis an den Hals in Liebe stecken!

Ende des ersten Aufzugs



Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei. Felicitas

Moskirch

Der Plan, so dünkt mich, sei zu loben.

Pirkheimer

Nun gut; so wollen wir ihn proben.

Hanns Frei

Nun, liebe Base, Felicitas —

Felicitas

Ei! „liebe Base?“

Hanns Frei

Spaß — nur Spaß.

Für Weiber hat Hanns Frei kein Herz;
Sag ich dergleichen, ist's nur Scherz.

Felicitas

Die Männer dauern mich, die armen;
Hör ich dergleichen, ist's — Erbarmen.

Hanns Frei

So seid denn so barmherzig nun,
Von mir zu hören, was zu thun.

Felicitas

So seid so scherzhast, mir, Herr Frei,
Zu sagen, was jezt nötig sei.

Hanns Frei

Ihr geht zu Engeltraut hinein,
Erschrocken, odemlos zum Schein.
Wie plöglich und wie arg der Zwist,
Das überlaß ich eurer List
Gehörig in das Licht zu sehen.

Felicitas

Euer Vertraun weiß ich zu schätzen. (Ab)

Hanns Frei

Ihr müßt ihr auf dem Fuße nach
Und thun, Herr Moskirch, wie ich sprach.
Ich hol den Albrecht euch indessen,
Herr Theophilus. — Nicht zu vergessen! —

(Schließt hinter Moskirch die Gartenthür und geht in Pirkheimers Haus)



Zweiter Auftritt

Pirkheimer. Moskirch

Dann zu erstem **Hanns Frei** mit **Albrecht**, zu Moskirch später
Engeltraut und **Felicitas**

Pirkheimer

Der Frei, der Tollkopf, zwingt mich nun,
Daß ich bejahrter Mann muß thun,
Dergleichen jung ich nicht gethan.
Das steckt wie eine Krankheit an,
Und wie er selbst von Tollheit voll,
Macht er auch andre Leute toll.

Hanns Frei

(zu Albrecht, der mit ihm kommt, auf Birckheimer zeigend, der sich müht, einen Zornigen vorzustellen)

Seht nur den Alten! — Nein, so was,
Das ist doch, Vetter, außerm Spaß.
Da standen sie just wie zwei Drachen
Mit grimmen Klauen, weitem Rachen;
Sie konnten beid vor Mut nicht sprechen
Und sich nur mit den Augen stechen,
Weit offen und wie Blut so rot;
Sie wären alle beide tot,
Wenn grimme Blicke Degen wären!

Albrecht

Ich kann mirs, Vetter, nicht erklären.

Hanns Frei

Und Leute, die seit soviel Jahren
Bekannt, vertraut, die Brüder waren —

Albrecht

Die keinen halben Tag allein
Ohne den andern konnten sein —

Hanns Frei

Ein Glück, daß ich dazwischen kam,
Ehs eine schlimme Wendung nahm.
Ja, zwischen dem und jenem Haus
Ists mit dem Frieden ewig aus.

Moskirch

Da kommt sie schon. Wie soll ichs machen?
Soll zornig thun und muß doch lachen.
Es ist einmal nicht anders nun;
Ich muß schon wie ein Zorn'ger thun.

Felicitas

(mit Engeltraut aus dem Haus)

Du, Base, nur hast nichts gehört?
 Sie waren so von Zorn bethört,
 Daß sie nicht an die Nachbarn dachten.
 Die Fledermäus am Tag erwachten;
 Die Rake stand am Taubenboden
 Vor Schrecken auf den Hinterpfoten.

Engeltraut

Was hat es aber nur gegeben?

Felicitas

Es war, als gings um Tod und Leben.

Pirkheimer

Die Thür laß ich sogleich vermauern!

Moskirch (zu Engeltraut, rauh)

Was, Jungfrau, was giebt's hier zu lauern?
 Ich will euch auf den Zehen stehn,
 Nach dem Gelbschnabel drüben sehn,
 Das will ich euch vertreiben noch.

Engeltraut

Großvater, aber sagt mir doch,
 Ihr wißt doch, ich kann ihn nicht leiden —

Moskirch

Ihr mögt —? ihr, Jungfrau, sollt ihn meiden.

Pirkheimer

Ich will, so wahr ich ehrlich bin —

(fährt Albrecht an)

Wo siehst du hin?

Albrecht (verwundert)

Ich? nirgendhin.

Das ist doch seltsam —

Pirkheimer

Ihr seht mir nicht

Mehr drüben nach dem Milchgeschäft;

Ihr sollt nicht denken mehr an sie.

Albrecht

O, da seid ruhig; ich wills nie!

Moskirdj

Ich will dem Ding ein Ende machen!

(Beiseite) Da kostets Mühe nicht zu lachen.

Sie soll — ich will — ich stelle Wachen!

Pirkheimer

Ihr sollt es euch nur unterstehn

Mit einem Blick nach ihr zu sehn.

Ich will schon kräftige Mittel brauchen;

Ich laß ihn nicht mehr aus den Augen.

Engeltraut

Großvater, bitte, sagt mir doch —

Was habt ihr nur?

Moskirdj (gerät in Verlegenheit)

Das fehlte noch; (beiseite)

Weiß ichs denn selber?

Engeltraut (faßt seine Hand)

Nein, ihr müßt

Mir sagen —

Moskirdj (beiseite)

Wenn ichs selber wüßt.

Engeltraut (hängt sich an ihn)

Ich laß euch nicht, bis ihrs gesagt.

Moskirch

Was sag ich nur — Gott sei's geklagt! —

Engeltraut (ihn liebevoll)

Bitte —

Moskirch

Das liebe Angesicht — (faßt sich)

Laß mich; jezt weiß ichs selber nicht!

(Entläßt ihn)

Felicitas (leise zu Moskirch)

Recht so. Fast war es um den Plan
Und um die Schwäherschaft gethan.

Moskirch

Er über Frei und euch dazu.
Tollköpfe, laßt mich bald in Ruh!

Felicitas (zu Engeltraut)

Laß ihn; er wird sonst böser immer;
Durch Fragen, Base, machst du's schlimmer.

Albrecht

Was habt ihr, Vater? sagt mir nur? —

Pirkheimer

Ihr laßt mir jene Kreatur,
Juntherr, noch einmal will ichs sagen.
Ihr habt nach gar nichts hier zu fragen.
Genug ist's euch, daß ich es thu.

Hanns Frei

Recht so, recht so; nur immer zu.

Pirkheimer

(zeigt zugleich seinen Ärger über Frei)

Hier giebt's kein Aber und kein Nein.
 Ich will es, und drum soll es sein.
 Hört ihr? ihr widerbest mir nicht.
 Fort mit dem gelben Angesicht.
 Ich will ihn zwingen schon, den Thoren.
 Fort! Geh und laß mich ungeschoren!

Hanns Frei

(im Tone des Bedauerns; treuherzig)

Wie euch das Stirngeäder schwillt!
 Man meint, ihr seid im Ernste wild.

Pirkheimer

Zum Teufel auch! Kann kaum mehr schnaufen,
 Von dem verdamnten Schrein und Laufen.
 Hol euch der Satanas, Herr Frei,
 Mitsamt der ganzen Narretei!

Hanns Frei (ernsthast sich verbeugend)

Damit hats doch so lange Zeit,
 Bis ihr zwei frohe Schwäher seid?

Pirkheimer

So hab ich mich in Zorn gesprochen,
 Daß alle meine Adern kochen,
 Als hätt ich Grund, erzürnt zu sein.
 Hielt ich mich nicht, so schlug ich drein;
 So juckt es mich in Arm und Händen;
 Ich muß nur gehn und muß es enden.



Dritter Auftritt

Vorige ohne Birtheimer und Moskirk

Hanns Frei

Nun, Vetter, freu dich, du bist frei,
Denn mit der Heirat ist's vorbei.

Albrecht

Das alles kam so recht zum Frommen!
Doch kann ich noch nicht zu mir kommen
Vor Staunen und Verwunderung.
Hanns Frei, ich bin nicht klug genug,
Das Widersprechende zu fassen —
Ich soll — ich, denkt nur, soll sie lassen,
Als hätt ich irgend sie gewollt!

Hanns Frei

'S ist seltsam; ihr habt ja gesollt!

Albrecht

Dem sei nun, Vetter, wie ihm sei;
(nicht so fröhlich, wie man denken sollte)
Bin ich doch glücklich! bin doch frei.

Engeltraut

Nein, denk doch nur, mir zu verbieten,
Was ich ja eben hab gemieden.
Nein, hab ich denn nur recht gehört?

Felicitas

Gewiß, der Zorn hat ihn bethört —
Und noch dazu mit welchen Worten!

Engeltraut (wie vorhin Albrecht)

Genug! ich bin doch frei geworden.

Hanns Frei (nach der Thür gehend)

Komm, laß uns hören, wie's geschah.

Felicitas

Wer öffnet nur die Thüre da?

Hanns Frei (zu Albrecht in der Thür)

Komm mit —

Engeltraut

Wer ist's, der drüben spricht?

Felicitas

Hanns Frei

Hanns Frei (betonend)

Ja so, du darfst ja nicht.

Felicitas

Der hier so oft uns rumgejagt
Und ohne Ruh geneckt, geplagt —

Engeltraut

O sieh, das lose, wilde Blut;
Allein von Herzen war er gut.

Albrecht

Nicht weil ich soll, thu ich sie meiden,
Du weißt doch, ich kann sie nicht leiden.

(Als wenn er fortwollte; er bleibt aber stehn und kommt allmählich
näher an die Thür)

Engeltraut

Wer ist mit ihm?

Felicitas

Der Albrecht —

Engeltraut

Der —

(Wendet sich zu gehn)

Felicitas (bedauernd)

Wenn nur das strenge Muß nicht wär!

Engeltraut

(kommt wieder und allmählich ebenfalls der Thür näher)

Das Muß? Deswegen könnt's geschehn,
Doch will ich den, mag den nicht sehn.

Hanns Frei

Nein, sagt mir nur, Felicitas:
Wie kam denn das? was wird denn das?

Felicitas

Ich weiß euch nichts davon zu sagen,
Ihr müßt die Alten selber fragen.

(Während Frei und Felicitas weiter reden, beobachten Albrecht und Engeltraut sich gegenseitig verstohlen)

Albrecht

Ganz unrecht will ich Frei nicht geben,
Es ist so ein Gesichtchen eben —
Doch daß mir viel in diesen Zügen
Gefiele, nein; das müßt ich lügen;
'S ist eben ein passabel Kind,
Wie hunderte zu Nürnberg sind.

Engeltraut

Er hat kein häßlich Angesicht,
Doch schöner ist es eben nicht,
Als hundert andre junge Knaben,
Die man in Nürnberg sieht, es haben.

Hanns Frei (zu Felicitas)

Indes die so versunken stehn,
Laßt schnell uns zu den Alten gehn.
Sie müssen rufen erst, dann bald
Die Jungen holen mit Gewalt

Und wie zwei eifersüchtige Drachen
Die Jungen tagelang bewachen,
Daß Ungeduld und Langeweile
Dem Zwange noch zu Hilfe eile.

(Frei und Felicitas in die Häuser, aus denen sie bald wieder kommen)

Albrecht

Das reiche Haar wie helles Gold
Auf rundlich weiße Schultern rollt;
Das Füßchen auch ist nicht so schlecht,
Der ganze Wuchs gerade recht,
Zu voll nicht und auch nicht zu klein,
Könnt anders, doch nicht schöner sein.

Engeltraut

Ich glaube schon, daß andre Frauen
Den Knaben mit Vergnügen schauen.
Ach ja; er ist schon hübsch genug,
Das knappe Kleid von feinem Tuch
Steht ihm ganz zierlich zu Gesicht.
Doch hier bleib ich nun länger nicht,
Die Knaben gleich zu denken pflegen,
Steht man wo still, 's ist ihretwegen.

(Will gehn und bleibt)

Hanns Frei (zurückkommend)

Albrecht, ihr sollt zum Vater kommen.

Felicitas

He! Base, habt ihr nichts vernommen?
Schon zweimal der Großvater rief! —
Die sind in sich versunken tief.

Albrecht

Was sagst du, Frei?

Engeltraut

Felicitas —

Albrecht

Du riefst mir wohl?

Engeltraut

Du sagtest was?

Albrecht

Ich komme schon —

Engeltraut

Ja, Base; gleich.

Hanns Frei (zu Felicitas)

Mühmchen, ist's nicht ein Meisterstreich?

Albrecht

Das Köpfchen ist ganz hübsch fürwahr,
Was sag ich, es ist schön sogar.
Und aus den blauen Augen drin
Spricht so ein klarer, tiefer Sinn.
Und Magdlichkeit, ein Schleier mild,
Umfließt das ganze zarte Bild;
Ein wahr Madonnenangeficht;
'S ist wahr, ein schönres sah ich nicht!
'S ist seltsam, daß ichs jetzt erst sehe;
Doch hohe Zeit ist's, daß ich gehe.
Sie denkt sonst —

Pirkheimer (ruft drinnen)

Albrecht!

Engeltraut

Ich gestehe,

Er könnte mancher wohl gefallen,
Was sag ich? Nein — er muß es allen.
Und solch ein feines Angeficht,
Das flehte wohl vergeblich nicht.
Ihm ist im Aug die Treu zu lesen,

Dazu in seinem ganzen Wesen
Das Adelige, Ehrenfeste —

Moskirch (drinnen)

He! Engeltraut!

Engeltraut

Die Schönste, Beste
Ist er schon wert. Wies nur geschah,
Daß ich das nicht schon früher sah?

Felicitas

Hört, Engeltraut, ihr sollt hinein.

Albrecht

Noch einmal schöner dürst sie sein,
Ich bliebe doch bei meinem Nein.

Hanns Frei

Euer Vater, Albrecht, will euch haben.

Engeltraut

Und hätt er dreifach größere Gaben,
Ich möcht ihn doch zum Mann nicht haben.

Felicitas

So hört doch —

Albrecht

Hätt sie schwarzes Haar,
Wer weiß — doch so hats nicht Gefahr.

Hanns Frei

Zum Fenster, Albrecht!

Engeltraut

Hübsch genug,
Alein mir ist er viel zu jung.

Ich könnte vor so jungem Knaben
Respekt und Achtung nimmer haben.

Albrecht

Denn schwarze Augen müßtens sein,
In die ich schaute gern hinein.

Engeltraut

Müßt sein ein Mann in reifen Jahren,
Der viel erlebt und viel erfahren.

Albrecht

Ja, dann vielleicht wohl macht es sich.

Engeltraut

Doch der ist dümmer noch als ich.

Albrecht

(der Ton paßt nicht ganz zu den Worten)

Gut ist's, daß es so weit gekommen
Mit unsern Alten, mir zum Frommen.

Engeltraut (ebenso)

Gewiß, mir spart es viel Verdruß,
Daß ich ihn nun nicht freien muß!

Hanns Frei

(faßt Albrecht beim Arme, der wie aus einem Traum auffährt)

Albrecht!

Albrecht

Ach ja —

Hanns Frei

Das heißt versunken.

Albrecht

Ich — bin — von einem Bilde trunken,
Daß ich mir eben ausgedacht.

(Geht zögernd, ob er sie wohl noch einmal verstohlen sehen kann,
mit Frei ab)

Felicitas

Nun, Base, schlaft ihr oder wacht?

Engeltraut (erschreckt auffahrend)

Ich hab — woran denn nur? gedacht.
Es saust und braust in meinen Ohren,
Als hätt ich das Gehör verloren.
Du rieffst wohl mehrmal —

Felicitas

Freilich doch;

(führt sie ab)

Herr Mostirch wird sonst zorniger noch.



Vierter Auftritt

Desiderius Teblank

kommt durch die äußere Thür des Mostirch'schen Gartens

Teblank (bleibt überlegend stehn)

Drei Weiber hab ich nun genommen,
Bin jedesmal schlecht weggekommen,
Hab glücklich wieder sie verloren,
War jedesmal wie neugeboren;
Und nun wir nach der vierten sehn,
Da wollen wir behutsam gehn!
Ach ja; die Jungfrau Engeltraut
Giebt eine allerliebste Braut,
Doch was für eine Frau? Das ist
Die erste Frag zu dieser Frist.
Denn sie ist jung und schön daneben,
Da wirds viel Leckermäuler geben,
Die gern von fremden Gärten naschen;
Kann sie nicht stecken in die Taschen.

Die Frau ist sicher Tag und Nacht,
So sagt man, die sich selbst bewacht;
Viele bewachen sich nur zu gut,
Nehmen den Dieb mit in die Hut.
Daß fürcht ich nun von dieser nicht,
Wenn keine Tugend ihr gebricht,
Ich meine, keine von den dreien,
So werd ich kühnlich um sie freien.



Fünfter Auftritt

Leblank. *Felicitas*, die sich durch die Gartenthür nach Frei umsieht

Felicitas

Hi sieh, Herr Desiderius;
Seid uns willkommen.

Leblank

Gott zum Gruß,

Mein allerschönste, ehrenfeste
Jungfrau; euch wünsch ich alles beste.

Felicitas

Ihr wart im Sinnen, als ich kam,
Ich stört —

Leblank

Dies weniger. Ich nahm
Im Kopf nur die drei Weiber vor,
Die ich genommen und verlor.
Ich war, da sie noch lebten, schon
Um allerliebsten weit davon.
Mit keiner ich lang alleine blieb,
Und war mir jede Störung lieb;

Besonders ward ich gern gestört,
Wenn ich Kollegia gehört.

Felicitas

Drei Weiber habt ihr —

Leblank

Glücklich begraben.

Felicitas

Erlebt mögt ihr da manches haben.

Leblank

An Not, Gefahr und Angst dabei
Denkt man mit Freuden, ist's vorbei.
Thät ich euch nicht mit Langweil quälen,
Wollt ich das Wichtigst euch erzählen. —
Mein erstes Weib war sehr modest,
Gab mir jedoch beinah den Rest.
Sie zankte mit Bescheidenheit
Den ganzen Tag zu jeder Zeit.
Braucht' sich dabei so sanfter Stimm,
Als unsanft war ihr steter Grimm;
Zankt' unermüdet; sehr behende
Fand sie den Anfang, schwer das Ende.
In einem Stück noch war sie recht;
Es steht den Frauen nichts so schlecht,
Als wenn sie so aus weitem Rachen
Wie Pferde wiehern, schrein und lachen.
Weil lächelnd sie thät alles sagen,
War auch das Schlimmste noch zu tragen;
Weil sie nur leise zankt' im Haus,
So konnte mans nicht hören drauß,
Und blieb doch wenigstens der Schein,
Ich sei der Herr im Hause mein.
So war, wie auf der Wund ein Pflaster,
Eine Tugend noch bei ihrem Laster.

Hätt sie die Zanksucht nicht beschwert,
War ihre Sanftmut rühmendwerth.

Die zweite war euch immer froh,
In Dulci, sagt man, júbilo.
Ein fröhlich Herzlein tadelt keiner,
Doch ihr Verstand war um so kleiner.
Und lachte sie ob vielen Sachen,
So gab sie noch weit mehr zu lachen.
Doch darin ihre Tugend saß,
Daß sie des Tags nur einnal aß,
Und war ihr Essen nur gering;
Das war an ihr ein köstlich Ding.
Denn nichts den Weibern schlechter steht,
Als wenn sie essen früh und spät,
Und was nur durch die Zähne geht.
Hätt sie nicht mehr gehüpft, gesprungen,
Nicht mehr geplaudert und gesungen,
Als sie gegessen hat alltäglich —
Da war die Frau noch sehr erträglich.

Die dritt zum Ende lobesan
Zog jeden Tag, den Gott gethan,
Zwei neugewaschne Strümpfe an.
Das war auch ihre einzge Tugend.
Sie war nicht schön in ihrer Jugend,
• Wurds immer wen'ger mit den Jahren.
Sie wußte nicht das Geld zu sparen,
Macht' sich mit dem Gesindelein
Zu sehr vertraut, ja gar gemein,
Und zankte bald und schlug darunter,
Da machtens dies nur immer bunter;
Dann war sie freundlich überaus,
Da lachte das Gesind sie aus.
Von allem Ärger, den sie litt,
Teilt' sie mir täglich redlich mit,
Gab viel Prozente noch Profit.
Ich trugs rücksichtlich ihrer Jugend

Und ihrer einzigen feinen Tugend;
Ihr Fuß war klein und wohlgethan,
Und schneeweiß stets der Strumpf daran. —

Ei, riecht das trefflich nach Reseden,
Die stehn wohl dort auf jenen Beeten.
Nicht lieber riech ich Gänsebraten;
Doch meine sind nicht gut geraten.

(Er betrachtet die Reseden; währenddes kommt Albrecht aus dem Hause
geschlichen)



Sechster Auftritt

Vorige. Albrecht, später Pirkheimer

Albrecht

Er ist zur Base hinaufgestiegen,
Die läßt ihn nicht gleich wieder fliegen. —
Was will ich aber nur hieraus? —
Soll ich denn ewig stecken im Haus?
Er denkt, ich laufe der drüben nach;
Hätt's haben können Jahr und Tag;
Das braucht er mir nicht zu verbieten;
Die laß ich lebenslang in Frieden.

(Er nähert sich wie zufällig der Gartenthür)

Von diesen roten Rosen allen
Will mir doch keine recht gefallen;
Dort sind auch weiße an dem Thor;
Die gelben aber zieh ich vor.
Ich sah doch heute welche stehn —
Da drüben — richtig; ich muß doch sehn.

Pirkheimer (in der Szene)

Albrecht!

Albrecht (fährt zusammen)

Ei, was erschreck ich nur?

(Entfernt sich schnell nach der andern Seite)

Pirkheimer (in der Thür)

Kommst du?

Albrecht

Hier hab ich eine Spur

Gefunden.

Pirkheimer (führt ihn hinein)

Heda! nur herein.



Siebenter Auftritt

Vorige ohne Albrecht und Pirkheimer. **Engeltraut** ist unterdes, vorsichtig sich umsehend, aus dem Hause gekommen; dann **Moskitch**

Engeltraut

Er schlief ein ganz klein wenig ein
Und dächt gewiß, würd er jezt wach,
Ich lief dem — dem da drüben nach.
Deswegen will er mich bewachen.
Nein! Das ist wirklich doch zum Lachen!
Die Thüre wird — ich muß nur sehn —
Gewißlich wieder offen stehn.
Nicht wahr? — Das kann mich recht verdrießen;
Ich muß nur hin und muß sie schließen.

(Sie geht hin, faßt die Thüre ganz langsam, während sie wie in Gedanken hindurchsieht; währenddes:)

Felicitas

Die Wege sind ein bißchen enge;
Seht, weiter dort steht noch die Menge.

(Indem sie in den Coullissen verschwinden)

Leblank

Ja seht; thu ich nach einer Frauen,
 Verehrte Jungfrau, wieder schauen,
 So muß sie die drei guten Gaben
 Der seligen drei Weiber haben,
 Muß leise sprechen, wenig essen,
 Den weißen Strumpf nicht zu vergessen.

Moskirdj (drinnen; gähnend)

He, Engeltraut!

Engeltraut (schlägt die Thür erschrocken zu)

Bin ich erschrocken —
 Großvater! — all mein Blut muß stocken —
 Nun denkt er sicher — Gott sei Dank,
 Da ist der drollige Leblank.

(Sie eilt dabei hinter die Coulisse und kommt dann mit Felicitas und
 Leblank wieder zum Vorschein)

Moskirdj (in der Thüre)

Wo hat sie sich nur hingestohlen?
 He, Engeltraut! Soll ich dich holen?

Engeltraut

(tritt während ihrer Rede mit jenem auf)

Großvater, ist's denn ein Verbrechen,
 Mit Herrn Leblank ein Wort zu sprechen?

(Während **Moskirdj** und **Leblank** sich becomplimentieren, fällt
 der Vorhang)

Ende des zweiten Aufzugs



Dritter Aufzug

Die Thüre ist verschlossen

In Moskirchs Garten

Erster Auftritt

Hanns Frei. Felicitas

Hanns Frei

Drin sitzt er neben seinem Alten,
Das Angesicht in ernsten Falten,
Als wärs sein eigener Wille, zu sitzen
Und so vor Langerweil zu schwitzen;
Allein aus seinen Augen blitzen
Der Ärger, der verbißne Grimm.

Felicitas

Der Base gehts nicht wen'ger schlimm;
Sitzt wie die Jungfrau bei dem Drachen,
Dem Weinen näher als dem Lachen;
Dem Alten war noch schlimmer dabei,
Wünschst' leis zum Fenster den Hanns Frei.
Wie ich die beiden sah sich plagen,
Wußt ich nicht, wen ich sollte beklagen,
Wer mehr in Not und Ärger saß.

Hanns Frei

Das ist ja eben der wahre Spaß.
Birkheimer lief auch gern davon;
Doch ich nahm sie in Ambition;
Ich könnte sie nicht Männer nennen,
Sie nicht für mündig anerkennen,

So alt sie auch an Jahren wären,
Wenn sie auf halbem Weg umkehren.
Und dennoch, glaub ich, hats ein Ende,
Sobald ich nur den Rücken wende,
Und leider muß ich heut verreisen.

Felicitas

Da wird der Zeiger anders weisen.

Hanns Frei

Doch fehr ich wieder heut zurück.
Und find ich nur in einem Stück
Meine Befehle übertreten,
So sollen sie peccavi beten.
Sie sind eroberte Provinzen
Und müssen folgen ohne Blinzen.

Felicitas

Herr Übermut, wollt ihr nicht sagen,
Ihr habt auch mich aufs Haupt geschlagen?

Hanns Frei

Aufs Haupt? Nein, Base, das wär Scherz;
Sagt lieber, Base, auf das Herz.
Das hab ich, kaum nur angekommen,
Ein Cäsar, gleich mit Sturm genommen.

Felicitas

Mit Sturm? — Das heißt: mit vielem Wind
Wart ihr, Hanns Frei, nur zu geschwind.
Doch wißt ihr schlecht, wie man im Krieg
Mit Mädchen sich erringt den Sieg. (Weiseit)
Der Schelm — er weiß es nur zu gut,
Welch Mittel seine Wirkung thut.
Des Herzens Wall ist nicht mit Rasen,
Mit sanftem Hauch nur umzublasen,
Und Jerichos Posaun erträgt
Das Herz, das eine Flöte schlägt.

Ihr müßtet flehen, weinen, schmachten,
 Sonst ist vergebens euer Trachten;
 Was sonst ihr proben mögt, Herr Frei,
 Mein Herz bleibt ungerührt dabei.

Hanns Frei

Das herzensgute Herzchen das!
 Wie läßt es ohne Unterlaß
 Sich merken, wieviel ihm dran liege,
 Daß mans gefälligst doch besiege;
 Und daß es baldigst sei gethan,
 Giebt es noch selbst die Mittel an.
 Ich kann davon, so leid mirs thut
 Nicht profitieren —

Felicitas (drohend)

Herr Übermut!

Herr Übermut!

Hanns Frei (sich verbeugend)

Fräulein Zungenfertig.

Felicitas (ihm nach)

Seid ihr des Endes nur gewärtig!



Zweiter Auftritt

Felicitas. Gleich darauf **Engeltraut**

Felicitas (sieht ins Haus)

Wer kommt denn da so sehr gepuzt?
 Die Base hat sich aufgestutzt,
 Als wollte sie Gevatter stehn
 Oder wohl gar zur Trauung gehn.
 Ei, Base, du scheinst ja recht froh.

Engeltraut

(die aus dem Hause gesprungen kam und Felicitas um den Hals fiel)

Ach, Base, liebste Base, so,
 So muß dem kleinen Vogel sein,
 Fliegt er ins goldne Blau hinein,
 Läßt froh das dumpfe Haus zurück,
 Füllt schmetternd den Wald mit seinem Glück.
 Ach Base, Base, hab ich denn Flügel?
 Über Hügel und Thal und Thal und Hügel
 Und weiter sollt es geflogen sein
 In das ferne, duftge Blau hinein!
 Es war so eng, so dumpf dadrin
 Und sollte sitzen, sollte spinnen,
 Und außen schien die Sonne prächtig,
 Und alles grünt' und wuchs so mächtig,
 So übermütig in die Luft.
 Da drinnen ist's wie in der Gruft,
 So ängstlich, so ein dumpfes Sehnen,
 Man möchte wachsen und sich dehnen,
 Die Wände leidens aber nicht,
 Die Decke drückt wie ein Gewicht.
 So just muß es den Blumen sein,
 Die in die Stub man stellt hinein. —
 Ich bin doch sonst im Hause viel,
 Die Arbeit ist mir wie ein Spiel;
 Es war nur, daß ich nicht sollte heraus,
 Was mich nicht drin litt in dem Haus.
 An dem ganzen Ärger, der Ungeduld
 Ist nur der — der da drüben schuld.
 Es läßt nicht rasten mich, nicht ruhn,
 Ich möcht ihm recht, recht wehe thun!

Felicitas

Dem ist es ebenso gegangen;
 Er sitzt vielleicht noch jetzt gefangen.

Engeltraut

Das ist doch seltsam —

Felicitas

Soll nicht gehn,
Befiehlt sein Vater, euch zu sehn.

Engeltraut (angelegen)

Und ging er denn?

Felicitas

Man dächt es bald;
Wozu denn braucht es sonst Gewalt?

Engeltraut (etwas vertrießlich)

So müßt ich auch nach ihm verlangen;
Ich war ja auch deshalb gefangen.

Felicitas

Möcht er doch immer nach euch sehn —

Engeltraut

Nach mir? — er soll sichs unterstehn.
Will nicht von ihm gesehen sein.

Felicitas

Da giebt er, Base, gern sich drein.

Engeltraut (geht nach der Thür)

Er soll mich lassen in meiner Ruh —
Die Thüre, Base, ist ja zu.

Felicitas

Ja, Base, das ist dir ja recht.

Engeltraut

Nun ja; — es ist doch aber schlecht —
Ich hätt ihn gern —

Felicitas

Am Ende gar —

Engeltraut

Gesehen? — Nein, das ist nicht wahr.
 Meinen Zorn hätt ich an ihm gefühlt,
 So daß ers merkt und daß ers fühlt,
 Wie wenig ich ihn leiden kann!

Felicitas

Das hilft dir nichts bei einem Mann.
 Machs ihm so bunt und noch so kraus;
 Das legt er nicht für Feindschaft aus.

Engeltraut

Er legt —? Nein, sieh, das hätt er nicht!
 Gesagt hätt ichs ihm ins Gesicht.

Felicitas

Gerätst du über ihn in Wut,
 Dann glaubt er erst, du bist ihm gut.

Engeltraut

Du denkst wohl selbst — nein, ganz in Ruh
 Hätt ichs und hätt gelacht dazu.
 Nein, Base, nein; du hast doch recht;
 Wer weiß denn, was er sich erfrecht.
 Die Thüre wär leicht eingeschlagen,
 Drum laß den Tisch dahin uns tragen,
 Und vor die Thür —

Felicitas (lachend)

Was fällt dir ein?

Der Albrecht wird nicht rasend sein;
 Meinst du, er kommt mit Axt und Messer?

Engeltraut

Sieh, Base; besser ist doch besser.
 Auch muß sichs prächtig sitzen dort.
 Im Garten ist kein schöner Ort,
 So schattig und so kühl gelegen.

Felicitas

Gewiß; des vielen Schattens wegen
Hat man mit gutem Vorbedacht
Die Sonnenuhr hier angebracht.

Engeltraut

Ja, scherze nur —

Felicitas

Du scherzest nicht?
Nein, sieh mir einmal ins Gesicht.

Engeltraut (ausweichend)

Wär er nur leicht, hät ich nicht mehr,
Doch mir allein ist er zu schwer.

Felicitas

Du sollst die Augen nicht verwenden!

Engeltraut (will gehn)

So will ich auch kein Wort verschwenden!

Felicitas (hält sie)

Du kannst mir nicht ins Aug mehr schauen,
Du Schelm! Dir darf man nicht mehr trauen.

Engeltraut

Ich mag nur eben jetzt nicht lachen,
Und du willst mich nur lachen machen. — (Bittend)
Und thusts auch mir zuliebe nicht?

Felicitas

So komm, du Schelmenangesicht.

(Sie tragen den Tisch miteinander vor die Thüre)

Ist's so nun recht, du kleiner Dieb?

Engeltraut (beiseit)

Ich hab sie sonst von Herzen lieb,
Doch jezo wär ich gern allein. —

Moskirch

(Kommt schnell aus dem Hause, will durch die Gartenthüre und lacht über sich selbst, da er vergebens hat öffnen wollen)

Geschieht dir recht, du alter Thor;
 Das wußtest du doch wohl zuvor.
 Soll man die Stirne sich zerbrechen,
 Wenn man den Nachbar hat zu sprechen?
 Ist weiter was mit diesem Plan,
 Als Ärger, Plag und Not gethan?
 Denkt nur der Nachbar so wie ich,
 Öffnet die Thür noch heute sich.

Albrecht

Ist an der Uhr vielleicht ein Brett,
 Das von dem Nagel ledig geht?

(Lehnt eine Leiter an die Thüre)

Sie ist gewohnt, um diese Zeit
 Dort in der Laube gar nicht weit
 Von hier ein Stündchen still zu sitzen —
 Da sind wohl Sprünge, sind wohl Ritzen,
 Doch für das Durchsehn viel zu eng.
 Hier ist ein kleines Brett, das spreng
 Ich hier von diesem Nagel los.
 Nur langsam, langsam, denn sonst stoß
 Ich um das ganze Würmernest;
 Der ganze Kram da hält nicht fest;
 Sonst fällt der ganze morsche Plunder
 Mit großem Lärm und Staub herunter.

Moskirch

Da kommt Herr Leblanc durch das Thor
 Festlich gepuzt. Was hat der vor?

Albrecht

Ich bin so seltsam aufgereizt;
 Wovon ich sonst zu allerweist,
 Das schüfe jetzt gerade mir Lust.

Mich würd es schmerzen in der Brust,
 Könnt ich sie recht zu weinen machen,
 Und glaub, ich könnte dabei lachen.



Vierter Auftritt

Albrecht. Moskirch. Leblank

(Während der letzten stummer Bescomplimentierung)

Moskirch

Was bringt ihr, Herr Desiderius?

Leblank

Zuerst, Herr Sebald, Gott zum Gruß.
 Ich komm zu euch, um euch zu fragen,
 Ob — (sieht sich um und zögert)

Moskirch

Nur heraus dürft ihr es sagen,
 Worinnen ich euch dienen kann.

Albrecht

Noch einen Ruck, so muß es gehen;
 Nun kann ichs wie ein Thürrchen drehen.
 Mir wars, als hört ich jemand niesen;
 Es kommt. Schnell läßt sichs wieder schließen.

(Lehnt die Leiter ab und zieht sich zurück)

Leblank

Verehrter, vielgeschätzter Mann,
 Wills euch geheim erst vorher stecken,
 Und, was ich bringe, euch entdecken.
 Einstweilen nur ganz kurz und roh,
 Und gleichsam auch infognito.

Moskirch

Ihr macht mich, Nachbar, sehr begierig;
Sprecht nur heraus; kein Wort verlier ich.

Leblank

Nämlich wie ich den Witwerstand
Nachgrad und nun recht bitter fand,
Und ich desselben sehr verdroffen,
So hab ich mich mit Gott entschlossen,
Mit seiner Hilfe dergestalten
Um eure Jungfrau anzuhalten,
Ob ihr die Tochter Engeltraut
Mir geben wollt zu einer Braut?

Moskirch

Wenn sie euch will; mir ist's eine Ehr —
Doch —

Leblank

Herr Sebalbus, bitte sehr,
Ich hab's euch heimlich nur berichtet;
Offiziell ist es noch nicht.
Im Garten wird's nicht schicklich sein,
Ersuch euch drum, sofort herein
Gütigst in euer Haus zu kommen,
Damit die Werbung vorgenommen
Und drauf erwidert werden mag.

Moskirch

Ihr seid —

Leblank

Ich bitt euch sehr; hernach.

Moskirch

Im Haus, im Garten, wär's im Wald —

Leblank

Müßt ungeworben gehn sobald.

So — wollt ich lieber keine Frau
 Sie führen wieder zu der Frau.

(Da Herr Moskirch sprechen will, fährt er eifriger fort)

Ja wollt ich lieber doch ein Weib
 Ganz ungethan an ihrem Leib,
 In allem Laster gar verdorben,
 Als gegen Sitt und Schick geworben,
 Welchergestalt nur diese beiden
 Vom Tier den Menschen unterscheiden.
 Erst pocht man an, dann heißt's: Herein;
 Man lädt den Gast zum Sizen ein;
 Der Freier aber setzt sich nicht
 Und räuspert sich gefragt und spricht.
 Der andre will, hat man gesprochen,
 Bedenkzeit wenigstens drei Wochen.
 Nun, Lieber, geht hinein ins Haus,
 Und klopf ich an, so setzt heraus
 Und fragt dergleichen, wie ihr sollt —

Moskirch

So will ich's machen, weil ihr's wollt.

(Komplimente. Moskirch geht ins Haus; Leblank aus der Gartenthüre,
 kommt aber gleich wieder herein, als wär er noch nicht dagewesen, sieht
 sich um)

Leblank

Herr Moskirch ob zu Haus wird sein?
 In Gottes Namen geh ich ein.

(Geht in das Haus)



Fünfter Auftritt

Pirkheimer und Sibylle kommen aus dem Garten und wollen in sein Haus; dann Engeltraut aus Mostkirchs Haus

Pirkheimer

Kommt, laßt uns erst hinüber gehn,
Nach Herrn Sebalduß umzusehn.

(Da er die Thür verschlossen findet und sich besinnt)

Zum Teufel! der Hanns Dampf, der Frei!
Der Narr mit seiner Hererei!

So kann ichs — warte nur — ich will
Dem Ding ein End — Ruhme Sibyll,
Hab ich euch je einen Dienst gethan,
So hört mich einmal freundlich an.

Mein Albrecht hat, das merk ich schon,
Auf euch eine große Passion.

Ihr sollt ihn — Ruhme, sagt nicht nein;
Ich duld. es nicht! — noch heute frein.

Sibylle

Ei ei, Wetter, was fällt euch ein?

Pirkheimer

Er ist euch reich und hüsch genug,
Und ihr seid noch passabel jung,
Könnt Kinder kriegen noch die Meng.

Sibylle

Ei ei; ihr treibt mich in die Eng.
Die Sache ließe sich schon lenken;
Laßt mir nur Zeit, mich zu bedenken.

Pirkheimer

Ihr Weiber wollt doch immer Zeit,
Und das Warten ist euch selber leid.

Sibylle

Dem Antrag folgt das auf dem Schritt;
So wills die alte, gute Sitt.

Dazu hab ich einen Strupel noch.
 Ich freit nach Geld; das wißt ihr doch,
 Und thät mich dessenthalb bequemen,
 Einen alten, kranken Mann zu nehmen,
 Damit ich später nur dürfte frein,
 Stellt sich der rechte Werber ein.

Pirkheimer

Will euch nur einer erst zur Frau,
 Nehmt ihrs mit ihm nicht so genau.

Sibylle

Der muß gar manche Tugend haben,
 Die man nicht findt bei jungen Knaben.

Pirkheimer

Ach, Ruhme, das ist dummes Zeug;
 Das soll nichts gelten, sag ich euch.
 Man weiß es, Ruhme, ja: die Tugend
 Ist euch die erste Männertugend.

Sibylle

Das mag bei vielen Frauen sein;
 Was mich betrifft, ich sage: Nein.
 Wer mich will zu erlangen suchen,
 Der darf nicht schwören, darf nicht fluchen;
 Auf Frömmigkeit sein Thun muß zielen
 Und darf nicht trinken, darf nicht spielen,
 Darf keinen Knoblauch lieben im Essen
 Und, woß anständig und angemessen,
 Mit Gunst zu sagen nicht vergessen,
 Muß schneeweiß jederzeit und nett
 In Händen schwenken sein Facilet,
 Nicht tanzen wie die jungen Gesellen,
 Muß einen Fuß vor den andern stellen,
 Muß sich langsamer Rede befleißigen.

Pirkheimer

Possen, Weiber! Das soll nichts heißen.
Ist euch der Mann nur hübsch und jung,
So ist er euch auch fromm genug.

(Gehen sprechend ins Haus)



Sechster Auftritt

Engeltraut

(die währenddes Herausgekommen ist und vorsichtig umschauend dem Tische
sich nähert)

Die sitzt nun drin beim Lesen fest. —
Ob sich wohl etwas merken läßt
An ihm, ob es zur Freud ihm ist,
Oder es ihn vielleicht verdrießt,
Daß er mich nicht mehr sehen soll?
Ich bin so von Erwartung voll! —
Was geht der Knabe dich nur an?
Es ist, als wär mirs angethan. —
So seltsam leicht und froh und frei
Und doch so eigen trüb dabei,
Und weiß nicht was mich macht so froh,
Weiß nicht, was mich doch ängstet so. —
Sollt er wohl Kummer merken lassen,
Ich glaub, ich würd ihn wenger hassen.

(Steigt auf den Tisch)

Könnt ich nur einen Spalt ertunden —
Sieh doch, was hab ich da gefunden!
Da an der Sonnenuhr ein Brett,
Das hin und her zu biegen geht.
Jetzt dreh ichs auf — ein Stuhl — ich glaube
Doch gar — ganz recht! es ist die Laube,
In der er sitzt oft ganz allein.

Kann man's von drüben sehen? Nein.
 Heut' abend noch erlausch' ich so,
 Ob er auch traurig ist, ob froh.

(Sie schließt das Brett und steigt, da sie Moskirch's Stimme hört, herab
 und zieht sich ins Gebüsch zurück)



Siebenter Auftritt

Moskirch. Leblank erst noch im Hause

Moskirch

Sie ist, so glaub ich, euch nicht gram.
 Als ich heut' früh herunter kam,
 In ihrem Feierschmuck sie fand
 Und fragte: Wozu solcher Tand?
 Sie träume wohl von Feiertagen?
 Da ward sie rot bis in den Kragen
 Und stottert da ein Zeug daher,
 Wie ihr Gewand nicht schön mehr wär,
 Und wer uns zu besuchen käme,
 Wohl einen Anstoß daran nähme.
 Ich sag: Wer soll denn kommen heute?
 Es kommen immer hübsche Leute,
 So Nachbar Leblank, der Vergolder.
 Es scheint, dem Nachbar bist du holder
 Als irgend einem sonst? Sie schlug
 Die Augen nieder auf ihr Tuch
 Und sagte mit verlegnem Ton:
 Ach ja, ich kann ihn leiden schon.
 Sie ist allein im Garten hier.
 So werdet einig nur mit ihr.



Achter Auftritt

Leblank sieht sich um. Engeltraut kommt lauschend aus dem Busche und stößt auf ihn

Engeltraut

Sie sind wohl wieder fort? — Ach nein —

Leblank

Erschreckt nicht, herzig Jungfräulein,
 Daß ihr mit mir hier seid allein,
 Wie Eva war im Paradeis
 Mit Adam auf des Herrn Geheiß;
 Es sollten sein der Menschen zwei,
 Daß einer nicht alleine sei.
 Und wie der Herr ein einzig Paar
 Gesezt hat in dem Eden dar,
 So sezet er den Eden jezt,
 Wo einsam sich ein Paar ergetzt.
 Drum laffet uns des Zwiesprachs warten,
 So wird zum Paradeis der Garten.

Engeltraut (beiseit; ungeduldig)

Was er da schwagt. Wär er doch fort.

Leblank

O Paradeis, du selger Ort!

Engeltraut

Das währt noch sicher an zwei Stunden.

Leblank

Darin ich meine Evam funden,
 Du seist gepreist, Halleluja.

Engeltraut

Ich muß nur immer sagen: Ja,
 So werd ich ihn am schnellsten los.

Leblank (beiseit)

Die Blödigkeit ist noch zu groß;
Ist sie nur Frau, der kleine Dieb,
Wird sie mehr plaudern, als mir lieb.
Nicht wahr, herzlichste Jungfer —

Engeltraut

(mit immer gespannterer Aufmerksamkeit nach drüben horchend)

Ja —

Ach Gott! er ist noch immer da —
Und drüben rauschts —

Leblank

Sie hats verstanden;

Das ist die Möglichkeit — und mehr!
Das, muß ich sagen, freut mich sehr;
Am Aug des Mannes Wunsch abschauen,
Ists erste Stück zu einer Frauen.
Sie weiß schon, was ich meine, doch
Ist zu verschämt die Jungfrau noch,
Mag es in Worten nicht vernehmen.
Und darum will ich mich nicht grämen.
So wäret ihr mir wirklich holder,
Als —

Engeltraut

Ja — ja — ich bin auf der Folter.

Leblank

So wär es meinem Gottentzücken
Erlaubt, das Händlein euch zu drücken,
Das ihr mir schenken wollt?

Engeltraut

Ja; ja —

Leblank

So eil ich denn auf Liebeschwingen,
Herrn Moskirch das zu hinterbringen.

Engeltraut

Ich dent, ihr seid schon längst gegangen.

Leblank

Die zittert förmlich vor Verlangen.
 Ich eile, sonst wird sie vertrießlich,
 Herrn Moskirch es zu melden schließlich,
 Wie sie es kaum mehr kann erwarten,
 Mit mir zu gehn im Liebesgarten.

(Geht ins Haus)



Neunter Auftritt

Engeltraut. Albrecht, der schon während der letzten Reden nach
 der Mauer hingeschlichen, um zu lauschen

Engeltraut

Nun endlich, endlich ist er weiter.

Albrecht

Ganz leise lehn ich an die Leiter.
 Mir schlägt das Herz —

Engeltraut

Hör ich nicht sprechen?

Albrecht

Als wär mein Thun hier ein Verbrechen.
 Jetzt gilt es: sich in acht genommen!

Engeltraut

Großvater wird ja jetzt nicht kommen.

Albrecht

Schickt nur kein Unglück jetzt den Alten.

Engeltraut

Herr Leblank wird ihn fest drin halten.

Nur leise — Albrecht

Engeltraut

Leise —

Albrecht (sieht sich um)

Kommts denn nicht?

Engeltraut

Wer ist's nur —

Albrecht

Nichts ist's.

Engeltraut

Der hier spricht?

Albrecht

Ist's nicht, als wenns da drüben rauschte?

Engeltraut

Gott! wenn mich jemand jezt belauschte!

Albrecht

Bald bin ich oben —

Engeltraut

Wenn der Tisch

Nur nicht —

Albrecht

Was das für ein Gezisch?

Ach Poffen!

Engeltraut

Wenn mich Leute sehn —

Albrecht

Nur zu.

Engeltraut

Hier auf dem Tische stehn!

Albrecht

Mich kümmerts nicht —

Engeltraut

Nun kann es gehn.

Albrecht

Nun mach

Engeltraut

Nun will

Albrecht

ichs auf.

Engeltraut

ichs drehn.

Albrecht

Nun ist's

Engeltraut

Nun ist's

Albrecht

gemacht.

Engeltraut

geschehn.

(Beide ziehen; die morsche Sonnenuhr giebt nach und fällt herab; da sie beide das Aug an das Brett gelegt, stehen sie plötzlich Gesicht an Gesicht sich gegenüber, erschrecken, fahren auseinander; in ihrer Verlegenheit verneigen sie sich mehrmals gegeneinander)

Albrecht

(nach einer Pause der Verlegenheit)

'S ist heut recht schön.

Engeltraut (ebenso)

Heut ist's recht schön.

Albrecht

(nach einer Pause; will späßhaft sein)

Ihr könnt hier über die Planken sehn.

Engeltraut (verlegen, gereizt)

Nach euch wohl? —

Albrecht (ebenso)

Oder ich nach euch?

(Lachend; gezwungen)

Si warum das nicht?

Engeltraut (ebenso)

Dummes Zeug.

Albrecht

Sie denkt, es ist um ihretwegen —

Engeltraut

Er denkt, mir ist an ihm gelegen. —

Albrecht

Das bildet euch doch ja nicht ein.

Engeltraut

Ich müßte doch — wahnsinnig sein!

Albrecht

Das ihrs nur wißt, ich mag euch nicht.

Engeltraut

Verhaßt ist mir eur Angesicht.

(Sie stehen sich wieder eine Weile stumm gegenüber, dann holen sie tief Atem)

Engeltraut (wie zuerst)

Heut ist's recht heiß.

Albrecht

(als wenn er sich den Schweiß abtrocknete)

Entsetzlich heiß.

Engeltraut (wie vorher)

Es geht kein Wind —

Albrecht

(streckt die Hand in die Luft)

Er geht ganz leis.

Engeltraut

(wieder nach einer Pause der Verlegenheit)

Mich friert etwas —

Albrecht (reibt die Hände)

Es wird recht kalt.

Engeltraut

Der Herbst kommt —

Albrecht

Es wird Winter bald.

Engeltraut (ziemliche Pause)

Wir haben jeho wohl den Mai?

Albrecht (seufzend)

Das Frühjahr kommt nun so herbei. (Pause)

Engeltraut (in größter Verlegenheit)

Ihr seufzt recht tief; ihr dauert mich —

Albrecht (getränkt)

Behalt sie ihren Spott für sich,
Die Jungfrau. Nach ihr seufz ich nicht.

Engeltraut (fast weinend beiseite)

Nein, das ist doch ein Bösewicht. —
Er seht nur, wie beklag ich euch;
Euer Vater hat als Vogelscheuch
Euch aufgestellt in seinem Garten;
War sonst von euch nichts zu erwarten.

Albrecht (innig getränkt beiseite)

Nein! nein! das ist nicht zu ertragen!
Euer Vater hat mit weißem Kragen
Hier einen Uhu hergesetzt,
Weil ihn der Vogelfang ergeht.

Engeltraut

(mit wachsender Erbitterung; beiseite)

So recht mit Lust er mich verlegt!
Wenn wir nach magern Späßen singen,
So dürftet ihr nicht lang mehr singen.

Albrecht (ebenso)

Sie will mich zur Verzweiflung bringen!
Dem Uhu nur der Wisz gebricht;
Solch Ding fängt auch den Dümmlsten nicht.

Engeltraut

(sie werden immer hitziger und sprechen immer schneller)

Ei seht, ich denk, ihr seid von Holz,
Mit Lumpen ausstaffiert so stolz
Und sprecht? —

Albrecht

Seht, ihr seid so langweilig
Und häßlich, daß das Holz selbst eilig
Vor Abscheu Sprache gewinnt und spricht:
Fort, Gule, fort; ich mag euch nicht!

Engeltraut

Es bleibt dennoch nur taubes Holz!

Albrecht

Gul bleibt die Gul trotz ihrem Stolz.

Engeltraut

Doch nach der Scheuche fragt sie nicht.

Albrecht

Gleichgiltig, was eine Gule spricht.

Engeltraut

Geht weg —

Albrecht

Geht ihr doch!

Engeltraut

Fort von mir!

Albrecht

Si seht; zum Troß euch bleib ich hier!

Gehet ihr doch —

Engeltraut (immer stärker)

Ihr.

Albrecht (ebenso)

Ihr.

Engeltraut

Ihr.

Albrecht

Ihr.

Engeltraut

Ihr.

(Sie stehen sich wieder schweigend und seufzend gegenüber)



Behnter Auftritt

Vorige. Pirkheimer mit Sibyllen, Moskirch mit Teblank, die, von jenen nicht bemerkt, verwünderte Zuhörer und Zuschauer des letzten Bank geworden sind

Pirkheimer

Sie kommen sich noch in die Haar.

Moskirch

Daß nicht Hanns Frei zugegen war!

Er müßte seine Klugheit loben.

Pirkheimer (zu Albrecht)

Heda! Was treibt ihr mir da oben?

Moskirch (zu Engeltraut)

Wie kommt ihr, Jungfrau, da hinauf?

(Die beiden Jungen in neuer Verlegenheit)

Engeltraut (Kleinsaut)

Da von dem Stuhl stieg ich herauf.

Albrecht (ebenso)

Ich steh hier, Vater, auf der Leiter.

Pirkheimer

Das seh ich. Wißt ihr sonst nichts weiter?

Engeltraut

Ein Mard —

Moskirch

Ein Mard —?

Albrecht

Die kleine Rake —

Pirkheimer

Was ist mit der?

Engeltraut

Oder eine Rake —

Moskirch

Nun, werd ichs hören?

Pirkheimer

Wird ers sagen?

Engeltraut

Hat mir mein Läubchen fortgetragen.

Albrecht

Ist diesen Morgen durchgegangen;
Da wollt ich es nun wieder fangen.

Engeltraut

Herr Leblant schenkt es neulich mir.

Albrecht

Von Frau Sibyll das schöne Tier.

Moskirch (zu Veblant bedeutend)

Hört ihr, Herr Veblant?

Pirkheimer (so zu Sibylle)

Merket ihr?

Moskirch

Ach Schnack! dort ist dein Täubchen ja.

Pirkheimer

Dein Rätzchen, Narr, ist ja noch da.

Engeltraut (thut sehr verwundert)

So?

Albrecht (ebenso)

Ei?

Engeltraut

hm! hm!

Albrecht

Das wär doch viel.

Pirkheimer

Nun hab ich satt das Narrenspiel.

Moskirch

Das nenn ich Saß, über die Planken
Zu steigen, nur um sich zu zanken.

Pirkheimer (für sich)

Die werden nimmermehr sich gut.

Was ihr nun noch da oben thut?

Schnell, Junter, euch herabgeschoben.

Moskirch

Was wollt ihr, Fräulein, noch da oben?

(Sie steigen trübselig langsam herab)

Pirkheimer

(führt Sibylle zu dem Herabsteigenden)

Weil er euer Rätzchen fangen will,
So fangt ihn selber, Frau Sibyll!

Moskirch

(thut dasselbe mit Leblant und Engeltraut)

Für euer Täubchen, Herr Leblant,
Nehmt nun das meine hin zum Dank.

Pirkheimer (öffnet die Thüre)

Mit euerm Plan, Hanns Frei, ist's aus.
Die ganze Hege soll heraus;
Sind beide wieder nur ein Haus;
Und morgen der Verlobungsschmaus.

(Pirkheimer und Moskirch geben sich in der offenen Thür die Hände;
Leblant und Sibylle sprechen mit den beiden Jungen, die über das letzte
erschrocken sind)

Ende des dritten Aufzugs



Vierter Aufzug

Die Scheidung der beiden Gärten ist hinweggenommen

Erster Auftritt

Pirkheimer. Moskirch. Hanns Frei

Hanns Frei

Die weichen Herzen streben bald
Der Liebe zu als einem Halt.
Den stärkern Herzen ist jedoch
Die Lieb ein aufgezwungen Joch.
Der wunde Stolz der jungen Seelen
Will sich hartnäckig selbst verhehlen,
Was sie mit Macht zusammenzieht,
Dem, ob er kämpfet, ob er flieht,
Er doch zuletzt sich muß ergeben.

Moskirch

Wir werden das nur nicht erleben.

Hanns Frei

Sie mögen selbst sich nicht gestehn,
Daß sie einander gerne sehn,
Doch noch viel wen'ger merken lassen,
Daß sie sich lieben und nicht hassen,
Weil jedes irrig noch vermeint,
Das andre sei ihm tödlich feind,
Und sich vor seinem Spotte scheut.

Pirkheimer

Bei dem Verlobungsschmause heut,
Herr Frei, habt ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredsamkeit,
Die jezt vergeblich ihr verschwendet;
Die Sach ist fertig und beendet.

Moskirch

'S ist wahr; spart euer Wort, Herr Frei;
'S ist, wie es ist, und bleibt dabei;
Das sag ich —

Hanns Frei (in komischem Borne)

Was? Wollt ihr die Fehde,
Trompeter, stoß in die Trompete!
Wall, Banner, in die Luft hinein!
Ihr sagt's —? und ich, ich sage: Nein!
Wie? Wollt ihr mir mein Werk verderben?
Ich soll an Witzverhaltung sterben?
Und an verhärtetem Verstand?
Hier liegt der Schuh von meiner Hand.
Und eh zum Lügner wird mein Mund,
Schieß ich ganz Nürnberg in den Grund.

(Geht ab)

Moskirch

Was wird der Tollkopf nun beginnen?
Für neue Tollheit nun ersinnen?

Pirkheimer

Wäre nur heut der Ratstag nicht.
Ich machs Sibyllen erst zur Pflicht,
So lang ich weg bin, soll sie gut
Den Albrecht haben in der Gut.
Wir werden, wie ich schon vernommen,
Heut abends spät nach Hause kommen.

Moskirk

Leblant soll seine Braut bewachen;
 Das will ich ihn gleich wissen machen.
 Wir gehn an seinem Haus vorbei;
 Versucht denn, was ihr könnt, Hanns Frei!

(Beide ab)



Zweiter Auftritt

Hanns Frei. Felicitas. Albrecht. Engeltraut. Die beiden
 lekten vermeiden, einander nahe zu kommen; sie sehen zornig aus
 und suchen sich ihre Mißachtung zu zeigen; dazwischen sehen sie ver-
 stohlen nacheinander hin)

Hanns Frei (treuherzig)

Daß nun der Zaun hier weggerissen,
 Das mag euch, Kinder, recht verbrießen.

Felicitas

Braucht doch die Thür nicht mehr zu schließen.

Hanns Frei

Den Alten hab ich abgesagt,
 Weil sie zu trogen mir gewagt.
 Der Freier läßt euch, Engeltraut —

Albrecht zeigt Freude

Sibylle wird nicht deine Braut —

Engeltraut zeigt Freude

Deshalb seid, Kinder, ohne Sorgen;
 Doch erst verspricht mir zu gehorchen.

(Sie nehmen jedes eine seiner dargebotenen Hände und sehen sich dabei
 grimmig und verächtlich an, indem sie ihren Schmerz verbergen, von
 dem andern so angefehn zu werden)

Herr Lebant nimmt sein Tag kein Weib,
 Sie sei die schönst an Seel und Leib,
 Die häufig speist und häufig lacht,
 Nicht jeden Tag, den Gott gemacht,
 Zwei neugewaschne Strümpfe trägt.
 So zieht nun braune Strümpfe an,
 Sie seien rot, vom Schmutz daran
 Erst braun gefärbt; so müßt ihr sagen,
 Felicitas; mit schweren Klagen
 Loszieh'n auf Base Engeltraut,
 Sie esse viel, sie lache laut,
 Und das so lange, bis ihm graut.
 Ich unterdes mit andern Grillen
 Mach schwer das Herz von Frau Sibyllen.
 Dann rühmt ihr ihm die Wittib an,
 Wie ich bei ihm mit ihr gethan.
 Und fangen sie nun an zu flammen,
 Dann führen wir sie schnell zusammen!
 Nun geht ihr beiden jetzt hinein,
 Sie werden bald zugegen sein.
 Doch erst nehmt Abschied fein manierlich,
 Verneigt euch, faßt und küßt euch zierlich.

(Als wenn er sie zusammen führen wollte; **Engeltraut** reißt sich los
 und läuft zornig hinein; **Albrecht** zeigt ebenfalls Born, sieht ihr
 aber dann wehmütig nach; **Frei** lacht)

Hanns Frei (zu Albrecht)

Ihr wißt schon, wie ihrs machen sollt,
 Wenn ihr die Braut verlieren wollt.

(**Engeltraut** sieht sich wehmütig in der Thür um)

Da sind die Würfel, sind die Karten;
 Nun geht; wir wollen sie erwarten.



Dritter Auftritt

Hanns Frei. Felicitas

Hanns Frei (Felicitas beobachtend)

Die sieht dem Burschen zärtlich nach —
Hanns Frei! Hanns Frei! werde nicht schwach!

Felicitas (beiseite)

Der soll mir doch noch Feuer fangen.
Das dumme Mädchen soll man hangen,
Das nicht den klügsten Mann bethört.
Nun aber, lieber Wetter, hört.

Hanns Frei

„Lieber,“ nun das läßt sich wohl hören.

Felicitas

Nur dürst ihr nicht auf Worte schwören.
Glaubt ihr, es wird uns noch gelingen,
Den Plan zum guten End zu bringen?
Ihr wißt, was man im Treibhaus pflegt,
Die freie Luft nicht leicht verträgt.
Und diese Neigung wuchs nun auch
Nicht auf nach altem, freiem Brauch!
Euch, Wetter, wär die Engeltraut,
Das sag ich euch, die rechte Braut.

Hanns Frei

Die Pest! Das Teufelsmädchen baut
Sich eine Brücke über mich,
Daß sie den — Albrecht kriegt für sich?
Zum Wetter! würde meine Kunst
An der allein zu Rauch und Dunst!
Die kleinen Herzchen zu erschrecken,
Daß sie vergessen, sich zu decken.

Hab ich der Dirne Zeit gelassen,
Sich zu besinnen, sich zu fassen?

Felicitas (lachend)

Ei, über diesen Weiberkenner;
Hanns Frei, der Mann über alle Männer
Mit all seiner Verwegenheit
Ist sehr in der Verlegenheit.
Ei, Vetter, Vetter, Eifersucht —
Kennt ihr sie auch, die bittre Frucht?

Hanns Frei

Ei Base, Base Eitelkeit!
Wie seid ihr doch vom Ziel so weit.
Das Herzchen hab ich nur zu sicher;
Es spreche ja bescheidentlicher!



Vierter Auftritt

Vorige. **Leblank;** hinter ihm zwei Burschen mit einem Korbe.
Frei im Abgehen begriffen

Leblank

Ihr dummen Menschen, sachte, sacht.
Das Zeug ist nicht von Holz gemacht —
Daß ihr mir keinen Schaden thut!

Hanns Frei (zu Felicitas)

Nun macht mir eure Sachen gut.

Leblank

Mein Herr und Jungfrau, Gott zum Gruß.

Hanns Frei. **Felicitas**

Willkommen, Herr Desiderius.

Leblank

Nun wollt ich, alles wär vorbei;
 Der ganze Spaß, die Freierei,
 Der ganze Ehestand mit dabei,
 Das Kirchgehn, Laufen mancherlei,
 Die Schickerei, die Plackerei,
 Die Kocherei, die Backerei,
 Die Trinkerei, die Schmauserei,
 Die Brauserei, die Sauserei;
 Der Hochzeitstag sowie die Nacht
 Nur eitel Müh und Arbeit macht.
 So ist der ganze Ehestand
 Nur Mühetag und Wehestand.

Hanns Frei

Ich zweifle, daß das ernst euch sei.

Leblank

Ja, laßt euch sagen nur, Herr Frei,
 Es giebt der Menschen dreierlei.
 Die einen freuet nichts, es sei
 Denn schon vorüber und vorbei.
 Erinnerung ist ein Vergolder,
 Macht alle Dinge schöner, holder.
 Die andern tanzen auf der Schneid
 Der Gegenwart; es faust die Zeit
 Unter ihnen fort und kommt und geht,
 Sie meinen aber, daß sie steht,
 Sehn nicht davor, sehn nicht dahinter;
 Das sind des Augenblickes Kinder.
 Die dritten aber leben nur
 Borgreißlich auf der Zukunft Spur
 In banger Furcht und frohem Wähnen
 Und immer neugefaßten Plänen.
 Ich bin nun von der ersten Art.
 Erst wenn das Jetzt zum Ehmals ward,

Dann kann ichs recht erst überschauen
 Und kanns genießen und verdauen.
 So, wollt ich, wär vorbei die Trau,
 Und wär gewesen meine Frau,
 Und sanft und selig schon verschieden,
 So könnt ich nun in stillem Frieden
 An all die schönen Stunden denken
 Und in das Herzleid mich versenken
 So recht nach der Behaglichkeit.

Hanns Frei (lacht)

Weil ihr ein Philosophus seid.

Leblank (selbstzufrieden)

Ja, ja; so etwas sagt der Reid.
 Gehöre schon zum seltenen Orden;
 Was anders wär aus mir geworden,
 Wenn ich was anders worden wär.

Hanns Frei

Das glaub ich, bester Herr, recht sehr.
 Doch hab ich zu besorgen mehr.
 Euch werd ich später wiedersehn. (Ab)

Leblank

Das würd mich freuen, sollts geschehn.

(Zu Felicitas gewandt)

Ich meine, zu den vielen Gaben
 Sollt ich auch Unterweisung haben.

Felicitas

Was habt ihr nur im Korbe da?

Leblank

(indem er eine dicke vergoldete Puppe aus dem Korbe und wie ein
 Kind auf den Arm nimmt)

Etwas, wie niemand noch es sah.
 Schaut her, den dicken süßen Knaben

Soll Jungfrau Moskirch heute haben.
 'S ist Hymen, seht, ein Gott der Ehe,
 Wie ihn die Griechen hatten ehe.
 Er ist von Pfefferkuchenteig
 Und, wie ihr seht, vergoldet reich.
 Das ist eine Allegorie
 Auf unsern Ehstand; seht ihr, wie
 Er innen süß wird sein und hold,
 Dieweil er — (Pantomime des Geldzählens)
 außen echt vergoldt.

Felicitas

Ei, der wird ihr gelegen sein,
 Herr Leblank, bringt ihn nur hinein,
 Den ist sie euch auf einen Sitz.

Leblank (erschrickt)

Den ist sie — wer denn ist — poß Blich?

Felicitas

Nun, wer denn sonst als Engeltraut;
 Und lachen hör ich sie schon laut
 Vor Lust.

Leblank

Mir ist das keine Lust;
 Ihr wälzt einen Stein auf meine Brust.

Felicitas

Wenn das die Lust euch kann verderben,
 Müßt ihr um Frau Sibyllen werben,
 Die leise wie die Heimchen spricht,
 Und wahrlich! viel mehr ist die nicht,
 Als was ein Heimchen essen kann.

Leblank

Beneidenswert ist dann ihr Mann.
 Ist eure Ruhme stets so viel?

Felicitas

Ach nein; sie steckt sich noch ein Ziel,
 Wißt ihr, des alten Herren wegen!
 Da kommt sie selbst mit Saus und Braus.
 Der Alte, wißt, ist nicht zu Haus.



Fünfter Auftritt

Vorige. Engeltraut singend und springend aus dem Haus

Leblank

Sagt, Jungfrau, doch, ist's nie ihr Brauch,
 Zu tragen weiße Strümpfe auch?
 Ein weißer Strumpf läßt doch gar fein,
 Macht auch ansehnlicher das Bein.

Felicitas

Doch will das oft gewaschen sein.
 Damit läßt sie sich nicht gern ein.
 Und trägt sie erst ihr eigne Taschen,
 So will sie gar nicht ferner waschen.
 Sie läßt bloß rote Strümpfe schaun —
 Die werden so allmählich braun.

Leblank

Ach, Jungfrau, ihr erweckt mir Graun. —
 Wißt ich nur, ob ich dürfte traun.

Engeltraut

(als habe sie ihn erst bemerkt, hüpfend und singend auf ihn zu)

Ach seht, Herr Nachbar, seid willkommen!

Leblank

Hab die Erlaubnis mir genommen,
Zu bringen diesen Hymenus
Benebenst meinem feinsten Gruß.
Wollt ihn betrachten — unterdessen —

Engeltraut (lacht laut)

Ein Wechselbalg — ist das zum Essen?

Leblank (schmerzlich)

Mein Gott! mein Gott! — Der Gott der Ehe,
Wie ihn die Griechen hatten ehe,
Und ist von Pfefferkuchenteig.

Engeltraut (will ihn nehmen)

So will ich ihn versuchen gleich.

Leblank

(entflieht ihr, den Hymen wie ein Kind auf dem Arme; sie nach)

Es soll Herr Moskirch erst ihn sehn.

Engeltraut

Das kann dann immer noch geschehn.

Leblank

Jungfrau, ihr greift mir an mein Herz.

Engeltraut

Gebt her, gebt her; treibt keinen Scherz.

Leblank

Es ist ein Schaustück unter Glas —

Engeltraut

So gebt doch her; treibt keinen Spaß.

Leblank

An sicherem Orte aufzuheben.

Engeltraut

Nun freilich; das will ich ja eben.

Leblank

(außer sich; giebt den Hymen dem Burschen und stellt sich mit
ausgebreiteten Armen davor)

Entreißt dem Löwen sein Junges nicht.

Engeltraut

Er gleicht euch auch von Angesicht —

(Beiseite traurig)

Ach Gott! wie michs im Herzen sticht.

(Felicitas muntert sie auf)

Vor Hunger sterb ich nicht deswegen.

(Sie bringt Lebensmittel aus der Tasche und ißt)

Den Kopf laßt mich herunterreißen.

Leblank

Ihr habt doch, seh ich, noch zu speisen.

Engeltraut

'S ist nur, daß man was hat zu beißen;

Ein Viertel Gans, ein magres Huhn;

Du lieber Gott! was ist das nun?

Nur daß der Mund hat was zu thun.

(Traurig beiseite)

Ach Gott! Ach Gott! ich möchte sterben.

Leblank

Leblank, um diese Laß du werben,

Wer rennen will in sein Verderben!

Engeltraut

(die traurig dastand, fängt, da er sie ansieht, wieder an zu singen und
hüpft zurück ins Haus)



Sechster Auftritt

Vorige ohne Engeltraut; die Burschen gehen auf ein Zeichen von Leblank

Leblank (nach einer Pause)

Ihr spracht vorhin von Frau Sibyll;
Hört an, was ich euch fragen will:
Hat sie wohl einen alten Mann
Oder der lang noch leben kann?

Felicitas

Ach, die ist Wittib; doch verlobt
So halb und halb —

Leblank

Sei Gott gelobt!

So etwas kann sich wieder trennen.
Ich wünschte sehr, die Frau zu kennen.

Felicitas

Aus der Verlobung wird wohl nichts.
Will einen Mann ernsten Gesichts;
Darf spielen nicht, sich nicht vermessen,
Wo es sich ziemt und angemessen,
„Mit Gunst“ zu sagen, nicht vergessen,
Beileib auch keinen Knoblauch essen
Und muß manierlich, weiß und nett
In Händen schwenken sein Facilet;

(**Leblank** holt schnell sein Taschentuch heraus, womit er schwenkt)

Darüber nun noch vieles haben,
Was man nicht findet bei jungen Knaben,
Desgleichen ist, der um sie wirbt.
Mit der, glaubt mir, kein Mann verdirbt;
Sie ist nicht alt und reich dazu
Und hat manch Leinen in der Truh.

Leblank (bewegt)

Nein, wie ihr sagtet, was sie liebe,
 Was nicht, als wenn man mich beschriebe
 Vom Scheitel bis zur Zeh? Fürwahr,
 'S ist Himmelschickung offenbar.
 Ihr müßt mir später mehr noch sagen,
 Ich kann den Ärger nicht vertragen,
 Mir zittert Kopf und Arm und Bein;
 Wenn ihrs erlaubt, geh ich hier ein;

(zeigt auf die Laube)

Ich muß jeund ein wenig ruhn,
 Abseit ein kleines Schläflein thun. (In die Laube)

Felicitas

Wir fügen hier des Himmels Willen;
 Nun träumt nur recht von Frau Sibyllen.



Siebenter Auftritt

Hanns Frei. Sibyll. Felicitas wird zuweilen sichtbar;
 dann **Albrecht**

Hanns Frei

(führt Sibyllen zierlich an der Hand)

Das ist ein trefflich seltner Mann,
 Wie ich mit Wahrheit sagen kann;
 Dafür, was er von seinem Weib
 Verlangt, auch nicht zum Zeitvertreib.
 Muß leise sprechen, wenig essen
 Und nicht die Hauptsach zu vergessen,
 Zwei Füße haben wohlgethan
 Und täglich weiße Strümpfe dran.

(Sibylla betrachtet ihre wechselweise ausgestreckten Füße mit Genugthuung)

So kann ihm auch das laute Lachen
 Von Frauen großen Ärger machen.
 Sehr liebt er, was auf diesem Beete
 Hier wächst, ich meine die Resede.

(Sibylle pflückt welche und steckt sie an ihre Brust)

Sibylle (sehr leise)

Ihr habt beschrieben mich vorhin
 In diesen Dingen, wie ich bin;
 Freut mich, daß meinen Gaben allen
 Ein solcher Mann schenkt sein Gefallen.
 Ich möcht es Himmelschickung nennen
 Und wünschte sehr den Mann zu kennen.
 Wer kommt denn da herausgesprungen?
 Der Albrecht ist's; was fehlt dem Jungen?

Hanns Frei

Vielleicht ein Gläschen Wein zuviel
 Oder Verlust im Würfelspiel;
 Ihr wißt ja, wie die Jungen sind.

Sibylle

Ist sonst doch ein gezogenes Kind.

Hanns Frei

Er treibt es jeho nur ganz sacht,
 Der Alte giebt zu fleißig acht.
 Drum will er gar zu gern heiraten
 Der alten Närrin alte Dukaten!

Sibylle

Ei ei; das ist ein Bösewicht —
 Wenn nicht der Neid aus diesem spricht.

Albrecht (als wäre er berauscht)

Gott's Daus und Zinken! Das ist klug.
 Eins, zwei, drei — Wetter!, grad genug.

Geschwinde, Vetter, Vase, geschwind.
 Dort in der Laube weht kein Wind,
 Der uns die Karten könnt verjagen.
 Ein Donnerwetter dem in Kragen,
 Der schimpfen will auf unsern Orden.

(Er hat Frau Sibylle halb mit Gewalt in die Laube geführt: bringt
 Karten und Würfel zum Vorschein)

Sibylle

Ach Gott, Herr Frei; mit solchen Worten
 Kann man die Seel im Leib mir morden.

Hanns Frei (zuckt die Achseln)

In Welschland ist er so ruchlos worden.

Sibylle

Mir wird es angst; wir wollen gehn.

Albrecht (würfelt)

Heda — wer hält; das waren zehn.
 Beim schwarzgeschwänzten Satanas
 Seht, alle achtzehn waren das.

(Er singt)

Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
 Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

(Zieht eine Flasche, reicht sie, nachdem er getrunken, an Sibylle)

Auf, Bruder, trinke. Du sollst leben
 Und dort (auf Frei zeigend) die Vase auch daneben,
 Denn ist die Ratte zum Haus hinaus,
 Dann tanzt die Kaze mit der Maus.

(Weisheit traurig)

Ach Gott! ach Gott! ich halt's nicht aus!

(Faßt sich wieder)

He trinke flinke, sinke, Zinke!
 Hör trinke, sag ich, hörst du? trinke!
 Ein Millionen— in deinen Pops,

Ich fasse dich bei deinem Schopf
Und abbrevier dich um den Kopf.

Sibylle

Er wird doch nicht — Gott steh mir bei —
Er zieht vom Leder — Herr Hanns Frei!

Albrecht (die bloße Klinge in der Hand)

Was willst du, Vetter, mit der Grille,
Du denkst, du bist die Ruhme Sibylle
Und diese da (deutet auf Frei) der Vetter sei?
Das ist die Base, du der Frei.

(Deutet mit der Klinge)

Sibylle

Ach all ihr Heiligen im Himmel!

Albrecht

(will die Klinge einstecken, was er nicht zuwege bringt)

Die kümmert nicht das Weltgewimmel.
Die trinken ihren kühlen Wein
Und knöcheln mit den Engelein.
Die Engeltraut — was wollt ich sagen?
Die Englein — Englein — Engelein,
Die traut —

Hanns Frei

Komm, Albrecht, geh hinein.

Albrecht

Als hätt ich wirklich mich im Wein
Berauscht, so — Base (zu Frei) laß das sein —
(Zu Sibyllen) Trink, Vetter —

Hanns Frei (treuherzig)

Thut ihm seinen Willen.

So könnt ihr ihn am besten stillen;
Merkt euch das Mittel für die Zeit,
Wo ihr glückliche Gatten seid.

Albrecht

Ich kann nicht mehr — bin so beklommen,
Als wär mir alles Glück genommen.

(Nimmt Karten und Würfel und wandt in das Haus zurück, indem er vor sich hinsingt)

Das Daus und die Seß und die Zinken, die Acht,
Die haben gar manchen zum Schelmen gemacht.

Sibylle (währenddes)

Herr Frei, die Zeit wird nimmer kommen.
Mag frein, wer will, den Bösewicht.

(Beiseite)

Ich frei nur einen — oder nicht.

(Auf einen Wink von Frei hat Felicitas Leblank gewedt und kommt nun mit ihm aus der Laube; Sibylle und Leblank zeigen Überraschung, wie sie sich erblicken)

Sibylle (beiseite)

Das Faciletlein in der Hand,
Der Ernst in Mienen, der Verstand;
Sah keinen Mann noch stattlich feiner.
Sibyll, ist's der nicht, ist es feiner!

Leblank (ebenso)

Fürwahr, das ist ein stattlich Weib
Und anmutvoll an Seel und Leib —
Dies Lächeln — dieser Fuß — Triumph!
Noch sah ich keinen weißern Strumpf.

(Sie neigen sich gegenseitig; Leblank ist ernst, dabei sanft und galant, Sibylle spricht sehr leise, lächelt, riecht zuweilen an die Reseda und zeigt ihre Strümpfe)

Hanns Frei (vorstellend)

Hier Frau Sibylle, tugendreich —
An Tugend kommt ihr keine gleich.

(Leblank freudig überrascht)

Felicitas (vorstellend)

Und hier Herr Leblank, der Vergolder. —
Natur und Glück sind keinem holder.

(Sibylle freudig überrascht; abermals Komplimente)

Sibylle (verbindlich)

Vergolder, hört ich öfter schon,
Sei eine schöne Profession.

Leblank (wichtig)

Vergolder ist, mit Permission
Nur sag ichs, keine Profession.
Vergolder, sag ich euch, mit Gunst,
Vergolder ist die freiste Kunst!

Sibylle

Einwendung kann ich euch nicht machen,
Ihr denket reiflich solcher Sachen,
Ich sag, es ist ein selten Stück
Für eine Frau und großes Glück,
Wenn sie in ihrem Thun und Denken
Ein kluger Mann mag freundlich lenken.

Leblank

Und für den Mann das höchste Gut,
Wenn seine Frau mit sanftem Mut
Die Klugheit ihres Mannes fassen
Und sich von ihr mag lenken lassen.
Dagegen Störrigkeit mir auch
Zuwider ist wie Knoblauch.

Sibylle (erfreut)

Den Knoblauch könnt auch ihr nicht leiden?
So sehr thu ich den Knoblauch meiden,
Als gern ich die Reseden mag.

(Nicht daran)

Leblank (erfreut)

So sind wir ganz von einem Schlag.

(Sie läßt ihn riechen; er verneigt sich)

Sibylle

Bergolder also ist, mit Gunst,
Verehrter Herr, eine feine Kunst —

Leblank

Und die auch redlich ihren Mann
Ernährt, wie ich euch sagen kann,
Und nicht nur ihren Mann allein,
Sie schafft zu leben wohl noch zwein,

(Schallhaft)

Und drein und vieren, Frau Sibyll,
Und fünfen, sechsen — wie Gott will.

Sibylle (schämt sich; dann)

Ich merke schon, ihr seid ein Mann,
Der seine Worte sehen kann.

Leblank

Ihr seid eine Frau, das merk ich schon,
Sehr angenehmer Komplexion.
Doch dürst, verehrte Frau, ichs wagen,
In Büchten etwas euch zu fragen —
Wie oft am Fuße wie gedrehselt
Ihr, werthe Frau, die Strümpfe wechselt?

Sibylle

Verehrter Herr Bergolder, glaubt,
Was einem, das ist euch erlaubt;
Kein Strumpf kommt zwieer an meinen Leib.

Leblank (beiseite)

Es ist ein auserlesnen Weib.

Sibylle

Das ist mein Stolz, muß ich euch sagen,
Stets Neugewaschenes zu tragen.

Leblank (mit äußerster Zierlichkeit)

Wär es erlaubt, nach dreizehn Wochen
Bescheidenlichste anzupochen?

Sibylle (beiseite)

Nach dreizehn — nein! wie zart gesprochen. —
Würdet mir dann sechs Monat schenken,
Um mich gehörig zu bedenken.

Leblank (beiseite)

Mehr Sittsamkeit ist nicht zu denken.
Nein, das ist außerordentlich!



Achter Auftritt

Vorige. Pirkheimer. Moskirch

Hanns Frei

Da kommen sie; die werden sich
Bewundern.

Pirkheimer

Kommt nun, Frau Sibyll —

Moskirch (zu Leblank)

Kommt, bester Herr Leblank, ich will —

Leblank (sehr höflich)

Ihr wollt — und ich will mich empfehlen.

Moskirch

Wie? Wollt ihr jetzt davon euch stehlen,
 Oh noch — Eidam, seid ihr gescheit?

Leblank (noch höflicher)

Verehrter Herr, es thut mir leid,
 Doch muß ergebenst deprezieren
 Und auf den Eidam resignieren.

Pirkheimer

(mit Sibylle im Gespräch)

Ich werde die Geduld verlieren.
 Wer hats euch in den Kopf gesetzt?

Sibylle

Somit empfehl ich mich euch jetzt.

(Komplimente zwischen ihr und Leblank; Pirkheimer und Moskirch
 stehn erstaunt)

Leblank

Ich will es euch nur stecken schnell,
 Doch ist's noch nicht offiziell,
 Daß morgen ichs euch will verkünden,
 Was ich will thun, samt meinen Gründen.

(Geht complimentierend ab; die Burischen tragen ihm den Korb nach)



Neunter Auftritt

Vorige ohne Leblank und Sibylle

Pirkheimer

Zum Fenster! sagt, was das bedeut't?

Hanns Frei

(verbeugt sich vor ihm; treuherzig)

„Bei dem Verlobungsschmause heut,
Herr Frei, habt ihr Gelegenheit,
Zu zeigen die Beredsamkeit,
Die ihr vergeblich jezt verschwendet.“
Vergeblich ward sie nicht verschwendet;
Die Freier sind nach Haus gesendet —
„Die Sach ist fertig und beendet!“

Moskirch

Ihr denkt, daß sie beendet sei,
Herr Frei, mit eurer Schelmerei!

Hanns Frei

(sanft und treuherzig höflich)

Ihr mögt nun weinen oder lachen,
Mögt Fäustchen in den Taschen machen,
Mögt Feuer schreien wie die Drachen,
Hanns Frei beendet seine Sachen,
Wird mit Gewalt euch glücklich machen;
Ihr mögt euch wie ihr wollt gebärden,
Hilft nichts, ihr müßt nun Schwäher werden.

(Da Moskirch reden will, verbeugt er sich gegen ihn und fährt immer
höflicher und gutmeinender fort)

’S ist wahr! spart euer Wort, Herr Frei;
’S ist, wie es ist, und bleibt dabei: —

(In seinem gewöhnlichen Ton)

Still; seht die beiden ihre Klagen
Heraus ins sanfte Mondlicht tragen.
Zieht euch zurück. Wollt ihr nicht stören,
So werden wir vielleicht was hören
Von Reden an den Mond verlauten,
Der Liebe wirklichen Vertrauten;

Dazu ist er auch taub und stumm,
 Hat er das Privilegium. (Ziehen sich zurück)
 Die Lieb will immer vom Liebchen sagen
 Und will nur selber antworten und fragen;
 Drum wär er nicht stumm, sie ließen ihn schon,
 Und wär er nicht taub, lief er selber davon.



Behnter Auftritt

Vorige. **Albrecht.** **Engeltraut.** Beide kommen in Gedanken
 versunken aus den Gärten nach den Häusern zu

Albrecht

Ich weiß nicht, was das werden soll;
 Mein Herz ist mir so übevoll! —

Engeltraut

Von diesem Wogen in der Brust
 Hab ich noch nie, noch nie gewußt —

Albrecht

Die Unruh läßt mich nimmer drin;
 Ich weiß gar nicht mehr, wie ich bin —

Engeltraut

Das Freude bald, bald Ängsten giebt —
 Ich fürchte, ich bin gar verliebt.

Albrecht

Daß mich es drängt ohn Ruh und Raß
 An die zu denken, die mich haßt.

Engeltraut

Die Liebe, hört ich, drängt und peinigt,
 Bis sich die Liebenden vereinigt

Für immer sehn und allezeit. —
 Das wär für mich ein großes Leid —

Albrecht

O schöner Name, Engeltraut,
 Den selgen Engeln angetraut —

Engeltraut

Müßt ich ihn lieben, großer Gott,
 Dem ich zum Hohne bin und Spott. —

Albrecht

Die mich so trüb und elend macht —

Engeltraut

Der mich so kränket, so veracht —

Albrecht

Es halten Engel bei dir Wacht.

Engeltraut

Du — du da drüben — gute Nacht.

(Beide ab)



Elfter Auftritt

Die **Vorigen** ohne Albrecht und Engeltraut kommen wieder

Hanns Frei

Wer blieb der Sieger in der Schlacht?

Pirkheimer

(ihm die Hand drückend)

Ihr habt ein Meisterstück gemacht.

Moskirch

Hanns Frei, das hätt ich nicht gedacht.

Felicitas

Der letzte, der am besten lacht.

Hanns Frei

Trompeten! Pauken! Siegesgeschrei!

Felicitas

Saucht nicht zu früh, Hanns Frei! Hanns Frei!

Vorhang fällt

Ende des vierten Aufzugs



Fünfter Aufzug

Erster Auftritt

Albrecht sitzt malend in der Laube auf Birtheimers Seite. Bald darauf in der auf Roskirchs **Engeltraut** sichtbar

Albrecht

Vom Fuß bis zu den vollen Lenden
 Umwallt von faltigen Gewänden,
 Und von der Hüft in sanftem Zug
 Einbeugend steigt bald genug
 Anwachsend wieder dann mit Lust
 Der Rücken zierlich, voll die Brust,
 Demütig stolz der Nacken auf
 Zum schlanken Hals, dem Köpfchen drauf,
 Auf dessen jugendvollen Wangen
 Sich Ros und Lilie froh umfängen,
 In dessen langbefranzten Augen
 Sich Erd und Himmel sehnend tauchen. (Befieht)
 Ja, diesem leis erschloßnen Mund
 Sind aller Engel Grüße kund! — (Walt weiter)
 Nun von der Lippen Purpuroase
 Steigt majestätisch sanft die Nase
 Bis zu der Stirne freiem Bogen,
 Vom Gold der Locken schön umzogen,
 Womit Natur als Heilgenschcin
 Umspann die Wölbung frei und rein. —
 Ein Knäblein nun an ihre Brust
 Beschaut mit frommer Mutterlust,

Sie Liebe nur und nur Gewährung —
 Des Weibes irdische Verklärung.
 Und noch ein Krönlein obenhin,
 Ist's eine Himmelskönigin. (Er springt auf)
 O solch ein Kind! Solch eine Braut
 Im selgen Arm! — Ach, Engeltraut!
 Ich kann mich nicht mehr selbst belügen,
 Ich fühls, nach diesen lieben Zügen
 Drängt all mein Sein, mein Leben hin!
 Ichühl es, daß ich elend bin,
 Gebannt — und über diese Schranken
 Hinüber fliehn — nur die Gedanken! (Malt fort)
 Und Männer, Weiber tief gebückt
 Die heilige Gegenwart entzückt.
 So soll das Engelsantlitz strahlen
 Und lindern aller Herzen Qualen,
 Die gläubig fromm und mit Vertraun
 In seinen offenen Himmel schaun;
 Das süßest Antlitz weiß und zart,
 Daran ich ach! zum Kranken ward;
 Das selge Lächeln um den Mund,
 Daran ich ward zum Sterben wund;
 Die reine Stirn — so mild gerötet
 Das süße Antlitz, das mich tötet.
 Ach einzigst einzge Engeltraut —
 Unselger ich! warst meine Braut.
 Die Lilien all, die roten Rosen
 Hab ich so heftig fortgestoßen,
 Daß an dem Dorn ich hängen blieb.
 Wie hat ich doch mein Unglück lieb;
 Wie war vom Wahnsinn ich befallen —
 Nun so gestraft, wie sonst vermessen!



Zweiter Auftritt

Vorige. Hanns Frei zu Albrecht herein; legt ihm die Hand auf die Schulter; Albrecht bedeckt sein Bild und wendet sich überrascht

Hanns Frei (betrachtet ihn achselzuckend)

Mein Vetter, sagt mir, was euch quält.

Ich seh es, schon seit Tagen fehlt

Euch ganz die alte Heiterkeit.

Ob ihr mir nicht zu fleißig seid?

Zeigt doch; was macht ihr da? —

(Nimmt das Bild, eh Albrecht es hindern kann)

Sie schaut;

So leibt und lebt die Engeltraut. (Gleichgiltig)

Wird nun doch wieder eure Braut.

Albrecht (sich mühsam fassend)

Wieso? —

Hanns Frei

Weiß um den neuen Plan

Mit Lebant und Sibyll gethan,

Wird wieder, wie ich hörte reden,

Der alte an seine Stelle treten,

Ich meine: der mit Engeltraut.

Albrecht (will gleichgiltig scheinen)

Was sagst du, Frei? Sie meine Braut?

Hanns Frei

Nun freilich —

Albrecht (beiseit)

Jauchzen möcht ich laut

Und darf es mir nicht merken lassen.

Hanns Frei

Du scheinst noch immer sie zu hassen?

Albrecht

Du weißt es doch, ich mag sie nicht —
Es müßte denn die Kindespflicht —

Hanns Frei

Nein, Freund, ist's das — vertrau auf mich;
Nein, eher opfr' ich mich für dich.
Du sollst doch sagen, daß Hanns Frei
Ein treuer Freund auf Erden sei.

Albrecht

Dich opfern? Nie geb ich das zu.

Hanns Frei

Deswegen, Freundchen, bleib in Ruh.
Das Opfer ist nicht gar zu schwer.
Ich weiß, ich find kein Mädchen mehr
So schön und von so sanftem Mut.
Und überdies — (vertraulich) sie scheint mir gut.

Albrecht (erschrocken)

Sie scheint —? (beiseit) mir ist mein ganzes Blut
Erstarrt —

Hanns Frei

Du kennst das Spiel mit Blicken —

Albrecht

Das Spiel —? (beiseit)

Dies Spiel wird mich ersticken —
Im Schmerz —

Hanns Frei

Du kennst das Händedrücken —

Albrecht (beiseit)

Das drückt mein Herz in blutge Stücken.
Frei! Frei! Laß du dich nicht berücken.
Sie lockt die Männer mit Gewalt,
Und sind sie heiß, dann ist sie kalt.

Hanns Frei

Siehst du, das spricht der Haß aus dir.

Albrecht (immer heftiger)

Nein, Better! Better! Glaub du mir.

Nein, Better! nein! ich dulde es nicht.

Siehst du, ich wär ein Bösewicht,

Ließ ich dich taumeln ins Verderben —

(Sich vergessend)

Siehst du denn nicht: ich müßte sterben —

(Sich fassend)

Nein doch — ich wollte sterben lieber —

Hanns Frei (beiseit)

Ich glaub's, am eifersüchtigen Fieber. (Geht)

Albrecht (ihm nach)

Oh ich unglücklich sehe dich;

Nein, siehst du, lieber opf' ich mich.

Soll glücklich sein durch deinen Schaden? —

Sieh, jezo muß ich sie heiraten.



Dritter Auftritt

Engeltraut (erhebt sich)

Ach einmal nur ganz dein zu sein,

Ach einmal nur so dein, so dein,

So zwischen Sterben, zwischen Leben

Ein selger Engel hinzuschweben.

Ach, Albrecht, ach! wie lieb ich dich!

Ach, Albrecht, und du — hassest mich.

Ich bin doch schön und bin doch jung

Und bin doch gut und reich genug,

Und fehlt mir auch an Klugheit nicht;
 Was ist's doch nur, was mir gebricht?
 Und wär ich häßlich immerhin,
 Hundertmal ärmer, als ich bin,
 Und nichts als seine Liebe mein,
 Welch glücklich Mädchen wollt ich sein!



Vierter Auftritt

Engeltraut. Felicitas

Felicitas (eilend)

Jetzt Basse, wird es ernst fürwahr;
 Ihr dauert mich, ihr armes Paar.

Engeltraut

Was für ein Paar?

Felicitas

Nun du —

Engeltraut

Und wer?

Felicitas

Der Albrecht —

Engeltraut

(außer sich, was sie zu bergen sucht)

Da — da drüben der —

Wer sagt denn das?

Felicitas

Ei nun die Alten.

Engeltraut (beiseit)

O Gott! wie muß ich an mich halten!

O Gott! o Gott!

Felicitas (bedauernd, treuherzig)

Schau, Bäschen, schau —

Engeltraut

Bin ich nur einmal seine Frau,
Ich weiß, er muß mich lieb gewinnen! —

Felicitas (wie vorhin)

Der Schrecken bringt dich ganz von Sinnen —

Engeltraut (beiseit)

Nun muß ich es nicht merken lassen,
Daß sich in Lieb gewandt mein Hassen,
Kann still mich freuen am Gelingen,
Wenn sie zu meinem Wunsch mich zwingen! (Ab)



Fünfter Auftritt

Felicitas, dann **Hanns Frei**, **Birkheimer** mit **Albrecht**, **Moskirsch** mit **Engeltraut**

Felicitas

Dort kommt er ja. Hanns Frei! Hanns Frei!
Nun kommt ihr selber an die Reih;
Die Alten sind mit mir im Bund,
Zu strafen euern Lästermund!
Seid ihr ein Rief an Seel und Leib;
Hier seid ihr Mann, und ich bin Weib.

Albrecht

(zu Birkheimer, mit dem und Hanns Frei er kommt)

Ja, Vater, sehr hab ichs bereut,
Will meine Befrug zeigen heut,
Will euch fortan nie widerstreben
Und freien, wen ihr mir wollt geben,

Und sollt sie mir zuwider sein
Wie Gift — ich will nicht sagen: Nein.

(Giebt ihm die Hand)

Pirkheimer (zu Frei)

Spizbube du! ergiebt sich drein,
Daß er nach seinem Wunsch soll sein.
Und macht mit listger Reubezeigung
Noch ein Verdienst aus seiner Reigung.
Doch ohne Strafe geht's nicht ab.

Engeltraut und **Moskird** treten auf

Moskird

Du machst mir Freude nun genug
Durch deine Sinnesänderung.

Engeltraut

Ich hab euch gar zu sehr gekränkt,
Drum nehm ich nun, wem ihr mich schenkt,
Und wär es gleich mein ärgster Feind —

Moskird (gegen Felicitas)

Wir wissen, Jungfrau, wie ihr's meint.

Pirkheimer (zu Moskird)

Gebackten sind die Kuchen nun,
Geschlachtet Rind und Gans und Huhn,
Und schade wär es, käm es um;
So ist mein Rat, Herr Moskird, drum,
Wir richten den Verlobungsschmaus
Noch heut in Gottes Namen aus —

Moskird

Ihr nehmt das Wort mir aus dem Mund —
Und schließen denn mit Gott den Bund.

Pirkheimer (nimmt Albrecht bei der Hand)

So nimm denn, Albrecht, deine Braut —

Moskirch (Engeltraut bei der Hand)

So nimm den Bräutigam, Engeltraut,
Aus meiner Hand.

Pirkheimer

Die Base sei
Dein glücklich Weib.

Moskirch

Kommt doch, Herr Frei.

(Pirkheimer legt Albrechts Hand in die Felicitas, Moskirch Engeltrauts in die Freis. Die kaum verhehlte Freude der Jungen verwandelt sich in Schrecken; vor Schmerz vergessen sie, sich gegen einander zu verstellen, und sehen sich voll Schmerz an)

Engeltraut (unwillkürlich)

Ach Albrecht! Albrecht!

Albrecht (ebenso)

Engeltraut!

(Sehen sich ängstlich zweisehend an)

Engeltraut

Träum ich?

Albrecht

Gilt mir der süße Laut.

(Sie nähern sich einander)

Engeltraut

Gott! wär es möglich —

Albrecht

Wär es wahr?

Hanns Frei

In Eile hol ich den Notar. (Ab)



Sechster Auftritt

Vorige ohne Frei

Engeltraut

Er liebt mich! —

Albrecht

Was ich nimmerdar
Zu hoffen wagte!

Engeltraut

Großer Gott!

Albrecht (stürzt vor ihr auf die Kniee)

Verzeihst du mir denn all den Spott?
Es hat mein Herz dabei geblutet;
Mir war es nicht wie Spott gemutet,
Mir that es weher noch als dir.

Engeltraut

(knet nieder zu ihm; sie halten sich bei beiden Händen zwischen Lachen
und Weinen, ohne an etwas außer sich zu denken)

Ach, guter Albrecht, sage mir,
Daß du nicht zürnst, daß ich bis jezt
So oft und bitter dich verlegt.
Aus Schmerz und Kummer kränkt ich dich,
Weil ich geglaubt, du habtest mich!

Albrecht

(nach kleiner Pause, in der sie sich in die Augen sahen; lachend)

Nein! nein! so tolles Zeug zu machen!

Engeltraut

(lachend; die Neben Schlag auf Schlag; immer fröhlicher)

So sehr — nun muß ich drüber lachen.

Albrecht

Vor Lieb sich immerdar zu zanken!

Engeltraut

So ungleich Worte und Gedanken!

Albrecht

Nein, höre doch —

Engeltraut

Nein, denke nur —

Albrecht

Die Gartenthür —

Engeltraut

Die Sonnenuhr —

Albrecht

Die Angst —

Engeltraut

Die Scham —

Albrecht

Ach! und die Rahe

Dazu —

Engeltraut

Das Täubchen — und die Rahe,
Dann mit Herrn Leblank —

Albrecht

Mit Sibyllen

Engeltraut

Und seinem Kram —

Albrecht

Und ihren Grillen.

Engeltraut (lachend und äußerst froh)

Ach Albrecht —

(Sie kommt zur Besinnung; sehr traurig)

Albrecht!

Albrecht (ebenso)

Engeltraut!

Ach Gott; du bist nun eine Braut.

Engeltraut (fast weinend)

Und du bist nun ein Bräutigam;
Ach Gott! wie das so traurig kam.

(Steht langsam trübselig auf)

Großvater!

Albrecht

Vater!

Pirkheimer

(selbst zwischen Rührung und Lachen)

Seid ihr zahm?

Albrecht

O laßt sie mir, sonst muß ich sterben!

Engeltraut

Nehmt ihr mir ihn, ist's mein Verderben!

Moskirdj

In Gottes Namen.

Pirkheimer

Habt euch denn!

Felicitas (sich zwischen sie stellend)

Geduld! es gilt hier noch ein Wenn.

Pirkheimer

Wenn ihr wollt thun, was wir euch sagen.

Engeltraut

So sagt nur, was?

Albrecht

Könnt ihr noch fragen?

Felicitas

Kommt Frei zurück, wird er erzählen —
Nie pfllegt er etwas zu verhehlen,

Was ihm zum Lob gereichen kann —,
Wie er das feine Fädchen spann,
Daß eine Wette ihm gewann —
Allein ihr merkt nicht auf, ihr Diebe!

(Sie thun sehr aufmerksam)

Und euch zusammen bracht in Liebe.
Hat ers erzählt, zeigt alsobald
Gegen einander euch ganz kalt;
Nun ihr es säht, ihr wärt betrogen.

(Sie spricht leise mit den beiden)

Albrecht

Ja doch —

Engeltraut

Ja —

Felicitas

'S ist nur euch zum Frommen.



Siebenter Auftritt

Vorige. Frei. Felicitas tritt schnell von dem jungen Paare hinweg

Hanns Frei

Er wird nicht lange warten lassen.
Und nun, wie stehts? Hat Frei das Hassen,
Wie er versprach, in Lieb verkehrt?
Hat er euch, was er kann, gelehrt?
Ihr Herrn, ihr könnt nicht sagen nein;
Ich bin Hanns Frei, die Wette ist mein.
Ihr seid — und tragt es nur geduldig —
Seid mir, was ich begehre, schuldig.
Ich könnte nun was Rechtes fangen,
Doch will ich Bessers nicht verlangen

Als zwei passabel rote Wangen,
Nicht schöner, als man täglich sah,
Nichts weiter, als das Bäschen da.
'S ist freilich wahr, 's ist nicht gar viel;
Doch käm zu teuer sonst eur Spiel.
Auch ist's dem Kinde angethan,
Thät sich wohl gar ein Leides an;
'S ist nur, daß man vom Tod sie rettet.

Albrecht

Laßt hören doch; ihr habt gewettet?
So waren wir nur euer Spiel,
Herr Frei, und euers Wizes Ziel?
Wie konntet ihr es aber wagen,
Ihr kluger Herr, das uns zu sagen?
Mir habt ihr keinen Dienst gethan.
Es war nun unsrer Väter Plan
Zur Reise friedlich so gekommen.
Ihr habt aufs neu den Troß empört
Und das Gelingen selbst gestört.
Denn nun ich weiß, daß ich betrogen,
Ist mir die Lieb auch ganz verflogen.

Engeltraut

Das ging mit einem Zauber zu,
Wie schnell ich wiederfand die Ruh.

Albrecht

Euch, Vater, halt ich nun beim Wort,
Laß mich nicht gängeln fort und fort.
Laßt nur das Wort, das ihr gesprochen,
Als braver Mann nun ungebrochen.
Laßt mir nur die Felicitas.

Hanns Frei

Zum Satan! ist das Ernst? ist's Spaß?

Pirkheimer

Das habt ihr klug, Herr Frei, begonnen!
Doch sag ich euch, mich freut es nicht.

Hanns Frei (fängt an zu glauben)

Mich wenger noch, bei diesem Licht!

Pirkheimer

Wißt ihr, wem ihr das schuldig seid?
Der übergroßen Eitelkeit.

Moskirch

So gehts mit solchem Übermut;
Ja allzuhoch das fährt nicht gut.

Hanns Frei (wild)

Wollt ihr mich mit Dreipfennigreden
Und mit Gevatterweisheit töten?
Zum Satan! mit so billgem Kauf
Geb ich die Sache noch nicht auf. (Beiseit)
Das Schlimmst von allem, was es giebt —
Ich merke nun: ich bin verliebt
Und ärger, als ich sagen mag —
Hanns Frei, pariert mir diesen Schlag!
Nein, hört mal, kleine Base dort,
Und ihr allein, ihr sprecht kein Wort.
Wie, schöne Ruhme, seid ihr still?

Engeltraut (leise)

Herr Frei, weils Großvater so will —

Hanns Frei (beiseit)

Das drehte sich, seiß Gott geklagt.
Nun wird der Jäger selbst gejagt.
Noch ist in dieser Nacht ein Licht.
Felicitas, ihr wollt ihn frein?
Aus eurer Seele ruf ich: Nein!

Felicitas

Man soll sich ohne Widerstreben
In Gottes Fügung stets ergeben.

Hanns Frei (mit nachlassender Zuerfsicht)
Zum Sa— sie ist damit zufrieden?

Felicitas

Ich nehm es, wie es mir beschieden.

Hanns Frei

Felicitas, denk, was ihr thut —
Gestehts, ihr seid doch mir nur gut.
Er nimmt euch nur aus Troß, aus Wut.
Felicitas, es wird dich reuen.

Felicitas

Ich wills gestehen ohne Scheuen:
Nicht ungern hätt ich euch gefreit;
Doch lange währt kein solches Leid,
Dergleichen giebt sich mit der Zeit.

Hanns Frei (wird wieder mutiger)

Was willst du mit dem zahmen Knaben?
Du mußt einen Soldaten haben;
Es steht dir auf der Stirn geschrieben,
Du kannst gar keinen andern lieben.
Kannst du es leugnen, daß Hanns Frei
Eypreß für dich geschaffen sei?
Und du, wozu bist du gemacht,
Als mich zu ärgern Tag und Nacht?

Felicitas

Gewiß, Hanns Frei, zu meinem Glück
Ging euer kluger Plan zurück.

Hanns Frei

(immer dringender und weicher)

Zu deinem Glück? das glaub du nicht;
Glaub du nur, was die Liebe spricht.

Felicitas (ebenfalls sehr sanft)

Ihr habt an euch gar manches Stück,
Was einer Frau von euch kein Glück
Läßt hoffen, ja was großes Leid
Der besten selber prophezeit.

Hanns Frei

Siehst, Bäschen, ich bin ja bereit —

Felicitas

Zum Beispiel: euer Übermut;
Mit dem fährt eure Frau nicht gut.

Hanns Frei

Fährt meine Frau — so soll er fahren
Zum Satanas und seinen Scharen,
Giebt ohnedies sich mit den Fahren.

Felicitas

Doch eure schlimmste Eigenheit,
Daß ihr ein Fraunverräter seid.
Denn nur der bare Wahnsinn trachtet,
Um den zu sein, der ihn verachtet.

Hanns Frei

Auch diese hab ich nicht gepachtet.
Das wird sich, Mühmchen, alles geben;
Wir gehn zu einem neuen Leben!

Felicitas

Das sagt ihr; kennt man nicht Hanns Frei,
Glaubt man, daß es die Wahrheit sei.

Hanns Frei (knieend)

Siehst du, mein Mühmchen, ist's nicht wahr,
Sollst du mich hassen immerdar.

Felicitas

So weiß ich doch, wie schön und schlecht
Ihr denkt vom weiblichen Geschlecht.

Ihr sagtet neulich erst, Herr Frei,
 Daß mein Geschlecht geschaffen sei
 Dem euern nur zum Schnabelwehen —

Hanns Frei (komisch bereuend)
 Ich widerrufe mit Entsetzen.

Felicitas
 Und zur gelegentlichen Lezung —

Hanns Frei
 Des Heiligen frevelnde Verlezung.
 Glaub mirs, mein Mühmchen —

(Er sieht Engeltraut und Albrecht in seinem Rücken kosen; beiseite)

Donnerwetter!

Ist das verflogne Liebe, Better?
 Wie? habt ihr mich zum Hohn und Spott?
 Ist das Verschwörung? ein Komplott?
 Ihr sollt nicht denken, daß Hanns Frei
 Nicht klüger als ihr alle sei.

(Er steht mit scheinbarer Resignation auf)

Ich seh, es hilft kein Widerstreben;
 Ich muß mich männlich drein ergeben.

(Geht mit seiner alten Munterkeit zu Engeltraut)

Nun kommt nur, meine kleine Braut,
 Der Priester wartet, der uns traut.
 Wir wollen nicht mit Plaudern, Träumen
 Den kleinsten Augenblick versäumen.
 Es wär — bei aller Liebe Schmerzen! —
 Ein Kirchenraub an meinem Herzen.

(Indem er Engeltraut an der Hand nimmt, als wolle er sie abführen,
 zu Felicitas, die wie alle die andern verbucht dortsieht)

Ich wünsch euch alles Heil und Glück,
 Ruhme Braut, zu euerm Meisterstück.

Pirkheimer
 Was will der Tollkopf nur beginnen?

Moskirch

Wohin, Hanns Frei?

Felicitas (erschrocken)

Ist er bei Sinnen?

(Zu Hanns Frei; es soll scherzhaft klingen)

Hanns Frei, hab ich zuviel gethan?

Moskirch

Nehmt sie zu Gnaden wieder an.

Pirkheimer

Nehmt nicht zu ernst den kleinen Schwank.

Hanns Frei (zu Felicitas)

Für eure Güte meinen Dank.

(Überaus sanft und freundlich)

Ihr habt an euch gar manches Stück,
Was einem Mann von euch kein Glück
Läßt hoffen, ja was großes Leid
Dem Besten selber prophezeit.
Zum Beispiel: eure Eitelkeit —

(Wendet sich, um zu gehen)

Nein, wir verderben nur die Zeit.

Pirkheimer

Herr Frei —

Hanns Frei (wendet sich)

Was solls?

Pirkheimer

Wo wollt ihr hin?

Hanns Frei

(sehr höflich, aber entschlossen)

Glaubt ihr, daß ich der Mann nicht bin,
Zu wahren, was ihr mir gegeben?
An Engeltraut setz ich mein Leben;

Und wenn ihr alle schreit und tobt —
Ist meine Braut, ist mir verlobt.
Mein Plänchen war für euch zu fein;
Es ist gelungen — sie ist mein.

(Geht wieder einige Schritte)

Albrecht

Ist denn sein Ernst?

Felicitas (entgeistert)

Ich werde Stein.

Moskirch

Hanns Frei, so hört —

(Führt ihm die Felicitas zu, indem er ihm in den Weg tritt)

Hanns Frei (höflich ausweichend)

Ihr müßt verzeihn

(Er führt die Engeltraut vor, als wolle er auf der andern Seite mit ihr abgehen)

Engeltraut (ängstlich bittend)

Herr Frei!

Albrecht (ebenso)

Hanns Frei!

Felicitas

(furchtsam, doch sehr innig)

Hanns Frei —

(Er bleibt in der Mitte des Vorgrundes stehen, wendet sich nach ihr um; sie beginnt zu weinen, indem sie die gefalteten Hände bittend zu ihm aufhebt, wie ein Kind)

Hanns Frei (nach kleiner Pause)

Es sei.

(Er wirft Engeltraut dem Albrecht zu, Felicitas fällt ihm in die geöffneten Arme; Birckheimer und Moskirch zu beiden Seiten; er drückt Felicitas an sich, dann mit komischem Pathos gegen alle die andern gewandt)

Betrügt noch einmal den Hanns Frei!

Ende des fünften Aufzugs



Die Rechte des Herzens

Trauerspiel in fünf Aufzügen



Einleitung

Das bürgerliche Trauerspiel „Die Rechte des Herzens“ schrieb Otto Ludwig während der beiden ersten Jahre seiner Zurückgezogenheit in Garsebach und Meissen. Es war im Herbst 1845 vollendet, und seine Einsendung an Eduard Devrient (der seit einem Jahre Oberregisseur des Dresdner Hoftheaters war) vermittelte die wertvolle Verbindung des einsam lebenden Dichters mit dem hervorragenden Schauspieler und Dramaturgen. Die erste auf Ludwig bezügliche Einzeichnung in Eduard Devrients Tagebüchern (vom 20. Dezember 1845) bekundet das Erwachen der lebhaften und werktätigen Teilnahme, die Devrient durch eine lange Reihe von Jahren für den Dichter bewähren sollte. Sie lautet: „Das Stück von Ludwig zu Ende gelesen. Da zeigt sich einmal ein Talent. Wenn man das emporbringen könnte!“ Die Theaterkatastrophe, die schon in den ersten Monaten des Jahres 1846 Devrient aus der Oberregie der Dresdner Hofbühne vertrieb, schwächte sein Interesse für Ludwigs Bestrebungen und Schöpfungen nicht ab. Schwerlich wäre er auch im Besitz seiner frühern Stellung und seines Einflusses in den Verhältnissen der vierziger Jahre und angesichts der Rolle, die der russische Gesandte an jedem kleinern deutschen Hofe spielte, imstande gewesen, dem „Polenstück“, zu dem sich für Intendantenanschauungen „Die Rechte des Herzens“ zuspitzten, zur Aufführung zu verhelfen. Die idealistische Auffassung des polnischen Flüchtlingsstums in dem bürgerlichen Trauerspiel Ludwigs war ein Nachklang von Jugendeindrücken, stellte

sich nur als ein Element des Werkes, nicht aber als Kern der Handlung und unentbehrliches Motiv des tragischen Konflikts dar. Es würde nicht allzuschwer gewesen sein, die polnischen Flüchtlinge in flüchtige Edelleute eines andern Volkes zu verwandeln — was aber freilich, da das Trauerspiel nicht um ein paar Jahrhunderte zurückverlegt werden konnte, gegenüber den Bedenken der Hoftheater wenig geholfen hätte. Daß Ludwig nicht daran dachte, seine Schöpfung als ein Tendenzstück anzusehn und ansehen zu lassen, geht am besten aus der Thatfache hervor, daß er darauf verzichtete, sein Trauerspiel den Stadttheatern anzutragen. Es war die Zeit, in der die größern deutschen Stadttheater (namentlich die von Leipzig, Hamburg, Frankfurt und Königsberg) durch die Darstellung neuer, den Hoftheatern bedenklicher und von ihnen beanstandeter Dramen eine vorübergehende Bedeutung gewannen, und es hätte nur der besondern Betonung der Polenverherrlichung und der Erinnerungen an den polnischen Kampf von 1831 in den „Rechten des Herzens“ bedurft, um dem Werke Eingang und Teilnahme bei den gedachten und ähnlichen Bühnen zu verschaffen. Dem Dichter aber lag es fern, sich unter die freisinnigen und zeitgemäßen Poeten des Tages einreihen zu lassen, und als sich die Aufführung seines Trauerspiels auf der Bühne, zu der er Vertrauen gehegt hatte, als unmöglich erwies, legte er es ruhig wieder beiseite. Die Vorlesung, die Eduard Devrient an einem seiner Leseabende von dem Stücke veranstaltete, und die in der Lebensgeschichte Ludwigs durch einen ausführlichen Brief des Dichters an seinen Jugendfreund Karl Schaller lebendig geschildert worden ist, hatte ihn unzweifelhaft noch besser als die vorhergegangne Kritik seines theatralischen Gönners über die Mängel seiner Schöpfung belehrt. In Devrients Tagebüchern findet sich unter dem 3. Januar

1847 die Eintragung: „Mit dem Polenstück beschäftigt, in allem Ernst und Eifer, gefürzt, geändert, eine ordentliche Arbeit. Ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen sei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten; ich hatte etwas zu vertreten. — Die Gesellschaft war zahlreich. Ludwig kam vor der Vorlesung. Ich las in großer Aufregung, als wäre es mein eignes Gedicht, der Eindruck fehlte nicht. Zuletzt etablierte sich eine Debatte über das Stück. Hiller und Horn opponierten, ich verteidigte es, fand Unterstützung, und Ludwig stand nicht weit davon, ich dachte: „Hör nur zu, es schadet dir nicht.“ Den Namen nannte ich nicht.“

Diese halb öffentliche Vorlesung war auf länger als zwei Jahrzehnte hinaus die einzige Öffentlichkeit, die die „Rechte des Herzens“ erfuhren. Der Dichter verzichtete auf die Aufführung seines Werkes. Bei der ersten Ankündigung seiner „Dramatischen Werke“ scheint der Druck des unaufgeführten Trauerspiels ins Auge gefaßt gewesen zu sein, unterblieb aber. Auch in die Jankesche Ausgabe der „Gesammelten Werke“ wurden die „Rechte des Herzens“ trotz der theiligen Absichten der Herausgeber nicht aufgenommen, wohl aber etwas später als unscheinbares Päckchen (14 und 15) der Jankeschen „Hausbibliothek“ gedruckt. In dieser Ausgabe blieb die Dichtung so gut wie unbekannt, selbst zahlreiche Freunde des Dichters haben sie nie gelesen, und ihre mit dem Originalmanuskript des Dichters sorgfältig verglichene Wiedergabe an dieser Stelle läßt ihr im Grunde zum erstenmal das Recht widerfahren, das ihr nach ihrer Bedeutung gebührt.



Personen

Ein mediatisirter deutscher Fürst
 Ein Malteser, sein Schwager
 Paul Lubinski
 Michael Czarinski } geächtete Polen
 Ein Priester
 Thaddeus, Pauls Diener
 Ein Kammerdiener des Fürsten
 Der Kastellan des Schlosses
 Eugenie, des Fürsten Tochter
 Die Baronesse, ihre Gouvernante
 Mariane, ihre Gesellschafterin

Schauplatz in und bei einem Schlosse des Fürsten
 am Rhein

Zeit kurz nach dem letzten Polenkriege



Erster Aufzug

Eine abgelegne, einsame Stelle des Parks. Über einen Bach führt malerisch eine Knüppelbrücke; nahe daran unter einer riesigen Linde ein Steintisch und eine Moosbank. Im Hintergrunde sieht man ein kleines Stück vom Schlosse, einige Bogenfenster der Schloßkapelle über dichtem Tarnungsgesträuch

Erste Scene

Die **Baroness**e und **Mariane** kommen im Gespräch einen Laubgang daher

Baronesse. Und die wonnenvolle Aussicht auf diese sechs, sage sechs langen, sechs ewigen Wochen, die wir hier verbringen sollen, bis der Fürst aus Italien zurückkommt! So lange soll kein Sonett auf meine Augen gemacht werden! So lange soll ich nicht einen, nicht einen einzigen Anbeter des Tages zwanzigmal zum glücklichsten und zwanzigmal zum unglücklichsten aller Sterblichen machen können! — nicht einmal — **Mariane**, wie bin ich eurer langweiligen schönen Natur so satt!

Mariane. Ich liebe das Landleben, aber ein thätiges. Aber tagelang ohne ernste Beschäftigung an diesen schaurigen Stellen hier zu weilen wie die Prinzessin —

Baronesse. Was? Kräuter suchen und Arzeneien kochen für kranke Bettler, stundenlang in den schmutzigen Hütten herumkriechen, deren bloßer Anblick einem Gemüte

Schauer erregen kann, das weiße Wäsche mit Leidenschaft liebt! Das nennst du keine ernste Beschäftigung? Wen hat Ihre fürstliche Hoheit doch jetzt in der Kur? Noch immer den alten — wie nennt man's doch? — Die Leuten, die in der schönen Natur wohnen, nennen dergleichen, glaub ich — Kesselflicker — Gott sei bei uns! —

Mariane. Die kranke Pächterin in der Meierei dort drüben ist jetzt ihr einziger Patient; der Pächter ist schon Reconvalescent. Nein, Julie, die Güte eines Menschen sollte nie Gegenstand des Spottes werden. Die Armen vergöttern sie.

Baronesse. Ich will keinen Menschen verspotten. Bis zum sechzehnten Jahr in einem einsamen Kloster aufgewachsen zu sein, wo man außer dem Beichtvater keinen Mann, nicht einmal den eignen Vater gesehen hat; von einer überspannten Tante mit philosophischen Grillen, heidnischen Tugendgeschichten, mit Vorstellungen von der Welt und den Menschen angesteckt worden zu sein, über die man weinen möchte, wenn man nicht lachen mußte — das ist ohne Spott schon Unglück genug.

Mariane. Ja; sie sieht in den Menschen Engel, sie sieht alles besser und schöner, als es ist. Ist das eine Krankheit, so könnte man keinen bessern Arzt für die Prinzessin finden als Sie, Julie. Ihrer Geschicklichkeit, schöne Täuschungen zu zerstreuen, kommt nur die Bereitwilligkeit gleich, diese Geschicklichkeit anzuwenden. Diese Geschicklichkeit ist's, die die Prinzessin vollends melancholisch machen wird. Nein, Julie; das kann zu nichts Gutem führen.

Baronesse. Stille mit Predigen, stille! Dieser Ort ist schauerlich genug, auch ohne Beihilfe der Langeweile einem die Laune zu verderben. Mir ist, so oft ich hierher komme, als müßte hier jemand heimlich begraben sein. Aber nun endlich etwas Vernünftigeres! Dort

im Dörfchen halten sich derzeit zwei polnische Flüchtlinge auf, von denen ich den einen kenne. Er hatte sich — der Nar! — an dem Lichte meiner Schönheit bereits die Schwingen versengt, als die polnische Revolution ihn vor dem völligen Verbrennen rettete. Der Kaiser von Rußland hat den Trozkopf nicht fangen können; die Aussicht auf diese langen, ewigen sechs Wochen könnte mich verleiten, einen Versuch zu machen, ob meinen Augen nicht gelingen sollte, was der russischen Majestät mißlungen ist. Und was die Melancholie der Prinzessin betrifft; ich will mich fünf Jahre älter angeben, als ich bin, wenn es etwas Schlimmeres ist als eine recht bössartige Langeweile, die sich auf die edeln Teile geworfen hat! Sie muß leben lernen, und das lernt sich nur vom Leben selbst. Unfre Geächteten kommen täglich um diese Zeit hierher — die Prinzessin hab ich schon präveniert; wo es etwas zu trösten giebt, ist sie gleich bereit; sie macht auf Kranke und Unglückliche förmlich Jagd.

Mariane. Sie wollen die Prinzessin in Ihren — Roman, oder wie Sieß nennen, was Sie spielen wollen, verwickeln?

Baronesse. Verwickeln? — Du bist so schwerfällig wie die Prinzessin. — Eine Lektion geben in der angewandten Lebenskunst. Glaubst du, ich verliere die Fäden aus der Hand?

Mariane. Sie kommt.



Zweite Scene

Eugenie. Baronesse. Mariane

Baronesse. Nun, schöne Gottheit des Waldesdunkels, gönnen Sie uns armen Sterblichen einmal

Ihren Anblick. Was finden Sie nur an diesen alten knorrigen Bäumen?

Eugenie. Was ich nicht suche; und was ich suche, das find ich nicht.

Baronesse. Götter lieben dunkle Sprüche. Schöne Gottheit, sprechen Sie menschlich mit Menschen.

Eugenie. Du möchtest mich wieder ärmer machen. Dir ist's eine Lust, mich irre zu machen an allem, was ich glaube. Du nimmst nur immer und giebst nie etwas dagegen. — O daß ich noch in meinem Kloster wäre! Wenn sonst die Menschen so herrlich waren, warum sollten sie es jetzt nicht mehr sein können? Nein, nein, ich glaub dir's nicht. Du könntest nicht so heiter sein, wärs dein Ernst.

Baronesse. Aber was verlangen Sie nur von den Menschen? Ich bin schon froh, wenn sie mich nicht gähnen macht — ich weiß nicht, was Sie mehr wollen von dieser armseligen Welt! Die Welt, von der Sie träumen, wartet noch auf ihren Columbus. Noch ist's am größten Hofe wie im kleinsten Bauernhaus der wirklichen Welt die Selbstsucht, die befiehlt und die gehorcht. Süße Göttin, wer glücklich sein will, muß leben können; ich meine, der darf das Leben nicht als ein ernstes schweres Geschäft betrachten, sondern als eine heitere leichte Kunst. Wollen Sie sich für den langen schweren Weg noch mit dem Gewichte von Tugenden behängen, die lange nicht mehr im Kurs sind? Das Leben wird jedem das, wofür er es nimmt. Dem einen wird die Arbeit zum Spiel, dem andern das Spiel zur Arbeit — Sie sehen, ich weiß auch zu philosophieren. — Sie werden leben lernen. Schön, jung, vornehm, liebenswürdig werden Sie sich eher heimisch fühlen in dieser verkehrten Welt, als Sie denken.

Eugenie. Du glaubst es? — Ich glaub es nicht, oder die Welt ist besser, als du sie siehst.



Dritte Scene

Thaddeus, erst noch in der Scene. Vorige

Thaddeus. Nein, das war schlecht von Ihnen. Sie mögen sagen, was Sie wollen; das heißt schlecht gehandelt an mir altem Mann. Nein! Nein. Seine Entschuldigungen sollen nicht gelten!

Baronesse. Mit wem spricht aber der Alte?

Mariane. Es scheint, er spricht mit sich selbst.

Thaddeus (indem er auftritt). Seine Entschuldigungen sollen nicht gelten!

Eugenie. Der arme Alte. Seine Füße tragen ihn kaum mehr. Gute Mariane, du bringst ein Glas Milch und Brot aus der Meierei drüben. Ich heiße ihn unterdes sich setzen. — Guter Alter, es ist ein heißer Tag, und ihr seid müde; ruht euch ein wenig hier aus.

Thaddeus. Das Mädchen ist schön wie ein Engel und freundlich wie ein Engel. Hier will ich ruhn. Vergelt ihrs Gott. — Ich setze mich schon. Wenn ich heut abend bete, will ich für sie mitbeten. Aber sie braucht's nicht. Hätt ich eine schwere Sünde begangen, müßte sie für mich beten. Ihr kann der liebe Gott gewiß nichts abschlagen. Vergelts Ihnen der liebe Gott.

Eugenie. So; nehm er doch sein Bündel ab, armer Mann.

Thaddeus. Ja, armer Mann! Und ein gekränkter Mann! Gott belohn Ihre Freundlichkeit gegen einen armen Mann, einen gekränkten Mann. Ihnen könnt ich alles klagen, was mir fehlt, und dann dächt ich, mir wäre geholfen.

Eugenie. So; stell er seine Füße auf das Bänkchen. Ist er einer von den unglücklichen Polen, armer Mann?

Thaddeus. Einer von den unglücklichen Polen? —
(Schüttelt den Kopf) Polen hats einmal gegeben, aber es
giebt keine Polen mehr. —

Eugenie (giebt ihm hastig Geld). Hier — hier; — hätt
ich mehr, ihr solltet alles haben.

Thaddeus. Danke. Danke. Nein; hier hab ich
was. (Zeigt auf seinen Bündel) Da ist das ganze Geld für
das Häuschen und die Wirtschaft noch, schöne blanke
Thaler und Papier. Der liebe Gott hat dem alten
Thaddeus überall die Herzen aufgeschlossen; er mußte
nichts nehmen davon. Nein; beileibe! ich wär lieber
verhungert; das muß ich ja haben, wenn ich ihn finde.
Wenn Sie sich so gar sehr um einen alten getränkten
Mann bemühen, muß Thaddeus weinen wie ein altes
Weib. Sehen Sie, ich hab ihn auf meinen Armen
getragen, auf diesen zwei alten Armen hier; ich hab
ihm Bogen und Pfeile geschnitten, hab ihm Vögel aus-
gestopft und hab ihn unsre schönen polnischen Lieder
singen gelehrt — und nun vergilt er mirs so schlecht
in meinem Alter.

Eugenie. Es muß traurig sein, ein ungeratenes
Kind zu haben.

Thaddeus. Ungeraten? Nein, nein, das ist er
nicht. Er ist gut und freundlich, wie Sie sind, er ist
tapfer und brav; kein Pole hat tapferer gekämpft für
sein armes Vaterland als er, kein Held ist tapferer,
kein Mensch menschlicher. Er ist mein und aller Polen
Stolz. Nur an mir hat er schlecht gehandelt.

Eugenie. Das glaubt ihr vielleicht nur, Alter,
wenn er sonst so brav ist.

Thaddeus. Wenn er sonst so brav ist? — Wenn
er voraneilte, daß die langen schwarzen Haare hinter
ihm her flogen, und ein Freiheitslied sang mit seiner
Stimme, die die Trompeten übertönte, da riß es die
Menschen mit Gewalt hinter ihm drein; wie ein
Kausch kam es über den Nüchternsten, der ihn so zu-

versichtlich dahinfliegen sah, als wüßte er, er sei des Sieges Lieblingssohn. Und wie der Bräutigam die Braut, umarmte er die Gefahr auf dem Schlachtfelde; wo sie war, suchte er sie auf. Nach der Schlacht ging er tröstend und erquickend von Verwundeten zu Verwundeten; wer ihm die Hand noch einmal drücken konnte, der starb glücklich. Sie mußten, ihre Witwen und Waisen waren seine Schwestern und seine Kinder. Er war der reichste Mann in Polen, aber seine Reichtümer gehörten seinem Vaterlande, wie er selbst; er sah sich nur als ihren Verwalter an.

Eugenie (tief ergriffen für sich). Lebt doch solch ein Mensch? Gott! wer ein Mann wäre und sein Freund! Erzählt mir noch von ihm, guter Alter.

Thaddäus. Er hatte einen Freund, mit dem er von Kindheit an aufgewachsen war. Der hieß Leo Sombinski. Die beiden hatten nur einen Willen zusammen. Sie konnten nicht sein ohne den andern. Sah man den einen, wußte man, der andre war nicht weit. Wie es immer schlechter wurde mit Polen, da schickte er den andern ins Ausland, seine bedeutenden Güter, die er besaß, zu verkaufen und Pferde dafür einzuhandeln und Waffen für Polen. Da fiel Polen, und mein Herr wurde geächtet. Was aus Leo geworden ist, weiß niemand. Es hieß, er hätte sich in der Fremde angekauft von Pauls Gelde und lebte unbekümmert um diesen guten Dinge; aber meinen Herrn durfte niemand dergleichen hören lassen. Leo, sagte er, kommt zu mir, oder er ist tot.

Eugenie. Und dieser Mensch irrt nun heimatlos? arm? verlassen? O Gott! Alter, ihr habt mich unglücklich gemacht.

Thaddäus (leidenschaftlich). Das hat er mir gethan, das hat er mir gethan. Wie ich mich freute, wenn sie von ihm erzählten, da dacht ich nicht, daß er zuletzt so schändlich an mir altem Mann handeln könnte, wie

er gethan hat. Wenn ich ihn fände, sollt ers fühlen. Seine Ausreden sollen nicht gelten!

Baronesse (zu Eugenie). Einen bessern Lobredner könnt ich keinem Menschen wünschen, als solch eine Entrüstung seines Dieners.



Vierte Scene

Paul Lubinski. Vorige

(Paul und Thaddeus werden einander gewahr und erschrecken; Eugenie erschrickt mit und zeigt die wärmste Theilnahme; die Baronesse ist verwundert. Paul eilt, ohne die andern zu bemerken, in Thaddeus' Arme, der sich Gewalt anthun muß, seine Entrüstung fest zu halten, und deshalb jenem nicht in das Gesicht sieht)

Paul. Bist du denn, Thaddeus? Bist du denn wirklich, du teurer Alter? Hab ich Vater, Bruder, Vaterland, hab ich alles wieder einen seligen Augenblick lang? Du guter, alter, treuer Thaddeus, wo kommst du nur her?

Thaddeus. Ja, guter alter, treuer Thaddeus — dadurch machen Sie nicht gut, daß Sie so schlecht an mir gehandelt haben.

Paul. Schlecht? An dir? Bist du klug, du lieber, nährlicher Alter?

Thaddeus. Ja, schlecht haben Sie an mir gehandelt. Schändlich haben Sie an mir gehandelt. Ich habe Ihren Eltern über fünfzig Jahre gedient, und das ist mein Lohn.

Paul. Thaddeus, ich habe an keinem Menschen schlecht gehandelt — du kennst mich von Jugend auf — wie sollt ichs an dir?

Thaddeus. Das kann ich beschwören. Dafür hab ich Sie auf meinen Armen getragen und Ihnen unsre

schönen polnischen Lieder gelehrt. Um so schlechter ist's von Ihnen, daß Sie an einem alten Mann, der jeden Augenblick sein Leben für Sie hingegeben hätte, so handeln konnten.

Paul. Ja, die Lieder, die du mir lehrtest! Ach, Thaddeus, erinnere mich nicht an das, was mir ewig verloren ist. Großer Gott! — Einen Strahl nur von meines Vaterlandes Sonne! Einen Hauch nur von der Luft, die um Polens Höhen weht! — Thaddeus, was macht meine Mutter? meine Schwester? (Er hat ihn krampfhaft bei beiden Händen gefaßt)

Thaddeus. Ihre Mutter und Ihre Schwester?

Paul. Hat man sie entehrend behandelt? Hat man — um Gottes willen sprich!

Thaddeus. Nein; nein. Sie sind wohl; ihnen ist besser als uns.

Paul. Sie sind tot? —

Thaddeus. An der Nachricht von Polens Ende und ihres Sohnes Ächtung starb Ihre Mutter; Ihre Schwester bald darauf an Polens und ihrer Mutter Tod.

Paul (nach einer Pause des Schmerzes). Nein — nein — ich will nicht klagen. — Thaddeus — du hast sie gekannt — nein, ich will nicht klagen. Thaddeus, wärs nicht, wenn ich klagte, als gönnt ich's ihnen nicht? — Warum durften sie nicht aus Freude sterben über Polens Rettung? — O Gott, meine Mutter — nein, nein; Thaddeus, ich kanns eher tragen; so ist's besser; so ist's gut. (Faßt sich gewaltsam) Aber du bist müde, mein alter, guter — nein, nein; so ist's besser, nun weiß ich, — sie duldet meine Leiden nicht mehr mit — du bist angegriffen; komm mit mir; du mußt etwas genießen, so gut oder so schlecht ichs eben habe. Dann sollst du mir sagen, womit ich dich gekränkt habe — ja, so ist's besser; so ist's gut.

Thaddeus. Nein; eher will ich keinen Bissen essen,

eher will ich keinen Tropfen trinken, bis ich meinen Groll vom Herzen geredet habe. Sie gehn fort aus Polen und sagen mir nicht und schreiben mir nicht, wohin? als wenn ich ein Hund wär, der nichts zu wissen braucht. Und wenn ich ein Hund war, konnt ich noch Ihre Spur finden. So muß ich alter gekränkter Mann außs Geratwohl in die Welt hineinlaufen.

Paul. Wunderlicher Thaddeus, sollt ich dich in mein Unglück mit hineinziehen? War ich glücklich — glaubst du, du hättest mir fehlen dürfen? Thaddeus, es ist gräßlich, kein Vaterland haben, wie das Tier des Waldes gehezt umherirren. Du Alter solltest mein Loß nicht teilen. Glücklich sein könnt ich nicht ohne einen meiner Freunde; muß ich dulden, will ichs allein.

Thaddeus. Sie machen mir nichts vor. Sie machen mir nichts vor. Sie können sich nicht rein brennen! Sie haben mich alten Mann im Stiche gelassen, wie kein braver Pole seinen Hund im Stiche läßt.

Paul. Thaddeus, ich bin arm; das Wenige, was ich noch hatte, ist bald verzehrt. Du sahest daheim in deinem Häuschen und hattest dein Auskommen —

Thaddeus. Ich habe so lang von Ihres Vaters Tische gegessen und Sie wollen mich verachten? Nun verkauf ich zu Hause mein Bißchen und muß herumirren. Wo ich hinkam, waren Polen gewesen, aber ihren Namen konnte man mir nicht sagen. Es ist Zufall, daß ich Sie noch finde. Wenn ich alter Mann nun aus Herzeleid in der Fremde gestorben wäre, das hätten Sie auf Ihrem Gewissen gehabt.

Paul. Thaddeus, mein Stolz ist alles, was mir übrig geblieben ist. Bist du aus Polen mir nach, um mich zu demütigen?

Thaddeus (außer sich). Sie wollen mich alten Mann von sich stoßen, der wie ein Hund Ihnen nachgelaufen ist? der seine ganze Zuversicht auf Sie gesetzt hat?

Gut. Gut. Dort bleiben und zusehen, wie ein anderer auf Ihren Gütern wirtschaftet? Das konnt ich nicht. Mit dem Bißchen, was ich hier mitbringe, dacht ich nun für meine alten Tage zu sorgen. Darauf hatt ich gerechnet. Dafür, dacht ich, muß er dir versprechen, daß er dich nicht wieder verlassen will, und wenn er wieder in bessere Umstände kommt, dir alles ersetzen und doppelten Lohn geben will von heute an gerechnet. Gut. Gut. Nach Polen komm ich nicht wieder, und behalten will er mich alten Mann nicht. Gut. Gut. An der Straße will ich sitzen, und fragt mich einer, was mir fehlt, will ich sagen: Mein Herr, dem ich gedient habe von Kindesbeinen an, hat mich nun, da ich alt bin, von sich gejagt und mich hinausgestoßen in die Fremde. Gut. Gut. Da will ich sitzen, bis ich sterbe vor Hunger und Herzeleid, aber Gott im Himmel will ichs klagen.

Paul. Thaddeus, du marterst mich.

Thaddeus. Das will ich auch! Das will ich auch! Wenn ich wüßte, was Sie am meisten kränkte, das wollt ich thun, bis Sie sagten: Ich will dich nicht in die Fremde hinausstoßen, Alter; bleib bei mir.

Paul. Ich muß es schon sagen, alter Thaddeus, aber —

Thaddeus. Aber alles ersetzen, und doppelten Lohn von heut an gerechnet. Sonst bleib ich nicht.

Paul. Thaddeus! Thaddeus!

Thaddeus. Geben Sie mir die Hand darauf, damit ich meiner Sache sicher bin. So. Nun will ichs Ihnen auch vergessen, wie Sie mich gekränkt haben. Nein; verzeihen will ichs Ihnen; vergessen kann ichs nicht.



Fünfte Scene

Mariane kommt zurück mit Milch, Brot und Früchten
Die Vorigen

Baronesse. Da wäre ja ein Romänchen angeknüpft für einige von den unendlichen sechs Wochen. Dort kommt mein alter Bekannter, der andre Pole, dem ich ganz zufällig begegnen muß. (Zu Eugenie) Trösten Sie den hübschen Polen. Aber — wohl verstanden — wir sind hier aus der Meierei, Verwandte von der Pächterin. (Lachend zu Mariane) Dir, Mariane, fällt der Alte zu. Wie? Führe ihn ins Lusthäuschen, da mag er schlafen. (Ab)

Eugenie (mit Milch). Es ist sehr heiß. Die Milch ist frisch und wohlschmeckend. Nein — Sie zürnen nicht. (Geht nach dem Orte, wo Mariane die Früchte hingesezt hat, um sie zu holen)

Paul (verwundert und verlegen). Ich weiß nicht — Thaddeus, wir sind nicht allein. Wer ist das Mädchen? Sie ist schön wie Polens Sonne. Ihre Stimme klang mir wie ein Glockenton aus meiner Kinderzeit. So lang ich ihr Lächeln sah, war ich ein Glücklicher.

Thaddeus. Sie wird wohl in die Meierei dort gehören. Ich erzählte ihr von Ihnen, da weinte sie vor Freude, daß es solche Menschen gäbe.

Paul. Nein, Thaddeus, wenn du von mir sprichst, erzählst du Märchen. Das ist nicht gut.

Thaddeus. Freilich; Sie möchten sich selbst verkleinern. Ich muß ihr mehr von Ihnen erzählen. Die großen Tropfen fielen ihr aus den Augen. Die Hände hielt sie über dem pochenden Herzen gefaltet, als wenn sie betete. „Wer ein Mann wäre und sein Freund!“ so rief sie. Ich hätte ihr den ganzen Tag von Ihnen erzählen mögen, nur um sie so lange lächeln zu sehn.

Paul (steht bewegt auf, will mehr sagen, ruft aber nur).
Thaddeus!

Eugenie kommt mit Obst zurück

Mariane (zu Thaddeus). Kommen Sie, Alter; Sie
sollen sich ausruhn. (Mit Thaddeus ab)



Sechste Scene

Paul. Eugenie

Paul. So freundliche Sorge ist mir lang nicht
geworden. — Ich hatte — haben Sie Geschwister,
mein Fräulein?

Eugenie. Nein.

Paul. Ich hatte eine Schwester in Ihrem Alter.
— Aber Ihre Eltern leben noch —

Eugenie. Mein Vater; aber ich hab ihn nie gesehn.

Paul. Ist's möglich? — Er weiß nicht, wie schön
und gut Sie sind.

Eugenie. Ich wurde im Kloster einsam erzogen.
Meine Tante war eine herrliche Frau. Wie glücklich
war ich, wenn ich zu ihren Füßen saß, und sie mir
erzählte von herrlichen Menschen der Vorzeit; es war
nichts Großes und Schönes, was nicht das Bürger-
recht hatte in ihrem Herzen. Aber dennoch sehnt ich
mich, einen Bruder zu haben oder eine Schwester.

Paul. Ja, man hat an sich selbst mehr Freude,
lebt jemand, der uns liebt. Der lebt nur ein halbes
Leben, der allein steht in der Welt. Ich hatte, was
der Glückliche nur haben kann. Ich hatte Eltern
wie selten ein Kind; ich hatte Bruder und Schwester;
ich hatte einen Freund! Mein Bruder war glücklicher
als ich. Er starb für Polens Freiheit; sein letzter
Blick sah sein Volk als Sieger; mein Vater theilte sein

schönes Loß. Mutter — Gott meine Mutter! — (Sich fassend) Mutter und Schwester sind gestorben, der Freund ist verschollen — ich allein lebe noch, kann man Leben nennen, was keine Gegenwart, keine Zukunft hat. Nichts steht mir freundlich nah, nichts hab ich zu hoffen; meine Seele irrt, wie ein ruheloser, heimatloser Geist, heimatlos, wie ich selbst, über den Stätten ehemaligen Glücks. Denn was ich liebte, was mir nahe stand, das birgt das Grab.

Eugenie (fortgerissen von Mitleid). Nein, nein, nicht alles! Wüßten Sie, wie mich schmerzt, daß ich nur ein Mädchen bin. Was ich sagen mag, es sind nur Worte; das beste, was ich habe, sind nur Thränen. Wär ich ein Mann, ich zöge mit Ihnen. Dürst ich mit Ihnen dulden, wie wollt ich stolz sein!

Paul (sieht sie verwundert und gerührt an). Ihr Vater weiß nicht, wie glücklich er ist. Und Sie haben Ihren Vater nie gesehen?

Eugenie. Ich soll ihn sehen. In wenig Wochen soll ich ihn sehn. Ich träume nichts andres. Wenn ich einen Wagen höre, denk ich, er ißt; hör ich jemand kommen, spring ich auf!

Paul (bewegt). Das Leben hat noch ein Glück, das ich nie ahnte. Ich habe alles aus dem blutenden Herzen reißen müssen — und lebe noch; — dies könnt ich nicht! — Sie wohnen hier reizend.

Eugenie. Gott! Wie konnt ich Sie an ein Glück erinnern, das — und doch mußt ichs Ihnen erzählen. Ich kanns sonst niemand — sie sind alle so kalt, so gleichgiltig. — Ich erzähle Ihnen, wie glücklich ich bin — ach, ich sollte nicht glücklich sein; es ist Sünde, glücklich zu sein, wenn so edle Menschen unglücklich sind.

Paul. O, erzählen Sie mir. Ich fühle mit Ihnen. Ich bin glücklich, hör ich, daß Sie glücklich sind. Mir ist, als hätt ich eine neue Heimat gefunden, als fühlt

ich wieder, wie schön das Leben ist. Der Himmel lächelt mich an, als wäre aller Schmerz nur ein Traum.

Eugenie. Er ist's ja, ist nur ein Traum. Wir sollens jauchzend empfinden, wenn wir erwachen.

Paul (faßt ihre Hand). So Hand in Hand einschlafen zum Erwachen auf ewig! — Großer Gott! nun ahn ich erst, was heimatlos sein heißt. Naht die Freude dem Unglücklichen, so wirkt sie wie der flüchtige Blitz; sie macht die Nacht nur dunkler. Lassen Sie mich fliehn, ehe der Fluch, der an meinen Freuden haftet, Sie erreicht. O sehen Sie: Sie traten freundlich tröstend zu mir wie ein seliger Engel — wie hab ichs vergolten? Ich habe Sie traurig gemacht.

Eugenie. Nein, nein, nicht traurig. Ich wars, eh ich Sie sah; nun bin ichs nicht mehr.

Paul. Und doch. Sie weinen; ich habe Sie beleidigt.

Eugenie. Nein, nein! Was müssen Sie von mir denken! Nein, ich bin glücklich. So glücklich war ich nie. Noch vor wenigen Minuten dacht ich: O daß du ihn sehen solltest, nur sehen! Und doch — dacht ich —, was ist solch einem Mann, was ein unbedeutend Mädchen für ihn empfindet; und nun — nun — zürnen Sie nicht, daß ich weine; ich weine aus Freude.

Paul. Du empfandest für mich, du süße Unschuld?

Eugenie. O wie das eigen ist! Wie ich von Ihnen hörte, wagt ich nicht in Gedanken zu Ihnen aufzublicken, so hoch sah ich Sie über mir — und nun sind Sie so freundlich, so mild, daß mir ist, als hätt ich Sie immer gekannt, als müßt ich Ihnen sagen, was mich freut, und klagen, was mir nur irgend fehlt, als müßten Sie alles mitfühlen, was ich fühle. Sie sind so ganz anders als andre Männer. So dacht ich mir die Männer in meinem Kloster.

Paul. Ihre Verwandte kehrt wieder. Darf ich Sie morgen wiedersehn.

Eugenie (freudig). Sie sähen mich gerne wieder?



Siebente Scene

Baroness eilig und aufgeregt. Vorige

Baroness (zu Eugenie). Ihr Vater ist unerwartet früh in der Stadt angekommen. Er wünscht, daß wir ihm entgegen kommen. Wir müssen uns eiligst umkleiden.

Eugenie. Umkleiden erst?

Baroness. Sie kennen Ihren Vater nicht. Er verzeiht Ihnen, wenn Sie ungern kommen, aber er verzeiht Ihnen nicht, wenn Sie die Fürstin vergessen. Die Zeit ist zu kurz. Ich möchte Ihnen noch manchen Wink geben —

Eugenie. Erst laß mich ihm sagen, daß ich morgen wieder hier bin.

Baroness. Wem sagen? Wer ist der Ihm?

Eugenie. Ihm — dem Polen. Sieh nicht finster. Ich bin so glücklich.

Baroness. Der unglückliche Einfall! Das ist vorbei. Sie dürfen ihn nicht wiedersehen. Ich will ihn verständigen. Gehn Sie unterdessen.

Eugenie (zu Paul). Mein Vater —

Paul. Glückliche vergessen gern. Sie werden über den Vater —

Eugenie (lebhast). Nein, nein. Das fühl ich zu gewiß. Ich müßte mich selbst vergessen. Nein; ich werde ihm erzählen von — ach; ich weiß Ihren Namen nicht —

Paul. Paul — Lubinski hieß ich einst.

Eugenie. Und ich will nur Eugenie heißen.

Baronesse (betont). Der Wagen ist bereit. Der Durchlauchtigste Fürst, Ihr Vater, wird unwillig werden.

Paul (erschrocken). Der Fürst? — Gnädigste Prinzessin —

Eugenie. Nein, nein; ich heiße Eugenie, nicht Prinzessin. Mich schmerzt, wenn Sie erschrecken.

Baronesse (verneigt sich gegen Paul und will Eugenie abführen)

Eugenie (für sich). Nein; so kann ich nicht gehn. (Macht sich los und geht zu Paul; mit dem innigsten Tone) Wenn Sie traurig sind, kann ich mich nicht freuen. Morgen sind Sie wieder hier. (Will gehn; bleibt aber noch) Gewiß, mein Vater ist nicht, wie Julie sagt. Es soll herrlich werden, wenn Sie nur bleiben! (Sie sieht ihn noch mit bittendem Blick und gefalteten Händen an und geht mit der Baronesse)



Achte Scene

Paul Tubinski allein

Paul. Paul! Paul! Nimm dich in acht! Nimm dich in acht! — Wenn du noch kannst. — Bist du denn noch selber, der sich schwindelnd zu besinnen müht, daß er ein Unglücklicher war, der von dem Leben nichts mehr erwartete? Der Klang dieser Stimme — dieses Lächeln — jeder Laut sprach es, jeder Blick rief es, wovon die süße Unschuld noch nicht weiß, daß sie es verschweigen sollte. Ich habe gelitten, ich habe gekämpft wie ein Mann. Das Unmögliche will ich noch — nur dies Glück von mir zu weisen habe ich nicht den Mut.



Neunte Scene

Michael Czarinski. Paul Lubinski

Michael. Gut, daß ich dich endlich treffe, Paul. Wie, Paul? Ich muß dich sprechen, Paul. Weißt du? Ich habe dir von ihm gesagt. Wie? — Das nennt diese Canaille ihr Vaterland — wie er bei Warschau vom Pferde absteigt und bis an die Knöchel in den Schmutz einsinkt. Hol ihn der Teufel — den Vandamme mein ich, wenn ers gesagt hat. Und ich stand nicht zwei Schritte davon, wie der seinem Prinzen — Friedrich oder wie er heißt, diese Geschichte von Vandamme erzählt. Wie, Paul? „Das nennt diese Canaille“ — und wie er die Bogelscheuche von Prinzen dabei angrinst und dieser wieder das Gerippe von einem Vertrauten. Zum Teufel! Sollen zwei Kerle, die zusammen nicht so viel wiegen, wie der bloße rechte Arm eines Mannes, einem Polen so etwas sagen? Und dies Richern dazu, wie ein paar dumme Jungen, die einem rechtschaffenen Mann, ohne daß ers merkte, ein Papier an den Kragen geheftet haben. Aber, Paul, du hörst nicht auf mich. —

Paul (in Gedanken). Doch doch —

Michael. Höre, Paul, hier herum wohnen hübsche Weiber. Eben begegnete mir eine. Hatte ich nicht den Kopf voll über diesen Burschen, so konnte mirs schon an das Herz gehn. So hat der Kopf seine Schuldigkeit gethan und das Herz gerettet. Noch dazu wars eine alte Amour, aus besserer Zeit noch her. Ist dir auch eine begegnet? Höre, du wirst mir rot. Sei gescheit, alter Paul. Höre; ein Polenherz kann kein Liebchen mehr haben als die Ehre allein. Die nimmt mit dem bloßen Herzen fürlieb. Dummes Zeug. Wenns zum Ernste gehen soll, sollst du einen Heimatschein

aufweisen und kommst nur in Verlegenheit. Wie, Paul?

Paul. Nun freilich hör ich.

Michael (sieht ihn mittheilend an). Du hörst? Nein; du träumst, Paul. Laß dich nur von der Hoffnung nicht verlocken. Du weißt, wie wir mit dieser Dame stehn. Armer Paul, willst du mehr vom Schicksal, als einen ehrenvollen Tod? Morgen gehn wir. Dezember wird's ja wohl noch Krieg geben, wo man für ein zu Grunde gerichtet Leben einen rühmlichen Tod kaufen kann. — Aber erst, Paul, diesen — höre, damals gleich schrieb ich ihm ein Briefchen, daß er nicht hinter den Spiegel stecken sollte. Aber er war schon abgereist. Vorhin kommt der Fürst im Städtchen an, dem dies Gut gehört — und mein Bekannter von damals ist in seinem Gefolge. Heute noch will ich ihm seinen Paß schreiben. Du sekundierst mir.

Paul. Du willst —

Michael. Diesem Major ein Thürchen in den Leib machen, aus dem seine Bedientenseele gehorsamst unterthänigst herauskriechen kann.

Paul. Bist du rasend? Glaubst du, er wird sich stellen? Du bedenkst nicht, daß wir Flüchtlinge, daß wir Geduldete hier sind? Wie gern man einen solchen Vorwand ergreifen wird, uns los zu werden.

Michael. Einen Vorwand? — Hm, du bist auch nicht trüg mit Vorwänden. Das muß in der Luft liegen. In Polen warst du anders. Paul! Paul! ich kenne dich nicht mehr. Dich, dessen Feuer ich täglich von meinem Phlegma zugießen mußte, muß ich nun anblasen! Paul, du bist kein Pole mehr. Ich, der ich sonst ein armer Sünder gegen dich war, bin nun ein ganzer Kerl gegen dich. Wie du zu deinem sterbenden Vater sagtest: Leben ist nichts! Sterben ist nichts! Freisein ist alles! und wir wieder in das russische Feuer rannten — dein Vater starb nicht; er vergaß

das Weiterleben aus Freude, solch einen Sohn zu haben. Da warst du noch ein Pole! Wenn dich Leo jetzt sähe! Gut, daß er tot ist; so sieht er nicht, daß du es bist.

Paul. Fasse mich nicht bei dem Schwur an meines Vaters Leiche. Zwingen mich nicht, Micha — es kostet mich mein letztes, schönstes Glück!

Michael. Ich wollte dich nicht selbst an deinen Schwur erinnern. Du hast dich anders besonnen. Du willst kein Pole mehr sein. Gut. Ich gebe dir dein Wort zurück. (Will gehen)

Paul. Das rafft mein Glück in der Knospe hinweg! — halt, Micha — ich sekundiere. (Beide ab)

Vorhang fällt

Ende des ersten Aufzugs



Zweiter Aufzug

Zimmer der Prinzessin. Zu beiden Seiten Thüren. Hinten gotische Fenster, vor denen wilder Wein und Rosenbüsche

Erste Scene

Eugenie. Baronesse

Eugenie (aus tiefen Gedanken auffahrend). O eine Brust! eine treue Brust, an der ich meine Sorgen ausweine! Wonach ich fasse, um mich daran zu halten, das weicht fliehend zurück, und was ich zu halten wähne, zergeht mir spurlos in den Händen wie die Bilder eines Traumes. Keine Hoffnung hält mir Wort. — Julie! Wie wir vorfuhren am Schlosse; wie ich zitternd, außer mir, eine Waise, die einen Vater finden soll, aus dem Wagen eile — nein, heraus fliege, falle in seine Arme, — o Gott, da tritt er zurück. Unzufriedenheit wars, was er empfand, wie er sein Kind zum erstenmale sah; Unzufriedenheit — von keinem Zug der Liebe, der Freude gemildert. Ich spähte mit der Angst eines Menschen, der ein lang geträumtes Glück verlieren soll, nach einem Zug, einem einzigen Zug, einem einzigen, einzigen der Freude, der Liebe in seinem Gesicht. Ach, es war ein Gesicht von Stein, kein gastlicher Anhalt drin für ein Tochterherz. In den Tönen seiner Stimme Klang kein Herz. — Kein Wort — kein freundlich, herzich Wort für ein einzig Kind! Für ein Kind, das

jahrelang die Seligkeit dieses Augenblickes geträumt hatte. Durch alle Adern drang nur Eiseskälte; ich fühlte mich innerlich erstarren. Mein Herz erkaltete fühlbar; ich konnte kein Glied regen; mir war, als würd ich Stein. Er sprach — ich verstand ihn nicht; ein freundlich Wort, nur eins! Ich wäre glücklich gewesen. Ich konnte nicht antworten. Hätt ich mein Herz reden lassen, er wäre noch kälter geworden; ich mußte nicht, was auf seine förmlichen Reden erwidern. Ich sehe den Zug der Unzufriedenheit wachsen. Hätt ich nicht weinen können, ich hätte sterben müssen! Wie im Traume — als ginge michs gar nicht an, als sprach — ein Fremder von einer Fremden — hört ich nun, wie er zu einem seines Gefolges spricht: Man rufe den Arzt; die Prinzessin scheint von der Reise angegriffen. Und zu mir sagt er mit frostigem Lächeln: Sie sind unwohl; ich hoffe, Sie anders wiederzusehen. Er führt mich an den Wagen und verbeugt sich kalt, und sieht sich nicht ein einzig, nicht ein armes einziges mal nach mir um. Dieses „anders“ war so scharf betont; ich muß es verstehn. Dies „anders“ erfüllt mich mit Angst, ihm wieder zu begegnen. Julie! ich muß ihn fürchten. Ich Unglückliche kann meinen Vater nicht lieben. Ich kanns nicht, kanns nicht, kanns nicht! Ach ich hatte mirs so schön ausgedacht. Von Paul wollt ich ihm erzählen —

Baroness. Von Paul — von dem Polen? Sind Sie bei Sinnen? Das ist vorbei; den Polen kennen Sie nicht mehr. Was geht Sie der Pole an? Es sollte ein Scherz werden, ein Zeitvertreib für sechs lange Wochen —

Eugenie. Was hat dir der arme Pole gethan?

Baroness. Daß um Gottes willen der Fürst nichts von Ihrer Teilnahme für diesen Polen erfährt! Er würde glauben —

Eugenie. Was könnt er glauben?

Baronesse. Nein, Sie sind — zu unschuldig. Man möchte lachen, wenn man nicht weinen müßte. Er würde glauben, Sie hätten mit dem Polen ein Verhältniß —

Eugenie. Er ist anders wie mein Vater. So dacht ich mir meinen Vater, nur älter.

Baronesse. Dieser unglückselige Pole. Er muß fort — noch heute! Was hat Ihnen der Unglückselige gesagt?

Eugenie. Es macht ihn glücklich, mich zu sehen.

Baronesse. Das wagt' er? Und Sie hörten ihn an? Wiesen den Unbesonnenen nicht zurück?

Eugenie. Er sprach, wie er fühlte. Sollt ich ihn belügen?

Baronesse. Was können Sie, die Fürstentochter, gemein haben mit einem Geächteten?

Eugenie. Ich soll ihn verachten, weil er unglücklich ist? Ihn verachten, der von seiner stolzen Höhe zu mir armem Mädchen sich herabbeugt? Der mir vertraut und mir allein, nachdem er alles verloren! Und der letzte, schwerste Schlag sollt ihm von mir kommen? Handeln Frauen so, so wollt ich lieber eine Schlange sein als ein Weib.

Baronesse. Und was muß er selbst von Ihnen denken? Die Männer verachten das Entgegenkommen an den Frauen. Dem Manne gegenüber ist auch die Fürstentochter Weib; und will sie ihren Rang, so darf sie ihrem Geschlechte nichts vergeben. Die höchste Fürstentochter kann mit allem Glanze ihres Standes das gefallene Weib nicht bedecken. Sie kennen die Männer nicht. Es ist Nothwehr, wenn wir der Falschheit der Männer Verstellung entgegensetzen.

Eugenie. Du sagst, die Männer sind schlecht und die Frauen müssen schlecht sein? Ich möchte nicht leben in deiner Welt!

Baronesse. Wir glauben Sie, Eugenie; ich kenne das Leben.

Eugenie. Bist du ein Engel? Soll ich dir glauben, wenn du zu den Menschen gehörst, die du mir verdächtigst! Nein, du machst mich nicht irr an ihm. Ihr alle seid falsch; er ist der einzige, der mich nicht betrügt. Nein! Ich will glauben! ich muß glauben, sonst kann ich nicht leben!

Baronesse. So lassen Sie Ihren Vater um des Polen selbst willen nichts von diesem erfahren. Sie haben an seinem Empfang gesehen, daß Ihr Vater die Regungen des Herzens für Schwäche hält. Ihr Glauben an die Menschen, der Sie alle so sehen läßt, wie Sie selbst sind, könnte sich fürchterlich bestrafen. Lassen Sie sich das Schicksal Ihrer Mutter eine Warnung sein. Sie liebte Ihren Vater mit Leidenschaft, die er, der nie gefühlt hat, was Liebe ist, mit einer Kälte erwiderte, an der ihr Herz zu Tode fror.

Eugenie. O so ist nur ein Glück auf Erden möglich — das Glück, als ein Kind zu sterben.



Zweite Scene

Die Thüre links wird durch einen Lakaien geöffnet, durch die bald darauf hereintritt

Der Fürst. Eugenie. Baronesse

Baronesse. Der Fürst selbst. — Um Gottes willen fassen Sie sich. Sie zittern —

Eugenie. Um Gottes willen geh nicht von mir. Er wird mich fragen; ich werde nicht antworten können vor Angst. Julie, verlaß mich nicht!

Baronesse. Thun Sie sich nur diesmal Gewalt an und fassen Sie sich.

Eugenie. Siehst du das steinerne Angesicht? Dieser Mann, der kein Herz in der Brust trägt, dieses ge-

spenstische Bild, vor dem mir schaudert, ist mein Vater. Ich kann ihn nicht ansehen. Halte mich fest in deinen Armen, an deinem warmen Herzen, damit sein Blick mich nicht versteinert.

Baronesse. Sie sind wirklich fieberkrank, Eugenie.

Der Fürst (tritt auf; zu Eugenie). Sie haben sich ennuiert in diesem öden Steinhaufen — (Da Eugenie schweigt, fährt er fort) Es hieß jungen Damen viel zugemutet — — dafür bin ich Ersatz schuldig — Sie scheinen nicht gern zu sprechen? —

Eugenie (ohne ihn anzusehn). Des ist schön, sehr schön hier.

Fürst. Was könnte Ihnen hier gefallen haben?

Eugenie. Man ist so allein mit sich.

Fürst. Mit sechzehn Jahren sucht man die Einsamkeit sonst nicht —

Eugenie (verbeugt sich).

Fürst (zur Baronesse). Folgen der Klostererziehung, die bald verschwinden werden. (Zu Eugenie) Ich habe Ihnen etwas zu sagen. (Die Baronesse will sich zurückziehen; da Eugenie ihr ängstlich nachsieht, als wollte sie ihr folgen, sagt der Fürst zu der Baronesse:) Bleiben Sie. (Zu Eugenie) Soeben erhalte ich Nachricht, daß Prinz Friedrich morgen hier eintreffen wird. Sie haben das Kloster verlassen, um sich ihm zu verloben. — (Er beobachtet Eugenie, die kein Zeichen von Teilnahme giebt, einige Augenblicke, dann fährt er fort) Sein Bruder, der Fürst, ist krank; aus gewisser Quelle weiß ich, daß die Krankheit eine unheilbare ist, daß die Ärzte ihn aufgegeben haben. So wie er stirbt, wird Prinz Friedrich Regierender. — — Sie werden ein glückliches, ein beneidetes Los haben. Der Prinz ist angenehm, ein schöner Mann, geistreich, nachgiebig, wenn Sie seiner Lieblingslaune, schöne Herzen zu erobern, nachsehen wollen, haben Sie ihn in Ihrer Hand. — Ich hoffe, Sie werden sich ihm von einer vorteilhafteren Seite zeigen als mir.

Dritte Scene

Mariane außer sich, ohne den Fürsten zu bemerken auf die Baronesse zu, die sich weiter nach dem Hintergrunde zu etwas zu thun macht. **Vorige**

Mariane. Wissen Sie schon? O es ist gräßlich!

Baronesse (sucht sie durch Zeichen auf die Gegenwart des Fürsten aufmerksam zu machen)

Mariane (versteht sie nicht). Ein Schuß im Hölzchen, dort bei der Kapelle — ein Duell — die Polen, sagt man. — Einer ist geblieben. Der Schuß ging über dem rechten Aug in die Stirne — solch ein Schrecken — ich weiß nicht, ob ich lebe —

Fürst. Was ist?

Mariane (erschrickt, den Fürsten zu sehn)

Baronesse (zum Fürsten, indem sie durch Zeichen andeutet, die Prinzessin dürfe es nicht hören). Ein Duell soll im Hölzchen bei der alten Schloßkapelle stattgefunden haben. Einer von den Duellanten soll geblieben sein durch einen Schuß in die Stirne —

Mariane. Über dem rechten Auge — es heißt, die Polen — einer blieb auf der Stelle —

Eugenie. Großer Gott! (Sie sinkt bewußtlos in einen Stuhl; die Baronesse eilt ihr zu Hilfe)

Baronesse (zu Mariane). Sie Unvorsichtige! Wie können Sie die Prinzessin so erschrecken. Sie kann nicht von solchen Dingen reden hören — ihre Nervenschwäche! Geben Sie den Flacon dort her.

Fürst (zu Marianen). Lassen Sie schnell einen Arzt besorgen. (Mariane ab) Die Polen? Wer sind diese Polen —



Vierte Scene

Der **Kammerdiener**, gleich nach ihm der **Malteser**. Die **Vorigen** ohne **Mariane**

Kammerdiener (meldeud). Fürstliche Hoheit, Prinz Hermann. (Ab)

Der **Malteser** (der gleich hinter dem Kammerdiener eintrat). Guten Morgen, Schwager Max.

Fürst (ihn förmlich begrüßend). Was verschafft mir die seltene Ehre?

Malteser. Wozu da hinterhalten. In solchen Fällen ist gerade heraus das beste. Ich komme erstlich, die Herrschaft, die der gewonnene Prozeß mir zuspricht, in Besitz zu nehmen —

Fürst (auf Eugenieu zeigend). Sie sehen, hier ist nicht der bequemste Augenblick für Geschäfte —

Malteser. Zweitens sodann — wollten Sie diese Papiere ansehen?

Fürst (erschrocken). Wollen Sie mich demütigen?

Malteser. Hier, was Sie dem großen Juden schuldig geworden sind — die Cession der Schuld an mich — dann hier und hier. — Sie haben übel gewirtschaftet, aber es ist um mein Nichtchen dort, dem der liebe Gott einen tüchtigen Mann beschere und — den Gemahl meiner Schwester durst ich nicht fallen lassen. Sie sind niemand mehr etwas schuldig außer mir.

Fürst. Ich kann Sie jetzt nicht bezahlen. Wollen Sie mich zu Grunde richten?

Malteser. Na; nur, daß es gesagt ist. Damit hats Zeit, bis Sie können. (Er betrachtet Eugenie) Macht ers mit dem armen Dinge da wie vorzeiten mit ihrer Mutter? (Zum Fürsten) Was fehlt meinem armen Nichtchen?

Fürst. Das Gerücht von einem Duell —

Malteser. Aha! Ich kam dort vorbei. Der Major ist garstig zugerichtet —

Fürst. Der Major? — der verdienstvolle Liebling des Prinzen Friedrich?

Malteser. Gewesen. Eine Pistolenkugel hat dieser übermäßigen Aufhäufung von Verdiensten ein Ende gemacht. Dieser verdienstvolle Liebling! Sein unschätzbarstes Verdienst bestand in der Kunst, mit der Schere papierne Männchen auszuschnelden — wenn man nicht die Fertigkeit, auf der hohlen Hand den Klang des Posthorns nachzuahmen, für noch verdienstlicher hält. Soviel steht fest für einen künftigen Biographen des großen Mannes, daß er hauptsächlich durch diese beiden Dinge die Gunst seines fürstlichen Herrn gewonnen, der mit Recht viel darauf hält, da er selbst in diesen Künsten nicht ungeschickt ist.

Fürst. Der Major? Das ist höchst unangenehm! höchst unangenehm!

Malteser. Man sagt von Polen — doch ist's nur ein Gerücht. Einem Polen bin ich auf der Spur, den ich schon seit Monden suche. Find ich ihn, so hat die gewonnene Herrschaft gleich ihren Herrn. Er wird mein Erbe. Zum Teufel mit den Ausschneidern und Virtuosen auf der hohlen Hand. Der Pole wird mein Erbe und muß mein Nichtchen hier heiraten.

Fürst. Ihre Güte setzt sich vergeblich so sehr in Unkosten, Herr Schwager. Denn ich habe die Ehre, Sie zu versichern, daß meine Tochter derzeit noch keines Vormundes bedarf. Ich hoffe, Sie sind morgen mein Gast zur Verlobung der Prinzessin mit dem Prinzen Friedrich.

Malteser. Hm. Ich habe davon flüstern gehört. Daraus wird nichts. Er möchte wohl, aber er hat keinen Willen, und sein Onkel, der ihn an seinen Fäden hat, hat sich bereits weiter umgesehen.

Fürst. Ich weiß, daß man von mehreren Seiten

gegen diese Vermählung gearbeitet hat; ich bedaure, daß es vergeblich geschah. Doch möchten wir so delikate Sachen nicht lieber auf dem Marktplatze des Städtchens verhandeln? Ich bin untröstlich über den unglückseligen Vorfall mit dem Duell. Mußte der unglückselige Major gerade auf seiner Sendung an mich, als mein Gast sich von seinem Schicksal erreichen lassen?

Malteser (für sich). Ja; der verdienstvolle Mann konnte delikater sein.

Fürst. Ich muß alles Mögliche thun, den Prinzen von meiner Teilnahme an diesem schmerzlichen Vorfall zu überzeugen. Sie verzeihen —

Malteser. Bitte — ich begleite Sie. Vielleicht erfähr ich etwas, was meinen Polen betrifft. (Beide ab)



Fünfte Scene

Eugenie. Die Baronesse

Eugenie. O sage mir: Er lebt! Sei barmherzig und sage: Er lebt! Hab Mitleid mit einem Mädchen, das seinen Vater verloren hat und seinen Glauben an die Menschheit, das verkauft werden soll an einen Fremden, den sie nicht kennt, den sie haßt. Julie! Julie! sprich: Er lebt!

Baronesse. Diesen Polen hat ein unselig Geschick hieher gebracht.

Eugenie. Ihr seid ihm alle feind. O ich durchschaue euch. Wer euresgleichen scheint, den laßt ihr gelten; wenn ihr seht, daß einer besser ist als ihr, das könnt ihr ihm nicht vergeben! Du bist falsch, wie sie alle sind. Und doch will ich dich lieben, mehr als das beste Kind die beste Mutter liebt, sagst du: Er lebt!

Baronesse. Um Gottes willen —

Eugenie. Nein! Nein! Er kann nicht tot sein! Wie sollte der Himmel sein schönstes Werk zertrümmern? Nein; nicht zertrümmert hat ers; er hats der Welt genommen, die sein nicht wert war — er ist tot. Ja, er ist tot; ich hoffe ja, daß er lebe; wie sollt er da leben können! Du sagst, du sagst: Er ist tot. O sag es nicht noch einmal. Deine Augen sagens schon. Laß deinen Mund es nicht nachsprechen, willst du mich nicht töten.

Baronesse. Wie Sie so heftig sind! Der Major ist geblieben, sonst niemand. Nun um Ihret, meiner und um des Polen selbst willen begeben Sie sich in Ihr Kabinett und legen sich zur Ruhe. Wenn der Fürst wiederkehrte und Sie von dem Polen phantasieren hörte, des armen Polen Schicksal würde ein trauriges. Ich will mich unterdessen nach allem erkundigen, was man von dem Duell weiß — aber Sie müssen mir gehorchen.

Eugenie. O sieh, wie ich gehorche, wie schnell ich gehe — (kehrt in der Thüre um) nunmehr solltest du wieder da sein, und bist noch nicht fort!

Baronesse. Nicht eher geh ich, bis ich Sie in Ihrem Kabinett weiß.

Eugenie (kehrt wieder um). Du bist so langsam, und mir wird der Augenblick zur Ewigkeit. (Ab)

(Baronesse schließt die Thür hinter ihr)



Sechste Scene

Die Baronesse, allein, wirft sich erschöpft auf einen Stuhl

Baronesse. Einen Augenblick muß ich ruhn. Ich zittre an allen Gliedern. Großer Gott, wie soll das

werden! Alle Schuld wird zuletzt auf mich fallen.
O daß ich nie dies Schloß gesehen hätte! (Geht)



Siebente Scene

Paul Tubinski, den Michael Charinski mit sich fortziehen will

Paul. Laß mich! Laß mich, sag ich.

Michael. Was willst du hier?

Paul. Weiß ich, was ich will? Ich weiß nur,
was ich nicht kann — gehn!

Michael. Und gerade hier, wo man uns finden
muß?

Paul. Gleichviel. — Bleiben! Bleiben! Frag
mich nicht. Ich habe keine Antwort als: Bleiben!
Was ich will? In einem Felsloch wohnen, und wärs
nicht größer als das Lager des Dachses. In Büschen
atemlos lauschend kauern wie der gehegte Hirsch, im
Moos mich eingraben wie die verfolgte Schlange —
nur nicht gehn, nicht gehn!

Michael. Paul, sei gescheit. Willst du auf ihrer
Hochzeit tanzen oder an einem Kirchenpfeiler lehnen,
bis die Trauung beendet ist, und dann hinfallen liebes-
geckenmäßig wie ein Frosch, daß der Kalkant vor
Schrecken Wind zu machen vergift? Paul, Paul, sei
gescheit; sei ein Mann. Nur erst eine sichere Zuflucht.
Dann schreib ihr. Frage sie, ob sie mit dir gehen will.
Will sie; gut. Will sie nicht: auch gut — desto besser;
so hast du nichts an ihr verloren. Daß sie eine Prin-
zessin ist? Dummes Zeug. Der liebe Gott hat Männer
und Weiber erschaffen und keine Sakaiengötter und
Zosengöttinnen. Und ich möchte kein Mädchen freien
mit Bewilligung von Vater, Mutter, Gevattern und
Basen. Seine Liebe herausholen wie aus einer Löwen-
grube — das freut den Mann! Aber zum Teufel, die

Zeit vergeht, und der Teufel holt, was uns von Freiheit geliebt ist. Meine Gründe sind wahrlich gut, Paul.

Paul. Gründe sind gut, nur nicht für den, der keine hören will. Laß mich! Bei Gott, ich bin nicht zum Hören aufgelegt.

Michael. Du willst nicht. Willst durchaus nicht. So muß ich dich deinem Schicksal überlassen. Ich habe gethan, was ich konnte; mit eigner Gefahr hab ichs gethan. Du selbst bist mein Zeuge. Dir können sie doch nicht ans Leben. Hörst du? über der nächsten Grenze erwart ich dich. Leb wohl! Leb wohl, mein alter braver Paul! (Küßt ihn und geht)



Achte Scene

Die **Baronesse** begegnet Michael in der Thüre. Sie erschrickt, wie sie Paul gewahr wird

Baronesse. Unglücklicher, was wollen Sie hier? Ihnen wird nachgesetzt. Fliehen Sie. Was wollen Sie hier?

Paul. Zu ihr. Sie muß ich fragen —

Baronesse. Rasender, wollen Sie die Prinzessin verderben?

Paul. Eins, nur eins, eins will ich nur! Alles andre hab ich aus dem blutenden Herzen gerissen. Das letzte kämpf ich dem Schicksal ab. Der Mensch kann, wenn er können will!

Baronesse (stellt sich abwehrend vor die Thüre der Prinzessin). Fort, Rasender. Sie können sie nicht sprechen. Sie dürfen sie nicht sprechen.

Paul. Raum für einen Verzweifelten, der die letzte Frage thun will an sein Geschick!

Baronesse. Unbesonnener, retten Sie Ihr Leben, Ihre Freiheit.

Paul. Meine Freiheit? Ha ha, ich bin frei wie die Wolke, die der Sturm peitscht, wie der Hirsch, dem die Hunde folgen. Wer sagt Ihnen, daß ich leben will? Ich wills nicht, kann ichs nicht für sie!



Neunte Scene

Eugenie. Die Vorigen

Eugenie (zwischen Freude und Schreck). Paul!

Paul. Eugenie!

Baronesse. O nun ist alles verloren!

Eugenie (schaudernd zurücktretend). Hast du ihn getötet? Klebt Blut an deinen Händen?

Paul. Ich nicht.

Eugenie (faßt ihn bei den Händen). O, das ist gut; nun ist alles gut.

Baronesse. Schlimm ist's, schlimm, wenn jemand den Rasenden bei Ihnen sieht. Reden Sie ihm zu — geben Sie ihm Hoffnung, nur daß er geht. Er soll fliehen — wenn Sie es wollen, thut ers. Wenn der Fürst käme! (Geht nach der Thür, in der sie zuweilen laufend sichtbar wird)

Eugenie (sieht ihr verachtend nach). Hoffnung geben? Ich soll die göttliche Trösterin entweihen, um ihn zu betrügen? O, der Gedanke ist euer wert. — Nein, himmlische Wahrheit, ich bleibe dein Kind. — Paul flieh, rette dich!

Paul. Ich wills, weiß ich, daß du mich liebst.

Eugenie. Singen sie dich, ich müßte sterben.

Paul. Ich will sterben, wenn du mich nicht liebst.

Eugenie. Rette dich. Rette dich mir.

Paul. Hab ich dich nicht; was soll ich retten?
O sage mirs.

Eugenie. Wärst du wie andre Männer, du könntest mirs verdenken. Laß michs nicht sagen. Glaube mirs ungesagt.

Paul. Du sollst einem andern gehören.

Eugenie. Nie. Nimmermehr. O glaube du an mich, wie ich an dich glaube.

Paul. Du bist ein Engel und weißt, dich muß lieben, wer dir naht. Ich bin ein Mensch und muß die Gewißheit umschlingen, wenn ich nicht sinken soll.

Eugenie. Ein ungewöhnlich Schicksal hat uns erfaßt; ein unwiderstehlich drängender Strom hat uns in seine Wirbel gerissen, eh wir noch wissen, wie uns geschehen ist. Was sonst Monden, Jahre braucht, ist in wenig Stunden des Schreckens und Schmerzes gereist. Ein großes Geschick hebt uns über das Hergebrachte. Ja, Paul, ich darf es sagen: Wir mußten uns finden und lieben; und fanden wir uns nicht, wir hätten nicht geliebt, bis wir uns dort gefunden hätten. Und gefunden hätten wir uns! Bei diesem Herzen, das der Wahrheit heilig ist: ich bin dein, und du bist mein. O sprich: wo wäre die Gewalt, ein Herz zu zwingen, das wollen kann? Glaubst du mir nicht?

Paul. Dir glaub ich, dir! Strafe die Wahrheit selbst Lügen, und ich glaube dir.

Baroness (voll Angst herein). Er kommt! Er selbst!
— Sie — schnell in Ihre Zimmer, legen sich zu Bette, sind so krank, daß Sie niemand sprechen können — und Sie — es bleibt kein andrer Weg; Sie müssen durch dies Fenster. Sie bleiben in den Büschen um die Kapelle, bis die Nacht Sie deckt und Ihre Flucht.

Paul (voll Schmerz). Eugenie —

Eugenie (ebenso). Du willst fort? — Ach ja, du mußt —

Paul. Leb wohl! Ich lasse mich selbst zurück.

Eugenie. O Gott! Seh ich dich wieder, ach! nur einmal auf dieser trüben Welt? — Paul? — Nein; flieh, flieh; gieb nichts auf mich thörichtes Mädchen.

Baronesse. Ein Augenblick verdirbt uns alle. Lassen Sie ihn doch!

Eugenie (bricht in Thränen aus). Leb wohl — geh und nimm mein Leben mit dir —

Paul (preßt sie an sein Herz). Leb wohl. Du glaubst, ich gehe, und ich bleibe doch.

Eugenie. Gottes Engel und mein Herz mit dir!

Baronesse (drängt Paul ans Fenster; indem er im Fenster steht)

Paul. Mein Bild für sie — glücklicher als sein Urbild! (Er giebt der Baronesse ein Medaillon und springt aus dem Fenster; da die Baronesse zugleich nach der Thüre sieht, in der Eugenie mit dem Schmerzensruf: Paul! verschwindet, fällt das Medaillon zu Boden. Die Baronesse wendet sich danach hin; sie kann, indem der Fürst eintritt, nur noch ihr Tuch darauf fallen lassen)



Zehnte Scene

Der Fürst. Die Baronesse

Der Fürst (nachdem er seine Blide zwischen der Baronesse, die ihre Aufregung nicht ganz bergen kann, und dem offenen Fenster wechseln lassen). Wie befindet sich die Prinzessin?

Baronesse (nach Fassung ringend). Ihr Unwohlsein hat auf bedenkliche Weise zugenommen. Ich glaubte, es würde ihr zuträglicher sein, sich zu Bette zu begeben.

Fürst (indem sie nach dem offenen Fenster geht, an dem noch der Stuhl, über den Paul stieg). Ich erwarte jeden Augenblick den Arzt aus der Stadt. (Während er durch das Fenster sieht, will die Baronesse das Tuch mit dem Bilde zugleich aufheben) Was haben Sie da? Zeigen Sie doch — ich meine, das Medaillon, das Sie da aufhoben.

Baronesse (indem sie es giebt, für sich). Ich bin verloren.

Fürst (betrachtet das Medaillon). Ein schöner Kopf. Der Uniform nach ein Pole. Ganz recht. Hier steht Paul Rubinski. — Ganz artig. Gewiß Pariser Miniature. Nur hier sollt ich es nicht finden. (Figürt die Baronesse) Gehört dies Zimmer nicht zu denen der Prinzessin? — Und der Bote, seh ich, der es brachte, hatte es eilig; sonst hätt er die Büsche hier mehr geschont. Und man fand noch nicht Zeit, den Stuhl hier zu beseitigen. Madame —

Baronesse (fällt auf die Kniee). Gnädigster Herr, Vergebung! Ich habe Strafe verdient. Ich flehe Sie nur an, die Prinzessin nichts davon erfahren zu lassen, die ich veranlaßte, sich zu Bette zu legen — nur — um den Mann hier ungestört sprechen zu können, der — mir teuer ist und — den ich, da er zu fliehen gezwungen war, nur diesen Augenblick noch sprechen konnte. Ich kanns nicht mehr ertragen, daß er mir teuer ist; Gnade, gnädigster Herr, Gnade für ihn — ich werde freudig ergeben dann meine Strafe, meine verdiente Strafe erdulden.

Fürst (ernst und mit Nachdruck). Es ist möglich, was Sie da sagen, und ich will es Ihnen glauben; verstehn Sie mich? ich will es Ihnen glauben — um Ihrer selbst willen will ich Ihnen glauben. Ich will selbst, um Sie nicht zu kompromittieren, die Verfolgung der Schuldigen nicht weiter betreiben. — — Ihr Besuch kam noch zu rechter Zeit. Eine Viertelstunde später, und Sie waren auf der Reise nach der Residenz. (Aus der Thüre sprechend) Den Reisewagen!

Baronesse (will nach der Thüre der Prinzessin). Durchlaucht erlauben mir, nur das Nötigste —

Fürst. Ihre Garderobe und was Sie sonst hier besitzen, wird man Ihnen nachsenden. Ich habe das Vergnügen, Sie an den Wagen zu begleiten. Sie haben Aufträge dahin erhalten, die Ihre Eile nötig machten.

Sie haben es in der Hand, die Meinung der Welt über Ihre schnelle Abreise zu berichtigen, und werden dies Spiel geschickter arrangieren als das eben verlorne. Die Folgen Ihres Benehmens fallen auf Sie zurück. Ich bitte um Ihren Arm. Das Medaillon werd ich Ihnen mit Dank zurückstellen. (Er führt sie ab)

Vorhang fällt

Ende des zweiten Aufzugs



Dritter Aufzug

Vor den Fenstern der Gemächer, in denen der zweite Aufzug spielte. Dichtes Tausgebüsch nach der Seite hin, wo die Fassade der Schloßkapelle sichtbar wird. Wild verraster Platz, die Schloßfenster von Wein und andern Rankgewächsen umwachsen; hohe, blühende Linden überschatten den Platz

Erste Scene

Der Malteser; der Kammerdiener

Kammerdiener. Aus jenem Fenster dort; die Baronesse half ihm heraus. Gleich darauf erscheint der Fürst in dem Fenster. Der Wagen wird angespannt, und die Gouvernante reißt ab, wie sie eben geht und steht, ohne erst zu der Reise sich anzukleiden, ohne Abschied zu nehmen von irgend jemand. An dem Fenster dort in dem Zimmer droben sah eine weinende Dame mit dem Tuche winkend dem Fliehenden nach, der in größter Eile im Gebüsch verschwand.

Malteser. Ein Liebeshandel dieser eiteln, leichtfertigen Baronesse.

Kammerdiener. Aber die weinende Gestalt, die ihm nachwinkte, war die Baronesse nicht.

Malteser. So war sie sonst eine von den Damen. Alter, beruhigt euch über das vergossene Wasser. Eine Thränendürre ist nicht zu befürchten.

Kammerdiener. Mariane, die Gesellschafterin der Prinzessin, war eben nur bei mir gewesen. Und sonst

war keine Dame um die Prinzessin. Warum durfte die Baronesse vor ihrer Abreise niemand sprechen? Hier sprang er heraus und dort in das Gebüsch hinein; eben dort erschien die Baronesse und der Fürst — aber von den Fenstern daneben winkte es ihm nach; — Gott behüte die lieben Hände, die ihm nachwinkten!

Malteser. Ich merke, ich soll erraten; ihr wünschtet, ich wüßt es, und doch möchtet ihrs mir nicht gesagt haben — Alter, hab ich euch verstanden?

Kammerdiener. Wollte Gott, es wär anders. Ich sehe nichts als Unheil vor uns. Warum schleicht sein alter Diener immer noch hier herum!

Malteser. Ihr meint, sein Herr sei — wer ist sein Herr?

Kammerdiener. Ja, gnädigster Herr, ich fürchte, der unglückselige Pole ist noch in unsrer Nähe.

Malteser. Pole? Der unglückselige Pole? Einer von denen, die den Major —?

Kammerdiener. Ganz recht —

Malteser. Und derselbe, den ihr herauspringen saht? Wenn ihr nicht irrtet —

Kammerdiener. Eine solche Gestalt vergißt man nicht leicht und verwechselt man nicht leicht. Großer Gott, wie soll das werden! Soll ichs dem Herrn melden? Soll ichs nicht? Vielleicht bringt er heute schon den Prinzen mit. Sie kennen ihn. Wenn ers erfährt! Sie wissen — wie hat mir das Herz geblutet, wie die selige Fürstin, Ihro fürstlichen Gnaden Schwester noch lebte. Sie lebte so unglücklich, als sie schön und gut war; ich sehe sie noch vor mir; Prinzessin Eugenie ist ihr vollkommenes Ebenbild. Was hab ich gelitten, wenn ich sah, wie das schöne Vermögen, das er von der seligen Fürstin hatte, im unmäßigen Aufwand dahinging, erst die Kapitalien, dann die Herrschaften, eine um die andre —

Malteser. Ja, Alter; ihn hatte auch nur die reiche

Erbin aus angesehenem Hause gereizt. Für ihre persönlichen Vorzüge fehlte ihm der Sinn.

Kammerdiener. Ja; sie war ihm zu sanft, zu gut. Ein kaltes, stolzes Bild wollte er aus ihr machen, und das gelang ihm nicht. Sie zerbrach unter seinen harten Händen. Und ihre Tochter, ihr schönes Ebenbild! Gnädigster Herr, ich bin ihm stets treu gewesen, aber ich habe oft für mich den Kopf geschüttelt; es ist das erstemal, daß ich so von ihm rede. Ich hab ihn immer verteidigt gegen andre. Gegen Sie allein kann ich mein Herz ausschütten. Hat er denn je verlangt, sein Kind zu sehn? Und nun ers zu sich kommen läßt, ist es sein Herz, das sie ruft?

Malteser. Ja; sein Aufwand hat ihn zu Grunde gerichtet; diese Heirat seiner Tochter mit Prinz Friedrich soll ihm wieder aufhelfen. Dazu für seinen grenzenlosen Ehrgeiz die Aussicht, sein Eidam müsse in kurzem Regierender werden. Aber mit dem Eidam ist's nichts. — Alter, ein Vertrauen um das andre; könnt ihr euch noch eines polnischen Grafen erinnern, Leo Lubinski, der öfter bei mir war? Ihr erschreckt?

Kammerdiener. Drum war er mir so bekannt! Ich konnte mich nur nicht erinnern. Drum war mir, als hätt ich ihn schon gesehn. Ja, das lange schwarze Haar —

Malteser. Ein bleiches schönes Gesicht darunter —

Kammerdiener. Groß und schlank —

Malteser. Stolz in der Haltung —

Kammerdiener. Ja, so schnell er in den Büschen —

Malteser. In den Büschen? Mensch, versteh ich dich recht? Der, den du dort herausspringen sahst? Was ist mit dem?

Kammerdiener. Dreißig Jahre machen manches Erinnerungsbild bleich. Aber ich müßte meinem Gedächtnis nicht mehr trauen dürfen, wenns nicht jenes Grafen Ebenbild war —

Malteser. Mensch! Mensch! Alter! Sollte —! Diesen Grafen mit meiner Schwester zu vereinigen, die er liebte, war einst mein Lieblingswunsch; nun ist's der, beide in ihren Kindern vereint zu wissen. Damals kam ich zu spät; meine Schwester hatte schon die unglückliche Neigung zu diesem Fürsten gefaßt. — Wie ich unter fremdem Namen in den Reihen der Polen mitfocht, lernt ich seinen Sohn kennen, schön, glühend, rasch, mutig und edel wie sein Vater. Da schwur ich, alles zu thun, die mir die Liebsten waren, in ihren Kindern zu vereinen. Vermundet und unfähig zum Kämpfen verließ ich Polen. Ach nur zu bald folgte mir die Kunde, Polen sei gefallen und seine edelsten Männer geächtet. Mein Freund war geblieben, sein Sohn unter den Geächteten. Umsonst hab ich bis jetzt alles versucht, ihn aufzufinden, und nun — Alter! ist ers, so wäre ja alles gut. Aber — aber Alter — ist ers nicht, und sie ist, wie ihre Mutter war — schnell gefaßt, ewig gehalten — Alter, das wäre schlimm.

Kammerdiener. Sehn Sie, dort kommt der Alte, sein Diener. Er schleicht umher, als hab er eine heimliche Bestellung. Jetzt wird er uns gewahr und will uns ausweichen. Ich ruf ihn. Er kann Ihnen gewiß Auskunft geben, ob sein Herr es ist, den Sie suchen, und, ist ers, wo er sich aufhält. — Ja, Alter, kommt einmal hierher; der vornehme Herr hier will mit euch sprechen.



Zweite Scene

Thaddeus. Die Vorigen

Thaddeus. Was wollen diese Menschen vom alten Thaddeus? Er muß schon bleiben, sonst schöpfen sie Verdacht.

Malteser. Seid ihr ein Pole, Alter?

Thaddeus. Könnte sein, Herr.

Malteser. Kennt ihr Paul Lubinski, Alter?

Thaddeus. Könnte sein, Herr. Wer kannte Paul Lubinski nicht? — Psui, Thaddeus, nimm dich in acht.

Malteser. Recht, Alter: er ist der Polen Bravster.

Thaddeus. Ist er?

Malteser. Zweifelt ihr daran? So kennt ihr ihn nicht.

Thaddeus (immer wärmer). Ich kenn ihn nicht?

Malteser. Oder ihr seid sein Feind.

Thaddeus (hitzig). Ich, Herr? Ich? Und wer hat ihn getragen, wie er noch nicht laufen konnte, als diese beiden alten Arme hier? Wer hat ihm vom Sobieski und vom Kosziusko erzählt, wenn nicht der alte Thaddeus? Das erste Wort, das er lallen konnte, war „Polen“; wer hats ihn gelehrt, Herr, wenn nicht der alte Thaddeus? Wer hat seine Heimat hinter sich gelassen und ist ihm nachgelaufen in die weite Welt, als der alte Thaddeus? Und der alte Thaddeus wäre sein Feind? Das ist dumm geredet, Herr.

Kammerdiener. Heda, Alter! Es ist der Schwager des Durchlachtigsten Fürsten, der mit euch spricht.

Thaddeus (für sich). Halt, Thaddeus, was machst du da? Mußt du deinen Herrn verraten, alter Dummkopf? Keine Silbe mehr sollen sie hören vom alten Thaddeus. Oho; Thaddeus ist nicht so dumm.

Malteser. Der Eifer gefällt mir an euch, Alter. Hier habt ihr zwei Dukaten; ihr sollt zehn haben, hundert sollt ihr haben, sagt ihr mir, wo Paul Lubinski lebt.

Thaddeus (für sich). Psui mit dem Blutgeld. Nehmt eure Dukaten wieder; ich stehe nicht in euern Diensten. Ich mag eure Dukaten nicht. Was weiß ich von Paul Lubinski? Fragt einen, der von ihm weiß.

Malteser. Ihr traut mir nicht, Alter?

Thaddeus. Könnte sein, Herr.

Malteser. Hast du nie von dem deutschen Obersten, dem Obersten May gehört?

Kammerdiener. Von dem deutschen Fürsten, der mit euerm Herrn focht?

Thaddeus. Ich weiß von keinem Herrn. Was soll ich wissen? Ich bin ein alter, dummer Mann; ich kann nicht lesen und nicht schreiben. (Er geht; die andern folgen ihm im Gespräch)

Malteser. Alter, wartet doch einen Augenblick noch.

Thaddeus. Ich muß zu Hause sein, es dunkel wird. (Ab)

Malteser (im Abgehen zum Kammerdiener). Aus dem Alten ist nichts heraus zu bringen. Folgen wir ihm, wird er nur noch mißtrauischer. Wir müssen ihn treuherzig machen. Thut, als merket ihr nicht, was er will.

(Alle ab)



Dritte Scene

Eugenie, bald darauf **Mariane**

Eugenie (kommt tiefsinnig daher und bleibt plötzlich stehn, als wenn sie etwas sähe). Flieh, flieh, Paul! hinter dem Busche lauert ein Feind — und hier — und hier — (als schräte sie aus einem Traum auf) — Großer Gott! ja es war nur ein Traum. — Gott, wo mag er jetzt irren, allein — nein nein! all meine Wünsche sind bei ihm!

Mariane (mit einem Handkörbchen). Sie erschrecken? — Ich bins ja, Ihre treue Mariane.

Eugenie. Hast du das Körbchen zu den Kräutern für den Thee für die Pächterin? Was macht ihr Mann?

Mariane. Das Tränkchen, das Sie ihm bereiteten, hat Wunder gewirkt.

Eugenie. Ja; es ist eine kräftige Arznei. — Ich

erschrak, wie ich dich kommen hörte. Ich glaubte, es sei der Fürst mit dem Prinzen, dem er entgegengereist ist. Nicht, Mariane, es ist schlimm, wenn ein Kind erschrecken muß vor seinem Vater? Nun hilf mir Lindenblüte pflücken. Im Kloster dacht ich nicht, wieviel Dank ich meiner Tante schuldig war, daß sie mich diese Arzneien brauen gelehrt. Nun weiß ichs. Giebt es etwas, was eignes Unglück mildern kann, so ist es die Freude, fremdes mildern zu können.

Mariane (leiser). Der alte Thaddeus begegnete mir eben; er hatte auf mich gewartet und gab mir dies Briefchen für Sie.

Eugenie (erschrocken). Gieb! Gieb! Großer Gott!

Mariane. Sie können es vor Zittern nicht öffnen. Ich will Ihnen helfen.

Eugenie (setzt sich). Dank, gute Mariane. — Pflück indessen.

Mariane (pflückt Lindenblüte in das Körbchen).

Eugenie (liest). „Ich wohne unter den Toten; im Grabgewölbe unter der Kapelle. Unter den dichten Sträuchern drum herum fand ich eine Lücke in der Mauer. Willst du mir gehören, so komm diese Nacht zu mir herab; ein polnischer Priester, ein Unglücksgefährte, den mein Thaddeus aufgetrieben hat, vereinigt uns unzertrennlich für diese Welt. Dir wird es leicht, wenn du dir den Schlüssel verschaffst zu der Thüre, die aus der stets offenen Kapelle in das Grabgewölbe führt. Schreibe nicht; sage meinem Thaddeus nur „Leben“ oder „Tod.“ Schreibst du Bogen voll, es würde nur eine Umschreibung eines dieser Wörter werden, und ein unglücklich Geschick könnt es in unrechte Hände bringen. Sagst du „Leben,“ so leb ich und trotz dem Schicksal ein Glück ab für dich und mich; sagst du „Tod“ — deine fürstlichen Ahnen werden den Geächteten unter sich ruhen lassen, wenn es wahr ist, daß der Tod ver-

söhnt.“ — (Nach einer kleinen Pause, in der sie vor sich hin gesehen hat) Ist das nicht Schierling dort an der Mauer?

Mariane. Wie kommen Sie darauf? Ja, das ist Schierling.

Eugenie. Ist nicht Schierling ein Gift? Nicht, Mariane, es wirkt Schwindel?

Mariane. Der Absud davon wirkt den Tod. Ich weiß, daß eine ganze Familie davon starb. Aber was ist Ihnen? Sie werden so bleich?

Eugenie. Nichts. Nichts. Ich dachte nur daran, wie ähnlich dieser Schierling dem Leben ist. Er scheint so saftig und frisch, und innen — lauert der Tod. Mariane, was versprach mir das Leben! Es hielt sein Wort nicht; der, an den es mich wies als an den Freund, den Vater, der wendet sich fremd von mir, und dem Fremden, in dem ich den ersehnten Freund fand —

Mariane. Geben Sie mir ein Briefchen an den Alten?

Eugenie. Hol ihn her, gute Mariane; ich muß ihn selbst sprechen.



Vierte Scene

Eugenie, dann Mariane zurück mit Chaddreus

Eugenie (pflückt Schierling). Und nun komm, du Wunderkraut, das seinen Besitzer der Furcht des Wechsels überhebt. Komm, Zauberblume, vor der die Schläffer springen. Vielleicht bedarf ich deiner. Dich nennen die Menschen Gift und fliehen vor dir — o sie verkennen dich! Du bist die Arznei; das Leben ist der Gifttrank. (Sie wirft die Lindenblüte aus dem Körbchen, fällt es mit dem Schierling und deckt Lindenblüte darüber) Gottes Barmherzigkeit wird verhüten, daß ich dich brauche, aber

besitzen muß ich dich. Das Schwerste wird leicht, weiß man, daß man es abwerfen kann, wenn man will.

Mariane und Thaddeus treten auf

Eugenie (zu Mariane). Nun, Liebste, geh zum Rastellan; den Schlüssel zum Grabgewölbe soll er mir schicken. Ich will mirs betrachten; das wird mich zerstreuen. (Mariane ab) Und nun, Alter, lieber Alter; nun können wir unbeobachtet reden. Alter, guter Alter, du verstehst mich, ohne daß ich dich frage.

Thaddeus. Ja; Gott segne Ihre Freundlichkeit für meinen Herrn. Nunmehr lauert er, daß es Nacht werden soll, denn bei Tage darf Thaddeus nicht an seinen Versteck. Er ißt nicht, er trinkt nicht; unbeweglich sitzt er unten zwischen den Särgen und sieht vor sich hin, daß einem das alte Herz zerspringen möchte, wenn man ihm zusieht; und nun vollends, wer ihn gekannt hat in seinem Glücke, wie der alte Thaddeus. Dabei ist er so ruhig und mild; kein Ton des Schmerzes, keine Klage; er ist ein Mann im Unglück wie im Glück. Essen Sie doch nur etwas, sagt ich; Sie verkommen mir sonst. Ja, sagt' er, Thaddeus, wenn du mir die Antwort gebracht hast, dann will ich essen, dann will ich thun, was du willst.

Eugenie. Armer Paul! Armer Paul! — Sag ihm „Leben!“ guter Thaddeus. Hörst du? „Leben!“ Daß du dich nicht versprichst, du lieber Alter, und „Tod“ sagst oder „Sterben.“ Um Gottes willen nicht! Hörst du? Ich will dir das Wort aufschreiben.

Thaddeus. Wird der alte Thaddeus das Wort vergessen, mit dem er seinen armen Herrn glücklich machen kann?

Eugenie. Wenn du dich aber versprachest —

Thaddeus. Und wenn ich mich versprache, hätt er die Botschaft mir schon von der Stirn gelesen. Er ist des alten Thaddeus Einziges, weiß er. Bin ich froh, bin ich traurig, so ist's seine Freude, ist's sein

Kummer. Er wird auffspringen und mir ins Gesicht sehen, dann wird er laut aufschreien vor Freude. Gott segne Sie für die Freude, die Sie meinem Herrn machen. Gott segne Sie für die Freude, die Sie dem alten Thaddeus machen, daß er seinem armen Herrn solche Botschaft bringen darf. Wenn ich nur eben so gewiß den Brief hier nicht vergesse, den Herr Michael Gzarinski von der Grenze hergeschickt hat.

Eugenie. Dort kommt der Kastellan selbst. Es darf uns niemand beisammen sehn. Geh, lieber Alter, sag ihm „Leben“; mein Leben ist schon bei ihm. (Thaddeus geht)



Fünfte Scene

Kastellan. Mariane. Eugenie

Eugenie. Sie bringen mir den Schlüssel selbst?

Kastellan. Durchlaucht, ich bring ihn, aber ich flehe, verlangen Sie ihn nicht.

Eugenie. Sie wollen —

Kastellan. Sie blühen in voller Jugendschöne. Sie gehen dem Schönsten entgegen, was das Leben bieten kann; hören Sie die Bitte eines Greises, verlangen Sie den Schlüssel nicht.

Eugenie. Ich verstehe Sie nicht. Was hat der Schlüssel mit meinem Glücke zu schaffen?

Kastellan. Sie würden meine Gründe für Aberglauben halten. Ich bin nicht abergläubisch, aber es giebt Dinge, die eine Ausnahme von dem machen, was uns natürlich scheint.

Eugenie. Geben Sie mir den Schlüssel, Alter; die Gründe schenk ich Ihnen.

Kastellan. Sie scherzen darüber. Mir ist, als säh ich Sie an dem Rande einer Gruft hinscherzen. Gleich-

wohl — verzeihen Sie dem Greise, dessen Haar im treuen Dienste Ihres Großvaters und Vaters erblichen ist — gleichwohl scheint dieses Lächeln den Schmerz zu kennen. Ich weiß nicht, was Sie thun wollen, aber es ist etwas, was über das Glück Ihres ganzen Lebens entscheidet.

Eugenie (für sich). Der Mann ist ein Prophet. Ja, solcher Art ist's, was ich thun will.

Kastellan. Das Grabgewölbe will ein Opfer, wird es ohne Not geöffnet. Drei Fälle hab ich erlebt, die es beweisen; mehrere noch wußte mein Vorgänger zu erzählen. Es ist an mehreren Stellen haufällig; die Furcht hielt mich ab, bauen zu lassen, weil ich es hätte öffnen müssen. (Mit einer gewissen Feierlichkeit) Und so oft es geöffnet wurde ohne Not, so oft starb ein Glied Ihrer fürstlichen Familie eines gewaltsamen Todes. Fürst Nikolaus stürzte mit dem Pferde; zehn Jahre darauf wurde Prinzessin Natalie von Dero Bruder unvorsichtigerweise auf der Jagd erschossen; beide starben nicht vierundzwanzig Stunden nach Öffnung des Gewölbes. Prinz Georg, der dritte, der es seit meinem Gedenken öffnete, entleibte sich in einem Anfall von Melancholie noch in derselben Stunde.

Mariane (hängt sich voll Schauer an die Prinzessin). Heißen Sie ihn gehn mit seinem Schlüssel. Er sieht selbst aus wie ein Gespenst.

Eugenie (nach einer Pause; für sich). Wer es unnötigerweise öffnet? — Nein; unnötigerweise öffne ich's nicht. Käm ich nicht, er würde sich betrogen glauben und — Gott im Himmel! eine zu rasche That — Nein; hier ist keine Wahl. Mag sich unser Schicksal erfüllen — Paul, ich komme! — Ich habe Sie geduldig angehört, Herr Kastellan, und nun will ich den Schlüssel zum Lohne dafür. Der Fürst, mein Vater, will ihn haben. (Für sich) So zwingt sein Märchen mich zur Lüge. Heilige Wahrheit, verzeih mir diese erste Lüge. Geben Sie.

Kastellan (faltet die Hände und sieht sie mit traurig flehenden Blicken an, dann giebt er). Hier, Durchlachtigste Prinzessin, ist der Schlüssel. — Gott wende alles zum besten. (Er wischt sich die Augen, verbeugt sich und geht)

Eugenie. Guter Alter, deinen Wunsch bet ich aus innerster Seele mit. — Sorge dafür, Mariane, daß mich niemand stört, während ich die Arznei bereite. — Ja, guter Alter; Gott wende alles zum besten! (Weide ab)

Vorzimmer des Fürsten

Unter einem Spiegel hängen zwei Pistolen. Auf jeder Seite eine Thüre, die rechts in des Fürsten Kabinett, die links auf den Korridor. Nacht



Sechste Scene

Der Fürst im Reiterocke, vom Kammerdiener begleitet

Der Fürst (einen Brief in der Hand). Sein Bruder gestorben, der Regierende — allerdings ein zureichender Grund. Ich will mir nicht denken, er könnte einen andern Grund gehabt haben, nicht zu kommen, nachdem von beiden Seiten die Zusammenkunft bestimmt worden war. — Morgen will er mich hier besuchen — doch, damit ich nicht irrig dem Verdacht Raum gebe, er könnte einen andern Grund gehabt haben. Nun verlang ich, daß man sich über die Heirat entscheidet; dieses Hinhalten kompromittiert die Prinzessin. Dann giebt er meinen Feinden Gelegenheit, sich in die Sache zu mengen. Dieser Malteser — (Sein Blick fällt auf den Kammerdiener) Geben Sie mir das Hauskleid. (Kammerdiener hilft ihm sich umziehen) Konvenieren ihm die Zimmer?

Kammerdiener. Durchlaucht halten zu Gnaden, von —

Fürst. Hören Sie nicht? meinem — dem Prinzen Hermann?

Kammerdiener. Er bedauerte, Sie hier beengen zu sollen; er hätte ebenso gut im andern Flügel oder in einer andern Etage —

Fürst. Ist seine Hoheit so anspruchlos? Die übrigen Zimmer sind nicht eingerichtet. Nunmehr wird er sich zurückgezogen haben?

Kammerdiener. Er schreibt Briefe —

Fürst. Um — an den Hof des Prinzen Friedrich —?

Kammerdiener. Wünschen Durchlaucht seine Gesellschaft?

Fürst. Ich will wissen, ob ich vor seiner Gesellschaft sicher bin. Die Form ist ihm kein hinreichender Grund, zu unpassender Zeit mit Besuchen zu verschonen. Ihre Gesellschaft scheint er zu lieben.

Kammerdiener (betreten). Durchlaucht —

Fürst. Schon gut. — Wie ist das Befinden der Prinzessin?

Kammerdiener. Der Arzt findet den Zustand der Prinzessin aufgereggt, aber nicht krankhaft. Er hat einiges verordnet.

Fürst (tritt auf ihn zu). Haben Sie sonst etwas zu melden? — Ich wünsche nicht durch andre zu erfahren, was Sie mir sagen konnten. Bis jetzt hab ich Ihnen trauen dürfen.

Kammerdiener. Um Gott, Durchlachtigster Herr, könnten Sie zweifeln?

Fürst. Ich liebe thätige Beweise. Ich bin kein Freund von Redensarten. — Ich werde einen Teil der Nacht den Geschäften widmen. Bleiben Sie in der Nähe. (Wendet sich in der Thür) Noch eins; hören Sie? Ich lieb es nicht, wenn sich meine Diener ausforschen lassen. (Ab in sein Kabinett)



Siebente Scene

Kammerdiener allein, dann der Kastellan

Kammerdiener. Gott! Was soll das werden? Ich seh das Ärgste kommen und kanns nicht ändern. — Wer kommt da noch so spät?

Der Kastellan (tritt auf atemlos und verstört)

Kammerdiener. Wie sehen Sie aus? Was ist Ihnen begegnet?

Kastellan. Ich muß den Fürsten sprechen, muß ihn augenblicklich sprechen. Ich wollte zu der Prinzessin, aber der ganze Flügel ist abgeschlossen. Alter! Alter! wir gehen schrecklichen Dingen entgegen.

Kammerdiener. Ist etwas geschehen?

Kastellan. Noch, hoff ich zum allmächtigen Gott im Himmel, nichts. — Ich Unseliger, daß ich den Schlüssel hergab; ich durst ihn nur in des Fürsten eigne Hände geben.

Kammerdiener. Den Schlüssel? welchen Schlüssel?

Kastellan. Zum Grabgewölbe. — Glauben Sie, daß Geister erscheinen können?

Kammerdiener. Aber wem gaben Sie den Schlüssel?

Kastellan. Der Prinzessin.

Kammerdiener. Gott! nun wird mir alles klar. — Der Fürst darf den alten Mann nicht hören. Hören Sie, der Fürst ist beschäftigt; ich darf niemand vorlassen. Gehen Sie. Kommen Sie morgen wieder.

Kastellan. Vielleicht ist's noch zu verhindern. Nein, ich wills nicht auf meinem Gewissen haben.

Kammerdiener. Gehen Sie; ich darf niemand vorlassen. Gehen Sie.



Achte Scene

Der Fürst. Vorige

Kastellan. Lassen Sie mich zu ihm, oder ich rufe Gewalt!

Kammerdiener (den Fürsten gewahrend). Nun ist alles verloren.

Fürst (zum Kastellan). Was wollen Sie?

Kastellan. Durchlaucht, auf meinen Knien beschwör ich Sie; brauchen Sie den unglückseligen Schlüssel nicht!

Fürst. Welchen Schlüssel?

Kastellan. Den Sie mir heute abfordern ließen.

Fürst. Ich hätte Ihnen einen Schlüssel abfordern lassen? Durch wen?

Kastellan. Durch die Prinzessin Eugenie.

Fürst. Sie phantasieren, alter Mann.

Kastellan. Nein! Nein! ich weiß es nur zu gewiß.

Fürst. Was war es doch für ein Schlüssel?

Kastellan. Der Schlüssel zum Grabgewölbe. Ich wollte ihn nicht geben, aber Durchlaucht selbst hätten es befohlen; da gab ich ihn, ich Unseliger!

Fürst (nach kleiner Pause). Ganz recht; ich besinne mich. Oh ich abreiste gab ich den Auftrag. Welch ein Lärmen um einen Schlüssel! — Ach ja, mir fällt ein, man erzählt sich Märchen vom Grabgewölbe.

Kastellan. Wärens Märchen! In diesem Grabgewölbe — gnädigster Herr, mit meinen Augen hab ichs gesehen, mit meinen Ohren hab ichs gehört. Noch fröstelt mirs durch alle Adern, noch ringelt sich der Schauer mir am Rückgrat herab. Mich reut es, daß ich den Schlüssel gegeben hatte, eine Angst, wie ich sie nie gefühlt habe, ließ mich nicht ruhn. Es trieb mich wie Gewissensbisse, die Prinzessin so lange zu flehn, bis ich den Schlüssel wieder hätte. Aber ich fand den ganzen Flügel abgeschlossen, den die Prinzessin bewohnt.

Meine Angst wuchs. Ich hätte mich vor die Thüre der Kapelle gestellt und mit meinen letzten Kräften jedermann den Eintritt gewehrt. Aber der Korridor, der zu der Kapelle führt, war mit abgeschlossen. Ich entsann mich, daß die Mauern des Grabgewölbes nach außen zu so verfallen sind, daß man, wenn man durch die dicken Büsche drum herum hindurch gedrungen ist, hineinschauen, wohl auch hinabsteigen kann in das Gewölbe. Hier wollt ich bleiben, und hört ich von innen jemand nahen, meine Stimme noch einmal flehend und warnend erheben, weil sonst kein Weg übrig blieb, das Entsetzliche zu verhüten. Und wie ich näher komme durch die Büsche, so ist's, als ob ein bleiches Licht herausstrahle durch die Mauerlücken, und ein riesenhafter Schatten sich drinnen bewege. Mir pochte das Herz, alle meine Glieder flogen, dennoch blieb ich. Da hör ich drinnen eine leise hohle Stimme sagen: „Kommst du, Thaddeus? Bringst du Leben in das Reich der Toten?“ So sprach. Mir aber wars, als faßten hundert gespenstige Krallen nach meinen Kleidern; ich rannte davon. Wie ich erfuhr, daß mein Durchlauchtigster Herr angekommen wäre, eilt ich hierher. Gott lasse mich nicht zu spät gekommen sein!

Fürst. Legen Sie sich zu Bette, Alter, und erholen Sie sich von Ihrer Furcht. Ihren treuen Willen erkenn ich an, aber Sie haben sich ohne Not abgeängstigt.

Kastellan (voll Angst). Durchlaucht —

Fürst (winkt). Ich will allein sein. Gute Nacht.
(Wendet sich. Kastellan ab)

Fürst (wendet sich nach dem Kammerdiener, fixiert ihn bedeutend). Der Alte faselte, aber er meinte es redlich. Das ist mehr, als andre von sich sagen können. Sie können gehn. Ich werde mich allein entkleiden.

(Kammerdiener steht betreten, auf wiederholten Handwink des Fürsten geht auch er)



Neunte Scene

Der Fürst (allein. Eine Pause). Die Schatten meiner Furcht sind Wesen geworden; gut; so kenn ich meinen Feind. — Dieses Maltesers Sklave sollt ich werden? Und dort greift die freche Hand eines heimatlosen Abenteurers nach dem Innersten meiner Ehre. Meine eignen Diener werden meinen Feinden willige Werkzeuge. Jenes leichtsinnige Weib mochte mich belügen — sie that es ungeschickt genug; aber daß der Mann mich verkauft, dem ich dreißig Jahre lang getraut! — (Pause) Diese Heirat muß zustande kommen; sonst seh ich nirgend Rettung von der schandevollen Bevormundung eines übermütigen Verwandten. Das leiseste Gerücht von dem Fehltritt der Unbesonnenen muß die Heirat rückgängig machen. Noch liegen die Fäden allein in meiner Hand. Diese Nacht (er untersucht die Pistolen und findet sie geladen) tilgt jede Spur jenes Fehltritts oder einen Namen von der Liste der Lebenden, der zu stolz war, das Leben zu behalten, wenn er die Bürde der Schande zugleich mit abwerfen konnte. (Er nimmt die Pistolen zu sich und geht ab)



Zehnte Scene

Nachdem die Bühne einige Augenblicke leer gestanden, kommen der
Malteser, der Kammerdiener

Kammerdiener. Hören Sie? Er schließt die Korridorthüre ab. Er geht durch den Park nach dem Grabgewölbe.

Malteser. Warum durch den Park?

Kammerdiener. Die Prinzessin hat ihren ganzen Flügel abschließen lassen. Der Kastellan schwakte von

einem Lichtschein im Grabgewölbe und von einer Stimme drin. Die Prinzessin hat den Schlüssel zum Gewölbe; es ist nur zu gewiß, daß es ein Rendezvous dort gilt.

Malteser. Von einem Schein schwätzt er? Höre; solch ein Schein bedeutet, daß ein Schatz zu heben ist. Sollte mein Pole dort wohnen? Alter? — Was erschrickst du?

Kammerdiener. Die geladenen Pistolen seh ich nicht mehr, die nur vorhin noch unter dem Spiegel hingen.

Malteser. Donnerwetter! Er soll sein Pulver sparen zum Feuerwerk. Wie kommen wir hinaus? Wir müssen ihm auf dem Fuße nach.

Kammerdiener. Wir müßten durch das Pfortchen —

Malteser. Nur schnell! schnell, Alter! Mein ganzes Glück steht auf dem Spiel! (Beide eilig ab)

Vorhang fällt

Ende des dritten Aufzugs



Vierter Aufzug

Das Innere des Grabgewölbes unter der Schloßkapelle, von einer Lampe spärlich erleuchtet. Links führt eine Treppe zu der Thür in die Kapelle; rechts die Lücke in der Mauer und die Büsche darum sichtbar. Der Mond kommt etwas später und erleuchtet die Fenster und die Büsche vor der Lücke

Erste Scene

Paul Tubinski liegt auf der Erde zwischen übereinander geschichteten Särgen schlafend ausgestreckt; bald nach dem Aufzuge des Vorhangs kommt **Thaddeus** durch die Mauerlücke; er stellt das Geschirr, das er mitgebracht hat, im Vordergrund auf einen Sarg, dann geht er zu dem Schlummernden und betrachtet ihn eine kleine Weile

Thaddeus. Ob der alte Thaddeus ihn weckt? Oder ob er ihn fortschlafen läßt? Freilich braucht er Ruhe, aber er muß doch etwas genießen, dann die Antwort von der Prinzessin und der Brief — (Paul senkt im Schläfe tief auf) Er träumt schwer, da ist's besser, Thaddeus weckt ihn. Herr Graf! (Schüttelt ihn) Bester Herr Graf, werden Sie munter.

Paul (erhebt sich halben Leibes und streckt die Hände abwehrend gegen Thaddeus). Fort! Fragt nicht mich! — Fort, hohlaugiges Gespenst!

Thaddeus. Was sehen Sie denn, Herr Graf? Erkennen Sie Ihren alten Thaddeus nicht mehr?

Paul. Du bist's, Alter?

Thaddeus. Ich sah, daß Sie unruhig schliefen, und weckte Sie.

Paul. Gott sei Dank, es war nur ein Traum. Die Särge barsten, und heraus flogen ihre Bewohner,

Männer und Frauen, hohläugig und bleich. Sie umringten mich und erinnerten: Uns ist ein Was versprochen. Das Leben vertröstete uns auf den Tod, aber der Tod ist stumm. Alles war Wechsel und Schein, Sinnestrug und Glaubenstäuschung; gieb uns ein Gewisses, an das wir uns halten, ein Licht, das uns erwärmt. Einer glühte für Freiheit, ein anderer für das Wissen, für ein geliebtes Wesen der dritte. Aber die Freiheit war ein Schemen, das Wissen ein Nichts; sie starben, wie das Hirn stille stand; die Liebe wohnt nur in der Wärme des Blutes. Wir waren Freunde, Brüder, Schwestern, Gatten; uns wieder zu sehen über den Tod war unsre süßeste, gewisseste Hoffnung. Und nun kennen wir uns nicht mehr, wir haben in uns nur das geliebt, was wir waren, was wir nicht mehr sind. — Und während sie so wimmern und das Grausen mich verzehren will, schwebt über mir in goldnen Wolken Eugenie wie ein rettender Engel und reicht mir den Arm, um mich hinauf zu heben zu sich. Aber all die Gespenster faßten nach mir mit knöchernen Händen und halten mich fest und wimmern: „Erst gieb uns ein Gewisses, erst ein Licht, das uns erwärmt, eher lassen wir dich nicht.“ Da wecktest du mich.

Thaddeus. Es ist kein Wunder, daß Sie so schreckliche Dinge träumten. Ich könnte hier nicht schlafen.

Paul (sich erhebend). Du bringst Antwort?

Thaddeus. Die bring ich. Aber erst sollen Sie mir etwas genießen, Sie verkommen sonst.

Paul. So gieb mir einen Becher Wein, guter Thaddeus, aber erst die Antwort.

Thaddeus. „Leben,“ Herr! (Er holt einen Becher Wein aus einer Flasche, die er mitgebracht hat)

Paul (jubelnd). Leben! Leben! Ja, ich wußt es! Thaddeus, in meiner Seele wird Frühling. Silber

der Wonne drängen sich und machen mich trunken. Sonnige Tage, blauer Himmel mit Frühlingswolken, ein traulich Häuschen, und unter blühenden Bäumen — mein süßes Weib, goldlockige Kinder um mich. Meine Liebe, mein Glück, mein lehnend Glück, dir dieses Glas! (Er trinkt) Thaddeus, Thaddeus! Nur ein Winkelchen Erde mein — und sie ginge mit mir!

Thaddeus. Sie dürfen nur den Mut nicht sinken lassen, so wird sich alles noch finden. — Es ist eine weiße Rose aus ihr geworden. „Sag ihm: Leben,“ sagte sie; „mein Leben wohnt schon bei ihm.“

Paul. Den Mut sinken, Thaddeus? Bei Gott, solch ein Weib ist's wert, um sie ein Mann zu sein. Laß sie aufstehn, alle, die hier schlafen, um mir sie zu rauben. Laß das Schicksal alle seine Schrecken aufbieten — Thaddeus —, ich kämpfe sie ihm ab.

Thaddeus. Nein. Freveln dürfen Sie nicht; das heißt den lieben Herrgott, der helfen will, vor den Kopf stoßen. Aber nun thun Sie mir die einzige Liebe und genießen was.

Paul (sinnend). Ist nicht heut der fünfundzwanzigste? Weißt du, Thaddeus, was dieser Tag mir bedeutet?

Thaddeus. Soll der alte Thaddeus nicht wissen? — Ich wollte Sie nur nicht daran erinnern.

Paul. Und warum, Thaddeus? Es klebt kein Ehrenmahl an dem Tag. Wie ich mein Gewissen durchblättere, es ist kein Fleck darin, den ich schamvoll überschlagen müßte. Unglück steht darin, doch hab ich es getragen wie ein Mann. Thaddeus, den Kräftigen schmückt die Last, unter der er ungebeugt einhergeht.

Thaddeus. Heut vor fünfundzwanzig Jahren — ist mir's, als wars gestern — so was sehn meine Augen nicht mehr, solch eine Pracht und einen Glanz. Eine ganze Woche vorher gings zu wie im Krieg. Hatten wir das ganze Schloß ausgeputzt mit Fahnen und

grünem Zeug. Meilenweit her kamen die Menschen. Der beste Wein floss in Strömen. Hei! hatten die Köche zu thun, all die Mäuler satt zu machen, die gekommen waren, zu gaffen und zu jubeln. Wo man hinhörchte, geigt' es und hüpfst' es, was Saiten und Sohlen hielten. Der alte Thaddeus aber hatte seine eignen Gedanken und seine Freude im voraus, denn er hatte ein Feuerwerk in der Arbeit, wie Polen noch keins gesehen hatte. Tanzt, dacht ich bei mir, tanzt nur zu; ihr werdet euch wundern. Und wies nun hieß, daß die gnädige Gräfin eines Söhnleins genesen war! 'S war heller Mittag. Das Feuerwerk sollte freilich erst bei Nacht abgebrannt werden; in der Freude meines Herzens denk ich: Was Tag! was Nacht! und los gings wie ein Wetter. Die Feuerräder sprudelten, die Raketen zischten, und die Menschen purzelten übereinander und dachten, der jüngste Tag geht los. War das lustig, alter Thaddeus!

Paul. Ja Alter; heut vor fünfundzwanzig Jahren sahs anders mit uns aus. In seidnen Windeln lag ich; meine Wiege war mit Silber ausgelegt; nur dadurch, daß ich geboren wurde, war ich Herr von majestätischen Wäldern, prächtigen Schlössern, lachenden Fluren. Eine Schar glänzender Diener folgte dem Handwink meines Vaters — jetzt hab ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege, der Mietsmann des Moders, der Nachbar der Molche, die ungern nur den Eindringling unter sich dulden. Kein Vater, kein Bruder mehr denkt meiner; keine Mutter segnet den fernen Sohn im Herzen und übt an Fremdlingen die Milde, die andre ihrem Liebling erweisen sollen. Thaddeus, mein Gedächtnis ist ein Totenacker; über jedem theuern Namen steht ein Kreuz. — Was der Jüngling Teures hatte, das legte er zu seinem Teuersten, seinem toten Vaterlande in den Sarg; doch vor dem Manne steht eine goldne Zukunft — ein Weib, rein,

schön, wahr wie die heilige, unentweihete Natur. Sage nicht, Thaddeus, ich kenne sie erst seit gestern. Wie ich noch ein Knabe war, in stillen Mondnächten — Thaddeus, für Leo war ich gestorben — aber es war etwas anderes als Freundschaft, wonach ich in süßer Unruhe umherirrte, vergeblich die glühende Stirn in die tauessfeuchten Blätter drückend, etwas anderes, was mich selbst im Siegesjubel plötzlich aufseufzen machte. Sage nicht, ich kenne sie erst seit gestern — schon als Kind suchte ich sie, sehnte ich mich nach ihr. Nein, Thaddeus; es war nicht bloß das Bedürfnis nach Liebe — ich hätte früher geliebt —, die Macht über den Sternen hatte uns einander bestimmt; drum riß sie mich aus teuern Armen, trieb mich aus dem Vaterlande, daß wir uns finden mußten. — Hast du dem Priester gesagt, Thaddeus? —

Thaddeus (schlägt sich an die Stirne). Alter Thaddeus — oben wartet er noch im Park. Ich will ihn nur gleich herunter holen. (Ab durch die Lücke)



Zweite Scene

Paul Tubinski allein; gleich darauf **Eugenie**

Paul. Knarrt nicht die Kapellenthür in den Angeln?
Ja; es naht jemand. Die Thür wird geöffnet. Sie
ist! (Ihr entgegen)

Eugenie kommt, eine brennende Kerze in der Hand, durch die
geöffnete Thüre und schreitet eilend die Treppe herab

Paul. So schwebt der Engel der Seligkeit über
der Nacht der Gräber!

Eugenie. Paul!

Paul. Eugenie! — Und dich grauste nicht vor
diesem Wege?

Eugenie. Er führte zu dir! — Die alten Ahnenbilder schienen unwillig aus ihren Rahmen heraussteigen zu wollen — das Echo höhnte mir geisterhaft meine Schritte nach; in der Kapelle lag der Schatten wie ein lauerndes Untier zusammengerollt, das, zum Sprunge bereit, seiner Beute lauert. Mich graust nicht. Und lag der Tod selbst in meinem Wege, ich wär über ihn dahingeschritten mit geflügeltem Fuß. Es galt ja: zu dir!



Dritte Scene

Thaddeus mit dem Priester. Die Vorigen

Paul. Hier kommt der Priester, der uns vereinigen will. — Hab ich Sie nicht schon gesehn?

Priester. Am Tage nach der Schlacht bei Ostrolenka war es, wo ich den jungen Helden hoch zu Pferde sah, den ich so lange zu sehn gewünscht, von weinenden Weibern und Kindern umringt, die die Schlacht zu Witwen und Waisen gemacht hatte. Er hob Kind um Kind zu sich auf das Pferd, streichelte und küßte sie und sagte zu den Müttern: Lehrt sie Gott bitten, daß er sie einst so schön sterben lassen will, wie ihre Väter. Die sind nun meine Kinder; ich habe sie geerbt —

Paul (verlegen abwehrend). Lassen Sie ruhn, was die Zeit begraben hat.

Priester. Das Große und Schöne begräbt keine Zeit. Es lebt und wirkt belebend in die fernsten Zeiten hinüber. — Die glücklichen Mütter umfaßten freudeschluchzend seine Knie, sie rissen sich um seine Hände, sie mit Küßsen zu bedecken. Aber der Held, schamrot wie eine Jungfrau und verwundert wie ein

Kind, daß andre für groß hielten, was ihm nur natürlich schien, wehrte ihnen und sprach: Ihr wunderlichen Leute, thu ich denn mehr als ein Pole?

Eugenie. Mein Paul! wie unverdient glücklich ich bin!

Thaddeus. Thaddeus! Thaddeus! fällt dir der Brief endlich ein? Damit ichs nicht wieder vergesse. Herr Michael Gzarinski schickt ihn von der Grenze. Es sei sehr Wichtiges.

Paul. Guter Alter; gieb (will den Brief einstecken, sieht dabei die Adresse und erschrickt)

Eugenie. Was ist dir, mein Paul? Du erbleichst.

Paul (erbricht den Brief, überfliegt ihn und setzt sich erschöpft auf einen Sarg; Eugenie lehnt sich mit zärtlicher Theilnahme an ihn; mit matter Stimme) Gehst du mit mir?

Eugenie. Du fragst?

Paul. Fort aus deinem Vaterlande?

Eugenie. Wo du bist, ist mein Vaterland.

Paul. Du willst alles verlassen?

Eugenie. Was verlaß ich, darf ich dir folgen?

Paul. Dem Heimatlosen folgen, dem Ärmsten, der nichts hat — nicht eine Hütte, in die er dich führen kann.

Eugenie. Dem Ärmsten — hast du nicht mich? Mich rechnest du nicht? — Gott, wenn du weinst, zerbricht mir das Herz.

Paul (trocknet die Augen). Ja; Glück ist schwerer tragen als Unglück. Dem Unglück hab ich den Mann gezeigt; das Glück macht mich zum Weibe. — Der Brief ist von Leo.

Eugenie (freudig). Er lebt?

Paul. Er lebt mir doppelt in deiner Freude. — Und was er schreibt! — (liest) „Dubinski in Neupolen in Nordamerika. — Mein Paul“ — (muß inne halten) Meine Mutter tritt mir unbezwinglich ins Auge — ich kann nicht lesen. — Leo und dich im Arm — und

ich frage das Geschick, ob es einen Glücklichen schaffen kann. — Nun brauchst du nichts zu entbehren, was du gewohnt bist. Mein ist die Wonne, mein Lieb schmücken zu können mit allem, was die Welt Schönes hat. Ich — eben noch der ärmste Mann, der Heimatlose, der Gehegte — ich rufe: Wo ist der Glücklichere? Zeigt ihn mir, und all mein Glück hab er dazu, ist er glücklicher als ich. — Leo hat mein Vermögen gerettet. Er erfährt, ich sei geblieben — sonst lebte kein Erbe mehr — so geht er damit nach Amerika, um das Geld, das er dem Besitzer nicht mehr zurückgeben kann, nun wenigstens in dessen Sinn zu verwenden. — In einer Gegend von Nordamerika, die unsrer verlornen Heimat ähnelt, hat er Land gekauft zu einer Zuflucht für geächtete Polen. „Den Fluß, der die Ländereien durchfließt, taufte ich die Weichsel“ — und nun legt er alles an, Park und Gebäude, wie es in meines Vaters Gütern angelegt war. Leo! Leo! Du herrlicher Leo! „An dem Fluß baut ich den Pavillon aus dem Schloßgarten deines Vaters auf, wo wir zusammen träumten als Knaben schon von Polens Freiheit.“ Ja; ja; dort lasen wir Sobieskis Geschichte. Du, alter Thaddeus, hattest uns den türkischen Feldherrn aus Holz geschnitten, nach dem wir mit Armbrüsten schossen; er hatte einen Generalshut auf dem Kopfe und steife Stiefeln an den Füßen. Wir lachten über den steif gestiefelten Türken, und du lachtest mit; wir stellten ihn an den künstlichen Felsen — ob Leo — ja, ja, auch den Felsen hat er gebaut, wie er in meines Vaters Parke stand. — In dem Pavillon wollen wir sitzen, du, Leo und ich! Der alte Thaddeus muß uns wieder einen Türken schnitzen —

Thaddeus. Damit Sie wieder über den alten Thaddeus lachen können —

Paul. Und der alte Thaddeus mit — wir wollen leben, daß uns die Seligkeit nichts schenken kann. —

„So baut ich“ — Leo! Leo! — „in dem freien Polen, das ich über dem Meere gründete, dir, dem vermeintlich Toten, ein lebendig Denkmal.“ Und nun erfährt er — von einem Geächteten, der seine Zuflucht sucht —, daß ich noch lebe. Er übergiebt diesen Brief einem aus Amerika zurückkehrenden Deutschen aus dem Nachbarlande, der ihm verspricht, mich ausfindig machen zu wollen. Der muß zu Czarinski gekommen sein. — Nun fragt Leo an, ob ich nach Amerika kommen will, oder ob ich einen Ort in Europa bestimmen will, wohin er mir das Gerettete bringe. Auf den ersten Fall liegt ein Schiff in Havre bereit, uns überzuführen. Hier sendet er einen bedeutenden Wechsel auf ein Haus in Havre. Eugenie, folgst du mir in meine neue Heimat?

Eugenie. Dahin, mein Paul, heute noch! Fort aus dieser Welt der Lüge und des Eigennuzes. Ich fleide mich nur schnell —

Paul. Thaddeus besorgt die Pferde. Die Grenze ist nah. Wenig Stunden noch, und nichts kann uns mehr trennen! Das erste Grauen des Morgens sieht lachend auf unsre Sicherheit. Kommen Sie nun, unsern Bund vor dem Altare zu weihen. Hier treffen wir uns wieder!

Eugenie. Hier und bald! — Du erschrickst?

Paul. Du wurdest bleich —

Eugenie. Ein Echo wiederholte dein: Hier treffen wir uns wieder. Es klang, als käm es aus den Särgen.

Paul. Und dein: Hier und bald! wiederholte das Echo, als riefens uns die Toten nach.

Eugenie (von einer Ahnung ergriffen, hält sich an ihn). Paul!

Paul. Reut dich dein Vorsatz?

Eugenie. Nein! nein! ich fürchte den Tod nicht mit dir! (Alle nach der Kapelle ab)



Vierte Scene

Nachdem die Bühne kurze Zeit leer gestanden, kommt durch die Mauerlücke langsamen Schritts

Der Fürst (nachdem er sich umgesehen). Ja; diese Räume bewohnt ein Lebender. — Hier die Lampe — und was schimmert dort? (Er hebt etwas auf) Ihr Bild, auf der Rückseite ihre Hand. Die Unbesonnene! Ich hoffte, zweifeln zu dürfen. — Nun bleibt nur der Weg der Ehre. — (Pause) Der Glende kommt. — Ist das einer, so verdreifacht das Echo seine Tritte. Nein; ich höre sprechen — (Er tritt hinter einen Pfeiler)



Fünfte Scene

Paul Tubinski, Thaddäus, der Priester zurückkommend; die beiden Leuten gehen, während Paul spricht, durch die Mauerlücke ab.

Der Fürst

Paul. Nun sei jung, mein alter Thaddäus; diese Nacht nur sei wieder jung. Oh der Morgen graut, müssen wir über der Grenze sein. Wenn du mit den Pferden am Ausgange des Parkes angekommen bist, läßt uns der fromme Priester, der uns begleitet, es wissen. Nur behutsam. Alter! Alter! Alles wird wieder gut.



Sechste Scene

Paul Tubinski. Der Fürst; zuletzt der Maltsefer

Paul. Ja, du bist zurückgekehrt, mein wankelmütig Glück, und schmiegst dich reuig zu den Füßen deines Herrn. Du wolltest mich vernichten durch deine Entfernung, aber du sahst, ich war stärker als du. Ihr feigen Dämonen des Geschicks! Den Weichenden ver-

folgt ihr feindlich; vor dem Mutigen werft ihr euch dienend in den Staub. Mein Glück halt ich fest in meinen Armen — wer ringt mirs ab?

Fürst (tritt vor). Einer von uns hat seine Rechnung falsch gemacht. Einer von uns verläßt nicht lebend diesen Ort.

Paul (überrascht). Wer sind Sie, der in der Wohnung des Friedens sein Verderben sucht?

Fürst. — Verderben, aber nicht meines. Kennen Sie dieses Bild? Ein Schurke hat die Unerfahrenheit dieser Armen benuzt, sie zu verderben. — Nichts weiter. (Reicht ihm ein Pistol) Hier, nehmen Sie. Fühlen Sie die Rache des beleidigten Vaters, oder vollenden Sie Ihr Verbrechen an der Tochter. Einer von uns darf nicht lebend diese Stätte verlassen. Nehmen Sie; Sie haben den ersten Schuß.

Paul (entsetzt). Ich? Nimmer!

Fürst. Feiger Sünder! Hatten Sie nur zum ersten Schritt Mut! und erbleichen vor dem zweiten? Was zögern Sie? Das Herz meiner Ehre haben Sie getroffen. Was Sie noch thun können, ist weniger, als was Sie schon gethan haben.

Paul. Um Gottes willen, hören Sie mich! Verderben Sie nicht Ihr einzig Kind.

Fürst. Glender, Sie haben es verdorben. Ich will es rächen oder sterben.

Paul (sich bezwingend). An meinen Worten hängt meines Weibes Glück und meins! — ich muß ruhig bleiben — ich muß um Gottes willen ruhig bleiben. Hören Sie — Sie müssen mich hören. Ich bin der Gatte Ihrer Tochter. Ich darf nicht schießen. Gott und die Menschen verzeihn dem nicht, der gegen den Verwandten wüthet.

Fürst. Gott und die Menschen verzeihn dem nicht, der die heilige Unschuld zu Schurkenplänen mißbraucht. Einen Bund, den der ehrlose Betrüger

mit dem Betrognen schließt, heiligt kein Gott. Der Unerfahrenen haben Sie Liebe geheuchelt — mich wollten Sie brandschäzen. Wie hoch stellen Sie die Abfindungssumme? Sie sind erkannt; lassen Sie immer die Maske fallen.

Paul. Mein Herz, mein stolzes Herz, halt an dich! Vergiß nicht, daß dieser Mann ihr Vater ist. Sei Gott mein Zeuge, wie meine Ehre fleckenlos ist. Meine Verwandtschaft entehrt Sie nicht. Ich bin Graf Paul Lubinski; mein Name ist edel wie Ihrer. Ich will nichts von Ihnen, als Ihre Tochter — ich bin nicht reich, aber ich habe genug, sie standesgemäß zu erhalten. Wollen Sie einen Menschen zwingen, zum Mörder an dem zu werden, was er liebt? O machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich. Menschlich sein schändet keinen Fürsten. Um Menschlichkeit bitten für das Teuerste entehrt keinen Mann.

Fürst. Um sein Leben betteln entehrt nur den Mann von Ehre.

Paul. Selbst das will ich. Ja, ich will um mein Leben bitten, das meinem Weibe gehört; ich will um Ihr Leben bitten, das Ihrer Tochter gehört. Gott ist mein Zeuge, wie das Herz mir blutet bei der ersten Erniedrigung meines Lebens — und dennoch — (er kniet) Vernichten Sie nicht meine Seele; lassen Sie mich nicht vergebens bitten! Es wäre gräßlich, müßt ich zum Mörder werden an dem Vater meines Weibes. (Er erwartet Antwort; der Fürst wendet sich mit verächtlichem Lächeln)

Paul (indem er sich taumelnd erhebt). Nur nicht dies verächtliche Zucken mit den Mundwinkeln — um Gottes willen haben Sie Barmherzigkeit mit uns allen — sagen Sie schnell — (aufschreiend) Gott! ich habe gekniet — habe vor einem Menschen gekniet, — vergeblich gekniet — der Mensch duldet nur, was er kann — Gott sei mir gnädig — geben Sie — Sie sind's, der es will — Sie mach ich verantwortlich vor Gottes Richter-

Stuhl — Gott sieht es, und Gott weiß es — geben Sie.
(Wie der Fürst das Pistol geben will, hört man außen die Stimme des Maltesers)

Malteser. Hier — hier schimmert ein Licht durch die Büsche; hier finden wir ihn. Kommt, Alter.

Fürst (wiltb). Muß dieser — (er bezwingt sich; leise zu Paul) Sind Sie ein Mann von Ehre, so wollen Sie nicht, daß meine Tochter kompromittiert wird. Vernichten Sie, was in unrechte Hände kommen könnte, und finden Sie mich, jedoch allein, in einer Stunde an der Brücke im Park. Einer nur darf die Stelle verlassen. Sie kommen, auf Ehrenwort.

Paul (rasi). Auf Ehrenwort, ich komme!

Fürst (dem Malteser schnell entgegen, der eben in der Lücke sichtbar wird). Sie wundern sich, mir hier zu begegnen. Der Kastellan faselt von Gespenstern. Es ist der Schein von faulem Holz, was hier leuchtet. Keine Spur von etwas Lebendem. Kommen Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. (Ab mit dem Malteser)



Siebente Szene

Paul (allein). Ich komme! Er soll nicht leben, der mich knien gesehn hat vor sich — hohnlachend mich knien gesehn hat vor sich. — Paul! Paul! — Herr Gott, was willst du thun? Herr Gott, was hast du gethan? Unglücklicher, den du töten willst — es ist ihr Vater! — Nein; ich wache — es ist kein schwerer Traum — es ist Wirklichkeit. Hier stand er — hier — mir gegenüber — ich bat, — bat vergebens — das Gefühl entsetzlicher Kränkung übermannte mich — kein guter Geist warf sich versöhnend zwischen mich und mein brennend Herz — o hätt ein einziger Zug aus diesem Marmorgesicht gesprochen! Ein Klang seiner

Stimme mich an sie erinnert! Ich nahm die Forderung an, versprach, versprach mit meinem Ehrenwort — Gott! was versprach ich! (Er sinkt zwischen den Särgen zusammen. Nach einer Pause erhebt er sich nicht ruhig) An der Brücke im Park — wo ich sie zum erstenmale sah — wo dieser Himmel seliger Unschuld mir aufging, dessen Glanz dies Auge nie mehr trinken soll; wo all mein Leben dem Zauber einer Engelstimme ein jubelnd Echo wurde, worin dies Ohr sich nicht mehr berauschen soll? — An der Brücke im Park — ich muß — mich bindet mein Wort. Und einer nur verläßt die Stelle lebend? — Gut. Ich bin der Eine nicht.



Achte Scene

Thaddeus. Paul Lubinski

Thaddeus (kommt mit sich redend). Sag ihm erst, daß er auf seiner Hut sein soll, alter Thaddeus. — Herr Graf, löschen Sie die Lampe. Es schleichen Gesichter da in den Büschen herum. Ich höre hinter mir herkommen; da drück ich mich in einen von den weißblühenden Büschen, bis sie vorüber sind, und wer ist dabei? Gerade das Gesicht mit der Narbe längs der Stirn, das mich heute, wie ich das Briefchen bestellen wollte, nach Ihnen ausfragte und mir hundert Dukaten geben wollte, wenn ich ihm sagte, wo Sie wären. Aber der alte Thaddeus war nicht so dumm.

Paul. Grüßen mich alle meine Freunde noch? Ja, die Stimme, die uns vorhin störte, war die Stimme des Maltesers. Thaddeus, thu mir dem Mann nicht unrecht. Er ist der edelste Mensch, den ich kenne.

Thaddeus. Um so besser. Nun aber, alter Thaddeus, lauf! In einer halben Stunde bin ich mit den Pferden am Park.

Paul. Laß das, Thaddeus. Wir brauchen keine Pferde.

Thaddeus (verwundert). Brauchen keine Pferde?

Paul (schreibt und spricht dabei). Bei Ihrer Freundschaft, die mein Stolz war, beschwör ich Sie, forschen Sie nicht weiter nach mir. Leben Sie wohl. Mein alter Thaddeus, der Ihnen dies bringt, ist mein Vermächtnis an Sie. (Faltet das Billet) So, Thaddeus. Diese Zeilen bringst du dem Mann, der nach mir forschte.

Thaddeus. Herr Graf, was geht mit Ihnen vor?

Paul. Und nun hier Leos Wechsel. Das ist dein. Deine Treue und Liebe kann ich nicht lohnen; ich muß dein Schuldner bleiben. Ich träumte eine Stunde lang von Glück — wir müssen uns trennen, Thaddeus.

Thaddeus (niebergebonnert). Trennen? Ich alter Mann? Geben Sie acht, was Sie sagen; das geht ja gar nicht!

Paul (schreibt). „Du bist mein Erbe.“ (Faltet) Ich weiß es, edler Leo, unsre unglücklichen Gefährten beerben mich; du bist nur der Verteiler. Mein alter Thaddeus, dies Blättchen couvertierst du morgen. Hier ist Leos Adresse.

Thaddeus (nimmt sprachlos vor Bestürzung Pauls Billet und Leos Brief)

Paul. Noch eins, du guter, alter Thaddeus. In zwei Stunden geh mit einem Spaten in den Park, an die schöne düstre Stelle bei der Brücke —

Thaddeus. Wo ich Sie traf —?

Paul. Ganz recht. Dort an der Brücke wirst du einen Leichnam liegend finden; weist du die hohe Linde dort? Unter ihr saßen wir, wie ich sie zum erstenmal sah. Da begräbst du die Leiche, machst die Erde über ihr eben, streust Zweige und Blätter darauf, damit man das Neugegrabene nicht sieht, und sprichst über die Stelle ein leises Gebet.

Thaddeus. Heiliger Gott, Herr, womit gehn Sie um? Ich bin Ihnen aus Polen nach, Ihre Kinder auf meinen Armen zu tragen, wie ich Sie getragen habe, aber nicht — nein, nein Herr Graf! —

Paul. Es konnte ein seliges Zusammenleben werden, Alter. — Still, still! Mach mich nicht weich, Thaddeus. Bin ich nicht ein Krieger? und ein Pole? Nein, Thaddeus, einen Mann soll der Tod an mir finden. Komm, thu mir mein Ehrenkleid an, in dem ich für mein Polen focht. In ihm will ich begraben sein.

Thaddeus (holt eine Uniform aus einem Bündel und hilft Paul ankleiden). Aber warum wollen Sie sterben, jetzt wo das Glück Ihnen wieder freundlich ist? Und so sich begraben lassen ohne Sang und ohne Klang, ohne Priester und auf ungeweihtem Boden?

Paul. Du bist der einzige, der darum wissen darf. Ja, ich bins, den du finden und begraben und über dessen Grabe du beten wirst. Meine alte Heimat, mein Vaterland ist dem Heimatlosen verschlossen; meine neue Heimat ist, wo ich sie fand; und hier will ich ruhn. Und du sollst mich begraben, alter treuer Freund. Eine Thräne aus deinen lieben alten Augen ist mir mehr als Glockengeläute und das handwerksmäßige Gebet der Priester.

Thaddeus. Nein! Nein! Sie müssen nicht sterben! Sie dürfen nicht sterben! Und müssen Sie sterben, so stirbt Thaddeus mit. Schon einmal haben Sie so falsch an mir gehandelt. Erst gingen Sie ohne mich in die weite Welt, und nun wollen Sie ohne mich sterben? Das ist schlecht von Ihnen! Das ist schlecht von Ihnen. Nein! Nein! Sie mögen sagen, was Sie wollen, das ist schlecht!

Paul. Thaddeus, ich hielt dich für meinen Freund; ich habe auf dich gerechnet. Soll ich mich verrechnet haben? Du hast mir nie einen größeren Dienst erwiesen, als den, um welchen ich dich jetzt bitte, und

grade diesen wolltest du mir nicht erweisen? Nein; da kenn ich meinen Thaddeus besser.

Thaddeus (schluchzend). Ja, Sie wissen, daß Sie alles mit mir machen können, auch was nicht recht ist. Aber ich will diesmal nicht gehorchen. Zu Ihrem Freunde, zu dem Schwager des Fürsten, will ich gehn; Sie sollen gezwungen werden, nicht zu sterben!

Paul. So geh, du hartes Herz; mich aber siehst du nie wieder. Ich wäre gestorben mit dem freudigen Bewußtsein, Thaddeus ist mein treuester Freund auf Erden. Nun soll ich glauben, du bist falsch. Du willst mir den Tod schwer machen. Gut. Geh. Ich halte dich nicht.

Thaddeus (kehrt um). Verzeih's Ihnen Gott, was Sie an mir thun. Solts nicht anders sein, im alten Thaddeus sollen Sie nicht geirrt haben.

Paul. Alter Thaddeus, kein Mensch darf um meine Liebe wissen; gieb mir die Hand darauf. O die Verleumdung ist geschäftig! Drum soll niemand des Geächteten Leiche finden; drum soll der Malteser nicht forschen. Sein edler Eifer könnte absichtslos das tranken, was mir das Teuerste ist. Ich muß verschwinden wie ein Geist, dessen Fuß keine Spur zurückläßt. — Leb wohl, du treueste Seele auf dieser Welt; (er umarmt ihn) mich ruft mein Verhängniß. (Ab)

Thaddeus (sinkt zusammen). Gut. Gut. Ich will ihn begraben und will seine Briefe bestellen; dann will ich auf seinem Grabe heulend liegen wie ein Hund, bis ich auch sterbe. Aber Gott im Himmel will ich's klagen! Gott im Himmel will ich's klagen! (Indem er geht, fällt der Vorhang)

Ende des vierten Aufzugs



Fünfter Aufzug

Zimmer der Prinzessin

Durch die offene Balkonthür hinten sieht man den Sternenhimmel

Erste Scene

Eugenie. Mariane

Eugenie. Nein, gute Mariane; du mußt mir folgen.

Mariane. Sie sind gewiß krank. Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich sehe Ihnen an, der Schreck und Kummer dieser Tage hat Ihnen ein Fieber zugezogen. Ich will Ihnen vorschwätzen, was ich weiß; vielleicht zersteut Sie.

Eugenie. Du meinst es gut, liebe Mariane. Aber mir fehlt nichts als Ruhe. Ich kann nicht schlafen, wenn ich denken muß, sie sitzt meinetwegen auf.

Mariane. Ich kenn es; wenn man krank ist und nicht schlafen kann und Stunde nach Stunde schlagen hört, und man sich vorkommt wie der einzige lebendige Mensch auf der Welt!

Eugenie. Kann ich nicht schlafen, ruf ich dich. Was? So haben wir beide unsern Willen.

Mariane. Aber rufen Sie mich auch. Sie stören mich ja nicht, wenn Sie mich rufen. Die Sorge wird mich ohnehin nicht schlafen lassen.

Eugenie. Nun, gute Nacht, Mariane, du gute Mariane; du meinst es mit mir wie eine Schwester. So, nun geh. Gute Nacht! (Mariane entfernt sich traurig)



Zweite Scene

Eugenie allein

Eugenie. Und nun schnell! schnell! Den Regenmantel gegen die kühle Morgenluft. — Gewiß! nunmehr erschrickt er freudig bei jedem Geräusch und glaubt, ich komme. Nun dies Kästchen. Die mir es gab, verklärte Tante, ich weiß, dein Geist umschwebt mich segnend, schützend. Du weißt, daß ich nicht anders kann, will ich wahr bleiben und gut. (Will gehn) Eugenie, es ist deines Vaters Haus, das du auf ewig verlassen willst. Hast du keinen Abschiedsgruß für ihn? Er hatte keinen Gruß für sein Kind, das er zum erstenmale sah. Er rief es ja nicht aus Liebe zu sich; nein, um es seinem Ehrgeiz zu opfern. Ihn verläßt nicht frevelnd ein geliebtes Kind, um einem Verführer zu folgen; aus seinen zwingenden Händen rettet sich ein armes Opfer. — Erst aber, Zeugnis meines zu geringen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit, komm, Fläschchen mit dem todbringenden Saft, den ich braute, dich vernicht ich — (horchend) still! Nahen nicht Schritte? (Sie stellt das Fläschchen, das sie aus dem Fenster werfen wollte, auf den Tisch) Den Korridor entlang? Der Unbesonnene! Er ist es selbst. Ich zögerte ihm zu lang. Ich komme, Paul! mein Paul, ich komme!

(Wie sie gegen die Thür eilt, öffnet sich diese)



Dritte Scene

Der Fürst. Eugenie

Eugenie (fährt zurück; mit schmerzlicher Resignation). Hier solls nicht sein. — Herz, sieh nach andern Sternen auf.

Fürst (als bemerke er weder ihre Reiskleidung noch ihre Bewegung). Mir ist unwohl; solche Anwandlungen vergehn leichter in lieber Gesellschaft. — Doch sollt ich keinen Nachschlüssel nötig haben, um zu meiner Tochter zu gelangen. Kennen Sie das Bild? Die Hand, die dieses Billet schrieb, thäte wohl, dergleichen besser aufzuheben. Künftig bedenken Sie besser, was der Braut des Prinzen Friedrich ziemt.

Eugenie. Göttliche Wahrheit, gieb mir deinen Mut. — Ich kenne den Prinzen nicht —

Fürst. Diesen Morgen noch werden Sie ihn kennen lernen: Sie werden sich ihm verloben.

Eugenie (entschlossen). Ich? Nimmermehr!

Fürst. Sie sprechen sehr entschieden.

Eugenie. Ich will nur wahr sein; ich muß wahr sein.

Fürst (mit mildem Tone). Raum gefunden wollen Sie mich schon wieder lassen, Eugenie?

Eugenie (für sich). O daß er härter spräche. Dieser Ton schmilzt meine Kraft. Dem ersten väterlichen Worte, daß ich von ihm höre, darf ich nicht gehorchen!

Fürst. Ich kanns nicht glauben, daß ein Fremdling Ihnen näher steht als der Vater.

Eugenie. Gott! ich weiß nicht, ob ich ein Herz zu ihm fassen darf. Mein Vater — wenn ich Sie so nennen darf —, Sie wissen alles; ich kann Ihnen nichts verheimlichen, und könnt ich es, ich wollte nicht. O Gott, ich weiß noch nicht, ob ich Sie gewonnen habe, und muß schon fürchten, Sie wieder zu verlieren. — Ich trat aus dem Kloster, um dem lang ersehnten

Vater zu gehören. Sie nahmen mich kalt auf, unzufrieden, unwillig. Die Baronesse raubte mir meinen Glauben an die Menschen. O Vater, er ist mir kein Fremdling! Wie Sie mir so fremd dastanden, und ich, vernichtet in all meinen Hoffnungen, zerknickt in meinem innersten Leben dahinsank, trat er zu mir — ich hätte sterben müssen, fand ich nicht Ein Herz, ein edles warmes Herz. O lassen Sie ihm, was Sie ihm danken — großer Gott! ich weiß nicht, ob Sies ihm danken, daß er Ihr Kind bewahrte vor Verzweiflung; ich weiß nicht, ob Sie ein Herz haben für Ihr Kind!

Fürst. Ich habe ein Herz für mein irrendes Kind, das seine Rettung in seiner Schande sieht.

Eugenie. Ich verstehe Sie nicht. Gott! wüßt ich erst, ob ein Vater mit mir spricht.

Fürst. Es schmerzt mich, daß ich es sagen muß. Ein Verführer hat Ihre Unkenntnis des Lebens benutzt, ein Glender, Unwürdiger —

Eugenie. Ein Unwürdiger? Sie sprechen von einem andern.

Fürst. Eugenie, ich zeige Ihnen mehr Geduld, als Sie verdienen. Ein Unwürdiger hat Sie getäuscht, ein Betrüger, der auf die Summen rechnete, mit denen man Sie von ihm loszukaufen suchen würde. Und Sie waren nur zu willig, für kalte studierte Floskeln die Ehre Ihrer Familie preiszugeben.

Eugenie. O Gott! so träumt ich! —

Fürst. Ja, Sie träumten. Danken Sie Gott, daß es Ihrem Vater gelang, Sie zu wecken, eh es zu spät war.

Eugenie. Das ist Ihnen gelungen. Ja, Sie haben mich aus einem schönen Traum geweckt. Diese väterlichen Töne, träumt ich, galten Ihrem Kinde; o sie galten nur Ihren Zwecken. Gott! o Gott! ich sollte flehn, sollte ihn zu erweichen suchen — aber ich kann

nicht; ich kann ihn nicht Vater nennen; ich kann nicht heucheln — mir graut vor ihm.

Fürst. Eugenie, Sie treiben mich zum Äußersten. Nun denn, so hören Sie: Noch diese Nacht erklären Sie sich für des Prinzen Braut, oder einen sehen Sie nicht lebend wieder, Ihren Vater oder Ihren Verführer; oder morgen hab ich Ihre Ehre gerächt, oder Sie können sich ohne weitem Widerspruch auf Erden in die Arme stürzen, von denen das Blut Ihres Vaters träuft.

Eugenie (schauernd). Sie wollten? — Gott, das wäre zu entsetzlich! Nein, nein; das wollen Sie nicht thun, das können Sie nicht thun wollen! Nein! Nein! Und haben Sie kein Vaterherz, so sind Sie doch ein Mensch und können nicht unmenschlich sein. Nein, nein, Sie können's nicht. Wärs wahr, und ich wollte gehorchen, müßt ich dem Gatten die heilige Treue brechen, und will ich's nicht — nein! nein! auf beiden Seiten steht Sünde und Wahnsinn! Großer Gott!

Fürst. In das Unvermeidliche sich ergeben ist Pflicht.

Eugenie. Das Unmögliche zu verlangen ist unmenschlich. Nein! Sie können's nicht! Sie dürfen's nicht! Sie glauben nicht an die Rechte des Herzens. Vater — daß sie nicht aufstehn als Rächer! Vater, mein Herz könnte, was Sie an meinem Gatten thun, an Ihrer Tochter rächen.

Fürst. Ihr Herz wird Ruhe belohnen für das tugendhafte Opfer. Sie werden nicht immer denken wie jetzt. Das Frauenherz ist so weich, daß schnell und tief etwas sich ihm eingräbt, aber das Eingegrabene sich wiederum schnell verwischt. Sie werden das harte Mittel, das Sie mir jetzt abnötigen, einst segnen. Sie werden mir's danken, daß ich Sie abhielt, einer flüchtigen Jugendgrille das Glück Ihres Lebens zu opfern. Ich lasse Sie mit sich allein.

Eugenie. Sie dürfen nicht gehen und mich der fürchterlichen Angst überlassen. Nein; es ist nicht Ihr Ernst. Sie wollten mich schrecken, überraschen; das ist Ihnen gelungen —

Fürst. Ihr Schicksal sind Sie selbst. Drei Lose sind in Ihre Hand gelegt —

Eugenie (auf den Knien). Nein! nein! Sie müssen mich aufheben, müssen sagen: Ich habe das Äußerste versuchen wollen, aber ich bin ein Mensch. — Gott! Sie haben so viel menschliche Mittel — Sie können mich verstoßen, Sie können — mich töten — ich will die Hand küssen, die mir den Gnadenstoß giebt — nun um Gottes willen, Vater — Gott! wie fang ichs an, Sie zu rühren — wälzen Sie nicht — wären Sie ein Mensch — ein Wurm, der sich so vor Ihnen krümmte, müßte Sie erweichen — Vater! Vater! Seien Sie barmherzig — bei Ihrer Seele — bei dem Richter, der einst richten wird zwischen Ihnen und mir —

Fürst. Ich lasse Ihnen eine halbe Stunde, sich zu entscheiden. (Geht, nachdem er nach der Uhr gesehen)

Eugenie (erhebt sich resigniert). Nun denn — ich habe gethan, was mir möglich war; ein menschlich Herz wäre weich geworden. Nun soll keine Bitte bei dem Unmenschlichen mehr dein Weib erniedrigen, mein edler unglücklicher Paul. Mag er thun, wozu sein hartes Herz ihn treibt. Er handelt, wie er muß; so will auch ich handeln.



Vierte Scene

Eugenie (allein). Nun, mein Herz, mein armes Herz, was mußt du thun? Die heilige Treue brechen?

oder den Gatten töten durch des Vaters, oder den Vater töten durch des Gatten Hand? Gräßlich klug ist der Anschlag ausgedacht, ein schwaches Weib zu zwingen — eins nur hat der kalte Rechner vergessen, eins, was nicht in seinem Buche stand — die Unbesiegbarkeit der Liebe! — Wie lautete doch seine frostige Weisheit? Das Frauenherz ist so weich, daß schnell und tief etwas sich ihm eingräbt und das Eingegrabene sich eben so leicht wiederum verwischt? Herz, mein Herz, bist du so treulos, wie er sagt, sollst du nicht leben, bis die Zeit dich zum Verräther machen kann! (An der Thür) Einen Becher Wein, liebe Mariane; aber schnell — Der Vater soll den Gatten oder der Gatte den Vater mir töten, brech ich nicht mein heilig Wort. Aber daß ich dir zuvorkommen könnte — daran dachtest du nicht? Du bist so entschlossen, und dir fiel nicht ein, deine Tochter könnte etwas von deiner Entschlossenheit besitzen?



Fünfte Scene

Mariane. Eugenie

Mariane (bringt Wein). Sie wollen so spät noch — und trinken sonst gar keinen Wein?

Eugenie. Weißt du nicht, liebe Mariane: tausende trinken in diesen goldnen Tropfen Vergessen ihres Grams. Vielleicht gelingt mirs auch. Es ist nur, um diese Fieberbilder los zu werden, um ruhig zu schlafen. Ein freudiges Erwachen wird Gott schenken.

Mariane. In Ihren Blicken ist etwas, was mich ängstigt.

Eugenie. Laß gut sein; jede Angst vergeht. Und nun — schlaf wohl.

Mariane. Sie sprechen so feierlich.

Eugenie. Der Fürst wird bald wiederkommen, um mir anzukündigen, daß ich eines Prinzen Braut bin. Glaubst du, ich weiß nicht, was einer glücklichen Braut ziemt?

Mariane. Großer Gott! ich hörte Sie vorhin — mir brach das Herz.

Eugenie. Nicht, Mariane? Hätt er ein Herz, es wäre weich geworden. O hätt er deins! — Ich habe dir noch gar kein Andenken gegeben, liebe Mariane. (Öffnet das Kästchen) Hier, Mariane, nimm diesen Ring; er ist echt wie deine Treue. So oft du ihn ansiehst, denk an mich und diese Stunde. Du weinst und kannst nicht sprechen? Gib dir keine Mühe zu sprechen; ich verstehe deine Thränen. Mich hat der Schmerz die Sprache gelehrt, die keine Worte hat. Daß dich die Freude sie lehrte!

Mariane. Bitten Sie den Fürsten, daß Sie mich mitnehmen dürfen. Mein ganzes Leben gehört Ihnen.

Eugenie. Nein, Mariane; mitnehmen darf ich dich nicht. Aber folgen wirst du mir. (Für sich) Gott gebe, spät und glücklicher. Und nun geh; ich erwarte den Fürsten. (Wie Mariane an der Thür ist, geht sie ihr nach, umarmt sie; dann drängt sie die weinende mit sanfter Gewalt aus der Thür, die sie schließt) Gute Nacht, gute Nacht, Mariane.



Sechste Scene

Eugenie (allein. Sie hebt den Becher feierlich und gießt von dem Wein auf die Erde). Nimm, Mutter Erde, wenn du, die Hoffnung hat, das edelste Blut zu trinken, solch

geringes Opfer nicht verschmäht. — Nein! dies edelste Blut wirst du nicht trinken; denn die ihn morden soll, vertilgt sich selbst. Komm, du Fläschchen mit Tod gefüllt, wecke du mich aus dem schweren Traum des Lebens. (Sie gießt aus dem Fläschchen den Becher voll) Paul, mein Paul — dies trink ich — (sie will trinken)



Siebente Scene

Eugenie. Paul Lubinski erst noch in der Scene

Paul (fern). **Eugenie!**

Eugenie (fährt auf und stellt den Becher hin). Um Gottes willen! was war das? Will das Schicksal, daß ich eile? Und ruft mich mit seiner Stimme, weil es weiß, daß ich dieser Stimme nichts versagen kann? Was rauscht da draußen in der Linde am Balkon? Riefes nicht zum zweitenmal? — Ein Mensch erklimmt — Gott im Himmel! (Paul springt über das Geländer des Balkons in ihre Arme)

Paul. **Eugenie!**

Eugenie. **Paul!** (Sie können beide nicht sprechen)

Eugenie (sich fassend). O nun ist alles gut. Wir fliehn.

Paul. Nichts! Nichts ist gut! Ich habe dich verdorben.

Eugenie. O fasse Mut, Paul! Winkt uns doch über dem Meere ein Asyl.

Paul. Ich darf nicht fliehn.

Eugenie. Was hielte dich?

Paul. Mein Wort — mein Ehrenwort. Ich versprach —

Eugenie. O Gott! meinem Vater?

Paul. Du weißt? —

Eugenie. Du willst ihn töten?

Paul. Leb wohl.

Eugenie. Ich verstehe dich — du willst sterben. Mein edler Paul! — Nein — mein eigennütziger Paul. Ich soll leben. — Wer stirbt, ist der Glückliche.

Paul (sieht sie an und stürzt vor ihr nieder)

Eugenie (erschrocken). Mein Paul!

Paul. Laß! laß! Ich darf mein Auge nicht zu dir erheben! Der Verdammte zu dem Engel. Ich darf nicht sehen, welch himmlisch Bild ich vernichtet habe. Selig preist sich, wer es anschauen darf — ich hab's vernichtet. Dem Fluche, der mich verfolgt, hab ich Ungeheuer das reinste Leben geopfert. Hier lieg ich, wo ich ewig liegen sollte! im Staub vor dir. Ich war ein Mann, bis das Gewissen mich zerbrach. O fluch ihm nicht, der sich selbst verflucht! Nein, fluche ihm, daß ich aufsehn kann zu dir. Deine Reinheit tötet mich.

Eugenie (um ihn bemüht, zärtlich, weinend). Paul! mein Paul! kränkst du, was mir das Teuerste ist? Ist das Edle fluchenswürdig, so ist's auch der, der es liebt. Bin ich nicht du? Willst du mir fluchen, Paul? Paul! Paul! laß uns klar bleiben; wir brauchen Klarheit. Nein du liebst mich nicht, denn du hörst mich nicht. Hilf mir sinnen, mein Paul. Siehst du, deiner Liebe sinken schon die Flügel; halte dich an mir; meine Liebe trägt uns beide. Laß uns sinnen, Paul, eh's zu spät wird, eh er wiederkehrt, der Feind unsers Glücks. Ist keine Hoffnung mehr unter diesem Himmel, Paul? Kein Weg mehr, den wir vereint gehen dürfen? Der Himmel wär so heiter, die Erde so schön, und wir müßten unglücklich sein? wir allein unter den Tausenden rettungslos unglücklich? Kein Weg mehr, Paul?

Paul. Keiner — keiner — keiner mehr.

Eugenie. O doch, kleinmütiger Paul; einen giebt's noch, einen Weg; ich geh ihn. Es ist ein Weg für den, dem keiner auf Erden mehr offen steht. Nur dann

nicht ist es Sünde, diesen Weg zu gehn, wenns Sünde ist, ihn nicht zu gehn.

Paul (freudig überrascht). Versteh ich dich? — In diesem Becher —

Eugenie. Ists, was uns vereint. Auf seinem Grund liegt Freiheit und unvergängliche Wonne. Oder fürchtest du, Paul, der Tod könne uns trennen? Nein! nein! ich weiß gewiß! Laß die Glücklichen zweifeln; die Unglücklichen wissens, daß ein Jenseit ist, ein Wiedersehn.

Paul. Du bist eine Heldin. Du bist stärker als ich.

Eugenie. O sieh; der Himmel feiert unsre Brautnacht mit seinen ewigen Fackeln — dort am Saume naht die Sonne schon. Auf den Tag nach dieser Nacht bring ich dir den Gruß — den letzten Gruß für diese Welt, mein Paul! (Sie trinkt und reicht den Becher, den sie von neuem füllt, an Paul)

Paul. Und so erwidr' ich ihn! (Trinkt)

Eugenie. Dein Theil war der bessere. Du hast mich übervorteilt, Paul. Mein Trank war mit Wein verdünnt. Und du hast mir nichts über gelassen. Warte, du böser Paul. — O Paul, wie konnten wir glücklich sein!

Paul. Sind wirs nicht, mein Weib? Sterben wir nicht vereint? Wie viele sind so glücklich, die das Leben scheidet?

Eugenie. Ja, mein Paul, wir sind glücklich. Komm, laß uns einschlummern, wie wir erwachen wollen —

Paul. Herz am Herzen —

Eugenie. Aug im seligen Auge — der Tod ist nur eine kurze Pause in unserm Glück, ein Umsehen, ein Schließen der Augen und Wiederöffnen! So macht die Wonnethräne im Aug einen Augenblick lang den Geliebten uns unsichtbar, und eh wirs noch dachten, ist sie herabgerollt, und vor dem feuchten Auge stehn die süßen Züge glänzender als vorher.

Paul. Siehst du, so wird es wahr, dies: Hier treffen wir uns wieder! hier und bald! Drum erschütterte uns der eigne Ruf; unser Schicksal sprach in unsern Worten.

Eugenie. Wir haben das Schicksal besiegt, mein Paul. Tief unter uns rollen seine donnernden Wogen; wir stehn selig umfassen auf sonnigem Gipfel.

Paul. Süße Schenkin, dein Trank ist kräftig, schonühl ich meine Glieder erstarren; all mein Blut dringt sehnend nach meinem Herzen, um deinem Herzen nah zu sein.

Eugenie. Mein schöner Paul, du leuchtest bleich wie ein Stern, wenn der Morgen naht.

Paul. Er naht — leb wohl — komm — bald —

Eugenie. Gilst du mir voraus? — Noch einmal, eh mir der müde Arm versagt, laß mich dich sehen — so — vollsaugen sollen meine Augen sich, daß dein Bild mir leuchtet im letzten Kampf — auf dem letzten Wege — (Sie küßt ihn)

Paul. Mein — (Er stirbt)

Eugenie. Dein — ja dein! — Wie bleich du bist, mein Paul. Du bist bleich vor Gram, daß ich so lange zögere, dir zu folgen. Weg werf ich die hindernde Last des Lebens und bin bei dir. Gott! Schon weht mich der schaurig kühle Fittich an. Herz — dem bangen Lebewohl folgt schnell ein selig — seliges — Willkommen! (Sie deckt den roten Teppich, womit das Sofa bedeckt war, über sich und Paul)



Achte Scene

Der Fürst. Der Malteser. Dorige

Der Fürst (indem er einen Brief in seinen Händen krampfhaft zusammenknittert). Ja; nun ist's klar, man hat mich zum besten gehabt. — Ich warte hier — und schon hat

man anderweit für ihn erworben. Schon rüstet man die Vermählung; an allen Höfen wirds bekannt und — ich bin kompromittiert.

Malteser. Gut, Max; morgen schon deklariert du die Verbindung deiner Tochter mit Paul Lubinski, meinem Erben. So hast du die Wortbrüchigkeit wett gemacht.

Fürst. Ich werde nicht anders können. Doch —

Malteser. Was noch?

Fürst. Die Mißverständnisse zwischen dem Grafen und mir —

Malteser. Heißen sie, wie sie wollen, ich gleiche sie aus —

Fürst. Ich bin in Verlegenheit, wie ich die Form rette.

Malteser. Laß deine traurige Form, Bruder Max. Wags einmal, ein Mensch zu sein. — Du weißt, wo er ist, du weißts gewiß — wo ist er? auf der Stelle hol ich ihn.

Fürst (lächelnd). Wie Sie nun sind. Die Vermählung wird morgen deklariert; diese Nacht noch schreib ich an die nächsten Höfe. Prinz Friedrich soll seinen Zweck nicht erreicht haben. Mit dem Grafen übereilen Sie nichts. Nur unter einer Bedingung kann ich meine Zustimmung geben. Graf Lubinski wird heimlich und unbemerkt abreisen; wir werden uns brieflich über den Ehrenpunkt verständigen; dann kehrt er seinem Stande gemäß zurück — es heißt, er kommt aus Italien, dann —

Malteser (ungebulbig). Gut, gut; aber —

Fürst. Sie finden den Grafen in der Krypte unter der Kapelle. Von meinen Dienern darf ihn keiner sehn —

Malteser. Soll mir doch eins gelingen auf dieser Welt! Donnerwetter! Das alte Schloß soll schnauben unter der Last jubelnder Gäste. Daß ich nur den Hals

nicht breche vor freudiger Eile. So soll dich! Hab ich dich endlich? Das kam —

Eugenie (erhebt sich mit letzter Kraft; der Teppich fällt zur Seite).

Zu spät —

Malteser (hält den Becher in die Höhe). Um Gottes willen — war das Gift?

Fürst (nach der Thüre). Den Arzt!

Eugenie. Gieb uns — Ein — Grab. (Sie stirbt)

Fürst. Den Arzt!

Malteser. Das ist kein Blut in ihren Wangen; das ist der Morgen, der sie trauernd rötet. Hier hilft kein Arzt mehr. Über deine traurige Form! Sieh, du hast's nicht hindern können. Die sind vereint. Die trennt nichts mehr.



Neunte Scene

Dienerchaft erschrocken. **Mariane** sinkt über der Prinzessin weinend zusammen. Der **Fürst** erhebt sich mit mühsam errungener Fassung von dem Stuhl, auf den er sank. **Vorige**

Malteser. May, ihre letzte Bitte wirst du gewähren?

Fürst (bejaht sprachlos und wendet sich, um zu gehen)

Vorhang fällt

Ende



Inhalt

des dritten Bandes

	Seite
Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Aufzügen	1
Das Fräulein von Scuderi. Schauspiel in fünf Aufzügen . .	121
Die Maltabäer. Trauerspiel in fünf Akten	287
Szenen aus der Dichtung „Die Maltabäerin“	424
Die Pfarrröse. Trauerspiel in fünf Aufzügen	457
Hanns Frei. Lustspiel in fünf Aufzügen	555
Die Rechte des Herzens. Trauerspiel in fünf Aufzügen . . .	677



UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class

834L96

Book

I1891

Volume

4

Je 05-10M

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

NOV - 4 1960

REMOTE STORAGE

MAY 6 1960

L161-H41

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Vierter Band

Schrift (Jubiläums-*Fraktur*) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Carl Marquart,
Papier von Ferd. Hlisch, Einband von Julius Hager
in Leipzig.

Otto Ludwigs

gesammelte Schriften

Vierter Band

Dramatische Fragmente



Leipzig

Fr. Wilh. Grunow

1891

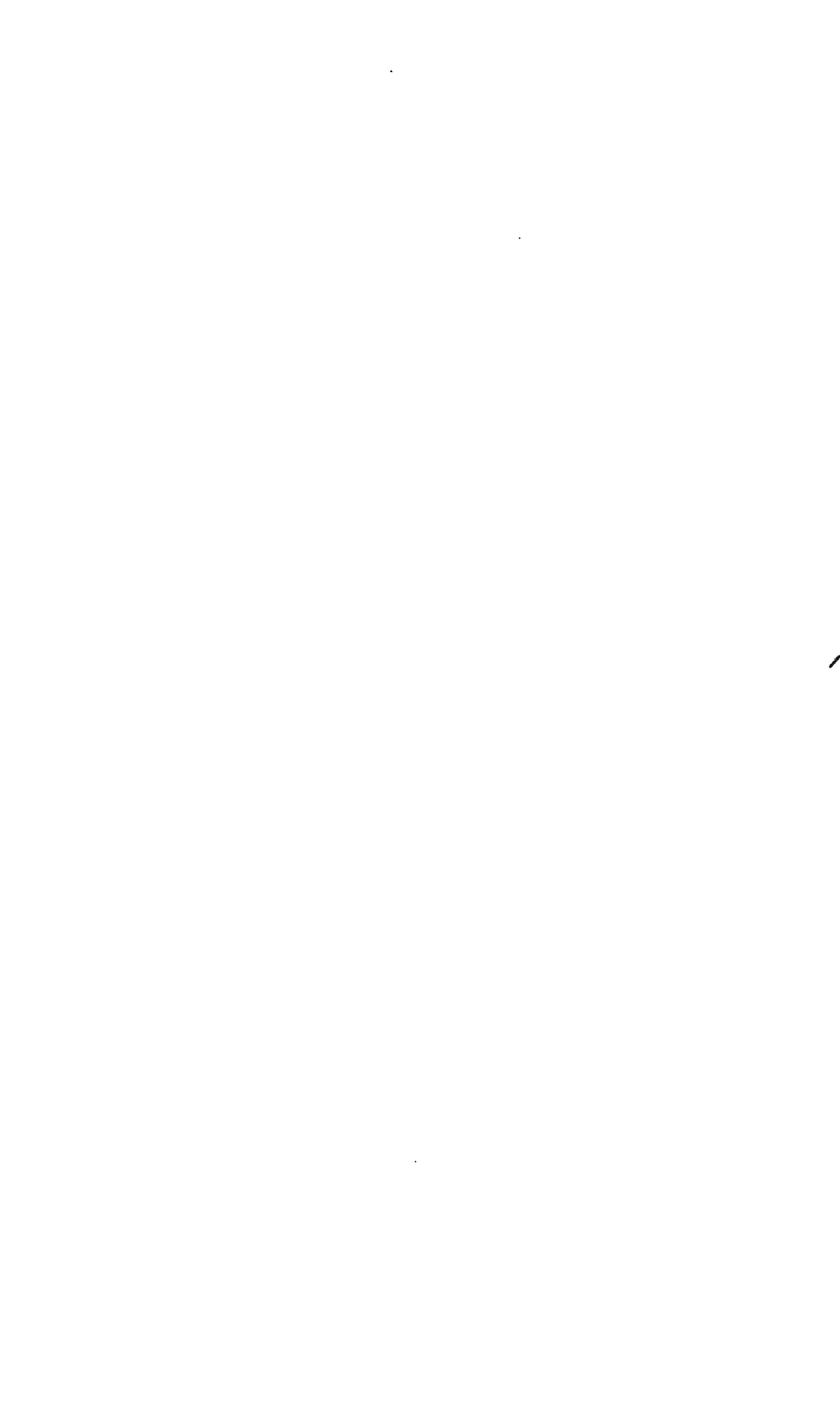
Herausgegeben von
Erich Schmidt

Inhalt

des vierten Bandes

Vorbericht von Erich Schmidt	3
Die Torgauer Helde	57
Der Jakobstab	77
König Alfred	123
Der Engel von Augsburg	133
Agnes Bernauerin	225
Genoveva	267
Marino Falieri	279
Die Freunde von Imola	351
Die Kaufmannstochter von Messina	375
Tiberius Gracchus	387





Dramatische Fragmente



REMOTE STORAGE

Vorbericht

von Erich Schmidt

Nachdem ich schon in Wien durch Joseph Lewinskys Güte manchen sinnenden Einblick in allerlei Handschriften unsers Dichters habe thun dürfen, ist mir die Sichtung der dramatischen Entwürfe und Bruchstücke des Nimmermüden anvertraut worden, die sich neben den rasch hergezählten fertigen Werken wie ein Scherbenberg aufstürmen und den Betrachter mit ebensoviel Bewunderung als Wehmut erfüllen. Eine einsame Werkstatt voll angehauener Blöcke thut sich auf. Keinen Dramatiker können wir so bei der in unablässigem Flusse begriffnen Arbeit belauschen, denn Otto Ludwig denkt stets mit der Feder und bedeckt Blatt auf Blatt mit Skizzen und grüblerischen Selbstgesprächen über diese ins Grenzenlose wachsenden und mit einander streitenden Niederschriften. Solches Drehen und Wenden jedes Vorwurfs wurzelt im Grund einer peinlichen Gewissenhaftigkeit, die, von der höchsten und strengsten Kunstanschauung durchdrungen, sich nicht genug thun konnte. Auch das Leben trug überreich dazu bei, ihm nichts leicht zu machen. Wie er scharfsäugig immer wieder um Shakespeares Gebilde herumging, ihnen das Geheimnis ihrer Urkraft bis zur feinsten Faser abzugewinnen, so umwitterte er in rastlosem Kreislauf die eignen Versuche, ein großer Stofffinder und Rechen-

Symptomen aus seinem Bergwerk emporschürft, sind die Glanzpartien seiner Planhefte und auch Meisterstücke prägnanter Sprache. Seine Geschöpfe hält dieser Dichter gern in durchgehenden typischen „Nennern,“ unter Tiermasken, mittelst der Analogie fest oder durch warnende Seitenblicke von falscher Ähnlichkeit fern. Der „Kausalnerus“ der Charaktere und Handlungen und die „Totalität“ der Entwicklung bleibt das vornehmste Ziel; dahin weist der erste „Überschritt“ oder „Springstock,“ der „Gedankentitel,“ die unermüdlich wiederholte Grundformel. Dem Charakteristiker hat jeder Vorwurf und innerhalb des Ganzen jeder einzelne Träger einen eignen Stil, eine besondere Sprache. Niemals subjektiv dreinzureden, jede Ichdichterei zu unterdrücken, ist ein immer wiederkehrendes Hauptgebot. Rührend, wie der Kranke, italienischen Stoffen zugewandt, seine Phantasie in den nie geschauten Sünden sendet und Landschaften entwirft, die an die Gesichte seines großen Gegenfüßlers Schiller mahnen. Über die Art seiner Empfängnis, jenen ersten seltsamen musikalischen, dann optischen Nervenreiz und den plötzlichen Anblick einer abgerissnen Situation und sein weiteres Verfahren hat Ludwig vielberufne eingehende Geständnisse abgelegt. Wie anfangs die Szenen unbewußt aufschießen ohne deutliches geistiges Band, dann ihre „Idee“ gesucht, das Wirre gegliedert, weiter ein psychologisches Präparat oder Geripp rein verstandesmäßig bis ins einzelne hergestellt wird, endlich die Ausführung Abstraktes in Konkretes umsetzt, den Eindruck der Naivetät erzeugt und die volle „Einfleischung“ leistet — oder vielmehr leisten soll, denn Ludwig hat nach den „Makkabäern“ keine „prima retouchiert.“ An seinem Leibe zehrte langjähriges Siechtum, an seinem Bette saß neben treuer Liebe auch die graue Sorge, auf seine Schöpferkraft drückte eine beklemmende Reflexion. So kam dieser heldenhafte reiche Geist nicht

noch schöpferisch zu genesen, besonders nach einem shakespeareischen Erquickungstrank, und die Übersicht des Ganzen nicht mehr im Vorausersfinden und Spezialisieren der einzelnen Teile und Teilchen, im Zuviel der Absichten, in zu individueller Charakteristik, im Mikroskopischen zu verlieren, sondern die Mannigfaltigkeit in eine Einheit zu binden. Aber wenn er auf einem Blatte mit vielen kräftigen Notabene- und Ausrufungszeichen das „Verästeln“ abwehrt, so „verzastelt“ er wohl gleich auf dem nächsten sein Holz, und die zahllosen Befehle „schlank! geradlinig! kontrakter! alles viel kürzer! kompakter! einfacher! gedrängtest!“ sind in den Wind gesprochen. Es wirkt wie tragische Ironie, daß Ludwig keine Worte öfter gebraucht als „naiv“ und „schlank,“ während die Überwachung der Einbildungskraft durch den Kunstverstand immer schärfer und spitzer wurde, und die Entwürfe sich chaotisch ausbreiteten. Kleiner und kleiner wird zuletzt das Gefirzel der Feder oder des Stiftes, ein Netz von Verweisen ist ausgesponnen, Nachträge kaum mit der Lupe zu entziffern bedecken oft die äußersten Ränder. Er mußte den Faden drehen, so lang er den Atem zog. Niemand kann eines dieser Hefte unerschüttert durchblättern, ohne Hochachtung vor dem ringenden Künstler, ohne Liebe zu dem guten tapfern Manne.

Es ist schlechterdings nicht erdenklich, eine Bibliothek all der kaum übersehbaren Skizzen Otto Ludwigs zu drucken. Zusammenfassende Darstellungen müssen hier helfen und Einzelforschungen, wie sie für die „Bernauerinnen“ und den „Waldstein“ in Vorbereitung sind. Auch ist nun dank der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen dafür gesorgt, daß diesen gewaltigen Massen wie den Shakespearestudien Otto Ludwigs von Giesfeld das auf Goethes und Schillers Namen getaufte thüringische Dichterarchiv zur bleibenden Stätte sich öffnet. Das von Hendrich in dem Band „Skizzen

und Fragmente“ 1874 beobachtete Verfahren konnte nach keiner Seite für unsre Ausgabe der „Werke“ vorbildlich sein. Es galt nur eine Reihe großer und runder Bruchstücke zu wählen, vorn aber die Massen, womöglich mit Ludwigs eignen Worten, aus der Vogelperspektive knapp zu mustern, Inhalt, Wege und Ziele der einzelnen Entwürfe ohne ängstliche Sorge um den mäandrischen Fluß ihrer Fassungen zu bestimmen und Stichproben dergestalt herauszuheben, daß dem Leser im engen Raum doch ein Eindruck der Überfülle des — trotz einem 1864 vollzogenen Brandopfer — Vorhandnen und der Arbeitsweise Otto Ludwigs nicht fehle. Beim Sichten und Abschreiben haben mir Mitglieder meines Seminars freudig und eifrig geholfen.

Die folgende Übersicht läßt die Textbücher des Gislefder Musikers außer Acht. Von „Gustav Wasa,“ „Johann von Schwaben,“ „Masaniello“ sind nur die Titel erhalten.



1. Agnes Bernauerin. 1835—1846, 1854—1864. Trotz drei Ausführungen, einer Menge verschiedenartigster Bruchstücke und mehr als dreißig Plan- und Skizzenheften liegt das Material dieser Sisyphusarbeit nicht vollständig vor. Wir müssen uns auf ein paar Andeutungen beschränken. Eine Studie von Julius Petri steht in Aussicht.

Die früheste Bearbeitung stammt aus dem Jahre 1835, „Der Liebe Verklärung“; ein Teil des ersten und der zweite Akt fehlen. Agnes, Herzog Albrechts Gemahlin, wird von dem tückischen Kämmerer Weißenbeck, der sie für sich erobern möchte, der Untreue verdächtigt, gefangen gesetzt und zum Tode verurteilt. Weißenbeck bietet sich nun als Retter an, Agnes aber wendet sich

ihrem Jugendgeliebten Raimund wieder zu und findet den Tod in der Donau. Ein Nachspiel deckt die Intrigue auf. Alles in wilder, gegen das Ende von Jamben abgelöster Prosa, voll greller Wirkungen.

In der zweiten Bearbeitung „Der Engel von Augsburg,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen vom Sommer 1842, ist die Anlage dadurch noch wirrer geworden, daß Weißenbeck selbst nur das Werkzeug seines Dieners Franz ist, den er sich durch Verführung der Schwester zum Todfeinde gemacht hat. Albrecht steht hier ganz beiseite. Das Thema lautet: ein Diener zwingt durch tückische Anschläge seinen verhassten Herrn, die Geliebte zum Tode zu verurteilen, um ihn so der furchtbarsten Gewissenspein zu überantworten. Die Sprache ist gemildert und namentlich in den Liebeszenen reiner gestimmt; Jamben, von Prosa unterbrochen. 1842 hat L. die historische Darstellung Cipowskis (1800) excerpiert. Die Überarbeitung vom Juni 1843 kommt namentlich dem verfehlten Schlußakt etwas zu gute.

1846 heißt das Stück „Der Engel von Augsburg. Eine dramatische Rittergeschichte in fünf Abteilungen, einem Vorspiel und einer Vorrede von dem Landsknechte Hanns Rinken.“ Auf Grund historischer Studien ist mehr Geschichtliches in der Handlung herausgearbeitet. Die böse Intrigue erscheint hie und da vereinfacht. Die Charaktere Bernauers und der Agnes haben an Tiefe gewonnen, doch fehlt die tragische Konsequenz. Lebhaftes Prosa.

Die Arbeit ruhte bis 1854. Mittlerweile war Hebbels von L. scharf beurteiltes Drama erschienen. L. ging zu Graf Lörrings biederem Ritterstück „Agnes Bernauerin“ (1780; vergl. Otto Brahm, Quellen und Forschungen. Heft 40. Straßburg, 1880; derselbe in Eödlingers Literaturblatt, Wien, 1878, Heft 20 f.) zurück. Nun setzen die zahlreichen Planhefte ein; leider fehlen die ersten. Die Handlung wird der alten In-

Im großen und ganzen aber steht das Thema fest: die Ehe des Thronerben mit dem Bürgermädchen führt zum Tode beider Liebenden (mindestens der Agnes), da das Staatsinteresse ihr Glück zerstört. Kein innerer Zerfall. Der Stoß kommt von außen. Eine stürmische, heißblütige Zeit giebt den Hintergrund. Die Liebenden kämpfen gegen den Befehl der Trennung, Agnes wird von dem Adelsgericht verurteilt, Albrecht fällt im Kampf um ihre Rettung.

Noch 1864 hat V. in unleserlichen Skizzen sowohl die alte Intrigue als auch die eben verzeichneten gesünderen und einfacheren letzten Pläne hin und her erwogen.

Überlegungen aus einem großen Planheft 1854: „Agnes. Ein kräftiges, vollsaftiges Weib, innen voll Liebesfüße und Schmachten, äußerlich frisch bis zur Herbheit. Äußerst irritabel bei äußerer spröder, stolzer Frische und innerer reichster Liebesfülle. Im Thun und Entschließen rasch, dem ihre Totalität gleich Wucht giebt. Ei, sagt die Anne, ihr schnellt in die Höhe wie ein Haselzweig, wenn man euch berührt. Ihre Kämpfe gewaltig, in ihr wie in Albrecht wüthet die Leidenschaft wie Krankheit in einem gesunden Körper. Ihre Träume voll weicher, süßer und tiefster Lebensbedürftigkeit, aus denen sie der bloße Gedanke, beobachtet zu sein, aufschnellt und sie nun äußerlich so herb erscheinen läßt bis zum Spott, als sie innerlich süß ist. Kein Rächchen oder Gretchen; sie kämpft mit dem Schicksal, das sie herausgefordert; sie liebt wie das hingegenste Weib und kämpft für den Besitz dieser Liebe wie ein Mann. Zu erkennen der Einfluß, den die allgemeinen übertriebenen Huldigungen auf sie ausgeübt. Ohne dies wär' sie nicht zu dem Schwindel gekommen. Ständchen und sonstige Auszeichnungen, daß sie der Engel heißt. Das muß in der Exposition sehr markiert werden. Die Körbe, die sie gegeben. Erst

Sohnespflicht. . . . Sie muß sterben, um ihn nicht ganz zu verderben, und weil sie ihn verdorben; er muß sich sagen: du hast sie getödtet, die dich liebte und weil sie dich liebte und du zweifeltest.“ — „Wenn sie nun gar nicht verheiratet sind?“ — „Liebe treibt beide, gegen Elternwillen sich zu verheiraten. Nun sieht sie, was sie dadurch aus ihm gemacht hat. α. Also entweder frevelnde Liebe, die keine Warnung hört (1. frevelnde Liebe, bis in den Tod hinein frevelnd. Dann ohne innern Konflikt. 2. Frevelnde Liebe, die zu spät zur Besinnung kommt und durch Gutmachenwollen nur schlimmer macht). β. Falschheit, die Anlaß zum Vertennen giebt (Liebe bringt die Charaktere mit sich in Streit). γ. Mißhe.“ — „Oder die Geschichte zweier Liebenden, die nicht von einander lassen wollen. Eine schöne Liebesgeschichte, wo zwei Menschen alles über ihrer Liebe vergessen, weder äußere Gewalt noch Intrigue sie von einander bringen oder an einander irre machen kann.“ — „Zwei Menschen von gewaltiger Liebe erfaßt, sodaß sie nach nichts fragen, auch nichts hören und sich gegen den Weltwillen durchsetzen wollen, aber an ihm scheitern. Wenn Albrecht nicht stirbt, muß er wenigstens zulezt bewußtlos sein. Die Aussicht: entweder er stirbt oder er übersteht die Krisis und wird ein besserer Fürst, als er ohne das geworden wäre. Albrecht müßte ein Mann der That sein, kein Brüter und Grübler. In Agnes keine Umkehr im Gefängniß. Sie verwirft die Rettung, die die Liebe ausschließt. Beide frevelnd, wenn sie sich schwören, nichts soll sie trennen. Er und sie sind gewarnt. Mitten in der Gefahr vergessen sie diese über ihrer Liebe. Die Gefahr erhöht nur den Liebesmut zum Troß. Sie wollen sich besigen, und weiter fragen sie nicht. Eine frevelhafte, aber schöne Liebe. Sie weiß von vornherein, daß sie die Welt gegen sich hat. Jene Zeit mit ihrer Totalität, ihrer sinnlichen Kraft, ihrer ge-

Tochter Alma (Blanda) gegeben. Alles Politische sollte nur der Rahmen sein, ohne „liberale Tiraden,“ „nicht rhetorisch auf Schillers Art,“ „nicht Gründe gegen Gründe, wie zu handeln, sondern gehandelt.“ Hauptsache wurde die Charakteristik Burgunds, die Darstellung fürstlicher Ruhm- und Abenteuerlust, der „Adelsherrlichkeit der nivellierenden Neuzeit gegenüber.“ „Der Krieg ist ihm wie ein irrender Ritterzug gegen das antiritterliche Element.“ „Eine Art tragischer Don Quixote,“ „bald Hannibal, bald Amadis.“ Er ist nur Ritter, nicht Landesherr. Das Volk ist ihm wie ein Roß, ein Schwert. Seine Ritterlichkeit widerstrebt als „absolutes Prinzip“ den Schweizer Bauern wie der schmeichelnden Tyrannei Frankreichs und Lothringens Herrschertugend. Er ist nie kleinlich. Seine Mannheit wird durch Hindernisse zum Trotz und dehnt sich mit dem Wachstum des Mißgeschicks in Wahnsinn hinein. Neben seiner Leiche erfriert der blödsinnige Narr, Eckart stirbt nach Campobassos Tötung, Lothringen und Alma verbinden sich im Morgenrot einer neuen Zeit.

3. Christus (1840 im Tagebuch). „Skizze eines Dramas nach dem Evangelium, in einfacher Sprache, naiv auszuführen. Christophorus, ein Mysterium. — Die Charaktere wären leicht zu fassen. Judas, wie er abtrünnig wird, giebt ein psychologisches Gemälde. Ein einziger Stoff. Zur Glorie der christlichen Religion. Ich will ein Christ dadurch werden und hoffe manche in unserer indifferenten Zeit dem Christentume wieder zuzuführen. Einfachheit und Wahrheit die Augenmerke. — Die Jünger selbst, wie sie ihn falsch verstehen. Maria, Martha, ein schönes Idyll — das aber leicht verdorben werden kann, wenn nicht der einzig richtige Ton getroffen wird. Es muß selbst dem wenig Unterrichteten das Evangelium im Zusammenhang seiner Geschichte und Lehren geben, daß er, was dort

Alles Mystische, Karfunkelmäßige, Symbolische in der Behandlung ausgeschlossen. Die Ansicht der Natur eine freundliche, lebenskräftige. Das Stück muß die reine Form werden, durchsichtig und klar wie ein Taupfen. Nichts von Weltschmerzen und anderer moderner affektierter Nervenschwäche. Die wunderbar ehrfurchtigen Träumereien der Jungen, deren jeder ihm seinen eigenen Plan unterlegt, seine lächelnde Geduld mit ihnen, wie mit Kindern, sein liebend gutmütiger Scherz und scheinbares Eingehen auf ihre Ideen, durch welches er sie selbst zur Einsicht ihrer Träumereien bringt, ohne daß sie noch wissen, welche andere Absicht sie ihm unterlegen sollen. Petrus, der Ehrgeizigste, wird sogar einmal bitter und trozig, wie Kinder, denen ihr Wille nicht geschieht. Durch wenige sanfte Worte weiß ihn der Heiland so zu rühren, daß er wie ein Kind weint und bittet. — O, es ist ein göttlicher Stoff, aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu.“ . . .

4. Fraglichen Ursprungs ist Die Gräfin von Salisbury (nach Sterns Mitteilung 1840 im Tagebuch unter andern Plänen flüchtig erwähnt); hastige, unklare Skizze eines romantischen, mit Romik und Verwechslungen ausgestatteten Stückes aus dem englischen Mittelalter, worin ein verzärteltes und hochmütiges Fräulein nach allerlei Ränken und Nöten samt ihrer Begleiterin, der „Luftigen,“ zur rechten Liebe und Ehe gelangt.

5. Ludwig der Sechzehnte. Planheft (Leipzig 1842 f.) ohne Ausführung außer ein paar Reden, durch eine Übersicht der geschichtlichen Ereignisse von 1787 bis zum Juni 1792 eröffnet; nach Mignet. L. zeigt den König in freundlichem Licht, Marie Antoinette zwiespältig erst als „Cäsarentochter,“ dann als fromme Märtyrerin, Elisabeth als ideale Trösterin; Lafayette wird einmal mit Posa verglichen, dem Kraftmenschen Danton der „dämonische“ Marat und der

dem Vater zur Flucht und trennt sich von Vestwik, um diesen von jedem Verdacht zu reinigen. Er rettet bei Reichenbach den König. „Vestwik stirbt an seinen Wunden für den Frik. Hier zeigt sich der König als Mensch: Vestwik, du hast Not und Gefahr mit mir geteilt, und nun alles gut ist, willst du mich verlassen? Andre Freunde verlassen einen in der Not, du im Glück! Er läßt, damit der Sterbende es noch hören soll, Viktoria schießen. Er nimmt den Hut ab — das thun ihm alle nach — und drückt dem Sterbenden die Hand. Dazu stimmen die Musichöre ein Tedeum an. So schließt die Geschichte brillant und großartig historisch und die Weiber rührend zugleich. Was mir am besten gelingt, feine Charakter- und psychologische Züge u. s. w., davon giebt natürlich dieser allgemeine Umriß keinen Begriff. NB. Der Frik muß ein plastisches Charakterbild werden; der ganze historische Charakter muß hingestellt werden, wie ihn kein Geschichtschreiber hinstellen kann. Ich denke, die Sache ist im größten historischen Stil aufgefaßt, alles Kleinliche vermieden. Was es dem jetzigen Publikum annehmlich machen kann, ist, daß es ein Spektakelstück wird mit Lagerfeuern, Musik und Pulverdampf, dazu der fromme alte Zieten, der feurige Greis Hülßen u. s. w. NB. Wär' ich gesund, müßte dies Stück mit dem Wallenstein ringen; es hat dieser Stoff vor jenem voraus, daß er sich nicht an einen Einzelnen knüpft und mit ihm endet, ohne daß etwas Großes oder Bedeutendes damit entschieden würde, sondern es ist hier die ganze preußische Nation, um deren Leben oder Tod es sich handelt, und am Ende steht sie siegend da. Das wird schon in der Rede eines Feldwebels nach der Schlacht bei Torgau, einer halb humoristischen und halb heroischen und tragischen Szene angedeutet.“

Das „Vorspiel“ Die Torgauer Haide erschien

in der Zeitung für die elegante Welt 1844 Nr. 43 f. mit Kürzungen von Heinrich Laube. Die Urschrift ist nicht erhalten.

8. Der tolle Heinrich (Fritz). Im losesten Zusammenhang mit einem heitern Singspiel „Die Köhlerin“ 1838 schrieb L. — 1844? — einen tragischen Einakter: die Braut eines ehrenfesten Soldaten ist verführt worden, der Heimkehrende rächt sich blutig, rechnet mit Lotte und seiner frommen Mutter ab und tritt den letzten Gang an. 1846, 1849, 1851 wurde ein Zweiaktter skizziert, worin auch der Zusammenstoß mit dem Kuppler, das Kriegsgericht mit dem Verführer als Richter und Heinrichs Herzensfreund auf die Bühne kommen. Daran schließt sich, wie es scheint bis ins Jahr 1861 hin, der Plan einer fünfsäktigen Tragödie Das Wirtshaus am Rhein: Fahnenflucht, Schenkenszenen, Untreue des Mädchens, eine neue Katastrophe; Volkslieder, Bilder aus den Befreiungskriegen. „Der Krieg treibt Selbstsucht und Aufopferung alles auf die Spitze, ein potenziertes Leben.“ Auch eine dramatische „Novelle“ taucht auf mit ständischem Gegensatz: an Lottens Stelle tritt eine Adlige, die Kriegswirren werden ganz andre. Vier Hefte.

9. Armin (Hermann), der Cherusker. Trauerspiel in fünf Akten. 1850 f. (Hendrich: 1848—1851). Vier Planhefte mit abgerissnen iambischen Ausführungen, die unter jugendlicher Deklamation und Weissagungen deutscher Zukunft leiden. Im Gegensatz zu großen und geringern Vorgängern beschränkt sich L. nicht auf die Hermannsschlacht, sondern gliedert die ganze Geschichte Armins von der Gährung gegen Varus an bis zum Tode des Helden, Thusneldens Ende in der Mitte. Tacitus hat er eifrig gelesen und Wendungen der „Germania“ herübergenommen, auch Möser aufgeschlagen. Die Einteilung in drei kleinere Stücke (man vgl. auch Klopstocks Trilogie), Hermanns-

die ganz weltfremd aufgezogene zarte Lea, „eine Art Mignon, kindlichster Gehalt in — auch durch ihr Physisches bedingter — leidenschaftlichster Form,“ voll tiefer Kindergedanken und biblischer Vorstellungen vom Leben, das ihr nun neu in der Liebe aufgeht und mit jähem, fast durchweg als Vergiftung geplantem Tod endigt. Ihr Liebhaber Julius Vanbeck ist ein von Humanität übersprudelnder Jüngling, im engen und weiten Sinne „Judenadvokat,“ während sein Freund Gustav die Vorurteilslosigkeit einer neuen Zeit nach der frivolen Richtung vertritt, dagegen Vater Vanbeck, der „Brutus,“ rauhe Bürgertugend und „romanisierenden Patriotismus,“ die zärtliche Mutter strenggläubiges Christentum. „Sie haben alle recht.“ Holwachs ist der Egoist kleinen Stils, Leas Freier Löß der gemeine Geldjude. Süß (Hirsch, Mardochai) aber ein jüdischer „Napoleon,“ dessen ursprünglich edle Natur durch christlichen Haß vergiftet wurde und aus Menschenverachtung die Klugheit zur Lebensmaxime nimmt, der einzigen Lea liebend, doch auch ihr mit Berechnung zugethan. Er ist ein „genialer Proteus“ im Verkehr, trotz „Tigerlieblosungen“ und „Klapperschlangenblick“ behaglich, sogar wohlthätig, immer aber von der Allmacht der Klugheit und des Geldes dämonisch durchdrungen. Durch den Übermut dieser Klugheit, das „Schicksalspielen,“ die „Isolierung seines Menschen“ wird er „ein Minierer, der sich mit der eignen Mine in die Luft sprengt.“ „In dem Netz, in dem er die andern alle an seinen Fäden zu regieren glaubt, muß er selbst sich fangen.“ „Nicht die Klugheit der andern, seine eigne zu künstlich geputzte verdirbt ihn.“ Scheinbar ganz „stabsfest,“ sieht er endlich alles zerstört; der Tropf Löß ist mit des Klugen Geld entflohen; er geht am Jakobsstab, der aus dem Glücksstab ein Bettelstab geworden, als Hausierer von dannen. Der Plan ist größtenteils sehr bühnenmäßig entworfen, wuchtig ein

Es genügt, daß er sich selber schuldig findet.“ „Seine fabelhafte Popularität verführt ihn gewissermaßen.“ „Hosers Wesen ist in einer gewissen plastischen Ruhe gehalten, er ist nicht genial und von blühender Thatkraft, vielmehr hat er ein gewisses melancholisches Phlegma, das ihm nebst seiner geistigen Beschränktheit Aplomb verleiht. Kein Ideenjäger. Er spricht nicht von Treue, von Freiheit und dergleichen Abstrakten. Sein Begriff vom Staat ist so beschränkt wie er selber.“ Neben Hoser steht sein Schreiber, „der Humorist,“ ein „studierter Diogenes,“ der ihn geistig übersieht, aber dem herzhaften Menschen mit liebevoller Treue anhängt. Ihm gegenüber der Judas Raffl. Frei gestaltet ist die Gattin des schlimmen Diplomaten Roschmann, eine Figur, die sich aus der in einen jungen Upler Toni verliebten Engländerin des ersten Entwurfs glaubhafter entwickelt hat: dann wurde sie „eine Titanide, zugleich eine Jungfrau von Orleans und eine Thekla,“ dann aber eine Kokette, endlich mit einem Ruck abgethan als „ein Nebenherz, ein Parasit an der Gestalt Hosers. Nur keine Unnatur, keine Romaneffekte, keine psychologischen Wagnisse und Unmöglichkeiten.“ Zu Gunsten der herrschenden Hauptgestalt ist auch den Personen dritten Ranges im Stücke, der nicht zu sehr einer Stauffacherin genäherten Frau Hoser, seiner Tochter, dem entschiedeneren Jäger Speckbacher, dem von Frauen- und Vaterlandsiebe bewegten Heldenjüngling Toni, dem fanatischen Lanner, dem glaubensstarken Haspinger, dem verschlagenen Pater Douan, wenig Raum gegeben. „Das Epische, die Kriegsszenen ausgelassen oder nur leise angedeutet.“ Eine leichte mundartliche Färbung sollte nicht fehlen.

15. König Darnleys Tod (Maria von Schottland), 1853 ff., mit Benutzung von Beckers Weltgeschichte, Mignet, Hume, den Briefen an Bothwell. Große Skizzen mit geringer Ausführung, auch im

Genoveva-Hauptheft, bis in die letzte Zeit ermogen. Die „Grundidee“ ist, daß das Böse sich selbst bestraft, „die schauerliche Majestät des rächenden Gottes vor, während und nach der That.“ Die Liebe stirbt im Mord, „Liebesbesitz vergiftet sich selbst durch das Mittel des Verbrechens“ Bothwells und Marias, „dieser großartigen Verbrecher,“ die erst schlecht werden durch ihre That und durch Kraft und Trotz bis zuletzt Respekt einflößen, wozu die „größte Delikatesse“ in Behandlung des Liebesverhältnisses und „fürstliche Repräsentation“ beiträgt. „Keine Nebenspannung, kein Rad von außen, das Stück konzentriertest“; „so viel als möglich alles historisch,“ aber der historisch-politische Verlauf im Hintergrunde, denn der Vordergrund gehört dem „Seelen- und Leidenschaftsgemälde,“ „die Form erscheint wirklich bloß das nasse Gewand der Idee,“ alles „groß zugeschnitten,“ „alles typisch, nichts novellenhaftes.“ 1856: „Kein Seelengemälde, sondern ein historisches Gemälde. Weniger die innern Vorgänge in ihren feineren Zügen, als die Thatfachen machen das Stück.“ Die Wildheit und Sinnlichkeit des ganzen Zeitalters soll überall erscheinen, die Liebe ohne Gemüt und sittliche Würde als Kind unbegrenzter Phantasie und gewaltiger Sinne. Die ältere Exposition stellt neben dem schwachen Darnley noch den übermütigen Rizzio dar, Maria für Bothwell glühend, den sie im zweiten Akt zum Morde des Gemahls antreibt; er zaudert und wird 2, 3 von seinem Opfer, dem „Unmann,“ vor dem verzehrenden „Überweib“ gewarnt. Bothwell, der „Übermann,“ öffnet nach der That seine Brust statt der erloschenen Liebe dem Ehrgeiz des Thronprätendenten, denn für Mordgenossen giebt es nur noch Selbstsucht. Er haßt die That und damit die Verführerin. Er kann nicht heucheln. Er wird nun Marias Tyrann. 5, 2 erfolgt sein Tod im Beisein seiner früheren ländlichen Braut; schließlich Marias Abreise.

Magd; ihr Ideal, ihn groß zu sehen nicht bloß, nein groß zu machen. Es schmerzt sie, daß er selbst mit-
helfen muß dazu; so viel verliert ihr Thun an Ver-
dienst und an Genuß. Gegen ihn öffnet sich das Süßeste
ihrer Natur, ihre ganze weibliche Milde und Weich-
heit, Kindlichkeit und Innigkeit; dafür gegen Darnley
die ganze Härte und Kälte und Bittere einer Natur,
die ebenso ausschweifend ist in ihrem Haß als in ihrer
Liebe. Sodasß ihre Vertraute sagen kann: Ist das
noch dasselbe Weib? Bloß an dem Übermaße erkennt
man in dieser Liebenden und Hassenden dieselbe.“ —
„Sie ist jung, heißblütig, stolz, entschlossen, dämonisch
in Liebe und Haß, ihr Außeres beherrschend, voll Klug-
heit und Repräsentation, voll Fassung und Kunst, aber
ohne tiefe Innerlichkeit und ohne Sittlichkeit. Eine
reizende, mächtige Sinnlichkeit, in der wildesten Leiden-
schaft besonnen, eine Französin — es ist ihr zu kalt,
zu neblig in Schottland — den Künsten und Luxus
zugethan. Zögling Katharinas. Ihre Leidenschaft liegt
in Phantasie und Sinnlichkeit, nicht im Herzen. So
ist auch ihre Sprache. Das entgegengesetzte Extrem
der Agnes Bernauer. Eine dämonisch überhobene
Figur, nicht sich bei sich selbst entschuldigend in Schwäche,
sondern bewußt gegen das göttliche Gesetz anstre bend.
Ist sie nicht Königin? Nicht Schülerin der Katharina?
Die weibliche Schwäche empört sich als krampfhafte
Stärke. Die Gestalt muß etwas Grandioses haben.
Nur gegen Bothwell ist sie schwach. — Maria keine
Lady Macbeth, sondern ein Weib, warmblütig, aus
Liebe zu allem Guten und Schlimmen fähig. — Sie
ist die schöne Sinnlichkeit selber. Die Emanzipation.
So die Feste bei Hof, von Phantasie verklärt. Ihre
Gestalt selbst, imposant und doch schmachtend, ein
lyrisches Unge stüm in ihr. Das Königliche wie eine
scharfe Wehr um das hingegossenste Weib. Klassisches
Weidentum und Katholizismus. Alles wird an ihr

vertiefen: „Anna eine stille Nonne in Gestalt eines Weltweibes und einer Fürstin, Sophie ein glühendes Weltweib und Fürstin in Gestalt einer Novize; Anna melancholisch = phlegmatisch, Sophie cholerisch = sanguinisch.“ Zwischen beiden steht der Freier Graf Ludwig. Auch novellistische Behandlung wurde überlegt.

18. *Genoveva*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1856 f. Ein großes Planheft, und in drei kleineren der fragmentarische erste Akt drei- oder vierfach, dazu Szenen des dritten. Die fließende Handlung läßt sich im wesentlichen dahin zusammenfassen: der alte Graf Siegfried, in den Maurenkrieg gerufen, nimmt Abschied von seiner jungen tugendstrengen Gemahlin, die eben ihre Lieblingsdienerin Else (in der Überlieferung flüchtig als Töchterlein der Amme Goloß erwähnt) wegen eines Vergehens wider weibliche Zucht verstößt. Elsens Mutter Margarete schürt rachedurstig das Feuer in des gegen Wunsch und Bitte als Wächter daheimgelassenen Golo Brust. Genoveva, selbst von einer geheimen Schwäche angeglüht, weist den heißen Golo um so schroffer zurück. Golo eilt dann (3.) auf Othos Burg zum kranken Grafen mit der Verleumdung, Genoveva bleibe einer Buhlschaft halber von seiner Pflege fern. Margareten's Schwester, die Heye Walpurgis, bestätigt das im Zauberspiegel. Golo erhält den Befehl, Genoveva und ihren vermeinten Buhlen zu töten. Er veranstaltet (4.) zu Hause eine Komödie mit Winfried, die den Grafen und das Gesinde überzeugt. Der schwer erkrankte Graf fordert die Vollziehung des Urtheils vor seiner Genesung. Golo nähert sich vergeblich der Gefangnen. Die Mörder entlassen sie gegen den Eid völliger Weltabgeschiedenheit. Golo wird adoptiert (5). Aber die wahnsinnige Margarete dingt den einen Mörder — es ist ein Köhler, bei dem Else Zuflucht gefunden hat — zur Tötung des Grafen, dem der Gedungne alles entdeckt. Siegfried findet

Genoveva mit Schmerzenreich im Walde. Golo tötet sich. Die Schlußpartien, die tief in der Legende wurzeln, schufen dem Dramatiker unüberwindliche Verlegenheit, und der Zauberspiegel hätte nicht aus dem alten Apparate weiter geschleppt werden sollen.

L. hatte anfangs, auch im Titel, Golo zum Helden gemacht, dann Golo und Genoveva gleichmäßig hervorgehoben, bis der Gräfin die herrschende Rolle zuteil wurde, indem er den ungestümen Drang, das Liebesfeuer, die Eifer- und Rachsucht, endlich die Gewissenspein Golo's, die von Hebbelscher Grübeleien frei bleiben sollte, extensiv, nicht intensiv dämpfte.

Die Hauptklippe des nach den Jesuiten und Volksschauspielern von Müller, Tieck, Hebbel bearbeiteten Stoffes als eines dramatischen Vorwurfs, die reine Passivität der Heldin, suchte L. tiefbohrend und seelenkundig dadurch zu meiden, daß er zur „Urschuld“ Siegfrieds (seiner ungleichen Heirat und seiner übel begründeten Zurücklassung des nach Kraftproben dürstenden Jünglings), zu dem Gebrodel der Leidenschaften in Golo, zu den Ränken jener Schwestern u. s. w. als bedeutendste Motive für Genoveva einen „Überschritt“ gleich im Anfang und eine Gedankenschuld im weiteren Verlauf erfand. „Die Urschuld aus Glücks- und Tugendhärte“ der Stolzen gegen Else, womit auch Margarete einen starken persönlichen Anstoß erhält und für den letzten Aufzug eine Reinigung vom Tugendstolze vorgezeichnet wird. Und „die zweite Schuld, die Folge der ersten,“ wie sie am Abgrund spielend „einduselt und geweckt wird und zugeben muß, ihre Tugend ist eine Glückstugend,“ ihr Gefühl für Golo anders als nur pflegemütterlich, bis sein wildes Werben den Schutz harter Drohung herausfordert. Diese Genoveva ist ein Weib, keine Legendenheilige.

Was der Romantiker Tieck in seinem musikalischen Mysterium obenhin gestreift hatte, will L. zum Haupt-

interesse machen. Aus der Menge der Niederschriften nur eine schroffe: „Die Gräfin ein großliniges Weib, ein echtes Kind ihrer Zeit und der Bedingungen, die in ihrer Erziehung, in ihrem Stande liegen. In ihrer Sicherheit und ungeprüften Tugend stolz auf etwas, was nicht ihr Verdienst ist. Sie ist nie in Gefahr gewesen; noch hat sie Liebe nicht berührt, Jugend, anezogener weiblicher Ranges- und Standesstolz haben sie davor bewahrt; doch hat sie die Möglichkeit derselben in sich, das zeigt ihre Entrüstung über betrogene Freundschaft. Nun kommt alles, was Liebe erregen und wachsen machen kann; ihre Sicherheit verblendet sie, sie sieht keine Gefahr und ergreift deshalb keine Waffe. Sie spielt, ohne es zu wissen, mit Golo und sich selbst; nun auf einmal wird ihr die Binde vom Auge genommen; was wie Mutterliebe und Mitleid aussah, ist Geschlechtsliebe und eine verbotene; sie, die Stolz, die die Elfe gestraft ohne Erbarmen, weil sie in der Sünde die Person haßte vor übergroßem Ekel vor der Sünde, ist nun eines größeren Verbrechens schuldig und muß sich, ihren Stolz bis auf die Wurzel zerschmetternd, gestehen, daß es nicht ihr Verdienst, wenn sie nicht noch unendlich tiefer sank, sie sieht, daß sie mit all ihrem Tugendstolze der tiefsten Verderbniß fähig.“ — Von diesen Plänen führen mehrere Brücken hinüber zu:

19. Marino Falieri, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Angeregt — nach Hendrich schon 1839 — durch Hoffmanns Novelle „Doge und Dogareffa.“ 1857—1860, eine wirre Überfülle von Skizzen und Bruchstücken in sieben Hesten (auch im Genoveva-Haupthest) auf- und abflutend, auf die Herausarbeitung der Charakter- und Ghetragödie aus der Staatsaktion gerichtet, Falieri, Steno, Angiolina im Vordergrund, als „Nebensamm“ die von demselben Steno zerstörte Ehe des alten Bertuccio und der Lisen. L. schwankte, wie weit er

ausholen, und wie er die erste Beziehung Stenos zu Angiolina fassen sollte, während Abweisung, Pasquill, Urteil, Verschwörung, Ende ziemlich feststanden, und er die eigentliche Triebfeder, den Gegensatz zwischen Falieri und Steno, sowie die von fern an Grillparzers Erny erinnernde Charakteristik der Dogareffa mit sicherer Hand hielt. „Löwe und Schlange“ lautet die bündige Formel für den „Altjüngling“ und den blasierten tückischen jungen Greis. Der „Helden- und Löwenanteil“ gehört dem Dogen. Falieri ist ein ehrenfester, zuversichtlicher, offener, kühner, kraftvoller, seines Alters unbewußter Soldat, der „Generalnenner seiner Natur: Jünglingsunvorsicht aus Naivetät,“ die zu den beiden „Jünglingsstreichen“ führt: Doge zu werden unter solchen Umständen und ein blutjunges Weib zu freien. Seine fürstliche Rücksichtslosigkeit führt ungeheure Explosionen herbei. „Immer muß man das Gefühl haben: er geht an der Jünglingshaftigkeit seiner eignen Natur unter, mehr als daß er uns als ein Opfer intriguerender kleinlicher Schlechtigkeit anderer erschiene. Er muß alles Thun seiner Gegner herausfordern; sie sind nur das Messer, mit dem er in seinem Mangel an Altersnatur, Besonnenheit und Vorsicht sich selbst zum Tode verwundet. Dies ist das einzige Mittel, die Schicksalsidee ungetrübt und auch seine Rolle im Vordergrund zu halten, sodaß z. B. Steno sie nicht überwuchert, was eine Hauptklippe.“ „Falieri schlägt den ersten Funken in diesen aufgehäuften Schicksalszunder, indem er um die Angiolina wirbt.“ Die Beleidigung seiner Liebeschre kann der Doge nicht wie ein Privatmann rächen, und da die Signoria, immer „in gentilster Form,“ die Verfassung zu seinem Schimpfe benutzt, wird er Verschwörer und duldet mit Riesenzwang die „tappige Kameradschaft des Pöbels,“ aber vergeblich. „Rachsucht eines stolzen Mannes für in eines schwärmerisch verehrten unschuldigen sittlich

hohen Weibes Seele empfundene Ehrenmißhandlung, zu der er die Gelegenheit gab, als er sie heiratete, der Alte die Junge in der verdorbenen Stadt. Kontrast des fürstlichen Außenscheines mit der faktischen Gebundenheit des Dogen durch die Verfassung — für den Befehl und keinen Widerspruch gewohnten Dogen.“ „Das Politische und eigentlich Historische auf die Seite, es ist ein Novellendrama, ein bürgerliches Schauspiel im Dogenpalast in Venedig. Das Politische und Historische nur der Rahmen, giebt der Handlung nur ein Relief.“

Endlich noch eine häufende Bemerkung über den Stil: „NB. Zur Geschlossenheit wird beitragen, wenn die Bilder u. s. w. alle aus Venedigs Lage, Natur und Verfassung genommen sind. Das Meer, die Lagunen, die Winde, Scirocco, Hafen, Sandbänke, die Schifffahrt, der Handel, Wechselfausdrücke, Buchhaltungsausdrücke, die Muscheln, Dammbau, Kanalbau, Schiffbau, Ebbe, Flut, Schifferkunst der Gondoliere, Fischfang, Murazzi, der Löwe von S. Markus, venezianische Gebräuche, desgleichen orientalische, die Verbindung Venedigs mit dem Orient, das alles muß das Material zu den Bildern und Metaphern geben. Die Sprache muß das See- und Kaufmännische, Prachtige, Schmuckreiche, Grandiose, Südliche, Üppige, Großpatriotische, Herrschende, mit allen Weltteilen Verkehrende, Aristokratisch-Strenge, südlich Weiche (auch des Dialektes), das italienisch Lebendige und Leidenschaftliche, Marmorne, Meerspiegelnde, das Gegenwärtige, Plastische, das keine Sehnsucht, kein Schmachten kennt, als das des Blutes, keine Dämmerung, keine Mittelintinen, das Aristokratische, Familienalterstolz, nichts Ahnungsvolles u. s. w., das Hautleben, Kulturspiße, das südlich Beredte, ja Schwahende“ haben.

20. Die Freunde von Imola (Die Freunde, Die Freunde von Siena), Schauspiel (Komödie) in

Menschheit," auch die Jugendschwärmerei zeigt nichts von deutschem Traumnebel, sondern heitre Gentilezza, schöne Freiheit und freie Schönheit: „das Leben ist der Schönheit nicht feind, nicht von Rosseshuf zertritten zu werden ist das Los des Schönen auf der Erde.“ „Sie (Violanta) muß durchaus Mensch und Weib sein, nichts von Goldpapier! keine Theaterprinzessin, nirgend ostentierend.“ „Vor allem darf sie (Ugna) nichts von der Altflugheit Theklas haben.“ „Die Figuren müssen alle nur Menschen sein, Mittelschlag, weder geistige noch sonst an Tugend Wundertiere.“ Für das Historische und Örtliche las L. Leo's italienische Geschichte, wobei der Gedanke an eine Papsttragödie „Bonifaz VIII.“ aufblitzte. Alles ein Chaos, das auch fast fertige Akte immer wieder in seine Strudel hinabschlingt. Methodisch fällt auf, wie ein dickes Heft hindurch die Personen nur typisch bezeichnet werden: der warme Alte, der kühle Alte, der Idealist, der Realist, die Überlegene, die Naive, der Vermittler, der Piffkopf, der Phantast. Die beiden Freunde aber sind drollig genug auf zahlreichen Blättern als die winzigen, mit einander verwachsenen Zwillinge der Solinger Schmiede hingzeichnet.

„Ich glaube, ich bin jetzt auf dem rechten Wege der dramatischen Erfindung, und muß mich bemühen, in weiteren Arbeiten ihn nicht wieder zu verlieren. Die Handlung muß aus den Charaktern hervorgehen, d. h. aus Menschencharaktern, nicht aus Gerippen und anatomischen Präparaten. Menschenarten aus dem Leben gegriffen, aus Geschichte oder der eignen Erfahrung, aber nicht psychologische Abstrakta oder chemische Verbindungen, künstliche vorher durch Analyse gewonnener Elemente. Aus der Betrachtung des ganzen Lebens ganze Existenzen mit ihren Wurzeln und Umgebungen. Eine Gestalt ist ein Umrissenes, kein bloßer Umriss; nicht die Linie ist die Gestalt,

Dramatische, als ich es hatte, da ich den neuen Plan entwarf.“ — „Wir geraten schon wieder ins Mikroskopische. Videant consules!“ — „Das Stricheln und Punktieren muß ich mir abgewöhnen. Es muß nicht jeder Auftritt ein Drama werden sollen.“ — „Alles wieder umgeworfen.“

21. Die Kaufmannstochter von Messina (Camiola, Das Mädchen der Ehre), Schauspiel in fünf Aufzügen (mit oder ohne Vorspiel). 1860, 1862, 1864. Ludwig ist in freiester Weise ausgegangen von Philip Massinger's tragicomedy *The maid of honour* (1632; Plays, London, 1813 3, 1 ff.), die aber schon mit der Trauung vor Gericht schließt und zum Teil in Siena spielt. Drei Hauptfiguren, Camiola, Orlando (Bertoldo, the king's natural brother, a knight of Malta) und Pedro (Roberto, king of Sicily), sind hier im Umriss gegeben; wohl nach einer älteren Novelle.

Eine ungeheure Masse von Skizzen voller Wiederholungen und Verschiebungen, mit vereinzelt iambischen Fragmenten, überreich an eingehenden Charakterstudien für das Hauptpaar, voll allgemeiner Winke, fesselnd auch durch die Selbstzucht, die kraft des Hinweises auf bestimmte Musterwerke Shakespeares, z. B. die Exposition des „*Year*,“ das „zu weit getriebne Spezialisieren“ abstellen und der Aufschwellung immer wieder durch ein „geradlinig,“ „einfachst,“ „rund, gedrängt, geschlossen,“ „ja kein Verästeln ins Unendliche“ u. s. w. Halt gebieten möchte. Aber umsonst, denn auch die „aller=allerneueste und bleibende Redaktion“ ergießt sich uferlos in eine „aller=aller=allerneueste,“ und die sogleich folgende „aller=aller=aller=allerneueste“ findet kein Ende. Ludwig schreibt da einmal: „Es wäre nun wohl die erste Ausarbeitung mehr eine abstrakte Zusammenstellung des ganzen Materiales, ein Chaos, aus dem diese kleine Welt geordnet und natürlich hervortreten müßte, der Klumpen, aus dem die Bären=

den mehr bloß angedeuteten Motiven, die Verstand und Phantasie zur Ausführung, zur erklärenden, anregen. Ähnlich wie es in der Natur der Volksballade liegt. Die Stimmung kann sich zu tausend andern Kombinationen krystallisieren. Das alles klingt mit den wirklich angeschlagenen Tönen in einen zauberischen, ahnungsvollen Akkord zusammen, es ist, als zeigte sich nur ein kleinster Teil eines vorhandenen Ganzen und dieses Kleine regt an, sich das Ganze zu reproduzieren. Darum ja keine ermüdende Ausführlichkeit in den Motiven; die Handlung selbst muß sich aus sich erklären. Wie? eine ähnliche Behandlung wie im Erbfürster, nur wie sie die Versprache geschmückter und plastischer verlangt; eine charakteristische Skizze. So klingt das Romantische des Vorganges mit dem Naiven der Darstellung in ein Ganzes zusammen.“ —

„Die Charaktere und Situationen im Geiste der Zeit gedacht und empfunden, doch so, daß die Motive ihr typisch allgemein Menschliches nicht verlieren. Ein Teil der Charaktere ist der historische Boden, d. h. Zeit- und Gefühlsart, Nationalität; ein Teil die Situation: Stand, Geschlecht, Alter, Verhältnisse; der Kern bleibt im Temperament, d. h. habitueller Beschaffenheit des Gefühlsvermögens, und im individuellen Charakter, d. h. habitueller Beschaffenheit des Begehrungsvermögens. Vortretendst ist, denn in alledem werden die beiden Helden kontrastiert, der Kontrast von Geist und Seele, Autonomie und Sitte, Extremität und schönem Maße, Leidenschaftlichem und ruhigem Naturell, Erhabenheit und Schönheit, Glanz und Schlichtheit, Kraft der Expansion und Intensität. Nun steht im Vorgrunde das Verhältnis oder die Situation von Don Orlando und Camiola und dessen Entwicklung. Dies ist das eigentliche Stück, der Zweck, zu dem sich alles andre verhalten muß wie Mittel zum Zweck. Don Orlando muß

Shakespearestudien entsprungene und gegen Schiller ankämpfende Überzeugung gegründet, das Geschick des Helden müsse als Ganzes entrollt werden. Flüchtig tauchte sogar der Gedanke eines Epklus auf: 1. Luther 2. Johann Friedrich, 3. Moritz von Sachsen, 4. Waldstein. Der erste Aufzug auf Waldsteins Schloß und in der Hofburg u. s. w. sollte die Gährung vor dem Regensburger Reichstage behandeln, der zweite Waldsteins Absetzung, der dritte Gustav Adolfs Auftreten und Waldsteins neues Steigen darstellen, der vierte die Schlacht von Lützen als Wendepunkt bringen, der fünfte die Anklage beim Kaiser und Waldsteins Ermordung; alles mit idealer Behandlung von Raum und Zeit, mit Episoden aus der Masse, „Tableaux.“ Eine Charaktertragödie der Vermessenheit, des Stolzes, der grenzenlosen Überhebung. Waldstein ist der Typus eines dämonischen Emporkömmlings, der hinaufsteigt ohne die Eigenschaften, sich oben zu erhalten. Sein Truchwort vor Stralsund bezeichnet die Tonart. Und immer wieder wird gesagt: „Die Seele des Stückes ist: er kann sich nicht bescheiden.“

Hier, wo der großartigen Fülle und Gewalt der Skizzen gegenüber ein peinliches Bescheiden geboten ist — Franz Servaes verspricht eine eingehende Untersuchung —, wird am besten Ludwigs briefliche Zusammenfassung des Plans an einen Historiker mitgeteilt. Es heißt da nach allgemeinen Bemerkungen über den Emporkömmlingstypus: „Max (von Baiern) hat dem Kaiser, der bedenklich stand, eine größere Macht wiederum erworben, als der Kaiser vor dem böhmischen Kriege hatte; aber der Kaiser steht auf fremden Füßen. Des Baiern Spiritus, wie Waldstein selbst in seinem astrologischen Jargon das notwendige Verhältnis des überlegeneren Geistes zu dem geringeren ausdrückt, dominiert den Spiritus des Kaisers; ebenso natürlich und notwendig ist es, daß der geringere Geist sich

davon gedrückt fühlt und dies Gefühl das aus der materiellen Abhängigkeit entspringende noch schärft. Der Kaiser möchte auf eignen Füßen stehen; seine Feldherrn, durch welche dieses möglich werden konnte, Bouquoi u. s. w. sind gefallen, da tritt Waldstein mit seinem Unerbieten vor ihn, und die dämonische Gewalt dieses Mannes besiegt seine Bedenklichkeiten. Von nun an ist der eigentliche Kern der Geschichte der Kampf der überlegenen Charaktere um den Kaiser, in dem bald der Baier, bald Waldstein siegt. Der Baier faßt den Kaiser bei den idealeren Handhaben, bei dem Gewissen, Waldstein bei der Ehrsucht und Herrschsucht, jeder bei der Seite, die den Grund seines eignen Handelns ausmacht. Wallenstein macht den Kaiser groß, um selbst groß zu werden. Dabei wird er, was dem Emporkömmling nur zu nahe liegt, Zuvieldiener; er beleidigt die Fürsten obendrein durch seinen Stolz und schärft dadurch ihren Haß gegen den Eindringling; er tastet in des Kaisers Namen selbst das Heiligtum der Reichsverfassung an. Nun möchte der Kaiser seinen Sohn zu seinem Nachfolger erwählt und noch einiges; er findet Widerstand bei den Fürsten, die den Fall Waldsteins als Bedingung ihres Zuwillens fordern. Wallenstein bringt in den Kaiser, die Bahn der Gewalt, die er ihm gewiesen, und auf der er ihn bis jetzt geführt, weiter zu verfolgen. Er will den Sitz des Reichstages überrumpeln und die Fürsten zwingen. Der Kaiser, dem bei seinen pflichtwidrigen Fortschritten selber nicht ganz wohl, wird durch eine herzliche Ansprache des Baiern gewonnen, der ihn beim Gewissen packt; er läßt Wallenstein, wenn auch ungern, fallen. Nun benutzen die Fürsten dies, der Kaiser erreicht seinen Zweck nicht und bereut, daß er Wallenstein geopfert; Gustav Adolfs Fortschritte thun das ihrige, und der Kaiser unterhandelt mit Wallenstein. Dieser, der während deß seinen Ehrgeiz und seine Nach-

sucht gegen die Fürsten, die Urheber seines Sturzes, unter scheinbar selbstzufriedner Spielerei mit den Quaften seines Fürstenmantels geschickt verborgen, heuchelt Unlust zu dem, wonach in Wahrheit seine Seele brennt, und benützt die ihm angethane Kränkung, die Bedingungen, unter denen er den Oberbefehl wieder annimmt, so hoch zu schrauben, als es möglich ist. Der Kaiser, der trotzdem den Alten wieder in ihm zu finden hofft, zahlt jeden Preis; Waldstein ist ein Kaiser neben dem Kaiser, und der Vertrag geschlossen, der notwendig zu Waldsteins Verderben führen muß. Es war Thorheit, das Alte nach solchen Vorhergängen wieder erneuern zu wollen, die hohen Bedingungen verschlimmern noch; Waldstein kann dem Kaiser, der Kaiser Waldstein nicht mehr trauen. Waldstein, den sein wachsender Stolz immer mehr isoliert, der das Rätsel spielt im dämonischen Selbstvertrauen in sich und sein Glück, thut nichts, was der Kaiser erwartet; er scheint die hohen Bedingungen nur erzwungen zu haben, um dem Kaiser gegenüber selbständig auf das Recht zu trozen, das jener ihm unklug eingeräumt. Aber er, der das Recht mit Füßen getreten, der die Verfassung des Reiches nicht geachtet, darf er erwarten, daß man ihm einen Vertrag halten wird, den er erzwungen und seinerseits nicht erfüllen zu wollen scheint? Man braucht keinen Verrat von Seite Wallensteins anzunehmen, um seinen Untergang zu erklären. Er will stehen, wo kein Mensch stehen kann; er handelt nach Gutdünken und läßt sich nicht herzu, Rechenschaft zu geben, ja nur den schlimmen Schein, der so natürlich und notwendig auf das Rätsel fällt, zu dem er aus Stolz sich macht, zu zerstreuen. Dazu hat er durch Rache an den Fürsten, besonders durch die Demütigung des Baiern, der das Versprechen seiner Hilfe durch eine brüderliche Umarmung des verhassten Emporkömmlings vor dem Angesicht zweier Heere erkaufen

mußte und dennoch ohne Hilfe blieb, den alten Haß der Fürsten gegen ihn erneut und verstärkt. Der Kaiser muß das Schlimmste fürchten und hat nicht die Macht, seinen Unterthan mit Gewalt zur Verantwortung zu ziehen; er muß List anwenden, sich mit andern gegen seinen eignen Unterthan verschwören. Waldstein hat, da sein Stolz den Verlust der Schlacht von Lützen auf eine Anzahl seiner Offiziere wälzte und sie hinrichten ließ, die andern sich entfremdet und eine Blutschuld auf sich geladen; so hat er sich auf allen Seiten selber untergraben. Buttler („der Löwenjäger“), der den Auftrag erhält, des Feldherrn sich — wenn es nicht anders sein kann, tot — zu bemächtigen, wird zum Zuvieldiener, indem er dem Auftrage ohne Not die blutigste Erfüllung giebt, und so wird in Waldsteins Tod zugleich seine eigne frühere Zuvieldienerei bestraft.

Er kann Astrolog bleiben, doch so, daß damit keine fremde dämonische Macht neben der göttlichen, d. h. der sittlichen in das Stück hineintritt, er die Aussprüche der vermeintlichen Wissenschaft gegen Senis Warnungen u. s. w. nach seiner Leidenschaft auslegt und so nicht anders handelt, als er ohne Astrologie gehandelt haben würde, nämlich nicht anders, als die Leidenschaft handelt, die ihn erfüllt; wodurch seine Gestalt noch charakteristisch und theatralisch gewinnen muß, wenn er im Übermut des stolzen Selbstvertrauens sogar den Sternen und ihren Aussprüchen Gewalt anthut.“

Nach einer Zwischenrede gegen das „Versentimentalisieren des großen und gewaltigen Geschichtsgeistes“ durch idealistische Dichter und Historiker beteuert L.: „Will man diese Geschichte in eine Tragödie bringen, so muß diese die ganze Geschichte umfassen. Nur neben Max und Gustav Adolf gestellt, kommt der Charakter Wallensteins und die Tragik zu ihrem

Rechte, wird die Schuld desselben klar, und tritt zugleich das Imposante einer Gestalt völlig zu Tage, die durch die Triebkraft lediglich der Leidenschaft so gewaltig in die Höhe wächst, ohne der Stütze einer Idee zu bedürfen.“

„Eine Anekdote wäre einzuflechten. Er spricht einst nach seiner Weise einem Übertreter im Vorbeifahren sein gewöhnliches Urtheil — er pflegte solches nie zu motivieren —: Hängt die Bestie! Der Soldat schlägt das geladne Gewehr auf den Feldherrn an. Die Kugel saust unmittelbar neben Waldstein durch die Wagenwand; Waldstein sagt ruhig: Laßt die Bestie laufen. In ihrer rohen Gestalt dürfte die Anekdote nicht eingeschoben werden, und zwar nur so verwendet, daß der Soldat ihm als der beste und kaltblütigste Schütze in seinem Heere bekannt ist, und dies Nicht-treffen seine dämonische Sicherheit vermehrt, und wiederum zwar, da der Zuschauer schon weiß, daß er sterben soll.

Noch eine Anekdote fällt mir ein, die wahrscheinlich erfunden, aber ganz in dem Geiste jener Zeit, dem echt tragischen, erfunden ist. Einer der Offiziere, die er wegen des Verlustes der Schlacht bei Lützen erschießen ließ, ein Obristlieutenant oder Oberst, ich weiß nicht mehr den Namen (Massenbach), soll, wie er von des Urtheilssprechenden Antlitze hinweg zum Tode geführt wurde, sich noch einmal umgewandt, den Herzog als seinen Mörder vor Gottes Gericht gefordert haben, und zwar die Zeit des Erscheinens bestimmend, die nun jetzt sehr natürlich mit dem Tage von Wallensteins Tode zusammentrifft.

Man müßte den Wallenstein darstellen, der, wenn seine hohe hagere Gestalt von der Feder auf seinem Hute bis zur Rose auf seinen Schuhen in Scharlach gekleidet (als den „Scharlachroten“ sieht ihn L. im Entwurf) mit dem kurz abgeschnitzen brandschwarzen

Haar und bleichbraunen Gesichte nachts durch das Lager schritt, dem beherztesten Soldaten einen gespenstigen Schauer durch das Gebein jagte (geliebt nur „wie der Tierbändiger von den Bestien“).

Das Elend Deutschlands während des Krieges, die Wendung vom Gottes- zum Eroberungskriege, die Folgen für den politischen Zustand — letzteres natürlich in bekümmelter Voraussagung — mußten markiert werden.

Das eine Gegenbild Wallensteins, der bairische Max, würde eine Hauptperson, das andre, Gustav Adolf, müßte wenigstens einmal erscheinen. Der Bigottismus des katholischen Max und der pietistisch = heroische menschliche Protestantismus Gustavs müßten ganz objektiv gehalten sein; das Ganze wäre dennoch in protestantischem Geiste gedacht. Beide aber stünden der abstrakten Selbstsucht im Wallenstein als Träger derjenigen Bescheidung gegenüber, die allein dem Wallenstein zu seinen großen und glänzenden Anlagen fehlt als dasjenige, was sie gekrönt und heilbringend für sich und andre gemacht haben würde. Der Dichter natürlich unparteiisch in äußerlich konfessioneller Hinsicht; die Katholiken müßten in Max, die Protestanten in Gustav ihr Ideal realisiert sehen; der eine will das Volk zwingen, selig zu werden, der andre will ihr Gewissen von fremder gewaltsamer Bestimmung befreien. Solche Voraussetzungen, wie religiöser Glaube, liegen vom Ethischen fern, und die Partei des Ethischen ist die einzige, die der Dichter ergreifen darf; der Zweck ist bei jedem von beiden aus dem Gewissen hervorgegangen. . . . Dennoch steht er (Max) mit seinem guten Willen, mit der Hingebung an eine Idee — wenn gleich zu leidenschaftliche, was ihn aber eben zur tragischen Person macht — dem, wenn auch gewaltigeren, imposanteren Blick der abstrakten Selbstsucht, Waldstein, als Sieger gegenüber. Der Märtyrertod des frommen

Gustav hebt sich noch leuchtender ab von dem Tode Waldsteins, der unbeklagt fällt, dessen Hinscheiden ein ähnliches Gefühl erregt, als der Abzug eines furchtbaren Gewitters. . . .

Ich habe das Excerpt der Geschichte Wallensteins an die Spitze meines Briefes gesetzt, gleichsam als Illustration, als ein Skelet, um daran meine osteologischen Meinungen deutlich zu machen. Dort fänden wir also als Beispiel das typische Schicksal eines Emporkömmlings, dem nur das eine fehlt, was zu gutem Ausgange führen konnte, die Schmiegsamkeit, das Bescheiden; der in seinem Charakter die beiden Dinge zugleich hat, dasjenige, was ihn emporreibt, was das Gebäude politischer Größe bauen will und bauen kann, und dasjenige, was jeden Teil des Grundes, auf den jenes baut, in demselben Augenblick unterminiert, sodaß man nicht weiß, soll man sagen, dieser Mensch habe jahrelang an seiner Größe oder er habe an seinem Sturze gebaut. Soll dies wirklich klar werden, soll der psychologisch-ethische Gehalt vollständig zu Tage kommen, so muß man die ganze Bau- und zugleich Minierarbeit von dem ersten Steine an miterleben. Will uns einer bloß etwas sagen, braucht er kein Drama dazu. Wir müssen sehen, wie der Mensch der Schmied seines Schicksals, nicht mit einem HammerSchlage, sondern Tag für Tag daran arbeitend.“

24. Tiberius Gracchus. Drei starke Skizzenhefte aus der letzten Zeit, 1862 bis in den Januar 1865 hinein; das schon 1870 (nebst einigen Betrachtungen des Dichters, vgl. auch Preussische Jahrbücher XXII Heft 4) von Lücke in die Werke aufgenommene Bruchstück liegt nicht mehr urschriftlich vor. Sorgfältige räsønnierende Auszüge aus Plutarch. Strenge Gut vor dem „Zuweitaausholen, Zuweitaausbilden, Zuweitemanzipieren“ macht sich L. gleich anfangs nachdrück-

lich zur Pflicht. Todkrank ringt er nimmermüde mit dem Stoff, der ohne alles „Brettermäßige, Goldpapierne“, auch ohne alle Schillerschen „Sprachrohre“ zur Entwicklung des Helden ausgebeutet werden sollte, dem Widerspruch zwischen maßlosem Mitleid und Patriotismus: von den Folgen seiner idealistischen Träumerei ins Schlepptau genommen, muß Tiberius auf dem gefährlichen Wege weiter. „Die beiden Stimmen fortwährend: er handelt verkehrt; wenn er nicht anders handelt, ist er verloren; und: wenn er anders als verkehrt handelte, wäre er nicht so schön.“ Er steht zwischen Coriolan und Brutus und zeigt, „wie ein Mensch aus Humanität gewaltsam, aus Mitleid hassend, aus Geseßlichkeitsfönn Geseßbrecher werden kann“ ohne jede Umkehr; Idealismus für die Volkssache ohne die nötige politische Kunst und Besonnenheit (Nasica), Wollen ohne Können, Poesie gegen Prosa (Octavius). Sein Leiden aus Mitleid und sittlichem Unwillen beginnt sofort, der erste „Überschritt“ ist der Verfassungsbruch zu Gunsten des Volkes, seine Peripetie fällt in die Einsicht, daß er „an seinem dritten Ingreßiens, dem idealen Römertum, schuldig“ geworden ist und dadurch auch an seinem wirklichen Vaterland, ein „jugendrigoristischer Gemütsmensch und Geföhls-politiker.“ „Sein Generalnennen ist Liebe, nur zu leidenschaftliche Liebe, das macht sie tragisch.“ „Dramatisch-charakteristische Teilzüge an Tiber: Sieht er den Affekt kommen, so sucht er ihn zu bekämpfen, er nimmt sich vor, ruhig zu sein, sich nicht selbst zu fangen, die Gegner womöglich mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Aber wenn er meint, ruhig zu sein wie Nasica, so ist dies ein Irrtum, und sein »Ich bin kalt« mit Umschreibung muß jedem Zuschauer sagen: »Ich bin es nicht.« Die Steigerung in der Regel kurz, d. h. die von außen; das Schmähen auf das Volk schlägt durch, und die andre größere

Hälfte der Steigerung übernimmt er selbst; Nasica oder das Volk schweigt dann oder hat nur einzelne kleine Zwischenwerfer; sein Affekt erhitzt sich vollends aus sich selbst, er redet sich in Mitleid mit dem Volk und Zorn gegen dessen Dränger vollends hinein, aus dem heraus er dann handelt. Er ist nicht immer in Affekt, aber in Affektnähe. Seine Rolle ein fortwährendes Wiederherstellen der Güte und Sanftheit, des Glaubens an die Menschen und an die Existenz des Guten und Schönen und ein desto stärkeres Wiederaufgeregterwerden durch die Widersprüche der Welt. Der Sanguinismus der Liebe mit seinem ewig neuen Hoffen und Vertrauen." Dem Tiber stehen der Aristokrat Nasica, der kühle lakonische Mittribun Octavius, der gemeine Demagog Saturejus gegenüber. Strabo sollte naiv selbstsüchtig, treuherzig pffiffig Seele und Mund des Volkes sein, für dessen Ausdrucksweise u. auch die römische Komödie einzusehen gedachte. „Immer Dinge und Menschen im römischen Geiste denken!“ — Diktate von ungelenker Kinderhand mischen sich wahrhaft herzergreifend unter kaum entwirrbare Bleistiftskizzen des hinstorbenden Vaters. Voluit Quiescit.



Die Torgauer Heide

Vorspiel

zum historischen Schauspiel: Friedrich II. von Preußen



Personen

Friedrich II, König von Preußen
 Ziethen, General der Kavallerie und Chef eines Re-
 giments
 Tetzlitz, Husaren-Major
 Eine Ordonnanz
 Feldwebel vom Regiment Forcade
 Repkow, Sergeant vom Grenadier-Regiment Anhalt-
 Bernburg
 Franz } seine Söhne, Grenadiere von demselben
 Wilhelm } Regiment
 Ein Grenadier vom Regiment Manteufel
 Ein Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich
 Ein Dragoner vom Regiment Baireuth
 Ein Kürassier vom Regiment Schönaich
 Ein Husar von Ziethens Regiment
 Ein preussischer Tambour
 Zwei schwarze Husaren
 Eine preussische Marketenderin
 Zwei österreichische Grenadiere
 Ein österreichischer Kürassier
 Ein österreichischer Pfeifer
 Ein Franzose in kaiserlichen Diensten
 Preussische und österreichische Soldaten von allen Waffen-
 gattungen

Zeit: nach der Schlacht bei Lorgau, vom 3. auf
 den 4. November 1761. Schauplatz: ein Teil der Lör-
 gauer Heide.



Erste Scene

Auf der Torgauer Heide

Um ein Feuer lauern Grenadier **Mankeufel**, der schwer verwundete **Repkow**, ein **Cambour** und mehrere **Preußen**. Nacht. In der Ferne unabsehbare Wachtfeuer zerstreut

Grenadier Mantewfel (zu Reptow). So kommt doch näher an das Feuer, Alter. Puh! ist das feucht und kalt. Die Nacht frisst mehr Menschen, als der Tag gefressen hat. Ihr könnt's doch haben, Alter; aber wer verwundet ist und sich nicht an ein Feuer mehr schleppen kann —

Tambour. Und das Höllengefindel, das auf der Heide umher wacht und den armen Teufeln, die das Wundfieber schüttelt, noch die Jacken auszieht, daß ihnen der Frost vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter.

Repkow. Nein; zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht setzen.

Tambour. Er faßelt wohl? Alter, schüttelt euch
daß Wundfieber?

Grenadier. Er ist vom Regiment Bernburg, dem der Fritz vor Dresden die Säbel genommen hat und die Hutschnüre — da kommt Gesellschaft.

Zweite Scene

Feldwebel, Kürassier Schönaich, Baireuth-Dräger, Grenadier Prinz Heinrich, die zwei österreichischen Grenadiere, der österreichische Kürassier, der Franzose in kaiserlichen Diensten, und andere Preußen und Österreicher, vor Frost zitternd und ermattet

Tambour. Weiß und blau durcheinander.

Dragoner. Gut'n Morgen, Kameraden. Preußen?

Grenadier Mantufel. Allemal. Bringt ihr Gefangene?

Dragoner. Feldwebel, sagt den Kameraden unsre Konvention.

Feldwebel. Nämlich. Da wir hier nicht wissen, wer die Schlacht gewonnen hat, so haben wir eine Konvention untereinander geschlossen, Preußen und Oesterreicher —

Dragoner. Und des gräßlichen Wetters wegen —

Feldwebel. Nämlich. Und die Punctuation ist die:
Erstlich: Waffenstillstand die Nacht durch —

Dragoner. Und gütliches Vertragen —

Feldwebel. Zweitens: Sowie gewisse Nachricht kommt, wer gesiegt hat, so ergeben sich die Kameraden der siegreichen Armee als Gefangene. Seid ihr dabei?

Grenadier Mantoufel. Wär ich noch frisch, ich
besänne mich.

Tambour. Gut. Wir sind dabei.

(Die Ungelommenen haben sich unterdes zu den andern um das Feuer gelagert)

Kürassier (streckt sich). Ah! thut das wohl.

Dritte Scene

Biethen - Bular mit der Marktfenderin. Vorige

Husar. He, Kameraden! Was ich da bringe.

Dragoner. Ja, die Zitherschen, denen entgeht nichts.

Grenadier Mantusel. Lotte, bringt mir einen hierher; ich kann nicht auf.

(Mehrere haben die Marktetenderin umringt)

Marketenderin. Geduld, meine Herren, Geduld!

Grenadier Mantensel. Meine Herrn, ihr seid alle noch ziemlich auf dem Zeuge. Hier liegt ein alter, schwer verwundeter Kamerad. Ich will zuletzt haben, aber der alte Brave da muß zuerst bekommen.

Dragoner. Brav gesprochen, Pommer. Gebt dem Alten zuerst, Lotte.

Marketenderin. Da ist's schon.

Grenadier Mantelfel (reicht an Reptom). Trinkt, Alter!

Repkow. Nein, ich darf nicht trinken mit ehrlichen Soldaten.

Grenadier. Seid kein Thor.

Repkow. Wenn wir unsre Säbel wieder haben, dann wollen wir eins zusammen trinken.

Grenadier. Darüber müßt ihr euch hinwegsetzen. Ihr habt eben das Unmögliche nicht möglich machen können. Ihr seid der Übermacht gewichen. Nun greift aber zu! Seht ihr nicht, wie ich vor Frost zittere? Zum Teufel, ich kanns nicht mehr halten. So trinkt doch!

Repkow. Seht ihr, ich hab immer auf Ehre gehalten. Ich bin ein Brünner aus preussisch Westfalen. Meine ältesten Söhne dienten dem Frik. Wie die Franzosen uns zusammen genommen hatten, lachten die Jungen; nun wir nicht mehr preussisch wären,

dürften sie dem Frik nicht mehr dienen, und desertierten. Und so thatens noch andre Brüner. Aber wir nahmen sie nicht auf, sondern jagten sie mit Schande aus der Stadt; wir wollten sie nicht mehr für unsre Söhne ansehen, wenn sie nicht augenblicklich zum Frik gingen. Und ich nahm meinen Dritten und meinen Vierten, meinen Franz und meinen Wilhelm — mein Fünfter konnte noch keine Muskete tragen — und wurde in meinen alten Tagen wieder Soldat, weil der Frik Leute brauchte. Und nun muß mirs passieren, daß unser Regiment zurückweicht; da hat uns der Frik die Säbel genommen und unsern Offizieren die Huttressen.

Dragoner. Seid ihr einer von den braven Brünern? Zum Teufel! so soll keiner von uns ein Glas berühren, bevor ihr getrunken habt. Das soll man den Brünern nachreden, so lange noch ein treues Herz seinen Preis gilt.

Grenadier Prinz Heinrich. Auf den Septiger Höhen
wird's wieder ganz dunkel und still. Dort muß es
grausam wild hergegangen sein. Wie ein feuriger
Drache wälzte sichs brüllend nach der Heide herunter.

Hufar. Vater Ziethen kam von drüben über die Höhen.

Grenadier Prinz Heinrich. Und Lestwitz schrie: Freiwillige vor! Da trat das ganze Bataillon Bernburg, was bei dem Korps war, zusammen vor.

Kepkow (geſpannt). Das andre Bataillon iſt beim
Ziethen. Das ganze Bataillon?

Grenadier Prinz Heinrich. Was davon noch auf den Beinen war, und dem Festwitz hinterdrein; der wie ein Teufel vorweg auf Dauns Batterie zu.

Repkow. Fällt Bajonett! Vorwärts, Jungen.
Nur dem Festwitz nach; der führt euch nicht in die
Schande.

Grenadier Prinz Heinrich. Und Hülsen hinterher mit seinem Korps. Er fuhr rittlings auf einer Kanone.

Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen; er war verwundet und konnte nicht gehen. Da sagt' er: Setzt mich auf eine Kanone, aber schnell, denn ich hab Eile! Und auf dem eisernen Pferde ritt er nun ins Feuer, daß ihm die weißen Haare flogen im Wind.

Grenadier Mantensel. Aber der Frik? Wo ist der Frik?

Husar. Der ist gewiß mitten drin. Bei Kolin, wie alles schlecht ging, hielt er einen Haufen Flüchtlinge auf, und führte sie rechtsum! gegen eine Batterie. Wie sie so nah waren, daß die Kugeln sie erreichten, gingen sie zum zweitenmale durch. Das wurd' der Frik in seinem Eifer gar nicht gewahr; endlich sprengt' ihm unser Major Le Grand nach und schrie: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Da betrachtet der Frik die Batterie noch einmal durch sein Glas, so kaltblütig, als spielten dort Jungen mit Erbsen, und dann ritt er ganz langsam durch den Kugelregen wieder zurück.

Erster österreichischer Grenadier. Das ist halter viel.

Husar. Ja, er ist verwegen, der Frik. Das hat er mehr als einmal gezeigt. Aber der Himmel hält seine Hand über ihn. Wo wars denn nur, daß er nach der Schlacht seinen Rock aufmachte und eine Kugel herausfiel?

Österreichischer Kürassier. Wie er seinen Rock aufmachte? Wie macht er das?

Husar. Wies andre Leute auch machen. Er knöpft eben einen Knopf nach dem andern auf, so wirds von selbst.

Erster österreichischer Grenadier. Mit Gunst, meine Herren, das ist nicht vom Rechten. — Man weiß es auch im ganzen Reich; er ist — ihr versteht mich schon —

Feldweibel. Nämlich. — Bei euch scheint der Über-
glauben noch recht im Schwange.

Grenadier Mantelfel. Er trägt eine Rüstung auf dem bloßen Leib.

Feldwebel. Dummes Zeug! Ein Stui trägt er auf der Brust; daran fuhr die Kugel, die schon matt war.

Erster österreichischer Grenadier. Nun ja; sagt ichs nicht? er hat ein — Stui? Behüt uns Gott und die heiligen elftausend Jungfrauen vor einem Stui. Ein Christenmensch und der an Gott glaubt, hat nichts mit einem Stui zu schaffen. Der Prinz Eugenius war ein Feldherr trotz einem; aber mit solchen Dingen ließ er sich nicht ein.

Zweiter österreichischer Grenadier. Wie heißt so ein Ding?

Erster. Ein Stui.

Zweiter. Ein — ein — Gott sei bei uns; ich will ein solch sündlich Ding nicht auf meine Zunge nehmen.

Kepkow (phantasierend). Immer drauf, Jungen, drauf!
Den Säbel an die Seite oder auf den Sarg!

Feldwebel. Das mit der Kugel, das war bei Hochkirch, wo die vierte Batterie zum Teufel ging. Weder eine Kanone noch ein Mann davon ist wieder gesehen worden.

Marketenderin. Sein Wort in Ehren, Feldwebel, aber was er da sagt von der vierten Batterie, das ist gelogen.

Feldwebel. Nämlich. — Lotte, Sie drückt sich nicht
höflich aus.

Markenderin. Höflich oder nicht — die Wahrheit muß gelten. Und wer mir die vierte Batterie antastet, der tastet mein Kind an; denn ich kann sagen, ich bin die Mutter von der vierten Batterie.

Husar. Muß das eine schwere Geburt gewesen sein!

Feldwebel. Die vierte Batterie, sag ich, ist zum Teufel gegangen mit Mann und Maus.

Marketenderin. Er hat recht, Feldwebel; aber was die vierte Batterie betrifft, da hab ich recht. Die vierte Batterie —

Feldwebel. Weib, will sie uns umbringen mit ihrer vierten Batterie?

Marketenderin. Die vierte Batterie —

Feldwebel. Ich wollte, sie führ' ihr in den Leib und die fünfte und sechste dazu.

Viele (trinkend und lachend). Halloh die Lotte und die vierte Batterie!

Repkow. Friß, gieb uns unsre Säbel wieder!

Grenadier Mantrefel. Der hats noch immer mit
feinen Säbeln zu thun.

Repkow (aufgebäumt phantasierend). Ins Feuer, Jungen, ins Feuer! Mir nach! Heut muß Dresden ausgewischt werden. Der Fritz soll den Hut ziehen vor uns und soll sagen: Da, Kinder, habt eure Säbel wieder und eure Huttreffen, und ein Hundsfott, der noch übel spricht von euch. Vivat der Fritz! Schreit, Kinder, wenn er an der Fronte herunterkommt. Mein Jüngster ist vierzehn Jahr; sobald er eine Muskete tragen kann, sollst du ihn auch haben. Nun laßt uns eins singen:

Hinein! hinein! Die Fahnen dort, die brachten sie
nur mit.

Daß wir sie sollen nehmen. Hinein mit schnellem Schritt!

Die brüllenden Kanonen thun in der Fern so barsch;
Wir woll'n sie in der Nähe sehn. Im Sturmschritt!
March!

Husar. Was ist das? Horcht!

Dragoner. Der alte Brüner dort singt im Fieber.

Husar. Daß ist in der Ferne mein' ich, dort zu —

Grenadier Mantufel. Wo der Alte den Odem
herkriegt. Er ist schon ganz verblaßt.

Grenadier Prinz Heinrich. Wie er den Arm aufstemmt; seine Augen werden immer gläserner.

Zweiter österreichischer Grenadier. Das ist grauslich anzusehen — und wie er mit den Zähnen flappert und mit den Fingern hantiert.

Grenadier Manteufel. Es ist der preussische Grenadiermarsch, den er vor sich hinbrummt.

Zweiter österreichischer Grenadier. Lauf doch einer zum Hochwürdigem. Ob er ein böß Gewissen hat, daß er nicht erstehen kann.

Grenadier Mantusel. Ein böß Gewissen? Donnerwetter! Ein preußisch Soldatenherz hat er im Leib, das die Schande fränkt, und das nicht fragt nach Leben oder Sterben, sondern nach Schande oder Ruhm.

Grenadier Prinz Heinrich. Was ist das? Blasen nicht die Riethenschen da drüben Viktoria?

Hufar. Die kommen näher. Die Zithenschen Trompeten unterscheidet man eine Stunde weit. Ihre Stimme greift durch wie Vater Zithens Vorwärts.

Repkow. Vorwärts. Bernburg bekommt seine Säbel
wieder. Viktoria. (Singt)

Der alte Grenadier noch ruft, indem er sterbend sinkt,
Kamraden, über mich dahin, bis euch der Sieg gelingt,
An mir ist nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So stirbt ein preußischer Siegesheld!

Mehrere. Horcht!

Repkow (wiederholt, gespenstisch aufgebäumt, mit starker Stimme)

An mir ist nichts gelegen, behält der Fritz das Geld.
So stirbt ein preukischer Siegesheld!

(Er bricht zusammen)

Grenadier Mantensel (der mit den andern nach der Gegend hingesehn, aus der sie Biethens Trompeten zu vernehmen glauben, wendet sich nach dem Umgefallenen). Was ist mit dir, Kamerad? Hast du so eilig? Ja, der hats ausgemacht. Der Tod hat Respekt vor solch einem grauen preussischen Helden; er hat geduldig gewartet, bis der Alte mit seinem Liedchen fertig war. Der ist aus Kummer

über seinen Säbel gestorben, nicht an seinen Wunden.
Fahr wohl, Alter!

Grenadier Prinz Heinrich. Die österreichischen Kame-
raden sind ja auf einmal so still. Sind sie auch hinüber?

Erster Österreicher. Sie sind eingeschlafen.

Dragoner. Laßt sie ruhen. Sie haben Ruhe ver-
dient; sie haben sich geschlagen heute wie die Löwen.

Der Franzose (im Schlaf). Bien vite, Jean! Ecoute!

Husar. Der träumt von seinem Friseur. Hat ihm
Seidlich seinen Puder genommen, wie er mit seiner
Handvoll Reitern den Soubise mit 8000 Mann aus
Gotha jagte und mit seinen Offizieren das fürstliche
Essen verzehrte, das die armen französischen Teufel in
der Angst unangerührt hatten stehen lassen?

Erster Österreicher. Er wird halter noch müde sein
vom Laufen bei Kopsbach.

Grenadier Prinz Heinrich. Seht doch. Ihr habts
hinter den Ohren, ihr Österreicher.

Grenadier Mantensel. Ist's aber nicht schmäählich,
daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Öster-
reicher, und dieses Franzvolk unsrer guten alten Mutter
Deutschland auf den Rippen herumkrabbeln lassen, daß
sie uns die paar Laster, die unsre Vornehmen noch nicht
aus Paris geholt haben, vollends herüberschleppen?

Erster Österreicher. Gewissermaßen halter sind wir
freilich alle beide Deutsche, Österreicher und Preußen; das
ist schon wahr. Mutter Theresese will auch den Frieden.

Feldwebel. Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz
Frieden schließen, wie die Sachen im Gleichgewicht
standen; einen schimpflichen Frieden aber schließt der
Fritz nicht. Die Sache handelt sich um die National-
ehre der Preußen, und ich kenne den Fritz; der stirbt
lieber, als daß er der preußischen Reputation etwas
vergiebt. Und seine Armee denkt ebenso; der geringste
Traintnecht hat seinen Stolz. Drum bringt die ganze
Welt den Fritz nicht nieder. Wir schießen uns nicht

um den Haß oder um die Habgier unseres Königs; unsre Säbel führt nicht sein Reid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts anginge; sondern der Frik kämpft für uns und unsre Ehre, drum sechten wir für Frik und seine Ehre.

Dragoner. Brav gesprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt keiner anders.

Feldwebel. Zum Teufel! kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr letztes; das letzte Pferd spannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Frik. Und wenn der Bauer so denkt, Donnerwetter! was soll der Soldat thun? Und geht über Preußen hinaus! Der Thronfolger von Rußland trägt dem Frik zu Ehren preußische Uniform; nur zwei Augen dürfen zusallen, und das Blättchen wendet sich. Die Engländer feiern Frikens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt sagt: Ob der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laß ich nicht vom Frik. Vom Ende der Welt her schickt der Tartarthan Gesandte an den Frik. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Frik. — Die in Wien dachten nicht, einen christlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung wars abgesehen. Der Kosak im fernen Asien hatte keine Ruhe vor der Nachsucht der Kaiserin; der Schneemann, der Schwede, dachte an der deutschen Sonne und an den deutschen Mädchen aus seinem Winterschlaf aufzutauen; der unruhige Franzose war froh, daß es in Deutschland Geld zu stehlen geben sollte, Schlösser dafür zu bauen in Paris und seine Maitressen drin mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erster Österreicher (steht auf). Kameraden Preußen, ist unsre Konvention aufgehoben?

Dragoner. Gut; Feldwebel, geht nicht zu weit. Unsere Konvention muß gehalten werden. Laßt den Streit.

Husar. Ist kein Trompeter hier? Laßt uns eins singen, was die Kameraden Österreicher mitzingen können.

Grenadier Mantelfel. Da iſt ein Tambour.

Grenadier Prinz Heinrich. Und hier ein Pfeifer.
Vorwärts, die Pfeife heraus.

Pfeifer. Meine Finger sind gefroren.

Grenadier Prinz Heinrich (macht Platz). Da, setzt euch näher ans Feuer und macht los, so taun sie auf.

Pfeifer. Aber was denn für eins?

Feldweibel. Nämlich. Lotte, sie ist sonst ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin. So? Aber mit der vierten Batterie hat er recht! Und die vierte Batterie soll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie ist zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel. Sie soll recht haben, Lotte, Sie soll recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; sie hat ein ganzes Geniekorps im Schädel! Wir schlagen Schamade.

Marketreuderin. Und nun die Ochsen am Berge stehen, muß doch die Lotte ihr bißchen Verstand vorspannen. Gebt Acht! ich will eins vorsingen, und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Christenmensch mitzingen kann mit gutem Gewissen. (Sie trinkt noch einmal erst, dann beginnt sie zu singen: Prinz Eugenius. Der Pfeifer und Tambour accompagnieren, das ganze Chor fällt ein. Während des Gesanges kommt)



Sechste Scene

Friedrich II. kommt, von einer Ordonnanz begleitet, auf seinem Schimmel geritten

Vorige (Geschrei durcheinander). **Der Frik! der Frik!**
Vater Frik! Guten Morgen, Vater Frik!

Grenadier Mantensel. Der Fritz ist auch nicht müßig gewesen; das sieht man an seinem Rock.

Friedrich. Guten Morgen, Kinder. Ist noch Platz bei euch? Singt in Gottes Namen zu! (Der Tambour bringt seine Trommel an das Feuer, auf welche Friedrich sich setzt.) Puh! ist das eine Nacht!

Grenadier Mantensel. Bist du verwundet, Vater Fritz?

Friedrich. Gerügt, Kamerad. Ein Preuße nennt das keine Wunde. (Er schreibt auf dem Knie)

Ordonnanz (zu den Soldaten, die ihm Platz gemacht haben am Feuer). Gott behüte vor solcher Nacht. Gott lasse mir den Tag leben, und sei er noch so heiß; man sieht seinem Feinde doch in die Augen. Um ein Haar hätten sie den Fritz gefangen und uns mit. Das ist eine Verwirrung, wie der Himmel seit dem Turmbau zu Babel keine wiedergesehen hat. Freund und Feind rennt an einander und purzelt über einander; zwei fangen einen und werden wieder gefangen. Dazwischen das Zähneklappern, Heulen und Fluchen der Verwundeten, die der Frost an den feuchten Boden angenagelt hat. Und die unzähligen Feuer durch die Heide machen einen vollends blind. Und an allen Blau und Weiß durcheinander.

Friedrich (spricht zum Schreiben). Sobald der Morgen graut, wieder formieren, die Infanterie nicht feuern, mit gefälltem Bajonett. — Ordonnanz!

Ordonnanz. Hier.

Friedrich (gibt ihm das Papier). Da, an Hülsen.

Ordonnanz. Wo?

Friedrich. Auf dem Schlachtfeld. Wo die meisten Toten und Verwundeten — das ist seine Spur. Avant!

Ordonnanz (ab).

(Trompeten in der Ferne freudig)

Husar. Straf mich Gott, Fritz; das ist die Stimme der Biethenschen!



Wilhelm (mit immer schwächerer Stimme). Bekommen wir sie wieder, Franz? Daß ichs dem Vater drüben sagen kann!

Franz (außer sich.) Freilich, Wilhelm, Herzenswilhelm! Sag dem Vater, der Frik hat den Hut gezogen vor unserm Regiment und hat gesagt: Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab ich Respekt! Und sag ihm, hörst du, sag ihm: sein Franz hat sich wacker gehalten, sein Franz hat den Hülsen herausgehauen, wie er von der Kanone gefallen war — hörst du? Und der Frik hat den Hut gezogen, Wilhelm, der Frik —

Wilhelm. Wie er sich freuen wird. Franz, mir wird schlimm.

Franz. Und der Frik hat gesiegt, hörst du? Vergiß nicht —

Wilhelm. Gott erhalt ihn, den Fritz! -- Grüß mir die Guste! (Er stirbt)

Franz. Ich wills. Ich will sie grüßen, bleib ich am Leben. Ach, Wilhelm! Herzenswilhelm! — Er hats ausgemacht. —

(Sonnenaufgang; der Gesang kommt immer näher; die auf der Bühne stimmen mit ein. Das Orchester nimmt den Choral auf und schließt, nachdem der Vorhang gefallen, mit einer Jubelsymphonie)

Ende des Vorspiels.



Der Jakobsstab

Trauerspiel in fünf Aufzügen



Personen

Der Herzog von Siena

Ben Mardochai, Marchese von Belcomo, Bankier

Lea, seine Schwester

Rebekka, ihre Aufseherin

Brizzi, Rat und Günstling des Herzogs [Holwachs]

Antonio Vaccai, Advokat [Vanbeck]

Bertha, seine Frau

Giulio, beider Sohn, Advokat

Benvenuto Gassa, Oberst [Gustav]

Baruch Löb, ein deutscher Jude, Leas Verlobter

Schmetterling, ein alter Kommiss Ben Mardochais

Erster

Zweiter } Bedienter

Dritter

Das Stück spielt in Siena, bald bei Ben Mardochai, bald bei Antonio Vaccai, einmal, im vierten Aufzug, auf dem Schlosse des Herzogs.

Zeit: voriges Jahrhundert.



Erster Aufzug

Ein Garten Ben Marbochais; links dem Zuschauer eine hohe Mauer, hinten ein palastähnliches Haus, rechts schließt sich ein Park an den Garten; in der Mitte eine Wasserkunst mit Statuen; vorn links ein Tisch mit Stühlen und Schreibzeug, rechts eine Bank. In den Büschen Käfige mit fremdem Geflügel, bunte Lampen, desgleichen auch am Haus. Aus diesem führen eine größere und eine kleinere Thür. Erst wirds allmählich Abend, später Mondschein und pittoreske Beleuchtung des Gartens

Erster Auftritt

Erster, zweiter, dritter Diener, Schmetterling

Erster Diener. Mein Herr ist der vornehmste Mann in Siena.

Zweiter. Mein Herr ist des Herrn Marchese Busenfreund.

Dritter. Mein Herr läßt den Herrn Marchese — Schmetterling. Einer nach dem andern, wenns gefällig ist.

Alle drei. Mein Herr läßt —

Schmetterling (zum ersten). Fangt ihr an, guter Freund —

Erster. Also — seid ihr ein Christ, Herr Buchhalter?

Schmetterling. Das dürft euch bekannt sein, aber —

Erster. Und der einzige unter eures Herrn Leuten?

Schmetterling. Aber wozu —

Erster. Ihr dient dem Herrn Marchese Belcomo. Ich will nicht sagen, daß das eine Schande ist, insofern euer Herr ein Marchese ist; aber insofern er ein Jude ist — seht ihr —

Zweiter. Könnt ihr euch selbst absolvieren, wenn ihr etwas beiseite bringt, ein angeschnittenes Huhn, Lichtstümpfe oder dergleichen. Ihr müßt euch nur in Gedanken verwahren, daß ihr nicht den Marchese Belcomo bestehlen wollt, sondern den Juden Ben Mardochai. Und einen Juden bestehlen ist keine Sünde.

Dritter. Sünde ist, wofür man bestraft werden kann, und seit Ben Mardochai Krieg und Frieden macht in Italien, ist die größte Sünde in Siena, ihn beleidigen.

Schmetterling. Ihr redet alle drei nicht christlich: mein Herr handelt christlicher, als ihr redet.

Zweiter. Mag er. Selig wird er drum doch nicht.

Schmetterling (gerührt). Er läßt keinen alten Diener darben —

Erster. Mein Herr jagt zum Teufel, wer stumpf ist; dafür ist er getauft.

Schmetterling. Guer Gewerbe, guter Freund?

Erster. Mein Herr, der dicke Gualteri, läßt ergebenst anfragen, wie dem Herrn Marchese das zu seinen Ehren gefeierte Fest bekommen sei?

Zweiter. Mein Herr, der Governator von Siena, läßt den Herrn Marchese fragen, wann er die Gnade haben könnte, ihm aufzuwarten.

Dritter. Mein Herr, der Kardinal Bertazzi, bittet inständig, der Herr Marchese wolle nicht verschmähen, den Araberhengst von ihm anzunehmen, der bei dem Aufzuge Gnade vor des Herrn Marchese Augen fand.

Schmetterling. Wartet einen Augenblick, Leute, so bring ich euch des Herrn Marchese Antwort. (Ab)

Erster. Ich bin nicht ehrlich, wenn ich mich nicht

in meines Herrn Seele hineinschäme, so oft ich dem Juden den Hof machen muß.

Zweiter. Mein Herr wirft sich nicht so weg.

Erster. Erst gestern sah ich ihn des Juden Stallmeister machen; er stieg ab, um des Juden Geschirr in Ordnung zu bringen.

Zweiter. So? That er das? Aber dann that ers gewiß mit Anstand und nicht wie ein Speichellecker.

Erster. Nein, das muß man sagen, er leckte den Speichel mit Anstand.

Dritter. Was alle thun, ist keinem einzelnen ein Vorwurf.

Erster. Aber von einem Juden. Ein Marchese sein! Gelehrter als der Herzog selbst! In ganz Italien lebt so was nicht mehr.

Zweiter. Ja, das ist schändlich.

Erster. Und die Mauern da. Was? Das gehört wohl zu seinem — wie heißen sie doch drüben in der Türkei?

Zweiter. Ja, er hat einen Käfig voll der schönsten Christenmädchen. So geheim er das hält, die ganze Stadt weiß es.

Erster (zeigt nach links). Wem gehört nur das Haus daneben?

Dritter. Dem Herrn Benvenuto Cassa, dem Obersten, den der Herzog aus dem Lager hierhergeschickt hat mit der Friedensbotschaft.

Zweiter. Das war der rechte für eine Friedensbotschaft. Ärgert sich gewiß keiner mehr drüber, als der.

Erster. Wenn ich der wäre, säh ich dem Juden gewiß einmal über seine Mauer.

Zweiter. Christenmädchen! Es ist doch schändlich!

Dritter. Was wahr ist, er giebt wöchentlich hundert Scudi an arme Christen.

Erster. Weil er Juden aus ihnen machen will.

Zweiter. Wenn er kein Jude wär, wär er ein braver Mann.

Erster. Aber Christenmädchen, ihr Leute!

Zweiter. Und wer weiß, wo er die erschachert hat.

Erster. Ja, man sollte ihm doch einmal an den Leib. Das Hummelnest da auszunehmen, lohnte wohl die Müß.

Zweiter. Und die leichten Münzen, die er geprägt hat während des Krieges! Und daß er sich mit dem Blutegel versteht, dem Brizzi!

Erster. Und die Christenmädchen! Aber das wär alles nicht, wenn er nicht ein Jude wär. Wir sollten zu den Vaccai gehen. Das sind Männer, die Herzen haben fürs Volk, und die auf unsre Rechte halten.

Schmetterling (kommt zurück). Der gnädige Herr Marchese sind allzu beschäftigt; sie lassen sich freundlichst empfehlen und würden Antwort sagen lassen.

Drei Diener (abgehend). Christenmädchen! Das ist doch schändlich. Gute Nacht, Herr Buchhalter. Das ist abscheulich.

(Alle ab)



Zweiter Auftritt

Giulio Vaccai, Benvenuto Saffa erscheinen auf der Mauer links, wo sie früher schon einmal sichtbar wurden. Sie tragen eine Strickleiter

Benvenuto

Hier in der Pinie Schatten, mein ich, wär
Die beste Stelle für die Leiter. (Läßt sie da herab) So.

Giulio (hinuntersehend)

Noch zeigt sich niemand, noch ist nicht die Zeit,
Wo dieses Himmels süßer Mond erglüh.

Benvenuto

Das Judenschätzchen zeigt sich nur bei Nacht.
Die süße Knoblauchblüte öffnet nur
Der Nacht den Kelch.

Giulio

Wenn sie für immer mir
Verschwunden wäre!

Benvenuto

Wollte Gott! Wir brauchten
Die Leiter nicht.

Giulio

Daß ich so unvorsichtig
Mich auf der Mauer neulich sehen ließ!
Gewiß sie muß für meine Neugier büßen.
Wer weiß, an welchem Gitterfenster jetzt
Die Ärmste seufzt!

Benvenuto

Vielleicht.

Giulio

Und auf mich zürnt,
Daß meine Neugier ihr die Freiheit stahl.

Benvenuto

Vielleicht auch nicht.

Giulio

Gewiß! Der Jude hat
Sie eifersüchtig eingesperrt.

Benvenuto

Er ließ

Die Mauer hier erhöhen. Wozu, wenn sie
Sein Liebchen nicht verstecken soll? Der Jude

Thut nichts umsonst. Er nießt nicht ohne Zweck
Und hört nicht niesen, ohne daß er fragt:
Was hat der Mann darunter, daß er nießt?

Giulio

Neugier nenn ichs, was all mein Wesen so
Zu diesem holdern Wesen reißt, was mich
Nicht in mir selber mehr daheim sein läßt?
Ich nenn es Neugier. Mein, ich thu mir unrecht.
Und wenn ich sage, Mitleid ist, es ist
Der Wunsch, dem Feind die Unschuld zu entreißen —
Was mich erbeben macht, so oft die Thür
Mir scheint zu gehn, das straft mein Heucheln Lügen —
Das ist —

Benvenuto

Das Erbe deiner deutschen Mutter,
Ein Klöckchen deutscher Nebel; weiter nichts,
Der Zauber, der das Ferne stets verklärt.
O Träumer! Träumer! Träumst dir ein Idol
Zusammen da aus Unschuld und weiß Gott
Was sonst noch! Wenn sie doch unschuldig ist
Und tugendhaft dem Dränger widersteht,
Dann rief sie doch, als sie dich sah, um Hilfe?
Bermünschte dieser Mauern Höhe? — Nein,
Der Unschuld war die Mauer noch zu niedrig.

Giulio

Niedrig du selbst! Niedrig bin ich, hör ich
Geduldig noch ein Wort von dir.

Benvenuto

Geda!

Herr Giulio Vaccai! Gott sei Dank;
Ganz ausgetauscht ist er noch nicht; da unter
Dem deutschen Nebel flammt's noch italienisch.
Sitziger Junge! Treff mich dies und das,
Merk ich nicht erst, wie lieb der Bursch mir ist.

Sprich, undankbarste Seele auf der Welt,
 Wer ist's, der dieses Paradies dir öffnet,
 Als ich? Wer will, daß du sie sprechen sollst?
 Wer macht das alles möglich?

Giulio

Wenn du mich,
 Wenn du das Edle, das du schmähst, begriffest —

Benvenuto

Dann wär ich freilich ein ganz anderer Kerl,
 Ein Engelsköpfchen ohne Rumpf wie du,
 Gnadlos verachtend, wer auf Beinen geht.

Giulio

Du hilfst mir, doch ich weiß es wohl, warum?
 Du hältst mich für gemeiner Art —

Benvenuto

Um nichts
 Gemeiner, als ein Mensch nun eben ist.

Giulio

Ein edler Mensch —

Benvenuto

Paß! Ein edler Mensch
 Ist auch ein Mensch. Ihn friert, ihn hungert, dürstet.
 Und wenn er satt ist, macht er ein Verdienst
 Sich draus, daß er nicht länger ist. Er wird
 Des Besten überdrüssig, wie ein anderer,
 Allein er taugt das dann Resignation
 Und will, daß man ihn noch bewundre drum.

Giulio

Sprich, was du willst. Ich kenn dich, Benvenuto,
 Dich freuts, hält man dich schlimmer, als du bist.

Doch — hörst du? Geht die Thüre nicht da unten?
Ist fies?

Benvenuto

Dann eil und sieh sie in der Nähe,
Und ich bin sicher, daß gesund du kehrest.

Giulio (hinuntersehend)

Wie leises Grauen haucht michs warnend an,
Zu fliehn. Wovor? Es wär zu spät. Schon drängt michs
Hinab geheimnißvoll dem Strom entgegen,
Der mich in seinen Strudel reißen will.



Dritter Auftritt

Ben Mardochai, Brizzi erst noch im Hause, die Vorigen im Abgehen

Ben Mardochai

So laßt michs hören —

Benvenuto

Still! Das ist der Jude.

Brizzi

Ihr wißt noch nichts?

Benvenuto

Mit ihm der Hofschrantz Brizzi.

Giulio

Muß der mir jezo kommen?

Benvenuto

Und, was gilt's?

Er kommt, um deinen Vater zu verklagen,
Vielleicht auch dich. Sie kommen schon. Schnell, daß

Die Leiter niemand sieht und uns. Wir ziehn uns
Zurück, bis — (verschwinden beide mit der Leiter)

Ben Mardochai (auftretend)

Nun sind wir allein. Ihr seid
Sehr aufgeregt.

Brizzi

Und ihr sehr ruhig.

Ben Mardochai

Ja;

Das pfleg ich, hab ich keinen Grund dazu,
Es nicht zu sein.

Brizzi

Den bring ich, solchen Grund

Ben Mardochai

So ist's noch immer Zeit, bis ich den weiß.

Brizzi

So hört! Der Herzog kommt vielleicht noch heut.
Der Friede ist geschlossen; nichts hält ihn
Im Felde mehr zurück.

Ben Mardochai

Ist das der Grund?

Den Frieden hab ich selber eingeleitet.

Brizzi

Ihr selber? Nun, so habt ihr unser Grab
Gegraben.

Ben Mardochai

Um; ich denke, unbegraben
Noch manches Jahr zu bleiben.

Brizzi

Die Baccai

Mit ihrem Anhang werden sich erheben.

Ich seh's aus allen Zeichen. Dieser Krieg
 Hat allerlei erfordert, was uns kann
 Als Sünde aufgerechnet werden, und
 Das Volk ist aufgebracht. Wenn sich Vaccai,
 Der Alte, der des Volkes Göze ist,
 Der Aufregung bemächtigt und den Herzog
 Bedrängt — ihr wißt, wie schwach der Herzog ist.

Ben Mardochai

Und wenn ers ist?

Brizzi

So ist's uns zum Verderben.

Ben Mardochai

Ich denke, zu dem „Wir“ gehör ich nicht.

Brizzi

Seid ihr's nicht, der die Münzen hat verschlechtert?
 Nicht, der die Steuern ausgeschrieben hat?

Ben Mardochai

Hab ich das, nun so wars wohl nötig.

Brizzi

Aber

Das Volk wird das nicht glauben. Die Vaccai
 Werden nicht dulden, daß das Volk das glaubt.
 Man wird den Herzog zwingen, alles das,
 Was wir in seinem Absein angeordnet,
 Zu untersuchen, wird uns die Vaccai
 Zu Richtern geben, wird — und ihr seid immer
 Noch ruhig?

Ben Mardochai

Ja, warum soll ich's nicht sein?

Brizzi

Ich kann mich ärgern über eure Ruhe!

Ben Mardochai

Und ich kann über euern Ärger nicht
Unruhig sein. Ihr sprecht von Untersuchung —
Da braucht es Zeugnis —

Brizzi

Die Befehle —

Ben Mardochai

Zeugen

Nur gegen euch.

Brizzi

Verdammt! Drum habt ihr
Nicht unterschrieben?

Ben Mardochai

Damals hätt euch das
Einfallen sollen; wißt ihr doch, ich thu
Nichts ohne Grund.

Brizzi (schlägt sich vor die Stirn)

Verdammte Eitelkeit!

Ben Mardochai

Dem Volke hab ich wohl gethan durch euch,
Hab manches durchgesetzt. Euch ließ ich machen,
Damit dafür ihr meinen Willen thatet.
Der Zweck war gut, wenn auch das Mittel nicht.
Doch so schafft die Natur; sie will nichts rein,
Will sich nur in gebrochne Farben kleiden.
Darum hat sie Gut und Böses von einander
Abhängig gemacht. Der Gute muß das Böse
Zum Mittel schmieden, und der Böse kann
Nicht hindern, daß sein schlimmer Halm nicht müßte
Des Guten Ähre tragen. — Träumer meinen,
Wenn sie das Böse sich nicht eingestehn,
So seis nicht auf der Welt. Dann wandelst boshaft

Was sie beglückend wollen, zum Verderben.
 Der Kluge aber wirbt aus dem Verderben
 Den Helfer, reiht ihn in der Folgen Kette
 Und zwingt ihn mitzuschaffen, macht das Feuer
 Zum Sklaven, läßt wie ein gelehrig Hündlein
 Den Bergstrom an der Mühle Rädern drehn.
 Das haben alle wahrhaft große Fürsten,
 Staatsmänner, Stifter von Religionen
 Gethan. Gott selber fehlen die Soldaten,
 Schickt er den Satan nicht auf Werbung aus.
 Was kann man mir vorwerfen? Daß die Mittel
 Ich nahm, wie ich sie fand? Ist drum das Gute,
 Was ich gethan, von schlechterm Wert, weil ichs
 Durch euch gethan?



Vierter Auftritt

Rebekka. Vorige. Dann Löb

Rebekka

Entschuldigt Herr, daß ich
 Euch störe.

Brizzi (für sich)

Jude, das bezahlst du mir
 Noch teuer!

Rebekka

Baruch Löb aus Deutschland will
 Euch sprechen.

Ben Mardochjai

Baruch Löb? Entschuldigt doch.
 Gleich bin ich wieder bei euch.

Brizzi

Bitte sehr.

Laßt euch nicht stören.

Ben Mardochai

(auf der andern Seite der Bühne zu Rebekka)

Baruch Löb, sagst du?

Er ist's, den ich erwarte, meiner Schwester
Verlobten, den ich nie gesehn. Sieh mir
Ihn an, Rebekka, sag mir dann dein Urtheil.
Laß ihn herein. Wie wird er aussehn? Wird
Er weise sein? Ein Mann für meine Lea?

Rebekka (ist abgegangen)

Löb (tritt ein)

Ben Mardochai

Seid mir willkommen, Onkel meines Freundes.

Löb

Mein Vater läßt euch grüßen, Herr Marchese.
Das übrige, so meint er, wüßtet ihr.

Ben Mardochai

Und euers Vaters Vater, ist er wohl?

Löb

Zu seinen Vätern hat ihn Gott versammelt.

Ben Mardochai

Was sagt ihr? Ist er tot? So ist geschieden
Ein braver Mann.

Löb

Hätt er nicht eins gethan,
Gäb ich euch recht. Doch ihr habt alle Ursach,
Ihn zu beklagen. — Ruft ihr meine Braut?
Ich bin gern rasch.

Ben Mardochai

Erst haben wir zu reden.

Lüb

Zu reden? Ist's Geschäft doch abgemacht.
Was wollt ihr weiter reden?

Ben Mardochai

Seid mir erst
Nochmal willkommen! Dann, so bitt ich, seht
Einen Augenblick euch hier den Garten an,
Dann steh ich euch mit Hand und Mund zu Diensten.
(Zu Brizzi)
Habt ihr noch sonst was?

Brizzi

Daß ich nichts vergeesse;
Die Gräfin schickt euch dies Papier.

Ben Mardochai

Gebt her.

(Er liest)

Für eine Rente will die kluge Frau
Mich zum allmächtigen Minister machen,
Den Herrn umgeben mit erwählten Leuten.
Wißt ihr davon?

Brizzi

Kein Wort.

Ben Mardochai

Hier steht, daß ich
Gegen ein Kapital, das ich geliehn,
Ihr lebenslang jährliche Rente schulde.
Es fehlt nur meine Unterschrift.

Brizzi

Deshalb

Wohl hieß sie mir's euch geben.

Ben Mardoohai

Und warum

Die Gräfin mir das schickt? Wißt ihr das nicht?
So hört, ich sage euch. Eine alternde
Maitresse und ein Günstling, der sich nicht
Mehr fest weiß, haben dies Papier geschmiedet.
Die Dame für den Fall, wo sie nicht mehr
Die Hand hat in des Landes Schatz; der Günstling
Will mich befestigen, sich an mir zu halten,
Wenn — hm! — es wär ein Federzug. — Ihr habt
Auf meinen Ehrgeiz spekuliert. Ihr habt
Nicht glücklich spekuliert.

Brizzi (erschrocken)

Ihr wolltet wirklich

Mich fallen lassen?

Ben Mardoohai

Hab ich das gesagt?

Das hab ich nicht gesagt. Ich gebe nicht
Die Fäden gern aus meiner Hand. Ich habe
Gern mehrere Wege vor mir. — Nehmt es mit.
Laßt's da. — Eins aber merkt euch, guter Freund:
Verleze dies Gebot und das und wärs
Das heiligste, vielleicht wird dir's verziehn;
Nur eines weiß ich, das sich allzeit rächt,
Und doch stehts bei den zehn Geboten nicht.
Das heißt: Sei klug. (Steht auf) Nehmts mit. Laßt's da -

Brizzi

Ich laß es

Bei euch zurück und frage heut noch nach.
Dich, übermütger Jude, saß ich noch. (Ab)

Ben Mardoohai

Ein Mittel nur giebt's wider den Betrug;
Das heißt: Trau niemand! Trau dir selber nicht!

Ich soll ihn stützen, bis er, wieder stark,
 Die Stütze übern Haufen wirft. Er haßt
 Mich; ich veracht ihn. Zwischen uns steht es,
 Wie zwischen einem Tiger und dem Menschen,
 Der ihn bezähmt. In jedem einzelnen Blick
 Muß er besiegt sich fühlen. Hm. Laß ich
 Ihn fallen? Heb den jüngeren Baccai
 Ich an die Stelle? — Doch sieh, da vergeß
 Ich meinen Gast. (Er geht zu der Bank vorn, wo Löb sitzt)
 Habt ihr euch umgesehn?
 Und wie gefällt's euch hier?

Löb

Wärs nicht so prächtig,
 So wärs ganz hübsch.

Ben Mardochai

Da hier im Sande habt ihr
 Doch gar gerechnet? Recht so, junger Mann,
 Ihr könnt nicht unbeschäftigt sein. Was habt ihr
 Doch da gerechnet?

Löb

Ja, da weiß ich nicht,
 Ob ihrs gern hören werdet.

Ben Mardochai

Zweifelt ihr?

Löb

Seht, wie ich das Bassin besah, so dacht ich:
 Ein kleines Meer in Marmor eingefaßt!
 Doch warum Wasser in so prächtger Schale?
 Warum nur Wasser? Warum springt nicht Wein
 Aus goldner Röhre hier?

Ben Mardochai

Da rechnetet —

Löb

Ich rechnete, wieviel, wär aller dieser
Unnütze Brunt auf Zinsen ausgeliehn,
Er jährlich bringen müßte.

Ben Mardochai

Sm. Ja — so —

Löb (auf die Vögel zeigend)

Die bunten Dinger fressen da Prozente —
Seht ihr, ich bin ein Kaufmann und so muß
Ein Kaufmann denken.

Ben Mardochai

Sm, ihr habt schon recht —

Löb

Na laßt mich nur erst hier sein; das muß alles
Sich ändern —

Ben Mardochai (für sich)

Nein; das ist kein Mann für Lea.

Löb

Und diese Mauern hier — 's war hohe Zeit,
Daß ich hierher kam. Wartet nur, ich will euch
In Ordnung halten, Schwager. Was ist das
Da für ein alter durrer Stecken hier —
In Gold gefaßt! Vermünschter Einfall!

Ben Mardochai

Hört ihr

Was ich dem Stab hier danke, dann lacht ihr
Gewiß nicht über diesen Einfall mehr.

Löb (streckt sich bequem aus)

Na, so laßt hören. Denn ich merke schon,
Das ist von den Geschichten eine, die ihr
Jedweden Kunden in den Kauf mitgebt.

Ben Mardochai (hat gesprochen)

Es war ein armer Judenknabe einst —

Lüb (lacht)

Es war einmal — das ist der rechte Anfang.

Ben Mardochai

Von seinem armen Vater in die Welt
Hinausgeschickt, sich selbst sein Glück zu suchen.
Sein Weg führt' ihn bei Samuel Ben Micha
Vorbei, der ein gewaltig reicher Mann,
Doch, was noch mehr, ein weiser Mann —

Lüb

Und was

Das allermeiste, mein Großvater war.

Ben Mardochai

Du hast's gesagt, mein Sohn. Der Samuel
Stand an der Thür und sah den Knaben ziehen
Und rief ihn zu sich, gab ihm gute Lehren
Und jenen Stab —

Lüb

So wert eins wie das andre.

Ben Mardochai

Der Knabe dankt' und nahm den Stab mit sich.
Nicht lang, so rief der Alte ihn zurück.
Schon viele prüft' ich mit dem Stab, sprach er,
Der eine meinte sich gehöhnt und ließ ihn
Zurück; der andre warf, so bald er meinte,
Er sei mir aus den Augen, ihn von sich.
Du nimmst ihn an mit Demut und behielst ihn
Und freutest dich der armen Gabe. Sieh,
Nun kauf ich dir sie ab. Er nahm den Stab
Aus meiner Hand und gab mir Geld dafür.

Dann schenkt' er mir den Stab nochmal und fragte:
 Was denkst du dir dabei? Herr, sagt ich, das:
 Man soll nicht Geld verschenken. Recht so, sprach
 Der Weise freudig; deine Seele ist
 Der meinen Schwester; du hast mich verstanden.
 Früchte verschenken darf man, doch nicht Späne
 Vom Baum. Verschenktes Geld macht arm den Geber
 Und den Beschenkten doch nicht reich. Noch vieles
 Fragt' er, und jede Antwort freut' ihn mehr.
 Da endlich sagt' er: Hätt ich solchen Sohn
 Wie dich! Fruchtbar wird stets die Hand dir sein.
 Der dürre Stoc wird Wurzel in ihr schlagen
 Und dich beschatten. Und wie er so sprach,
 Kniet ich vor ihm; er aber legte mir
 Die Hand aufs Haupt und gab mir seinen Segen.

Lüb

Ja, meines Vaters Segen gab er euch.
 Oft hats mein Vater uns geklagt; ihr wuchset
 Von seinem Segen, und er wurde kleiner;
 Von Stund an nahm der Herr sein Glück von ihm
 Und gabs an euch.

Ben Mardochai (hat gesonnen)

Ich wurde groß; durch mich
 Wurd es mein Vater, und aus Dankbarkeit
 Hat er die Tochter seines Alters euch
 In der Wiege schon verlobt.

Lüb

Damit der Segen
 Rückfahre auf das Haupt, dem er genommen.

Ben Mardochai (für sich)

Ich muß ihn prüfen, ob er nicht vielleicht
 Doch zarter denkt, als ich befürchte, daß
 Er denkt. — Euch wundert dieses Gartens Pracht;

Ihr scheltet mich darum. — Vielleicht, wenn ihr
 Erfahrt, was mich ihn schmücken ließ, so lobt
 Ihr mich darum. — Seht, wie mein Vater starb,
 Nahm ich die Schwester, eure Braut, zu mir.
 Sie war ein schönes Kind, mehr Geist jedoch
 Als Leib; eins von den Kindern, die zu gut
 Uns scheinen für die Erde. Jeder Tag
 Macht' ihr die Schwingen leichter, daß ich schon
 Die Stunde nahen sah, da sie entfloß.
 Die Ärzte wußten keinen Trost. Nicht über
 Die Jahre, die vom Kind die Jungfrau scheiden,
 Könne sie leben. Wär es möglich, sie
 Bis über jene Jahre hinzufrißten,
 Dann wär es möglich, daß sie ganz gesund
 Mir würde. Heitre Ruh und freie Luft
 Und liebevolle Pflege könnten viel.
 Damals war ich noch weich, nicht abgehärtet
 Wie jetzt für Hohn und lieblose Verfolgung,
 Und hatte viel zu leiden von den Christen.
 Darum — das größte Übel scheint uns stets
 Das gegenwärtige — so dacht ich mir:
 Sie soll nichts wissen von dem Loß der Juden,
 Das ich, ein starker Mann, kaum tragen kann.
 Gott wird mich leben lassen. Hab ich sie
 Dann über jene Jahre hingetäuscht,
 Und sie ist mir gesundet, dann enttäusch ich
 Die Starke über das, was mir die Schwache
 Hinsterben machen würde vor der Zeit.
 Und wenn mirs nicht gelingt, und wenn sie doch
 Mir früher stirbt, so hab ich doch den Schmerz
 Hinweggenommen aus dem kurzen Leben.
 Damit die Freiheit und die Pflege nicht
 Ihr fehle, seht, so schuf ich diesen Garten.
 Hier wuchs sie auf in ungetrübtem Frieden.
 Sie weiß nicht, daß es Christen giebt, nicht, daß
 Ihr armes Volk verhöhnt ist und verachtet.

Löb (kopfschüttelnd)

Und nun —

Ben Mardodjai

Wirßt du an meine Stelle treten.

Löb

Und eure Thorheit erben? Fort und fort
Das Geld verschwenden an den Märchenprunk?

(Für sich)

Ja, er hat gut vergeuden; gehts doch von
Dem Meinen. Fremdes Geld verthut sich leicht.
Bin ich nur erst ihr Mann, dann soll sichs ändern. —
Hm, aber wenn sie nun dahinter kommt?

Ben Mardodjai

Du wirßt sie nicht dahinter kommen lassen.

Löb

Wenn sie nun aber doch dahinter kommt?

Ben Mardodjai (nach einer Pause)

Ich prüft euch nur; vergebt mir. Wenig Wochen
Nur habt Geduld. In wenig Wochen ist
Sie fünfzehn Jahr, ist der Termin, den ich
Mir einst gesetzt, bis wann ich zögern wollte,
Sie aufzuklären. So lang müßt ihr euch
Gedulden, Baruch, eure Braut zu sehn.
Ihr wohnt bei mir, wie sichs von selbst versteht.
Ein Diener wird euch eure Zimmer zeigen.
Bald bin ich wieder bei euch. (Beide hinten ab)



Fünfter Auftritt

Rebekka, die vorherin zuweilen sichtbar geworden; **Ben Mardochai**,
wieder zurück

Ben Mardochai

Dir gefällt

Er nicht, Rebekka? Mir gefällt er auch nicht.
Ben Micha war ein weiser Mann; wie er
In Briefen mir ihn lobte, that er das
Als Ahne, nicht als weiser Mann.

Rebekka

Muß es

Denn eben jener sein? Muß es denn eben
Ein Jude sein?

Ben Mardochai

Rebekka, was hilfts sprechen
Von Dingen, die beschlossen sind.

Rebekka

Sind sie

Denn auch beschlossen?

Ben Mardochai

Hat mein Vater sie
Doch seines Vaters Sohn verlobt.

Rebekka

Ihr seid —

Ben Mardochai (einfallend)

Ihr Bruder —

Rebekka

Euer Vater war der Vater
Der Sterbenden, der Aufgegebenen.

Die ist gestorben; die Lebendige,
Die wunderbar Erhaltne dankt ihr Leben
Nur euch. Ihr seid der Neubelebten Vater.

Ben Mardochai (lächelnd)

Wie du verschlagen bist! An dir verdirbt
Ein Ränkeschmied von Advokaten.

Rebekka

Wär

Ich ihr, ein langverwehtes Wort das sollte
Mich nicht zur Thorheit zwingen. Wenn eur Vater
Noch lebte, ganz gewiß! es reut' ihn selber.
Ihr habt die Auswahl. Wer in diesem Land
Wär so erhöht, der sich nicht glücklich pries,
Dürft er euch Schwager nennen? Sagt mir doch!

Ben Mardochai

Schon gut. Schon gut. Und wenn? — Haushalten
lernst du
Mit deinem Atem nicht.

Rebekka

Ja, wär ich ihr;
Wüßt ich, wen ich zu meinem Schwager machte.

Ben Mardochai

Du bist nicht ich; drum laß die Sorge mir.

Rebekka

Ihr solltet ihn nur sehn. Mit welchen Blicken
Er diese Mauer mißt, seit ihr sie höher
Habt bauen lassen, und er nicht herüber
Mehr sehn kann.

Ben Mardochai

Sprichst du wieder irr? — doch ist's
Ein Wunder? Hm. Ich seh den Jungen nicht

Mit Weiberaugen an — hm, ja; ich wollte,
 Der Löß sah aus wie der Vaccai, der Löß
 Hätte den halben Geist nur des Vaccai.
 Daß du nicht solche Dinge mehr da vorbringst!
 Hast du sie vorbereitet, wie ich wollte?
 Siehst du: ich dachte mir, wenn Löß nicht so,
 Wie wir es wünschten — da ihm Lea doch,
 Wie er auch sein mag, eigen werden muß —
 Wie das geschehen könnte ohne Zwang.

Rebekka

Einschwärzen wollt ihr ihn in ihre Seele,
 Ich kann mirs denken, durch die fromme Lüge,
 Er komme, den Gott selber ihr bestimmt.
 Und wenn sie dann nichts anders denkt, als wie
 Sie, Gott demütig ehrend, sich ihm gebe,
 Dann wie zufällig soll Löß vor ihr stehn.

Ben Mardochnai

Ja, du bist klug, Rebekka, und wirst helfen.

Rebekka

Ja, ihr seid klug, seid zu klug, zu gewiß
 In eurem Traun auf eure Klugheit, fürcht ich.

Ben Mardochnai

Schmäh mir die Klugheit nicht. War ich nicht jung?
 Hatt ich kein Herz zum Lieben und zum Hassen?
 Was hat das Herz mir eingebracht? Was mehr
 Als Gram und Reu? Was mehr? Was thut ein Jude
 Mit einem Herzen? einer aufgemalten
 Zielscheibe für der Christen Hohn? Von unten
 Kam ich herauf; ich war ein armer Jude,
 Vor dem man sich nicht zu verbergen braucht.
 Ich sah sie durch und durch; ich sah, das Geld
 War ihr Gott mehr noch als der unsere.
 Ich dachte, hab ich ihren Gott, dann hab ich

Auch seine Väter, wandte jeden Groschen,
 Eh ich ihn ausgab, jeglichen Gedanken,
 Eh ich zur That ihn machte, zehnmal um.
 So lang ich liebte, war ich ihr Beherrscher,
 Wer sie verachtet, dem gehorcht die Welt.
 Schmähe mir nicht den Verstand, du Thörichte.
 Er hat mich groß gemacht, die Schwester mir
 Erhalten; schmähe mir den Verstand nicht mehr.
 Doch red ich da! — Von dem Bestimmten also.
 Du hast ihr schon davon gesprochen?

Rebekka

Sie

Denkt nichts, sie fühlt nichts, weiß nichts mehr, als nur
 Daß der Bestimmte kommen wird.

Ben Mardochai

Regt sie

Das auf? Verwünscht, daß unser Will zu sehr
 Geschehn kann. Ruf sie her. Ich will sie selber —
 Doch schließ die andern Thüren erst. — (Rebekka ab)
 Der Loh

Gefällt mir nicht. —



Sechster Auftritt

Lea. Ben Mardochai. Rebekka

Rebekka (mit Lea heraustretend)

Geduld; er wird schon kommen!

Lea (eilt zum Bruder und küßt ihn)

Was zögert er? Wenn er auch lange zögert,
 Doch weiß ich, wie er aussieht.

Ben Mardochai (sic lieblosend)

Kleine Thörin,
Noch hat ihn Gott dir nicht gezeigt.

Lea

Und doch,
Doch weiß ichs! Willst du wissen, ja dann mußt
Du gute Worte geben.

Ben Mardochai

Nur erhib

Dich nicht so sehr. Dann will ichs. Sieh, ich thu
Es schon. Sag mirs, ich bitte.

Lea

Sieh, eh ich
Einschlafe, bet ich: Meiner Väter Gott,
Zeig mir ihn, den du mir bestimmt, im Traume.
So that ich gestern, und kaum schwieg ich, sieh,
Da stand der Traum an meinem Lager schon,
Da sah ich den Bestimmten, wie ich dich
Jetzt sehe, ganz so klar und nah und deutlich.
Hätt ich die Hände ausgestreckt, ich hätt ihn
Gefühlt.

Ben Mardochai

Und war er schön?

Lea

O er war schön!

Ben Mardochai (für sich)

Das Mittel war verkehrt, das ich gewählt;
Nun wird er desto häßlicher ihr scheinen.

Lea

Sein Antlig leuchtete so hell und doch
So sanft, wie wenn der Mond in Wolken steht
Und uns nicht blenden will mit seinen Strahlen.

Wüßt ich nur, wie — ja, wenn ich zeichnen könnte!
Wenn ich — sieh, hättest du den Mann gesehn,
Der neulich, wie die Mauer nicht so hoch
Noch war, von dort herunter sah; dort, siehst du,
Wo der geschweifte Stein so rötlich glänzt;
Daneben gleich ist eine kleine Höhlung.
Ganz so erschien er von Gesicht und Wesen.

Ben Mardochai (leise zu Rebekka)

Wer war das?

Rebekka (ebenjo)

Seht ihr, wie ihr selbst dem jungen
Vaccai die Werbung leicht gemacht.

Lea

Warum

Siehst du so finster? Hab ich was gethan,
Was ich nicht sollte?

Ben Mardochai

Denk an jenen nicht,
Der von der Mauer sah. Ich kenn ihn wohl,
Er ist ein Christ.

Lea

Er ist ein Christ — ist das
Was Schlimmes? Einmal hört ich schon von Christen
Dich mit dir selber reden voll Verachtung.
Sind Christen keine Menschen? Sind sie nicht
Wie wir? O bitte, laß mich einen sehn.

Rebekka (war nach einer Thür gegangen)

Der Schmetterling wünscht euch zu sprechen, Herr.

Ben Mardochai

Laß ihn herein. Und ihr — geht auf die Seite.



Siebenter Auftritt

Schmetterling. Vorige

Ben Mardochai (ihm entgegen)

Was giebt's?

Schmetterling

Von den Marchesen Viarotta,
Belfast und Givia unterthänigen
Respekt, und wenns gefiel' dem Herrn Marchese,
So kämen sie, Eur Gnaden abzurufen.
Es wär —

Ben Mardochai

Schon gut.

Lea

Ist der ein Christ? Gewiß.
Wie demutsvoll er dasteht und wie ängstlich
Er an des Bruders Blicken hängt. Das schmerzt mich.
O bitte, bitte, Joseph, sei ihm freundlich.
Gieb ihm die Hand und heiß ihn zu dir sitzen —

Ben Mardochai (abwehrend)

Bißt du noch da, du kleine Thörin; geh.

Rebekka

Laßt doch den Bruder. Wollt ihr denn, er soll
Mit seiner Diener niedrigstem verkehren,
Als wär er seinesgleichen?

Lea

Sagst du nicht,
Die Menschen kommen alle nackt zur Welt,
Der Jude wie der Christ? Was giebt dem einen
Denn nun das Recht, den andern zu verachten?

Ben Mardochai (hat mit ihm gesprochen)

So, Schmetterling, nun flieg er wieder fort.

Schmetterling (abgehend)

Ha ha, ha ha! O ganz scharmant — „nun flieg er“ —
Ein ganz scharmanter, exquisiter Witz!

Ben Mardochai

Du weinst? Worüber?

Lea

Um den armen Christen.

Ben Mardochai

Hab ich ihn hart behandelt?

Lea

Nein, ach nein!

Ben Mardochai

Und warum sonst?

Lea

Ach daß er wie ein Hündchen
Entzückt war, weil du freundlich sprachst. Drin lags,
Daß du ihn schlagen durstest, und er hätt es
Geduldet. Daß du nicht unfreundlich warst,
Das hat ihn schon entzückt. Mich schmerzt es, daß
Ein Mensch kann schmeicheln wie ein Hund. Ich fühlt es,
Als wär ichs selbst. O hätt ichs nie erfahren,
Daß es so arme, arme Christen giebt.
Sind alle Christen so, o dann ist er,
Den ich auf jener Mauer sah, kein Christ.
Die armen Christen!

Ben Mardochai

Ob ich jetzt ihr alles
Erkläre? Wär sie nicht so aufgeregt!

Es sind nur wenige Tage noch, dann ist
Ihr sechzehnter Geburtstag. — Regst du dich
So auf, du dummes Kind? Denk heitre Dinge
Und sieh mir fröhlich aus, damit du mir
Gesund bleibst. Hörst du? Thust du mirs zuliebe?

Lea

Ja doch. Ich will an den Bestimmten denken. (Sezt sich)
Sag, wird er plötzlich kommen? unverhofft?
Kommt er vom Himmel?

Ben Mardoohai

Närrisch Kind; je flüger
Und ruhiger du bist, so eher kommt er.

Lea

So will ich still sein, schlafen, von ihm träumen.

Rebekka

'S ist ohnehin eur Stündchen jetzt zu ruhn.

Ben Mardoohai

Hörst du, Rebekka? (Spricht seitwärts mit ihr)

Lea

Herr du meiner Väter,
Der Knecht von Abraham sprach: Welch ein Mädchen
Mir die Kamele tränkt, die soll es sein;
Die will ich meines Herren Sohne frein.
Und wie — er auffah — sieh, da — kam — Rebekka
Und tränkte — Gott du meiner Väter — laß mich
Ihn sehen — den du — gute Nacht — und — gieb
Den — armen Christen — daß —

Ben Mardoohai

Sie schlummert ein.
Sag mir, Rebekka, doch belüg mich nicht,

Meinst du, daß dieses Rot nichts Schlimmes deutet?
Ist es gewachsen? Wie?

Rebekka

Ich dächte nicht.

Ben Mardochai

Nicht wahr? Gewachsen ist es nicht. Es ist
Viel kleiner worden. Raum das Fleckchen deckts
Da unterm Aug. Ins Blaue spielt's, ist größer,
Wenn es Abzehrung kündet. Solche Flecken
Hat jedes Mädchen. Sieh, der Atem windet
Sich leicht in langen Zügen von der Brust.
Was ist?

Rebekka (ist an die Thür gegangen)

Der Schmetterling. Die Herren sind
Wohl da.

Ben Mardochai

Ich komme gleich. Dann sieh, ob Löß
Versorgt ist, wie es meinem Gast gebührt.

Rebekka (ab)

Ben Mardochai

Ich hab dich unter Schmerzen neu geboren,
Mit Sorge jeden Atem dir gemessen,
Von dir gehalten, was dich fränken konnte,
Hab stets das Soll zum Wollen dir versüßt,
Daß du dir frei schienst, wo du mir gehorchtest,
Und mir gehorchtest als zu deinem Heil.
Und nun soll ich dich von mir lassen, soll
In fremde Hand dich geben, daß die Welt
Des Herzens Reinheit dir vergiftet, dich
Zur Lüge zwingt. O daß kein Mensch mehr darf
Im Paradiese bleiben. Jene Christen,
Um die dein Mitleid seine Arme schlingt,

Die sich vermessen, ihren Feind zu lieben,
Ja, uns wie ihresgleichen — Gott behüt uns
Vor solcher Liebe. O daß du sie nie,
Nie müßtest kennen lernen! Und die Hand,
Die dich von nun an führen soll, ist hart,
Noch härter, fürcht ich. O mein Herz ist schwer
Um dich, du meines Vaters armes Kind.

(Er geht)



Achter Auftritt

Lea schlafend. Giulio und Benvenuto erscheinen wieder auf der
Mauer

Giulio

Nun ist der Garten leer. Nur sie allein —
(Räht die Strickleiter wieder herab)

Benvenuto (ihm helfend)

Nun gutes Glück, Herr Träumer. Ganz berauscht
Steigt ihr hinunter und ganz nüchtern, hoff ich,
Wieder herauf. Ich muß jetzt fort. Wir sehn
Uns wieder. (Ab)

Giulio

Geh, der du nichts Edles glaubst,
Stör meiner Seele fromme Feir nicht mehr.

(Tritt zurück, in die Szene redend)

Und nun Musik! (Musik) Duft für der Seele Atmen
Verkünd ihr, daß ich komme. Zauberisch
Glänzt die Fontän im letzten Abendschein.
Doch um die Tiefen schmiegt sich schon die Nacht
Wie aufgelöster Rabenlocken Pracht.
O du verdienst den Namen Träumer ganz,
Zerfließest in Empfindung, wo du dich

Zusammenraffen sollst zu kühner That.

Die Zeit höhnt fliehend dich. Hinab und rette!

(Er steigt an der Strickleiter hinab; der Mond kommt herauf)

Lea

Er ist es! Dank dir, Traum, der mir ihn zeigt.

O er ist schön. So schön dacht ich mir Gott.

Giulio (bleibt vor ihr stehn)

Hier ist sie. Ja, es ist das Angesicht,

Wovon das Bild in meinem Herzen wohnt,

Doch schöner, unbeschreiblich schöner noch,

Und meine Phantasie ist nur ein Stümper.

Die schwere Erde hat an diesem Leib

Nur wenig teil. Harr ich, bis aus den Schultern

Ihr Engelsflügel brechen und sie mir

Himmelhinan entziehen? Klammr' ich mich fest

An sie, daß sie mich mit gen Himmel trägt?

O Thor, betrügst du so die rasche That

Um ihre Zeit? O Schlaf, verzeih, daß ich

Muß deinem schönsten Wohnsitz dich verscheuche.

Lea

Ist's nur ein Bild, was schöne Träume malen?

Doch sprach es dann?

Giulio

Du wachst?

Lea

Du bist kein Traum?

Kein bloßes Bild? Du bist es selbst?

Giulio

Kennst du

Mich denn?

Lea

Hab ich dich doch schon lang geliebt,
Oh ich noch mußte, daß du bist. Und dir
Gings ebenso.

Giulio

Das weißt du?

Lea

Weiß ich doch,
Daß meiner Väter Gott dich mir bestimmte.
Herr, ich bin deine Magd. So nimm mich hin.

Giulio

Ich sollte sagen: Gile! Komm mit mir,
Daß ich dich rette aus der Hand des Drängers;
Doch deine Ruhe macht mich irr. Ist's doch,
Als bleibst du gern, und doch kann kein Verdacht
Aufrecht in deiner Reinheit Sonne schaun.
Du kommst mit mir!

Lea

Und bleibst du nun bei mir?

Giulio

Oh noch dein Dränger ahnt —



Neunter Auftritt

Rebekka. Die Vorigen

Rebekka (erschrocken)

Was seh ich? Hier

Ein Fremder? Bei ihr? Es ist Giulio

Vaccai. Was wollt ihr hier?

Lea

Wie du nur fragst!

Rebekka

Wenn ihn eur Bruder fände!

Lea

Ist ers doch,

Den Gott mir hat bestimmt.

Rebekka

Flieht! Flieht!

Lea

Warum?

Weil er ein Christ ist?

Giulio

Du wärst eine Jüdin?

Lea

O sei nicht bang, bist du auch nur ein Christ.
Was kannst denn du dazu, daß die Geburt
Dich hat erniedrigt? O gewiß! Wer niedrig
Geboren ist, der muß deshalb nicht niedrig
Von Seele fein.

Giulio

Fährst du so fort, so fühl ich
Es selbst als einen Mangel, daß ich Christ bin.
Ha, schwärm ich selber? Ist dies süße Bild,
Weh mir! an unglückselgem Irrsinn krank?

Rebekka

Nein, Herr, das ist sie nicht; doch weiß sie wenig
Noch von der Welt, und was sie weiß, bedarf
Berichtigung. Sagt mir, meint ihr es redlich?

Giulio

Frag mich, ob ich bei Sinnen bin?

Rebekka

Dann sollt ihr
Sie öfter sehn. Doch meint ihrs nicht, dann geht
Und stürzt dies liebe Kind nicht ins Verderben.

Giulio

Welch Ungeheuer müßt ich sein, könnt ich
Das wollen nur. Ließt du auf meiner Stirn
Etwas von dem, was du befürchtest?

Rebekka

Nein.
Viel müßt ihr thun, um alles das zu halten,
Was eure Stirn verspricht.

Giulio

Du bist erstaunt?

Ira

Ich hör euch reden und versteh euch nicht.

Giulio

Versteh ich dich, du süßes Rätsel, denn?
Versteh ich mehr von dir, als daß ich weiß:
Ich bin dein Eigentum?

Rebekka

Hört ihr? Er kommt.

Giulio

Wer kommt?

Ira (freudig)

Mein Bruder.

Giulio (ängstlich, ahnend)

Doch wie heißt dein Bruder?
Wenn ich recht ahnte!

Rebekka

Der Marchese von
Belcomo.

Giulio

Der Marchese —

Lea

Du erschrickst?

Giulio

Ben Mardochoi?

Rebekka

Sieß er sonst.

Giulio (außbrechend)

Ist der
Ihr Bruder, darf ich nimmer wiederkehren!

Rebekka

Ihr dürft. Laßt mich nur machen. Doch jetzt eilt.
Ich bitt euch, ich beschwör euch. Er ist euch
Nicht gram — doch jetzt —

Lea

Du fürchtest meinen Bruder?
Du wirst ihn lieben, kennst du ihn nur erst.
Komm, ich will dich in seine Arme führen;
Du mußt nicht ängstlich sein.

Giulio

Angst ist es nicht,
Schmerz ist's, was ich empfinde. O der Jude ist
Ihr Bruder!

Lea

Siehst du, wär er so wie du
Ihn fürchtest, wie er nicht ist — wär er so —

Ja droht' er dir den Tod, er sollte nicht —
 Ich wollt ich selber sterben, als er dir
 Ein Haar nur krümmte. Ja gewiß, siehst du,
 Ich lüge nicht.

Giulia

O schweige! schweige! Du
 Ziehst mich und dich in das Verderben. Hör
 Ich dich, dann hab ich keinen Willen mehr.

Rebekka

O geht! Geht!

Giulia

Recht! Ich danke dir, und doch
 Hab ich die Kraft nicht mehr. Leg in dein „Geht“
 Den Schmerz der halben Welt; in ihrem Blick,
 In ihrer Stimme Klang liegt ungemessen
 Viel mehr als eine ganze Welt von Glück.

Rebekka

Ich treff euch irgendwo; laßt mich nur machen.
 Ihr sollt sie wiedersehn; nur folgt mir jetzt
 Und geht.

Giulia

Ja, ich muß gehn. O faßte jetzt
 Ein Engel mich, wärs mit erzürnter Faust,
 Und riße mich dahin, wo meine Mannheit
 Ich wiederfände!

Rebekka

Kommt! (Öffnet eine Thür in der Mauer)

Giulia

Recht! Reiß mich
 Aus diesem Zauberkreis, der mich —

Len

Du gehst?

Giulio

Ich komme wieder. Nein — ich komme nicht —
Und doch — leb wohl! — Nur einmal saß ich dich.
O Himmel, reiße mich los! — Leb wohl! Leb ewig —
(Rebekka läßt ihn aus der Thür; indem sie diese schließt, tritt auf)



Behnter Auftritt

Ben Mardochai. Lea. Rebekka

Lea

Er flieht? (Sieht den Bruder) O Joseph!

Rebekka

Schweigt! Laßt ihn nichts merken.

Ben Mardochai

Was ist? Du glühst? Du zitterst?

Lea

Er war da!

Ben Mardochai

Er war —? Wer ist der er?

Lea

O du wirst zornig.

Ben Mardochai

Sprich doch!

Lea

Doch du mußt freundlich sein. Gott hat ihn
Geschickt.

Ben Mardochai

Gott hat ihn — wen? Was? Löss, Rebekka?
Doch nein; der konnte nicht — ich will nicht denken,

Ein anderer könnt's gewesen sein. Doch nein.
 Du hast geträumt, du hast lebhaft geträumt.
 Raum daß ich ging und dich hier schlafend ließ,
 Du träumtest, und erwacht hältst du den Traum nun
 Für Wirklichkeit.

Len

Frag die Rebekka nur.
 Sie hieß ihn gehn. Aus dieser Thür ist er
 Gegangen.

Ben Mardochai (muß sich setzen)

Nun so sei mir hundertmal
 Verwünscht, thörichte Klugheit!

Rebekka

Seht, ich ahnt es.

Ben Mardochai

Rein Unglück ist, was euch nicht hat geahnt.
 Erst macht ihr's, und zuletzt dann ahnt es euch:
 Es war ein Unglück, was ihr habt gemacht.

Rebekka

Ihr thut mir unrecht. Wie ich kam, fand ich
 Ihn bei ihr. Thu der Herr mir dies und das,
 Weiß ich, wie er hereingekommen ist.

Len

Dort, wie die Engel von der Himmelsleiter,
 Sah ich im halben Schlaf ihn niedersteigen.
 Ich schloß die Augen, um den Traum von Gott
 Nicht zu verschrecken —

Ben Mardochai

Von der Mauer? Wär er
 Herabgestürzt! Ein Traum von Gott? Ein Traum
 Vom Teufel! Ein Traum, den du vergessen mußt.

Lea

Nein! Nein! Ich weiß, Gott selbst hat ihn geschickt.
 O wüßt ich alles so gewiß! Sag nicht:
 Es ist nicht wahr; ich dürfte sonst dir nicht
 Mehr glauben. Schelte lieber, strafe mich.
 Es macht mich glücklich, darf ich für ihn leiden!

Ben Mardochai (schmerzlich)

Lea!

Lea

Siehst du, dich reut es, daß du ihm
 Unrecht gethan.

Ben Mardochai

Mich schmerzt, daß du dich irrest.

Lea

Du bist mein guter Bruder, ja mein Vater.
 Du selbst hast mich gelehrt, an Gott zu glauben;
 Du selbst hast mir gesagt, er werde kommen,
 Den Gott mir vorbestimmt; und nun er kam,
 Willst du ihn mir nicht nehmen.

Rebekka

Gebt nur Ruhe.

Wie euch das Herz schlägt! Wie ihr zittert!

Ben Mardochai

Lauf

Zu Nathan. — Kind, komm zu dir, liebes Kind!

Rebekka

Laßt sie dabei. Ihr wißt, die Seele macht sie
 Gesund und krank. Wollt ihr nach andern schicken,
 Wo ihr der einzige Arzt seid, der kann helfen?

Ben Mardochai

Wie ist dir, Kind?

Rebekka

Dhnmächtig wird sie.

Lea

Nimm mir

Ihn nicht!

Rebekka

Er thut es nicht. — So sagt nur was,
Sie zu beruhigen.

Ben Mardochoai

Wär nicht das Wort
Des Vaters —

Rebekka

Geht mir doch! Weil euer Vater
Ein unbesonnen Wort gesagt, so soll
Sein Kind es büßen? Hat er eine Sünde
Gethan, daß er das Thorenwort ihm gab,
So thut die zweite nicht, es auch zu halten.

Ben Mardochoai (hin und her)

Du weißt nicht, was du sprichst. — Nimm etwas Wasser
Und neß die Stirn ihr. Hm! Des Vaters Wort —
Und doch — der Löb — er ist kein Mann für sie.
Hartherzig, unsanft, gierig, ohne Rücksicht.
Und der Vaccai — laß doch sehn! Was hat der
Darunter, daß er in den Hof mir steigt?
Reib ihr die Schläfe — ja, was denkt er sich?
Du gehst zu weit. Wer rechnet, dem läßt sich
Nachrechnen; zwanzig Jahre rechnen nicht.
Hm ja; es gälte den Gedanken bloß
Ins Aug zu fassen, wenn ich die Vaccai
Erhöhe, diesen Brizzi — er wird so
Mir unbequem — aufgabe? Nun es ist
Ein Wenn und weiter nichts als nur ein Wenn.

Gesetzt jedoch, es würde mehr — man müßte
Dann klug verfahren. Noch sind alle Fäden
In meiner Hand; noch ist kein Schritt gethan,
Den man zurück zu thun uns könnte zwingen.
Und auf den Fall, es würde mehr als nur
Ein bloßes Wenn, so zeichn' ich und verbünde
Der Klugheit noch die Allmacht.

Rebekka

Bald wird sie
Erwachen, habt dann nur ein gutes Wort
Für sie.

Ben Mardochojai

Wie nahm er sich?

Rebekka

Der Giulio
Baccai? Wie ein Mensch, der treu es meint.
Ich bin kein Kind mehr, das sich täuschen läßt
Mit Männerworten. Doch wie er erfuhr,
Daß ihr des Mädchens Bruder wärt, da sank ihm
Die Hoffnung. Er ist edlen Bluts, doch arm.
Ihr könnt ihn reich und vornehm machen, könnt
Die Kluft ausfüllen zwischen euch und ihm.

Ben Mardochojai

Ich zeichne — (hält inne) Doch noch immer ist's ein Wenn,
Nichts weiter. Öffnet sie das Aug?

Rebekka

Nun habt
Ein freundlich Wort.

Lea

Nicht? Du nimmst mir ihn nicht,
Den Gott mir hat bestimmt?

Ben Mardochai

Den Gott dir hat
Bestimmt — wer nähm dir den? Mein liebes Herz,
Sei ruhig. Untersuchen will ich nur,
Ob ers auch ist, den du gesehn, den Gott
Dir hat bestimmt.

Lea

Du wirst es sehn, er ist's.

Ben Mardochai (indem er unterschreibt)

Ich zeichne. — Doch noch ist's ein bloßes Wenn!

Vorhang fällt

Ende des ersten Aufzugs



König Alfred

Aus dem ersten Aufzug



Zweiter Auftritt

Eine andre Gegend des Waldes. Ein Felsenthal. In der Mitte ein
Eichengebüsch. In der Szene bald nahender, bald sich entfernender
Hörnerschall

Alswith (in Knabenkleidern tritt auf)

Ich kann nicht weiter. Niedersitzen muß ich,
Wärs auch nur einen Augenblick. Der Mittag,
Hier zwischen steilen Felsen eingepreßt,
Sticht an der eignen Glut. — Ruhn will ich hier,
Doch schlafen nicht, wie schwer ichs wehren mag.
Hör ich nicht fernen Horneſton? Sie find's!
Gewiß! Sie find's! Noch an dem Felsenſteig,
Oh ich vom Roſſe ſtieg, das kraus Gezwing
Dem fliehnden Reh zu folgen hinderte,
Sah ich mein ganz Gefolg. Dann ſpäter noch
Im Dickicht hört ich Sintrams ſchweren Schritt
Im Schlingkraut hinter mir. Als plötzlich dann
Wie von des Felsens Wänden eingefchlungen
Das Reh verſchwand, war ich allein. Und, fürcht ich,
Mein müdes Aug verwechſelte die Richtung,
Und all mein Eilen macht den Raum nur größer,
Nicht kleiner, der mich von den Meinen trennt.

(Sie horcht)

Der Hörnerruf kommt näher. Sintram iſts
Gewiß. O Müdigkeit, drück nicht ſo ſchwer
Mein Aug, ſonſt ſchließt ſichs, ſieht die Diener nicht,
Wenn ſuchend ſie ſich nahn, läßt ſie vorbei,
Und wenn ſichs wieder öffnet, iſts zu ſpät.
An was nur denk ich, das mich munter hält?
An meinen Vater Guthorm, meine Mutter,

An ihre Sorge, bleib zu lang ich fort,
 An Vaters Schelten, komm so spät ich heim.
 Bin ich ein Jäger doch nur ihm zulieb.
 Was hilft es? Doch kein Knabe! sagt sein Aug.
 O dann ist's schweres Los, ein Mädchen sein,
 Wirft man ihr vor, daß sie kein Knabe ist.
 Wär ichs, ich wäre nicht so müd. Ja wär ichs! —
 Ich kann nicht mehr. Komm, sei mein Wächter, Dolch!
 Ein Knabe legt sich schlafen, wo er will,
 Denn nur das Leben kann man ihm bedrohn.
 O Guthorms Tochter, wärst du — Guthorms — Sohn.
 (Sie sinkt um und schläft ein)

Alfred, Athelstane, Leolf, Cedrik, Jäger von der andern Seite

Alfred

Die Jagd war gut. Es stellte sich der Bär,
 An Hirschen fehlt' es nicht.

Athelstane

Die Hunde packten;
 Nur wie die Hitze wuchs, ward alles träg.

Cedrik

Der Hirsch verschlief den nahen Todesruf —

Alfred

Sein Glück, daß, so wie ihm die Vorsicht einschlies,
 Auch unsrer Hunde Spürlust schlummerte.

Athelstane

Ja, alles schlief, der Hirsch im Fliehn, der Hund,
 Der Jäger schlief ihm folgend. Ja, und wahrlich,
 Ich schlafe jetzt, da ich vom Schlafen rede;
 Nur einer schläft nicht, und das ist der Durst.

Alfred

Ich such ein Plätzchen uns an jenem Busch.
 Dort breitet unsern Vorrat aus. Laßt baden

Des Himmels Spiegelbild im kühlen Wein
 Und schlürft dann beides, Wein und Himmel, ein,
 Und keiner denkt an eine Welt da draußen.
 Ich bin nicht König Alfred jetzt; ich bin
 Von seinen Förstern einer. Nachbarförster
 Seid ihr, die mich besucht.

Athelstane

Gi ja zum Teufel!

Du kannst so sprechen, aber wir —

Alfred

Laß! Laß!

Sei lustig, alter Athelstane.

Athelstane

Gi was!

Alfred

Hierher!

(Er geht dahin zu, wo Alswith liegt. Jäger mit Dedden, Wein und
 Speise nach)

Was ist das?

(Die andern umgeben mit ihm die Schlafende)

Athelstane

Gi!

Alfred

Ein Knab.

Athelstane (für sich)

Ein Mädchen!

Eine Nymphe! eine Venus! ein Traum für einen
 Satyr!

Alfred (sie betrachtend, leise)

Hab ich je einen Knaben schön genannt,
 So log ich. Seht, er schlummert. Süßern Duft,

Als dieser Lippen frischer Purpurfelch,
 Haucht keine Rose. — Weck ich ihn? Erwart ich,
 Bis seiner Wimpern seidner Vorhang selbst
 Sich hebt? Wie er so hingegossen liegt
 Wie schmelzende Musik ins Schattendämmer!
 Ein leuchtend Bild auf grünen Grund gestickt.
 Das Köpfchen auf den Arm gestützt, so fand
 Der Schlaf ihn, als er seine Glieder löste,
 Und Arm und Köpfchen glitten leis zurück,
 Derweil die andre Hand matt in den Schoß
 Ihm sank. Der Schlaf wird zürnen, scheuch ich ihn
 Von solchem Lager. Denk ich dann, wie staunend
 Von einem er zum andern blicken wird,
 Die Augen reiben, um das neue Traumbild
 Sich zu zerstreun, von neuem staunend, wenn es
 Als Wirklichkeit sich zeigt, erwart ichs kaum.
 Kommt, ruft das frohste Lied aus euren Hörnern
 Und weckt ihn, wie man Jäger wecken muß.

(Jäger blasen ein Liedchen)

Frisch auf, mein Junge! Ist das Jägerart,
 Zu schlafen, weil die Sonn am Himmel steht?
 Seht! Schon erwacht er. So errötet wohl
 Ein Mädchen, das erwachend um sein Lager
 Sieht Männer stehn.

Athelstane

Getroffen! Wahrlich just so!

Alswith

Sintram, seid ihrs?

Alfred

Sintram? Gewiß sein Lehrer.

Alswith

Nein! Fremde Männer! (Springt auf) Kommt mir nicht
 zu nah!

Alfred

Laß ruhn den Dolch. Mach dir die Augen klar.
Wir sind nicht Räuber — Jäger, Knab, wie du.

Alswith

O Gott sei Dank! Und doch — (für sich) ja so; vergiß
nicht,
Alswith, du bist ein Knabe.

Alfred

Guten Morgen,
Mein kleiner Jägersmann! Bist du nun frisch?

Alswith

Drum laßt mich. Gebt mir Raum. Ich muß nun weiter.

Alfred

So eilig? Ei was schließt du dann?

Alswith

Drum weil
Ich schlief, hab ich Verschlafnes nachzuholen.

Alfred

Gut. Thus. Doch erst sei unser Gast. Und willst
Du deinen Wirten lohnen, sei ihr Mundschenk.
Komm, trink mirs zu. Auf gutes Jägerglück!

Alswith

Mich dürstet nicht. Fürs Anerbieten dank ich
Und geh.

Alfred

Ein Wort nur, Knabe. Wohnst du hier?
Im Walde, mein ich.

Alswith

Hier im Wald? Nein. — Ja. —
Ich wohn, doch nicht im Walde. Gott behüt euch.

(Sie geht)

Alfred

Bleib, Knabe! Hörst du? Noch ein Wort? Er geht.
Wie trozig! Und wie sanft doch Aug und Stimme
Den Troß der Rede Lügen straft! O seltsam,
Wie mir sein Wesen bis ins tiefste greift.

Athelstane (beiseit)

Wenn das Aug trinket, wird das Herz berauscht.
Den Namen hat der Schelm von Trieb vertauscht,
Nun steht er neckisch hinterm Zaun und lauscht.
Was zu dem Knaben euch die Sehnsucht weckt,
Wärt ihr nicht selbst noch Knab, euch wärs entdeckt:
Ei nun! das Weib, das in dem Knaben steckt.

Alfred

Hab ich ihn schon gesehn? von ihm geträumt?
„Ich dürfte nicht. — Fürs Unerbieten dank ich.“ —
Der Knab stahl einer Nachtigall die Kehle,
Da sie zerfloß in sanfte Melodie
Und Wald und Fels mitschmelzend fluteten
Im Duftfelch einer süßen Sommernacht.
Hingehet er. Mit Gewalt möcht ich ihn halten,
Schämt ich mich nicht. Mir ist, als flöh 'ne Welt
Noch ungeborenen Glücks mit ihm von mir.
Hingehet er. Wird ich wieder ihm begegnen?
Wenn nicht, wozu der wunderbare Zug?
Dann spielt Natur mit unsern Regungen,
Wie fies mit Moos und Stein und Ranken thut
Und mit dem Schein von Absicht uns betrügt.
Ein Thor, der über solche Dinge grübelt
Und über dem, was da wohl könnte sein,
Vergißt, was wirklich ist. — So still, Leolf?

Leolf

Ich mein, du dachtest, und will dich nicht stören.

Cedrik

Er weiß, aus seines Reimens Raserei
Ist es gefährlich einen Dichter wecken.

Athelstane

Er wirft dir einen Fuß an deinen Kopf,
Wenn auch nur einen Versfuß.

Cedrik

Gehn wir heim?

Alfred

Die Hitze überbot sich den Mittag
Und lehrt das Schicksal des Verschwenders nun,
Der noch vor Nacht muß darben.

Athelstane

Zeigt euch anders.

Hebt auf die Lehre wie ein Geiziger
Den Nagel, der vom Schuhe jenem fiel,
Doch nicht wie er, um ihn zu euerm Schatz
Zu legen, wo er nutzlos schlafen muß.
Wer in der Ruh sich übernimmt, zeigt sich
Zugleich als Geiziger und als Verschwender.

Alfred

Sagt das den Hörnern, sie verschweigen nichts;
Sie plauderns aus, die lärmenden Begleiter,
Und Wald und Thal und Felsen rufens weiter!

(Alle ab)



Der Engel von Augsburg

Trauerspiel in fünf Aufzügen

(1856 f.)



Personen

Der Herzog von Baiern
 Albrecht, sein einziger Sohn
 Des Herzogs Vizedom in Straubing }
 Der Kanzler } des Herzogs Räte
 Graf Törring
 Hanns Zenger, ein Augsburger }
 Seibelsdorfer } bairische } Ritter und
 Gundelsinger } Albrechts Freunde
 Ritter Landsberg
 Der Pfleger vom Albrechts-Schlosse Straubing
 Kaspar Bernauer, ein Vader in Augsburg
 Raimund, sein Geselle
 Ein Herold
 Giulio, ein Diener der Isotta
 Ralf, der klugen Frau aus Ungarn Gehilfe
 Ein Knecht des Vizedoms
 Ein Zimmermann
 Isotta, Gemahlin Hanns Zengers
 Agnes, Bernauers Tochter
 Walpurgis, Bernauers Schwester, genannt die kluge
 Frau aus Ungarn
 Beate, Agnes Pflegeschwester
 Gäste beim Bankett Hanns Zengers in Augsburg
 Ritter, Knappen, Turniergäste in Regensburg
 Kammerfrauen, Gesinde, Höldner auf Schloß Straubing
 Höldner des Vizedoms

Die Szene im ersten Aufzug in Augsburg, im zweiten
 in Regensburg und auf dem Schlosse zu Straubing,
 im dritten und vierten auf dem Schlosse zu Straubing,
 im fünften auf dem Schlosse und in der Nähe des
 Schlosses von Straubing.

Zeit im Jahre 1436 der christlichen Zeitrechnung.



Erster Aufzug

Erste Scene

Bei der klugen Frau aus Ungarn

Walpurgis. Agnes

Walpurgis

Siehst du, daß ist mein Zauberspiegel. Dahinter
thu ich ein Bild oder einen lebendigen Menschen —

Agnes

Aber merkt's denn keiner, der hineinsieht, daß ein
Bild oder ein lebendiger Mensch dahinter ist?

Walpurgis

Keiner; sonst säh lange schon niemand mehr hinein.
Wer den Spiegel ansieht, meint, sein Glas ist in die
Mauer gefügt. Wer denkt, daß die Wand hohl ist!
Und der seidene Flor hinter dem Glase und der feine
Rauch, den mein Bursche zwischen dem Glase und dem,
was dahinter ist, aufsteigen läßt. Nun hast du denn
nicht selbst hineingesehn?

Agnes

'S ist wahr, Base, es kanns kein Mensch erraten.
Wieviel schlägt's da vom Verlasturm?

Walpurgis

Neulich hätt ich dich beinah in den Spiegel gesetzt, wie der junge Damian seine künftige Frau sehn wollte.

Agnes

Schlug das neun?

Walpurgis

Warum?

Agnes

Um neun Uhr geht Hanns Zengers Bankett an. Aber der Raimund und die Beate sind noch nicht da. Sie wollen mich abholen zum Bankett. Was, wie ich mich darauf freue!

Walpurgis

Dein Vater weiß nicht, daß du bei mir bist?

Agnes

Nein, Base. Ihr wißt ja, ich soll nicht zu euch. Ich darf auch niemand sagen, daß ihr meine Base seid. Der Vater ist wunderlich.

Walpurgis

Mir recht. Es wär auch eine rechte Ehr für mich, wüßten die Leute in Augsburg, daß ich des Vaders Bernauer Schwester bin. Zu der weisen Frau aus Ungarn kommt Vornehm und Gering, in ihren Spiegel zu sehn; zur Walpurgis Bernauerin, dem Augsburger Stadtkind, käm kein Hund, und ich müßte verhungern. Hätten sie mich in Augsburg nicht vergessen, ich wär nie wieder hierhergekommen.

Agnes

Hats nicht draußen gehustet? Wärs der Raimund und die Beate, sie kämen herein.

Walpurgis

Du kannst das Bankett nicht erwarten.

Agnes

Ja, die vielen Lichter und die vornehmen gepuzten Leute. Wie die glücklich sind! Und doch — sagt mir nur, Base, wie so eine traurig sein kann!

Walpurgis

Du redst von des reichen Hanns Zengers junger Frau.

Agnes

Ja, wie sie heut mit durch die Straßen zog. Die dicken schwarzen Locken voll Edelgestein, wie Johanniswürmchen in einem dunkeln Busch, die weichen weißen Hände, Finger an Finger golden vor Ringen, wie eine Fürstin, den weißen runden Hals zurückgebogen, ich und all die Menschen darum sahn nichts, als sie, und sie — so kalt, so finster, so — als wär ihr ihr Glück zum Ekel — sagt mir nur, Base, wie so eine so sein kann.

Walpurgis

Nun, sie wird an ihre Heimat gedacht haben; sie ist aus Genua in Welschland; ich war auch dort mit meinem Spiegel; da ist's anders als hier. Und sie soll den Hanns Zenger nicht gemocht haben; ihre Eltern haben sie gezwungen, ihn zu frein; und vielleicht hat sie einen andern lieb gehabt; wer weiß das?

Agnes

Wenn tausendmal! Ich an ihrer Stell hätt alles vergessen.

Walpurgis

Du denkst; ja, du weißt noch nicht, wie Liebe thut.

Agnes

Doch, Vase; hab ich nicht den Vater lieb und den Raimund?

Walpurgis

Ja, was du jetzt lieb haben nennst.

Agnes

Aber das ist der Raimund doch?

Ralf schießt herein

Ralf

Eine verummante Dame will euch sprechen, fluge Frau; aber allein.

Walpurgis

Geh in die Kammer so lang. Eine Lampe ist drin. Da hast du was zu spielen.

Agnes

Der schöne Schmuck! darf ich ihn auch umthun?

(Sie geht in die Thür)

Walpurgis

Wie du willst; nur halt dich ruhig. Nun laß die Dame herein, Junge.

Isotta tritt verummant herein

Isotta

Seid ihr die fluge Frau aus Ungarn?

Walpurgis

So nennen sie mich im Reiche, in Frankreich, Belschland und Böhmen. Kommt näher, edle Dame. Was wollt ihr, edle Dame? Wollt ihr den Spiegel fragen, den Albertus Magnus durch seine dienenden Geister aufgerichtet hat? Edle Dame, was wollt ihr? Edle Dame, sagt an.

Isotta

Nicht ich; ein anderer will euern Spiegel fragen. Aber laßt eure Fragen; bei mir sind sie nicht angewandt. Hier seht — was seht ihr hier?

Walpurgis

Einen Beutel voll Gold, edle Dame. Dukaten aus Ungarn, aus meinem Vaterland. — Ei ja, mein Vaterland ein reiches Land!

Isotta

Soviel vorher, und zweimal soviel nach dem Dienst, den ihr mir leisten sollt. Wollt ihr?

Walpurgis

Ihr seid rasch, edle Dame; ihr seid kein deutsches Blut, edle Dame.

Isotta

Das kümmert euch nicht. Ich bin rasch, weil die Zeit mich eilen heißt. Wollt ihr? Laßt michs wissen.

Walpurgis

Ei nun, vielleicht, edle Dame — wenn ich ihn erst weiß, edle Dame, den Dienst.

Isotta

Nun so hört: Der junge Herzog Albrecht von Baiern ist hier in Augsburg zu Hanns Jengers Nachhochzeit als Gast. Er wird zu euch kommen und euern Spiegel fragen — ich sag euch vorher, was. Er wird euern Spiel fragen nach dem Weibe, das ihn lieben kann. Ihr lacht und habt eine falsche Antwort auf der Zunge. Er meint das Weib, das ihn lieben kann, den Albrecht, den Menschen, nicht den Fürsten. Oft betrogen, noch zuletzt von einer fürstlichen Braut, traut er schwer. Sein Vater und dessen Räte dringen

auf eine neue fürstliche Verlobung; er will nur ein Weib, das er selbst gewählt, dessen Liebe er gewiß, sei sie Fürstin oder Bettlerin.

Walpurgis

Ja, edle Dame, die Zeit steht auf dem Kopf, edle Dame; Oben will hinunter, Unten will hinauf. Die neue Lehr da von Böhmen herüber — vor acht Tagen haben sie dreißig Menschen verbrannt, da um in Regensburg — jeder will sein Gesetz aus sich nehmen. Der heimlichen Heiraten sind mehr denn der öffentlichen; Gott bessers, bet ich; denn, edle Dame, ich bin keine Heze, ja, edle Dame, ich bin keine Heze; ich bin nur eine kluge Frau. Aber euer Begehr, edle Dame, euer Begehr?

Isotta

Schlugs nicht vorhin am Verlasturm? Ich muß fort. Mit einem Worte denn. Ihr sollt dem Herzog Albrecht in euerm Spiegel eine Dame zeigen, die Dame, die den goldenen Lohn euch bietet, die mich schickt.

Walpurgis

Om, sie ist vornehm; sie will Herzogin sein. Sie meint, eine Krone ist drei solcher Beutel wert. Sie meint, um drei solcher Beutel kann ein Spiegel lügen.

Isotta

Wahrlich, nie sprach euer Spiegel so wahr, als wenn er die Dame, die mich schickt, ihm zeigt. Sie will nicht Herzogin sein; sie ist schon gebunden. Der Zwang der Eltern verkaufte sie einem reichen Werber, den sie haßt, wie sie den Herzog Albrecht liebt. Doch sie will nicht fremde Schuld büßen, nicht schon bei ihrem Leben, ein marmorn Weib, liegen auf ihrer Gruft; den Hund zu des Grabsteins Füßen läßt sie den Märrinnen des Buchstabens. Liebesbedürftig, reich an unge-

weckter Liebe, frei vom Formelnram der Welt, wie
Herzog Albrecht —

Walpurgis (für sich)

Om; die Dame seid ihr selbst.

Isotta

Doch wozu das?

Walpurgis

Ei, ich will sehn, ich will sehn, edle Dame. Will
der Spiegel dem Herzog die Dame zeigen; nun, ich
will ihn fragen. Ich sag's euch morgen wieder.

Isotta

Morgen denn, und fragt den Spiegel, was euer
Lohn sein wird; vielleicht zeigt er euch einen Beutel mit
Dukaten mehr. Ich muß fort. Also morgen. (Sie geht)

Walpurgis

Om, vier Beutel solcher Dukaten. Hundertmal
schon hab ich's billiger gethan, was die verlangt. —
Nesel, komm heraus; ich bin allein.

Agnes mit dem Schmutz geziert, tritt herein

Agnes

Nun, Base, gäb ich eine edle Rittersfrau?

Walpurgis

Wie du schön bist! wie du schön bist! Kein Wunder,
daß dich die Augsburger ihren Engel nennen.

Agnes

Und geh ich auch wie eine Rittersfrau? Seht her.

Walpurgis

Wahrlich, du könntest einen dazu bringen, daß er
sein Wappen und deine Abkunft vergäß!

Agnes

Gestern hört ich wieder einen hinter mir her sagen, wie ich von der Kirche kam: Wahrlich, wär der ärmste Ritter ihr Vater, sie sollte meine Gräfin sein!

Walpurgis

Was mir da für ein Gedanke kommt! Mädel, du könntest ein Herzogsschätzchen werden, wenn du wolltest. Wirfst du rot bis in den Hals hinein? Nun, was ist dir, Mädel? Warum wirfst du den Schmuck auf den Tisch?

Agnes

Ich geh heim. Der Vater hat recht. Ich komme nie wieder zu euch.

Walpurgis

Nun nun, ei ei —

Agnes

Weil ich arm bin und eines Vaders Tochter, meint ihr, ihr könnt mit mir reden, wie —

Walpurgis

Mädel! Mädel! bist du so stolz? Du weißt, wie gut dir das stolze Wesen steht.

Agnes

Könnt ihr zu mir so reden? Hab ich euch Anlaß gegeben dazu?

Walpurgis

Wahrlich, ich glaub, du brächtst ihn dazu; und wär er nicht so, wie die Dame sagte; wenn er dich so sah. Und wär er ein Eisblock, und ein Mann ist er doch!

Agnes

Ich weiß nicht, was ihr redet da? Ich geh, Base —

Walpurgis

Nun, ich meins nicht böß. Der Herzog Albrecht ist hier; er will in meinen Spiegel sehn. Das Weib will er sehn, das ihn lieb haben könnte; da dacht ich, wenn er dich säh.

Agnes

Redet ihr wieder so?

Walpurgis

Nein, an das Schätzchen dacht ich nicht mehr. Nein, Nefel; aber er will nach seinem Sinne heiraten — und wärs eine Bettlerin, die ihn lieb hätte, er würde sie zu seiner Herzogin machen.

Agnes

Was sagt ihr, Base? Und er will sie in euerem Spiegel sehn?

Walpurgis

Es war ein Einfall. Ich bin eitler in dir, wie ichs in mir war. Und ich war auch nicht häßlich; wahrlich nicht; aber so schön wie du — Nefel, wenn ich dich so anseh, ich glaub, es ist nie ein schöner Weib auf der Welt gewesen — Nefel, ich glaub, säh er dich in meinem Spiegel, du würdst seine Herzogin.

Agnes

Das sagt ihr nur so. Ein Herzog und eine arme Baderstochter. Das wär das erstemal.

Walpurgis

Ei, alles ist einmal zum erstenmal gewesen; und was nun alle Tage geschieht. Die Sonne ist einmal zum erstenmal aufgegangen. Nun, es war ein Einfall. Und wer weiß, obs dein Glück wäre. Ei, ich hab mich umgesehen in der Welt; ich hab die Herzen pochen hören unter dem Samnit und unter dem Bauerntuch;

aus dem sonnenverbranntesten Gesicht strahlten die hellsten Augen, leuchtete das hellste Herz.

Agnes

Vase, ich wollt, ihr hättet mir nichts gesagt.

Walpurgis

Denk, es war Scherz.

Agnes

Das will ich auch; das will ich auch, Vase.

Ralf tritt ein

Ralf

Zwei Ritter sind draußen; der eine will in euern Spiegel sehn. Es ist der Herzog Albrecht; er will nicht gekannt sein. Das Gesicht hat er vermummt, aber sein stolzes Wesen nicht. Laß ich ihn herein?

Walpurgis

Wart noch. Was zeig ich ihm? Er muß morgen wiederkommen; die vier goldnen Beutel laß ich nicht im Stich.

Agnes

Er ist's? Vase! Und ihr meint wirklich —

Walpurgis

Was, Nefel?

Agnes

Ihr wißt's —

Walpurgis

Mädel, sei klug! Ja, ich wollt, ich hätte dir nichts davon gesagt. Und hast du nicht vergessen wollen? Du zitterst?

Agnes

Vas, weil ich denke, jezt ist's in meiner Gewalt, und thu ich's nicht, müßts mich reun, so oft ich daran dächte. Erst wars, als könnt's nicht sein; nun ist's, als könnt ich nicht leben, wenn's nicht wär. Vase, sagt mir nur, meint ihr, daß es werden kann —

Walpurgis

Wenn du's klug anfängst, wie er ist, und wie du aus-
siehst. Mädchen, du machst, daß ich schwinde wie du.

Ralf

Er will nicht mehr warten.

Agnes

Vase, laßt mich in den Spiegel!

Walpurgis

Und wenn dich's reute? Wenn du mir die Schuld
gäbst einmal?

Agnes

Nein, Vase, nie; mag's werden, wie es will.

Walpurgis

Nun so komm. Laß sie herein, Ralf, die beiden
Herrn.

Ralf

Geht nun; und ich will euch erscheinen und ver-
schwinden lassen, als wär ich ein Hexenmeister ge-
wesen, schon wie der Teufel noch in die Schule ging.
Kommt herein; bald wird die kluge Frau erscheinen.

Albrecht, Seibelsorfer

Seibelsorfer

Und ihr glaubt mir nicht? Hunderte sind als
Zweifler hier hereingekommen und als Gläubige wieder

gegangen. Die schwierigsten Fragen, wenn man noch von schwierigen Fragen in Augsburg reden kann, seit die kluge Frau aus Ungarn hier ist —

Albrecht

Paß; Fragen ist nie schwierig gewesen, nur das Antworten.

Freibelsorfer

Aber was wollt ihr hier, wenn ihr nicht glaubt?

Albrecht

Guter Junge, was ich den Spiegel fragen will, zeigt mir keiner, und wär er, was man von diesem sagt, allwissend. Was ich sehen möchte, ist nicht auf der Welt.

Freibelsorfer

Und doch wollt ihr ihn fragen?

Albrecht

Bis zum Beginn von Hanns Zengers Bankett ist noch eine ganze halbe Stunde. Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Stunde sechzig Minuten; daß jede dieser Minuten zur Ewigkeit werden kann, davon hat deine lammäugige Geduld keine Ahnung; du wirst erst nach deinem leiblichen Tode ins Jegeseuer kommen. Ich will mich im voraus an den Minuten rächen; ich will sie töten, bis die kommt, die mirs mit Gleichem vergilt.

Freibelsorfer

Dort unter dem roten Vorhang ist der Spiegel. Hier in diesem Kreise müßt ihr stehn, wenn ihr ihn fragt! Dann — aber da kommt die weise Frau selbst.

Walpurgis

Walpurgis

Ich bins, die ihr nennt. Welcher von euch ißt,

der den Spiegel Albertus Magnus fragen will? Seid
ihrs?

Seibelforfer

Ich nicht.

Albrecht

Nein, ich, weise Frau.

Walpurgis

Wer seid ihr, Herr?

Albrecht

Ein Mann, der kam zu fragen, nicht gefragt zu
werden.

Walpurgis

Was wollt ihr fragen, Herr?

Albrecht

Nichts, was ich von euch beantwortet haben möchte.
Ist dies euer Spiegel?

Walpurgis

So fragt ihn.

Albrecht

Wie? Höflichkeitshalber? Seine Geister halten auf
Etifette. Seinem Kredite wär es förderlicher, müßt er
nicht nach der Frage fragen. Nun gut; aber ich wills
ihm nicht leicht machen.

Nun denn, ihr Wundermächte dieses Spiegels,
Wie uns die zuverlässige Kunde meldet,
Hineingebannt von Albert Magnus selbst,
Verdrießt euch nicht, so redet zu dem Frager.
Doch thut ihr eure Wunder nur am Glauben,
So, fürcht ich, bleibt ihr meiner Frage stumm.
Ein Etwas trag ich tief in meiner Seele,
Unglücklich, weil ichs außer mir nicht finde.

Ist's irgend außer mir, nun denn, so zeigt mir's.
 Jetzt rollt der Vorhang auf, und es muß kommen.
 Wie nun? Ist das die Antwort? Graue Schatten,
 Wie wenn am Morgen in Geburtswehn sich
 Der Nebel windet in der Felsenschlucht;
 Und eben so wird die Geburt auch sein,
 Ein windig feuchtes Nichts. Hier nehmt, Sibylle.
 Das große Nichts der Welt tritt für das kleine
 Des Spiegels ein und hilft ihm
 Aus der Verlegenheit. Komm, Seibelftorfer.
 Doch — wie? — 's ist nicht zu End? Da flammt ein
 Blickstrahl;

Die Nebel fallen — rosig steigt's empor — —
 Ha! seh ich's denn? — ich selber noch in mir?
 Ein Weib auf Blumen ausgestreckt zum Schlummer,
 Im Traume süß errötend, hingegossen,
 Wie schmelzende Musik im stillen Thal,
 Wie Mondenschein, wenn Nachtigall am Bach
 Im Hauch dahin stirbt, der das Menschenherz
 In Sehnsucht schwellt, dem Menschenmund unsagbar.
 Bei meinem Gott! Das ist es, was mir fehlt.
 Und, Spiegel, deinen Geistern bitt ich ab
 Den Zweifel, der dich kränkte. Doch das Bild
 Glaub ich nicht dir, nein, dich glaub ich dem Wilde.
 Du könntest lügen, dieses Weib kann's nicht;
 Wie schön ist dieses Weib, bei Gott, dies Weib ist schön!
 Doch das ist's nicht — Wahrheit — das ist's — der Duft
 Unabgestreift urwirkender Natur,
 Als käm es eben aus der Schöpfrin Hand,
 Unduftet noch von ihrem Hauch. Wo bist du?
 Daß ich dich finde! Bist du frei? Ja, noch
 Schrieb Liebe nicht in dieses Himmelsbuch.
 O Wahrheit, meine Göttin, fleischgeworden!
 Wie? schwindst du hin? Ihr Silberwölkchen, muß
 Wahrheit verschleiert sein auf dieser Welt
 Nach kurzem Augenblick des Schauns? Noch einmal,

O Spiegel, sei des Bilds Gebärerin,
 Mein Herz soll seine Amme sein, es säugend
 Mit Sehnsucht, bis sein Urbild ich gefunden.
 Fort ist's, und nur mein eigen Bild zeigt mir
 Das taube Glas.

Walpurgis

Spart euch die Müh, edler Herr. Mein Spiegel
 antwortet keinem Menschen mehr als einmal, edler
 Herr.

Albrecht

So schwellend reich an Treu in armer Hütte
 War einst des reichen armen Heinrichs Weib,
 Das arme Schloßverwalterskind, da es,
 Den Herrn vom schuppigen Aussatz zu befreien,
 Der Schande Troß bot und dem blutigen Tod
 Und mit ihm zog, das zarte Weib, allein.
 So lag sie unterm Messer dort des Schlächters,
 So sah sie Heinrich, als gestürzt er kam,
 Das Messer wegriß aus des Schlächters Hand
 Und rief: Nein, lebe! ich will elend bleiben.
 Dies süße Antlik wars, das zürnend weinte,
 Zum erstenmal dies sanfte Leben zürnend, —
 Und Zorn stand lächelnder auf diesem Antlik,
 Als Lächeln auf dem Antlik andrer Frau —
 Daß sie nicht sterben sollte, ihn nicht retten;
 So lächelnd, daß das Schicksal selber weinte
 Und Heilung lächelte dem armen Heinrich
 Ohn Opfer und des treuen Weibes Willen,
 Zu sterben, für die That sich gnügen ließ.
 Und nun, wie jener Heinrich einst, in Gold
 Gehüllt das arme Schloßverwalterskind,
 Den Brautkranz in die blonden Locken flicht,
 So, von noch schlimmer Pest durch dich geheilt —
 Denn nur die eignen Glieder schuppt' ihm Aussatz,
 Doch meines Leidens Leib war eine Welt —

Thu ich mit dir; sei du noch niedriger
 Als Niedrigkeit, als Armut ärmer noch,
 Ich nenn dich Weib und meine Herzogin,
 Und schlägst du deine Wurzeln all in mich,
 Mit meinem ganzen Herzblut nähr ich dich.
 Demanten gehn verloren, Sterne nicht;
 Gedächtnis! einer Schwäbin war die Tracht;
 Ich will sie finden, sollst ich Hütt um Hütte
 Durchsuchen müssen. Diese Nacht noch reis ich.
 Und find ich dich — sei du noch niedriger —

Seibelsorfer

Und das Bankett Hanns Zengers, gnädiger Herr?

Albrecht

Wie? giebt es andre Dinge noch? So sieht
 Das Aug, das in die Sonne sah, erst nichts
 Als sie, auch noch, wenn es sie nicht mehr sieht.
 Nun denn! Zu dem Bankett, denn ich versprachs.
 So lange wandle, Schatten unter Schatten,
 Und thu, als wärens Menschen, rede, lache,
 Wovon die Seel nichts weiß; als wärst du hier,
 Derweil du fern bist auf dem Weg zu ihr.
 Hier nimm, Sibyll, und mehr noch send ich dir.
 Doch dann such deinen Pol, Magnet, fühllos
 Der ganzen leeren Welt, die sie nicht ist.

Albrecht und Seibelsorfer ab. Ralf tritt ein

Walpurgis

Dank, edler Herr; bitte, edler Herr, rekommandiert
 meinen Spiegel weiter, edler Herr.

Agnes tritt auf

Agnes

Nun komm heraus, Mädchen; es ist gelungen. Er
 will dich suchen in ganz Schwaben; er muß dich finden,
 wenn und wo ers nicht erwartet, noch heut auf Hanns
 Zengers Bankett. Wer ist da draußen?

Ralf

Der Raimund, euers Vaters Gefelle, und Jungfer
Beate, eure Gespielin.

Walpurgis

Sie kommen, dich zum Bankett abzuholen. Sei klug,
Mädchen, sei klug. Thu nicht, als wüßtest du von ihm.
Es weiß niemand, daß ich deine Base bin, als die
Deinen, und die sagens niemand. Aber nicht einmal,
daß du mich kennst, darf jemand wissen, er, der Herzog,
am wenigsten.

Raimund, Beate

Raimund

Hörtet ihr mich nicht rufen, Jungfrau Agnes?

Beate

Komm, schnell; das Bankett ist schon angegangen.

Walpurgis

Und doch, Mefel, wenn du dir's aus dem Kopfe
schlängst und gingst gar nicht hin.

Agnes

Gebt euch keine vergebliche Müh, Base; und sollts
mein Tod werden, ich muß hin. Kommt! (Gehen ab)

Walpurgis

Pack zusammen, Junge; diese Nacht müssen wir
heimlich aus Augsburg. Spute dich.



Zweite Scene

Nebengemach zum Bankettsaale bei Hanns
Zenger

Hanns, Hotta, Kanzler, Seibelsorfer von der einen, der
Vizedom und Törring von der andern Seite herein

Kanzler

Geschäfte allerlei -- ei, nun man hats
Erlebt, daß mit dem besten Willen man
Zum Lügner wurde — Frage, Rat, Besprechung,
Das spinnt sich aus sich selber unvermerkt,
Daß Zeit, in ihre Maschen eingefangen,
Sich selbst vergift —

Hanns

Ja, in der That, Herr Kanzler,
Eur spätes Kommen thut dem Feist zu nah.

Kanzler

Ei, bitte sehr, nur mir. Vor zwanzig Jahren
Fand ich vielleicht den Vorwurf mehr gegründet.
Doch wie es zu geschehen pflegt, das Schlimme
Entschuldigend oft machen wir es schlimmer.
Drum soll Entschuldigung nicht länger mir
Verhindern, was nicht zu entschuldgen wäre;
Des Festes Dame schuld ich noch den Gruß.

Hanns

Hier, Herr Kanzler, seht die hübsche Italienerin,
die sich mir an den Hals warf, als ich, kaum in Genua
angekommen, den linken Fuß noch im Steigbügel hatte.

Vizedom (näher tretend)

Verzeiht Hanns Zengern seine Art, Madonna.
Denn so verwachsen ist sein Guts und Schlimmes,
Daß man nicht schneiden darf.

Isotta

Herr Bizeedom,
Noch fragt ich keinem nach; gleichgiltig ist mir
Das eine wie das andre.

Kanzler

Wie nur gelang's euch,
Den schönsten Strahl Italiens heitrer Sonne
Dem nebelvollen Deutschland zu gewinnen?

Hanns

Ei, das bedarf auch der Erzählung. Kennt ihr das alte Lied nicht, Herr Kanzler? Sie sahen sich und schmachteten; sie wollten zusammen oder sterben. Ich verbrauchte zwei Lauten, die eine zerspielt ich, die andre ging von meinen Thränen aus dem Leim. Madonna starb vor Sehnsucht fünfundzwanzig mal jeden Tag, bis die Kupplerin Sonne erwachte, den Lilienfelsch schaufelte, da flossen die beiden Lautropfen darin ineinander. Ei, Madonna, mein Evangelium erbaut euch nicht.

Isotta

Bemüht euch nicht, ich höre nicht darauf.

Hanns

Nun das wars, was mich an euch reizte. Über die Narren, die aus der Ehe einen ewigen Liebesrausch machen wollen. Ei, Liebe als Lebensaufgabe betrachtet macht den Mann zum Weibe! Also vernünftig zu reden: Madonnas Vater, Graf Viviani, und ich begriffen, alles sei vorhanden, was zu einer vernünftigen Ehe notwendig, Gleichheit des Standes und der Güter; nichts fehlte, als was in Fleisch gefaßtes Ächzen Liebe nennt, und das war nur ein Vorzug unsrer Ehe mehr, wenn es auch Madonna damals nicht begriff. Aber was? seid ihr schon zum Gehen gerüstet, gestrenger

Herr Bizedom und Herr Graf Lörring? Wollt ihr meinem Feste einen gewaltsamen Tod bereiten, indem ihr ihm den Kopf nehmt?

Bizedom

Es wäre niemand, der es uns mehr verdienen müßte, als ihr, Herr Zenger, vergäßen wir das Turnier zu Regensburg. Wir sind zu dessen Bögten erwählt und müssen die ersten auf dem Plage sein. Madonna, dürft ich mit stechen, ihr müßtet meine Dame sein. So empfehl ich mich eurer Huld. Seine fürstlichen Gnaden Herzog Albrecht seh ich nicht beim Feste. Euch und ihn begrüß ich übermorgen beim Turnier. Und so lebt wohl.

Hanns

Wollt ihr den Ehrentrock versäumen? Ei, gestrenger Herr Bizedom, ohne den sollt ihr mir nicht gehn.

(Alle ab)

Albrecht und **Agnes** treten auf

Agnes

Mein Vater will, der Raimund wird mein Mann.

Albrecht

Und ihr? Wollt ihr das auch?

Agnes

Was kanns euch helfen,
Wenn ihr das wißt?

Albrecht

Wenn ich der Raimund wär,
Sagt mir, fiel' dann euch das Gehorchen schwer?
Schwerer als nun?

Agnes

Was fragt ihr? Laßt mich gehn.

Albrecht

Nicht eher, bis ich dir ins Aug gesehn.

Agnes

Ich bitt euch —

Albrecht

Gut; doch süßer mußt du bitten.

Agnes

Faßt mich nicht so; das hab ich nie gelitten!

Albrecht

Wollt ich dir meh thun, so bescheine nicht
Der Strahl mehr deiner Himmel mein Gesicht.
Doch sprich, was ich gefragt.

Agnes

Wollt ichs euch sagen,
Ihr ängstetet mich nur noch mehr mit Fragen.
Ihr kennt mich wenig Stunden noch,
Wart vorhin so bescheiden doch.
Nein, seid nicht traurig; ich will euch nicht kränken,
Allein was müßtet selbst ihr von mir denken?

Albrecht

Von dir? Was von dir denken?
O, von der eignen Lüge angetrückt,
Vergiftet, Pest bis in die Fingerspizen,
Säh nicht die eigne Wolk in dich hinüber.
Was von dir denken? Was vom Demant denken,
Des tiefste Seele, Licht, den ganzen Leib
Erfüllend, ihn durchgeistet?
Und wie? Nur wenig Stunden kenn ich dich?
Und warst in meiner Seele, weil sie weiß,
Erst schlummernd, dann erwachend mit ihr selbst,
Ihr erstes Sehnen und ihr letztes, bis

Du selber dir entgegentratst, dich fandest
 Und an dir selbst beseligtest?
 Und wärst du mir noch fremd — zu lange wählst,
 Wer das Vollkommne nicht beim ersten Blick
 Ergreift; zu kurz, wer um den Mangel
 Sich jahrelang im Wählen dreht. —

Agnes

Ja, nun versteh ich euch schon wieder nicht.

Albrecht

Gut so; verständest du, du wärst es nicht.

Agnes

Ich bin ein ehrlich Mädchen, laßt mich, Herr!
 Die Leute werden reden.

Albrecht

Was von euch denken? Und was denkt ihr
 Von mir?

Agnes

Laßt michs nicht sagen — nein —

Albrecht

Erröthst du?

So schämt Natur sich ihrer nackten Schöne,
 Weil Bildung, überpugt, stolziert
 Mit ihrer Häßlichkeit. O Glittern! Trödeltram!

Agnes

Ich kanns nicht, bin so klug nicht, wie ihr seid.

Albrecht

Ha! bin ich etwas mehr? Dann weg damit!
 Denn Mangel ist, nicht Reichtum. Was ich klüger
 Als du, bin ich zu klug. Mit Bildung überkuspfern wir
 Das Silber der Natur. Sprich, sprich: was denkst du
 Von mir?

Agnes

Das Beste dünkt ich gern; gewiß!

Albrecht

Ihr kennt mich nicht?

Agnes

Nein, Herr.

Albrecht

Seht mich, wie ich hier stehe,
Ein Mann von Ansehn, so wie andre auch,
Mit dem, was Glück die Leute nennen, reicher
Bedacht als viele, dennoch ärmer
In meinem Wissen, dem dieß Glück nichts weiter
Als müßge Bierat, als ein goldner Knopf
Am Mantel; doch 'ne Welt trag ich in mir
Für euch, darin zu herrschen; seht, ein Mann,
Der ganz sich giebt, doch ganz auch nehmen will.
Sprecht, daß ihr mein seid, und ein Priester fügt
Die Hände uns, den Seelen nachzuthun.

Agnes

Der Raimund und die Beate werden mich vermissen.

Albrecht

So würzt die Blum der Tau in süßen Nöten.
Wie, sprichst du nicht? Vor Wonne bang;
O so, mein süß Erröten,
Schweigst du beredter, denn je Rede klang.

(Beide in den Saal)

Hanna, Hotta, Seibelsorfer

Seibelsorfer

So ist's. Er sah die Dirne im Spiegel der Heye,
fand sie hier, ließ die heimliche Trauung bestellen, der
Priester wartete im Margaretentirchlein, eh er noch
geworben hatte — Sehen, Vergaffen, Werben, Heiraten,

alles in kaum vier Stunden und — nun, Baiern hat eine Herzogin.

Hanns

O Donnerwetter! ich handelte und zankte mit meinem Schwiegervater eben so viel Tage lang um ein elendes Pferd — nein, elend war es eben nicht, aber doch nur ein Pferd — das ich noch haben wollte, und — Wahrheit muß ans Licht, Madonna — gab euer Vater den Schecken nicht, ich brach die Verhandlungen ab und ließ euch sitzen. Und der — hat man je so was gehört!

Isotta

Und suchtet ihr nicht ihn abzuhalten?

Hanns

Abhalten? Den? ei, ihr kennt ihn nicht. Ihm widerraten, um ihn nur eigensinniger zu machen? Was wollt ihr ihm sagen? Sagt ihm: Ihr wollt Fürst sein und ein Liebeheld zugleich? Eines wird das andere verderben, der Fürst wird am Liebhaber scheitern, der Liebhaber am Fürsten; ihr werdet beides verlieren. Sagt ihm das, und er antwortet euch: Eben darum, um euch zu beweisen, daß ich beides zugleich kann. Was ihr ihm einwenden mögt in Rücksicht auf Stand, Staatsklugheit und was sonst seine Heirat zu einem dummen Streiche macht — nun, es sind eben Vorurteile, und er wird euch weisen, daß man die Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durchsetzen kann. Sagt ihm: Man darf nicht Großes und Kleines um denselben Preis kaufen und jedes mit seinem ganzen Ich bezahlen, ei, dafür ist die Scheidemünze da; man muß dem Augenblick geben, was ihm gehört, aber nicht mehr, sonst findet uns der andre Tag bankerott; sagt ihm das, sagt ihm, was ihr wollt; er wird die Achsel zucken und aus der Glorie seiner vermeinten Überlegenheit heraus ein mitleidig lachendes: Ihr seid eben

der kalte Hanns, sprechen. Hitze, Tollheit ist ihm die einzige Tugend, die er gelten läßt. Kommt, Seibelsdorfer, laßt uns mit Wein hinunterschwemmen, was unser Verstand nicht schlucken mag. Er wird die Dirne austrinken, wie ein heißer Sonnenstrahl den Tropfen Tau. (Ab)

Seibelsdorfer (für sich)

Und ihr werdet mit eurer Kälte euer heiß italienisch Weib wohin treiben, wo eure Ehre toll werden muß, sie zu finden. Ich lobe mir eine Ehe, weder vom Verstand der Liebe noch von der Liebe dem Verstand zum Troke geschlossen. (Ab)

Isotta

Klar ist's, die Hexe hat benutzt, was sie von mir wußte, die Dirne in seine Liebe einzuschwärzen. Es darf ihr nicht gelingen, Herz!

Giulio

Gnädige Frau —

Isotta

Was thun? — Giulio, du mußt dem Vizedom nach und ihm einen Zettel in die Hand spielen, doch so, daß er dich nicht fragen kann. Dann — weist du an die Hexe zu kommen, die sich die kluge Frau aus Ungarn nennen läßt?

Giulio

Ihren Helfershelfer lernt ich in Genua genauer kennen, als ihm lieb war, und frische hier die Bekanntschaft auf.

Isotta

Geld, List, Gewalt, brauch, was du willst! Noch diese Nacht mußt du mir sagen können, wie die Dirne zu ihr steht, die sie Herzog Albrecht diesen Abend in ihrem Spiegel zeigte. Geh — doch ich muß erst den Zettel schreiben für den Vizedom — komm!

Seibelsorfer zurück

Seibelsorfer

Schnell, gnädige Frau! Die Dirne ist entführt; wir sollen Zeugen sein bei der heimlichen Trauung; euch blüht die Ehre, der Baderherzogin Gesellschafterin zu werden. Hanns Zenger holt seinen Mantel und flucht. Gilt, ich bitt euch.

Motta

Ich werfe nur ein Gewand über gegen Nachtlust und neugierige Augen. Komm, Giulio, den Zettel an den Vizedom!

(Alle ab)

Raimund (kommt)

Ich finde sie nicht, sie nicht und die Beate nicht. Fortwährend tanzte sie mit dem Manne, der Herzog Albrecht gewesen sein soll. Er sprach in sie hinein, sie hörte nichts als ihn. Raimund! Raimund! wär's wahr, was du fürchtest. Was dann? Lärmen machen? Nein. Ich geh heim und rufe den Meister!

(Ab)



Dritte Scene

Eine Straße in Augsburg. Mondschein

Ein Glöcklein läutet

Es treten auf **Albrecht**, **Agnes** am Arm, **Hanns**, **Motta**,
Seibelsorfer, alle verumumt

Albrecht

Und so verklang der letzte Orgelton;
Der Mönche Glöcklein schwingt die Silberzunge
Und kündet zu den goldnen Sternen auf,

Nie heiliger ward eine Eh geschlossen.
Du weißt nun, wer ich bin, mein süßes Lieb.

Agnes

Ja, Herr —

Kaspar und Raimund

Raimund

Da sind sie!

Kaspar

Dirne, hab ich dich?

Agnes

Mein Vater, Herr!

Albrecht

Das trifft sich gut; mein Lieb,
Erblaß nicht so! Willkommen, wackerer Alter;
Ihr trefft uns auf dem Weg zu euch.

Kaspar

He, Dirne!

Fort, her zu mir und mit nach Haus! Hörst du?

Albrecht

Hört ihr uns, Alter?

Kaspar

Ei, nichts da, mit der
Hab ich zu schaffen hier und sonst mit niemand!
Das ist mein Kind. Wie? oder bist dus nicht?
Bist du 'ne Dirne?

Agnes

Vater, spricht nicht so!

Ich bin ein ehrlich Weib —

Kaspar

Ein ehrlich — pfui doch!

Hanns

Kennt ihr mich, Alter?

Kaspar

Ja; ihr seid Hanns Zenger.

Hanns

Was gebt ihr auf mein Wort?

Kaspar

Nach dem es ist;
In andrer Sache viel, in dieser nichts.

Seibeltorfer

Ich, Kunz, der Seibeltorfer, schwör euch zu:
Der Mann hier und dies Weib sind Mann und Weib,
Durch heiligen Schwur und Kraft des Sacraments
Und Priestersegen am Altar geeint.

Hanns

Und so thu ich, mit Namen Hanns von Zenger.

Kaspar

Ja, Spiegelsechtere!

Seibeltorfer

Und so gebt Raum!

Kaspar

Nicht für den Teufel, aller Lügen Vater,
Noch für 'nen Nestling seiner Brut,
Ist klug genug, ein Gänschen zu betölpeln,
Wo eigne Dummheit dritter Mann im Spiel;
Mich angelt ihr mit solchem Köder nicht.

Agnes

Ihr kennt mich, Vater; nicht um alle Welt,
Um allen Glanz und alle Pracht ward ich

Nicht meines Herrn noch irgend eines Mannes,
 Gott weiß und ihr, als etwas andres sonst,
 Denn als sein ehrlich Weib allein. Vor Zeugen,
 Die Lichter brannten, und der Priester eint' uns;
 Vorm heiligen Altar tauschten wir die Ringe;
 Die Orgel klang vom Chor, das Glöcklein schallte;
 Der Priester fragte, und wir sagten Ja,
 Der Priester segnet', und wir sprachen Amen.
 Nichts ward vergessen, auch das Kleinste nicht.
 Recht ist die Eh, und ich ein ehrlich Weib.

Kaspar

Und wär's,
 'Ne dumme Dirne seid ihr. Was 'ne Rett
 Von Eisen euch, dem ist's ein Strohband nur.
 Weißt du, wie lang geheime Eh den bindet?
 Nicht länger als des Blutes Hitze raucht,
 Die sie geknüpft.
 Meint ihr, der Sammt zu eurem Antlitz trägt sich
 Nicht ab, wie andrer Sammt? und länger hält eur
 Läröchen,
 Als einen kurzen Dirnensommer durch,
 So lang als Rosen blühn und Käfer schwärmen?
 Und solche Liebe länger, als eur Läröchen?
 Und länger solche Treu, als solche Lieb?
 Und länger solche Eh, als solche Treu?
 Ein kurzer Sommertag, und euer Sammet
 Ist abgetragen, welk und fadenscheinig.
 Soll er euch länger tragen, als sein Wams?
 Dann fort mit euch und mit dem Wams zum Trödler!

Raimund

Vom Vater und vom Himmel mir bestimmt,
 Was wollt ihr bei den Großen? an dem Hofe,
 Mit euerm Kindsvertraun, das sie benützen,
 Und ohne Freund? Ein Eindringling seid ihr

Dort nur, den man sich gern vom Halse schafft;
Im kleinen Häuschen seid ihr seine Seele.
Glaubt, nach dem Gärtchen sehnst ihr euch noch,
Das jetzt zu klein euch ist. Er wird's bereun;
Denkt an das arme Fürstenweib in Holland,
Das teuer zahlte mit dem Tod ihr Lieben.

Isotta

Glaubt's nicht; schlägt jedes Herz am Hof nur halb
In meines Herzens Taft, nie mißt ihr Freunde.

Raimund

Glaubt's doch! Am Hofe, heißt's, meint ders am
schlimmsten,
Der ins Gesicht am freundlichsten sich zeigt.
Ich bin ein armer Bursch, doch euern Standes;
Was wollt ihr mit dem großen Herzog? Seht:
Vornehm erzogen, hat er andre Wünsche,
Ist anderes gewohnt, als ihr; was will
Das Vögelchen, im niedern Busch geworden,
Beim Adler, der auf kalter Höhe wohnt?

Kaspar

Noch ist die Eh vollzogen nicht, wenn Ehe,
Und noch zu trennen.

Raimund

Laßt ihn, geht mit uns.

Albrecht (für sich)

Jetzt zeige, Liebe, dich, daß echt du bist.
Ich stell's in eure Hand, hört; ihr steht frei:
Mein neues Recht geb ich freiwillig hier
Zurück dem Manne, der es sonst besaß;
Nur euer freies Wort traut euch von neuem
Zum Weibe mir — Wahr ist's, ihr kennt mich, Agnes,
Seit Stunden erst, und seine Lieb ist älter,

Als euer Denken; jeder eurer Tage
Trägt eine Liebesnarb von ihm im Antlitz.
Wahr ist's: so, wie er sagt, wirbt Lust der Großen
Und hält geheime Eh als Röder hin,
So schnell zerrissen, wie geschlossen. Hört ihr?

Agnes

Ihr sagt's und seid so klug; euch glaub ich's, Herr,
Die ganze Welt ist schlimm, doch ihr seids nicht.

Albrecht

Und bin ich's nicht, kann ich's nicht werden noch?
Macht einen Gott aus mir! Ich bin ein Mensch,
Ein Mensch wie jeder, seht, von Fleisch und Blut.
Mein Denken ist begrenzt, mein Fühlen wechselt
Wie andrer Menschen Fühlen; was Gewalt
Hat über andre, das beherrscht auch mich.
Gebrechlich ist so Lieb als Haß in mir.
Nein, sprecht nicht jetzt, sonst schelt ich euch leichtsinnig.
Ein Kind, das läuft von einem Spiel zum andern —
Sprecht ihr und habt bedacht nicht, was ihr sprecht.

Agnes

Nun, Vater, seht ihr doch, wie brav er ist?

Kaspar

Ich seh, wie klug er ist. Nun sag: Ich folg euch,
Mach ihn vom Vorwurf der Verlockung frei.
Wie denn? du heiße Dirne, rennst du nicht —
Läßt du so lang ihn locken? — in die Falle?

Agnes

Herr, ich bin euer Weib und muß euch folgen,
Was auch mein Schicksal sei!

Albrecht

Bist du's? bist du's?
Nein, Alter, geht noch nicht. Erst hört mich, Alter!

Du, Seel der Wahrheit selbst, du hörst mich jauchzen,
Bräch tiefstes Mitleid mir die Stimme nicht,
Daß ich dich so gequält. — Kommt, Vater, folgt uns!

Kaspar

Dem Teufel, doch nicht euch.

Albrecht

Was soll ich sagen,
Daß ihr mir glaubt?

Kaspar

Sagt nichts; das glaub ich euch.

Albrecht

Ihr zürnt —

Kaspar

Si gar. Bin ich nicht Dank euch schuldig?
Blind war ich siebzehn Jahr, ihr macht mich sehend
Im Augenblick. Wie nun? wer nennt euch ungleich?
Gleich im Betrug, betrügt euch — nun, es gehe,
So lang es geht. Sie lockt euch, ihr lockt sie.
Doch fällt's noch mal euch ein, zu prüfen, sagt ihr:
Sie soll nicht eure Herzogin mehr sein,
Und seht, wie lang dann ihre Liebe hält.
Die Liebe von zwei Stunden schon so stark?!
Ein ehrlich Weib! ist's nicht 'ne schöne Scheide,
Die Fürstin drin zu schützen vor dem Rost?
Ihr seid 'ne Dame; nehmt zum Beispiel euch
Die Dirne, die mein Kind hieß. Thoren giebt's
Genug; doch jeder, merkt, ist's nur einmal.
Gewissen, Eltern zwischen euch, 'ne Welt,
Seht, ob eur Leichtsinn das auch überschwaht.
Ich segn' euch nicht und brauch euch nicht zu fluchen;
Ihr flucht euch selbst, eur Thun ist euer Fluch.
So geh ich, denn ich sprach und that genug.

(Kaspar mit Raimund ab)

Albrecht

Bestürm ihn wärmer; er muß mit uns gehn!

(Albrecht und Agnes folgen)

Heibelstorfer

Er machte sie fast selber irr.

Hanns

Wär's ihm gelungen! Teufel, mach geschehen ungeschehn und nimm, was ich habe!

Heibelstorfer

Euer schönes Weib ausgenommen.

Hanns

Nichts ausgenommen, nichts!

Isotta

Nun, ihr könntet es billiger haben.

Hanns

Was?

Isotta

Etwas, das, jetzt noch ein unsichtbarer Wurzelkeim, anwachsen könnte, Felsen sprengend, geschweige den übereilten Bau dieser Ehe.

Hanns

Was meint ihr?

Isotta

Sagt mir: Wenn der Herzog, der die Wahrheit in eigener Gestalt in dem eiteln Dinge zu besitzen meint, glauben müßte, die Dirne selbst habe im Spiegel gegessen, wenn —

Hanns

Wie? Könntet ihr das? Der Narr einer einfältigen Dirne in all seiner Geistesüberlegenheit? das packte ihn

an seiner eiglichsten Stelle! Wenn ihr das könntet! Aber — er würde Beweise verlangen.

Isotta

Bis morgen, denk ich, hab ich sie. Und wenn ihr helfen wolltet —

Hanns

Nur? Nur helfen? Was? Ein Lautenspieler will ich werden, alle Mäuse Schwabens mit eurem Lobe tot singen, Sonette machen auf eure Schönheit, noch mehr; die Saiten meiner Natur umstimmen, daß sie selber eine Laute wird für den Milchjinger des blinden Kerlchens Liebe —

Isotta

Bemüht euch nicht; behaltet oder gebt, wer es haben mag. Mein Grund wäre, daß ich nicht die Magd einer Bürgerdirne sein will.

Heibelstorfer

Stille! Das Paar kommt unverrichteter Sache zurück. Der Baderschwiegerpapa war unerbittlich.

Hanns

Thut es, um welchen Preis ihr wollt; nur, laßt euch beschwören, thut's!

Isotta (beiseite)

Kann auch dieser Eisblock warm werden? So soll meine Liebe seine Freundschaft in ihren Dienst werben, und er selbst soll gezwungen mich zwingen, nach dem zu ringen, wonach jeder meiner Pulse glüht.

Albrecht, Agnes zurück

Albrecht

Geliebt's euch, Hanns, so sind wir diesen Rest Der Nacht euch Gäste. Morgen dann mit frühstem

Nach Straubing, meinem Schloß. Dort gilt mein Weib,
Madonna, eure Freundin, bis Natur —
Doch unser Wunsch eil ihr nicht vor, nein, heiße
Sie zögern — jenen Tagen Grenze setzt,
Die meiner Tage Quell. Dann führ ich dich
Im Diadem auf stolz geschmücktem Kopf
Als Herzogin heim in mein Väterschloß.

(Sie gehen alle)

Vizedom und Törring im Vorübergehen

Vizedom

Ich fühlte den Zettel hier mir in die Hand gedrückt.
Aus Gedanken aufsehend, sah ich keinen Bringer.

Törring

Ich meinte, ihr ließe ihn mit Willen gehn, und
faßte ihn nicht weiter ins Auge.

Vizedom

Des Mondes Helle reicht nicht hin; in der Herberge
will ichs lesen — oder auf dem Wege nach Regensburg,
denn schon dämmt der Morgen. (Weide ab)

Raimund

Raimund (zurückziehend)

Sagt ja niemand, Meister, wohin sie ist, und was
sie geworden ist. Ja nicht! Ich geh zu des Vizedoms
Werbern, der in Straubing regiert an Herzog Ernsts
Stelle. Dorthin will sie Herzog Albrecht führen. Damit
sie eine treue Seele in ihrer Nähe hat; und daheim
konnt ich nicht bleiben. Sie wird meiner nicht be-
dürfen! — ist doch ordentlich, als thäte mir das leid.
— Hier seh ich das Häuschen noch, wo sie — Still!
Ade, Augsburg! Mein Glück, ade! (216)



Vierte Scene

Zimmer in Hanns Bengers Hause

Agnes. Isotta

Isotta

Eur Vater wird wohl schweigen, teure Fürstin —
So nenn ich euch schon jetzt, dem Herzen folgend,
Das jezo schon als Herrin euch erkennt —

Agnes

Ja, ihr seid herzlich gut, gewiß! ich weiß.

Isotta

Dennoch, wie leicht setzt das Gerücht aus Fegen,
Von unbemerkten Lauschern aufgeschnappt,
Zusammen oft, was heimlich bleiben sollte,
Und schreits auf offnem Markte aus. So kommt
Der Herzog, euer Herr, wenn er erscheint
Auf dem Turnier zu Regensburg zur Zeit,
Wo man entführt euch hält, ihm klug zuvor.

Agnes

Es war Hanns Bengers Rat —

Isotta

Ja, seine Rälte
Sah, was eur Herr, in seines Glückes Wärme
Sich wiegend, übersehn gern hätte.

Seibelsorfer

Seibelsorfer

Fertig

Zur Reif ist alles, gnädige Frau. Auch steckt
Der Morgen seine goldne Fahn schon auf.
Eur Herr auf seinem Weg nach Regensburg

Wird, schaut er um, schon Augsburg nicht mehr sehn.
Nach Straubing denn, wohin sein Wort uns weist!
Ich bitt euch, nicht zu zögern.

(Seibelsdorfer und Agnes ab)

Giulio

Isotta

Geht voran!

Ich folg euch schleunig. (Zu Giulio)

Kommst du endlich, Giulio?eil dich — nur das
Was jezt, das Wie auf dem Wege.

Giulio

Der Bize dom hat euern Zettel, und die Heye — ist
des alten Vaders Bernauer Schwester. Die neue
Herzogin war vor dem Bankett bei ihr und —

Isotta

Genug! Mach dich fertig, dem Herzog nach Regens-
burg zu folgen. Ich schreibe schnell die namenlosen
Zeilen, die du ihm geschickt in die Hände spielen mußt,
daß er nicht ahnt, woher. Mach dich fertig, Giulio!

(Giulio ab)

Isotta

Fort muß die Fälscherin! Mein Zettel sagt ihm,
Wie er betrogen ist, und wischt die Schminke,
Die ihn bezaubert, von der Dirne Wangen,
Daß er nichts sieht, als was sie wirklich ist.
'Ne dumme Dirne, die vom Stolz gekizelt
Gern Fürstin möchte sein. „Ja, Herr — Nein, Herr —“
Sonst nichts! Und wenn zu Wundertönen tief
Und mächtig Lieb sein Dichterherz erregt:
„Ja, jezt versteh ich euch schon wieder nicht —“
Und dann das dumme Nicken mit dem Kopf:
„Ei seht doch! Nun, das glaub ich schon“ — so gänse-
haft phlegmatisch,

Daß sich sein stolzer Geist empören müßte,
 Zur Dummheit selbst gespannt zu sein, wär er
 Des Zaubers los, der sie zum Wunder lügt.
 Daß das geschehe, Klugheit, dopple dich,
 Und, Liebe, zeig, wie du erfindrich bist:
 Zeig ihm dich, wie du bist, und anders doch,
 Sodas er sehn muß, du bist's, was er ersehnt,
 Doch nicht die Absicht merkt, die dies ihm zeigt.
 Verbirg den blutgen Hohn und Groll, der aufschwillt
 Bei ihrem bloßen Anblick, mach die Dummheit
 Zur Pupp in deiner Hand, zur Helferin
 Gegen sie selbst, durch plumpe Schmeichelei,
 Und schreck vor nichts zurück, daß dein er sei!
 So raub dem Räuber ihn, stiehl ihn dem Diebe,
 Der dir gehört nach allem Recht der Liebe. (16)

Ende des ersten Aufzugs



Zweiter Aufzug

Erste Scene

Turnierplatz bei Regensburg

Zwei Zimmerleute sind noch an den Schranken beschäftigt.
Ein **Herold** mit seinen Dienern

Herold

Wer bei dem Turniere zu Regensburg mit stechen will, der bringe sein Wappen, damit wir untersuchen, ob es echt sei und rein, ob er mit stechen darf, und es zurückweisen oder aufhängen zu den andern. Zur Waffenschau! Zur Waffenschau, ihr edlen Ritter!

Der **Vizedom**, **Cörring**, **Landsberg** und noch einige **Ritter**

Vizedom (liest von einem Zettel)

In diesem Augenblicke macht Herzog Albrecht eine schwäbische Baderdirne zur Herzogin von Baiern. Herr Vizedom, Säule des Rittertums, duldet ihr das? — So lautet der Zettel, der mir vor meiner Abreise in Augsburg, wie ich euch sagte, in die Hände gespielt wurde, und den ich erst auf dem Wege las. Meint ihr, der Zettel lügt? Und wenn er Wahrheit spricht, was dann?

Törring

Dann frag ich mit dem Zettel: Herr Bizedom, wollt ihr das dulden?

Bizedom

Und ich antworte für den Bizedom: Bei den Gräbern meiner Ahnen, nein!

Landsberg

Und ich für den ganzen bairischen Adel: Keiner von uns! Wie soll eine Baderdirne über unsern edlen Frauen sitzen!

Bizedom

Darum erst zur Frage: ist's wahr?

Landsberg

In dem Troß, den sie voraussetzt, trüge die That Herzog Albrechts Stempel. Zeigte er nicht, seit er ein Mann, sich derart, daß wir den Kopf schütteln mußten in ernstester Besorgniß, deutete ein Finger auf die Stunde, in der Herzog Ernsts Tod ihn zum Herzog macht und zu unserm Herrn? Fuhr dann nicht unwillkürlich die Rechte nach dem Schwertgriff, als gälts schon jetzt, bedrohte Rechte zu verteidigen? In schwächlicher Kindheit von den welschen Denfern und Dichtern seiner Mailändischen Mutter erzogen, gewann er nie ein Herz für Adelslehre und Rittertum.

Törring

Im letzten irrt ihr, Herr Landsberg. Kräftiger geworden als Jüngling, holte sein Stolz in feuriger Eile nach, was der franke Knabe versäumt. Er ruhte nicht, bis er die Besten übertraf in ritterlichem Thun.

Bizedom

Doch nicht aus Freude an ritterlichem Thun, Graf Törring. Wahrlich nur, um auf diese Vorzüge, die

er an sich selbst nicht achtet, bei andern mit besserer Miene herabsehn zu können. Sein Hochmut ruht auf seinem Wize. — Was ist das?

Landsberg

Jauchzen des Volkes; es kommt näher, es kündigt sein Hierherkommen an. Er bringt seinen Schild zur Waffenschau.

Vizedom

Diesen Spielmann, der ihm voranzieht, wirbt er mit seinem Adelshasse, um ihn einst gegen uns und unsre Rechte zu brauchen.

Törring

Den Zettel muß Herzog Ernst sehn.

Vizedom

Damit, leugnet der Sohn Absalom, die Sache abgethan ist? Bei meinem Eide, nein! Wir fordern ihm im Namen des ganzen bairischen Adels sein Ritterwort ab, er sei nicht der schwäbischen Baderin Gatte. Giebt ers, so ist ers nicht; verweigert ers, so giebt er dem Zettel recht, so gesteht er öffentlich ein, was den Herzog Ernst und den ganzen Adel Baierns gegen ihn bewaffnen muß.

Albrecht und Kanzler

Albrecht

Ich soll mehr an meines Vaters Hofe sein, Herr Kanzler?

Kanzler

Dann wünscht euer Vater, unser Herr, ihr möchtet seine Räte besser behandeln.

Albrecht

Er sollte wünschen, sie wären bessere Leute, dann gäbe sichs mit der Behandlung von selbst — euch aus-

genommen, versteht sich, euch ausgenommen, Herr Kanzler! Aber seht selber diesen Bizedom von Straubing, wie er einhertritt, wie ein Festroß mit dem Verdienste seiner Ahnen als Decke auf dem Rücken. Gut, daß seine Ahnen ihn adelten, er hätte sie nicht geadelt; sein eigen Verdienst reicht kaum hin, ihn allein warm zu halten. Fleischnackerverdienst!

Kanzler

Ihr seid scharf, gnädiger Herr, ihr seid scharf —

Albrecht

Wenn ihr mich weht. Was giebt's, Hanns?

Hanns Zenger

Hanns

Der Bizedom weiß von eurer Heirat, weiß Gott, woher. Er will euch euer Ritterwort abfordern, ihr seiet nicht vermählt, um eure Weigerung dem ganzen bairischen Adel als ein Ja auszulegen. Hütet euch! Seht, er steht schwarz wie ein Gewitter — wenn er so schweigsam ist —

Albrecht

Entschuldigt, Herr Kanzler, einen Augenblick. Ja, er weiß, daß der Thaler Groll durch jedes Zornwort um einen Groschen Thatkraft ärmer wird; und nie sah ich einen bessern Haushalter mit seinem Groll als diesen Bizedom. Bei meinem Eide, sein bloßer Anblick wendet mir die Galle um.

Hanns

Vermeidet ihn, gnädiger Herr.

Albrecht

Daß seine Eitelkeit sich kitzelte, ich sei vor ihm geflohn? Oher werf ichs ihm in die Zähne, was er erlauern will.

Hanns

Denkt an euren Vater —

Albrecht

Ich will ihn nicht zum Worte kommen lassen. Ohne Sorgen, Hanns; ich will den kalten Hanns noch überkalthannsen. — Und ihr fandet mich so schnell, Herr Kanzler?

Kanzler

Die Liebe des Volkes führte mich auf ihres Gegenstandes Spur.

Albrecht

Nah, auch ein Herkommen, wie die Verse unserer höfischen Poeten. Die Welt ist eine andere geworden; aber sollen sie umsonst von ihren berühmten Großvätern eine Form geerbt haben? Hörtet ihr nie die Lieder, die jetzt Handwerksburschen, Schüler und andere fahrende Leute dichten? Die lassen den Dingen ihre eigene Haut; ist sie noch ungelenk und rauh, auf dem Wege von Mund zu Mund wird sie schon glatt werden und eine Art von Schönheit finden, die sich mit der Wahrheit verträgt. Also ihr meint, das Volk liebt mich?

Kanzler

Sein Atem trug euren Namen in die Wolken, und ihre Hände warfen ihm einen bunten Knäul von Mützen und Hüten nach.

Albrecht

Mein Schneider versteht sein Handwerk gewiß. Aber warum springt ihr ab?

Kanzler

Vergebung, gnädiger Herr, den Vorwurf mach ich euch. Ich redete von dem Jubel des Volkes, der euch galt, um —

Albrecht

Noch einmal: der mir galt! — und sagt ich euch nicht, er galt meinem Schneider? Ich fürchte sehr, trug ich das zerlöchernte Wams des Bettlers, der um jene Ecke schlottert, mit euerem Beweise sah es eben so windig aus.

Kanzler

Ihr wolltet euch verkleiden? ihr, gnädiger Herr? Ja, wenn der Fürst bei euch in den Kleidern steckte; und das mag vorkommen, gnädiger Herr, das mag vorkommen! Aber der Dichter würde sagen —

Albrecht

Was er nicht verantworten kann, wenn ihrs für euch anführen wollt.

Kanzler

„Durch jedes Loch der Jacke blickt der Fürst.“

Albrecht

Der Fürst. — Ah! seht ihr, so galt der Jubel des Volkes dem Fürsten, nicht mir.

Bizedom (hinzutretend)

So fein spalten hat euch nicht der Waffenmeister gelehrt, gnädiger Herr. Erlaubt, daß wir als Bögte des Turniers euch in Regensburg willkommen heißen!

Albrecht

Wir danken und grüßen euch, Herr Bizedom. Da wir vom Fürsten reden, Herr Kanzler — ich möchte euch gern in die Enge treiben, sagt mir doch, wer ist ein Fürst? Wir reden von nichts, Herr Bizedom, aber wenn von nichts reden verboten wäre, müßten die Höfe zu Trappistenklöstern werden. Also immer zu, Herr Kanzler; was ist ein Fürst?

Kanzler

Ein Fürst? — nun —

Albrecht

Kurz und bündig; nicht mehr als drei Worte; wer euch mehr zugiebt, ist verloren.

Kanzler

Nun denn —

Wizedom

Wenn ihr mir erlaubt, gnädiger Herr: ein Mann, der fürstlich denkt oder wenigstens — fürstlich denken sollte.

Albrecht

Sollte! Ei, wer fragt, was er sein sollte? Was er vielleicht einmal werden wird? Die Frage ist: was ein Fürst ist, was er jetzt ist! Nun, Herr Kanzler?

Kanzler

Ihr treibt mich ein, gnädiger Herr — man hats erlebt — laßt sehn! laßt sehn! — Nun denn: einer —

Albrecht

Einer —

Kanzler

Der regiert.

Albrecht

Wie lang seid ihr erst am Hofe? Ich werde irr —

Kanzler

Fast fünfzig Jahr. Ich kam —

Albrecht

Ein halb Jahrhundert fast am Hofe und — wißt nicht besser dort Bescheid? Sagt: einer, der regiert wird. Der keinen Schritt thun kann, wie ihn Menschen

thun, ohne an ein Adelsprivilegium, ein Herkommen oder an sonst eine hölzerne Rücksicht anzustoßen. Der Diener seiner Diener, der Hammer, mit dem sie ihr Glück und ihrer Feinde Verderben schmieden; ein armer Mann, der den Unzähligen schmeicheln muß, die er braucht, damit die Wenigen ihm schmeicheln, die ihn nicht entbehren können.

Vizedom

Gnädiger Herr —

Albrecht

Ein — Kommt, laßt uns mit diesen Leuten hier reden. An ihnen ist noch etwas von der ersten Hand der Natur. Zu solchen Schurzfellen muß man fliehn, wenn man sich von den Gespenstern des Herkommens erholen will. Ihr, Mann im Schurze, was treibt ihr da?

Melchior

Wißt ihrs nicht? Nun so könnt ihr lernen, daß das Schurzfell vor dem Harnisch geht, wenngleich ihr selber gemacht scheint, einen zu tragen.

Albrecht

Wie so? Der gestrenge Herr Vizedom möchte es wissen; er ist ein großer Bürgerfreund.

Melchior

Nun: erst müssen wir die Schranken baun, erst muß unser Schwert dabei gewesen sein, eh der Ritter das feine ziehen kann.

Albrecht

Euer Schwert? Der Mann hat Verstand für zwei Federbüsche, Herr Vizedom. Du meinst die Art; und wahrhaftig! die Art ist des Zimmermanns Schwert, und das Schwert die Art des Ritters. Es braucht so

wenig Kopf dazu, die eine wie das andere zu regieren. Und mit dem Schwert baut der Ritter sein Haus, und mit der Art haltet ihr eure Feinde, Hunger und Sorge, euch vom Leib.

Melchior

Richtig. Aber wißt ihr auch vom Hunger? Ja, vom Hörensagen. Nu, der Herrgott hat alles gut ausgeteilt: der eine hat den Hunger, der andere zu essen.

Albrecht

Und einer die Würde, der andre das Verdienst — wenigstens bei Hofe, sagt man.

Melchior

Und doch giebt's solche Allesbitterschmecker, die sich nicht dabei beruhigen wollen.

Albrecht

Aber wie geht ihr mit dem Stamm da um? Dieser Stamm war ein Baum, hatte seinen grünen Federbusch, der nickte im Wind, und seinen braunen Kürasß wie einer, als er noch im Walde stand. Und der Hauch der Gunst buhlte mit ihm, die Sonne der Majestät vergoldete ihn, und seine Schmeichler, die Vögel in seinen Zweigen, machten Musik dazu. Und jetzt — ja, das könnte sich manche bunte Feder und manche hoffärtige Elle Seide und Sammt zu Herzen nehmen. Derselbe Wind, der heut ihre gestickten Rippen bläht, wird in acht Tagen ihre Feden da im Staube fegen. Pfui, was dünkt sich eine Hand voll lebendigen Staubes gegen die andere! Wie, Herr Bizedom? Und was baut ihr da für Verschläge in Gottes freie Welt hinein, daß ehrliche Leute darüber straucheln müssen? Und paart den frischen, grünen Zweig da mit der dürren Stange? Und habt ihn losgerissen von dem Heideblümchen, zu dem er sich neigte im Wald. Was? ist der grüne Zweig ein Junker,

und das Heideblümchen ein Bürgerkind? Und nun nagelt ihr ihn an das dürre Fräulein Stange? Oder hat der Zweig selbst das Blümchen verlassen? So hat er unehrlich gehandelt, obgleich ihr ihn darum lobt. Ihr sagt: Die Ehre seines Geschlechtes hat es verlangt. Was ist das für eine Ehre, die Ehrlichsein empört? Wie? der Bürger hat keine Ehre? Hat er das nicht, was ihr Ehre nennt — vor Gott ist er um so ehrlicher. Was habt ihr aus Gottes Welt gemacht! Ihr und eueresgleichen! Was macht ihr noch jeden Tag aus Gottes Welt! O, das sind unverschämte Gefellen, gestrenger Herr Bizedom. Ich grüß euch noch einmal; wir sehen uns öfter während des Turniers. Jetzt lebt wohl, ihr Herren. Ich muß fort, soll ich nicht zornig werden; und dies Gelichter ist eines ehrlichen Zornes nicht wert. Was? Sollen Stangen und Riegel den lebendigen Menschen meistern? Ich sage euch, es giebt Menschen, die ohne Krücke gehn können, und — was mehr ist — die es wollen!

(Ab mit Hanns Zenger)

Kanzler (zu Gundelfingen)

Laßt ihn! laßt ihn! Ein Boden für Fürstentugend, wenn auch noch zu üppig. Aber die Zeit nutzt Menschen ab und Dinge. Nun, wir habens erlebt. Sie brachte das jugendliche Zuviel auf das rechte Maß, während das rechte Maß in der Jugend schon im Mannesalter nur zu oft unter sich selbst herabsank. (Ab)

Landsberg

Und ihr ertrugt's, Herr Bizedom? Er wollte euch reizen.

Bizedom

Pah! seinen Witß austramen wie ein Mädchen seine Bänder; soll die Welt nicht wissen, was der Knabe von seinen welschen Spitzfindlern gelernt? Und — um die Ecke, eh die Rute, die er verdient, niederfiel!

Törring

Alles, was er sprach, war ein verblühtes Ja auf unsere noch ungethane Frage. Man sah, wie sein Stolz mehr unsern Glauben fürchtete, er halte die Heirat aus Feigheit heimlich, als seine Klugheit unser Wissen darum.

Landsberg

Dazu gab seine Rede jeder unserer Befürchtungen recht. Diese Ehe ist ein Vorbild des Bundes zwischen Thron und Volk zu des freien Adels Unterdrückung, ein Eisenhandschuh, den er uns hinwirft.

Vizedom

Sei es. Ich nehme ihn auf. Herold, kommt her. Hört: wenn Herzog Albrecht sein Schild vor euch bringt, weist es zurück. Nicht eher darf er stechen in diesem Turnier, bis er den Makel von seinem Wappen gewischt, womit es beschmuht steht; bis er euch sein Ritterwort gegeben, er sei nicht einer Augsburger Baderbirne Gemahl. Werdet ihr bleich, Herold? Er wird rasen. Aber euch schützt das Turniergesetz und ich, der Vizedom von Straubing, der erste Vogt und euer Oberer bei diesem Turnier.

Törring

Doch der Herzog Ernst?

Vizedom

Mag er zürnen, er muß es billigen und mir danken. Wenn nicht, so schlag ich seine Gunst in die Schanze.

Landsberg

Schon kommt er zurück.

Vizedom

Ruft mich zu euerm Schutze. Und so thut eure Schuldigkeit, Herold. Auf die Tribüne, ihr Herren,

bis unsre Zeit kommt. — Der verzogene Fürstentnabe lerne den Bizedom von Straubing kennen; der Wizling hüte seinen Wiz! (Besteigen die Tribüne)

Albrecht und Hanns

Hanns

Noch einmal: kehrt um. Der Bizedom stand totenbleich, seine Lippen bebten.

Albrecht

Noch einmal: nein! Ich bin in der Laune, ihm zu sagen, was er wünscht; mich reut, daß ich es nicht that! Ehre selbst schämt sich in mir. Herold, hier hängt diesen Schild auf.

Herold

Verzeiht, Herr Herzog —

Albrecht

Was solls?

Herold

Auf euerm Wappen haftet Verdacht unebenbürtiger Verbindung.

Albrecht

Haftet — Sklav, häng auf.

Herold

Nicht eher, als bis dieses Schildes Glanz gereinigt strahlt.

Albrecht

Wie? Was? Wozu?

Herold

Gebt euer Ritterwort, gnädiger Herr, ihr seiet nicht einer Augsburger Baderstöchter Gemahl.

Albrecht

Gut, Sprachrohr, gut! Kein Wort verloren. Den Mund kenn ich, der durch dich spricht. Und mußt ich nicht, diese schwarze hagere Schlange würde noch nach mir stechen, eh ich sie zertrat? Das mir? Mir? Und ich zertrat sie nicht, eh sie stach? Solche Früchte wachsen an euerm Baum, Hanns Zenger. Wo ist er? Sei klug für dich und ihn, Herold; häng auf!

Herold

Im Namen des Turniergesetzes —

Albrecht

Im Namen des Bizedoms, Lügner! Wo? — Fort, Sprachrohr; dort steht mein Mann. Hierher, Herr Bizedom!

Bizedom

Nicht auf euren Befehl. Vergeßt nicht, daß ich hier nicht bloß eures Vaters Diener bin.

Albrecht

Des Teufels Diener! Das Schild da hinauf. Befehl eurer Puppe.

Bizedom

Im Namen des Turniergesetzes: nein!

Albrecht

Im Namen Albrechts des Wittelsbachers: ja! Häng auf, du Sklav!

Bizedom

Noch einmal: nein!

Albrecht

Ja! ja!

Und noch einmal: ja! und hunderttausend: ja!

Vizedom

Im Namen auch gemeiner Ritterschaft,
In Regensburg hier zum Turnier versammelt,
Von denen der Geringste so nicht sich
Entehrt, zu stechen mit dem Gatten einer
Gemeinen Dirne —

Albrecht

Dirne? — Nun so hör —
Einer Dirne? — Bauer! Bauer! Bauer!
Gemeiner Bauer du! So hör — 'ner Dirne?!
Hör's Erd und Himmel denn und wer es mag:
So üß ich Fürstenrecht, ein wahrer Fürst,
Nicht Fürstenpuppe, von der Lüg gegängelt,
So üß ich Fürstenrecht und heilige
Durch heiligen Gebrauch das oft Entehrte,
Wahrheit und inneres Verdienst erhebend
Und Lüge stürzend, Scheinen ohne Kern,
Und thu dir, wie der Himmel pflegt, im Zorn
Zur Strafe deinen Wunsch. So hör es jeder —
Und ob uns schmerzt, den heißgeliebten Vater
Zu kränken, denn nur seinethalb verschleiert
Ein Kleinod ich, und sonst um keine Welt,
Mit Heimlichkeit und Schweigen — Ehre zwingt
Uns nun, der keiner sich entziehen darf,
Laut zu erklären — Baiern hör's und Reich —
Frau Agnes, eines Vaders Kind aus Augsburg
Und mir vor Gottes Aug durch Priesterhand
Als Hausfrau angetraut, zur Herzogin
Von Baiern; diesen aber hier, der wider
Verdienst der Vizedom von Straubing hieß,
Durch diesen Streich mit flachem Schwert entehrend
Zum Bauer, so den beiden nichts gewährend,
Als ihr Verdienst; nichts nehmend, als was Glück,
Die Meze, dem Verdienste stahl und aufhing
Dem, ders entehrte. Denn nicht adl' ich jene,

Sie adelnd, nein, sie adelt unsern Thron —
 Und den entehrend, nehm ich wahre Ehre
 Ihm nicht; ich nenn ihn das nur, was er ist.
 Und ihr da, Herold, laßt die Schranken brechen,
 Zu End ist das Turnier, eh es begann,
 Und niemand bricht 'nen Speer hier. Fort! Ich sag
 es, ich

Albrecht der Wittelsbacher.

(Ab, von Hanns, den Knappen und Rittern gefolgt)

Vizedom

(der hatte ziehen wollen, taumelnd von Törring und Landsberg gehalten worden war)

Oh!

Törring

Wie ist euch, Herr Vizedom?

Landsberg

Ein Schlagfluß hat ihn gelähmt. Sein adlig Herz
 brach unter der Übergewalt seines Hornes über unadlig
 Thun, wie eine Leier unter eiserner Spielerhand.
 Könnt ihr nicht sprechen, Herr Vizedom?

Vizedom

Bringt mich hinweg. Tod ist in mir; ich sterbe —
 Um eignen nicht; gesamten Adels Tod
 Trifft so mich mit, den einzelnen — schwört mir —

Landsberg

Was, Herr Vizedom?

Törring

Könnt ihr fragen?

Landsberg

Rache! —

Törring

Was sollen wir thun, euch zu rächen?

Landsberg

Wo?

Vizedom

Nicht mich, des Adels Ehre, an der Ursach,
Wo es am tödlichsten ihn trifft — an ihr,
Der Dirne, — sie muß sterben, ihm im Arm,
Wo's ist — Kommt — Laßt mich —

Landsberg

Ihr könnt nicht allein stehn.

Vizedom

Führt mich zur Herberg.
Dort will ich euch — dort schwört mir auf mein Schwert,
Statt meiner einzustehn, faßt mich der Tod,
Bevor — ich kann nicht mehr —

Törring

Kommt, ihm zu schwören.
Sterbt einmal ihr, so lebt ihr zweimal fort
In uns, um euch zu rächen.

Landsberg

Racheerben

Laßt ihr zurück. Die Dirne — sie soll sterben!

(Sie führen den Vizedom ab)

Giulio (kommt eilig)

Giulio

Es ist gelungen! er hat das Papier. Er zerfnittert es in seinen Händen, ohne noch zu wissen, was es enthält, ohne nur zu wissen, daß er etwas in seinen Händen hält; so in Aufregung drängt er sich durch die Menge, durch das Murren und Murren der Ritter und das Jauchzen des Volkes. Hanns Zenger sah mich desto genauer an. Er erriet, woher der

Bettel kam, und half mir, unbemerkt vom Herzog zu ent schlüpfen. Fort! da kommen sie. Damit er seinen Arzt nicht sieht. Ich wette, das niederschlagende Mittel wird ihn so bleich machen, als er jetzt rot ist. Sie kommen. Fort und heim zur Madonna! (16)

Albrecht und Hanns

Hanns

Was haltet ihr für ein Papier in euern Händen?

Albrecht

Ich will der Welt zeigen, ich bedarf des Sattels der Herkommen nicht, um zu Pferde zu sitzen.

Hanns

Wie kommt ihr zu dem Papiere da?

Albrecht

Ich weiß nicht. Fort mit den Franzen und Quasten der Gewohnheit und Lüge!

Hanns

Wollt ihr mirs erlauben? Vielleicht eine Warnung, die ihr nicht unbeachtet lassen dürft. Ihr habt den Bizedom und in ihm den bairischen Adel aufs tiefste beleidigt; sie stecken die Köpfe zusammen; besser — (Er sieht in den Bettel) Hm.

Albrecht

Was ist? Was wollen sie —

Hanns

Nichts vom Adel — nichts, Herr, überhaupt nichts.

Albrecht

Mir das? Und doch — Aber was hast du? Gieb her.

Hanns

Laßt; ich zerreiße es.

Albrecht

Erst will ichs sehn. Sieht dies Nichts seinem Spiegelbilde in eurem Antlitz gleich, so ist's ein Was, und ich muß es sehn.

Hanns

Sehts nicht! O Baiern! o alter Ernst! o Baiern!

Albrecht

Du prüfst, was ich nicht habe, meine Geduld.

Hanns

Prüfen! Prüfen! — Daß ihr meintet, an euerm eignen Atem zu ersticken — daß es heraus mußte! das Gedächtnis des alten Ernst verzehrt in der Glut! und — um was? Nein, laßt michs zerreißen; es kann zu nichts mehr helfen; und jetzt dürst ihr nichts lesen, jetzt nicht, jetzt, wo — nein, es müßte euch rasend machen.

Albrecht

So brauchst du nicht zu thun. Zum Teufel, gieb! (Er reißt ihm aus der Hand und liest, was Hanns verhindern zu wollen sich stellt) „Des großen Herzogs Albrecht Stolz fiel sich über einer Dirne kleinen Fuß zu tot.“ —

Hanns

Und Baiern! und Baiern mit! die Erde dröhnt noch vom Fall des Riesenleibes.

Albrecht

Was solls — Hand, zittere nicht. „Die fluge Frau aus Ungarn ist“ —

Hanns

„Des Vaders Bernauer in Augsburg Schwester, und die klügere Dirne war am heiligen Helenenabend vor dem Bankett Hanns Zengers bei ihr. Prüft selbst, und ihr werdet es so finden.“ —

Albrecht

Ja Lüge! Lüge! ungeheuer wie
Noch keine! Menschen redeten im Leichtfinn
Und dachten nicht der Folgen; Frömmigkeit
Verborg die Wahrheit um der Folgen willen;
Was Lüge hieß bis jetzt, war gute Meinung,
War Schonung, Liebe, Scherz und Neckerei,
Ein schuldlos Kind nur, gegen die gehalten;
Mit dieser erst kam Lüge auf die Welt.

Hanns

Riet ich euch nicht gut, ihr solltet das jetzt nicht
lesen? Jetzt, wo eure Liebe den teuersten Preis be-
zahlt hat mit Vater, Fürstenpflicht, vielleicht mit dem
Ruin Baierns, mit allem, was euch heilig sein muß —
die Ware nichts nuß. Jetzt erfahren, eure Klugheit
sei betrogen, im Netz gefangen von einer dummen
Dirne?

Albrecht

Ich glaubte nicht dem Spiegel nur, ich prüfte.

Hanns

Ja, ihr prüftet die Schlange und — fandet sie klug.

Albrecht

Sie ging mit mir, gab alles hin um mich —

Hanns

Bis auf die Krone, wie ihr Vater sagte, der sie
besser kennt. Warum lerntet ihr sie nicht erst kennen?

Ein Pferd, einen Hund zu kaufen naht ihr euch mehr Zeit.

Albrecht

Nicht wahr! Sie kannte mich nicht. Tod, wenn sie im Spiegel stak, wars noch eine Lüge mehr! Nein, es ist nicht möglich! Dies Himmelsantlik, jeder Blick ein Taubenbote aus dem Paradies, jeder Hauch süße Unschuld, jedes Wort ein Klang vom Himmel! Wahrheit auflegen wie Schminke, Natur aufsetzen wie geborgtes Haar — es ist nicht möglich! es ist nicht möglich! Fort, nach Straubing! Du sollst sehn, es ist nicht. Pferde! Pferde! es kann nicht sein. 's ist Lüge, wer auch sie erdacht hat. Fort nach Straubing! es muß sich zeigen! (Beide ab)

Kanzler, Gundelfingen

Kanzler

Verwünscht! verwünscht! Hat mans nicht erlebt? Nein, wahrlich nicht! Das paßt nicht hierher; nein, man hats noch nicht erlebt, so alt wir sind. Und es fehlte nichts, als daß auch wir den Kopf verlören, so alt wir sind. Wenn eines einzelnen Ungebührnis auch die andern aus ihren Kreisen drängt, da gilt's den einzigen Vorteil zu brauchen, den Alter nicht nimmt, sondern giebt. Der Adel schwierig, ein alter Feind lauert vor der Thüre, dem nichts lieber wäre, als Zwist und offne Fehde zwischen Vater und Sohn. Das ist der Punkt, wo wir alle Stützen unsrer Kraft ansehen müssen, soll Baierns Bau, von dem Stöße wankend, nicht umstürzen. Herzog Ernst muß abgehalten werden, Gewalt brauchend, die Kluft zwischen Albrecht und dem Adel auch zwischen sich und dem Sohn zu setzen. Versteht ihr wohl? Wie wir den Vizedom kennen, wird er auf eigne Hand verfahren und die Dirne, das Ürgernis, schleunigst wegschaffen, wies geht. Herzog Ernst muß außer dieser Sache bleiben. Nun, wir habens erlebt

— und hier paßt die Redensart wieder — mehr als ein verlornen Sohn kam zu seinem Vater reuig zurück, und es war Freude darüber, mehr als über dreißig Gerechte. Laßt uns nach München; Herzog Ernst muß alles durch uns erfahren, und so zugerichtet, wie unserm Plane dient. Er wird dennoch heiß werden. Nun, wir habens erlebt: die Sache mußte doch gehn, wie wir es wollten — unbeschadet unserer Ehrfurcht vor der Majestät und lediglich zu Nutz und Frommen des Schiffes, das wir steuern. Kommt! (Beide ab)



Zweite Scene

Erleuchtet Gemach auf Albrechts Burg
zu Straubing

Nacht

Giulio und Isotta

Giulio

Den ganzen Weg hierher waren der Herzog und euer Gemahl mir auf den Fersen.

Isotta

Und du weißt nicht, was das Papier wirkte?

Giulio

Nichts, als seine Eile, die meine fast überholt hätte. Und die Heimlichkeit ihres Einritts; denn seht, schon stehen ihre Rosse im Schloßhof. Ich entferne mich jetzt, denn jeden Augenblick können sie hereintreten. (Ab)

Isotta

Warum so eilig? Warum so heimlich? Herz, ver-
rate dich und deine Spannung nicht durch dein lautes

Pochen. Fürchtest du? Er hatte sie zur Herzogin erklärt, den Vater, den Adel tödlich beleidigt, als er den Verrat erfuhr; das bringt sein Gewissen auf meine Seite. Es muß gelingen! Da sind sie schon.

Albrecht, Hanna treten auf

Hotta

Wie? gnädiger Herr, seid ihrs? Entschuldigt, trefft ihr Uns nicht gerüstet noch, euch zu empfangen.
Doch wie? noch kaum begann das Ritterfest
In Regensburg, und schon — ja, eur Entschluß,
Es zu besuchen, reut' euch unterwegs
Und führt' uns euch zurück.

Albrecht

Ganz recht; so ißt.

Doch wo ist sie?

Hotta

Eur fürstliches Gemahl?

Albrecht

Ja, sie. Weiß sie von unsrer Ankunft schon?

Hotta

Wohl schwerlich; unerwartet und so heimlich —

Albrecht

Gut; sorgt, daß sie nicht eher davon hört,
Als wir es wünschen — bitt ich.

Hotta

Ei, ihr wollt

Ein Fest ihr gönnen für das Fest, das ihr
Euch selbst versagtet.

Albrecht

Bitte, seht, ob sie

Noch wacht — ja, da ihrs doch erraten habt,

Es giebt 'ne Überraschung. Bitte, seht,
Und bringt die Nachricht uns hierher.

Isotta

Ich gehe.

Sie soll nichts wissen, eh ihr selbst es wollt,
Und bald erfahrt ihr, wachst sie oder nicht. (Ab)

Albrecht

Doch! Doch! so soll es sein. Denn, ist sie falsch —
Doch ist sie nicht; ihr Falschsein machte Treu
Zum Gaukler und entvölkerte den Himmel
Von seinen Engeln — ist sie falsch, so ist sie
In Falschheit Meisterin, und Forschen tröge
Sich selbst und wär gelegne Warnung nur
An ihre Vorsicht — Schnell versammle, Hanns,
Das ganze Schloßgesind; in Feierkleidern —
In jeder Hand 'ner Kerze Licht, in jedem Mund
Der Ruf: Lang lebe unsre Herzogin
Frau Agnes! Drein im Jubel der Trompete
Beschwinger Ton, dem Ohr ein buntes Wimpel
Über dem Jubel flatternd — alles, was
Zum Schwindel schwellen kann die Eitelkeit!
Und wenn nur einen Augenblick Verstellung
Im Ansturm jäher Überraschung kann
Ihr nüchtern Spiel vergessen machen, so
Beschwör den Geist ich, wenn ers ist, der sie
Besitzt, herauszutreten auf ihr Antlitz,
Es Lügen strafend
Ein unbewußt Geständnis abzulegen,
Ob sie der Ehrgeiz zog und Liebe nicht.
Du, an des Zuges Spitze, huldigt ihr
Und so, als rief sie mein Vater selbst,
Des ganzen Landes frohe Zustimmung
Sie auf den Thron. Nun eile dich: ich hole
Derweil der Mutter reichen Fürstinschmuck
Aus seinem Schrein. (Ab)

Isotta (kommt wieder)

Sie wird nichts erfahren —

Hanns

Habt ihr gehört? Wißt ihr, was er vorhat?

Isotta

Noch eine Probe.

Hanns

Er will den Finger ins Feuer stecken, um es zu prüfen, ob es brennt.

Isotta

Ich fürcht es; doch —

Hanns

Doch? Doch? Habt ihr noch ein Doch? Pakt es ein mit eurer ganzen Kunst. Seine Feder ist schlaff geworden; euer Drücken daran ist vergebens.

Isotta

Und doch entlarv ich ihm die Dirne!

Hanns

Wah! Was wollt ihr einem zeigen, der seine Augen absichtlich schließt, um nicht zu sehn, was ihr ihm zeigt. Ich möchte wissen, wann ein Mensch etwas anderes gefunden hätte, als er finden wollte. Den ganzen Weg über sann er auf Mittel und verfiel in Fieberhaft von einem Entschluß auf den andern, bis er diesen ausgegrübelt hatte, den, der unter allen möglichen am wenigsten zum Ziele führen kann — und eben darum. Er will finden, sie sei nicht falsch, oder Ausflüchte übrig behalten.

Isotta

Er soll keine übrig behalten. Eben jetzt läuft die Dirne mit einem Diadem, das ich ihr schenkte, von

Zimmer zu Zimmer, von Spiegel zu Spiegel, ist schon Herzogin in ihrem Schwindel, ziert sich, spricht vornehm zu den Damen und dem Volke, die der Rausch ihr vorgaukelt, verneigt sich und führt ganze Schauspiele auf. Ich will ihn heimlich zu ihr führen; er muß sie, unbemerkt von ihr, beobachten, sehn, wie Eitelkeit ihre Puppe an allen Drähten zieht. Ich führ ihn hin, eh sie des Spieles müde wird. (16)

Hanns

Da kommt er selbst, und hab ich Augen, schon wieder ein anderer als vorhin. Verflucht der Wahnsinn Liebe, wenn er solche Dinge knetet aus einem Dinge, das ein Mann war, eh sie darüber kam. Und nur ein Bruchteil mehr Kälte in dieser hitzigen Mischung, und der Neid selbst müßte sagen: Er ist einer.

Albrecht (kommt, den Schmutz in der Hand)

Wer glaubt, wird selig. Wie? wird selig? Nein!
 Wer glaubt, ist selig schon. — Daß keine Brücke,
 Kein Rahn zurück uns führt zu jenem Eiland,
 Dem Paradies der goldnen Kinderträume,
 Den Mann, der ihre Dämmerung, gelockt
 Von Durst nach Licht, verließ! Den zweiten Mutterschoß,
 So weich, daß Tausende freiwilligen Schlummer
 Darin vorziehen der Geburt ans Licht;
 Der rosenhändigen Künstlerin,
 Die um der Wahrheit knöchern Schreckensbild
 Das Fleisch der Täuschung wölbt, die sammtne Lüge,
 Aus Ros und Lilie gewoben, spinnt.
 Wer wär ein Held, vergoldete die Bahn
 Nicht Ruhm mit seinem Gold, wenn wesenlos
 Und nichtig auch, wie Abendsonnenglühn?
 Wer wär beglückt durch eines Weibs Besitz,
 Säb durch ihr Rosen er ihr in das Herz?
 Wer möchte sterben, gält der dürre Scherge,

Der Tod, der Führer nicht zum Wiedersehn?
 Und wenn ich glaubte nun, wär ich nicht glücklich?
 Ja — schärfte mir den Zweifel nicht Gewissen.
 Zuviel hab ich geopfert, mit dem Scheine
 Nur des Errungnen, innrer Anklag Kampf
 Zu schwichtigen; wiewohl Notwendigkeit
 Die eignen Ketten polstert und mir sagt:
 Ergieb dich, denn untrennbar ist das Band!

Hanns (für sich)

Wärt ihr ein Mann nur wieder, trennbar wärs.

Albrecht

Und Liebe, die nicht lassen will vom Glauben,
 Und Stolz, der nicht betrogen gelten will —

Hanns

Das ist's. Nun wahrlich! Guern Stolz will ich
 Bewaffnen gegen Liebe und sich selbst.
 Ihr sollt die Probe machen, wollt ihr nicht,
 Die ihr eronnen und nun lassen möchtet.
 Ich geh die Dirne doch zu überraschen:
 Ihr sollt vergebens nach der Täuschung haschen. (216)

Isotta (kommt)

Hier find ich euch —

Albrecht

Was ist's?

Isotta

Sie macht und — nein,
 Ich sag's euch nicht, ihr müßt es selber sehn,
 Was euch erglügen macht', und wärt ihr Marmor.

Albrecht

Was ist's?

Isotta

Ein seliges Geschöpf! Wollt ihr
Ihr süßes Treiben sehn, so folgt mir leise,
Und heimlich führ ich euch in ein Versteck,
Wo ihr sie sehen könnt, doch sie nicht euch.
Und selger überrascht sie euch, als ihr
Sie überraschen könntet, glaubt das mir.

Albrecht

Sie betet? singt ein schlichtes Lied von Scheiden
Und Wiederfinden? spinnt des Liebes Stimmung
In wache Träume aus, den Faden nehend
Aus ihren Augen? spricht mit mir, den sie
Noch ferne wähnt? Wie?

Isotta

Kommt nur, gnädiger Herr.

Albrecht

Ich folg euch. Hoffend, daß der Anblick endet
Die Zweifel all und Furcht in Wonne wendet. (Beide ab)

Hanns und der Pfleger des Schloßes

Hanns

Wie gesagt, Herr Pfleger, was in Regensburg vor-
gegangen, davon soll bei Herzog Albrechts Zorn vor
seiner fürstlichen Gemahlin nicht gesprochen werden.
Er will nicht, daß die Gespenster Furcht und Sorge
ihr junges Glücksgefühl wekend anhauchen. Und nun
kommt, damit die Huldigung, die wir vorhaben, durch
Zögern nicht den Reiz einer Überraschung verscherze.

Pfleger

Ich habe das ganze Gesinde, auch die Söldner, die
unter meinem Befehl stehen, in die große Halle zu-
sammenrufen lassen.

Hanns

So kommt. Keinen Augenblick verloren. (Beide ab)

Ein andres Gemach

Mondschein durch die Fenster, sonst keine Beleuchtung

Isotta, Albrecht treten auf

Isotta

Schnell, hierher, hinter den Vorhang. Sie wird gleich hereintreten. Haltet den Atem an, damit ihr die süßen Gespenster ihrer Träume nicht verschleicht. Seht ihr sie? So thut sie, wenn sie allein ist, seit wir in Straubing sind. Ist's nicht ein süß Geschöpf?

Albrecht

Auf selger Insel

Sitz wieder ich bei dir, und ferne brandet
Das leere Treiben und der Lärm der Welt;
Des Zweifels Farben sinken tot zur Tiefe.
O zaubervoll Geschöpf in reicher Armut,
Raum halt ich mich, dich an mein Herz zu reißen.
Ein enges Stübchen, wenig Möbel nur,
Doch fest, im Herzen wenige Gefühle,
Doch unergründlich tief — fort, bunte Menge!
Herz, deine wahre Heimat ist die Enge!

Isotta

Sie kommt —

Albrecht

Da ist sie! Wie? ein trüber Schatten
Über dem Himmel? — Sehnsucht? Sorge? Ja!
Nimmt Liebe jeden Abschied doch für ewig,
Jed Wiedersehn als neugeschenktes Glück.
Die Liebe liebt den Schmerz; sie fürchtet gern,
Weil sie im Fürchten tiefer sich genießt;
Herz, fürchte nicht; ich lebe, bin dir nah!

Isotta

Still!

Agnes, mit einem Diadem geschmückt, tritt herein

Agnes

Ich könnte mir Lichter bringen lassen; werd ich doch einmal Herzogin hier, aber ich schäme mich. — Im Monde blüht das Gestein nicht so hell aus dem Spiegel. — Ach ja, die Base hat Recht; ich bin ein schönes Weib, so schön! — und klug bin ich auch — und so vornehm. Ich glaub, ohne den Spiegel wär ich Herzogin geworden. — Herzogin — ich bins ja noch nicht. Wenn ich nur nicht häßlich werd vorher — Ich will nicht daran denken; ich will lieber denken, wies sein wird, wenn ich Herzogin bin. — Was denn zuerst?

Albrecht

Was ist das? Liebe, rede mir es aus!

Isotta

Ich verstehe nicht, was sie mit dem Spiegel meint. Aber habt ihr je was Reizenderes gesehen?

Albrecht

Mein Vater! Baiern!

Isotta

Still; mäßigt euer Entzücken, Herr. — Nun, Dirne, plaudre zu.

Agnes

Flüsterte nicht etwas? — Es ist die Donau, die von dort drüben herüber rauscht. Nun bin ich Herzogin und mit meinem Herrn in Augsburg, um den Vater zu holen. Ja, so solls sein. Wir sind in Augsburg. Die Leute drängen sich, wie sonst, mich zu sehn. Da

ist der Engel! Da ist der Engel! Der Engel? sagen andere; das ist ja die gestrenge Herzogin von Baiern, Frau Agnes. Die Trabanten voran. Nun sind wir schon an des Vaters Häuschen. Mein Handschuh fällt mir aus der Hand, (sie läßt einen Handschuh fallen) Hanns Zengers Hausfrau hebt ihn auf. (Sie hebt ihn auf und überreicht ihn) — Hier, gnädige Frau, — sie ist gut, und ich hab sie lieb; aber vor den Leuten muß ich sagen: Gut so, ich danke euch. — Da kommt der alte Philipp um die Ecke. Da, Herr Seibelsstorfer, gebt ihm das. Nein; kein Armer soll leiden, wenn ich Herzogin bin: Dankt nicht, Philipp! Schon gut, schon gut. Aber, Herr Schultheiß von Augsburg, kein leichtes Mädchen duldet mir auf den Gassen und auch an den Fenstern nicht, sonst geh ich auf der Stelle. Und nun kommt der Vater aus dem Häuschen. Wie er staunt! Ja, ich bin's, und, seht ihr, die Eh ist doch giltig. Wie ihr mir leid gethan habt — nun, ihr glaubt mir's nicht. Und wenn ihr auch nicht vornehm seid, ich will mich euer nicht schämen. Wir können nicht alle vornehm sein, gewiß nicht. Und habt ihr den Raimund noch bei euch? Siehst du — oder seht ihr, Raimund? Ja! das wird sich besser schicken! — wie lieb sie mich alle haben? Seht ihr nun, Raimund, wie ihr den Vornehmen Unrecht gethan habt? — Aber da träum ich, und es ist noch gar nicht so weit. Wer weiß, wie lange noch — nein! ich will ja nicht mehr daran denken. (Es tönen Trompeten) Und nun ist Bankett auf dem Gewandhaus; wir treten herein, da klingen Trompeten und --

(In der Scene noch Trompeten und der Ruf:)

Hoch, Frau Agnes! von Gottes Gnaden Herzogin von Baiern!

Hanns Zenger, der Pfleger, das Schlossgesinde, alle mit brennenden Kerzen herein; sie bilden einen Halbkreis um Agnes, wiederum von den Söldnern der Besatzung umgeben; Albrecht und Isotta haben ihren Versteck verlassen

Alle

Hoch! und abermals hoch!

Hanns

Herzog Ernst in München grüßt euch als seine geliebte Schnur, Frau Herzogin. (Knieend)

Pfleger (ebenso)

Und wir sind die ersten unter euren Unterthanen, gnädige Frau, die euch huldigen.

Isotta (den Schmuck aus Albrechts Hand nehmend)

Und ich bin so glücklich, euch mit dem Herzoginnenschmuck zu schmücken, den euer Herr mitgebracht.

Albrecht

Es ist nicht wahr, und doch — es ist. Es ist nicht möglich, und doch — es ist.

Agnes (sich umsehend, wird Albrecht gewahr, läuft auf ihn zu)

Seid ihrs denn, lieber Herr? bin ichs? Und träum ich auch nicht? Und ich bin Herzogin? und ich seh euch?

Albrecht

Ihr seht mich; doch es konnte geschehn, daß ihr mich nicht wiederfaht.

Isotta

Wie das, gnädiger Herr?

Albrecht

Ich stürzte unterwegs —

Isotta

Ihr stürztet? Wie ihr mich erschreckt.

Albrecht

Mein Pferd strauchelte hart an einem Abgrund —

Isotta

Ihr fielt doch nicht — o, so redet doch!

Albrecht

Sie hörts kaum — sie müßte fragen.

Hanns

Die Tiefe öffnete einen Rachen voll scharfer Felsen-
zähne, spizig genug, einen Harnisch zu durchbeißen.
Wahre Reihnadeln und so lang, daß so viel Fallende,
hintereinandergespieß, daran Platz gefunden hätten,
als Lerchen an einem Bratspieß.

Isotta

Ihr seid doch nicht verlegt, gnädiger Herr? Gewiß,
ihr seids, und verhehlt's uns nur, uns nicht zu schrecken.

Hanns

Was springt da für ein Wild aus dem Busch?

Agnes

Immer wieder möcht ich fragen: ißt's wahr? Hun-
dertmal hab ich das alles schon daheim geträumt.
Wie war ich dann traurig, wenn mich der Vater
weckte. Wie ich albern bin, lieber Herr! Glaubt ihr's
wohl, jeden Augenblick fürcht ich, jetzt wird er rufen,
und es ist wieder nur ein Traum?

Isotta

Eine größere Gefahr drohte euch. Euer Herr —
ihr wißt's nicht —

Agnes

Wie ihr ängstlich seid; da steht er ja gesund. —
Und es ist doch wahr!

Albrecht

Ja, es ist wahr! es ist doch wahr!

Agnes

Und wie der Schmuck schön ist — ach, seht doch nur, lieber Herr.

Albrecht

An dem Weibe, das ihn trug — Mir flirrts vor den Augen. Hinaus, wo mich niemand sieht. Nicht der Mond darf mich bescheinen. (Ab)

Agnes

Wie nennt man das?

Isotta

Ein Diadem, gnädige Frau.

Agnes

Wird mirs auch stehn? Seht doch einmal. Meine Hände zittern vor Freude. Wie meint ihr, Herr? Wo ist er?

Bente

Er ging hinaus.

Agnes

Und sagte nichts? Wär er doch krank?

Bente

Er sah finster aus; er war blaß wie die Wand.

Isotta

Und kam so heiter von Regensburg, und wars mir eben noch!

Bente

Gewiß, ihn hat was recht bitter verdrossen.

Isotta

Nun — aber gewiß nur der Leute wegen.

Agnes

Wißt ihr, was?

Isotta

Nun — aber verzeiht, gnädige Frau — ihr sprach nicht, redetet die Leute nicht an. Hörtet ihr, wie er an seine Mutter dachte? denn sie trug den Schmuck vor euch. Seine Mutter hätte an eurer Stelle mit den Leuten geredet. Sie war eine Fürstin! Sie sprach so, daß Gelehrte verstummten, und in sich allein verliebte Kunst sich selbst vergaß, um keines ihrer Worte zu verlieren. Sie war die Huld selbst im Reden; mit wem sie sprach, der fühlte so lang sich größer, und doch verlor ihre eigne Größe nichts dabei.

Agnes

Ich hätte reden sollen, meint ihr?

Isotta

Ja, doch nur der Achtung willen, die Achtung zeigen euch eingebracht hätte. Es wäre nur natürlich, wollte er euch geachtet sehn; und vielleicht — nun vielleicht — daß er erwartete, ihr würdet sein angefochten Urtheil thätig in Schutz nehmen.

Agnes

Ich verstehe euch noch nicht.

Isotta

Denn seht: Wärt ihr eine geborne Fürstin, man nähme für Recht, was ihr thätet; da ihrs aber nicht von Geburt seid, müßt ihr durch euer Benehmen die Menschen zwingen, euch herzoglich zu finden. Schwerer jederzeit wirds dem, der aus eigner Kraft gestiegen, sich oben zu halten, denn die alles bezwingende Macht der Gewohnheit kommt ihm nicht zu Hilfe, ja sie ist seine Feindin.

Agnes

Ihr meint, ich bin nicht gewesen, wie eine Herzogin sein soll? Ich will ihm nach. Meint ihr nicht? ich will ihm versprechen —

Isotta

Nein, gnädige Frau, ihr seid kein Bürgerweib. Nie sah ich das eine Fürstin thun. Denkt, daß all die Leute hier eure Gebärden beobachten. Seht heiter aus, doch voll Würde. Die Niedern rächen sich gern an dem, dem sie gehorchen müssen, durch Spott hinter seinem Rücken; drum laßt sie nicht in euer wahres Herz sehn; ihr Urtheil über euch, das er in ihren Mienen läse, müßte ihn kränken in seiner und eurer Seele.

Agnes

Sind die Leute wirklich so? Mir ist, als preßte der Schmuck mir das Herz zusammen.

Isotta (für sich)

So treib ich die alberne Dirne in ein steifes Gebaren, dessen Zwang ihre Hoffart rächend strafft und, seinen Zweifeln recht gebend, ihn von ihr scheiden muß.

Agnes

Was sagtet ihr?

Isotta

Mir fiel ein, ich könnte doch irren.

Agnes

Nein, so wird es sein, wie ihr sagt. Daran hab ich nie gedacht; jetzt erst fällt mir's aufs Herz.

Isotta

Seid heiter, ich will nicht müde werden, die schwere Last der Größe euch tragen zu helfen. Kommt, gnädige

Frau. Die Frau Herzogin dankt gnädigst euch allen und wird sich in ihre Zimmer zurückziehen.

Hanns

Darf unser ehrerbietiger Jubel euch begleiten?

Agnes

Was sag ich? Ich bin in mir selbst irr. Ich bin hier fremd; jetzt weiß ichs erst. Wie anders ist das alles, wie ich mirs dachte! Nehmt euch meiner an.

Isotta

Um Gott, stolz aufgerichtet! Laßt sie keine Verlegenheit merken. Fürstliche Gnaden erlaubt euch, sie bis an ihre Zimmer zu begleiten.

Agnes

Ich dank euch, euch allen; gewiß, ich dank euch.

Hanns

Nach Augsburg an euer Badersaß! Dafür wollt ich euch danken.

(Alle mit Hochrufen und Musik ab und den Kerzen, daß nur Mondschein das Zimmer erhellt)

Albrecht (tritt auf)

Hierher verfolgt mich die Musik nicht mehr,
Der Hölle Hohn ins Ohr mir gellend; hier ist
Kein Auge mehr, das mit dem Spott mich stachelt,
Den ich ihm selber leihe. — Schändlich! schändlich!
schändlich!

Und schlimmer noch als schändlich; lächerlich!
Der Wahrheitsjäger selbst im Netz der Lüge,
Ein zappelnd Wild, und nicht durch fremde List,
Durch eigne Überflugheit! wie zum Hohn
Vor Lüge fliehnd ihr in den Arm geflohn.
Und dann geprahlt noch — o des Witzes Krone! —

Ein Narr, ein feierlicher Narr, ein heldenhaft
 Gespreizter Hanswurst, nasgeführt, gehänselt
 Von einer Gaukeldirn, in toller Pöffe
 Den Fürstenhut vermählt der Narrenkappe,
 Entweihend, was zu weihn er sich vermaß,
 Und Lüg als Wahrheit auf den Thron gestellt!
 Recht, Mond, verhüll dein Aug im Schleier, schäm dich
 Für mich, da ichs nicht thu, im jähen Abfall
 Verhärtet zu 'nem alten Pöffenreißer,
 Der Ehr in Schande sucht, taub für Verhöhnung,
 Die Brücke von dem Herzen in die Wange
 Zerbrochen, und das Blut, vom häufigen Ansturm
 Träg, feil und fühllos jedem Sporn der Scham;
 Und berge noch mit glatter Mien, damit
 Der eigne Hohn nicht schwillt zum Hohn der Welt.
 Und hingeworfen — was, darf ich nicht denken —
 Ist's möglich? und mich gängelt Liebe noch?
 Noch, nun, da bloß die bare Lüge steht,
 Nur im Gewand der eignen Häßlichkeit,
 Ein eitel gaukelnd Ding, ein Schmetterling,
 Halt ich den Schleier, den sie selbst läßt fallen —
 So mich nun mühd im eigenen Betrug,
 Da sie nicht Mühn mehr wert des Mühens hält —
 Auf ihren Schultern fest, und schließ die Augen,
 Der Wahrheits hunger, Wahrheit nicht zu sehn?
 Und doch — beim heiligen Gott — wüßte sie Lüge sich,
 Sie würde sich verbergen, ja, beim Himmel!
 Und sich verraten durch das Übermaß
 Des Mühns darum, nicht der Mühlosigkeit.
 Das Weib ist eitel; und ein armes Mädchen,
 Das still im Thal ein niedriges Beilchen froh,
 Tief überdeckt von ihrer Blätter Schatten,
 Gerissen an der Hoheit blendend Licht,
 So plötzlich in die Höh, soll schwindeln nicht?
 Ja wahrlich! sie nicht tadl ich, nur die Probe,
 Und mich, daß ich den Augenblick

Nahm für den ganzen Menschen; daß ich treulos,
Gesundheit krank zu schelten, selbst Gesundheit
Erkranken machte. Nein; erst laß entweichen
Den Schwindel, dann wird sie sich Wahrheit zeigen!

216)

Ende des zweiten Aufzugs



Dritter Aufzug

Erste Scene

Zimmer im Schlosse zu Straubing

Früher Morgen

Albrecht (tritt auf)

„Doch fällt's nochmal euch ein, zu prüfen, sagt ihr,
Sie soll nicht eure Herzogin mehr sein.“

Wie? ist's schon Tag? — „nicht Herzogin mehr sein,
Und seht, wie lang dann ihre Liebe hält,
Die Liebe von zwei Stunden“ — wie?

Kannt er sie so?

Ha, Zweifel, laß mich, oder nimm mich ganz —
So oder so, und wieder wär ich Mann!

Doch hin und hergerissen — „von zwei Stunden,
Ja wahrlich! eine Liebe von zwei Stunden,
Nicht älter einen Augenblick!

„Und schon so stark“ — Wie? ist sie nicht bei mir?
Ein Augenblick ist lang genug, 'ne Krankheit
Zu zeugen, die oft später Tod erst heilt;
Warum nicht — „sagt ihr“ — doch mit welchem Vor-

wand,

Daß Prüfung nicht, durchschaut, sich selber höhnt?

Agnes (naht schüchtern und lehnt sich an ihn)

Albrecht

„Sagt ihr“ — Was soll das?

Agnes

Bürnt nicht, Herr!

Albrecht

Seid ihrs?

Ich will allein sein.

Agnes

Herr, seht nicht so finster,

Ich kann nicht reden sonst, und Herr, ihr glaubt nicht,
Wie schwer mirs ward. Und doch, ihr ruft mir nicht,
Ich muß ein Herz mir fassen.

Albrecht

Ein Herz?

Habt ihr ein Herz? Ha, welch ein Zauber
Geht mit dem Mond, daß er die Wolken bannt,
Die er doch selber auffog aus dem Meere,
Den wilden Zorn nicht toben läßt und ihn,
Indem er selber doch ihn reizt,
Zum Schmerze dämpft?

Agnes

Ich weiß nicht, Herr,

Doch heißt's, der volle Mond vertreibt Gewitter.
Ihr sprecht von gestern abend?

Albrecht

Ja, und länger.

Agnes

Ja, gestern sah ichs selbst. Der ganze Himmel
War schwarz von Wolken, in der Fern schon blüht' es,
Da ging der Mond auf.

Albrecht -

Wie 'ne Herzogin.

Vergleicht ihr nicht?

Agnes

Doch, Herr; ich dacht an euch,
Und wie ihr freundlich wart in jener Nacht,
Da ihr von dem Turniere kamt, dann zürntet
Und sagtet nicht, warum; und wie so oft
Ich an dem Fenster stand seitdem und sah
Euch hin und hergehn bange Nächte lang,
Und sah euch doppelt durch die nassen Augen,
Und tausend gute Nacht wohl sandt und weinte,
Daß keine einzige zurück mir kam; —
Wie nun der volle Mond aufging, da schwanden
Die Wolken bis auf eine, die stand tief
Und ward zu Regen; da wart ihr der Mond,
Der bleich über der Wolke stand im Zürnen;
Und ich die Wolf, die unter ihm zerfloß.

Albrecht

Das kann nicht Lüge sein; so wahr — wie wahr?
Wie da, als sie mir log, ich sei ihr fremd,
Und dort, o Höll, im Spiegel!?
Und Blödsheit selbst, die sich verraten so,
Griff nach der alten Lüge hier.

Agnes

Herr, seid ihr krank?
Die Nacht, als ihr von Regensburg zurückamt,
Wart ihr gestürzt.

Albrecht

Damals vergaßt ihr mich —

Agnes

Helfst mir, mein lieber Herr,
Allein find ich nicht aus, was euch so quält!

- Albrecht

O liebtest du, du taatest Seligkeit!
Was ist das?

Agnes

Herr, Trompeten.

Sie künden einen Gast.

Albrecht

Heda! wohin?

Bleibt, bitt ich: 's ist der Kanzler Luchsenhauser,
Ein Gast, dem freundlichen Empfang wir schulden.
Ha! muß ich euch jetzt bitten?
Heda! die Frau der Herzogin!
Nehmt euch zusammen; zeigt dem Gast nicht dies
Gesicht; ihr habt ja zwei Gesichter, wie?

Agnes

Ich weiß nicht, was ihr meint.

Albrecht

Ihr sollt die Herzogin jetzt spielen, mein ich.
Wie? habt ihr das Gesicht verlegt? Ihr hattet
Nur neulich noch, als Gundelfingen kam.
Da wart ihr fürstlich.

Agnes

Herr, ich gab mir Mühe,
Doch war ichs nicht, denn ihr wart unzufrieden.
Ihr sagtets nicht, allein ich fühlt es wohl.
So scharf saht ihr nach mir, ihr meintet nicht,
Daß ich es merkte, doch das machte mich
Verwirrt; ich wußte nicht mehr, was ich sprach,
Noch was ich that; nur daß ich immer mehr
Mich mühte, daß ihr immer finstrer blicktet
Statt freundlicher; gewiß, ich macht euch Schande,
Und doch, gewiß! ich wollt es nicht.

Albrecht.

Sa, wie?

Mir zu gefallen gabt ihr euch die Müß?
 Ei, armes Weib, das so sich zwingen muß
 Zu thun, was ihr zumider ist. Da kommt der Gast.
 Ich bitte, seid was steifer. So!

Der Kanzler, Hanna, Isotta

Albrecht

Ei willkommen, alter Herr. Begrüßt ihn, Frau
 Agnes; sagt ihm, ihr freut euch, ihn zu sehn.

Agnes

Ich freu mich, Herr, gewiß.

Albrecht

Ei stolzer! stolzer!

Agnes

Seid uns willkommen.

Albrecht

Hirn, ich werde irr.

Kann wer so heucheln?

Agnes

Wär er wieder fort.

Kanzler

Tiefsten Dank, gnädiger Herr, und euch lege ich
 mein Herz zu Füßen —.

Albrecht

Hat man das erlebt?

Kanzler

Was, gnädiger Herr?

Albrecht

Daß ihr euer Herz einer Dame zu Füßen legtet?
Böse Menschen — nicht am Hofe, denn da giebt es
keine bösen Menschen — böse Menschen behaupten von
euch, ihr hättet es euch ausschneiden lassen, weils euch
hinderlich war am Hofe, und in der Maschine —

Kanzler

Ja, gnädiger Herr, wie es die Läufer mit ihrer
Milz thun? Doch ihr verderbt mir meine Rede.
Nun, man hats erlebt —

Albrecht

Also doch —

Kanzler

Daß man sich fang in seiner eigenen Redekunst —

Albrecht

Ah so.

Kanzler

Euch dank ich ehrerbietigst, hohe Herzogin — der
Schönheit Königin —

Albrecht

Würde der Dichter sagen. Allein — doch davon
hernach. Und somit, Frau Agnes, bitten wir euch um
Urlaub. Bei seinem Gehn wird der Herr Kanzler die
Herzogin von Baiern begrüßen, hoff ich.

(Agnes, Stotta, Damen ab)

Albrecht (nachsehend)

Wahr und doch Lüge, Lüge und doch wahr!
Das drückt die Sporen ein und reißt zurück doch
Und bäumt das Hirn zum Wahnsinn
Und macht mich Weib genug, ihr nachzusehn,
Taufeucht, wie Erd der Scheidesonne Gehn.

Ha, ich vergesse mich.

Und nun zu dem, was ihr mir bringt, Herr Kanzler.

Kanzler

Hier, gnädiger Herr, ein Schreiben von eures Vaters fürstlicher Gnaden eigener Hand.

Albrecht (hat geöffnet; für sich)

Die Zeilen strafen mich, und jeder Buchstab
Läuft Sturm auf seines Sohnes Herz, es braucht
Des Sinnes nicht, der sie beseelt. — Ich will
Es später lesen und die Antwort senden.
Was Neues sonst, Herr Kanzler Luchsenhauser?

Kanzler

Gnädiger Herr, die Ritterschaft und die Städte von Baiern — da eures Vaters fürstliche Gnaden ihnen zu lange zu zögern scheint in dem, was sie für nötig halten, — ja, die Stände haben einen Tag und einen Ort gesetzt, um unter den Flügeln des Herrn Burggrafen von Nürnberg wegen des zu beraten, was seit dem Turniere zu Regensburg alle Herzen erregt, und was, obgleich nicht neu mehr, doch so neu erscheint, daß es alles Neue neben sich alt macht.

Albrecht

Himmel! solchen Lärmen um einen umgestoßenen Haubenstock! Mit Hirn ausstopfen wäre der beste Rat für Schädel, die so an überflüssigem Echo krank sind. Aber es sind schlechte Jahre für dies Gewächs; es will nicht geraten.

Kanzler

Im Interesse meines gnädigen Herrn forsch ich selbst auf meiner Reise — anderwärts ließ ichs durch Freunde thun —, um aus den einzelnen Meinungen mir den Spruch, der erfolgen möchte, vorbildend zusammen-

zufehen. Das Resultat war — aber verzeiht, gnädiger Herr, ich muß in ihrer Sprache reden.

Albrecht

Ja, ihr redet lieber fremde Sprachen; daß ich es anders halte, werdet ihr, hoff ich, bald hören.

Kanzler

Nun, die Meinung ist — ich benutze eur fürstlichen Gnaden Vergünstigung — fiel' es euch schwer, euch von dem — Gegenstande eurer Anbetung zu trennen, so möchtet ihr sie behalten, als — verzeiht — als euer — Schätzchen —

Albrecht

Als — Himmel und Erde! sprecht mir das Wort nicht noch einmal aus!

Kanzler

Da aber Baiern der Erbfolge und davon abhangender Ruhe und Sicherheit wegen einer Herzogin bedürfe — wolle sagen: einer wirklichen, das heiße: einer geborenen Fürstin, so werde man fürstliche Gnaden — ernstlich vermahren müssen, zu solcher ebenbürtigen Verbindung —

Albrecht

Wie? Mir das? Albrecht dem Wittelsbacher?

Kanzler

— des Nächsten zu schreiten. Widrigenfalls —

Albrecht

Widrigenfalls —

Kanzler

Nun, man habe es erlebt — euer fürstlichen Gnaden seien die Ansprüche nur zu bekannt, die euer Vetter,

der Bärtige, Herr Ludwig zu Ingolstadt fürstliche Gnaden, wiederholt an eurem Herzogtume geltend zu machen versuchen wollen — und so —

Albrecht

Und so — ich will euch der undankbaren Mühe entheben, fremden Unsinn weiter nachzuschwätzen, Herr Kanzler — und so — werden sich fürstliche Gnaden, Herr Albrecht, durch den Popanz der Entsetzung einschüchtern lassen — und so — Wie? muß man fortwährend um sich haun, um von diesen auserwählten Späßen der Weisheit nicht für einen alten Hut, über Stroh und Lumpen hängend, gehalten zu werden? Kein Vater wird einen Sohn so gehorsam finden, als mein Vater mich, wo ich ihm gehorchen darf; aber jenen Puppenspielern der Majestät sagt, Albrecht der Wittelsbacher habe die Drähte zerschnitten, an denen sie ziehn. Ihm gelte nur der adlig, den sein Verdienst adle, fürstlicher sei kein Weib an Wahrheit, Ehr und Treue und würdiger des Baiernthrons, als das seine, und ob er selbst ein höheres Anrecht an diesen Thron geltend machen könne, als das zufällige der Geburt, ei nun, sie seien in dem Falle, darüber Aufklärung sich zu verschaffen. Und — doch genug, übergenug davon; wie lange werdet ihr bei uns bleiben, Herr Kanzler?

Kanzler

Gnädiger Herr, ich habe nicht Muße, meine Flügel zusammenzufalten. Vergönnt mir noch, mich bei eurer hohen Gemahlin zu beurlauben.

Albrecht

Ich folge euch, aber den Abschiedstrunk sollt ihr mir nicht vergessen, eh ihr weiter fliegt.

(Kanzler ab)

Albrecht

Wars wahr, ich sprach ein großes Fürstenwort.
 Doch fühlt ich, was ich sprach? Ein hohler Prahler,
 Ein Schatten, der nachäffend vorges Sein
 Verhöhnt! Ha, Mühlgeflapper, weiter nichts!
 Drin liegt des Werkes Seel, der Müller tot,
 Drauß klappt indes die Mühl mechanisch fort,
 Nicht Körner mahlend mehr und darum nur
 So lauter klappernd. Wie? Was thu ich denn,
 Mein Dräuen wahr zu machen? Such ich Freunde?
 Und werbe Söldner? Häuf ich Waffen auf?
 Die schlechte Gegenwart belügend, macht ich
 Zum Lügner bessere Vergangenheit
 Und setze Mannespläne, die als Knab
 Ich faßte, nun als Mann zu Knabenträumen
 Herab, vom Zweifel hin und her und Glauben
 Geschaufelt zwischen Stolz und Reu, am Zweifel
 Die Reue wachsend, und an Reu der Zweifel
 Im Wechselzeugen ohne End. — Stets thu
 Dem Manne, Schicksal, so, der zweier Dinge
 Sich frevelnd so vermißt, daß keinem er
 Gerecht wird, und am einen krankt das andre.
 Gewißheit! Könnt ich wünschen doch, ihr Drohn
 Wär Wahrheit schon, und ich der Kron entsetzt,
 Dann weiß ich sicher, ob dies Weib mich liebt,
 Ob nicht, und die Gewißheit, diese Mutter
 Der Manneskraft, gebäre mich
 Zum zweitenmal zum Mann. Ha wie — wenn ich —
 Hier dämmert der Gewißheit Morgengrauen,
 Die Sonn verkündend — Strahl, erlisch mir nicht,
 Eh du die Hoffnung mir entzündet! — wie?
 Ja, so halt ich dich fest. Wenn sie erfährt,
 Was mich bedroht, und finstirer mal ich Nacht,
 Als schon sie ist, und ich ihr sage:
 Willst du nicht Herzogin mehr sein, bin ich
 Gerettet? Ja, so sei; und sagt sie ja,

Dann, Erd und Himmel trohend, halt ich sie
 Auf meinem Schild als Baierns Herzogin —
 Was sag ich? Deutschlands Kaiserkrone seh
 Ich einst ihr auf ihr Haupt. Doch sagt sie nein,
 Von diesem Herzen
 Reiß ich sie los, und sollts zerrissen sein!

(216)

Der **Pfleger** des Schlosses, Ritter **Landsberg** treten auf

Landsberg

Den Lärmen von dem Besuche des Kanzlers bei
 eurem Herrn benutzt ich, mit Hilfe dieses Reitermantels
 mich euch unerkannt von andern zu nähern.

Pfleger

In fremder oder eigener Gestalt, ihr seid mir will-
 kommen, Herr Landsberg. Noch willkommner, könntet
 ihr mir Gutes von dem Befinden des Herrn Bizedoms
 sagen.

Landsberg

Diese Zugabe zu eurer Freundlichkeit kann ich mir
 nicht zu nuzze machen. Der Bizedom krankt seit dem
 Turnier von Regensburg — nun, ihr wißt — von
 Tag zu Tag dem Tode sichtbar entgegen, und nur die
 Gewalt eines Gedankens, eines noch ungelösten Ge-
 löbdes hält die reisefertige Seele noch in dem ver-
 fallenden Hause zurück. Ich wünschte, ihr führtet mich
 an einen Ort, wo unserer Unterredung Störung weniger
 droht als hier.

Pfleger

Kommt mit und spricht euch aus. Ich hab ein
 Ohr, das zu empfangen, was ihr mir mittheilen wollt;
 aber keinen Mund, es weiter zu geben. Herr, mit dem
 Bizedom stirbt die bairische Adelsfreiheit, und — doch
 kommt, Herr. Es wäre manches zu sagen.

(Gehen ab)

Agnes, Beate von der Halle zurück

Beate

Ja, euer Gnaden —

Agnes

Sei still, Beate.

Beate

Muß ich nicht so zu euch sagen? Ei, gefällt's euer Gnaden nicht mehr, euer Gnaden zu heißen? Ja, ihr sollt lachen, darum sprech ich so, nicht, damit ihr noch trauriger werden sollt. Das hättet ihr nicht gedacht in eures Vaters Gärtchen, daß eine der Herzogin müde werden kann?

Agnes

Nimmermehr!

Beate

Daß ihr nicht singen sollt, nicht in den Garten laufen, wenn ihr Lust habt — und immer der Schweiß von steifen Damen hinter euch drein.

Agnes

Ja, was mir lieb ist und was ich kann, das darf ich nicht, und soll thun, was ich nicht kann. Und doch wollt ich nicht müd werden, sah ich nur, es hülfe. Aber er wird nur immer wunderlicher. Ich glaub schon, es ist nicht darum, aber warum sonst, das sagt er nicht. Manchmal, wenn ich im Bette aufsitze die lange Nacht und kann nicht schlafen, da fällt mir ein, was mein Vater sagte.

Beate

Wie? daß er es falsch meint und wollt dich nur verlocken?

Agnes

Nein! ich bin falsch, du bist falsch, die ganze Welt ist falsch, er ist nicht!

Beate

Über was sonst?

Agnes

Nun, daß es ihn reute.

Beate

Muß erst dann an dir auslassen? Hast du denn ihn dazu gebracht, oder er dich?

Agnes

Ich wollt, ich wär nie bei der Braut gewesen — nein, dann wär ich nicht sein Weib geworden. Damals war mirs nur um die Herzogin; ich glaub, damals hatt ich den Raimund lieber als ihn; bis ich ihn sah, und er auf dem Bankett um mich warb. Und auch nachher hab ich zu viel an die Herzogin gedacht und zu wenig an ihn.

Beate

Weißt du, der Raimund ist hier?

Agnes

Auf dem Schlosse?

Beate

Nein, in der Stadt, er ist Söldner geworden beim Bizeidom. Wenn du den Raimund genommen hättest, der wär nicht so geworden gegen dich, wie der Herzog. Komm, wir wollen in das abgelegenste Zimmer gehen; da wollen wir unsre alten Liedchen singen und plaudern und wollen denken, wir sind wieder im Gärtchen.

Agnes

Ja, im Gärtchen, wie wars schön! Daß ich noch

im Gärtchen wär! Aber mein Herr müßte mit sein, aber nicht ein großer Herzog, ein armer Badergesell, wie der Raimund war. Der arme Raimund.

Beate

Komm, sei lustig.

Agnes

O mir ist das Herz schwer, mir ist das Herz schwer, es glaubt mirs niemand, wie schwer mein Herz mir ist. (Beide ab)

Es treten auf Albrecht, Hotta



Agnes Bernauerin

Trauerspiel in fünf Aufzügen

(Mai 1859)



Personen

Der Herzog von Baiern
 Albrecht, sein Sohn
 Der Vizedom von Straubing
 Der Kanzler
 Graf Landsberg
 Hanns Benger
 Georg von Gundelfingen
 Leonardo, ein italienischer Sänger
 Albrechts Pfleger zu Straubing
 Ritter Heibelsorfer
 Doktor Pirkheimer, des Kanzlers Gehilfe
 Der Stadtschreiber von Augsburg
 Kaspar Bernauer, ein Bader in Augsburg
 Sein Gevatter Melchior
 Raimund, sein Gefelle
 Gerichtschöppen
 Zwei Földner
 Ein Herold
 Ein Schließer
 Ein Bauer
 Agnes, Bernauers Tochter
 Beate, eine Verwandte bei Bernauers
 Eine reiche Augsburger Patrizierwittib
 Hoffrauen, Gäste beim Volksfeste, Ritter und Herren
 Földner, Bürger, Volk

Die Zeit ist das Jahr 1436. Der Schauplatz bis zur Verwandlung im vierten Akte in der schwäbischen freien Reichsstadt Augsburg, dann in und bei Straubing.



Erster Aufzug

Erste Scene

Freier Platz in Augsburg

Erster Auftritt

Hanns Benger mit Gundelfingen im Gespräche

Gundelfingen

Nun, der Friede ist fertig zwischen Baiern und Augsburg. Aber diese Augsburger Reichsbürger sind troziger und übermütiger, und der Stolz des alten Herzogs ist empfindlicher, als beide sein müßten, dem Frieden lange Dauer zu verheißten.

Hanns

Ich will beiden Zuwachs wünschen, dem Übermute der Reichsbürger und dem Stolze des alten Herzogs. Wie? Sollen uns die Arme, unsern Hengsten die Beine steif werden aus Mangel an Bewegung? Horch! Trompeten; der Festzug kehrt aus der Kirche zurück.

Gundelfingen

Hier kommt ein jemand, der nicht denkt wie du, obgleich er so wenig Anteil an dem Frieden nimmt, vom Festzuge wegzubleiben.

Hanns

Ich würde ihn darum loben, hätte er einen andern Grund —

Gundelfingen

Ja, wie zum Beispiel: hätte er den Zug versäumt, weil er einen Turnierhengst Probe ritt und die Welt darüber vergaß; oder weil der Schenkwirt ihn um sein Votum über den neuesten Jahrgang seines Laubenheimers bat.

Hanns

Vorausgesetzt, er wäre kompetent in beidem, was ich aber bestreite. Gut; immerhin wichtigere Dinge, am Maßstab eines Mannes und Ritters gemessen, als Verse schmieden oder singend in einem Busche sitzen wie ein nickendes Grasmückenhähnchen. Was? ist es soweit mit dir gekommen? Ist es nicht genug, daß die Rechtgläubigkeit deiner Mannesgesinnung von der hussitischen Kezerei der Versfüße und Reime, Stanzas, Konson-, Disson- und dem Greule noch andrer Unzen angesteckt ist; muß dieser Zustand des Verderbnisses in den Verderbten sich noch über die Gesundheit im Gesunden aufhalten? An seinem Mute, das zu thun, hätte ich die Nähe seines Urhebers erkannt, auch wenn meine Augen ihn mir nicht zeigten.

Zweiter Auftritt

Albrecht und Leonardo treten auf

Gundelfingen

Sieh, wie schwebend über der schlechten Welt. Meinen Kopf zum Pfande, er hat den Festzug verträumt.

Hanns

Und verreimt.

Albrecht

Dann fragt, ob er der Stunden noch gedenkt,
 Wo Heloïsens Brief an Abälard
 Wir lasen? Bleibt ihm sein Gedächtnis stumm,
 Dann malt ihm eines Haines schattig Bild,
 Heißt Phantasie ihn rauschend überwölben
 Mit eines riesig hohen Eichbaums Krone,
 Und um die nackten Wurzeln auf dem Grund
 Ins schwellend weiche Grün des Heidekrauts
 Malt, Arm in Arm geschlungen, hingelagert
 Ein sanftes Jünglingspaar, still horchend, außen
 Der Moldau Murmeln und dem Vogelsang
 Und innen ihrer Träume Melodien.
 Dann sagt ihm, wie er glücklich sei, dem nur
 Der eignen Neigung Hauch die Segel bläht,
 Nach einer Richtung treibend Flut und Wunsch,
 Indes — genug davon; mehr sagen hieße
 Mit giftgem Hauch Gesundheit preisen, Glück
 Vergiften durch den Glückwunsch. Besser teilt
 Der Kranke des Gesunden Wangenröte,
 Als daß sein Bleich des Freundes Rosen töte.
 Drum, bitte, sagt ihm, daß ihr froh mich fandet;
 Sagt ihm, wir lachten brav, und dann — Wie? ragt
 Da nicht der Verlasturm? So durch Erinnerung wird
 Vergangenheit zum Dieb an Gegenwart,
 Der sie bestiehlt, wo er sie zu bereichern
 Den Schein annimmt. Wie? trugen unsre Füße
 So schnell nach Augsburg uns zurück, indes
 Uns Phantasie betrog, daß wir in Böhmen
 Zu wurzeln glaubten?

Leonardo

Gnädger Fürst, so ist's.
 Und Urlaub nehm ich nun, mich euch empfehlend.

Albrecht

Der Böhmenkönigin, meiner Muhme, bringt
Den wärmsten Sohnesgruß von mir. Bei ihr,
In ihrer sanften Nähe wuchs ich auf,
Ihr dank ich all der Kräfte Ausbildung,
Die hier, wo man sie nicht zu schätzen weiß,
Ja sie verachtet, nimmermehr die Sonne
Gefunden hätten, die aus spröder Knospe sie
Ius Leben küfte. Selber Künstlerin,
Wird eur Talent in beßrer Födrung Boden
Sie pflanzen, als ich hier ihm bieten konnte.
Nochmals dann grüßt den Freund mir, schmält ihn aus,
Er sei ein trägrer Schreiber, als selbst Freundesnachsicht
Entschuldgen könne. Über alles: wahr
Mir eurer Stimme Silberschaz.

Leonardo

Was wär sie selbst,
Was ich ihr danke, eurer Hoheit Anteil
An meinem armen Selbst. So geh ich denn.

Albrecht

Mein werter Leonardo: daß ihr nicht
Vergeßt, der Träge soll mir fleißger schreiben.

(Leonardo ab)

Dritter Auftritt

Hanns

Das vergessen? Es werden Dinge vergessen, die
näher liegen und wichtiger sind, gnädiger Herr, als
Träumen und Briefe schreiben über Träume.

Albrecht

Oi Hanns, bist du auch hier? Recht, Hanns. Und
andre, die vergessen werden sollten, brüsten sich im
vollen Scheine des Lämpchens Aufmerksamkeit.

Hanns

Zufällig oder auch nicht. Des alten Herzogs Gnaden, euer Vater, gnädiger Herr, möchte über diese Dinge anderer Meinung sein als ihr.

Albrecht

Ich fürchte sehr, nicht allein über diese. Aber du hast ein „zum Beispiel“ auf der Zunge; armer Hanns, soll ich schuld sein, wenn du an zurückgetretener Weisheit stirbst?

Hanns

Nun denn, gnädiger Herr; euer Vater hätte nicht über dem Abschied von einem welschen Sänger so Wichtiges vergessen —

Albrecht

Als ein Festzug in die Kirche, ist? Nein; nicht ein Ausspucken fürstlicher Gravität. Aber — ich will nicht spotten; ich bin nicht in der Laune, zu spotten; nein, wahrlich, ich spotte nicht. Überdies bist du im Irrtum, Hanns; nicht vergessen habe ich den Festzug.

Hanns

Um so schlimmer, gnädiger Herr, wenn ihr ihn absichtlich versäumt habt. Eine volle halbe Stunde warteten die Herren auf euer Kommen; die Bürgermeister von Augsburg wollten noch länger warten; aber euer Vater war dunkelrot über den Augenbrauen und gab's nicht zu! Er wollte euch strafen, glaube ich.

Albrecht

Ja, er straft mich, wie er mich lohnt, mit dem, was ihm Strafe sein würde. Er will mir aufdringen, was er Glück nennt. Mich dürstet, und ich soll essen, weil er hungert. Sein Leben war, beginnen, damit ich vollenden könnte; Baiern die alte Größe zurück-

gewinnend soll ich groß werden. Hanns, mein Vater dauert mich; ich weiß keinen Menschen, der weniger Anlage besäße, zu werden, was er aus mir machen will.

Hanns

Sagt, weniger Reigung, gnädiger Herr, nicht weniger Anlage.

Albrecht

Was hilft es, mit andern Worten dasselbe sagen? Aber es wird hier ein Gedränge geben, wovon ich kein Freund bin.

Gundelfingen

Runz Reichsfrei, der Spießbürger von Augsburg, sucht Nadel und Webstuhl wieder auf, von dem er hinweggelaufen war, goldne Wämser anzustarren.

Albrecht

Ein Zeichen, daß die Herren vom Zuge wieder zurückgekehrt sind. Laßt uns dem Getümmel ausweichen. O ihr grünen Schatten meiner kühlen Wälder um Böhburg; wann träum ich wieder unter euch?

Hanns

Laßt erst Runz Reichsfrei euch zujubeln.

Albrecht

Dem Herzogsmantel auf meinen Schultern? Ich verstehe den Ehrgeiz nicht, den es kitzelt, sich in fremder Schätzung als Zulage zu fühlen zu dem Golde seiner Kleidung. Kommt hierhin. Mächte kalte Ehrsucht und rücksichtslose Gewaltthätigkeit den Fürsten, wahrlich, nicht der Ärmste unter diesen leiblich und geistig Armen sehnte sich dann so heiß, mit mir zu tauschen, als ich mit ihm. (Er geht ab)

Vierter Auftritt

Gundelfingen

Wie kommt ein solcher Vater zu einem solchen Sohne! Sag mir nur das eine, Hanns; wie kann solch eiserner Deutscher von Vater einen solchen Sohn haben!

Hanns

Nein, frage, wie eine verspemachende Italienerin von Mutter einen andern Sohn haben konnte! Frag, wie eine Musikantin wie die Böhmenkönigin einen andern Zögling haben kann. Weiberarbeit, Junge! Weiberarbeit! Oder, wenn dir die Antwort nicht recht ist, Ausgleichung der Natur, meinetwegen eine Art Rache oder wenigstens Schadloshaltung. Ich sage dir, der erste Freigeist war der Sohn eines überfrommen Vaters. Ist denn so seltsam, wenn der Geizige den Verschwender erzieht? wenn des klugen Heuchlers Sohn ein brutaler Dummkopf wird? und umgekehrt? Frag dein eigen Gestern und Vorgestern, und du wirst finden, deine Vorsicht war das Kind deiner Übereilung; ein Tag der Böllerei hatte einen Fasttag zum Sohne. Und dann — Nun, was fragst du mich? Betrachte den allgemeinen Weltlauf selbst und sieh, wie du allein mit deinen Zweifeln fertig wirst. Meine Beine sind stramm genug, den Weltlauf mitzulaufen, aber mein Kopf besitzt nicht Weisheit genug, seine Rätsel aufzulösen. Nur so viel, Junge, was mich betrifft; so wahr mir das Wiehern eines Rosses lieber ist, als das Gezwitzcher aller Darmfäden im heiligen römischen Reiche, ich ziehe meine Hände ab von dem Musikanten; ich bin mirs selber schuldig. (Sie folgen Albrecht)

Unter dem Volke, das von Anfang des letzten Auftritts über die Bühne zog, kamen **Raspar**, **Raimund**, **Agnes**, **Beate**; von der andern Seite **der Stadtschreiber von Augsburg**, letzterer im Puze; nun kommen sie zusammen vor

Fünfter Auftritt

Beate

O, prächtig wars und schon wert, danach zu laufen.
Aber warum war der junge Herzog nicht beim Zuge,
Bettler Kaspar?

Kaspar

Weiß ichs, Jungfer Neugier? Da frag den ehren=
festen Herrn Stadtschreiber; der sitzt im Staatsgeheimniß
wie der Wurm in der Nuß.

Stadtschreiber

Gewissermaßen — wiewohl — dennoch; es wäre
viel zu sagen; versteht, Mann: hohes Amt —

Kaspar

Macht tiefe Verantwortung. Da heißt's: ein Schloß
vor den Mund!

Stadtschreiber

In Anschauung dessen und deswegen —

Kaspar

Sehr wahr! sehr wahr! euer Hochedeln! versteht sich!

Stadtschreiber

Begreift ihr das, Mann? Es freut mich, daß ihr
das begreift.

Beate

Die alten stolzen und trohigen Gesichter! War der
junge Herzog dabei, dann hätt es doch noch wie Frieden
ausgesehn.

Kaspar

Wahr ist's. Wären die andern Fürsten und Herren
dem jungen Herzog gleich, die Geschäfte würden auf=

kommen; er mißgönnt nicht. Und ihr da, — was murmelt ihr da in euch hinein, Bursch?

Raimund

Mußten wir Frieden machen, Meister?

Kaspar

Du und ich? oder ein hochedler Rat? Ei, eure grüne Weisheit war andrer Meinung. Laßt euern Bart grau werden, wenn ihr einen habt; dann fragt wieder nach.

Raimund

Darf der Baier so stolz thun? Jeder Blick von ihm hatte zehn Zungen, und jede sagte: Ich thüs aus Bedauern mit euch armem Pack. Sein Grüßen sah aus, als würf er uns den Frieden zu, wie ein Reicher einem Bettler einen Pfennig zuwirft; weniger aus Mitleid mit seiner Noth, als aus Verachtung seiner Niedertracht.

Kaspar

Richtig! — Nein, Herr Bursch, ich wills euch besser sagen, was euch zwacht, euch und die andern Gelbschnäbel von jungem Volk in Augsburg. Ihr seid Käufer geworden in der langen Fehde; eure Galle ist eure Weisheit. Ei, solcher Kranken giebt es mehr, die die Krankheit nicht so hassen als den Arzt. Der Friede ärgert dich, nicht der Baier. Zum Schnepper! zum Schnepper, Herr Bursch! Das lange Schwert ist nicht mehr Mode! Entschuld'ig eur Hochedeln —

Stadtschreiber

Ei was; ich rede mit euch. Sonst ist niemand für mich zugegen; ich weiß, was ich meiner Stellung schuldig bin. Ich fragte euch neulich etwas; sagt mir nun die Antwort. Ich habe keine Zeit, und — nun ihr seid alt genug, selbst zu wissen, wie wenig es sich mit der Gravität verträgt, zuviel mit euresgleichen

an den Gassenecken herumzustehn. Deshalb sagt mir kurz und bündig eure Antwort.

Kaspar

Ja, eur Hochedeln sagte, ihr wolltet meine Tochter zu euerm ehrlichen Weibe?

Stadtschreiber

Recht, alter Mann; ich will meine Ehre mit ihr teilen.

Kaspar

Nun, alle schuldige Achtung vor eur Hochedeln unangetastet, so ist meine Meinung darüber: mein Kind hat von Ehre just soviel sie ins Haus gebraucht; hat sie an meiner Ehre und an ihrer eignen Ehre nicht genug, so muß sie sich zu trösten suchen.

Stadtschreiber

Ihr vergeßt, wer ich bin, alter Mann, ihr vergeßt, wer ich bin!

Kaspar

Mit Vergunst, eur Hochedeln hatte es vergessen; ich erinner euch nur daran. Ihr tragt da einen feinen Sammt zu eurem Wamse.

Stadtschreiber

Von Utrecht, Mann.

Kaspar

So dicht er ist, er wird vom Tragen fadenscheinig.

Stadtschreiber

So fadenscheinig, als eure Weisheit geworden ist, wie man sieht, alter Mann.

Kaspar

Gut. Aber meint ihr denn, der Sammt von einem Weiberlärvchen trägt sich nicht ab wie der an eurem Staatswams? Da? Der Käfer Neigung schwärmt keine Stunde länger, als der Schönheitsommer ihn wärmt, der ihn aufgebrütet hat; darum sucht Klugheit, was länger warm hält. Ist euer Wams abgetragen, fort damit zum Trödler! Eine abgetragene Frau werdet ihr nicht los, wie eine abgetragene Kappe. Seht, der Bursche da, etwas hitzig noch, doch das heißt die Zeit, der soll —

Stadtschreiber

Das ist eure feste Meinung?

Kaspar

Fest, Herr, wie alles, was ich einmal meine, eisenfest. Darum —

Stadtschreiber

Genug. Der Stadtschreiber von Augsburg braucht nicht unter seinem Stande nach einer Frau umzubetteln.

Kaspar

Richtig! Habt ihrs nun? Habt ihrs nun? Das wärs, eur Hochedeln. Gleich und gleich; das ist ein goldener Spruch.

Stadtschreiber

Nun, so vergeßt meinen Antrag. Erfährt ihn auch sonst niemand, verbleiben wir euer wohlgeneigter Gönner.

- Kaspar

Niemand, der ein Ohr hätte, es seinem Munde zu verraten, eur Hochedeln. Seht, der Bursche da ist mit meinem Mädchen aufgewachsen; er wird ihr Mann

und, setz ich mich zur Ruhe, der Meister von meinem Geschäft. Wenn ihr einmal zu viel Blut habt oder Haare lassen möchtet — haha! mit Vergunst vor eur Hochedeln — oder sonst dergleichen, seht, er schlägt euch die Ader, daß euch das Herz lacht; nun, er hat es von mir; und die Günst, die eur Hochedeln ihm schenkt, ist mir erhalten.

(Stadtschreiber geht ab)

Sechster Auftritt

Kaspar

Beim Kreuz! ich fürchte, geht das Ding so fort,
Nimmt meine VADEREI ein End mit Schrecken,
Denn jeder abgewiesne Freier droht mir
Mit eines Kunden Einbuß. Junges Volk,
Ein End wird! Noch den Sommer macht ihr Hochzeit.

Raimund

Sagt: „Heut noch,“ Meister! lieber heut als morgen!

Beate

Was denkt ihr denn? So schnell? Das wär mir Brauch!
Ei wohl; noch ist die Ausstattung nicht fertig.
Das wär mir eine Hochzeit! Agnes, sag
Den Männern doch, was erst geschafft will sein,
Geschnitten und genäht.

Kaspar

So macht euch dran.

Beate

So? Nun, es braucht nur, daß ihrs sagt, nicht wahr,
Sonst dachten wir nicht dran? Nun, Gott behüt euch.
Wir paßten nicht, bis ihr uns hießt: Fangt an;
Und sind wir fertig, sollt ihrs schon erfahren.

Kaspar

Si werdet's oder nicht; mein Wort bleibt stehn.
 Nun heim, ihr junges Volk; zum Maientage
 Da gafft euch satt; jetzt hinter Scher und Nadel!
 Hörst, Raimund? Bring die Dirnen mir nach Haus.
 Die schwächt den Kopf mir wüßt; ich geh voraus.

(Geht ab)

Siebenter Auftritt

Raimund

So kommt.

Beate

Wo nur der junge Herzog steckte?
 Er war bei seinem Vater nicht im Festzug;
 Und ist doch hier. Nachbars Kathrine sah ihn.

Raimund

Was soll euch der?

Beate

Vielleicht sehn wir ihn noch.

Agnes

Ja bitte, Raimund, eilt nicht so nach Haus.

Beate

Bitt ihn nur recht; sag nur, nun kann er zeigen,
 Ob's wahr ist, wenn er sagt, er hat dich lieb.

Raimund

Ihr säht ihn gern?

Agnes

Er heißt so mild und schön;
 Ja, für mein Leben gern möcht ich ihn sehn.

Raimund

Ihr saht ihn schon; wo saht ihr ihn doch nur?

Agnes

Ich? Nirgend.

Raimund

Ei, was kummert euch der Herzog!

Bente

Nun, dacht ichs doch; schon wieder eifersüchtig.

Agnes

Ja, Raimund, seht mich nicht so finster an.
Sagt ihr mit solchem Blick, ihr habt mich lieb?
Ei, so jung bin ich nicht, dem Wort zu glauben,
Wenn ihm das Auge widerspricht.

Raimund

Nun, ihr

Seid alt genug, zu wissen: klüger nicht
Weicht ihr verdientem Vorwurf aus, als wenn ihr
Ihm so zuvorkommt, daß ihr selbst ihn macht.
Wie Jugend Klugheit birgt, auf Trug beflissen,
Zu jung nicht ist die Jüngste, das zu wissen.

Bente

Doch Eifersucht wird nicht durch Alter klug,
Zu wissen, wie sie selber zwingt zum Trug.
Wollt ihr, eur Weib soll nicht nach andern spähn,
So seid danach, daß euch sie gern mag sehn.

Agnes

Ich weiß nicht, was ihr meint; doch bitte, Raimund,
Wie? lieber Raimund, thut die Liebe mir
Diesmal nur; und nicht wieder plag ich euch.

Raimund

Ei, seht, nach wem ihr wollt, doch ohne mich.

Beate

Nein, Mädchen, viel zu viel hast du Geduld!

Agnes

Nein doch; ist er nicht gut, trag ich die Schuld,
Weiß ich auch nicht, worin. So komm, wir gehn.
Für eine Liebe lohnt er mit der andern.
Ihr hattet wieder Streit; nein, leugnets nicht;
Ich weiß, ihr hattet.

Raimund

Nun, euch kümmerts nicht.

Agnes

Nein, sagt nicht so; ihr wißt es auch recht gut
Und sprecht nur so, weil ihr mich gerne ängstet.
Kein Mond vergeht, wo einmal nicht des Morgens
Man einen Toten findet auf der Straße;
Die lange Fehd hat euch verwildert; ja
Der Vater hat schon recht.

Raimund

Ei nun, was wärs?

Läg ich 'nes Morgens tot, ihr weinet nicht.
Ihr wärt den überlästgen Bräutigam los,
Und ich die ewge Qual der Eifersucht.
Sagt nichts, ich weiß es doch, ihr nehmt mich ungern.

Agnes

Nein, Raimund; möcht ich schon noch eine Zeit
Ein Mädchen bleiben — seh ich doch an andern,
Wie Jugend kurz ist, und der Schmur am Altar
Die Sorge mitbringt, die nicht wieder freiläßt,
Und von des Lebens Baum die Blüte bricht.

Doch, Raimund, seht: nähm ich auch jeden, den mir
Der Vater gäbe, keiner wär mir lieber;
Bin ich euch doch, so lang ich denke, gut.

Raimund

Ihr mir? und wie! laßt hören doch, wie gut?
Wie euerm Vogel? Schlagt mich auf den Mund
Für meine Unverschämtheit. Nehm ich mir
So viel heraus? Ei nun, warum laßt ihr
Mich raten! Sagt doch wie?

Agnes

Wie einem Bruder.

Raimund

Haha!

Agnes

Kann man wem besser sein?

Beate

Ei nun;

Der Bruder wahr't die Schlüssel zu der Neigung,
Bis Neigung selbst sie weiter schenkt. Verwalter
Sind keine Herren!

Raimund

Wißt ihr das noch nicht?
Wüßt ich den andern, der's euch lehren könnte,
Tod sollte ihn und mich vorher verzehren.

Beate

Nun, ihr treibts nicht danach, sie es zu lehren.

Achter Auftritt

Albrecht, Hanns Benger und Gundelfingen kommen zurück

Albrecht

Heißt das nicht Frieden; ihr mißbraucht das Wort,
 Das holdeste im ganzen Kreis der Sprache,
 Daß aus der Menschheit goldner Urzeit blieb
 Als tröstende Verheißung, da sein Inhalt
 Verscheucht zum Himmel floh, Gewaltsamkeit,
 Unrecht und Troß, des Unrechts feindlich Kind,
 Den ewigen Krieg begannen um die Herrschaft.
 Heißt das nicht Frieden, Ausruhn nur des Krieges,
 Um neue Kraft zu sammeln. Muß es sein?
 Muß Mensch den Menschen — muß — muß — Ewger
 Himmel!

Raimund

Nun that ich euern Willen, und nun kommt.

Beate

Wie, Mädchen, ist er schön? Sagt ich genug?

Agnes

So schön dacht ich die Engel nur im Himmel.
 Und wie so gut!

Raimund

Wie Teufel im Gewand
 Von Engeln! Ei die goldnen Treffen thuns,
 Das hößsche Wesen. So gewürzte Brüh
 Macht Weibervankelmut die Redlichkeit
 'Nez schlichten Bürgers unschmackhaft, wär er
 Auch schöner von Gestalt, wenn das ihm fehlt,
 Woran die Armut reicher macht, Verstellung.

Beate

Er sieht nach dir.

Agnes

Nach mir? Nein.

Beate

Doch! und wie!

Raimund

Sie lügt, ihr Blut ist ehrlicher als sie.

Nein, Antwort giebt's auf seinen frechen Blick.

Fort! Dem Gespräch mach ich ein End. Nach Haus!

Beate

Sie schämt sich. Nun, ihr seid ein Grobian.

Raimund

War ichs doch früher, klüger fing ichs an.

Fort! Scham ist Sünde, die noch ungethan

Gethan sein möchte. Wem die Lust gebricht

Zum Sündigen, dem färbt die Wang sich nicht.

Thor, der ich war, zu thun, was mich gereut,

Hab selbst das Korn ich meiner Furcht gestreut.

(Er geht ab mit den Mädchen)

Neunter Auftritt

Albrecht

Ha! war das wirklich? Sah ich, was ich sah?

Sah ichs? Hier stand es, und dort schritt es weg!

Wenns wirklich war, wenn Phantasie, entzündet

Von ihrer Sehnsucht, nicht dem süßen Wunsche

Im Augenblick, wo sie sich selbst verstand —

Zusammendrängend in ein einzig Bild,

Was sonst in dieser Welt der Wirklichkeit

Sich flieht, wo Mangel sich an Fülle heftet,

Der Fehl den Vorzug scheltend Nachbar nennt —

So engelgleichen Körper anerschuf:

Was wirklich? Saht ihrs? Wißt ihr seinen Namen?

Gundelfingen

So gewiß war es, als ich sprachlos stand, gnädiger Herr, und was ihren Namen betrifft, aus Unwissenheit sprachlos bleiben muß.

Hanns

Ach was! Weiß ich auch der Dirne Namen nicht, für ihre Wirklichkeit getrau ich mich noch einzustehn. Gott helfe mir! Sah sie aus wie ein Geist? Nun, gnädiger Herr, wenn da, wo das wärmste Blut durch den Schnee eines Fleisches äugelt, das einen Geist wieder zu leiblichem Verlangen aufwecken könnte, nicht Wirklichkeit ist, so hat das magere Kalb des Scheins die fette Kuh der Wirklichkeit bis auf den letzten Knochen aufgefressen.

Gundelfingen

Gnädiger Herr, ihr habt einen Freibrief, in lichte Flammen aufzuschlagen, wenn der kalte Hanns zu rauchen beginnt.

Hanns

Was sag ich? Davon giebt's nicht mehr so viel Wirklichkeit mehr auf der Welt, als ein kleines Kind im Bett ertragen kann, ohne zu weinen.

Albrecht

Nun Sehnen, hast du deinen Gegenstand,
Du Dasein einen Zweck; nun fand mein Stern
Die Sonn, um die zu kreisen er erstand.
Wo schwand sie hin?

Behuter Auftritt

Kanzler und Graf Landsberg treten auf

Kanzler

Der Herzog, euer Vater —

Albrecht

Des Weibes Urbild selbst, wies aus der Hand kam
 Urschaffender Natur, umduftet noch
 Von ihrem Schöpferhauch, so rein, so ganz
 Unangewekkt noch von dem Reif der Zeit! —
 Unzeitig Zwischenspiel! — Ihr seids, Graf Landsberg?

Landsberg

Ja, gnädger Prinz, geschickt von eurem Vater;
 Gefiel' es euch, durch mich ihn anzuhören?

Albrecht

Ihn, euch und wer sich solchen Mund darf leihn.
 Und unterdes verlier ich Bild und Spur?
 Entschuldigt, Herr, ich bin zerstreut, auch ruft mich
 Ein unaufschiebbares Geschäft; doch hoff ich,
 Ich seh euch wieder, wie es abgethan, —
 Wohlauf, mein Stern, such dir die neue Bahn.

(Albrecht ab, Gündelfingen folgt)

Elfter Auftritt

Kanzler

Was setzt seine Hoheit so in Atem, Herr Ritter?

Hanns

Was ich euer Hochwürden unzweifelhaft mittheilen
 würde, müßt ich es selbst. Da ich es nicht weiß, Herr
 Kanzler, so begnüg ich mich, euch einen guten Tag zu
 wünschen.

Kanzler

Ihr seid ein Spötter; geht nur, geht.

(Hanns geht ab)

Zwölfter Auftritt

Landsberg

Ich weiß, was seine Hoheit so in Aem sekte, daß er nicht Zeit hatte, seines Vaters Befehl zu vernehmen. Herr, eine Jugendlaune sollte so nicht das Gepräge der Fürstenwürde überfräuseln, daß seine Schriftzüge unleserlich würden. Ich sah es. Einer gemeinen Dirne zu folgen war das unaufschiebbare Geschäft; nun, der Herzog mag die Antwort erfahren.

Kanzler

Ei unentschuldbar! Unentschuldbar! Wiewohl ich euer Gnaden angelegentlich empfehlen möchte — freilich ist es nicht zu entschuldigen! Durchaus nicht! Doch würd ich euer Gnaden ersuchen, bei seiner Hoheit eignen Worten stehn zu bleiben; nein, zu entschuldigen ist es nicht! Wenn auch euer Gnaden Beobachtung verschwiegen werden möchte! Nein, unentschuldbar — indessen —

(Beide gehen ab)



Zweite Scene

In der Herberge des Herzogs von Baiern
in Augsburg

Dreizehnter Auftritt

Es treten auf Ritter **Seibelsorfer** und Doktor **Pirkheimer**

Seibelsorfer

Des Herzogs Unzufriedenheit mit seinem Sohne hat sich vermehrt.

Pirkheimer

Ja, durch dessen neuliches Wegbleiben vom Festzuge.

Seibelsorfer

Es haben sich seit gestern Umstände ereignet, die seine Abreise dringend beschleunigen; er wünschte den Sohn vorher wenigstens noch zu sprechen.

Pirkheimer

Hier kommt er selbst; und es scheint, noch ist's ihm nicht gelungen, des Gesuchten habhaft zu werden.

Vierzehnter Auftritt

Es treten auf der Herzog von Baiern, der Vizedom und Gefolge des Herzogs

Der Herzog

Wir wollen, daß kein Zögern uns verklage,
Noch thatlos Zusehn, schmachvoll, wie sich's auch
Mit Vorwand schminke, der des Böbels Urtheil
Besticht, als Milde, Nachsicht, Menschlichkeit,
Als höbe neuer Schwäche Zugeständnis
Den alten Vorwurf auf. Nichts dieser Art!
Ihr habt die Boten abgesandt? sogleich,
Wie ich's euch hieß, Herr Vizedom?

Der Vizedom

Eur Hoheit,
Und läuft das Roß, wie ich es angespornt,
So flattern aufgerollt schon eure Banner:

Der Herzog

Wie? meint uns unser Vetter laß zu finden,
Der uns noch nie auf diesem Fehl betraf,
So oft er probte unsrer Thatkraft Raschheit?
Und zu oft nur — bei meinem Eid — geschah's!
Er rüstet — gegen wen, meint er nicht uns?

Vizedom

Und meint er eure Hoheit, wie schon oft,
Auch diesmal nicht gelingts ihm, wie er hofft.

Fünfzehnter Auftritt

Graf Landsberg und der Kanzler treten auf

Der Herzog

Wie nun, Graf Landsberg und Herr Kanzler, fandet
Ihr unsren Sohn und hießt ihn eilig kommen?
Was zögert er, da uns die Stunde mahnt
Zur Abfahrt? Fandet ihr ihn nicht?

Landsberg

Doch, Hoheit;
Alein nicht in der Stimmung, uns zu hören.

Herzog

Nicht in der Stimmung? Redet ihr im Ernst?

Kanzler

Ja, allerdings; er war nicht in der Stimmung;
Doch so, daß jedenfalls ein unaufschiebbar
Geschäft, so unaufschiebbar, wies allein
Rechtfertigen kann, was tadelhaft erschiene
An seiner Weigrung, wenn das Weigrung hieße,
Was nicht —

Herzog

Nun, bei der Mutter Gottes! er
Ist nicht gestimmt, und Weigrung ist nicht Weigrung —
Wie? meint ihr mich gestimmt, mich nicht zu weigern,
Lischt ihr mir Unsinn auf?

Landsberg

So viel ich sah —

Kanzler

Entschuldigt, Herr Graf Landsberg —

Herzog

Schweigt ihr, Herr,
Und laßt den Grafen sprechen. Find ich dann
Vermittlung nötig, nun, dann kommt zum Wort.

Landsberg

Zu melden was ich sah und ohne Zuthat:
So hinderte Herrn Albrecht eine Dirne
Uns anzuhören, die er aus dem Auge
Verlor, macht' er sich nicht zu ihrem Schatten.

Kanzler

Verzeiht, so schien es euch —

Der Herzog

Euch nicht, Herr Kanzler;
Vielmehr: ihr wollt, mir soll es nicht so scheinen;
Dennoch — wie? nur zu ähnlich sieht ihm solch
Benehmen; und nur Schwäche, die den Wunsch
Umstempeln läßt der unwillkommenen Wahrheit
Gepräge und sich wissend selbst belügt,
Heilsames Bitter sich zu sparen, spräche:
Ich glaub es nicht.

Kanzler

Doch wär es auch an dem,
Was einzuräumen ich mich noch bedächte,
So läge hier ein Fall vor, wohl geeignet
Als Ausnahm auch in der Beurteilung
Ausnahmsweis nachsichtig gefaßt zu werden,
Mit Fingerspitzen, um uneigentlich
Zu reden. Gnädger Fürst, ich kenn sie wohl,
Die Dirne mein ich, und wer nie sie sah,
Hat wohl von ihr gehört. So seltns Schönheit,

Solch auserlesner Adel der Gestalt
 Bei aller Grazie von Kinderunschuld
 Und Wunderreiz nur erst erschlossener Knospe
 Schmückt dieses Wesen, zehnfach noch verdoppelt
 Durch Unbefangenheit, die glauben macht,
 Sie habe keinen Spiegel noch gesehen,
 Es habe selber solches feltne Selbst
 Nicht Ahnung noch von seiner Seltenheit,
 Wiewohl, ob sie nur eines Vaders Kind,
 Des Volkes stumpfer Sinn bei ihrem Anblick
 Sich selbst entrückt, zulächelt dem Bekenntnis,
 Was Fremdes sei hier, über dem Verständnis
 Des Werkeltages, und von End zu End
 Des Schwabenlands sie Augsburgs Engel nennt.
 Wo selbst das Alter brennt, da sei Erglühn
 Von Billigkeit der Jugend wohl verziehn.

Der Herzog

Was? Dirn ist Dirne. Nur verlorne Zeit,
 So nicht verloren. Wo ihm Weide lacht,
 Da tummle sich entzäumt das junge Blut
 Und ungescholten; doch mit strengstem Tadel
 Gegeißelt, wo die üppge Kurzweil Raub übt
 Am Lebenszweck und wie ein schädlich Schlingkraut
 Die Kraft dem Baum entsaugt. Wir waren auch jung
 Und kein Kopfhänger, traun! und scheuten nicht
 Den dicksten Buchs der Lust, allein wir standen
 Stets nur mit einem Huf darin und hielten
 Das scharfe Ohr gespitzt, den leisesten
 Trompetenton der Mahnung zu vernehmen,
 Wenn Ehr uns zu sich rief. Ganz ungleich uns,
 Nicht Spieler mit der Neigung, nein, ihr Spielwerk,
 Liebt unser Sohn sich zwecklos gehn zu lassen,
 Wie Jugendlaune ihm das Segel bläht.
 Mit welschen Sängern reimen, Dirnen haschen
 Und fern von unserm Hof und abgewandt

Die Hand vom Steuer unsers Staats, das mit
 Zu lenken sein Beruf, im Waldesschatten
 Hindämmern, Feierabend schon am Morgen —
 Ziemt ihm das, der der Erbe sollte sein
 Von unsern Plänen, wie er Erbe ist
 Von unsern Ländern, reicher durch die Zukunft
 Als durch die Gegenwart? Wie? Will er still stehn,
 Wo allgemeines Schreiten Stillestehn
 Des Einzelnen zum Rückwärtsgehen macht?
 Allüberall regt sichs mit mächtigem Triebe;
 Der Städter strebt den Ritter, ja den Fürsten
 Zu überwachsen, der Vasall denkt nur
 An eigene Vergrößerung, vom Ganzen
 Des Kirchentums, dem Zwang zum Heil der Geister
 Reißt sich der Einzelne los und will sich selbst
 Gesetz sein, wild entflammt der Kräfte Chaos
 Kreist ob der Schöpfung einer neuen Welt.
 Es droht des alten Landesfeindes Rüsten,
 Ist das 'ne Zeit, die Hand in Schoß zu legen,
 Zu sagen: Ich bin fertig? Nun, fürwahr —
 Doch wir vergessen uns und Zeit und Stunde.
 Ist das Gefolg bereit?

Freibelsorfer

Es ist und harret
 Auf euer Hoheit Wink zum Aufbruch.

Der Herzog

Gut denn.

Wir gehn, doch kehren zum Turnier hierher
 Zurück nach Augsburg. Ihr, Herr Vizedom,
 Da ihr in Augsburg bleibt, sagt unserm Sohn,
 Bei dem Turniere rechnen wir darauf,
 Ihn selbst zu sprechen. Lebt denn wohl. Zum Aufbruch!

(Alle gehen ab)



Dritte Scene

Freier Platz am Ende der Vorstadt. Abend-
dämmerung

Sechzehnter Auftritt

Es kommen unter andern, die während dieser Scene über die Bühne
gehn, der **Stadtschreiber** und die **Patrizierwitib**

Wittib

Verzeiht, der junge Herzog ist noch hier?

Stadtschreiber

Vom Friedensfeste her, Frau Sibylla.

Wittib

Ich hörte, er sei auch zum Maientage eingeladen.

Stadtschreiber

Recht, Hochzuverehrende; und da er zugesagt, unter
dem gemeinen Paß zu erscheinen, durften wir uns
in Herablassung nicht übertreffen lassen; auch brannte
ich, gewissen Leuten mein Glück zu zeigen.

Wittib

Euer Hochedeln macht meine Wangen brennen vor
Scham. Was den Herzog betrifft —

Stadtschreiber

Si dieser Herzog ist dem schönen Augsburg ein
gefährlicher Gast.

Wittib

Er ist schön, mild, freundlich, ohne Stolz und
doch vornehm und fürstlich dabei, gewissermaßen wider
seinen Willen; er versteht — wie soll ichs euer Hoch-
edeln sagen — nun er ist so recht ein Weibermann.

Stadtschreiber

Überall ein zweideutig Lob für einen Fürstensohn, nur in diesem Munde nicht. Ei, Frau Sibylla, Frau Sibylla, ihr werdet mich in Wahrheit eifersüchtig machen.

Wittib

Nun, Gott behüte euer Hochedeln und mich! Denn ich fürchte, ich würde euer Hochedeln so sehr bedauern müssen, daß euer Hochedeln Mitleid, mit meinem Bedauern euer Hochedeln Eifersucht auslöschen müßte. O, euer Hochedeln —

Stadtschreiber.

Ach, Hochzuverehrende! Doch die Fackeln sind schon angezündet auf dem Maienplane; vergönnt, Goldselige, insonderheit Hochzuverehrende!

(Sie gehen ab)

Siebzehnter Auftritt

Es treten auf Albrecht, Hanns, Gundelfingen

Gundelfingen

Ich dachte es wohl, daß es der Engel müsse gewesen sein. Es war nicht nötig, gnädiger Herr, dem silbenstechenden Landsberg davonzulaufen. Ein Demant geht nicht leicht unter Kieseln spurlos verloren. Wars ebenso leicht, sie zu sprechen, als zu finden — Nun, thut der Bursche nichts, der so dreist jede Annäherung zu verhindern mußte, heute auf dem Maientag muß es euch gelingen.

Hanns

Ja, wenn sie kommt. Aber sag, Gundelfingen, was hat der Weg zum Ehstand mit dem Weg zur Hölle gemein?

Gundelfingen

Alles, bis auf den Namen.

Hanns

Nicht übel! Und unser Weg hat das mit dem Wege zum Ehestand gemein, daß er paarweise begangen wird, und die Flammen an seinem Ende mit dem Weg zur Hölle.

Albrecht

Und wärs der Weg zur Hölle selbst; von ihr Besprochen hauchten Kühlung seine Flammen, Lust würde seine Qual, mit ihr geteilt.

Hanns

Darin ist mehr Rechtgläubigkeit eines Liebenden, als eines Christen.

Albrecht

O still; da naht sich wieder. Heilge Schönheit, Du meines Atems Göttin, all mein Herz Liegt auf den Knien vor dir. Nimm hin dein Eigen.

Hanns

Dies Fleisch wäre noch einmal so heftig ohne das trockene Zugemüß von Kunz Reichsfreiß Sippschaft.

Achtzehnter Auftritt

Raspar Bernauer, Agnes, Raimund, Beate kommen

Raimund

Ihr tanzt nicht mit dem Herzog, wenn er kommt Zum Maientanze; sagt, ihr tanzt nicht mit ihm.

Agnes

Er wird nicht kommen, er hat bessere Kurzweil.

Kaspar

Hier wartet, junges Volk, ich rufe nur
Einen Gevatter ab. Zu alt zum Springen
Such ich ein still Gespräch von ernstern Dingen.
(Geht ab)

Neunzehnter Auftritt

Beate

Doch, Better, denkt daran, wir haben Eile,
Und daß langweilger nichts, als Langeweile!

Agnes

Wir sehn einstweilen zu; nichts ist so schön,
Tanzt man nicht selbst, als andre tanzen sehn.

Beate

So schön, als für den Durstigen, nur zu schlürfen,
Ist tanzen sehn und selbst nicht tanzen dürfen.

Raimund

Doch wenn er kommt?

Beate

Ei, hört nun einmal auf!
Gönnt euch und andern einmal freien Lauf.

Agnes

Er wird nicht kommen.

Raimund

Wird er nicht, nun wahrlich,
Er wird nicht kommen, denn er ist schon da.
Ihr tanzt nicht mit ihm, hört, ich bitt euch, Agnes.

Agnes

Nein, Raimund, alle würdend uns verdienen,
'S wär wider allen Brauch, jemand so kränken.

Raimund

Ich bin eur Bräutigam, und ich wills nicht dulden.

Beate

Gi seht! Und wär es Brauch, die möcht ich sehn,
Die sich so kirren ließe. Allen Männern
Der Welt zulieb, und bessern, als ihr seid,
Thät keine das. Gi, denkt ihr, es ist nichts,
Beim Fiedelton im goldnen Kerzenschein
Vom Tanz gewiegt der Meid von allen sein?

Raimund

Wie Fiedelton und falscher Schein der Kerzen
Im falschen Wind, so falsch sind Weiberherzen.
Agnes —

Agnes

Nein seht; da fehlt an euerm Wamse
Eine Schleife; nun gesteht es nur, die riß euch einer
Beim Raufen ab.

Raimund

Was Schleife! Weicht ihr aus?
Ich laß euch nicht, bis ihr mir zugesagt —

Beate

Ihr wärt der Mann, um neuen Brauch zu schaffen!

Agnes

Nein doch! ihr wollt nur nicht gestehn, wie ihr
Die Schleife da verlort. Seht, hier das Röschen
Versteckt das leere Fleck.

Raimund

Ihr tanzt nicht mit ihm?

Beate

Sie solls; und euch zum Troste nun erst recht.

Agnes

Wie ihr unfreundlich seid. Da, haltet still —
Nein, werfts nicht weg, ich bitte, lieber Raimund,
Hier vor den Leuten nicht.

Raimund

So wollt ich, 's wär
Ganz Augsburg hier. Ei sehen solls, wer will,
Er und der Teufel über seiner Schulter.
Fort, falsches Rot!

Beate

Lägs nur an mir, das straste
Sich, wies verdient; hört ihr? lägs nur an mir!

Raimund

Was? Er hebts auf? für ihn warf ichs nicht hin.
Die Hölle auf ihn! Die Ros ist mein, gebt her!
Was wollt ihr von dem Mädchen da?

Albrecht

Nichts sonst;

Zurück nur geben, was die Roheit wegwarf,
Was ich behalten würde, treu es hegend,
Mein Leben minder achtend, als solch Pfand,
Wards mir zu teil. — Verzeiht mir, holde Jungfrau,
Denn kränkt ich euch, mir selbst würd ich verhaßt;
Laßt dann die süße Blume nicht entgelten,
Wenn eine Hand sie reicht, die euch zuwider.
Die Stelle, wo sie glomm, eh ihr sie weggabt,
Macht, was sie nur berührte, ewig rein,
Daß nichts es kann erniedern noch entweihn.

Raimund

Wie? nehmt ihr sie nicht? Geben heißt fragen,
Nehmen antworten. Ist die Frage nicht deutlich genug?
Ihr versteht doch, was er fragt? Ei freilich, ihr schweigt

und heißt eure Wangen antworten. Er kann nicht mehr Antwort verlangen; mehr kann ein Weib nicht sagen, und hegte sie ihre Zunge bis zum Ersticken außer Atem. Ei ihr antwortetet mit roten Wangen, als ihr ihn zum erstenmale saht; euer Blut war so hitzig, ihm zu antworten, ehe er den Atem zur Frage fand. Laßt sie mit Worten reden, und sie wird sagen: Nein. Das nehmt immer für ja. 's ist Weibermode so. Recht, nehmt die Blume. Der Teufel lacht dazu, und der Handel wäre fertig, gäbs nicht einen Bräutigam hier. Laßt mich für euch reden; das kommt mir zu, und auch anders zu reden als ihr.

Beate

O über euch! o über euch!

Albrecht

Ihr dankt der Nähe Schonung, die ihr lästert;
Wärt ihr allein, nicht säumte Züchtigung.

Raimund

Züchtigung? Ich habe eine Plempe von so gutem Eisen als eure, und mein Mut ist in eben so guter Schmiede gehärtet als eurer. Hole der Teufel den Frieden, ohne den ich euch auf den Wällen begegnen würde oder auch draußen; ja mitten in euerm Lager; mir gleichviel! —

Albrecht

Euch schükt, was ihr beleidigt. (Rohe Welt,
So sündigst du an dem, was dich erhält.
Mit Gehn will ich mir eur Verzeihn verdienen.
Um nicht mit Willen mehr noch euch zu kränken,
Als ich schon widerwillig that, laß ich
Die süße Näh, wo Zorn ersterven sollte,
Und wilde Glut in sanftem Tod vergehn,
Vor Schmerz, sich so unähnlich ihr zu sehn.

(Albrecht und Freunde gehen ab)

Swanzigster Auftritt

Raimund

Ja, geht nur; euer guter Geist heißt euch gehn. „In Tod vergehn“ und „süße Blume“! Tragt eure süßblumigen Redensarten an den Hof zurück, wo sie gewachsen sind, und wo kein reiner Waldgeruch von Redlichkeit vorhanden ist, den ihr Duft überduftend vergiften kann; haltet sie feil, wo ihr Markt ist; wir drängen uns auch nicht unter euresgleichen.

Beate

Thätet ihrs doch! Ihr dürftet immer Sitte lernen; ihr braucht es, wahrlich, ihr braucht es!

Raimund

Über die schwere Kunst, den Mund zu spitzen! — Holde Jungfrau, ich besitze ein Unrecht auf dieses süße Kind des Frühlings. Was? ißt so süß genug?

Agnes

Ihr seid nicht, wie ihr solltet.

Beate

Ja, euch steht das auch!

Raimund

Holde Jungfrau —

Beate

Ihr seht ohnedies häßlich genug neben dem Herzoge aus; ihr braucht nicht noch absichtlich euch zu entstellen.

Agnes

Nein, ihr solltet mich nicht so behandeln, wie ihr thut.

Raimund

Ei, gefällt euch das Süßholzwesen nur an mir nicht?
Nun denn gut bürgerlich: gebt mir die Rose.

Bente

Wir sind Freundinnen gewesen, wenn du sie giebst.

Agnes

Was giebt ein Recht euch, so mich zu behandeln?
Ich nahm die Blum, weil er mich dauerte;
Er war so gut, und ihr benahmt euch so —
Nein, freundlich wart ihr nicht, nicht einmal artig.
Was ist das nun? Nein, ihr wißt's nur zu gut,
Was ihr mir bieten dürft. Ist da ein Grund?
Was kann ich mit dem großen Herzog haben,
Das arme Bürgerkind?

Raimund

Ei, das und das;
Ein guter Markt, wer das Geschäft versteht;
Viel Ehre, wers für Ehre hält; wie lang?
Ei nun, so lang es dauert. Gebt die Blume.

Agnes

Auf solche Reden hab ich keine Antwort.

Raimund

Die Blume! gebt die Blume!

Agnes

Daß ihr sie wieder hinwerft? — Raimund, nein.
Ihr quält mich, seit ich weiß, nun ohne Anlaß
Und halben Grund, obschon ihr wißt, ich thu
Nicht um die Welt der Mädchenehr zu nahe;
Seht, heftiger würd ich reden, lauter mich
Beflagen, schluchzen und je wilder mich
Gebärden, als ich mich unsicher fühlte —

Und wahrlich, was ich sagen mag, mir ist
 Das Weinen nur zu nah — doch weiß ich wohl,
 Wenn ich mich auch nicht rühme, nicht ist Ehre
 Am reinsten da, wo sie am lautsten ist.
 Geb ich euch giltgen Anlaß, kränk ich je —
 Doch weiß ich sicher, daß dies nie geschieht —
 Verletz ich jemals meine Mädchenehre,
 Dann straft mich unnachsichtig; wie ein Kind
 Dann ohne Murren trag ichs und küß euch
 Die strengen Hände noch, heißt ihr mich einsam,
 Wenn alle andern jungen Mädchen singend
 Des Abends durch die blühnden Hecken gehn
 Zum Maienreihn und sonst zu frohem Tanze,
 Jahraus jahrein in dumpfer Stube sitzen
 Bei schwerster Arbeit, nur die bleiche Heu
 Meine Gespielin; dulden will ichs, geb ich
 Euch Anlaß je; doch thu ichs nicht, und ihr
 Kränkt mich nicht unnütz mehr, wie, guter Raimund?

Raimund

Was soll die Predigt? Von der Blum da ist
 Die Rede. Gebt die Blume, gebt mir sie.

Beate

Still da, der Vetter kommt zurück.

Agnes (vor sich)

Was sagt ich?

Ich meint es wahr und fürchte doch, ich log.
 Freut mich denn noch, was irgend Mädchen freut?
 Einsam Heim sitzen, fern von lauter Lust,
 Könnt ich nun wählen, was ich Strafe nannte.
 Ist heimlich sein gedenken doch nicht Schande.

Einundzwanzigster Auftritt

Kaspar Bernauer kommt mit seinem Gevatter zurück

Kaspar

Wie gesagt, Gevatter Melchior.

Gevatter

Richtig.

Kaspar

Seht euch nur um. Die drei Sonnen und die drei Monde neulich zugleich am Himmel, die drei Päpste und drei Kaiser zugleich auf Erden; das Neigen von oben herab und das Drängen von unten hinauf; wohin ihr seht, heimliche Ehen hinter der Väter Rücken; wo ihr nachfragt, Fortfressen der hussitischen Ketzerei trotz Kirchenbann und Scheiterhaufen. — Nichts will in seinen Grenzen bleiben — Wozu sind Väter auf der Welt? was? und Päpste und Konzilien, Gevatter?

Gevatter

Richtig; nur vor acht Tagen haben sie in Regensburg wieder dreißig Stück Ketzher verbrannt, Männer, Weiber und Kinder.

Kaspar

Keiner, der nicht ein Schneider ist, macht sich sein Gewand selber, aus Furcht, das Zeug zu verschneiden; an seinem Lebensglück und an seiner Seligkeit wird jeder unbedenklich zum Pfscher.

Gevatter

Wahr Wort, Gevatter. Die Pfscherei ist erstaunlich nur allein in meinem Handwerk; der Rat ist viel zu nachsichtig, Gevatter. Aber euer junges Volk wird ungeduldig über euch; der Bursch da ist ganz rot.

Kaspar

Na, so kommt. Ei waren wir nicht auch so, Gevatter? Die Nadelspiße war ein Berg, der sich zwischen unsern Wunsch und unser Vergnügen schob. Nun so dreht sich die Welt, Gevatter, Tag für Tag, und bleibt doch dieselbe!

Gevatter

Richtig; richtig.

Agnes

O wär er Raimund! oder wär ich tot
Und schlief', an meiner Brust das Kößchen rot.

Raimund

So wollt ich doch, du hättest ihn nie gesehn!
Wird Redlichkeit und treue Lieb verachtet,
Ein Schelm dann, wer sich nicht zu rächen trachtet.

(Kaspar und die Seinen gehen ab)

Zweiundzwanzigster Auftritt

Albrecht und Freunde kommen zurück

Gundelfingen

Sah je eines Menschen Auge solchen Liebhaber?

Hanns

Ein echtes Stück städtischer Reichsfreiheit; eine kraushaarige, steifnackige, trockgesteifte Elle Hausleinwand von Reichsstadtburschen, ein rechtes Muster, vor ein Duzendpaket zu schnüren, eins wie elf und elf wie eins!

Gundelfingen

Welche unpolitische blinde Truthahnseifersucht, dem Nebenbuhler selbst den Eindruck auf die Geliebte zu verraten und ihr Schamrot zum Zeugen zu fordern gegen seinen eignen Vorteil!

Hanns

Einmal stand er mir in der Fehde gegenüber; er
focht nicht nach der Schnur, aber Überfluß an Kraft
und Unerfrodenheit machte den Mangel dreifältig
gut; und auf seinen Wangen glühte eine Flamme von
Verwegenheit und Troß, die mich verliebt machte in
den Burschen. Er sollte nicht anders werben als das
Schwert in den Händen und mit jenem Rot auf der
Wange; der Bursch ist liebenswürdiger im Hassen als
in der Liebe.

Gundelfingen

Gnädiger Herr, ihr seid der Paris dieser Schwaben-
helenä, ihr Menelaus hat euch selbst euern Weg ver-
raten.

Hanns

Und verschaffen helfen, indem er eure Folie war.

Albrecht

Der arme Junge dauert mich. So wirbt
Für Schmerz die Liebe. Welche Welt! Der eine,
Verirrt im Liebesübermaß, vereitelt
Den eignen Zweck, unliebenswert im Lieben;
Der andere, trotz Wissens und Voraussicht,
Trotz Mahnung der Vernunft und des Gewissens,
Treibt willig willenlos den Klippen zu
Noch nie versuchter Wagnis. — Fort, ihr nach!
Hier ist nicht Wahl mehr, Liebe muß erwerben,
Wenn nicht, das Leben mit der Liebe sterben.
Und täuschte Hoffnung, Leiden würde Lust.
Mein Auge, sieh nicht rückwärts mehr! Gewußt
Und ungewußt wird unser Schicksal fertig.
Komme, was kommen will, ich bins gewärtig!

(Gehen ab)

Ende des ersten Aufzugs



Genoveva

Aus dem ersten Aufzug



Vierte Scene

Graf Siegfried, Genoveva, Otho, Holo, Vasallen, Frauen
kommen; Else entfernt sich

Graf

Und Roß und Mannen harren vor dem Walde,
Wie ich befahl? — So muß es sein, mein Weib.
Was sagt ihr?

Genoveva

Daß mein Flehen euch begleitet
Und wie ein Heer von Engeln euch umschreitet.

Graf

Mehr nicht?

Genoveva

Und doch; mit Herz und Seel und Leib
Bleib ich, wenn fern auch, eur gehorsam Weib.

Margaretha (tritt vor)

Jetzt seid ihr weich, ihr müßt es sein, da euer
Gemahl und Herr den letzten Gruß euch sagt.
Die Else — Gott erbarme sich — das Ding,
Mein armes Kind hieß diese Stund mich nützen;
„Wenn sie vergeben kann, so thut sie's jetzt,
Die gute Gräfin“ — seht, so sagte sie.

Graf

Was wollt ihr, Frau? Ihr wählt die Zeit nicht gut.
Habt ihr zu bitten etwas bei der Gräfin,
Laßt's, bis ich fort bin.

Genoveva

Laßt's auch später noch.
Euch quält ihr, gute Frau, und mich vergebens.

Graf

Was ißt's?

Genoveva

Herr, eine Dienerin entließ ich,
Die Tochter dieser Frau.

Margaretha

Ja, Herr, mein Kind,
Die braune Else; nun, ihr kanntet sie.

Graf

Ist's nicht das Mädchen, das ihr so geliebt?

Genoveva

Ja, Herr, geliebt, sodaß ich meinen Rang
Vergaß und sie wie eine Schwester hielt,
Die Stunde halb nur lebte, die allein
Und ohne sie ich lebte; Herr, ich schloß
Mein Herz in ihre Brust —

Graf

Und laßt sie nun?

Margaretha

Mehr, Herr! Nicht aus dem Dienst nur soll sie, soll
Auch fort, soll diese Stunde noch die Burg
Verlassen.

Genoveva

Atmen will ich nicht die Luft
Mit dieser!

Margaretha

Ach, gewiß! Sie wirds nicht tragen.

Graf

Doch was so Schlimmes that das Mädchen euch,
Daß euch, die ihr die Milde selber seid —
Denn fand an euch der Tadel selbst zu tadeln,
Und wahrlich! schwer genug dann ward es ihm,
So wars um Übermilde nur, und darum,
Da ihr gewiß zu wenig Härte zeigt,
Verging das Mädchen sich zu schwer an euch,
Als daß Gerechtigkeit nicht noch die Last
Der Strafe mehren müßte, die ihr auflegt.
Was that sie? Nuzte sie den Aufenthalt
In euerm Zimmer, eur Vertraun, das nichts
Vor ihr verschloß, zu eines Kleinods Diebstahl?

Margaretha

Nein, solches, Herr, that nie mein ehrlich Kind.

Genoveva

Und wärs nur das, ersetzbar war der Raub,
Und ich vergaß ihn über dem Ersatz,
Ja, schenkt ihn ihr vielleicht und übergeng
Den Fehler schweigend.

Graf

War es mehr als das?

Bei meinem Eide, dann entgeh sie nicht
Der schwersten Züchtigung. So nuzte sie
Den Glauben andrer, der erwuchs daraus,
Daß eur Vertraun sie hatte, zur Verleumdung
Von eurer Ehr und meiner? Tod! ist das?

Margaretha

Nein, Herr, nie log mein wahrhaft Kind auf euch.

Genoveva

Und das auch hätt ich ihr vielleicht verziehn.
Ein Wort dann war es nur, und das glitt ab
Vom reinen Spiegel meiner Ehr und eurer.

Graf

Bei meinem Eid! Was dann war ihre Schuld?

Genoveva

Muß ichs noch nennen? Nein, erlaßt mir das,
Leßt auf der Wang mir, was das Schlimmste ist,
Womit ein unvermähltes Weib sich selbst
Und ihr Geschlecht und ihren Gott kann tränken;
So ganz vergessen ihrer Ehr und Sitte.

Graf

Was?

Margaretha

Herr, mehr Unglück ist's als Lasterthat.
Wär sie ein Weib, es ehrte sie, was nun
Als Mädchen sie verklagt.

Graf

Ist's weiter nichts?

Genoveva

So sprecht ihr, Herr?

Margaretha

Drum laßt sie bleiben, Herrin.
Und seht, am Himmel türmen Wolken sich
Empor und drohn der Nacht mit wildem Sturm.
Schon sinkt die Sonne, und des Wegs Gefahr
Im Waldesdickicht mehrt noch Finsterniß.

Die Nacht, nur diese Nacht noch duldet sie
In dieser Mauern Sicherheit; dann morgen
Beim ersten Schein des Tags, wenn euer Herz
Nicht den Entschluß geändert, heißt sie ziehn.

Graf

Thut so und denkt, nicht sie, die Schwäche nur
Sündigt in ihr, und ihre Schwäche nicht,
Die Schwäche des Geschlechts, dem sie gehört.

Margaretha

Erzürnt euch nicht!
Nein, ihr seid stark, und ihr vielleicht allein
Von allen; doch bedenkt, auch Tugend wird,
Ist sie so streng, daß sie nicht Nachsicht kennt
Für andrer Fehl, getadelt, wie die Sünde,
Stammt sie aus Lieb, verziehn. Und wie so arm
Oft würde reiche Tugend, nähme Glück
Sich weg, was ihm daran gehört. O manche
Ziel nicht, weil Prüfung sie verschonte, Rang
Und Stand das Aug der lüfternen Begier
Abschreckte, ihr zu nahn; weil Elternsorge
Das Kind schon wappnete mit Sitt und Ehr
Und noch die Jungfrau schirmt, mit der Erfahrung
Geschärftem Auge die Gefahr erkennend,
Wo Unschuld keine sieht. Wie reich oft würde Sünde
An Gnade, gäb Verführung, gäbe Not
Und Mangel an Erziehung, gäbe List
Der Leidenschaft, die leise, Dieben gleich,
Durchs Auge schleicht und schläfert ein den Wächter
Verstand, gäb die Gelegenheit, die große
Verführerin der Welt, zurück, was sie
Ihr nahm.

Genoveva

Nein, läßt nicht die Tugend so.
Sie wohnt nicht im Palast, im Reichtum nicht,

Noch auch im goldenen Gewand; sie wohnt
Im Herzen, und im Herzen gärt Verderbniß,
Und nicht Verführung, List der Leidenschaft,
Nicht Noth und Armut schaffen sie. Herr, redet
Nicht mehr davon; ich bitt euch.

Graf

Und so soll
Sie fort? in Nacht, und was die Wolken drohn?
Und rings auf weite Strecke ist kein Haus.
Verzeiht mir, doch mir selber deuchts zu hart.

Genoveva

Ist euer Ohr so weich, was straft ihr dann,
O Herr, ein Laster in der Welt? Denn welches,
Und wär es Raub, ja wär es grimmer Mord,
Das nicht den Vorwand fände? All solch Thun
Beschädigt nur den einzelnen, doch diese
Entehrt nicht sich allein, nein, sich und mich,
Ihr ganz Geschlecht, übt Mord am Frauennamen
Und Raub, nicht an dem äußern Schmuck und Zier,
Nein, an dem tiefften Herzen des Geschlechtes
Und seinem innerst höchsten Heiligtum.
Und um sie zu entschuldgen tränkt ihr mich,
Sagt, schwach sind Fraun. Und wären fies, wer trüge
Die Schuld? Thut ihrs nicht selbst,
Sät ihr im Mitleid neue Sünde aus?
Gesündigt wird, auch wenn ihr streng seid, noch,
Doch Milde wirbt für Sünde, schafft sie erst.
Herr, da ihr mich heimführtet in eur Haus,
Nicht ahnt ich, daß die neue Heimat mir
Auflegte, Tugend zu verteidigen,
Nach Gründen suchen, das vor euch zu schützen,
Was selbst des Wilden Einfalt heilig hält.
Nun wohl; befehlt denn, daß sie bleiben soll;
Ihr könnt es, seid der Herr in diesem Haus.

Doch mir erlaubt dann, daß ich gehen darf.
An meines Vaters Hofe zu Brabant
Gefränkte Tugend immer Zuflucht fand.

Graf

So meint ichs nicht. Da sei Gott vor, daß ich
Euch kränken sollte einer Dirne willen.
Nein, ihr seid Herrin über euer Gefind
Und frei in euerm Schalten. Fand ich auch,
Verzeiht mir, eure Tugend allzustreng,
Doch kann ich eur Empfinden wohl begreifen.
Denn wenn von mancher andern Leidenschaft
Durch meine Jahre freigesprochen, doch
Denk ich in nah verwandtem Punkte gleich,
Und das Gefühl verletzter Mannesehre
Trieb oft mich weiter, als in diesem Fall
Euch führt die Kränkung eures Frauenstolzes.
Wir handeln so, obgleich wirs, ruhig, tadeln,
Wir tadelns, doch ich weiß nicht, ob mit Recht,
Denn oft ruht unsre Kraft auf unsrer Schwäche,
Und unser Schlimmes, ausgeschnitten, nähm
Wohl unsers Guten Bestes mit sich fort.

Margaretha

So bleibts bei euerm Spruch. Verzeiht mir, Herrin,
Mein Flehn, denn was auch Mutterschmerz mich thun
hieß,
Doch muß ich sagen: Ihr habt recht. Gewiß,
So ist, und obs auch weh mir thut. Der Dirne
Geschieht ihr Recht; hab ich sie nicht gewarnt?
Und daß sie euch beleidigt, solche Tugend!
Verzeiht ihr mir denn auch?

Genoveva

Ihr dauert mich.

Margaretha

Ja ja, gewiß; ob ich schon wert nicht bin,
Daß eure Tugend sich so tief herabläßt.

Graf

Zu lang schon hielt der Zwischenfall uns auf.
Sagt mir ein letztes Wort des Abschieds denn
Und heißt mich ziehn, wer weiß es, auf wie lang,
Vielleicht auf immer.

Genoveva

Nein, mein edler Herr,
Sprecht so nicht. Zieht ihr doch, ein Kämpfer Gottes,
Ins Feld.

Graf

Als Kämpfer Gottes kann ich fallen,
Dann sein erst recht.

Genoveva

Nein, Herr, ich weiß gewiß,
Ihr werdet kehren. Gläubiges Vertrauen
Hält fest den Trost: Ich werd euch widerschaun.

Graf

Doch schiens, der Dirne Gehn erregt euch stärker.

Genoveva

Ihr redet so, mein Herr, und glaubt es nicht;
Noch sonst, noch hier verkenn ich meine Pflicht.

Graf

Ei, haltet ihr so streng die Linie ein?
So zäh ist nicht der Kaufmann auf dem Markte;
Er giebt wohl etwas drüber zu. — Laßt uns

Im Sprechen gehn; die Mannen warten mein;
So schwer es wird, es muß geschieden sein.

(Alle gehen, außer Margaretha)

Margaretha

Noch sonst, noch hier verkennt ihr eure Pflicht?
So braucht ihr Gnade nicht, die ihr nicht gebt?
Wißt ihr nicht, daß ihr frevelt? Wißt ihr nicht,
Hochmut zerstört sich selber? Geht nur, geht!
Seid ihr kein Weib, wenn auch der alte Graf,
Kalt, wie er ist, euch's nicht gelehrt? Wie Sicherheit
Euch figelt, dennoch seid ihr eins; und wißt
Ihrs nicht, ei desto schlimmer dann für euch.
Geht, geht nur, meint eur Fleisch von anderm Stoff,
Als andrer Frauen Fleisch, eur Blut gemischt
Aus andern Theilen. Glaubt euch unzugänglich
Der Leidenschaft, meint eure Tugend Stahl,
Verführung nur ein gläsern Schwert. Nur zu.
Gut, daß der Graf den Holo bei ihr ließ,
Jung, schön genug, um Heilge zu verlocken,
Und so voll ungeschwächter Jugendkraft
Und Zunder für die Leidenschaft, daß nur
Ein Funken gnügt, und schon steht er in Flammen
Und zündet weiter. Wie? ein solcher Jüngling
Mit solchem jungen Weibe, so verblendet
Von Sicherheit, die die Gefahr nicht kennt
Und spielt mit ihr, bis sie sich selbst verspielt,
Auf Monden fast allein? Natur
Allein vollbrächt es; und sah ich ihr Auge
Auf ihm nicht ruhn mit süßem Wohlgefallen,
Wenn unbewußt schon? Pack ich euch nur schlau —
Und bin ich nicht gewandt und hab gelernt,
Von Kind in großer Herren Dienst, die Kunst
Der Schlangenzunge, die mit Warnung lockt,
Verführt mit Tugendsprüchen, Wahrheit selber macht

Zum Räuber an der Lüge Angelhaken
Und mästet dürre Sünde, die den Sünder
Mir zinsbar macht, mit Gründen, so zum Recht
Sie stemple und zur Sünde das Gesetz,
Das sie verbeut? — Merkt auf, ihr seid wie alle,
Gefahr verachten führt zum sichern Falle.



Marino Falieri

Trauerspiel in fünf Aufzügen



Personen

Marino Falieri, Graf von Treviso, Feldherr, dann
Doge der Republik Venedig

Orio Steno, Oberhaupt des Rates der Zehn in Venedig

Jacopo Loredano, Mitglied des Rates der Zehn

Michel Steno, Orios Sohn, eins der drei Oberhäupter
des Rates der Vierzig

Domenico Malipiero, desgleichen

Tommaso Mocenigo

Ercole Balbi

Vitale Michieli

} Mitglieder des Rates der Vierzig

Israello Bertuccio, Arsenalaufseher

Pietro Dandolo, dessen in Ruhe gesetzter Vorgänger

Calandorio, ein Bildhauer

Ein Arsenalarbeiter

Erster

Zweiter } Bürger von Venedig

Dritter

Ein Offizier des Dogen

Ein Diener Michel Stenos

Signora Eufemia, Loredanos Gattin

Signora Angiolina, beider Nichte

Lisena, Dandolos Tochter

Santa, ihre Amme

Drei Hammerfrauen Angiolinas

Priorin des Klosters San Zacharia in Venedig

Der Rat der Vierzig. Gefolge des Dogen und der
Dogareffa. Masken. Verschworene Bürgerliche.
Arsenalarbeiter. Söldner. Diener. Volk

Die Szene ist in Venedig. Zeit: Mitte des vier-
zehnten Jahrhunderts.



Erster Aufzug

Erste Scene

[Nach einem Volksauflauf]

Straße in Venedig, **Falieri** mit **Mocenigo** und anderen, das bloße Schwert in der Hand

Falieri

Gehorsam will ich. Bei Sanct Markus Löwen!
Wir habens mit Bewehrten nur zu thun.

Mocenigo

Entschuldigt, Herr, den Eifer, überschreitet
Sein edler Drang das Maß.

Falieri

Nun, wahrlich

Ein edler Drang, der so die Luft ermordet
Und totschrägt alte Kleiderseken, Tote
Noch einmal tötet. Ja, bei meiner Seele!
Ich kenn ihn wohl, den edlen Drang, den so
Ein fliehnder Rücken schwellt mit Mut und Zorn,
Daß für Gesichter, die ihm zugewendet,
Er das Gefühl verliert. Das Kriegerschwert
Macht Krämerhand zur Elle. Edler Drang,
Der des Gefindels breite Rücken mißt.
Beim Löwen von Sanct Markus, seiß Gemeiner,

Seis Mabile, ich ahns mit strenger Faust,
 Mißachtet wer mein Wort, das Gnad verhieß
 Dem, der die Waffen fallen läßt. Bei Gott!
 Kein Wort mehr! denn ich dulde es nicht.
 Den edlen Krieg verkrämert so zu sehn,
 Reißt die Geduld mir.

Ein Offizier (tritt auf)

Edler Feldherr, wißt:
 Die Ruh ist hergestellt, und wie ein Hündchen
 Schmiegt sich zu deinen Füßen der Gehorsam.

Falieri

Befehlt, was sich als fester Punkt läßt brauchen,
 In jedem Stadtteil.

Offizier

Herr, schon ist's geschehn.

Falieri

Seid wachsam dann.

Offizier geht. Loredano mit Gefolge tritt auf

Falieri

Ist's nicht Herr Loredano,
 Der sich uns naht? Nun, alter Freund, wie steht's?
 Noch ließ mich Arbeit nicht zur Frage kommen.
 So feierlich?

Loredano

Wie es dem Boten ziemt,
 Der von Venedigs hohem Rat gesendet
 Dem Hochverdienste huldgend bringt den Lohn.
 Euch ist bekannt, daß, während ihr zur See
 Den Doria der Genueser schlägt,
 Venedigs großer Doge Dandolo
 Durch seinen Tod den Dogenstuhl zur Waise,
 Zur Wittib machte das betrübte Meer.

Falieri

Mir kam die Kunde, Herr, ich lag vor Algeri,
Schon an die Heimkehr denkend. Doch was mehr?

Loredano

Daß sich die Wahl des neuen Dogen länger
Verzögerte, als sonst gewöhnlich ist,
Verschuldete nun nicht getrennte Meinung
Der Wähler; Wahl ist unter gleichen nur,
Daß einzige ergreift man ohne Wählen.
Und da das Hindernis, der Hefe Aufsturm,
Der jedes andere Geschäft beiseite schob,
Nun selber wich, verschritt man zu dem Alt,
Und sein Ergebnis, Herr, ruft euch sofort
Zum Dogenpalast, da dem innern Wert
Den äußern Schmuck zu leihn, der ihm geziemt.
Hört ihr? die Glocke von dem Campanile,
Allein geheiligt diesem seltenen Dienst,
Rollt über dieses Waldes von Palästen
Marmorne Wipfel, über die Lagunen
Den Freudendonner: Nicht mehr blüht verwaist
Die königliche Meeresros' Venedig,
Und seinen Gatten wieder hat das Meer.

Und so grüß ich euch, Graf Marino Falieri, im
Namen und Auftrag des großen Rates, des Rates der
Zehn und der Vierzig, als des neuermählten Dogen
Durchlaucht von Venedig.

Sein Gefolge

Hoch Marino Falieri, neuermählter Doge von Venedig!

Falieri

Nehmt meinen Dank, Herrn, einen Dank nicht kleiner
Noch größer, als ihn eine Ehr erheischt,
Die man nicht suchte, und die man zurück
Nicht weisen darf. — Denn soweit kenn ich wohl

Des Staats Gesetz. — Entschuldigt, ist vom Hofmann
 Zu wenig und zu viel von dem Soldaten
 In meiner Art zu danken. Wenig war
 Ich an dem Hof des alten Dandolo,
 Der wohl ein Hofmann war — man sagt' mirs, und
 Ich glaub es; denn hierin hab ich kein Urtheil.
 Von Kind an war der Krieg mein Element,
 Und ungern tauscht ich meinen Eisenhelm
 Um eine Mütze, wärs 'ne goldne auch.
 Drum hoff ich, daß der große Rat Venedigs
 Mich seinen Feldherrn bleiben lassen wird,
 Sonst müßt ich seine Wahl nicht gut erkennen.
 Mailand steht auf als Schutzherr Genuas
 Und wartet auf das Schicksal seines Schützlings.
 'Nen bessern Dogen gab es wohl als mich,
 Doch ich allein kann diesen Krieg beenden
 Zum Ruhm Venedigs. — Alter Freund, wie gehts?

Loredano

Ich dank euch herzlich, Hoheit; doch nun kommt.
 (Alle ab)

Es treten auf **Orio Steno**, **Malipiero**, **Balbi**, **Michel Steno**
 und andere Senatoren

Balbi

Noch bin ich wie im Traum. Nicht glaublich ist's!
 Und sah ichs nicht, Erzählung fände mich
 Verstoßt, und käm sie vom bewährtesten Mann;
 Ja, öffnete auf seiner schlanken Säule
 Sankt Theodor den erznen Mund und spräche —

Malipiero

Und sprach Sankt Theodor, er würde warnen,
 Es schnaubte, da die Glocke kündete
 Die Wahl, Sankt Markus Leu. — Verzeiht mir, Herr
 Orio, ehr ich eure Weisheit tief —
 Und Proben zahllos nötgen mich dazu —

Was dieser Mann vermag, wir sahn es heut;
Und mögen wirs nicht wieder sehn, es könnte uns
Die Augen kosten, wenn nicht mehr.

Orio Steno

Erlaubt.

Das Element des Feuers schreckt euch wohl,
Wenn es empor sich reckt im Brand zum Himmel
Und keine Macht erkennt mehr über sich;
Doch mögt in eurem eignen Haus ihrs dulden
Als emsigen Knecht in eurem Dienst. Ihr zwingt ihn
In eures Herdes steinern Wams; da muß er
Sich mühen als Koch und Bäcker, euch den Pelz
Ersparen, wenn es kalt. Von seinem Heere
Genährt kann diese Flamme Falieri,
Bläst Freiheit in die stolze Glut, zum Brand
Anschwellen, der des Staates Säulen schmilzt
Und niederstürzt sein majestätisch Dach,
Das goldne Buch, die Aristokratie
Des Adels, uns und unsre Macht. Drum zwingen
Wir in den Dogenmantel ihn und trennen
Vom Heer ihn und Befehl, so wie es Zeit
Zu sein uns deucht. Erst zwingt er uns das Volk
Und erntet dessen Haß dafür. Dies nützt uns
Wie jenes. Ist er mäßig, sind wirs auch.
Doch schwillt er höher an und wird gefährlich,
Dann beut uns die Verfassung Mittel genug,
Ihn einzudämmen. Ist der Doge doch
Der goldne Zeiger nur, die laute Glocke
Am Uhrwerk von Venedigs Regiment,
Und wir, der Rat der Vierzig und der Zehn,
Sein wahres Triebwerk, Räder und Gewichte.

Morenigo (kommt)

Hier find ich euch!
Mein hohes Haupt der Zehn und werthe Herren

Vom Rat der Vierzig, man erwartet euch
Im Dogenpalast zum Beginn der Krönung.

Orio

Wir kommen, Herr. — Gar manch Verdienst, zu üppig
Gewachsen für die Aristokratie,
Schuf unsrer Ahnen Weisheit ungefährlich
Im Dogenstuhl, bewacht von hundert Augen,
In jeder Regung, jeder Leibesmuskel
Gebunden mit unsichtbarem Band. Das sprengt
Der wildsten Kraft Aufbäumen nicht; da gält es
Weitausegeholtan Plan Verschlagenheit,
Den Plan zu schaffen, und, was feltner noch,
Verstellung, so versteckt, daß nicht die Hand
Weiß, was sie thut — in alledem, seht ihr,
Ist dieser Riese nur ein Kind — doch kommt nun,
Wir reden auf dem Wege noch davon.

(D. Steno, Malipiero, Balbi, Senatoren ab)

Mocenigo

Kommt ihr nicht, Herr Michel Steno?

Steno

Ich höre, ihr seid ein Held geworden, Herr Mo-
cenigo?

Mocenigo

Spottet nur — aber hätte dieser neuerwählte Doge
nicht unseren Mut unnütz gemacht — nun, dennoch
wird das Gefindel unsre Hiebe nicht vergessen. So
wenig, wie manche von uns dieses Fälieri Anmaßung
und Stolz. Ihr hättet hören sollen, in welcher Weise
er seine Ernennung zum Dogen aufnahm — aber ich
habe Gile. Nur das hört noch: er achtet den Adel so
wenig als das Volk.

Steno

Ja; er verachtet das Volk als Adliger und die Adligen als Soldat. Aber laßt euch nicht abhalten, Herr Mocenigo. Entschuldigt mich bei den Herren, daß ich der Krönung nicht beizuhne; ich bin unwohl.

Michieli

Auch mich.

Steno

Guten Morgen, Herr Mocenigo.

Mocenigo

Der eurige, Signori.

(Mocenigo geht ab)

Steno

Sein Mut machte sich nicht eher unnütz, als da er unnütz war, und als er sich unnütz machte, da wurde er unnütz gemacht. So kann ein Ding, das nie vorhanden war, zu einer Geschichte kommen. Wo speisen wir? Wer hat die besten Austern, wer die schönsten Mädchen? Aber ich lüge. Ich bin die Weiber satt, satt, übersatt. Drum will ich heiraten.

Michieli

Werdet ihr nicht mit zum Krönungsfeste kommen, wenn auch nicht zur Krönung selber? Jedenfalls werdet ihr eure Auserwählte da sehen; ihr Oheim, Herr Dorebano, ist des neuen Dogen alter Freund.

Steno

Ihr kennt sie?

Michieli

Die Schönheit und Unschuld selbst. Ich würde sie schildern, fürchtete ich nicht, euch eifersüchtig zu machen.

Steno

Ich wollte, ihr könntet es. Mein abgestumpfter Gaumen braucht scharfe Würze. Ich werde die Weiber lassen und mich auf Staatsintriguen verlegen. Ich glaube, ein Mitglied des Rates der Zehn wird in mir reif.

Michieli

Ihr seid die Weiber satt, Herr Steno; aber sie nicht euch. Noch neulich, es war kurz vor dem Pöbel-
aufstande, unterhielt mich die kleine Vendramin zwei volle Stunden lang von eurer Person. Sie behauptete, um euern Mund sei der Teufel fertig, aber auf eurer Stirn glänze noch ein bleiches Stück Engel. Sie philosophierte, was sie und die andern Frauen eigentlich in eure Gewalt zwingt, der Teufel um den Mund oder das Stück Engel auf der Stirn.

Steno

Alberne Frage! Der Teufel! nun der Teufel! Es ist noch die alte Wahlverwandtschaft vom Paradiese her. Wo der Mann des Teufels wird, ist das Weib die Mittelsperson. Die Weisheit ist so alt, daß sie fadenscheinig wird. Sie gilt von den Weibern, wie von der Welt — nun die Welt ist ja auch ein Weib; wer sie verachtet, dem gehört sie. Es giebt nur zwei Arten von Kreaturen, eine magere und eine fette — Schurken und Narren.

Michieli

Fehlgeschossen! ich habe auch fette Schurken gesehen.

Steno

Das waren magere Schurken, die fett wurden, da sie einen fetten Narren verschlangen. Nun, die Karpfen sind da, sich von den Hechten fressen zu lassen, und die Hechte, die Karpfen zu verschlingen. Die Narren

sind der Schurken Futter. Ich glaube, so etwas vom Hechtappetit regt sich in mir, seh ich diesen neuen Dogen. Oder ist's einfach der gelbe Meid, die alte Großmutter des Hasses? Was? sollen solche geschonte Menschen herumlaufen uns andern als ein lebendiger Vorwurf? Zum Teufel, ich seh ihn nicht, ohne daß er mich erinnert: ich konnte werden was er ist und mehr; auch an meiner Wiege hing der Eisenhelm über dem Wappen; der Hauch gewaltiger Heldenahnengeister fächelte mich wie ihn. O, der Geist thäte noch, aber — kein Nachhalt am Leibe! ein starker Docht, aber nicht mehr Öl genug, ihn zu nähren. Dieser verdammte Mangel an Mark, Nerven, Muskeln und Sehnen! So schlimm sind wir daran, die wir zu früh den aufreibenden Beruf erwählten, junge Witwen zu trösten, deren tote Männer noch unbegraben umherlaufen; unser Lohn ist, selber vor der Zeit als tote Männer zu spuken, und — ich mag den Gedanken nicht ausdenken, er ist mir so in den Tod zuwider, wie diese geschonten Muskelmänner, diese Falieri selbst!

Michieli

Horcht! Musik vom Dogenpalaste her. Die Krönung ist vollzogen.

Steno

Ja, die Mausefalle ist zugeklappt, und der fette Narr gefangen. Hört, Michieli: dieser Doge, den der Adel innerlich verabscheut, der sich die Menge zum Feinde gemacht hat; und diese Verfassung unserer sogenannten Republik, dies künstliche, tausendfach verschlungene Spinnennetz mit eisernen Fäden — für einen ausgefeimten Politiker wärs unter solchen Umständen eine Galgenaufgabe, Doge zu sein; geschweige für solchen Muskelmann von bloßem Soldaten, der hundert Herzen hat und keinen Kopf. Eine Gondel! Es wird zu thun

geben. Eine Gondel! He, eine Gondel! Zum Feste.
Kommt, Michieli.



Zweite Scene

Saal im Dogenpalast

Man sieht durch eine Flügelthür in den Festsaal voll Gäste

Orio, Falieri (im Dogenornat)

Falieri

Hält die Signoria es genehm, so geh ich
Mailand zu Leibe, eh es sich besinnt.
Bereit ist alles; übertrag mir nur
Von neuem den Befehl.

Orio

Die Stimmen sind
Noch sehr geteilt, entschuldge eure Hoheit.
Erwarten wir drum weitre Nachricht; fällt
Die dringend, so erspart sie Wahl und Umfrag.
Auch heischt der kaum gedämpfte Aufruhr Vorsicht.
Allein hier sproßt ein edler Damenstrauß
Und legt eur Hoheit auf die Pflicht des Wirtes.

Signora **Eufemia**, **Angiolina** und noch einige Damen mit **Lore-
dano** und von der Kammerfrau gefolgt treten auf

Falieri

Seid artigst mir begrüßt, ihr edeln Fraun,
Und habt mir Dank, daß ihr mein Fest verherrlicht.
Verzeiht; ich fürchte, zu sehr schmeckt der Wirt
Nach dem Soldaten, ungewohnt zu schreiten
Auf glattem Marmorfließ. Darum, erlaubt ihrs,

Ruf ich Herrn Steno mir zum Beistand an,
Um gut zu machen, was ich mag verderben;
Denn gute Meinung gnügt, sich zu entschuldgen,
Doch weiter nicht.

Orio

Nur schuldigen Gehorsam
Zu zeigen seiner Hoheit, helf ich denn
Euch grüßen. Holde Damen, seid willkommen.
Nicht weil ich meinte, was schon gut, zu bessern,
Wär ich dazu der Mann auch. Doch es weiß
Seine Hoheit besser wohl als ich: Natur
Im Zarten strebt dem Starken zu und sucht
Ergänzung seines Wesens; der Soldat
Besitzt ein Vorrecht in der Frauen Schätzung.

Michel Steno und **Michieli** sind von der andern Seite eingetreten
und bleiben, unbemerkt von den anderen, hinter einer Säule stehn

Michieli

So ungleich sonst, im Geschmacke begegnet ihr euch
mit dem neuen Dogen. Seht, wie er euer Fräulein
anschaut. Sie füllt seine Augen so vollständig aus,
daß nichts andres mehr neben ihr darin Platz findet.

Loredano

Ihr kennt sie wohl, mein Fürst; dies meine Frau,
Dies meine Nichte Angiolina; dies
Sind meine Schwestern

Eufemia

Hoher Fürst, nehmt gütig
So Glückwunsch auf als Dank von Frauen, die
Ihr stolz macht, zählt ihr sie
Zu euern Dienerinnen.

Falieri

Wie? — Ja, Dank Signora,
Doch Doppeldank, kehrt ihr es um und nehmt
Zu eurem Diener mich.

Eufemia

Auch euch, mein Herr
Und hohes Haupt des Rats der Zehn, mein Dienst.

Loredano

Ich bleibe unbegrüßt; so eign ich mir
Den Abfall von dem fremden Gastmahl an.

Orio

Verzeiht, Herr Loredan, ihr seid der Rahmen
Um dieses Bild der Guld; der erste Blick
Gebührt dem Bild. Nun gebt mir, Herr, die Hand.

Loredano

Der Rahmen dankt euch.

Orio

Lange Wochen schon
Sah ich euch nicht; auch euch, verzeiht —

Eufemia

Nein, ihr
Verzeiht, nur Tage wollt ihr sagen, Herr.

Orio

Nein, Wochen. Doch, sah ich euch wochenlang,
Ich schwöre, Tage warens nur; so spielt
Die Schönheit mit der Zeit.

Loredano

Bemerkbarer

Erscheint die Spur, wie Zeit mit Schönheit spielt,
Nicht zu verstecken oft.

Falieri

Ha, welch ein Wesen!
 Daß macht die Zunge stammeln, wandelt mir
 Die Seele, daß so wenig sie sich gleicht,
 Wie Erd im Frühlings Schmuck der Wintererde.
 Mit seinem Durst steckt Aug das Ohr mit an,
 Der Purpurlippen Silberklang zu trinken.
 Bin ich noch ich? Ich selber noch in mir? —
 Ihr kannt euch, Fräulein, schon, da ihr noch Kind wart;
 Da meint ich nicht —

Angiolina

Was meint eur Hoheit nicht?

Falieri

Daß — nun, ich bin kein Schmeichler von Gewerbe,
 Das seht ihr wohl; und auch zu ungewandt,
 Verwirrt ich mich, es unbemerkt zu machen
 Und andres dran zu knüpfen — daß — nun damals,
 Da meint ich nicht, ihr würdet einst so schön,
 Als — nun ihr seid — da ist's heraus, was ich
 Nur denken wollt, nicht sagen, und nun macht ich
 Auch euch verlegen.

Angiolina

Darin seid ihr wahrer,
 Verzeiht mir, Hoheit, als in jenem, was —
 Verlegen bin ich, will ich sagen, doch
 Nicht jenes.

Falieri

Wie? nicht schön?

Angiolina

Ich bitt euch, Hoheit,
 Ihr macht mich noch verlegener nur, fahrt ihr
 So fort. Erlaubt mir meinerseits, daß ich

Mich jener Zeit erinnern darf. Damals
Wart ihr ein ernster und gewaltger Mann,
Der freundlich sich herabließ zu dem Kinde,
Doch nie es schreckte in Verlegenheit.

Falieri

Ja, manches war da nicht, was jezo ist,
Und manches wird noch, was man da nicht ahnte.
Laßt mich das hoffen, — doch verzeiht; ich bin
So wunderbar erregt, daß, sprech ich fort,
Ich gegen meinen Willen — und glaubt: wahrlich,
Ich thäte lieber alles, als euch weh.
Ich bitte lieber — doch genug davon
Für jezt. Verzeiht, wenn ich jezt schweige. — Herr,
Ich bitt euch,
Geleitet unsre Gäste in den Saal.

(Orio Steno, Eufemia, Angiolina, Damen, Kammerfrauen ab)

Und ihr, Herr Loredan, euch bitt ich, bleibt.
Ein Wort mit euch, wenns euch gefällt.

Loredano

Was wünscht eur Hoheit?

Falieri

Alter Freund, ihr seht
Mich eigen aufgeregt.

Loredano

Was fehlt eur Hoheit?

Falieri

Ihr habt 'ne allerliebste Nichte —

Loredano

Hoheit,
Man schmeichelt Vätern so; und bin ichs ihr
Nicht durch Natur, so werd ichs doch durch Liebe.

Allein, ihr riefet mich beiseit; es schien,
Ihr wolltet etwas sagen.

Falieri

Ja, doch was —
Ich wollte: sagen müßt ichs nicht, ihr rietets —

Loredano

So wars von Mailand wohl?

Falieri

Verständ ich so zu reden, daß mein Wort,
Ein dünner Schleier, zeigte und versteckte
Zugleich die schämge Nacktheit des Gedankens
Und würd sein Sarg, ihn ewig zu begraben,
Entschleiert' ihn nicht ein beegnend Ja —
Doch wär ich solch ein Künstler auch, nicht wär ichs
In diesem Augenblick. Drum schlicht
Und kurz heraus: ich liebe eure Nichte
Und frag euch: Herr, gebt ihr sie mir zur Frau?

Loredano

Verzeiht — ihr macht — ich kann es wohl gestehn,
Auf nichts war wenger ich gefaßt, als dies
Zu hören von eur Hoheit. Om, ihr liebt,
So sagt ihr, meine Nichte?

Falieri

Ja; so sagt ich.

Loredano

Ihr sagtets — laßt mich nur zu mir erst kommen.

Falieri

Seid kurz wie ich: ja oder nein.

Loredano

So schnell —

Falieri

Ja kurz und gut, so lieb ichs. Noch im Felde,
Noch im Gespräch bin ich ein Freund vom Zögern,
Mehr feig als schlau.

Loredano

Erlaubt, so red ich erst
Mit Frau und Nichte.

Falieri

Thuts; da kommen sie.
Doch eilt euch, bitt ich. Pfui, lern ich dich nun
Im Festessaale kennen, schnöder Gast,
Der nie im Kriegerzelt bei mir geweilt,
Herzklopfen der Erwartung? Bitt euch, eilt.

(Geht ab)

Signora Eufemia, Angiolina, Kammerfrau kommen

Loredano

Ich war ein Thor, so zu erschrecken, auch
Nahm ers wohl übel auf. Und glaub ich doch,
Erschraf ein anderer ob dieser Werbung,
So wars vor Freude. — Ihr kommt wie gerufen.
Der Doge wirbt um unsrer Nichte Hand;
Mich reuts, daß ich nicht gleich ihm zugesagt.

Eufemia

So thut es schnell noch, daß ihm Zögerung
Nicht ein beleidgend Schwanken scheinen möge.
Allein er wirds entschuldgen mit der Sitte
Und hergebrachten Art des Thuns. Hört ihr?

Angiolina

Ich dacht es fast, und doch schien ich mir selbst
Eine eitle Thörin mit vergebner Furcht.

Eufemia

Wie, Nichte? was meint ihr?

Kammerfrau

Ei, und was soll
Es meinen, gnädige Frau, das junge Blut,
Wenns ehrlich sagt, wie es ums Herz ihm ist.
Sie fürchtete, ihr hörtets wohl.

Eufemia

Pah! fürchten.
Ei, du sollst Dogareffa sein, mein Püppchen.

Loredano

So ist's. Ich geh und geb das Jawort ihm.

(Loredano ab)

Kammerfrau

Doch, schweigt sie auch, was andres wär sie lieber,
Frau Steno, wie? Furcht hatte sie, ihr hörtets —

Angiolina

Nein, leg mein Wort mir nicht unredlich aus;
Das hieße sündlich Offenheit mißbrauchen.
Ihr wart ja auch ein Mädchen, liebe Mutter,
Und nahmst den Gatten an von eurer Mutter,
Es warben mehre Herrn zugleich um euch —

Eufemia

Ja, Mädchen, und vielleicht — ich weiß nicht mehr,
Ob Herz und Mutter sahn mit gleichem Aug.
Vielleicht wars anders; doch dann lehrte Zeit
Gewiß mich mit dem Aug der Mutter sehn
Und ihre Wahl ihr danken. Glaub mirs, Kind.

Kammerfrau

Der arme Herr Steno!

Angiolina

Ich bitt dich, schweig.

Kammerfrau

Verdient er das um euch?

Angiolina

Nein, rede nicht, als müßt errötend ich
Der Ehre Antlitz scheun, als wär mein Mund
Unfittsam vorgeeilt der Mutter Bahl,
Ja nur, als hätt mein Aug den Mädchenstolz
Vergessen, mit kaum merkbar leisem Wink
Gesprochen; zu geschwätzig schon, wenn nicht
Ganz stumm.

Eufemia

Du kennst sie; rede so nicht mehr.

Kammerfrau

Nun, ich schweige; ich kenne mich, und wer sich
selber nicht kennt, wirds noch lernen.

(Gehen in den Nebensaal)

Falieri, Loredano treten auf

Falieri

Ihr gebt das Jawort mir, und sie ist mein.
Was ist da zu bedenken noch?

Loredano

Ein Punkt,

Erlaub eur Hoheit, der Erledigung fordert,
So, zu entgehn etwaigem Mißverständnis
Für ehmal's, als um Vorsicht anzulegen
Für künftig —

Falieri

Laßt den Umweg, kommt zur Sache.

Loredano

Nicht eher kann mein Wort euch bindend gelten,
Bis ihr bedachtet, wie —

Falieri

Den Punkt, den Punkt!

Laßt euer Beimerk, bitt ich; —

Mir die Geduld zu prüfen, gnügt der Punkt.

Loredano

Nun wohl. Denn wissen müßt ihr, daß vom Rat
Der Bierzig eins der Häupter, Michel Steno,
Sich schon vor euch bewarb um meine Richte.

Falieri

Wer dächte, wenn er sieht den Apfel glühn,
Er sei der erste, der ihn pflücken möchte?
Gut, laßt ihn weiter gehn, die Wang, erschlaßt
Im Dienst verbuhlter Nächte, weiter tragen
Und fangen, was ihm solcher Röder lockt.
Da laßt sein Weib ihn suchen, wo der Jüngling
Den künftgen Mann verpraßte und den Greis
Vorzeitig eintauscht' in dem schmutzigen Handel.

Loredano

Doch er ist schön! und wenn er ihr gefiel?
Und sie ist jung noch, kaum kanns anders sein;
Doch bürg ich euch mit meinem Ehrenwort —
Und wage nichts dabei, wie ich sie kenne —,
Sie gab ihm nichts, was ohn Erröten nicht
Zurück sie nehmen könnte.

Falieri

Ohn Erröten!

Macht mich erröten nicht in eurer Seele.
Ihr bürgt? Herr, bürgt für euch und wer es braucht,
Bürgt für die Sonne, daß sie strahlt und wärmt;
Für das nicht, was so hoch steht überm Zweifel,
Daß es eur Bürgen nicht beleidgen kann,
Geschweig ihm nützen. Ei, ihr bürgt für sie!

Loredano

Doch wünscht ich nicht, eur Hoheit nähme dies
Zu leicht.

Falieri

Ich nehms, so schwer es wiegt. Was mehr?
Ihr sagtet ihm nicht zu —

Loredano

Doch auch nicht ab.

Er warb, ich sah's und schwieg Bewilligung.
Und so, da ihr bei eurem Werben bleibt,
Hab ich kein Wort bei ihm zurückzunehmen,
Wenn Nein schon ein zurückgenommen Ja
Ihm scheinen wird; doch lehr es Vorsicht uns;
Denn er ist leicht verletzbar, fürcht ich, trägt,
Was er Beleidigung nennt, gern lange nach,
Und wahrlich! hier wär er im edlen Recht.

Falieri

Pah! trägt er? trägt er? Mag er! laßt ihn laufen!
Gefährlich acht ich nicht den Nebenbuhler —
Bei eurer Nichte nicht trotz seiner Jugend,
Noch Schönheit, die ihr preist, noch sonst um was.
Das Mannesmark, das er sich schmelzen ließ,
Der Seele Jungfrauntum, das er verschlemmte,
Spart ich und hieß sie thätge Nüchternheit
Verdoppeln. Sprecht: schrieb Alter seinen Anspruch
Mir in das Antlik? löschte mir das Feuer
Im Aug und wälzte das Gewicht der Schwäche
Mir krümmend in den Nacken? Freund, ich darf
Mich fühlen vor den Frauen als ein Mann.
Wenn ich sie sonst von früher Jugend auf,
Den Sinn auf Männisches gestellt und abhold
Jedweden Reiz, nie suchte, eher mied,
So weiß ich nicht, was jetzt mich untreu macht
Dem alten Brauch. Wohl möcht ich sagen, sah ich

Gure Nichte eher, früher dann geschahs.
 Was nun der Grund — ein später Sonnenblick,
 Doch drum nicht frostger, schuf dies Blümchen Liebe
 Spät, doch drum minder duftend nicht und schön.

Loredano

Nun, so begrüßt als Braut denn meine Nichte.
 Ich geb indes den Korb. Hätt ich die Wahl,
 Ging ich für euch, und ihr bleibt hier im Saal.

(Gäleri ab)

Michael Steno, Michieli treten auf

Steno

Ich weiß genug, mehr als mir lieb und — ihm gut ist.

Michieli

Spracht ihr zu mir?

Steno

Zu euch. Seht, sagt ich, Herrn Loredano, wie er
 gedankenvoll den Saal durchmißt. Das thut er, um
 plötzlich vor mir stehen zu bleiben, als sah er mich erst.
 Ich könnte einen förmlichen Tanz mit ihm aufführen,
 wäre meine Stimmung nur entfernt danach.

Michieli

Ihr seid verstimmt?

Steno

Ich lüge nicht, sag ich, ihr saht mich heiterer zu
 andrer Zeit.

Michieli

Und was hat euch so aus der Stimmung gebracht?

Steno

Ihr werdet's hören, sobald mich der Mann dort,
 Herr Loredano, zufällig gefunden hat. Sei er in der

Hölle! Ich weiß, er will mich sanft schwagen, aber ich will mich rächen, so wahr ich Steno heiße. Muß dieser Alte sich auch noch verlieben. Doch still! denn nun rannten sie zusammen.

(Begegnet Loredano wie zufällig)

Loredano

Wie? seid ihr das, verehrter Herr Steno?

Steno

Das ihr, gebietender Herr Loredano?

Loredano

Habt den besten Tag. Mich freuts, euch so unversehen zu treffen. Wiewohl mehr die Lebensart dies aus mir spricht als die Wahrheit. Und doch ist's Wahrheit; ich freue mich, so oft ich euch sehe, wenn mich auch nicht freut, was ich euch diesmal zu sagen habe. Kann ich euch allein sprechen, Signor?

Michieli

Ich räume euch den Platz, Herr Loredano. Guten Tag, Signori! (Entfernt sich)

Loredano

Ich wollte euch nicht verdrängen, doch da — es war mir äußerst angenehm, Signor Vitale. — Doch hört, Herr Steno. Mir schien, oder vielmehr, mir wollte scheinen, als wendetet ihr meiner kleinen Nichte Angiolina Loredano mehr Aufmerksamkeit zu, als eine Bekanntschaft, die nichts weiter sein und werden soll als bloße Bekanntschaft, einem edelgeborenen jungen Fräulein zuzuwenden pflegt.

Steno

Nun wahrlich, Herr Loredano, mir schien, als ob es euch so schiene.

Loredano

Darum könnt es geschehen, schwiege ich länger, ihr nähmet das für eine schweigende Aufforderung und vorausgezeigte Einwilligung von meiner Seite. Da aber nun —

Steno

Der alte Herr Faleri Doge geworden ist —

Loredano

Wie kommt ihr darauf? Und doch muß ich von ihm mit euch sprechen. Meine alte Freundschaft zu ihm, seine Trefflichkeit —

Steno

Verdient ohne Zweifel gekrönt zu werden mit allen Kronen der Welt. Ja, in der That, euer Schweigen — wenn es ein beredtes Schweigen war, so war es noch politischer als beredt. Es erspart euch mehr als bloße Verlegenheit — hat man Nachrichten von Genua?

Loredano

Mailand wird sich Genuas annehmen; aber —

Steno

So hörte ich auch; der Krieg wird noch nicht zu Ende sein. Bitte, spricht nicht weiter; ich will zu erraten suchen, was ihr verschweigt. Ich wünsche eurer gnädigen Michte so viele Tage jungen Ehestandes, als eure alte Freundschaft zu dem Bräutigam zählt. Damit — lebt wohl, Signor Loredano; ich glaube, man trägt Verlangen nach euch.

Loredano

So entschuldigt; und bitte, laßt das, was wir verhandelt, nicht zwischen uns treten.

(Geht Faleri nach)

Michieli tritt auf

Steno

Denkt nicht mehr daran. Denkt nicht mehr daran. — Er hätte seine dicke Signora Frau dem alten — Freunde mit in den Kauf gegeben; solch eine Wirkung macht ein goldnes Horn — so könnte man die Dogenmühe ihrer Form wegen wohl nennen? versteht sich, ohne höhnischen Seitenblick. Aber was verstaunt euch so?

Michieli

Nun, ihr werdet's gleich selber sehn. Ich fürchte, ihr habt einen Nebenbuhler. Der alte Herr Doge gebärdet sich wie ein verliebter Tauber. Er hat die Frucht seiner fünfzig Jahre vergessen über der Blüte ihrer sechzehn.

Steno

Mein kleiner Finger ist ein untrüglicher Prophet, eine Stunde lang hat er den Korb vorausgefühlt, der nun an ihm hängt.

Michieli

Was sagt ihr, Steno? deshalb —

Steno

Ja deshalb; nun, Herr Doredano lud mich zu der Dogareffahochzeit ein.

Michieli

Ist's möglich? Und ihr wolltet das dulden? Und wißt ihr? der Doge nannte euch einen jungen Greis — wollt ihr euch auf euerm eigensten Felde besiegt erklären?

Steno

Laßt euren kleinen Finger einen Propheten werden und fragt ihn — Wo essen wir? Mit der Kammerfrau

dort muß ich erst noch einmal sprechen. Kommt, macht ihnen Platz. Mein Plan ist gefaßt.

Falieri, Angiolina, Eufemia, Torelano, Kammerfrau
kommen

Falieri

Gehorsam nur? Ich wollt, ihr nenntet's anders.
Gehorsam ist wohl lieb, doch Liebes giebt es.

Michieli

Seht, wie er um sie herumstreicht.

Steno

Wie eine in eine schlanke Gondel verliebte schwere Galeone. Er setzt alle Segel ein, aber die Sonne der Gunst vergoldet sie nicht.

Michieli

Sie bescheint die Flagge des leichten Piraten, der von der Gondel geentert sein möchte.

Angiolina

Ich thut aus Liebe, Herr.

Falieri

Aus Lieb? zu wem?

Angiolina

Die Elternliebe mir aus freier Güte
Bezahlten, kauften Kindestreu von mir,
Die ich sonst einsam stände in der Welt.

Falieri

Ihr einsam? Sprecht so nicht. Gebt ihr für das,
Was euch zu weigern hart genug sein Herz
Lebt auf der Welt, so hohe Summe; was
Wär dann mein Lohn, der ich — und wahrlich! Nichts,

Was sich der Stärkste nur kann abgewinnen,
Soll mir unmöglich sein.

Angiolina

Nicht mehr, doch auch
Nicht weniger, Hoheit, darf ich euch versprechen,
Als was zu halten steht in meiner Macht,
Gehorsam, Treu, und was ich schon als Kind
Euch zollte, die Bewundrung eurer Thaten.

Falieri

Sprecht ihr davon?
Sie alle geb ich für ein Lächeln hin
Um euren Mund, das lieb mich heißt. Bei Gott!
Sie sind nur, denk ich sie als Preis für euch.
Wißt ihr davon, so hab ich sie gethan,
Doch achtet ihr sie nicht, verleugn ich sie.
Ihr seht nicht heiter. —

Eufemia.

Herr, ein Mädchenherz,
So auf der Schwel zum Weibe, unterliegt
Dem Widerstreit gewaltiger Gefühle.

Angiolina

Ich muß von euch! Die Wochen werden fliegen
Und dann so träger gehn. Verzeiht mir, Herr —
Unartig macht mein Herz mich; seht, so bin ich;
So fest häng ich an allem wie 'ne Klette.
So eitel ich als Mädchen bin, glaubt mir,
Wie sehr ein neues Kleid mich freut, mir thut
Es weh, vom alten mich zu scheiden, ja
Ich bitt es ihm, als wärs ein Unrecht, ab.
Nicht daß ich ziehen soll in euer Haus,
Daß ich der Eltern Haus verlassen soll,
Bedrängt mich so; ja liebe Eltern, wem ihr

Mich gäbt, ich wär gehorsam, wie ich bin, doch gleich
Betäubt zög ich von euch zum Fremden hin.

Kammerfrau

Wer euch das glaubt!

Galieri

Ich achte euren Schmerz und dräng euch nicht.
Ich geb euch alles, was ich bin, zufrieden,
Was ihr mir geben könnt. Doch seht ihr jetzt auch
Mich noch durchs scheue Aug der Furcht, und mein
Benehmen, weiß ich wohl, soldatisch derb,
Muß euch beängsten; dennoch glaubt, mein Fräulein:
So rauh ich bin, ein Etwas ist in mir,
Was eurer Liebe wert mich macht, ein Etwas,
Das euer Wert muß lieben. Und so kommt;
Ich hielt euch länger als dem Feste frommt.

Kammerfrau

Erlaubt, mir ist ein Band gerissen, ich komme euer
Gnaden gleich nach.

(Galieri, Angiolina, Doredano, Eufemia gehen in den Saal)

Dort ist der arme Herr Steno; er möchte mich
sprechen. Sagt, was ihr wollt, Fräulein. Die Länge
der vierunddreißig Jahre, die euer Bräutigam voraus
hat vor euch, nicht die Kürze der vier Wochen bis zur
Hochzeit machen euch traurig.

Steno

Wie ist's, Bella? Habt ihr euch besonnen?

Kammerfrau

Wie ihr mich dauert! wie ihr mich dauert!

Steno

Es ist keine Zeit übrig, spricht schnell.

Kammerfrau

Wer auf der Welt weiß, was er thut? Ich sollte nicht. Wahrlich, ich sollte nicht, aber eure und meiner jungen Signora Liebe dauert mich.

Steno

Wie weißt du, daß sie mich liebt, Bella? Ich habe wieder was Schönes für dich; wie weißt du? sag schnell.

Kammerfrau

Ja, denkt nur. Solch ein Geschöpf, zur Liebe geschaffen, einem Alten geopfert, es ist schändlich. Fünfzig Jahre und sechzehn! Ich will die sechzehn Jahre sehen — und seid ihr der Einzige, der nicht weiß, daß Michel Steno in Venedig die schöne Furcht der Ehemänner heißt? Wie könnte sie anders, und wenn sie selbst nicht wüßte? Sie ist die Unschuld und Tugend selbst — und soll sie darum eine verheiratete Nonne werden? — aber verzweifelt nicht. Bin ich ein Weib, so weiß ich, wie Weiber sind.

Steno

O ihr seid ein Engel, Bella!

Kammerfrau

Wär nicht die Gelegenheit! Gelegenheit ist unsre Verrätherin. Gelegenheit macht aus uns, was wir nie zu werden dachten. O ihr süßen Bösewichter!

Steno

Schaff mir eine Unterredung mit ihr, Bella; nur eine Stunde lang, Bella; aber ungestört, Bella, in ihrem Zimmer, Bella, womöglich bei Nacht, Bella, wie?

Kammerfrau

Ich muß schnell nach, sonst schöpft meine alte Signora Verdacht. Nun, so bald ichs machen kann,

guter Herr Steno! Ihr sollt das kleine Herzchen überraschen, lieber Herr Steno; aber dann tröstet mirs auch recht, das arme liebe Kind, goldener Herr Steno. Sie ist noch zu unschuldig, um zu wissen, wie arm sie ist. Glücklichen Tag, Herr. Nun sie wirds erfahren, Herr! darum verzweifelt nicht, liebster Signor Steno, schönster Signor Steno, verzweifelt nicht.

(Ab in den Saal)

Steno

Schönste Signora Bella; mich verzweifeln zu lassen, habt ihr zu gute Herzen. Hole sie der Teufel! Diese guten Herzen haben mich alt gemacht vor der Zeit. Gelegenheit? Was Gelegenheit aus diesen guten Herzen machen könnte, hat lange vorher der Vorwitz aus ihnen gemacht. Die alte Geschichte lügt; ehe noch die Schlange den Mund aufthun konnte, hatte sich Eva selbst verführt. Während der alte Doge Adam von Belagerungen erzählte und Sturmleitern, schmachtete die junge Dogaresse Eva, die ungeborene Götterlust ungezählter Küsse auf dem Purpurbett der weichen Lippen wiegend; und ein Traum zeigte ihr die bleiche schöne Schlange, die sie wegtrinken würde. Aber es ist nichts. Mein Mund ist ein Lügner; mein Auge sieht das Bild nicht halb so reizend, als er es malt. Pfui, der alte junge Doge hat recht; ich bin ein Greis, ich brauche gewürztere Brühen. Der Mann ist so ehrlich; soll ich ihn zum Lügner machen? Nein! Drum laß sehen: wie sind Greise noch sonst? Empfindlich, unver söhnbar, eiskalt, ehrgeizig und voll Selbstsucht. Hier ist der Fleck, mir die Sporen einzusehen. Wie? galt sie nicht schon als meine Braut? hatt ich nicht vor der Welt des politischen Schurken Loredano Antwort? Und soll ich nun allen ungesalzenen Spott der Neider einstecken? Nein, bei allen Skorpionen in Venedig und ganz Italien! Ich wills nicht. Ich will Rache an diesen Fäliern,

diesem Loredano, seinem Weibe und an dem Dinge selbst, das so gehorsam ist! Ausgestochen von einem alten Gecken, einem tappigen Soldaten auf meinem eignen Felde? Er fürchtet mich nicht? Gut, schöne Dogareffa, ihr sollt getröstet werden.

(Alb)



Zweiter Aufzug

Erste Scene

Vor dem Arsenal

Bertuccio, Dandolo, Tisena, Arsenalarbeiter

Ein Arbeiter

Unser neuer Vorgesetzter, der Arsenalaufseher der erlauchten Republik, Meister Israelo Bertuccio lebe! Arbeiter, schreit.

Alle Arbeiter

Er lebe hoch!

Bertuccio

Ich bin kein Redner, Bursche, aber da mein alter General, den Gott erhalte, der Doge Marino Falieri, meiner langen Dienste so edelmütig gedacht hat, so sag ich meinen Dank. Und nun wieder an eure Arbeit, Bursche! Venedig braucht Schiffe, und ich darf mein neues Amt nicht damit beginnen, daß ich der erlauchten Republik Arbeiter faulenzzen lasse. Auf unsres Herrn Himmelfahrt, am Tage, wo mein alter General, der Doge Marino Falieri, Gott segn ihn, zum erstenmale nach altem Brauch mit dem Meere sich verlobt, halt ich meine Hochzeit. Diese gegenwärtige Jungfrau Tisena ist meine Braut, und gegenwärtiger Herr Dan-

dolo, euer ehemaliger Oberer und mein verehrter Vorgänger im Amte, in Betracht — in Absicht, nun, ich bin kein Redner, und daß der Mann hier ehrenvoll in Ruhestand gesetzt ist, wißt ihr, und daß er mein Schwiegervater werden will und wird, das müßt ihr mir glauben. Ich bin kein Redner, aber ihr sollt bewirtet werden zu meiner Hochzeit, so gut als ich es vermag. Und nun wieder an eure Arbeit, Bursche!

Die Arbeiter gehen hinein. Santa tritt auf

Lisena

Auf Himmelfahrtstag? auf Himmelfahrtstag schon? Vater, könnt ihr mich nicht bald genug aus eurem Hause haben? Wenn die Hochzeit sein muß, bitte, Vater, schiebt sie noch hinaus, bitte, bitte, Vater!

Dandolo

Dummes Ding, willst du mehr Willen haben, als ein gnädiges Fräulein? als eine aus dem großen berühmten Hause der Loredano? Und es war nicht einmal ihr Vater, nur ihr Oheim, der ihr befahl, den neuen Herrn Dogen zu heiraten.

Santa

Nun, wer auch diese Ehe gestiftet haben mag, sie ist fertig.

Lisena

Ihr kommt von der Kirche, Amme?

Santa

Von der Kirche zur heiligen schönen Marie, dann vom Dogenpalast. Ich hab sie trauen sehn und nachher krönen. Es ist ein holdselig Geschöpf! Mein Tage nicht hab ich die Sanftmut so stolz und den Stolz so sanftmütig gesehn, wie da sie neben ihrem alten Herrn ging, wie ein Lamm und eine Königin zugleich.

Bertuccio

Alten Herrn? Alten Herrn? Kein Jahr mehr als fünfzig; wir sind von einem Alter, mein alter General und ich. Donnerwetter! und wer Genuas großen Doria in alle Winde jagte, nennt mir den alt. Wir haben zwanzig Schlachten zusammen geschlagen, und nun spielt uns das Schicksal den Streich, daß wir uns auch zugleich verlieben müssen. Ist's ein dummer Streich, wenn fünfzig Jahre in sechzehn sich verlieben und sie heiraten, so ist mein Trost: mein alter General hat mir ihn vorgemacht. — Wenn ich wüßte, daß dir der bleiche Teufel doch im Kopfe steckte, Mädchen, wie mir manchmal der Argwohn kommt — pfui, Hand, was willst du am Messer?

Santa

Meint ihr den hübschen Signor Steno?

Bertuccio

Den hübschen Signor — Bursch, wenn du Mark hättest! Den wunderschönen Nobile Zitterknie, den —

Santa

Laßt's gut sein.

Bertuccio

Den — da in meiner kleinen Fingerspitze quillt mehr Saft und Mark, als in des hübschen Signor Teufels ganzem hochadeligen Knochengerüste. Diese — aber es ziemt einem Beamten der erlauchten Republik keineswegs, Gedanken zu haben, wie sie mir da kommen.

Santa

Und von einem Manne, er sei alt oder jung, ist's nicht klug, ein Mädchen so ohne Grund mit Eifersucht zu plagen, daß sein Weib werden soll, wie ihr thut. Ihr bringt dem Kinde den hübschen Steno so oft in die Gedanken durch euer ewiges Stacheln, daß sie sich

endlich in ihn verlieben muß, und wenn sie nicht will. Da nehmt euch an eurem alten General ein Beispiel. Ich sag euch, er wiegt sie ordentlich auf seinen Augen, er legt in Gedanken auf jeden Stein eine Hand, den sie betreten muß mit ihren zarten Füßchen; kein Lüftchen berührt sie, daß er nicht bäte, sanft zu wehen. Das macht ihn ordentlich wieder jung. Es stand dem gewaltigen braunen alten Herrn so schön, daß die jungen Nobili wie verblaßte Fähnchen neben ihm aussahen; es sollte mich nicht wundern, sag ich euch, wenn die junge Dogareffa ihn liebgewönne.

Bertuccio

Ich will —

Santa

Ja, was ihr wollt; ihr seid mir der Rechte! Geht, geht und laßt das arme Ding.

Bertuccio

Ich gehe, damit ihr mich nicht noch mehr aufbringt. Die Signori sollen mich nur hier nicht kitzeln. Meinen alten General ausgenommen, so stolz er ist —

Dandolo

Kommt. Führt jetzt nicht solche Reden; die Zeit ist nicht danach. Die Signori haben in jeder Ecke Ohren.

(Dandolo führt Bertuccio ab)

Lisena

Laß mich, Amme, laß mich. Ich bin jung und schön; ich will mich dem Alten nicht opfern lassen.

Santa

Und ihr denkt noch immer an den?

Lisena

Muß ich nicht? Hat er nicht um die Dogareffa

gefreit, eh sie der Doge heiratete? Sagt mir, hatt er sie lieb? Ihr wart in der Kirche. Habt ihr ihn gesehen? Sah er nach der Dogareffa? Sah sie nach ihm? Hat sie ihn lieb?

Santa

Ei, ihr habt mehr Atem als Verstand. Was geht das euch an, ob Signor Steno die Dogareffa lieb hat und die Dogareffa den Signor Steno?

Lisena

Gut, ich laufe fort und seh's selber. Mag mich der Alte umbringen; liebt er sie, mag ich nicht leben.

Santa

Nun, daß die heilige Veronika sich erbarme, ihr wärts imstande. Denkt ihr, die Dogareffa ist wie ihr? Ei, das ist ein süßes Heiligenbild voll Scham und Ehre. Und hätte sie ihn gern gesehen einmal; das wär vorbei.

Lisena

Nichts wäre, sagt mir nicht. Sie ist gezwungen wie ich, sie ist jung wie ich. Ihr habt ihn nicht bitten gesehen, ihr habt ihn nicht flehen gehört. Ihr seid alt; was wißt ihr? Kein Weib, vornehm oder gering, kann ihn vergessen. Kein Weib kann zu ihm sagen: Geht und laßt mich.

Santa

Euch ist nicht zu helfen.

Lisena

Nein, ihr lügt; er liebt sie nicht. Ihr lügt, sag ich euch. Sein Vater wollt es, er sollte die Dogareffa freien, er nicht. Er liebt mich, mich allein.

Santa

Er hat hundert Mädchen und Weiber geliebt —

Lisena

Er hats geglaubt; er sagte es mir, mich liebt er wirklich.

Santa

Ihr seid nicht bei euch —

Lisena

Da redet ihr wahr, da redet ihr wahr, bei ihm bin ich, nur bei ihm, mit jedem Blutstropfen, jeder Ader, jedem Gedanken und jedem Gefühl!

Santa

Kommt zu euch; eure Gedanken und Gefühle sind Giftmischer eurer Tugend, Todfeinde eurer Ehre. Ihr müßt sie bezwingen, sonst bezwingen sie euch. Ich wollte, ihr sähet die Dogareffa —

Lisena

Nennt sie mir nicht; meine ganze Seele bäumt sich auf im Hasse wider sie. Ihr wißt nicht, was ich ihr thun könnte oder ihm, wärs wahr, was mich die Nächte schlaflos aufsitzen läßt in meinem Bette.

Santa

Kommt mit in die Arsenalkapelle, kommt; ihr müßt mir beten und anders werden. Was habt ihr wider den Bertuccio? Er ist gerade ein Mann, so fest und tüchtig, ein Stamm, wie ihr weiches wildes Rankengewächs einen braucht, um aufrecht zu bleiben.

Lisena

Amme, redet mir, was ihr wollt; es ist heilig beschlossen: und sollt ich vom Altar weglaufen, ich muß zu Steno oder ins Grab!

Ganta

Pfui über euch! pfui über euch!

(Sie gehen ab)



Zweite Scene

Im Dogenpalaste. In der Dogareffa
Gemächern

Entfernte festliche Musik; wie die Thüre im Fond geöffnet wird, sieht man durch die offenen Thüren einer Reihe Zimmer, deren letzte erleuchtet sind. Das Gemach ist vom Monde erhellt, dessen Schein durch den Austritt auf einen Balkon, den man sich zur Seite denken muß, hereinfällt. Von da klingt Gondoliergefang herauf, in der Ferne Trompetentusch und Paukenwirbel

Es treten leise ein **Kammerfrau**, **Steno**, als Gondolier maskiert und von ihr geführt

Kammerfrau

Still, sag ich; denn behüte Gott uns zwei,
Merkt was der Alte.

Steno

Sorgt nur, wie ihr sie
Allein dem Tanzgewühl entführt.

Kammerfrau

Ich sann
Schon was mir aus. Nur bleibt zu lang nicht hier.
Und ist sie ungehalten, geht sogleich.

Steno

Pah!

Kammerfrau

Läubchensanft — doch steift sie Eigensinn,
Will man was zwingen. Still! — Und hört ihr nichts?

Schnell hier auf den Balkon mit euch! Gardine zu!
Nun — bei dem heiligen Giorgio! — näher kommts —

Steno

Im schlimmsten Fall kam ich zu euch. Wer will
Beweisen, mein Besuch galt eurer Herrin?

(Für sich)

Und rät mans doch, ei, um so besser dann!
Dann hab ich halbe Rache. — Fort, man kommt!

Kammerfrau

Daß Gott erbarm! Dieß ich euch doch verschmachten,
Oh in die Hand ich nahm dies schlimme Spiel!

Es treten ein Falieri, Angiolina, Eufemia, Loredano

Falieri

Es war zu heiß im Saal, ja drückend heiß!
Ich sah die Müdigkeit auf eurem Antlitz,
Der Kerzen Schein die sammtnen Lieder pressen
Mit greller Schwere. — Doch, mich dünkt, ich tränk euch?

Angiolina

Ihr, Herr? Ich tränke mich. Mein kindisch Wesen,
Das nicht Gewalt sich thun kann — Oheim Loredano —
Hier ist er, fragt ihn nur — schalt oft mich drum.
Sagt, thatet ihr das nicht, mein lieber Oheim?

Loredano

Sagt, that ich es mit Grund nicht, liebe Nichte?

Angiolina

Gewiß, gewiß; ich bin ein störrig Kind,
Weiß nichts, als andern ihre Lust verderben.

Falieri

Nein, ihr wißt nichts, als Unrecht euch zu thun.

Angiolina

Laßt uns zurück; ich will mich besser zwingen.
Wo nicht, ich bitt euch, Herr, so scheltet mich.
Gewiß: ich nehm es als verdient und will es
Beherzigen. Nein, kommt zurück; seht ihr?
Schon bin ich wieder frisch und kann noch wachen.

Eufemia

Es ist schon spät, und einmal muß es sein.
Nein, liebe Nichte, legt euch nur zur Ruh.
Die Männer gehn zurück, damit die Gäste
Nicht ganz den Wirt vermissen; ich indes
Bring heut zum letztenmal mein Kind zu Bett.

Falieri

Ihr müßt gehorchen! Wie? soll ich so früh schon
Den Haustyrannen spielen? Zwingt ihr mich?
Gi gut, ihr wollt das letzte Wort behalten!
Das sollt ihr nicht. Drum kommt, Herr Loredano.

Loredano

Die schönste Ruh segn euch im neuen Hause.

(Falieri und Loredano gehen)

Angiolina

Muß es denn sein? Dann, liebe Tante, folgt
Den Männern in den Saal zurück zum Feste.
Ich riß euch aus dem fröhlichsten Gespräch;
Und Einsamkeit, glaub ich, wird wohl mir thun.
Ich bitt euch, liebe Tante, folgt mir, geht.

Eufemia

Und soll allein dich lassen, störrig Kind?
So hast du selber dich genannt und bist's auch.
Wie? Hast du heute nichts mit mir zu reden?

Angiolina

Mein eigen Herz will manches mit mir reden.
Ihr wißt es, liebe Tante: was es war
In meinem kleinen Leben, noch so klein,
Daß mich erregte, niemand konnte helfen;
Allein nur der Bedrängniß gegenüber
Ward ich sein Herr.

Eufemia

Ja tausendmal hast du
Zurückgewiesen so mein freundlich Raten.

Angiolina

Es hilft kein Rat, als den wir selbst uns finden,
Es kann uns niemand helfen, als wir selbst.
Drum, liebe Tante, geht und seid vergnügt;
Mit mir allein bin ich in guten Händen.
Doch fort den trüben Zug auf eurer Stirn!
Küßt mich und sagt mir lächelnd gute Nacht,
Und sagt, daß ihr nicht zürnt, wie? Bitte, thut's.
Sonst läßt mich der Gedanke nicht mir selbst.

Eufemia

Du bist ein störrig Kind, ja ja, du bist's!
Nun — dir nicht zürnen? Du weißt nur zu gut,
Daß man's nicht kann, und wenn du's auch verdienst.
Gut Nacht denn; sei mit dir allein; Gebet
Und Rat und Wunsch kommt morgen nicht zu spät.

(Eufemia geht ab)

Angiolina

Gebet und Rat und Wunsch! — Ja, ich will beten.
Daß ich nichts Schlimmes wünsche; das ist Rat,
Der Gutes rät. Mir ist so schwer, so schwer!
O fänd ich Thränen nur, mir würde leichter.

Steno

Ha, ihr müßt beten, Schlimmes nicht zu wünschen?
So komm Erfüllung eurem Wunsch zuvor
Und hindre das Gebet, den Wunsch zu hindern.

Kammerfrau

Still; noch ist die Signora nicht im Saal.

Angiolina

Sprach wer? Du warst es, Bella?

Kammerfrau

Ja, Signora;

Ich seufzte.

Angiolina

Du? warum?

Kammerfrau

Ihr thatet's erst;

Ich war euer Echo. Warum seufztet ihr?

Angiolina

Hab ich nicht Grund? Eine Blume, die verpflanzt
In neuen Boden, hängt das Köpfchen wohl.
Hier auf der Brücke steh ich; vor mir Dämmer,
Und hinter mir die goldne Mädchenzeit.
Ich wende meinen Blick zurück, ein Seufzen
Der Augen, das mein Odem wiederhallt.

Kammerfrau

O; jede Blume kostet einer Knospe
Das grüne Leben. Aus der Knospe Seufzer
Wird duftig Blumenlachen. Hört ihr nicht,
Wie lustig der Lagune Schweigen kräuselt
Des Barcarolen Lied?

Angiolina

Mir klingt es traurig.

Kammerfrau

Si nun, ich meine, wenn Herr Steno fänge,
Sein Lied kläng trauriger. Und doch! und doch!
Si, schöner ist das Leben einer Frau
Als eines Mädchens. Alles ist verboten
Dem armen Kind; doch alles ist erlaubt
Der Frau, was sie nur zu verbergen weiß.

Angiolina

Was sagtest du? Ich hörte nicht darauf.
Wie ist mir heiß. Steck mir die Haare locker,
Die Schläfe schmerzen mir.

Kammerfrau

Nun kommt, ich helf euch.
Was heut der arme Steno denken wird!

Angiolina

Schweig still!

Kammerfrau

Was wird er thun?

Angiolina

Nun; besser sein als du bist.
Nein, du erzürnst mich, wenn du weiter sprichst,
Was Ehre nicht mehr hören darf. Geh! Laß mich.
Gieb mir die Nadeln. Geh! ich mach es selber.

Kammerfrau

Nun gut, ich geh, und (nach Steno hin) andre mögen kommen.
(Geh)

Angiolina

Was wollt ihr doch? ja, beten. — Heilige Jungfrau,
Aus deiner Himmel Glorie schau herab

Und sende Trost zerfnickten Hoffnungen,
Versagten Wünschen; wo ein Herz erbangt
In Kummer's Drängen, send ihm deinen Tau.

Steno

Ja, send ihm deinen Tau, du heilige Jungfrau,
Nicht du im Himmel, nein! du auf der Erde,
Du, du, zu der der arme Steno fleht.

Angiolina

O Gott im Himmel!

Steno

Göttin du auf Erden,
Erschrick nicht!

Angiolina

Fort! Was wollt ihr hier?

Steno

Was kann

Der arme Steno wollen? Leben, Tod,
Erhörung, Abweis, Seligkeit, Verdammnis;
Was du ihm giebst, o, er hat keinen Willen.
Schleudr ihn hinunter in die tiefste Hölle,
Nimm ihn empor mit dir in deinen Himmel,
Hier liegt er; thu mit ihm so wie du willst.

Angiolina

Hab ich geäugelt, wie die Schande thut?
Bin ich ein Weib, das Männerlüsternheit
Antwortet, eh sie fragt? Sind wilde Wünsche
In diesem Herzen stärker als die Ehre?
Wie denn, bin ich nicht so, gab ich der Schande
Den Mut, sich mir zu nahn? So bin ich nicht.
Nein, nein, so bin ich nicht. Wie? bin ich so
Und weiß es nicht, ist was in meinem Wesen,
Was Schmach auslegen kann so wie sie wünscht?

Und wär das nicht, wie sonst erfähr ich sie?
 Darf Unschuld nicht mehr lachen, nicht mehr plaudern,
 Wie Kinder thun, soll Schmach den Anlaß nicht
 Sich nehmen, den Unschuld nicht giebt, auslegend
 Mit falscher Deutung, wie sie will? So tief
 Ins tiefste Herz traf nie mich Kränkung noch.

Steno

Weinst du? Mein Herzblut weinst du, wenn du weinst.
 Unschuldig wie dein Herz ist meine Liebe
 Und denkt nicht Arges. Weinen Schwestern nicht
 Zusammen, wenn Gewalt sie trennen will?
 So kommt zu deiner Liebe, sieh! die meine,
 Mit ihr zu weinen. Ist das Sünde, Schmach?
 Nein! nein!

Die thun die Sünde, die von dir mich trennen,
 Die thun die Schmach, die dich aus meinem Arm
 Hinreißen in des alten Mannes ekel
 Umfängen. Die thun Schmach dir, die, dein Herz
 Ausreißend, seine Wurzeln wild zerreißen,
 Aufwühlen blutig seinen Boden, Stenos Brust,
 Daß er daran muß sterben. O, dich lieben
 Kann Steno nur, du kannst nur Steno lieben.
 Warst du nicht mein? Ihr Recht nur wahr die Liebe,
 Weicht sie dem rohen Zwang nicht der Gewalt.

Angiolina

Nicht näher tretet mir, sonst ruf ich Hilfe.
 Nicht ich gab euch ein Recht; mein Onkel schien
 Es euch zu geben, da er euch sah werben
 Und nicht dazwischen trat; ich nicht, ich gab
 Kein Recht euch, und ich schien euch keins zu geben;
 Kein Vorwand kann euch dienen, die Verachtung,
 Die euer Thun zeigt, zu beschönigen.
 Die Liebe achtet, was sie liebt; sie lügt,
 Sagt sie, sie liebt, und zeigt, daß sie nicht achtet.

Doch Liebe lügt nicht, nein, die Schmach nur lügt,
Die sagt, sie sei die Liebe — Liebe nicht.
Laß mich, sag ich, sonst ruf ich Hilf herbei.
Eure Anblick kränkt mich, wie mich nichts mehr kränkte —

Steno

O, du brauchst Hilfe nicht, um mich zu töten.
Ich leb, um dich zu lieben nur; du nennst das:
Dich kränken. Wohl denn, leb ich dich zu kränken,
So leb ich besser nicht. Ruf nicht um Hilfe,
Gönn deinem Stolz den Ruhm, laß ihn allein,
Laß ihn des armen Steno Henker sein.

Kammerfrau (schnell eintretend)

O heilger Markus! kann ich sprechen noch?
Noch sehn und hören? noch die Glieder regen?

Steno

Eure Zunge regt sich, braucht euch nicht dazu.

Angiolina

Was ißt?

Kammerfrau

Gi, fragt noch! 's ist noch Zeit zu fragen?
Daß lähmt die Knie mir auf ein ganzes Jahr.
Herrn Mocenigo hört ich; mit der Bande
Der Musikanten sprach er, fragte sie,
Ob sie ein Stückchen könnten, süß genug,
Die Dogareffa in den Schlaf zu lullen,
Und wenn sie schliefe schon, ihr Bonnetträume
Zu hauchen in ihr schlummernd Ohr. Dann ging er
Zum Dogen, und ich eilte her. Gewiß,
Sie bringen hier ein Ständchen; darum eilt,
Macht, daß ihr fortkommt, sonst ertappt man euch.

Steno

Nichts mehr?

Kammerfrau

Ist das euch nicht genug? Herr, geht!

Steno

Warum? Kann man nicht hier auch sterben?

Angiolina

Geht,

Sonst ruf ich Hilfe.

Steno

Rufe nur! Den Tod
Trägt schon der arme Steno in der Brust,
Und sterben muß ich, ob ich bleib, ob gehe.
O sag mir nicht, ihr Frauen seid voll Milde,
Ihr seids nur euch. Dem Opfer spart ihr nicht
Den bittern Tod, nur eurem Auge spart ihr
Sein Weh zu sehn, sein Zucken und sein Bluten.

Kammerfrau

Ei, schwächt jetzt nicht; eilt, eh euch Gile nicht
Mehr fruchtet.

Steno

Wie? und wärst du milder doch?
That ich dir unrecht? Willst du mich nicht tot?
Gieb mir ein Wort, das Leben mir verheißt,
Und scheut dein schamhaft Ohr das nackte Wort,
Berkleid es, gieb ein Band mir, eine Schleife,
Ein Etwas sonst aus deines Herzens Nähe.
Fromm will ich sein; nichts will ichs sprechen heißen,
Als nur, daß dich der arme Steno dauert;
Nichts sonst, gewiß nichts sonst; o bitte, gieb.

Kammerfrau

Gebt ihm doch, was er will, nur daß er geht.

Angiolina

Du, schweige! Seh ich nicht, wer diesem Menschen
Behilflich war? Nie wagt' ers sonst. Du nahmst
Aus deiner eignen niedren Seel das Maß,
Das Mut ihm gab, und sagtest, so sei ich,
Wie er es wünschte. So verraten sah
Rein Weib der Welt ihr kindliches Vertraun!
Du, geh, sonst hört mein Herr dein schändlich Thun.
Und ihr, folgt eurer Helferin, sonst ruf ich
Mir Beistand. Geht! O, es ist schändlich! schändlich!

Kammerfrau

Sie kommen schon. Zu spät ißt, daß ihr flieht!
Auf meinen Kopf bricht alles nun zusammen.

(Man hört, allmählich näher kommend, sanfte Musik)

Angiolina

Ist keine Thüre mehr? kein Weg zur Riva?

Kammerfrau

Für einen Vogel nur hier vom Balkon.

Steno

Laßt sehn! Ich geh ihn, führt er in den Tod.
Sieh: so beschämt Steno dein tränkend Zweifeln
In seiner Liebe Redlichkeit. — — Doch nein!
Denn bin ich tot, fehlt dir der Zeuge ja.
Nein, ich erwarte meinen Lebensräuber —
Nein, mehr als Lebensräuber, denn er stahl
Mir dich — um deinetwillen mach ich ihn
Zu meinem Richter. Selbst klag ich mich an;
Denn sonst — wir Menschen sind voll Arg — man weiß,
Du galtest mein, eh dich der Alte kaufte;
Sie wissen, daß du ihn nicht lieben kannst;
Sie wissen, wie die Liebe rächt den Zwang,
Und keiner wird an deine Unschuld glauben,

Am wenigsten der Alte selbst; er wird —
 Denn Alter ist voll Eifersucht — dich quälen.
 Doch wird erst weniger, starb ich um dich?
 Denn unverföhnlich haßt das kalte Alter,
 Und nur mein Tod wird seine Rache stillen. —
 Wird er nicht meinen Tod an dir dann rächen,
 Muß er nicht glauben, daß den Mann du liebst,
 Der dir zuliebe sich dem Tod geweiht? —
 Ein ander Mittel kommt mir da zum Glück.
 Ihr, Bella, lauft dem Kommenden entgegen,
 Fleht angstvoll um sein Fürwort bei der Herrin,
 Um ihr Verzeihn, daß ihr gewagt, allein
 Euch glaubend, einen Freund bei euch zu sehn,
 Mit dem sie überraschend euch getroffen.
 Ich nehm die Larve vor indes.

Kammerfrau

So thu ich.

Ich thäte mehr noch, wärs um euch, Signora.
 Sprecht nicht, ihr braucht's nicht, euer Antlitz spricht.
 Und was sonst nötig ist, das will ich sagen.

Steno

So wähl ich Schmach, die schlimmer als der Tod,
 Um euch zu dienen.

Angiolina

Nennt nicht mich und euch
 Zusammen; ferner sind sich Tag und Nacht nicht.
 Rühmt euch nicht, mir zu dienen; nein, ihr dient
 Dem eignen schlechten Sinn. Wir teilen nichts.
 Seht nicht ein Zugeständniß noch so klein
 Darin, schein ich durch Schweigen eur Genöß.
 Ja, fühlt ich je für euch, was ich nicht fühlte,
 Es wandelte in Haß sich und Verachtung
 Vor Scham und Unmut; wenn auch nur zum Schein,
 So kränkend ist es — eur Genöß zu sein.

Steno

Seid ihr mir wirklich so feindlich, schöne Dogareffa? Ihr drohtet mit Rufen, warum rieft ihr nicht? Warum lieft ihr eurem Alten nicht entgegen? Das war so natürlich, so natürlich, daß der bloße Instinkt ohne Hindernis des Willens, daß bloße Klugheit ohne alles das es gethan hätte. O, ein schönes Schweigen, ein liebes Schweigen. An keinem Bande, keiner Schleife, die ihr euch hättet abschwagen lassen, ja selbst an keinem stammelnden Geständnis hätt ich euch fester, als an diesem Schweigen.

Falieri (erst noch draußen)

Nur leise; leicht erschreckt sonst, was ergözen sollte. Kommt allmählich näher mit der Musik, Leute.

Steno

Wie zart Liebe den alten Soldaten gemacht hat. Seid zur Hand, Bella.

Kammerfrau

Wärs vorüber! Sechs Kerzen dem heiligen Markus zu stiften, sollte mir nicht zu teuer sein.

Steno

Vielleicht gelingt mirs, mich durchzuschleichen. Und wenn nicht — Erröten hat mein Gesicht verlernt; und vor Mißhandlung schützt mich mein Adel und meine Stellung unter den Häuptern der Vierzig.

Es treten ein Falieri, Malipiero, Michieli, Balbi, Morenigo
(Steno will hinter ihnen durchschleichen)

Michieli

Spielt eine Weise, sanft wie Mondenschimmer;
Auf ihren Wellen gleit ein Bonnetraum
Durch ihres Ohres rosge Marmorphorte

In unsrer Dogareffa Herz hinab;
Sie träume —

Balbi (leise zu Mocenigo)

Vom schönen Steno.

Mocenigo

Pah, das wird sie wohl

Ohn eure Musik —

Michieli

Träume — was ist das?

Falieri

Ein Mann

Lief hier vorbei; und ihr, mein teures Leben,
Noch munter und erschreckt und aufgereggt —
Den Buben haltet. Laßt ihn nicht entweichen!

Kammerfrau (vor der Dogareffa knieend)

Erbarmen, Hoheit! —

Falieri

Und was will dies Weib?

Kammerfrau

Ihr seid es, gnädiger Herr? O legt, ich fleh euch,
Ein gutes Wort für mich hier ein. Ich will
Nie wieder Anlaß geben, mir zu zürnen.
Es war ja ein Versehen nur; nur mein Irrtum,
Nicht meine Absicht, glaubt mir, kränkte sie.

Falieri

Was soll das? Wagte wer — nicht Absicht — kränkte —
Wer wagt' es, euch zu kränken? Tod! was ist?
Ihr seht erschrocken, euer Atem — kurz —
Beleidigung sengt euch die zarte Wange
Mit ihrer dunkeln Blut — bei meinem Schwert,

Wer wagt' es, euch zu kränken? Ha, beim Tod,
Wer wagte das?

Angiolina

Mein Herr —

Falieri

Ihr seid erschöpft.

O armes Leben — meine Seele blutet —
Erholt euch erst, dann sprecht; nein, jezo nicht.
Zu riechen her!

Heda! die Frau! Wo sind die andern Frau?

Eufemia und Frauen kommen

Ei, kommt ihr, teure Mutter? seht hier — seht —

Eufemia

Was ist hier? was geschah hier?

Falieri

Gebt eur Fläschchen.

Hammerfrau

Ach, gnädge Frau, ich glaubte mich allein;
Die andern Frauen waren, um zu sehn,
Was Mädchenaugen freut, im Saal beim Feste.
Ich wußte nicht, daß eure teure Nichte
Zurück vom Saal in ihrem Zimmer weilte.
Erröten darf nicht mein Geständnis hindern —
Ach, teure, gnädge Frau, verzeiht, ich nutzte
Die günstige Gelegenheit,
Einen Freund zu sprechen, den — da ging die Thür,
Und meine Herrin überraschte uns,
Noch mehr sie selber überrascht, erschreckt,
Verlezt, erzürnt, wie ich nun schamvoll bin
Und reuig und besorgt zum Selbstvergeffen, —
Drum helft ihr, helft! — mit mir macht, was ihr wollt.
Um ihr Verzeihen gäb ich, was ich habe.

Balbi

Hätte so gewiß der Doge der Dogareffa Verzeihung!
Was denkt ihr, Michieli?

Michieli

Ei, der Doge hat die schöne Dogareffa erschreckt,
nicht das arme Ding von Kammerfrau, das den Sühn-
bock abgeben muß.

Balbi

O was war das für ein prophetisches Ding, das
unser Patriarch unserm Dogen auf den Kopf setzte!
Spiegelfechtere! Es war Steno, der davon lief;
was wettet ihr? Er war bei der Dogareffa.

Michieli

Nichts, was ich zu verlieren habe; es wär euer, Herr.

Falieri

Verworfenne Dienrin schmutziger Gelüste,
Nicht eurem Herrn, nicht eurer Ehre treu,
Fort auf der Stelle aus dem Dienst, dem Haus,
Fort aus Venedig! — Redet nicht; ihr hüßt's,
Regt ihr den Zorn mir mehr noch auf. Fort, sag ich!
Kein Wort!

(Die Kammerfrau geht)

Wo ist der Bube? Bringt ihn her.

Diener kommen mit Steno

Balbi

Ein Gondolier.

Michieli

Ein Maskenscherz zum Festschluß.

Falieri

Ha, schmutzger Bube, zu gering, als daß
Dein Leiden zahlen könnte; da nicht Ehre

Der Eigentümer deines Seins; dein stumpfer,
Dem Tierischen allein verwandter Sinn,
Wie er beleidigt, was zu zart, als daß
Sein stierend Aug es wahrnahm, fühlt er nichts,
Was Schmerz erschiene edler Seelen Zartheit —
Verachtung greift dem Zorne vor — reißt ihm
Die Larv vom Antlitz, tretet ihn hinaus.
Schuftger Plebejer!

Loredano

Haltet noch.

Verzeih eur Hoheit, wenns ein Edler wäre,
Und von Plebejern nur die Tracht entlehnt —
Laßt ihn im Schirm des Nichterkanntseins fliehn.

Balbi

Dem Schwiegerpapa Politikus schwant etwas. Aber
wie? nein, ganz soll dem Gondelierpiraten der Spott
nicht geschenkt sein. — Hoheit, umstrahlte der Glanz
eurer Würde mein vor ihr sich beugend Haupt, ich
hieß diesen Gondelprinzen sich entlarven. Fände sich
das Wesen eines Edelmannes unter diesem plebejischen
Scheine, so würde das bloße Entlarven Strafe über-
genug für ihn sein. Er möchte dann gehn oder sonst
thun, was ihm beliebte. Virgt aber diese Schale ihren
eigenen Kern, so laßt den Plebejer schimpflich auf die
Straße werfen durch eure Diener. So und so würde
ein Verhältnis sein zwischen Sünde, Sünder und Strafe.

Loredano

Ich bitt euch, Herr, schafft nicht dies Nichts zum Was
Und gebt dem Spurlosleichten erst Gewicht.

Falieri

Ein Edler dies? Ein schmutzger Schiffersknecht,
Der sich verlief, ein Rärner, der, berauscht,

Den Dogenpalast nahm für eine Kneipe,
Wo viehisches Bedürfnis Stillung kauft
In feiler Ware. Pfui! Schafft reine Lust —!
Hinaus den Eiter aus der Menschheit Schwäre!

Steno

Fort, Kletten da, Anhängsel! — Nun; ich bins —
Trotz eurem Staunen. Spottet nur; ich gönns euch;
Ihr Herrn, es kommt wohl auch an euch die Reihe,
Wo ich Zuschauer bin, denn solche Wege
Sind keinem fremd von euch. Nun gut, was mehr?
Es ist schon spät. Drum gute Nacht, ihr Herrn.

Balbi

Gi guten Abend zuerst, Signor. (Zu Michieli) Wie?
ich gewann?

Michieli

Wenn ich so thöricht war zu wetten, ja.

Falieri

Ihr bleibt, Herr. Haltet fest ihn, sag ich euch.
Ha, bin ich Falieri?

Steno

Nun, was beliebt eur Hoheit noch? Meine Situa-
tion ist keine von denen, die zu verlängern Vergnügen
bringt. Ich hoffe, ihr werdet nicht vergessen, daß ich
ein venetianischer Edler von so altem Stamme als ihr
selbst.

Falieri

Ein Edler du? der Ehre nicht in sich
Noch andren achtet? Ihr ein Edelmann?
Der die Gemeinheit herzt, Schamlosigkeit
Deine Göttin! Feile Meze der Gemeinheit!
Des fischkalt Blut nie ein Gedank erwärmt

Der edeln Menschlichkeit, der mit dem Mark
 Der Männlichkeit die Fähigkeit verlor
 Warm aufzulodern, Rot der Scham ein Fremdling
 Der Wange, bleich von Büberei! Den Teufel selbst
 Bäumt das Gefühl der eignen Schmach zurück,
 Naht Reinheit ihm; so kalt ist nicht der Teufel,
 So fühllos nicht sein Aug dem Glanz der Reinheit,
 Der schmerzend ihm die Vampyrschwinger lähmte,
 Hinab ihn stürzte in sein trostlos Reich,
 Ehs ihm gelang, das Heilge zu entweihn;
 Teuflicher als der Teufel selbst, viel kälter. —
 — Mich überwallt die Glut, macht mich verstummen.

Steno

Ich muß Hoheit ersuchen, euch nicht vergeblich zu
 erhitzen. Es ist eine üble Gewohnheit von mir, über
 der Predigt einzuschlafen. Ich bitte euch, kommt zum
 Ende — thut, was ihr verantworten könnt; nur denkt,
 zu langes Dehnen macht den besten Spaß frostig.

Falieri

Nun denn, zum Ende, wie du mir es abzwingst,
 Mit Bubentälte meinem Zürnen, riesig schon
 Aufschwellend bis ins endlos Ungeheure,
 Woß nicht mehr Grenzen sieht. Hinaus mit ihm.
 Werft auf die Straß ihn, fort!

Loredano

Noch haltet. Hoheit,
 Denkt, was ihr thut, macht einen Scherz daraus.

Balbi

Herr, jugendlicher Übermut verwirkt
 Nicht solche Strafe. Nein, ihr werdet ihm
 Nicht anthun, was kein Edelmann kann tragen.

Malipiero

Verzeiht, Hoheit; es wäre die äußerste Ehrenfränkung; ihr träfet ihn, ja, was sag ich? ihr träfet den ganzen Adel Venedigs ins innerste Herz der Ehre. Jeder einzelne würde sich unheilbar verletzt fühlen durch euch.

Mocenigo

Hoheit, bleibt ihr auf eurem Befehle, ihr würdet die Natur eurer Stellung verkennen, und es müßte sich rächen.

Mihieli

Seine Schuld ist keine, Hoheit; ihr müßtet ihn denn um die Häßlichkeit seiner Angebeteten strafen wollen.

Loredano

Ihr schüßt ein Kranksein, das kein Mittel heilte.
Ihr grübet eurem Glück ein Grab, so tief
Und tiefer, als die Höh, auf der es prangt.

Steno

Ich kann allein gehn. Hoheit, meinen Dank
Für eure Fürsorg, freundlich, doch nicht nötig.
Die Wege kenn ich gut genug. Fort da,
Plebejerhunde! Gute Nacht, ihr Herrn!

Falieri

Hinaus mit ihm! Stoßt ihn die Trepp hinab
Und werft ihn auf die Straße. Fort. Und ihr,
Vergebt, ich acht euch nur als meine Gäste,
Sonst nicht; sonst würd ich euch entgegenen, was
Eur unberufen Mahnen gilt. — Fort, sag ich!

Steno (indem er hinausgeworfen wird)

Haha! Ihr denkt daran!

Falieri

Als Doge steh ich
 Zu Dienst der Republik, bereit, eur Wort
 Zu hören und zu achten. Hier ist nicht
 Der Rat der Zehn versammelt oder Vierzig.
 Hier bin ich nicht der Doge; hier bin ich
 Ein freier Edelmann. Dort muß und will ich
 Rechtfertigen, was ich thu, denn es geschieht
 Im Dienst des Staates; hier bin ich mein Herr
 Und üb mein Hausrecht, wie es jedem ist
 Vergönnt von euch, in seinem Haus zu thun.
 Nicht mehr davon, damit ich mich nicht dennoch
 Rechtfertigend erscheine. — Nein, genug!
 Kein Wort mehr, bitt ich; riesenhoch schon regt
 Wie wilder Brand mein Zorn und bäumt die Flamme
 Unnütz hoch überm Ziel. — Mein armes Leben,
 So hat man eure reine Näß entweicht,
 So durst ein niedrer Bube euch erschrecken,
 Und ich konnt es nicht hindern, kaum es strafen.
 Könnt ungeschehn ichs machen, mit meinem Sieg
 Über den Doria lauft ichs zurück
 Und nannte gut den Tausch. Lauft zu den Ärzten
 Und heißt sie eilend kommen. Unterdes
 Laßt eines Ehrenmannes zartste Achtung
 Die Wund euch lächeln. Kommt, ihr seid erschöpft,
 Und Ruhe wird euch gut thun.

Angiolina

Herr, nicht so;
 So tief in mir entwürdigt, wie ich bin,
 Verdien ich solche Güte nicht.

Eufemia

Oi, Nichte,
 Der Schmutz, mit dem ein Bube euch bewarf,
 Ist nicht ein Teil von euch.

Falieri

So aufgeregt

Verfälscht euch eures Geistes Aug die Dinge.
Des Buben Schmutz versehrt nicht euren Glanz,
Nein, macht ihn heller leuchten durch den Abstich.
Nein, sprecht nicht mehr; legt euch zur Ruh, mein Leben.
(Falieri, Eufemia führen Angiolina in ihr Zimmer, Doredano folgt)

[Groß des Adels . . .]

Zwei Frauen

Erste Kammerfrau

Gewiß, bei der jungen Dogareffa war der schöne Steno, nicht bei der alten Bella. Nun, ihr und ich, wir wiesen ihn so wenig ab als die Dogareffa.

Zweite Kammerfrau

Was wißt ihr von mir? Der arme Steno! Aber unsre Herrin kommt wieder heraus. Sie wird die Kühle suchen; ei, ich glaube, daß ihr warm ist. (16)

Eufemia, Angiolina treten auf

Eufemia

Ei, meint ihr denn, nur einen einzigen
Täuscht jenes Märchen, das, wär es auch sonst
Wahrscheinlich, allen Glauben höhnt, hält man
Der Dienerin Gestalt daran? So Häßliches
Ist keines Steno Ziel, dem frei die Wahl steht.
Ihr thatet thöricht, ganz verkehrt. Entweder
Ihr gabt dem Dogen euer Jawort nicht —
Es zwang euch niemand — oder gabt ihrs,
So mußte jedes Mitleid fremd euch sein.
Und wie ihr sagt, so band euch nichts an Steno.

Angiolina

Nein, nichts; doch fühlt ich mich in seiner Schuld.
Und liebt' er wirklich mich, so war ichs auch.

Ich kannt ihn nicht. Er nutzte meine Schonung,
An meinem Schuldgefühle gegen ihn
Mich fassend, mich in größere Schuld zu treiben.
Ich sagt euch alles, wahr ein jedes Wort.
Nun steh ich vor der eignen Augen Abscheu
Als Mitgenossin schändlichen Betrugs
Gegen den einzigen, der mir vertraute.

Eufemia

Ei nun, von dieser Schuld ist nicht die Rede.
Doch wahrlich außer euerm Gatten glaubt
Kein Mensch das Märchen. Alle meinen sie,
Ihr saht den Steno.

Angiolina

Alle glauben fies?

Eufemia

Und ganz gewiß, das war des Steno Absicht
Mit seinem Märchen.

Angiolina

Alle glaubens, Tante?

Eufemia

Und wahrlich muß doch ich mich mühn, daß ichs
Nicht glaube. Und wer kennt euch, wenn nicht ich.

Koredano tritt auf

Angiolina

Nicht Gnad hat Lüge, Gott im Himmel haßt sie,
Die Menschen hassen sie; sie haßt sich selbst.
Wer sich befreien will, verstrickt sich
In eigne Schlingen, schlimmer tausendfach
Als was er floh. So half ich dem, der mich
Verachtete, selbst werbend um Verachtung;
Und fränkte den, der Achtung mir erwies.

Was warf ich mich zu seinen Füßen nicht,
 Als er mir zusprach, und gestand ihm alles?
 Durchzuckt' michs wie ein Blitz doch, wenn er mich
 So zart berührte, mich so zart, als wär ich,
 Was ich nicht bin. Nein! Nein! Ich bins nicht. Immer
 War ich 'ne Lügnerin. Wenn Scham mich faßte,
 Hört ich von fremden Lastern, es war nicht Scham,
 Es war nicht Zorn der Unschuld, nein, Bewußtsein
 Der eignen Schuld, die schon in Knospen schwoll
 Voll Ungeduld und Wildheit aufzubrechen
 In wüßtes Blühn!
 O all die Menschen haben recht; ich bin so,
 Wie sie mich meinen. Tante, traut mir nicht.

Eufemia

Ei das sind thörichte unnütze Reden.

Angiolina

Ja unnütz jedes Wort, das unsre Reue
 Betrügt und den Entschluß um sein Vollaiehn.
 Ich wills noch jeht.

Eufemia

Nein, hört mich!

Nur Zeit und Ort macht gut und schlimm die Dinge.
 Recht ist nicht recht am falschen Ort, und unrecht
 Zu rechter Zeit nicht unrecht. Wolltet ihr
 Ihms jeht noch sagen, so verlört ihr nur
 Auch seinen Glauben und gewönnet nichts
 Dafür.

Loredano

Ein Thor, der Thorheit bessern will
 Durch neue Thorheit. Wollt ihr euern Gatten
 Zu Schlimmerm reizen noch, als er schon that?


Angiolina

Er schlimm —?

Loredano

Kein Wunder, daß es euch gefiel,
Da ihr in seiner Thorheit die Gewalt
Sich spiegeln saht von euern Reizen. Uns,
Da andre Gründe unser Urtheil steuern,
Schiens anders.

Angiolina

Ohm, mich scheltet; ich verdien es. 
Ich bin die Schuld von allem, was geschah.
Und that ich nicht ihm Unrecht schon zuviel?
Und thätet ihr ihm mehr noch, wärs nicht wieder
Unrecht, daß ich durch euch ihm thäte? Nein!
Hier stand er zürnend mächtig wie ein Engel,
So schön von seinem edlen Geist sein Antlitz
Als jenes Buben Schönheit häßlich ward,
Verzerrt vom Abbild seines Innern. Edel nennt
Sein Handeln, wie er selber ist; Gemeinheit
Nur, die er strafte, nahm erwünschten Anlaß,
Das nicht zu sehn! Nein, Ohm, von euch wärs unrecht.

Eufemia

Ihr beide thatet thöricht, doch ihm wirkt
Nicht Jugend die Entschuldung aus, wie euch.

Loredano

Wozu noch das? Es ist hohe Zeit, zu gehn.

Eufemia

Ihr seht die Sache an mit euern Augen. Die
Jugend macht stets zu Trügern. Heißes Lobern
Hat stets der Jugend Beifall. Ei, wozu
Der Kram von Edel und Gemein? Manch
Unrecht entschuldigt unsre Schwäche, manches auch
Rechtfertigt der Erfolg, doch unflug sein
Ist mißlich stets und rächt sich. Nun, wozu
So viele Worte? Wart ihr lieber, was

Ihr schient, und schient es nicht, als daß ihrs nicht wart
Und doch es schient?

Loredano

'S ist hohe Zeit, zu gehn.

Angiolina

Sprecht ihr denn so? Wie? oder träum ichs nur?

Loredano

Es kommen Zeiten, wo das eigne Wohl
Erheischt, nur dieses zu bedenken.

Eufemia

Nimmt

Von jeko unser Gang die Richtung an,
Die abführt von der Bahn, die ihr gewählt,
Rechtfertig uns diese eure eigne Wahl.

Loredano

Guer Gatte hat heut eine Saat gesät,
Die mitzuernten andern sei erlassen.
Kommt nun, Donna Eufemia. Der Weltlauf
Hält sein Gesetz, läßt keinen Wunsch sich hemmen.
Berauscht der Liebe Trank die Jugend schon
Und schafft ihr Wehe, völlig toll macht sie
Das Alter. Drum, läßt der, geblendet halb
Von eigener Hitze schon, auf schmalem Steig
Gefährlich wandelt, sich das letzte Aug
Zudrücken noch vom Rausch der tollen Diebin,
Dann ist sein eigener Feind und nicht zu retten,
Wer an den Taumler länger sich will fetten.

(Loredano, Eufemia gehen ab)



Dritter Aufzug

Zweite Scene

Auf der Piazzetta San Marco, vor dem Eingange in den Dogenpalast

Marino Falieri, Angiolina, Frauen kommen aus dem Dogenpalaste, von der anderen Seite ein Offizier des Dogen

Falieri

Die Luft ist scharf heut; hüllt euch ein, mein Herz,
In eure Schleier. — Sieh da, unser Bote!
Bald muß ich fort von euch; er bringt die Nachricht.
Ich war zu säumig nur die letzte Zeit.
So lang bei euch ich weile, bin ich nicht
Mehr Falieri.

Angiolina

Wie? Trag ich die Schuld?
Gewiß; so sehr michs freut — nun glaub ich doch,
Ich trag es nicht, so lang euch zu entbehren —
Scheint mirs, ich bin euch Flotte, Heer und Schwert —

Falieri

Ihr seid mir mehr!

Angiolina

Dennoch oft dünkt michs unrecht, —
Wenn mir Erfüllung sagt, von euch gesandt,

Was ich mir wünsche, eh ichs selbst noch weiß —
Und weiß nicht, was mich kränkt, seh ich bemüht
So großen Mann um solch ein kindisch Weib,
Und möchte hadern dann mit meinem Glück,
Und kanns doch nicht entbehren.

Falieri

Nun, wie stehts?

Wann gehn wir unter Segel? — Ruhig, Herz.
Wir schonen Mailand nicht und sind bald fertig.
Nun, ich gab den Befehl zurück, um neu
Ihn zu erhalten von dem großen Rat.
Gebt her die Vollmacht. Wie? Sie ist noch nicht
Vollzogen? Nun, dies Säumnis, das uns sonst
Zum Reißen aufgeschwellt des Unmuts Segel,
Verdrießt uns wenger, als es sollte, jezt.

Offizier

Verzeiht; man gab mir nichts. Zu seiner Zeit,
Sieß mein Bescheid, erführt ihr, Herr, das Weitere.

Falieri

Wie? Und sonst nichts? Zu seiner Zeit — nichts
weiter —

Als diesen Lumpen von 'ner Redensart?
Zu seiner Zeit — so speißt man Bettler ab.

Angiolina

Erzürnt euch nicht, mein Herr, ihr schadet euch.

Falieri

Nicht, braus ich aus im Schelten, was mich irrt,
Mein Herz; doch es verhalten machte krank mich
Und fraß mir auf das Herz, das nicht zum Dulden
Geformt ward.

Offizier

Herr, es naht Herr Malipiero,
Gewiß vom hohen Rat gesandt an euch.

Falieri

Zu seiner Zeit — Geduld, mein einzig Herz!
So hielt ichs stets und blieb gesund dabei.

Malipiero, Morenigo, Balbi, Michieli treten auf

Malipiero

Wir bringen unterthänigst eurer Hoheit
Die Huldigung des großen Rats, mein Fürst,
— Sodann —

Falieri

Die Vollmacht für den Krieg mit Mailand.
Gut. Laßt mich sehn —

Malipiero

Verzeiht, die Vollmacht ist —

Falieri

Beim Löwen von Sanct Markus! jezt Verzug
Ist Sünde, die kein später Eilen sühnt.

Malipiero

Das war die Meinung auch des großen Rats,
Und ausgefertigt ist die Vollmacht schon
Und in Pisani's Hand —

Falieri

Pisani's?

Malipiero

Hoheit,
So sagt ich, und er ist bereits an Bord.

Falieri

Bisani?

Malipiero

Hoheit aus dem jungen Glücke
 Zu reißen, drin ihr warm geworden kaum,
 Undank würd es erscheinen, dem Verdienst
 Unangemessen, das ihr aufgehäuft
 Zu hoch schon für Venedigs Dankvermögen.
 Drum nahm der Rat der Zehn des Rechtes wahr,
 Das ihm des Staats Verfassung zugesteht,
 Wo er es nötig findet, mit Umgehung
 Des Üblichen, als einzige Behörde
 Des Staats zu schalten.

Falieri

Schalten? ja, zu schalten,
 Das rechte Wort! Und Recht? Ja, Recht, wie es
 Der leckre Sohn des reichen Toten übt,
 Der mit des Vaters schwer Erworbnem schaltet —
 Ha! während wir mit unserm Schweiß und Blut
 Umkneteten Venetias Gestalt
 Zur Königin und unsre Muskeln brachen,
 Den Thron ihr aufzutürmen und darauf
 Die erzne Riesin selbst; wo waren die,
 Die schalten mit dem Schatz nun, den wir
 Gemünzt aus unserm Hunger, Durst und jedem
 Erdulden, das des Kriegers Sehnen mürbt.
 Die Seide war geduldig, die daheim
 Am sichern Tisch sie maßen, während wir
 Erkämpften das, womit sie schalten nun,
 Als wärens Kester, Fezen, Ladenhüter
 Und schnöder Abfall, der, von Ell und Schere
 Verdammt, haust unterm Tisch.

Malipiero

Geruh eur Hoheit —

Falieri

Was? Und warum Pisani? warum Pisani?
 Gabs keinen andern mehr, das zu verlieren,
 Was ich erwarb und ich nur sichern kann?
 Ich kann es sichern nur und kann es mehren.
 Warum nicht Balbi? Dandolo? Warum
 Pisani? Tod! Ihr wißt, er ist mein Feind.
 Und so auf mich gestellt ist euer Reid,
 Daß ihr das eigne Kind nicht schontet, träfe
 Der Stoß nur mich mit.

Malipiero

Hoheit, tief bekümmert
 Steh ich vor euch, den Sinn des großen Rates
 Wie den der Zehn so schwer mißkannt zu finden
 Von eurer Hoheit; denn des Staates Wohlfahrt ist
 Das einzige Gut, das zu beschädigen ihn,
 Ein größerer Verlust, bedrängen würde,
 Als der von eurer Hoheit Schuld und Gnade.
 Daß in Pisani einen Feind ihr haßt
 Und darum argwöhnt, was dem Rat der Zehn
 Von fern nicht beifiel, tief ist's zu beklagen.
 Was auf Pisani zog die Wahl des Rates,
 War dieses Mannes allgerühmte Vorsicht —
 Verzeiht, daß Wahrheit uns zu rühmen zwingt,
 Was ihr herabsetzt; doch dies leiht Entschuldigung
 Wohl eben von dem Wunsch, vor eurer Hoheit
 Uns zu rechtfertigen. — Gewinnen sei
 Ein andres, als zu wahren den Gewinnst,
 So schiens dem Rat der Zehn, und andre Tugend
 Erfordr' es; was Verwegenheit gewonnen,
 Zu wahren sei die Vorsicht nun besonnen. —

Loredano mit Gefolge tritt auf

Loredano

Ich bin gesandt an eure Hoheit, Herr.
 Schon dröhnt der Stundenschlag vom Campanile,

Der das Signal giebt zum Beginn der Feier.
 Der Bucentoro ist bereit, der Rat
 Der Zehn und Vierzig fragen eure Hoheit
 In tieffter Ehrfurcht, ob sie nahen dürfen,
 Euch zu geleiten zum Verlobungsfeste;
 Der Patriarch auch, der den Bund soll segnen
 Zwischen dem Meere und Venedigs Fürsten.

Falieri

Ich bin bereit.

Loredano entfernt sich. Steno erscheint hinter dem Dogen

Falieri

Wie? seid ihr bleich, Geliebte?
 Das müßt ihr nicht; ich bleibe nun bei euch.
 Was braucht es mich? Man schickt die Vorsicht hin;
 Was braucht's nun mehr als Schalten? Ei, ihr meint,
 Von großen Dingen handelt sichs, von Macht
 Und Herrschaft? Was? Um Pomeranzenschalen
 Und Apfelsinenkerne. Vorsicht steckt sie
 In ihren Sack, und Krämer wägen sie
 Und leihn sie aus auf Zins und Zinseszins
 Und thun mit einem schnellen Schimpfwort ab,
 Was unbequem. Ei seht. Verwegenheit
 Gewann des Meeres Herrschaft; wie verwegen!
 Doch gnädig ist Venedigs Rat und straft
 Verwegenheit nicht um solch schlimmen Dienst,
 Wenn er auch bindet ihre Hand. Und seht,
 Sie könnte Schlimmeres noch thun, den Mailand
 Vom Throne werfen, und was noch! was noch!
 Dies Meer, das in den Silberarmen wiegt
 Dies Narrennest von Marmor, hätt es Sinn,
 Es bräch in Lachen aus, säh es, wo sonst
 Der Arm von Eisen stellte an den Tag,
 Was graue Häupter fannen, Affen sich
 Herausstaffieren mit der alten Größe

Und spielen großen Rat und Rat der Zehn
 Und höhnen, Weisheit äffend mit Grimassen,
 Und schwagen von Verlegenheit und Vorsicht
 Und schalten, bis hinweg geschaltet ist,
 Wofür ein Mann sein eigen Selbst einsetzte.
 Nun spielen wir Vermählung mit dem Meere,
 Derweil im Ernst wir es verlieren. Kommt;
 Der Ost weht milder, dünkt mich, süßes Herz.
 Er weiß, ihr müßt ihm bieten eur Gesicht. —
 Dies Meer, mein Herz, war meine Lieb, eh ich
 Euch kennen lernte; diese Mannesfaust
 Riß es dem Genuesen aus dem Arm,
 Gewanns Venedig. — Sei es nun verloren!
 Es ist mein Herz nicht mehr; mein einzig Sein,
 Wo ich verwundbar noch, seid ihr allein.

(Zalieri, Angiolina und Gefolge ab)





Die Freunde von Imola

Aus dem ersten und zweiten Aufzug





(Aus dem ersten Aufzug)

Erste Scene

Platz vor der Stadt Imola

Mit einander kämpfend Gianni und Brognone, Rusconi und Spada, Pietro und Antonio und andre Mendoli mit andern Brizzi. Bürger, die die Kämpfenden trennen wollen

Rusconi

Nieder mit den Brizzi!

Spada

Zur tiefsten Hölle mit den Mendoli!

Bürger

Zur Hölle mit allen beiden, die Imolas Frieden stören!

Rusconi

Erst sollt ihr voran, uns anzumelden!

Brognone

Warte, Schurf von einem Mendoli, jetzt sollst du haben!

Gianni

Zu Hilfe gegen die Brizzi! ganz Imola, zu Hilfe!

Antonio

Bist du feiger noch, als die Mendoli gewöhnlich sind?

Gianni

Ja, und ich hoffe zu Gott, auch kein Brizzi soll mirs an Feigheit zuvorthun.

Spada

Kein Brizzi ist feig, Kerl!

Rusconi

Pah! Alle! Alle! Alle! Alle!

Gianni

Nun, so ist's um so schlimmer für ihre arme Seele, Herr. Wer feige ist, fängt keine Schlägerei an, und wer keine Schlägerei anfängt, lädt kein Blut auf sein Gewissen.

Spada

Triff ihn mit der flachen Klinge, Brognone; ein Hund ist keinen scharfen Stieb wert.

Gianni

Spruchwort, wahr Wort, Herr. Und meine Ehre hält mehr aus als meine Haut und Fleisch. Ich bitte euch um Sanct Gertrud und Sanct Brigitte, bringt mich nicht in Verzweiflung; es möchte euch reuen.

Brognone

Verdammt; der Fürst!

Spada

Die Schwerter in die Scheide!

Rusconi

Welchen Teufel bringt ihr, uns zu stören!

Gianni

Ich bin der Angegriffene; mir kanns niemand ver-

denken. Wehrt euch, sag ich! Ich muß für mein Leben kämpfen. Nieder mit den Brizzi!

Der Signore von Imola mit Gefolge, darunter Ser Ansaldo, Mendoli und Rimiero, Brizzi, Marco, beide von Anhängern gefolgt, von verschiedenen Seiten

Der Signore

Wie? Wirst du Ruhe halten, toller Bursch!
Siehst du nicht deinen Fürsten vor dir stehn?

Gianni

Das müssen größere Augen sein, als meine, gnädigster Herr, die noch Platz für einen zweiten Mann haben, wenn der Tod der eine ist.

Signore

Wie nun, Graf Brizzi und Graf Mendoli?
Bedroht schon wieder euer alter Zwist
Mit rohem Kampfgeschrei und Waffenlärm
Den Frieden und die Ruh von Imola?
Wer war es? Wer begann die Friedensstörung?

Mendoli

Mein gnädger Fürst, ich steh in Unschuld hier;
Von Brizzi kam's; er hat sie angestiftet.

Brizzi

Herr, wenn ich sagte, Mendoli begann,
Nicht ich, schöb ich nur ungerechten Vorwurf
Dem falschen Mund zurück, von dem er kam.
Doch, glaub ich, rührt der wüste Lärmen nur
Von irgend einem unsrer Leute her,
Dem unser Zwist willkommenen Vorwand lieh.

Signore

So denk ich. Sicher ist der tolle Bursch
Des Zanke's Stifter, den, von Wut umflort,
Nicht unser fürstlich Mohn ernüchtern konnte.

Ansaldo

Verzeiht, mein gnädger Herr, sprech ich für ihn
Bei euch, wie seine Furchtsamkeit, die mir
Seit lang bekannt, bei mir sein Anwalt ist.

Gianni

Ja, gnädiger Herr, ich kann es meinem Herrn be-
zeugen, und er weiß, daß es Wahrheit ist: ich fürchte
mich vor allem, was sich nicht vor mir fürchtet.

Signore

Nun, ist es so, wie kamst du zu dem Kampfe?

Gianni

Ach, wie kommt ein Kalb zur Schlachtbank? wie
kommt ein Dieb zum Gefängnis? Aus Unschuld, Herr,
aus barer Unschuld, Herr. Herr, man sagt, es komme
von einem Apfel her, daß wir nicht mehr im Paradiese
wohnen und sterben müssen, wenn unsre Stunde kommt.
Von einem Apfel? Nein, Herr, ein zu unschuldig Ding
für solche Bosheit; ihr könnt mit gutem Gewissen
sagen, eine Pomeranze wars und kein Apfel.

Ansaldo

Thor, siehst du nicht, vor wem du stehst? Sag schnell,
Wie Achtung dir's befiehlt vor deinem Fürsten.

Gianni

Ach schade was um die Achtung, lieber Herr,
und sobald ihr wißt, was ich weiß, so wißt ihr auch,
was beim Gilen herauskommt. Ich aß eine Pomeranze,
obgleich kein Tag von meinen Kindertagen verging,
ohne daß meine Großmutter mich vor dem Pomeranzen-
essen gewarnt hätte — es war freilich nur, weil ich
sie ihr wegnahm. Hätte ich überlegt, ehe ich die
Schalen wegwarf, daß weggeworfene Pomeranzen-
schalen möglicherweise einem Christenmenschen an den

Kopf fliegen können, und daß ein Christenmensch, dem weggeworfene Pomeranzenschalen an den Kopf fliegen, möglicherweise kein Christenmensch sein kann, sondern — nun seht den grobknochigen Flegel mit dem schwarzen Barte da an, und wenn ihr nicht wegfriegt, wes Geistes Kind er ist, so liegt's an euren Augen und nicht an seinem Gesichte.

Brognone

Herr, er beleidigte meine Herrschaft, und das nach der schmäzlichsten Weise auf der Welt. Er warf mir eine Pomeranzenschale an den Kopf, und eine so ausgefogene, als nur eine sein kann.

Bianni

Nun du sollst sehen, daß ich Mut habe, Bursch. Warf ich sie deiner Herrschaft an den Kopf, Bursch? Warf ich sie dir absichtlich an den Kopf, Bursch? Siehst du, wenn ich das that, so lügst du, Bursch.

Brognone

Herr, er wollte meine Herrschaft beschimpfen, denn ich diene dem Grafen Brizzi, und er ist ein Mendoli; ich fragte ihn, ob er ein Mendoli sei, und er gestand es ein; und so seht ihr, daß ich als ein rechtschaffener Diener meiner Herrschaft schuldig war, ihn zu züchtigen.

Ansaldo

Ihr seht, mein gnädiger Fürst, den Burschen irrte
Der Name Mendoli, den ich gemein
Mit meinem ehrenwerten Vetter führe,
Wohl seinem Blut verwandt, doch fremd dem Hasse,
Der ihn entzweit hält mit dem Grafen Brizzi;
Denn meine Väter schon entzogen sich
Dem hundertjährigen Banne dieses Hasses,
Und ich, ihr Sohn, heg gleiche Lieb den Brizzi,

Als meinen Vettern, wie Graf Brizzi mir,
 Mein langverehrter Freund, bezeugen könnte,
 Wär euch, mein Fürst, der Sachen Lage nicht
 Zu wohlbekannt. — In meinem Diener lag,
 Wie oft geschieht, die Furcht in ihrem Fieber
 Den Schein der Wildheit; Notwehr spricht für ihn.
 Für diesen hier, in welchem Bauerneinfalt
 Sonst lobenswerte Treu in Schuld verkehrte,
 Bitt ich um Gnade auch, mein teurer Fürst.

Brizzi

Gefällts euch, Herr, will ich ihn selber strafen.

Signore

Ihr selber? Wie? Mit welcher Stirne, Graf,
 Wollt ihr, der wahre innre Herd der Krankheit,
 Den armen äußern Körperteil bestrafen,
 An dem der Säfte Fäulnis, die ihr braut,
 Zum Ausbruch kommt! Wenn mirs gefällt? Nun, bei
 Der Mutter Gottes, mir mißfällt durchaus.
 Die Kämpfe eurer Diener, die euch selbst
 Verlegen, wie sie Stärke und Gedeihen,
 Ja den Bestand der Republik bedrohn,
 Weit schlimmer, als ein äußerer Feind vermöchte,
 Sie sind nur Folgen eures eignen Hasses,
 Nur Sprossen aus der Wurzel eures Grosss,
 Die sie mit Reizung und mit Vorwand nährt.
 Wollt ihr die Folgen nicht, so tilgt den Grund,
 Wollt ihr die Sprossen nicht, so tilgt die Wurzel,
 Wollt ihr den Frieden, stopft des Haders Quell,
 Werft euren Haß von euch, reicht euch die Hände,
 Schenkt Imola der langen Sorgen Ende. —
 Wie, kehrt ihr euch die schroffen Nacken zu?

Mendoli

Dem Staat und euch, Herr, schulden wir Gehorsam
 Und Rechenschaft für unser äußer Thun.

Doch unsers Herzens Lieben und sein Hassen
 Kennt andern Richter nicht, als nur den Himmel.

Brizzi

Da Mendoli, sich so entscheidend, sprach,
 So nehmt dies, Herr, als für mich mit gesprochen.

Signore

Gezwungne Liebe, wär sie auch zu zwingen,
 Verspräch dem Stifter nie ein gut Gelingen;
 So steh ich, wenn betrübt auch, davon ab. —
 Euch Burschen kommt ein fremd Verdienst zu gut.
 Um euretwillen, werter Ser Ansaldo,
 Des fest bewährte Treu und Bürgertugend
 Den Grafen hier, da ein verschmähtes Muster,
 So mehr ein Spiegel ist, sie zu beschämen,
 Sei Gnad ihr Theil. Geht hin und seid ihm dankbar.
 Doch keine zweite Huld erwartet mehr,
 Wenn ihr die erste frechen Sinns verscherzt,
 Denn dieser Grafen krauser Troß zwingt uns,
 Um nicht den treuen Bürgern hart zu sein,
 Zu blutger Drohung. Guer Leib und Gut
 Haftet dem Staat für eurer Diener Ruhe —
 Hört, Grafen, mich; ich widerruf es nicht.
 Und wer von euerm Anhang je von nun,
 Euch noch so nah, ja wärt ihrs selbst, im Kampfe
 Mit frevler Wehr ein Glied des andern Stammes,
 Sei's nur mit leichtem Ritz in seiner Haut,
 Vermundet — einem Mörder gleich, verrucht,
 Sei er von meiner Strenge heimgesucht.



Ich fordre euer unbedingt Gehorchen
 Und denke, den vielleicht euch unerwünschten
 Gemahl euch aufzuzwingen. Fort damit!
 Schon früh ließ euch des Vaters weise Liebe
 Mehr Freiheit, als gewöhnlich Mädchen wird.
 Er durst es, denn ihr brauchtet Freiheit so.
 Daß sie zur Sitte ward und eurer Nehmen
 Mehr gab als nahm. Nein doch! errödet nicht,
 Daß euch noch andres lobt, als eignes Thun.
 Den Grund muß ich berühren, theures Leben,
 Warum ich ausbedang, erst solltet ihr
 Den jungen Grafen näher sehn und sprechen,
 Eh ich die Antwort gäbe. Nächstes Fest
 Nun feiern wir in unsrer Villa
 Drei Tage lang in heiterer Gesellschaft;
 Da mag eur Herz ihn prüfen und ihr selbst
 Eur Herz, und ich will dann der Mund nur sein
 Für eure Antwort.

Violanta

Wohl, mein edler Bruder.

Und seid gewiß: ich will es nicht vergessen,
 Daß diese meine Freiheit nur Geschenk,
 Und daß der beste Dank dafür, im Sinne
 Des Gebers es gebrauchen. Drum find ich
 Die Hand, die besser es bewahren kann,
 Des Gebers würdger brauchen, als ich selbst,
 Sie nehm es und mein armes Sein dazu.
 Doch find ich diese Hand nicht, theurer Bruder,
 Geb ich es unentwürdigt euch zurück.

Ansaldo

So sei's. — Und da ein nötiges Geschäft
 Mich ruft, sag ich Lebewohl euch auf zwei Stunden.

(Er geht)

Violanta

Bleibt über Nacht nicht in der wilden Zeit!
 Ich sah den jungen Brizzi wohl und fand
 Ihn holder, als ich eingestanden hätte.
 Nun, es ist Frauenlos,
 In Falschheit treu sein und in Lüge wahr.
 Und wäre Wahrheit nicht so stark in uns,
 Daß selbst Gewöhnung sie nicht stillen kann,
 Zu Lügnerinnen machte uns die Sitte.

(Sie geht ab)



Aus der dritten Szene

(Ansaldo geht ab)

Rimiero

Gute Nacht. — Geronimo, gieb mir das Buch;
 Es ist zum Lesen hell. — Wo stand ich nur?
 „Und keinem Leben als des jüngern Cato
 Geziemte solcher Tod“? Hier, denk ich, legte
 Das Buch ich aus der Hand. — Geronimo,
 Du armer Bursch hast Langeweil. — Zu heftig
 In seiner Vorsicht ist mein Vater, daß
 Verhütung fast zum Angriff selber wird. —
 Für meine Sicherheit sollst du besorgt sein —
 Wer sorgt um deine? und doch hast du Eltern;
 Nicht, armer Bursch? und ebenso gefühlt
 Würde dein Tod, wie meiner. — Geh; mein Vater
 Erfährt es nicht. Folg deiner eignen Neigung.
 Hier nimm; vor Morgen sei in meinem Garten
 Vorm Thor; dort übernacht ich heut. — Schon gut.

Geronimo

Ihr seid mein bester Herr auf dieser Welt.

Rimiero

Ja; denn ich bin dein erster, wie ich denke.
Sei sorglos; gute Nacht, Geronimo.

(Geronimo ab)

So; nun bin ich allein und fühle euch
Im Rauschen dieser uraltheiligen Eichen,
Die ihr auf diesem Boden schrittet, einst
Ihn drückend, wie ich jetzt, mit ird'scher Schwere!
„Ein solcher Tod“ — wie kommt nur Marco Brizzi
Mir heut nicht aus dem Sinn? — „ein solcher Tod
Geziemte solchem Leben nur“ — hieß es nicht so?
Ja, wie kein Leben vor dem Tod euch glücklich,
So schien kein Leben vor dem Tod euch schön.
So, Künstler, Stoff und Kunstwerk eurer selbst —
Wo war die Kunst, die sich mit dieser mäße! —
Sahst in dem Tod ihr nur den letzten Strich
Am Bild, die letzte Strophe im Gedicht,
Aus Einem Stücke Tod und Leben so. —
Still! Tönen schnelle Schritte nicht hierher?
So ungern ward ich nie gestört. — Man ruft —
Es klirren Waffen. — Nun, es gilt bereit sein.
Komme, was mag.

Er zieht den Degen, indem **Marco**, von **Rusconi** und andern **Vermummten** verfolgt und mit ihnen fechtend, auftritt

Drei Masken — wie? noch mehr
Verfolgen einen, der 'ne Stelle sucht,
Den Rücken sich zu decken.

(Indem er Marco verteidigt)

Glend, feig,

Chriſtes Thun!

Rusconi (sechsend)

Verflucht, es wird zu laut.

(Nach kurzem Gefechte fliehen die Vermummten; Nimiero, der sie einige Schritte verfolgt hat, kehrt zurück. Marco ist an der Mauer, an die er gelehnt stand, umgefunken. Nimiero wird es gewahr)

Rimiero

Wie? ist der Arme tot?
 Er sank nur eben erst. — Ruf ich um Hilfe?
 Es wird mich niemand hören. Nun, vielleicht
 Stehts so gefährlich nicht, und mir gelingt's,
 Ihn wieder zu beleben. 's ist ein Jüngling
 Von seltnem Wuchs, an dem Gefallenen
 Und Unbewußten noch die Stellung edel.
 Fort mit dem Hut, der sein Gesicht verbirgt.
 Wie? ist es Marco Brizzi? — Schwinde, Licht!
 Dies Antlitz konnte dich entbehren, du
 Dies Antlitz nicht. — Ist er dahin, dann ist
 Gemeinheit Meisterin der armen Welt;
 Was sie noch Edles hat, zieht er sich nach
 Und läßt sie huldverwaist. Ist er dahin,
 Zum zweitenmal floh Eden uns. — Mir ist,
 Als hätt ich nie etwas geliebt, als ihn.
 Hab ich ihn so geliebt? ich wußt es nicht.
 Er regt sich; still. Er schlägt die Augen auf.

Marco

Wer spricht da? Doch ich weiß es — weiß ichs nicht?

Rimiero

Bist du verwundet?

Marco

Nein, ich war, so denk ich,
 Betäubt nur und bins noch — doch nicht mehr sehr.

Rimiero

Ist das auch wahr? So lehne dich an mich;
 Sieh, ob du aufstehn kannst.

Marco

Laß nur; ich danke,
 Denn schämen müßt ich fremder Hilfe mich.
 Ich bin gesund wie du.

Rimiero

Bist du auch wirklich?
Traust du dir nicht zuviel? Das täuscht uns leicht.

Marco

Ich stehe auf; du siehst, sonst könnt ichs nicht.
Wo willst du hin? Wie? sprich, du kennst mich? Du
Willst meinem Dank entfliehn?

Rimiero

Wer du auch sein magst,
Nichts that ich, was nicht du gethan auch hättest.
Thatst du an mir, ich hätte nicht gedankt.

Marco

Nein, bleib, ich bitte.

Rimiero

Geschäfte rufen mich.

Marco

Bist du kein Mendoli? Nicht Rimiero?

Rimiero

Wer ich auch sei, ich bin kein Feind von dir.

Marco

Wahrlich! ich schwöre, wenn ich nicht vorhin träumte,
Ich hörte Töne, die ins tiefste Herz
Mir ziehen; sie machten wunderbar mich heil.
Beklagtest du mich nicht, den Marco Brizzi?

Rimiero

Bist du der junge Brizzi?

Marco

Ja, wenn ich
Derfelbe bin, der ich vor Stunden war;
Und doch, ich war derselbe nicht.

Rimiero

So laß mich.

Du sprichst mit dir, da ist ein Zweiter übrig.

Marco

Je mehr die alte Kraft mir wieder kommt,
 Je klarer weiß ich, daß ich nicht geträumt.
 Nein, Rimiero, du entfliehst mir nicht,
 Nun ich dich kenne. — Wie, du liebtest mich,
 Da du mich tot hieltst; nun du siehst, ich lebe,
 Willst du mich fliehn? Versuchs; ich laß dich nicht!
 Wie? bin ich krank? trag ich ein häßlich Siechtum,
 Das du mußt scheun, Ansteckung von mir fürchtend?
 Ist auf die Stirn ein Makel mir geprägt,
 Der dich mich meiden heißt?
 Nein, bei den ewigen Sternen über uns,
 Du zwingst mich großzuprahlen; und doch kehrt
 Nicht schamerrötend Wahrheit weg ihr Antlitz,
 Nenn ich das Jünglingsherz in meinem Busen
 Rein und von niedern Wünschen unentweicht.
 Nein, hör mich aus! Siehst du mich knien am Altar
 Der falschen Götzen dieser Welt, mich schamlos
 Den Unwert, dem die Macht gefällt, umschmeicheln,
 Siehst du mich wankend wie das falsche Rohr
 Dem Wink des Vorteils folgen, heute hier-
 Und morgen dorthin, heut mich in den Staub
 Das treten, was ich gestern hob zum Himmel;
 Siehst du den Gaum mir kitzeln Bacchus Raß,
 Siehst du mich schmelzen in der Wollust Arm,
 Hörst du mich weiche Liebesworte lispeln,
 Vom Manne selbst zum schwachen Weib entartet,
 Dann scheuche mit Verachtung mich von dir.

Rimiero

Nenn sie nicht schwach; wir Männer find's nicht minder
 Und weniger entschuldigungswert darin.

Laß uns sie meiden und doch billig sein.
Nein, teurer Brizzi, du mißkennst mich noch.

Marco

Dich? Nimmermehr! in dir erkenn ich mich.
Du hast die Schönheit, ich die Sehnsucht nur
Nach ihr. Besitz ist ruhig, Sehnsucht heiß
Und heftig. Deshalb liebt ich dich und wurde
Aus Liebe ungerecht, schalt Herzenskälte
Die Ruh der Tiefe, schuf aus meiner Armut
Geträumten Reichtum, doch, so klein ich mich
Nun fühle neben dir, in mir ist etwas,
Das deiner wert ist, teurer Mendoli;
Glaub mirs, glaub mirs.

Rimiero

Nein doch, mein teurer Brizzi —

Marco

Sag mir, was dir an mir zuwider ist,
Ich werf es weg; weiß ich, daß dir's mißfällt,
So nenn ich's Schwäche, Thorheit, Sünde, Laster,
Und hegt ich's als mein Bestes auch bisher.

Rimiero

Nein doch, thust du dir Unrecht, thust du's mir. —
Komm, teurer Brizzi, schling den Arm um mich,
Ein Druck der Hände und der vollen Herzen —
So so; nun laß mich; geh, ich gehe auch;
Wir scheiden nun und treffen uns nicht wieder.

Marco

Was sagst du?

Rimiero (ging, kehrt um)

Nein, kein kurzer Augenblick,
Es war ein ganzes, langes, volles Leben

Voll Lieb und Freundschaft, gnug, den armen Rest,
 Der nachbleibt, zu erhellen. Glaub mirs, Marco,
 Nur weniger Menschen Leben war so reich. —
 Ich tränke dich, o glaub mir, mich nicht minder.
 Noch diesen Händedruck und nun: leb wohl.

(Geht, kehrt um)

Doch sieh so trüb nicht, lächle dein Lebwohl,
 Glaub mir, wir folgen unserm guten Engel,
 Wenn hier wir scheiden.

Marco

Scheiden? Nimmermehr!

Von meinem Leben scheid ich, nicht von dir.
 Sprich, was du willst; ich schwör es bei den Sternen,
 Ich laß dich nicht; thu, was du wollen kannst;
 Ich halte dich mit tausend Armen fest.

Rimiero

Du willst? — So sei's. — Doch freun kann ich mich nicht
 Des Glücks, das dir Gefahr droht. Sieh, ich hätte
 Mein Herz verhehlt und dir mich fremd gestellt,
 Wenn nicht der Schmerz mich deinem Ohr verriet —
 Doch, glaub mir, nur aus Liebe. Wie vorhin
 Du dort lagst, regungslos und bleich, so zeigt
 Mein inner Auge dich mir ahnungsvoll;
 Und was mein äußer Aug erfreut, Kraft, Jugend
 Und Schönheit, schärft nur durch die Kraft des Abstichs
 Das Ahnungsweh. — O möchten gütge Sterne
 Zum Besten alles wenden! müßt ichs nie
 Als Vorwurf fühlen, daß ich dir nicht hart war.
 Doch komm von hier. Leicht würden wir belauscht.
 Ich weiß 'ne Stelle, wo wir sicher sind.
 Folgst du mir, teurer Brizzi?

Marco

Geh voran.



(Aus dem zweiten Aufzug)

Violanta

Erzähle weiter, Kind, erzähle weiter.
Wir sind entfernt genug von der Gesellschaft;
Bis hierher tönt ihr hohles Schwagen nicht.

Agna

Wie dacht ich mir im Kloster alles anders
Und besser, als ichs in der Welt nun finde.
Verleumdung meint ich ein gemeines Laster
Für Höterfrauen nur.

Violanta

Und warst erstaunt,
Daß Höterfraun in Gold und Sammt und Seide,
Mit großen Titeln aufgesteift, im Prunk
Von Geist und Bildung, doch nichts bessres find
Als Höterfraun? Doch glaub mir, Kind, gar manche
Ist besser, als zu scheinen sie den Mut hat,
Und trägt solch Laster nur auf ihrer Zunge
Wie Vogelfedern in dem Haar zur Schau,
Das eine ihr so fremd, als je die andern.
Zu wunderlichen Ungeheuern münzt
Tyrannin Mode oft uns arme Fraun.
Doch fort damit, das bloße Denken dran
Wird hier zur Sünde. — Sag dein Märchen weiter.

Agna

Wie weit hab ich erzählt?

Violanta

Nur bis dahin, wo die beiden jungen Geister, den
Haß ihrer Stämme vergessend, sich in die Arme fielen.

Agna

Weiter hat mir Bruder Marco nicht erzählt.

Violanta

Wie? er erzählte dir nicht, was sie thaten und was sie sagten, als sie sich den Freundschaftsschwur leisteten? Wie ihre Locken flogen und die Morgensonne auf die Behen trat, um die schönen Schwärmer noch in ihrem Rausche zu sehen?

Agna

Ich hätte sie auch sehen mögen.

Violanta

Ich hätte einer von den beiden sein mögen. Komm, laß sie uns spielen. Sprich du deinen Bruder Marco; ich will den Rimiero sprechen.

Agna

Ich weiß die Worte nicht zu finden.

Violanta

Du mußt nur nicht danach suchen. Glück ist kein Sprachmeister und kein Logiker; wer nicht schon Unsinn sprach, hat noch kein höchstes Glück erlebt. Fang an; so die Degen gekreuzt; vergiß nicht die Worte Freiheit und Vaterland; ohne die ist kein Jünglingschwur. Wären wir Jünglinge, wir wollten schwärmen, daß die Bäume im Winter blühten und über die ganze Welt ein Traum vom Paradiese käme.

Agna

Laß, laß, Violanta!

Violanta

Du weinst? — und wahrlich, ich selber bin nahe daran, wenn auch aus besserer Ursache, glaub ich, als du. — Nun sie finds nicht wert, daß unsre Augen naß werden um sie. Ihr Thun ist ein Attentat auf unsre Rechte. Liebe, bist du nicht so taub als blind, so räche

uns an ihnen. Muß Freundschaft mehr sein wollen? Ei, Freundschaft ist nichts weiter als der Hausverwalter der Liebe; sie vertritt die Stelle der Herrin, bis diese selber einzieht und den Szepter ergreift. Frag nur die Freunde. — Und wer weiß, hat Liebe sich nicht schon gerächt! Doch das ist Mädchengeplauder. — Da kommt mein Bruder, und, ich seh's ihm an, mit einer Frage auf der Zunge. Geh, Lämmchen, ich will ihm nicht mehr Rede stehen, als unumgänglich nötig; ich laufe um die Schule und bin schnell wieder bei dir.

Ansaldo. Violanta. Gianni

Violanta

. . . Was bringt der tapfre Gianni?

Ansaldo

Gelegen kommt er euch; dennoch will ich
Ein deutlicheres Ja, und würdet ihr
Auch röter noch! Ein Überläufer! Gianni,
Versag ihm deinen Schutz.

Violanta

Antworte, weiser Gianni.

Gianni

Nun, sie sind hinter einander.

Violanta

Wer?

Ansaldo

Liebe und Scham, und das Brautja ist ihr süßes
Schlachtfeld.

Gianni

Der alte Mendoli und der alte Brizzi.

Ansaldo

Wie? wo?

Gianni

Drin in der Küche.

Ansaldo

Was?

Gianni

Im Anfange schien alles gut, und ich dachte schon, sie wären versöhnt, weil sie ruhig zusammen zu Tische gingen. Und der Schinkenknochen that es auch nicht; aber wer hieß mich Brizzi und Mendoli zusammenthun! Hu, murrte der alte Brizzi, prr, pfuchzte der alte Mendoli; hin fuhr der alte Brizzi, den Mendoli ins Bein zu beißen; her fuhr der alte Mendoli und krallte dem Brizzi in die Nase, daß das rote Blut davon lief. Es war gräßlich anzusehen.

Ansaldo (lachend)

Marr aller Narren. Und vor dem roten Blute lief deine bleiche Tapferkeit davon.

Violanta

Er meint seine Schützlinge, die alte Kaze und den alten Hund. Der weise Gianni warnt euch in einem Gleichnisse.

Gianni

Ach, stecht nicht Silben, Madonna; Hund und Kaze, Brizzi und Mendoli, das kommt auf eins heraus.

Ansaldo

Also, liebe Schwester —

Violanta

Also, lieber Bruder, nehmts euch zu Herzen.

Ansaldo

Ziannis Gleichnis soll euch nichts helfen.

Violanta

Nein, werdet erst mit eurer armen Seele fertig, ehe ihr anderer Beichtvater spielen wollt. Ich lasse euch in den besten Händen dazu.



Die Kaufmannstochter von Messina

Aus dem ersten Aufzug



Erste Scene

Zwei Bürger begegnen sich

Erster Bürger

Ja, es ist gewiß, unsre Flotte ist vernichtet, und unser Admiral gefangen.

Zweiter Bürger

Don Orlando? Des Königs Bruder? Nun, der König wird ihn lösen.

Erster Bürger

Er wird nicht.

Zweiter Bürger

Den Helden Siciliens? Redet nicht!

Erster Bürger

Ihr wißt nicht, welches Lösegeld Neapel für ihn fordert. Denkt: zwölftausend Mark!

Zweiter Bürger

Zwölftausend Mark! Seid ihr bei Sinnen?

Erster Bürger

Man könnte wünschen, es nicht zu sein.

Zweiter Bürger

Zwölftausend Mark — daß Gott sich erbarme!

Erster Bürger

Und das, was in der besten Zeit eine ungeheure Summe wäre, jezt wo unsre Rassen erschöpft sind, die Flotte zerstört, die lezten Kräfte jedes einzelnen angespannt werden müssen, nur die kaum errungene Freiheit nicht wieder zu verlieren.

Zweiter Bürger

Hier kommt der König. Wie bleich er ist! wie kummervoll er blickt! Und doch hat selbst solche Zeit ihr Gutes. So lang die Majestät erbleicht, läßt der Neid der Geringen von ihrer Spur.

Es tritt auf **Don Pedro**, der **Graf**, der **Ritter**, der **Reutmeister**, und übriges Gefolge; aus ihrem Palaste kommt **Camila**, von der **Amme**, **Baldassare** und **Uberto** begleitet

Erster Bürger

Er geht zum Hafen, um die Festungsbauten zu besichtigen, denn jeden Tag muß Sicilien einen Überfall des Feindes fürchten.

Der Graf

Im Süden fehlt's an Geld und Nahrungsmitteln;
Die Not des Hungers kommt dem Feind zuvor.

Der Ritter

Der Menschen Wille nicht, doch ihre Not
Verweigert Zahlung der erhöhten Steuern.

Don Pedro

Sie weigert, was sie selber auferlegt,
Und legt uns auf, was sie uns zwingt zu weigern.
In allen Planken fracht des Staates Schiff,
Aus tausend Vöcken gähnt der Untergang;
Nur das Gewissen hält den Steurer fest
Am Ruder, das die Hoffnung schon verläßt.

Camiola

Heil dem Befreier und rechtmäßigen König
Siciliens, dem theuren Hält des Landes!

Don Pedro

Wir sagen Dank. Wer heut uns diesen Gruß?

Camiola

Ein Mädchen, hoher Herr, das sich erdreistet,
Von eurer Zeit soviel sich zu erbitten,
Als ihr entbehren könnt.

Don Pedro

Ich höre. Sprech.

Camiola

Ich bitt euch um ein einsames Gespräch,
Ich meine, ohne Zeugen.

Don Pedro

Steht beiseit.

Camiola

Ich hörte, Herr, von unsres Landes Not,
Von Don Orlando's, eures Bruders, Unglück
Und von des Feinds unedelmütger Forderung.
Dreimal schon war ich auf dem Weg zu euch,
Doch dreimal auch hielt ein Gedanke mich,
Von treuen Freunden mir erweckt, zurück.
Des Widerstreits im Innern ungewohnt —
Denn nie ließ ich die Kälte des Gedankens
Mein armes Wollen um die That betrügen —
Fleht ich die schlummerlose Nacht zu Gott
Und bot zwei Schiffe ihm, die unterm Druck
Von Ostens Schätzen nach Messinas Port
Das dunkle Meer durchächzten, wie ich wußte;
Des Schiffsvolks Leben nur erbat ich mir —

Die Amme

O freilich, wann hättet ihr euch je des Segens ge-
freut, den eure Schiffe euch brachten, ehe ihr wußtet,
daß der ärmste Schiffsjunge noch am Leben und ge-
sund war.

Camiola

Verzeiht, mein Fürst — nein, Amme, du mußt schweigen.
Da leuchtete der erste Morgenstrahl,
Ich sah ihn zittern auf der Schiffe Wimpeln,
An die ich nur gedacht. Sie waren glücklich
Dem Feind entgangen und im sichern Port,
Und nicht ein Leben fehlte; frisch, gesund
War mir mein Volk zur Stelle. Hoher Herr,
Da hielt ich mich nicht länger —

Don Pedro

Gut. Zur Bitte
Kommt, liebes Kind, und sagt, was bittet sie?

Camiola

Das Lösegeld für Don Orlando, Herr,
Aus meiner Hand zu nehmen.

Don Pedro

Nun bei Gott —

Camiola

Ihr zürnt, mein gnädger, Herr, meint, mir fällt ein,
So stolz zu sein, euch ein Geschenk zu bieten? —
Nein doch — Ein Kaufmann läßt sein Vares nicht
Gern müßig liegen. — Seht, mein gnädger Fürst,
Ich biet euch, was vielleicht ihr brauchen könnt,
Und nehme, was ich haben kann; bestimmt
Ihr selber Zeit und Art der Rückzahlung
Nebst Höh des Zinses, und ich sag euch, Herr,
Ob ichs kann thun.

Don Pedro

Das ist nicht euer Antlitz.
So spricht der Kaufmann, doch er handelt anders.

Camiola

Was meint ihr, gnädiger Fürst?

Don Pedro

Daß ihr mich mißnahmt,
Nahmt für verletzten Stolz, was Staunen war.
Wißt ihr des Lösegelds Betrag? mehr, als
Genügt, fürstlichen Reichtum zu erschöpfen,
Als je berauschter Edelmut dahin
Gab ohne Reue.

Camiola

Ich weiß ihn, Herr, doch bin
Ich ohne Rausch und darum ohne Reue.
Verzeiht; ich spielte meine Rolle schlecht;
So wenig weiß ich fremden Schein zu borgen,
Daß ich es auch um guten Zweck nicht kann.
Herr, wenn ich offen bin, darf ichs nicht rühmen,
Ich prahlte nur mit meinem Ungeschick.

Don Pedro

Nun denn, ihr kennt den Prinzen, schönes Kind?

Camiola

Wie sollt ich nicht, bin ich Siciliens Tochter?

Don Pedro

So mein ichs nicht.

Camiola

So nicht, Herr? Und wie sonst?

Don Pedro

Nun, eurer Wange rascher Purpur spricht —

Camiola

Und was, Herr?

Don Pedro

„Ja“ zu dem, wie ich es meine.

Camiola

Spricht meine Wange so, Herr, nun dann lügt sie,
Wie eure Meinung. Herr, verzeiht die Störung.
Ihr hattet recht, Uberto, Baldassare!
Verzeiht, mein Fürst. Kommt, Leute, gehn wir heim!

Don Pedro

Nein doch! Beleidigen wollt ich euch nicht.

Die Amme

Mein Fräulein sah in ihrem Leben Don Orlando,
euren Bruder, nicht, gnädiger Herr; und wenn Mitleid,
kinderunschuldig Mitleid zu Verdächtigung und Be-
schimpfung führt, werden die Frauen hart werden
müssen, wie ihr.

Don Pedro

Ich bitte, bleibt und laßt mich euch versöhnen.
Wie ist eur Name, Fräulein?

Camiola

Herr, verzeiht,
Ich bin ein Bürgerkind und stolz darauf;
Nicht Fräulein; Camiola
Turniga.

Don Pedro

Wie? war Bartolo Turniga
Eur Vater?

Camiola

Ja; ihr kanntet ihn?

Don Pedro

Und nun

Bitt ich mein Irren ab aus vollem Herzen.

O Bartolo Turniga, wahrer Mann,

Daß du noch lebest!

Camiola

Dank euch, gnädiger Herr.

Don Pedro

Der treueste Patriot; so schlicht als edel

Schlug er es aus, als ich ihn adeln wollte.

„Schlimm stand es“ sagt' er, und ich hör ihn noch,

„Schlimm stand es um die Lage meiner Kraft,

Bedürft ich für mein Alter solchen Lohn,

Um etwas doch zu sein.

Es macht der Stand den Preis; ich ehr ihn gern,

Allein den Wert giebt sich der Mensch nur selbst.

Die hohe Stelle macht den kleinen Menschen

Nur kleiner; nicht nach andrer Stellung trachten,

Die auszufüllen, wo mich Gott gestellt,

Das ist mein Ehrgeiz.“ So sprach Bartolo;

So durft er sprechen.

Camiola

Und so lispeln Engel

Um meines lieben toten Vaters Grab.

Froh geh ich, Herr, und sende euch das Geld.

Doch bitt ich, und ihr wißt den Grund nun selbst,

Kein Mensch, am wenigsten doch Don Orlando

Erfahre meinen Namen. Dank euch, Herr.

Don Pedro

Nicht so. Ihr selbst sprach von des Landes Not;

Nicht ziemts zu borgen, fehlt uns die Gewißheit

Der Rückzahlung.

Camiola

Wie sollte die euch fehlen?

Don Pedro

Und wenn nun doch?

Camiola

Und wenn! Dann dächt ich mir
Ein Schiff verloren oder zwei mit Schätzen,
Doch ohne Menschenleben. Nein doch! eines
Gewonnen und das teuerste nach euerm.
Ist er nur frei, was soll Sicilien bangen?
Wer um sein Darlehn? Herr, und wär es nicht,
Wem blieb im ungeheuren allgemeinen
Verlust Gefühl für seinen eignen kleinen?

Don Pedro

Der Tochter solchen Vaters ziemt es wohl,
So groß zu denken; doch nicht minder bindet
Uns Fürstenpflicht und Ritterschuld, der Schützer
Des Waisenguts zu sein und nicht sein Räuber.
Nein doch, und dürft ich Don Orlando lösen —

Camiola

Und dürft ihr nicht?

Don Pedro

Nein, weil ich König bin.

Camiola

Wie? seid ihr darum weniger sein Bruder?

Don Pedro

Er ist's, der diese Not dem Land gebracht.
Durch pflichtvergeffen ehrgeizvolles Wagnis
Verscherzte er den schwer errungenen Sieg.

Camiola

Daß Zuvielthun nicht bessern Preis erwirbt,
Als das Zuwenig, und nur teurer ihn

Bezahlt! Herr, Zuvielthun ist Jugendfehler,
Ja Heldenjugend selbst. Den Fehler heilte
Schmerzlos die Zeit! — Straft ihr die Üppigkeit
Der Blüte, raubt ihr selber euch die Frucht,
Dem Lauf der Ehre Sporen, macht die Welt
Zum dumpfen Bett der Mittelmäßigkeit.

Don Pedro

Den vielen Kleinen schuf sie Gott; wer groß ist,
Der sei es nur, daß er den Kleinen diene.
Wird Pflichtvergeffenheit bezahlt, dann tritt
Schamlos an des Gesetzes heilige Stelle
Des Einzeln eigner Vorteil. Nimmermehr!

Camiola

In alten Büchern las ich ähnliches,
Wie von dem Vater, der die eignen Söhne
Um Schuld am Staat in ihrem Leben straste;
Wo Pflicht und Ehre stolz den Rücken wandten
Dem kirkenden Flehen der Natur; doch war
Zuviel in mir vom Weibe, mehr zu fühlen
Als schauernde Bewunderung; nie wünscht ich
Die Kraft mir, so zu handeln.

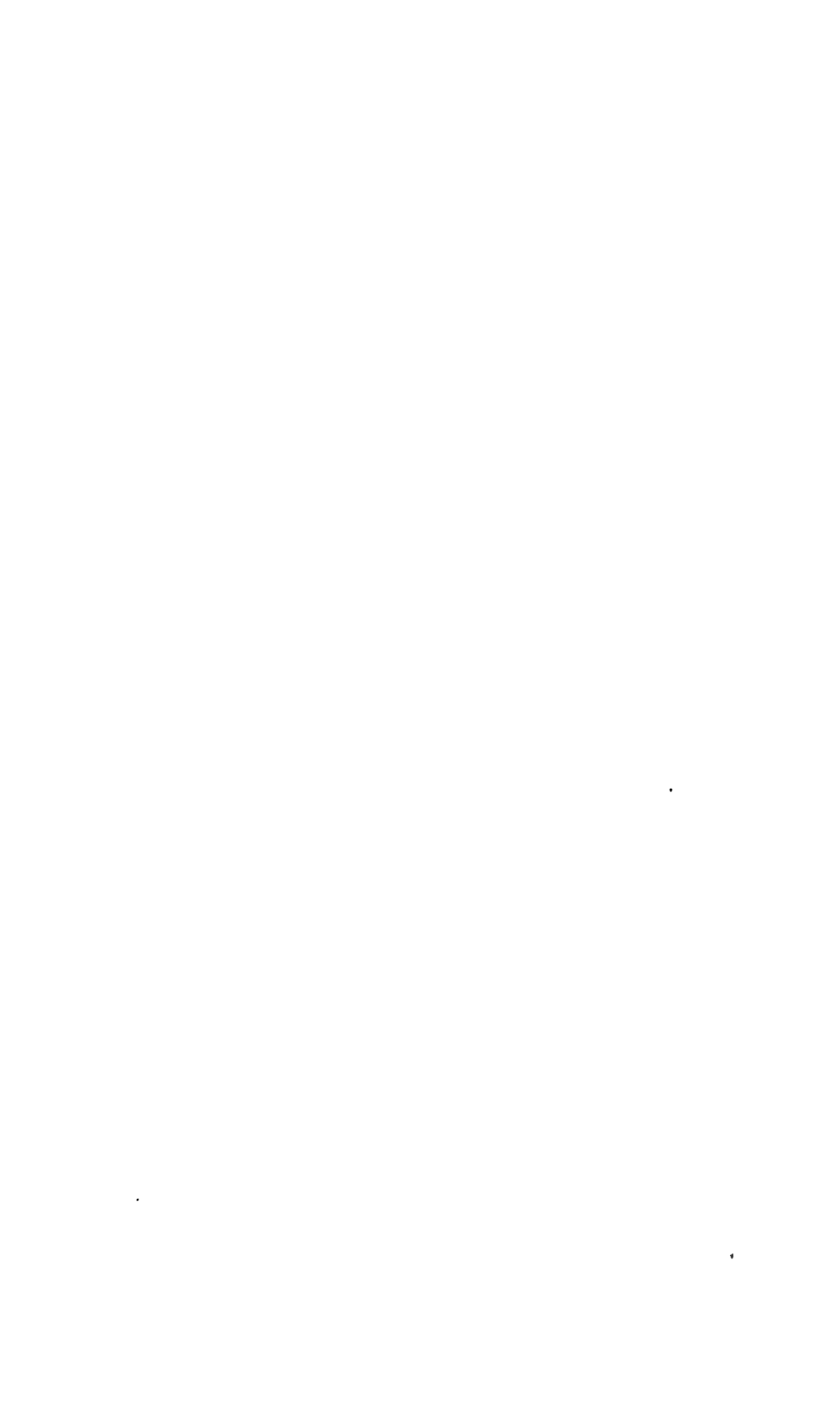
Don Pedro

Wohl! Doch nun
Genug; dies war mein letztes Wort hievon.

Camiola

Und doch, Herr, zu gehorsam sein dient oft
Dem Diener besser als dem Herrn, und nicht
Gehorchen ist oft besserer Gehorsam.
Nein, geht nicht, Herr, nichts mehr in diesem Sinne! . . .





Tiberius Gracchus



Personen

Mucius Scävola, römischer Consul
 Publius Scipio Nasica
 Lentulus
 Servilius
 Mälius
 Gajus Lilius
 Marcus Pollio
 Tiberius Gracchus
 Marcus Octavius, ein Reicher
 Publius Saturejus, ein Demagoge
 Mucius
 Gajus
 Strabo
 Ein pergamenischer Gesandter
 Ein Schreiber des Consul
 Ein Herold
 Freunde Tibers
 Senatoren von Nasicas Partei
 Senatoren von Lilius Partei
 Volk. Klienten und Sklaven der Optimaten
 Gefolge des pergamenischen Gesandten
 Volkstribunen. Liktoren
 Claudia, Tiberius Gracchus Gemahlin

Das Stück spielt in Rom im Jahre 133 v. Chr.



Erster Aufzug

Ein Platz in Rom

Vorn, dem Schauspieler rechts, beginnt eine Straße. Hinten eine Halle mit Sitzen, mit breitem Eingange, der durch einen Vorhang geschlossen werden kann, dessen Außenseite mit den Wänden, in welchen der Eingang, das säulenverzierte Portal einer Kurie darstellt

Erster Auftritt

In der Halle sitzen der Konsul **Mucius Scävola** und Senatoren, darunter **Nasica**, **Servilius**, **Lentulus**, **Mävinus**, **Lälius**, **Pollio** und andre von Nasicas und Lälivs Partei. Ein **Schreiber**. Vor dem Eingange zu beiden Seiten sitzen Viktoren, links dem Schauspieler steht wartend **Tiberius Gracchus**

Scävola

Verlies, Schreiber, den Senatsbeschluß über den Vertrag mit den Numantiniern und dem Quästor **Tiberius Gracchus**, der ihn schloß.

Schreiber (liest)

„Senat und Volk“ —

Scävola

Noch haltet ein — ist **Tiberius Gracchus** hier?

Tiberius

Hier, Konsul, und des Beschlusses gewärtig.

Grävola

Sieß weiter.

Schreiber (lesend)

„Senat und Volk haben beschlossen, den Vertrag, von Tiberius Gracchus als Quästor des Konsuls Mancinus mit dem Volke der Stadt Numantia in Spanien geschlossen, für ungiltig zu erklären, weil schimpflich für die Ehre des römischen Namens, und — darin den Entschliefungen der Väter, treuer Bewahrer römischer Ehre, in früherer Zeit und unter ähnlichen Umständen folgend — genannten Tiberius Gracchus als Urheber und Gewährleister des Vertrages nackt und bloß dem Volke der Stadt Numantia auszuliefern, damit dieses seines Schadens an seiner Person nach Gefallen sich erhole.“

Nasica

So lautet der Senatsbeschluß. Hast du, Tiberius Gracchus, etwas noch zu sagen?

Tiberius

Viel — oder nichts, Nasica. Hätt ich billige Richter — Ich hab sie nicht —, sprach schweigend ich genug; So, sagt ich tausend Worte, sprach ich nichts. Ob der Vertrag, der zwanzigtausend Bürger, Umzingelt so, daß keine Tapferkeit, Und war sie mit Marcellus Mut gepaart, Den Tod zum Heldenschmuck verklären konnte — Ob der Vertrag, der zwanzigtausend Krieger, Ruhmlosem Tod verfallen, Rom gerettet, Die Ehre Roms beschimpft — ich weiß es nicht; Doch denk ich, daß er deshalb Rom beschimpft, Weil ich ihn schloß.

Nasica

Bernünftle nicht, ergieb dich, sei bereit Zur Reise. Heute noch trittst du sie an.

Tiberius

Sehr eilig hast duß! —

Ich bins, ich bin ergeben und bereit.

War je ich Römer, heute darf ichs zeigen,

Den Einzelwillen dem gesamten beugend.

Fremd überdies ist meiner Seele Troß

Und was ihm gleicht. — Seht ihr mich tief erregt,

Um das ist's nicht, dem ich entgegengehe;

Seis Tod, wies denn wahrscheinlich, seis Entehrung,

Schlimmer als Tod — und diese ist gewiß —

Nicht, was mein harrt, nein, was zurück ich lasse,

Droht meiner Fassung, macht das arme Wort mir

Im Busen beben. *) Nicht mein eigen Loß,

Roms Schicksal ist's, das mir die Augen näßt.

Wär lieber meines Geistes Auge blind,

Daß ichs nicht sähe, wie die fremde Masse

Der Sklaven furchtbar drohend sich vermehrt,

Derweil die freien Bürger — Not und Hunger

Wirft würgend auf den Grund sie, der die Fremden

Pflegend ernährt — in gleicher Schnelle schwinden

An Zahl und Wehrkraft. Sähe ichs, sähe ich nicht

Den Unglückstag sich nah und näher nahn,

Der jene fremden Massen übermächtig

Zertrümmernd wirft gegen die Freiheit Roms,

Und das — hat keinen Kämpfer, keinen mehr!

Ein kurzer Tag würgt Freiheit, Ruhm und Größe,

Weltherrschaft, Glanz, Gewalt des armen Roms,

Den Prachtbau der Jahrhunderte — ein Tag!

Seh ich allein ihn nahn? Und giebt's kein Mittel,

Das ihn zurückhält? Götter! Alle sehens!

Es giebt ein Mittel, doch Rom braucht es nicht:

Ein Mittel, das kein Recht verleßt, nein! das

Verleßte Rechte heilt; ein Mittel, welches

Das Volk verjüngt und seine Wehrkraft mehrt

*)
Noch ungehoren.

tötet mir das Wort

Und Zahl, und jene fremden Droher mindert.
 Die Länderein, in früherer Zeit erobert,
 Und ehe sie der Staat vergab, von Reichen
 Bebaut — vorläufig hieß es da, doch sahn sie
 Das nicht Zurückgeforderte; warum man es
 Zurück nicht forderte, ich weiß es nicht;
 Nun, es geschah nicht, und die Ländereien,
 Die ihr Besitzer, denn noch ist's der Staat,
 Zurück nicht forderte, gewöhnten sie sich
 Wie ein rechtmäßig Eigentum und rechtliche
 Erwerbung anzusehn — o gebt, ihr Reichen, —
 Ihr bleibt noch reich genug, auch ohne Unrecht;
 Ruhmvoll wird's scheinen, was nichts ist als nackte
 Gerechtigkeit, thut ihr's freiwillig; — gebt,
 O gebt die Länderein heraus, verteilt sie
 Nach gleichen Rechten unters Volk und euch.
 Ihr rettet so für immer, was sonst euch
 Verloren ist und jenen, rettet Rom.
 Was sagt ihr? Nichts? Ich seh durch kalte Blicke
 In kältere Herzen; das ist schlimmer Tod,
 Als mir der Spanier geben kann. Man sagt,
 Das Wort von Sterbenden hab größere Kraft,
 Übernatürliche; es ist nicht wahr!
 Ich bin ein Sterbender, doch diese rührt
 Mein Wort nicht; diese rührt kein Wort, und sprächen es
 Die ewgen Götter selbst. Zu euch, ihr Götter,
 Der Armen letzte Zuflucht, wend ich mich:
 Rom's Armen gebt Geduld, den Reichen leih
 Einsicht und Milde gegen ihre Brüder,
 Daß sie das sind, was sie sich heißen lassen,
 Mit Wahrheit sind, was jetzt mit hohlem Klang,
 Die Väter Rom's. Euch bitt ich, hohe Götter,
 Euch bitt ich, fleh ich, ruf ich, euch beschwör ich,
 Götter — ich kann nicht mehr — o Rom — o Rom!

(Er geht ab)



Zweiter Auftritt

Scävola

Des Volks Tribunen! Den Senatsbeschluß
Gieb, Schreiber, den Tribunen. Nehmt ihn hin,
Um, wie es Roms Verfassung will, dem Volk ihn,
Das ihr versammelt, zur Genehmigung
Oder Verwerfung mitzuteilen. Geht!

(Die Tribunen ab)



Dritter Auftritt

Naſica (für ſich)

Nicht zur Verwerfung, weiß ich, heut. Das Volk
Ist eingeschüchtert, überdies erkauf.

Rom ist Tibers und wir der Sorge los.

(Laut) Ihr saht nun selbst, hochweise Väter Roms,

Wie höchst gefährlich dieser Mensch dem Staat;

Ein Jüngling voll von mißverstandner Tugend

Und überspannt von Drang und Schwärmerei,

Die oft gewagten Muster alter Zeit noch

Zu übersteigern; — jetzt, wo nach Beendigung

Auswärtger Kriege armes Volk die Stadt

Zum Sprengen überfüllt, gewöhnt vom Kriege,

Nichts ohne Führer, mit dem Führer alles

Zu wagen, — ein Mensch, der Rede mächtig, nicht
sein selbst,

Vor diesem Volke redend, leicht verführt' ers,

Ihn zu verführen — dieses ist noch leichter —

Zu Neuerungen, die den kranken Staat

Aus seinen Fugen völlig reißen würden.

Das macht zur Pflicht, ihn aus dem Staat zu schaffen,

Hieß mich den Antrag auf das Urtheil stellen,
Das ihn entfernt. Der Sache Ausgang nun
Zeigt, daß es Rom noch nicht an Guten fehlt.

(Er geht ab, die übrigen folgen ihm. Es bleiben nur **Lälius** und
Grävola, die im Gespräch nach vorn kommen. Sowie die Halle leer,
schließt der Vorhang ihren Eingang)



Vierter Auftritt

Lälius

An solchen „Guten“ wird es Rom nie fehlen;
Die Götter preis ich nicht darum — doch ist
Zum Scherz die Sache nicht, nein ernst, zu ernst
Zum Scherz; wärs nur ein andrer Grund, als wirklich,
Der den Nasica so zum „Guten“ macht.
Pah, die Gefahr für seine Länderein,
Auf denen er, ein kleiner König, sitzt,
Von Tausenden von Sklaven, die, nicht Rom
Und Roms Gefahr, macht ihn zu solchem „Guten.“
Wahr sprach Tiber, nur zu wahr für die „Guten“ —
Ich komme nicht von diesen „Guten“ ab —,
Und tief thut mir sein Schicksal leid, denn beßres
Verdient er.

Grävola

Wunderbar umschließt der Jüngling,
Was irgend Hoffnung geben kann, in sich.
Nie sah ich solche Gaben sich mit solcher
Erziehung einen; schon als Kind besaß er
Die Herzen und die Zungen Roms.

Lälius

So ist's.

Mit meinen siebzig Jahren bin ich fein.

Stets ist's die Liebe, die die Liebe anzieht,
 Wie Eisen der Magnet; in ihren Born,
 Der unerschöpflich quillt in seinem Herzen,
 Taucht er Empfangenes und was er giebt,
 Oh er es giebt, und das Gemeine selbst
 Bringt er als lautes Gold aus ihm hervor.
 Sein einzger Fehler, wenn es einer ist,
 Und stets der Weichheit Schatten und Gefährte:
 Zu leicht erregt des Bornes tiefe Glut
 Auf seinem klaren Spiegel Sturm, und Liebe zeigt,
 Gewaltfam selbst gezwungen, sich gewaltfam.

Grävola

Des Volks Beschluß, denk ich, wird ihn befreien
 Von dem, was heut die Reichen durchgesetzt
 Trotz unfres Mühs für ihn.

Lilius

So hoff auch ich;
 Und thät ichs nicht, wär meine heutge Sorge
 Mit solchem heitern Lichtschein nicht gesäumt.
 Dies Hoffen ließ mich scherzen über das,
 Was uns im tiefsten Herzen krank gemacht:
 Die Macht der Reichen und ihr hartes Herz.
 Bis heute dacht ich wie Liber — ich weiß,
 Auch du, mein Konsul, und die Väter alle,
 Die wir die „Guten“ nennen, nicht Nasica,
 Ihr dachtet ebenso, saht in der Teilung
 Der unvergebenen Länderein des Staates,
 Die jene ohne Recht sich angemast,
 Die Heilung der Gefahren Roms. Von heut an
 Wird ich wohl anders denken. Schlimm ist's, schlimm,
 Und Worte besserns nicht. — Doch laß uns gehn;
 Der Sonnenzeiger an dem Janustempel

Weißt späte Stunde. — Es war ein langer Kampf,
So lang als hart, und — jene blieben Sieger!

(Sie gehen ab, die Listoren vor dem Konjul)



Fünfter Auftritt

Tiberius, Claudia und Octavius

Claudia

Nein, laß mich schelten! Hören es die Götter —
Sie hörens nicht —, Tiber, der fluchen dürfte,
Thut es ja nicht. Ohnmächtig rüttelt mein
Gebet am Himmel, nicht stürzt er auf jene;
Tibers Gebet hält seine Pfosten fest.
Sein Weib und seine Freunde mögen leiden,
Sie dürfen schadlos sein.

Octavius

O, sieh ihn an,
Schon ihn, birg deinen Schmerz; ich thu es auch.

Claudia

Tiber! Tiber!

Tiber

Mein Weib, mein liebes Weib!

Octavius

Doch willst du nicht den Volksbeschluß erwarten?

Tiber

Wozu, Octavius?

Claudia

Ja, mein Tiber!

Erwart ihn. Wenns auf ewig scheiden gilt,

Ist Zögern schon ein Glück. Reiß dich nicht los!
 Ist schon die Reige bitter, süßt sie uns
 Erinnerung. Wir leben noch einmal
 Die Stunden alle, drängen Jahre Glücks
 In einen einzigen Augenblick zusammen.
 Dann — bleib, erwarte noch den Volksbeschluß!

Tiber

Vom Volke hoff ich nichts.

Claudia

Dann ist es schlechter,
 Als jene noch, undankbar, schnöd undankbar —

Tiber

Verkauft mich heut der Arme nicht, wovon
 Soll morgen er mit Weib und Kindern leben?
 Wir haben Hunger nie gefühlt, mein Weib,
 Wir waren glücklicher, sind drum nicht besser,
 Wenn wir nicht wissen, was das Glend kann.
 Und sind sie schlimm, wie sollten sie nicht sein,
 Besitzlos, ohne Heimat, wie sie sind?

Claudia

Sprich nicht von Heimat! Du sollst keine haben.
 Schlimmes noch droht — Tiber, was dich bedroht,
 Ich darfs nicht denken!

Tiber

Recht; denk nicht dran!

Octavius (zu Claudia)

Ich folg ihm, doch ich sags ihm jezo nicht;
 Er gäbs nicht zu.

Tiber

Ihr Götter! keinen Abschied!
 Denk, wo ein Römer, da ist Rom, und Götter

Schaun golden auf uns nieder überall.
 Nein, keinen Abschied, keinen! Wie der Hirsch —
 So hört ich oft, ich selber liebte nie
 Der Jagd grausame Lust — der edle Hirsch,
 Wenn tödlich ihm der Pfeil ins Leben drang,
 Stirbt ohne Laut; nur eine Thräne bebt
 Im großen Aug; so sinkt er stumm zusammen,
 Zum Nacken still das Haupt; — so klaglos heilig,
 Wie dieses edle Tier, sterb unser Glück.
 Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
 Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
 Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
 So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
 Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
 Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
 Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne.

(Alle ab)



Sechster Auftritt

Volk. Mucius. Gajus. Saturejus. Später Strabo

Mucius

Muß ich Formalien machen, Gajus?

Gajus

Freilich, Mucius, wenn du zum Volke reden willst.

Mucius

Und ich habe das Wort?

Gajus

Zugegeben, du hast das Wort, Mucius.

Mucius

Nun, ich bin von meinem achtzehnten bis in mein dreiundsechzigstes Soldat gewesen und habe nie Formalien gemacht. Und soll ichs heute, wo wir gehen, um abzustimmen, ob Tiberius Gracchus in den Tod gehn soll oder nicht? Seht ihr, unser Centurio in Spanien war ein Mann, der gewiß seine Formalien machen konnte, wenn er wollte, ein Mann wie von Eisen, sag ich euch. Und wie Tiberius Gracchus vom Heere ging in Spanien, schlug unser Centurio seine viereckige Faust zornig vor seine Augen, weil er Wasser drin hatte wie ein Weib; wir gemeinen Leute aber heulten laut.

Gajus

Nun siehst du deine Formalien, Mucius. Und du kannst keine machen, du nicht?

Mucius

Sind das Formalien?

Gajus

Freilich, und zwar formaliter; siehst du, Mucius, Formalien müssen sein, und deine sind eben soldatische. Wie, Mucius?

Strabo kommt

Mucius

Nun, dann soll mir einer sagen, der mit in Spanien war, ob meine Formalien ehrliche Formalien sind oder nicht.

Stimmen

Ehrliche, Mucius — keiner vom spanischen Heer, der nicht für Tiber durchs Feuer gelaufen wäre.

Gajus

Nun seht ihr, nun seht ihr! Einmal muß es zum

Ausbruch kommen, ob Mucius in Spanien und Afrika und Macedonien gewesen ist. Da sieht mans, und ich denke, es hat seine Folgerungen, daß ich täglich auf dem Forum bin.

Strabo

Weil deine Frau dies nicht leiden will, so forunt sie dich zu Hause und ist dein Prätor und Viktor zugleich.

Gajus

Man lasse das, was nicht zu den Formalien gehört. Mucius, sprich weiter; Mucius, du hast das Wort.

Mucius

Und haben wir Ursache dazu, Bürger? Er und nur er hat zwanzigtausend arme römische Bürger vom gewissen Tode errettet. Die Numantiner trauten nur ihm. Bürger, ich bin einer von den zwanzigtausend und bin lebendig und in Rom. Hatten wir Ursache dazu, Bürger? Nun, so mögen die Götter sich über uns erbarmen. Muß ich Formalien machen? So müssen es meine Augen thun, denn ich kann nicht mehr reden.

Gajus

Gut, sehr gut, Mucius! — Bürger, abgesehn davon, daß es Mucius mit den Augen thut, und aller übrigen Rechte und Pflichten unbeschadet, können wirs vor den Göttern verantworten, wenn wir Tiberius Gracchus in den Tod schicken lassen?

Strabo

Ich bitte ums Wort —

Volk

Nein, Gajus, nein, wir könnens nicht.

Strabo

Ich bitte ums Wort. Und bleibt noch, Bürger!

Gaius

Du hast es, Strabo.

Strabo

Ihr nehmt die Sache nicht richtig, Bürger. Gut, Tiberius Gracchus hat zwanzigtausend von uns das Leben erhalten. Gut, wenn das Leben ein Geschenk ist für den, der nichts zu leben hat. Aber wenn uns Tiberius Gracchus unsre Ländereien verschafft, dann haben wir zum Leben auch etwas zu leben.

Gaius

Recht, zugestanden. Aber unsre heutigen Formalien haben nichts mit den Ländereien zu thun.

Stimmen

Richtig, Strabo. Gaius weiß, was zu den Formalien gehört.

Gaius

Ich danke euch, Bürger —

Strabo

— daß sie ihren Verstand hingethan haben, wo sie ihn nicht wiederfinden? Was die Ländereien mit unsern heutigen Formalien zu thun haben, sieht ein Blinder. Seht, Bürger, wozu dieser Senatsbeschluß? Der römischen Ehre wegen? Ja so stehts darin. Aber ich sage euch, es ist unsrer Äcker wegen.

Gaius

Ja, hm! Deine Folgerungen, Strabo!

Strabo

Nun seht, Tiber hat geäußert, wir müßten unsre Äcker haben, und die Reichen fürchten, er setzt es durch,

wenn er hier bleibt. Ich sage euch, Bürger, Tiber soll in den Tod, weil sie unsre Äcker behalten wollen.

Gaius

Hier ist etwas, hier ist etwas, oder das ist nicht meine Hand!

Strabo

Ich sage euch aber, sie sollen unsern Tiber nicht in den Tod schicken und sollen auch unsre Äcker nicht haben! Wohin, Bürger? Laßt ganz, was ihr noch an Sohlen und Schuhen habt oder von Haut an euren Füßen. Denkt ihr, wir sollten auf euch gewartet haben? Alle unsre Stimmen waren verkauft. Aber mögen die Blutsauger dafür thun, was sie wollen und können: es ist abgestimmt, Tiber ist frei und nunmehr auch zu unserm Tribun erwählt. Denn das muß er sein, um uns zu unsern Äckern zu helfen. Laßt uns Tiber auffuchen! Kommt, Bürger!

Volk

Kommt, zu unserm Tiber, zu unserm Tiber!

Eine Stimme

Dort kommt Tiber von seinem Hause, mit dem Viktor, unser armer Tiber! Laßt uns ihm entgegen, laßt ihn des Volkes Liebe und Vertrauen zu ihm sehen. Gehst du mit, Saturejus? Kommt, Bürger! Kommt zu unserm Tiber!

(Volk ab)



Siebenter Auftritt

Saturejus

Freilich komm ich mit — zu eurem Tiber! Guer Tiber! — Geht zum Senter; ist das alles, was ich erreicht habe? Erst kroch ich vor den Reichen wie ein Hund, um ein hündisches Abendessen, gegeben wie einem Hund, gegönnt wie einem Hund und verzehrt wie von einem Hund; ich hätte sie gern dafür gebissen wie ein Hund. Deshalb begann ich vor dem Volke zu kriechen, schimpfte auf die Reichen und küßte Schuften die Hände, ärmer und schlechter, als ich selber bin. Aber es war auch nichts, denn da kam dieser Tiber; er sagte: Geht mir eure Liebe! Sie zahlten sie ihm hin, und er strich sie ein. Da kommt er. Recht, höchst zerlumpter, aber höchst edler Staatsbürger Gajus, küß ihm die Hand. Hängt euch an ihn wie Schmutz, springt an ihm in die Höhe wie Hunde. Er kann sich ihrer nicht erwehren. Ich hasse ihn, denn er will besser sein, als die Götter ihn geschaffen haben, mehr als ein Mensch. Das will sagen, mehr als ein vernünftiger Hund. Das ist der edle Vorzug des Menschen, elend sein zu können, wozu es der vernunftlose Hund nie bringt. — Ich neide ihm sein Glück; aber da die Woge der Volksgunst ihn hebt, will ich mich anhaften an ihn. Erst will ich sehn, wo ich ihm beikommen kann, — und ist er euer Tiber, Gefindel, soll er auch der meine sein, aber ich nicht sein Saturejus.



Achter Auftritt

Tiber, Claudia, Octavius, Gajus, Mucius u. s. w.

Tiber

Was ist? was wollt ihr? Sagt, kann ich euch helfen?

Gajus

Da hast du unsre armen Formalien, da hast du des elenden Volkes Formalien, Tiber!

Volk

Unsere armen Formalien! Unser Tiber!

Tiber

Guer Tiber? Ich bins!

Sie fassen mich und küssen meine Hände,
 Kein Zipfel meines Kleids, den sie nicht faßten.
 Entsetzlich Glend, dem ein Gott erscheint,
 Wer ihnen menschlich nur entgegen kommt.
 Was wollt ihr Armen? macht mich nicht zum Weibe!
 Laßt mich! Ich bin ein Mensch; ich bin kein Gott.
 Doch kann ichs, was ihr bitten wollt — so nicht,
 Nein, so nicht mehr! Sonst muß ich euch entfliehn.
 Ich bin zu weich. Glaubt ihr, ich bin von Stahl?

Mucius

Wir gehen in den Tod, eh wir dich gehen lassen!

Gajus

Das sind unsere elenden Folgerungen, Tiber!

Strabo

Du mußt nicht in den Tod, Tiber!

Tiber

Was ist das? Götter, gebt Besinnung, gebt!

Mucius

Wir elendes Volk haben dich frei gemacht.

Tiber

Wie? Ihr? — und ich? — Die Geber ihr, ich muß
Der Nehmer sein? Octavius! Claudia!
Träum ich? Ich soll nicht gehn? O, weckt mich, Freunde!
Getäuscht aufwachen, Götter, wäre Tod!
Faßt mich, daß ich euch fühle! Fester! fester!

Claudia

O mein Tiber!

Octavius

Tiber!

Volk

Unser Tiber!

Tiber

Bin ichs, dem diese Welt voll Liebe ward?
Guer Tiber! Ja euer! — Seht sie an,
Claudia, Octavius! o seht sie an!
Die Körper kaum bedeckt, die Wangen bleich,
Des Glends Stempel überall, kein Glied,
Das jammervolle Kunde nicht erzählte
Von Not und Hunger, übermenschlich, furchtbar!
Wie? Wißt ihr, was ihr thut, die ihr von harter Hand
Wild auf den Weg geworfen und zertreten?
Ihr, deren Vorn so lange Not versiegte,
Daß keine Thräne für den Schmerz ihr hattet,
Nicht für das Weib, nicht für die Kinder, nicht
Für Eltern und Geschwister, wenn die Pest
Des Hungers sie aus euern Armen riß,
Nicht für eur eignes Glend — ewge Sonne,
Sahst je du solches? Weltumschauer, siehe,
Sie weinen Freudenthränen, daß sie mir,

Mir Liebes zeigen konnten! Wie? Ihr thatet,
Was eure Peiniger euch nie verzeihn?
Wie? mußtet ihr es wagen, mußtet ihr?

Mucius

Sie mögen uns thun, was sie können, wir tragens
um dich, Tiber!

Tiber

Ihr Götter, die ihr niederschaut, empfangt
Ihr je solch Opfer, Ewigwaltende,
So lang die Welt, von eurer Hand gehalten,
Im Äther schwebt? O, seht herab, in diesen
Zertretenen euer heilig Bild noch ganz!
Die Schrift der Götter in der Menschheit Buch,
Wer mag sie löschen? wer den ewigen Kern
Der Menschenbrust ertöten? Not und Hunger,
Thut euer Ärgstes; wilde Tyrannei,
Zerstück ihn; aus den Stücken siegend noch
Schlägt seine Glut und weht, ihr eigen Banner,
In goldner Säule hoch ob dem Gemeinen,
Das sie verzehrt, und grüßt die ewigen Götter
Als ihres Wesens Schwester und Genöß.

Strabo

Hörst du den Volksjubel, Tiber? Du bist unser
Tribun!

Tiber

Wie? neue Ehre? Noch die alte nicht
Bezahlt, und neue Ehre schon? — Ihr lähmt
Mit solchem Vorsprung der Vergeltung Sehnen,
Und wären sie von Stahl! Euer Tiber?
Bin ich nicht euer? Eur erkauftes Gut?
Nie mög der Tag euch wecken, wo ihr sagtet:
Unser zu theur erkauftes Gut. Hört, Arme,
Glende, wie Tiber sich euch versiegelt

Mit allem, was er hat und ist; o wär
 Es mehr um euretwillen! Und nun bitt
 Ich, laßt mich heimgehn. — Sagt, nein, müßt ihr sehen,
 Wie schwach ich bin? — Ach, nur der Wunsch ist stark,
 Um euretwillen stark zu sein. Nein, laßt mich,
 Umdrängt mich nicht, laßt meine Hände! Ich —
 Euer Tiber fleht euch, ihr Freunde, schont mich!

(Er geht; die Übrigen folgen, außer Saturejus)



Neunter Auftritt

Saturejus

Nun, toller konnte es nicht sein, wenn ein Gott
 zu diesem Gefindel herabgestiegen wäre. Aber der
 Gott war noch mehr außer sich, als seine Anbeter.
 Es war mehr Verstand in den Schuftcn, ihn zu dem
 Versprechen zu verlocken, als in ihm, das Versprechen
 sich ablocken zu lassen; ein Wort, dessen Klang so glatt
 von den Zungen glitt, als das Nichtsagendste: Euer
 Diener, mein Herr; an dessen Halten aber einer ersticken
 könnte, der seinem Verstande mehr Atem gönnt, als
 dieser Tiber. Gut, er ist in der Stimmung, die ich
 brauche. Ich will mich einnisten — nicht in ihn,
 sondern in sein Glück; denn der Sterbliche ist ein
 Thor, der es mit einer andern Gottheit hält, als mit
 dem Glück.

(Ab)



Behnter Auftritt

Strabo mit Volk

Strabo

Sahst ihr, wie er gerührt war von unserm Glend? Hörtet ihr, was er sagte? Bürger — er ist so gut — um eine Thräne zu trocknen, gäbe er den Himmel, wenn er ihn zu verschenken hätte, sag ich euch; solchen Tribun findet das arme Volk nicht mehr, so lange die Sonne auf- und untergeht. Drum, wenn ihr eure Äcker haben wollt, Bürger, zeigt eure Wunden, doch so, daß es nicht scheint, als thätet ihr das, damit er die Wunden sehe; seufzt und seht traurig aus; ich habe einen Schreiber in meiner Verwandtschaft und will an alle Monumente schreiben lassen, was das arme Volk von ihm erwartet. Seht ihr ihn kommen, drängt euch um ihn, küßt ihm die Hände und Kleider und was ihr erweisen könnt; wenn er auf dem Heimwege ist, begleitet ihn und zeigt ihm, was Ehre ihr wißt und könnt. Ich sage euch, Bürger, rettet uns einer aus unserm Glend, so ist's unser Tiber, sonst keiner — und wäre er ein Göttersohn.

Volk

Nein, keiner als unser Tiber, keiner als unser Tiber. Wir alle thun, was Strabo rät.

(Ab)



Elfter Auftritt

Tiber und Saturejus treten auf

Saturejus

Darum, Tiber, weil du Tribun bist, beantrage das Gesetz der Ackertheilung; wir alle stehn bei dir.

Tiber

Ich wills. Verzeih, dein Name?

Saturejus

Ich bin einer von den vielen, die keinen Namen haben, ein gewisser Saturejus. Besinne dich nicht vergeblich. Du hast noch nichts von mir gehört, und wenn, nichts Gutes. Saturejus — nun, der Name ist so bequem zu vergessen, als irgend ein anderer. Aber deine Mittribunen, was die betrifft, so wäre nichts gegen sie zu sagen, als daß ich darunter bin. Trotzdem kannst du dich auf sie verlassen; es ist keiner darunter, der Veto sagt, wenn du das Gesetz vor dem Volke beantragst, und so muß es durchgehen.

Tiber

Der Antrag soll meine erste Amtshandlung sein, die Durchführung des Gesetzes meine Lebensaufgabe.

Saturejus

Gut; denn ich habe, so fremd ich dir bin, den Plan, mich bei dir einzunisten, wie man sagt.

Tiber

Du bist ein eigener Rauz, scheint es.

Saturejus

Wah, Rauz! Sag: Schuft. Alle Menschen sind

Schufte. Ich bin der Schlimmste darunter. Ich kriech um ein Abendessen, ich schmeichle dir, wenn du eitel bist; und bist du es nicht, so mache ich dich eitel. Glaubst du es nicht, so lade mich ein, und du wirst es sehen. Ich glaube, ich hungere seit zwei Tagen, und ich hatte schon öfter nichts zu essen.

Tiber

Du bist mein Gast, Saturejus. Aber einem Verleumder glaube ich nicht, und du bist dein eigener Verleumder.

Saturejus

Pah, mein Freund. Denn ich sage nie die Wahrheit.

Tiber

Du forderst zu viel von dir, Saturejus.

Saturejus

Nichts da; ich fordre nie etwas von mir, alles von andern.

Tiber

Du bist eines von jenen seltenen Geschöpfen, merk ich, die außen Stein sind und innen Perlen. Wer den Mut hat, schlechter zu scheinen, als er ist, kann nicht schlecht sein. Ich urteile nicht nach Worten, sie sind Luft. Gieb mir die Hand und komm mit in mein Haus.

Saturejus

Du solltest mich nicht in dein Haus kommen lassen, geschweige in dein Herz. Nun, du thust es auf deine Gefahr; ich schminke mich nicht; ich nicht habe dich betrogen, du dich selbst! (Beisette) Er ist im Glücke. Ich hab ihn. Das ist eine Erfindung, die Menschen zu belügen, indem ich die Wahrheit sage.

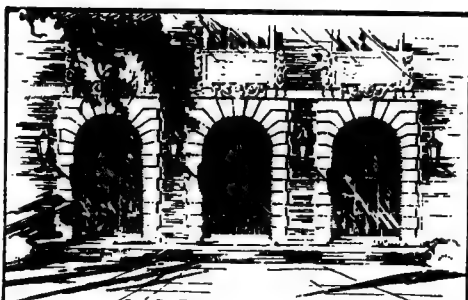
Tiber

Und käm ein Gott in diese Welt, er müßte,
 Sich zu bethätigen, die Dinge schaffen,
 Wie mir das Glück sie ungebeten zuführt.
 Ihr Götter, Dank dafür! Und wär das nicht —
 Die Armen und Zeretreten lösten mich
 Mit eigener Gefahr, und ich, ihr Götter,
 Ich sollte jemand's Schuldner sein an Liebe
 Und doppelt ihm die Schuld nicht überzahlen?
 Komm, Saturejus, gieb mir deine Hand.
 Du bist des Volkes Freund, drum bist du meiner.
 So lang ich habe, ist für dich bei mir
 Gedeckt. Komm, Saturejus, zu den Freunden!

(Beide ab)

Ende des ersten Akts





LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834L96

I1891

v. 6

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

APR -4 1989

REMOTE STORAGE

MAY 04 1995

L161—H41

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Sechster Band

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandstetter,
Papier von Ferd. Hlinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Sechster Band

Studien

Zweiter Band



Leipzig

Fr. Wilh. Grunow

1891

Herausgegeben von

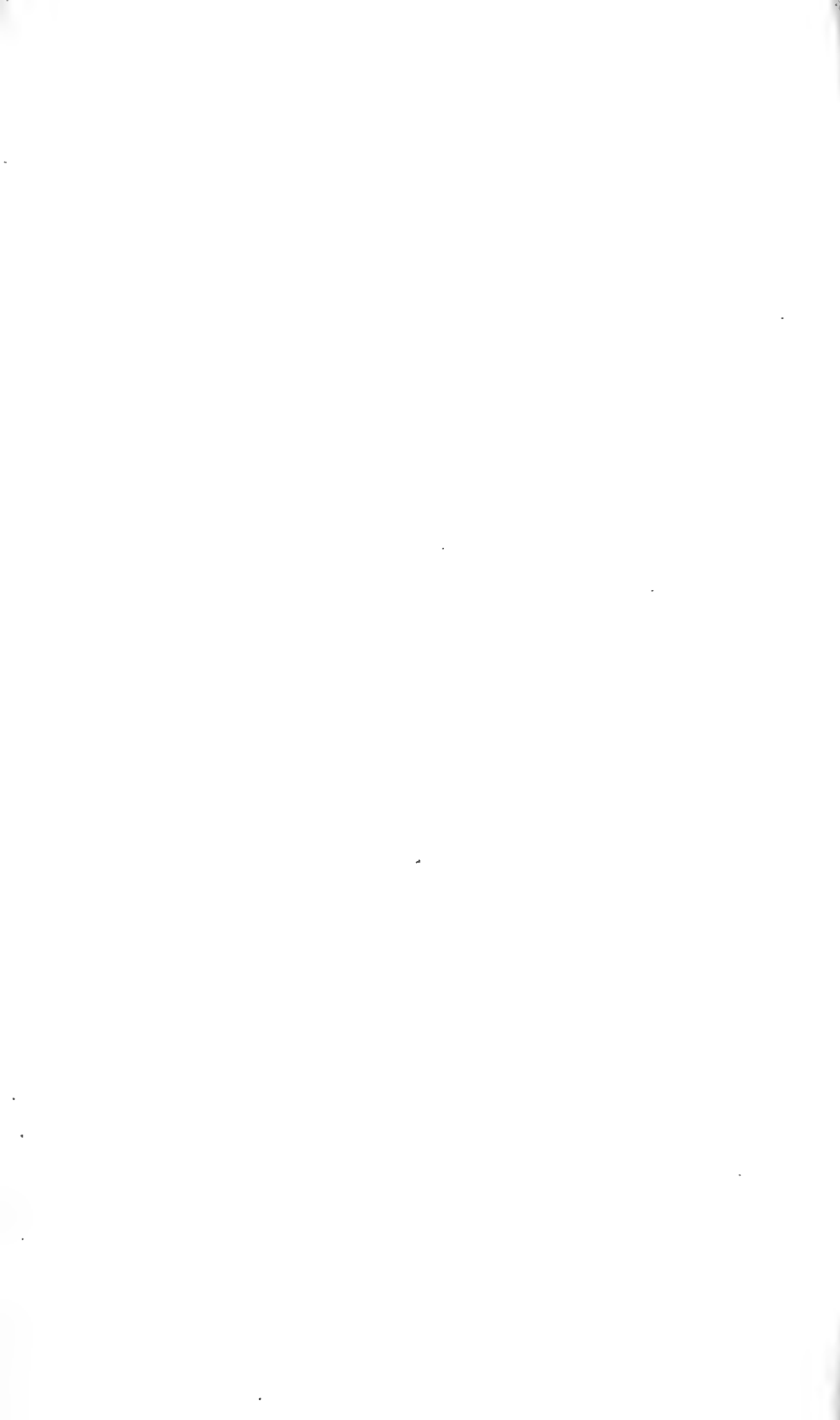
Adolf Stern

834L96
I 1891
v. 6

↙

Bur Ethik, Ästhetik und Litteratur





*** Idealpolitik ***

Nicht unklug würde man bei Erfindung eines möglichst vollkommenen Staates von dem Grundsatz ausgehen, daß alle Leidenschaften zu seinem Bestehen und Erhalten ins Spiel gesetzt und zugleich mit Grenzen versehen würden, sodaß sie weder sterben noch übermächtig werden können. Just wenn die Pflichten so auf die Leidenschaften gegründet werden könnten, daß man eine Art Bürgschaft hätte, daß diese Pflichten geübt würden, eine Art Schwierigkeit läge nur darin, daß die Leidenschaft (und wiederum durch Inspannung der Selbstliebe) gehindert werden müßte, andre Pflichten zu übertreten, indem sie in Erfüllung einer Pflicht ihrem eignen Zuge folgte. — Im Befreiungskriege der amerikanischen Union vermißt man schmerzlich eine Volksklasse, welche durch Ehre systematisch, d. h. nicht nur in einzelnen Aufwallungen, sondern in zäher Stetigkeit zu Opfern angetrieben wurde.

*** Politische Freiheit ***

Das Streben unsrer Zeit nach Freiheit beruht bei vielen der Strebenden auf einem Irrtum. Gewiß kann unsre Selbstachtung nur in der Behauptung einer gewissen Unabhängigkeit von Menschen und Umständen sich erhalten; dies kostet uns einen immerwährenden Kampf. Es ist sehr begreiflich, wenn man die Natur des Menschen erwägt, daß er sich durch eine vorüber-

gehende große Anstrengung von der Nothwendigkeit der immer fortgesetzten kleinern Anstrengung loslaufen möchte, wie der Mensch von sanguinischem Temperament sich eine Stunde lang überarbeitet, um eine Anzahl von Stunden auch der kleinsten Arbeit überhoben zu sein. In der politischen Freiheit, das heißt in dem, was man so nennt, sieht er nun die Befreiung von der Nothwendigkeit des immerwährenden kleinen Kampfes, um sich gegen Menschen und Umstände unabhängig zu erhalten, was seine Selbstachtung will. Darum möchte er einen Teil des Lebens, ja das ganze Leben selbst daran setzen, jenes Wahnbild zu erwerben. Er bedenkt aber nicht, daß keine mögliche Art politischer Freiheit ihn des kleinen fortwährenden Kampfes überheben kann, daß im Gegenteil dann in der Bewährung des Errungenen eine weit größere Ausdauer im kleinen Kampfe notwendig wird, da er nach weit mehr Seiten hin seine Unabhängigkeit zu wahren hat, als vorher. Für diese Selbsttäuscher, deren wahres Motiv kein andres als Lust an der Bequemlichkeit, würde politische Freiheit nur eine Strafe sein. Wiederum aber auch eine Wohlthat, wenn er sie auch nicht als solche erkennen möchte, denn der Trieb nach Bequemlichkeit des Lebens untergräbt sich selber. Wenn er sich den schwersten Anstrengungen entzogen hat, werden die leichtern bald mit demselben Gewichte auf dem Verweichlichten lasten; am Ende wird das Leben selbst ihm zur Mühseligkeit, der Genuß beim Essen und Trinken durch schneiden, lauen und schlucken verbittert, die mildeste Lust sein Feind, weil er sie atmen muß. Frühere Zeiten strebten nach Freiheit des Kampfes wegen; das Übermaß der Freiheitssucht, die Tyrannei gab denen, welche sie unterdrückte, immer neuen Anlaß zum Kampfe; auch jetzt noch steigt bei einzelnen Individuen, in welchen reiche Naturkraft, die Freiheitssucht in Herrschsucht über, die

nichts andres ist, als die andre Seite der Freiheits-
sucht, wie Hoffart die der Kriecherei. Aber gegen-
wärtig und solange die Passivität so sehr im Über-
gewicht ist, wird jeder Anlauf zu größrer Freiheit in
größre Unfreiheit umschlagen. Überhaupt darf man
nicht vergessen, daß der Mensch seine Kräfte nicht hat,
um Freiheit oder sonst ein vermeintes Gut zu er-
werben, sondern daß er die lebendigen Vorstellungen
höchster Güter — die Ideen — nur besitzt, um seine
Kräfte zu üben, daß nicht Freiheit oder eine andre
Idee, sondern daß Handeln Leben ist.

*** Finger und Faust im Einzelleben und Völkerleben ***

In vielen Familien der weniger gebildeten Stände
trifft man eine Unhänglichkeit der einzelnen Glieder
an einander an, die man in gebildeteren vergebens sucht.
Man hat sie immer für eine Tugend angesehen und
nicht bedacht, daß sie aus einem Mangel hervorgeht,
wiewohl dieser Mangel ein Vorzug ist gegen die Eman-
zipation nach dem Laster zu, die einzige, die bei gleicher
Unbildung möglich ist, denn auch der Verbrecher ist
emanzipiert und aus jenem natürlichen Bande freige-
lassen. — An der Hand eines Klaviervirtuosen ist jeder
Finger emanzipiert, kann die kühnsten Bewegungen
machen, während die andern in völliger Ruhe bleiben;
ein Holzmacher hat gar keine Hände, nur Häufte, denn
die Finger sind keiner etwas für sich, sie sind nur zu-
sammen etwas. Der Mann kann nicht einen Finger
bewegen, ohne daß die andern an der Bewegung teil-
nehmen. So ist's in jenen Familien, kein Glied der-
selben fühlt sich als einzelnes, es ist noch nicht losge-
löst vom Verbande; sein Selbstbewußtsein ist noch un-
vollkommen, es fühlt sich immer nur als ein Stüd
des größern Selbst, der ganzen Familie. Die Tage-
löhnerfamilie ist keine Gruppierung von Fingern,

sondern eine Faust. Das ist, was es emanzipierten Menschen so sehr erschwert, einen vollkommenen Staat zu bilden; das ist es mit, was uns Deutschen politisch so hinderlich ist. Sitte, Religion, Naturen, selbst Vorurtheile, ja diese am meisten, schließen Individuen zu größern und kleinern Gruppen zusammen. Je geistig freier die einzelnen, desto weniger vom natürlichen Bande hält sie mit andern zusammen. Der Wille muß für jenes natürliche Band eintreten; weil jeder seinen Willen — auch im besten Falle, wo er die andern übersieht — nur an das geben mag, was ihm selber als das Rechte oder wenigstens das Passende, das Zweckmäßige erscheint. Macht er auch im entgegengesetzten Falle mit, so thut ers nur mit halber Energie. Eine Ausnahme macht eine gemeinsame Leidenschaft — wie in den Befreiungskriegen —, die eine Art Rückfall aus der Emanzipation in die Gebundenheit, aus der Kultur in die Natur ist. Sonst — mag auch die Staatenhand des Klaviervirtuosen ein innerlich freies Spiel gestatten — wenn es zum Kampfe kommt, ist die Faust des Holzhauers mehr wert als die Finger des Virtuosen. Ich sehe in all dem eine Erklärung des Umstandes, der in der Geschichte uns so oft begegnet, daß auf die Zeit der höchsten Kultur die Zeit des Verfalles eines Staates folgte, ja daß die Kultur, wie Nägel und Haar an Leichnamen, wohl noch wuchs, als der Staat bereits im Verfall war. Ob nicht manche von jenen Staatsmännern, die, wie man sagt, die Zeit zurückschrauben wollten, es aus diesem Grunde thaten? Wenn uns nicht Parteihaß so blind macht, zu glauben, man könne, was uns nicht das Rechte scheint, nur aus absolut bösem Willen thun, müssen wir so billig sein anzunehmen, mehr oder weniger klar oder unklar habe ihnen jene Schlußfolgerung vorgeschwebt. In manchen künstlichen Kombinationen unsrer Zeit sehen wir in der

Volkshand einen ungebührlich, das heißt unverhältnißmäßig emanzipierten Finger, dem die Bewegungen der andern nicht folgen können. Für Deutschland kann man deutsche Männer begeistern, nicht für Kleindeutschland; jenes ist eine Idee, eine Anschauung, dies nur ein Begriff, jenes ist ein Kind der Phantasie, die allen Menschen eignet, dieses ein Geschöpf des staatsklugen Verstandes, den nur wenige haben. Glücklich darum ein Volk, das zum Gesamtmuskel voll Beweglichkeit eine gemeinsame Leidenschaft hat (wie die Franzosen die Eitelkeit), im Nu ist die Gliederung von Fingern ein Ungegliedertes, eine Faust.

Christentum

— Das Christentum ist eine Religion für das Volk, eine Religion der Anschauung, nicht der Reflexion. Christi Gestalt ist das Christentum; der Glaube daher wesentlich, d. h. das Schauen der Gestalt. Wir sollen Christus lieben, und aus dieser Liebe soll alles andre fließen, es soll damit getränkt sein, d. h. wir sollen handeln so, wie wir thun würden aus Liebe zu einer solchen Gestalt, als in der Christus vor unsrer Anschauung steht. Die Gestalt soll unsre Anschauung so erfüllen, daß die Liebe, die die Folge derselben, Ausgang und Ziel und Heiligung all unsers Denkens und Thuns ist, ähnlich wie bei der Liebe zu einem Menschen. Aus seinen Reden und Schicksalen baut sich die Gestalt uns auf. —

Der Wille

Der Wille — was ist er? Eine Bestimmung des Handelns durch die theoretische Kraft? Ist ein solches Übergreifen möglich aus der theoretischen in die praktische Sphäre? Wenigstens müßte ein Zustand der gänglichen

Unbestimmtheit der handelnden Kraft durch sich selbst vorausgesetzt werden; und ich zweifle, ob diese jemals wirklich wird. — Da die Vernünftigkeit des Handelns selbst nicht zur Leidenschaft werden kann, denn Leidenschaft, eine sinnliche Kraft, setzt ein sinnliches Objekt voraus, so wird es bald die Leidenschaft des Stolzes, die Lust, seinen sinnlichen Leidenschaften zu widerstehen, oder Abscheu vor Seelenunreinlichkeit, bald Liebe u. s. w. sein, was den Willen gewöhnlich oder momentan vertritt. Daraus würde sich auch erklären lassen, warum Leidenschaft, d. h. Kraft dazu und Willenskraft in einer Person beisammen, und solchem Menschen der Weg offen steht zu großer Tugend und zu großem Laster. Auch mag der bloße Affekt des Schönen, Wahren, Guten oft zum Guten hinreißen. Der Mensch mag in Fällen die Kraft zum Willen des Guten vom Affekte borgen, wie Rachsucht die Thatkraft vom Zorne borgt. Immer sind die Menschen, deren Willenskraft man rühmt, mit großer Leidenskraft begabt. Weiter darüber nachzudenken. — Auch das Gefühl, gut gehandelt zu haben, kann zum Affekte werden, sogar die Ahnung, die Vorempfindung der Lust dieses Affektes können als Triebfedern wirken, durch Guthandeln den Affekt wirklich zu machen; aus welchem eine Leidenschaft entspringen kann, die auf das Guthandeln, auf Unterlassen des Schlechten geht und doch Leidenschaft bleibt, weil ihr Objekt eine sinnliche Lust, ein Affektgenuß ist. So kann diese Leidenschaft den auf Unfittliches gerichteten Affekt besiegen, weil sie stärker ist, ohne deshalb weniger ein Kind der Sinnlichkeit zu sein. Der kategorische Imperativ verlangt zu seiner Erfüllung, so wenig Kant daran gedacht haben mag, eine Leidenschaft, nämlich den Abscheu vor dem Gedanken, ein Knecht seiner Sinnlichkeit zu sein, insofern diese auf Unfittlichkeit ausgeht. Die Besiegung des Affektes, die Kant verlangt, ist nur möglich durch eine

Leidenschaft. So besiegt der Diener der Sinnlichkeit ihren Knecht. Hier wären wir mit der Tugend ebensowohl auf den Materialismus geraten, wie mit der Religiosität, obgleich der Weg dort weniger kenntlich ist, und ein schärfres Auge dazu gehört. Wir wären wieder auf dem Boden der Alten, wenn es der Naturforschung gelänge, den letzten Grund aller Leidenschaften im Körper aufzufinden und nachzuweisen. — So gut wie die Alten bei alledem nach Tugendhaftigkeit streben konnten, können wir es auch. — Daß es Leidenschaft bei Kant war, sieht man an der Extremität, daß der kategorische Imperativ so weit ging, auch wenn die Sinnlichkeit das begehrte, was in den Augen der Vernunft gut war, dieses Guthandeln als aus Unmacht und sklavischer Abhängigkeit hervorgegangen zu verachten. — Ich muß mir am Ende wohl oder wehe gestehen, daß das, was mir immer persönlich als Norm vorschwebt: strengste Moralität bei stärkstem Materialismus, nichts ist, als die Leidenschaft des kategorischen Imperativs bis zum äußersten Extrem getrieben, ja bis zum Widerspruche. — Wenn die Theorie Leidenschaft als ein sinnliches Begehren definiert von solcher Stärke, daß es den Verstand verdunkeln oder unterdrücken kann, so scheint allerdings die Leidenschaft, die mit dem sittlichen Gebote übereinstimmt, nicht den Namen anzusprechen; aber sie stimmt nicht damit überein, weil dies ein sittliches Gebot, sondern weil ein sinnlicher Genuß oder ein Nichtsein eines sinnlichen Übels (Unlust) ihr Motiv ist. Dann wäre die Einteilung in sogenannten sittlichen Willen und Leidenschaft, obres und untres Begehungsvermögen, bloß Formeltram, und es müßte der Wille heißen: die sinnliche Kraft des Begehrens, insofern sie auf etwas geht, was der Sittlichkeit gemäß ist. — Das Christentum scheint aus diesem Gesichtspunkte hervorgegangen, denn es verlangt von seinem Bekenner eine Leiden-

schaft, die, auf das Göttliche gerichtet, die auf das Irdische gerichteten verzehren soll. Der Christus, der die Tempelverkäufer austreibt, ist ein Sinnbild dieser Leidenschaft. —

Subjektiver Idealismus

Der Idealist giebt die Gefühle und Reflexionen, die er bei einer Anschauung gehabt und gemacht, die Sache ist ihm nur der Vorwand, uns mit seinem Ich zu regalieren; der naive Dichter dagegen giebt die Sache selbst unvermischt mit seinem Ich. Er sorgt nur, die betreffende Anschauung zu einer geschlossenen zu machen, nur die Abstraktion vom Unwesentlichen besorgt er, die Heraushebung des Wichtigen; er giebt darum nicht die gemeine Natur, sondern ein künstlerisches Spiegelbild derselben. —

Der Idealist

Der Idealist ist ein Mensch, der im Jünglinge stecken geblieben ist. Die vollständige Unbekanntschaft mit der Wahrheit des Lebens läßt den Jüngling, was er je von den Dingen gehört, und wie er selbst sich dies ausgebildet hat, in jeden einzelnen Fall übertragen. So ist Liebe etwas Untheilbares, Unmodifizierbares. Er hat noch kein Auge für die Gestalt der Dinge, er hat ein Bild vor Augen und sieht doch nur sein Phantasiebild. Er gesteht sich nicht ein, was er wirklich sieht und hört. Ist sein Wahrheitsinn schwach, so täuscht er sich lieber fort und fort, als daß er seinen Irrtum sich eingestände, der ihm lieber als alle Wahrheit ist; er sagt sich vor: Mein Phantasiebild ist die Wahrheit. —

— Der Idealist liebt und achtet niemand, als sich selbst, d. h. als das Phantasiebild, das er sein Ich nennt. Denn die Dinge und Menschen, wie sie sind,

sind ihm schlecht und gemein; sie sind nicht wert, geliebt zu werden von einem Wesen, so vollkommen, wie er sein eignes Ich sich eingeredet hat, das er aufbaut aus dem Kontraste seiner Einbildung mit der Wirklichkeit. Diese verschlechtert er sich noch im Interesse seines Ideales. Der Idealist liebt auch außer sich nur dasjenige, was er sich als sein eignes Wesen eingeredet hat; er bildet daraus andre, jenem analoge Wesen und giebt ihnen den Namen von Bekannten und Freunden. Doch wird es ihm hier schwer, sich in der Selbsttäuschung zu erhalten, wiewohl er unermüdllich die Mängel, die er sich doch nicht für immer bergen kann, in Tugenden umbichtet; geht das nicht mehr, dann wird aus dem Wesen, das er sich doch nicht der Anhäufung von Vollkommenheiten adäquat forthin einreden kann, eine Anhäufung des Entgegengesetzten; ehe er sich zwingen ließe, den Menschen, d. h. sich selbst überhaupt als eine Mittelgattung zu denken, macht er aus dem Engel, aus dem Menschen außer ihm, den er trotz Mühens nicht zum unbedingten Engel machen kann, einen unbedingten Teufel. Allmählich muß er einen Engel um den andern in seiner Phantasie — denn anders existiert er und existieren die Dinge und Menschen ihm nicht — zu den absoluten Teufeln werfen; denn die Natur der Phantasie ist, sich an Extremen zu vergnügen. Da greift er, um seinen Irrtum — denn Wahrheit ist ihm nichts — zu retten, zu dem Bilde der Menschheit überhaupt, er flüchtet in das Reich der Schatten; um das Bild der Menschheit, das seine Eitelkeit bedarf, vor seinem eignen Verstande und der eignen Ehrlichkeit zu retten, denn diese beiden Faktoren seines wirklichen Wesens kann er nicht für immer verdunkeln, versetzt er diese vollkommene Menschheit in die Zukunft. Ein solcher Mensch lebt in ewiger Dichtung; mit der wirklichen Welt, den wirklichen Menschen hat er nichts zu schaffen;

er liebt keinen Menschen und haßt keinen Menschen, nur seine Phantasiebilder. Darum begreift er auch nicht, wie man einen Menschen bemitleiden kann, der sich sein Unglück selber zugezogen; denn er begreift nicht, wie man einen Menschen trotz oder mit seinen Fehlern lieben kann. —

Ideen und Leidenschaften

Ideen sind nichts; es kommen nur individuelle Fälle vor, diese haben deshalb eine Begrenzung und stehen daher mit der Allgemeinheit der Idee im Streit. Freiheit ist nichts; es giebt nur Freiheiten. Für Freiheit überhaupt begeistern wollen, ist wie zu einer Reise nach Osten einladen. Wo ist Osten? Was ist Osten? ziehen wir immer östlich, so kommen wir wieder dahin, von wo wir ausgegangen sind. Die Ideen sind Kinder der Leidenschaften; diese, um sich selbst zu reizen, malen in einen individuellen Gegenstand alle Reize hinein, z. B. in ein Weib alle weiblichen Reize; der Verstand ist verdunkelt, sonst würde er die Absurdität dieses Ideales mit leichter Mühe bloßlegen, ja es wäre gar nicht möglich, daß es entstände. In des, haben nicht Leidenschaften in philosophischen Systemen und positiven Religionen ihren Platz? Kant ruft den Stolz und die Freiheitsucht zu Hilfe. Ein Austreiben der Teufel durch Beelzebub; das Christentum die enthusiastische Freundschaft, die auch Liebe genannt wird und bei einem Gegenstande andern Geschlechtes leicht darein übergeht. Leidenschaften kann man darstellen; soll man Ideale darstellen, so kann dies nur in Folge der Darstellung der Leidenschaft, ihres Motives, geschehen. Will ich eine Idee darstellen, so kann ich das nur, indem ich einen individuellen Fall darstelle, und der hat nichts mehr mit der Idee gemein, als den Namen, und es kommt auf ein Wort-

spiel hinaus. Wörter wie Liebe, Freiheit u. s. w. sind bloß Behelfe unsrer Wortarmut und oberflächlichen Natur, die wie ein Kurzsichtiger aus einiger Entfernung wohl Menschen von Tieren unterscheiden kann, aber nicht Menschen von Menschen. —

Gewissen und Leidenschaft

Das Gewissen beruht auf denselben Naturbedingungen, auf welchen die Leidenschaft ruht. In einer Zeit, wo andre Ideen durch die vorhandne Kraft der Sinnlichkeit zu gewaltigen Leidenschaften werden können, wird die ethische Idee, die Idee der Pflicht, eben so leicht und zur eben so starken Leidenschaft wachsen. Die Zeiten der wilden Thaten sind ebenso voll von wilden Bußen; beides hält sich immer das Gegengewicht. Je größer die Unthaten, desto größer das ethische Leiden des Menschen. Die Zeiten, in welchen die Reflexion noch nicht stark genug war, die Kraft der Leidenschaft zu zerlegen, konnten diesen Prozeß auch nicht mit der Substanz des moralischen Gefühles vornehmen. Die Kraft zum Glauben wird immer bei der Kraft zum Sündigen wohnen; die Zeit, der die Kraft zum Sündigen entgeht, entbehrt auch der Kraft des Glaubens. Wäre es nun auch nicht eine spezifische Forderung an die Poesie, Schuld und Leiden ins Gleichgewicht zu setzen, so forderte das schon die objektive Wahrheit. Der historische Boden ist in den Menschen, ihre Beschaffenheit ist der historische Boden, so nur ist wahrhaft dramatische und tragische Darstellung möglich. Nur die Natur ist das handelnde Prinzip im Menschen, d. h. die Leidenschaft. Denn selbst das grundsätzliche Handeln ist ohne Leidenschaft für das System seiner Grundsätze nicht möglich. Nicht allein, daß der Grundsatz zur Leidenschaft wird, so geht er schon aus Leidenschaft hervor, z. B. der einzelne

auf die Thätigkeit des Rechtsinnes basirte Grundsatz aus einer leidenschaftlichen Stärke des Rechtsinnes. Durch diese Art des künstlerischen Darstellens wird auch das Rhetorische vermieden, welches die historischen Mächte in das Bewußtsein versetzt, und von ihrem eignen Boden, der Sinnlichkeit, ablöst. Der historische Boden darf nicht bloß Kostüm sein, ebensowenig dürfen die Menschen nur die willenlosen Schachsteine abstrakter, in der Luft schwebender historischer Mächte sein, diese die Handelnden, und jene die Leidenden. Die Größe der Leidenschaften einer Zeit muß selber in der Stärke, Macht, Rauheit, und Gewaltsamkeit der Sprache das entsprechende Maß der Darstellung finden, wenn wir das Gefühl der poetischen Wahrheit haben sollen.

Typisches Schicksal

— Typisches Schicksal nenne ich das, was, wie verschieden sonst durch Einwirkung äußerer Umstände die Lebensgeschichten der Einzelnen erscheinen mögen, bei einer größern oder kleinern Anzahl von Menschen immer wie ein Thema durch ein Tonstück hindurchgeht und all diesen Leben, so verschieden ihr Auspres sein mag, eine innre Ähnlichkeit giebt. Dies typische Schicksal, d. h. die Übereinstimmung des Charakters mit seinem Schicksale in den individuellen Geschichten, die er schafft, darzustellen, ist die Aufgabe des Dichters; und es zu fälschen ist nur denjenigen Schriftstellern erlaubt, denen jede künstlerische Pflicht zu übertreten erlaubt ist, denen, die nur für das Amüsement schreiben. Wir sehen z. B. Menschen, die sich alles erlauben, die bei sich immer recht haben, mit sich immer zufrieden sind, die von andern immer fordern, was sie selbst nie leisten, die das, womit ihr eignes Thun rückschlagend sie bedrängt, auf andre schieben; dagegen Menschen,

die das bekümmert, was andre thaten, als wäre es ihr eignes Thun, die wir stets thätig sehen, gut zu machen, was andre verdarben, die von sich verlangen, was kein Mensch leisten kann, die sich nie genügen können und sich versagen, was sie genießen dürften, ja genießen sollten. Nun mag man Änderungsgeschichten schreiben, nur darf die Änderung den Charakter selbst nicht aufheben, d. h. nicht den wesentlichen Grundzug des Charakters. Man kann eine Angewohnheit sich abgewöhnen, aber nie, man selbst zu sein. Durch nichts in der Welt wird der geborne Hypochonder sein Gegenteil; der es durch körperliche Krankheit geworden ist, kann durch Wiederkörperlichgesundwerden auch die geistige Hypochondrie wieder verlieren; der Erblindete kann unter Umständen seine Sehkraft wieder erhalten, aber nicht der ohne Sehkraft geborne. Ein Wolf kann zahm werden, aber eine Rahe kann er nicht werden. —

Ironie

Die Ironie ist wie die geforderte Farbe dem Auge; wo sie nicht dem Geiste selber sich darstellt, da kommt sie ungebeten und eludiert die einseitig tragische Gravität. Daher entsteht die unbezwingliche Lust der Parodie; wo die sich melbet, da ist ein hohles, falsches Pathos. Jene Ironie, der Humor, ein eigentümlich unterscheidender Zug der Germanen von den Romanen. Bei den Franzosen ist statt Humors Wit; statt Ironie Persiflage. Das Lächeln über die Schwäche des Starken, dessen Stärke uns Respekt gebietet, und das sich mit diesem Respekt ganz wohl verträgt, ist ein germanischer Zug. —

Die Ideale der Gegenwart

Unsre Zeit verlangt eine andre Auffassung des menschlichen Ideales wie des Schicksals, als die Zeit

Schillers und Goethes. Ein Glück für uns, daß unsre Zeit schon weit genug von jener goldnen liegt und so viel eigne Geschichte gehabt hat, daß in ihr sich neue Ideale soweit vorbilden konnten, daß sie sich bereits der Gestaltung des Dichters bieten, d. h. daß ihnen nichts fehlt als Gestaltung. Nur darf der Dichter sich nicht von den Wahnbildern der Zeit täuschen lassen, deren Menge aber eben das Bedürfnis eines Ideales beweist. Es gilt jetzt nicht, in absichtlicher Opposition gegen allen Realismus zu stehen; es gilt vielmehr realistische Ideale darzustellen, d. h. die Ideale unsrer Zeit. Ganz verkehrt ist es, Ideale einer vergangenen Zeit nachzudichten, die schon ihre möglichst schöne Realisierung in den Gestalten der großen Dichter dieser vergangenen Zeit gefunden haben; ebenso, ihnen gegenüber bloß negierend, opponierend zu verfahren; vielmehr ist es die Aufgabe, den Idealen, die noch gestaltlos, als bloße Sehnsucht in den Herzen und Köpfen der neustrebenden Gegenwart zittern, die Gestalt zu geben, in der sogleich jeder Zeitgenosse das erkennt, was er hegte, aber nicht gestalten, d. h. nicht anschauen konnte. So lehrt der wahre Dichter seiner Zeit, wonach sie sich sehnt, die ideale Form der Menschheit, wie seine Zeit sie fordert — er lehrt ihr ihr Bedürfnis und giebt ihrem Denken und Gehaben das Muster. Damit glaube ich nun meinen Weg gefunden zu haben, hoffen zu dürfen, meine Mühe von nun an nur an die Zweckmäßigkeit der Weise, den gefundenen Weg zurückzulegen, nicht mehr an das Suchen des Weges zu wenden. — Nun die Grenzen genau bestimmt sind zwischen der Dichtung der goldnen und der Dichtung unsrer Zeit, fällt alle Opposition weg, und wir können unsre großen Dichter verehren, ohne unsre Bestimmung zu verwirren; ja wir können aus dem Umstande Mut gewinnen, daß unser Ideal der Natur und der Wahrheit des Lebens verwandter ist als das ihrige. — Bei

meinem Judah war ich schon unbewußt auf den rechten Weg gekommen. —

Wir haben jetzt ein andres Ideal der Männlichkeit wie der Weiblichkeit, als in der Zeit unsrer klassischen Dichtung, ein andres der Natur — denn in dieser sehen wir nicht mehr bloß die passive Seite —, ein andres Ideal des Erhabnen und des Schönen; nicht mehr die Resignation ist der Grundton unsers Ideales; die Geschichte soll uns nichts Fremdes, Feindliches, keine Drachenhöhle, sondern die Atmosphäre unsers privaten Atmens sein; wir sind ein Glied an dem Riesenkörper der Geschichte. Aber unser poetisches Ideal ist auch nicht mehr Predigen von unsern Idealen, Reflexionen darüber, sondern Vertiefung derselben in das handelnde Leben, konkrete Darstellung derselben. Wir müssen aus dem Paradiese der Idylle heraus in den Kampf des Lebens, nicht mit unmännlichem Zurücksehnen nach der schlaffen Ruhe, sondern mit der Freude an unsern Kräften, am Kampfe selbst. Kraft verlangen wir von unsern Idealen, das Abenteuerliche und Hohle, die Geziertheit und lügnerische Attitüde der Selbstbespiegelung hassen wir als Schwäche. Gesundheit, d. h. Naturgemäßheit der menschlichen Verhältnisse verlangen wir; keine Helden, die Helden werden durch Beschämung durch Weiber, keine Helden, die sich an den Frauen anhalten; das Weib will den Mann achten. So wirrt und chaotisch unsre Bildung und Litteratur aussieht, ein Streben zur Natur und Gesundheit zurück ist allenthalben vorhanden, die Krankheit ist nur die Anstrengung der Natur, die Gesundheit herzustellen. Vorübergehend haben wir auch wohl die Krankheit liebgewonnen. — Nun begreife ich erst, was E. Devrient an meinen Massabäern gefiel, eigentlich am Judah, und was ihm in „Zwischen Himmel und Erde“ am Apollonius mißfiel. Ebenso, und eben darum, daß ich auf dem Wege der Massabäer fort-

gehen muß, von welchem ich in Himmel und Erde abgekommen bin, d. h. was die ideale Intention betrifft; denn natürlich von den Fehlern des Ganges muß ich mich um jeden Preis frei machen, dann muß ich konsequenter in meinen Intentionen sein, was mir nun, da ich zum Bewußtsein hindurchgedrungen, leichter werden muß. Denn eigentlich griff ein realistisches Gefühl in meinen bisherigen Arbeiten mehr meinem Bewußtsein vor, als daß es durchgängig von diesem bestimmt gewesen wäre. Den Mut, endlich nun erst zu sehen, was lange vor meinen Augen lag, hat mir doch erst J. Schmidts Zueignung seines Schillerbuches gegeben; er hat dadurch seine Ansprüche auf meine Dankbarkeit um ein Großes vermehrt. Dies Werk (Schiller und seine Zeitgenossen) hat mehrere große Verdienste; nächst der Ausmittlung der Stelle, die Schiller in der Literaturgeschichte gehört, ist es selber ein realistisches Kunstwerk. Es ist Schmidt gelungen, was Schiller selbst bei seinen tragischen Helden nicht gelang, oder was er absichtlich versäumte, vielleicht seiner Natur nach nicht vermochte, aus der historischen Person Schiller den Typus oder das realistische Ideal zu entwickeln, nicht ein absolutes in ihn hineinzutragen, wie Schillers Verehrer, der Manier ihres Dichters folgend, zu thun pflegen. Er hat Schillers Selbstaufbau aus unförmlichen und ungefügten Materialien biographisch nachgebaut, und so wird seine Gestalt erst imposant; dargestellt, wie Schiller an seinen immer höhern Zwecken wuchs. Dabei hat er das Ganze meist durch weise Auswahl aus des Dichters Werken und Briefen und ebenso durch weise Beschränkung seiner eignen That, die aber jedesmal den Nagel auf den Kopf trifft, zusammengesetzt. Wenn das Beispiel eines großen Mannes seiner Nation und Nachwelt wahrhaft zu gute kommen soll, ist es nur möglich, wenn sie es in so reinem Spiegel sieht, ohne falschen Nimbus.

Die idealistischen Verehrer Schillers gestehen eigentlich, daß er ihnen, wie er ist, noch nicht genügt; da sie sich bestreben, ihn nach seiner eignen Weise noch zu idealisieren. Ein Idealist ist eigentlich ein Mensch, dem die Wahrheit zu rein, zu farblos ist; sein charakteristisches Merkmal ist daher der Schmuck; er muß das Große und Schöne erst mit Glitter umhängen, wenn es ihm groß und schön erscheinen soll. Das Poetische ist ihm das Geschmückte; von Schmuck umhängt nimmt er die bare Prosa für Poesie; ungeschmückt scheint ihm die reinste Poesie Prosa. —

Verhältnis von Poesie und Leben

Die Dichter haben kein Recht, das Leben, wie es jetzt ist, zu schmähcn. Sie trennten die Poesie vom Leben, natürlich, daß das Leben keine Poesie mehr hatte — nämlich das, was sie abgetrennt Poesie nannten. Das sittliche Urtheil wurde zum ästhetischen; in der Poesie war das gebilligt, ja mit einer Glorie umgeben, was man im Leben erbärmlich, ja wohl geradezu schlecht nennen muß. Lieber gar keine Poesie, als eine, die uns die Freude am Leben nimmt, uns für das Leben unfruchtbar macht, die uns nicht stählt, sondern verweichlicht fürs Leben. Gerade wo das Leben, brav geführt, arm ist an Interesse, da soll die Poesie mit ihren Bildern es bereichern; sie soll uns nicht wie eine Fata Morgana Sehnsucht erregen wo anders hin, sondern soll ihre Rosen um die Pflicht winden, nicht uns aus dem Dürren in ein vorgepiegeltes Paradies locken, sondern das Dürre uns grün machen. Sie soll den Nutzen der Armut und Beschränktheit und die Gefahr des Glückes zeigen u. s. w. — Aristoteles nennt als Zweck der Tragödie Reinigung von Furcht und Mitleid, und ähnlicher Bewegung durch diese. Darunter versteht er wohl das, was man vollkommene

Fassung des Gemüths nennt; und so wäre der Zweck der ganzen tragischen Poesie, dem Menschen zu dieser Eigenschaft zu verhelfen. Überhaupt der Zweck der dem Leben zugewandten Kunst — Lebenskunst zu lehren; Selbstkenntnis durch Menschenkenntnis, Kenntniss des Lebens, d. i. des Weltlaufes; wer diese besitzt, wird auch jene Gemüthsfassung erringen. Die Shakespearische Tragödie erfüllt diesen Zweck vollkommen, und auch das unterscheidet sie von der revolutionären Kunst, die aus jener Fassung eine einseitige Aufregung gegen irgend ein Etwas, Tyrannei u. s. w. gemacht hat. Im Shakespearischen Drama wird ein Kampf mit einem selbstverschuldeten Leiden objektiv in dem Helden ausgefochten; der Dichter verhält sich unparteiisch; er steht auf der Seite der Sittlichkeit, und es ist ihm bloß darum zu thun, zu zeigen, wie ein Mensch, wenn er die Leidenschaft zu groß wachsen läßt, sich ins Verderben stürzt. Das neuere Drama ist revolutionär; es stellt sich auf die Seite einer Leidenschaft, und der Erfolg der Stücke rührt hauptsächlich daher, daß der Dichter selbst auf der Seite des Helden und seiner Leidenschaft ist und gegen die Verhältnisse kämpft; im Helden fällt endlich nicht die Schuld, sondern die Partei, die die Schuld hat; die Verhältnisse, die Situation siegen über den Helden, aber so, daß, während der Held fällt, der Dichter ihn an den Verhältnissen rächt; sodasß der Dichter eigentlich der Sieger ist. Das hängt genau mit der sogenannten Humanität zusammen, die die Ursache des Verderbens nicht mehr im Menschen selbst anerkennt, sondern im Zustande der Gesellschaft; mit der Sophistik der Weichlichkeit, der es wohlthut, die Schuld von sich hinweg auf etwas andres zu schieben. Nichts aber verträgt sich weniger als dies mit jener vollendeten Gemüthsfassung. Die meisten Stoffe des deutschen Dramas sind Justizmorde des Schicksals, und der Dichter ist der Anwalt der Opfer.

Das Publikum hat sich daran gewöhnt und will den geistreichen, tapfern Advokaten hören, es kämpft mit ihm gegen die Verhältnisse. Ein Beispiel die Emilia Galotti, der Erstling dieser revolutionären Richtung. Der Prinz hat die tragische Schuld, Odoardo und Emilia trifft die Katastrophe, nicht den Prinzen; sie büßen des Prinzen Schuld, nicht eine eigne. — Und so muß jetzt ein Autor, der einen Erfolg haben will, irgend ein äupres, sogenanntes Unrecht der Gesellschaft gegen den Einzelnen auffuchen, um es in seiner Tragödie zu bekämpfen. Und findet er keins, so muß er sich selbst eins machen. Da schnitz er denn wohl einen Drachen von Pappe mit rottuchner Zunge, dann zieht er die Rüstung goldner Phrasen an, an seinem Speere flattert die Fahne des Aufstandes gegen Bedrückung, und so sprengt er auf das Wildnis los und stößt ihm den tödlichen fünften Akt ins Herz. —

Allgemeine Kunstforderungen

Wenn wirklich die Produktion des Schönen und ihr Genuß Absicht und Zweck der Kunst ist, so muß dem Zuschauer auch vom Dichter die Ruhe gegönnt werden, die zum Bemerken und Genießen des Schönen nötig ist. Die Ruhe und Kühle, die innre Unbetheiligt-heit führt dazu. Eyrische Vertiefung, rhetorische Stelgerung, zu großer Wirklichkeitschein heben diese Ruhe und Kühle vor allem auf; man enthalte sich ihrer, sonst singt man einem etwas vor und hält ihm die Ohren dabei zu. — Die alten klassischen Komponisten entwickeln einen Gedanken so reich, sie sprechen ihn so beredt aus, lassen ihn ausschwellen und austlingen, sie reihen eine Menge besondrer Gedanken an einander; die neuern wissen oft keinen einzelnen zu verwerten, aber auch keinen werthbaren zu erfinden. — Man muß nur den Gedanken ein für allemal aufgeben, vollstän-

digste Illusion zu erzwingen. Die Schönheit existiert für Phantasie und Verstand; auf diese beiden Vermögen und ihre Befriedigung muß daher vor allem gedacht werden, wobei nur das Wahrheits- und das sittliche Gefühl nicht beleidigt werden darf, sondern im Gegentheil befriedigt werden muß. Unmittelbar wende man sich an keine andre Kraft im Menschen, als an diese beiden Agenten in Sachen der Kunst. Was beide, Phantasie und Verstand, zugleich befriedigt, das ist der bildliche Gedanke; jede Metapher ist ein solcher im kleinsten Raume; ganze Szenen, wenigstens Reden können ein ausgeführter, gegliederter bildlicher Gedanke sein, uneigentlicher Ausdruck in Aktion; und am Ende ist das ganze Stück nur eine große, reichgegliederte Metapher, der Gehalt, der Gedanke in ein Faktum eingekleidet, das gegenwärtig vor unsern Augen sich entwickelt; der bildliche Körper des Gedankens des Stückes. Die Natürlichkeit und Wirklichkeit darf nie so weit getrieben werden, daß wir sie nicht mehr mit dem klaren Bewußtsein anschauen, sie sei nur Nachahmung. — Die Disposition des Verstandes aber im Geiste poetischer Behandlung muß durch Phantasie emanzipiert werden; ein Ausbrüten des Verstandeseies durch die Phantasie; ein allmähliches Herauslecken des Bären. — Die nackte Sprache des Verstandes ist so wenig zu dulden, als die nackte Sprache der Empfindung. — Wenn sich nicht jede Suite und jedes Stück Vorgang genugsam eintieft, so wird einem schwindlig, und das Ganze gleicht einem phantastischen Traume. — Um ungebrochne Verse und damit Fluß und Geschmeidigkeit zu gewinnen, ein Analogon des gleichmäßigen, schaukelnden poetischen Flusses, braucht Shakespeare Dehn- und Füllworte, namentlich Epitheta, selbst Tautologien, wie „unser Blut und Rang“ u. s. w. Der gleichen giebt dann dem Ausdrucke auch Würde, Breite, Nachdruck und Wucht, Fülle, hilft ungemein zur Klar-

heit und giebt dabei zuweilen den Schein prägnanter Gedrängtheit. Und ich glaube, hier ist ein Hauptmittel der Kühle und Ruhe, der objektiven Repräsentation bei Nachdruck und Kraft; dessen, was ich gewöhnlich das Unlyrische, Nichttinnerliche zu nennen pflege. So wird eine gedrängte Disposition künstlerisch ausgeführt. So ist z. B. die Expositionszone des Lear eine repräsentierend breite, plastische, gedankenreiche, nach- und ausdrucksvolle, mehr oder weniger emphatische, metrisierte Prosa. Ein Muster ruhiger Steigerung ist das Gespräch Lears mit Kent, das mit dessen Verbannung endet, und zwischen dessen Anfang und Fortgang als Parenthese eine Rede an die Schwiegersöhne die Übertragung enthaltend eingeschoben ist. Der Fortgang hat nun gleichsam eine dialogische Motivierung. — Im Lear ist nichts, als die großen unzerspaltnen Naturmotive, die größten Formen der Pietät und Impietät. Nichts ist herein- geborgt, aber auch nichts, was in dem einfach großen Verhältnisse liegt, ist blind geblieben. Keine Maschinerie, als der einfache, große Idealkausalenus. Die Hauptsache immer dabei die Kritik des psychologisch-ethischen Charaktertypus, d. h. die Beleuchtung und Beurteilung sowohl des Guten, Schönen und Vorteilhaften, als des Übeln, Unschönen und Gefährlichen desselben, die Fabel ein ethisches Muster und Warnungsbild zugleich. —

Schelling über Kunst und Natur

Schellings Grundgedanke — in der „Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“ —, daß das in der Natur in der That Seiende, der im Innern der Dinge wirksame, durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder lebende Naturgeist vom Künstler darzustellen sei u. s. w. — auf die Kunst-

technik gewendet, heißt: Der Künstler soll vor allem das Ganze, d. h. was das Werk zu einem Ganzen, zu einem organischen Zusammenhange von Mitteln durch den überall gegenwärtigen Gedanken des Eigenszweckes macht, vor Augen haben und das Einzelne danach entwerfen und ausführen; also von der Natur des Einzelnen nur das behalten, was es auf das Ganze bezieht. Das Einzelne soll seine Beglaubigung und Rechtfertigung aus dem Ganzen nehmen, keine Beglaubigung, keine Illusion für sich ansprechen. Die Natur des Werkes soll im Ganzen liegen, nicht im Einzelnen. Das Exempel, welches mir immer wieder vor Augen kommt, die Tizianische Venus; kein Zoll Fleisch daran ist wahr und macht die Wirkung empirischer Wahrheit, aber das Ganze ist wahr, d. h. ideale Wahrheit. Nicht die Notwendigkeit der einzelnen Teile, sondern die Notwendigkeit ihrer Zusammenordnung und Zusammenstimmung zu einem Ganzen überzeugt, d. h. ein künstlerisches Werk darf nicht den unmittelbaren Sinn überzeugen wollen, sondern die Phantasie. Ersteres kann ihm nicht gelingen; und gelänge es ihm, so würde es die Phantasie nicht überzeugen können, weil der Sinn auf Einzelnes geht u. s. w. — Fasse zusammen, und du wirst überzeugen; denn die Überzeugung durch Phantasie und Gemüt ist etwas ganz andres, als die Überzeugung durch den Verstand. Die Anstrengung zu letzterm ist der Tod der Kunst. — Phantasie und Gefühl sind die Faktoren alles Glaubens; der Verstand ist der Vater des Zweifels; zwar wird er dadurch Großvater der Überzeugung, aber dies ist ein Prozeß, auf welchen wegen seiner Weitschweifigkeit das Drama besonders sich nirgends einlassen kann. So hebt das im Einzelnen Nachweisenwollen der Zureichendheit eines Motives die Täuschung auf und kann doch nie bis zur Überzeugung getrieben werden. So giebt das Ganze eines vollendeten Dramas wesentlich nichts andres, als was sein

einfachster Kern gab; die Absicht desselben ist nur, dem Eindrucke des Kernes nicht eine andre Richtung, nicht eine fremde Beimischung, nur die äußerst mögliche Fülle und Tiefe zu geben. Die großartige Wahrheit des Ganzen muß das Einzelne wahr machen, nicht die Wahrheit des Einzelnen ist es, die von der Wahrheit des Ganzen überzeugt. — „Geist, der Natur scheint,“ so hat Kant den Genius definiert. Er hat das abstrahiert aus Geisteswerken, die Naturwerke zu sein scheinen, und vom Werke auf die Kraft geschlossen, die es hervorbrachte. Shakespeare ist immer in Folge solchen Schlusses als ein solcher Genius angesehen worden. Wie paßt dazu sein eigen Wort:

— und deine Dichtung!

Ha, fliehet dein Vers nicht hin so glatt und zart,
Daß deine Kunst natürlich wieder wird!

Er — Timon hier — will sagen: Du bist der größte Dichter Athens; deine Kunst so groß, daß sie nicht mehr als Kunst, daß sie als Natur erscheint, daß deine Kunst natürlich wieder wird — nicht, daß Natur in dir, die bloße Natur Dinge hervorbringt, die wie durch Kunst entstanden scheinen. Und das lehrt Kant sagen. In der That aber ist die sentimentale Poesie, die man der naiven Poesie oft und gewöhnlich so entgegensetzt, als sei sie mehr Sache des bewußten und die naive mehr des unbewußten Kunstvermögens, vielmehr eben das Symptom des auf dem halben Wege zum vollen bewußten Verständnis des Kunstmäßigen stehen gebliebenen Geistes. Und wird der naive Poet geboren, so heißt das nicht, in ihm wird ein unbewußtes Vermögen, das zugleich Unvermögen ist, zum klaren Bewußtsein durchzubringen geboren; nein, im Gegenteil, so heißt es: in ihm wird das Vermögen der höchstmöglichen Klarheit und damit die Leichtigkeit geboren, zu dieser Klarheit hindurchzubringen, d. h. nicht bloß zur Klarheit einer Erfordernis, einer der Kräfte, die

zusammen den Poeten machen, sondern aller, d. h. zugleich zur Verhältnismäßigkeit aller. Denn der Poet ist ein Macher, ein Könner, was den Wiffer einschließt; aber der sentimentale ist mehr ein bloßer Wiffer, ein Denker, als ein Dichter, Macher. Das Können ist nicht im einfachen Nichtwissen, sondern das Können ist wiederum in Instinkt verwandeltes Wissen. So vergißt gewöhnlich Schiller, sowie er als Dramatiker in seinen Ideenschwung gerät, daß er im Denken zugleich dichten, d. h. gestalten muß, d. h. er hat Klarheit und Bewußtsein genug zu denken, aber nicht genug, in der Seele eines gewissen Menschen zu denken, der nicht er ist. Zu den Erfordernissen des Künstlers gehört die große Selbstverleugnung, die persönliche Bescheidenheit, die in ihrem Werke verschwindet, von der die Gottheit selbst überall Beispiele, oder vielmehr von deren Gegenteil sie nie ein Beispiel giebt. Der Mangel dieses Erfordernisses ist, wie alles Schlimme in der Welt, zunächst eben nur ein Mangel an der vollen Bewußtheit. Wie Schiller seinen Aufsatz über die naive und sentimentale Dichtung schrieb, machte er aus der Unvollkommenheit eine Vollkommenheit andrer Art. Die Sache war die: in seinen ersten Werken war, was er mußte, bis zum Können gediehen; das Wissen war mangelhaft, und darum mußte es auch das Können werden. Nun war sein Wissen durch Studien ungemein gewachsen; dieser Zuwachs mußte nun zum Können werden, und was davon seiner Natur nach nicht dazu werden konnte, das mußte er fallen lassen. Er zweifelte an der Kraft, diesen Prozeß noch in sich zu vollziehen, auf der andern Seite erlaubte auch nicht seine materielle Lage, die nötige Zeit daran zu wenden; so stellte er denn das Halbfertige als eine Art des Ganzfertigen dar. Jenen Prozeß hatte Goethe einmal im ganzen und großen in sich durchgemacht und machte ihn im kleinen noch immer durch; wenn das Wissen immer

zunimmt, muß der Prozeß fort dauern — gleichsam eine poetische Verdauung und Ernährung —, er nennt ihn, wo er davon spricht, das „Zerschlagen der Selbstbespiegelung.“ Jeder Mensch muß, um ein fertiger Mensch zu werden, ihn durchmachen; je größer die Naturanlage, desto stärker, gewaltiger der Prozeß; wenn man genauer zusieht, wird man die Parteilung zwischen Schiller und Goethe daraus begreifen; je weniger der Mensch in sich selber fertig, je weniger hat er Sinn für das Fertige im andern. Die Menschen, die noch am wenigsten von den Schlacken der Selbstbespiegelung gereinigt sind, zieht die Sympathie zu der verwandten Unfertigkeit in sich selbst; daher ist es meist die Jugend, die für Schiller schwärmt, die Fertigen zieht es zu Goethe; das vollkommne Verständnis Shakespeares setzt noch mehr voraus; denn in ihm ist von jenen Schlacken, die in Goethe noch zeitweilig erscheinen, gar keine Spur mehr. —

Kunstideal

Die eigentliche Bestimmung einer Kunst kann nur das sein, was sie ohne Beihilfe einer andern hervorbringen kann. Das ist in der plastischen Kunst die körperliche Schönheit. Die höchste körperliche Schönheit existiert nur im Menschen, und auch in diesem nur vermöge des Ideales. Das Ideal der körperlichen Schönheit liegt hauptsächlich in der Form, wohl auch in der Karnation und im permanenten Ausdrucke. Das Ideal in der Poesie muß nun Ideal der Handlungen sein, nicht Ideal moralischer Wesen, denn es würde Übertreibung sein, von dem Dichter vollkommen moralische Wesen zu verlangen.

Stufenfolge der Künste

In der Stufenfolge der Künste des Raumes, der bildenden Künste, ist ein Hinstreben zu möglichster Be-

seelung, in der der Künste der Zeit ein Hinstreben nach immer stärkerer Verleiblichung; beide treffen in der dramatischen Kunst als in dem höchsten jenem ihren Streben erreichbaren Punkte zusammen. Baukunst, Skulptur, Malerei — Drama — Epik, Lyrik, Musik. Die bildenden Künste geben den Leib, zu welchem wir die Seele selbstthätig hinzuthun müssen, die Zeitkünste geben die Seele, zu der wir den Leib ergänzen müssen; die dramatische Kunst giebt einen beseelten Leib, eine verleiblichte Seele, Gestalt und Bewegung, Sein und Leben zugleich. —

Technik des Malers, Musikers und Dramatikers

Fast die ganze malerische höhere Technik kann in die dramatische Poesie herübergenommen werden. Die Gruppe mit ihrer Totalwirkung, Mittelperspektive (Linienperspektive), die Haltung. Der Held vorn mit weichen Konturen und reichem Detail, die übrigen Figuren, je weiter zurücktretend, desto schärfer umrissen und weniger detailliert (Luftperspektive). Die Zeichnung der Charaktere. Hier außer der Korrektheit, der Stil, der Ausdruck, Klarheit der Anordnung der Gruppe. Daß die Gestalten sich möglichst wenig decken, und man nicht die Gestalt in ihren Gliedern zusammensuchen muß. Modellieren, die Rundung und das Heraus-treten der Gestalten und Glieder. — Pastoser Farben-auftrag hilft zur Modellierung, der breite Pinsel zum Stile. Die Stimmung gehört der Malerei und Poesie gemeinschaftlich. — Die Malerei muß die Häßlichkeit des Momentes vermeiden, weil sie nur einen Moment darstellen kann, weil der dargestellte eine Moment ihr Ganzes, das schön sein soll, ausmacht. Das Drama braucht die Dissonanz nicht zu vermeiden, weil es dieselbe auflösen kann; wer nur einen Akkord anschlagen kann, wie die Malerei, muß einen konsonierenden an-

schlagen. — Was an der malerischen Technik dann noch fehlt, das kann aus der polyphonen der Musik entlehnt werden. Der Kontrapunkt der Charaktere, der doppelte Kontrapunkt, die Fuge der Handlung, der Fluß, Rhythmus, Dynamik, Harmonik, Melodik. — Nun kommt zur Dramatik noch ein Element hinzu. Sie verlangt den Schauspieler. Sie geht also noch eine Synthesis ein. Wahres Gesetz der dramatischen Kunst wird die innigste Durchbringung des Poetischen und Theatralischen sein, so innig, daß beide ihre Eigenheit verlieren, und das Poetische zugleich das Schauspielerische, das Theatralische zugleich das Poetische wird.

Reinhaltung der Kunstgattungen

— Der Dilettantismus verwischt die Grenzen. Das Drama der Zukunft ist eine Ausgeburt des Dilettantismus, der mehrere Künste, aber keine gründlich zu treiben gelernt hat, und da er in keiner einzelnen Vollkommenes zu leisten vermag, nun seine Vielseitigkeit auf Kosten der Künste selbst ausbeuten will. Das haben die meisten Bestrebungen der Gegenwart gemein, daß die Einseitigkeit sich zum Gesetze machen will, die Schwäche, die man nicht zu überwinden weiß, und nicht eingestehen will, zur Tugend. Man sehe nur die Vorreden neuester Dichter zu ihren eignen Werken. R. Wagner hat die Geschicklichkeit nicht errungen, musikalische Gedanken musikalisch zu verarbeiten. Um diesen Mangel, der bei einer Symphonie unfehlbar zu Tage kommen müßte, nicht eingestehen zu müssen, leugnet er lieber die Berechtigung der Symphonie (der Instrumentalmusik). Aber auch die Oper braucht jene Kunst, wenn sie ein wahres Drama, d. i. Entwicklung ist. Er braucht eine ganz besondere Art von Operntext, wenn er seine Stärken geltend machen und seine Schwächen verbergen will. Das mag ihm gestattet sein; aber seine dilettan-

tische Beschäftigung mit Poesie hat ihn nun befähigt, sich einen solchen zu schreiben. Um nun nicht vielleicht sich selber eingestehen zu müssen, daß dies ein Behelf bloß zum besten seines eignen eingeschränkten Talentes ist, stellt er ihn als Norm, als den Operntext überhaupt hin. Die Eitelkeit bleibt dabei nicht stehen, und so avanciert der Operntext, der für seine individuelle Begabung der beste, zum Musteroperntext, dieser zum Drama, dieses zum Musterdrama u. s. w. Das Kunstwerk der Zukunft ist nichts als ein ungeheurer Zopf der Gegenwart. — — Künstlerischer Charlatanismus unsrer Tage. — Der Dilettantismus der Zeit zeigt sich aber auch in der Malerei. Nicht mehr ist's der musikalische oder der malerische Gedanke, den beide Künste verarbeiten wollen, sondern der poetische. — In die dramatische Poesie mischt sich die Speculation. Im Drama hat man die Durchbringung von Lyrik, Epik und Didaktik aufgehoben, aus einer Darstellungskunst eine schöne Redekunst gemacht, das Schauspielerische durch das Deklamatorische verdrängt. — Ein Maler, der poetische Gedanken auf der Leinwand verwirklichen will, ist wie einer, der deutsch dächte, indem er französisch schriebe oder spräche. Der Maler soll malerische Gedanken ausführen. Ferner soll der Maler historienmalerische Gedanken nicht genremäßig ausführen, nicht in Landschaftsartweise. — Ob, daß die Maler jetzt poetische Ideen verwirklichen wollen, nicht davon abhängt, daß im Publikum eben der spezifisch malerische Sinn erstorben; sie sind nun doppelt dazu gedrängt, weil sie fürs Publikum schaffen müssen, und weil sie als Teil des Publikums selbst unter den Gesetzen und Bedingungen der Zeit stehen. —

Lyriker, Epiker und Dramatiker

Der Lyriker singt sich und für sich, d. h. ihm selbst, wie der ein Gesangbuchslied in der Kirche singende;

selbst in Gesellschaftsliedern ist dies der Fall. Der Epiker erzählt, das fordert ein Publikum; es sind hier schon zwei Faktoren, Erzähler und Publikum. Der eine, der Erzähler, ist das Medium, durch welches die Handlungen dem Publikum vermittelt werden. Als vermittelt haben die Empfindungen schon eine Abgekühltheit. Das Drama hat zum Medium die dargestellten Personen der Handlung, hinter welchen der Dichter verschwindet. Es hat drei Faktoren. — Eigentlich müßten die Schauspieler selbst die Dichter ihrer Rollen und so des Stückes sein, und zwar in dem Augenblicke der Darstellung. Die *comedia dell'arte* ist eigentlich der Ausgangspunkt. So muß der Dichter auch die Sache angreifen; er muß sich, wie die Rede von einer Person zur andern übergeht, in die verschiedenen Schauspieler, und mit jedem sich in die dargestellte Person versetzen. Nicht unmittelbar in die dargestellte Person, weil nicht diese dargestellten Personen selbst das Stück spielen; es würde dies nur eine andre Art epischer und lyrischer Dichtung werden, aus diesen beiden zusammengesetzt, und nicht für die äußre Bühne, sondern für den innern Sinn gedichtet; denn mit den wirklichen Personen käme auch ihre wirkliche Umgebung, wie der Epiker sie schildert und allein schildern kann, in Betracht. Es sind also nur eine gewisse Anzahl eigentlicher Darstellungsmittel vorhanden, auch bloß andeutende, von Volksmassen, Gefolge, Soldaten u. s. w., mit denen operiert werden, die der Dichter genau kennen muß. Da nun ohne alle Täuschung das Ganze ein Beginnen ohne Zweck wäre, so muß der Dichter auch die Künste der Täuschung verstehen, durch welche es einem Menschen gelingen kann, mittelst seiner eignen Persönlichkeit eine gedachte Persönlichkeit darzustellen. Mit andern Worten, er muß den betreffenden dramatischen Menschen aus dem Schauspieler und aus dessen Kunst herausdichten; da der Schauspieler nicht zum

Dichter werden kann, muß der Dichter zum Schauspieler werden. Es versteht sich von selbst, daß vom Schauspieler hier nur als vom Künstler die Rede sein kann, daß alle Komödianterei, d. h. alles Thun des Darstellers, welches nicht aus dem Wesen seiner Rolle hervorgeht, abzuweisen ist. Aber den ähnlichen Fehler d. h. das Rhetorische u. s. w., und selbst, was poetische Schönheit an sich wäre, aber an unrechter Stelle stände, überhaupt sich von dem dramatischen Zwecke loslöste, das muß auch der Dichter sich versagen. Die dramatische Kunst ist ein Ergebnis der gegenseitigen innigsten Durchdringung der beiden Künste, der Poesie und der Schauspielkunst; sie verlangt daher vom Dichter wie vom Schauspieler, Selbstentäußerung, Hingebung an die gemeinsame Aufgabe. Der Dichter darf nicht so eitel sein, auf Kosten des Schauspielers, dieser nicht, auf Kosten des Dichters glänzen zu wollen. In diesem Punkte besonders müssen wir vor dem Muster unsrer großen Dichter uns hüten, die nur zu oft den Schauspieler zum bloßen Deklamator und Rhapsoden herabwürdigten. Dadurch wurde der dramatische Sinn des Publikums verdorben, die Schauspielkunst dem Verfall entgegengeführt, der fast unabwendbar wurde, als die Schauspieler sich in die Verkehrtheit fanden, vergnügt mit dem Erfolge, der ihrer Kunst nicht mehr gehörte, und ihre eigentliche Aufgabe darüber vergaßen. Und wie gewöhnlich das eine Unrecht einer Seite das der andern zur Folge hat, so geschah es auch hier. Als der schauspielerische Trieb in den Schauspielern reagierte, den sie in den Gedichten der Dichter nicht befriedigen konnten, schufen sie sich selbst welche und regten andre an, ihnen welche zu schaffen, in denen, da man die eigentliche Aufgabe des dramatischen Dichters an jenen Mustern immer mehr verkennen lernte und den Weg, sie zu lösen, verloren hatte, — nur der Schauspieler allein herrschte und der Dichter nur das

notwendige Übel schien, dem man sich entzog, so sehr man konnte. Die Poesie war nun im Schauspieler keine Kunst mehr, nur eine Kunstfertigkeit, aber die Schauspielkunst auch nichts besseres. — In neuerer Zeit haben einige Dichter wiederum den rechten Weg gesucht; auch an Schauspielern fehlt es wohl nicht, die ihrerseits Bedürfnis nach der wahren dramatischen Kunst fühlen; auch im Publikum zeigen sich Spuren der Sehnsucht nach dem wahren Drama. Aber all das ist zu vereinzelt; wir sehen gute Muster, Shakespeare und Lessing, aber wir sehen der falschen von beiden Seiten der Ausartung weit mehr. Dem Dichter, der dramatisch schaffen möchte, fehlt der Schauspieler, dem Schauspieler der Dichter, beiden das Publikum. Ist zu hoffen, daß eins dem andern erstärke und das andre den Mut behalte, auf dem Wege — es ist ja erst der Weg zu der Stelle zurück, von der wiederum ausgegangen werden muß! — fortzugehen, bis der andre erstarkt? Die Intendanten beginnen ihre Aufgabe rein vom Geldstandpunkte aus anzusehen. Die Stücke werden am häufigsten gegeben, die Schauspieler am meisten ausgezeichnet, die am meisten einbringen — ähnlich wie die Pferde eines Kunstreiterprinzipals —, und die Schauspieler bringen am meisten ein, die dem verkehrten Geschmacke des Publikums am meisten entgegenkommen. —

Die poetische Empfindung

Weder soll der Dichter die Gefühle der gemeinen Wirklichkeit in ihrer eignen Gestalt geben, noch soll er im Zuschauer Gefühle der gemeinen Wirklichkeit erregen, sondern poetisch erhöhte Gefühle, die er nicht als Last und Pein, sondern als Vergnügen, als Lust empfindet, die er sich gerne zurückruft. Alle Faktoren der gemeinen Wirklichkeit müssen in Faktoren poetischer,

künstlerischer Wirklichkeit umgesetzt werden, ehe sie zum poetischen Gebrauche kommen. Die Fabel muß eine poetische, die Charaktere müssen poetische, die Motive, Dialog und Sprache müssen poetische werden. Das Unmittelbarwirkende, Stoffartige muß hinwegfallen; wir haben es auf dem Theater nicht mit den wirklichen Dingen zu thun, sondern mit ihrem gereinigten, geschlossenen poetischen Bilde. Alles völlig abgelöst von der gemeinen Wirklichkeit, aber wiederum in eine Wirklichkeit verwandelt. Das Ganze stilisiert, ohne von der Nachahmung der Wirklichkeit in der That abzugehen. Schöne, geistgeschwängerte Wirklichkeit. —

Dichterische Objektivität

Freilich kann der Dichter nichts geben, als sich selbst, d. h. wie der dargestellte Charakter in dem dargestellten Zustande eine Modifikation seines eignen Wesens und dadurch seines eignen sympathetisch erregten Zustandes ist. Die Objektivität des Dichters kann nur in der Form der Darstellung liegen. Was er als Mensch an sich selbst erlebt, stellt er als Poet, als außer ihm existierend dar. Ist er ein wirklicher Dichter, so wird sein leidender Zustand schon kein Abbild gemeiner Wirklichkeit sein; er wird bei der Darstellung wenig thun müssen, ihn völlig in Poesie zu verwandeln. Am besten, er fixiert nur die Empfindungen und leiht ihnen dann poetisch-bewußte Gedanken, vom Geist getränkte Vorstellungen der produktiven Phantasie, als Körper, d. h. er giebt ihnen einen uneigentlichen Ausdruck; er setzt ein entsprechendes Bild für die Empfindung. Soll eine Glut dargestellt werden, so kann der Dichter freilich nur das Spiegelbild seiner eignen geben; die Seele ist glühend, aber die Hand fest und kühl. Er veräußert die Symptome der Empfin-

dung, die er an sich wahrnahm, und stellt sie in der Form seines Mediums, der Sprache dar; das Schnappen nach Luft, den Krampf des Herzens u. s. w. Schon diese Darstellung der äußern Zeichen objektiviert, denn im Augenblicke des Empfindens weiß die Seele von diesen äußern Zeichen nichts. Bei einer Rede des Zornes denke der Dichter hauptsächlich daran, daß er diesen Zorn durch das Medium eines zornigen Menschen darzustellen habe. Nicht die Materie des Zornes, sondern seine Form, seine äußere Erscheinung hat er zu geben. Der naive Dichter zeigt sich durch seine scheinbare Absichtslosigkeit objektiv, indem er die Wirkung dadurch zu erreichen sucht, daß er ihr auszuweichen, daß ihm wenigstens nichts an ihr gelegen zu sein scheint. Die Blumen in einem abgelegnen Gründchen machen uns den Eindruck von Naivität und Objektivität, weil sie ihre Schönheit nicht für den Betrachter ausgelegt zu haben scheinen; das giebt überhaupt der einsamen Natur diesen Wunderreiz. Wie hat sie diese Blumen wunderbar ausgezack't, mit welcher Liebe modelliert, mit welcher Hingabe das Ganze in Form und Farbe durchgebildet, die vielleicht kein Mensch sieht; welche wunderbare Klänge hat sie dem kleinen einsamen Vogel in die Kehle gelegt, den vielleicht keiner hört! Und wird der kleine Sänger während seines Liedes einen Horcher gewahr, so steigert er seine Mühe nicht gefallsüchtig, nein! er fliegt scheu davon und sucht sich eine Stelle aus, wo ihn niemand hören kann; dort faßt er alle Kraft seiner kleinen Brust zusammen zu einem Liede, das sich selber gilt. Dagegen sieht man, wie der sentimentale Dichter alles aufbietet, um sich selbst bemerkbar zu machen, wie er den Gegenstand, der ihm den Beschauer verdecken könnte, beseitigt, um nun alle seine Reize spielen zu lassen, zu zeigen, wie schön er fühle, welchen Geist er habe; und so wird ihm sein geliebtes, von

ihm selbst bewundertes Ich zum Medium; er sagt: seht, der Gegenstand scheint euch schön, weil ich, der Schöne, des Gemeinen Spiegel bin. Seht doch genau her; das Ding ist gemein, das Schöne bin ich selbst. Im naiven Dichter ist die echte Naturfrömmigkeit; er singt wie der Einzelne in der Kirche für sich mit; der sentimentale Dichter ist wie der Solist in der Kirchenmusik. Jener betet zu dem Schönen, das rings um ihn in der Natur ist, dieser zu sich selbst. Der naive Dichter singt, wie der Vogel singt, der sentimentale wie ein Konzertsänger; der eine aus innerm Triebe, der andre, um bewundert zu sein. Auch wo er naiv erscheint, hat er diese Absicht. Das ist der Unterschied von Schillers und Goethes naiven Stellen; der eine geht in seiner natürlichen Gestalt, der andre kleidet sich auch einmal recht einfach. Der naive Dichter braucht nun eigentlich das Naive selbst gar nicht darzustellen, seine Darstellung an sich giebt den dargestellten Gegenständen Naivität. So werden die Gestalten des sentimentalischen Dichters immer etwas von seiner eignen Gefallsucht haben oder zu haben scheinen. Er sucht alles Schöne zusammen, um dem Publikum zu sagen: Das bin ich. Wer bei sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Anteil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern imstande ist, der wird diesen Eindruck selbst bei sehr pathetischen Gegenständen immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bei sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend sein. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objectes in unsrer Einbildungskraft erfreuen und auch weiter nichts als diese suchen, bei sentimentalischen dagegen die Vorstellungen mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben und also immer zwischen zwei verschiedenen Zuständen ins Schwanken geraten.

Dieses Schwanke werden wir bei jedem Gedichte empfinden, dem Geschlossenheit und poetische Wahrheit abgeht. Wie ist immer Gegenstand im Liebesgespräche in der Mondnacht, in Romeo und Julia, immer Darstellung der Gestalten und der Leidenschaft, wie alles nur sinnlicher Vorgang, Typus! — Der Dichter muß freilich reflektieren; er kann ohne Gerüste nicht bauen, aber der wahre entfernt das Gerüst, sowie der Bau fertig ist, und sucht jede Spur davon zu verwischen. Wer aber mehr Denker ist als Dichter, bei dem wird leicht das Denkergerüst den Dichterbau an Wert übertreffen; ihm ist es nicht zu verdenken, wenn er es stehen läßt, da ohnehin sein Dichterbau allein ein kahles Ansehen haben müßte. Der wahre Dichter giebt bloß Dargestelltes, bloß den Bau, der sentimentale giebt die Materialien, Risse u. s. w. mit dazu. Nichts steht dem Künstlerischen so schroff entgegen als das Künstliche. —

Die Flucht vor dem Trivialen

Wir Neuern ergreifen jede Gelegenheit, zu frappieren; wir scheinen Charaktere nur zu geben, um zu frappieren, wenn diese das Gegentheil von dem thun, was der Zuschauer erwartet. Hebbel hat diese Flucht vor dem Trivialen am weitesten getrieben, er sucht mit jedem Worte zu frappieren. Das muß wohl wirken, aber alle Wirkungen, die etwas von Überraschung in sich haben, sind bedenklich. Der Reiz des Überraschenden darin stumpft sich bald ab, und es bleibt nur das Absonderliche, Unvermittelte; und dies stört, wenn es nackt ist. Es stört eigentlich auch, wenn es mit jenem Reize gepaart ist; aber der angenehme Mischteil ist überwiegend, solange jener Reiz neu ist, und so hat die Störung solange etwas Angenehmes. Diese Flucht vor dem Trivialen ist eigentlich das Grundwesen der

Romantif. Daher das Jagen nach immer neuen Empfindungsweisen. Schiller hat im Grunde viel Triviales, dies suchte er durch Geist zu balancieren; der Einstimmung des Zuschauerherzens war er gewiß. Goethe suchte es durch starkes Individualisieren und Gemütsinnigkeit zu besiegen. Goethe wie Shakespeare vollziehen die Erhebung des Trivialen, Natürlichen durch die Form, in die sie unendlichen Gehalt legten. Bei Schiller geht die Bemühung, durch Reflexionsgehalt das Natürliche zu „veredeln, es der Würde der Menschheit näher zu bringen,“ oft bis zum Überspannten, ja bis zum Kausche und so zum Unnatürlichen, er macht den wahren Stoff durch die Form wieder unwahr. Er wendet Philosophie und Iyrischen, rhetorischen Schwung zugleich an. Aber das unterscheidet ihn von den Romantifern, daß er im ganzen und großen seines Objectes selbst der Natur folgte, wenigstens der subjektiven. — Im Timon Shakespeares ist einmal der Ausdruck „die Kunst, die wieder Natur wird.“ Dies ist die wahre Kunst. Unendlicher Gehalt, genau bestimmte Wirkung, ideale Geschlossenheit, Einheit in der Form der Natur. — Der naive Dichter macht seinen Stoff (im einzelnen) durch die Form vergessen; der sentimentale Dichter verläßt den Stoff und schwelgt in leerer Form.

Nachahmung

Die Poesie gründet sich auf Nachahmung. Aber sie ahmt nur das Wesentliche nach, sie wirft das Zufällige weg. Sie ahmt den Weltlauf nach, wenn sie erfindet, aber in ihm eben nur das Wesentliche, dasjenige, was sich jederzeit als wesentliches Zubehör ausweist. Ihr Hauptaugenmerk geht darauf, durch Geschlossenheit dem, was sie aus dem Ganzen des Weltlaufes nimmt, das Gepräge eines Ganzen für sich zu

geben, den Kreis abzuschließen. Ein solches typisches Zubehör ist Schuld und Strafe, Charakter und Schicksal als Folge seines Thuns. Es zeigt uns Charakterformen verkörpert, die uns aus der Erfahrung bekannt sind. Es sind Menschen, wie wir selbst, in denen nach Hinwegnahme des Zufälligen ebenfalls einer jener Typen erscheint. Findet nun der Dichter in der Geschichte oder in seiner Erfahrung ein faktisches Zubehör von Schuld und Leiden, das ihn ergreift, und das auch andre zu ergreifen verspricht, so ist dies ein tragischer Stoff. Oft ruft uns nach den Gesetzen der Assoziation ein einziger vom Dichter fruchtbar gewählter Zug — als Teilvorstellung — ein ganzes Zubehör von Zügen — eine Totalvorstellung eines vollständigen typischen Charakters ins Gedächtnis, und wir selbst müssen ex ungue leonem ergänzen.

Die poetische Wahrheit analog dem Bilde der Erinnerung

Eine Hilfe zur idealen, der Wahrheit nur angenäherten Darstellung ist in Stoffen aus älterer Zeit, mit denen man nach dem Gesetze der Erinnerung verfährt, sie konzentriert und die feinern Züge fallen läßt. Wie geht die Erinnerung zu Werke? Einer denkt z. B. an Jugendliebe und ihr Schicksal; dann wird die Erinnerung eine dichterische Abstraktion vornehmen, alles Vorher und Nachher, alles, was zugleich mitspielte, aber nicht eingriff, weglassen; die Personen, die mit in den Handel selbst verflochten waren, werden von der Erinnerung nur an der Seite erhellt sein, die mitthätig den beiden Helden zugewandt war; das volle Licht der Aufmerksamkeit wird auf die beiden Hauptpersonen, auf den sich Erinnernden und seine damalige Geliebte fallen. Wie die Erinnerung nun vom gleichgiltigen Neben der Gruppe, so wird sie auch

von den Zeitspatien zwischen den einzelnen Szenen abstrahieren, sie wird stetig von Ursache zur Wirkung gehen, seien sie auch in der Zeit noch so weit auseinander, hier schließen sie eine Kette; wie die einzelnen Szenen interessanter für die Erinnerung sind, um so länger wird sie verhältnismäßig bei ihnen verweilen und sie ausmalen, je weniger interessant, desto schneller wird sie darüber hinweggehen; sie wird dem besonders Anziehenden zueilen, vor dem Abstoßenden zurückweichend zögern. Die Beziehungen, die der darin lebende übersah, vom Moment hingerissen, werden ihm nun heraustreten, Rat und Lehre sich daran knüpfen, da das Ganze übersehbar ist und zugleich vor ihm liegt, der damals ein bewußtloser Raub des Augenblickes war. Seinem moralischen Gefühle wird der Punkt sich einprägen, aus dem das Schicksal wie aus einem Keime hervorstach, von derselben Leidenschaft begossen, aus der der Punkt entsprungen war. Was ihn damals in den Himmel erhob, was ihn vernichtete, ist nun durch die Fassung der Zeit, durch die Übersicht des Ganzen gemildert und verklärt. Im Anfange des durch die Erinnerung neuheraufgerufenen ist das Ende, das Gefühl des Ausganges, am Ende der Anfang — die Schuld — ideal gegenwärtig. Er wird nun in die andern Charaktere und ihre Motive hineinsehen, die ihn damals irrten, oder für die er keinen Blick hatte in der Blendung und Verdunklung des geistigen Auges durch die gegenwärtige Leidenschaft, die er nun als eine vergangne in ihren Wendungen vor sich sieht, mit Anfang und Ende, erkennend, was er damals nicht erkannte, wo sie ihn zum Schaden forttrieb, wo sie ihn zum Heile zurückhielt. Auch der Haß ist milder, und die damals Gehassten und halb absichtlich oder noch schlimmer Verkannten stehen nun in ihrer wahren Gestalt vor ihm. Er begreift alles, so fremd es seinem jetzigen Menschen ist. —

Episches, lyrisches und dramatisches Talent

Die Bedingung alles poetischen Schaffens ist eine erhöhte Stimmung. Wenn der Gegenstand sich nicht völlig von der Stimmung loslösen, sie zum bloßen Hintergrunde und Beleuchtung machen kann, dann wird die Konzeption lyrisch. Der geringere Grad von Lebendigkeit der Phantasie, der ihr Gebilde unter den Bedingungen der Erinnerung darstellt, bezeichnet das epische, derjenige Grad, dem sich das eigne Gebilde in völliger Gegenwart aufdrängt, das dramatische Talent. Bei beiden letztern tritt das Gebilde als ein selbständiges Wesen aus dem Mutterschoße der Innerlichkeit heraus, wird objektiv, ein Ding, das dem Schaffenden gegenübersteht als auf sich selbst; bei der erstern bleibt es innerhalb der Subjektivität; das gedichtete Leiden und Thun fühlt der lyrische Poet als sein eignes, wenn er sich auch selbst in eine andre Persönlichkeit hineinversetzte; der epische und dramatische aber als das eines besondern, von ihm selbst unabhängigen Wesens; der letztere fühlt diese Zustände seines Geschöpfes, wenn auch als eines fremden, doch mit derselben Intensität, mit der der Lyriker das eigne fühlt. Der Lyriker schaut Zustände, der Epiker Gestalten, der Dramatiker die Zustände von Gestalten. Die extensive Seite repräsentiert der Epiker, die intensive der Lyriker; der Dramatiker beide, die eine durch die andre modifiziert. — Aus der Farbe oder Stimmung entwickelt sich zunächst die Mehrheit ihrer Faktoren in der Einheit einer menschlichen Gestalt, d. h. des Helden in seiner charakteristischen Figur — immer in dem Sinne, wie man von einer musikalischen Figur spricht —, gewissermaßen die sichtbare Veräußerlichung derselben in einer aus ihnen zusammengesetzten Gebärde. So sah ich den Erbsörster zuerst — ehe ich noch von der Fabel etwas

mußte — in der Gebärde, in der der Schauspieler sprechen muß: „So sollte man doch gleich die Bestien totschießen“ — „Recht muß doch Recht bleiben“ und „ich hab Unrecht.“ —

Grenzen des Poetischen

Die Grenzen des Poetischen sind schwer zu bestimmen. Es giebt Stoffe, die keine Behandlung ästhetisch machen kann, z. B. alles, was an das Kriminalistische erinnert. Alles Stroh, das die Darstellerin des Gretchens an sich hängen hat, kann das Ästhetische der Szene nicht so beeinträchtigen, als die bloße Nennung des „Zuchthauses“ thun würde. Alles Kleinliche ist unpoetisch, daher alle Darstellungen aus dem gewöhnlichen Familienleben, die Darstellung mag idealistisch oder realistisch sein. Ist sie idealistisch, so fällt uns die Unwahrheit auf, weil uns die Sache zu bekannt ist. Ist sie realistisch, so kann sie höchstens mit dem treuen Porträt — in der Malerei — rangieren.

Die Poesie verfährt nach den Gesetzen der Erinnerung; sie ändert nicht, was geschehen, aber sie mildert es künstlerisch. Daher sind, wenn alles andre gleich, die Stoffe poetischer, die in der Vergangenheit liegen; sie erlauben eine künstlerische Darstellung. Wir haben keinen andern Maßstab, sie zu messen, als das rein Menschliche; mit Stoffen aus der Gegenwart und aus der nächsten Nähe ist es anders. — Die Leidenschaft ist poetisch, wenn sie groß ist, nicht bloß stark oder heftig, und einen großen Gegenstand hat. Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht, Freiheitsucht, Liebe können es sein; Trunksucht, Spielsucht, Bausucht nicht, weil sie weder an sich groß sind noch auf einen großen Gegenstand gehen können. Im Poetischen ist jederzeit eine ungewöhnliche Thätigkeit der Phantasie. Sie nimmt

die Dinge der Wirklichkeit, läßt ihnen ihre Qualität, vergrößert aber die Quantität. Sie giebt uns Menschen, nur größer, sonst wie sie in der Wirklichkeit sind. Das für den Zweck der Darstellung unwesentliche läßt sie fort. Auch die Karikatur kann poetisch sein, das treue Porträt nicht. — Das Poetische bleibt sich in aller Zeit gleich, das Ästhetische nicht. Letzteres hängt ab von dem Bildungsstande einer gewissen Zeit.

Dichter und Rhetor

Ich möchte an die Stelle der naiven und sentimentalischen Dichter, bei Schiller, den Gegensatz des Dichters und des Rhetors setzen — Darstellung, Schilderung, Besprechung —; darstellend entwickelter Gehalt des Stoffes —; dem Stoffe fremd eingelegter des Dichters. Aus dem Kunsttriebe hervorgehendes; von Ehrgeiz, Ruhmessucht u. s. w. vermitteltes Schaffen, welches lehrt, daß es sich immer in den Vordergrund setzt, sich nur konsequent zeigt. Der Rhetor immer bei der Hand, um in eigner Person die Bewunderung, Neigung u. s. w. einzufassieren, die er durch seine Gestalten erregt hat. Poesie, besonders dramatische charakterisiert: Darstellung, Unmittelbarkeit, Unabsichtlichkeit, Unbelauschtheit, das Indirekte, Entwicklung — feinscher als des Rhetors Bemühung zu überraschen, zu frappieren. — Daher dort Leidenschaft, Charakter; hier Intrigue, Situation, Taschenspielerkünste, Advokaten-, ja zuweilen Rabulistenlämpfe; dort stets die Richtung in die Tiefe, hier das Farbenspiel auf der Oberfläche, wodurch jenes Werke durch genaueres Studium gewinnen, dieses dadurch verlieren; dort die schlichte Wahrheit des Lebens, hier oft die blendende Lüge. Lessings „Genie und Witz.“ —

Schön wie das Veilchen, das sich schamhaft birgt
In seiner Blätter Grün; wie einsam, still,
Auf abgelegner Alpentrift das blau
Und goldne Glöckchen, das sich selber duftet,
Von keinem Aug gesehen: wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung scheucht; ungleich der eiteln Kunst,
Die, auf dem Markte sitzend, überpukt
Mit Rednerschmuck, zu blenden strebt und angstvoll
Um jedes Laffen Beifall buhlt, stets selbst
Sich mischend in das eigne Werk: Seht, was
So groß und schön euch rührt, das ist die Welt nicht,
Die ich euch zeige — nein, das bin nur ich;
Die Welt ist häßlich, mein Gemüt nur schön.
Der Eitle täuscht den großen, eiteln Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauchten Schönheit zieht. —

Charakterzeichnung

— Die vollkommenste Charakterzeichnung stellt ihre Figuren nicht wie Automaten hin, denen man gleich ansieht, wieviel Gelenke sie haben, und welche Bewegungen sie vermöge ihres Baues zu machen vermögen, bei solchen Halbmeistern in der Zeichnung ist der Charakter ein Mechanismus, der gedreht sein Guckguck ruft; ihre Figuren haben sich immer vollständig bei sich und produzieren in jedem Worte ihre Totalität, wie einen Paß, wo jeder Zuschauer oder Leser ein kritischer Thorschreiber sein kann. Die vollkommene Zeichnung braucht freilich Raum; wenn eine Figur so entseßlich viel im Interesse des Autors zu sagen hat, kann sie selbst wenig zu Worte kommen. Anders, wenn die Figur den Moment typisch auslebt. Es giebt viele Momente, in denen sich der Mensch

zeigt eben wie ein Mensch, wo er seinen Hinz oder Runz in der Scheide stecken läßt. Die Darstellung solcher Momente und unbefangnen menschlichen Auslebens derselben bewahrt vor der Krankheit des Individualismus, dessen Schöpfungen immer etwas von einem Irren- oder Krankenhause oder wenigstens von einem psychologischen Karitätenkasten an sich haben. So kann in solchen Momenten ein Mädchen uns heiter, ja schelmisch, mutwillig und sogar leichtsinnig erscheinen; später sehen wir ihren sittlichen Ernst und ihr Ehrgefühl in Anspruch genommen, und siehe! beides ist da; man wird gewahr, das leichte, tolle Wesen kann auch ernst sein und voll Ehrgefühles. Zu solcher Zeichnung dienen vornehmlich Momente, wo die Gattung über das Individuum hinaustritt, die eigentlich typischen, insofern sie auch nicht durch individuelle Bedingungen modifiziert sind; z. B. ganz allgemein: ein Mädchen im Vorgenusse eines Balles. Solche Momente sind zuweilen auch drastisch-erschütternder Natur; es sind im allgemeinen diejenigen, in welchen Kaisertochter und Bettlerkind gleich empfinden. — Es leuchtet ein, wie schwierig für den Dichter diese Verfahrungsweise ist. Es ist nun ein Glück für ihn, wenn seine Zeit eine möglichst gleichmäßig ausgebildete sittliche Anlage hat, d. h. wenn die Begriffe von dem, was recht und sittlich ist, so wenig als möglich auseinandergehen und so gegenwärtig im Gefühle sind, daß das Urtheil leicht und unverwirrt das Bild der sittlichen Dinge begleitet. Dem Dichter bleibt in andern Zeiten nichts übrig, als sich ein möglichst unbefangnes Urtheil zu bilden, in sich selber die richtige Mitte zu finden zwischen Leichtsinn und Hypochondrie, und dieses seiner Handlung und seinen Personen unterzulegen. Ich war eine Zeitlang der Meinung, zu einem fertigen künstlerischen Menschenbilde gehöre auch die Darstellung des Grades der Strenge oder Laßheit seines Ge-

wissens — Apollonius —; nun müßte man aber, wie die Welt ist, bei jedem Akte dieses individuellen Gewissens ausdrücklich erinnern, daß dies ein individuelles, und nicht das Gewissen des Autors, noch weniger seine Überzeugung, wie das allgemeine Gewissen beschaffen sein müsse, darstellen solle — wie es mir denn untergelegt worden ist. — — Sein Schicksal kann keinem entgehen, sollte man sagen, nicht seinem Schicksal kann keiner entgehen; denn nicht das Schicksal fängt den Menschen; der Mensch jagt nach seinem Schicksal. — Die Meinung des Dichters muß immer wie die Kerne der Weinbeere durch das volle, saftige Fleisch der Frucht durchscheinen. —

Die Sprache Luthers

Das Nachschaffen darf kein Nachahmen werden, zu vermeiden sind spezifisch englische und Shakespearische Wendungen. Nur seine tragische Auffassung und Behandlungsweise, seine Kunstmittel, aber die Sprache deutsch; deutsche Lebendigkeit derselben. Daher wegen der schöpferischen Sprachbildung Studium der deutschen Sprache. Man müßte sehen, daß man Luthers Schriften bekäme, an leidenschaftlichen Stellen fehlt es seinen polemischen Schriften gewiß nicht. In seinen Tischreden fände man wohl die Sprache des Lebens, der Vertraulichkeit. Wenn irgendwo die echtdeutsche Erscheinung von Leidenschaft und vertraulichem und Weltleben zu studieren ist, so muß sie bei dem urdeutschen Luther zu studieren sein. Von dorthier könnte deutsche Sprache, deutsches Wesen wieder konkretes Blut gewinnen. —

Goethes Werther

— Man hat Goethen die Doppeltheit des Motives in seinem Werther vorgeworfen, daß dieser sich erschieße

aus Liebe zu Charlotten und aus gekränktem Ehrgeize. Aber eine absolute Einheit der Motive ist unwahrscheinlich in allen Fällen, weil unpsychologisch. In einem kranken Körper leiden die dem eigentlich lokalen Leiden nahen Teile mit, zuweilen so, daß der Ort der Krankheit schwer aufzufinden ist. Der Grundzug des Werther ist Empfindlichkeit, der einer ganzen Reihe von Goethischen Figuren, Tassos, Antonios u. s. w. — krankhafte Reizbarkeit. Nun lebt der Mensch in einer Welt, in der von allen Seiten auf ihn gewirkt wird; es wäre wunderbar, wenn ein Reizbarer nur nach einer Seite hin reizbar wäre. Ja um eine Reizbarkeit auszubilden, wie sie am Werther geschildert ist und seinen Ausgang motivieren muß, sind vorhergegangne harte Reibungen mit der Welt nötig, und einer solchen Natur ist es wiederum notwendig eigen, daß in jeder neuen Verletzung die alten wieder mitaufstehen; ja sein ganzes innres Leben ist nur ein ewiges Durch- und wieder Durchfühlen der Schmerzen vom ersten bis zum letzten. Zwischen diese knüpft sich als verbindender Faden das Assoziationsgesetz der Ähnlichkeit, das keine dieser Wunden verharschen läßt. Alle diese Schmerzen fließen in einander zu einem großen, der das ganze Gefühlsvermögen ausfüllt. Einen einzigen würde es verwinden nach dem Gesetze, daß ein oft wiederholter Eindruck seine Gewalt verliert; die mehrern Schmerzen halten einander nach dem Gesetze, daß der Wechsel Gefühle stark erhält. Aus der Entzündung des einzelnen Teiles wird eine allgemeine, und diese bringt Schwäche und Tod. —

Die Schuld der Romantik

— In Reaktion gegen die Phantasterei der Romantiker haben wir auf das Verständige zuviel Gewicht gelegt, wie denn ein Extrem zu dem andern zu

führen pflegt. Nun gilt es, uns wieder der richtigen Mitte zuzuwenden, wenn wir es vermögen, den intuitiven Verstand zu stärken. In der Schwäche des intuitiven und in der Überstärke des analytischen Verstandes liegt das poetische Übel unsrer Zeit. —

Guttens Biographie von Strauß

Ich lese jetzt Guttens Biographie von Strauß und habe meine einzige Lust an dieser kühlen, ruhigen Darstellungsweise, welche an die Alten und Shakespeare erinnert. Er läßt seinen Helden sich ausleben ohne Männerchen, ohne Ekstasen, ohne ihm ein Interesse geben zu wollen; er nimmt nichts in den Helden hinein, er entwickelt nur, was in diesem ist. So frei von Übersichtigkeit, Eitelkeit, Hohlheit, Attitüde, Deklamation, kurz von alledem, was man Idealismus nennt, habe ich noch kein neues Werk gefunden, es müßte denn Gervinus „Shakespeare“ sein. —

Chronikalische Erzählung

Warum machen die wilden Zeiten, wenn wir in der Chronik davon lesen, solchen Eindruck von kräftiger Frische, von natürlicher Großartigkeit? Die Ursache ist, daß wir eine Menge gleich wilder oder wenigstens derber Thaten, Worte, Gedanken finden, von denen die eine uns immer den Maßstab für die andre giebt, ohne daß sich etwas dazwischen findet, das nach unserm heutigen Maße gemessen werden müßte. Zugleich der Wechsel, dann der Mangel an dem Detail, welches wilde Großheit peinlich macht. Die Geschichten kommen mehr der Phantasie als dem Gemüte nahe, denn das Gemüt wird zumeist vom Detail affiziert, die Phantasie mehr vom Ganzen und Großen und einzelnen Momenten, als vom Wechsel. Feine Züge

machen gewaltsame Thaten unwahrscheinlich und peinlich. Dies ist zu merken für den historischen Roman, der, je weiter zurück er vor unsrer Zeit liegt, desto weniger in unserm Sinne innerlich und psychologisch detailliert werden darf. Es muß eine Übereinstimmung aller Einzelheiten stattfinden — die poetische Wahrheit.

Gottfried Kellers Romeo und Julie auf dem Dorfe

Bei Gelegenheit von „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ manche fruchtbare Betrachtung angestellt, die ich leider nicht sogleich aufgezeichnet. Nur soviel weiß ich noch, daß, so sehr mich die Novelle beschäftigte, und mit welcher farbigglühenden Gegenwart sie sich aufdrängte, ich doch den Shakespearischen Romeo nicht allein nicht darüber vergaß, vielmehr diesen zugleich noch einmal mit durchlebte. Aber so, daß ich lehtern seinerzeit immer über dem Kellerischen schweben sah wie ein verklärtes Urbild desselben, und wunderlicherweise so, daß in demselben Maße, als mir der Kellerische gefiel und mich hinriß, in demselben Maße doch der Shakespearische mir noch mehr gefiel als der Kellerische. Die Wirkung der Novelle eine sehr schöne, nicht allein ist die Katastrophe wahrscheinlich und notwendig; man wünscht auch nicht, daß die Katastrophe ausbliebe, daß die Geschichte einen andern Ausgang erhielte. Man fühlt sie als Folge von Verschuldung, insofern ist sie tragisch und harmonisch; was aber Shakspeare hier so hoch hebt, ist, daß bei ihm die Liebenden selber schuldig, nicht allein Gonder, auch Beginner ihres tragischen Schicksals sind, und das Tragische bei ihm doch so süß und harmonisch trotzdem. Es scheint doch keinem gelingen zu wollen, als ihm, Shakspeare, bei unverhüllter Schuld diese harmonische Schlußempfindung hervorzubringen. Sein

Hauptmittel doch wohl die Geschlossenheit und Erhebung über die gemeine Wirklichkeit. Die Idealität des typischen, geistigen Gedankenstoffes Shakespeares habe ich nie so klar empfunden und begriffen als während des Lesens der Kellerischen Novelle. Wie der Geist oder die Seele von noch Hunderten von möglichen Körpern, die alle untereinander sich mehr unterscheiden müßten, als jede derselben doch jene Seele verleugnen könnte. Diese wären die Farben, jenes der unmodifizierte Lichtstrahl ihnen gegenüber; diese die Bilder, jenes die Sache selbst. Die eigentliche Natur der Poesie habe ich nie so von Angesicht gesehen, als da. Wie wenig Motivierung des Ausganges bei Shakespeare gegen bei Keller. Aber eben des letztern gehäufte Motivierung hob die Einheit auf. Seine Liebenden sterben zunächst, weil das Elend der Armut ein Hinderniß ihrer Liebesvereinigung durch die Ehe, die sie nicht entbehren können; aber sie sterben eben deshalb nicht allein, weil sie unglücklich lieben, sondern auch, weil sie arm sind und durch Elend moralisch (d. h. an Lebensmut) verkommen, weil sie sich nicht heiraten können, weil der Bursche des Mädchens Vater um den Verstand gebracht hat, weil die Väter dem schwarzen Geiger den Acker gestohlen, weil dieser den Kindern mit geflucht, weil sie sich einmal als Brautleute ausgegeben, weil sie von Getränk und Tanz und sinnlicher Geschlechtsbegierde berauscht sind. Ihre Geschichte ist nur das Ende und die Erfüllung der Geschichte ihrer Eltern, sie sterben durch deren Schuld. Bei Shakespeare würden diese Alten die Helden bleiben und die Kinder nur sterben, damit sie, die Alten, ihre Schuld büßten.

Das Hauptmotiv erscheint doch immer die materielle Armut, und man empfindet neben Shakespeare so recht das Unpoetische, Unästhetische dieses Motivs, obgleich es bei Keller die Wurzel von wahren Schön-

heiten ist. Desgleichen die geistige Armut, die innre Hilflosigkeit, welche die Schuld aufhebt und dem Leiden etwas Dumpfes, Unschönes giebt. Dramatisch wäre dieser Stoff, wie er ist, gar nicht auszuführen, da der ganze Gehalt vom Autor selbst bestritten wird. Welche Zurechnungsfähigkeit, deshalb Harmonie des Leidens, und Heiterkeit des ganzen Ausdruckes liegt in der Gedankenhaftigkeit des Shakespearischen Romeo, der Ausgeschlossenheit des Tierischen, der materiellen Begier. —

Trotz dem allen ist die Kellerische Novelle ein treffliches Werk und das Werk eines wirklichen Dichters, nicht bloß der gewandten und geschulten Bildung, sondern einer positiven Naturkraft Kind. Sie ist sogar dramatisch in Shakespeares Sinne in der allmählichen, wechselreichen, schmerzwonnebezaglichen Auskostung einer Situation (d. h. die letzte Hälfte, wo die Kinder vortreten). Denn auch Keller gelingt es, uns von dem Wunsche, seine Geschichte möge erfreulich enden, abzuhalten. In dieser Hinsicht ist die Novelle auch wahrhaft tragisch. Nicht minder gleicht er auch darin Shakespeare, daß seine Geschichte das rechte Leben in uns erst gewinnt, nachdem wir sie aus der Hand gelegt. Ich habe unmittelbar vorher Romane gelesen, unmittelbar nachher Novellen von Heise und Grimm, auch eigne Pläne derart gemacht, aber all das ist wie bemalte Florvorchänge vor einem gemalten Kirchenfenster, das tiefe und glühende Giorgionische Kolorit, die kompakte Tizianische Leiblichkeit der Kellerischen Novelle strahlt siegend durch und läßt das blaß-träumerische der Behänge noch aquarellhaft körperloser erscheinen.

* Hebbels „Mutter und Kind“ *

Wenn man sich einmal — was man schon bei Hermann und Dorothea mußte, — hinweggesetzt hat über

den Widerspruch des modernsten Inhaltes mit antiker Form, findet man das Gedicht sehr lobenswerth. Es wirkt harmonisch, da eine menschenfreundliche Tendenz durch nur liebenswürdige Figuren zu uns spricht. Mit Hermann und Dorothea verglichen ist es im Versbaue weit griechischer, auch die Darstellung antik. Da er nicht mit Stimmungen malt oder musiziert, sondern durch treue Wiedergabe der Dinge; wie z. B. in der Schilderung des Frühlings, in welcher er weniger die dessen Entstehen begleitenden Gefühle, sondern die Dinge giebt, z. B. das Weggehen der Raben und das Kommen der Schwalben, erscheint er uns neben Goethe antiker in der Darstellungsweise, aber eben dies ist es wohl, was uns Goethe tiefer ergreifend macht: der Seelenschmelz, die Schönheit. Ist der Stoff pathetischer und darum minder episch erfunden als Goethes, so muß man bewundern, wie gleichwohl die epische Ruhe in der Darstellung erreicht ist. Die Kühle Hebbels, die in seinen Tragödien oft als Kälte heraustritt, oder mit den schroffen Gegensätzen seiner Dialektik verbunden, als Absichtlichkeit unangenehm auffällt — diese Kühle ist eben dialektisch in ihm — scheint ihn überhaupt mehr als epische Natur zu bezeichnen, die, sobald sie aus sich heraus will, künstlich und unnatürlich wird. Doch hat Hebbel es wiederum nicht unterlassen können, seinen charakteristischen Totenkopf in jedem Gesange vorzuzeigen. Sobald uns nun klar wird, daß all das Schöne des Gedichtes nur Mittel und der Totenkopf der Zweck, so bringt uns sowohl die Absicht selbst, indem sie sich vordrängt, als auch das grinsende Antlitz dieser besondern Absicht aus der Stimmung, und der erst angenehme Eindruck wird ein sehr unangenehm modificirter.

Moderne Novellistik

Nun habe ich ein Heer von Erzählungen gelesen, zulezt die von Edmund Höfer. Keine Frage, daß er ein bedeutendes Talent hat. Im Anfange reizte mich manches Verwandte mit meiner Natur. Er weiß die Stimmung meisterlich zu handhaben, viele seiner Figuren haben etwas Imposantes. Es ist aber nur von einer Art, auf den Effekt gemalt ohne psychologische Solidität. Manche seiner Geschichten sind wie Hoffmanns oder Georg Dörings.*) Der Nach-Totaleindruck ist wie bei Georg Döring; was Höfer erstebt, ist doch nur ein Lieblingsmodenovellist zu werden. Er strebt nicht nach Gleichgewogenheit des Gehalts und der äußern Wirkung; er unterhält, aber er scheint auch weiter nichts zu wollen, als zu unterhalten. In den Auerbachischen Kalendern können sich Auerbachs Geschichten nicht an Geschicklichkeit und Macht mit jenen vergleichen, die Darstellung von Leidenschaft und Affekt ist ihm dazu fast durchgängig mißlungen; dennoch hat man das Gefühl, etwas daraus davongetragen zu haben. Die Nichtigkeit und Verderblichkeit jener Modernovellisterei erfüllt den Gesättigten mit Widerwillen und Gleichgiltigkeit. Keller ragt weit darüber hervor, wie auch Auerbach. Gerade jene Geschicklichkeit und Routine empfindet man mit dem stärksten Widerwillen, jene Gewandtheit des Nichts. Die Kombinations- und Kunststückgeschicklichkeit, die Absicht, eben bloß zu unterhalten, zu spannen, all die Spekulation auf die Leseschlingsucht, das Mühen, Seifenblasen zu machen, das dem, was im Menschen kindisch ist, zu Gefallen lebt und mit dem Größten, Schwersten, dem

*) Vergessener Erzähler der zwanziger Jahre, Verfasser viel beliebter „Phantasiestücke“, die zu Otto Ludwigs Jugenderinnerungen gehörten.

Edelsten ein bloßes Spiel treibt, es bald so bald so zusammenwürfelt, diese Gleichgiltigkeit gegen die Heiligkeit der menschlichen Gefühle hat etwas im höchsten Grade unwürdiges. Man wird aus solchem Studium negativ zu demselben Resultat getrieben, zu dem positiv das Shakespeares führt.

Berthold Auerbachs Barfüßele

Die Geschichte ist äußerst einfach, der große Reiz, den die Erzählung ausübt, liegt im Schmelze ihrer Gedankenhaftigkeit, ich möchte sagen in der Schönheit, der Melodie der Reflexionen. Auch recht schöne und treffende psychologische Reflexionen sind darin, aber weniger als Momente eigentlicher Charakterdarstellung in die Folge einer Entwicklung organisch eingewachsen, sondern mehr als gelegentliche Bemerkungen. Eine vorzügliche Schönheit des Werkes ist, daß die naive Materie ebenso naive Form darin gewonnen hat. Da ist keine Spur von äußerlichen Spannungskunststücken; solche hätten aber auch das Substanzhafte, das Gediegne des Ganzen gehindert; was an Auerbachs Stoffen und an seiner Darstellung schön, das verträgt sich nicht mit jener Treib- und Filigranarbeit. Darin erinnert er auch an Tizian. Ich weiß nicht, ob Kellers Leute von Selwynla älter sind oder das Barfüßele, soviel aber scheint mir (gewiß), daß die Tanzszenen und die Brautreise in beiden Novellen wie Mutter und Tochter sich verhalten. — Ich glaube, es wäre nützlich, wenn ich mich daran gewöhnte, auch meinen psychologischen, selbst meinen technischen Reflexionen jene blühende Bildlichkeit und jenen Schmelz der Melodie zu geben. Meine bisherige Weise ist zwar eine aus Überzeugung ihrer Zweckmäßigkeit hervorgegangne, da im Technischen selbst oder vielleicht noch mehr in dem Fache der innern geistigen Technik Deutlichkeit von nöten. — Ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, Auerbach

möge des Romans mächtig werden. Jedenfalls müßte er sehr viel verlieren, was an seiner alten Weise vorzüglich ist; ob sich das in der neuen Weise bezahlte? Ich glaube kaum; in Auerbach ist dazu zu wenig vom technischen Kopfe. In seinen Novellen ist er häufig ganz vortrefflich; nicht wenige davon sind in ihrer Art Kunstwerke ersten Ranges durch Geschlossenheit, Poesie und Diskretion. Ich weiß nicht, warum man von dem großen Roman so respektvoll spricht, der doch seiner halbprosaïschen Natur wegen als Kunstwerk nie dem Idyll sich vergleichen kann, der nur in einer übernatürlich begabten Hand aus einem Kunststück in ein Kunstwerk sich veredeln könnte. — Im Barfüßele ist ein ungemein einfacher Stoff mit reizendem Reflexionsdetail umgrünt. Es ist weniger Handlung und Situationen darin als Reflexionen über Momente des Handelns und von Situation, weniger eigentliche Charakterdarstellung als Reflexionen über charakteristische Momente; bei Shakespeare ist es ähnlich: weniger dargestelltes Denken, Träumen, überhaupt Ausleben der Menschen, als Reflexionen über alles das. Seine Hauptstärke ist nun, wie mannigfach er diese Reflexionen zu wenden, einzukleiden und mit dem Ganzen in Haltung zu bringen weiß. Noch ein Vorzug des Barfüßele ist die ethische Gesundheit. In dieser Hinsicht hat die gute deutsche Litteratur seit Schiller doch einen ungeheuern Fortschritt gethan. — Es sind Reden im Barfüßele trotz Shakespeare, z. B. „Ich habe meine Eltern nicht gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern, ich habe sie nur lieb wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je gesehen hat.“ — Die einfachen primitiven Motive, die Grundmotive aller Gesellschaft, die wunderbare Diskretion, mit der das Lockendste nicht bis auf die Spitze verfolgt ist! Ein solch Buch kann ein Kind lesen — wenn man nicht durch die träumerische Ausmalung der Liebe Frühreise zu wecken fürchtet. Die

einzelnen Gelenke der Kausalität könnte man motivierter wünschen, z. B. die sehr plötzliche Umstimmung des Landfriedbauers, ohne irgend einen Rückfall in seine Zähigkeit, und so noch manches andre. Da aber der Autor darin dem Wunsche des Lesers eine Konzession macht, kann er erwarten, daß man seine Motive nicht zu scharf wäge. Weniger die Sprache als die Gedanken sind schön, die Schönheit aber, wie bei Shakespeare, mehr eine geistige. Der Gehalt ist derart und so reich, daß man nicht an die äußre Form denkt und die eigentliche Kunstfertigkeit nicht vermißt oder besser gesagt: sehr gern vermißt, lieber vermißt als findet.

Das Publikum und die Dorfgeschichte

Was will denn eigentlich das deutsche Publikum? Man hört, die Dorfgeschichten haben sie satt. Mißfällt ihnen daran die einfache Komposition oder gar Anekdotenhaftigkeit oder die enge, einförmige Welt, die sie darstellen? Mißfällt ihnen die Einfalt der Behandlung oder die Einförmigkeit des Stoffes? Oder beides? Vielleicht auch die Unarten (die gemachte Naivität, Sentimentalität, die Anbetung der eignen Figuren, das Herzlichthun, all das, wodurch die Wahrheit von neuem zur Lüge geworden ist, die maskierte Bildung, die für naive Natur gelten soll, wenn der Autor seinen naiven Figuren seine eignen Reflexionen unterlegt), die die Dorfgeschichte im Übermute ihres Geltens oder von der Ungeschicklichkeit und Unpoesie vieler ihrer Pfleger angenommen hat? Sind sie der ewigen Appellationen an „das Herz“ überdrüssig? Des Spielens mit dem Kleinen, Niedlichen, dem geknitterten Gefältes, wie an den Kleibern altdeutscher Madonnenbilder und Statuen?



Romanstudien





* Wesen und Technik des Romans bei den Engländern *

Um das eigentliche Wesen des Romans und seine Bedingungen recht kennen zu lernen, darf man sich nicht an die Virtuosen in dem Fache wenden, sondern an die Romanschreiber zweiten Ranges und besonders an die Engländer dieser Klasse. Jene Virtuosen biegen die Form nach ihrer Eigentümlichkeit und sind nicht selten eben da am anziehendsten, wo sie sich völlig gehen lassen. Ferner sind sie auch in der Anwendung der Kunstmittel nicht so durchsichtig; sie wissen sie so zu variieren und zu verstecken, daß man dieselben schon kennen muß, um sie in der Masse herauszufinden. Man fange daher mit einem Autor zweiten Ranges an und gehe dann weiter zu denen des ersten.

Mich dünkt, für das Studium der Technik des Romans kann es kein zweckmäßiger Muster geben als „Die alte Eichentruhe“ von James. Aus diesem Roman läßt sich am leichtesten entwickeln, was der Roman verlangt.

Er verlangt erstens Ruhe, Haltung, Abweisen jeder Art Ungeduld, zweitens je größer, d. h. länger und reicher er ist, destomehr eine gewisse Äußerlichkeit. Die kleine Novelle oder Novелlette wird ohne große Innerlichkeit so wenig gedeihen, als die Ballade, das erzählende Lied. Je umfangreicher das erzählende Gedicht, je weniger ist ein auf psychologische Entwicklung gestelltes Problem durchzuführen, weil, wenn nicht der Leser,

doch der Autor nicht imstande ist, sich in soviel Personen zugleich zu vertiefen und sie so vertieft auseinanderzuhalten, dann weil es etwas sehr peinliches für beide hat, beständig das innre Auge so anzustrengen für die feinen Züge, noch mehr, wenn das Auge sich bald für die Übersicht erweitern und gleich immer wieder für das Einzelne verengern soll. Es muß durchaus ein richtiges Verhältniß bestehen zwischen der Größe des Bildes und der Größe der einzelnen Züge. Die einzelnen Glieder der einzelnen Figuren eines Freskobildes dürfen nicht Miniaturmalerei sein.

Da ein Roman von großem Umfange uns lange beschäftigt, so muß er all unsre Kräfte beschäftigen, wenn nicht Ermüdung eintreten soll. Besonders ist krankhafte Einseitigkeit zu meiden, wie z. B. bei Thackeray die stete Wehmut, wenn auch lächelnde Wehmut, mit der er seine Figuren und ihr Thun anschaut. Vielmehr muß eine kräftige heitre Gesundheit die Stimmung des Autors beherrschen, und zwar eine immer gleiche. Der Schatten muß die Figuren herausheben und die Gruppen; er darf bloß Mittel sein. Thackeray macht uns den Eindruck eines Kindes, das statt mit seinem Spielzeug zu spielen, es zerlegt und findet, daß es aus Holz oder Teig gemacht ist, und Wehmut über die Zerlegung empfindet und doch nicht Liebe und Lust genug zu den Dingen hat, um sie ganz zu lassen.

Dann muß er die Dinge kennen, die er schildert. Nur so kann er unsern Glauben wecken und erhalten und die Mittelglieder zwischen den Effektszenen hinlänglich beleben und uns interessant machen.

Der englische Romanschreiber behandelt seine Darstellung als ein Geschäft, daher als ein Praktikus, nie als ein Dilettant. Man sieht, er schreibt nicht, um sich selbst zu vergnügen, und schlürft daher nicht bloß den Duft aus gepflückten Blüten. Er läßt das Gewächs aus seinen Keimen naturgetreu entstehen,

erst bekommt es eine Wurzel, dann einen Stengel, dann Blätter, endlich eine Blüte oder mehrere. Mit einem wahren Heroismus geht er dem an sich wenig Interessierenden nicht aus dem Wege, er behandelt es mit derselben Liebe als das Interessanteste, und so nur kann der üppige Baum von Interesse erwachsen. Die Kunst des bedeutendern Autors liegt in der Gruppierung seiner Handlungs- oder vielmehr Begebenheitsstämme, in welcher er den Stamm und die Zweige der je höher gestellten Pflanze durch die Blüte der je weiter vornstehenden teilweise zu decken versteht. Höhe und Vorn und Hinten verstehe ich hier so, wie man es auf den Blumentopfstellagen sieht, die von unten und vorn nach oben und hinten aufsteigend gebaut sind. Die vorderste und unterste Pflanze ist die Vorgeschichte, deren Topf von einem Rahmen bedeckt ist, während sie selbst die Töpfe der andern verdeckt. Auch hier kann man die Methode des Taschenspielers als Muster sehen. Er sät einen Samen in einen Topf, dann nimmt er ein andres Kunststück vor, welches er vielleicht auch nicht ganz ausführt, nun zeigt er den Samen keimend, dann den Fortschritt des zweiten Stückes; er beginnt das dritte; nun zeigt er sprossende Saat u. s. w. Also aa , ba , ca . Das Thun des Romanschreibers erinnert an die ruhige Art, mit der man Arbeiter vom Fache arbeiten sieht, die sich nie übernehmen und vor Ungeduld, das Ganze fertig zu sehn, das Einzelne überhasten. Und in Wahrheit ist ein schönes Gebäude eines tüchtigen Grundes bedürftig. Der Maurer darf nicht beim Grundmauern sich übereilen, um nur bald die tühnen Zinnen und Gewölbe aufsetzen zu können. Er setzt vorsichtig und mit ruhigem Blute Stein an Stein, wählt mit Ausdauer die anpassenden Flächen aus. Er denkt nur daran, wie der Grund fest und dauerhaft zu legen sei; der Tag wird schon kommen, wo das Gebäude Gestalt erhält, die Zeit, sich an dem Werke

zu freuen. Diese Kaltblütigkeit, dieses Unterordnen und Auseinanderhalten, diese vorsichtige, umsichtige Ruhe, diese Totalität, mit der er bei jedem Moment und dem, was eben nötig, mit ganzer Seele ist, diese Ausdauer, die nichts durch Übereilen verderben will und jedem Anspruch genügt, dies ruhige Abwarten, das dem Engländer eigen, macht ihn zum großen Romanschreiber wie zum großen Staatsmann. Der Engländer setzt sich einen Zweck, der zu ergreifen ist, und nur Einen, diesen läßt er nicht aus dem Auge. Mit wunderbarer Selbstbeherrschung und Ausdauer geht er allen Lockungen, die ihm unterwegs aufstoßen, ungerührt vorbei; er will das, was er sich vorgesetzt, nur das, und nicht weniger, nicht mehr. Und wie ihn die Ungeduld Phantasie nicht von seinem Zwecke abbringen kann, weiß er vielmehr sie zum besten seines klaren wußten Zweckes anzuhalten. Mit dem Zwecke will er die Mittel, und er versäumt und verwahrlost nicht eins davon. Die äußerste Thätigkeit der Phantasie, aber stets im Jügel eines großen Verstandes, der ihr den Weg vorschreibt, sie antreibt und zurückhält, wie es sein Zweck verlangt, charakterisiert schon ihren großen Meister Shakespeare. Wir Deutschen lassen uns entweder von der Phantasie fortreißen, oder wir unterdrücken sie ganz. Von der Mitte des Weges lockt uns ein anderer Zweck. Wir werden unsers ursprünglichen Zweckes zu bald satt, ein anderer taucht im Glanze der Neuheit vor uns auf, wir folgen diesem, und ein dritter wohl macht uns den zweiten gleichgiltig. Und verlassen wir die ersten nicht ganz, so wollen wir nun zwei, drei Zwecke erreichen, worunter alle zwei oder drei leiden. Eine Illustration dazu ist Shakespeare und Schiller. Der überzeugendste Beleg, gegen ein Shakespearisches Stück gehalten, der Don Carlos. Erst war Schillern ein fürstliches Familienstück, Vater und Sohn Nebenbuhler bei einem Weibe der Zweck, dann

gewann es das Ideal politischen Freiheitsstrebens in Posa über ihn; sie verknüpften sich in einem dritten, dem Ideal aufopfernder Freundschaft. So sind drei Seelen hier in einem Körper, während bei den Shakespearischen Doppelhandlungen eine Seele in mehreren Körpern. Oder vielmehr eine Seele, die sich der beiden Arme eines Körpers bedient, während dort jede Seele einen Arm oder bald die eine bald die andre sich um ein Organ streiten. So in Wallenstein ein kühnes Umgreifen und ein stilles Resignieren in einer Person, eine Napoleons- und eine Sokratesseele, und zwar nicht kämpfend, worin eine Einheit gewesen wäre, sondern abwechselnd, sodaß zwei ganz verschiedene Menschen im Wallenstein einer nach dem andern auftritt.

Ein so großes Tier wie ein Roman muß notwendig ein Rückgrat haben. Im biographischen Roman ist die Geschichte des Helden dieses Rückgrat, alle Begebenheiten beziehen sich auf den Helden. Außerdem bildet irgend ein Aufreiß, ein zu erringender oder zu schützender Besitz oder dergleichen das Rückgrat, und alle Personen wie alle Nebenbegebenheiten beziehen sich auf diese Hauptbegebenheit. (Die Hindernisse des Besitzes liegen meist in einer Vorgeschichte.) Infolge dieser Hauptbegebenheit, von ihr veranlaßt, zeigen die Personen ihr Inneres in Gefühlen und Handlungen. In der „Alten Eichenruhe“ z. B. ist das Testament des Sir John und das Schicksal dieses Testaments das Zentrum. Im Roman ist die Hauptsache die Geschichte eines Dinges, hier eines Testaments, die Geschichte eines Gegenstandes des Verlangens oder der Verabscheuung. Schon die Ilias gehört hierher; die Helena ist die Hauptsache, der Preis des Kampfes, in welchem die Personen in Thun und Leiden ihr Wesen entfalten; nicht die Hauptperson, denn sie interessiert darin nicht als Person, sondern als Sache, als Besitz. So das goldne Vließ in den Argonauten, der Besitz der

Penelopeia in der Odyssee. In der Aeneis die Gründung Roms.

Eine Hauptkunst des Romanschreibers ist ferner das Arrangement, das Verschweigen von Dingen, die man gern wissen möchte, das Zeigen von Personen und Dingen, deren Verhältnis zum Ganzen noch unbekannt, das Abbrechen, das Verschlingen, das Verbergen des Innern hinter Äußerm, der Absichten der Personen. In den Charaktern ist etwas Festes gegeben; dem Leser macht's Freude, daß er errät, wie die Person in dem und dem Falle handeln wird; ebenso in der poetischen Gerechtigkeit; hier ist gewissermaßen der liebe Gott selbst eine Person von Gerechtigkeitsliebe, die eine Lust daran hat, die Ränkespinner in ihren eignen Netzen sich fangen zu lassen, und eine gewisse Eitelkeit, den Geheimnisvollen zu spielen, sich momentan verkennen zu lassen, um am Ende desto imposanter hervorzutreten und sagen zu können: Ich bin doch ich. Daß der liebe Gott den Charakter hat, weiß der Leser, er weiß, daß er so thun wird, wie er thut; so hat er das Vergnügen des Ahnens, des Ratens, wie der liebe Gott es machen wird, und zuletzt das Vergnügen, zu empfinden: Hab ich nicht gewußt, daß der liebe Gott das machen wird, wenn auch nicht gleich, wie? So ist denn am Ende der Leser mit keiner Person so sehr zufrieden, als mit dem lieben Gott, und es ist wiederum recht von dem Romanschreiber, der doch eigentlich dieser sein lieber Gott selbst ist, daß er den Leser mit dieser Empfindung entläßt. Ästhetisch und moralisch zweckmäßig.

In der „Alten Eichentruhe“ sind gute Elemente für ein Drama, dessen Held aber William Haldimand werden müßte, nächst ihm Tom Rotbeame. Die Katastrophe müßte gedrängter werden. Das gestohlene Testament, die grausame Vertreibung, der Haß Williams gegen Kate. Der Sohn, um den er alles

thäte, müßte sein Verderber scheinen und getötet werden, Kate ebenfalls. In einem Vorspiele die Schuld, im eigentlichen Stücke die Strafe; die Furcht vor dem Herauskommen, die Furcht, seine Enkelin möge sich ein Leid gethan haben, die Reue über sein Thun an ihrer Mutter, die Nachricht, Henry sei erschossen. Neben William sein Sohn, Graham, Porfeus, Husch, Notbeame, Charles.

Im ganzen waltet im englischen Romane noch Shakespeares Geist. In dem sittlichen Grundgedanken, der künstlichen Verflechtung mehrerer Handlungen in eine, in der plastischen Großheit, der Charakteristik realistischer Ideale, der Darstellung des Weltlaufes, der Illusion, der Ganzheit des Lebens, in der Mischung des Komischen selbst in das Ernsteste, ohne daß es diesem schadete, in dem Abwenden von aller Schwärmerei und hohler Idealität.

Die Engländer studieren den Gegenstand, den sie behandeln, sie machen sich aufs genaueste mit den Verhältnissen bekannt, die der Stoff ihrer Erzählung, aber nur, um ihnen abzugewinnen, was von Poesie und sonstigem Effekt in ihnen liegt, und um durch die Blöße, die sie dem Verstande des Lesers gegenüber sich geben könnten, die Wirkung nicht stören zu lassen, nicht aber, um ihn lehrend und räsonnierend abzuhandeln. Das giebt ihren Werken das Anspruchslose, das so wohl thut.

Der Deutsche lehrt so gern; er kann der Versuchung nicht widerstehn, die Studien, die er um eines Romans willen gemacht, und ihr Ergebnis gleich mit zum besten zu geben. Möchte er das immer, aber an einem andern Orte. Das Reinhalten der Gattung nicht allein, sondern auch das Reinhalten der Poesie selbst von Elementen, die nicht ihr, sondern der Publizistik, der Wissenschaft gehören, ist nichts Geringses.

Bei Boz ist die Insinuation der Borniertheiten, gutmütige und bössartige, die Borniertheit der Per-

sonen nach Stand, Bildungsgrad, Färbung, Alter, Affekt und Leidenschaft die Hauptsache. So Cuttle mit dem Geld leihenden Walter vor Mr. Dombey. Diese nebeneinanderlaufende Entwicklung nach angenommener Art der Borniertheit und Sprache mit äußerster Konsequenz der Phantasie verfolgt, sodaß selbst das Phantastische eine poetische, innre Wahrheit behauptet, die im höchsten Grade dramatisch wirkt, ist, was die Engländer auszeichnet.

Bei Boz handelt sich's immer um die behaglichste Ausmalung; seine Wirkung ist, den Leser mit seiner Behaglichkeit anzustecken. Selbst das Unbehagliche an sich weiß er so behaglich zu schildern.

Viel wirkt er mit dem Zusammenfassen der dunkeln Vorstellungen, die neben einer klaren Entwicklung des Charakters im Gespräche hergeht oder anstatt dieser steht, in ein überraschendes Bild. Seine Darstellung ist durchaus dramatisch, ja theatralisch, jedes Kapitel eine Szene eines Dramas; er hat sogar Expositionen, die im Dialog gegeben werden, wie im konzentrierten Drama; aber wiederum der reine Gegensatz des Dramatischen, indem er Handlungen giebt, zu denen der Zuschauer die Intentionen erraten muß, wo das Interesse oft eben darin liegt, daß wir thun sehen und das Warum der Handelnden nicht wissen.

Der Bau seiner Romane hat Ähnlichkeit mit Dramen. Seine Romane sind erzählte Dramen mit Zwischenmusik, d. i. erzählter. Die Ausmalung der Stimmungen sind wie musikalische Zwischensätze, bei denen man halb einschlummert — d. h. nicht aus Langeweile. „Nun kam der herein und sah so aus und macht' es immer so“ u. s. w. Seine meisten Figuren sind verkleidete Schauspieler. Alle haben eine treffende Maske und sind Virtuosen im Gebärdenpiel. Dies ist bei allen innerhalb ihrer Charaktergedrängtheit von wahrhaft erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Die Bozischen

Romane sind wahrhafte Schauspielerfschulen. Wahre Magazine von charakteriftifch = mimifchen Momenten jeden Genres. Wenn die geärgerte Miß Ripper ihre Nafe in die Kommodenfächer rümpft u. f. w. Was weiß nicht Kapitän Cuttle mit feinem Hafen anzufangen. Ein ungeheures Schauspielerftalent bricht bei jeder Gelegenheit hervor. Das Drama felbft erlaubt dem Dichter nicht fo fchaufpielerifch zu fein, als der Bozifche Roman. Es kann die Dekorationen nicht fo mitfpielen laffen und hat nicht Zeit und Raum, die Charaktere fo fchaufpielerifch fich ausleben zu laffen. Ja Lichtpußen, Schatten, alles muß agieren, über alle Hausgeräte kommt eine Wut, zu agieren, über die Uhren, charakteriftifch zu fprechen, in einer gewissen angenommenen Rolle zu extemporieren. In der That, alle Bozifchen Charaktere, fo Menschen als Dinge, find eigentlich Rollen, durchgefpielte Rollen. Der Roman liegt überhaupt dem Drama näher als dem Epos.

Hier zeigt fich ein bisher unangebautes Feld des Dramas, das Genredrama (der Erbförfter wäre dem verwandt). Es müßte aus ernftern und komifchern Szenen zufammengefezt fein. Sein Charakter wäre Unmittelbarkeit. Es ftünde dem Bozifchen Roman gegenüber wie ein gefpielter Roman einem erzählten Drama. Wie dramatifch ift die Szene, wo Cuttle dem Walter Geld leihen hilft. Welch wundervoll dramatifch-theatralifcher Kontrast diefer Dombey und diefer Cuttle, beide fo borniert, und diefe beiden Bornierttheiten in des Walter Bewußtfein beifammen ihn ängftend. Der Bozifche Roman ift dramatifcher als das Drama, ja fogar theatralifcher (fchaufpielerifcher). Dann aber ift er plötzlich Ballade, dann leis hingitternde Mufik, dann verliert er fich in Gedanken, die durch Thränen lächeln. Jeder Gedanke wird Gefühl, jedes Gefühl geftituliert. Es ift das Shafefpearifche Drama, nur auf die Interellen unfreer Zeit angewandt und ohne die Hinderniffe

der realen Szene, ohne die Beschränkung von Raum und Zeit; das Shakespearische Drama, ungehindert sich all seinen schauspielerischen und dichterischen Gelüsten hinzugeben.

Aber um dieser Gelüste willen opfert es zu dem, was die Zeit anders will, auch noch die Wahrheit. Die Form kann nur charakteristisch belebt werden.

Das Bozische Drama verlangt eine außerordentlich laze Komposition und eine sehr äußerliche Plastik. Die komischen Personen sind auf dem Weg der Karikatur erzeugt; das charakteristische Moment ins Ungeheure vergrößert, das innerliche wie das äußerliche. Es sind Menschen, wie man sie von jeder Straße aufgreifen kann mit irgend einem Merkmal, das sie eben nur von allen unterscheidet, dieses wird nun ins Ungeheure getrieben. Eine Ueßerlichkeit in Gestalt u. f. w., eine Gewohnheit u. f. w.

Woher Boz nicht leicht spielerig erscheint? Weil seinen lächerlichsten Personen ihr Thun ein heiliger Ernst ist; wo sie am komischsten erscheinen, da ist es ihnen am wenigsten ein Spaß, was sie thun und wollen; dann weil diese ganz oder halb komischen Szenen mit in den Kausalnexuß eingreifen, also innerhalb der Spannung liegen, die eine ernste ist. So z. B. die Einmischung des Kapitän Cuttle in Walters Verhältniß zu Dombey und Florentine, sein Besuch bei Carter u. f. w.

Der Humor ist eben die überlegne Gemüthsstimmung des Betrachters. Gervinus hat keinen Sinn dafür. Ich glaube, weil er That und Betrachtung verwechselt. Er will ein thatkräftiges Geschlecht. Die That geht aus Borniertheit hervor, darum fürchtet er die Einwirkung einer Darstellungsart auf den Charakter des Volkes (Nation), in der die Einseitigkeiten dadurch aufgehoben erscheinen, daß sie auf die Spitze getrieben

sind. In der Hauptsache ist der Bozische Roman satirisch. Boz geht gegen die Verhältnisse an.

Höchst eigen! Vergleicht man James mit Boz, so findet man diesen als Poeten und geistreichen Mann unendlich weit über jenem, in jeder Einzelheit unvergleichlich bedeutender; und nimmt man die Wirkung des Ganzen, so kehrt sich das Verhältniß um. Wenn Boz im Dialog u. s. w., in der Kunst der Stimmungen Shakespeare ähnlicher, so ist dies im ganzen der Wirkung James.

* Harte Zeiten von Dickens *

Dickens ist wirklich ein Dichter, und ein großer. Immer Handlung und Empfindung, nie abstrakte Reflexion. Die Phantasie ist die Basis seiner wie aller wahren Dichtung, die übrigen Vermögen in ihrem Dienste verwandeln sich ganz in sie.

Seine Figuren sind Abstraktionen; aber wie er den oft geringen Inhalt derselben zu variieren weiß, erregt Bewunderung. Die meisten haben eigentlich kein Inneres, sie sind poetische Automaten, die eine gewisse Anzahl von Bewegungen nach dem Uhrwerke abspielen.

Eine Hauptkunst von ihm ist die des Dialogs. Wunderbar, wie er den kleinsten Inhalt ausspinnen kann in lange Gespräche, die den Leser nicht ermüden, im Gegentheil. Von Boz muß man sagen, wie von Shakespeare, daß er nicht allein durch, sondern auch in seinen Werken den Leser unterhält. Jede Figur weiß er von der unterhaltenden Seite zu packen. Über etwas möchte man unzufrieden mit ihm sein. Seine Werke sind recht eigentlich Tendenzgeschichten; das macht sie gewiß nur interessanter, aber die offene Absicht erkaltet. Er zeigt das Unrecht eines Gesetzes, das Verkehrte eines Brauches u. s. w. praktisch, indem er ein Beispiel von den übeln Wirkungen derselben giebt.

Nun sind aber die Figuren und die Fälle absichtlich darauf eingerichtet, daß solche Wirkungen an ihnen und durch sie entstehen; sie sind mehrtheils Ausnahmen, die nichts beweisen gegen die Regel, aus der das Gesetz oder der Brauch entstanden. Auch sind die Gestalten selbst, durch welche er beweisen will, durchaus unwahr. Das giebt der Wirkung, die die Geschichten auf den unbefangnen Leser machen, etwas außerordentlich Unerquickliches zu. Es ist nicht sowohl bloß eine rhetorische Wirkung, d. h. eine der Rhetorik gehörige Wirkung, zu der er seine großen poetischen Anlagen mißbraucht, als geradezu Rabulisterei. Hat nun der Autor gar recht in der Sache, d. h. kämpft er wirklich auf der gerechten Seite, so beschmutzen diese unwürdigen Künste in unserm Gefühle jenes Recht; die Sache, die wir mit unredlichen Mitteln verteidigen sehen, scheint uns selber eine ungerechte zu sein, wenigstens fürchten wir, andre müssen sie dafür halten. Und im besten Falle wird die Wirkung doch ausbleiben, die er anstrebt. Giebt er uns einen Fall, der gegen eine gewisse Sache zu beweisen scheint, so konnte er, fühlen wir, ebenso leicht einen Fall geben, der für sie bewies. Es wird also die Frage selbst durch solche Arbeit nicht zum Abschlusse gebracht, ja in der That zu ihrem möglichen Abschlusse gar nichts beigetragen, aber wir werden vom Boden der Poesie auf einen andern gestellt, alle unsre Anforderungen werden verschoben und verrückt, und wir verlieren die Behaglichkeit, auf die der Autor doch selbst zugleich hinarbeiten scheint. Da er nun fast in jedem seiner Werke etwas Bestehendes angreift, und bei manchem das Recht — das ideale, denn ob es praktisch ins Werk zu setzen, ist noch eine andre Frage — sichtlich auf seiner Seite ist, so muß sich seines Lesers, wenn er kein eigen Urtheil hat oder doch kein so selbständiges, daß es solchem Sturme auf den ganzen Menschen

widerstehen kann, notwendig das Gefühl bemächtigen, alles Bestehende sei nicht allein untauglich, sondern durch und durch unsittlich und unduldbar.

Welche Kunst der Exposition! Es ist, als kämen wir aus der vollen Sonne plötzlich an einen dunkeln Ort, wo wir erst nichts gewahren als Finsternis. Wir hören sprechen, und in demselben Maße, als unser Auge sich von dem plötzlichen Kontraste erholt, wird uns die Umgebung allmählich sichtbar; erst ein ausgestreckter Finger, dann der Ärmel, auf dem dieser Finger die Worte, die sein, des Fingers, Besitzer spricht, gleichsam unterstreicht, dann allmählich die drei Männer, dann die Kinder.

Zu bemerken, wie immer die Züge der äußern Erscheinung bei jeder Rede mitspielen, so treffend auch schon die Reden an sich charakterisiert sind. So die coriolanistischen Augenbrauen der Mrs. Sparrit u. s. w. Wie er dann seine Personen wie mit fixen Ideen behaftet, wie ihnen irgend ein Assoziationshaken gegeben wird durch die Rede eines andern, auf ihr Lieblings-thema zuzustürzen, was übrigens in der Natur begründet ist. Eine schwache Seite von Dickens ist die Schilderung des Volkes. Nie sprechen die Leute aus dem Volke ihre eigne Sprache oder denken ihre eignen Gedanken, immer nur in einer der Volkssprache angenäherten konventionellen Weise die Gedanken des Autors über das Volk; und wie man oft fürchten muß, gemachte, zum Behufe, seiner Partei zu gefallen, gemachte. Dies fällt sehr unangenehm auf. Er stellt uns die Arbeitgeber getreuer dar als die Arbeiter, und da er auch in seinen Betrachtungen die Partei der Letztern nimmt, so schlägt jene Absicht, durch die Unwahrheit verstärkt, die sie sich erlaubt, um so plumper in die Augen, und man wird von solcher Rabulistik oft wider Willen gezwungen, stellenweise Partei gegen ihn und das Volk, seine Klienten, zu nehmen. Abgesehen davon, daß

uns seine dargestellten Menschen als solche so lange nicht interessieren können, als sie die Sprachröhre des Dichters sind und die eigne Existenz verlieren. Der Eindruck ist ein durchaus unharmonischer. Entweder glauben wir ihm, daß das Volk so ideal sei, als er es darstellt, und die Gebildeten so abscheulich, und dann verlassen wir ihn mit einem Unwillen, ja Hasse gegen die Gebildeten und einem Gefühle, daß einer dieser abscheulichen Gebildeten an Gottes Stelle sitzen müsse, oder wir sind auf den Dichter ungehalten, der ein solches Gefühl hervorbringen zu wollen scheint. Wie tief steht er in diesem Stücke unter Shakespeare. Im Geiste des Romans liegt übrigens, daß die Bildungsstufen mehr die Handlungen motivieren, als der eigentliche Charakter; so ist es mehr ein Irrtum als eine Schuld des alten Tom Gradgrind, der all das Elend herbeigeführt, unter welchem er weniger leidet, als der absolute Dulder Stephen. So krank ist unsere Zeit an dieser falschen Humanität, daß man die Meinung hören kann, im Shylock sei Shakespeare über sich selbst hinausgegangen, und in diesem Ungeheuer einen solchen Dulder aufstellen sehen. Ei! wäre Shakespeare über sich hinausgegangen, er stünde vielleicht gar nicht sehr tief unter uns. Aber so leid mir der arme Shakespeare thut, er ist auch im Shylock nur das geblieben, was er in seinen übrigen Stücken auch ist!

In solchen kleinen Zügen, wie von der Mutter Bounderbys, der Sissy und ihrem Glauben an des Vaters Rückkehr, ist Dickens groß. — Jedenfalls hat er, wenn er einen Roman auszuarbeiten beginnt, den Plan in seinen Hauptumrissen im reinen, sonst könnte die Idee nicht in so feine Beziehungen auslaufen, wie z. B. das Bagabundenkind, das erst aus der Schule gewiesen werden soll, weil es die Phantasie in Mr. Gradgrinds verständiges Haus durch die Verführung in der Schule einschwärzt, von ihm ins Haus genommen

diesem später ein Segen wird, nachdem Haus und Schule vergeblich gearbeitet; die Natur aus ihr auszutreiben, die dann den Segen bringt. Auch lohnt sich ihm, Mr. Gradgrind, selbst darin ein Handeln, das eigentlich eine Inkonssequenz in Beziehung auf seine Grundsätze.

Boz Romane haben, wie wirkliche Aktion, so auch einen gewissen dramatischen Kern, eine Situation, in der die Reime zu vielen andern liegen, und die an sich selber schön ist. Hier die Liebe LUISENS zu dem Bruder, die nur durch ihre anerzogene Isolierung begreiflich. Dann aber sind absichtlich die disparatesten Regionen, sowohl äußerlich als innerlich disparatesten, kombiniert. So greift hier eine Erziehungs-, eine politisch-moralische (die Arbeiter-)Frage und das bunte groteske Bild einer Kunststreitergesellschaft ineinander. Erst exponiert sich die pädagogische Geschichte, in die die Kunststreiter schon in Sissy hineinspielen; dann wird an die Figur BOUNDERBYS, der Gradgrind auf den Gedanken bringt, das Mädchen auszuweisen, die Arbeitergeschichte gereiht; die Erziehungs- und die Arbeitergeschichte vereinigen sich, und die Kunststreiter spielen mehr aus der Ferne, Sissy mitten in der Geschichte mit. Eigentlich ist bloß die Arbeitergeschichte abgeschlossen am Ende des dritten Teiles. — (Das Buch hat nur drei Teile, aber ich glaube, seine zehnbändigen Romane haben auch nicht mehr Material, und dieser war mit leichter Mühe auch in zehn Teile auszuspinnen.) In der Idee gruppieren sich die Arbeiter und die Kunststreiter zusammen als Volk den Wohlhabenden und Selbständigen gegenüber. Dann sind auch die innerlichen disparatesten Motive kombiniert, pathetische und komische.

Im Romane ist breiter Raum für die Darstellung und Ausmalung der dunkeln Vorstellungen, die Denken und Sprechen begleiten und wechselwiegend leiten. Im Romane kann die ganze psychologische Wahrheit dieser

Vorgänge sich austoben. Der Einfluß der Nebenvorstellungen auf die Logik des Denkens und den Charakter des Stils, in welchem dadurch Temperament und Charakter des Denkenden und Sprechenden sich verrät ohne sein Wissen und seinen Willen. Die Art der Bilder der Phantasie, mit welchen sie Gedanken und Worte illustriert, ihre Bemühungen, adäquat zu sein, und die Wechselwirkung zwischen diesen Bemühungen der Phantasie und dem Gange und der Folge der Gedanken.

Dickens und die deutsche Vorgeschichte

Die zwei großen Mächte des Lebens oder vielmehr Bedingungen des Lebens sind Existenz und Bewegung. Immer erstarrt die Bewegung zur Existenz und löst die Existenz sich in Bewegung auf — ähnlich dem Stoffwechsel in organischen Körpern. Erhaltung und neue Schöpfung; das konservative und das revolutionäre Element. Politik, Kunst, Wissenschaft, Religion sind die Schlachtfelder, wo diese beiden Kämpfer fechten. Wird ihnen das eine verschlossen, gleich sehen wir den Kampf auf dem andern beginnen; wie verschieden sie hier und dort aussehen, Jakobinermütze, Doktorhut, geistlich Barett, all das ist nur Kostüm; die Gegner bleiben immer dieselben. Der Gegenstand des Romanes, der Mensch unter dieser historischen Mächte Einfluß, dagegen des Dramas, besonders der Tragödie der Mensch an sich. So ist aller Roman im Grunde historisch, alles Drama — wenigstens Tragödie — anthropologisch. Dort sind die historischen Agentien, hier die psychologischen die Kämpfer.

Unterhaltend muß also Geschichte und Vortrag sein; unterhaltend die Begebenheit, und unterhaltend

die Figuren, unterhaltend der Figuren Dialog und Thun, unterhaltend der Autor selbst. Es muß für Spannung im allgemeinen gesorgt sein an jedem einzelnen Stellchen und zugleich für Interesse des Details. Die Spannung auf das, was kommen muß, muß sich beständig in Interesse am Detail verwandeln, und wo dieses nachläßt, wiederum jene Spannung wirken.

Dieser Forderung nachzukommen bedarf es des epischen Behagens und dramatischen Dranges zugleich, welcher letztre aber vollständig unter der Herrschaft des Zweckes stehen muß. Deshalb alle Ungeduld aufgegeben; denn sie teilt sich sympathetisch dem Leser mit. Umgekehrt wird der Vorsatz, da, wo man selber gern weiter möchte — wenn die Partie dem Ganzen notwendig —, im Leser den entgegengesetzten Wunsch, nämlich zu bleiben, hervorzubringen, wenn er energisch ist, rückwärts im Autor die Behaglichkeit hervorbringen helfen, die er sich im Publikum als sein Ziel lebhaftest vorstellt. Durchaus Haltung, Vermeidung des Unruhigen, Hastigen.

Wenn es möglich, viel Gestalten oder doch solche Gestalten vorherrschend, die der Leser lieb gewinnen kann. Am liebsten wird er sich mit solchen beschäftigen. Von Personen, die uns nicht gefallen, zeige der Autor nur, was auf die Geschichte derjenigen, die uns gefallen, Bezug hat; sonst zwingt er sie und ihre übrigen Schicksale u. s. w. nicht auf.

Poesie der Wirklichkeit, die nackten Stellen des Lebens überblumend, die an sich poetischen nicht über die Wahrscheinlichkeit hinausgehoben. Erstres besonders durch Ausmalung der Stimmungen und Beleuchtung des Gewöhnlichsten im Leben mit dem Lichte der Idee, die aber nie ein Parteistandpunkt, sondern stets über den Parteien schwebend sein muß. Der Gott, der in den Schicksalen der Menschen sich offenbart, darf nicht schlimmer als der christliche Gott sein, nicht geradezu

ungerecht, fühllos u. s. w. Die Gesichtspunkte, Ideen, Berechtigungen, oder wie man sie nennen will, aus dem Boden der Umstände gewachsen und als Leidenschaft aufgefaßt. Überall nach dem Gesetzbuche, dessen Paragraphen Sprichwörter; immer die Regel.

Nirgendß eine Überlegenheit in eine Gestalt aus dem Volke verlegt; die Personen müssen ihre eignen Gedanken denken und Worte reden, nirgendß Abstrakta und Sprachröhre der Intentionen des Dichters. Diese können in der erzählenden Gattung in Gestalt von Betrachtung, indirekt in der Ausmalung von Stimmungen genugsam niedergelegt werden.

Ein Mittel zur Spannung und Erweiterung der Geschichte aus der Fabel selbst: Wenn die Erzählung bald mit der bald mit der Figur geht und so alles, wenigstens das Bedeutendste, was geschieht, erst hypothetisch und ungewiß in irgend einem falschen Lichte, wohl auch selbst falsch, vorzeigt und dann erst den betreffenden Vorgang (oder auch der Vorgang dann in eine rückschauende Erzählung gelegt) selbst erzählt. Das rangierte als Kunstmittel mit dem Kapitelverschieben. Nämlich: es geschieht etwas; dies giebt, da nur einzelnes davon bekannt wird, der Figur, der es bekannt wird, ein falsches Bild des Geschehnen (und damit dem Leser selbst), das sie martert, spannt oder zur Hoffnung bewegt, und den Leser mit, der dann mit ihr die Sache genauer untersucht und durch die Ergebnisse der Forschung bald zur Furcht bald zur Hoffnung hingerissen wird — wenn dies Bekanntwerden einzelner Züge oder entstelltes Ganzes früher dargestellt wird, als die Handlung selbst. Oder auch, es erfährt jenes Einzelne u. s. w. einer von des Helden, also auch des Lesers Gegenpartei und wünscht, die Sache möge so sein, wie der Leser sie nicht wünscht, er freut sich bei den Ergebnissen seiner Nachforschung, die seiner Leidenschaft zusagen, wo der Leser sich ängstet

und voll Ärger auf den sich Freuenden, oder umgekehrt, wo seine Freude und Hoffnung am Ärger und der Furcht des Gegners wächst. Nun muß die Darstellung immer mehr die Außenseite der Figuren geben, damit der Scharfsinn des Lesers desto mehr Raum zum Erraten erhält und die üble u. s. w. Meinung von der Person oder die Meinung, die Person könne das und das Bedrohliche — in dem wir für sie fürchten — aus irgend einem Grunde, den wir nicht wissen, gethan, sich dazu haben verleiten lassen; was alles den Leser mit dem Freunde ängstet, oder noch mehr ängstet, weil es den Feind freut.

So wird also dasjenige, was uns interessieren muß, was und wie es geschehen, erst nachher erzählt, die Furcht und Hoffnung aber, die sich an dies Was und Wie knüpfen muß, was natürlich dem Geschehen in der Zeit folgt, wird in der Erzählung vorausgenommen. Dadurch wird auch der Kreis erweitert; die Personen, bei denen geforscht wird, geben Gelegenheit zu Genrebildern und Episoden.

Durch diesen Kunstgriff allein — der unzählige Modifikationen zuläßt — kann der einfache Kern mannigfach variiert und die Handlung scheinbar bereichert werden. Die analytische Methode der Darstellung, die der synthetischen so gegenübersteht wie die Spannung auf das, was bereits geschehen, ohne daß wir es wissen, zu der, was geschehen wird. Auch giebt dieser Kunstgriff erwünschten Anlaß, die verschiedenen Charakterbilder, die Gestalten, in stetigerer Weise charakteristisch ausleben zu lassen, indem die Erzählung von Figur zu Figur wandert und eine Zeitlang mit jeder Hand in Hand geht — wobei ein Gewicht darauf fällt, welche Forschungen die Gestalt anstellt, was sie aus dem Erfahren folgert; so geht dies Forschen wieder in ein Handeln über und tritt in die Substanz der Erzählung ein, was sie

thut, zu befördern oder zu vermeiden u. s. w., — ihren Charakter zeichnen hilft und der Divination des Lesers freihält, seine eigne Meinung sich zu bilden, der durch den Wunsch, die Gestalt werde doch so verfahren oder so u. s. w., in noch lebhaftere Spannung gerät, weil er fördern möchte, wo die Gestalt retardiert, bekannt machen, wo sie verheimlicht, verheimlichen, wo sie bekannt macht, vorsichtig sein, wo sie zu unbedenklich, und umgekehrt u. s. w. u. s. w. So wäre denn die Erzählung stellenweise — sie kann es ganz sein — mehr eine Reihe modifizierter und entstellter einzelner Spiegelbilder des Begebenheitskernes, die dieser in die Seelen der Mitspieler wirft. Wir sehen die Sache erst, wie sie andern sichtbar wird und nach ihrer Natur ihnen erscheint, als wie sie wirklich ist. Der Leser müßte sich die Momente berichtigend nach seiner Meinung zusammensetzen. Nun kann die Begebenheit sogar ganz aus Reihen solcher Spiegelbilder und durch diese herausgeforderten Handlungen bestehen.

Die Dorfgeschichte ist wie ein einzelnes Glied des Dickensschen Romans zu einem Ganzen geschlossen. Ein Charakterbild aus jener Menge herausgenommen, eine Stimmung aus jener Mannigfaltigkeit von Stimmungen, eine Reflexion aus jenem Reichtum; sie ist der Geist jenes Romanes in Form der Anekdote. Die Enge, das Arme, was solchergestalt der Dorfgeschichte Mangel gegen den Dickensschen Roman gehalten, wurde nun in den bessern Dorfgeschichten durch große Innigkeit, Zusammenhalten, saubre Ausführung aufzuwägen gesucht. Dazu gab die richtige Berechnung des deutschen Geschmacks oder auch richtiger Instinkt das Vorwalten der Reflexion und der Lyrik hinzu, das Vermeiden sowohl englischen Sichgehenlassens als auch englischer Kühnheit in der Kombination. Es wurde Rücksicht genommen besonders auf Bildung (nicht bei Gotthelf); das Karikierte fiel weg, mehr das Gemüt wurde be-

schäftigt als die Phantasie; in die Form der Anekdote nach und aus dem gewöhnlichen Leben wurde soviel deutsche Idealität gegossen, als sich damit vertragen wollte; das englische Behagen wurde in deutsches umgesetzt, aber ein Hauptteil der Wirkung blieb immer die Übertragung des Behagens und des stillen Vergnügens, mit dem der Dichter seine Gestalten anschaute, auf den Leser; daneben wandte sich der populäre Liberalismus an die politische Überzeugung des deutschen Mittelstandes. Es gälte nun, die Dorfgeschichte wiederum zum Roman zu erweitern, in welchem sie ihre Enge und Armut los würde und doch das nicht verlöre, was in ihr dem deutschen Volkscharakter angemessen war. Daraus entspründe dann nun wieder etwas dem Dickens'schen Romane ähnliches, etwas, das an Reichtum von Figuren und Handlung sich ihm näherte, aber in der Art der Komposition und Charakteristik und der Ausführung sich durch diejenigen Eigenschaften unterschiebe, die in der Dorfgeschichte sich als Bedingung der deutschen Rationalität herausgestellt haben. Noch ein anderer Grund drängt zu größrer Innerlichkeit und mehr psychologischem Interesse der Komposition; es ist der, daß das deutsche Leben isolierter ist als das englische. Wir haben kein London, in welchem das Wunderbarste natürlich erscheint, weil es in Wirklichkeit so ist, keinen Verkehr mit Kolonien in allen Welttheilen, kein so großes politisches Leben; wir haben keine Flotten, und wenn wir dem Deutschen nationales Selbstgefühl geben, so fehlt dazu der Boden, aus dem es organisch hervorstüchse und berechtigt erschiene, wir müßten es denn als Ausnahme darstellen. Also der Dickens'sche Roman, aber beschränkter in der Extensität und dies durch die Intensität ersetzt, die Komposition und Ausführung nicht so salopp, die Charakter nicht so grillig oder bloß äußerlich durch karifizierende Übertreibung des

charakteristischen Zuges bewirkt. Mehr das Gemüt als die Phantasie beschäftigt und durchaus nicht jenes Behagen vergessen. Dazu das Mittel, das wir schon im Dickensschen Romane finden — der Humor. Zu große Breite der Darstellung zu vermeiden, wiewohl die Trockenheit der Konturen des eigentlichen Dramas nicht anzustreben ist. Nur so viel Breite, als unumgänglich notwendig, Ungeduld abzuwenden oder nicht aufkommen zu lassen; durch Anschaulichkeit und lebendige Gegenwärtigkeit und Reichthum des Details für das Einzelne interessiert, damit die Spannung ein Gegengewicht habe. Was der Dickenssche Roman von Shakespeare hat, die Beziehllichkeit der einzelnen Stämme, das Herausheben der Charaktere durch Kontrast, die Gruppierung aller Stämme solchergestalt um eine Idee oder Hauptanschauung, die innern Entwicklungen, das stete Anwachsen nach dem Ende bis zu allgemeiner Katastrophe, die poetische oder vielmehr sittliche Gerechtigkeit, der gesunde Boden aller pragmatischen Poesie, müßte natürlich möglichst beibehalten werden, alle moralische Schiefheit vermieden und in den Personen die Ideen in Leidenschaft verwandelt, so ideal der Autor in Stimmungen und Betrachtungen sein mag, und immer, wie auch dem Geiste neben der Sache Rechnung getragen werde, immer darstellend.

Eine Hauptsache ist nun der Dialog, durch welchen kleine Schritte der Begebenheit sich ausbreiten. Der Dialog ist Hauptmittel zur Behaglichkeit. Ein Charaktermotiv: der Lügner aus Schönheitsfynn, ein sich unbewußt idealistischer Dichter mit all der schönen Hohlheit oder hohlen Schönheit; Lügnerin aus Scham — Sinnlichkeit, die leicht aufzuregen.

Dickens Klein-Dorrit

Der bittende Blick des sterbenden Vaters und die ganze Natur des Haushaltes der Mrs. Glennam läßt

erwarten, hier müsse eine ergreifende Entdeckung zu machen sein. Immer wird dieser Ton angeschlagen; und auch die ungeheuerlich schaurige Gestalt Mr. Rigauds damit verbunden. Das Verschwinden des Mr. Rigaud lenkt die Aufmerksamkeit mit neuer Gewalt dahin.

Klein-Dorrit ist, wie viele unter Dickens andern Romanen, ein komisches Schauermärchen, nach Art der Märchen der „Tausend und einen Nacht.“ Das seltsame, die wunderlichsten Anstrengungen der freigegebenen Phantasie mit der gemeinsten Wirklichkeit gepaart — nur ohne Einmischung von eingestandnen Feen und Gespenstern. Dafür sind die Figuren zum Teil nur Nase, Mund oder sonst charakteristische Einzelzüge ins Ungeheure vergrößert und solchergestalt weniger wirkliche Menschen, als ein seltsames Geschlecht von Wechselbälgen der Phantasie, Rollen der Phantasie, ohne Befruchtung durch Leben; der Vorgang selbst demzufolge ein wunderlicher Traum, den nachträumend oder mitträumend wir bald schwer und angstvoll atmen, bald lachen und bald über unser eignes Stöhnen oder Lachen aufwachen. Boz Poesie ist eine populäre Romanistik, eine Synthesis von Lieck, Jean Paul, Hoffmann, Arnim, die Frage Shakespeares in das Vaterland des schönen Originals zurückgeführt, aber Frage geblieben oder vielmehr erst recht Frage geworden. Jene Deutschen haben doch noch die poetische Wahrheit, die selbst noch im rein Phantastischen möglich ist. Ich muß gestehen, so sehr ich an vielen Stellen des Romans gefesselt war, ich bin froh, nun ich ihn hinter mir habe; ich habe ungefähr die Empfindung, wie wenn ich ein Irrenhaus besucht hätte und nun wieder heraus wäre. Welche Lust, welcher Himmel hier außen! Drin waren selbst Lust und Himmel wie Wahnsinnige. Tisch, Stuhl, Wände, Häuser, Fluß, Brücke, Kohlenfeuer u. s. w. alles lebendig, aber — wahnsinnig.

Das Raffinement, das entseßlich Outrierte, Gequälte, dieser nüchterne Raufsch, diese Formlosigkeit von Inhalt und Inhaltlosigkeit von Form, all das, was die Poesie unsrer Zeit bezeichnet, treibt mit Gewalt zurück zu Shakespeare, Plautus, Homer, der Bibel, zum Volksliede, zu vielem in Goethe und Lessing, Luther nicht zu vergessen und Schillers Lied von der Glocke. Richters Illustrationen sind eine Erquickung, Haydn, Mozart und das meiste von Beethoven machen uns gesund, so lange wir sie hören. An Freitag fühlt man beständig, daß dieser Drang in ihm ist; mich macht der Eifer, zur Gesundheit zurückzukehren, fieberhaft und ungesund, da ich den Weg nicht finde. Vielleicht trauen wir uns zu wenig zu und fürchten unnötig das Triviale zu sehr. Auch bei talentvollen Malern werde ich diesen Drang gewahr, so an Sonne.

Welch ein gespanntes Leben und Spannungsleben in diesem Roman! Es wird gespannt dadurch, daß etwas geschehen ist oder scheint unter Umständen, die uns auffordern, dies uns noch unbekannte Etwas mit uns bereits bekannten Personen zu kombinieren, z. B. in Klein-Dorrit ist Rigaud verschwunden, seit er in das Haus der Mrs. Glennam ging, nicht wieder gesehen worden; nun haben wir den Beginn dieses Besuches gesehen, wir kennen Rigaud u. s. w., es bildet sich in uns eine abstrakte Erwartung von schrecklichen Dingen, die da vorgegangen. Nun, nachdem auf abenteuerliche Weise Rigaud wieder zum Vorschein und zu Mrs. Glennam gebracht ist, beginnt eine Szenerie, der analytisch der Inhalt der ersten Spannung des Buches, die bis hierher nebenbei gehalten, aber immer wieder erneuert werden.

Neben der Figur des Forschens — in Klein-Dorrit forscht Glennam — gehen auch bloße Zustandsszenen,

in denen etwas an sich Gleichgiltiges vorgeht, die uns aber an die Orte bringen, mit denen die Spannung sich verbindet und durch Erweckung von Stimmung verwandte Erwartung hervorbringt oder näher bestimmend, vertiefend, diese unterhält.

Wie bei Hoffmann Gespenster, Revenanten u. s. w. als natürliche Personen, so gebärden Boz angeblich wirkliche Menschen sich mit einer gewissen gespenstigen Mechanik; immer fallen uns bei den Mr. Merdles, Rigauds u. s. w. jene gespenstigen Automaten ein, die sich für Menschen ausgeben.

Walter Scott

(Bezüge zu Shakespeare)

Den Altertümler zu lesen begonnen. Welch meisterhafte Szene die erste zwischen Oldbuck, Lovel, dem alten Edie! Sie würde aber bei weitem nicht den Eindruck machen ohne die ausführliche Detaillierung des Altertümlers bei Lovels erstem Besuch, wo er die Leiden und Freuden der Altertümlerei diesem vor-schmeckt. Etwas ähnliches haben meine Figuren im Erbförster, was die Lebensfülle derselben betrifft. Diese sind reines Thüringer Gewächs. Eine Erzählung mit solchen Figuren müßte nun aber auch in Thüringen spielen. Wäre ich doch auf dem Wege der Produktion wie im Erbförster geblieben, hätte mich damit aber dem Roman zugewandt. Der Thüringerwald hat noch manchen originellen Charakter, von vielen noch die lebendige Tradition, ebenso noch manches poetische Altertum von Sitte, Bräuchen und namentlich von Sagen. Eine allgemein interessante Geschichte mit solchen Gestalten und Sitten mit den historischen Agentien, auch den lebendigen, dem Hauche, den der bewegten Weltgeschichte Räder im Drehen dahineinblasen, eine reiche Geschichte mit viel Handlung und

Spannung, aber stets poetischer. So Charaktere, Motive, historische Sitten — welcher Zeit auch die Darstellung gehöre. Ich glaube aber, diese poetische Wahrheit, die aus Übereinstimmung alles Einzelnen entsteht, wird ein Dichter nur aus der Provinz, die ihn geboren, wo er erzogen ist, ziehen können, denn er selber ist ja seine eigne Norm im Charakterentwerfen. Nun ist für die epische Charakteristik das so erleichternd, daß die Geschichte mehr Begebenheit als Handlung, d. h. daß mehr das Nichtig des Helden auf sein Ich wirkt, als umgekehrt wie im Drama, und daß nicht alle Fäden der Begebenheit vom Knäuel der bewußten Absicht zu laufen brauchen. —

Jetzt wird mir nun erst klar, was unsre Dorfgeschichte ist, nämlich der Embryo des provinziellen historischen Romans. Und der soll daraus hervorgehen, sonst war sie eine taube Blüte. Nur muß man sich über das Wort „historisch“ hier verständigen. Es heißt dies weiter nichts, als daß der Roman nicht isoliert sein soll vom großen Geschichtsleben der Welt; er soll auf einem wirklichen Raume in dieser Welt und in einer wirklichen Zeit derselben spielen, und das Allgemeininteressante der Fabel dadurch modifiziert sein. Das Drama bedarf einer gewissen Abstraktion und Isolierung der Motive; es verlangt weit abstrakter das allgemein Menschliche und das Gegenwärtige (ideal), weil es keine Erläuterungen, keine Vermittlungen erlaubt; die Tragödie besonders muß gewissermaßen „elementar“ sein; der Roman aber wird der innigsten Durchdringung des allgemein Menschlichen durch die individuellen historischen Agentien bedürfen. Man versuche nur, etwas Erlebtes zu erzählen, so wird man nötig finden — sei es auch nur eine kleine Anekdote — zur Erklärung die Zeit, in der sich dies Erlebte zugetragen, zu markieren, wohl sogar noch die Stimmung jener Zeit, weil das zum rechten Verständnis

sich notwendig erweisen wird. Manche solche Geschichten wird man sich nur an einem gewissen individuellen Orte vorgegangen erklären können; kennt der Hörer der Geschichte den Ort und was in der Weise dieses Ortes die Geschichte allein erklären kann, nicht, so wird der Erzähler wohl auch noch dieser erst gedenken und zum Behufe der leichtern Glaublichkeit andre Geschichten aus dem Orte (auch aus der Zeit vielleicht) als Pendanten bringen. Das nun ist die poetische Wahrheit des Romans, daß die einzelnen Charaktere und Motive und die einzelnen daraus resultierenden Begebenheiten (unter Einwirkung eines und desselben historischen Agens) sich zusammenverhalten, wie solche erklärende Pendanten.

Schwer ist es nun, dem Phantastischen zu entgehen, ohne die Poesie aufzugeben. Im Astrologen liegt die Poesie hauptsächlich im Harmonischen der Komposition, in der Figur der Meg, den eigentümlichen Sitten, z. B. und besonders dem patriarchalischen Verhältnisse des Gutsherrn und der Zigeuner; auch in der Liebenswürdigkeit der Charaktere; besonders des Autors selbst — im besten Sinne. Es ist doch zum großen Teile eine Kriminalgeschichte; ob das Küstenland, die See und vielleicht das uns Fremde in den Sitten, die Großartigkeit der Behandlung das Kleine, Widerliche balanciert, das sonst Kriminalgeschichten haben? Vielleicht auch der Mut und die Kraft der Menschen; da ist keine Hilflosigkeit. Das scheint einer der charakteristischen Unterschiede zwischen Boz und Scott zu sein, daß letzterer uns in einer Welt umherführt, wo kein Mensch eine andre Schuld büßt, als die er selber auf sich geladen — selbst die Armut des Ochiltree, die doch keineswegs als Elend dargestellt ist, erkennt dieser für eine selbstverschuldete —, wo der wilde Gewalt der Umstände der von ihr ergriffene gewachsen ist und nach ritterlichem Kampfe sie besiegt, während dort —

bei Boz — die Hilflosigkeit des Leidenden mehr Haß erregt gegen dessen Peiniger, als Mitleid mit ihm selbst, und oft, da die Schuld auf ein Abstraktum, gewöhnlich auf die gesellschaftlichen Zustände gewälzt ist, der Haß gegen diese alles andre Interesse überwiegt. Bei Boz hat man immer die Empfindung, als wäre das Leben, wie es ist, eine Mördergrube, ein Netz des physischen und moralischen Verderbens, das vor den armen Menschenkindern sich ungesehen öffnet; bei Scott dagegen ist es ein Turnierplatz für die Tüchtigkeit. Schildert Boz eine schöne Häuslichkeit, so ist es eine bedrohte Schanze, denn das Elend ist das Positive, Glück nur ein negativer Übergang, nur eine Lockung, ein Becher Wein für den armen Sünder auf seinem Gange; bei Scott aber ist das Familienglück das Positive. Bei Boz ist Menschenglück ein schönes Märchen, das die Wirklichkeit, das Elend, vorüberflatternd erheitert, bei Scott das Elend eine Gespensterfabel, die vorübergehend schreckt und das Gefühl der Sicherheit des Glückes erhöhter empfinden läßt. Kurz: Scott ist Shakespeares, Boz Byrons Seelenverwandter.

Scott hat die Methode: wenn er eine neue Figur entweder hat auftreten oder erwähnen lassen, so schlägt er sich allemal ins Mittel, uns eine historische und biographische Skizze von derselben zu geben, ja wohl von ihrem ganzen Stamme, oder ist's ein Stück vergangener Existenz — wie Ochiltree — eine naturgeschichtliche Notiz von der untergegangnen oder ausgestorbnen Tiergattung, ein historisch-biographisches Résumé. Das sind Blumenstiele, die aus dem Kranze herausstehen; Boz weiß diese Expositionen gewöhnlich in dramatischer Form zu geben. Doch z. B. bei dem Vater des Mareshalsea wie Scott. Im Altertümpler schildert Scott uns nach der ersten Szene zwischen Lovel und Oldbuck den letztern, dann den Bettler, etwas später den Ritter von Knochminnock, ehe der persön-

lich auftritt; Lovel dagegen hebt er auf, um eine Spannung daran zu knüpfen. So schildert er auch Zustände, sowohl sozial-historische, wenn sie zur Erklärung seiner Geschichte notwendig, als auch individuelle, wie z. B. das Verhältniß zwischen Monkbarne und Knochwinnoch. Doch sind jene Stiele mehr im Anfange seiner Geschichten; z. B. die Exposition des Ritter Arthur. Daß seine Vermögensumstände im Rückgehen, das ist dargethan ohne Einmischung des Autors durch einzelne Äußerungen. Ferner die Exposition des Charakters und Verhältnisses Hektors Wintyre ist ganz in der Art, wie wir sie bei Volz finden, nur geschickter, weniger absichtlich gezwungen. So das Verhältniß Lovels und der Isabella.

Der Unterschied zwischen den dramatisch-tragischen und Romancharakteren. Ein Hauptunterschied: die Gestalten des Dramas sind anthropologische, die des Romans sind Gesellschaftstypen. Jene wollen etwas, sie handeln, und dies Handeln Lears u. s. w. ist Lear; bei dem Romancharakter tritt mehr die Existenz heraus; mehr das Prinzip der alten venetianischen Malerschule als Raphaels und Michelangelo, mehr der Reichtum als die Energie, die ruhigen Zustände die bewegten überwiegend. Wie dort (im dramatischen) das Elementare, so überwiegt hier das Abgeleitete; das Übergewicht des Äußern zeigt sich schon in der Beschaffenheit. Wir sehen mehr, was Zeit, Sitte, Beschäftigung, Stellung in der Gesellschaft, was Gewohnheit, Zensur an den Menschen gethan, als dort; am Menschen interessiert uns mehr das Produkt als seine Produktion; mehr die Breite der Persönlichkeit gilt es zu schildern, als die Tiefe des Charakters, wir haben es mehr mit dem Bürger, dem Anhänger einer Konfession oder Partei, dem Geschäftsmann, dem Stande, der Beschäftigung, den individuellen Gewohnheiten als mit dem Menschen selbst und seinen Leidenschaften,

mehr mit dem Sein als mit dem Vermögen desselben zu thun. Mehr die habituellen Züge seiner Beschäftigungen, als seine elementare Richtung kommen in Betracht. Er ist mehr ein Bewegtes als ein Bewegendes; darum das Detail vorherrschend. Mehr was die Gesellschaftsverhältnisse aus ihm gemacht und noch machen, als die Verhältnisse, die er selbst schafft; die Ruhe ist das Wesentliche, nicht die Bewegung; mehr, wie er seine Substanz äußerer Gewalt entgegen zu erhalten sucht, als wie er andre beschränken will; er ist der Holländer, der Dämme gegen das einbruchdrohende Meer schafft, um seine Tulpengärten und seine chinesisch-kleinen Lieblingsdinge zu schützen, als das Meer selbst, das einbricht und mit den Dämmen kämpfend ermattet.

Besonders zu bewundern ist an W. Scott die weise Mäßigung, die Bescheidenheit der Natur, der seine Instinkt, wie weit der Poet gehen dürfe, ohne den sichern Boden unter den Füßen zu verlieren, wieviel der und der Charakter trage, ohne unter der Last zu brechen u. s. w. Den englischen common sense repräsentiert W. Scott auf das beste. Es ist wunderbar, wie, was poetischer Schwung ist, den realen Boden nicht allein nicht verläßt, sondern vielmehr eben oft in der Energie des realistischen Details besteht; wunderbar, wie er seine Phantasie immer im engsten Raume hat und doch zugleich sie scheint sich gehen zu lassen.

Wie einfach ist die Geschichte im ersten Bande des Utertümlers, und doch wie durch Beziehungen und Detail reich gemacht. Es ist diese ein Muster in der Gattung des Charakterromans. Im ganzen ersten Bande ist fast nur Detaillierung der Charaktere, die Handlung hauptsächlich dazu erfunden, uns diesen Montbarns und Ochiltree bis in kleinste hinein zu illustrieren. Welche Fülle von Detail in diesen beiden. Wie herrlich die habituellen Spuren der Kleinlichkeit,

aus der Beschäftigung des Altertümlers hervorgegangen, wie kontrastiert die Geschicklichkeit, Hypothesen sich selbst als Feststehendes einzuschwätzen, mit dem scharfen, nüchternen Verstande und der Fähigkeit warm hingebenden Handelns, wenn dies herausgefordert wird; wobei der schöne, große Leib des Letztern nichtsdestoweniger in der Tracht jener Kleinlichkeit erscheint. Dieser Montbarns ist ein Meisterstück epischer Charakteristik ersten Ranges, neben dem sich nur Ochltree behaupten kann. Der Altertümmler verdient auswendig gelernt zu werden. Und dabei keine Spur von Karikatur, überall Züge, die gleichsam zur Übertreibung einladen, überall Lockung dazu; aber Sir Walter gerät nicht mit einem Tritte aus dem Takt.

Meine Gegend enthält Stoff zu solchen Charakteren, z. B. in den Neustädtern, die um Gewinnst die Strapazen der weitesten Fußreisen nicht scheuen, und nun an den Reiz des Herumtreibens gewöhnt, dies um größern Gewinn nicht aufgeben würden; die nun eigentlich eine Art bevorwandeten oder berechtigten Vagabundierens treiben und doch sich diesem keineswegs hingeben, sondern im Vagabundieren Ersparung und Gewinn zu Merkzielen nehmen, die also gewissermaßen um des Gewinns willen vagabundieren, d. h. um eines Zweckes willen zweckwidrig verfahren. Dieser bewußte oder unbewußte, von klugen Individuen zeitweilig sich selbst eingestandne, andremale hartnäckig geleugnete Widerspruch ist für epische Charaktere von außerordentlichem Reize. Diese Widersprüche von Einsicht und Gewohnheit u. s. w., ihr Zutagekommen im Bewußtsein des damit behafteten Individuums, hinwiederum das Hinwegräsonnieren derselben unter den Auspizien des Wunsches, der des Glaubens Vater, diese wunderbarste Mischung von wirklicher und gemachter Naivität können schon den einfachsten, alltäglichsten Charakter, wenn bloßgelegt, ergötzlich machen. Ehe nun

die Handlung oder Begebenheit die Spannung straffer anzieht, kann der Vorgang teilweise dazu erfunden sein, solchen Charakter erst zu detaillieren. An dem Neustädter sind das Weitausgreifen des Bergsteigers mit gebrochenen Knien und das Phlegma des Ganges im kleinen Äußerungen jenes Widerspruches. Die Lust am Außerordentlichen, Wunderbaren mit dem Nüchternen des kleinen Geschäftsmannes zusammen, ebenso die Gutmütigkeit des Phlegmas und die Schlaueit; alle idealistischen Agentien der Gegenwart hat er aufgelesen, aber sie sind durch einander gewirrt in einem Geiste, der, was seine Krämerei betrifft, fast mit bösig-ungemütlichem Scharfsinn auseinander zu halten weiß. Die Tendenz zum Unbegrenzten, der Wandertrieb des Vogels ohne das mindeste künstlerische Interesse; wie der Ziemer aus Norwegen u. s. w. nach Deutschland zieht, unaufhaltsam, um rote Beeren zu fressen. Großer und kleiner Horizont zugleich. Kommt dazu noch die Schwärmerei mit dem Aposteltrieb, so kommt noch ein Nest von neuen Kontrasten dazu. Darf nicht hausieren, thut es doch, um (religiös) zu wirken; muß Ausrede haben.

Aber jede Figur, z. B. ein Landgeistlicher, ist aus den Widersprüchen der verschiedenen Lebenskreise, denen er zugleich angehört, auf das interessanteste zu konstruieren. Die humanistische Bildung, die er erhielt, Reminiscenzen des Universitätslebens; zugleich ist er Gelehrter und Bauer und Beamter, zugleich ein Repräsentant Gottes und ein Untergebener des Konsistoriums; er ist der vornehmste Honoratiore und die Respektsperson in seinem Dorfe, und in der Stadt eine fast komische Figur. Die Langeweile bringt ihn zu individuellen Gewohnheiten, das Allein stehen in seiner Bildungssphäre begünstigt die Hypochondrie, das Alleinreden auf der Kanzel verführt zu einer unnahbaren Empfindlichkeit gegen Widerspruch, der auf seine Lieb-

lingsneigungen, z. B. Taubenjokerei u. s. w., übergeht; das Bewußtsein der Wichtigkeit seines Berufes fließt auch in diejenigen seiner Thätigkeiten, die seinem Berufe am fernsten stehen, ein. In fortwährendem Kampfe mit dem Eigennuze und der selbstfüchtigen Härte der Bauern nimmt er von diesen an und haßt seine Feinde, die zugleich die ihm von Gott und einem hochlöblichen Konsistorium anvertrauten Schafe sind. Er betrügt in Selbstverteidigung die Betrüger und umfaßt ihre abstrakte Ganzheit doch wieder als moralische Person, als seine Gemeinde mit evangelischer Liebe. Dabei wird sein Amt ihm, da kein gesunder Mensch in steter Spannung sein kann, zum Handwerke. Genau bis nahe der Kargheit, was Amtseinkommen betrifft, will er nie Präjudiz geben, schützt immer den Nachfolger vor. — — —

Das Herz von Midlothian gelesen, das ich noch nicht kannte. Ich glaube, diese Gattung des Romans würde meinen individuellen Neigungen am meisten entgegenkommen. Es ist dies der historische Roman, von dem Vorwurfe frei, den man dem eigentlichen historischen Roman macht, daß er Erfundnes und Wahres mische, was wegen seiner äußerlichen Ähnlichkeit mit wirklicher Geschichtschreibung hier unangenehmer auffalle als bei dem geschloßnern, idealern historischen Drama. Und selbst das historische Drama verliert durch Einmischung novellistischer Motive. Das Historische im Roman hat keine Größe.

Wenn man will, kann man auch den Barnaby Rudge hierher zählen. Die schöne Tuchhändlerin von Elie Berthet. Die Taube von Dumas.

Hier würde nur eine Situation, würden Gestalten aus der Geschichte bloß novellistisch ausgebeutet, würde das Historische bloß den Grund abgeben, auf den man das Sittengemälde trüge. Diese Gattung erlaubt stärkere Zeichnung größrer Gestalten, und selbst

die kleinern der Dorfgeschichte bekommen ein Relief; sie gewinnen durch ihre Basis. Selbst die Dorfgeschichte gewinnt nur, wenn die Gestalten an starke, historische Interessen angelehnt werden. Der Autor kann mit größrer Souveränität mit seinen Gestalten verfahren; es verliert sich das Dünne, zu Innerliche, die Phantasie gewinnt neben dem Gemüte einen größern Raum, der Dichter kann kühner sein; eine bewegte Zeit macht interessante Kombinationen berechtigt. Dadurch, daß der Dichter die Lebensanschauung seiner Zeit vertritt neben der der Zeit, der seine Gestalten angehören, wirds ihm leichter, objektiver zu sein, und es wird ihm möglich, durch den Kontrast seine eigne Zeit treffender zu schildern, als wenn er seine Geschichte aus dieser nimmt. Der Reiz des Neuen und Wunderbaren kommt hinzu. Er kann seine Figuren ganz fremd kostümieren, ihr Denken und Thun u. s. w. aufs genaueste individualisieren, weil er in seiner eignen Person jede nötige Erklärung geben kann.

Es gälte also den Geist einer Zeit zu schildern oder vielmehr darzustellen, nicht nur ihre Sitte, sondern alles, was als geistiges und gemüthliches Agens, als Stimmung, Sehnsucht, Streben u. s. w. in einer bestimmten Zeit lag. Er dürfte durchaus nicht unsre Zeit bloß in eine ältre verkleiden, nicht was wir wünschen, was uns drückt und namentlich nicht unsre Reflexion über die bestimmte Zeit und ihre Gestalten in diese hinübertragen. Gerade darin liegt ein epischer Reiz, daß man jene Gestalten und ihr Thun, Dichten und Trachten, ihre Sympathie und Antipathie in größrer Unmittelbarkeit nachzuschaffen sich müht. So wird die ältre Zeit die Lehrerin der unsren.

Die Zeit der Reformation wäre die geeignetste wegen der Masse, der Mannigfaltigkeit der Agentien und wegen der Stärke der Kontraste. Das untergehende Rittertum, die wachsende Macht der Städte, Handel,

der Geist der neuern Zeit, der in hundert verschiednen Gestalten in alle Regionen des Lebens hineintritt, hier klarer über sich, dort sich mißverstehend, die ungeheure Subjektivität, die sich des Lebens bemächtigt, neue Kirche, neue Staatskunst, neue Kriegsführung u. s. w.

Man müßte dazu in einer Gegend leben, wo noch die Tradition jener Zeit lebendig, wo Bauart und sonstige Denkmäler der Kunst und des Lebens noch möglichst unverändert vorhanden, deren Geschichte aus jener Zeit auch in Chroniken u. s. w. reichlich vorhanden. Eine solche wäre die fränkische, Nürnberg etwa. Eine Gegend, die noch hauptsächlich der deutschen Geschichte gehörte. Der Geist des Ganzen müßte der rein menschliche, ethische, der Shakespearische sein.

Es gälte die Seele einer vorübergegangnen Zeit in erfundenen Gestalten zu verkörpern. Das Herz von Midlothian ist so entstanden.

Ein solcher Roman müßte den Charakter des Prinzipiellen tragen, hauptsächlich Sittenschilderer sein, an Traditionen anknüpfen und Gestalten zeichnen, die mehr der mündlichen Tradition als der Geschichte gehören. Die Lage, Wünsche, Sorgen einer Provinz in bewegter Zeit. Selbst in Freytags Roman etwas ähnliches. Der Aufstand in Polen.

Dazu gehörte nun, daß man die Sitten und Sittengeschichte, dazu den landschaftlichen Charakter einer Provinz studierte, und dazu, daß man sich in dieser Provinz aufhielte. Aber in welcher? Womöglich in einer, die noch eine gewisse Geschlossenheit und Originalität der Sitten besäße, dazu noch lebendige Volkstraditionen und einen kräftigen Menschenschlag.

Ein Stoff wäre die Demoralisierung einer Gegend durch kurz hintereinanderfolgende Huldigungsseide an verschiedne Potentaten.

Wenn wir jetzt die Homerischen Epen lesen, so wirken sie durchaus als Sittenschilderungen, selbst die

erzählenden Partien der Bibel. Wenn Hebbel verlangt, das Drama solle der Nachwelt geben, wie wir gedacht u. s. w., so scheint er mir die Natur des Dramas verkannt zu haben; das Drama soll geben, wie der Mensch denkt und handelt, nicht als Bürger einer gewissen Zeit, sondern eben als Mensch; darum soll sein Stoff nicht Zeitsitte, Denkart einer Zeit, sondern Leidenschaft und Natur des Menschen sein. Selbst in der Historie soll es ewig gültige Typen geben, wie z. B. Richard III.

Ein Hauptvorzug der Engländer — Shakespeares und W. Scotts — ist der, daß ihr höchster Schwung nicht vom Verstande verlassen ist. So Ochiltree, wie er eine Versorgung annehmen soll. Wie die Lust an der Unabhängigkeit, Ungebundenheit des Lebens nirgends lyrisch und sentimental wird, wohl auch rhetorisch dazu, was wir Deutsche poetisch nennen; Scotts Bettler vergißt nicht einen Augenblick, was und wie er ist. Er bleibt der alte Bettler durch das ganze Gespräch, er denkt seine eignen Gedanken und spricht seine eigne Sprache, die von Charakter und Situation, wie sie eben beide sind, und doch werden jene Ideen rege gemacht, weit sicherer und nachhaltiger, als wenn er, wie Schiller, in jedem seiner Stücke pflegt, einen allgemeinen lyrisch-rhetorischen Strom quer durch sein Bild brausen ließe, der die Charaktere zerschneidet und aufhebt, wie „Eilende Wolken“ u. s. w., wo Schillers Gefühle über Marias Lage zerstörend auf die Gestalt der Maria hereinstürzen, die mit aller Besonderheit der alten Königin in Schiller ersäuft. Daß die Weise der Idealisten, daß sie, wo ihre Personen fühlen und handeln sollten, ihre eignen Gefühle und Reflexionen über deren Lage geben, daß sie ihren Schaffungsprozeß geben statt des Schaffens.

Der Grund zu Scotts Richtung war im Gök gegeben, das Hervorheben des Pittoresken, der Stim-

nung, Zusammenstimmung von Natur, Lokal, Zeit und Vorgang. Eigentlich ist dies schon ein Ingrediens von Shafespeare. Goethe wollte den Shafespeare deutsch wiederherstellen; da seine episch-lyrische Natur das Original modifizierte, entstand der Götz, in welchem die äußere Form noch dem Drama ähnelt. Scott brauchte nichts, als der gesundnen Materie die ihr wesentliche Form zu geben. Dazu waren schon Fielding und Smollet Vorarbeiter gewesen; ihre Geschichten sind schon auf geschichtlichen Grund aufgezogen, im Tom Jones ist der Einfall des Prätendenten, im Roderik Random die Expedition nach Carthagena — das ist aber schon im Don Quixote, dem Vater des Romans — aber noch nicht nach Möglichkeit ausgebeutet. Am nächsten kommt der Weise Scotts Smollet; denn hier sind wirklich die Schicksale Randoms mit der Expedition in nahen Zusammenhang gebracht.

Beim epischen Charakter sind zwei Hauptzustände zu merken; der große Affect des Handelns zerfließt all die kleinlichen Anhängsel von habituellen Zügen, aus Stand, Beschäftigung u. s. w. mechanisch angeschwemmt, gleichsam die Flöhen des Menschengebirges, und die ideale ganze Menschennatur, der menschliche Kern macht sich geltend. In demselben Maße als der gewöhnliche, der Alltagszustand wiederum überhand nimmt, kehren jene Anhängsel wieder, machen sich die habituellen Züge aus Beschäftigung, engem Horizont u. s. w. wieder geltend, treten wieder die kleinen Bedenken ein; kurz wird der endliche Maßstab wieder angewandt, der dem unendlichen Platz gemacht, und mißt, was nach dem unendlichen zugeschnitten, an seiner Kleinlichkeit und erschrickt über oder bereut selbst das Große, Tüchtige, Hohe, was der Mensch selbst gethan, oder erstaunt wenigstens; und sein eigentliches

Wesen, seine eigne nackte Gestalt ist dem an sein Handwerksgewand mit allem kleinlichen Zubehör Gewöhnten ein fremdes und in seiner Fremdheit bedängstigendes.

Jene ursprüngliche Natur des Menschen ist aber eben im Drama, wenigstens der Tragödie der gewöhnliche Zustand, in welchem wir den tragischen Helden sehen. Das Handeln geht aus dem Instinkt hervor, das Urtheil aus der Reflexion. Darum werden die Resultate beider selten zusammenfallen; und doch muß jedes in seiner Integrität bleiben; die Reflexion darf sich nicht in das Handeln und der Instinkt nicht in die Betrachtung mischen, sonst wird beides, die handelnde und die betrachtende Kraft, paralytisch. Die Reflexion zerlegt, der Instinkt faßt zusammen. Alle Fälle des Lebens sind konkrete.

Der Roman muß nun erst das Reich der Alltäglichkeit in seiner Unbestrittenheit zeigen und uns darin heimisch machen; dann treten bewegte Verhältnisse auf, und wir sehen sie sich bilden; die historischen Agenten durchfluten das Stilleben, und nun beginnt der epische Kampf, der überall den Menschen frei macht von der Beschränktheit des Alltags. Der Alltag wehrt sich und macht der Bewegung jeden Zoll streitig; bis sich die Bewegung zur Ruhe begiebt und der Alltag sein unbestritten Reich wieder antritt. Es versteht sich nun von selbst, daß der Alltag an sich unsre Sympathie gewinnen muß, die sich dann in der Bewegung steigert und aus dem Affekte wiederum in die süße Befriedigung der Ruhe zurückgeht.

Dies Reich der Alltäglichkeit, das vor, neben und nach der Bewegung sich geltend macht, das Stilleben, das sich gegen die Bewegung zu behaupten und soviel von sich zu retten und zu erhalten sucht, als möglich, haben wir in der Dorfgeschichte ganz prächtig. Aber sie schildert mehr das Verwittern der lange so festen Konventionen, was einen elegischen Eindruck macht,

einen mehr Iyrischen. Bei W. Scott gehen sie nicht vor unsern Augen unter; er zeigt uns eben die Festigkeit, die sie hatten, er zeigt sie lebendig, sich ihrer Haut wehrend! oder sie sind vielmehr Motive, Kostüm und Staffage, nicht die handelnden Helden selbst. Er giebt uns in ihnen ein Bild aus dem kräftigen Leben eines Helden; er zeigt uns nicht dessen Siechtum und Tod an Altersschwäche. Die handelnden Helden seiner Romane sind die sittlichen Mächte, die Menschen selbst und ihre Leidenschaften und Schicksale, die er nach sittlicher Gewissenhaftigkeit ordnet. Es geht keine Gestalt an den Sitten, an der Zeit zu Grunde, nur an ihrer eignen Schuld. Sie haben eine Willkür und ein Gewissen, sind Menschen, nicht Repräsentanten von Ideen. Mit einem Worte, die Sitten sind nur als charakteristische Merkmale und als Erklärung benützt, ebenso wie die Eigenheiten der lokalen Szene. Es ist jede Person gut oder schlecht in ihrem menschlichen Kerne, nicht als Vertreter einer Zeit oder Partei; sie selbst sind, nicht die Zeit, gut oder böse in ihnen. Die äußern Konventionen dienen bloß zur Situation; sie dringen nicht in den Kern der Charaktere, oder besser gesagt, nicht diese Konventionen sind es, die in den Menschen, aus ihnen heraus handeln. Das macht diese Gestalten jeder Zeit verständlich. Und auch auf W. Scotts Gestalten paßt Goethes schönes Wort: Die Shakespearischen Helden sind eben Menschen, volle, ganze Menschen, und solchen Menschen paßt denn auch das römische Kostüm.

Die Spannung in der Erzählung und im Drama

Die Erzählung (groß oder klein) muß interessant sein. Was ist das? Zu allererst: sie muß so sein, daß wir wünschen, sie wäre wahr; sie muß spannen, d. h. das Gemüthsvermögen so anregen, daß leidenschaftliche Begierden an den Verlauf der Erzählung sich heften. Sie muß befriedigen, d. h. diese leiden-

schaftlichen Begierden müssen in einen harmonischen Zustand der aufnehmenden Kräfte am Ende sich auflösen; in ein erhöhtes Lebensgefühl, einen erhöhten Zustand aller Vermögen, der aber nichts leidenschaftliches mehr hat, in ein Gleichgewicht der gesamten Kräfte. Wir bekommen zwei subjektive Bedingungen: Spannung und Befriedigung, denen als objektive gegenüberstehen: Verwicklung und Lösung.

Diese sind den beiden Gattungen zugehörig, die mit Gestalten und Bewegung zu thun haben, der dramatischen und der erzählenden.

Die erzählende hat ein weites Feld, denn sie kann sich auch der innern Struktur des Dramas bedienen, wenn auch nicht seiner äußern Form; dem Drama aber ist, auch in der Komposition, vieles versagt, was die Erzählung thun kann.

Im Drama ist die Spannung an die Handlung, im Epos an die Begebenheit geknüpft. Jene ist intensiver, bestimmter umgrenzt, am besten eine Spannung unsers Mitleids durch unsre Furcht; diese ist abstrakter, weiter, mehr eine allgemeine Aufregung der Phantasie. Dort darf kein Geheimnis sein; hier blickt Geheimnis, Rätsel überall aus dem und in den Vorgang.

Die Spannung ist von zweierlei Art; denn wir unterscheiden die Spannung aus Teilnahme und die Spannung aus Neugier; die Teilnahme sowohl als die Neugier kann einen leidenschaftlichen Charakter erlangen. Der Roman erregt beide nebeneinander.

Die Spannung aus Teilnahme ist die wertvollere. Sie erregt oder kann erregen die Leidenschaften der sympathetischen Art. Dann beruht sie besonders auf der richtigen, d. i. zweckmäßigen Kontrastierung der Elemente, aus denen die sympathetische Leidenschaft gemischt ist. Diese besteht darin, daß der unangenehme Bestandteil den angenehmen nicht überwiegt; denn sonst hört die Beschäftigung mit der Dichtung auf,

ein Vergnügen zu sein, und wird eine Qual. Besonders aber darf dieses verkehrte Verhältniß nicht bis in die Lösung hinein und diese überdauern.

Diese Spannung aus Teilnahme kann beiden Gattungen der Poesie angehören. Aber der dramatischen steht nicht die ganze Breite der Mittel zu Gebote, selbst der eigentlich dramatischen und schauspielerischen, die die Erzählung anwenden kann.

Die Erzählung kann die fremdartigsten Mittel anwenden, d. h. Mittel, die nicht in einer Situation und der Beschaffenheit der um dieselbe gruppierten Charaktere als mit beidem gegebne liegen. Der dramatischen Poesie Wesen ist Entwicklung; innerer psychologischer Zusammenhang. Sie kann das Zufallartige nicht gebrauchen, d. i. Motive, die außerhalb dieses Zusammenhanges liegen, auf ihn einwirken; sie muß alles von dem Gegebenen aus motivieren, sich aus sich selbst erklären. Alles Thun darin muß also aus einer Absicht mittelbar oder unmittelbar hervorgehen oder aus der Modifikation einer Absicht durch eine gegenfällliche Absicht. Sie muß also, was man Begebenheit nennt, in Handlung verwandeln, und wir müssen die Triebfeder und ihr Produkt, die Handlung, durchschauend mit erleben. Die Erzählung bedarf dessen nicht; in ihr kann das scheinbar innerlich Unzusammenhängende als Wunderbares sogar einen großen Reiz gewinnen.

Was sie aber eben so nötig hat als das Drama, ist, daß sie eine Teilnahme für die Gestalten erwecke. Im Drama ist der Kampf dieser Gestalten mit der moralischen Welt, d. i. mit der bewußten, im Epos aber dehnt er sich auch auf die natürliche aus. Bloße Naturwirkungen haben in der Erzählung ein Recht. Dort kämpft Absicht mit Absicht und ihren bewußten Wirkungen, hier auch mit bloßen absichtslosen, zufälligen Naturwirkungen. Dort kämpft der Mensch

nur mit sich und andern Menschen, hier auch mit der Natur. Der Mensch kann hier also auch als bloße Natur auftreten, als absichtslose, unbewußte Naturkraft. Dort, besonders in der Tragödie, ist der eigentliche Schauplatz das Gewissen, das Innre des Menschen, hier die ganze äußre und innre Welt. Dort darf bloß das Wesentliche, das sich immer gleich bleibt in der menschlichen Natur, hier kann die ganze Breite der Erscheinungen ausgebeutet werden. Dort darf die Zeit nur ideal, als Stetigkeit des Aufeinander gesetzt sein; hier kann sie als handelnde Person mit auftreten. Ähnlich ist's mit dem Raume. Das Drama kann nicht vor- und zurückgehen in der Zeit. Die Erzählung kann, was an verschiedenen Orten zu derselben Zeit geschah, nacheinander darstellen, das nachher Geschehne früher, als das vorher Geschehne, und umgekehrt.

Zum Teil ist diese Verschiedenheit im Geiste beider Gattungen, zum Teil nur in ihren äußerlichen Bedingungen gegründet. Das Gesetz der Erzählung ist die Phantasie in der Gestalt der Erinnerung; als solche kann sie vor und zurück und über die ganze Erde hin schreiten. In dieser Hinsicht ist das Drama realistischer in Hinsicht auf Raum und Zeit.

Darauf gründet sich, daß die Erzählung auch der Spannung der Neugier sich bedienen darf. Sie führt uns in gewisse Zeiten, die Mächte, mit denen der Mensch streitet, können die bis zum Wunderlichen individuellen Sitten, Bräuche, Einrichtungen, Meinungen, Strömungen der betreffenden und der handelnden Kräfte sein, denn es ist ein Unterschied, wenn ich sage — wie die Erzählung es thut: „so war es einst“; oder wenn ich sage — wie es das Drama nicht anders kann: „so ist es.“ Ein andres: „ihr müßt euch denken,“ und ein andres: „ihr seht geschehen.“

Der Gang der Erzählung muß entweder analytisch oder synthetisch sein. D. h. eine Geschichte liegt ent-

weder ihren Hauptbedingungen nach vor dem Anfang der Erzählung oder so, daß in dieser selbst nur eigentlich die Lösung vorgeht, oder wir sehen aus Gegebenem erst die Verwicklung entstehen und dann sich lösen.

Beide Arten können sich in einer dritten vereinigen. Sodasß die Erzählung wie eine der erstbezeichneten Art beginnt und nachdem hierdurch eine Spannung bewirkt ist, wie in der zweiten Gattung von vorn angefangen wird.

Als Mittel zur Spannung stellen sich mannigfaltige dar. Bloße Verschiebung der Kapitel bewirkt eine recht intrigante Situation, die uns nach zwei Seiten spannt.

„Wie muß das gekommen sein?“ und: „Wie wird das werden?“ Jede Erzählung nach vorn giebt eine Erwartung nach hinten. — Es werden Erwartungen erregt.

Wir werden gewonnen, etwas leidenschaftlich zu begehren, d. h. ein Werden; dieses Begehren wird immer leidenschaftlicher durch Hindernisse. Es werden Dinge verschwiegen, die der Geschichte später plötzlich eine andre Wendung geben können. Dies sind negative Hindernisse. Entweder ist das Verhältniß der Personen zu einander ein andres, als sie selbst glauben, oder ein andres, als der Leser glaubt. Die sich für Feinde halten, sind Vater und Sohn, Bruder und Bruder u. s. w. Oder es herrscht ein Mißverständnis. Es fehlt oft nur an einem ausgesprochenen Worte. Also Erkennung oder auch Verständigung, die durch allerlei Umstände verhindert werden. Oder es hält einer seinen Feind für einen Freund.

Wir sehen also etwas herannahen, was wir leidenschaftlich verabscheuen; wir sehen etwas verhindert, was wir leidenschaftlich begehren. (Es sei als schon geschehen oder als noch zukünftig.) Dazu trägt die Teilnahme an der Person viel bei. Diese beiden Be-

gehren wachsen durch den Kontrast, indem wir vorübergehend die Erwartung hatten, das Verabscheute werde abgewendet, das Ersehnte werde zustande kommen. Noch leidenschaftlicher wird die Spannung, wenn diese retardierenden oder beschleunigenden Momente einen steigenden Klimax bilden. Am leidenschaftlichsten durch einen Trugschluß (Musik). Wenn das Gefürchtete eingetroffen, das Gehoffte für immer vereitelt scheint.

Die Zahl der einzelnen Spannungen ist eine sehr große. Man hält den Helden für einen andern, oft für seinen Gegner, besonders einen, der Chancen vor ihm voraus hat, als Rang, Macht, Reichthum, Ruhm u. s. w. Unter seinem wahren Namen wird er geschildert, unter dem falschen aber dargestellt. — Hat der Dichter diesen beiden Gestalten unsre Theilnahme gewonnen, so wächst diese noch durch das Zusammenfallen derselben in eine. Oder dies Zusammenfallen ist am Ende und wird zu einer freudigen Überraschung, zu einer Enttäuschung der freudigsten Art.

Die Spannung am Anfange einer Geschichte. Überhaupt besteht die Spannung der Neugierde darin, daß uns soviel gesagt wird, daß wir gern alles wüßten, und dieses uns ganz allmählich zugemessen wird. Und wenn wir das Ganze von dem wissen, was uns zuerst stückweise gezeigt wurde, wird gewöhnlich neben diesem alten ein neues Rätsel angeknüpft. Die Spannung im Anfange besteht darin, daß uns irgend ein Thun gezeigt wird, ohne daß wir weder die Gründe davon wüßten, noch was aus dem Thun entstehen soll, den Zweck. Dabei werden wir mit Figuren bekannt. Und selbst worin das Thun eigentlich besteht, erfahren wir erst allmählich. Ganz auf die Natur des Menschen gegründet. Sehen wir Bewegungen eines Menschen, die wir nicht sogleich zu deuten wissen, so treten wir ihm näher und sehen ihm zu, bis wir wissen, was er macht. Durch und bei dem Thun wird der Mensch

selbst uns interessant. Je auffallender und räthselhafter Thun und Mensch, desto mehr sind wir gespannt, zu wissen, was er macht, wer er ist, was er damit will. Dann, wenn wir dies wissen, ob es ihm gelingen wird. Wir erfahren dabei, auf welche andre Personen dieses Handeln geht, und je nachdem diese oder jener uns stärker interessiren, parteien wir uns für jenen oder diese. (Überall noch hängt mir hier das Dramatische an. Die Leidenschaftlichkeit der Spannung und Sympathie ist eben das Dramatische und paßt nicht zur epischen Form).

Wissen wir einmal die Absichten, so entsteht die Spannung auf den Ausgang, die immer leidenschaftlicher werden kann. Wir wünschen etwas und fürchten etwas. Es ist klar, daß diese Spannung desto intensiver, d. h. speziell dramatischer werden wird, je weniger Objekte unsre Erwartung hat, also je nachdem kann es im Interesse des Erzählers liegen, mehr oder weniger Objekte der Erwartung hinzustellen.

Nur ist die richtige Proportion zu berücksichtigen, daß der Hauptstamm die leidenschaftlichste Spannung habe, die andern Stämme dann nach ihrer Wichtigkeit graduiert, und schließlich, daß die Spannungen nach dem Ende zu Klimax bilden.

Entweder, oder! muß die Formel sein. Und dieses Entweder der straffe Gegensatz des Oder. Dies gilt vom Drama, das Gegenteil davon eben ist das Epische.

Daraus können mannigfaltige Kombinationen und Komplikationen entstehen. Im Anfang können uns mehrere Thun gezeigt werden, derselben oder verschiedner Menschen. Es drängt uns dann die Beziehung zu wissen, in welcher diese und ihr Thun zusammen stehen.

Nun kann ein Widerspruch entstehen zwischen der Teilnahme unsers Verstandes und unsers Herzens.

Unser Verstand kann z. B. wünschen, eine künstliche, geschickte Intrigue möge gelingen, während unser Herz dies fürchtet. —

Es ist also dreierlei zu merken.

Die Spannung des Anfangs. Wer ist das? Was macht er? Was will er? Warum? — Die Spannung auf den Ausgang. Wirds ihm glücken? Wünschen wir, daß es ihm glücke, oder das Gegenteil. Dies ist speziell dramatisch. Episch heißt die Frage: Wird es ihm werden? Denn er darf es eben nicht selber machen. Mittelbarkeit, Begebenheitlichkeit ist der Charakter des Epos dem Drama gegenüber.

Was geschieht? Was besteht? Wen betrifft es? Wie ist er? sodaß wir sein Glück wünschen oder nicht? Wird, was sich begiebt, zu seinem Glück ausschlagen? Das sind jene Fragen ins speziell Epische übersetzt.

Der dramatische Held will etwas machen. Ist es recht? und handelt er so, daß sein Machwerk geraten wird? Wünschen wir, daß es gerate oder nicht — in Bezug auf unsre Sympathie, dort auf unser ethisches Gefühl.

Dagegen der epische Held ist ein Lotteriespieler; er hat ein Los; wie hat er es erhalten? wird das Los gewinnen oder nicht? gönnen wir ihm das eine oder das andre? Wird es ein anderer gewinnen, dem wir es weniger gönnen, und dergleichen mehr.

Das unterhaltende Moment muß das Spannende im Epos überwiegen; der Accent darf nicht auf dem Handeln, sondern muß auf dem Begebenheitlichen liegen. Und sind innre Entwicklungen vorhanden, so ist die Spannungsformel nicht: Was macht er aus sich (mit Absicht), sondern: Was wird aus ihm? Im Drama will der Held sich die Welt unterwerfen und erreicht es oder nicht, er siegt oder geht zu Grunde;

im Romane macht die Welt etwas oder nichts aus dem Helden. Nicht: was macht er aus sich? sondern: was wird aus ihm? was macht die Welt aus ihm?

Dort ist der Held Macher und Produkt; hier nur Produkt. Wie Pip bei Boz Gentleman wird, das ist echt episch; er wünscht zwar leidenschaftlich, einer zu werden; er macht aber nicht den Initiator; die Begebenheit tritt für ihn ein; er thut nicht den Schritt trotz der Welt, sondern weil ihm die Welt den Weg bahnt und diesen gehen heißt. —

Im Epos herrscht die Nothwendigkeit, und nicht die, welche im Menschen selbst als Leidenschaft, als Naturbedingung seiner Existenz liegt; diese ist dramatisch; sondern die äußere, die Fügung der Umstände; nicht die, welche mit der Freiheit, d. i. dem Willen des Menschen identisch ist, sondern die der äußern Welt, der Umstände. Dort wählt Brutus die Freiheit, hier kann der Sträfling sein Elend nicht mehr tragen.

Die Retardationen, die Hindernisse, die das Eintreten des Ausgangs verzögern, bald unsre Hoffnung, bald unsre Furcht ins Übergewicht setzend.

Erst wird unsre Neugier gespannt; indem diese befriedigt wird, nehmen wir Partei, wird unsre Teilnahme für oder wider die Personen erregt. Dazu tragen die Gründe ihres Handelns und ihre Zwecke bei. Sowie wir diese wissen, entsteht die Spannung, wird der Zweck erreicht werden oder nicht? Wir fürchten oder hoffen. Von da an wächst unsre Furcht und Hoffnung durch die Teilnahme mit den Personen, die ihr Objekt und wiederum wächst diese Teilnahme durch diese Furcht oder Hoffnung, die sie uns immer neu erregen, und durch die Schönheit oder Kraft, die sie in den Situationen zeigen können; durch ihr Handeln und ihr Leiden.

Nichts ist daher gefährlicher, als das Gleichgiltige, sofern es nicht als retardierendes Mittel gebraucht wird.

Motive sind: Intrigue, Mißverständnis, Verkennung, Nichtkennen. Diese drei letzten können zwischen den Personen statt haben, und der Leser kann den Zusammenhang wissen; er kann aber selbst mit darin begriffen sein. Dann folgt: Überraschung.

Diese sind äußere Motive. Innere sind: Leidenschaft, Affect. Meist kreuzen sich innere und äußere Motive. Entgegenzusetzen sind: äußere und innere (psychologische) Entwicklung.

Am besten thut man, man ordnet erst alle Motive, die wirken, den ganzen objektiven Zusammenhang nach Zeit und Kausalnexuſ. Also die ganze Begebenheit in ihrer objektiven Folge. Dann arrangiert man nach den Gesetzen der Spannungserweckung und Steigerung. Man verschweigt einzelne Glieder oder verstellt sie. Nimmt etwas Späteres voraus und läßt das Vorhergegangene erklärend folgen, und zwar so, daß der Erzähler selbst oder Personen der Erzählung es entweder auf einmal oder allmählich in den Fortgang des Ganzen verschlungen bringen.

Nur darf uns nichts verschwiegen bleiben, wo, was geschieht, nur, wenn wir jenes wissen, gehörig wirken kann.

Am meisten wird man gefesselt durch Intrigue, aber bei dieser Art der Spannung ist mehr der Verstand; je sinnreicher Mine und Gegenmine, je schwerer der Gegenpartei nächster Zug zu erraten, je unvernünfteter, je mehr wider alle Wahrscheinlichkeitsberechnung, alle vorhergegangene Kombination der letzte Zug des Gegners ausfiel.

Es liegt auf der Hand, daß, wo unsre Sympathie durch die drastische Natur der Begebenheit stark genug angeregt wird, die Behelfe der künstlichen Spannung

unnötig sind, ja sogar störend werden können. Wenn das Herz beschäftigt werden soll, ist's gut, wenn dem Verstande nicht viel zugemutet wird.

*** Der Hauptstamm in der Romankomposition ***

Ein Romanstamm muß in seinen Begebenheiten und Hauptfiguren völlig Mittelschlag des Lebens sein, die andern Stämme, die schon kühner emanzipiert sein können in Charakteren und Begebenheiten, erscheinen episodischer, nebensächlicher. Diese beiden Sätze gelten von einem Erzählungsstamme, nun können aber zwei und mehr solcher Stämme, jeder aus einem besondern Boden aufwachsen und dann ihre Zweige zu Einem verschränken, oder sie können aus einem und demselben Boden entstehen; sie können, nachdem sie ein Stamm waren, sich als dessen Zweige bald trennen bald verschränken und zuletzt wieder sozusagen zu dem einem Stamm zurückkehren. Bei Scott ist der Nebenstamm gewöhnlich die Liebesgeschichte, einmal aber auch die Darstellung des Treibens eines Junggesellen (Oldbuck) mit seinem Freunde, Hausgenossen, Gästen und Amtsunterthanen.

Es gilt also im Roman eine oder mehrere spannende und gefallende Begebenheiten zu erfinden und zu verknüpfen; bei Erfindung und Verknüpfung muß daran gedacht sein, daß Kontrast und Einstimmung eine die andre hebe. Die Verknüpfung geschieht hauptsächlich dadurch, daß ein Glied der einen Erfindung zum Motiv eines Gliedes der andern gemacht wird und beide vielleicht gegenseitig einander möglich und wahrscheinlich machen, und dadurch, daß diese verschiednen Geschichtsstämme mehr oder weniger Personen gemein haben. Ist nun Erfindung und Verknüpfung in den Hauptlinien interessant und gefallend entworfen, dann werden die Gestalten emanzipiert und ihre Verhältnisse

unter und zu einander, diese und die nötigen Expositionen geben nun das Detail, dessen Arrangement keine Absicht des Autors verraten darf. Diese bilden — Personen und ihre Verhältnisse — das beharrnde Element, welches dem sich verändernden als Gegengewicht gesetzt werden muß. Denn zu der Haltung, die allen Kunstwerke notwendig, gehören diese beiden Faktoren, die man nun, wie vorhin, oder auch Revolution und Reaktion, Acceleration und Retardation oder wie sonst nennen mag, die auch im Kunstwerke des Schöpfers als die zwei großen Urkräfte wirken, Anziehung, Abstoßung, Widerstand u. s. w. Wie in der Tragödie das Vorwärtsdrängen — durch welches der Held sein Schicksal weckt und dessen Schritte selbst beschleunigt, das Hineinrennen ins Verderben —, so ist im Epos das Retardierende im Übergewicht; und dies liegt in Sitte, Charakter — hauptsächlich von Seite der Gewohnheit, des Angelebten, überhaupt in Verhältnissen, die eine Festigkeit gewonnen, die so lieb oder Natur geworden, oder, da sie schon Natur sind — Anhänglichkeit an Ort, Personen, Berufe u. s. w. — daß ihre Träger sich nicht von ihnen trennen können oder wollen, sodaß die bewegende Kraft Zoll für Zoll erobern muß oder sie vermitteln. Auf dieser Seite ruht nun das Hauptgewicht im Roman, da sind Lebensgeleise, die nun ein Einbrechendes aus ihrer Lage rücken will; da sind Hütten, welche sich gegen den Sturm behaupten, der den Palast beschädigt. Das Wehren des Hergebrachten, des Bestehenden. Dieses Hergebrachte, Bestehende, das den Sturm überdauert, muß unsre Sympathie gewinnen, und damit dies geschehe, uns so traulich nahe gebracht werden, daß wir selbst uns in ihm heimisch fühlen. Die Stürme werden oft in die Vergangenheit gelegt, also doppelt als vergangen dargestellt, während das Ansichtsbringen des Geschehenen, das sich zu jenem verhält, wie Gegenwart zur Ver-

gangenheit, sozusagen die einfache Vergangenheit einnimmt und das Erzählen allein Gegenwart ist.

Ein Beispiel solchen Emanzipierens der Glieder der Erfindung siehe im Altertümpler. Die alte Elsbeth war in der Vergangenheit eine Helferin des Betruges, ist nun in der nächsten Vergangenheit die Entdeckerin oder Angeberin und Erklärerin desselben. Wie ist es aber Walter Scott gelungen, diese bloße Hilfslinie zum Bilde für sich zu machen! Welche Gestalt! Wie interessiert sie schon an sich, ehe man noch daran denkt, sie werde auch in das innerste Triebrad der Geschichte eingreifen, und wie echt shakespeareisch ist, daß man über der Bedeutung der Erscheinung vergißt, daß sie ein bloßes Mittel ist, daß die Art, wie sie das exponiert, wegen dessen Exposition die Gestalt allein vorhanden ist, uns ebensosehr künstlerisch interessiert, als der Gegenstand der Exposition selbst. Und dieser Altertümpler selbst; was ist er mehr, als ein bloßes Hilfsrad im Mechanismus des Ganzen, und welches selbstständiges Interesse erwirbt er sich in unserm Gemüthe! Wie man von Shakespeare meint, die Handlung sei in seinen Tragödien die Nebensache, die handelnden Menschen in ihrer Besonderheit die Hauptsache, so ist es bei Scott, die Existenzen scheinen die Hauptsache, und das drehende Rad der Begebenheit diene nur, die Existenzen als solche in ein natürlich anziehendes Spiel zu setzen, nicht diese deshalb vorhanden, das Rad drehen zu helfen. Die Sache ist, daß der Autor das interessant macht, was des Interesses bedarf, und das ohnehin Interessierende ohne weitere Nachhilfe seiner eignen Kraft überläßt. Die großen Engländer (in der Poesie) gehen darin mit Tizian Hand in Hand. Aber wie ist es beim Homer? Ist es bei dem alten Epiker anders? anders in der Nibelungensage? bei den italienischen Epikern? bei Cervantes? Gewiß nicht anders als bei Shakespeare und Scott. Die Gestalten

sind immer die Hauptsache. Und wirklich, eine Begebenheit, so wunderbar sie sei, wird uns nicht so auf die Dauer beschäftigen, als Menschen, die wir im Umgange lieb gewonnen. Die Wahrheit dieser Menschen gewinnt uns für das Wunderbare; sind uns die Menschen lieb, wird uns das Wunderbare, was sie betrifft, desto gläubiger finden. Ein schönes Alltagsleben, in das wir uns eingewöhnen, wird uns durch den Kontrast mit dem Wunderbaren, welches es doch zugleich uns vermittelt, noch lieber. Daher liege das Wunder mehr in der Vergangenheit, und die natürlichen Folgen desselben werden uns detailliert. Das Wunder verliert seinen Reiz durch das Detaillieren, oder was noch schlimmer, unser Verstand will nicht darauf eingehen, und wir glauben es nicht. Der Vorgang im Romane muß dem Verstande völlig einleuchten und beständig unsre Überzeugung besitzen. Daher beschäftigt er sich bei Walter Scott stets mehr mit Personen, die man Nebenpersonen nennen möchte, mit Personen, in deren Sein und Thun, weil es ein mittlerer Durchschnitt des allgemein Menschlichen ist, wir uns ohne alle Anstrengung versehen können. So im Altertümmler mit diesem, mit Edie, Hektor, Lovel u. s. w. Wie meisterhaft ist nun das Wunder eingeführt, d. h. die Geschichte Evelinens. Erst wird unser Gemüt erregt durch den Leichenzug, die Fassung der Elisabeth in der Hütte, Steenies Begräbnis, die Phantasie in Bewegung gesetzt durch das wunderliche Benehmen der alten Elisabeth dabei; und nun kommt Lord Glenallan und die Beichte der Alten, in welcher das Wunderbare des Inhalts durch das Wunderbare der Behandlung der Exposition desselben balanciert und uns nahe gerückt, und der Verstand, soweit es zweckmäßig, verdunkelt wird. Wäre die Geschichte Evelinens als Vorgang, d. h. unmittelbar vom Autor, nicht volksballadenartig durch die gespenstige alte Frau erzählt, es würde schwer halten,

das Detail derselben dem Verstande annehmlich zu erhalten, und die spezifische Wirkung des Wunderbaren, in welchem der Hauptzauber der Poesie des Romans liegt, würde sich verflüchtigen, entweder ohne Wirkung bleiben oder die unrechte Wirkung thun. So, wie es ist, erscheint auch das Schreckliche künstlerisch gedämpft.

Daraus zu lernen: Man erfinde eine wunderbare Begebenheit mit großen Leidenschaften, schrecklich und gewaltig, deren Folgen und Wirkungen aber dem mittlern Durchschnitt des Menschlichen angehören. Jene wird nun wie ein Rätsel in eine ganz natürliche Welt hineinragen. Der Vorgang selbst nun detailliert bloß die Lösung jenes Rätsels zur Zufriedenstellung des Verstandes und Gemüthes. Er trägt sich unter Menschen des mittlern Durchschnitts zu, die uns zunächst um ihrer selbst willen interessiren müssen; ein Lebensbild voll Überzeugung; zuweilen wirft das Rätsel seinen seltsamen Schein, die Phantasie anregend, in den Vorgang, aber nicht eher, als bis wir für den mehr oder weniger Alltag des Vorganges gewonnen sind. Wohl zu bedenken aber, daß unsre Phantasie jederzeit schon erregt, und der nüchterne Verstand zweckmäßig verdunkelt sei. —

Deshalb erscheinen Shakespeares und Scotts Kunstwerke wie unabhängige Naturprodukte. Alles darin scheint um seiner selbst willen vorhanden; alle Absicht ist so verborgen, daß gar keine darin zu sein scheint.

Dramatische Motive im Roman

Die Romanspannung ist weit abstrakter als die des Dramas. Es können mehrere Dramen in einem Roman stecken, dann verlieren sie aber — und müssen es, um episch zu werden — die Unmittelbarkeit und Stärke des Konfliktes und damit die größte oder ge-

ringre durchschneidende Besonderheit der Spannung. Denn das Epos geht nicht auf die als Fortsetzung jeder Handlung dargestellten Folgen einer Handlung, sondern auf eine Begebenheit und deren relatives Ende. Was Schiller und Goethe Retardation nannten, ist nichts anders, als die begebenheitliche Natur des Epi-
schen, die überall die Unmittelbarkeit der Folge auf-
hebt; eigentlich aber ist es ein Irrtum, der daher kam,
daß sie sich das Epos als ein Drama mit Retarda-
tionen vorstellten, d. h. als eine unmittelbare Folge,
welche mechanisch durch „retardierende Momente“ unter-
brochen werden mußte. Hätten sie das Epos als Be-
gebenheit gefaßt, wie es ist, so hätten sie kein mechani-
sches Mittel nötig finden müssen und können. In der
Begebenheit ist das „Retardierende“ schon organisch
vorhanden, d. h. die Begebenheit, die Naturwirkungen
drängen nicht so unmittelbar auf die Leidenschaft, weil
Intensität der Spannung, und daher des Vorgangs
selbst, sondern vielmehr auf die Extension der Span-
nung und damit des Vorgangs. Jenes mechanische
Retardieren gehört richtig verstanden in das Drama,
um die Spannung nicht so leidenschaftlich werden zu
lassen, daß Gehalt, Poesie, klare Durchbildung durch
den Kontrast langweilig, also störend und hors d'œuvre
werden können. Die Alten haben solch mechanisches
Retardiermittel in dem Chore — nicht jedoch, als
meinte ich, das sei der ganze Zweck des Chores.

* Schönheiten des Details im Roman *

Viele charakteristische Schönheiten liegen bei Walter
Scott wie bei Shakespeare bloß im Detail. So die,
wo der Prediger Goldenough, nachdem er dem Obersten
Everard die Erscheinung des Jugendfreundes und dessen
Tod, an dem sein eigener Eifer Mitursache war, er-
zählt, dann als er gedroht, den Böbel gegen Heinrich
Lee im Jägerhause zu Woodstock zu hegen, da ihn

Everard warnend an das eben Erzählte erinnert, aufs äußerste gereizt von ihm läuft, dann zurückkehrend ihm für die bittre Arznei dankt, diese Stelle, wo fast in jeder Wendung eine charakteristische Feinheit liegt, z. B. wie er dem Obersten heißt, mit dem Handschlag der Versöhnung zu eilen, weil der „alte Mensch“ in ihm diese Zögerung für sich benutzen könnte, und wenn trotz des Vertrauens und der tiefsten Erschütterung dennoch das Bewußtsein seiner Wichtigkeit sich noch verbitternd einmischt, da es sich beleidigt glaubt. Diese Episode ist durchaus nur Detail und greift an keiner Stelle in den kausalen Nexus, hat für die Begebenheit selbst keinerlei Wichtigkeit. Der alte Prediger konnte, das war psychologisch genugsam vorbereitet, ohne Opposition die Rückkehr des Heinrich Lee in das Jägerhaus erfahren, oder er brauchte sie gar nicht in unsrer Gegenwart zu erfahren; es konnte ganz übergangen werden, ob er sie erfuhr oder nicht, da vor der Hand aus diesem Wissen gar nichts für die Geschichte wesentliches erfolgt. Aber wieviel hat durch dies Detail das Buch und der Charakter Goldenoughs an Gehalt und Interesse gewonnen. Wie kann durch solche Behandlung des Details besonders das Drama, die andern Vorteile nicht zu rechnen, an scheinbarem Handlungsreichtum gewinnen! Shakespeare ist reich daran, z. B. Shylock, wie er erst aus Widerwillen gegen die Christen und übler Ahnung aus Träumen nicht zu Bassanios Bankett gehen will und dann durch eben jenen Widerwillen bewogen wird, es doch zu thun. Für die Charakteristik sind solche Züge des Details vom äußersten Werte; sie ersparen die Schwierigkeit, die wesentlichen Teile der Handlung so einzurichten, daß in ihnen all die einzelnen Momente des Charakters sich veräußern.

* Schwächlingsgestalten *

Bei Walter Scott findet man so wenig einen Schwächling als bei Shakespeare. Ein Hauptunter-

schied aber ist, daß Shakespeare ethisch-psychologische und Scott historische Probleme behandelt. Das heißt, Shakespeare weiß nichts von Konventionen, die alle historischer Natur, bei Walter Scott ist die Vermischung gewöhnlich darauf gebaut. Shakespeare ist menschlich-typisch, Scott historisch-individuell, die Humoristen sind gar gesucht und willkürlich individuell, Grillisten. Bei Shakespeare sind die Motive aus der menschlichen Natur gegriffen und bei Scott aus den Konventionen gewisser Zeiten. Beim Lesen beider fühlt man einen sehr verschiedenen Eindruck; Shakespeare erscheint uns als ein Offenbarer der Gesetze der menschlichen Natur, Scott dagegen als ein Anekdotenerzähler zur Unterhaltung. Bei dem letztern scheint uns das psychologisch Belehrende hinzugefügt der Unterhaltung einen größern Wert zu geben, bei Shakespeare dagegen das Unterhaltende da zu sein, um uns für seine Offenbarungen zu gewinnen. Wenn Shakespeare seinen Stücken eine Art Zeitkostüm anlegt, so ist das nicht um der Verkleidung willen, sondern damit er uns seine Menschen entkleidet zeigen kann von alledem, was die Urgestalt der Natur verbirgt. Er wählt alte Zeiten, nicht um uns ferne Konventionen zu oktronieren, sondern um ungehindert zu sein von der Konvention einer historischen Gegenwart. Wenn Gervinus Shakespeare darum rühmt, so darf er Shakespeares Novellenquellen nicht verunglimpfen, denn sie besitzen schon das Verdienst; Shakespeare brauchte es ihnen nicht erst zu geben.

Walter Scotts Einheitlichkeit. Seine Durchschnittshelden

W. Scott ist zwar nicht auffallend knapp, aber er unterbricht die stetige Spannung seiner Begebenheit nirgends mit einer Episode. Damit nicht die Absichtlichkeit nackt herausstehe, und da der Zweck doch zu-

nächst Unterhaltung, so belebt er freilich und emanzipiert das Einzelne bis zu einem gewissen Grade. Das ist schon durch das Gesetz des Retardierens geboten, ohne welches keine epische Handlung möglich ist. Aber er geht nie aus dem Gleise.

Der Held und dessen Geschichte ist ihm der Faden, an den er seine Szenen reiht, und zugleich der mittlere Durchschnitt, der Maßstab, der dem Leser die bedeutendern Gestalten vermittelt. Der Held ist dem Alletage des Menschlichen nahe, das ja im Leben überhaupt die größte Masse macht. Sein Geschick beschäftigt nun die bedeutendern Gestalten, die gewaltigen, überragenden, ferner die humoristischen und halbkomischen Figuren, indem sie, bewußt oder auch unbewußt (ihren eignen Antrieben folgend, ohne von ihm zu wissen oder auf ihn Rücksicht zu nehmen), hindernd oder fördernd, helfend oder verfolgend, darauf wirken. Stets wird es zweckmäßig sein, im Roman das retardierende Element in den Helden zu legen, wie im Drama das entgegengesetzte zweckmäßig ist. Der Romanheld ist der Rahn, der glücklich durch die Sturmfluten kommt. Der Dramen- und besonders der Tragödienheld ist selbst eine solche Sturmflut, die sich, kämpfend, am Felsenufer der Weltordnung selbst vernichtet.

Im Robin dem Roten z. B. sind die eigentlich Handelnden der Vater des Helden, Diana, Robin, Jarvie, Vernon. Des Helden Geschichte ist nur der Weg, auf welchem wir den Hauptfiguren begegnen, und der dazu gebaut ist, uns ihnen immer wieder begegnen zu lassen. Sogar solchen Gestalten wie Morris. Man wird immer an Shakespeare erinnert; wo wir in einer Richtung gehen, meinen wir die wunderbarsten Ausbeugungen gemacht zu haben, wir meinen, wir wissen, was alles miterlebt zu haben, während wir nur die Begebenheiten des Helden miterlebten. Oft wähnen wir, der Dichter habe einen Abstecher in ganz andre

Gebiete gemacht, wo er strift auf der Straße geblieben ist. Eine Hauptabsicht war, uns den Robin zu zeigen. Nun sind alle die Effekte, dramatische und lyrisch-malerische, mit einer Gestalt nicht vorzunehmen, die wir beständig vor uns haben; die wunderbaren Überraschungen, wenn die Gestalt uns plötzlich in den Weg tritt, wo wir dies am wenigsten erwarten, die ganze Wirkung des Geheimnisvollen und Wunderbaren, welche Ingredienzien des Erhabnen sind, fällt weg, wenn wir uns fortwährend mit dessen Trägern beisammen finden. So liegt nun der epische Reiz der allmählichen Entwicklung, der Thätigkeit, der mit der Gestalt des Helden geht, dicht neben dem Reize des Wunderbaren, Überraschenden, der in den eigentümlichen Charakterfiguren bald hier bald dort den ruhigen Gang der Entwicklung kreuzt. Nun hat der Held seine Betrachtungen anzustellen, seine Vermutungen und Meinungen von den Charakteren und Dingen, seine Hoffnung wie seine Furcht in Beziehung darauf zu entwickeln, und wir sind seine Vertrauten dabei, wir identifizieren uns mit ihm, was uns leicht wird, da er in seinem mittlern Menschendurchschnitt Blut von unserm Blute und Fleisch von unserm Fleische ist. Zugleich kann er die Einwendungen, die sich uns aufdrängen, gegen manches in jenen extremen Gestalten aussprechen als seine eignen und sie für uns beantworten und entkräften. So ist der epische Held zugleich der Chorus der Tragödien, die in sein Leben hereinspielen. Durch ihn berühren wir selbst uns mit jenen extremen Figuren, thun unsre eignen Fragen in denen des Helden an sie, sprechen unsre eignen Empfindungen, unsre Wünsche, unsre Warnungen in den seinen gegen sie aus, zeigen ihnen unsre Anerkennung, unsern Haß in dem seinen und reden uns so das Übermaß der Gefühle, welches uns sonst peinlich würde, vom belasteten Herzen los. Auch selbst wenn der Autor den Helden

uns durch das Ganze in der dritten Person darstellt, ist es immer, als erzähle er uns in des Helden Geschichte seine eigne; denn der Held bleibt unser Auge, unser Ohr, durch die wir die Dinge sehen und hören. Nur hat er dann den Vorteil, den eigentlichen Haupthelden stellenweise pausieren zu lassen und so lange eine andre Gestalt zu unserm Medium, unserm Auge und Ohr zu machen. Doch werden all diese Stellvertreter Menschen von mittlern Durchschnitt sein. Nie geht der Autor und seine Entwicklung des Vorgangs mit einem extremen Charakter, aus dem einfachen Grunde, weil es uns zu schwer würde, uns mit außerordentlichen Naturen zu identifizieren, und weil sie ihren Reiz des Wunderbaren verlieren würden. Nie sind wir die Begleiter einer Meg Merilis, eines Robin oder einer Helene Campbell. Im Altertümler geht die Erzählung bald mit Lovel, bald mit Oldbuck, mit Edie, selbst einmal mit Dousterswievel. Die Hauptwunder eines Buches erzählt uns der Autor nie selbst; gewöhnlich läßt er diese von solchen Gestalten erzählen, die an dem Wunder mit thätig gewesen sind, und er erklärt die Möglichkeit dieser Thätigkeit durch die Eigentümlichkeit des Wesens, das sie erzählt, wie z. B. die Elsbeth. Der Zustand, das ganze Wesen, das die Gräfin noch besitzt und uns in ihrem Thun und Reden zeigt, muß für die Möglichkeit der Geschichte eintreten, die sie uns erzählt, die Stimmung, die der Autor durch all das erregt — und nicht plötzlich, sondern allmählich vorbereitend —, hilft dazu, indem sie unsre Phantasie ins Übergewicht setzt gegen unsern Verstand. —

Die Romane Walter Scotts haben meiner Meinung nach darin einen großen Vorteil und einen Grund ihrer ungemeinen Popularität, daß in ihnen die Hauptarten des Romans zusammengefaßt sind, und zwar so, daß der Schöpfung die eigentümlichen Reize eber Art zu gute kommen und die Mängel der Gat-

tung wegfallen oder durch die Reize der andern Arten die Mängel jeder einzelnen verdeckt werden. Jede Zusammenfassung mehrerer Arten müßte einen Vortheil bringen; es fragt sich nur, in welcher Weise diese Zusammenfassung stattzufinden hat, welche Art den Faden herzugeben hat u. s. w. —

Der Held ist bei Scott gewöhnlich ein Fremdling der in die Gegend kommt, worin die eigenthümlichen Figuren, die in seine Geschichte verflochten sind oder werden, daheim sind. Wir werden mit Gegenden u. s. w. bekannt, indem der Held damit bekannt wird. Dadurch wird der Sittenroman praktikabler. Er, der Held, unser eigner Durchschnitt, kommt aus unsern Sitten in diese fremden, die ihm darum auffallen müssen, er ist auch hier unser Organ, er vermittelt uns mit dem Orte und dessen Bewohnern, dessen ganzer Eigenheit, seine Reflexionen darüber sind die unsern. Ist des Helden Vorgeschichte uns im Anfang bekannt gemacht worden, wie im Waverley und Robin, so haben wir den biographischen Roman, dessen Held eben nur der Held des Ganzen, des Romans überhaupt sein kann. Der psychologische Roman kann nur insofern sich mit dem Mischroman vereinigen, daß sein Held nicht der Held des Mischromans, vielmehr ist dieser Held der Beobachter, er kann mit dem Träger des psychologischen Problems bekannt zu werden suchen oder mit dem Problem selbst, oder seine sonstigen Interessen können ihn dazu treiben, in ihm selbst aber darf das Problem nicht vorgehen, sonst würde er ein dramatischer Held und gehörte nicht in den Roman. Er stellt die Reflexionen an u. s. w. und ist auch wiederum das Organ des Lesers; er ist immer mit uns auf einem Boden der Bildung, er sieht die Menschen und Dinge im ganzen mit demselben Auge an, wie wir, er hat mit uns den gleichen Standpunkt. Eigentlich sollte man einen andern Namen für dieses unser

Organ haben; der eigentliche Held im Robin Roy z. B. ist Robin. Dieser kann nun desto bedeutender auftreten, weil wir sein Leben nicht von Schritt zu Schritt verfolgen; wir sehen von ihm nur Momente, wo er bedeutend ist, er überrascht uns mit seiner Gegenwart, er zeigt sich immer nur in der interessantesten Attitüde. Die Geschichte Franz Osbaldistons ist nur der Weg, der uns immer dahin führt, wo wir dem Robin in dessen Glanzpunkten begegnen. Die Geschichte des Osbaldiston ist nur der Weg, den der Autor uns um einen schönen gewaltigen Berg so herumsührt, daß wir diesen, nachdem wir ihn einige Zeit aus den Augen verloren, etwa durch das Hinderniß andrer kleinerer Höhen oder dichter Waldbäume um uns, immer wieder erblicken, und zwar von seinen malerischen Seiten, angenehm überrascht bald von seiner schroffen Erhabenheit, Wildheit, ja zuweilen in Furcht gesetzt, er werde ein vorgestrecktes Felsstück auf uns niederstürzen lassen, bald wieder von Seite seiner ruhigen Größe und schönern Fülle. Daher der Charakter des Pittoresken der dichterischen Thätigkeit Scotts, er zeigt uns von Menschen und Ständen, Gegenden und Sitten die pittoresken Seiten und benützt dazu die Hilfsmittel von Wechsel, Kontrast, Überraschung, Stimmung, ganz wie es der englische Landschaftsgartentünstler thut.

Also — eine Anzahl von bedeutenden Gestalten verschiedenster Art, die mit dem Helden in ebenso verschiedenartigen Verhältnissen schon stehen oder erst hineintreten. Dann der Held selbst, der uns weniger als bedeutende Gestalt interessiert, dessen Geschichte uns mehr anzieht, als er selbst und eben daher, weil sie nur das Mittel ist, jene Gestalten in ihren bedeutendsten Augenblicken uns immer wieder begegnen zu lassen oder sie in Thätigkeiten zu versehen, in denen ihre sittliche Schönheit oder ihre edle und milde Größe im Guten oder Bösen sich am vorteilhaftesten zeigen kann. Dies

der Hauptunterschied zwischen dem Roman- und dem Dramenhelden. Denkt man sich Lear als Roman, so würde Edgar ungefähr der Held sein müssen. Im Hamlet trifft der Dramenheld am nächsten mit dem Begriff des Romanhelden zusammen. Wollte man dagegen aus Robin dem Roten ein Drama machen, würde Robin selbst der Held sein müssen, aber die Geschichte müßte sehr verändert werden, Franz Osbaldiston ganz wegfallen. So im Waverley wäre Bich Jan Bohr der tragische Held, im Altertümeler die Gräfin von Glenallan.

Selbst im Altertümeler, wo der Held selbst — ausnahmsweise bei Scott — uns stellenweise aus den Augen verschwindet, ist er es, in welchem wir erst mit Oldbuck, dann mit Edie, ferner mit Arthur, Isabelle, den Fischern und endlich mit Hector bekannt werden. Wir sehen alle diese sozusagen erst mit seinen Augen und so individuell sein Charakter, es ist doch derjenige durch den ganzen Roman, der unserm Durchschnitt am nächsten steht, also der geschickteste ist, uns mit ihm zu identifizieren. Erst wenn durch ihn Oldbuck, Edie u. s. w. uns bekannt und nahe gebracht sind, springt die Erzählung wechselnd zu dieser über. So wie wir über des Altertümlers grilliges Kostüm hinüber sind und den Durchschnittsmenschen auch in ihm aufgefunden haben und dadurch einigermaßen in den Stand gesetzt sind, uns mit ihm zu identifizieren, wird er unser Organ; dann Edie, der ebenfalls, nachdem uns sein Sittenkostüm gewohnt worden, sich als einen Durchschnittsmenschen ausweist. Mit Sir Arthur und Hector geht die Geschichte weniger, noch weniger mit den Glenallans und Elsbeth, weil uns diese Menschen fremder bleiben müssen.

Die Helden sind immer so gebildet, daß sie geschickt sind, das Medium zwischen uns und den auffallenden, den drastischen Gestalten des Romans zu

werden. Erstlich stehen sie uns nach ihrer Charakteranlage am nächsten, das heißt sie repräsentieren am vollständigsten den mittlern Durchschnitt, dann sind sie so beschaffen, daß sie für die Art Eindrücke am meisten gestimmt und geeignet sind, die jene drastischen Figuren machen sollen; sie sind alle mehr aufnehmend als produktiv, sie sind die geschicktesten Spiegel für die Lagen und Personen, die sie reproduzieren sollen in Stimmung und Reflexion; sie sind deshalb jung, frisch, haben eine Phantasievorneigung, wie die Leser selbst, die sonst nicht zu dem Romane greifen würden, in ihnen erlebt der Leser den Roman.

Scotts „Altertümler“ und „Astrolog“

Auf eine Erkennung und Wiedereinsetzung von den Eltern entrißnen Kindern kommen beide Romane hinaus. Es ist dies das Motiv schon des „Tom Jones.“ Wir sehen in diesen beiden Werken nur eine Erweiterung und Durchbildung der Elemente des „Tom Jones,“ sowohl in der Erfindung als in der Behandlung, dazu eine Konzentration in der Zeit. Hier, im Tom Jones, ist schon das Reisen des Helden, im Robin auch seine Kontrastierung mit einem komischen Charakter als Begleiter, was auf Cervantes zurückweist; dem Jones fehlt schon weder der historische Hintergrund (und zwar derselbe wie bei Scotts schottischen Romanen, eine Invasion des Prätendenten) noch die Tendenz auf Sittenschildrung (Junfer Western). Der Gärtner, der Franz Osbaldistone begleitet, hat große Verwandtschaft mit Rebhuhn in seiner Indiskretion, die immer des Herren Lage verschlimmert, wo sie verbessern soll, in seiner Geschwätzigkeit; was bei Rebhuhn die schulmeisterliche Manie vom Gelehrten, ist hier die vom Presbyterianer. Eigentlich lassen sich beide auf den klassischen Sancho Panza, als ihren Ahn-

herrn, Vater und Großvater zurückführen. Nur das romantische, pittoreske Element der Ballade, die Ruinen u. s. w. fehlen dem Engländer, dafür dem Schotten die Totenbeimischung, ein Mangel, durch welchen dieser ebensoviel gewinnt, als durch jenes Vorhaben. —

Nun ist besonders bemerkenswert, wie alle die Nebenfiguren in diesen beiden Novellen (Astrolog und Altertümler) trotz des individuellsten Details keine eigne detaillirte Geschichte haben — nur insofern ihr Handeln und Leiden in des Helden Geschichte eingreift, ist es detaillirt — mit Ausnahme Guy Mannering's; aber selbst diese ist nur Mittel zum Zwecke, der in Browns Geschichte liegt; und nicht zu übersehen ist es, daß durch den kleinen Theil von scheinbar selbständiger Geschichte die Erzählung etwas Stotterndes, immer von vorn Anfangendes erhalten hat.

Die Kunst ist also: eine Fabel zu entwerfen, in der alle Figuren eigentlich bloß Hilfslinien an einer geometrischen Figur, Gerüste an einem Baue sind und dann diese Figuren so auszuführen, daß sie vollkommen selbständig und mit eignem Kerne versehen erscheinen und doch bei allem Reichtum ihres Details nicht aufhören, jene bloßen Hilfslinien zu sein; wie jedes Organ möglichst emanzipirt ist, und doch keins zu einem Nebenherzen der Geschichte selbst wird. Das ist die epische Schlantheit und Geschlossenheit, die über der epischen Breite nie verloren werden darf. Die epische Breite gehört bloß der Ausführung, nicht der Erfindung.

Nie wendet in der Erzählung Scott sich unmittelbar an den Leser; wenn er z. B. uns mit einer neuen Gestalt bekannt macht, so stellt er sie sozusagen nicht unmittelbar uns, sondern einer andern Person vor die wir schon kennen, also die uns schon vorgestellt ist. Auch große Leidenschaften beschreibt er weniger

uns unmittelbar selbst, sondern mehr unserm Stellvertreter, dessen Bewundrung, Mitleid, aber auch dessen Verwundrung, Bedenken und Wehren gegen Sympathie — wenn der Gegenstand ihrer nicht wert — all diese Gefühle mit betreffenden Reflexionen für uns, das ist an unsrer Stelle, ausspricht. Nur wenn der Held irrt und der Autor nicht will, daß wir in dem Momente mit dem Helden irren sollen, spricht er aus oder deutet er an, daß der Held wohl irren möge, oder daß er wirklich irre, wobei er den psychologischen Grund davon angiebt, d. h. dieses Irrthums. Shafespeare hat in jedem Stücke solche Vermittler, ja fast jede Person, sogar der Held selbst tritt momentan auf den Standpunkt des Betrachtenden andern gegenüber; bei Scott ist es hauptsächlich der Held, der den leidenschaftlichern, gewaltiger angelegten Charakteren in dieser Weise gegenübersteht, aber jede Gestalt des Romans, die uns einmal bekannt ist und — wohlverstanden! — die sich in der Fassung befindet, in welcher der Mensch fähig ist, zu beobachten, zu betrachten, zu reflektieren, versteht diese Obliegenheit, den durch Leidenschaft außer sich gesetzten Charakter für uns zu spiegeln. Deshalb sind auch seine Helden nicht von großen, mächtigen Leidenschaften, an die sie sich verlieren könnten — kurz, sie sind Durchschnittsmenschen! — In Dickens ist eine Schwenkung nach dem Drama zu; fast in jeder Scene wechselt der Faden und läßt Dickens uns mit einer andern seiner Figuren gehen. Das giebt ihm natürlicher Weise manchen Vorteil, aber auch ebensoviele Nachteile; die epische Schlantheit geht dabei verloren. Scott hat in seinen Romanen naive und überlegne Gestalten, auch solche, die beides zugleich in ganz eigentümlicher Mischung sind; seine Helden stehen gewöhnlich zwischen beiden; sie haben Bildung und Lebenskenntnis, dazu vortrefflichen Menschenverstand genug, ein richtiges Urtheil über Dinge und Personen

zu fällen; sie haben Mut und Ehrgefühl genug, auch die Überspannung dieser Gefühle zu begreifen, wenn auch Verstand genug, zu beurteilen, wie weit diese über die richtige Mitte geht. Man könnte sagen: der Held repräsentiere das Gemeingefühl, die rechte Besonnenheit. Besonders ist dies der Fall, wo der Held selber der Erzähler ist, wie im Robin; und bei solch extremen blendenden Erscheinungen ist es doppelt nötig, daß ein richtiges sittliches Urteil Schritt vor Schritt mit der Erscheinung geht, in welcher das Schlimme so mit dem Glänzenden verwachsen ist. Dies Urteil braucht keine Reflexionen; es kann in der Wirkung der Handlungen und Reden auf die Gefühle des Helden dargestellt werden; wie in genannter Geschichte in Franz Osbaldistone neben Bewundrung und Mitleid mit Robin doch immer der Schauer vor dem Verbrecher lebendig bleibt. Wohlthätig wirkt in diesem Sinne auch der sittliche Unwille über nicht zu rechtfertigende Handlungen, welcher zugleich der Gestalt eine Folie giebt, in der er sich trotz Gefahr Lust macht, wie im Jarvie bei Morris Tödtung.

Gerade wie Shakespeare diese Schauer bei seinen ähnlichen Gestalten in uns fortwährend wachzuhalten versteht, ganz anders als Schiller und Corneille, bei denen die Gefährlichkeit blendender Laster, Verbrechen und Verirrungen von sittlicher Warnung nicht balanciert wird, sodaß nur die Jugend sehr befriedigt ist; ihre eignen leidenschaftlichen Verirrungen verherrlicht, politische weltbürgerliche Schwärmerei als Gegenstand für bewundernde Nachahmung, auch den Selbstmord als eine edle, würdevolle Handlung dargestellt zu finden, ja einer selbstischen wilden Soldateska ihre Begeisterung zugewendet zu sehen.

Und reißt einmal Leidenschaft, Überspannung eines Gefühls den Helden selbst hin, so muß ihm wieder eine andre Person gegenübergestellt werden, in

welcher das sittliche Urtheil, der Gemeinſinn, der ruhige Verſtand ihren Ausdruck finden; muß eine andre Geſtalt an dem Helden das leiſten, was der Held in der Regel an den andern Geſtalten. Und iſt der Held eben mit ſich allein, ſo muß der Autor in ſeiner Darſtellung den Mangel des perſonifizierten Maßſtabes erſetzen. Das will geſchickt gemacht ſein, damit der dramatiſche Anſtrich, der Anſchein der Objektivität der Darſtellung nicht verlegt werde.

Schwierig iſt es, ein allmähliches Werden im Romane darzuſtellen, ohne den epischen und objektiven Ton, die Haltung zu verlieren. Walter Scott theilt ſolche Prozeſſe in Stationen, zeigt uns die betreffende Geſtalt darin und geht zwiſchen dieſen Zeigemomenten mit andern Figuren, ſodaß ſtets die zu dem Anwachsen oder Abnehmen in dem Grade, wie die Station ſie zeigen ſoll, notwendig erforderliche Zeit dazwiſchen liegt, holt dann, ſo oft die Erzählung zu der betreffenden Geſtalt zurückkehrt, in gedrängtem Reſumé nach, was hinter den Couliffen unterdeß an ihr wuchs oder abnahm. Dieſe Stationen aber müſſen Handlung darſtellen, Geſpräche der betreffenden Perſonen und ſonſt Thätigkeiten, damit die Stetigkeit des Verlaufes nicht innerhalb deſſelben Kapitels unterbrochen wird; wie denn das Hin- und Herſpringen ohne längeres Verweilen, d. h. ſolange, daß Illuſion und Sympathie wiederum ins Spiel geſetzt werden konnte, ſein ſehr Unangenehmes hat. Solche Station muß ſtets ihre nächſte Vergangenheit und nächſte Zukunft mit ſich haben; und je weniger bloße Aufzählung dabei, deſto beſſer. Das beſte Schema: die Perſon kommt agierend, nachdem wir bei ihr wieder heimlich geworden, kommt das Reſumé — welches immer beſſer die betreffenden Geſtalten oder andre für ſie — vielleicht im Geſpräche mit ihnen (denn je weniger der Autor in Perſon ſich darein mengt, die Illuſion momentan aufhebend, deſto

besser!) geben; nun fährt die Person in ihrem Handeln fort und das Kapitel schließt damit, daß sie zu einer andern Handlung sich vorbereitet oder zu derselben die ersten Schritte thut; die folgenden werden für den nächsten Auftritt der Person aufgespart, wo sie dann entweder dargestellt oder resümiert werden. Je erregter die betreffende Person, desto ruhiger muß diejenige, die die Szene mit ihr hat, sozusagen im Augenblicke der Held, der Beobachter, der Warner u. s. w. und der Chorus werden. Wir müssen die betreffende Person mehr im Spiegel sehen als mit unmittelbar auf sie selbst gerichtetem Blicke. So auch bei Streitszenen, wo sich mehrere Personen feindlich oder doch affektivoll gegenüberstehen, müssen wir mehr mit ihrem Spiegel beschäftigt werden als unmittelbar mit ihnen selbst. Je weniger oft die Erzählung abbricht, desto besser. Läßt sich jenes innre Werden, von dessen Darstellung und der Schwierigkeit dieser Darstellung eben die Rede, in äußerer Handlung verkörpern, und zwar ohne daß die epische Haltung dabei aufgegeben werden müßte, so stelle man es immerhin stetig dar, sehe aber darauf, daß das Detail interessant genug wird, uns an jeden Schritt zu fesseln, und die Phantasie des Lesers nicht versucht werde, der Darstellung vorzueilen. Dann sehe man auch darauf, daß der Wechsel des Ernsten und Komischen nie zu lange unterbrochen wird. Denn das Hauptgesetz ist: wir müssen gespannt sein auf das Resultat und doch mit ganzem Behagen dem Weg dahin Schritt vor Schritt folgen. Das Ziel des Weges muß uns locken, nicht stille stehen zu bleiben, und der Weg selbst muß uns genug gefallen, um langsam gehen zu mögen.

Summa: der Charakter des Epischen ist Mittelbarkeit, Umweg, Hindurchgehen des Starren, Unmittelbaren durch das Medium, das mildernde einer dritten

Person, sodaß wir sozusagen es aus der andern Hand erhalten, die Urteil und Betrachtung bereits dazu gethan, oder so, daß wir den Eindruck der Anschauung unmittelbar mit dem Urtheile darüber vereint erhalten — dies Urtheil mag immer als das Gefühl, das sich ausspricht, ja selbst als Handlung dargestellt sein; ja dieses ist sogar das beste. Man denkt an die Mittheilung der unmittelbaren Sinnesempfindung von Nerv zu Nerv und die Windungen der Iekten, bevor sie dem Rückenmark und durch dieses erst wiederum dem Hirne mitgeteilt wird.

Also wo der Held selbst in einer Erregung oder in eine solche hineingeratend dargestellt werden muß, er also die Fassung verliert, die ihn zu unserm Medium qualifiziert, oder auch die Handlung in ihm zu innerlich wird, in solchen Kapiteln gehe die Erzählung mit einer andern Person, die die Qualifikation hat, solange seine Stelle bei uns zu vertreten. Oft wird dies Verfahren auch dadurch nötig, daß es in des Autors Interesse liegen kann, uns nicht zu sagen, was in dem Helden vorgeht, oder wenigstens die Gründe dieses Vorganges an der betreffenden Stelle uns zu verschweigen. So bei dem Ausfluge nach St. Ruth, in welchem Lovel eine pathologische Gestalt, steht Oldbuck im Vordergrunde der Erzählung; wir erfahren mehr, was in den andern in Bezug auf Lovel vorgeht, als was in ihm selbst. Dagegen, wo Oldbuck seine ganze Originalität zeigen soll — bei dem ersten Besuche Lovels —, gehen wir mit Lovel. Hier betrachten wir in Gemeinschaft mit Lovel, der eben uns näher steht und unsre Stelle vertritt, den wunderlichen Oldbuck; dann wo Oldbuck uns begreiflicher ist, betrachtet er mit uns Lovel, der nun uns fremder ist, d. h. in einem Zustande, der von dem Mittelzustande weiter abliegt. So betrachten wir den Wunderlichern (momentan Wunderlichern) jederzeit durch den eben weniger

Wunderlichen, der uns durch dieses Weniger relativ im Augenblicke näher gerückt ist. Immer wird uns das relativ Fremde durch das relativ Bekannte vermittelt; abgesehen davon, welcher Vorteil für die feinere, tiefere Charakteristik mehrerer Figuren für den Autor in diesem Springen von einer Gestalt zur andern liegt.

Bei Scott und zu seiner Zeit war die Liebesgeschichte die: das eine der Liebenden hatte Geburt gegen sich. Ungleichheit im Vermögen war nicht die Ursache, die zwei Liebende auseinander hielt; das ist sie jetzt erst geworden, wo die Unebenbürtigkeit nicht mehr soviel zu bedeuten hat. Damals war das Vorurteil der edlern Geburt das gewöhnliche Motiv; der Reichtum konnte es, auch wenn der Adel mit Armut verknüpft war, nicht überwinden. Nun blieben zwei Wege, entweder mußte sich am Ende herausstellen, daß der adlige Teil in Wahrheit auch ein Bürgerkind war, aber dieser Weg wurde nicht begangen — oder der bürgerliche wies sich zuletzt als ebenfalls adlig, ja vielleicht in der Geburt dem andern Teile noch überlegen aus, und dann konnte der Autor abtreten, wenn der Pastor auftrat. Jetzt, unter dem Einflusse der demokratischen Mehrzahl des Publikums, tritt der adlige Teil selber von seinem Postamente herab und giebt das innerlich überwundene Vorurteil faktisch auf. — Also die Liebe Lovels. Es steht die Ungleichheit der Geburt dazwischen; die muß hinweggeräumt werden, damit die Liebesgeschichte glücklich schließt. Vor unserm Gefühle muß erst die Liebe für Verschmähung sich auf das edelste rächen; die Verkennung Lovels muß zu einer Art Triumph für ihn ausschlagen. Das zweite möglich zu machen hilft Dousterswivel, zum dritten wurde Hektor nötig. Das erste geschieht durch Erhellung des Verhaltes von Lovels Geburt. Der Bastard wird zu einem großen Grafen.

Eigentlich ist bei Scotts Fabeln die Liebesgeschichte Hauptsache. So Bertram, Lovel, Franz Osbaldiston. Dem Helden des Romanes ist also die Leidenschaft der Liebe als Departement überwiesen. Die Liebe ist im Anfang eine unglückliche; hier treten allerlei Variationen über das fast immer gleiche Motiv — Ungleichheit der Geburt, Religion, bereits getroffene Disposition — ein. (Ein originelles Motiv das erst trennende, dann hinweggeräumte zwischen Lotherio und Teresa.)

Im Roman darf das Pathologische der Spannung nur selten und vorübergehend angewandt sein; das meiste muß die Freude an den darin auftretenden Menschen thun. Vollends darf das Schicksal des Helden uns nie zu anhaltend pathologisch beschäftigen. Auch das hat Scott vortrefflich verstanden und ist auch diesem Mangel dadurch ausgewichen, daß das Pathologische sich hauptsächlich auf die Figuren beschränkt, mit denen wir nur durch Vermittlung des Helden zu thun haben, mit denen wir nicht Schritt vor Schritt gehen, denen wir nur in Spatien begegnen. Schon aus der relativen Länge des Romans ist die Regel herzuleiten; denn, was wir drei Stunden lang ertragen, dulden wir nicht die Tage lang, die die Lectüre des Romans ausfüllt. Die Regel bleibt, daß die Grundfabel des Romans nicht tragisch sein darf, auch kein spannendes psychologisch-pathologisches Problem. Unter den in die Fabel verflochtenen großen, pathologischen Gestalten dürfen welche ein tragisches Schicksal haben; so hat es Mac Ivor, so könnte es Robin haben, so hat es Eveline Neville und Graf Glenallan, so hat es Meg Merilies. Tragisches Schicksal darf nur mit großer, überwachsender Leidenschaft und entsprechender Situation beisammen sein. So wie dies bei dem Helden der Fall ist, so ist das Drama fertig, die Tragödie oder das große Epos.

Daher muß auch der Kausalnexuß im Romane mehr versteckt werden, die wirkliche Erscheinung, die Existenz, das Detail, der Zustand immer im Übergewichte sein. Wir müssen immer das Ziel über dem Wege vergessen und nur zuweilen daran erinnert werden, um es wieder so zu vergessen.

So gehen nun in solchem Romane, der ein vor dem Beginne liegendes Rätsel hat, zwei Vorgänge neben einander, ein synthetischer und ein analytischer; einer, dem man Schritt vor Schritt folgt, und einer, der mehr nur geahnt wird, nachdem er in seiner völlig räthselhaften Einwirkung auf den andern erst bloß unbestimmte aber scharfe Neugierde erregt. Später geht die Ahnung in immer klareres Wissen um die Natur des Räthfels über; die letzte Spannung ist, ob das, was die theoretische Lösung des Räthfels auf die Zustände zu deren praktischen Lösung und damit der Befriedigung des Lesers möglicherweise wirken kann, wirklich wirkt, ob die noch übrigen letzten Bedingungen dazu sich noch finden werden. Dabei ist zu sorgen, daß das Ganze möglichst abgeschlossen sei, d. h. daß die beiden Vorgänge, der synthetische und der analytische — wie wir sie einmal nennen wollen —, im steten Kausalverbande stehen. Die beste Weise, in der sie zu vereinen, ist, daß eben der synthetische Vorgang Schritt vor Schritt ein Stück von dem Rätsel löst; also daß jeder Schritt in der Begebenheit vom Anfangspunkte weiter vorwärts einen Schritt derselben von da rückwärts aufhebt, die Geschichte also zugleich vorwärts und rückwärts fortschreitet, bis die Lösung des Räthfels am Anfange die Lösung der Verwicklung am Ende herbeiführt. Oder daß die fortschreitende Verwicklung zugleich eine fortschreitende Auflösung ist. Ähnlich wie bei einer plötzlichen Steigerung einer Eisenbahn die von der Höhe herabfahrende Lokomotive als Vorspann die andre nach der Höhe heraufzieht. Der Zusammen-

hang der Liebesgeschichte mit den pathologischen Gestalten und den historischen Theilen des Romanes wird so hergestellt, daß die Liebesgeschichte der eigentliche Faden ist. Es ist entweder eine Liebe, deren Entstehung schon unter Hindernissen der Vereinigung geschieht, oder deren Entstehen unter Vereinigung verheißenden Umständen erfolgte, die aber nun Hindernisse findet. Also zwei Liebende, die sich finden auf den Rändern einer Kluft, die bereits zwischen ihnen, oder zwischen denen eine Kluft erst sich aufthut, da sie sich schon fanden. Diese Kluft ist entweder in Konventionen begründet, oder sie entsteht aus einer historischen Parteiung. Es ist noch ein Fall denkbar, daß diese Kluft schon vorhanden, aber nicht sichtbar, weil die Liebenden ihre wahre Lage nicht kannten. — Nun wird entweder diese Kluft geebnet, oder auch es erweist sich, daß die Kluft bloß eine scheinbare war — wie wenn einer für einen Bastard oder Unebenbürtigen gilt, und es sich nun ergibt, daß er dieses in Wahrheit nicht ist. Die Kluft, das Hindernis entweder eine innre, psychologische, moralische oder eine äußre, historische, d. h. sie liegt entweder im Charakter oder in den Umständen.

Nach diesem Schema sind eine große Anzahl Romane gebaut. Ein Rätsel ragt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein; die Verwicklungen der Gegenwart entwickeln sich, indem sie jenes Rätsel lösen. Der Lampenputzer, der Glennamstamm in Klein-Dorrit, das Idyll im (Immermannschen) Münchhausen, Barnaby Rudge, auch Wilhelm Meister, wiewohl hier die Entwicklung nichts mit dem Vorrätsel zu thun hat; Tom Jones u. a.

* Barnaby Rudge von Dickens *

Es sind in diesem Romane eine Kriminalgeschichte, zwei Liebesgeschichten, eine Aufruhrgeschichte und zwei Familiengeschichten (Rudges und Gabriel Vardens) so verflochten, daß die eine die andere motiviert. Außerdem stecken auch noch einige bloß skizzierte Geschichten darin, z. B. die Hugh's und seiner Mutter, die aber wenig zu ihrem Rechte kommt. Auch die Figuren greifen aus der einen in die andre hinüber; die meisten sind in allen diesen einzelnen Geschichten daheim, z. B. Varden, der in der Kriminalgeschichte der Repräsentant des Zuschauers und Vertraute der Rudge und der Haredale, in der einen Liebesgeschichte ein Agent, in der andern ein Vater, in der einen Familiengeschichte (Baron) ein Freund, in der andern ein Held, in der historischen der loyale Bürger.

Von den Charakteren sind einige Probleme, der politische Don Quixote Gordon; der Mörder, der der Entdeckung durch eine dunkle Gewalt, den Schwindel des Gewissens, zugedrängt wird, der er vergeblich entgegentämpft, den die Folgen einer selbstsüchtigen That zum Ausbunde von Selbstsucht machen; Haredale, der sich dadurch, daß er einen Gedanken zum Inhalte seines Lebens macht, isoliert. Die eine Liebes- und die eine Familiengeschichte sind zugleich Besserungsgeschichten, deren eine, die historische, das korrigierende Moment bietet. Das Unglück und die Entfernung Miggs, beide durch den Aufruhr herbeigeführt, bessern die Mrs. Varden. Es sind dieselben Schauspieler, die in sieben verschiednen Stücken auftreten, welche szenenweise ineinander geschoben sind. Auch dies ist nur eine Erweiterung Shakespeares, der selbst schon eine Erweiterung der Alten erscheint. Wie bei Shakespeare oft zwei Handlungen einander kontrastierend und dadurch erklärend in Bezug auf Ibeendarstellung zu einer

vereinigt sind, so ist hier mit sieben der Fall, von denen je zwei und zwei wie ihre Helden sich parodieren und kontrastieren. So Gordon und Barnaby, zwei Verrückte, der Mörder und Chester, zwei Selbstsüchtige, Haredale und der Schlosser, zwei Thatkräftige. Das dramatische Movens zusammengesetzt aus den Motiven aller Einzelnen. Die eine Geschichte, die Kriminalgeschichte, ist eigentlich am Anfange des Buches in ihrem Wesentlichen schon vorüber, es fehlt nur die Entdeckung des Mörders; diese Geschichte hat einen analytischen Gang, während die andern synthetisch vorschreiten. Sie giebt da schon eine Spannung, wo die andern, noch im Reime liegend, dies nicht vermögen. Sie hat mit an der Situation der einen Liebesgeschichte gebaut; sie hat das Hauptmotiv zu der Feindschaft Haredales und Chesters geliefert.

* Zwei Städte von Dickens *

Der jüngre Marquis Coremond hat eine Unterthanin ihrem Manne genommen, sie gewaltsam zu seiner Maitresse gemacht und ihren Bruder, der sie rächen will, tödlich getroffen. Die Brüder Coremond nehmen vom Wege den Dr. Manette aus Beauvais in einem Wagen zu der Wahnsinnigen und dem Sterbenden mit, der dem Arzte die Geschichte erzählt. Der ältre Coremond rät dem Arzte, der Geld ausschlägt, Schweigen. Der Doktor zeigt die Geschichte in einem Briefe dem Minister an, erfährt von der Gattin des ältern Coremond, welche ihn besucht und für die jüngre Schwester jener Geschwister sorgen will, deren Namen sie nicht wissen, und die der Bruder in die Fremde in Sicherheit gebracht hat, den Namen des Marquis. Sie hat ihren Knaben bei sich und möchte durch Wohlthaten ihn dem Fluch entziehen, dessen nahe Vollziehung (le déluge)

auch sie ahnt. Der Doktor wird unter dem Vorwande, zu einem Kranken gerufen zu werden, nach der Bastille gebracht, wie er sieht auf Anstiften des Marquis, der seinen Brief an den Minister hat und vor des Doktors Augen verbrennt. Nachdem er an zwanzig Jahre gefesselt, wird er freigelassen, und ein fröhlicher Diener, der Weinwirt Defarge in der Vorstadt St. Antoine, nimmt sich des Befreiten an, der wie blödsinnig ist und niemand hat, da seine junge Frau kurz nach seinem Verschwinden gestorben und seine kleine Tochter mit ihrem kleinen Vermögen nach England gekommen, wohin Mr. Lorry, ein Kommiss von Tellson u. Komp., wo ihr Vermögen stand, und Freund ihres Vaters, sie im Auftrage Tellsons mitgenommen hat. Auf die Nachricht von dem Wiederfinden Dr. Manettes soll dieser durch jenen Kommiss, der eben in Paris, wo eine Kommandite Tellsons, zu thun hat, mit herüber nach England gebracht werden. Unterwegs bekommt der Kommiss die Weisung, die Tochter des Doktors in Dover zu erwarten, die hier von ihm erfährt, daß ihr Vater noch lebt und daß sie ihn abholen helfen soll. In Paris finden sie den Doktor Schuße flüchtig und blödsinnig durch die lange Kerkerhaft, er erkennt in Lucie halb das Dämmerbild ihrer Mutter und folgt leidend; die Schuhbank u. s. w. muß mit. Ungefähr im zehnten Jahre seiner Haft hat er die Ursache seines Leidens aufgeschrieben und im Kamin versteckt. In England unter der Pflege seiner Tochter und der Theilnahme des Mr. Lorry kommt der Doktor wieder zum hellen Bewußtsein, behält aber eine Gedrücktheit den Seinen gegenüber, die ihn in seinem elenden Zustande gesehen, obgleich er sich wieder in sein altes Geschäft wirft und sich eine ärztliche Praxis erwirbt. Auf der Überfahrt lernen die Manettes einen jungen Mann, Darnay, kennen und müssen, da dieser angeklagt ist, als Spion im Interesse des sich damals befreien-

den Amerika zwischen Frankreich und England hin und her gereist zu sein, in Old-Bailey als Zeugen aufzutreten, wie auch der Bankbeamte Lorry muß. Bei dem Verhöre verraten sich Lucies Gefühle für Darnay; Barsad und Dry, zwei Old-Bailey-Spione, treten als Ankläger auf. Dry will Darnay an einem Orte gesehen haben, wo seine Anwesenheit verdächtig; ein Advokat Sidney Carton zeigt sich dem Publikum und seine Ähnlichkeit mit dem Angeklagten wirkt zu dessen Gunsten auf die Geschwornen, er wird freigesprochen. Carton ist ein blasierter Mensch ohne Trieb, sich geltend zu machen, aber von edlem Kerne; Darnays Anwalt bedient sich seiner großen Anlagen; er ist dessen „Schakal“. Carton hat sich in Lucie verliebt, wie Darnay; dieser frequentiert des Doktors Freundschaft und wirbt endlich um Lucie. Darnay ist der Sohn des ältern Evremond, der uns vorgeführten Marquise Kind. Als der aristokratische Tyrann, der jüngere Bruder des Marquis, der Verderber jener Frau, der als Zwilling Bruder Mitbesitzer, nach des ältern Bruders Tode Besitzer, von einem Manne, dessen Kind er überfahren, in seinem Bette erdolcht worden, geht Charles, der nunmehrige Erbe, nach England und wird da Sprachlehrer; Gabelle, der Beamte auf seinen Gütern, ist von ihm angewiesen, keine Steuern zu erheben, sondern den gedrückten Unterthanen zu helfen wie er kann; Charles entsagt der Erbschaft, auf der jene Flüche ruhen. — Bei der Einnahme der Bastille sucht und findet Defarge das Papier mit der Geschichte des Doktors im Kamin, dadurch erfährt seine Frau (ein entschiedener Charakter, ein eifriges Mitglied einer Jacquerie), die keine andre ist, als jene in Sicherheit gebrachte Schwester, die Geschichte ihrer Geschwister. Der Doktor, der in Charles den jungen Evremond ahnt, nimmt ihm das Versprechen ab, seinen Namen niemand im Hause zu entdecken; das junge

Paar hat kaum die Hochzeitreise angetreten, als den Doktor die Gemütsbewegung wieder zum blödsinnigen Schuster macht — die Bank dazu u. s. w. hat er immer in seinem Schlafzimmer gehabt. Der alte Kommiss und Miß Proß, die Pflegerin Lucies, bewachen ihn und vernichten, nachdem der Doktor, wieder genesen, seinen Kindern nachreist, mit seiner Genehmigung die gefährlichen Erinnerungsmittel. Der Anfall wurde Lucie verschwiegen. — Die Revolution ist in vollem Gange, der alte Kommiss muß der Bankkommandite wegen nach Paris. Charles, den Gabelle in einem Briefe ruft, ihn durch sein Zeugniß vor dem Revolutionsgericht zu retten, da er dessen milde Aufträge ausgeführt, geht nach Paris, was die Seinen erst nach seiner Abreise durch Briefe von ihm erfahren. Sie folgen ihm. Unterdes ist das Emigrantengesetz gegeben und Charles wird bei seiner Ankunft in Paris in das Gefängniß La Force gebracht. Doktor Manette, der als Bastillegesangner populär ist, macht sich als Arzt einheimisch und weiß sich so in das Vertrauen zu bringen, daß er glauben darf, Charles retten zu können, der durch ihn in der Septembermordnacht am Leben erhalten wird. Er wächst nun im Selbstvertrauen, jezt nicht mehr Pflegling, sondern Halt der Seinen und bringt wirklich Charles glücklich durch das Gericht und in Freiheit. Aber kaum befreit, wird er zum zweitenmal arretiert auf Anklage der beiden Defarges und eines dritten. Beim Gerichte bringt das Papier mit der Geschichte Dr. Manettes und seinen Flüchen auf das Haus Evremond in den Händen der Defarges alles in solche Aufregung, daß Charles in die Conciergerie gebracht wird, um am andern Tage zur Guillotine zu wandern. Der Doktor, der solchergestalt wider seinen Willen des Eidams Hauptankläger geworden, fällt wiederum in seine Geisteskrankheit. Carton, der auch in Paris, erhört zufällig von Barsad

und Dry, die jetzt Revolutionspione, die neue Gefahr; bei Defarges sich als Stockengländer gebärdend, daß Madame Defarge auch den Doktor, Lucie und das Kind unter die Guillotine liefern will. Er kauft ein Pulver, zwingt den Barsad mit Anklagedrohung — daß Dry noch lebe, bezeugt Mr. Cruncher, Tellsons Ausläufer, der als Auferstehungsmann statt Drys Leichnam Steine u. s. w. im Sarge gefunden, wodurch Carton einen Vorteil erhält —, ihm den Zutritt bei Charles zu verschaffen, und ihm bei seinem Plane behilflich zu sein, der darin besteht, daß er kurz vor Charles Abholung zum Tode, diesen besuchen, durch Einatmenlassen des Pulvers ohnmächtig machen, die Kleider wechseln und so zu dem Kommiss schafften lassen will. Diesen hat er durch Mitteilung der Gefahr Lucies, des Doktors u. s. w. bewogen, diese, da er zur Abreise bereit, mit in den Wagen zu nehmen und vor drei Uhr ihn erwartend, zur Abfahrt bereit zu sein. Auch hat er ihm seinen Paß gegeben, der dann für Charles Paß gelten muß, der Doktor hat ebenfalls den seinigen. Der Plan gelingt, jene entfliehen mit Charles, dem Ohnmächtigen, in Cartons Kleidern, Carton wird guillotiniert statt seiner. Mr. Cruncher und Miß Proß wollen von Notre-Dame aus ihnen nachfahren, während Cruncher den Wagen besorgt, kommt Madame Defarge, um ihr Opfer, Lucie, nochmals zu sehen; Miß Proß läßt sie nicht durch eine der Thüren, sodaß jene glauben muß — die übrigen offenen Zimmer sind ausgeräumt und erregen den Verdacht der Flucht —, die Fliehenwollenden seien in jenem Zimmer. Sie will mit Gewalt hinein, sich zu überzeugen, um im Falle der Flucht nachsehen zu lassen; die beiden Frauen, deren keine der andern Sprache versteht, ringen miteinander, wie die Proß das Pistol, das die Defarge aus dem Busen zieht, ihr aus der Hand schlagen will, geht dieses los, die De-

farge ist tödlich getroffen; die Proß schließt sie ein, wirft den Schlüssel in die Seine, findet Cruncher; sie fliehen und die letzte Todesgefahr Charles und der Seinen ist abgewandt.

Dieser Roman Dickens hat nur einen Handlungsstamm, der zwar aus zwei Wurzeln hervorschießt. — Der Roman überhaupt hat seine Einheiten, wie das Drama. Eine Anzahl von Personen in ihren Charakteren das Feste; darum der bunteste Wechsel in ihren Situationen zur Welt, zu sich und zu einander. Ein bloßes ewiges Kommen und Gehen von Charakteren und Situationen kann nicht unterhalten; freilich bedarf der Roman des Wechsels noch mehr, denn das weit kürzere und gedrängtere Drama, aber eben der Wechsel setzt etwas Feststehendes voraus, an dem er zur Erscheinung kommt. So ist es denn am vorteilhaftesten, auch für den Roman eine leicht übersehbare einfache oder Doppelgruppe von Personen zu haben — zur Leichtüberseh- und Behaltbarkeit hilft zweckmäßiges Kontrastieren in Stand, Rang, Charakter, Temperament, Geschlecht, Alter u. s. w. Ein Bild zu brauchen. Wie eine kleine Reise in einer Gegend mit einer Anzahl leicht von einander unterscheidbarer Höhen. Unser Weg, der zu diesem Zwecke geführt wird, zeigt uns jetzt diese Höhe und nennt sie uns, dann lernen wir jene kennen. Es kommen neue in unsern Gesichtskreis und bilden unter sich und mit den früher bekannten wechselnde Gruppen und zeigen immer neue, uns bisher ungekannte Seiten; einer und mehrere verschwinden, wir glauben sie nun verloren zu haben. Aber bei einer neuen Wendung des Weges überrascht uns plötzlich ihr Wiedererscheinen. Wir sehen Höhen vor uns liegen und hinter uns; am Ende des Weges sehen wir beim Rückblicke alle, die einander so ferne schienen, zusammengedrückt u. s. w.

Eine kleine Anzahl immer wieder, aber in neuer Gruppierung erscheinender Figuren unter dem Einfluß einer unmerklich sich ändernden Situation. Dadurch wird immer Überraschung, Wechsel, aber nur durch die wohlbekannten alten, ein Doppelreiz, der Reiz der Neuheit und der Reiz der Gewohnheit zusammen.

Übrigens scheint der Plan bis in die kleinern Gelenke vor der Ausarbeitung fertig gewesen; nur die kleinsten ließ Boz sich selber machen. Oder sollte er Crunchers Abenteuer auf dem nächtlichen Friedhofe erst später nach der ersten Szene zwischen Barsad und Carton eingeschaltet haben? Hatte er vielleicht jenes Abenteuer erst in einer andern Verbindung mit dem Ganzen gebracht? Ich glaube nicht.

So gehören in diesem Romane die Manettes, Charles, die Madame Defarge zusammen; sie sind sozusagen das Personale der Verwicklung; Sidney Carton, Cruncher, Proß, Vorry teilen die Lösung unter sich. Es sind zwei Begebenheiten, eine vor dem Anfange des Buches liegende, eine, die während der Erzählung vergeht. Beide sind in Wechselwirkung. Vorry ist sozusagen die Thürangel des Ganzen, ein gleich notwendiger als bescheiden zurücktretender Teil desselben. Er gehört in die beiden Begebenheiten, obgleich nicht als ein Wissender. Er ist unbedingt die gelungenste und liebenswürdigste Figur des Buches.

Wir wollen nun sehen, wie Boz die obige Geschichte arrangiert hat.

Der Einfall des Advokaten, um Lucie zu werben, ist hineingekommen, um dem Mr. Carton Gelegenheit und Raum zu geben zum Darthun seiner hoffnungslosen Blasiertheit, und ich weiß nicht, welche gleichgültige Szene beim Doktor, damit Carton der Lucie seine eigentümliche uneigennütze Liebeserklärung und dem Charles seine ebenso eigne Freundschaftserklärung zu machen, Raum hätte. Es wäre schwer, besonders

die erste Erklärung bestimmter zu benennen; die Szene war um der letzten Wendung des Buches willen nötig, sie ist dialogisch vortrefflich gelungen und überhaupt die Erfindung ganz natürlich und wahrscheinlich. Nun sehe man, wie Dickens diesen eingeflickten Behelf der Szene des Advokaten mit seinem Schafal benutzt hat, diesen durch den Kontrast mit jenem zu heben, „der Mann mit Zartgefühl“ den „Mann ohne Zartgefühl,“ indem der Advokat auch noch fertig gemalt wurde. Der Advokat gehört eben zu Cartons Zubehör.

Was man im voraus an der Geschichte tadeln kann, ist die Künstlichkeit der Verknüpfung. Wie Carton im Weinhaufe die beiden Spione trifft, aus ihren Gesprächen die neue Gefahr Charles und dann bei Desfarges die der übrigen Familie erfährt, das Mittel, wodurch Carton den Charles betäubt, die Art, auf welche die letzte Todesgefahr der bereits Entflohenen, beides, herbeigeführt und erledigt wird — daß die Desfarge nochmals zu Lucie gehen will, die Verabredung der Proß mit Cruncher, an der Notre-Dame einzusteigen, der Umstand, daß die Desfarge nicht englisch können darf, um nicht die Flucht zu erfahren, das Ringen der Frauen, das zufällige Losgehen des Pistols und zwar mit solchem Erfolge; das alles ist überaus äußerlich und künstlich, d. h. unkünstlerisch und nimmt dem wirklich Schönen und Künstlerischen im Romane seinen Wert. Die Vorgeschichte hat etwas sehr abgenutztes. Ganz besunderbarlich steht in der letzten Partie das Christentum mit der Lehre: „Es gab damals viele Frauen, auf welche die Zeit ihre entsetzlich entstellende Hand legte. Nun ja; sie hatte einen Charakter, aber nicht der Zeit zum Troste, sondern der Zeit zu Gunsten. Die Zeit macht aus uns was sie will; unser Charakter ist kein Schutz gegen, sondern eine Handhabe für die Zeit, aus uns zu machen, was sie will. Wir machen nicht unsre Zeit, kein Einzelner

macht eine künftige Zeit; weil unsre Urahnen sich einen Rausch tranken, müssen wir am Rachenjammer leiden. Unser Thun ist nicht unser, weder unser braves noch unser schlimmes; wir sind nicht Licht und haben nicht Licht, wir sind bloß der zufällige Gegenstand, an welchem ein Licht zur Erscheinung kommt. Nur unser Leiden ist unser; ein Ding, worauf bald Sonnenstrahlen bald Schatten fallen" — aber ich komme von meinem Gegenstande ab. — Es ist die Frage, ob es möglich, ein so reiches Werk, an Kontrasten und wechselndem Unterhaltungsmateriale, spannenden und packenden Situationen und zugleich an launigen Ruhepunkten, mit einer und derselben Seele so zu durchdringen, daß uns überall Notwendigkeit, überall Seele und nirgends die nackte äußerliche Technik darin begegnete. Solch ein Roman wie die „Zwei Städte“ ist wie ein menschlicher Körper mit hölzernen oder metallnen Gelenken; er ist ein wirkliches Leben bis auf diese unorganischen Mechanismen. — Die Kunst des Dialogs ist nicht genug zu bewundern.

Dickens ist genötigt, da er gleich drastisch beginnt, so fortzufahren, ja noch zu steigern. Er kann daher keine bescheidenen Motive brauchen, weil die neben den drastischen durch Kontrast flau erscheinen würden. Wenn die Motive nicht an sich drastisch sind, so muß er sie steigern, soweit es nötig, sie mit dem drastischen Charakter des Ganzen in Einklang zu bringen. Desto breiter aber wird seine Welt, je mehr dann feinre Naturzüge in den Dialog eingemengt sind. Seine Welt ist eine gesteigerte wirkliche. Er nimmt seine Motive aus der Wirklichkeit, steigert sie aber so stark, daß sie Mittelwesen einer wirklichen und einer phantastischen Welt werden. Dieses würde auffälliger sein, wenn er nicht zugleich im ersten Anfange eines Werkes so energisch auf die Phantasie wirkte, daß wir wie geblendet oder bezaubert gern das normale Maß ver-

geffen. Wunderbares — wenn gleich, was in der wirklichen Welt geschehen kann — geschieht, noch wunderbarer dadurch, daß es eine Zeitlang mit für uns verdecktem Zusammenhange sich weiter spinnt, und was davon uns gezeigt wird, uns immer tiefer in den Irrgarten führt, in welchem es der Phantasie so wohl ist, wie wir schon an Kindern zur Weihnachtszeit sehen können. Da geht der Vater aus, die Mutter aus, ohne zu sagen wohin, zu ungewöhnlicher Zeit und mit ungewöhnlichem Gesichte aus, denn das Geheimniß verbergen macht eben so seine Chifferschrift als die Spannung derer, denen es verborgen wird. Wie lange währt es, bis sie wiederkommen, und nun kommen sie geheimnisvoll mit verdächtigem Gebausch in den Mänteln von weniger oder mehr entschiedner Modellierung. Es wäre schon genug, wenn sie nur etwas Neues, Unerwartetes zu sehen bekommen sollten, die kleinen Geister zusammen, aber sie sollen das Neue und Unerwartete haben. Dies ist ein Wink für den Erzähler, daß er nicht bloß die Phantasie erzeuge, daß er wirklich etwas gebe. Dies Etwas ist, was unser Gemüt ins Interesse zieht, und zwar so fest, daß es zu einem Teile unsers innern Besizes, sozusagen unsers Wesens wird, das, was wir als unser aus dem Buche davontragen. Das sind die lebenswürdigen Figuren und ihre Silberblicksmomente, wo der Gemütsgehalt völlig sichtbar in die ungeschickte Außenform tritt, der Geist die ungefüge Materie verklärt, wie z. B. manche Momente in dem Verhältnis Joes und Pips in „Große Erwartungen.“ Hier wie überall ist der Kontrast, der wunderbare Modelleur und Luftperspektiviker, thätig. Es sind da Gestalten zur bloßen Überraschung und zur Reizung der Phantasie, ferner Gestalten von und für das Gemüt, in welchen ein mächtiger Gehalt durch die Unvollkommenheiten des Mediums, in dem er erscheint, zugleich gehoben und gesänftigt, in welchen

das Ferne, das Ideale uns in einer unidealen, mangelvollen, unmittelbar aus Thaten aus unsrer täglichen Umgebung zusammen geschossenen Gestalt unmittelbar nahe tritt. Aber wie der heilige Christ, so sorgt der Romandichter auch dafür, daß sich Schärfung des Verstandes und Mehrung der Erkenntnis mit den Reizen für Phantasie und Gemüt eine. In der That ist die Hauptsache beim humoristischen Romane, daß der Erzähler bedacht sein muß, das Geistige und Ideale in die uns geläufigsten Naturzüge zu kleiden, unser Interesse beständig rege zu erhalten und, indem er auf unsern ganzen Menschen wirkt, keine einzelne Kraft in uns zu überspannen; denn jede einseitige Anstrengung stört unser Gemeingefühl und wird unbehaglich, in stärkerem Grade peinlich. Also immer muß der Autor interessiren, das Klauke darf uns nie langweilen, das Dastische uns nicht einseitig überspannen. Zunächst regt er unsre Phantasie an, damit er unsern Glauben gewinne, seine Welt uns wirklich lebendig werde. Wir wandeln auf dem Boden eines Rätsels für den Verstand und machen uns das Wandeln über dem Rätsel vorübergehend vergessen, damit es uns nicht überspanne und auch nicht abstumpfe gegen seinen Reiz. Die Formen der Zeichnung und die Tiefe und Gesättigttheit der Farben bringen die Gestalten unmittelbar an uns heran, sodaß wir verkürzten Weinen, als streckten sie sich wirklich aus der Fläche heraus, ausweichen mögen, während doch ein breiter Rahmen das Bild in sich abschließt. Immer ist es Ernst, und immer doch ist es Scherz mit dieser dargestellten Welt; wenn es uns Scherz ist, so ist es den Gestalten desto heiligerer Ernst; nie darf beides zusammenfallen; das Phantastische muß fortwährend durch ein wirkliches Element balanciert werden; je mehr Freiheit, desto mehr Notwendigkeit, je phantastischer, desto wirklicher. Denn der ganze Reiz und der

ganze Zauber beruht auf der steten Synthese der beiden Welten; sobald die eine heraustritt aus der Verbindung, ist der Zauber vorbei. Darin besteht hier die poetische Wahrheit.

Die Charaktere entwickeln sich (in dem Sinne des uns allmählich Bekanntwerdens) nicht sowohl durch Thathandlung, aus freien Entschlüssen hervorgegangen, und die dann in die Kausalität eingreifen, als durch Aktion. Es würde unpassend sein, wenn Lorry, Kapitän Cuttle oder Joe Gargery etwas Thätliches zum Kausalnexuſ beitrügen, am schlimmsten, wenn eine trügliche Katastrophe daraus erfolgte. Nur im Ganzen sind sie etwas für die Geschichte, als Freunde u. s. w., die nach ihrer Weise thatsächlich ihre Freundschaft beweisen voll heiligen Ernstes und Einfalt, aber in der Regel ohne einen eigentlichen wirklichen Einfluß auf den Gang der Begebenheit zu haben. Aus zwei Gründen, erstlich um des Ganzen willen, das nicht von solchem relativ Kleinen abhängen darf, zweitens um der Figuren selbst willen, die sonst aus der Unbefangenheit ihrer Stellung zum Ganzen heraustrreten, in welcher ihre Schönheit hauptsächlich gegründet ist. Denn eben in dem Verhältnisse, daß das, was ihnen so wichtig erscheint, und in dessen Ausföhrung sie ihre ganze Energie legen und nachher wohl den guten Erfolg, der ganz andre Ursachen hatte, oder auch gar einen nur geträumten Erfolg mit Stolz und Genugthuung betrachten und darin sich selbst so unendlich wichtig erscheinen, also eben darin, daß, was ihnen wichtig erscheint, dem Leser so ganz anders vorkommt, liegt der Zauber dieser Gestalten vor allem andern.

Überhaupt aber stört eigentliches Thathandeln, insofern aus seinem Zusammenhange ein Schicksal wird, die Behaglichkeit des Romanes und ist seinem Wesen nicht angemessen. Alle Thathandlung muß im

Romane ein weit kleineres fein und weniger bedeutendes für den Gang des Ganzen, als im Drama. Das einzelne Leben ist im Romane ein Stück Weltleben, es steht nicht so souverän da, als der Held eines Dramas, besonders einer Tragödie.

Im Romane ist das Detail die Hauptsache, da das Ganze gar nicht zur Überschaulichkeit mit einem Blicke, zum Zusammenfassen in ein sittliches Urtheil bestimmt ist. Es verhält sich zum Drama wie das verbum activum zum verbum neutrum. Daher hat im Drama die Einheit in der Mannigfaltigkeit des Charakters, im Romane die Mannigfaltigkeit in der Einheit den Accent. Im Romane ist das Ausleben der Figuren der Zweck, nicht das Handeln, wie im Drama; dort ist das Handeln der Figuren Mittel zum Ausleben, hier umgekehrt ist das Ausleben nur als indirekte Motivierung des bestimmten Handelns da. Im Romane sind die Zustände, die Affekte die Hauptsache, wie im Drama die Leidenschaft, die Absicht. Deshalb muß der Romancharakter individueller in Zustands-, allgemeiner in Handlungsmotiven sein, wie der Dramencharakter allgemeiner im Zuständlichen, individueller im Handeln. Der Dramenheld macht seine Geschichte, der Romanheld erlebt die seine, ja man kann sagen: den Romanhelden macht seine Geschichte. Natürlich nicht im strengsten und ausschließlichen Sinne genommen, denn auch der Dramenheld ist zugleich Produkt seiner Geschichte; da er aber auch der Produzent ist, so ist er sein eignes Produkt. Im Romane umgekehrt; hier ist der Held Produzent, insofern er Produkt ist. Hier ist das Nichtich das Bestimmende, die Form, in welcher das Ich seine endliche Gestalt gewinnt, in seinem eignen Handeln folgt er gezwungen dem Handeln der Welt, dessen Objekt er ist; in der Tragödie hilft das Nichtich dem Ich sich selbst zerstören. Ich rede hier nur von der Tragödie, indem

diese eigentlich der Gegensatz des Romanes oder Epos ist. Der reine Roman — ohne Mischung mit den Elementen der Tragödie — kann und darf nicht traurig ausgehen, weil seiner Natur gemäß das Schicksal des Helden mehr zu einer Naturwirkung werden müßte als zum Austrage eines ethischen Konfliktes durch diesen selbst.

Zu dem Romane, wie ich ihn hier auf Dickens Spur konstruiert, gehört eine stetige Wachheit und Lebendigkeit der Aufmerksamkeit, eine stets feurige Phantasie, Feuer in dem Lessingschen Sinne, wo es die Lebendigkeit bedeutet, mit der alle Stücke, die den Künstler ausmachen, zusammenwirken, und eine Unermüdblichkeit, die nicht durch die Länge der betreffenden Kunstleistung überdauert und besiegt wird. Der Künstler darf keine Flaubeit in sich aufkommen lassen; immer wachsam und alles zu ergreifen und energisch zu ergreifen bereit sein, was der Moment fordert und giebt.

Es gilt Begebenheiten, die stark auf die Phantasie wirken, zu ersinnen, wobei nicht auf Einheit der Situation gedacht werden muß, wie im Drama. In diese Begebenheiten hinein eine Anzahl von lebensvollen Figuren zu stellen, unter sich zu gruppieren, von denen einige darauf zielen, unsre Phantasie, andre, unser Gemüt sowohl in Sympathie als Antipathie, andre unsern Verstand zu interessieren; womöglich eine Vollständigkeit der Menschheit, überlegne, naive, gute, schlimme, ernste, heitre — was nicht mit dem Eindruck, den sie uns machen sollen, zusammenfallen muß —, mehr oder weniger einseitige, rasche, langsame, melancholische, sanguinische; cholerische, phlegmatische, prunkhafte, schlichte Bildungs- und Naturmenschen.

Freilich ist auch im Romane ein Kausalnexuß,

aber in ganz andrer Weise wie im Drama. Mehr die Notwendigkeit als die Freiheit erscheint in der Handlungsweise des Romanmenschen; die Kausalität ist daher mehr eine Kausalität der Situationen, als des Charakters; im Charakter handelt mehr die Natur, die allgemeine, als im Drama, wo die Einseitigkeiten schärfer aufeinander stoßen. Der Kausalnexuſ hat weit mehr einzelne und schwächre, an sich unbedeutendere Glieder, die Absicht des Einzelnen beherrscht nicht so das Ganze, der Ausgang ist mehr ein Produkt der Mannigfaltigkeit als der Einheit, die Absichten der Einzelnen neutralisieren sich mehr, das Handeln des Einzelnen verschwindet mehr gegen das Ganze, wie das einzelne Handeln gegen den Zustand. Das Produkt der einen Absicht wird durch die der andern und durch gleichgiltiges Thun, d. h. absichtsloses retardiert, und der Ausgang trägt nicht die Signatur eines Kampfesausganges, wo einer gegen alle andern und diese gegen jenen sich durchsetzten und beide Parteien besiegt siegend oder siegend besiegt wären. Mehr dem Einanderdrängen von Eisschollen im Eisgange vergleichbar, von welchen jede, gedrückt, Druck ausübt, und doch die Gesamtheit des Druckes und die Ursache nicht in den Eisschollen selbst, sondern im Wasser liegt. Am Ende ist kein Einzelner schuldig im dramatischen Sinne, man kann die einzelne Handlung nicht nachweisen, die Grundursache und Hauptursache wäre, keine ethische Schuld, deren notwendige Folge der Ausgang wäre. Die Personen können wohl Schuld wirken und wirken sie, aber für sich, ohne daß das Ganze die Richtung davon bekäme; die Schuld der Einzelnen ist als solche mehr Folge als Ursache; oder vielmehr das, was im Drama Schuld heißt, existiert hier gar nicht. Die Personen handeln gut oder böse, haben die Folgen davon zu tragen, aber nicht der Zusammen-

hang dieses Handelns und Leidens ist die Hauptsache, noch prägt sie (die Schuld) sich als das Centrum und den eigentlichen Gegenstand des Werkes aus.

Daraus folgt die Verschiedenheit des epischen und dramatischen Helden und überhaupt Charakters der Personen. Im Drama ist das Ethische die Hauptsache, das ethische Vermögen, die Thatseite die Hauptsache am Helden, weil seine Schuld und ihre Fortführung und Verstärkung durch das weitere Handeln ethischer Natur sein müssen. Im Romane ist das Handeln nicht die Hauptsache, auch nicht ein freies im dramatischen Sinne, der Accent wird deshalb beim Romanhelden, überhaupt den Romanfiguren, auf der Existenz und der Breite der Erscheinung liegen. Der Charakter ist nicht sowohl ein handelnder, also auf eine große Leidenschaft als seinen Kern gebauter, er ist mehr ein Naturwesen, ein Repräsentant der Sitte und Mode der Zeit, eines Standes, einer Bildungsstufe, ein für sich Seiendes, ein abgeschlossener, nicht eines, das, um sich durchzusetzen, dem Strome entgegen, sondern eines, das behaglich mit dem Strome schwimmt. Und wo es sich isoliert hat, ist es einsiedlerisch, heimlich abgeschlossen, aber mehr defensiv als offensiv und will seine Einseitigkeit nicht der Welt ausprägen. Diese Figuren sind daher mehr in sich vergnügt, selbstzufrieden, und wenn sie Leidenschaft besitzen, wie z. B. Herrschaft, so bleiben sie damit in ihrer kleinen Welt und lassen sie mehr im kleinen und einzelnen wirken, als daß sie sie zu einer großen oder schweren That zusammenfassen; ihre Wirkung auf die Umgebung ist mehr eine schwache aber fortdauernde; dazu haben sie noch mehr gleichgroße oder weniger schwächere andre Leidenschaften, von denen eine die andre neutralisiert, oder es fehlt ihnen die Energie, dieser Leidenschaft sich völlig hinzugeben ohne Rücksicht und Besinnen.

* Große Erwartungen von Dickens *

Der Totaleindruck eines Romans wie „Große Erwartungen“ ist unbeschreiblich. Zu welch wunderbarem Afford das Wunderbare und Natürliche, kurz alle Gegensätze, die zugleich wirksam sind, zusammenklingen, ist nicht zu sagen. Und wie selbst das Künstliche, das einzeln auffällt, diese Totalempfindung nicht beeinträchtigt, im Gegenteil uns nicht fehlen darf. —

Die durchaus realistische Natur des Romans wird mir immer deutlicher. Sie bedarf Thatfachen, objective, und zwar bis in die kleinste Schilderung hinein. Was im Drama nicht auffällt, im Gegenteil nötig ist, die gerade Linie wirkt im Roman so prosaisch und zweckwidrig wie in einer Landschaft eine schnurgerade Straße. Die dramatische Bewegung ist innerlicher Natur, und äußere Thatfachen haben im Drama nur insofern Gewicht, als sie Merkmale der innern Vorgänge und geeignet sind, auf diese zurückzuwirken. Die epische Bewegung dagegen geht von außen nach innen; die äußere Thatfache hat einen Wert an sich, und die innern müssen Mittel werden, die äußere Bewegung im Gang zu erhalten. Bei der dramatischen Erfindung müssen wir von einer innern Thatfache (Leidenschaft, Willensentschluß) ausgehen, und die äußern Thatfachen müssen — in ihrer ersten Quelle alle aus einem bewußten innern Akte entsprossen (d. h. absichtlich, gewollt, gemacht) — als Motive in die innre Thatfachenreihe (Handlung) treten und zu einem innerlichen Abschlusse führen. Bei der epischen dagegen gehen wir von einer oder mehreren äußern Thatfachen aus und legen dann erst die Seele hinein. Dort bildet die Seele ihren Körper nach sich, hier schafft der Körper sich eine Seele.

Der Einzelne ist ein kleiner, ohnmächtiger Punkt in der Mannigfaltigkeit des Epos; im Drama dagegen

ist der Held das überwiegende Moment, wie er auch und als sein eignes Opfer fällt. Schon die Masse und das Gewicht des Außern (im Roman) muß die etwa aufgewandte Charakterkraft eines Einzelnen als einen kleinsten Punkt erscheinen lassen, die Summe der Möglichkeit vereinter Menschenkräfte unser Augenmaß erdrücken. Den Ausdruck Handlung sollte man vom Drama nur dann brauchen, wenn von seinem Gegensatz zum Epos die Rede und dieser hervorgehoben werden soll. In der praktischen Theorie des Dramas kann nur von handelnden Menschen (=Arten) die Rede sein. Die dramatische Charakterentwicklung, d. h. Werden und (in der Tragödie) Untergang des Charakters, ist ein Rückschlag seines eignen Wesens durch das Medium seines Handelns oder Unterlassens — denn im Drama steht das Unterlassen auch als ein Handeln da, weil das Drama ethischer Natur ist. Im Epos ist es anders. Die Verhältnisse, ihre Entwicklung, die Hauptsache, das liegt mehr in der Situation und den Charakteren, die eigentliche Treiber der Handlung sind, nicht in den Helden, die vielmehr Mittelschlag sind.

Zur Sache. Wie prächtig episch ist die Entwicklung des Pip. Erst ein Kind, ein völliges Kind, an dem nichts Dramatisches, kein Leidenschaftskeim, sondern lediglich die epische Bildsamkeit erscheint. Er lernt eine gebildetere Form, eine reichere Ausschmückung des Lebens kennen, die Liebe beginnt und macht Estllas Hohn über seine Plumpheit unerträglich. Sein Idyllzustand wird ihm verleidet, aber als echt epischer Charakter reißt er sich nicht aus eigener Kraft des Willens und Entschlusses heraus. Da kommt die Hilfe eines Unsichtbaren, er soll, was er wünscht, ein Gentleman werden. Der Kontrast macht seine Eitelkeit rege, und ganz der äußern Thatfachen Spiel und der daraus hervorgehenden Stimmungen, wird er hölzern und arrogant gegen Joe und Biddy, zeigt dem schlimmen

Orlik seine Gefinnungen bei zwei Gelegenheiten. Die Meinung, sein Los komme von Miß Havisham, unterstützt die Liebe, im übrigen lebt er als echt epischer Charakter, da ihn nichts von außen in einen gewissen Beruf hineindrängt, in den Tag hinein und verführt auch andre dazu. Er vergift Joe undankbarerweise immer mehr, so sehr, daß der einfache Joe selbst es fühlen muß, überläßt sich seiner Liebe immer mehr, aber immer als epischer Charakter, d. h. so, daß er nicht selbst thätig dabei wird. Die Richterwiderung seiner Liebe macht ihn glücklich=unglücklich. Da kommt der, der ihn zum Gentleman gemacht; er erkennt den Sträfling, und der Abscheu vor dem Geber macht ihm die Gabe abscheulich. Er möchte davon laufen, aber echt episch wird der Gedanke nicht zu einem energischen Entschluß; durch die Angst und Spannung bei der Gefahr seines Wohltäters, durch eine innre Änderung desselben und den schlimmen Ausgang des Rettungsversuches siegt die Dankbarkeit über den Widerwillen, und der edle Grund von Pips Natur tritt zu Tage, wie er, als er die Gabe bereits eingebüßt, mit Treue dem Geächteten anhängt, von seiner Eitelkeit furirt (das Epische darin, daß die Eitelkeit in ihm durch äußre Vermittlung geweckt und ebenso wiederum beseitigt wird), bis zu dessen Ende, und ihn zartfühlend in seiner Täuschung läßt, Pips Gentlemantum werde ihn, die Gabe werde den Geber überleben. Nun krank infolge alles dessen, begegnet er dem treuen, wiewohl gekränkten Joe wieder; die letzte Eitelkeit, wenn er noch welche hat, straft und vernichtet die Krankheit, seine Liebe ist ihm verloren; bei Joe findet er auch Biddy, auf die er noch gerechnet, versagt; er ist ohne Vermögen dazu. Die Welt hat ihm Hoffnungen und Laster gegeben, sie hat die Hoffnungen vernichtet und die Laster wiederum getilgt — beiläufig im Grunde die Weltansicht der griechischen Tragiker. — Pip er-

wirbt sich Vermögen, eine Art des Handelns, die sich mit der Natur des Epischen verträgt, ja recht eigentlich diese Natur hat, weil es sich nicht in eine Thatsache zusammenfassen kann, findet Estella ebenso episch als er selbst ist, und so schließt sich in einer epischen Heirat — d. h. nicht aus dem Zuviel einer frischen jungen Leidenschaft, sie rennen nicht über alle Hindernisse hinweg zusammen, sie sind zu einander geführt worden, und da sie nichts mehr auseinanderzieht, bleiben sie beisammen und heiraten sich — das Buch.

Das Epische dieser Charakterentwicklung ist, daß alle Impulse von außen kommen, und zwar nicht als Rückschlag einer Thatsache, in der der Charakter sich mit leidenschaftlicher Energie zusammengefaßt hatte, dazu liegt sie nicht einer abstrakt geraden Linie, und die Impulse kommen nicht von einer Seite und wirken nicht nach einer Seite.

Das „Substantielle“ Hegels ist die Grundnatur des Epischen, das Formale des besondern Charakters (bei ihm) das Dramatische. Dies hat sich erst in Shakespeare im völligen innern Gegensatz zu dem Epischen herausgebildet und darin den Höhepunkt seiner Geschichte erreicht; bei den Alten ist der Unterschied zwischen dem Epischen und Dramatischen mehr ein äußerlich formaler.

Der Roman „Große Erwartungen“ hat zwei Handlungsstämme, die Geschichte von dem Sträfling, der, deportiert, ein rechtlicher Mann wird, und den kleinen Knaben, der sich ihm einst in der Not auf der Flucht treu bewies, weil er selbst die Gentlemen, die seinen Neid erregen, nicht überbieten kann, zu einem Gentleman machen will, damit der es thue. Ganz parallel wie Miß Havisham, da sie ihr gebrochenes Herz nicht an den Männern rächen kann, die Estella dazu erzieht. Parallel bis in die Gelenke hinein, daß der Sträfling zuerst nur durch Dankbarkeit bewegt

wird, dann aber nach und nach auf die individuellen Gentlemansgedanken kommt und zwar durch dieselbe Isolirtheit — die Mutter der Grillen und Schrullen, der fixen Ideen —, die Miß Havisham aus dem Gedanken, das ihr anvertraute Kind durch ihre Erziehung vor dem Unglück, das sie selber traf, zu bewahren, in jenen phantastischen Entschluß treibt. Was diese Kontrastierung zu einer im Geiste Shakespeares macht, ist die sittliche Gerechtigkeit, die den armen Teufel von Sträfling im Tode noch glücklich sein läßt, indem er sein frühes Leben nun abgebußt fühlen kann, und auch die Täuschung läßt, daß die Folgen seiner Wendung zum Guten ihn überleben, was auch — echt shakespeareisch — geistig wahr gemacht ist, denn Pips Vereblung geht daraus hervor, er macht ihn nicht allein zum Gentleman, sondern zum edlen Menschen. So ist dieser arme Teufel aus dem Schlamm seiner Kindheit heraus, der Reinheit entgegengestiegen, während die Miß Havisham umgekehrt durch eine Leidenschaft sinkt; wie jener im Sterben schuldfrei, wirkt Reue, das gethan zu haben, was sie nicht wieder gut zu machen glauben muß, bei der Miß Verzweiflung im Tode. An ein Kind, das eben im kritischen Momente in ihre Lebenssphäre hereintritt, knüpft sich bei beiden die ethische Entwicklung an, die des armen Sünders zur Bekehrung, die der reichen noch Schuldlosen zur Verschlimmerung. Der die beiden Stämme verbindet ist Pip, der dem Sträflingsstamm angehört.

Durch diese ethische Idealität der Komposition wird der Tadel der Künstlichkeit der betreffenden Motive, besonders Shakespeares Muster gegenüber, nicht aufgehoben, aber gemildert, zumal das eine das andre natürlicher macht.

Nun sehe man die epische Breite, in welche jeder dieser Handlungsstämme in Zweige und Laub geschossen, wie diese Zweige emanzipiert sind, alles das, damit

das Ganze nicht im Übergewicht der Einheit über die Mannigfaltigkeit, der innern Vorgänge über die äußern, der Bewegung über das Zuständliche, der Handlung über das Begebenheitliche, des Pathologischen über das Psychologische dramatisch werde. Des Helden Pip innre Bewegungen haben durchaus keinen direkten Einfluß auf die Begebenheit, aber stets ist das Äußre von sichtbarem Einfluß auf sein Innres. Boz (Dickens) ist Shakespeare in den Roman übersezt. — Merkwürdig, wie die Fiktion, als erzähle ein Augenzeuge überall von selbst den Autor, auf die epische Erfindung und Ausführung eines Werkes hindrängt. Man kann dies an „Große Erwartungen“ mit „Zwei Städte“ (die sich schon sehr dem Dramatischen nähern, besonders in dem Entschlusse Cartons), an Copperfield mit andern Romanen Dickens vergleichend nachweisen.

Eine Hauptsache, daß man sich durch das Einzelne bei der Ausarbeitung nicht irren läßt. Einmal ist eine gewisse Geduld, wohl besser ruhiges Blut, dann aber eine beständig gleiche Energie der Aufmerksamkeit nötig. Es muß auch verhältnismäßig indifferente und daher langweilige Szenen geben, es ist nicht anders möglich. Je weniger interessant solche Szenen durch ihren Inhalt, desto mehr muß der Autor darauf denken durch das Detail darin, durch Reflexionen, Ausmalungen, Stimmungen zu interessieren: Muster, das Zusammenreffen Pips und Herberts vor dessen Stubenthüre. Überhaupt darf die Energie seiner Phantasie und seines Geistes nie erschlaffen; er muß überall interessieren, wo er nicht amüsieren kann. Eine zweite Klippe für die Lust an der Arbeit sind die häßlichen Parteen. Und gerade hier hat er jene Lust am nötigsten. Er darf nicht das Ganze, d. h. den Glauben an das Gelingen und den Erfolg des Ganzen über der Einsicht in den Eindruck des häßlichen einzelnen verlieren, denn der Schatten, der allein gesehen mißfarbig und gestalt-

los erscheint, ist so notwendig zu dem schönen Eindruck des Ganzen wie die Lichtpartien, und ohne tiefe Schatten giebt es kein hohes Licht. Daher darf er auch die Haltung des Ganzen, dessen Charakter gesteigerte Wirklichkeit nicht stören, indem er das Häßliche nur andeutet oder mildernd dämpft, denn damit dämpft er auch seine Lichter. Hier gilt es wacker sein und sich dasselbe Feuer zu bewahren, wie bei den Lichtszenen. Die Masse des Lichtes muß mit der des Schattens, die kühlen Töne müssen mit den warmen in einem Verhältnis stehen, welches der beabsichtigte Eindruck des Ganzen bedingt und beide müssen durch die neutralen Töne verbunden und vermittelt werden. Der Held gehört der Region dieser neutralen Töne an, ebenso die gemüthlichen Personen in der Regel — wie hier Pip, Joe, Biddy; die warmen Töne sind Miss Havisham, Magwitch, Estella, Orlik; die kalten Jagers, der halbe Wemmick, Pumblechook. Joe und Biddy warm-neutral möchte man sagen, sie sind das, was ein warmes Braun neben dem neutralen Braun ist. Am schwierigsten sind die Partien der Art, wie Pips Ungemüthlichkeit und Arroganz gegen Joe und Biddy, und doch gehören diese notwendig in den Roman, denn die meisten nachherigen Schönheiten haben jene Partien zur Folie, und der psychologisch-ethische Wert beruht darauf als auf seinem Angelpunkt. Dieser ethische Angelpunkt in Pips innerer Geschichte ist, was man im Drama die Schuld nennt. Im Drama faßt sich diese in einer entschiednen That zusammen, hier im Roman ist es ein zeitweiliger Zustand, aus dem eine Menge kleiner Fehler hervorgehen. Es mag etwas Langweiliges für Dickens gehabt haben, das ungemüthliche Leben bei Gargerys durch die Mrs. Gargery und den faulen Peter, wie auch Pumblechook, ebenso das ähnliche des kleinen Pip bei Miss Havisham und ähnliches durch eine ganze Anzahl von Szenen zu führen,

die an sich auf ein neues oder wachsendes Interesse keinen Anspruch machen können und sollen. Und sollen, da sie bloß zum Behuf der Eintiefung und zu Puffern für andre da sind. — Wir müssen mit Pip später den Selbstvorwurf des Undanks gegen Joe fühlen, dazu gehört, daß dessen Charakter und Treue gegen Pip von uns mit erlebt werden. Solche Charaktere aber wie Joe, die nichts blendendes haben, deren Schönheit eben ihre zwanglose Gleichheit, die mildeste Konsequenz selbst ist, lernen wir nicht bei einmal Sehen kennen, da sie sich eher versteckt als prahlend zeigen.

Man könnte, wie Lewes thut, von einer dramatischen Zeit sprechen, es wäre, dies eine, die überzeugt wäre von der Freiheit des Willens, das ist, die einen freien Willen hat, denn jenes folgt aus diesem. Eine solche war wohl die shakespeareische, wenn man nicht sagen muß, er war ein „dramatischer Mensch.“ Unsrer Zeit ist sicher eine epische, aber in dem Sinne, in welchem der Roman das Epos ist; es giebt dennoch auch in unsrer Zeit „dramatische Menschen,“ aber sie sind Ausnahmen. Die Zeit der antiken Welt war epischer Natur, denn der Mensch hatte keinen Willen, die Götter wollten in ihm. Was als dichterisches Talent der dramatische Mensch, das ist als Charakter der ethische, d. h. nicht etwa der ethisch vollkommne, sondern der ethisch angelegte Mensch.

Wer die Sache organisch ansieht, wird, ohne erst die Erfahrung zu machen, überzeugt sein, daß der epische Dialog ein anderer sein müsse als der dramatische, und aus der Grundverschiedenheit der poetischen Arten die Unterschiede der Arten des Dialogs bestimmen können und zwar dem epischen im Gegensatz zum dramatischen das Merkmal des Mittelbaren, Retardierenden geben, worin das des mehreren Details, also die Mannigfaltigkeit und Ausführlichkeit der Wendungen liegt; der epische Dialog wird äußerlicher,

objektiver sein; der Romandialog als epischer Dialog unsrer Zeit gefaßt, jedoch das scharf charakteristische Moment des Dramatischen an sich haben; er wird allmählicher sein, mehr in feinen Zügen und Verschmelzung gehalten, als in raschem Fortschritt, an die Stelle des intensiven Nachdrucks wird der extensive treten; er wird der Wirklichkeit näher liegen als der dramatische. Mittelbarer, weil er durch das Medium des Erzählers geht. In dem Merkmale des Mittelbaren liegen eigentlich alle andern, die Schiller und Goethe in ihrem epischen Merkmal des Retardierenden (eine Eigenschaft für das Ding selbst) gesetzt haben. Er wird zuständlicher sein, sich auslebender, mehr um seiner selbst willen da zu sein scheinen, wie denn der Roman das Merkmal des emanzipierten Einzelnen in höherm Grade an sich haben wird, als das Drama. Darin liegt die sogenannte epische Breite.

Im Dialoge des englischen Romans finden wir eine große Delikatesse der Sprechenden, selbst im Affekt, eine große Höflichkeit und Förmlichkeit, die nicht allein, was sie überhaupt sagen will, sondern auch die Ausdrücke, mit denen sie es sagen will, bevormundet und sozusagen entschuldigt. Ob das eine Nachahmung der Wirklichkeit ist und die Engländer auch im gewöhnlichen Leben so verfahren, weiß ich nicht; doch wäre es sehr natürlich, daß sich dies aus der parlamentarischen Etikette auf die Gebildeten und etwas ungefüge (charakteristisch ungefüge) auf das Volk verpflanzt hat. Ich glaube, daß die Anreden der homerischen Helden ebenso aus der öffentlichen Art, zu verhandeln, in das homerische Epos herübergekommen sind. Bei Meistern in der Rede, im englischen Roman, ist diese Förmlichkeit mannigfaltigst variiert und durch Angabe andrer Motive die Einförmigkeit maskiert. Sie kontrastiert auf das schönste mit dem Inhalte, wenn eine treuherzige Natur sie anwendet und wohl aus der Förm-

lichkeit wider Willen herausfällt. Ein anderer Grund als die Förmlichkeit der Höflichkeit, wiewohl oft mit dieser vereint, ist die Förmlichkeit des Geschäftsmannes, z. B. des Anwaltes, der gewohnt ist von den Gerichtsverhandlungen aus, stets zu reservieren, nie sich bloß zu geben. Ähnlich beim Diplomaten, bei allen, die gewohnt sind, etwas zu verbergen. Diese Formen harmonisieren besonders mit dem Kostüm, dem Ornat, dem speziellen Berufe, der etwas ihnen Analoges ist, z. B. beim Geistlichen, der überall etwas von der Kanzel, wie der Kaufmann vom Kontor oder Ladentisch, der Lehrer vom Katheder in seiner Art zu konversieren mit sich führen wird, er müßte denn ein sehr geriebener Gesellschaftsmensch sein. So charakterisiert sich auch das Geschlecht und zwar nicht allein in der Form, denn das zurückgezochnere weibliche wird nicht leicht kühne Behauptungen und dergleichen vorbringen, und thut es eine, so charakterisiert sie sich dadurch als Ausnahme. Der zu befehlen gewohnte wird durch die äußerste Höflichkeit, die er zeigen will, den Nachdruck, den jene Gewohnheit seiner Redeweise giebt, nicht ganz verstecken können. Der Soldat ebensowenig das kurz angebundene, das „ohne Umschweif“ u. s. w. Wie oft kommen uns Nebenvorstellungen in die Gedanken, die wir unwillkürlich ins Gespräch hereinbringen, wenn wir nicht geniert sind. Die typische Wendung „darüber fällt mir ein.“ Das à propos, das im gewöhnlichen Leben seinem Sinne entgegen gebraucht wird. Das Korrigieren (sich selbst z. B.), der absichtlich leichte oder schwere Ton, das mehrmale Anheben, das Unterbrechen, das Übersetzen des schon Gesagten ins deutlichere wenn der Redner sieht oder fürchtet, der andre fasse ihn nicht, das Unterstreichen. Der scherzhaft gewandte Nachsatz zum ernstern Vordersatz und umgekehrt. Das sich in einen Affekt hineinsprechen, das sich aus einem Affekt heraussprechen oder sprechen wollen, das in

andern Ton fallen und zum gewöhnlichen Umgangston zurückkehren. Das sich nicht gleich besinnen können. Das Antworten auf die Einwürfe, die einem einfallen, als hätte sie der andre vorgebracht. Das Wehren gegen eine Meinung, die wir bei dem andern mit und ohne Grund voraussetzen. Das leise bei sich, in Gedanken Fortführen eines Gespräches, dessen laute Fortsetzung dann einem Bache gleicht, der eine Zeitlang verdeckt geflossen u. s. w.

Eine Hauptsache, womit Dickens sich wie Shakespeare von z. B. Goethe und Schiller unterscheidet, ist, daß seine Figuren nie wie ein Buch sprechen dürfen. Es ist wunderbar, die reiche Variation der Mittel zu sehen, durch welche den beiden Engländern gelingt, den Dialog vom Buchartigen zu emanzipieren. Ein Mittel schon: den Charakter präzis in der Situation zu fühlen, ihn in der augenblicklichen Umgebung zu sehen. Ferner die mechanischen Mittel, das Kadenzierete zu unterbrechen, z. B. Parenthese, Umschreibung aus Zartgefühl, Furcht oder dergleichen, aus der Konstruktion fallen aus irgend einem Grunde, das Vertiefen, d. h. aus dem Dialog in den Monolog fallen, das Stammeln, Stottern u. s. w. der Verlegenheit, die Salbung des sich gern reden hörenden, der sich an seinen rhetorischen Wendungen einen Schmaus giebt. —

Der neueste Dickens'sche Roman zerfällt in drei Hauptglieder; das erste umfaßt Pips Kindheit und endet mit seinem Abschied von seinem Geburtsort; das zweite enthält sein Gentlemanleben, bis sich Magwitch ihm als Stifter seines Glücks zu erkennen giebt; das dritte reicht bis zu Magwitch's Tode und Pips Krankheit; dann folgt noch eine Art von skizzierter Ergänzung.

In einer Hinsicht ist Dickens um ein wesentliches weiter gekommen als Scott; daß er Entwicklungen giebt, d. h. psychologisch-ethische, ein allmähliches

Werden von Charakteren und Verhältnissen, während Scott nur unsre genaue Kenntniss von des Menschen Charakter u. s. w. allmählich werden lässt. Über diese Entwicklung ist ein Wort zu sagen, man darf sie allerdings nicht als ein absolutes Werden auffassen, sondern als ein Mittelding zwischen Werden und Sichtbarwerden. Die Stetigkeit verlangt, daß der Weg ein längerer scheint, als er ist, und der gesunde Menschenverstand, daß ein Ding nicht zu seinem entgegengesetzten werden kann, daß in die neu sich bildende Mischung nichts kommen kann, als was in der alten schon war; die Teile treten eben nur in ein andres Verhältnis, einer oder mehrere scheinen durch pathologische Steigerung, Schwellung an Quantität andre geworden zu sein. In der That kann bei aller Entwicklung nur das in Menschen und Dingen (Thatsachen) sichtbar werden, was in ihnen schon lag. (Die schönsten und höchsten Entwicklungen haben wir in Shakspeare: diese Menschen, Macbeth, Hamlet u. s. w., diese Thatsachen, wie Desdemona's Mord, Macbeth's Sturz, das Romplott gegen Cäsar, das Königwerden Richards III. und alles derartige in Shakspeare entsteht nicht, sondern ist schon im gegebenen Grundverhältnisse vorhanden, wie der Baum und seine Zweige, Blüten, Früchte im Samen und im Boden. Es kommt nur zur Erscheinung; die Sonne lockt die Blüte heraus, aber sie ist nicht von der Sonne geschaffen, sie wird nur sichtbar, äußerlich; sie ist schon vor dem Locken der Sonne in dem Baume, sie ist schon im Samenkorn vorhanden gewesen.) Dies muß in der dramatischen Entwicklung besonders sichtbar sein, weil da die eigne Kraft des Helden mehr sichtbar werden muß. Auch im Roman darf es nicht anders scheinen, obwohl hier sichtbarlich mehr von außen der Impuls ausgeht. Der dramatische Charakter entwickelt sozusagen sich selbst, der epische wird entwickelt. Das heißt: dort kommt, was im Menschen

ist, sein Inhalt mehr durch seine eigne Energie zu Tage, durch die Üppigkeit des innern Triebes; hier wird es mehr hervorgezwungen oder hervorgelockt durch die Treibhize der äußern Atmosphäre. Der dramatische Mensch ist ethisch genommen von größrer Einseitigkeit, Entschiedenheit der Natur, ein Repräsentant der in ihm überstark vorhandnen Kraft und Neigung zu einer gewissen Leidenschaft, also ein psychologisch-ethischer Typus einer Art, der Romanheld aber ist mehr der allgemeine, der gewöhnliche Mensch in seiner Bestimmbarkeit, nach der innern ethischen Seite zu allgemeiner als der dramatische, nach der äußern aber besondrer als der dramatische.

Wir sehen in „Große Erwartungen“ einen Knaben, er ist völlig Knabe überhaupt, zeigt keine Besonderheit, und schon hier geschieht mehr mit ihm, als er selber, von der Schwester und Pumblechook eingeschüchtert und mißhandelt, geschehen macht. Die Abgeschlossenheit seiner Sphäre läßt ihn darin alles Glück meinen, das möglich; ihm öffnen die Umstände, nicht sein Wunsch, der seine bisherige Lage überflügelte, eine bisher ungekannte Sphäre; Hohn, aufgeregte Phantasie und erstes Liebesgefühl helfen dem Geschmac an der Geschlossenheit ein Ende zu machen. Aber er handelt nicht, um aus der alten in eine neue Lage zu kommen; wieder thut das ein Aufres für ihn. Er soll ein Gentleman werden. Da er meint durch Miß Havisham, hat er keinen Grund, sich gegen die Erfüllung seiner Wünsche zu stemmen; nun beginnt der junge Mensch zu schwindeln, sein Glück giebt ihm in seinen Augen Würde; er versteht keine Warnung und ist bereit, ein gemeines Motiv unterzulegen — weil er selbst, ohne es recht zu wissen, eines gemeinen Fehlers, der Eitelkeit, theilhaftig geworden ist. In diesem Taumel, dem aber zu dramatischem Wesen wiederum Konzentration und ursprüngliche Kraft der Sinnlichkeit des Trägers fehlt, lebt er

denn in den Tag hinein; er verlegt den naiv edeln Joe, die ähnliche Biddy, weil sie ihm eine Art der Empfindung erregen, die er früher Estella erregte und sympathetisch sich selbst. Es entschuldigt ihn dies letzte menschlich und ist zugleich ein echt epischer Zug. Nun tritt an diesen durch Träume großer Erwartungen und vornehmen Müßiggang verweichlichten mit einer Plötzlichkeit, die ihn noch mehr in Nachteil setzt, die Aufklärung über die Natur des Bodens, aus dem seine phantastischen Erwartungen bisher lustig wuchernd wuchsen. Nur eines deutete seine spätre Erhebung an, sein schönes Handeln an Herbert, sollte dies auch nicht aus bloß edeln Motiven hervorgegangen sein. Der Widerspruch gegen seine bisherigen Hoffnungen, denn nun löst sich die Estella sei ihm bestimmt, in Dunst auf, die Gewalt der verschiedensten Affekte (von denen jedoch keiner zu einem Handeln führt) überwältigt ihn. Er ist der Gentleman des ehemaligen Sträflings, der wer weiß was verbrochen, diese schreckliche Abhängigkeit von einem Menschen, den er von je verabscheute, und dem er doch Dankbarkeit schuldig, erstlich für früher und nun für die Liebe zu ihm, die ihn sein Leben wagen läßt! Wäre er ein dramatischer Mensch, das eine verdunkelte ihm das andre und triebe ihn zu unterschiednem Handeln; der epische Mensch kann sich nicht entscheiden, er hat nur einen Einfall statt eines Entschlusses, er erwartet wiederum von außen, von den Umständen den Impuls. Er muß den Gefahrbedrohten retten, wobei er selbst von ihm loskommen kann, ein echt episch kompliziertes Motiv. Er verliert seine Liebe, sie wird seines verachteten Feindes Weib, der Schrecken persönlicher Lebensgefahren stürmt zu den andern Eindrücken auf ihn ein, statt der frühern gewohnten glänzenden Aussichten sieht er Not und Schande nahen, die kleine Eitelkeit, der gentlemännische halb sittliche, halb vornehme Widerwille und Stel des ver-

wöhnten Schöpfkinds des Glückes vor dem Sündenbocke des Glückes tritt zurück, die Änderung im Wesen des Sträflings und die genaue Bekanntschaft mit seiner Geschichte vermindert den Abstand; von Trost ist ohnehin nichts in Pip. Nun appelliert noch die Verletzung und voraussichtliche Verurteilung des armen Teufels, die Folgen seiner Güte und Liebe gegen Pip an dessen Mitleid, er hat nichts mehr zu verlieren, da er das Geld des Gefangnen nicht vor der Verhaftung desselben an sich genommen — der nackte Mensch zeigt seine angeborene Güte, er bleibt in liebender Treue bei dem Leidenden armen Sünder, aus Liebe zu ihm, täuscht ihn über das Vermögen, damit der Arme freudig sterbe. Diesen veredelten Standpunkt hält seine weitere Geschichte fest; er sühnt auch sein Unrecht gegen Joe und Biddy, in der ihm eine letzte Hoffnung entgeht, und beginnt sich selbst eine Existenz zu bereiten. In alledem ist nichts besonderes von Charakter. Es wird nichts an ihm verändert, es wird bloß in die Erscheinung hervorgehoben, was indifferent in ihm lag, in jedem liegt, der keine menschliche Ausnahme. Es sind die Eigenschaften, die in jedem Mittelschlagsmenschen als Anlage vorhanden, die durch diese äußern Impulse an jedem zu der entsprechenden Erscheinung gekommen wären. Das ist: Pip ist ein epischer Mensch, ein Typus der mittelschlägigen Menschheit.

Diese Entwicklung ist episch außerordentlich schön, so ferne von der kalten Sezierungsmethode, die so abstrakt ist wie ein Rechenexempel, wo die Sache wie ein abschließliches Geschäft traktiert wird, wo Schnitt um Schnitt geschieht und das Präparat bei jedem Schnitte aufgezeigt wird in usum Delphini, und jeder Schnitt von demselben Messer kommt. Wie unabsichtlich erscheint das Ganze, wie ist es durchwachsen mit andern Partien.

Ich möchte wohl wissen, was Dickens eher gekommen:

der Gedanke dieser Entwicklung oder die beiden Begebenheitsstämme, die die Entwicklung hervorbringen. Dachte er sich vielleicht: irgend ein Knabe verliert die Lust an seiner Sphäre, er strebt höher, da kommt von unsichtbarer Hand die Möglichkeit, die großen Ausichten machen ihn schwindeln und über seine Freunde der niedern Sphäre sich undankbar überheben; mitten in seinen Schwindel hinein wird er gedemütigt dadurch, daß seine Erhöhung von einem Verbrecher herrührt. Ich glaube aber eher, das erste, was er hatte, war der Sträfling mit seinem Gelübde, vielleicht hat dies sogar historischen Grund, oder ist eine Analogie einer andern Geschichte. Der Vorgang zwischen den beiden war nun das erste, daran schloß sich die Entwicklung in den Hauptumrissen. Aber das Bedenken: wie? Wird, wenn nicht Pip, doch der Leser erraten, wer der Wohltäter sei? Held und Leser müssen Grund haben zu meinen, es komme wo anders her. Nun gestaltete sich die Geschichte der Miß Havisham allmählich, es fand sich hier die geeignetste Anknüpfung für die Erweckung der Unzufriedenheit Pips mit seiner Lage. Mit Estella zugleich entstand das Motiv der Erziehung des Mädchens zu einem Rachewerkzeug; dieser abenteuerliche Gedanke, der zugleich ein Analogon zu dem ähnlichen Plane des Sträflings ist, brachte die ganze abenteuerliche Geschichte und das gespenstige Kerzenleben, weil solch abenteuerlicher Einfall und seine Verfolgung zum Motive eine Unnatur bedurfte, eine geistige Abirrung. Diese bedingte wiederum die Reue, die eine weitre Kontrastierung mit der Endgeschichte des Sträflings brachte. Das alles wirkte auf die Konzeption der innern Entwicklung in Pip. Die beiden möglichen Quellen der Erhebung Pips gaben Aussicht auf eine spannende Ungewißheit. Daraus entstanden nun Jaggers, der Mann mit der Feile, die Erben der Miß Havisham, die durch ihren Glauben, die Miß sei die

Urheberin, diese bewegen (um die Habfüchtigen zu ärgern), den Schein zu unterstützen.

Durch das Aussparen der Gestalten, Aufschieben der Aufklärung, Aufschieben der Bekanntmachung mit ihrem eigentlichen Wesen, ihren etwaigen Intentionen, Zuhören, sogar der Nennung ihres Namens und Standes, die am besten ohne Einmischung des Autors aus dem Vorgange selbst erfolgt, ist der Roman, in welchem der Held seine eigne Geschichte erzählt, sehr im Vorteil. Seine Verschweigungen sind damit natürlich zu motivieren, daß er an keiner Stelle der Erzählung mehr weiß, als der Leser auch. — Der Sack darf nicht eher zugebunden werden, ehe er voll ist, erst der volle Sack hat eine Gestalt. So springt z. B. Joes Liebenswürdigkeit nicht gleich in seiner ersten Szene in die Augen, eher werden wir über ihn irre geführt, wir sehen ihn mit Pip in kindischem Treiben, sehen ihn, wie er sich von seiner Frau mißhandeln läßt. Später freut uns seine Herzlichkeit, seine Naivität, sein merkwürdiges Bewundern der Schönheit seiner Frau; beim Kampfe mit Orlif sein Mut und seine Kraft, und erst während Pips Krankheit erhalten wir den befriedigenden Schlüssel für seine vermeinte Furcht vor seiner Frau. Dazu hilft noch die Reue Pips, die ihn verklärt, weil sie sagen darf, was ein fremder Erzähler seiner Geschichte nicht sagen dürfte. Ist sein Lob übertrieben — nun danach fragen wir nicht, es gefällt uns wegen des Lobenden und des Gelobten und giebt unsrer Vorstellung von dem letztern noch mehr Wärme. Recht im gewöhnlichen Romanstile ist Pips Errettung aus Orlifs Händen — an sich virtuos ausgeführt. Wie außerordentlich ist Jagger ausgespart, ein kaltes Rätsel. Daß er nichts von Wemmicks Schlosse weiß, fällt auf — aber das ist Boz Weise, daß jede neu auftretende Figur wenigstens eine Zeitlang uns ein Rätsel

bleibt. — Der spätre Herbert entspricht dem phantastischen Boyer nicht ganz; wahrscheinlich hat die vermünschte Brauerei und die Nähe der Havishamschen Rätselmirtschaft ihren Zauber über ihn ausgegossen und ihn verfälscht. Bumblechook, an sich ein abscheulicher Geselle, ist mit seiner angemessenen Gefränktheit eine hinreichende Strafe für die wirkliche Kränkung von Pips wahrem Wohlthäter. Es ist darin etwas Shakespearisches, daß er (Pip) was er verdient — wiewohl an einem andern — so derb hören muß, daß wir seine Partei nehmen möchten. Daß der, welcher einen so braven, edeln Menschen mit Undank belohnt, nun dieser Schuld gegen einen so abscheulichen Burschen als schuldig gilt. Zugleich wird dadurch des edeln, einfachen Joe stilles Ertragen und seine schöne Rache an Pip durch den Kontrast noch verklärt. — Estella scheint uns verzeichnet, wenn sie die wahrhaft schöne und ergreifende Erklärung Pips kalt anhört, nicht versteht und die Spinne heiratet; bei ihrem letzten Auftreten sehen wir die Natur gerächt und den Autor gerechtfertigt. Daß Miß Havisham durch das Gelingen ihrer hypochondrischen Grillen gestraft wird, ist gut gemacht und wirkt wie alles jezt aufgezählte. Belehrend ist es, wie Dickens in den ersten Szenen des Magwitch nicht unnützerweise schon einen Zug angebracht hat, der auf seine nachherige Besserung und das, was von Pietät dann in ihm wirksam wird, hindeutete. Daß er in der dritten Szene den Jungen wie absichtlich nicht zu sehen scheint, weist auf eine mögliche spätre Wiederbegegnung, doch mit Freihaltung beider Seiten, ob in guter oder schlimmer Weise, und bildet dann einen Anhalt für die Ungewißheit, woher dem Pip das Vermögen kommt. —

Das Neue Testament, auf welches Fehler- und Diebesseide geschworen werden, gehört unter Dickens furiose antithetische Preziosen. Ungemein geschickt sind

die vielen Verständigungen des Lesers über die Geschichten der Ursache von Miß Havishams Phantasterei, der Haushälterin Mr. Jaggers, der zwei Pfundnoten u. s. w. angebracht, desgleichen die vielen innern und äußern Motive, z. B. wie Pip auf den Gedanken kommen können, den Provis durch die Rahnsfahrt zu retten, denn dazu mußte er ein geschickter Fährmann sein und Herbert und Startop dazu. Den Helden sehen wir in den verschiedensten Verhältnissen zu einer großen Zahl der verschiedensten Menschen, ganz wie es Hegel und mit Recht haben will. Und welche Anzahl von dergleichen Verhältnissen überhaupt, wiewohl alle andern nur zuweilen beim Begegnen mit Pip gezeigt werden, welche Masse begebenheitlicher Thatsachen, Ausmalungen von Stimmungen und realen Vorgängen, von letztern die Rahnsfahrt, ehe sie Provis aufnehmen, ein Muster. Wie sehen wir alles von den sichtbaren Dingen bis zu den dunkeln Vorstellungen in sozusagen leiblicher Gestalt vor uns. Welcher Aufwand von Wiß, Scharfsinn und Tiefsinn, welche poetischen Bilder, welche Reflexionen, dargestellte und ausgesprochne, welche eine Welt von Phantasie, welche Silberblicke von Gemüt! Und all das mit welcher Sicherheit und Gewandtheit einer Technik, die nicht leicht ein andrer wieder erreichen wird und auf dem Felde des Romans noch keiner erreicht hat. Jede Person hat wiederum eine ganze Sphäre voll charakteristischen Interesses um sich, z. B. Jaggers, Wemmick.

Die innern Entwicklungen sind am gelungensten, wenn sie bloß ein allmähliches Enthüllen dessen sind, was in dem Menschen ist, in den stärksten Gliedern ein Erwachen dessen, was in dem Menschen schlief. Besonders im Roman — wie ich mir merken muß, wo die Anlagen nicht so entschieden und stark wie im Drama, in der Tragödie, in welcher die Menschen daran untergehen sollen. Im Roman wird eine

schlafende Bestie geweckt, bis ein schlafender Engel geweckt wird, vor dessen Blicke sie vergeht. Ganz vorzüglich, daß uns Dickens nicht alles, was aus Pip allmählich wird, an dem Kinde im Reim zu zeigen sucht. —

Der Romanmensch ist mehr Pflanze neben dem Tragödienmenschen; seine Neigungen, wenn auch vielleicht ebenso tief, gebieten nicht über eine so gefährlich rasche Thatkraft. Er ist nicht so einseitig, daher ist seine Kraft mehr verteilt. Er ist mehr zähe und biegsam, er fordert den Sturm nicht nach Eichenart heraus, trifft ihn dieser unaufgefordert, so biegt er sich und steht wieder auf, wenn auch nicht in der alten Gesundheit, zuweilen wurzelt ihn, schraubt ihm gleichsam der Sturm die Wurzel tiefer und fester in die Erde. Er faßt weit mehr Entschlüsse, als er ausführt, und führt manche nur halb aus.

Dramatisch ist der Mensch, der seiner Welt an Energie überlegen, seinen Stempel ihr ausprägt, und den nur ein Zusammenfassen der Weltkräfte und nur da sein ethisch verkehrtes Thun, also er selbst, ihr Bundesgenosse gegen ihn selbst wird, überwinden kann. Er imponiert der Welt, dagegen dem Romanhelden imponiert die Welt und drückt ihm ihren Stempel auf. Jene imposante Stellung zur, dieses relative Verschwinden neben der Welt ist ein unterscheidendes Hauptmerkmal. Und daraus schon folgt die Forderung einer möglichsten Mannigfaltigkeit und Breite der Welt, einer großen Zahl von Figuren, die ihm zum Theile an Kraft überlegen sind und ihm imponieren, auch die äußere Macht der Natur, gegen die seine Kraft verschwindet, während es der Dramaheld bloß mit einer moralischen Welt, das heißt mit Menschen zu thun hat, die alle einzeln neben ihm entweder theoretisch oder praktisch verlieren. Dort herrscht das Gefühl der Freiheit, der unzerbrechbaren Burg des

Geistes, der sich niemand beugt, dessen Repräsentant physisch brechen kann, aber moralisch unzerbrechbar ist, hier das Gefühl der Notwendigkeit, der menschlichen Gebundenheit, des Ergebens in die Abhängigkeit von andern Mächten, des Ergebens nicht erst nach dem, sondern ohne Kampf, der instinktmäßigen selbstverständlichen Unterordnung von Anfang an, der der Gedanke des Trostes gar nicht oder nur in der Verzweiflung kommt, die gar nicht weiß, daß ein solcher Gedanke existiert. So muß aber auch die epische Welt dem Leser so gezeigt werden, daß ihm der Gedanke, einer der spielenden Menschen könne sich aus eigenem innern Antriebe gegen sie auflehnen wollen, gar nicht oder nur als ein lächerlicher kommen kann. Während im Drama der Held so imposant, die Welt im Einzelnen ihm untergeordnet dem Zuschauer scheinen muß, daß nur das ethische Gesetz im Innern des Helden (sei es auch nur vom Zuschauer in dessen Innerem vorausgesetzt, weil der Held doch Mensch) oder das Unzweckmäßige in der Zusammensetzung des Charakters des Helden ein zureichend Hindernis und eine Macht erscheint, an der des Helden Willen scheitern kann. Im Schauspieler muß der Held, nachdem er das Un-sittliche in sich selbst besiegt und ausgestoßen, die Welt besiegen. Kurz, im Epos oder Roman ist die Welt, im Drama der Held das, was imponiert. Das Drama steht ganz auf ethischem Boden, der Roman oder das Epos mehr auf dem Boden der Sitte oder des Rechtes, des gesellschaftlichen Vertrages, im eigentlichen Epos des Naturrechtes, im Roman des positiven Rechtes.

Im „Don Quixote“ initiiert der Held, das wäre dramatisch, wenn nicht eben der Weltzustand, den er angreift, so überlegen, daß der bloße Gedanke solchen Kampfes komisch; ja wenn dieser Angriff in Wahrheit ein Angriff und der ganze Kampf nicht nur eine phantastische Fiktion des Don Quixote wäre. Sowie er

in einen wirklichen Kampf geriete, würde der Roman zum Drama, aber eben in der Unangemessenheit des Helden zu seiner Aufgabe hebt sich das Dramatische auf und schlägt in den Roman um, ähnlich wie die Wirklichkeit des Ernstes, der dabei aufgeboten ist, ins Lächerliche umschlägt.

Was den Roman poetisch neben dem Epos so sehr zurücksetzt — oder vielmehr ästhetisch —, ist eben, daß er auf dem Boden des positiven, des Zivil- und Kriminalrechts steht und damit an der Natur aller Nebenvorstellungen, die diese beiden Institutionen begleiten, an Polizei, Häschern, Gefängnis, Zuchthaus, Schafott u. s. w. teilnimmt, ferner, daß das materielle Wohl im Romane von der Künstlichkeit unsrer Verhältnisse und damit von der ganzen Prosa der gemeinen Wirklichkeit in Beschlag genommen wird; welche beiden Seiten er doch nicht entbehren kann, ohne das Moment des Charakteristischen einzubüßen, das der einzige Vorteil ist, den der Roman den Vorzügen des Epos entgegenhalten kann.

* Die Mühle am Fluß von George Eliot *

Die Verfasserin dieses Romans steht völlig auf demselben Standpunkte, auf dem ich mich mit meinem „Erbförster“ befand, auf dem des offenen Gegensatzes gegen den Idealismus und einer liebevollsten Hingebung an die Wirklichkeit, des absichtlichen Abweichens von der konventionellen Heerstraße und der Überzeugung von der Gefährlichkeit des Idealismus und Hinweis, daß des Dichters und Schriftstellers Aufgabe sei, nicht uns verwöhnte Kinder unsrer Wünsche noch mehr zu verhätscheln und für ein kräftiges Familien- und Staatsleben untüchtig zu machen, sondern abzu härten gegen die möglichen Reaktionen des Lebens, mit einem Worte: praktische Lebensweisheit zu lehren.

Die Welt des Gedichtes sollte die wirkliche Welt sein, nur durchsichtiger, woran der Leser seinen Lebensstimm schärfen, Erfahrungen machen kann, kurz eine Art Vor- schule für die Schule des wirklichen Lebens habe. Woran er lerne einen Einblick in andre Menschen thun, sie nicht nach Vorurteilen zu beurteilen, zu sehen, daß, wenn ein anderer unsre Kreise stört, er es aus einem eignen Innern heraus wirkend thut und sich selbst darin zum Zwecke hat, nicht uns, mit einem Worte die andern und ihre Motive in der Vorstellung von uns und unsern Motiven loszulösen, in dem Nebenmenschen unsre eigne Schwäche zu bemitleiden, in uns selbst sie möglichst zu tilgen, was eben nur mög- lich, wenn wir sie erkannt haben. Die gefährliche Macht der Phantasie und der Leidenschaften zu er- kennen und dadurch von ihrem Zauber frei zu werden, uns von allen erschlaffenden Zeitmoden (wie des Jammers, daß wir das Beltrübsel nicht enträtseln können, dann daran herum reflektieren und uns ab- sichtlich in verzweifelte Stimmungen hineindichten) los- zumachen.

Die „Mühle am Floß“ ist durchaus nicht, was man komponiert nennt, worunter man gewöhnlich das Zusammenbringen von an sich spannenden und unge- wöhnlichen Erlebnissen zu einem in Zeit und Ort möglichst gedrängten Ereignis und zwar in der Art versteht, daß die Geschichte selbst durch ein aussparendes und auf das möglichst effektvolle Ausbringen jedes Einzelnen angelegtes Arrangement voll kleiner und größrer Kunstgriffe, noch mehr von der Wirklichkeit und ihrem auf Effekt nicht berechneten Ganzen unter- schieden wird. Es sind ganz gewöhnliche Menschen, die ein ganz gewöhnliches Ereignis auf ganz gewöhnliche Weise erleben. Die Verfasserin hat ein ungewöhnliches Talent für Charakteristik — die aber nie eine ideale ist —, ihre Figuren sind lebenswahr, ohne den Mecha-

nismus vieler der Dickens'schen, selbst Mrs. Glegg ist keine bloße Charge; sie sind mit den einfachsten Mitteln gemacht und haben den Reiz der niederländischen Genrebilder, die uns eben darum gefallen, weil sie das Altbekannte mit der Liebe wiedergeben, die nicht sowohl in der Treue der Nachahmung das höchste Verdienst sieht, als einfach ihrer innern Nötigung folgt. Freilich gehört die Warze, die Pockengrube nicht zum Ausdruck der geistigen Individualität, welche das Wesen des Porträts ausmacht, aber der eine, der einen Menschen liebt, mißt auch den Mangel nicht gerne. Der Idealist liebt nur seine idealisierte Vorstellung, zu welcher der wirkliche Mensch ihm Anlaß giebt in diesem; der Realist liebt den Gegenstand selbst, liebt ihn mit seinen Mängeln und Schwächen.

Wir müssen alles wegthun, was wie Gelehrsamkeit aussieht, was bloß für den „Kenner“ ist, aus den Theorien bloß das beibehalten, was durch alle Jahrhunderte thatsächlich sich als wesentlich auswies und auch unsrer Zeit gerecht, ja eine Forderung derselben ist. Besonders aber dürfen wir nichts einschwärzen, was spezieller National- oder Zeitgeschmack war, deshalb keine eigentlichen Nachahmungen aus fremdem Land oder fremder Zeit. Wir müssen unsre Zeit studieren, nicht um ihren Schwächen zu schmeicheln, sondern ihre Schwächen benutzen zum Vortheile dessen, was ihre Stärke ist, wenn wir es mit vorurteilslosem Auge ansehen. Wir müssen uns an die Wahrheit der Wirklichkeit halten, nicht an die Illusionen, die voraussichtlich ihrer Entlarvung entgegengehen.

Die Verfasserin der „Mühle am Floß“ hat scharfe Geistesaugen und hat sie gebraucht. Der innre wie der äußre Sinn ist trefflich bei ihr entwickelt, und ganz vorzüglich versteht sie ihre Reflexionen einzureihen in den Gang der Erzählung. — Zu bemerken ist, daß in der „Mühle am Floß“ kein eigentlicher Bösewicht vor-

kommt. Wahr ist es, die Eliot packt nicht so stark und rasch als Dickens, sie geht mehr auf ruhige Wirkung, und man hat nicht schließlich die Empfindung, als wäre man in einem Irrenhause gewesen.

Der Lampenputzer von Mrs. Cummins

Ich freue mich über den einfachen Gang des „Lampenputzers,“ bei dem alles herauskommt, was der Autor meint, nichts Raffiniertes vorhanden ist. Ich sehe, wie praktikabel es ist, wenn man das eigentliche psychologische Problem zuerst allein abhandelt und die Verwicklung dann erst bringt, wenn jenes vollendet ist. Dann gefällt und bewegt uns die einfachste Verwicklung, weil wir bereits einen festen Anteil an dem Gelben gewonnen haben und ihn durch und durch kennen. Was mich immer so sehr hindert, ist eben, daß sich bei der verwickelten Art die psychologischen Fäden entweder gar nicht alle zeigen lassen oder sich verwickeln und verfilzen. Ich glaube, will man gleich in medias res gehen, muß man das Psychologische so einfach einrichten als möglich.

Dann ist mir wieder sehr deutlich geworden, wieviel auf das Ausleben der Gespräche ankommt, namentlich wie dies das Hauptmittel des Romans ist (des Dramas am Ende auch), die Charaktere am Ende auseinanderzuhalten. Nur darf man sich im Romane vor den hergebrachten Komplimenten und Wendungen nicht scheuen; denn je weniger der Inhalt einer Rede an sich bedeutet, desto mehr kann diese den Charakter — sollte heißen die Persönlichkeit — darstellen. Ich muß sagen, daß mir die Diskretion des Verfassers in der Charakterzeichnung weit reinere Freude schafft, als Karikaturen und Automaten mit dem fortwährenden Gerassel ihrer Walzen. Ad vocem: Gespräche, drängt sich immer wieder das Üble auf, daß wir keine Um-

gangssprache haben. Köstlich, wie der Autor seine neuen Figuren einzuführen weiß, z. B. den Dr. Jeremy, seine Frau und den Mr. Bruce.

* Ein Jahr von Emilie Flygare-Carlén *

Zwei Ehen einander gegenüber, die eine aus un-
festem Glück in Unglück, die andre aus Widerwillen
und Unnatur in Glück übergehend. Zuba, verzogen,
kindisch, launenhaft, will ihren Mann, der sie vollends
verzog, von eingebildeter Eifersucht heilen und zugleich
eine kleine Komödie spielen und ruiniert ihn geistig
dadurch. Ihre Schwägerin, die Heldin, die von der
Verfasserin mit großer Präension eingeführt und
durch das Ganze behandelt wird, zeigt sich ebenso
leichtsininig, ja unsittlicher als jene, aber es geht ihr
alles gut aus und wird alles an ihr gelobt. Von
einem Verlobten betrogen, wie ein Brief desselben mit
Geständnis nach seinem Tode ihr beweist, heiratet sie
einen andern, einen egoistischen Despoten, wie er sich
in seiner ersten Ehe bewies; sie weiß schon vom Tage
des ersten Aufgebotes, daß sie ihn nicht leiden kann,
aber anstatt ihm das zu sagen und das Verhältnis
aufzuheben, läßt sie sich mit ihm trauen. Die neuen
Eheleute schlafen nicht beisammen; ihr Widerwille er-
regt seinen gerechten Zorn über ihren Leichtsinn,
womit sie dies Verhältnis herbeigeführt, dem sie nun
doch nicht gerecht werden will; er spricht von Schei-
dung und will sogleich abreisen; sie bewegt ihn aus
Empfindlichkeit gegen die Meinung der Welt, wenigstens
ihr Gatte zu scheinen. In einem Jahre könne man
sich mit geringerem Aufsehn trennen. Er geht darauf
ein. Erwachend glaubt sie ihn doch abgereift, und er
hört einen Ausruf von ihr, in dem der Haß gegen ihn
deutlich genug merkbar. Ein Beweis, daß die Delika-
tesse bis zur Unsittlichkeit zu treiben sei, ist, daß die

Autorin für ihre Heldin parteiisch gar nicht zu fürchten scheint, daß das Benehmen dieser das gesunde Gefühl geradezu empören muß. Sie will nun zeigen, wie dies unnatürliche Verhältnis in ein natürliches und glückliches übergeht. Sie lernen sich allmählich kennen Eifersuchten zeigen ihnen, daß sie sich lieben, indem sie diese Liebe mehren. Von außen kommen Verdächtigungen dazu; wenn sie sich schon finden wollen, kommt Empfindlichkeit, Stolz, falsche Delikatesse dazwischen, Gerüchte, Mißverständnisse. Die von jenem ersten Verlobten Verführte scheint eine Maitresse des Helden zu sein, er glaubt sie in einem Verhältnis mit einem Hausfreund. Der Verfasserin Parteilichkeit für die Heldin bringt im gesunden Leser das Entgegengesetzte hervor. Je mehr sie von der Vernunft und der Willenskraft derselben spricht, desto mehr beleidigt der Mangel von beidem in deren Benehmen. Zuletzt heilt sie noch seine Disposition zur Eifersucht durch ein Mittel, ebenso albern als jener Leichtsinrigen, an der man dasselbe ihrem Naturell nach leichter entschuldigt. Zuletzt, wo die Heldin den Helden zu Gnaden aufnimmt, der vor ihr kniet und sich in alles fügt, was sie will, erweist sich der Held viel edler als die Heldin, und dem Gefühle nach sollte umgekehrt die Heldin sich demütigen. Die Gespräche und Erzählung sehr gewandt. Aber man entsetzt sich vor dieser moralischen Schiefheit und wünscht eine moralische Censur. Solche Bücher müssen mit Gewalt demoralisieren. Am meisten wundert, daß es eine Frau ist, die das heilige Institut der Ehe mit so grenzenlosem Leichtfinn behandelt.

*** Namenlose Geschichten von Hackländer ***

Ein gesundes, Liebe und Lust zum Leben gebendes Wert, woraus ich viel gelernt, z. B. daß die Hauptsache eines Romans doch seine Figuren, und ein

Romanschreiber, der sich auf seinen Vorteil versteht, besonders für Figuren sorgen muß, die dem Leser lieb werden können. Der Leser muß in möglichst liebenswürdige Gesellschaft kommen; die Liebe und Behaglichkeit, mit der der Dichter seine Leute zeichnet, geht auf den Leser unwillkürlich über. Die angenehmsten Gestalten sind die geschlossensten, die sich in einem engsten Kreise mit größter Behaglichkeit herumdrehen; die Figuren, die so recht mit sich selbst in Harmonie, übertragen diese auf den Leser. Gestalten, von der nächsten Straße heraufgegriffen. Hat uns der Dichter einmal recht für seine Figuren und ihre Schicksale erwärmt, dann trennen wir uns nicht gern von ihm; wir ertragen, wenn ein Kapitel gegen das Ende hin ohne eigentliche Handlung uns nur eine und die andre liebe Gestalt sich begegnen läßt, uns in ein Haus, in ein Zimmer führt, wo wir so oft mit den Gestalten uns befunden, und uns zeigt, daß noch alles so steht wie sonst. Mit der Marie, wenn sie die Frau Welscher besucht, begrüßen wir jedes einzelne Ding, das eine Geschichte für sie hat, denn diese hat es auch für uns. Das ist die Folge der Ausmalung der Lokalitäten und Vorgänge selbst bis in das kleinste Detail; versteht sich, daß sie an sich schon anziehen muß, und daß wir uns viel darin aufhalten müssen. Eine Lokalität, die nur einmal vorkommt, bedarf diese Ausmalung nicht, auch keine Begebenheit, die nicht besonders in unsrer Erinnerung haften soll. Die epische Breite soll immer das Gesetz ihres Maßes in der Größe oder Kleinheit des Gegenstandes in Bezug auf unser Interesse haben. Denn das Hauptgeheimnis des Romanschreibers in dieser Beziehung beruht darin, daß wir zuletzt die Personen alle genau gekannt, die Lokalitäten alle hundertmal selbst gesehen und darin allerlei mit erlebt zu haben fühlen müssen. Je öfter er deshalb dies alles uns vor die Augen führt, je tiefer er das alles in das

Gedächtnis unsrer Phantasie und unsers Herzens ein-
gräbt — besonders des Herzens, das das beste Ge-
dächtnis hat, desto besser. Wir könnten uns dann
überreden, wir haben da und da und mit denen und
denen als Kinder gespielt, da hat der Steinmann uns
mit Fragen erschreckt u. s. w. Im obigen Romane
beginnt die eigentliche Verwicklung erst am Ende des
ersten der drei Bände; er verschafft uns erst eine volle
epische Lust an den Figuren, ihren Beziehungen unter
sich, an den Lokalitäten, den Zuständen; sie inter-
essieren uns erst als Genrebilder, Stillleben, als
Zustandsbilder aus dem nächsten wirklichen Leben;
wir kennen alles das, Figuren, Lokalitäten und soziale
Zustände, als wären wir mit und in ihnen aufge-
wachsen, ihre Erlebnisse und Einwirkungen auf ein-
ander sind eigentlich bloße Begegnungen; auch die
Begebenheiten sind mehr einzelne Typen, z. B. der
Bürgerball und Eduards Situation dabei. Empfin-
dung eines, der in die Ballwelt eingeführt wird, sodann
Stechmaiers erstes Debüt; dann erst beginnt ein mehr
dramatisches Interesse. Städtische Zustände, der Ballet-
saal, der Marstall, Bürgerball, Hofball, Hofdamen-
leben, Wäscherei u. s. w., lauter Skizzen aus dem Leben,
die abgesonderte Aufsätze sein könnten. Indes ist der
Hauptcharakter des Ensemble immer ein Begegnen der
verschiednen Figuren, nur immer wieder in andern
Situationen, meist in solchen Situationen, wo der Be-
gegnende als Helfer in der Not kommt; solch ein
Helfer in der Not, teils wirklicher, teils dem Willen
nach, aber gehindert und gleich nach dem Begegnen
wiederum getrennt. Dem Begegnen entspricht das
Suchen, das deshalb auch eine große Rolle spielt, das
Suchen des einen und Finden des andern dafür, oder
einer Spur, die wiederum zum Suchen auffordert,
Beratschlagungen, wie etwas auszuführen, dann Hand-
anlegen; Fliehen, Suchen, Finden oder Nichtfinden,

dabei andern begegnen; vergebliches Suchen hier, ungeahntes Finden dort. Danach scheiden sich die Figuren in zwei Geschlechter, die festsitzenden (am Orte, innerhalb ihres geschlossenen Berufs, Leute ohne ausgreifende Neigungen, Gewohnheitsmenschen u. s. w.) und die sich bewegenden (diese tierartig, wie jene pflanzenartig), die strebenden, die entweder reisen oder in andre äußere Verhältnisse, in andre moralische Zustände sich sehnen. Jene werden wohl weggerissen aus ihren lieben Verhältnissen, diese zurückgehalten in unlieben, verhassten, oder es gelingt ihnen, sich herauszuarbeiten, wie jenen, sich festzuhalten. Also Zustandsmenschen und Drangmenschen; dazu kommt noch eine Art, die mit jeder dieser Arten vereinigt sein kann, psychologische Problemmenschen, die den Verstand reizen, wie die Zustandsmenschen das Gemüt, die strebenden das moralische Gefühl oder die Phantasie. Wie erstere ruhen, die zweiten handeln, so sind diese der Schauplatz einer Handlung der Naturkräfte. Das sind Menschen mit fixen Ideen, Schrullen, absonderlichen Gelüsten oder lebendige Krankheitsphänomene.

Die ersten, die strebenden sind entweder Verfolger oder Retter, gute Menschen, die böse werden, oder verdorbne, die sich aufrichten. Menschen, die fliehen oder die suchen, die aus einer Situation herauswollen oder die in eine hineinwollen. Die Peripetie dreierlei, entweder moralisch: gut oder schlecht werden oder intellektuell, eine Meinung loswerden oder in eine verfallen, oder glücklich werden oder unglücklich werden (äußerlich reich oder arm, vornehm oder gering, geachtet oder verachtet, oder innerlich zufrieden oder unbehaglich). Mißverständnisse, Erkennungen, vermeintliche Fremde finden sich als Verwandte; Heiraten werden dadurch unvermutet möglich oder unmöglich.

Von Voz Weise in der Verflechtung der einzelnen

epischen Bestandteile unterscheidet sich dieser Roman dadurch, daß diese mehr episch geschieht. Bei Bog sind sie gewöhnlich zu einer gemeinschaftlichen Katastrophe, also alle gleichmäßig fortstrebend, hier endet eine Geschichte, wenn die andre zu steigen beginnt und vielleicht eine dritte noch ruhig beginnend daneben herläuft. Die Verbindung meist nur so, daß mehrere Geschichten einige Personen miteinander gemein haben; manche Personen spielen in allen mit, z. B. Alfons. Manche kommen nur überhaupt in einer andern Geschichte mit vor, ohne ein zu der Handlung derselben wesentliches Element zu sein. Die Frau Müller ist in Lukas Geschichte Heldin, in Annas Mutter der Heldin. Alfons zieht sich fast durch alle hindurch, daher ist er den größten Teil des Romans über der Faden, an den die übrigen Geschichtsteile gereiht sind. Aber eben diese scheinbar absichtslosere Verknüpfung wirkt darum stärker zur Täuschung.

Es ist recht gut möglich, bei unserm Vorrat von Skizzen aus dem wirklichen Leben alle möglichen Verhältnisse ohne Autopsie zu schildern.

* Volksroman — Volkslitteratur *

Volkslitteratur, d. i. eine Litteratur ohne Exklusivität, die sich weder auf eine gewisse Bildungsstufe noch auf eine Partei (politische), eine Konfession stützt und von da aus etwa polemisch zu Werke geht. Eine Litteratur, die nicht für die Gelehrten oder Kenner vom Fache und den Kritiker, der, was nach Schiller und Goethe gekommen, nur dann gelten läßt, wenn es einem vor diesen Vorhandnen ähnlich ist. Eine Litteratur, die nicht aus Reflexion und Kritik, nicht aus den ästhetischen Bedürfnissen lange gestorbener Generationen entstanden und abgeleitet ist, sondern aus denen unserer eignen Zeit. —

Möglichst vielen gefallen, möglichst wenigen miß-

fallen! Das zweite, in dem man, wie in gemischter, zum Theil unbekannter Gesellschaft, erstlich den Anstand beobachtet, nichts anklingen läßt, was nur von ferne zweideutig wäre, nichts, was einen gegenwärtigen möglicherweise beleidigen könnte, sei es in dem, was die Sitte ihm geheiligt, oder persönlich in Stand und Beruf, ferner: nichts, was Gelegenheit geben könnte zu unangenehmen Auseinandersetzungen oder gar zu aufregenden Debatten. Hierin fällt der Begriff des Romanschreibers wie auch in den meisten andern Hinsichten mit dem des guten Gesellschafters zusammen, und zwar des Wirtes (nicht Gastwirtes; aber auch so kann man es betrachten) selbst. Daß er unterhaltend sei, ist die Hauptforderung, die der Gast zu machen hat, auch daß er nicht bloß auf den oder den oder zwei oder drei, auf einen Bildungsgrad oder Stand Rücksicht nimmt; man erlaubt ihm, daß er jetzt mit einem Zuge sich an den Psychologen, mit einem andern an einen andern wendet, nur nie so lange oder so ausschließlich, daß die übrigen sich bevorteilt oder gelangweilt fühlen könnten; man erlaubt ihm oder wehrt ihm wenigstens nicht, wenn er belehrt, wenn er erbaut, erhebt, gutem anspornt, vom Unrechten abmahnt, nur daß er all das nicht ausdrücklich und wie mit Absicht thue und vor allem nicht vergift, zu unterhalten. Schon Cervantes hat einen Theil seiner Gäste durch die Drahtik seiner Erfindungen zu ergötzen verstanden, indem er einen andern, weniger dafür disponierten Theil durch die Feinheit der Ausführung und der charakteristischen Züge zu fesseln mußte. Es giebt ein Mittel, das Komische wie das Tragische allen gefallen zu machen, es besteht darin, daß beides nicht bloß im Äußern, in der Einkleidung liegt, sondern im Grundverhältnisse, d. h. im Gedanken. So ist das Komische bei Cervantes und Shakespeare, das Tragische bei Shakespeare, wo es nicht bloß im sogenannten Äußern

Schicksale oder in der Situation, sondern schon im „tragischen Charakter“ liegt. Ferner darf der Autor weder durch das Schöne und das Große noch durch das Gute oder durch das Wahre allein wirken wollen, sonst verdirbt er es entweder mit den sogenannten Gemüths-, Phantasie- oder den ethisch angelegten oder den Verstandesmenschen; d. h. er darf sich keine Blöße geben durch Einseitigkeit. Da in jedem Gaste eine geistige Kraft im Übergewichte ist und beschäftigt sein will, so wird der Wirt am besten thun, wenn er möglichst alle Hauptkräfte in Bewegung setzt, zunächst die Phantasie wegen ihrer mittlern Stellung zwischen dem Herzen und Verstande und ihrer unmittelbaren Wirkung auf alle übrigen Kräfte. Aber es werden noch eigentlich persönliche Eigenschaften vom guten Wirte gefordert. Er soll nicht allein unterhalten und mit Angenehmem unterhalten, er soll auch angenehm unterhalten; seine Unterhaltung wird uns um so besser gefallen, als er selber uns gefällt. Alle wünschen sich einen liebenswürdigen Wirt; manche aber würden unzufrieden sein, wenn er so ausschließlich liebenswürdig sein wollte, daß er ihnen nicht mehr achtungswürdig vorkäme. Man verlangt vom Wirte, daß er Welt habe, so gerne man ihn erzählen hört von Individuen, die keine haben, dafür aber viel Natur und obschon ungeschliffne, doch Diamanten sind. Es mißfällt an der angenehmsten Persönlichkeit, wenn sie sich zu auffällig hervordrängt, und obschon wir ihn als Erzähler nicht kalt wünschen, so wollen wir ihn doch auch nicht vor Wärme unruhig, unstet, haltungslos, ebensowenig aber seine Kälte durch eitle Schauspiellerei als Wärme aufgeputzt sehen. Er muß uns Interessantes und zwar allen Interessantes, wenigstens allen interessant vortragen können, möglichst neu im Gegenstande und in der Wendung des Vorganges, spannend geordnet, ohne die Klarheit zu verlieren. Aber das ist noch nicht

genug; wir wollen, daß er den richtigen Ton treffe; denn so wenig wir die ausschließliche Absicht zu belehren bei ihm voraussetzen mögen, so sehr muß er sich hüten, durch seinen Ton auf eine solche Absicht schließen zu lassen. So stehts mit dem Kanzeltone. Das alles sind wir gewohnt, wenn wir es bedürfen, wo ganz anders zu suchen. Wie die Erzählung selbst zunächst auf die Phantasie wirken soll, so muß auch die Sprache danach angethan sein. Die Folge einfacher Sätze (Hauptsätze) gehört der Beschreibung sinnlicher Gegenstände und hat etwas zu direkt und hastig Fortstrebendes, etwas Dünnes, Nacktes, Nüchternes, Deutliches, was sich wohl im Naiven mit dem Gemüte einen kann, aber wenig geeignet ist, die Phantasie frei zu machen und in Bewegung zu setzen. Die Satzverbindungen mit limitierenden kausalen Bindewörtern sind die Sprache des definierenden, unterscheidenden Verstandes aus der Spekulation. Aber weder zu dem Gemüte noch zu dem Verstande soll ein poetisches Werk unmittelbar sprechen; das einzige Medium, welches einem besonders reichern Ganzen Haltung und Übereinstimmung geben kann, ist die Phantasie. Wie muß man nun sprechen oder schreiben, um zunächst auf die Phantasie zu wirken? Was in der Form erregt die Thätigkeit der Phantasie? Deutlichkeit der Vorstellungen? wozu das Direkte gehört? Gewiß nicht. — Wir kommen darauf zurück.

Der Verstand geht gern in gerader Linie auf seinen Gegenstand los; die Phantasie ergötzt sich am Wege, sie will voraus, bleibt nach, schweift hüben und drüben ab; ihre Freude ist die Freiheit, darum bindet sie sich nicht und liebt den Wechsel, das Mannigfaltige, das Däster, das Versteckte, das Wunderbare, das Dunkel, das Abgebrochne (Fragmentarische) zieht sie an; dann bleibt sie ruhig sitzen und spinnt sich in die Stimmung ein, die der Gegenstand ihr erregt. Der

Verstand geht ihr unsichtbar voran; vor der Leidenschaft (dem leidenschaftlichen Wunsche) fliegt sie vorher und war schon hundertmal bei dem Bilde der Erfüllung, ehe die Leidenschaft ihr Ziel einmal erreicht oder ehe sie es verfehlt hat. In ihren Händen trägt sie das Saitenspiel der Gefühle und greift nach Belieben hinein. —

Den Tropen entsagt die Sprache des Epos schon bei Homer, dafür wendet sie die weniger kurzatmigen Figuren ausgeführter Gleichnisse an, welche weniger dem dramatischen Gange passen. (Ein Beleg zu meiner Meinung von der jetzigen Kennerkunst sind die Gleichnisse, bei welchen der Poet aus der Konstruktion fällt. Welche Freude, wenn z. B. in Hermann und Dorothea man an Homer erinnert wird. Denn hauptsächlich diese Erinnerung an Homer ist es, die uns an dem schönen Gleichnis vom Wandrer und der Sonne so sehr gefällt. Durch die Assoziation der Ideen wird uns die ästhetische Idee der homerischen und damit der ganzen griechischen Schönheitswelt erweckt und klingt harmonisch in die verhältnismäßig arme des deutschen Epos und giebt dem Eindrücke desselben Fülle und Reichthum. Unsre große Dichterperiode hat wie Juno den Gürtel der Venus geliehen, sie gefällt dadurch, daß sie an andres, an Primitives erinnert. Und wo sie aus andern Gründen gefällt, gehören sie nicht der Poesie, sondern andern Sphären, Rhetorik u. s. w.)

Kurze Sätze geben dem Stile etwas Abgerissnes, Hastiges, was mit der epischen Ruhe und dem epischen Behagen nicht stimmt. Sie haben etwas Geradliniges, Directes, welches eher dem Wesen der Prosa, besonders der Beschreibung entspricht, als der Poesie, am wenigsten der epischen, deren Gang sich an sich selbst erfreut und sich selbst genießt. Besonders widersprechen sie dem Romane, der im großen und ganzen die Verschlingung

des Satzgefüges in Begebenheiten nachahmt. Im Satzgefüge und der Periode haben wir schon das Indirekte, Mittelbare, d. i. was man das Retardierende des Epos nennt. Die Schönheit, die in den Wendungen der einzelnen Vorgänge, in den Verschlingungen derselben zu einem Ganzen liegt, kann schon der Satzbau mit kleinem Gegenbilde spiegeln. Dieselben gleichen den schönen geschwungenen, geschweiften Linien eines Skulpturwerkes, die nicht bloß in einer und derselben ebenen Fläche liegend, fliehen und wiedertommen, zur Seite ausbeugen und nie den kürzesten Weg nehmen. Das Täuschen der Erwartung, indem der Romandichter uns zu den Wünschen, die er in uns erregt, führt, aber auf einem andern und schönern Wege, als auf dem er uns vermuten ließ dahin geführt zu werden, ist hier schon im kleinsten Mittel der Kunst vorgebildet.

Ein Gesetz für den Epiker, nie den geraden Weg zu gehen, weder in dem Arrangement des Vorganges noch in der Ausführung, und das bis zum einzelnen Satze herab, wenn er einen längern, gewundnern, aber schönern und unterhaltendern Weg weiß. Doch darf er diesen nicht bis zum Gesuchten suchen; die Grenze des Natürlichen in Vorgang, Erzählung und einzelнем Ausdrucke muß seine Grenze sein. Auch nicht das Zusagende immer gerade heraus zu sagen, das heißt nicht bloß sich verständlich machen, sondern auch auf gewählte — nur nicht auf gesuchte Art. Auch Umschreibungen helfen zur Plastik und Entfernung von Dünnhcit und Nüchternheit und Geschlossenheit gegen die Wirklichkeit zu, also zur Behauptung eines poetischen Bodens. Auch die Sprache muß Wechsel haben, einen Reichthum von Wendungen, namentlich witzigen, scharfsinnigen, tiefsinnigen für die Erzählung haben; sich der Figuren bedienen, welche den Ausdruck lebhaft machen (d. i. auf die Phantasie wirken). —

Grazie. — Der unschöne Weg nur wird als langer und langweiliger empfunden. Beiwörter, oft mehrere zusammen, machen plastisch und retardieren zugleich. Auch machen sie, wenn sie nur charakteristisch sind, die Vorstellungen lebhafter. Auch der Epiker, und er noch mehr als der Dramatiker, muß die Raschheit eines Vorganges darstellen, aber die Darstellung selbst darf nicht hastig sein. —

Dickens hält die Novellenform Goethes fest, den Gegensatz der Liebesromanen. Oder sollte man sagen: die Hoffmannische? Wie man ein psychologisches Problem lösen könne, d. h. ganz auf dem Wege der Anschauung und Darstellung, ohne eigentlich prosaische Auseinandersetzungen, das ist an der zweiten Novelle in Mr. Humphreys Wanduhr zu ersehen. Dickens verfährt ähnlich wie Shakespeare, er faßt das Disparateste in eine ideale Komposition zusammen. In „Große Erwartungen“ haben wir auf dem Schauergrunde einer Hoffmannischen Erfindung (welcher das wunderbare England auf realistischem Wege entgegenkommt) eine Erzählung, welche das Idyll, die Kriminalgeschichte, den psychologischen Roman u. s. w. in sich vereinigt. So thut er schon in der Zusammensetzung der Forderung der subjektiven Totalität genug. Hoffmann baut schon auf dem Grunde Cervantes und der englischen Humoristen, muß aber ins Dämonische und Diabolische, Phantastische, da ihm das deutsche Leben das Wunderbare, Seltsame nicht auf realistischem Wege entgegenbringt. Dies Hoffmannische Phantastische hat nun Boz nach England zurückgeführt; das Musikalische hat er beibehalten, aber die Buntheit und das charakteristische Leben Englands zwingt ihn nicht, wenn er Wunder à la Hoffmann ausstrotzt, gänzlich die Realistik zu verlassen. Der Hoffmannische Grund ist für die Phantasie, das Idyll für das Gemüt, der psychologische Roman trägt dem Verstande

und der Vernunft (in seiner ethischen Richtung) Rechnung, die Kriminalgeschichte thut das pathologische Element, die Spannung des Begehrungsvermögens hinzu. So wird jede Kraft beschäftigt und durch die Verschlingung ein Wechsel dieser Beschäftigungen hergestellt, der weder in die Langeweile noch in das Peinliche verfallen läßt. In jeder Region ist eine Spannung und eine Lösung (subjektiv); im ganzen, dem psychologischen Romane, ist die subjektive Spannung und Lösung mit der objektiven Verwicklung und Entwicklung eins.

Der Gegensatz von Natur und Kultur ist in den meisten Romanen, und sie danken ihm einen großen Teil ihres Reizes. Er liegt in jedem Menschenleben; jeder Mensch, der eine reichere Geschichte hat, macht den Weg von der Natur zur Kultur, und die reichste führt wieder zurück. Die mit ärmerer Geschichte können ihm nicht ganz entgehen, denn neben der Kindheit ist das einfachste bürgerliche Berufsleben ein relativer Kulturzustand. In solchem Romane liest jeder ein Analogon seiner eignen Geschichte und fühlt sich dadurch heimisch angeweht. So wird das idyllische Element dem Kultur-, das Kulturelement dem Idyllmenschen Lust schaffen und in dem Romane, der beides vereint werden, beide ihre Rechnung finden. Ein neuer Grund für einen Romandichter, zu dieser gemischten Gattung zu greifen. In ihr tritt uns überhaupt das volle, ganze Bild der Wirklichkeit entgegen, umsomehr, wenn auch die beiden Seiten des Ernsten und Komischen darin zusammengefaßt sind. Beide Grundtriebe der menschlichen Natur finden ihre Befriedigung, das naive Heimatgefühl geschlossener Zustände und der romantische Trieb in das Neue, Ferne, Unendliche, Mannigfache und Komplizierte. Die Sehnsucht daraus nach dem Einfachen, nach der Natur wird gemeiniglich nicht wirklich, sondern ideal gelöst. Mitten in

der ungeheuern Bewegung des Kulturlebens strebt der Mensch, das Paradies, in welches er nicht äußerlich zurückkehren kann, in sich aufzubauen. Und ein Stück, ein Analogon von Wemmicks Schloß (aus „Große Erwartungen“) hat jeder ältere Mensch wenigstens in sich selbst, eine grüne Oase, wo er zuweilen von dem Staub und Lärm des Geschäftsweges einkehrt und von da gestärkt und mit neuer Lust oder immer gebrochener und unbefriedigter wiederum in den Staub und Lärmen sich stürzt oder schleicht. Ja das Grab, den Kirchhof haben wir uns als einen solchen Ruheplatz ausgemalt, dem die Müden sehnsüchtig zulächeln, vor dem die Bewegungslustigen zurückschaudern, weil von ihm kein Rückweg ist.

In der Regel wird auf einer der beiden Seiten unsre Sympathie parteiisch wurzeln. Der Ausgang muß danach fallen; es müßte denn sein, daß der Held zuletzt beide Seiten in sich vereinte, d. h. der Kultur nicht entsagte, wenn er zur Natur zurückkehrt, oder die Natur mit hineinnahme in die Kultur. In diesem Falle würde das Ideal der ganzen Menschheitsentwicklung in der Entwicklung eines besondern Menschenlebens realisiert.

Was das Publikum jetzt eigentlich will, ist die Spannung aller Kräfte in drastischer Weise, Todesgefahr u. s. w., innerer Kampf bis zum äußersten, aber guter Ausgang, d. h. Heiraten, Reichwerden, Vornehmwerden der Helden und womögliches Sichausweisen auch der wildesten und kältesten Bösewichter als von Hause aus oder am Ende des Buches guter Kerle.

Das romantische Behagen ist eine Hauptbedingung. — Schon früher habe ich, und zwar bei den Shakespearestudien gefunden, daß die Lust an „tragischen“ Gegenständen (tragisch im weitesten Sinne) auf der

Natur der Phantasie ruht, und daß wir am Schrecklichsten Vergnügen finden können, wenn wir uns bewußt sind, es sei nur ein Spiel der Phantasie damit. Eine ganze Skala gemischter Gefühle thut sich auf vom Süßwehmütigen bis zur Lust im Grausen. Der Poet darf dabei nur nicht versehen, sich immer direkt an unsre Phantasie zu wenden, alles zu thun, sie ins Spiel zu bringen und darinnen zu erhalten, nie unmittelbar an ein andres Gemüthsvermögen zu appellieren; also sein Schauspiel auf ein Podium zu stellen und es gegen die gemeine Wirklichkeit entschieden abzugrenzen. Dazu hat er noch allerlei Mittel; er kann etwas Konventionelles anklingen lassen, wie schon Hoffmann gethan, wenn er den lieben Leser anredet, wodurch er die falsche Täuschung verhindert. Die Kunst ist, auf der einen Seite die größtmöglichste künstlerische Täuschung hervorzubringen, auf der andern Seite immer vorzusehen, daß diese künstlerische Täuschung nicht in die falsche Illusion übergehe, die nichts mit der Kunst zu thun hat, sondern der „unfreiwillige Irrtum“ ist, daß das, was der Phantasie zum Spiele hingereicht wird, bare, blanke Wirklichkeit sei, wirkliche, nicht von der Kunst frei reproduzierte. Weiß der Dichter nur immer diesen „Irrtum“ abzuhalten, so ist erstaunlich, wie weit er gehen kann, welches Äußerste von Folter und Grausen der Leser mit Behagen empfinden kann. Wir haben die beiden Kräfte der Phantasie, die Intension und Extension, jene führt zum Naiven, diese zum Romantischen. Diese beiden Regionen weiß der echte Romandichter wohl auseinander zu halten, indem er das Schreckliche und mit stärkerer Unlust gemischte in der Region des Romantischen entwickelt, aber nicht in das Naive eintreten läßt. Die naiven Charaktere oder wir in ihnen vertragen nicht größere Dosen von der genannten Mischung. Sie oder wir in ihnen haben nicht die Widerstandskraft; im Naiven liegt eine gewisse

Hilfslosigkeit. Wir, Hebbel, Auerbach und ich, haben dieses fihliche Wagstück unternommen, das Naive selbst mit den Schrecken zu mischen; es ist abgelaufen, wie es konnte und mußte. Ich habe im Erbsörster viel romantisches Nebenwert in Bewegung gesetzt, ohne die Gefahr zu besiegen, die darin liegt, daß man die naive Gestalt selbst in unmittelbare Verührung mit dem Schrecklichen bringt. Shakespeare hat im Othello die Desdemona in diese Lage versetzt, aber sie dient nur als reflektierende Fläche, die den Strahl der Blut auf die Hauptperson zurückwirft, ähnlich wie meine Marie; doch hat Desdemona eine größere Schuld, und ihr Schicksal überrascht weniger uns, als sie; und auch der alte Erbsörster ist zu eng naiv, für beide einzustehen. Übrigens ist es Regel bei Shakespeare, Naivität, d. h. die Naivität des Stillebens, nicht mit Leidenschaft zu paaren, außer im Komischen. Und seine Regel trifft jederzeit mit dem Gesetze der subjektiven Natur zusammen. Auch Dickens folgt in der Regel diesem Gesetze; nicht dem Kapitän Cuttle, nicht den Toms im Chuzzlewit, nicht den Joe Gargery u. s. w. ist die Leidenschaft und das Pathos zugeteilt. Und das ist auch im Leben das Typische, daß der Blitz der gefährlichen Leidenschaft nicht in die selbstgenügsamen, eben in ihrer Stille und Bescheidenheit schönen Wiesenblumen schlägt, sondern in hohe Wipfel und Giebel.

Also ein Gesetz, daß man das Naive und das Romantische, das Idyll und das tragische Schicksal in den Charakteren auseinander halten soll. Sonst verliert auch das Naive seine schöne Bestimmung, und an ihm von jenen Schrecken und Spannungen auszu-
ruhen. Mir fällt eben aus den Mairunruhen in Dresden die Bemerkung ein, daß während die Menschen in Wut und Aufregung mit einander kämpften, der Vogelgesang in den Alleen tönte. Es scheint, als dürfte auch der Verstand nicht zu nah an das Schreckliche u. s. w.

herantreten, da seine Stetigkeit, sein kausales Konstruieren die Phantasie lähmt.

Eigentlich ist die Dickens'sche Manier von der Hoffmann'schen gar nicht weit unterschieden. Die Mischung des Wunderbaren und Alltäglichen, eine so innige Mischung, daß ihre Elemente kaum zu scheiden sind, von der uns so eigen wird, daß wir wie bezaubert nicht wissen, welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche ist, wo das eine aufhört und das andre anfängt. Das Behiel dieser Verbindung ist der Humor. Man möchte den Ausdruck brauchen: humoristische Romantik oder romantischer Humor. Da der Humor nun ebenso wiederum Ernst und Spaß in sich hat in ebenso inniger Mischung, als dort das Wunderbare und Alltägliche gemischt sind, so erhalten wir ein Produkt, welches vier Gegensätze in sich hat und bald den einen bald den andern der vier Faktoren herauswendet, in so raschen Übergängen, daß wir nicht wissen, welche Farbe wir eben sehen. Wunderbar, ernst, alltäglich, komisch; komisch, ernst, wunderbar, alltäglich. Soweit hätten beide Manieren gleiche Grundlage; der Unterschied ist, daß der Engländer das Wunderbare aus seiner Wirklichkeit greift, d. h. aus Motiven, die der Wirklichkeit entnommen, zusammensetzt, das wirklich Wunderbare aber in Träume verweist, ferner, daß der Ernst um etwas vorwiegt. Vielleicht ist dies durch jenes notwendig gemacht; was dort für die Phantasie verloren geht, wird hier für das Gemüt wiederum ersetzt; was an der Spannung der Neugierde verloren geht, wird durch Spannung der Sympathie aufgewogen, wobei der Eindruck gewiß nichts verliert. Hoffmann spielt auch mit der Haupterwartung, d. h. ihm scheint am Glücklicherweise seiner Helden nichts gelegen; dagegen weiß Dickens durch alles humoristische Spiel mit seinen Personen stets eine Teilnahme an seinen Helden und ihrem Schicksale zu

zeigen, auch unser Gemüt für sie zu interessieren, daß der Wunsch, sie möchten glücklich werden, das erreichen, was sie wünschen, auf dem Grunde unsrer Seele zu mildstark wird, um von dem tollsten Spiele der Phantasie je gänzlich absorbiert zu werden. Hier ist es ihm oder scheint es ihm ernst; seine Helden haben vorwiegend menschlich schöne Seiten, und mit ihnen spielt er nicht auf humoristische Weise; das thut er mehr mit Nebenpersonen, und auch gegen manche unter diesen ist sein Humor mild und mit dem tiefsten Gemüte vereinigt. Bei Hoffmann sind gewöhnlich die Helden Geschöpfe der freien Phantasie, und in den Nebenpersonen steht ihnen als Hindernis, welches am Ende besiegt wird, die Alltäglichkeit, die Prosa, das Spießbürger- und Pedantentum entgegen. Bei ihm ist die Wirklichkeit, d. h. der Alltag das Negative, das Positive ist die siegende oder durch den Widerstand des Alltages vertollte geniale Phantasie. Bei Dickens ist dies anders, weil er das abstrakt wunderbare, der Wirklichkeit absichtlich entgegengesetzte Element nicht hat; auch das Positive nimmt er aus der Wirklichkeit, dem Alltage und braucht das zauberische Element der Phantasie nicht, jenes zu verdunkeln durch den Kontrast, sondern es durch Einstimmung zu verklären. Bei ihm ist die Phantasie, die freie Genialität nicht die eine feindliche Substanz dem Wirklichen überhaupt gegenüber, sondern sie ist ein Abhärens des Wirklichen; er will uns die Wirklichkeit nicht verleiden, er schmückt sie im Gegenteile phantastisch heraus. — Der andre, formelle Unterschied ist das bei weitem reichere Detail wie bei Hoffmann, und aus diesem formellen Unterschiede ließe sich generisch jener substantielle herleiten. Für ein so langes Buch ist ein bloß phantastisch willkürliches Spiel nicht von hinreichender Kraft, den Leser zu fesseln.

Also ein oder mehrere wunderbare, aber doch in

der Wirklichkeit mögliche und zugleich die Sympathie erregende Verhältnisse der Wirklichkeit gemäß, d. h. mit Wahrscheinlichkeit ausführen, nachdem sie in eine Verbindung gebracht sind, die denselben Charakter trägt, d. h. einer wunderbaren Wirklichkeit. Die Ausführung hat die Aufgabe, durch wahrscheinlichste Durchführung die Wirklichkeit des Ganzen zu beglaubigen, doch so daß keine Absichtlichkeit, auf das Gemüt zu wirken, sichtbar, daß Sentimentalität vermieden wird. Das auf das Gemüt wirkende muß jederzeit als ein Naives auftreten. Ein solch Verhältniß, gleich stark auf die Phantasie als auf das Gemüt wirkend, ist das des alten Trent und seiner Enkelin Nell. Was den subjektiven Eindruck betrifft, so muß er aus der Durchdringung (gegenseitigen) des romantischen und naiven Interesses so hervorgehen, daß auch der Verstand darin beschäftigt ist.

Der Hauptunterschied zwischen Dorfgeschichte und Roman in Dickens Manier liegt darin, daß jene mehr ausschließlich durch Erweckung und Interessierung des Gefühles fürs Naive und liebevolle Detaillierung in diesem Sinne zu gefallen sucht, während Dickens Absicht, auf das Gefühl des Romantischen ebensosehr als des Naiven wirkend und jenes zum Behülfel dieses machend, nach jenem Ziele strebt. Der Grund dieses Unterschiedes liegt wesentlich wiederum in der verschiedenen Länge; weil das Naive sich leichter abnutzt als das Romantische und die Intensität bei längerer Spannung ins Peinliche ausartet, gegen welches das Romantische das beste Spezifikum ist.

Es liegt doch ein großer Zauber im Scheine der Wirklichkeit, und dieser scheint jetzt der herrschende. Es liegt wahrlich eine große Quantität Poesie auch in dem wirklichen Leben unsrer Zeit. Das große Lesepublikum weiß nichts von dem Schönen, das irgendwann, irgendwo anders war; als Stoff, z. B. im histo-

rischen Roman, nimmt es dies mit Freuden auf, aber es mag diese formalen Schönheiten nicht, wenn sie mit dem Stoffe der ihm bekannten Wirklichkeit zusammengebracht als etwas Fremdes ihm auffallen. Nicht allein die Qualität, auch die Quantität der Wirklichkeit verlangt es vom Romane. Nur in einer spannenden oder rührenden Begebenheit läßt es sich so etwas gefallen, im Romischen oder Mittlern nicht wohl.

Nichtsdestoweniger ließe sich das wahrhaft Künstlerische und diese Lust an der Wirklichkeit vereinigen; nämlich wenn man das Künstlerische auf dem Wege der scheinbarsten Wirklichkeit zu erreichen trachtete — wenigstens im Romane, meine ich, wäre es möglich. Die Wirklichkeit sieht aus, wie wenn sie eben nur als Gegensatz künstlerischer Anordnung existierte, oder umgekehrt, als wäre die Kunst die völlige Leugnung der Wirklichkeit. Das mag mit daher kommen, daß die Kunstgesetze eben zu schablonenmäßig behandelt wurden, sodaß das Publikum in der Kunst als solcher zuletzt nur die Eintönigkeit, den Schlendrian, den ewig gleichen Schematismus sah. Die Aufgabe wäre also keine andre, als die Kunstgesetze, die aus dem Wesentlichen und Ewiggleichen der menschlichen Natur entwickelt sind, in ganz neuem Stoffe, auf ganz neue Weise zu realisieren. Eine alte Forderung, daß in einem Kunstwerke die Phantasie nur ihrem eignen Gesetze gefolgt zu sein scheinen müsse, während sie doch in der That durch den Verstand kontrolliert sein muß und dem ästhetischen und ethischen Sinne nicht zuwider handeln darf. Es wäre allerdings eine schwere, aber gewiß lohnende Aufgabe, einen Roman zu schreiben, der überall sich vom Schlendrian der Erfindung und Technik frei machte und doch die wesentlichen Gesetze derselben nicht verletzte. Einen Roman, dessen Absicht scheinen könnte, der Kunst in das Gesicht zu schlagen, während

er nur um so genauer mit ihrem wesentlichen Gesetze in Übereinstimmung wäre.

Der größte Schwung, die ausgelassenste Freiheit der Phantasie auf Grund einer ethisch-psychologischen Einheit, dem entsprechend die möglichste Individualität eines möglichst weiten Typus. Das wäre eine Seite, die andre möglichst kein Verstoß gegen die Gesetze des wirklichen Lebens, d. h. äußerste Wahrscheinlichkeit. Das Wunderbarste völlig wahrscheinlich, das Mannigfaltigste und Wechselvollste völlig einheitlich (ideal). Also das ideale wie das reale Element, beide in möglichster Steigerung ins möglichste Gleichgewicht gebracht. Das liegt in der speziellern Maxime ausgesprochen: ein Ziel vorher wünschbar gemacht und der Leser auch wirklich dahingeführt, aber auf ganz andern Wegen, sodaß er meint, immer weiter vom Ziele abzukommen. Dies Ziel aber muß ein ethisch gerechtfertigtes sein. Immer die alte Geschichte: das Gute belohnt, das Böse bestraft, aber auf möglichst neuem Wege. — Es liegt auf der Hand, daß das Arrangement und das Detail sehr viel dazu thun können, aber es muß die Fabel schon in ihrem innersten Kern neu sein, d. h. stofflich neu.

Der Kern der Dickensschen Romane ist in der Regel ein ethisch-psychologisches Problem, auch zuweilen mehrere, die in einem Kontraste zu einander stehen. In „Große Erwartungen“ entsteht aus zwei solchen ein drittes; dieses am nächsten dem Durchschnitt stehend, das, was am meisten typische Weite hat, ist vollständig detailliert, die andern mehr skizziert. Aber es ist sogar noch ein viertes da, die Entwicklung Estellas, welche aber ganz beiläufig abgehandelt wird. Im „Raritätenladen“ ist der alte Trent der Träger des ethisch-psychologischen Problems. Es ist hier ein weltbekannter

Typus mit den individuellsten Zügen umkleidet, durch welche er sozusagen ganz neu wird. Doch ist er dadurch vom Ethischen mehr ins Reinspsychologische gespielt, daß der Alte nicht völlig zurechnungsfähig ist. Im Lear indes ist das Verhältniß wenig anders, mehr ethisch als psychologisch ist der Macbeth gefaßt. Aber beide sind nur auf diese Weise möglich. Der Typus im Raritätenladen ist der, welcher schon im Londoner Kaufmann behandelt wurde. Wie die Leidenschaft des Spieles nur in Schummer zu bringen, nicht auszulöschen; wie sie durch ein Wort geweckt wieder ausbricht; wie sie zu andern Lastern führt, z. B. zunächst durch Diebstahl; soweit ist dies ein ethisch-psychologischer Typus, wenn der Wille wirklich, jedoch ohne Erfolg sich gegen die Leidenschaft aufmacht. Im alten Trent aber ist die Lust zum Spiele keine aus sich selbst entstandne — wie wohl in den meisten Fällen der Wirklichkeit —, sie ist aus Liebe zur Enkelin entsprungen und findet in ihr immer neuen Anstoß und neuen Vorwand, wiewohl sie in ihrer Erscheinung selbständig auftritt. — Auch die Überzeugung, gewinnen zu müssen, wenn man nur nachhaltige Quellen hat, daß man schon gewonnen hätte, wenn man nicht durch Mangel an dem Mittel am Verfolgen der Chancen gehindert war, ist typisch und nicht allein für die spezielle Leidenschaft des Spieles, sondern für alle Leidenschaften. — Dann ist der Alte schon von der Zeit an, wo man ihn kennen lernt, halb kindisch; vielleicht nicht bloß aus Alter, vielleicht aus Charakterchwäche überhaupt. Die Faktoren des Ethischen sind an zwei Personen verteilt; der Alte repräsentiert bloß die Leidenschaft; der Wille, die entgegenstrebende ethische Kraft ist im Kinde hypostatiert. Im Drama (ich meine in der Tragödie) müßte beides in dem Helden selber sein, z. B. der Gedanke, die Mrs. Barlay zu bestehlen, in ihm selbst entstehen, weil all das dem Helden das Imposante der Freiheit und

Leidenschaft zugleich gäbe. Es ist möglich, daß es in der Natur des Epischen liegt, das Ethische solchergestalt an mehrere zu verteilen; es entspricht dem epischen Charakteristikum (dem dramatischen gegenüber) der Mittelbarkeit und der von Anfang bekannten und vom Individuum eingestandnen Überlegenheit der Welt gegen dasselbe. Gelegentlich mit auch der Forderung einer epischen Zeit, der Schiller und auch Goethe sogar auf dramatischem Boden sich willig finden ließen. Vielleicht hat die Zeit das Recht an den Autor, ich denke aber, dieser dann die Pflicht, vom Drama wegzubleiben.

Es giebt zwei Arten des poetischen Interesses, das freie und das gebundene. Bei der ersten leiht wohl der Autor auch einer oder der andern oder allen dargestellten Personen ein Etwas von der eignen Freiheit. Die Kunst, welche auf das sittliche Urtheil neben dem ästhetischen basiert ist, oder der beides in eines zusammenfällt — nicht so mißzuverstehen, daß, wie bei Schiller, das Schöne an die Stelle des Guten treten soll, sondern daß im Schönen das Gute und Schlimme enthalten sein, aber nur das erste von diesen beiden, das gute Schöne als das Schöne gelte, wie bei Shakespeare —, kann die erste Art des poetischen Interesses nicht entraten, weil Freiheit ein notwendiges Moment im Sittlichen ist. Hegel scheint danach die dramatische Poesie der formalen Besonderheit und die substantielle bei Gelegenheit Shakespeares und der alten Tragiker zu unterscheiden; mich dünkt, er hätte einfacher gethan, hätte er nach der Freiheit und nach der Gebundenheit der handelnden und leidenden Personen unterschieden. Nicht wie Goethe nach der Freiheit und nach der Natur; darin ist kein Gegensatz; in der menschlichen Natur liegt auch die Freiheit. Wenn nun nach unsern Begriffen die Tragödie sittlicher Natur sein soll, so bedarf sie der Freiheit, und ihr Interesse wird jener Art

sein, die ich die freie nannte. So ist sie bei Shakespeare; die alten Tragiker dagegen verhalten sich wie ihre Personen naiv zu der Sache, ihr Handeln ist gebunden, d. h. sie folgen der Leidenschaft ohne Wahl, in welcher sie noch den Gott sehen, während das Christentum Gott und den Teufel in die Wagschalen geteilt und die Freiheit der Wahl dazwischen. Man sehe Drest der Mahnung zum Muttermorde folgend, die er ohne Reflexion dem Gotte zuschreibt, dagegen Hamlet im selben Falle, wie er zweifelt, ob die Mahnung von Gott oder von dem Teufel ausgehe, d. h. ob die Leidenschaft, die ihn treibt, eine berechnigte oder unberechnigte, d. h. ob sie keine Sünde will, wovon das klassische Altertum nichts wußte.

Zugleich giebt die Freiheit dem Helden das Imposante, welches in seinem Sturze kolossal gesteigert, auf die ewige Gerechtigkeit übergeht. Darin das Erhebende der Tragödie — welches nichts anderes ist als das Hochgefühl der Freiheit, der Selbstbestimmung, die der Zuschauer als sein unveräußerlich Eigentum, den menschlichen Adel, dessen er teilhaft, empfindet.

Aber wir finden diese Art des freien Interesses auch im Roman, und zwar ebenso stark wie bei Shakespeare in Cervantes „Don Quixote.“ Wenigstens im Verhältnis des Autors und mit ihm des Lesers, wenn auch nicht der Personen, zur Sache. Ja hier liegt der Reiz eben durchaus in dem Kontraste der ironischen Freiheit des Autors und Lesers gegen die Naivität und Gebundenheit wenigstens der zwei Hauptpersonen. Die übrigen Personen verhalten sich so frei wie Autor und Leser zu den beiden Helden, und eine Schönheit des Buches entsteht daraus, daß eine von den freien Personen in die Gebundenheit der gebundenen fällt, jene Duenna, die im vollen Ernste des Don Quixote Ritterlichkeit für ihren Dienst aufruft.

Wir haben also drei Grundverhältnisse des In-

teresses, insofern es in der Form der Darstellung liegt. Erstens: Autor, Publikum und Personen verhalten sich frei zum Gegenstande — die Shakespearische Tragödie. Zweitens: Autor und Publikum verhalten sich frei, die Personen naiv, gebunden zum Gegenstande — Don Quixote. Drittens: Autor (wenigstens scheinbar), Publikum und Personen verhalten sich naiv zum Gegenstande. Letztes scheint dem modernen Bedürfnisse am meisten zu entsprechen, darum ist es die Regel in der modernen Litteratur. Ausnahmen Kapitän Marryat.

Nun entsteht eine wichtige Frage: Darf der Autor in einem und demselben Werke zwischen diesen Arten des Interesses wechseln? — Ich denke von einer höhern Art kann er stellenweise heruntersteigen, nicht umgekehrt, weil der Gebildetere sich leichter auf den Standpunkt des weniger Gebildeten wird versetzen können, als umgekehrt. Ferner ist noch zu bemerken: Nr. 1 ist am meisten bei großen drastischen Gegenständen am Platze, in welchen das allgemeine Menschenlos in einem einzelnen Falle dargestellt wird. Nr. 2 bei kleinen, d. h. solchen, die dem Leser klein, den Personen groß erscheinen. Hier liegt die Pointe in diesem Unverhältniß von kleinen Dingen und großer Meinung davon, in welchen das allgemeine Menschenlos im einzelnen sich spiegeln soll, das Einzelne nur dazu dient. Nr. 3 bei verhältnismäßig nur kleinen Gegenständen, wie das äußere Glück oder Unglück einer oder mehrerer einzelnen Personen, in welchen nicht das allgemeine Menschenlos zur Erscheinung kommt, wo unser Interesse also nicht an Ideen anknüpft, wo der einzelne Fall einen einzelnen Fall bedeutet, und die etwaigen Ideen nur unsern Anteil am einzelnen Lose hervorrufen sollen.

Es leuchtet ein, daß Nr. 1 und 2 als real-ideal die eigentliche Region der Kunst oder des Künstlerischen, der Poesie im höhern geistigern Sinne beleben, da-

gegen Nr. 3 mehr zu naturalistischer Technik führt, die allerdings in ihrer Art groß sein kann und bei Dickens dies ohne Frage ist. Letztere Art ist so eigentlich der Boden der Unterhaltungslitteratur. In Nr. 1 und 2 wiegt die Form, d. h. der Gedanke, in Nr. 3 der Stoff vor. Die Reflexion wird in 1 und 2 den Stoff sich unterwerfen, ja ihn geschaffen oder doch reproduziert haben, aber ihre Spuren werden überwunden sein. Das Ganze wird an sich lediglich dargestelltes Allgemeines sein; in Nr. 3 wird sie neben dem Vorgange hergehen, und das dargestellte Besondere auf die Allgemeinheit beziehen.

Den Liebhabern der beiden ersten Gattungen ist es mehr um das Allgemeine der menschlichen Natur und Geschichte, um die Wahrheit des Lebens, den Liebhabern der dritten Art mehr um eine einzelne Wirklichkeit des Lebens zu thun; die ersten suchen mehr Gegenstände der Betrachtung, sie wollen ein Leben sehen, an welchem sie ihre theoretische Thätigkeit in Bewegung setzen können; die andern wollen nicht das Leben selbst, sondern ein einzelnes, und nicht als freier Beschauer, sondern als mitspielende Person mit erleben. Die ersten wollen eine künstlerische Illusion, die andern wollen eine wirkliche Täuschung; die einen wollen das Thun und Handeln der Menschheit von einem höhern Standpunkte, gleichsam mit der Teilnahme eines vom Irdischen freien, verklärten Geistes beschauen, um ihr Gefühl für das Menschliche zu stärken und zu mildern zugleich, die andern aber wollen in die Zustände des Vorganges mit hineingeseht sein, wie es die dargestellten Menschen selber sind. Wer diese während der Lektüre auf jenen freien Standpunkt über dem dargestellten Vorgange hinaufstellte, würde sie um ihr ganzes Vergnügen bringen, während jene unter 2 momentan etwas tiefer herabsteigen können, sich vorübergehend in das Dargestellte vertiefen, sich

mit den Personen identifizieren mögen, um dann den Genuß der Freiheit des Betrachters desto stärker zu haben, sich desto freier darin zu empfinden. Die Art des Interesses ad 1 erlaubt beides; jene werden die Freiheit der Personen teilen, ohne sich von der Gewalt der Situation zum leidenden Verhalten hinreißen zu lassen; diese werden sich der Gewalt der Situationen überlassen und die Freiheit der Personen vielleicht nicht einmal ahnen, noch weniger in ihrem leidenden Verhalten durch dieselbe sich stören lassen. Bei Nr. 2 dagegen, wo jene ihre volle Rechnung finden, werden diese sich nicht heimisch finden können; die darunter, welche Sinn für das Komische haben, wird noch die Dραstik des komischen Vorganges die komische Seite mit erleiden lassen, aber die ebenso ernste als komische Seite des theoretischen Vergnügens wird ihnen verschlossen bleiben. Denn für diese gilt es nur einen Ernst bei der Sache, den, der aus dem Stoffe auf ihr leidendes und handelndes Vermögen wirkt. Der Widerspruch zwischen dem Ernst der Figuren und der Nichtigkeit und Verkehrtheit der Sache, an welche dieser Ernst gewendet und verwendet wird, wird sie ärgern, alle formale Schönheit wird ihnen als Eitelkeit und Ungereimtheit erscheinen. Es müßte denn sein, daß der Leser selbst das Schicksal jener Duenna im Don Quixote teilte und so naiv wäre, den Ernst der Personen zu dem seinigen zu machen und demzufolge die Situation sich ebenso erscheinen zu lassen, als sie den Personen erscheint.

In unsrer Zeit, die ganz nach drei neigt, würde die zweite Art die wenigsten Liebhaber finden. Cervantes sagt gerade heraus, daß er selbst den Don Quixote für einen Narren erkennt; der Leser kann auch nicht anders, als ihn dafür erkennen; soll er nun ein so dickes Buch durchlesen, welches von den Thaten und Meinungen eines Narren und eines Pinsels han-

delt? Dickens hat im „Pickwick“ den alten verben Cervantes gemildert und das Interesse am Allgemeinen darin in ein Interesse am Besondern verwandelt, weder die Narrheit noch auch den romantischen Edelmut des Don Quixote hat Pickwick in dem mächtigen Grade: wir lieben den Pickwick im Pickwick, dort die Menschheit selbst im Don Quixote und Sancho Panza, das Herrliche und das Thörichte der Menschennatur selber, nicht eines einzelnen liebenswürdigen Exemplars; dort liegt das Tragische und Komische, das Große und das Kleine, das, was wir in der Menschennatur bewundern, das, worüber wir lachen müssen, im Grundgedanken des Ganzen; im Pickwick liegt die Liebenswürdigkeit des einzelnen Originals in seinem Benehmen, das Komische des einzelnen Falles in seinen Abenteuern. Jenes ist die notwendige Geschichte des Menschen, die Weltgeschichte, darum bleibt der Konflikt und Kampf des Idealismus mit dem Realismus im Don Quixote ohne Austrag, wie in der Weltgeschichte. Sie stehen sich am Ende gegenüber noch wie im Anfang, selbst vom idealen Standpunkte gesehen; dieses ist die zufällige Geschichte eines einzelnen liebenswürdigen Originals. Jenes ist ein Werk des objektiven, dies ein Werk des subjektiven Humors. — Gleichwohl sieht man Dickens beständig an, daß er die Intention des Cervantes hat, nämlich die Intention, Humanität zu wirken, uns zu lehren, die menschliche Thorheit als eine andre Seite des Edeln im Menschen aufzuzeigen. Aber in seinen übrigen Werken geht er noch weiter, er will auch für die Verbrecher unser Mitleid, aber er schlägt einen andern Weg ein als die Reformationszeit, die das Laster als Thorheit auffaßte, den Teufel als den Narrenkönig. Er faßt das Laster als Unglück auf, und in seinem Sinne ist es dies gewiß, ja noch mehr, das einzige wahre Unglück; aber er versteht ein unverschuldetes

oder nicht genügend verschuldetes Unglück darunter. Es giebt gewiß einzelne Fälle, in denen er damit recht hat, aber eben darum sollte er dies nicht zur Allgemeinheit eines Grundsatzes erheben wollen. Die Moralität soll nicht Schaden leiden durch die Humanität, wenn diese nicht selbst zur Immoralität werden soll.

* Formen der Erzählung *

Die Formen der Erzählung selbst: a) die eigentliche Erzählung; wie man im gewöhnlichen Leben zu erzählen pflegt. Man muß voraussetzen, daß der Erzähler seinen Gegenstand entweder ganz oder teilweise selbst erlebt, oder daß er ihn aus fremder Hand hat; er referiert und muß sich wohl hüten, Dinge zu detaillieren, die er weder selbst erlebt noch von einem andern erfahren haben kann, z. B. die unbelauschten letzten Augenblicke eines Menschen und dergleichen. Hat er die Geschichte selbst erlebt, so wird er entweder selbst der Held derselben sein oder doch dem Helden direkt oder indirekt zeitweilig oder stets nahe gestanden haben, gewesen sein; d. h. entweder er selbst oder sein Gewährsmann oder seine Gewährsmänner. Der Erzähler wird sein Wissen um die Sache motivieren müssen. Er wird in der Regel in medias res anfangen doch kann er das früher Geschehene als Erläuterung an der Stelle, die dessen bedarf, beibringen. Dabei hat er das Gesetz der Erinnerung zu seiner Regel. Also kann er, wenn es die Assoziation der Ideen erlaubt, Abstecher machen; doch müssen diese Abstecher nicht seinem Plane fremd sein, im Gegenteile müssen sie ihm dienen als Kunstmittel, wo sie dann so unabsichtlich und natürlich erscheinen können, als sie absichtlich und gemacht sind. In der Darstellung innrer Entwicklungen-

allmählichen Werdens, in alledem, worin der Verstand besonders mitthätig ist, hat diese Art zu erzählen den Vorteil; aber eben wegen der ihr möglichen Stetigkeit läuft sie Gefahr, den Leser durch Spannung oder Einförmigkeit zu ermüden, d. h. peinlich oder aber langweilig zu werden.

In Hinsicht auf Unterhaltung ist b) die szenische Erzählung im Vorteile. Der so Erzählende erlebt die Geschichte und läßt sie den Leser mit erleben. Er braucht nicht zu motivieren, wie er dazu kommt, zu wissen, was er erzählt. Hier ist die Kunstmäßigkeit bemerklicher. Er hat viele Prozeduren mit dem Dramatiker gemein, er muß seinen Vorgang in Ort und Zeit sammeln, ja er arbeitet auf eigentliche theatralische Effekte hin. Bei dem Erzählen ad a ist das Medium der Mitteilung lediglich das Ohr, hier aber wird gewissermaßen durch das Ohr dem Auge mitgeteilt; der Leser erfährt nicht abstrakt die Sache, sondern sie wird ihm vor das innre Auge gestellt. Natürlich ist es, daß diese Darstellung eine mehr äußerliche sein wird als jene. Der Erzähler bedient sich aller der mimischen Mittel, durch welche der Dramatiker seinen Vorgang vor das äußre Auge und Ohr des Zuschauers stellt, um den Leser zu einer Art Zuschauer und Zuhörer zu machen, der seine Gestalten sieht und ihre Reden hört — aber mittelst des innern Sinnes. Er bedient sich sogar der Lizenzen des Dramatikers, z. B. durch die Reden der Gestalten die Vorgeschichte oder Stücke derselben exponieren zu lassen, anstatt sie selbst zu exponieren. Diese Art der Erzählung setzt die Existenz des eigentlichen Dramas voraus; Leute, die davon nichts wüßten, würden sich in dieser Art der Erzählung nicht zu orientieren wissen. Diese Art der Erzählung hat vor der eigentlichen wie vor dem eigentlichen Drama, von welchen beiden sie eine Mischgattung ist, erheblich viel voraus. Sie kann einem weit verwickeltern Plane,

einer weit reichern und mannigfaltigern Komposition gerecht werden und bei weit größrer Länge der Ermüdung weit leichter vorbauen, als die Erzählung unter a und als das Drama. Sie kann kühner sein als beide und hat vor dem eigentlichen Drama noch das voraus, daß der Autor keine Mittelsperson und keiner äußern Anstalten und Apparate bedarf. Er baut sich sein Theater, er malt sich seine Dekorationen, er bläst seine Blitze selbst, er ist sein eigener Theatermeister, und keine Schwierigkeit legt ihm ungefügtes reales Baumaterial in den Weg, er muß kein Gewicht, keine Reibung u. s. w. von Körpern berechnen, um sie zu überwinden; er braucht keine fremden Hände zu seinem Bau; und so rasch und ungehindert er wie ein Zauberer entstehen und da sein läßt, was er will, so rasch weiß er es zu entfernen und andern Platz zu machen. Neben ihm steht weder der Kontrolleur mit der Uhr noch der mit dem Maßstabe, er ist unumschränkter Herr über Ort und Zeit. Er schafft sich seine Schauspieler selbst, in denen nichts Selbständiges, nichts Individuelles, das der Maske und den übrigen Absichten des Dichters widerspräche, er schafft sich Schauspieler, die nur sich selbst zu spielen brauchen, und dies ihr ganzes Selbst schafft er genau ebenso, wie er es braucht.. Sein Publikum kommt nicht, um sich selbst zu zeigen oder für sich seine eigne Komödie außer der seinen zu spielen, noch anzusehen, kein Operngucker entführt ihm dessen Aufmerksamkeit, sein Publikum zerstreut sich nicht gegenseitig. Kommt ihm nicht die der seinen vereinte Kraft eines großen Mitdarstellers zu Hilfe, so kann ihm auch kein schlechter seine Sache verderben, und er braucht seinen Beifall mit keinem andern Menschen zu teilen. Er kann, was der Gedanke kann, seiner Darstellung kommt keine reale Beschränkung in den Weg; für seine Szene giebt es keine physische Unmöglichkeit; er kann, was die Natur

kann und was der Geist. Ihm steht eine Musik zu Gebote, gegen welche alle reale Musik plump und schwer, wie der Körper gegen die Seele gehalten u. s. w.

Die Erzählung nach a erzählt in der Regel die Dinge in derselben Reihenfolge, in der sie geschehen sind, zuweilen schaltet der Erzähler etwas Frühergezeichnetes ein, das Vorhergehende oder auch das Nächstkommende zu erklären. Immer aber ist es der Erzähler, der zu seiner Bequemlichkeit oder um des Verständnisses willen dergleichen thut. Der Erzähler stellt sich und sein Erzählen zugleich mit dar; er muß zugleich seine Erzählung beglaubigen. Hier ein episches Medium, mache es sich nun mehr oder weniger bemerklich. Bei b dagegen fällt dieses Medium als dargestelltes völlig weg; b erzählt nicht nach der Reihenfolge, sondern die Gesichtspunkte der Spannung des Effektes, der idealen Bedeutung (kontrastierende Parodie) bestimmen die Ordnung. b verfährt weit mehr indirekt als a; bei seinen Arrangements giebt der Erzähler nie einen Grund, warum in dieser Folge? wozu diese Szene? woher er dies weiß und dies. Das alles bis auf die letzte Frage muß der Vorgang selbst beantworten. a muß die letzte wie alle diese Fragen direkt erledigen, b braucht es nicht, denn hier erzählt die Geschichte sozusagen sich selbst, der Gegenstand konterfeit sich selbst wie eine Photographie. Bei a ist die historische Glaublichkeit, der Kredit des Erzählers ein Hauptpunkt; seine Geschichte muß überall bewiesen werden, bei b dominiert nur die ästhetische Zweckmäßigkeit.

Nun existiert noch eine dritte Art c, welche aus der von a und b zusammengesetzt ist und die Vorteile beider vereinigen kann, die psychologische Entwicklung, überhaupt die stete Darstellung innerer und äußerer Vorgänge, die Kausalität des Verstandes, die lyrische Innigkeit des Gemüths, auch die Gebrängtheit von a

mit der detaillierten Mimet, charakteristischen Ausmalung der äußern Erscheinung und dem erfrischenden Springen der freien Phantasie von b. Diese Art fügt den Reiz des Problematischen zu dem des genauen Durchschauens von Personen und begebenheitlichen Zusammenhängen, sie mischt nach Absicht des Erzählers Handlung und Begebenheit, das Leben des Geistes und der Natur, das Subjektive und Objektive im Gehalt und in der Form, sie erzählt eins, das andre läßt sie den Leser miterleben, wie es dem Zwecke dient. Erfüllt der Erzähler die ihm gestellte Aufgabe, zu unterhalten, so kann er belehren, erheben, bewegen, bilden, bauen und zerstören, gute Triebe zu stärken, schlechte zu schwächen suchen, raten, warnen, kurz alles, was und wie er will.

Der humoristische Roman aus der Vergangenheit

Es ist die Frage, ob der humoristische Roman nicht das Beste seiner Wirkung verliert, wenn er die Gegenwart verläßt und einer länger vergangnen Zeit sich zuwendet. Dies kann der Autor aus zweierlei Absichten thun, erstens um der Gegenwart, die ihm nicht gefällt, ein ideales Vergleichungsbild vorzuhalten, oder zweitens, umgekehrt des Lesers Behagen an der Gegenwart zu befördern, indem er ihr eine vergangne Zeit zur verschönenden Folie giebt. Es sind dies dieselben zwei Richtungen, die auch dem Roman der Gegenwart — sei es nun Absicht des Autors, oder geschehe es unbewußt — eigen sind. Man könnte hinzufügen, daß es noch eine Art des humoristischen Romans gäbe, die mit dem meisten Rechte die ideale genannt werden kann, nämlich die, die nicht eine wirklich dagewesene oder noch vorhandne, sondern eine Welt abspiegelt, die der Autor für eine wünschenswerte hält und gehalten wissen will, und die er abspiegelt, um

auf eine Neugestaltung oder Befruchtung der eben bestehenden nach Kräften hinzuwirken.

Aufgaben des heutigen Romandichters

Unsre Zeit hat einen gewissen Ernst und viel Substantielles; das Formelle ist ihr nichts, nicht das Wie, nur das Was interessiert sie, und den Humor verzeiht sie nur dem Ernste, in welchen jener sich mischt. Das Spiel des Humors mit sich selber gilt ihr nichts. Ja der Autor muß sich die Miene geben, als habe er die vollkommene Welt im Sacke und wollte nur erst ausräumen mit dem, was nicht da sein sollte.

Jeremias Gotthelf und Shakespeare

Bei Kiehl*) heißt es: „Der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist und nur des Poeten harret, der den Mosesstab besitzt, um ihn herauszuschlagen. Diese einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses und der Familie, das sind die Perlen, welche wir in unsrer glänzendsten Litteraturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo sie diese nicht mochten, kam höchstens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um sie aufzuheben und in seinen Schnappsack zu stecken.“ Es wäre nun leicht Stoff gefunden zu Erzählungen dieser Art; man braucht nur die Feinde und Verderber des deutschen Hauses aufzusuchen und durch die in unsrer Macht liegenden Mittel ihnen siegreich zu begegnen. Einen oder wohl auch gar zwei Beiträge habe ich bereits geliefert, ohne daran zu denken, daß es solche waren: „Zwischen Himmel und Erde“ und „Die Geiterethei.“ Die Ähnlichkeit, die Kiehl zwischen Shakespeare und

*) S. W. Kiehl, Die Familie.

Jeremias Gotthelf findet, liegt darin, daß beide die Naturgeschichte der Leidenschaften abhandeln und darin die Mittel zeigen, welche sie tragen, und direkt oder indirekt auf die Mittel hindeuten, welche sie heilen können. Der große Unterschied liegt in den verschiedenen Horizonten beider, dort der weite von allgemein menschlichen Typen des Staats- und des privaten Lebens in wenigstens dem Staatsleben entlehnten Rahmen, und hier das enge spezifisch schweizerische Bauernhaus.

Dickens Pickwickier

Motive, die eigentlich mit dem Charakter nichts zu schaffen haben, wie das Vorurteil Herrn Wellers senior gegen die Witwen, spielen bei Boz eine große Rolle. Sie amüsieren desto mehr; als liebenswürdige Schwächen sind sie zugleich Schmuck und Folie der sonstigen Tüchtigkeit. So ist der Schäfer, auch die Mrs. Weller ganz äußerlich, sie sind sozusagen nur der Phantasie präsentiert, und darin mag ein großer Teil ihrer angenehmen Wirkung liegen. Wären diese beiden Figuren dem Verstande und Gefühle des Lesers nur um etwas näher gebracht, so würden sie einen ganz andern Eindruck machen, es würde das Verkehrte uns beleidigen, statt daß sie uns, wie sie sind, belustigen. Es war in dieses Verhältnis Mr. Wellers, seiner Frau und Stiggins eine Spannung zu bringen, wenn es ernster ergründet wurde, aber alle Figuren hätten dabei verloren. So lernen wir sie nur beim Essen und Trinken und im äußern Kostüm kennen. Daher geht es dann mit den Umkehren und Sinnesänderungen desto leichter. Davon auch Zingle und Trotter Beispiele. Getrunken, gegessen wird denn in dem Romane sehr viel; Boz will die Menschheit besonders in ihrer Liebenswürdigkeit und das Leben in seiner Heiterkeit zeigen, und da der Mensch am heitersten, folglich am

liebenswürdigsten beim Essen und Trinken zu sein pflegt, so that er zweckmäßig daran. Man kann sagen: Essen, Trinken, Schwagen, Redehalten und Prügeln oder Prügelnwollen, darin besteht hauptsächlich das Detail der Pickwickier.

Der demokratische Roman

Der Roman des Heute ist der demokratische, im Gegensatz zum aristokratischen von sonst. Nicht allein der Preis, um den gerungen ward — Landbesitz mit patriarchalischer Tradition, adlige Geburt und Heirat —, sondern auch die Anstrengungen des Ringens hatten dort den ritterlichen Anstrich, dort kämpft mit dem Schicksal nur der ritterliche Mann, alles ist ritterlich; heute und hier ist's das abstrakte Geld und das Mittel ist bürgerliche Arbeit; alles ist hier etwas Abstraktes.

Ein epischer Widerspruch beim Bürger

Wenn es sich um neues Handwerkszeug und neue Produzierungsmethoden handelt, so geht der Handwerker äußerst ungern daran, sie zu benutzen. Trägheit, Gewohnheit und wer weiß was — was alles ihn mißtrauisch macht (wohl auch Mangel an Vertrauen auf die eigne Geschicklichkeit); dagegen ist er rasch für jede Neuerung im Staate. Ei nun, gelingt diese nicht, so hat er die Verantwortung nicht zunächst wie in seinem Handwerke, die Folgen, wenn übel, treffen nicht ihn allein. Was sein Handwerk betrifft, das hat mit seiner Phantasie nichts zu thun, da braucht er seinen Verstand, die dort zurückgebrängte Phantasie eignet sich nun an, was außerhalb seines Handwerks liegt. Wie gewiß geht er in seinem Handwerksstall, wenn er hingegen an Amerika und Auswanderung denkt, hat er eine ganz andre Art Wahrscheinlichkeitsrechnung.

— Zu den Widersprüchen epischer Natur gehören ferner die sogenannten Handwerkskniffe, die manches unter sich begreifen, was sich mit absoluter Ehrlichkeit nicht unter einen Menner bringen läßt; zunächst diese kleinen Gaunereien im Kontrast zur Handwerks- und bürgerlichen Ehre, sodann zu dem möglicherweise durchaus rechtschaffnen Charakter des Betreffenden als Mensch. Sodann der Handwerksstolz oder Geschäftsstolz, der es doch ertragen kann, Käufer zu locken. Ähnlich dem Widerspruch zwischen dem natürlichen Streben eines Weibes, unter die Haube zu kommen, und der spröden Sittigkeit, die doch selbst ein ehrbarer Werber und Bräutigam von seiner Auserlesenen fordert. Ein Knochen für Kasuistik, auszumachen, wo hier das Lobenswerte aufhört und das Tadelnswerte beginnt. Drei Mächte: Natur, Sitte (Zeitsitte, Meinung) und wirkliche Sittlichkeit sind hier in fortwährendem Grenzstreite begriffen. — Auch Standestugenden und Standesfehler gehören hierher. An manchen Berufsarten sprechen wir dasselbe als Tugend des Einzelnen an, was an andern ein Fehler heißen würde. So die Redlichkeit des Soldaten. Hier ist der Mittelpunkt des Urteils „Mut oder Feigheit,“ danach richtet sich das Urteil. Beim Handelsmann ist das Zentrum der Standesehre die Ehrlichkeit, beim Handwerker Geschicklichkeit. Alles, was auf den Mittelpunkt der speziellen Standesehre sich bezieht, gereicht zum Lobe oder wird wenigstens mit lindem Tadel belegt, der oft noch ein Körnchen Lob enthält. — So sehen wir im Leben immer zwei Zustände wechseln, die sich widersprechen, und denen die Konvention dennoch wechselnd Berechtigung und Platz giebt, den Zustand der Kultur und der Natur. So handelt der Mensch — und muß und soll es — bald als sittliche Person, bald als Naturkraft. Wer einen Krieg wie einen Zweikampf ausfechten wollte, würde als ein Don Quixote erscheinen, wer ein Duell

nach der Weise, die im Kriege zu Recht gilt, als ein roher Wilder. Und der Krieg selber; wie kommts, daß man „Menschlichkeit“ an dem Feldherrn rühmt? Wenn Menschlichkeit rühmenswert, warum Krieg und was mit ihm zusammenhängt nicht ein Gegenstand der Verwünschung? Wenn der unmenschliche Krieg erlaubt ist, warum wird ein Minimum von Unmenschlichkeit gepriesen? — Warum stört uns die Schlaueit, die ein sonst braver Charakter zeigt, nicht in der Freude an ihm? Nur die Güte gewinnt durch solches Zusammenwohnen, sie wird ein Verdienst, wo sich die Mittel zeigen, die ihre Existenz verhindern konnten. Es ist ein Beweis für den Reichtum ihres Grundes, wenn sie sich neben solchem Nachbar erhalten kann. Dann erscheint der Charakter uns auch wahrscheinlicher; nur Güte bei Einfalt erhält etwas Zweideutiges. Der Mensch, der alles in seiner Natur hat, was die ursprüngliche Güte absorbieren oder unmächtig machen könnte, muß ein größeres Maß dieser natürlichen Güte besitzen, als ein anderer, dem eben so gut sich zu zeigen, nichts von jener verhindernden Beimischung zu eigen ist



Bum eignen Schaffen





Mein Verfahren beim poetischen Schaffen*)

Mein Verfahren beim poetischen Schaffen ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärde für sich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so hab ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schiller, so hab ich ein strahlendes Rarmosin; bei Shakespeare ist jede Szene eine Nuance der besondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung, an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfährt ich nicht die Fabel, den novel-

*) Zuerst von Gustav Freytag in seiner „Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig“ betitelten vorzüglichen Einleitung zur Jantischen Ausgabe (neuerlich auch in den „Gesammelten Aufsätzen von Gustav Freytag“ 2. Bd.) dann (vervollständigt) in den von M. Heydrich herausgegebenen „Nachlasschriften Otto Ludwigs“ (1. Bd. S. 134 bis 186) abgedruckt.

listischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus, schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Szenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Szenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduzieren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebne nur ein toter Buchstabe. Nun geb ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandne mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Kausalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ohngefähr aus, wie ein Hebbelisches Stück, alles ist abstrakt ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwicklung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von psychologischen und charakteristischen Zügen, pragmatischen und höhern Motiven. Ich könnte es nun so lassen, und vor dem Verstande würde es so besser bestehn als nachher. Auch an zeit-

gemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches Kunstwerk, auch die Hebbelischen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum, dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverbauten Stoffe noch anmerkt; das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht. Nun mach ich mich an die Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre es bloß aus dem Instinkt hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstrakte wird in Konkretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstrakte Bemerkungen über ihre Entwicklungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht, z. B. wie Antonio in der „Julia“ beiseite sprechend, völlig abstrakt alle die Momente des Eindrucks von der Erzählung von Julias Tod auf ihn ausspricht, z. B. „Ich glaube, du wünschst, sie sei aus Schmerz über dich gestorben, und dergleichen. Man muß an der Gebärde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürrn Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich, und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen Entwicklungsmomente, die sozusagen ohne Wissen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es ist nicht allein technisch schwer, sondern es verlangt auch

wenigstens im Anfang einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihensfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinierte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dies bei leichtern psychologischen Momenten, bei den ersten Reimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selbst später erst klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden, die die Oberfläche der Rede oft nur so leicht affigieren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt. So ist's mit dem Charakterisieren; bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigne Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, der die Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all dies absichtliche, abstrakte Ausstramen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Personen soll man für Menschen halten, sie müssen sich also doch einigermaßen als Menschen gebärden. Wenn ein Schicksal auf uns Eindruck machen soll, darf es doch kein Theaterschicksal sein. Solche Charaktere giebt es, die sich und ihre Entwicklungen stets selber beobachten. Warum soll der Dichter nicht auch einen solchen zeichnen? Er darf aber nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist, und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verbergen. — So dacht ich in

meiner Isolierung. Meine poetischen Menschen macht ich, wie ich die Menschen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus solchen Menschen besteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die absichtlichen und unabsichtlichen Verkleidungen in das Innre dringt, der mehr auf die unwillkürliche Gebärde der Rede merkt, als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf seines Gegners Auge, als auf seinen Arm, eine Sonntagskindergabe ist, die sich nicht anbauen, nur ausbilden läßt.

Das Farben- und Formenspektrum

— Nun ist mir das Rätsel meines frühern Schaffens psychologisch gelöst. Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellte, entweder ein tiefes, mildes Goldgelb, oder ein glühendes Rarmosin. In dieser Beleuchtung wurde allmählich eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll eine Stellung, d. h. die Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts andres, als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr Hauptsache, d. h. diese genau begrenzte lebendigste Anschauung eines Menschen in einer gewissen Stellung, daß, sowie das mindeste daran unbestimmt wurde, meine Fabel und meine Intentionen sich verwirrten, und ich selber nicht mehr wußte, trotz möglichst detailliert aufgeschriebnen Planes, was ich wollte, wo dann, wenn ich mich zum Arbeiten doch zwang, die Einzelheiten für sich selbst sich ins einzelnste zerfielen, und eine Menge Detail hineinschwoll in üppigster Anarchie. Jenes Farben- und Formenspektrum, welches mich solange es in klarster Sinnlichkeit dastand, in jedem Augenblick und in den heterogensten Umgebungen und Beschäftigungen wie ein Mahner umschwebte und mein

ganzes Wesen in Aufregung setzte, in einen Zustand, ähnlich dem einer Schwangeren, der Geburt nahe und in der Geburtsarbeit, ein liebend Festhalten und doch Hinausdrängen des, was vom eignen Wesen sich losgelöst hat, Ding für sich geworden ist. Nun weiß ich, was jene Gestalt und ihre Gebärde war; nichts andres als der sinnlich angeschaute, tragische Widerspruch; der eine Faktor die Gestalt, die Existenz (der Grund davon), der andre die Gebärde. Der sinnlich angeschaute prägnante Moment, in welchem am schärfsten Kontraste die Einheit erscheint. Sonderbar, jetzt wo ich von dem allgemeinen ausgehe, von den Gesetzen der Gattung, wie sie mir ein sorgfältiges Studium gelehrt, folgt jene Erscheinung, jenes Spektrum der Feststellung des Planes oder dem vollständigen Entwurfe der Fabel. Mein Albrecht stellt sich mir nun als solches psychologisches oder vielmehr pathologisches Formen- und Farbenspektrum dar, als eine sanfte Existenz in gewaltsamer Gebärde (Zorn in Gestalt von Leiden), — die Agnes als sittige Gestalt in leidenschaftlicher Gebärde. Resignierter Troß auf dem Grunde der Humanität, leidenschaftliches Bedürfnis auf dem Grunde ruhiger Schönheit. Der Erbsörster, der Judah und die Lea, auch selbst die Heiterethei schwebten mir in solchen Anschauungen vor, das glühende Gefühl für Recht im Momente, wo es Unrecht thut; darin liegt alles Vorher und Nachher. Beim Anhören einer Beethovenischen Symphonie stand dies Bild plötzlich vor mir, in glühend karmosinem Richte, wie in bengalischer Beleuchtung, eine Gestalt, die mit ihrer Gebärde im Widerspruch, ohne daß ich noch wußte, wer die Gestalt, noch was ihr Thun sei. Das wurde mir erst allmählich klar, wie die Fabel entstand, wobei mein Wille und alle bewußte Thätigkeit sich ruhig und passiv verhielten. — Weiläufig: Mir scheint, als ob die Sinnlichkeit der Darstellung, welche

die naiven Dichter, besonders Shakespeare charakterisiert, hauptsächlich Resultat der Kontrastierung sei. Von unten auf zu beginnen, von der ersten und engsten, d. h. auf dem kleinsten Raume vollzogenen Synthesiß des Allgemeinen und Besondern, vom uneigentlichen Ausdrucke — so ist dieser um so sinnlicher, je größer der Kontrast zwischen Sache und Bild. Zu dem Kontrast in der Metapher ein Beispiel in Romeo: „das Grabmal, das seine Marmorkiefern öffnet, den wieder auszuspeien,“ der eingesargt gesehen wurde. In dem Worte Marmorkiefern ist der Kontrast zwischen Sache und Bild durch die engste äußre Vereinigung beider gesammelt. Der Kiefer, ein bewegungsfähiges, tierisches Glied, und der Marmor, die schwere tote Naturmasse. Ein anderer Kontrast, der z. B. die Volksbücher so sinnlich wirksam macht, ist der Antagonismus zwischen den hanebüchensten, drastischsten Situationen, den wunderbarsten Erfindungen und der kühlen nüchternen Darstellung in der Sprache. — Künstlerisch trefflich ist der Kontrast des wahren Verhaltes und des vermeinten im Othello. So baut sich eine in sich einheitliche Welt aus Kontrasten auf. Die Metapher ist der Baustein dazu.

Gefahren der Reflexion

— Nun endlich kenne ich meinen Feind genau von Ansehen und Namen; er heißt: zu große und fortwährend wirkende Neigung zur Vertiefung des Verstandes. Damit hängt der Gang zusammen, Figuren und ihr Handeln, den ganzen Vorgang in Detail zu zerlegen, statt sie daraus aufzubauen. Statt die auseinandergelegten Teile nun zusammenzufassen, zerlege ich sie von neuem; nun habe ich eine Anzahl von kleinen Motiven, so groß, daß mein Überblick nicht

mehr die für die Darstellung wesentlichen herausfinden kann. Der Fehler kommt daher: Meinen ersten Versuchen fehlte, daß der überblickende Verstand nicht im Gleichgewichte mit Phantasie und Empfindung stand. Dem abzuhelpen, gab ich dem Verstande wiederum durch Übung ein lähmendes Übergewicht gegen jene andern Kräfte. So verlor er die Natur des intuitiven Verstandes. Immer weiter auf dem Irrwege, der vielleicht ein notwendiger war, faßte ich als Aufgabe des Dichters, den reflektierenden Verstand zu überzeugen. Da nun doch Phantasie und Empfindung noch nicht so geschwächt waren, diese Tyrannei schweigend zu erdulden, schollen mir meine Pläne ins maßlose an, und fühlte ich bei möglichster Kausalität bis in das kleinste hinein, je mehr der Verstand sich befriedigte, eine Unbefriedigung des ganzen Menschen. Über dem zweck- und ziellosen Herüber und Hinüber verlor ich Hoffnung, Lust und Kraft. Es war ein ähnlicher und entgegengesetzter Irrtum wie der der sentimentalischen Dichter, die ihren eignen Affekt an die Stelle des Dargestellten setzen (das Äußerste darin Tell's Monolog, wo der Dichter erregt und die Person ruhig ist), die Empfindungen, die die Person haben sollte, selbst haben und dafür die Reflexionen, die der Dichter machen muß, der Person geben. So sollten meine Personen den Verstand unmittelbar orientieren, d. h. ich legte die Reihe der Ideen, die dem Vorgange zu Grunde liegen müssen, in den Vorgang selber; der Dialog bestand fast aus lauter Beziehungen auf dieselbe, der Dialog der Personen sollte zugleich eine fortwährende Verständigung zwischen dem Verstande des Dichters und dem des Zuschauers auch über die kleinsten Motive des Vorgangs, über die Intentionen des Dichters mit diesen Motiven sein; während doch hier Totalität sich an die Totalität des Zuschauers wenden soll.

Apollonius in „Zwischen Himmel und Erde“

Im Apollonius (Zwischen Himmel und Erde) ist die Scheu vor Belastung seines zu zarten Gewissens — ähnlich wie bei manchen Frommen die Angst vor dem Zweifel — zur Leidenschaft geworden, die seinen Verstand verdunkelt. Meine Absicht war das typische Schicksal eines Menschen darzustellen, der zu viel Gewissen hat, das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders, der das typische Schicksal des Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnlichen soll. Dann die Wechselwirkung, wie der zu gewissenhaft angelegte den andern immer schlimmer, dieser jenen immer ängstlicher macht. Es ist des Allzugewissenhaften, des gebornen sittlichen Hypochondristen — und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten — typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Rachenjammer hat von den Räuſchen, die sich andre trinken.

* Sommerreise im großen Garten zu Dresden *

Auf einem Frühspaziergang im großen Garten kam mir der Gedanke zu einem „Tagebuch während einer Sommerreise im königlichen großen Garten zu Dresden. Von u. ſ. w. —“ Es würde ein harmloses humoristisches Buch, im fingierten Charakter eines alten närrischen Rauzes von großer Liebenswürdigkeit und gleicher Naivität werden. Begänne mit einem Briefe an einen Freund, an welchen auch die Tagebuchaufsätze gerichtet sind. Im Briefe, was ihn zu der Reise bewogen. Den Abend in einem spießbürgerlichen Bierhaus ist von Reisen die Rede. Den Helben überfällt eine Sehnsucht zu reisen. So soll er doch, er sei reich und habe nichts zu versäumen. Nichts zu versäumen? Er! Nun er schreibt schon seit zwanzig

Jahren jeden Tag zu verschiednen Stunden die Barometer- und Thermometerstände, nebst Richtung des Windes, Beschaffenheit der sichtbaren Atmosphäre, die Sternensstellung u. s. w. auf; das ist eine Gewissenssache geworden. Eine Lücke. Reflexionen über Gewohnheit in Lebendigem und Unlebendigem. Das Verwundern und verschwiegne Lachen u. s. w. bringt ihn auf, daß er in dem Briefe ganz in Leidenschaft gerät, die Leute schlecht macht; sie haben nur für das und das Sinn. Sie würden u. s. w.! Aber bald legt sich die Hitze, und des Schreibers Liebenswürdigkeit zeigt sich in schönster Weise. Er rehabilitiert die vorher Gelästerten und thut wieder zu viel im Guten. Auf dem Nachhausewege fällt ihm ein: unter Umständen ist das Kleine das Große, wie Stifter nachgewiesen, ein Steinchen u. s. w., warum nicht auch solch eine Reise im kleinen, wenn nur recht behandelt. Heimgekommen weckt er Frau, Töchter und Söhne; die Schlafgemächer haben Verbindungsthüren, im Zentrum des gesamten Raumes, wo er allen deutlich werden kann, hält er eine Rede und kündigt seinen Vorsatz an, der nach einigen Widerreden oder vielmehr Einwendungen und verhaltneim Richern acceptiert wird. Romisch, wie er die Sache mit sanfter aber fester Gewalt betreibt. Einblick in dies Familienleben. Seine sämtlichen Angehörigen haben mehr Welterfahrung und praktischen Verstand als er und übersehen ihn von dieser Seite, aber seine Güte und Liebenswürdigkeit beherrscht alle, ohne daß er weiß, welches der Zauber ist und sich immer darüber täuscht; denn er meint im Gegenteile, sein Verstand, seine Erfahrung, Menschenkenntnis imponiere ihnen. Er errät, meint er, ihre Gedanken und zeigt ihnen das; sie lassen ihn dabei. Seine theoretische Kenntnis des Menschen ist auch groß, aber ihm fehlt gänzlich Kenntnis der Menschen; er mißt alle nach sich und sieht überall Güte und freut sich darüber; er weiß

alles zu entschuldigen, seine Menschenliebe und Menschenachtung sind rührend. Er ist hitzig und dann zu nachgiebig; die jüngste Tochter sagt: Ich will dich böse machen, Väterchen, damit du mir u. s. w. Wieso? Erklärung. Er freut sich nun; sie hat seinen Verstand und Durchblick. Der Leser muß leicht zwischen den Zeilen lesen können. Einmal schreibt er sich in die Hitze über die Verdorbenheit der Zeit gegen früher, dann wieder umgekehrt verteidigt er die Zeit gegen die albernen Ankläger derselben, die nicht wissen, was sie wollen, und erhebt sie auf Kosten früherer Zeiten. Er wird ordentlich persönlich dabei. Nun, was könnt ihr darauf sagen? Nichts. Das wußte ich! Er sieht siegreich umher. Das Tagebuch ist datiert von verschiedenen Bänken und Wirtschaften. Das Alltäglichsie ist so wichtig als das Wunderbarste, die nächste Nähe wie die weiteste Ferne. In diesem Geiste, nur neu und selbst gesehen — denn das ist die Hauptsache —, er kommt auch hier in hitzigen Streit mit Widersachern, die nicht zugegen, und die er daher zu seinem Jubel auf das tüchtigste abführt. So wird das Gewöhnlichste zum Abenteuer; dabei hat er seine Lust an seinem Bedienten, einem frischen Menschen, der mit allem fertig wird. Er stellt ihn auf die Probe: Und wenn wir nun da wären? und wenn nun das geschähe? — Nein, der Bursch verliert seine Geistesgegenwart nicht; er fällt auf seine Füße, wie man ihn auch werfen mag. Der Leser wird wohl gewahr, daß auch der Diener den Herrn zum besten hat, aber auf die gemüthlichste Art und ohne den mindesten Mangel an Achtung; er gehört mit zu der Familie; er hat die lustigsten Einfälle. Nun finden sich noch andre, ihm Fremde zu seiner Gesellschaft; warum nicht? so ist's ja auf Reisen, und das gehört zu den Reizen; man ist im Auslande wie eine Familie, dann geht man auseinander und sieht sich vielleicht nie wieder. Nun treten die Töchter

und Söhne und die Fremden scharf modelliert aus dem Rahmen heraus; geschickte Kontrastierung. Das Ganze wird ein verwickelter, spannender Roman. Äußerste Kunst der Anordnung muß die unbefangenste, absichtsloseste Natur scheinen. Es giebt auch pathetische Szenen, aber mit komischen im anziehendsten Wechsel. Eine Botschaft zeigt ihn nahe dem Ruin. Die Fremden sind Liebhaber und Liebhaberinnen seiner Töchter und Söhne. Ein alter Schmerz spielt mit herein; die Fremden sind Kinder des, der ihn einst kränkte, und die nun ihn allmählich mit ihren Eltern versöhnen sollen; dazu die Gefahr des Ruins u. s. w., es zeigt sich zuletzt, daß ein Faden durch das alles geht. Die vorläufige Geschichte der Kinder meldet er gelegentlich in Briefen oder auch gleich in dem großen Tagebuchsbriefe. Zuletzt wird er auch noch auf seine Frau eifersüchtig, weil der Liebhaber einer seiner Töchter so lebhaft und viel mit ihr konversiert. Er beobachtet die Leuten, beschreibt ihr Thun, das den Leser das Wahre ahnen macht, bei eingestreuten Reden, die er selber anders auslegt, je nach einer gleich im Anfang vorgebildeten Meinung, mit der er alles, was er gewahr wird, in Harmonie zwingt und dadurch in seinem Vorurteile noch bestärkt wird. Manches wird ihm nur verblümt, als mit andern geschehen oder geschehend, die Lage der Leuten als die Lage andrer vorgetragen, doch immer so, daß der Leser es versteht; so wird bald analytisch bald synthetisch das Ganze aufgebaut. Er hat ein unbedingtes Vertrauen zu den Seinen; das hat er ihnen von Anfang gezeigt und wirklich sie so gezwungen, sein Vertrauen immer durch ihre Handlungsweise zu rechtfertigen, was auch nun geschieht. Wie die Sache zu deutlich daliegt — aber noch das Ende fehlt —, da beginnt er zu ahnen, da thut er sich auf seine Durchsicht was zu gute und meint zuletzt noch, alles gemacht zu haben. Er findet vielleicht, an

einen hier kürzlich vorgefallenen Selbstmord denkend, einen jungen Menschen auf einer Bank am Bache, der ihm verzweifelt erscheint. Er nimmt sich in der Meinung, der will sich ertränken, hört immer Andeutungen darauf, die er beantwortet: Nichts da Herr! u. s. w., des Jungen mit seiner ganzen Menschenliebe an, wobei er immer auf die Menschen räsonniert, ein steter Widerspruch in ihm, er läßt ihn diesen Tag nicht von sich. Obgleich der nicht ans Ertränken dachte, thut doch der Held die beste Wirkung auf ihn. Vielleicht ist eben das das Anliegen des jungen Menschen? der die Heirat nicht will, ohne die Leute zu kennen, und der nun nachgiebt, da er vielleicht ein ungünstiges Vorurteil durch Kennenlernen verliert. So wäre es vielleicht besser, wenn des Helden Menschenliebe und Trieb zum Helfen, seine Heiterkeit u. s. w. die ganze Gesellschaft selbst zusammenbrächte. Es wäre das besser, als wenn die Töchter es hinter seinem Rücken leiteten — im Gegenteil, sie müßten ihn noch bitten, jene zu entfernen, laufen zu lassen. Kennt ihr sie? Nein. Bald aber kommt es ihm doch so vor. Er belauscht einige Gespräche, die alleinstehend nichts verraten und nur spannen; vielleicht lauscht der vermeintlich Gerettete mit (nicht eigentlich lauscht; sie sind zufällig Zeugen); auf diesen scheint die Sache ebenfalls Eindruck zu machen, wie der Leser merkt, der nicht dieselbe Erklärung bei der Hand hat, wie der Held. Zwei junge Leute stört er im Duell und bringt sie auseinander, ja versöhnt sie endlich, da er sie nicht von sich läßt. Der scheinbare Selbstmörder ist vielleicht gekommen, das Duell zu hindern; er will deshalb nicht beim Helden bleiben, der ihm nun folgt und ihn nicht läßt, bis er zuletzt als Psychologe — sein Stedenpferd — an dessen Benehmen merkt, er ist „der Menschheit wieder geschenkt.“ Vielleicht ist ja er von seiner Sorge befreit, aus einem Kausalgrund der Geschichte werde darauf

gewiesen. Wie der Held das Duell verhindert — wo der Selbstmörder bei der Dame, die ihn im Auftrag nicht losläßt —, will dieser nun beobachten, verständigt sich mit dem Helden, daß er nicht zu reden braucht, um unerkannt zu bleiben. Die Duellanten find's und seine Tochter, die nicht entscheidet, weil; zuletzt bringt sie der Held dahin, die Dame wählen lassen zu wollen, die er nicht kennt; er will's machen, oder der Selbstmörder soll es. Nun muß er fast glauben, seine Frau ist der Zankapfel — nicht alt. Nun gerät er selbst in Rage. Nun macht der Held vom Anfang seine Kombinationen, die wunderlichsten Romane, und danach seine Pläne, alles zu schlichten.

Gelingt es nun, die Sache so zu behandeln, daß dem Leser selbst vorkommt, als habe er eine Reise mitgemacht, so ist das desto besser. Der Held hat übrigens viele Kenntnisse. Eine Hauptsache, daß, obgleich er sozusagen der Dürpierte, er doch nie gering werden oder in des Lesers Augen verlieren darf. Vielmehr, je mehr er der ist, desto mehr müssen wir durch sein Benehmen gezwungen werden, ihn hochzuachten und stets unter allen Verhältnissen ihn zu lieben.

Also Zeitfaden bei Erfindung der Begebenheit. Warum verbirgt man ihm die Liebe — die übrigens keine geschloßne, weil die Mädchen ohne Vater nicht für sich ja sagen. Wenn der Vater genehmigt. Warum aber ist das die Frage? Es muß etwas in der Vergangenheit liegen, warum die Liebhaber sich ihm nicht nennen, sondern erst unbekannt nähern. Nun muß etwas geschehen, wodurch sie seine Dankbarkeit verdienen, etwas, wodurch sie sich als andre erweisen, als er aus vorhin angedeutetem Grunde geneigt ist sie zu halten. Vielleicht hat er in seinem Herzen schon im voraus vergeben, was er sagt, indem er diese Vorgeschichte exponiert, aber sie wagen nicht, das zu glauben, und von diesem Punkte hat er selbst seiner

Familie noch nie gesprochen, was auch diese geneigt macht, an sein Nichtvergeben zu glauben.

Ob der jugendliche Held durch die Bravheit und Arglosigkeit des Haupthelden gerührt und beschämt, diesen weiter zu täuschen, ihm die Komödie gesteht? Kontrast des wahren Verhaltens mit des Haupthelden Meinung von seinem Scharfsinn, und wie er durch Bewundrung dieses bei sich selbst in Kredit erhalten wird und in seiner Dankbarkeit dafür sich erhält. — Der Roman könnte zugleich (scheinbar) in Italien und wer weiß wo noch sonst spielen. Vielleicht in Amerika, Indien und am Kap der guten Hoffnung. Fremdeste Sitten und Landschaften!

* Eine Künstlergeschichte *

Die Anekdote von Haydn: „Wie kommts nur, daß Ihre Kirchenmusiken alle so lustig sind?“ Haydn: „Ja schauns, wenn ich an meinen Gott denke, da jubelts allemal in mir“ (oder so ähnlich!) in eine kleine Novelle umgekehrt, worin die Angstfrömmigkeit, die immer einen Etiketteverstoß zu begehen fürchtet und die eigne Unliebenswürdigkeit, den eignen Hochmut auf ihren Gott überträgt, in ihrer Christunähnlichkeit der wahren Haydnischen Frömmigkeit zur Folie untergelegt wird. Seine Neidlosigkeit, der Charakter seiner Kompositionsweise. Dabei müßte die ganze Novelle sozusagen von Haydn oder in Haydnischer naiver, schlichter, heitrer Grazie gesetzt sein; sie muß ein Echo der Wirkung Haydnischer Musik werden. Durchaus nicht auf Spannung oder sonst Dραstik berechnet, sondern wie ein Haydnisches Allegro mit Adagiosätzen, gedankenhaft über ein gewisses Thema in Wiederkehr in selber und veränderter Gestalt. Die Kunst ein heiter Gottgeschenk, davon die Zinsen in der Erheiterung, Tröstung, Erhebung u. s. w., kurz in wohlthätigen Wirkungen

auf die Mitmenschen bezahlt; das ist die Religion des echten Künstlers, eines Handn. Die Verwirrung der geistlichen Eitelkeit und der künstlerischen Hypochondrie, alle falschen Mittel erscheinen absorbiert.

*** Hindernisse und Vorbedingungen für einen Roman ***

Man muß seiner Kunst und seinem Vermögen etwas zutrauen. Ich muß sehen, daß ich meine neue Theorie der Erzählung auf wenige und einfache Grundregeln zurückführe, in welchen die andern enthalten sind. Gesteigerte Wirklichkeit und damit Steigerung der Wirkung. Allein ich werde mehr zu vergessen haben, als zuzulernen. Vergessen muß ich das Streben nach idealer Komposition, das heißt das Absichtliche, unter welchem jetzt das mir Wichtigere leiden könnte; das Mühen um ideale typische Charakteristik, die Einheit der Leidenschaft, der Situation, des Motivs, des Totaleindrucks, die spezifisch dramatische Charakteristik, die auf das Handeln, also auf Darstellung der handelnden Mächte, der handelnden ethischen Seite des Charakters, desgleichen auf die primitiven Motive geht. Dann muß ich vergessen die Ängstlichkeit, mit der ich, was mir einfiel, prüfte, ob es einer ganzen Schar von Erfordernissen genugthat, das Mißtrauen auf meine Detaillierkunst. Ich darf nicht mehr mich vor dem Ungewöhnlichen fürchten. — Ich muß wieder unmittelbar zu Werke gehen wie sonst. Mühsam zusammenreflektierte Charaktere sind sehr schwer in Bewegung zu bringen und behalten etwas Automatenartiges. Hier kommen wir immer wieder ins dramatische Geleise, das wir ja eben verlassen müssen. Die Konzeptionen können äußerst einfach sein, und die ganze Ausmalung lediglich durch Behabedetail bewerkstelligt. Der dramatische und der tragische Widerspruch im Charakter ist (für die Erzählung) nicht nötig. — Noch

etwas, das ich zu vergessen, ja aus dem unmittelbaren Gefühl wegzuwischen habe, ist die Rücksicht auf Konzentration der Zeit und Sammlung des Ortes — im Romane, wo ich mich nunmehr bewegen will, nicht allein unnütz, sondern geradezu schädlich. Der einfachste Einfall, der mir kommt, ist schon von jener Rücksicht episch verkümmert, ehe ich mich warnen kann. Auch Zeit- und Ortwechsel muß beitragen, dem Romanhelden das Imposante nehmen zu helfen und es der Welt zu geben. —

Es scheint ein Widerspruch, daß ich an Dramen wie „Narciss“ das Vorrwiegende der Kombination und das Streben, den dramatischen Effekt auf künstliche Kombination zu bauen, tadle und im Roman verlange, daß die Kombination der Begebenheiten als das Leitende erscheinen soll. Muß nicht das Substanzhafte, Notwendige hier wie dort vorwiegen? Jawohl. Aber einmal liegt das Substanzhafte des Romans, das Notwendige auf Seiten der Situation, des Begebenheitlichen, dort aber auf der innern, der geistigen ethischen Seite. Wenn im Drama soviel Kombination, so bleibt kein Raum für die Existenz; der Fehler ist eben, daß ein episches Kunstmittel in das Drama eingeschwärzt ist. Im Roman wird nicht in der Begebenheit und nur dadurch, daß sie erzählt wird, der Charakter des Helden gezeichnet, sein Thun und Leiden ist nicht wie im Drama das Ereignis selbst, sondern geht, von diesem getrieben, neben dem Ereignis her. Ein Ereignis und einen Charakter, der dies Ereignis nicht macht, genügend nebeneinander zu individualisieren ist der Raum des Dramas zu eng. Nicht aber der Raum, den der Roman einnehmen darf; abgesehen davon, daß, wenn es auch möglich wäre, jenes Nebeneinander im Drama genügend durchzuführen, das heißt in Romanes-weise, auch die eigentümliche Spannungskraft des Dramas in dieser Behandlung fehlen würde. Also

im Roman ist jenes Nebeneinander und das Bedingtsein des Helden wie der Begebenheit, ohne gleiches und überwiegendes Bedingtsein der Begebenheit (Ereignisses) durch den Helden eben die Forderung. Dort ist der ethische Charakter des Helden die Hauptsache, das Treibende, daher müssen wir ihn genau kennen lernen, um diese Notwendigkeit zu begreifen; hier ist die Begebenheit die Hauptsache, und wir müssen als Notwendigkeit empfinden, daß der Held sich von ihr treiben läßt. Der Romanheld muß daher mehr äußerlich, in kleinen Zügen gezeichnet sein, das Detail in seiner Zeichnung überherrschend sein, wenn etwas von Individualität in ihm zur Anschauung kommen soll, da nicht das eine, womit er initiierend das Ereignis ins Dasein stößt, sondern die vielen Punkte, an welchen die Begebenheit in seinen Mechanismus greift, ihn zu bewegen, die Konstruktionspunkte seines Charakters sind. Dazu gehört, wenn es nicht absichtlich erscheinen soll, ein weiter Raum. — — —

Mein Verhältnis zum „provinziellen“ historischen Roman

Nun versteh ich erst ganz die Ausstellungen, die man gegen meine Sachen macht, man begreife nicht, wie die Menschen so seien, es fehle ihnen der Boden, der die menschliche Natur (allgemeine) ebenso modifiziere. Und wirklich! diese Erbfürster, Weiler, alte Nettenmair, Heiterethel sind Figuren, die durchaus in einen gewissen individuellen Raum und in ebensolche Zeit gehören und sind in diesem Sinne prächtige Figuren für den provinziellen historischen Roman — wie ich diesen definierte.

Freilich ist die Kenntniss der allgemeinen Menschen- natur (und diese ist für das Drama maßgeblich) und

ihrer Erscheinung, Temperamente, Leidenschaften der Grund der Charakterproduktion; dazu gehört aber das Studium einer besondern, provinziellen Natur bis in ihr Tiefstes, wo Menschengeschichte, Lage, Klima, Vegetation, Nahrung, Beschäftigung, Tradition, Geschichte, Sage, Konfession, Bildungsstand u. s. w. einander gegenseitig erklären; jene Kenntniß und diese verhalten sich wie das Studium des Arztes u. s. w. auf der Universität und die medizinische Praxis. Dann wird lebendige Historie, was sonst nur grelle Tapetenbilder abgiebt.

* Für einen künftigen Volksroman *

Ich werde mir meine Arbeit sehr erleichtern, wenn ich mich gewöhne, den Schwerpunkt der novellistischen Darstellung nicht mehr in die Charaktere und ihre Entwicklung zu legen, was denn überhaupt mehr der dramatischen Poesie zukommt. Die Begebenheit muß die Hauptsache werden. Ein Aufstres, einen Besitz, sozusagen als Ziel oder Lohn zu erreichen oder andre zu hindern, dies zu erreichen, setzen sich eine Anzahl der verschiedensten, in Rang, Bildung, Stand, Geschlecht, Alter, Charakter, Temperament, Gesinnung, Kraft, Eifer mit einander kontrastierende Menschen in Bewegung, ein Kampf, der mit dem Siege eines oder eines Theiles der Bewerber und der Unfähigkeit der andern, den Besitz weiter streitig zu machen, also mit einem Zuruhekommen der erregten Kräfte (und damit der Sympathie des Lesers, die zu gewinnen die endlichen Sieger von Anfang angelegt) endet. Nun sei dieser Besitz ein individueller, benannter oder ein allgemeiner, wie im biographischen Romane. Hier ist das Allgemeine, was wir Lebensglück, unabhängige Stellung, häusliches Glück, Anerkennung, Wirkungskreis u. s. w. nennen, der Besitz, der dem Helden als

endlicher Lohn für Kämpfe und Leiden zu teil wird. Der Mannigfaltigkeit der Mitspielenden entspricht eine Mannigfaltigkeit der Szene: Land, Stadt, Hütte, Palast, Norden, Süden, Gebirg, Thal; ebenso der Hintergründe: Friede, Krieg, die verschiedensten politischen Stimmungen; Traditionen. Und ebenso entwickeln sich an den Mitspielenden die verschiedensten Seelenzustände und Körperzustände: Wahnsinn, Trunkenheit, Blödsinn, Gewissensleiden, Geisterfurcht, Lust, Schmerz u. s. w. und Eigenschaften: Mut, Verwegenheit, Furchtlosigkeit, Energie, Indolenz, Treue, Hinterlist. Darein klingen Sagen, Volkslieder u. s. w.

Immer wird *ceteris paribus* das Buch mehr Glück machen, in welchem die angenehmen Ingredienzien der Sympathie überwiegen; wenn uns ein guter Teil der Personen gefällt; wenn im ganzen Kraft, Güte, Edelmut das Entgegengesetzte überwiegt; sittliche Gerechtigkeit das Ganze ordnet; wenn nicht Schlechtigkeit und Schwäche in denselben Personen Ekel erregt und die gutmütige Schwäche durch komische Darstellung gehoben wird.

Die Hauptschwierigkeiten finde ich jetzt im Dialoge, in dem Teil der Darstellung, der mir, als ich anfing zu schriftstellern, der leichteste war. Ich fürchte mich immer, meine Leute über ihre Bildung sprechen zu lassen und gleichwohl nicht allen Gehalt an die Wahrheit des Lebens hinzugeben. Den Grund finde ich darin, daß der Bildungsgrad der Personen in meinen letzten Arbeiten nicht bloß ein äußres Charakteristikum, sondern ein zur Motivierung des Ganzen wesentliches Moment ausmachte. Nun trat allerdings ein Bruch ein. Ließ ich die Personen über ihre Bildung hinaus sprechen, so hob ich die Notwendigkeit ihres Thuns auf, die pragmatische Wahrheit; hielt ich diese letztere fest, so mußte der Dialog es durch Gehaltlosigkeit entgelten. Ich mußte daher nach Seelenzuständen suchen,

deren Äußerungen naturgemäß poetischen Gehalt zuließen, gewaltsam erhöhte durch Leidenschaft und Situation. Den Fehler, daß der Gehalt der Reden der Substanz des Handelnden widerspricht, findet man bei allen Dickens'schen Volksfiguren. Sie sind mehr Abstraktionen als wirkliche Menschen, daher haben sie keine Zurechnungsfähigkeit. Soviel ich weiß, ist Goethe der einzige, der die Abstraktion so ganz mit individuell menschlichem Gehalt zu sättigen wußte, daß seine poetischen Personen die Vorzüge von beiden haben, ohne die Mängel beider. Am schlimmsten ist es bei Schiller; so oft er versucht, seinen Abstraktionen menschlichen Inhalt zu geben, hebt er die Abstraktion auf, weil der menschliche Inhalt, den er ihr geben will, ihr widerspricht. Am auffallendsten und häufigsten wird dieser Mangel im Wallenstein sichtbar und besonders in Wallenstein selbst. Nicht allein ist der Wallenstein sich selbst unklar, er ist es auch dem Dichter.

* Zum „Colten Heinrich“ oder „Das Wirtshaus am Rhein“ *

Bei meinem „Wirtshaus am Rhein“ wird mir dieser Unterschied [des Dramatischen und Epischen] recht deutlich. Das natürlichste ist, die Schuld der Heldin als reinen, schlanken Wankelmuth anzusehen. In Shakespeares Weise müßte die Tragödie nun nicht das Schicksal einer gewissen Person, die durch einen Akt des Wankelmuths untergeht, sondern überhaupt das Schicksal des Wankelmuths darstellen. Was ist das Schicksal des Wankelmuths? Das, daß am Ende kein Mensch mehr seine Existenz an die des Wankelmütigen anknüpfen mag, daß die Person, welche bald den einen bald den andern vorzog, zuletzt keine Wahl mehr hat. Dazu, weil jede Charaktereigenschaft durch Gehenlassen,

Gewährenlassen wächst, daß sie immer wankelmütiger wird, immer schneller wechselt, bis entweder niemand mehr zum Gegenstande dieses Wechsels sich hergiebt oder der, an den sie sich durch Bande gebunden, die die Treupflicht einschließen, sie dafür straft, wobei sie innerlich schon durch die Gebundenheit leidet. Um die einmal erfundene Geschichte nicht wegwerfen zu müssen, muß man nun schon nach einer bedingtern Formel der Schuld sich umsehen und die Hauptbedingung zum treibenden Motive des Charakters und Hauptmotive des Stückes machen. Die Heldin (Lotte) giebt sich e'ner neuen Liebe hin, während die alte noch lebt und mehr Lebenskraft hat als die neue. Sie geht mit einem zweiten Manne ein bindendes Verhältniß ein, da das mit dem ersten eingegangne noch am Leben. Sie giebt sich einem zweiten Manne hin, da sie noch das Eigentum des ersten. Sie giebt ihren Schwur zum zweitenmal. Die Gewissenhaftigkeit ist halb unterdrückt, gegen sie im Kampfe gewinnt die Sinnlichkeit den Ausdruck der Frivolität. Sie zieht gegen die Gewissenhaftigkeit, gegen die Treue, gegen alles Gemütsleben als gegen eine Illusion zu Felde. Sie muß also einen Mangel an Selbstkenntniß und Vorsicht haben und einen Überfluß an Liebesbedürfnis. Sie muß ein Gegenwartsmensch sein. Gleicher Art Liebe kann kein Mensch gegen zwei Individuen hegen, die eine kann also eine Gemüts-, die andre eine sinnliche Liebe sein, die jene für den Moment verdunkelt. Da die Gemütsliebe die stärkere, muß sie mehr Gemüt haben als Sinnlichkeit, aber sie muß doch viel Sinnlichkeit haben, weil die sinnliche die Gemütsliebe wenigstens für den Moment verdunkeln kann. Der Gewissensvorwurf der alten Liebe verdirbt den Genuß der neuen. Sie muß jene also halb wissentlich sich verdunkeln, um diese zu genießen, muß sich weiß machen, jene existiere gar nicht, oder sie habe ein Recht, sie nicht zu haben; sie ver-

leumdet sie, will sie im Licht einer Jugendthorheit betrachten, einer Illusion, ebenso das Gemütsleben, worauf sie basiert ist. Ordentlich aus Trotz gegen sie wirft sie sich der neuen gewaltsam in den Arm. Es hilft ihr, daß sie einige Ursache hat, die Untreue von sich ab auf den ersten Geliebten zu werfen, und sie sucht darin eine Berechtigung, um gleichsam aus gerechter Vergeltung diesen zu vergessen und einem andern zu gehören. Das geschieht mit der ihr eignen Leidenschaftlichkeit und Trotz. Dazu kommt das dämonisch-sinnliche Wesen des neuen Geliebten, seine sinnliche Gegenwart. Ihre Hauptschuld ist die absichtliche Selbsttäuschung, was ihre Base warnend ausspricht. Das Ganze der Kampf zwischen Gemüt und Sinnlichkeit in und außer ihr; denn die beiden Geliebten verhalten sich zu einander wie die Art Liebe, die sie zu erregen fähig, wie Sinnlichkeit und Gemüt. Damit sind die drei Personen charakterisiert. Sie hat Sinnlichkeit, aber mehr Gemüt. Der Heinrich ist wie einer, der eine Gemütsliebe entzünden kann, selbst Gemüt, der Wachtmeister einer, der die Sinnlichkeit eines Mädchens erregen kann, also selbst der Ausdruck der Sinnlichkeit. Er liebt die Lotte selbst sinnlich, wie er nicht anders kann, Heinrich mit dem Gemüt. Also muß die Eifersucht des Wachtmeisters eine sinnliche sein; er beneidet dem Heinrich die sinnlichen Genüsse, die Lotte geben kann, Heinrich beneidet ihm das Gemüt der Lotte. So muß ihr Aufreß sich verhalten, so die Ausbrüche ihrer Leidenschaft. Lotte ist so, daß sie eine sinnliche und eine gemüthliche Leidenschaft einflößen kann. Im Anfang spricht die erregte Sinnlichkeit aus ihr, dann immer siegender das Gemüt. Erst ist das Gemüt gewaltsam unterdrückt, die Sinnlichkeit forciert sich, jenes vollends niederzukämpfen; die Sinnlichkeit hat das Gemüt nicht gänzlich unterwerfen können, das wieder erregte Gemüt wird völlig über die Sinnlichkeit Herr.

Die Sinnlichkeit gab ihr erst frivolen Haß und Hohn gegen das Gemüt, weil dies ein kämpfender Gegner; das Gemüt erachtet dann die Sinnlichkeit als einen Niedergeworfnen, von dem nichts mehr zu befürchten ist. Also drei Stationen. Die Sinnlichkeit im Vorteil gegen das Gemüt, mit den Waffen und Trotz der Frivolität dasselbe für besiegt haltend. Das Gemüt, durch den äußern Bündner, Heinrichs Anwesenheit und Liebe gestärkt, erhebt sich immer mächtiger. Das Gemüt Sieger, die Sinnlichkeit machtlos.

Der Wachtmeister wikkelt über Heinrichs Gemüts-
liebe, die er nicht begreift und für Spielerei, für Ein-
bildung hält, Mondscheindinge. Aus Lottens Be-
schreibung ihrer Empfindungen, die ihr Heinrich er-
regte und nun der Wachtmeister erregt, muß klar zu
sehen sein, daß jenes gemüthliche, dieses sinnliche Ge-
fühle. Jeder beruft sich auf den Schwur. Heinrich
will sie nicht allein besitzen, und zwar ihre Liebe, ohne
ihre Liebe besitzt er sie nicht, er will sie auch von jenem
retten. Der Wachtmeister will sie besitzen als Ding,
und wenn sie ihn haßt, desto besser, so ist sein Genuß
zugleich Rachegeuß.

So mag immer das Ganze wie ein Triumph der
Seelenliebe aussehn, zuletzt der Liebe über den Haß;
das Gefühl des verschuldeten Untergangs macht doch
das Ganze tragisch. Erst meint sie: Heinrichs, das ist
keine Liebe, dann aber, des Wachtmeisters sei keine.
Nur darf dieser Kontrast nicht zu abstrakt sein, die
Figuren müssen Menschen sein, keine bloßen Begriffs-
schemen.

* Zum „Marino Falieri“ *

Im Marino Falieri die Unverträglichkeit des Na-
turells des Helden mit der Stellung eines Dogen.
Er ist ein rascher Soldat, als Feldherr ans Befehlen
und Gehorsamnden gewöhnt, rücksichtslos umgreifend,

aus Natur; nun ist seine Aufgabe, ein feiner Diplomat, ein bloßer Repräsentant zu sein, der Flug das Muß zum Wollen zu machen versteht, ehe es noch als Muß auftritt. Von lauter Intrigants, berechnenden Kaufleuten = Staatsmännern umgeben, die eifersüchtig das Palladium der Aristokratie bewachen gegen einen Dogen, der mehr als eine Puppe sein will, müßte er der Klügste, Verstellendste, Berechnendste sein. Aber er verbirgt sich nicht, er kann es nicht und mag es nicht; als er durch das Volk den Abel zu dämpfen die Aussicht hat, verdirbt ers auch mit dem Volke. Er trägt den angeborenen Souverän aus dem Lager in die heterogensten Verhältnisse hinein. In den Künsten, die hier die zweckmäßigen, ist er ein Fremdling, und so ist er bei aller Kraft seines Wesens, bei aller Kühnheit und Thatkraft hilflos. Er ist kein Demagoge, kein Sieger durch Rede. Sein Stolz sieht den Thron als ihm gebührend an. Da er sich seiner Natur gemäß unwillkürlich als Souverän benimmt, erregt er den Verdacht, sich zum Souverän machen zu wollen — eine Furcht, die genug Belege im historischen Boden findet —, und dieser Verdacht, an seinem eignen Thun wachsend, zwingt endlich seine Natur, die Souveränität wirklich zu erstreben, in welchem Bemühen er scheitert, da wiederum sein Naturell der Aufgabe nicht gewachsen ist, und er das Volk durch dasselbe Benehmen an sich irre macht, was die Nobili zu seinen Feinden, und zu seinen glücklichen Feinden gemacht hat. Er kann niemand gewinnen, kann nicht schmeicheln. In demselben Maße oder vielmehr noch mehr, als er durch seine Natur den Feinden gegenüber verliert, muß er durch sie gewinnen und in seiner männlichen, stolzen, geraden Weise auf das schönste über den feigen Schleichern und in seiner Ritterlichkeit über den Berechnern stehen. Seine Liebe, in der wiederum sein hohes Selbstgefühl sich zeigt, und im Verfolge kann

sein Jünglingsvertrauen, seine Unverdorbenheit und edle Ritterlichkeit, sein wahres, tiefes Gefühl, ist eine neue Unflugheit, in welcher er den Feinden erwünschte Blößen giebt. Generalnenner seiner Natur ist eine Jünglingshaftigkeit und so die elementarste Formel des tragischen Widerspruchs in ihm, daß seine Aufgabe ist, die Tugenden seines Alters zu zeigen und seine Natur eine Jünglingsnatur; seine Jünglingstugenden werden in seiner Lage zu ebensoviel Fehlern. Ihm gegenüber steht nun wirkliches und künstliches Alter. Seine Gegner alle haben bloß die Tugenden des Alters übertrieben — gänzlich überlebthaben alles idealen Gefühles. Des alten Jünglings absoluter Gegensatz ist der junge Greis Steno. Die Liebe ist nun bloß das Medium, die Stelle, an der er beleidigt wird. Seine Jünglingsnatur hat er sich erhalten in Mäßigkeit und männlichem Thun und Leben, während seine Gegner aus dem Mischelch der Laster aller Welt mit vollen Zügen tranken, bis sie satt und blasiert waren und nur die Selbstsucht übrig behielten. Seine Strenge, sein Verlangen, alle Welt solle seine Liebe ehren, wie er, bringt die Nichtachtung hervor, die Steno zeigt, diese steigert seinen Zorn zu der unverhältnismäßigen Strafe, die den Steno zu seinem Todfeinde macht und den ganzen Adel zu Verdacht aufregt. „Deshalb hat er geheiratet.“ Nun wird er von diesem heimlich entwaffnet, wozu er selbst in seinem Gefühle der Unentbehrlichkeit hilft; Steno will ihn am zartesten Punkte packen und verführt deshalb die Kammerfrau von Faleris Gemahlin. Oder sie ist das schon, aber sie muß ihm dienen, den Schein einer glücklichen Werbung bei der Dogaressa zu schaffen. Dabei wird sie selbst eifersüchtig. Wie Marino Faleri entwaffnet ist, lassen nun die Nobili ihrer Rache den Lauf, doch immer mit klügster Beibehaltung der Form von Billigkeit und Recht; die Machinationen Stenos

gegen die Ehre der Dogareffa geben den Vorwand dazu. Falieri sieht sich nun in den Schlingen der Fäufse und brüllt und kämpft vergebens wie ein Löwe, sein Wüten zieht nur das Netz fester um ihn. Seine Ehre auf das ärgste angetastet in seiner Liebe; da zeigt sich die Aussicht, durch das Volk die Nobili zu strafen. Aber sein Naturell, das nun auch noch zum höchsten gereizt ist, verdirbt es auch mit dem Volke; sein Jünglingsvertrauen meint es dennoch siegend zu enden und erliegt; aber nicht sein Stolz. Er erleichtert so noch den Feinden, ihn am Leben zu packen. Der Dogareffa Schuld liegt darin, daß sie ebenfalls in die Schlinge läuft. Hat sie mit Steno eine Zusammenkunft gehabt — taktlos —, um ihn zu bewegen, von seinem Vorhaben zu lassen? welche Zusammenkunft dann Steno benutzt, ihr ein andres Gesicht zu geben?

Falieri, der um eines Feldzugs willen sein junges Weib hatte verlassen müssen, wird rückkehrend Doge, weil man ihn bereits fürchtet. Dann nehmen wir den Widerspruch zwischen der Aufgabe, die er als Doge hat, und der Unzulänglichkeit, ihr zu genügen, wahr, da sein Naturell der reine Gegensatz zu der Forderung des Amtes, so wäre es seine erste Schuld, daß er Doge wird. Die andre, daß er ein junges Mädchen heiratet, um welche Steno sich zuvor nicht unglücklich bewarb. Sein ganzes übriges Thun setzt die Schuld fort, und diese wie jenes flöße aus seinem Naturell, das einmal dem, was er sich aus diesem Naturell als Aufgabe gesetzt, unveränderlich nachlebt. Nun muß er aber nicht immer der Rasende sein. Seine ruhige Stellung charakterisiert die hohe Meinung an sich, die Verachtung der Staatskrämer, das Selbstgefühl des Soldaten. Man müßte ihn wirklich handelnd zeigen als Aristokraten, in der Niederdrückung des Aufstandes, bei welchem der Zustand der Republik, das wachsende Selbstgefühl der Plebejer, die Verdorbenheit und Ent-

nerothheit der Patrizier und der gegenseitige Haß und Verachtung zu Tage träte. Man müßte die Schmeichelei sehen und das arglistige Einfangen des Retters durch die Patrizier; ihre Furcht. Die Gefahr Falieris, wie er, den Adel und Bürger gleich hassen, in eine Stellung tritt, der weder sein Naturell noch seine Praxis gewachsen. Auch die Werbung des neuen Dogen; sein Selbstgefühl und Verachtung des Rivalen. Das Herrschen, nicht Sichbequemen ist sein Naturell. So tritt er auch vor die Verschworenen. Er will keine Bedingung annehmen. Aristokrat, Soldat, alter Jüngling, Feldherr, der Retter Venedigs. Steno ist im Anfange nur voll Neid gegen Falieri, mit Selbsthohn stachelt er sich. Das könnte er auch sein. Aber das alles wieder so, als wär es nicht sein Ernst. Er ist aber bedeutender angelegt als die übrigen Nobili und spielt namentlich mit den jüngern Nobili. Ebenso ärgert ihn dann der Dogareffa Anschmiegen und des Dogen Heldenliebe und seine Ritterlichkeit. Er wills ihm ein wenig versalzen. Was? sind wir Schranzen? Zugleich ist ers hauptsächlich, der das Gefährliche in Falieris Lage beleuchtet. Ei was? Die Ratte ist gefangen. Er ist nicht der Mann dazu; die Motive der Zehn bei der Wahl, die Unmöglichkeit, daß der Soldat zum repräsentierenden Diplomaten wird. Steno ist gespannt, ob er sich fangen lassen wird. Richtig! Also etwa Aufruhr, Exposition. Mutlosigkeit der Nobili. Falieris Gewalt. Der Erfolg Falieris über die Rebellen vielleicht erzählt. Hier zeigt sich neue Gefahr in der Gewalt des Dogen über die Gemüter. Nun Falieri den Aufstand zu enden ab. Steno, Chorus. Erst Neid; dann die Rede von der Dogenwahl. Ob ers annimmt? Motive der Zehn. Unzulänglichkeit Falieris zu der Aufgabe. Nun kommt Falieri wieder. Die Wahl wird ihm angekündigt. Steno: Was die Wette? Die Maus ist gefangen. Nein u. s. w.

Falieri nimmt an. Von der Freierei. Warnung des Procurators. Selbstgefühl. — Steno nun wegen des Dogen Liebe und Glück bei den Frauen. Neuer Reiz. Er möchte ihm ein Bein stellen. Blasiertheit doch.

Oder es ist schon die Heirat fertig? Daß Dogenwerden und Hochzeit zugleich gefeiert werden sollen. Nun das Fest. Stenos Frechheit, der da sagt, er könnte es nicht dulden, daß der Adel sich beuge. Fällt übel aus. Warnungen. Falieri in wachsender Wut befiehlt die Strafe, die der ganze Adel zu seiner Sache macht. Pläne. Aber wenn die Aufstandsdämpfung — wie kann dann Vert auf den Gedanken kommen, den Dogen zum Haupte zu machen, wie kommt er selber dazu, Verschwörner zu sein? Oder beginnt es mit dem Hochzeitmahl; darein die Ankündigung der Dogenwahl? Es ist gar nicht nötig, daß die Dogareffa eine Schuld habe; sie teilt eben aus Liebe die ihres Gemahles und leidet demgemäß mit ihm. Er kehrt zurück und feiert nun mit der Krönung zugleich seine Hochzeit. Unter den Masken am Anfang ist die Visena, sie umschleicht Steno, der eine neue Eroberung zu haben denkt, und einigermaßen enttäuscht, ihre Bitte, sie zu ihm zu lassen, sie könne nicht mehr ohne ihn sein, unter Vorwänden, scheinbar noch liebend, damit sie nicht Thörichtes thue, temporisierend beantwortet. Dann wird er von Falieri um eine Kleinigkeit gescholten, vielleicht wegen Mangels an Galanterie, er treibt nun noch schlimmer, eben über diese Rüge entrüstet, und in der Absicht, ihn zu weitem zu bringen und so sich die Nobili abzuwenden. Der Doge sieht den Trotz, sein Zorn, durch kalte Gegenrede vermehrt, schwillt über und macht den Steno zu seinem Todfeinde. Steno weiß in seiner Kälte dem Streite solche Wendung zu geben, daß der Doge den Adel beleidigt; die Einsprache der Adligen lenkt seinen Zorn auf sie selbst. — Steno weiß, daß

die Dogareffa wider Willen an den Alten verheiratet ist, und ihre Blicke hat er gedeutet. Wie nun der Doge durch die Heirat die Politik aufstuhig macht, denkt er wohlfeilen Kauf zu machen, paßt der Dogareffa auf und thut ihr seinen Antrag, als wär er außer sich. Dazu könnte ihm die Cameriera verholfen haben, die dabei eifersüchtig wird. Oder wendet er sich nun erst an die Cameriera, um nachher die Herrin in seine Macht zu bekommen? Hier gelingt's ihm besser. Die Dogareffa aber begeht den Fehler, ihrem Gemahl nichts zu sagen. Nun zeigt sich des Dogen edlere vertrauende Handlungsweise. Nun bei der Cameriera ertappt, wird Steno vom Dogen, den er noch reizt, zu streng bestraft, in ihm der ganze Adel zugleich beleidigt. Jugendliche Hestigkeit und Unmacht über sich selbst. Nun geht er dem Manne an seine schwächste, zarteste Stelle, der Ehre der Frau zuleibe. Vielleicht denunziert Lisena in ihrer Eifersucht die Dogareffa beim Dogen, der ihr Stillschweigen auferlegt und nicht glaubt, Steno sei bei seiner Frau gewesen. Dies ist's nun, worauf Steno sein Pasquill gründet, weil er weiß, der Doge weiß es, und ihn mit der Frau entzweien will, um sie vielleicht doch noch zu gewinnen. Dann müßte aber der Typus der alte Jüngling sein, der die junge schöne Frau heiratet, und das Historische nur Rahmen und Hülse bieten.

Zum Tiberius Gracchus*)

Tiber — eine weiche, idealistische Seele, doch aber von soviel Verstand, das Übermäßige, Verkehrte in seinem Handeln zu erkennen und ihm ausweichen wollend; durch die Gewalt des Affektes und idealen Schwunges doch immer wieder in die gefährliche Bahn

*) Zuerst in H. Glückes Nachwort (Bemerkungen zu den Stücken des Nachlasses) der Zantischen Ausgabe (Bd. 2, S. 266—271) mitgeteilt, hier aber vervollständigt.

getrieben. Ein weicher, den Übermannungen durch Mitleid zu offenstehender schlichter Mensch, wählt in solcher Übermannung trotz Warnungen eine Aufgabe, in der er gewaltsam sein, Künste brauchen muß, deren er sich schämt. Zurücktreten wollend, wenn die Einsicht ihm kommt, wird er durch jene Wallungen immer wieder in das gefährliche Treiben hineingerissen.

Die darzustellende Leidenschaft ist wesentlich die des Mitleides. . . .

Der Widerspruch im Helden ist zwischen dem leidenschaftlichen und daher verderblich über das Maß greifenden Mitleide und dem milden Naturell selbst, aus dem es entspringt. Dies Mitleid, von Freunden und Feinden gestachelt, reißt ihn allmählich bis zum verbrecherischen Rütteln an der ihm heiligen Verfassung hin. Im Gewissen an seinen Zielen verzweifelnd, bald umkehren wollend, bald weiter getrieben durch Situation und jene Leidenschaftlichkeit des Mitleids, bricht er zusammen und erduldet, von den Bürgern verlassen, den Tod, der ihn befreit. Sein Mitleid, soweit es nicht zu Verbrechen und Thorheit wird, seine Uneigennützigkeit, Hingabe, sein liebevolles Gemüt gegen die Freunde, sein Edelmut gegen die Feinde, mit einem Worte die echte Humanität an ihm wird lobend, bewundernd und Mitleid für ihn werbend herausgehoben; was aber davon über das Maß hinausgeht, die idealistische Träumerei, die verkehrte Humanität, mit Spott und Ernst getadelt, bekämpft und unnachsichtlich verurteilt. Es ist dies ein weiter und tragisch vollberechtigter Typus, der bei Shakespeare in dieser Gestalt noch nicht vorhanden, und besitzt auch dramatische Vorzüge.

Ein durchaus humaner Mensch, in eine Situation gestellt, der angemessen zu handeln eben die Humanität ihn hindert, der darum untergehen muß, wie wir sehen, und der doch eben darum uns gefällt, den wir anders

wünschen müssen, als er ist, um unsrer Furcht willen, und doch so wünschen müssen, als er ist, um unsers Wohlgefallens willen an ihm. Fortwährend die beiden Stimmen: er handelt verkehrt, wenn er nicht anders handelt, ist er verloren; und wenn er anders als verkehrt handelte, wäre er nicht so schön; daß er nicht anders handelte, um uns das Wohlgefallen an dieser ihm gefährlichen, aber eben uns gefallenden Schönheit zu erhalten! Entweder sollte er den Weg der Gewalt nicht einschlagen, oder er sollte ihn bis zum Ziele gehen.

Das Mitleid ist nicht sowohl, was Schuld und Leiden und Untergang herbeiführt, als die Leidenschaft dieses Mitleids, sozusagen die Begeisterung des Mitleids und idealistischen Traumes. . . .

Er ist der Mann nicht für seine Aufgabe; die weichen Erfordernisse hat er alle, Humanität, Hingebung an die Sache von Volk und Staat; nur die harten fehlen ihm, der kühle Überblick, der sich durch das Einzelne nicht irren läßt, die eigensinnige Konsequenz.

Liber bringt den Gesetzesantrag. Die Optimaten stellen ihm Octavius Beto entgegen. Er schreitet darüber hinweg. Drohungen und Anklagen nach verfloßnem Amtsjahr. (Erste Überschreitung.) Er muß sich wieder wählen lassen und thut Schritte dazu. (Zweite Überschreitung.) Die Wiederwahl wird durch Saturejus vereitelt, durch Aufhebung der Wahl und Verleumdung, welche die Katastrophe herbeiführen. —

Er unternimmt, was auszuführen seiner Natur entgegen. (Kontrast, Nasica; der Konsul zeigt eine Natur, die der Aufgabe gewachsen wäre, aber ohne den Willen dazu — hier Wollen ohne Können, dort Können ohne Wollen.) Eine so humane, weiche und patriotische Natur ist durch den ersten Überschritt gebrochen. Das Mitleid hat ihn zu der That getrieben, die seinen Patriotismus leiden macht. Der erste Überschritt, der Verfassungsbruch treibt ihn weiter zum

zweiten, wenn er nicht verlieren will, was der erste erreicht. Sein Patriotismus leidet doppelt unter dieser Notwendigkeit. Den dritten Schritt zu thun, der die beiden ersten rechtfertigte und ihn und das Erreichte erhalten könnte, vermag er nicht; er erwacht und duldet seinen Untergang als Römer. Durch das Ganze muß er sein Thun oder Sein illustrieren und belegen: er ist der Aufgabe nicht gewachsen, und (womöglich) gerade durch das Motiv (Römersinn, Humanität), welches ihn die Aufgabe sich zu setzen zwingt; dergleichen wäre, wenn er, ohne zu wollen, das Volk selbst entmutigt, z. B. und unter andern dadurch, daß er seine Kinder ihnen empfiehlt. — Der zögernde Gang nach dem ersten Überschritt, statt im Sturme darauf loszugehen, bis das Ziel erreicht. Er achtet sich gebunden durch seinen Anfang, wie durch förmliches Versprechen an das Volk. Daß er den dritten Schritt nicht thut, und nun zu viel gethan und zu wenig, um heil zu bleiben und seine Aufgabe zu lösen.

In seiner Humanität und seinem altrömischen Enthusiasmus besteht seine Stärke; seiner Aufgabe gegenüber werden aber beide nur zu einer glänzenden Schwäche.

Tiber magt den ersten Überschritt, weil er damit die Sache gewonnen glaubt, d. h. das Volk aus dem Elende und damit den Staat gerettet glaubt. . . . Nun nach gethanem ersten Überschritt sieht Tiber, daß damit noch nichts gethan, daß er noch am Anfang steht, daß er entweder sein Ziel fahren lassen oder den Weg der Gewalt weiter gehen muß, eine reiche Quelle Leidens für solche Natur.

Tiber, ein Politiker, der sich durch sein Gemüt bestimmen läßt, nicht durch den Verstand. Alle agierende und aussprechende Kritik geht darauf hinaus: man müsse mit dem Verstande Politiker sein, nicht mit dem Gemüt. —

Wenn die tragische Schönheit oder die schöne tragische Seite bei Coriolan eine imposante, so ist die des Tiber eine liebenswürdige.

Nasica, der Consul. — Rein Abstraktum von Kälte; auch er gerät immer tiefer in den Haß, aber nicht wie Tiber verliert er die Besonnenheit über dem Affekte. In ihm ist die andre Seite der Leidenschaft, die dämonische Gewalt über sich selbst, das sich Zusammenhalten, Verbergen, ja Besiegen des Affektes, wo Vorsicht und Besonnenheit nötig; nach diesem Stauen und Abdämmen des Affektes, wo er Tiber eiskalt reizte, nun die milde Freude des ungestüm hervorbrechenden Affektes über das Gelingen und selbst Erstaunen darüber. . . .

Tiber soll nicht zum Märtyrer werden. Das möchte eine Aufregung hervorbringen, die ein Klügerer benutzen könnte. Gar mancher Gedanke wuchs siegend auf, erst mit dem Blute seines Urhebers gedüngt.

Nasica will ihn zunächst zu etwas treiben, was die Lätier und den Consul von ihm loslöst. An seiner Kälte soll sich Tiber's weiche und warme Natur bis zum Verschäumen erhitzen. Nasica ist nicht gesprächig, hat etwas Finstres und befehlend Kurzes, Wiß nur im Sarkasmus, er ist durchaus nicht humoristisch . . . der Kontrast Tiber's, der voll Suada.

Octavius, der Mittribun. — Auch er römisch lakonisch, dabei abstrakt in der Rede; voll Freundschaft für Tiber, aber auch dies mehr nach einem abstrakten, fühlen Ideal. Er hat die Wärme Tiber's nicht, mehr Kopf, Gedanken als Herzenswärme, mehr rhetorisch als poetisch. — Der erste Bürger (Strabo) hat bei naiver Selbstsucht und treuherziger Pfliffigkeit in Benutzung von Tiber's schwachen Seiten doch ein gemüthliches Verhältniß zu Tiber und ist die eigentliche Seele des Volkes.

Saturejus — im Gegensatz zu Tiber: der

schlechte Demagog. Erst als Tiber ein Mann von Zukunft, nestelt er sich an ihn, obgleich er dessen „Thorheit“ erkennt, dadurch, daß er sie benützt. Er hegt so lang es gut geht und will noch einmal über ihn hinaus, durch seine Klugheit ihn übervorteilend. Wie es schlecht geht, ist er geneigt, der Optimaten Auftrag zu vollziehen — nur daß denen nicht zu trauen und ihm Tiber imponiert, was er selbst nicht begreift. Wie Tiber der „Tugendnarr“ ein Demagog seines Schlages wird (denn bis dahin wird Tiber getrieben), ist er schadenfroh und fängt fast an, ihn zu lieben, weil er nun seinesgleichen, und wird ungenierter gegen ihn darauf hin. . . . Er will das Volk rufen in Tibers Namen, um durch dasselbe zu dem Ziel zu kommen, das ja nun auch Tibers. Er hat recht, wenn er auf dessen Weigern, weiter zu gehen, sagt: Geh weit, so bist du nicht zu weit gegangen. Hast du im Traum nach der Krone gegriffen? So halte sie jetzt fest, zieh die Hand nicht erschrocken zurück, wenn du mach geworden bist. Sie sind so die Deinen, daß sie dich zum König machen, wenn du nur willst. . . . Wenn du die Krone nicht wolltest, war all dein Thun Thorheit. Führ aus, Rom zu verjüngen, wenn es nicht anders geht, als König! —

Nach Plutarch ist das Hauptmotiv in Tiber der Rigorism der Ehre, der seiner Natur zu Grunde liegende Trieb, erwiesene Ehre nicht allein durch sein Thun zu vergelten, sondern noch zu überbieten. Er ist also eine edle Natur, eine sittlich-ästhetische; dieser Natur kann nichts so gefühlsehtgegen sein, als Gemeinheit, das „Häßliche“, denn ihr Ideal ist das „Schöne.“ Diese Liebe zum ethisch Schönen und dieser Haß des ethisch Häßlichen ist in ihm als Leidenschaft, und durch dies Übermaß geht er und seine Sache zu Grunde, da er, um das Ziel seiner schönen Aufgabe zu erreichen und durch den Kampf mit der Gemein-

heit, die er zuletzt mit ihren eignen Waffen schlagen will, die Reinheit seines Zweckes durch gemeine Mittel zu erreichen suchend, die Schönheit desselben häßlich macht. Daß sein innres Leben. Daß er auch, was er will, nicht erreicht, daß er vielmehr den Staat, den er zu verjüngen hoffte, in seiner Leidenschaft an den Abgrund gebracht hat, darüber öffnet ihm Octavius die Augen. Bald muß er sehen, daß er, wie Octavius prophezeite, an jenem Punkte steht, wo seine Aufgabe eine schöne; aber er von der Natur mit den schönsten Anlagen ausgestattet, ermangelt nur eben derjenigen Anlage, die ihn heil erhalten und jene schöne Aufgabe zu erfüllen fähig machen könnte. Da er diese nicht hat, so arbeiten jene, die durch deren Mangel nur glänzende Fehler sind, gegen die glückliche Ausführung; und der ganze ethisch-psychologische Mensch ist eine schöne Unangemessenheit, ja ein schöner Feind jener Aufgabe gegenüber, die sich zu stellen eben auch als eine Notwendigkeit dieser Natur erscheint. Jene Ehre, von welcher Plutarch spricht, kann nur ein Teilzug eines Charakters sein, nicht der ganze. Wir müssen auf den Grund dieses Triebes dringen und die typischen Kennzeichen desselben als perspectivisch graduierte Züge neben ihm fassen. — Den Grund dieses Triebes fanden wir in seiner antik sittlich-ästhetischen Natur. Welches sind andre typische Züge dieser Natur? Sie ist eine humane sympathische, der Milde und Weichheit verwandte Natur, ein Gemüt, d. h. Neigung, sich als Gemüt zu erhalten. Plutarch nennt als ein Kennzeichen seiner Rede — und der Stil ist der Mensch —: sie führte mehr zum Mitleid hin (im Gegensatz zu der aufregenden seines Bruders), also er arbeitete darin auf Nührung hin; ferner nennt er ihn sanft und ruhig, nachgebend; all dies konnte sein Wesen sein, wenn nicht eben der Affekt des sittlich-ästhetischen Rigorismus in ihm ge-

weckt wurde; und diese Eigenschaft können wir an ihm in Ruhepunkten des Affektes modifizieren, als Leiden im Zorn z. B. Die Nachgiebigkeit wäre es, die verschlimmern hülfe, indem sie ihn in Lagen brächte, die seinen Affekt desto heftiger anregten und die Leidenschaft steigerten, wie z. B. wo er, den Lältern und seinem Freundschaftsgeföhle nachgebend, sich den Reizungen seines Affektes und der Züchtigung seiner Leidenschaft durch Nasica vor dem Senate ausseht. . . . Es käme so noch ein formales Moment hinzu, die Reizbarkeit seiner Nerven, die leichte Entstehung des Affektes, welche ethisch eben das tragische Übermaß der Leidenschaft herbeiföhrt, und dies ist sein tragischer Zug, der, welcher alle seine Tugenden zu glänzenden Fehlern und ihn der schönen Aufgabe gegenüber auf schöne Weise unangemessen macht.

Von dieser Schönheit dieses an ihm als unpraktisch kritisierten Wesens fürchtet Nasica, daß sie das Volk verführen könnte, ihn (Tiber) zu reizen, mit Neuerungen an das formelle Recht zu tasten. Also auch Nasica erkennt es an, da es ihm Furcht macht, und er will ihn deshalb weg haben.

Denke man sich also einen schönen, von allem begeisterten, mit allen schönen Jünglingsseigenschaften, namentlich den sanften Neigungen des Jünglings geziert, einen Gemütsmenschen voll tiefen, warmen, weichen, sittlich-ästhetischen Geföhls, edel, sanft, nachgebend, aber des stärksten Affektes (und damit der Leidenschaft) fähig, wenn eine seiner edeln Natur entgegengesetzte Vorstellung an ihn kommt. Diese Eigenschaft faßt Nasica konkret als Überspanntheit; so sanft er ist, er würde den Göttern Krieg ankündigen, wenn er sie auf einer Gemeinheit ertappte.

Die Rolle des Tiber ein steter Wechsel von sanfter Ruhe und Affekt, wobei es der Affekt immer mehr über die Ruhe gewinnt und zu einer sich steigenden

Leidenschaft wird. Die Rolle der andern Warner, Beruhiger oder Weiterheher.

Ein steter Wechsel von Rührung durch Mitleid, von ethischem, ästhetischem Jorn und der Mühe seiner sanften Natur, wieder in ihr Gleichgewicht und zur Besonnenheit zu kommen, von Kampf mit dem Affekt, den er kommen sieht, und von Übermächtigung durch denselben und Handeln aus diesem Affekt, dazwischen Schmerz der Freundschaft, Schmerz über die Folgen der Affekthandlung.

Nasica geht gegen das Unpraktische am Staatsmann und das formelle Unrecht, die Lälrier und Octavius gegen das Übermaß; er, Tiber, gegen die Selbstsucht, die Härte und den Unpatriotismus der Optimaten und die wohlfeile Weisheit der Halbheit der Lälrier. —

Tiber ein rechtes Jünglingsideal, in Ruhe weich, voller Ideale, und weil er diese durchsehbar glaubt, im Handeln hart, und rücksichtslos, also voll Jünglingsrigorism. Mit dieser Jünglingszuversicht alles machen zu können, was gut, und in jedem den eignen guten Kern voraussetzend, sieht er idealistisch-hochmütig auf die „feige“ Weisheit der prosaischen Erfahrung herab. —

Octavius dagegen einer jener durch Temperament schon früh verständigen und daher kühlnern, den Umständen Rechnung tragenden Jünglinge, nicht so weich und deshalb weniger rigoristisch. —

Hier liegt der springende Punkt. Dieses Jünglingsideal mit seiner Weichheit und Rigorosität wird gleich vom Anfang an in seiner Gefährlichkeit gezeigt. . . . Das Volk überschätzt er, er thut mit ihm, was jede Liebe mit ihrem Gegenstande thut, sieht Tugenden, die er nicht hat, und verblendet sich gegen seine Fehler und glaubt ihn jeder Veredlung fähig. Nun wird diese Liebe durch Mitleid und die kalte Hemmung der

gemeinen Selbstsucht geschwellt bis zum Überschritte; er weist den rettenwollenden unbequemen Verstand in den Lüliern von sich. . . . Später fühlt er den Vorteil der Kälte und Rücksichtslosigkeit und will die Gegner mit ihren eignen Waffen schlagen; aber diese Kälte ist immer nur maskierter Affekt, was er nicht weiß. Dies ist in der Hitze des Kampfes der Übergang vom sittlich schönen Zorn zum abstrakten Haß. Nun wird er, ohne es zu wissen, ihnen immer ähnlicher. So wird er aus Notwehr, trozigem Durchsehenwollen des Ideales und abstraktem Haß, da das Volk mit der Erreichung seines Zweckes flau wurde, zum schlechten Demagogen wider Willen — und mit Widerstreben seiner edeln Natur —, aber die Gegner sind nur mit den eignen Waffen zu schlagen. Da öffnet ihm Octavius die Augen. Er, der Ultrorn wieder herstellen wollte, ist faktisch König — nur der Name fehlt —, und Rom hin, denn seine Verfassung und Freiheit war Rom. Prophezeiung, wenn er so weiter sich fortreißen lasse, werde er bald an einem Punkte ankommen, wo er mit Ehre nicht stehenbleiben und ohne Schande nicht mehr zurückkömme. Er wehrt sich dagegen und will sein Ziel noch für erreichbar halten, aber die Wahrheit hat ihn tief getroffen. Daher seine „lahme“ Rede in der Wahlversammlung. Und nun muß er sehen, er steht bereits an jenem Punkte. Octavius, du hattest recht! Aber Saturejus: Nur dann gingst du zu weit, wenn du nicht weiter gehst. Der sanguinische Jünglingsstraum der Wiederherstellung Ultrorns ist verweht. Er kann nicht weiter — nämlich König werden und sein Ideal von Rom gänzlich vernichten —, nicht stehen bleiben; aber ein dritter Weg bleibt ihm, den Octavius nicht gesehen: mit Ehren, d. h. zu Roms Rettung und Bestem zu sterben. Diesen geht er. Das wäre denn die rechte Seele des Stückes, und alle Kritik, Erklärung der Handlung und diese selber darin. Auf diese

Weichheit und den Jünglingsrigorism, der hochmütig auf die feige, halbe Weisheit des Mannesalters und die greise Erfahrung herabsieht, im Glühen von seinem Ideal (der ihm gewissen Wiederherstellung Ultroms) keinem Umstande Rechnung trägt und sich dem Affekt und der Leidenschaft hingiebt, weil sie schön und sittlich (nämlich im Ausgangspunkte und im Hase der Gemeinheit), wendet sich die dargestellte und ausgesprochne Kritik, nur durch die verschiedne innre Situation der kritisierenden Personen verschieden gefärbt, in den Väliern schmerzlich sorgend, warnend, liebevoll mißbilligend, im Volke bewundernd und zugleich pffig die Schwäche markierend, bei der sie ihn treuherzig packen, in Masica mit der Schadenfreude des Hasses und der Überlegenheit des Verstandes. Alle aber markieren das Übermaß dessen, was richtig gemessen Schönheit sein würde, d. i. Tugend.

Die Natur des Affektes und der Leidenschaft, an edem Hinderniß sich bis zum Verdampfen zu erhitzen, die Wärme des Gefühls, das die Kälte zur Hitze steigert, die ihrer selbst unmächtig; das Mitleid, welches eine Thräne zu stillen den Himmel hingeben würde. — Hier haben wir den lebendig machenden Widerspruch von Weichheit und Rigorism, durch welchen er sich liebenswürdig und imposant zugleich zeigt.

Die Wahrheit ist sein Naturell, der Rigorism geht aus der Leidenschaft des reichen Gemütes für Ultrom, d. h. das Schöne und Gute hervor, trägt also des Gemütes Stempel. Also Liebe im weitesten Sinne seine Natur und sein Charakter.

Sein Generalnenner ist Liebe, und so wird er uns gleich im Beginn vorgeführt. Wir hören die weiche, affectvolle Liebenatur in seiner Rede vor dem Senat. Masica findet sie, die er in seinem Sinne schildert (als Mangel dessen, was er hat, der Ruhe, Kälte,

Selbstsucht), gefährlich. Der greise Lilius dagegen wird vor Scävola, der ihm beistimmt, zu ihrem Lobredner: er hat, was irgend Menschen Wert geben kann, treffliche Anlagen, von trefflicher Erziehung ausgebildet, die ihn schon als Knaben hervorrugen und die Blicke der Guten auf sich ziehen ließen; ein seltner Redner; was aber mehr als all dies, ist der Urborn der Liebe in seinem Herzen. Also eine Natur, in der alles zu Liebe wird, ein Gemütsmensch, in welchem die Wärme des Affekts eben als der Liebe angehörig und nicht als ein besondrer Charakterzug in seiner Natur erscheint. Liebe — nur zu leidenschaftliche Liebe (das macht sie tragisch) — Liebe, die eben aus ihrer weichen Fülle heraus gewaltsam wird, der Troß des Kraftgefühls der Liebe durch Hindernisse, und nun alle Töne, deren die Liebe fähig ist, die so unähnlich sie der Liebe an sich erscheinen mögen, doch als aus ihr hervorgegangen und von ihrem Wesen auch im Ausdruck modifiziert erscheinen, Mitleid der Liebe, Haß der Liebe, Zorn, Verzweiflung der Liebe, welche in jener Modifikation als Leiden einer weichen Natur unter aufgezwungner Härte erscheinen, der Zorn als Schmerz.

Diese leidenschaftliche Liebe also ist es, die in all seinem Reden und Handeln dargestellt wird.

Die Liebe, insofern sie das Vaterland leidenschaftlich umfaßt, fällt mit der zum Volke und dem aus ihr entstandnen Haß gegen dessen Gegner, der im Kampfe überwächst, sodas er in Notwehr der Liebe ihren Gegenstand selbst zum Werkzeug dieses Hasses aus Liebe macht, selbst unter diesem Unedelmute leidend, der, ihm abgezwungen von den Gegnern, den Haß gegen sie erhöht — des Volkes Flauheit liebevoll entschuldigend. So hingerissen durch und gegen seine Natur stürmt er in der Leidenschaft der Liebe bis zum kritischen Punkt — was Octavius ihm warnend voraus-

sagte. Mit seiner eignen Demoralisation die des Volkes. Sein Tod die Erlösung.

Diese Liebe und ihre Schönheit erkennen Lilius, Scävola und Octavius an, nur gegen ihr leidenschaftliches Übermaß, das keinem Umstande Rechnung trägt und dadurch sich und seinen Gegenstand, den er retten, beglücken und verebeln will, verdirbt. Nafica, in seiner selbstsüchtigen besonnenen Kälte — gegen den Schwärmer sein formelles Recht als gelegne Handhabe benutzend. —

Dem in seiner Selbstsucht gemeinen Saturejus, der ihn beneidet und das „Besserseinwollen“ an ihm haßt, dem er durchaus ein Thor ist, „ein Tugendnarr, alt-römischer,“ imponiert er dennoch durch seinen Adel, und wie er, nachdem er den „seinesgleichen gewordenen“ verachtete, wie sich selbst und zugleich gewissermaßen liebte, den wieder Tugendnarr gewordenen verlacht, so imponiert ihm doch eben die Schönheit dieser thörichten Liebe. — Beiläufig: Nafica verachtet nur die andern, Saturejus aber auch sich selbst.

So haben wir nun die Weichheit und den Rigorism, aber jetzt in einem konkreten Begriff, der leidenschaftlichen Liebe, die sich selbst stachelt durch Mitleid, Römerpflicht, Ehre, Scham, schlechter zu sein, als das Bild, welches das Volk von ihm hat. — Nun hat auch Lilius Individualität gewonnen, in der er dem kühln Scävola gegenübersteht, wie Tiber dem Octavius. Ein liebenswürdiger, patriotischer, innerlich noch junger, der Liebe und Wärme zugänglicher, aber durch die Erfahrung seiner siebenzig Jahre weiser Greis, der über seine Jahre, seine eigne Jugendlichkeit gemüthlich scherzen kann.

Scävola, der Gerechte, vergißt über Tibers Schönheit nicht seine Schuld. Lilius liebt den Tiber und läßt ihn mit tiefem Schmerz. „Seht, der greise Lilius weint.“ —

Dramatische charakteristische Teilzüge an Liber: er kann dem Mitleid nicht widerstehn. Er redet sich in den Affekt, die Rührung, Indignation u. s. w. hinein und aus der Besonnenheit heraus. Er kann das Volk nicht schmähen hören von denen, die es schlecht gemacht haben, und die weit weniger wert sind. Haß des Gemeinen . . . Entweder sieht er den Affekt kommen oder nicht; im ersten Falle will er ihn besiegen, denn er nahm sich ja vor, ganz ruhig zu sein, sich nicht selbst zu fangen, die Gegner mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Aber wenn er meint, ruhig und kalt zu sein, wie Nafica, so ist dies ein Irrthum, und sein „Ich bin kalt“ muß jedem Zuschauer sagen: „Ich bin es nicht.“ Die Steigerung in der Regel kurz, d. h. die von außen; das Schmähen auf das Volk schlägt durch, und die andre gröÙere Hälfte der Steigerung übernimmt er selbst. Nafica und das Volk schweigt dann oder hat nur einzelne kleine Zwischenrufe; sein Affekt erhitzt sich vollends aus sich selbst, d. i. er redet sich in Mitleid mit dem Volk und Zorn gegen dessen Dränger vollends hinein, aus dem heraus er dann handelt. . . Tiberius hat im Beginn seinen Schmerz um Rom und das, was er für das Heilmittel hält, ausgesprochen, aber keine Hoffnung, vom Volke freigesprochen zu werden. Es spricht ihn jedoch los und legt ihm durch seine Liebe und ehrendes Vertrauen ein drückendes Schuldgefühl, d. h. Gefühl der Verbindlichkeit auf, welches ihn zwingt, dieses Vertrauen zu rechtfertigen, indem er sich gelobt, den Antrag auf die Avertelung seine erste Amtshandlung sein zu lassen und die Durchführung der Verjüngung, die ihm der gute Kern, den ihm das Volk zeigt, als möglich bewies und verbürgte, zu seiner Lebensaufgabe zu machen. — — — Immer sieht man dabei, daß die Liebesnatur, die diese Aufgabe ihm stellt, eine andre Bestimmung hat und nicht diejenige ist, die geschaffen, dergleichen durchzuführen.

Immer bleibt das vor unsern Augen, wenn er seinen Affekt nicht bändigen kann und durch diesen zu verkehrten, verzweifelten Maßregeln und durch die Folgen derselben in Haß getrieben, fortstürzt, bis er erwacht und dann stehen bleibt. Aber immer auch kann er in dieser Unangemessenheit schön bleiben und die Sympathie des Zuschauers gewinnen und behalten.

Auch die Weichheit muß zur Erscheinung kommen an Liber. Die ursprüngliche Natur sucht immer wieder sich herzustellen. Es ist sein tiefster Ernst, wenn er von Cälius richtig angefaßt die Sache dem Senat anheimgenben will; selbst von Mitleid übergelull, glaubt er auch an das Mitleid anderer, sucht er auf das Mitleid anderer zu wirken, bis sein Rigorism mit doppelter Kraft hervortritt, aber immer in der Erscheinung von Liebe, Sympathie, er ist ja auch wirklich nichts anderes. Ein so starkes Mitleid mit Rom und Volk, daß es die andern starken Sympathien — zu Octavius, zu Cälius — unterdrückt. So nur, wenn wir sehen, daß selbst sein Haß aus Mitleid ist, wenn wir keine seiner Aktionen auf die Rechnung natürlichen Heroismus oder sonst einer Eigenschaft, die nicht mit der Sympathie zusammenfällt, setzen können, sondern alle auf die der Sympathie und ihrer mächtigen Gewalt in dieser Liebesnatur setzen müssen, wenn wir sehen, wie er unter dem Gewaltthamen, das er thut, mehr leidet, als die, denen er es thut, ja an der Gewaltthamkeit selbst wird er derjenige, der er sein, und macht er den Eindruck, den er machen soll.

Er ist nicht immer in Affekt, aber in Affektnähe. Seine Rolle wirklich ein ewiges Wiederherstellen der Güte und Sanfttheit, des Glaubens an die Menschen und an die Existenz des Guten und Schönen, und

ein desto stärkeres Wiederbahingerissenwerden durch das Anderssein der Welt. —

Der Sanguinismus der Liebe mit seinem ewig neuen Hoffen und Vertrauen . . . Unser Held ist kein starker Charakter. Das muß er auch nicht sein. Der Fehler wäre nur, würde er nicht kräftig dargestellt, d. h. würde die poetische Darstellung nicht kräftig!



* Leben und Tod Albrechts von Waldstein*

Tragische Historie in fünf Aufzügen*)

Der Typus der Handlung soll der Kampf des Emporkömmlings mit den Obengebornen und dem Kaiser sein. Der Mann, den es hinaufdrängt, und welcher der Gaben entbehrt, um die die Obengebornen das Eindringen verzeihen. Also der Emporkömmling mit allen Gaben dazu: Geist, Willenskraft, Thatkraft, rasche Unbedenkllichkeit, wird tragisch durch Vermessenheit, die sich nicht bescheiden kann, nichts Heiliges achtet. Er kann sich nicht bescheiden! Er will es, aber löwenhaft überwallt ihn der Stolz, und nun wirkt der vergebliche Zwang nur größere Rücksichtslosigkeit. Man muß die bestimmte Empfindung haben durch das Ganze, daß Wallenstein an seinem Untergange schuld, daß dieser Untergang gerechtes Schicksal, und doch muß er eben dadurch uns gefallen, wodurch er sein Schicksal sich zuzieht. „Ein anderer würde sich ducken — nicht

*) Otto Ludwigs Wallensteinplan, in zwei eng und zum Teil unleserlich geschriebnen Skizzenheften bestehend, ist von Moriz Heydrich in den „Nachlaßschriften“ (Bd. 1 S. 452—472) nur zum kleinsten Theile mit Ludwigs eignen Worten veröffentlicht worden. Auch die hier mitgetheilte Skizze ist nur ein Auszug aus den umfangreichern Planheften, giebt aber durchgehend und ausschließlich mit Ludwigs Worten alles dasjenige wieder, was sich als das Bleibende des großartigen Entwurfs in der Vorstellung und Absicht des Dichters bis zuletzt erhalten hatte. Vergl. Erich Schmidts Vorbericht zu Bd. 4. S. 46 u. f. unserer Ausgabe.

ich!" An dämonischer Gewalt des Wesens muß er ganz allein stehen. Die realistische Macht des Willens ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, das Rechtbehaltenwollen wirkt noch ganz anders, als das Sichselbstinarmnehmen des Idealisten.

Die Handlung muß eben nichts darstellen, als nur dieses, namentlich müssen die Kausalglieder lediglich daraus genommen sein. Immer muß der Kausalnexus greiflich herausragen und darf nichts anderes sein als Darstellung des Typus des Emporkömmlings und das Schicksal eines solchen, das heißt eines tragischen Emporkömmlings, der die Eigenschaft hat hinaufzukommen, aber keine der Eigenschaften, sich oben zu erhalten. So fällt der ideale und der kausale Nexus zusammen. Der Kern der Geschichte, ihre großen Vorfälle so nahe gerückt, daß ihr Kausales Spannung hervorbringt. Dann alles schauspielerisch; Darstellung solches Menschen bis ins kleinste der Seelenzustände — nur aus Zügen des Typus, und die anekdotischen zu solchen gemacht, außerdem großartige geschichtliche Mimen — also alles typisch. Der tragische Konflikt zwischen der Ehrsucht und dem Stolge Waldsteins muß zugleich das schauspielerisch-theatralische Effektzentrum sein.

Raum und Zeit ganz ideal. Das heißt auf die räumliche Ausdehnung und auf die Dauer der Zeitlängen wird gar nicht eingegangen. So könnte vom Fürstentage die Rede sein, ohne dazu Regensburg zu erwähnen. Es darf kein individueller Zusammenhang der Szenen gesucht werden.

Wenn der ganze Vorgang lediglich dieser Typus: Steigen als Emporkömmling, erster Fall aus Zuvielenerei, Stolz und Unbescheidenheit, neues Steigen und Untergang in Spielersicherheit, so müßte Waldsteins Charakter das Resultat des Erlebnisses aufweisen. Erstens der unruhige Geist, dem der Alltag

zumider, von Orakeln geweckt, weil die Astrologie ihm Unangenehmes sagt, glaubt er an sie (bald dienen ihm auch die Sterne, zuletzt spricht er auch ihnen Hohn, wie ein verzognes Kind). Hier ist noch Frische in ihm, er ist noch der gemeine Edelmann, zwar schon von Ehren träumend, aber noch geschmeidig, guter Hoffnung und daher guter Laune, unverbittert; die Welt des Glückes steht ihm offen; ein kluger und kühner Kopf, der zunächst sich selber dienen will.

Nun muß man sehen, was das Gelingen aus ihm macht; seine Rücksichtslosigkeit aus Zuvieldienerei, er ist mit deshalb ein treuer Diener, weil er weiß, daß er so am treuesten und besten sich selbst dient. Die Ehren, die vom Kaiser auf sein Haupt fallen — was man sieht —, nimmt er noch dankbar und mit wachsendem Bemühen für den Kaiser auf. Da läßt der Kaiser ihn fallen, und nun wird seine Natur verändert. Stolz gemacht, erhoben über alle, um so gedemütigt zu werden. Er rechnet die Schuld nicht seiner Zuvieldienerei, womit er sich und den eignen Herrn gefährdete und den Kaiser in die Notwendigkeit brachte, ihn fallen zu lassen, zu; er sieht bloß Undank, und nun wächst der Keim von Selbstsucht, den er von je in sich trug, allmählich zum Giftbaum, der ihn selbst ersticht. Diese innre Wendung, die seinen Untergang nach sich zieht, ist recht herauszuheben. In seinem ersten leichtern Falle hatte er die Warnung und wurde auch wirklich gewarnt (vielleicht von sich selbst), doch vergeblich. Nun beginnt ein finstrier Zustand, nur von Gedanken und Werken der Rache erhellt mit roter Glut. Nun wird er ganz und gar Schauspieler; ein Vulkan innen voll Eruptionen, außen voll Trug. Er verachtet alles außer sich, wird sein eigener Gott; selbst die Macht der Sterne unterwirft sich sein kühnes, finstres Umgreifen in immer willkürlicherer Auslegung. Er zwingt den Kaiser, ihn zum Kaiser neben sich zu machen; er traut dem Kaiser

nicht und weiß, der Kaiser kann ihm nicht trauen. Er isoliert sich immer mehr; sein Stolz wird immer verletzender für seine Umgebung. Er verdient und giebt kein Vertrauen mehr, seine Menschenverachtung und Nichtachtung ihres Glückes u. s. w. wächst immer stärker. Das Bewußtsein seiner gefährlichen Lage wird von seiner dämonischen Zuversicht auf sich und sein Glück balanciert und deren Warnendes übertäubt. Je gefährlicher seine Stellung, desto gefährlichere Kletterträume beschäftigen ihn; den Spieler kann nur Wagen ergötzen, aus den Folgen vom Wagnis will er sich durch neues größres Wagnis ziehen. Ein Untreuer, der Wallensteins Glück markiert, beneidet ihn dennoch nicht, er lobt sich gesunden Schlaf bei wenig Ehren. Er will durch Schrecken seine Macht befestigen und träumt toll, während das Schwert schon gezückt ist, ihn zu töten. Wie der Tod vor ihm steht, kann er ihn daher nicht glauben, die Sterne galten ihm schon nichts mehr, sein Glück war über ihnen; er legte sie nach seiner Meinung aus. Thor, sagt er zu Butler, das Schwert ist noch nicht geschmiedet. Überwältigt vom Glauben ist er aber der Held, heut die Brust. Er kann so leicht missen, als er alles zu erwerben nicht für zuviel hielt. „Ihr habt mich nicht gestürzt, ich selbst.“ So noch im letzten Augenblick Verachtung aller und Selbstverherrlichung. Denn immer ist er der „Wallenstein,“ der „Friedland.“ „Lose wechseln, der Mensch bleibt und verliert das Glück, doch nicht sich selbst!“ „Stirb denn so!“ So muß der Charakter poetisch und schauspielersich von Anfang bis zu Ende wachsen, ohne daß ihm etwas angeklebt würde, was nicht in der Zeit und in dem Typus läge.

Immer feltner scherzt er, je näher dem Ende, und wenn ja, dann immer sarkastischer, bitterer und verachtender (Witz des menschheitverachtenden Übermutes). Es muß ein großer Abstand sein zwischen dem hoff-

nungskühnen Wesen des Beginners, dem Schüler der Sterne und dem Finstern, nur Finstres brütenden, den es vorwärts spornte, ohne daß Freude ihm winkte, da, was erst ihm Wonne, nun Bedürfnis. Der Übergang ist der Stolz, der Zuvieldiener. Man muß sehen, wie sein Fall ihn verwandelt, wie er ein andrer wird. Ein Unterschied waltet zwischen dem Wallenstein im Anfange und später, wie zwischen dem jungen Manne, der zum erstenmale spielend, einen Goldhaufen vor sich wachsen sieht, und dem alten Spieler, dem das Spielen, das Wagen Bedürfnis und Gewinn keine Freude, wohl aber Verlust Ärger ist. Dabei wächst die Sicherheit, das Übervertrauen auf sein Glück und das Zuzwingenmeinen des Glücks — aber er hat schon im Anfange den Keim zum Spätern.

Bei der Nachricht vom Tode seiner Frau, die der Bote nicht zu sagen wagt: „Ich bin gestählt gegen Schmerz und Freude, was dich niederdrücken würde, streift mich nur.“ So wächst mit dem Glücke auch seine Verachtung des Glüdes, und er nimmt dessen Gaben wie eine Steuer, ohne Freude, es thut nur, was es muß. So ist das Tragische ein Innerlichstes, ist typisch, notwendig, wie psychologisch und ethisch. In dem einen Typus liegen unzählige; das so bearbeitete Stück läßt bei aller seiner Notwendigkeit und Unabhängigkeit vom Zufall doch so unzählige Deutungen zu, wie irgend einer aus der Wirklichkeit. Die Tragik liegt ganz im Charakter, es ist die Geschichte einer Normalkrankheit. — — —

Das Stück beginnt mit der Exposition, in der Meldung erfolgt von den Thaten des Herzogs Max von Bayern für den Kaiser und dessen neue Macht von der Schlacht am weißen Berge bis zur Nachricht, daß Christian von Dänemarks Angriff erwartet wird. Der Kaiser hat Max zum Kurfürsten erhoben. Max, der Edle, wenn auch Bornierte, hat den Kaiser groß

gemacht, diesen bedrängt dessen Übergewicht, er weiß nicht, ob es die Liga wird durchkämpfen können, er sieht mit Sorgen, daß die Geschichte Deutschlands immer mehr in Maxens Hände übergehen. Das errät Wallenstein aus der Menschennatur. Der Kaiser sieht sich nach einer Waffe um, er hätte gern ein eignes Heer, aber es fehlt am Feldherrn und an Geld, da bietet sich Wallenstein, den sein Ehrgeiz treibt, die Gelegenheit, die sein scharfer Geist sieht, zum Hinaufkommen. Er macht seinen Antrag: nicht 20 000, sondern 50 000. Die Bedenken und Zweifel in Gesprächen zwischen dem Kaiser, Wallenstein und einem oder einigen kaiserlichen Räten. Waldsteins Dämonisches gewinnt den Kaiser: aber in seinem Stolz hat Wallenstein einen gefährlichen Gegner seines Ehrgeizes, jener läßt diesen nicht zum Ziele kommen. Einer, der hinauf will, muß die, die schon oben sind, mit seinem Steigen zu versöhnen suchen; er weiß das mit seinem durchdringenden Geiste wohl und wills vielleicht auch, aber sein Stolz, durch den Widerstand der Fürsten nur zu leicht empfindlich gemacht und gereizt, bricht durch und verdirbt's mit ihnen. Er wills erzwingen, indem er mit seiner eignen Ehrsucht die des Kaisers ansteckt und diesen dadurch von Max (und den Fürsten) zu isolieren und zu beherrschen sucht. Wallenstein, der Emporkömmling, muß sich dem Kaiser notwendig, ja unentbehrlich machen, er bläht mit dem Atem seines eignen Ehrgeizes den Ehrgeiz des Kaisers an, um in des Kaisers seine eigne Größe zu bereiten. Dabei ist er Zuvielsdiener, seine Rücksichtslosigkeit, sein Sichnotwendigmachen beim Kaiser bringt die gebornen Fürsten auf, die schon sein Emporkommen gereizt hat. Wallensteins Pläne, sobald er zum Herzog von Mecklenburg gemacht ist: er will den Kaiser zum König von Dänemark machen, er träumt von einer Kaiserkrönung und einem Römerzug („Rom ist bereits seit hundert Jahren nicht geplündert

worden, jezt muß es um so viel reicher sein als damals!“). Fürstentag zu Regensburg. Wallenstein hat den Kaiser groß gemacht, aber ihn zu Überschreitungen hingerissen, zur Verletzung der Verfassung und Verhöhnung aller Billigkeit; dem Kaiser selbst wird bange vor seinen Erfolgen. Das erleichtert es der Reaktion, den Wallenstein, den stolzen Emporkömmling auszustoßen. Max von Bayern will auf seine Entsetzung dringen; ein Kampf des Spiritus Wallensteins mit dem des Max um das Übergewicht auf den Geist des Kaisers. Die Fürsten wissen die Chancen zu benutzen; eben das, was Wallenstein für den Kaiser und sich gethan und was gegen Verfassung und menschliche Billigkeit war, giebt nun ihre Anklage. Ihr Zorn darüber, ihr Haß gegen Wallenstein und Furcht vor der Größe, die er dem Kaiser noch geben könne und natürlich auf ihre, des Reiches u. s. w. Kosten, macht sie die Vorteile brauchen, die ihnen die Wünsche des Kaisers (Wahl seines Sohnes zum römischen König) und die Macht, die sie noch besitzen, geben. Wallenstein, der Ferdinand alles, was er von den Fürsten nun kaufen muß, umsonst verschaffen würde und im Vertrauen darauf so weit ging, als er ging, wird vom Kaiser fallen gelassen, der es gleich nachher bereut, da sein Ehrgeiz nun nicht missen kann, was Wallenstein ihm gezeigt und geben konnte. Selbst es zu erlangen, fühlt er sich plötzlich zu schwach. Wallenstein war es, der ihm mit dem Glücke die Kraft gab.

Max Spiritus hat den Sieg davongetragen, der Geist der Verfassungstreue und Pflicht über den der Willkür, und Wallenstein fällt. Sein scharfes Auge sieht, daß er wieder steigen wird. Wenn er allein ist, überläßt er sich seinem Grimme über des Kaisers Undankbarkeit. Er wird wieder nötig werden, dann aber will er nur für sich arbeiten. Ja die Fürsten können den Emporkömmling nicht vertragen; der Zuvieldienerei

muß er sich schuldig erklären, aber Zuvieldiener ist jeder, der einem andern dient; er will es nicht mehr sein. Eine Maske vornehmen, sich teuer kaufen lassen, nicht als des Kaisers, sondern als seines eignen Glückes Diener. Er will nun verbannen, was noch von Ammenmärchen an ihm haftet; nun wird er die finstre Gestalt; er will seine Nachsicht hungern lassen, bis er ihr die Fürsten vorwerfen kann. Denn er ist, der den Kaiser zum Kaiser gemacht hat, der ihn allein als solchen erhalten kann.

Nun vielleicht Zwischenszene, Expositionsszene, die Wahl des Kaisersohnes aufgeschoben, die Fürsten bezeugen schon ihr durch Wallensteins Sturz und Nachgiebigkeit des Kaisers erlangtes. Daran Szene, in der der Kaiser selbst mit Fürsten auftritt; schon sieht der Kaiser die Notwendigkeit, Wallenstein wieder zu haben: der Schwede! Er giebt Auftrag; Chorus charakterisiert die Situation, aus der nichts Gutes kommen könne.

Wallenstein in Prag — seine Schauspielerrolle. Astrolog: die Sterne werden ihm zu trüg, er thut ihnen mit Auslegung Gewalt an; ein anderer mit Seni und sich als gegenüber seinem Hoffstaat, der sich selber wundert über seine Verwandlung. Ein Gesandter thut Zugeständnisse, und so werden die allmählichen Unterhandlungen wieder in einen Dialog gepreßt. Wallenstein weiß des Kaisers Not und giebt nicht nach. Der Gesandte gesteht zuletzt, er habe die Vollmacht zu allen Zugeständnissen, obgleich er erst thut, als wärs unmöglich, ein Kaiser neben dem Kaiser. Er braucht einigemale das Handelsmanöver, als wollte er gehen, Wallenstein weiß, er wird wiederkommen. Und so wird der Handel denn geschlossen. Der Kaiser muß Wallenstein kaufen, und der verkauft sich nur um einen Preis, bei dem er, der dem Kaiser nicht mehr trauen kann, seit er von ihm seinen Feinden geopfert wurde,

sein eigener Diener sein kann und den Kaiser so braucht, wie der ihn gebraucht hat, um ihn zu lassen, wenn er hoch genug gestiegen. Kaum rehabilitiert, so macht Wallenstein schon seine eben erhaltenen Rechte geltend, er stellt sich, des Handels reuig zu sein u. s. w.

Das ist nun ein Verhältniß, das nicht bestehen kann, der Kaiser und Wallenstein müssen Feinde werden. Nun ist Wallenstein die finstre Gestalt, von nun an erscheint er im dämonischen Kostüm, jetzt kehrt sich seine Rücksichtslosigkeit, da der glückliche Spieler immer waghalsiger wird, auch gegen den Kaiser, er ist nun Zuvieldiener im eignen Dienst. (Hier ist der Kontrast Gustav Adolfs des Blonden, Hellen und Wallensteins des Finstern, Dämonischen sehr verführerisch, für eine Szene wenigstens. Jener giebt Gott die Ehre für das Bisherige, Wallenstein dräut den Sternen, jener will Unbilden rächen mit Gott.) Das Verhältniß endigt, wie es endigen mußte, und nun ist nur die Hauptsache, daß Wallenstein als der Urheber seines Falles von Anfang erscheint, und zwar seine rücksichtslose, stolze, dämonische Natur. Das ist der tragische Widerspruch in ihm, daß er emporkommen will und seiner Natur doch das Versöhnende fehlt, das Buhlen um alle, namentlich um die, in deren Kreis und Rechte er sich eindringt. Sein Streben nach dem Oberbefehl, nach Unumschränktheit überwiegt alles. Seni sagt: Der Stolz muß fallen, der nicht einmal von den Sternen Widerspruch erträgt und sie durch Auslegung zwingen will. Wallenstein: Ei mein Spiritus (Dämon) dominiert die Sterne, nicht umgekehrt!

Schon im Anfange muß ein Chorus sagen (vielleicht sagt ihm das seine Frau): sein Geist zwingt ihn hinauf, aber es fehlt ihm die Geschmeidigkeit, die das Oben versöhnt mit seinem Steigen; solcher Menschen gab es von je, aber alle steigen, nur um zu fallen. „Wer heil steigen will, muß seiner Diener Diener

werden, das könnt Ihr nicht!" Des Kaisers Geist schwankt zwischen Max (von Bayern) und Wallenstein, bald von dem einen, bald vom andern bestimmt, aber Maxens Herrschaft ist ihm unangenehm. Dies Schwan-ken und Sichbestimmenlassen bald von Max und bald von Waldstein ist seine charakteristische Figur. Aus Max Übergewicht giebt er sich in das von Wallenstein; Maxens Übergewicht siegt durch Wallensteins ersten Fall; der Kaiser fährt wieder nach dem Halt in Wallenstein, der nun keiner mehr ist. Wallenstein weiß, daß Max Spiritus den des Kaisers dominiere (für des Kaisers Figur dies dem Max Nachgeben, doch widerwillig Nachgeben charakteristisch!), und fürchtet dies Übergewicht; er ahnt, daß auch ein zweiter Fall aus Max Dominieren des Kaisers hervorgehen werde. Dies will er durch seine Bedingungen beim zweiten Steigen verhüten, aber er fällt wirklich wieder durch Max Übergewalt über den Geist des Kaisers. Sterbend ruft er: Ich wußte das u. s. w. Max ein heller, Wallenstein ein düst'rer Stern. Aber Wallenstein muß doch alles verursachen, er sollte sich hüten, da er weiß; aber sein dämonisches Über selbstvertrauen, die Rücksichtslosigkeit seiner Natur scheitert an dem wohlbe-kannten Felsen, dem er ausweichen oder den er ge-winnen sollte, wie Seni ihm rät. „Nicht den Sternen, Eurer Auslegung folgt Ihr!" Wallenstein: „Der kühne Ausleger zwingt die Sterne nach seiner Deutung!" Ich schildre Seni als seinen einzigen Vertrauten, mit allen andern spielt er Komödie, er achtet nur sich selbst, glaubt nur an sich und seinen Spiritus. Je mehr seine Motive versteckt werden, wie er selbst sie versteckt, desto interessanter wird er, er wird von einem so, vom andern anders beurteilt, je nachdem es ihm gelang oder nicht gelang, sie zu täuschen; behält auch im Ge-dicht das Anziehende eines absonderlichen Rätsels, welches er in der Geschichte hat; des Dichters Aus-

legung liegt in dem Typus, zu dem er die Handlung ordnet.

Wenn man, um den Zufall mehr auszuschließen, die Motive der Handlung mehr in die Personen und ihre Charaktere, als in die Wucht der geschichtlichen Verhältnisse legte. Dann wird das Übergewicht, welches die Protestanten erlangen, so gefaßt, daß es als eine Folge der Abdankung Wallensteins erscheint und die neue Gewinnung desto begreiflicher. Eine Hauptsache, denn hier liegt die Hauptschwäche der Handlung, weil der Schwede von außen hineinkommt. Zunächst ist das Motiv zu dem übeln Ausgang Wallensteins die fatale Erneuerung eines so aufgelösten Verhältnisses. Auch Max von Bayern ist — durch Wallensteins Beseitigung muß es scheinen — in eine Not gekommen, die Wallenstein Gelegenheit bietet, sich zu rächen in der Demütigung des Kurfürsten.

Wallenstein wiederholt sein früheres Gebaren, aber in größerm Maßstab. Er sollte nun Max entgegenkommen (er fühlt wohl, daß dessen Spiritus den des Kaisers dominiert), er könnte an der Schadenfreude genug haben, er vermag es nicht. Max dagegen kann seinen Stolz besiegen für das Wohl seines Landes und thut es. Wallensteins Verhalten ist ein Markten, um dem Bayern seine Hilfe so hoch als möglich zu verkaufen und ihn recht fühlen zu lassen, daß der ihn nun haben müsse. So sein Benehmen gegen ihn, wo Max sein Gegenbild, der Fürst, der stark genug ist, um seines Landes willen seinen Stolz in Demut zu fesseln. Max selbst sieht mit Jammer — wo er Wallenstein erwartet —, wie der Krieg, den er um des Heiligen willen begann, entartet ist. Sein, Maxens, Gegenbild (der mit ihm Wallensteins Gegenbild) Gustav Adolf kommt auch wo nötig, sein Leben zu opfern um der Bedrängnis des armen Volkes willen. Beide, Max wie Gustav, sind fromm, der eine aber katholisch, der

andre protestantisch fromm. Der eine will das Volk leiten, wohl auch zwingen zu dem, was ihm das Rechte scheint, der andre will es vom Zwange befreien, daß sie glauben dürfen, was Gott ihnen ins Herz legt; der eine wollte sie zur Seligkeit zwingen und jedes Irren abhalten, der andre will sie auf ihrem eignen Wege zur Seligkeit schützen. Süden und Norden. So sind beide Konfessionen darin unparteiisch vertreten, und zugleich wird des Dichters Meinung in diesem Kontraste dargestellt.

Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf wird von Bürgern in einem Dorfe bei Lützen erwartet. Er spricht die Motive aus, die ihn hierher geführt haben, sein frommer Mut weist die verehrenden Bürger voll Bescheidung zurück. Will in die Schlacht „mit Gott.“ Einiges Ahnende. Er spricht stets zu andern in Gott-ergebenheit. Wallensteins Vermessenheit mit ihm grell kontrastierend, versöhnt den Bettstubenprediger. Vermessenheit ist seines Charakters springender Punkt; aus jedem seiner Worte muß das „Ich will Stralsund haben, und wäre es mit Ketten an den Himmel geschlossen“ klingen. Alles will er zwingen und meint es zwingen zu können. Er ist ein Luzifer, er ist in fortwährender Opposition gegen das, was dem Geschlechte als das Heilige gilt, und in dieser Verachtung sozusagen der Menschen und ihrer Götter, die ihn nicht abhält, die Menschen zu bloßen Werkzeugen zu nehmen, in dieser Sicherheit der Selbstsucht beruht seine dämonische Macht über alle. Die Menschen beherrscht nur, wer sie verachtet. Drohungen und Versprechungen; die Schlacht muß er gewinnen, sie kann sein Gebäude mächtig stützen, aber auch, da er für den Kaiser noch nichts wieder gethan hat, stürzen; nur daß er notwendig erhält ihn, siegt er nicht, ist er nicht mehr notwendig. Er muß hier ganz zu jener Gestalt werden, die das Volk bewundert und mit einer Art

bebaglichen Grauens ansieht, ohne ein Muster in ihnen zu suchen. Die scharlachne hagre Gestalt, vor der den Soldaten, die von ihm und seinem Glück begeistert, dem Unverwundlichen folgen, zugleich graut. „Ei was — hat ers mit dem Teufel, so haben wir unser Stück Vorteil davon, ohne etwas zu bezahlen zu haben.“ Einer sagt, wie er ihm nachts auf dem Wege durch das Lager begegnet sei und vor dem eignen Glanz in Wallensteins Augen Grauen fühlte. „Er ist unverwundbar, keine Kugel hat ihn im dichtesten Kugelregen getroffen.“ Ein Soldat (Schütze): „Possen! Das war in dir — er ist ein Mensch wie andre; die Kugel, die andern ein Ende macht, giebt auch ihm den Garaus!“ Wallenstein im Gespräch herankommend hört es: „Laßt die Bestie hängen.“ Der Schütze: „Oho! soll ich daran, so müßt Ihr voraus. Der Teufel soll sich wundern, wenn der General ihm einen Gemeinen ankündigt.“ Wallenstein: „Schieß zu, triff mich, wenn du kannst. Du kannst nicht.“ — „Oho! — so habts denn, weil Ihrs wollt.“ Er schießt auf Wallenstein, ohne ihn zu treffen, die Kugel fliegt durch den Mantel. Er begnadigt mit höhnischer Verachtung den Schützen.

Vor und während der Schlacht ist er im Fieberzustande. Die Wendung der Schlacht. Nachrichten vom Tode Gustav Adolfs — „seht ihr — Wallensteins Glück!“ Aber Gustavs Leiche wird auf schwedischer Seite aus dem Getümmel getragen — seine letzten Worte. Sensation der Begeisterung. Herzog Bernhard: „Das ganze Heer streite voll Mut, so siegt der König, der den Sieg vorausgesehn hat, noch im Tode!“

Die Kaiserlichen sind bereits im Nachtheil, geraten in Verwirrung, die Schweden stürzen in die Schlacht, um zum völligen Siege zu helfen. Wallenstein kommt wütend — die Schlacht ist nicht mehr zu retten. Er will nicht zugeben, daß Begeisterung der Feinde gewonnen habe, sondern schmäh't die Feigheit der

Seinen. Er will seinen Stolz reinwaschen im Blute der Feigen. Unmittelbar nach der Lützener Schlacht befiehlt er Massenbach und andre zu arretieren. Andre Offiziere zeigen ihre Bedenken nach seinem Abgang. Begreiflich, daß er jetzt doppelt ungern eine Schlacht verlor, wo der Sieg nach seinem langen Zögern so notwendig, begreiflich, daß er die Schuld von sich abwälzen will, aber dieses Thun beraubt ihn der Ergebenheit seiner Offiziere. „Ich selbst,“ sagt Butler, „sah Massenbach, er that, was wir, soviel er konnte. Der Fürst mag ihn nicht. Ei, es giebt noch manche unter uns, die er nicht lieben mag. Wenn es nur einer verlorren Schlacht bedarf, beseitigt zu werden — und die Richter sind seine Kreaturen —, dann weiß ich manche, die es nicht darauf ankommen lassen werden.“ Des Herzogs Selbstvertrauen ist unerschüttert; macht Lützen einen Querstrich, so ist doch der schlimmste seiner Gegner, Gustav Adolf, tot, und das Kriegsgericht soll ihn im Blute der beschuldigten Offiziere von der Schmach der Niederlage rein waschen. Der Oberst Massenbach (einer der Hinzurichtenden) ruft: „Das Urtheil ist ein Mord und kein Richterurtheil, es ist Blutschuld Wallensteins,“ den Massenbach vor Gottes Richterstuhl zitiert.

Unterdes hat er dem Bayern die alte Demütigung mit Zinsen heimgezahlt und ihn von neuem gegen sich gereizt. Die hochmütige Verachtung alles dessen, was er nicht ist, zeigt sich immer schleierloser, die finstre, selbstflüchtige Gestalt wächst über alles Maß. Er kehrt seinen Übermut nun selbst gegen den Kaiser, umsonst warnt ihn Seni, warnen ihn die Sterne; Wallenstein (unter anderm durch das Nichttreffen des besten Schützen bei Lützen aus solcher Nähe übersicher geworden) will mit der Klugheit und Macht seines Spiritus selbst die Sterne dominieren, während der Boden unter ihm schon unterminiert ist. Er ist klug genug, das alles selbst zu

sehen, aber die Überhebung hat sich schon zu hoch in ihm gesteigert. Wäre er im Schein des Vorteils, so könnte er dem Kaiser seine Resignation wie ein Almosen zuwerfen und thäte es, aber soll sein Gestirn wie ein Meteor sinken? Nein! Er ist untergraben, muß fallen und zwar tödlich, wenn er nicht entsagt. Er behauptet sich oder will es, wo niemand sich behaupten kann, und fällt, sein eigner Verderber, weil er sich nicht bescheiden konnte.

Wallenstein hat Böhmen im Besitz, aus dem er nicht weicht, der Kaiser und seine Räte argwöhnisch wegen der Verhandlungen, die Wallenstein nach allen Seiten anknüpft, ein Rätsel, sich in eine Gewitterwolke hüllend. Butler, den Wallenstein mißachtet („Hätte dieser Butler zu seiner eisernen Hand nicht einen strohernen Kopf, ich würde mich vor ihm hüten“), erscheint als Ankläger des Feldherrn beim Kaiser. In ihm mischen sich religiöser Fanatismus, Ehrgeiz, wilde Soldatenhaftigkeit, Nährer seines Neidhasses, der auch, da er sich nicht geliebt weiß, zugleich Notwehr, Selbstrettung übt gegen den, von dem er ein Schicksal wie Massenbachs zu erwarten hat. Einem Gesandten, den man wegen Wallensteins Verhandlungen mit Schweden und Sachsen, wegen vollständiger Mitteilungen darüber an den Feldherrn geschickt hat, erteilt dieser keinen Aufschluß, hat seine Freude daran, daß man so an ihm herumrate (Wallensteins Hohn über des Kaisers Pfaffenräte: „Ein heiliger Regent mit so heiligen Räten. Sie können mich nicht leiden, haben Ursache dazu“), schützt seinen Vertrag vor und will seine Rechte nie aufgeben. Der Kaiser verschwört sich gegen seinen eignen Feldherrn mit den unzufriednen Generalen; der kleine Emporkömmling Butler, von dem man weiß, daß er den großen beneidet, daß er durch Wallensteins Hochmut vielfältig beleidigt ist (sein Blick schon eine

Beleidigung, weil Verachtung aller darin, die nicht er!), soll den Trohenden verhaften.

Butler hat den noch immer Gefürchteten in Eger so in seiner Gewalt, wie er ihn nicht wieder bekommen wird, er findet sich als Löwenjäger und weiß, daß es ein Kampf auf Leben und Tod ist. Dazu die Überlegung, daß der Lebende ihm dereinst vergelten könne, daß man noch immer sein Glück und seine vielleicht wiederkehrende Gewalt über den Kaiser fürchten müsse! Dem Kaiser muß Wallensteins Tod lieb sein, weil der Tod seinen Verdacht autorisiert, da sich Wallenstein dann nicht verteidigen kann. Also Zuvielbienerei strafft Zuvielbienerei.

Vorbereitungen zu Wallensteins Tode. Der kalte Tod faßt ihn im höchsten Schwindeltraum. Wallensteins Schlafzimmer, seit Massenbachs Tode schläft er nicht mehr als bei brennenden Kerzen. Vielleicht sieht er oder hört im Traum Massenbach — die Kerzen wollen ausgehen, er ruft und steht auf vom Lager. Statt des Dieners bringen die Mörder ein. Er imponiert, sie folgen seinem Kommando. Da stößt der verantwortliche Offizier nach ihm — Wallenstein fällt, bis zum Tode er selbst. Butler kommt hinzu. Nachricht von der Ankunft des Kaisers. Butler bringt die Fürsten (den Kaiser und Max von Bayern) geführt, die seine Leute in die Stadt eingelassen haben, sie wissen noch nichts, aber wie sie kommen, hat er bereits seine Gründe dargethan. „Nicht stichhaltig, was Ihr sagt, und solche That entschuldigend. Nehmt ihn fest.“ Butler: „Recht so! Der Tote, den Vielbienerei stürzte, konnte mich warnen. Nun, ihn warnte Cäsar nicht; keiner macht den andern klug. Seis drum und komme, was da wolle — ich habe Absolution und das vor dem voraus.“ Butler abgeführt. Chorus bleibt zurück und leitet mit Markierung der nationalen Schuld Wallen-

steins auf den Zustand der Nation und das gefährliche Beispiel, zur Empfindung der Gerechtigkeit, nachdem der Kaiser und Max von Bayern der des Mitleids Ausdruck gegeben haben.

Zur Heraushebung des moralischen Urtheils die beiden Parallelen der Bescheidung aus Kraft in Max und Gustav Adolf. Zwischen dieser Bescheidung aus Kraft und Wallensteins Vermessenheit aus Kraft die Vermessenheit aus Schwäche und Bescheidung aus Schwäche im Kaiser. So die Geschichte zur Poesie gemacht. Das Schicksal der Nation ist der Hauptanflager. Die Nemesis: der Zuvieldiener fällt durch Zuvieldienerei, der Verräther durch Verrat, von niemand beklagt; es erfüllt sich der Fluch des armen Volkes, die Zitation des als Sühnbock geschlachteten Opfers, er fällt an seiner gewaltsamen Auslegung der Sterne, die Seni als Frevel ansieht. An Max, der um seines Landes willen sich demüthigen läßt, hängt sein Volk, der fallende Gustav ist den Seinen ein Märtyrer, Wallenstein endet von niemand beklagt.

Diese Nemesis muß überall hervorgehoben werden; an Wallensteins Leiche sein Totengericht. Glänzende Anlagen wandten sich zu Lastern, da Bescheidung fehlte; er trogte, verachtete Erd und Himmel, zerriß göttliches und menschliches Recht. Nach diesem Urtheil über Wallenstein schließt der Patrioten Klage über das Elend der Nation, das einer für sich ausbeutete, andern Beispiel gebend.

Episoden. Ein Bürgerdrama, dessen Handlung sich mit der Waldsteintragödie verschlingt. Die im Bürgerdrama spielende Familie wäre wohnhaft in der (zu Anfang) eroberten Stadt; das Restitutionsedikt vertreibt sie bis auf den katholischen Rückfaller, den einen Sohn, der sich bei dieser Gelegenheit enthüllt und Fanatismus zeigt, durch die mitgekommenen Pfaffen erregt. Ein andrer Sohn, der ursprünglich Wallen-

stein haßt, wird durch dessen dämonisches Wesen bestrickt und zum Indifferentismus vollends bekehrt, dem seine Natur immer zuneigte; die verwaisten Eltern nehmen dann alleingehend Abschied von der Stätte, wo sie geboren, wo sie sich gefunden, mit einander bis jetzt gelebt haben und wo sie zu sterben dachten. Der Mutter kostet es Kampf, den Konvertiten zu lassen, der Alte sagt sich los von ihm und nochmals von der Religion, die Familien scheidet. — Bei Lüken tötet dann der Wallensteiner seinen Vater, der nach der Frau Tode Gustav Adolf zugezogen, dem in den Himmel zu folgen ihm Glück ist. Ermahnungen neben Verzeihung mit Hoffnung auf Änderung des Sohnes. Der Alte stirbt, der Sohn überwindet das Etwas von Reue und wirft sich mit desto größerer Wildheit und sittlicher Verrottung in das wilde Leben, dem er schon nicht mehr entsagen kann. — Das Drama der beiden Brüder, der eine ist vielleicht der Schütze u. s. w.

Von Frauen könnten Waldsteins und Maxens Gemahlin mit darin sein, beide mit den Männern kontrastiert, in den Reden der stolzen Kurfürstin könnte sich erst recht zeigen, wie tief, was Max duldet, ein fürstliches Gemüt empören muß, sie könnte nicht wie er, und aus seiner Ehre heraus stachelt sie ihn, Wallenstein den Emporkömmling fühlen zu lassen. „Einst kommt wohl die Zeit dazu, jetzt, liebes Weib, müssen wir u. s. w.“ Dagegen Wallsteins Frau zurückgezogen, aus Liebe muß sie ihm folgen und in ein Element, das nicht das ihre und von dem sie wünscht, daß es auch nicht das seine wäre. — —

Es kann eine völlige Historie werden (eine Historie, kein psychologisches Drama!), wenn die Hauptzüge der Handlung mit Ausscheidung des Unwesentlichen nur dramatisiert werden, aber wie die Geschichte in der Länge so nach der Breite excerpirt und konzentriert, das heißt mit Weglassung der Zwischenträger, so daß

legung liegt in dem Typus, zu dem er die Handlung ordnet.

Wenn man, um den Zufall mehr auszuschließen, die Motive der Handlung mehr in die Personen und ihre Charaktere, als in die Wucht der geschichtlichen Verhältnisse legte. Dann wird das Übergewicht, welches die Protestanten erlangen, so gefaßt, daß es als eine Folge der Abdankung Wallensteins erscheint und die neue Gewinnung desto begreiflicher. Eine Hauptsache, denn hier liegt die Hauptschwäche der Handlung, weil der Schwede von außen hineinkommt. Zunächst ist das Motiv zu dem übeln Ausgang Wallensteins die fatale Erneuerung eines so aufgelösten Verhältnisses. Auch Max von Bayern ist — durch Wallensteins Beseitigung muß es scheinen — in eine Not gekommen, die Wallenstein Gelegenheit bietet, sich zu rächen in der Demütigung des Kurfürsten.

Wallenstein wiederholt sein früheres Gebaren, aber in größerm Maßstab. Er sollte nun Max entgegenkommen (er fühlt wohl, daß dessen Spiritus den des Kaisers dominiert), er könnte an der Schadenfreude genug haben, er vermag es nicht. Max dagegen kann seinen Stolz besiegen für das Wohl seines Landes und thut es. Wallensteins Verhalten ist ein Markten, um dem Bayern seine Hilfe so hoch als möglich zu verkaufen und ihn recht fühlen zu lassen, daß der ihn nun haben müsse. So sein Benehmen gegen ihn, wo Max sein Gegenbild, der Fürst, der stark genug ist, um seines Landes willen seinen Stolz in Demut zu fesseln. Max selbst sieht mit Jammer — wo er Wallenstein erwartet —, wie der Krieg, den er um des Heiligen willen begann, entartet ist. Sein, Maxens, Gegenbild (der mit ihm Wallensteins Gegenbild) Gustav Adolf kommt auch wo nötig, sein Leben zu opfern um der Bedrängnis des armen Volkes willen. Beide, Max wie Gustav, sind fromm, der eine aber katholisch, der

andre protestantisch fromm. Der eine will das Volk leiten, wohl auch zwingen zu dem, was ihm das Rechte scheint, der andre will es vom Zwange befreien, daß sie glauben dürfen, was Gott ihnen ins Herz legt; der eine wollte sie zur Seligkeit zwingen und jedes Irren abhalten, der andre will sie auf ihrem eignen Wege zur Seligkeit schützen. Süden und Norden. So sind beide Konfessionen darin unparteiisch vertreten, und zugleich wird des Dichters Meinung in diesem Kontraste dargestellt.

Schlacht bei Lüzen. Gustav Adolf wird von Bürgern in einem Dorfe bei Lüzen erwartet. Er spricht die Motive aus, die ihn hierher geführt haben, sein frommer Mut weist die verehrenden Bürger voll Bescheidung zurück. Will in die Schlacht „mit Gott.“ Einiges Ahnende. Er spricht stets zu andern in Gott-ergebenheit. Wallensteins Vermessenheit mit ihm grell kontrastierend, versöhnt den Beistubenprediger. Vermessenheit ist seines Charakters springender Punkt; aus jedem seiner Worte muß das „Ich will Stralsund haben, und wäre es mit Ketten an den Himmel geschlossen“ klingen. Alles will er zwingen und meint es zwingen zu können. Er ist ein Luzifer, er ist in fortwährender Opposition gegen das, was dem Geschlechte als das Heilige gilt, und in dieser Verachtung sozusagen der Menschen und ihrer Götter, die ihn nicht abhält, die Menschen zu bloßen Werkzeugen zu nehmen, in dieser Sicherheit der Selbstsucht beruht seine dämonische Macht über alle. Die Menschen beherrscht nur, wer sie verachtet. Drohungen und Versprechungen; die Schlacht muß er gewinnen, sie kann sein Gebäude mächtig stützen, aber auch, da er für den Kaiser noch nichts wieder gethan hat, stürzen; nur daß er notwendig erhält ihn, siegt er nicht, ist er nicht mehr notwendig. Er muß hier ganz zu jener Gestalt werden, die das Volk bewundert und mit einer Art

bebaglichen Grauens ansieht, ohne ein Muster in ihnen zu suchen. Die scharlachne hagre Gestalt, vor der den Soldaten, die von ihm und seinem Glück begeistert, dem Unverwundlichen folgen, zugleich graut. „Ei was — hat ers mit dem Teufel, so haben wir unser Stück Vorteil davon, ohne etwas zu bezahlen zu haben.“ Einer sagt, wie er ihm nachts auf dem Wege durch das Lager begegnet sei und vor dem eignen Glanz in Wallensteins Augen Grauen fühlte. „Er ist unverwundbar, keine Kugel hat ihn im dichtesten Kugelregen getroffen.“ Ein Soldat (Schütze): „Poffen! Das war in dir — er ist ein Mensch wie andre; die Kugel, die andern ein Ende macht, giebt auch ihm den Garaus!“ Wallenstein im Gespräch herankommend hört es: „Laßt die Bestie hängen.“ Der Schütze: „Oho! soll ich daran, so müßt Ihr voraus. Der Teufel soll sich wundern, wenn der General ihm einen Gemeinen ankündigt.“ Wallenstein: „Schieß zu, triff mich, wenn du kannst. Du kannst's nicht.“ — „Oho! — so habts denn, weil Ihr's wollt.“ Er schießt auf Wallenstein, ohne ihn zu treffen, die Kugel fliegt durch den Mantel. Er begnadigt mit höhnischer Verachtung den Schützen.

Vor und während der Schlacht ist er im Fieberzustande. Die Wendung der Schlacht. Nachrichten vom Tode Gustav Adolfs — „seht ihr — Wallensteins Glück!“ Aber Gustavs Leiche wird auf schwedischer Seite aus dem Getümmel getragen — seine letzten Worte. Sensation der Begeisterung. Herzog Bernhard: „Das ganze Heer streite voll Mut, so siegt der König, der den Sieg vorausgesehn hat, noch im Tode!“

Die Kaiserlichen sind bereits im Nachtheil, geraten in Verwirrung, die Schweden stürzen in die Schlacht, um zum völligen Siege zu helfen. Wallenstein kommt wütend — die Schlacht ist nicht mehr zu retten. Er will nicht zugeben, daß Begeisterung der Feinde gewonnen habe, sondern schmäht die Feigheit der

Seinen. Er will seinen Stolz reinwaschen im Blute der Feigen. Unmittelbar nach der Lützener Schlacht befiehlt er Massenbach und andre zu arretieren. Andre Offiziere zeigen ihre Bedenken nach seinem Abgang. Begreiflich, daß er jetzt doppelt ungern eine Schlacht verlor, wo der Sieg nach seinem langen Zögern so notwendig, begreiflich, daß er die Schuld von sich abwälzen will, aber dieses Thun beraubt ihn der Ergebenheit seiner Offiziere. „Ich selbst,“ sagt Butler, „sah Massenbach, er that, was wir, soviel er konnte. Der Fürst mag ihn nicht. Ei, es giebt noch manche unter uns, die er nicht lieben mag. Wenn es nur einer verlornen Schlacht bedarf, beseitigt zu werden — und die Richter sind seine Kreaturen —, dann weiß ich manche, die es nicht darauf ankommen lassen werden.“ Des Herzogs Selbstvertrauen ist unerschüttert; macht Lützen einen Querschnitt, so ist doch der schlimmste seiner Gegner, Gustav Adolf, tot, und das Kriegsgericht soll ihn im Blute der beschuldigten Offiziere von der Schmach der Niederlage rein waschen. Der Oberst Massenbach (einer der Hinzurichtenden) ruft: „Das Urtheil ist ein Mord und kein Richterurtheil, es ist Blutschuld Wallensteins,“ den Massenbach vor Gottes Richterstuhl zitiert.

Unterdes hat er dem Bayern die alte Demütigung mit Zinsen heimgezahlt und ihn von neuem gegen sich gereizt. Die hochmüthige Verachtung alles dessen, was er nicht ist, zeigt sich immer schleierloser, die finstre, selbstsüchtige Gestalt wächst über alles Maß. Er kehrt seinen Übermut nun selbst gegen den Kaiser, umsonst warnt ihn Seni, warnen ihn die Sterne; Wallenstein (unter anderm durch das Nichttreffen des besten Schützen bei Lützen aus solcher Nähe übersicher geworden) will mit der Klugheit und Macht seines Spiritus selbst die Sterne dominieren, während der Boden unter ihm schon unterminiert ist. Er ist klug genug, das alles selbst zu

sehen, aber die Überhebung hat sich schon zu hoch in ihm gesteigert. Wäre er im Schein des Vorteils, so könnte er dem Kaiser seine Resignation wie ein Almosen zuwerfen und thäte es, aber soll sein Gestirn wie ein Meteor sinken? Nein! Er ist untergraben, muß fallen und zwar tödlich, wenn er nicht entsagt. Er behauptet sich oder will es, wo niemand sich behaupten kann, und fällt, sein eigener Verderber, weil er sich nicht bescheiden konnte.

Wallenstein hat Böhmen im Besitz, aus dem er nicht weicht, der Kaiser und seine Räte argwöhnisch wegen der Verhandlungen, die Wallenstein nach allen Seiten anknüpft, ein Rätsel, sich in eine Gewitterwolke hüllend. Butler, den Wallenstein mißachtet („Hätte dieser Butler zu seiner eisernen Hand nicht einen strohernen Kopf, ich würde mich vor ihm hüten“), erscheint als Ankläger des Feldherrn beim Kaiser. In ihm mischen sich religiöser Fanatismus, Ehrgeiz, wilde Soldatenhaftigkeit, Nährer seines Neidhasses, der auch, da er sich nicht geliebt weiß, zugleich Notwehr, Selbstrettung übt gegen den, von dem er ein Schicksal wie Massenbachs zu erwarten hat. Einem Gesandten, den man wegen Wallensteins Verhandlungen mit Schweden und Sachsen, wegen vollständiger Mitteilungen darüber an den Feldherrn geschickt hat, erteilt dieser keinen Aufschluß, hat seine Freude daran, daß man so an ihm herumrate (Wallensteins Hohn über des Kaisers Pfaffenräte: „Ein heiliger Regent mit so heiligen Räten. Sie können mich nicht leiden, haben Ursache dazu“), schützt seinen Vertrag vor und will seine Rechte nie aufgeben. Der Kaiser verschwört sich gegen seinen eignen Feldherrn mit den unzufriednen Generalen; der kleine Emporkömmling Butler, von dem man weiß, daß er den großen beneidet, daß er durch Wallensteins Hochmut vielfältig beleidigt ist (sein Blick schon eine

Beleidigung, weil Verachtung aller darin, die nicht er!), soll den Trozenden verhaften.

Butler hat den noch immer Gefürchteten in Eger so in seiner Gewalt, wie er ihn nicht wieder bekommen wird, er findet sich als Löwenjäger und weiß, daß es ein Kampf auf Leben und Tod ist. Dazu die Überlegung, daß der Lebende ihm dereinst vergelten könne, daß man noch immer sein Glück und seine vielleicht wiederkehrende Gewalt über den Kaiser fürchten müsse! Dem Kaiser muß Wallensteins Tod lieb sein, weil der Tod seinen Verdacht autorisiert, da sich Wallenstein dann nicht verteidigen kann. Also Zuvielbienerei strafft Zuvielbienerei.

Vorbereitungen zu Wallensteins Tode. Der kalte Tod faßt ihn im höchsten Schwindeltraum. Wallensteins Schlafzimmer, seit Massenbachs Tode schläft er nicht mehr als bei brennenden Kerzen. Vielleicht sieht er oder hört im Traum Massenbach — die Kerzen wollen ausgehen, er ruft und steht auf vom Lager. Statt des Dieners dringen die Mörder ein. Er imponiert, sie folgen seinem Kommando. Da stößt der verantwortliche Offizier nach ihm — Wallenstein fällt, bis zum Tode er selbst. Butler kommt hinzu. Nachricht von der Ankunft des Kaisers. Butler bringt die Fürsten (den Kaiser und Max von Bayern) geführt, die seine Leute in die Stadt eingelassen haben, sie wissen noch nichts, aber wie sie kommen, hat er bereits seine Gründe dargethan. „Nicht stichhaltig, was Ihr sagt, und solche That entschuldigend. Nehmt ihn fest.“ Butler: „Recht so! Der Tote, den Vielbienerei stürzte, konnte mich warnen. Nun, ihn warnte Cäsar nicht; keiner macht den andern klug. Seis drum und komme, was da wolle — ich habe Absolution und das vor dem voraus.“ Butler abgeführt. Chorus bleibt zurück und leitet mit Markierung der nationalen Schuld Wallen-

steins auf den Zustand der Nation und das gefährliche Beispiel, zur Empfindung der Gerechtigkeit, nachdem der Kaiser und Max von Bayern der des Mitleids Ausdruck gegeben haben.

Zur Heraushebung des moralischen Urteils die beiden Parallelen der Bescheidenheit aus Kraft in Max und Gustav Adolf. Zwischen dieser Bescheidenheit aus Kraft und Wallensteins Vermessenheit aus Kraft die Vermessenheit aus Schwäche und Bescheidenheit aus Schwäche im Kaiser. So die Geschichte zur Poesie gemacht. Das Schicksal der Nation ist der Hauptanklager. Die Nemesis: der Zuvieldiener fällt durch Zuvieldienerei, der Verräter durch Verrat, von niemand beklagt; es erfüllt sich der Fluch des armen Volkes, die Zitation des als Sühnbock geschlachteten Opfers, er fällt an seiner gewaltsamen Auslegung der Sterne, die Seni als Frevel ansieht. An Max, der um seines Landes willen sich demütigen läßt, hängt sein Volk, der fallende Gustav ist den Seinen ein Märtyrer, Wallenstein endet von niemand beklagt.

Diese Nemesis muß überall hervorgehoben werden; an Wallensteins Leiche sein Totengericht. Glänzende Anlagen wandten sich zu Lastern, da Bescheidenheit fehlte; er trogte, verachtete Erd und Himmel, zerriß göttliches und menschliches Recht. Nach diesem Urteil über Wallenstein schließt der Patrioten Klage über das Elend der Nation, das einer für sich ausbeutete, andern Beispiel gebend.

Episoden. Ein Bürgerdrama, dessen Handlung sich mit der Waldsteintragödie verschlingt. Die im Bürgerdrama spielende Familie wäre wohnhaft in der (zu Anfang) eroberten Stadt; das Restitutionsedikt vertreibt sie bis auf den katholischen Rückfall, den einen Sohn, der sich bei dieser Gelegenheit enthüllt und Fanatismus zeigt, durch die mitgekommenen Pfaffen erregt. Ein andrer Sohn, der ursprünglich Wallen-

stein haßt, wird durch dessen dämonisches Wesen bestrickt und zum Indifferentismus vollends bekehrt, dem seine Natur immer zuneigte; die verwaisten Eltern nehmen dann alleingehend Abschied von der Stätte, wo sie geboren, wo sie sich gefunden, mit einander bis jetzt gelebt haben und wo sie zu sterben dachten. Der Mutter kostet es Kampf, den Konvertiten zu lassen, der Alte sagt sich los von ihm und nochmals von der Religion, die Familien scheidet. — Bei Lügen tötet dann der Wallensteiner seinen Vater, der nach der Frau Tode Gustav Adolf zugezogen, dem in den Himmel zu folgen ihm Glück ist. Ermahnungen neben Verzeihung mit Hoffnung auf Änderung des Sohnes. Der Alte stirbt, der Sohn überwindet das Etwas von Reue und wirft sich mit desto größerer Wildheit und sittlicher Verrottung in das wilde Leben, dem er schon nicht mehr entsagen kann. — Das Drama der beiden Brüder, der eine ist vielleicht der Schütze u. s. w.

Von Frauen könnten Waldeins und Margens Gemahlin mit darin sein, beide mit den Männern kontrastiert, in den Reden der stolzen Kurfürstin könnte sich erst recht zeigen, wie tief, was Max duldet, ein fürstliches Gemüt empören muß, sie könnte nicht wie er, und aus seiner Ehre heraus stachelt sie ihn, Wallenstein den Emporkömmling fühlen zu lassen. „Einst kommt wohl die Zeit dazu, jetzt, liebes Weib, müssen wir u. s. w.“ Dagegen Waldeins Frau zurückgezogen, aus Liebe muß sie ihm folgen und in ein Element, das nicht das ihre und von dem sie wünscht, daß es auch nicht das seine wäre. — —

Es kann eine völlige Historie werden (eine Historie, kein psychologisches Drama!), wenn die Hauptzüge der Handlung mit Ausschcheidung des Unwesentlichen nur dramatisiert werden, aber wie die Geschichte in der Länge so nach der Breite excerpirt und konzentriert, das heißt mit Weglassung der Zwischenträger, so daß

die Fürsten auch Vollzieher ihrer Handlungen sind. (So könnte den letzten Sturm auf Wallenstein und die letzten Bewilligungen der Kaiser in Person machen. Die Spannung dabei so behandelt, daß hier z. B. der Zuschauer Wallensteins Absicht wüßte durch Schauspielerlei das zu erreichen, wodurch er für früheres sich rächen kann.) Dann die Verhandlungen mit ihren wesentlichen Wendungen in einzelne Gespräche zusammengedrängt, die an sich dadurch schon schauspielerisch werden. So könnte ein wirksames Stück entstehen durch bloßes Dramatisiren des einfachen Kernes (Kausalnexus) der Geschichte, indem die Massen kleinerer Außenwirkungen den Charakteren gegeben, das heißt durch das innre Motiv der Geschichte ersetzt werden und folchergestalt die Geschichte in Ort und Zeit — doch so, daß diese beiden nie mitspielen, sondern nur symbolisch als Gerüste auftreten — und Personen bis zum dreistündigen Vorgange zusammengedrängt. Je mehr man die Geschichte nur excerpirt, desto besser wird der historische Boden in den Charakteren selbst hervortreten, nicht als äußre Sittenschilderung; nur muß man möglichst eine gleichzeitige Schilderung (historische) zu Grunde legen. Es lassen sich sogar ganze Äußerungen abschreiben, was dann zwingt, das Selbstgemachte in Einstimmung zu bringen. Die ganze Geschichte muß zu einem tragischen Typus werden; damit die Charaktere, der tragische Typus des Ganzen im Helden, die Gegensätze aus den andern Personen; die Beglaubigung als Menschen durch anekdotische und sonst mimische Züge aus ihren Charakterschilderungen in der Geschichte genommen.

Keine Figur in zu großer Breite, der soldatische Lakonismus hilft der Gedrängtheit des Dramas, überhaupt als charakteristischer Grundzug im einzelnen. Das soldatische Wesen in seinen Untergattungen, die bluntness, die pedantische und die elegante Wildheit

u. f. w.; alle sind zu handeln gewohnt, nicht zu reden, was sie selber dem kaiserlichen Botschafter und sonstigen Höflingen gegenüber mit einer gewissen Genugthuung geltend machen. Besonders Butler, der so beredt ist, wie das Schwert beredt ist, wie er selber sagt (er kann seine Meinung deutlich machen ohne viele Worte, Gott sei Dank!). Aber eine gewisse wilde Größe, der Krieg ist nicht die Schule für weiche Regungen und vielgeschlungne Reflexion, durch alle Figuren. Die realistische, antisentimentale Großheit der Geschichte muß dem Ganzen sein Imposantes leihen.

In die Mitte all der idealistischen und realistischen Agentien gestellt der Mann, der das alles zu seinem Zwecke — persönliche Größe — auszubeuten sucht. Ein Mann voll Ehrgeiz und Stolz, aber auch von Geist und praktischem Wesen, sieht den rechten Moment und benutzt ihn. Nun beginnt er seinen Schwindelweg, auf dem er erst den Kaiser mitreißt; da ihm dieser bald nicht mehr folgen kann, geht er ihn allein; sein Glück macht ihn abergläubisch, er thut den Sternen auslegend Gewalt an, er troht den Fürsten, das Glend des Volkes ist ihm nichts, er höhnt allen positiven Glauben, während er abergläubig an sein Glück glaubt. Vermessenheit ist sein Name, schwindelnd überhobne Vermessenheit. Auf der Schwindelhöhe, wo er als dritte Macht dem Kaiser und den Schweden Gesetze zu geben denkt, trifft ihn der Tod. — Immer das Verwegne, Abenteuerliche, Vermessne, der scharf verächtlich auf positive Religion und alles Heilige herabsehende Verstand mit der abenteuerlichen Phantasie im grellsten Kontraste. Aus der Sicherheit des glücklichen Spielers und der Überlegenheit, mit der er den frommen Borniertheiten von Religion, Staat, Verfassung gegenübersteht, die grandioseste Selbstsucht, die in dem Vermögen ein Recht sieht. Wie dieser alles verachtet außer sich und seinen Zwecken, immer noch

höher schwindelt, als unter ihm der Boden schon miniert, aus glühendsten Träumen dem kalten Tod in die Arme stürzt mit seinem ganzen babylonischen Turm. Das Stück und der Charakter historisch, nicht eng psychologisch, ungefähr in der Weise Richards III.

Zwei Hauptsachen, daß erstens das Ganze völlig schlank und klar, besonders der ideal-pragmatische Nexus hervorstehend, ohne Seitenschritte und Zerstreuung durch dramatisch-unverarbeitetes historisches Material, in entschiedenem nach hinten immer beschleunigtem Schritte sich fortbewege, und daß zweitens das so gewonnene Handlungs skelett nun mit schauspielerischem Fleische umgeben werde, um die lebendigste, fesselndste Gegenwart zu werden, mit Vermeidung irgend flauer und deklamatorisch monotoner Stellen; überall Leben, Charakter des Ganzen und der einzelnen Figuren, besonders aber des Helden, der vom Anfang bis zum Ende eine jener Gestalten der Volksmythe, dabei voll geistigen Gehalts und eine Paraderolle ersten Ranges sein muß. — — Das Allgemeinmenschliche muß den Charakterentwicklungen zu Grunde liegen. (Mit dem Wallenstein müssen wir seine Kränkung fühlen und begreifen, wie er nun völlig der Selbstsucht anheimfällt.) —

Alle seine Szenen müssen Spielszenen werden der ersten Ordnung. Wie er fromm thun kann, wenn er es braucht. Der feine Hofmann beim Kaiser, sanftgleitend die Versuchung der Ehrsuchtreizung, die Großheit gegen die gebornen Fürsten, der fein höhnende Ton, in welchem er sich mit Max findet, ganz höfische Weise und doch brutal, wie kein Vorschlag des Bayern etwas gelten soll, wo dieser mit seiner Pietät für sein Volk kämpfen muß; diese Verachtungsbezeigung in höfischster Form. („Wie, Ihr meint so und so? Absurd, was Ihr da sagt, Terzky.“ Terzky: „Nicht ich, Seine Durchlaucht!“) Zuletzt, als Max mit großer

Wärme dargethan: so müsse es werden, und seine Gründe einleuchtend, giebt Wallenstein dem Terzty den entgegengesetzten Befehl. Er — Wallenstein — darf des Kaisers Soldaten nicht riskieren. „Ei, wer sich selbst schützen kann, braucht uns nicht! Sind wir nicht überflüssig, wir, die wir nur unser Verdienst haben!“ Und nun wiederum der volle Hofmann, der keine Zurückleitung in das Geschäftsgespräch geschehen läßt aus Höflichkeit. Hier ist er, wiewohl in ganz andrer Sphäre, derselbe, wie in seinem Heere. Sein Wille und kein anderer. Ja, er betet täglich: Mein Wille geschehe. (So braucht es nun auch nicht, daß Max sagt, was er wolle. Wenn er den Kaiser drängt gegen den Waldstein, dem nichts heilig, dem darum nicht zu trauen, der in seiner Rache auch den Kaiser nicht schonen werde, finde er den Augenblick dazu, so weiß man warum.) Bei aller Lebendigkeit seiner Rolle muß dieselbe doch viel Haltung und Nachdruck haben, Diplomat, Soldat, Astrolog, Freidenker u. s. w., ihr Umfang muß ungeheuer sein; das kann es um so leichter, da der ausgesprochne Plan, der Zweck, zu dem dies alles Mittel, in seiner Leidenschaftlichkeit ein gewaltiges Rückgrat ist. Bei alledem müssen die Szenen etwas schnell Fortschreitendes haben, viel Wechsel.

Rühne Epitomation; die einzelnen Szenen ohne zu große Verzahnung; die Hauptsache Vertiefung ins innre Kostüm der Situation. Wirkliche Gespräche, schauspielerisch mit Menschen- und Vortragstypen. In den epitomierten Vorgang darf nichts Kleines gemischt werden, das Ganze nach diesem großen Maßstab detailliert. Sodasß nur der große Inhalt der Geschichte, ein Ideal davon, hier repräsentiert wird. Immer im Ganzen und Vollen gearbeitet. Wie die Peterskirche. Es sind freilich größere und kleinere, stärkere und schwächere Züge, das heißt es ist Perspektive darin, aber das Kleine darin ist schon groß,

das Große nur noch größer, die relativ noch Kleinern sind gar nicht zu sehen. So wird die Geschichte eine höchst einfache. Immer Rühle und Repräsentation. Eine Welt durch ein Glas gesehen, das nur das Große, die einfachen Umrisse sichtbar und die Kleinern Nuancen verschwinden macht. Alles wird durch Hauptpersonen und aus ihnen gemacht, das Zeremoniell erscheint nur, wo es charakteristisch. Eine großlinigere Wirklichkeit. —

Keine Verbindung der Szenen untereinander weiter gesucht (keine Einteilung in fünf Akte, vielmehr eine Anzahl Tableaux), die vorhandenen aber durch Puffer getrennt. Eine Welt durchs Teleskop besehen — Geschlossenheit die eigentliche Handlung.

Das Kostüm wohl zu beachten; auch in der Sprache muß das Bild der Zeit heraustreten; das Einmengen welscher Worte und lateinischer, auf welche der Chor sticht, auch hier die Schuld markierend, die in der Sprache nur die unglückliche politische Gestaltung vorweggenommen. Das anständige Verhalten in Zorn, Vorwürfen, Malicen und Pointen des Hohnes, des Hasses, der Schadenfreude u. s. w. nebst Retourchaisen der betreffenden Affekte. In alledem die hohe Sphäre, in der das Stück hauptsächlich spielt, gemalt, das Gewichtige, Universalhistorische, das Nachdrückliche, Fürstlich-Soldatische, das Stolze, wogegen der Ton des Volkes, der das Bedürfnis, die Sache der Menschlichkeit führt, während jene die hochgeschwellten Leidenschaften repräsentieren, darunter das Volk leidet, und die Nichtachtung des Volkes — außer bei Max und Gustav Adolf, die Mitgefühl besitzen und daher Mitgefühl erfahren —, die selbstsüchtige Politik, besonders beim Fürstentage, der alle äußere Würde festhalten muß. Dabei äußerste historisch-individuelle Charakteristik der Fürsten; der ebenso selbstsüchtige und mitleidlose Ehrgeiz der wilden Generale. Die Mönche u. s. w., überhaupt Geistliche als Agenten des Kaisers selbst in

militärischer Hinsicht; des Wallenstein Hohn darüber, wie über des Schweden Schlichtheit. Dies alles ist äußerst pittoresk und charakteristisch und bringt äußerste Gegenwärtigkeit.

Die zügellose Soldateska; das leidende Volk; das große Schicksal der Nation, Entkräftung, fremde Hände über seinem Schicksal. Zusammenhang des Charakters und Schicksals der deutschen Nation. Eine Person übernimmt den Epilog und prophezeite aus dem Bisherigen die Schwächung Deutschlands durch Abhängigkeit von den garantierenden fremden Mächten, wenn die Schwäche, die Ohnmacht den Frieden gemacht.

Das Ganze fordert großartige Kühnheit der Behandlung; immer große Züge; größte Einfachheit des Vorganges; ferner ein gewisses Verschweigen, eine gewisse Allgemeinheit, die sich nicht auf das Einzelne einläßt, damit ein weites Feld bleibe der Auslegung.





Gespräche Otto Ludwigs
mit Josef Lewinsky



Einleitung

Die nachstehenden Gespräche des Wiener Hofburgschauspielers und Charakterdarstellers Josef Lewinsky mit Otto Ludwig stammen aus den letzten Lebensjahren des Dichters, und bilden eine wichtige Ergänzung zu den „Shakespearestudien.“ Ein lebendigeres und entscheidenderes Zeugnis dafür, wie die Hauptanschauungen der „Shakespearestudien“ Ludwigs ganze Seele erfüllten und sie gleichsam von innen heraus verzehrten, welcher heilige Ernst und welche selbstvergeßende Leidenschaft ihnen zu Grunde lag, kann nicht gedacht werden. J. Lewinsky, einer der treuesten, bewußtesten Verehrer des Dichters, der weit über den Tod Ludwigs hinaus seine Überzeugung vom hohen und bleibenden Wert der Schöpfungen Ludwigs mannigfach und erfolgreich bewährt hat, schrieb die Unterredungen, die er bei mehrfachen Besuchen in Dresden mit dem damals schon schon schwerkranken Dichter führte, aus frischer Erinnerung und mit der Gabe treuester Auffassung in seinem Tagebuche nieder und bewahrte alles Wichtige und Wesentliche für sich selbst und die Nachlebenden. Diese Aufzeichnungen wurden zuerst in dem von Anton Edlinger in Wien herausgegebenen „Litteraturblatt“ (Wien und Leipzig, Verlag von Julius Klinckschmidt) veröffentlicht und erschienen im zweiten Jahrgang der gedachten, wieder eingegangnen Zeitschrift in den Hefen 13–15 und im Heft 18. Indem uns der pietätvolle Be-

wahrer dieser „Gespräche“ den Wiederabdruck gestattet, gewährt er unsrer Ausgabe eine wesentliche und gehaltvolle Ergänzung. Würde auch noch mancher in der Lage gewesen sein, die Übereinstimmung der mündlichen Äußerungen Ludwigs mit den die „Shakespearestudien“ durchziehenden Grundgedanken zu bestätigen, so hatte doch Lewinsky das voraus, daß der Dichter auch in diesen Leidensjahren ihm gegenüber rascher und reicher in seinem Gespräche war, eben weil die Besuche des treuen Verehrers nur vorübergehende und kurze sein konnten.

Der Abdruck erfolgt nach dem Druck im Wiener „Litteraturblatt,“ den Josef Lewinsky selbst nochmals verbessernd mit seinen Tagebuchaufzeichnungen verglichen und mit wertvollen Zusätzen bereichert hat.



1862

Dresden, 22. Juli. — Traurige Nachrichten, welche ich wenige Tage vor meiner Ankunſt in Dresden über Otto Ludwig's gegenwärtigen Geſundheitszuſtand erhalten, hatten mich darauf vorbereitet, ihn recht elend zu finden. Mit dieſem Gedanken trat ich am 22. Juli in den Garten ſeines Wohnhauſes und war auf das freudigſte überrascht, als er mir ziemlich feſten Schrittes entgegenkam. Nach herzlichſcher Begrüßung antwortete er auf meine erſte Frage nach ſeiner Geſundheit, daß ihm der Karlsbader Brunnen, der ihm verordnet ſei, ſehr wohl thue; die Beſſerung war auffallend, da er ſelbſt geſtand, vor kurzem noch ſicher geglaubt zu haben, daß ſein Ende gekommen wäre. Er war ſehr guter Stimmung und ein lebhaftes Geſpräch entſpann ſich ſchon in der nächſten Viertelſtunde.

Ich erwähnte Hebbels „Nibelungen.“ Ludwig äußerte ſeine Verwundrung, daß die Schriftſteller nicht zu der Einſicht gelangten, daß aus dieſen Stoffen niemals ein wahres Drama entſtehen könne, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein ganzes Volk der Held ſei. „Denſelben Fehler beging Freytag, als er die Fabier wählte, eine Arbeit, welcher große Verdienſte nachzurühmen ſind. Im Epos kann man ſich wohl für das Schickſal eines ganzen Volkes, das als Held auftritt, intereſſieren, aber im Drama nur für den einzelnen Menſchen. Von dieſem Volksſtamm müßte jeder wieder ein beſondres Schickſal haben, wenn er uns dramatiſch intereſſieren ſollte; wir können

auf der Bühne nur an dem teilnehmen, was sich uns leibhaftig handelnd und leidend zeigt, nicht an der statierenden Masse; diese Stoffe sind niemals im Drama durchzuführen, weil sie der Natur desselben widersprechen. Zudem können im Epos mehrere Gestalten gleich reich ausgestattet werden, während man im Drama neben den Helden keine Person stellen darf, die ihn verdunkelt. Sehen wir nur Shakespeare an, der lehrt uns ja klar, wie der tragische Held beschaffen sein muß.“ — Bei Shakespeare blieb er nun stehen und betrachtete von diesem Standpunkte aus Schiller und Goethe, sowie die Dichter der Spanier und Franzosen. Er sprach von der tiefen Menschenkenntnis Shakespeares und verglich hierbei zuerst Julie und Thekla, die nach der erstern gebildet worden sei. „Welch ein Unterschied in dem tragischen Ende dieser beiden! Julia muß sterben, denn das Übermaß ihrer Leidenschaft reißt sie dahin, und wir würden eine arge Mißstimmung empfinden, wenn sie am Leben bliebe; wir sehen sie auch gern aus ihrer Umgebung scheiden, befreit von diesen Eltern und Verwandten. Da geht das ganze Leben in dem einen Gefühl der Liebe auf, sodaß der Tod etwas Notwendiges ist, als dieser Bund zerrissen wird. — Wie aber bei Thekla? Sie ist nicht wie Julia unter dem üppigen Himmel Italiens aufgewachsen, unter einer abstoßenden Umgebung, eine frühreife, glühende Natur. Nein, sie ist im stillen Kloster erzogen, bis zur vollen Entwicklung ihrer Persönlichkeit, unter der sorgsamsten Aufsicht. Was für Reden führt dieses Mädchen; sie spricht oft wie ein Greis, der das Leben ausgekostet hat; sie stirbt nicht im Sturme der Leidenschaft, sondern sie nimmt durch Reflexion zu diesem Schritte ihre Zuflucht. Sie sagt:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz!

Ich werf es hin, da sein Gehalt verloren!

Das ist ja im Munde dieses Mädchens entsetzlich. Diese

Verzweiflung ist nicht wahr, weil sie reflektiert, und was mehr ist, sie ist aus eben diesem Grunde höchst unsittlich. — Ebenso unwahr ist die Verzweiflung des Max. So schön und besonnen spricht kein Verzweiflender; er ermahnt Thekla, daß sie sich entscheiden solle, sagt ihr, sie möge sich nicht von einem täuschenden Gefühle hinreißen lassen; ja um Gottes willen, kann denn das ein Mensch, der auf dem Punkte steht, eine so ungeheure That zu thun? Schillern jedoch, der durch und durch rhetorisch ist, dem ist's nur um die glänzende Rede zu thun, die Max zum Abschied hält, nicht um die innre Wahrheit dieser Rede. Schiller liebte den lauten Beifall auf das glühendste; daher stammen seine Abgänge, welche oft gar nichts zu bedeuten haben, wie z. B. „Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen!“ Was soll denn das nur heißen? Und derlei Stellen giebt es in Menge. Auch ist Johanna keine wirkliche Schäferin, sondern eine erdichtete, ideale. Meisterhaft jedoch ist die Situation gemalt. Die Stimmung am Hofe König Karls, als alles hoffnungslos daniederliegt, hat nicht ihresgleichen — wie denn Schiller in der Schöpfung der Situation und des Grundtons ein großer Meister war, aber die Menschen passen nicht dazu. In Ton und Stimmung hat er fast überall seine Meisterschaft bewiesen; der Ton des Wallenstein ist der des gebornen Fürsten — darum aber auch ein Fehler, weil man nirgends den Parvenü gewahr wird.“

Gelegentlich meiner Bemerkung, daß meine nächste Aufgabe vermutlich Philipp II. sein werde, und daß ich mit einigem Zagen an diese Arbeit gehe, weil an vielen Stellen der sogenannte Theaterkönig kaum zu verwischen sei, und weil ich mir so manche Züge mit anderen nebenstehenden nicht in Einklang setzen könne, erwiderte Ludwig: „Das glaube ich wohl; der Philipp ist ja ein Unding, das gar

nicht zusammenpaßt. Dieser Despot wird ja gerührt wie ein Tertianer, und sagt mit Bezug auf Posa: „O wär er mir gestorben!“ Wie kann ein solcher Mensch für die Ideen des Posa ein Ohr oder gar ein Verständnis haben; das ist ja mit den Ansichten und Grundsätzen des Despoten gar nicht zu vereinbaren. Daß er aber sentimental wird, ist geradezu lächerlich.“

„Was ist nun der Posa für ein närrischer Kerl? Ist der ein Politiker? Der will die Niederlande retten und fängt's auf diese Weise an? Und wie könnte ein Philipp solche Reden ertragen? Er würde ihm den Rücken wenden und ihn ins Tollhaus oder auf den Scheiterhaufen bringen lassen. Es herrscht auch nicht die entfernteste Möglichkeit in der menschlichen Natur für die große Szene zwischen diesen beiden. Auch hier wars Schiller um die Reden zu thun, und daß diese an und für sich wunderbar schön sind, darüber herrscht kein Zweifel; aber ebenso unwahr sind sie, wenn man die Person betrachtet, welche sie spricht, und die Situation, in der sie gesprochen werden. Was ist denn das Motiv zu den Handlungen des Posa? — Die Eitelkeit. Diese Untugend spielt überhaupt eine große Rolle bei den Schillerischen Helden, sie prahlen gerne und hören sich gerne reden. Posa aber ist nicht nur eitel, er ist auch schlecht und gewissenlos, weil er zur Befriedigung seiner Eitelkeit so vieles und großes aufs Spiel setzt. Die Königin spricht die beste Kritik über ihn aus, indem sie sagt: „Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt.“ Es ist bemerkenswert, wie häufig in Schillerischen Stücken eine oder die andre Person die schärfste Kritik ausspricht und zeigt, wie es eigentlich hätte sein sollen.

Es ist oft drollig und unbegreiflich, welche Verfehrtheiten Schiller seine Charaktere begehen läßt. Nie würde z. B. ein Mann wie der Präsident v. Walter einem so jungen Burschen, wie Ferdinand es war,

anvertraut haben, auf welcher verbrecherische Art er auf seinen Posten gekommen sei, einem Burschen, dessen exaltierte Denk- und Anschauungsweise er kannte; an sich schon wäre diese Mitteilung in vertraulicher Form für diesen Mann ganz unwahrscheinlich, aber gegen Ferdinand wäre sie reine Tollheit. Und nun dieser Ferdinand! Mit welcher Seelenruhe lebt er und betreibt seine Liebesabenteuer! Es rührt ihn weiter gar nicht, daß sein leibhaftiger Vater ein solches Verbrechen begangen hat und es fällt ihm erst wieder ein, als er dasselbe als Waffe gegen seinen Vater gebrauchen kann. Was ist das für ein Mensch? Sehn wir dagegen Hamlet an: wie ist dieser Arme niedergedrückt nur von der Ahnung, daß auf seinem Hause ein geheimes Verbrechen lastet, wie ist er aus allen Fugen, als er dessen gewiß ist. Ferdinand ist fröhlich und guter Dinge und hat sich das weiter gar nicht zu Herzen genommen. Was die Luise betrifft, so dokumentiert sich Schillers Unkenntnis des Weibes hier aufs kräftigste, indem er sie sprechen läßt wie einen Philosophen. Der einzige ganze wahre Mensch in diesem Stücke ist der alte Miller; er ist zweifellos die größte Gestalt und die wahrste, welche Schiller je geschaffen; das ist ein Mensch vom Anfang bis zum Ende.“ —

„Was die Geistererscheinungen im Shafespeare betrifft, so hat er damit nur die innern Vorgänge im Gemüte des Menschen sichtbar gemacht; da es Visionen in der Wirklichkeit giebt, so ist dieses poetische Mittel in dieser wundervollen Anwendung vollkommen gerechtfertigt.“

23. Juli. Ludwig sprach heute ausführlich über den Bau des Dramas, dann über die Schuld des Helden, welcher durch seine Leidenschaft dahin geführt werden müsse und dadurch unser Interesse, so wie durch die Rührung unser Mitleid erwecke. „Auch

kann dem Helden eine That auferlegt werden, deren Erfüllung ihm durch einen Zwiespalt in sich unmöglich gemacht wird, wie beim Hamlet. Die Hauptsache ist, den Helden so zu stellen, daß er unser Interesse immer wach erhält; es darf daher so wenig wie möglich erzählt werden; wir müssen ihn so oft und so lange als möglich vor uns sehen, in seinem Handeln und in seiner Entwicklung. Auch darf keine andre Figur unser Interesse so sehr in Anspruch nehmen, daß die Hauptfigur dadurch gedrückt wird. So finden wir bei Shakespeare die weisesten Verhältnisse bezüglich der Nebenfiguren. Betrachten wir Duncan gegen Macbeth, Cäsar gegen Brutus und Cassius; wären diese Gestalten größer ausgeführt, so würde unser Auge von den Vorgängen in der Seele der Hauptperson abgezogen werden. Bei Schiller jedoch sind die Gestalten transparent, eine glänzt so hell wie die andre und nimmt uns gleichartig in Anspruch."

Robert Prutz hatte Ludwig den Vorwurf gemacht, daß die Marie im „Erbförster“ ein zu unbedeutendes Ding sei. „Ja,“ meinte Ludwig, „sie soll ja nicht bedeutend sein, ich will ja das Interesse des Zuschauers auf den Förster konzentrieren, und habe also daran vollkommen recht gethan. Ich habe jedoch einen andern Fehler begangen, und zwar dadurch, daß ich den Anfang so heiter gehalten habe: es ist nämlich ein Hauptgrundsatz der dramatischen Poesie, in dem Zuschauer keine täuschende frohe Hoffnung zu erwecken, sonst muß immer Mißstimmung folgen. Der Zuhörer muß alsbald ahnen, daß das Ding ein böses Ende nehmen werde, man muß die Gewitterschwüle verspüren. Lebenswahr ist der Erbförster durch und durch, aber er verliert durch obigen Fehler an poetischer Reinheit. Damals kannte ich auch beileibe nicht die Regeln dieser großen Kunst, wie ich sie heute kenne; jetzt würde ichs wohl anders machen. Ich habe das

so in aller Schnelligkeit hingeworfen; sowie ich den Ulrich ganz vor mir hatte, legte ich die Feder gar nicht mehr nieder und es war fertig. Man muß sich hüten, das Interesse zwischen zwei Personen zu teilen und dadurch zu spalten. Das ist selbst Sophokles in der „Antigone“ begegnet, wo der Priester ebensoviel Interesse in Anspruch nimmt als die Antigone. Dem Shakespeare ist das niemals begegnet.“ Diese letzte Bemerkung drängt mir eine Frage auf, die ich schon lange gegen ihn auf dem Herzen hatte. Ich konnte nämlich nie ganz einig mit mir selbst werden über den Kaufmann von Venedig. Mir schien es immer, als ob zwei Handlungen und Interessen neben einander parallel liefen, und ich war von vielen mir bekannten Darstellungen her gewöhnt, das Interesse erlahmen, ja ersterben zu sehen, sobald Shylock von der Szene verschwunden war. Ich konnte mir nicht erklären, wie denn Shakespeare einen so großen Zwiespalt in das Werk sollte gebracht haben, ich sah immer eine tragische und eine humoristische Hälfte. —

„Natürlich,“ meinte er, „wird man die Einheit des Stückes nie herausfinden, wenn der Shylock falsch, d. h. tragisch gespielt wird. Daß die Gestalt eine humoristische ist, ist ja keinen Augenblick zu verkennen. Man sieht ja schon im Anfange, daß die Geschichte nicht gefährlich wird. Wäre das wirklich ein tragischer Charakter, so würde ja der nebenspielende Scherz und namentlich der Spott des Graziano beleidigend, ja von der niedrigsten Gemeinheit sein.“

Die Gelegenheit, Otto Ludwigs tiefe Menschenkenntnis und sein Studium Shakespeares zu erkennen und zu bewundern, bot sich oft an kleinen hingeworfenen Äußerungen, die er an zitierte Stellen knüpft. So erwähnte er heute des häufigen Mißverständens einzelner Momente von seiten der Ausleger. „Viele haben in den Worten des Macbeth: „Ich habe selbst den Sinn für

Furcht verloren“ eine großprahlerische Phrase gefunden, und dieser Zug ist ein so wunderbarer! Er ist der Ausdruck ungeheuern Seelenschmerzes. Macbeth sehnt sich nach der Zeit, wo er noch im Stande gewesen, zu fürchten.“

Über die „Maria Stuart“ fielen heute scharfe Worte. Ludwig deutete auf die Menge von Fehlern hin, deren sich Schiller in dieser Tragödie schuldig gemacht. „Wie hat er die Hauptperson umgestaltet, und diese Furie mit einem Heiligenschein umgeben, während er aus der mächtigen Gestalt der Elisabeth einen gewöhnlichen platten Theaterbösewicht machte, und welche Dummheiten läßt er sie begehen! Sie vertraut dem Mortimer, nachdem sie ihn zum erstenmale gesehen, sich so gänzlich an, daß sie ihm geheimen Auftrag giebt, Marie wegzuschaffen, und ihm ihre Gunst dafür verheißt. Nie würde eine Elisabeth einer solchen Thorheit fähig sein. Und was die Sprache betrifft, so singen ja diese beiden Königinnen förmliche Arien, denn ein Gespräch ist das doch nicht zu nennen. Die Stelle „Gilende Wolken u. s. w.“ ist ja ein reines Lied. Das war überhaupt der Grundzug und das Ziel Schillers und Goethes, dem Drama etwas Pomphaftes, Opernartiges zu verleihen; da war die Pracht der Sprache, der Klang des Verses die Hauptsache. Diese Menschen halten Reden an einander, sie sprechen zu einander, aber nicht mit einander. Das wirkliche Gespräch ist allerdings auch unendlich schwer zu bilden; wir finden in unsrer dramatischen Litteratur oft geistvolle Reden, aber es ist kein Gespräch; oder wir finden ein Gespräch, aber ohne Geist.“

„Auf unsre jungen Dichter hat nun die glänzende Sprache unsrer beiden Heroen und deren rauschender Erfolg den verderblichsten Einfluß geübt; einen mittelmäßigen Vers zu schreiben ist nicht so schwer; auch die dürrsten Gedanken sehen eher danach aus, als ob sie

eine Bedeutung hätten, daß reine Gespräch in Prosa oder Vers ist aber, wie gesagt, unendlich schwer. Nun hat sich eine ganze Generation von Dichtern auf das Reimgellingel gelegt, wodurch sie selbst der eigentlichen Seele des Dramas fern bleiben und die Schauspieler, welche solches Zeug lernen müssen, verderben.“

24. Juli. Das Gespräch begann heute wieder mit Schiller, indem ich bei Erwähnung der „Braut von Messina“ bemerkte, wie schwierig die Einfachheit und Schlichtheit der Gebärde in den häufig vorkommenden Beschreibungen, Reflexionen u. dgl. herzustellen und festzuhalten sei. Ludwig betonte nun scharf den übeln Einfluß, welchen Schiller und Goethe überhaupt auf das Gebårdenspiel des Schauspielers ausgeübt haben, „da die Menschen fast immer pomphafte Reden aneinander halten, so mußte notwendig eine Verirrung in diesem Teile der Schauspielkunst hervorgerufen, die Gebärde mußte opernhast werden, wie die rhetorischen Glanzstellen selbst der Oper weit mehr angehören als dem Drama. Beide bilden sich ein, daß wäre das Rechte.“

„Ja,“ fuhr Ludwig fort, „ich kann gar nicht begreifen, welche Gebärden der Schauspieler überhaupt machen soll, wenn er in der Rolle des Melchthal die Dithyrambe auf das Licht des Auges ausbringt, während sein Gemüt von Schmerz für seinen Vater, von Vorwürfen gegen sich selbst zerrissen sein soll. Ich sehe in Schillerischen Stücken immer verkleidete Schauspieler vor mir, und dann frage ich mich, wozu sich nun die armen Leute so abmühen; ja es kommt mir oft das Lachen an, wenn ich die Menschen so ganz verkehrtes Zeug machen sehe, daß gar nicht zu ihrem Wesen paßt.“

„Durch das Bemühen des Schauspielers, den Fehler der Dichtung zu decken und naturwahr zu sein, wird dann häufig die Sache nur noch verschlimmert; und

dadurch, daß der Text mit dem Streben des Schauspielers zu sehr im Widerspruch steht, wird der Zwiespalt nur noch ersichtlicher. Denn wenn der Dichter einen Menschen im höchsten Affekt, der ihn der Natur gemäß seiner Besinnung berauben muß, streng logisch und künstlerisch geordnete schöne Reden halten läßt, was will der Schauspieler dann anfangen? Heute ist es unmöglich, in solchen Fällen Schillers Autorität umzu stoßen, wie Schröder es gethan hat, der in den Momenten der wilden Leidenschaft die Sätze zerstückte, „um der Natur näher zu kommen“. Es bleibt dem Schauspieler daher in solchen Augenblicken kein Ausweg übrig, als die Dichtung so gut als möglich zu deklamieren.“ „Ich habe Frau Rettich bei ihrem hiesigen Gastspiel als Isabella gesehen. Sie hat sich redliche Mühe gegeben, dem Dichter beizustehen, Fleisch und Blut in die Gestalt zu bringen. Ja, einmal gelang es ihr sogar, mich zu täuschen, so vortrefflich spielte sie die Verzweiflung über den Verlust ihres Sohnes; aber gleich darauf wurde ich wieder durch eine pomphafte Rede gewaltsam aus der Illusion gerissen.

„Betrachten Sie einmal den Tell; ist denn das ein schlichter Bauer? Ganz abgesehen davon, daß er Meuchelmord begeht, ist das ja ein schauderhafter Mensch. Denken Sie sich doch nur, wie er im großen Monolog die That zergliedert und mit Ruhe von allen Seiten besieht und Betrachtungen anknüpft, während er im Begriffe steht eine solche That zu thun, sich selbst, Weib und Kind aufs Spiel zu setzen: das kann nur ein ausgepichter Mörder, dem derlei Thaten Handwerk sind.“

„Wie ging dagegen Shakespear nicht nur in den ganzen Charakter eines Menschen, sondern auch in dessen Gemütszustand bei dem einzelnen Ereignisse ein. Wie wunderbar zeichnet er z. B. die Stimmung Hamlets

im ersten Akte auf der Terrasse. Sie finden nämlich in der Szene mit Horatio, wo er demselben von der übeln Gewohnheit des Trinkens spricht, daß er niemals eine Konstruktion schließt, daß er nimmer einen neuen Satz beginnt, ehe er den frühern geendet. Dadurch zeigt Shakespeare, daß Hamlets Denken bereits in einer ganz andern Richtung gehe, daß es bereits bei der Erscheinung weilt; ja, richtig gespielt muß der Schauspieler bei den Trennungspunkten das andeuten, indem er nach dem Geiste aussieht in der fieberhaften Spannung der Erwartung. Während es also bei Schiller dem Schauspieler oft kaum gelingen wird, den Widerspruch zwischen dem Tone der Natur und der Sprache des Dichters zu verdecken oder gar auszugleichen, ist es ihm bei Shakespeare sehr leicht gemacht, er darf nur trachten, ihn zu verstehen, und kann dann ruhig Hand in Hand gehen; Shakespeare hat ja in seiner Weisheit nur die eine Hälfte gethan, die andre muß der Schauspieler geben."

Diesen Nachmittag las ich Ludwig „Richard III.“ vor. Ludwig ist durchaus gegen die so starke Kürzung des zweiten Theils der Tragödie, wie sie Laube vorgenommen, weil gegen die Breite des ersten Theils das Gleichgewicht fehlt. „Der Dichter hat in der Vollendung seiner künstlerischen Berechnung die rasende Schnelligkeit, mit welcher diese großen Ereignisse eines ganzen Menschenlebens in dem Raume von fünf Akten dahin rollen, dadurch paralytisch, daß er die Sprache breiter und wuchtiger bildete; in der Theaterbearbeitung kommt der Zuschauer gar nicht mehr zur Befinnung; der Eindruck muß durch die Flüchtigkeit oberflächlich werden, und um die tragische Wirkung ist es geschehen. Es ist höchst gefährlich, das Publikum auch bei solchen Werken so weit zu berücksichtigen, daß man seiner Denksfaulheit ein Polster unterschiebt. Es wird geklagt, daß das Publikum durch die eingeschwärzte

französische Litteratur in der Fähigkeit des Zuhörens so heruntergekommen sei, aber durch ein solches Verfahren entsteht bei diesen Werken eine doppelte Gefahr: für das Publikum wie für die Dichtung."

25. Juli. Das gestrige Gespräch über die „Braut von Messina“ wurde heute wieder aufgenommen, als ich Ludwig fragte, wie er die beiden Chöre von seiten der Schauspieler behandelt wissen wolle. „Da diese Chorführer — äußerte sich Ludwig — keine Menschen, sondern nur schöne Gedanken sind, so ist die einzige Aufgabe, sie schön zu sprechen. Mir thut immer der Manuel leid, der plötzlich tot gestochen wird, und den die Anwesenden liegen lassen wie einen toten Hund. Niemand springt bei, um zu sehen, ob nicht doch noch Rettung möglich; sondern die Leute bleiben unbeweglich stehen und sprechen schöne Reden, während der Herr verblutet.“

„Wie die ästhetischen Aufsätze Schillers und seine Vorreden zu seiner Beurteilung unendlich wichtig sind, weil sich in ihnen seine Irrtümer in Bezug auf das Drama zusammengefaßt finden, so giebt auch die Vorrede zur »Braut von Messina« Zeugniß von einer ganz sonderbaren Verirrung. Schiller spricht vom Chor der Griechen, den sie in die Tragödie aufnahmen, weil sie ihn im Leben besaßen — und folgert daraus ganz widersprechend: daher müssen wir, die wir ihn nicht besitzen, poetisch erzeugen. Man begreift gar nicht, wie er zu so verkehrten Folgerungen kommen konnte. Die Griechen waren überhaupt im Drama sein Unglück und führten ihn von Jahr zu Jahr weiter ab vom richtigen Wege. Es ist unbegreiflich, daß Schiller, Goethe und die lange Reihe der Nachahmer, welche bei den Griechen das Heil suchte, nicht durch die Betrachtung der äußerlichen Verhältnisse, unter denen die Griechen schrieben, zur Einsicht ihres großen Irrthums gelangten. Bei den Griechen fehlte ja das

Lebendig-Persönliche auf der Bühne. Der Schauspieler hatte das Gesicht mit einer Maske bedeckt, in deren Mundöffnung eine Vorrichtung zur Verstärkung des Stimmtones angebracht war, um sich in dem ungeheuern Auditorium und unter freiem Himmel nur verständlich machen zu können; also machten schon diese beiden Momente ein eigentliches Gespräch unmöglich. Ferner stand der Schauspieler auf einem Rothurn, welcher seiner Gestalt eine übermenschliche Größe verlieh; dieselbe wurde in weite Gewänder gehüllt, und eine ganz langsame ungeheure Armbewegung war erforderlich, um auf die so weit entfernten noch eine Wirkung hervorzubringen: somit fällt die körperliche Beredsamkeit weg. Unter solchen Umständen konnte der Dichter nur langatmige Reden brauchen, welche die Entwicklung eines großen Tonvolumens und die notwendige Langsamkeit des Tempos in Sprache und Gebärde erlaubten; da konnte es keine kurze Rede und Gegenrede mit andeutender Gebärde geben.“

„Das moderne Drama jedoch basiert ja nur auf der Schauspielkunst, es ist an den lebendigen Ausdruck der ganzen Persönlichkeit des Schauspielers gewiesen, an dessen feinste Züge, an die Ausdrucksfähigkeit des Körpers und die leisesten Andeutungen der Hand, ja der Finger; die Art des Sprechens soll eine so leichte und einfache sein, wie die des gewöhnlichen Lebens; wo kann denn unter diesen schon äußerlich ganz veränderten Umständen die Tragödie eine ähnliche sein? — ganz abgesehen von der andern Weltanschauung, welche diesen Außerlichkeiten zu Grunde liegt. Was die Griechen als Medium zwischen Dichter und Publikum hatten, war ein oratorischer Kultus, aber keine Schauspielkunst. Diese aber ist heute kein Medium, sondern eine organische Hälfte; denn die moderne dramatische Kunst besteht in der völligen Durchdringung von Dichtkunst und Schauspielkunst und

zwar zu gleichen Theilen; dieses große Ziel hat nur einer vollkommen erreicht — Shakespeare. Er hat die Hälfte dem Schauspieler überlassen; ihn will ich aufgeführt sehen; bei Goethes Tasso genügt die Lektüre. Dagegen ist z. B. in Laubes Essey nur dem schauspielerischen Zwecke Genüge gethan; dieses Element ist stärker als das poetische; es fehlen die Übergänge, es fehlen die Gedanken, dadurch wird es leicht, und es entstehen Risse in der Handlung wie in den Figuren.“

Im weitern Verlaufe des Gesprächs machte Ludwig die Bemerkung, Schillers „Wallenstein“ habe Shakespeares „Hamlet“ zum Vorbild; und zwar erkläre sich das ganz einfach, wenn man die Grundidee beider Werke betrachte. „Schiller wollte zeigen, wie die Thatkraft durch die Reflexion gehindert wird, und wie der Mensch durch halbe Thaten die Gegenpartei stärkt und somit sein eignes Netz spinnt; derselbe tragische Konflikt findet sich im Hamlet. Aber Schiller hat einen Fehlgriff in der Gestalt gethan; wie konnte er einem Abenteuerer, einem Feldherrn, den der Ehrgeiz zur schwindligsten Höhe emporzieht, einen solchen Grundfehler beilegen? Hamlet ist durch Stellung, Temperament und Bildung dieser Eigenschaft zugänglich, die bei Wallenstein dessen ganzes Dasein unmöglich machen müßte. Wie könnte denn ein Mensch von solcher Geistesdisposition ein Feldherr sein und zu solchen Gelüsten kommen? Es ist zu merkwürdig, daß Schiller, nachdem er diese Gestalt im »Dreißigjährigen Kriege« behandelt, zu einem so falschen Mittel greifen konnte, um aus Wallenstein einen tragischen Helden zu machen, da er doch die Geschichte nur That für That buchstäblich abzuschreiben brauchte, um den tragischen Helden zu haben, ja, wie er den Kapuziner selber das Richtige sagen läßt, daß der Feldherr sich vor dem Teufel nicht fürchte und nichts achte — und dann doch das Gegentheil thut.“

„Wallenstein ist eine höchst glückliche Figur für das Drama; wir brauchen da starke konkrete Züge, und die finden wir an ihm. Betrachten wir diesen martialischen, abenteuerlichen Kerl mit der sinnlich kräftigen Persönlichkeit, so bietet er nicht nur im ganzen, sondern auch in seinen kleinern eigentümlichen Zügen allerseits einen unendlichen Reichtum.“ — Ludwig führte nun Wallensteins Handeln im dreißigjährigen Kriege durch und zeigte Schritt für Schritt den Fortgang der Handlung und das Verhängnis, welches er sich selber bereitet! „Nun nehme man seine äußere Persönlichkeit, diese lange, dürre Gestalt, das ausgetrocknete Gesicht mit den kleinen, stechenden Augen, das rötliche Haar und Bart; die tolle Wildheit, die bei Stralsund schwört, es müsse fallen, und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden; jene Wut, in der er, als er abziehen muß, feurige Kugeln in das Meer werfen läßt, wie Xerxes einst dasselbe peitschen ließ; denken Sie sich diesen wilden Trotz, der dem Himmel sich entgegenbäumt und kein Gesetz der Erde und der Menschen heilig hält: was giebt das für Formen und Farben! Seine ganze Justiz bestand in den Worten: »Hängt die Kanaille!« Einst wurde ein Soldat wegen Meuterei festgenommen; Wallenstein fuhr eben vorüber, vernahm den Fall und sagte kurz: „Hängt die Kanaille!“ Da schoß der Betreffende nach ihm; die Kugel ging in den Sitz. Wallenstein blieb unbeweglich und sagte ebenso kurz: „Laßt die Kanaille laufen!“ — Dazu die Außerlichkeiten, mit denen er sein Abenteurerwesen aufpuzte, um die Leute an Teufelsbündnisse glauben zu machen! So hatte er sich in sein Hausgewand gekleidet, das von Kopf bis zu Fuß scharlachrot war, eine ungeheure Hahnenfeder auf dem Hut, in der dunkeln Nacht durch sein Lager zu wandeln wie ein Gespenst, sodaß seine Soldaten, schon durch seine äußere Erscheinung überwältigt und eingeschüchtert, an etwas Übernatürliches in ihm

glaubten. Sehen Sie nur an, ist dies nicht ein Prachtkerl nach allen Seiten, und an diesem mußte Schiller das Problem der Unentschlossenheit durchführen! — In diesem Stücke sind überhaupt die Weiber allein die Männer, sehen Sie nur die Terzky, die Tochter der Lady Macbeth. Alles machen die Weiber. Hier war gar kein Grund vorhanden, der Schillern bewegen mußte, die geschichtliche Wahrheit der Figuren zu verunstalten.“

26., 27., 28. Juni. — Ludwig kam wieder auf den großen Unterschied zu sprechen zwischen dem Helden des Dramas und dem des Romans. „Der letztere ist selten eine Hauptperson, sondern eine Nebenfigur, wie wir bei Walter Scott sehen; er ist gleichsam das Medium, welches uns mit den Hauptpersonen der Handlung bekannt macht, der sie sich entwickeln läßt. Ein besonderes Muster eines Romans ist der Altertümpler von W. Scott.“ Auch Dickens, obwohl er oft etwas zu starke Mittel anwendet, verehrt er sehr, wie denn die großen humoristischen Gestalten der verschiedenen Nationen sein apartes Vergnügen sind. Von Cervantes spricht er mit derselben Verehrung, wie von Shakespeare; wenn er an die humoristischen Gestalten dieser beiden denkt, schwimmt er in Seligkeit. Er liebt überhaupt die Engländer zärtlich. Das Gespräch kam wieder auf „Richard III.“; Ludwig wies darauf hin, in welcher vollkommenen Weise Shakespeare das Nebensächliche behandle, z. B. in der Stelle: „Ich will hinein und ihn auf Clarence hegen!“ „Diese Andeutung genügt ihm; was hätte sich nicht ein Deutscher über dieser Stelle breit gemacht und das mit großem Effect ausgeführt und die Hauptsache darüber ganz aus den Augen verloren. Die Episode mit den beiden Kindern und noch viele andre sind ebenfalls hieher zu zählen.“ „Shakespeare wird bei den großen Stoffen durch seine Anschauung unterstützt, welche nur das Bedeutende sieht, und das

Kleine fallen läßt, selbst wenn es Gelegenheit zu pikanten Effekten bietet. Er arbeitet in seinen Geschichts-
dramen nur in großen Zügen, und also muß es auch
der Schauspieler bei der Darstellung derselben halten,
immer die großen Züge im Auge haben und sich nir-
gends in kleine Ausmalung verlieren.

„So weise Shafespeare Wirkung und Gegen-
wirkung anbringt in Bezug auf Sprache und Handlung,
so setzt er auch der Leidenschaft den kalten Verstand
entgegen; er läßt die erstre niemals zu lange anhalten,
weil sie an Wirkung verliert, wenn sie über eine ge-
wisse Zeitdauer hinausgeht; dieselbe Kenntniß der
Natur wie der Kunst läßt ihn das Ernste, ja Grau-
same durch Heitres unterbrechen. Seine größte Kunst
in der Formierung der Charaktere liegt jedoch in der
Menge der ihnen eigentümlichen Züge, welche seine
Menschen nach allen Seiten zeigen, ihnen Plastik und
das volle Leben geben. Betrachten wir z. B. Carlos
in „Clavigo“ und Brutus in „Julius Cäsar“. Carlos
ist voll Wahrheit und Leben, eine der be-
deutendsten Gestalten, welche Goethe geschaffen, aber
einseitig ausgebildet; wir kennen ihn nur in seinem
Verhältnisse zu Clavigo; wir wissen sonst gar nichts
von ihm, weder von seiner Stellung bei Hofe, in der
Welt, zu andern Menschen, und dadurch verliert die
Gestalt an Körper. Sehen wir aber den Brutus an,
so lernen wir ihn nicht nur in seiner politischen
Stellung kennen, sondern auch in allen andern Ver-
hältnissen des menschlichen Lebens; in seinem Hause
sehen wir den Gatten mit seinem Weibe verkehren,
mit seinen Freunden, ja mit seinen Dienern. Jeder
solche Zug macht eine Gestalt reicher und wahrer;
dies ist das große Geheimniß, das so wenige finden.
Die Gestalten andrer Dichter dagegen gehalten sehen
aus, wie die aus Bilderbogen geschnittenen Figuren: sie
sind nur von vorne einem Menschen ähnlich, von der

Seite bieten sie gar keine Fläche, und hinten sind sie ganz weiß. Das besondre Augenmerk des Schauspielers muß es denn auch sein, den einzelnen Zügen des Charakters volle Geltung zu verschaffen, sie nicht im allgemeinen verschwimmen zu lassen. Eine regelmäßige Gestalt hat ja nicht nur einen Rumpf und Kopf, sondern auch Füße, Arme und Hände; werden diese einzelnen Glieder recht bestimmt gezeichnet, dann erst wird der ganze Mensch daraus."

„Wenn man Shakespeare aufmerksam studiert hat und ihn in all seiner Größe erfaßt, dann weiß man eigentlich nicht mehr, was man schreiben soll; er hat nichts mehr übrig gelassen, das ganze menschliche Leben erschöpft. Es erscheint im ersten Augenblicke barock, kennt man ihn aber genau, so weiß man, daß es so ist. Welche Leidenschaft man auch nehmen mag, sie ist bei Shakespeare völlig erschöpft zu finden, und zwar als umfassender Typus; er hat immer ganze Gattungen von Menschen zusammengefaßt, und wir werden bei ähnlichen in diese Reihe gehörenden Menschen immer einen oder mehrere dieser Züge wiederfinden. Wie viele Hamlets gehen in der Welt herum, welche einzelne Züge des großen Urbildes aufweisen. Um ein andres Beispiel zu erwähnen: im Iago sind alle Züge des Intrigants enthalten, man kann keinen schaffen, der nicht eine Grundeigenschaft mit ihm gemein hätte. Dieser Iago ist eine die ganze Gattung umfassende Gestalt.

30. Juli. — „In den Gestalten Schillers findet sich meistens eine zweifache Unwahrheit, eine innre und eine äußre. Jene besteht darin, daß Schiller den Zufall in den Menschen legt, statt ihn von außen auf die Personen wirken zu lassen. Er ist, wie gesagt, ein bewundernswerter Meister in der Situation und Stimmung; nun läßt er aber oft seine Menschen in einer solchen Weise handeln, wie sie ihrem ursprüng-

lichen Charakter der Natur gemäß gar nicht handeln können — bloß um irgend einem rhetorischen Drange zu genügen oder einen dramatischen Knoten zu schürzen. Außerlich besteht die Unwahrheit darin, daß er die prachtvollsten, gedankentiefsten Reden, philosophische Reflexionen Menschen in den Mund legt, die von solchen Dingen gar keinen Begriff haben, sich nie so ausdrücken können. Ihm ist nur daran gelegen, seine eignen großen Gedanken anzubringen, aber die Stelle, an der sie erscheinen, ist so oft falsch. Wie er mit dem Zufall umspringt, davon giebt auch Iilo ein starkes Zeugnis. Wir haben nirgends bemerkt oder gehört, daß der Mann ein Trunkenbold ist; wäre ers, so würde man ihn seine gefährliche Mission gewiß nicht durchführen lassen; ist er es nicht, wie kommt es alsdann, daß dieser Mann sich gerade bei einem so großen Vorhaben besäuft, wo er all seiner Umsicht und Geisteskräfte bedürfte, an dessen Mißlingen Hals und Kragen hängt.“

„Schiller besaß zu wenig Welt- und Menschenkenntnis, er kannte daher auch die Sprache des Affekts nicht, in welchem der Mensch niemals schön gegliederte Reden hält. Er kennt auch nicht die mannigfaltigen Abstufungen der Leidenschaften, sondern behandelt sozusagen den Rohstoff einer Idee ganz allgemein, z. B. Freiheit, Liebe; es ist eben der reine Rhetoriker. Er erregt demgemäß die Leidenschaft im Zuschauer, wir werden selbstthätig und darin liegt die große Verirrung in dem Ziele der dramatischen Kunst. Wir dürfen nicht befangen werden, die Gestalten auf der Bühne dürfen nur allein von Leidenschaft bewegt werden, leiden und untergehen, wir müssen ihnen unser Mit-leid schenken. Was Schillers Unkenntnis der Menschen betrifft, so haben wir einen Beweis dafür darin, daß er nur Eine Liebe kennt, nicht Liebesfälle. Das Weib steht immer neben dem Manne wie ein höhrer

Genius, wie ein Orakel, das immer weise antwortet, so oft der Mann es befragt. Aber trotz aller Unkenntnis in dieser Richtung war in seinen ersten Stücken eine so staunenswerte Technik, ein so gewaltiges dramatisches Element, wie er es nie wieder erreichte. Wäre Schiller diesem Anfange treu geblieben, dann wäre es recht geworden; er war anfangs lyrisch-dramatisch, später episch-theatralisch. Zur Durchdringung beider Momente hat er es nicht gebracht, und je weiter er kam, desto schlimmer wurde es. Er verlor sich immer mehr in die Griechen. Diese und die Eifersucht auf Goethe waren sein Unglück; Goethe mochte greifen, wohin er wollte, so suchte ihn Schiller an Glanz zu überbieten, und bei seiner hohen Meisterschaft der Rede gelang es ihm auch vollständig, sich in den Augen des großen Publikums über Goethe emporzuschwingen. Daß Schiller die große, augenblickliche Wirkung und den Beifall ganz besonders liebte, geht nicht nur aus seinen Werken selbst, sondern auch aus seinem Briefwechsel mit Dalberg hervor, wo er einmal ganz unummunden äußerte, der Raum des bürgerlichen Schauspiels wäre für ihn zu klein, er sei für das Geschichtsdrama berufen, auf welchem Felde er auch weit mehr glänzen könne. Diese Briefe geben überhaupt genauen Aufschluß über seine ganze Wendung zu Richtung des Corneille. Diese Briefe und namentlich die ästhetischen Aufsätze und Vorreden geben, wenn man sie sehr aufmerksam studiert, den klarsten Aufschluß über seine künstlerische Persönlichkeit. Obwohl er den Shakespeare begriff und ganz richtig selbst aussprach, daß die Güte desselben in dem Verschwinden der eignen Persönlichkeit hinter dem Kunstwerke bestehe, so folgte er dennoch nicht diesem Beispiel, weil seine Ruhmessucht zu groß war. Daß er niemanden neben sich duldete, beweist seine Handlungsweise gegen Bürger, dem er schweres Unrecht gethan hat; auch sind seine Xenien im Ver-

gleich zu den Goethischen weit schärfer und persönlicher. Goethe hatte die sonderbare Art, sich an vielen Orten schlechter zu machen — er war besonders streng gegen sich; auch that er nichts Gewaltthätiges gegen Schiller, als er von diesem in den Augen des Publikums gedrückt wurde; er wich ruhig aus und ging auf ein andres Feld über. Goethe ist ein größrer Charakter, er ist aus dem Holze, aus dem Shakspeare gemacht war, sowie Lessing auch. Für Lessing habe ich eine besondere Schwärmerei, denn vor solcher Verstandesgröße und Wahrhaftigkeit ist man von Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe durchdrungen. Übrigens bin ich der Vergötterung Schillers durchaus nicht feind; ich finde sie namentlich beim Volke ganz natürlich aus der hinreißenden Kraft seiner Rede erfolgen; ich gönne sie ihm auch herzlich gerne, denn ich halte ihn für einen großen Dichter, nur nicht für einen großen dramatischen Dichter; im Drama ist er für den Schauspieler und namentlich für den jungen Dichter gefährlich, der in ihm sein Muster sieht. Wer weiß, zu welcher politischen Wirkung Schiller noch berufen ist, denn es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil der Freiheitsbewegung Deutschlands aus dem Samen entsprossen ist, den die großen Gedanken und die Macht seiner Rede gestreut hat.“

„Ich habe mich nun seit Jahren dem innigen, ernstesten Studium Shakspeares, Goethes und Schillers gewidmet, und zwar erging es mir folgendermaßen: Goethe ist mir ewig gleich groß geblieben, Schiller ist im Werte gesunken und Shakspeare himmelhoch emporgestiegen.“

„Ich halte das Freundschaftsbündnis unsrer beiden Dichter nicht so hoch, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, ich glaube vielmehr, daß sie beide weiter gekommen wären, wenn sie einander fern geblieben wären. Sie haben sich im Drama auf falsche Wege

gebracht; denn ihre ganze Theaterleitung in Weimar und die Grundsätze, die sie dabei für das Theater aufstellten, zeigt ihre unrichtige Anschauung von diesem Gegenstande. Sie wichen weit ab von Shakespeare, der in seinen Werken erschöpfend gezeigt hat, daß die dramatische Kunst nur da rein in die Erscheinung treten und ihre Bestimmung erfüllen kann, wo Dichter und Schauspieler sich in das geschaffne Werk teilen, wo sie sich begegnen, dieser für jenen, jener für diesen arbeitet, um sich zu ergänzen. Das war denn ganz und gar nicht die Absicht Goethes und Schillers, welche in dem Schauspieler nur den Bedienten sahen, dessen Aufgabe es sei, die prächtigen Poesien dem Publikum geschickt zu servieren. Danach schulten sie denn auch ihre Leute und brachten den Gesang in die Rezitation des Verses.“

„An ihrem poetischen und schauspielerischen Gebaren in Weimar merkte Schröder sogleich die großen Gefahren, welche sie heraufbeschworen, und die gänzlich falsche Bahn, in welche sie die darstellende Kunst führten, weil sie dieselbe mißverstanden. Er wollte daher trotz der Einladungen mit Weimar nicht viel zu thun haben; er hielt sich an Shakespeare, welcher ganz entgegengesetzt zu jenen nur für den Schauspieler arbeitet und ihm vollauf zu thun giebt; das heißt mit einem Wort: er hielt sich an die Natur und nicht an ein falschverstandnes Ideal. Die zahlreiche Schar der Racheiferer, welche fortan nur den Klang der Rede und nicht die Darstellung geistiger und sittlicher Konflikte im Auge hatten, der Kämpfe und Widersprüche des menschlichen Herzens und Charakters, hat seit Dezennien einen verderblichen Einfluß auf die Schauspielkunst geübt, der um so stärker war, als bis gegen das Ende der vierziger Jahre viele große darstellende Talente auftraten, welche den Glanz der Dichtungen durch schöne Mittel und eine reiche Phantasie in üppigster Pracht entfalteten

und durch die ihnen innewohnende Kraft der Darstellung, die sich unwillkürlich geltend machte, dieser Richtung einen verführerischen Zauber gaben, dem nicht zu widerstehen war. Nichtsdestoweniger bezeichnete sie einen Abweg."

31. Juli. — Um zu erfahren, inwieweit sich Otto Ludwig in seiner Anschauung und seinem künstlerischen Schaffen durch die Leiden seines Körpers beeinflusst fühle, nahm ich heute die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen, ob und warum er eine besondere Vorliebe für das Tief-Ernste und Furchtbare habe, indem ich auf das Ende des „Erbförsters“ und manche Szenen seiner Novelle „Zwischen Himmel und Erde“ hinwies. Da bemerkte er: „Mir schweben oft recht heitre Stoffe und Gedanken vor, sodaß ich mitunter über das närrische Zeug selbst lachen muß, und würde sich Derartiges auch ganz leicht und anmutig ausnehmen; meist aber sind diese Stoffe ihrer Natur nach nicht stark genug, um den physischen Leiden auf längere Dauer das Gegengewicht zu halten, und so drängt es mich denn zu kräftigen, herben Charakteren und gewaltigen Vorgängen, weil dann die Arbeit der Phantasie den körperlichen Schmerzen die Spitze bietet. So stand die Figur des Erbförsters in kurzer Zeit vor mir, und sobald ich ihn sah, schrieb ich ihn in Einem Zuge nieder. Das Schreiben wird mir unendlich leicht, sobald ich eine Figur nur einmal vor dem Auge habe; das Hindernis liegt nur in der Unfähigkeit des Rückgrates, welches gebücktes Stehen oder Sitzen nicht ertragen kann und das müßte aushalten können, denn einmal die Feder in der Hand, arbeite ich so rasend schnell, daß ich gar nicht im Stande bin, Wort für Wort nachzuschreiben, sondern nur skizzieren muß, um dem erzeugenden Gehirn folgen zu können. Zudem kommen mir, während ich an dem einen Teile schreibe, eine Menge charak-

teristischer Züge in den Sinn, die ich nur mit einem Stichworte am Rande in aller Eile bemerken kann.“ — Ich sprach von dem Hilfsmittel des Diktierens. Darauf erwiderte er: „Das kann ich nicht, denn außer dem schon genannten Umstande schäme ich mich und habe das Gefühl, als ob ich mich nackt vor den Leuten hinstellen sollte; deshalb kann ich auch nichts von meinen Arbeiten vorlesen.“

Eines Tages las ich Ludwig probeweise die Rolle des Jago vor, um seinen Rat darüber einzuholen, sein Urtheil über meinen Vortrag zu hören. Tags darauf sagte er mir: „Ach, wenn Sie hier wären und wir zusammen leben könnten, dann würde es auch mit mir besser vorwärts gehen. Ihr Umgang hat mir die ganze Freude an der Arbeit wieder gegeben, da fahren mir hundert Gedanken durch den Kopf. Shakespeare hatte vor den andern Dramatikern den großen Vortheil voraus, selbst Schauspieler zu sein. Das sollte eigentlich der dramatische Dichter, denn dadurch würde er am besten gewahr, wie viel er dem andern Theile überlassen muß, und trafe genauer den Punkt der Befriedigung; auch bin ich überzeugt, daß Shakespeare aus dem Theater die besten Gedanken gekommen sind. Unter den zahlreichen Auslegern Shakespeares achte ich Mrs Jameson und Gervinus sehr hoch; nur ist der letztere auch nicht so recht für den Schauspieler geschrieben. Das müßte noch anders sein. Ich habe mich längere Zeit mit dem Gedanken getragen, den Shakespeare eigens für die Schauspieler zu erklären, aber ich kam nicht dazu. Dazu bedürfte ich steter Anregung, wie durch Ihren Umgang.“

Ich betonte, welche Wohlthat er dadurch unsrer Kunst erwiesen hätte, denn viele Schauspieler werden durch die Erklärer irre geführt, weil so viel dummes Zeug geschwätzt wird. „Freilich wohl,“ meinte er, „aber namentlich sollten die Dichter ihn besser studieren

und sich an ihm ein Beispiel nehmen. Aber statt dessen haben sie der thörichten Idee von der Einheit des Raumes und der Zeit die poetische Wahrheit, die Charakterentwicklung, ja alle Größe des Dramas geopfert.

Selbst bei Grillparzer hat sich der Einfluß Schillers stark geltend gemacht, sonst wäre er noch weit größer geworden. Das Meiste hat wohl der elende geistige Zustand des Landes verschuldet, die jämmerlichen Verhältnisse, unter denen er schrieb. —

Fräulein Paoli hat mir einen Band ihrer Gedichte geschenkt, die mir Freude machen. Ich habe von ihren Gedichten einen bedeutenden Eindruck und die Form handhabt sie meisterhaft. Leider herrscht in manchen jener franke Ton des Welt Schmerzes, den Lenau so kultiviert und wodurch er viel Verderben angerichtet hat.

Ich für meinen Teil begreife nicht, wie man die Welt nicht wunderschön finden kann; wenn meine Leiden nur ein Stündchen nachlassen, so bin ich immer ergriffen und im Innersten beglückt über diese herrliche Gotteswelt.

1863

Dresden, 24. Juli. — Mit Sehnsucht erwartete ich den Augenblick des Wiedersehens mit Otto Ludwig. Ich fand ihn ausgestreckt auf dem Ruhebette liegend, eine lebendige Leiche mit lebhaftem Kopf und Auge, und zerrissen und zermartert von unaufhörlichen Qualen, welche sich nurmehr durch den Grad der Heftigkeit unterschieden, aber niemals gänzlich verschwanden. Seine Stimme, seine Gesichtszüge, sein ganzes Wesen zeigen eine so übermenschliche Stärke des Geistes und Herzens über das irdische Leben, eine edle Resignation

und göttliche Milde, daß dieses Bild des Jammers den Teilnehmenden nicht erdrückte, sondern erhebt.

Er begrüßte mich mit inniger Freude, ich fragte ihn um sein Befinden, und nach kurzer Schilderung seines Leidens begann er das Gespräch mit den Worten: „Doch lassen wir das und reden von etwas besserem.“

Wir kamen auf Galm's neuestes Werk „Begum Somru,“ das ich eben in Berlin gesehen hatte, und das mir doch menschlich wahrer schien als die frühern Stücke. Ludwig sagte nun: „Der Mann hat unzweifelhaft ein großes Talent, kann wunderschön reden, aber in seinen Stücken herrscht eine Unnatur, die schauerlich ist. Das sind lauter Phantome, die nur im Gehirne des Poeten existieren, aber keine Menschen. Da habe ich vor kurzem einmal in der „Griseledis“ gelesen. Ach, was das schön klang, und wie hübsch das Buch aussah, eine Zeile wie die andre; aber wie man näher tritt und denkt, das soll ein wirklicher Mensch reden, so war das auf einmal ein schrecklicher Unsinn. Zuweilen lese ich jedoch derartiges mit Vergnügen, nur des schönen Klanges wegen.“

„Aus denselben Rücksichten darf man auch bei Schiller oft nicht näher zusehen. Da habe ich neulich wieder die „Jungfrau von Orleans“ gelesen. Ja, das ist prachtvoll! welche Gedanken, welche Sprache! Aber vom dramatischen Standpunkt, wie verfehlt ist da alles. Nehmen Sie nur einmal an: Wenn wir auch zugeben könnten, daß der Himmel so stark mitspielen dürfe im Drama, wo wir nur mit den Menschen zu thun haben sollten, sehen wir dennoch zu, was da für verrücktes Zeug vorgeht. Also der Grundgedanke ist, die heilige Jungfrau will den Franzosen helfen. Schon dies Eingreifen der himmlischen Jungfrau begreift man nicht, wenn man nicht weiß, daß Schiller sich damals leidenschaftlich mit Homer be-

schäftigte und nun gleich der dortigen Minerva oder Venus die heilige Jungfrau einführte; so ist die Szene mit dem Montgomery gänzlich homerisch. Nun sollte man denken, wird die Jungfrau ihr Werk vollbringen, indem sie einen Feldherrn begeistert oder Schrecken in die Feinde bringt — nein, sie nimmt das Mädel von den Schafen weg und stellt ihr die alberne Proposition, sie dürfe sich nicht verlieben. Ja, steht denn das in eines Menschen Gewalt und Willen, und gehört das zu einer solchen That? Wird sich denn die Himmlische gerade ein so gebrechlich Werkzeug wählen? Aber weiter. Die ganz unverständliche Szene im vierten Akte, nachdem sie die wundervolle Opernarie gesungen: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen —“ bringt eine Schuld auf das Mädchen, und man weiß nicht, woher sie kommt. Soll das eine Schuld sein, daß sie sich verliebt? was hat denn die ganze Proposition mit dem Vorhaben der heiligen Jungfrau gemein, die Franzosen zu retten? Das Ding ist römisch-katholisch, aber nicht menschlich, nicht dramatisch.“

„Wie kann man Schiller Shakespeare gegenüber einen Idealisten nennen? Schiller opfert ja die wichtigsten Momente der Darstellung einer schönen Rede, einem großen Gedanken, ja dem zauberischen Klang eines Verses, wenn diese Dinge auch gar nicht an ihrem Plage sind. Man nimmt also hier rein sinnliche Mittel, die noch dazu an der Stelle, wo sie gebraucht werden, gar nicht anwendbar sind, für Idealismus, weil sie dem Auge und dem Ohre schmeicheln. Schiller will vor allem eine äußerlich ungeheure Wirkung hervorbringen. Nun sehen Sie aber Shakespeare an. Im ersten Augenblicke läßt manches kalt, er spricht zuweilen, als ob Erbsen über ein Brett rollten, da kommen keine Schönheiten der Rede, keine Situationen und Momente, welche für sich eine Wirkung, einen Raum beanspruchten — sondern

alles ordnet sich der leitenden Idee des Stückes, dem Charakter der Personen unter; nicht ein Wort fällt, das damit nicht übereinstimmt, das beabsichtigte, dem Hörer sinnlich zu schmeicheln, und das nenne ich den höchsten Idealismus. Der wirkliche Idealist im Drama verschmäht alles, was nicht organisch mit seiner Idee verflochten, was nicht dem Charakter seiner Menschen entwachsen ist; er verzichtet auf jeden Effekt, welcher nur da ist, um für sich zu glänzen, er opfert alles, um seine Idee rein zu erhalten. Und diese Treue für seine Idee, diese Selbstverleugnung der eignen Persönlichkeit, dieses Verzichtens auf allen Effekt, der gar nicht zur Sache gehört, das ist Idealismus.“ —

Ich erzählte Ludwig, daß Laube „Die Zauberin am Stein“ von Nissel, zurückgewiesen habe, weil der Untergang eines Menschen an dem Uberglauben der andern immer peinlich wirken müsse. Ludwig erwiderte: „Mir scheint ein andrer Umstand dem Stücke hinderlich gewesen zu sein, und zwar das Historische des Hexenprozesses, das uns darin nahe tritt. Dieses gewinnt mehr Macht, als die Menschen selbst, und tritt für sich selbst auf. Das Unglück entwickelt sich nicht aus diesen Menschen heraus, denn es ist nicht notwendig, daß sie gerade durch den Uberglauben zu Grunde gehen, es könnte ebenso gut auch ein andrer äußerer Anstoß sein; — sie tragen die Notwendigkeit des Unterganges nicht in sich, sondern er kommt von außen. Es ist ein großer Irrtum, in welchen viele dramatische Dichter (selbst Frentag in seinen „Fabiern“) verfallen, indem sie glauben, daß ein verworrener Zustand, in welchem sich Völker oder Teile desselben befinden, ein Vorwurf für das Drama sei. So zum Beispiel ist der Streit in den „Fabiern“, in der Szene zwischen dem Konsul und dem Plebejer verfehlt, weil die Situation in den Vordergrund tritt, und wir beide in derselben befangen und leiden sehen.“

Wir müssen den Menschen die Situation glauben, nicht der Situation die Menschen. Sehen Sie, wie Shakespeare in „Romeo und Julie“ den Zwist zwischen beiden Häusern benützt hat; das hat an sich gar nichts zu bedeuten, er giebt dem Dichter nur Gelegenheit, seine Personen handeln zu lassen. Der Dichter nimmt diese oder jene Zeit, dieses oder jenes Ereigniß, weil sich die Charaktere, die er zeichnen will, eben da und dort am schärfsten ausprägen. Sehen Sie z. B. den „Coriolan.“ Es wäre gleichgiltig, wo der spielte, es kann überall sein; aber in der Zeit, in diesem Kleide nimmt sich der Stolz am besten aus, auf diesem Grunde erschien er dem Dichter am prachtvollsten und machtvollsten. Shakespeare wollte den Stolz zeichnen und zeigen, wie derselbe ohne das nötige Beimaß von Klugheit untergehen muß. Er zeichnete hier einen Typus, den Stolz, wie er war, ist und immer sein wird; dieser Mensch nimmt all unsre Teilnahme in Anspruch, nicht aber das Stück römischer Geschichte, das sich mit ihm abspielt, das war dem Dichter ganz Nebensache. Was geschieht, ist um des Helden willen da: nicht die Situation, nicht der Vorgang darf uns im Drama interessieren, sondern nur der volle Mensch. Darum haben wir ja auch hier zum Kunstmittel den Schauspieler, den lebenden Menschen, weil der allein uns beschäftigen soll und nichts andres. Darum ist auch die dramatische Kunst von der übrigen Poesie zu trennen. Sie ist vielmehr eine bildende Kunst. Nur was uns sichtbar, hörbar und greifbar ist, hat Geltung, sonst nichts.“

„Es ist eine ganz falsche Meinung, in welche die meisten dramatischen Dichter verrannt sind, daß die Handlung die Hauptsache sei. Ja, was ist denn die Handlung, wie sieht sie denn aus? Es wird dasselbe auch oft von der bildenden Kunst behauptet. Nun, wenn z. B. ein Maler die Aufgabe hat, den alten

blinden Iſaak zu malen, wie er Jakob den Segen ertheilt, und Rebekka lauernnd den Vorgang beobachtet, ſo wird man doch den Ausdruck des ſegnenden Vaters, die liſtig lauernnde Mutter u. ſ. w. ins Auge faſſen, und je treffender der Ausdruck in dieſen Geſtalten iſt, deſto mehr wird man von einer lebendigen Handlung ſprechen. Im Drama iſt alles an die lebende Perſon geknüpft, aus ihr geht die Handlung erſt hervor; man kann nicht den Schlaf darſtellen, ſondern einen Mann oder ein Weib, an welchem der Schlaf erſichtlich wird. Beim Dichter wie beim Schauſpieler muß alles wie aus einer Wurzel hervorgehen, die einzelnen Theile müſſen zuſammen und zum Ganzen paſſen, dann kann man von Schönheit ſprechen. Denn Schönheit iſt Übereinkunft, und ſo liegt in der Wahrheit die Schönheit. Man pflegt das Unverhältnißmäßige genial zu nennen, weil es auffällig iſt; je höher und reiner ein Kunſtwerk iſt, deſto weniger auffällig wird es ſein, und es wird dem rohen Auge nicht gleich begreiflich. Wir können nur das ſchön nennen, das nicht nur den Sinnen ſchmeichelt, ſondern auch dem zergliedernden Verſtande Stich hält und richtige Verhältniſſe zeigt.“

„Viele Dichter erfinden einen Konflikt und werfen zu dem Ende ganz verſchiedne, nicht zuſammen paſſende Eigenſchaften in einen Topf; ſodann iſt der Kampf nur ein willkürlicher, nur im Gehirn des Poeten, nicht in der Natur exiſtirender Prozeß. Bei Shakeſpeare finden wir immer einen Streit von Eigenſchaften, welche ſich notwendig zuſammenfinden müſſen; wie im Hamlet und Coriolan; oder können: wie im Macbeth, der das Unglück hat, einen rieſenhaften Ehrgeiz mit dem Gewiſſen des rechtlichen Mannes zu verbinden.“

Bei Gelegenheit des Miſſelschen Stückes nahm ich den Augenblick wahr, einen wiederholten Auftrag Hein-

rich Laubes an Ludwig auszurichten, die Umändrung des „Erbförsters“ in ein Schauspiel betreffend. Ludwig erwiderte: „Ich habe vor Jahren auf Laubes Begehren auch einen Schauspielschluß geschrieben, bloß um mir nicht vorwerfen zu können, ich hätte keinen Versuch gemacht; aber ich habe ihn wieder vernichtet. Wozu haben wir uns denn mehrere Alte hindurch gequält, wenn es nun gar nicht so ernst wird. Dazu paßt ja die ganze Stimmung des Stückes nicht. Der Erbförster ist in der Revolutionszeit entstanden, und die Aufregung der Gemüter muß den Streit und die Überspannung erklärlich machen. Ich habe solche Kerle wie Lindenschmidt, wie Ulrich kennen gelernt. Aber heute können wir nicht knapp genug schreiben, und es ist kaum ein Kunstwerk möglich bei solcher Beschränkung. Ich hätte nämlich vor Beginn der Familienszene eine Verwandlung gebraucht, welche dem Zuschauer die Stimmung der Zeit gegeben. Aber wo hätte ich den Platz hernehmen sollen? Durch die Forderung der Zeit, nur kurz zu sein, ist man so beschränkt, daß man in Verlegenheit kommt, wo man überhaupt Nebendinge anbringen soll. Und darum erscheint das Stück zu grell, weil der Hintergrund, auf dem es spielt, nicht von vornherein klar wird, und nicht die Wirkung der Zeit auf das Gemüt eines Menschen wie der Förster Ulrich.“

25. Juli. — Heute las ich Ludwig Rigns Aufsatz über „Hamlet“ vor, mit dem er bis auf eine Bemerkung vollkommen übereinstimmte. Es war dies die Äußerung Rigns, daß er diese Tragödie Shakespeares dessen andern Werken gleichsam gegenüberstelle. Ludwig ist sie ein Notwendiges, weil erst dadurch die Welt Shakespeares abgeschlossen wurde. „Er hat uns überall gezeigt, wohin die Leidenschaften geraten ohne das

Gleichgewicht im Verstande, und es war eine Nothwendigkeit, daß er die Überwucherung der Reflexion gegen die Willenskraft und das daraus entspringende Elend zeigte, wenn in seiner Welt nicht eine Lücke bleiben sollte. Diese seine Welt ist vollkommen geworden durch diese vollendetste Tragödie, weil hier die zwei Mächte in des Menschen Brust sichtbar werden in ihrem Kampfe; man sieht die Gedanken gegenseitig auf einander einhauen, und je näher zwei Feinde an einander kommen, desto dramatischer wird der Kampf."

„Der Streit zwischen Völkern ist rein episch; auch der der einzelnen Parteien oder Stämme; in der Familie wird der Streit schon dramatisch, aber das Höchste ist erreicht, wenn der Kampfplatz zusammengepreßt wurde auf den kleinen Raum der menschlichen Brust; wenn in ihr selbst die Feinde erstehen, da zeigt sich die lebhafteste Bewegung. Um mich deutlich zu machen, vergleichen Sie nur die Balkonszene in „Romeo und Julie“ und die Liebeszenen in den „Fabiern“. Hier werden nur lyrische Gefühle ausgesprochen, und es entstehen daher nur lyrische Gedichte; sehen Sie aber die Balkonszene, wie das wechselt und lebt, wie mit jeder Rede ein neues Moment hinzutritt, das neue Bewegung giebt, das ist dramatisch. Freytags Mangel ist die Leidenschaft; die kennt er nicht, und ohne diese wird man kein Dramatiker. Er ist eine edle, feine Natur von hoher Bildung, ein Charakter voll Hoheit und Würde. Daß er das rechte im Drama nicht erkannt hat, beweist sein Buch über die Technik des Dramas, wo von so vielen äußerlichen Dingen die Rede ist, und der Kern doch nicht getroffen wird."

Im Dämmerlichte begann heute Ludwig, was sehr selten geschieht, von seiner Krankheit zu sprechen. „Das ist ein abscheuliches Zeug, wenn man nun den ganzen

Tag so liegen muß. Aber ich wollte gerne nie wieder vom Ruhebette aufstehen und auf das Gehen verzichten, wenn es mir nur vergönnt wäre, zu arbeiten. Aber es ist nunmehr wieder schlimmer, als da ich die Massabäer schrieb, wo ich auch in so erbärmlichem Zustande war. Ich schrieb immer acht oder zehn Zeilen, dann fingen die Krämpfe im Unterleibe an in solcher Art, daß jeder Atemzug ein Stöhnen wurde, das dauerte den Tag, die Nacht und wieder einen halben Tag; nun mußte ich mich doch wieder von der Tortur erholen, dann wieder mich sammeln, was ich eigentlich hatte machen wollen. Das Ganze zeigte sich in einer neuen Gestalt und immer in solcher Lebendigkeit, daß ich die Menschen neben mir am Bette sitzen sah. — Das ist ein unbeschreiblich närrischer Zustand; während ich im vergangnen Winter von Schmerzen so zermartert lag, daß ich auch keine Hand rühren konnte, wurde ich eines Nachts wach, und mir kommt ein Plan in den Sinn, der mit solch riesiger Schnelligkeit wuchs, daß ich in einer halben Stunde ein ganzes Stück vor mir hatte und die Personen vor mir standen. Aber nun bedürfte es der größten Schnelligkeit, das zu Papier zu bringen, denn alsdann strömt es, und die Gestalten wachsen in rasender Schnelle. Ich bin aber außer Stande, mit der Feder fortzukommen, und die Unterleibsnerven sind nicht stark genug, die Spannung des Produzierens auszuhalten — es entstehen die furchtbarsten Krämpfe, und ich darf nicht wagen, lange im Krampfe weiterzuschreiben. Sind die Figuren verblaßt, oder fehlt mir ein Motiv, so sehe ich das Ganze wieder anders, denn ich kann nicht etwas dazu erfinden, sondern das Ganze kommt gegliedert aus mir, und drängt zur Geburt, wie das ausgebildete Kind aus der Mutter Leib. — Wäre ich nicht meinen Unterleibskrämpfen ausgesetzt, so wäre ich der ärgste Vielschreiber, den es giebt, denn mir kommen unendlich viele und

brauchbare Stoffe und fertige Stücke in den Sinn.“ Das ist das Gräßliche, daß dies alles ungenützt ins Nichts verschwinden muß, weil ich es nicht aufschreiben kann.

Von den Stücken, die Ludwig begonnen hatte, nannte mir seine Frau als am weitesten vorgerückt die folgenden:

Trauerspiele: „Kaiser Heinrich IV.“ — „König Saul“ — „Das Wirtshaus am Rhein“ — „Genoveva“ — „König Darnley“ — Tiberius Gracchus“ — „Agnes Bernauer.“

Schauspiele: „Die Schwestern von Henneberg“ — „Die Freunde von Imola“ — „Die Kaufmannstochter von Messina“ — „Der tolle Heinrich“ — „Die Gräfin von Salisbury.“*)

27., 28., 29. Juli. „Der Egoismus Goethes ist der Egoismus des Idealisten. Der Idealist ist meist hypochondrisch, weil er sich selber zufriedenstellen muß, weil ihm das Wohlgefallen der Welt nicht genügt, weil er dem Ideale zustrebt im Kampfe mit der Welt. Der Realist hingegen giebt, was die Welt fordert, er gerät nicht in Kampf mit ihr. Daher werden tragische Helden immer Idealisten sein. Es ist nämlich die Expansion des Ich — die Macht der Leidenschaft ist es, was die Leute ästhetisch die Idee nennen. Ohne Leidenschaft geschieht überhaupt nichts Großes. Was ist die große Idee des Christentums? Die Leidenschaft der Liebe, welche alles Üble in uns vertilgen soll. . . .“

Die Lektüre des Hamlet, die wir vor einigen Tagen begonnen, wurde fortgesetzt. Ludwig bemerkte sehr schmerzlich die starken Kürzungen, welche die Bearbeitung für das Burgtheater aufzuweisen hatte, und wies auf die traurigen Folgen hin. „Der Dichter

*) Vgl. E. Schmitts Vorbericht zum IV. Band unsrer Ausgabe.

verliert mehr und mehr den Raum, seine Gestalten durchzuführen, da man ihn so arg in der Zeit beschränkt; da bleibt dann für notwendige Nebendinge gar keine Zeit; da wird dann alles überstürzt, und man entwöhnt das Publikum mehr und mehr von dem Eingehen in die innre Welt des Menschen; endlich wird alles nur mehr Gebärde ohne Inhalt, oder es häufen sich unvermittelte Affekte und Wirkungen. Dieser herabgekommne Zustand wirkt auch lähmend auf das Schaffen. Würde die Kunst der Schauspielerei anders gehandhabt, man hätte auch mehr Freude am Produzieren.“ Von der Kunst des Schauspielers bemerkte er bei dieser Gelegenheit:

„Beim Dichter wie beim Schauspieler müssen zwei Faktoren gleichmäßig thätig sein, um ein Ganzes zu Stande zu bringen; die Sinnlichkeit und die Geistigkeit; auch das Wort hat seine Gebärde und insofern ist denn der dramatische Dichter auch ein Schauspieler. Bei den Dichtern der Gegenwart ist zuweilen das eine oder das andre Moment vorhanden, aber ohne die Vereinigung beider kann nichts Wahres und Bedeutendes zu Stande kommen.

1864

19. Juli. Als ich heute, wenige Stunden nach meiner Ankunft in Dresden, bei Ludwig eintrat, fand ich ihn inmitten des Zimmers in seinem Bette liegend, und da ich plötzlich herankam an sein Lager und ihn umarmte, weinte er vor Freude. Die letzten Wochen hatte er wieder völlig besinnungslos in qualvollen Schmerzen zugebracht, und es schien mir darum eine doppelt freundliche Fügung, daß gerade der Tag meiner Ankunft zugleich der erste war seit langer Zeit, an dem seine Folter nachgelassen und, er seiner selbst wieder vollkommen Herr war.

Wir sprachen von meinem Berliner Gastspiele und da betonte er: „Ich höre von so vielen Seiten daß Sie in Ihrer Darstellung natürlich sind, und es thue den Menschen not, wieder zu erkennen, was Natur sei, „weil aus ihrem Leben und Treiben das nackte Natürliche, ja das Bewußtsein und die Erkenntnis des Natürlichen durch einen Firnis allgemeiner Bildung immer mehr und mehr verschwindet. Die Griechen hatten leicht Leiber zu formen, sie kannten die Nacktheit. Wenn Sie aber jetzt einen Menschen entkleiden, der immer den Frack trägt, so haben Sie dadurch noch keinen nackten Menschen gewonnen, sondern man sieht diesem Leibe immer den Frack an.“

Als speziell für den dramatischen Künstler ungemein lehrreiche Autoren schätzt Ludwig vor allen Plutarch in seinen Lebensbeschreibungen und Parallelen und Michel Montaigne; abermals machte er mich auf Montaignes Kapitel über „Die Philosophie als die Kunst, sterben zu lernen“ aufmerksam. „Im Plutarch wird der Kenner gewahr, wie der Charakter des Menschen sich herausgebildet hat. Plutarch forscht wie ein Dramatiker den Ursachen einer That nach und öffnet uns die Menschenbrust.“

20. Juli. Auf meine heutige Frage an Ludwig, ob die lange Zurückhaltung der Shakespearestudien wirklich nur in den darin enthaltenen Angriffen auf Schiller ihren Grund habe, antwortete er: „Ich würde diesen schwierigen Punkt wohl überwinden, aber da ein solches Buch jedenfalls viel Aufsehen erregt und zum Kampfe herausfordert, weil es einen vergötterten Liebling angreift, so kommt alles darauf an, daß durch die Zusammenstellung der Beweisgründe jeder Einwand entkräftet wird. Ich wollte ja auch darin meine Meinung nicht aufdrängen, sondern der Leser sollte

so zum Schlusse geführt werden, daß er die freie Einsicht in den Gegenstand hat und selbst entscheiden kann durch das Gefühl in der eignen Brust. Ich habe mir dazu gar nicht die Form eines schwierigen Lehrbuches gedacht, sondern der Leser sollte spielend auf dem Wege angenehmer Unterhaltung zum ernstern Ziele geführt werden. Aber zu dem allen giebt's in dem Materiale noch eine ungeheure Arbeit. Ich habe das ja gar nicht mit dem Gedanken an die Öffentlichkeit zusammengetragen, sondern nur für mich allein. Es ist das Tagebuch und die Geschichte meiner eignen dramatischen Erziehung. Ich wollte mir damit einen Weg bahnen. Es würde sich schwerlich in dem Materiale, wie es jetzt vorliegt, jemand zurechtfinden; denn ich habe das Ding von den verschiedensten Standpunkten aus angesehen und von da aus meine Beobachtungen gemacht; z. B. nur vom Standpunkte des reinen Vergnügens, welches uns das dramatische Kunstwerk gewähren soll. Nach solchen Standpunkten müßte der Stoff gesichtet werden. Ich bin aber mit meinen Kräften zu sehr herunter, um eine solche heillose Arbeit zu unternehmen, welche der ganzen Sammlung bedarf."

Ludwig war heut ein wenig gedrückter als gestern, dessenungeachtet stand ihm im Gespräche sein wunderbarer Humor zu Dienste. Es entsteht dann eine heitre behagliche Stimmung, und das wunderbare Naturell dieses Mannes bricht sich so siegreich Bahn, daß man oft gar nicht erinnert wird an die Qualen, welche der Arme ununterbrochen zu ertragen hat. Welche Kraft des Geistes, welche Hoheit des Gemüthes muß vorhanden sein, um sich bei so nagendem, verzweiflungsvollem Unglück ein heitres Auge für alles Schöne dieser Welt zu bewahren.

21. Juli. Heute nachmittag lernte ich bei Ludwig, die beiden jungen Maler Gen und Schaller kennen welche Ludwig gerne bei sich sieht. Es ist rührend zu sehen, mit welcher fürsorglichen Teilnahme Ludwig jungen Talenten entgegenkommt, wie er die bestgemeinten Ratschläge erteilt, wie er die Bemerkung des Jüngern anerkennt oder verbessert, wie alles, was er spricht und wie er spricht, aus dem Quell pulsierenden Lebens kommt und zum Leben des andern dringt. Nie habe ich an ihm den leisesten Zug des Schulmeisters beobachtet; mit durchdringendem Auge blickt er in die Seele des Hörers und verfährt mit weisem Takte bei jeder Zurechtweisung, indem er nicht eine absolute Meinung aufdrängt, seine Idee auf einmal begriffen haben will, sondern indem er die natürliche Begabung des Jüngern einen ihr angemessenen Weg führt, auf dem sie dann von selbst dazu gelangt, das Richtige zu erkennen. Nie tritt er dem jungen Künstler mit einem Dogma entgegen; wie bei sich selbst dringt er auch bei jedem andern darauf, daß er die Natur eines Gegenstandes selbst untersuche und die Lehren großer Meister zwar beherzige, aber nicht nachbete.

Eine Broschüre: Fichters »Version of Othello« las ich Ludwig teilweise vor; er belächelte den raffinierten Unsinn der Einrichtung und Spielweise und nahm hiebei Gelegenheit, zu wiederholten malen auf die Einfachheit Shakespeares hinzuweisen, auf seine Art, allem rein Äußerlichen oder nicht zum Zwecke gehörenden aus dem Wege zu gehen, auf sein Festhalten an der Idee des Stückes und des Charakters. „Und das muß — fügte er hinzu — vor allem auch der Schauspieler aus Shakespeare lernen, daß er sich mit nichts Nebensächlichem auf der Bühne befasse und die Aufmerksamkeit seiner Zuschauer durch irgend einen aparten Streich ablenke, sondern alles thue, den Blick

des Zuschauers tiefer und tiefer in die Seele des dargestellten Charakters zu führen, die Seelenbewegungen desselben klar zu machen. Diesen reinen Idealismus muß der Schauspieler von Shakespeare lernen, alles andre äußerliche dumme Zeug muß wegfallen.“

„Es beruhe auf einem Irrtum, — betonte heute Ludwig, — Wahrheit und Schönheit in der Kunstauffassung zu sehr zu trennen. Die höhere Wahrheit, wovon in der Kunst allein die Rede sein kann, ist schon eins mit der Schönheit, denn die Wahrheit ist schon durch die ihr notwendig innewohnende Übereinstimmung schön. Seien Sie stets bedacht — schloß er —, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen, nicht vom Historischen; so werden Sie gesichert sein gegen viele ästhetische Irrtümer. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen. Das Unwahre ist auch unschön.“

Die Abschiedsstunde näherte sich, da sagte er so aus tiefster Seele: „Wie beneidenswert sind Sie, daß Sie, was in Ihnen genügend vorbereitet, auch ausführen können. Es ist hingegen das tragische Schicksal meines Lebens, daß, wenn ich so weit bin, und etwas werden könnte, mein ganzes Gebäude zusammenbricht. Mein Schaffen, welches mächtig ans Licht bringen will in mannigfachen Gestalten, wird gehemmt und geknebelt durch allerlei närrisch Zeug meiner Nerven. In meiner Jugend war ein allmächtiges Feuer in mir, eine Freude, daß ich gar nicht wußte, wie viel ich in einer Nacht zusammenschreiben sollte; ich spürte die Kälte der Stube gar nicht, mein ganzes Sein war nach Innen getreten; aber ich warne Sie nicht so zu wirtschaften, sondern Ihre Gesundheit zu bewahren, und damit die höchste Freude des Lebens,

die Fähigkeit, schaffen zu können. Bei mir ist nur noch Hoffnungslosigkeit.“

Der Augenblick des Scheidens war gekommen. Tausend Wünsche drängten sich uns auf die Lippen. Die Kinder waren da, und er herzte noch mit rührender Zärtlichkeit seine kleine Cordelia, die an seinem Lager stand. Über seinem ganzen Wesen liegt immer ein so warmer goldiger Ton von innigster Liebe zur Herrlichkeit der Welt, zu den Menschen, zu den Seinen. In dem durchdringenden Gefühl, was wir uns geworden, wie wir auf immer verbunden, küßten wir uns, und mich mit beiden Händen fassend, sagte er mir Lebewohl.

Meine Augen sollten ihn nicht mehr sehen. Aber in meiner Seele wird dieses erhabne Menschenbild fortleben, so lange ich denken kann.

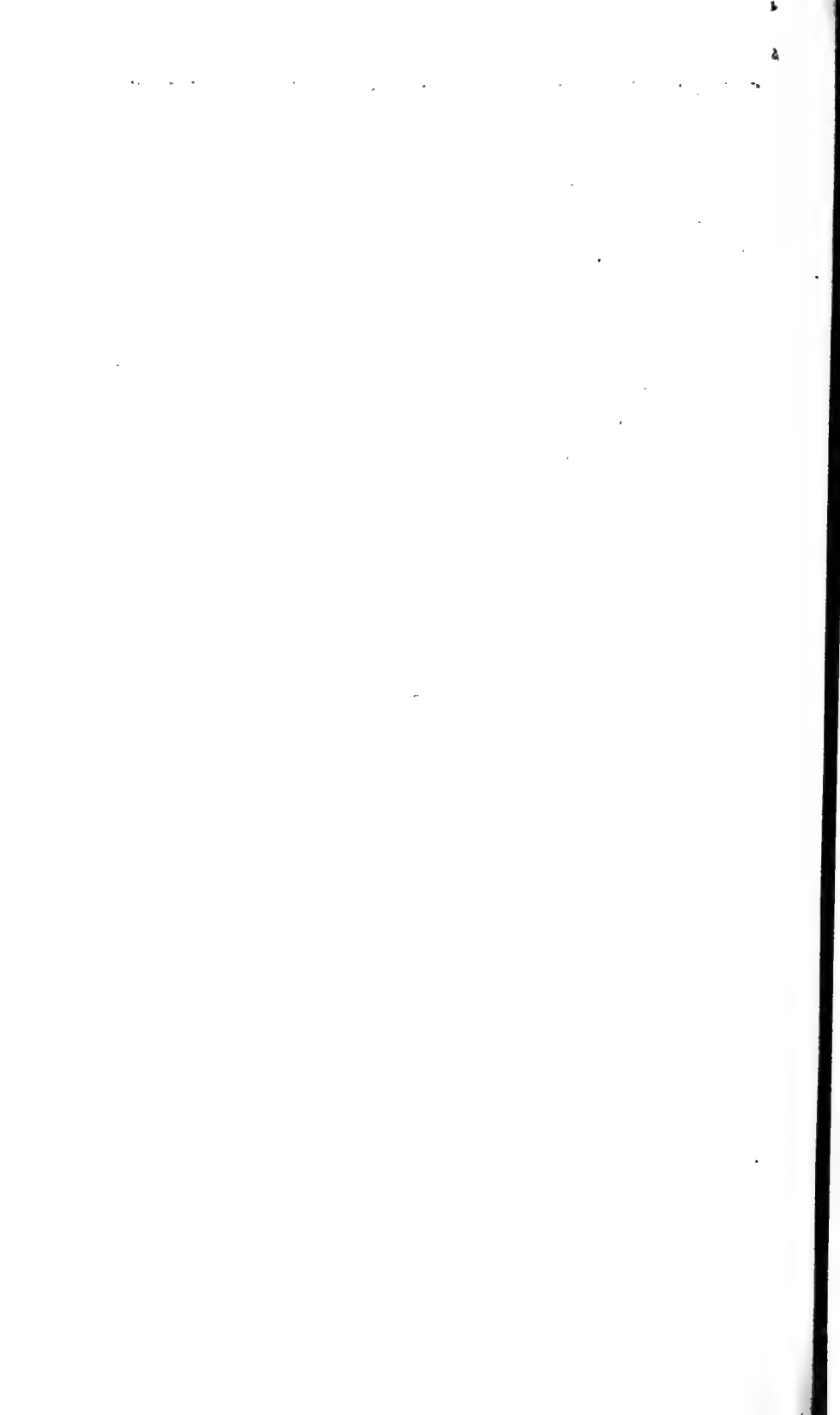
In früher Jugend schon hatte ich eine tiefe Sehnsucht, einmal in meinem Leben einem Menschen zu begegnen, dem das Prädikat Groß im eminenten Sinne zukommt. Die großen Menschen alter und neuer Zeit, von denen ich las, erschienen mir so märchenhaft, so fern. — Im Umgang mit Otto Ludwig wurde mir diese Sehnsucht gestillt — der Traum erfüllt. — Er war in des Wortes vollster Bedeutung ein großer Mensch. Meine Augen haben an ihm erfahren, was Weltüberwindung ist. Er war ruhig erhaben über alle seine namenlosen körperlichen Qualen, über die Bitterkeiten der Armut. Er hätte stärkere Gründe zum Pessimismus gehabt, als Leopardi und Schopenhauer. Aber in diesem kristallreinen Geiste und Herzen herrschte eine Klarheit des Denkens, eine Innigkeit der Liebe, der sich vielleicht in der neuern Geschichte einzig Spinoza vergleichen kann. Er war im höchsten Sinne dieses Wortes: fromm. In der deutschen Literatur aber steht er unmittelbar neben dem reinsten und sittlich strengsten Charakter, neben

Lessing. — Hätte ihm das Schicksal einen gesunden Körper gegeben — er würde erfüllt haben, was Lessing begonnen; er hätte als schöpferischer und kritischer Geist vollendet, was jener unterbrechen mußte. Dem deutschen Drama wäre er ein Heiland geworden.

Wenige kennen ihn ganz. Zu seiner Kenntniß wird diese gegenwärtige Ausgabe mächtig beitragen. — Nur wer ihm nahe stand, ihn völlig erkannt hat, weiß, wie viel unserm Volke verlieren ging an dem herrlichen Mann.

Jos. Lewinsky.





Briefe Otto Ludwigs

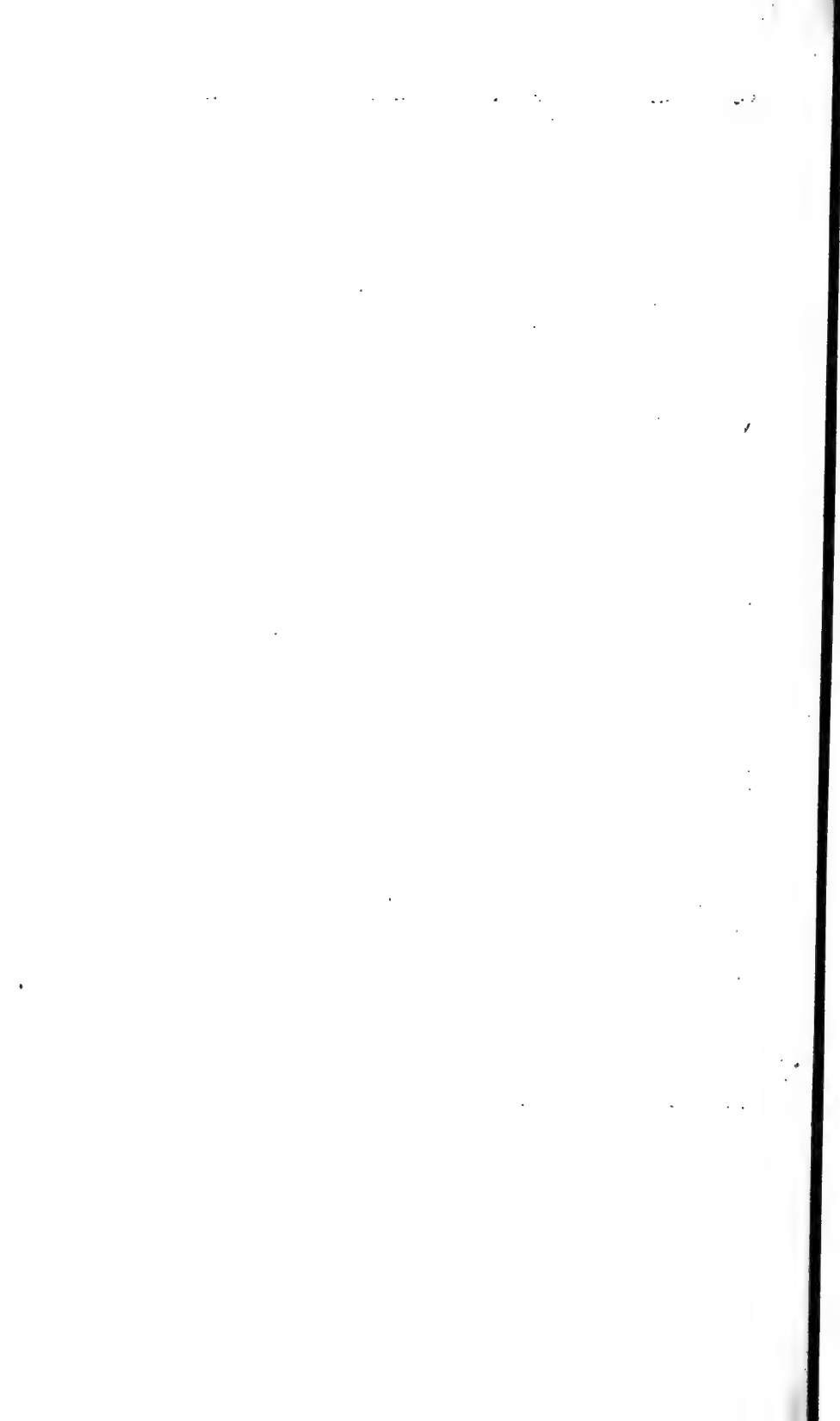
aus den Jahren 1845—1862.



Einleitung.

Es ist nur eine kleine Reihe von Briefen Otto Ludwigs, die hier am Schlusse unsrer Ausgabe zur Ergänzung des Lebensbildes, das den „Gesammelten Schriften“ voransteht, und zum entscheidenden Beleg für gewisse Züge der Charakteristik mitgeteilt wird. Die Zeit einer vollständigen Veröffentlichung aller Briefe Ludwigs, wenn eine solche je notwendig werden sollte, ist noch nicht gekommen. Auch würde die vollständigste Sammlung große Zwischenräume und Lücken ergeben, denn der Ludwig eigentümliche Verinnerlichungs- und Isolierungstrieb äußerte sich auch darin, daß er, obschon er mit der Feder in der Hand dachte, allezeit eine gewisse Abneigung gegen das Briefschreiben bewahrte und meist eines Anstoßes von außen bedurfte, um diese Abneigung zu überwinden. Gesah dies, so waren seine Briefe von besonderm Reiz und spiegelten sehr treu und unmittelbar die gewinnende Persönlichkeit wie das mächtige Geistesleben des Dichters wieder. Es sind für unsern Zweck nur solche Briefe ausgewählt worden, die der Zeit der geistigen Reise angehören und zur öffentlichen Wirksamkeit des Dichters in einembestimmten Bezug stehen.





1

An Eduard Devrient

Hochgeehrter Herr.

Wie ich die Freiheit entschuldigen soll, die ich mir nehme, indem ich es wage, als Ihnen gänzlich Unbekannter mich mit einer Bitte Ihnen zu nahen, deren Erfüllung bei Ihnen, wie ich weiß, überhäuften Berufsgeschäften eine Freundlichkeit und Aufopferung voraussetzt, wie sie nur ein Freund beanspruchen dürfte — weiß ich selbst nicht. Ich müßte mein Vertrauen auf Ihre Competenz in dem Fache, in welchem ich Ihr Urtheil mir erbitten will, zu einem Verdienste machen — und dies Vertrauen ist in der That kein kleines, weil ich Sie für den Einzigen halte, der mir meine Frage genügend beantworten kann. Doch — was man nicht entschuldigen kann, sollte man auch nicht entschuldigen wollen. Ich will drum meine Bitte nennen, haben Sie nicht so viel Lust und Zeit als Sie Kraft dazu haben, sie zu erfüllen, so wird mir ein bedeutendes Förderungsmittel entgeh'n; aber ich müßte viel zudringlicher sein, als ich bin, wenn ich die sofortige Rücksendung beiliegenden Büchleins*) Ihnen im mindesten glaubte verargen zu dürfen.

Die Bitte selbst: Beiliegendes lesen zu wollen und mich dann nur durch wenige Worte wissen zu lassen, ob

*) Das Trauerspiel „Die Rechte des Herzens.“

Sie glauben, daß ich auf der einen Seite das Charakteristische, auf der andern Seite das absichtlich Nachlässige (was den Personen den Schein nehmen soll, als legten sie ihre Reden erst für einen Zuhörer zurecht) im Dialog theatralischen (also absichtlicheren) Wendungen durchaus werde opfern müssen, wenn das Stück einen Erfolg haben soll? Eben so die Wendungen, die zum Theil emphatischer sind als der eigentlichen Buchprosa zukommt. Freilich liegt der Grund hierzu schon im Sujet. Das Ganze wurzelt so im vulkanischen Boden übermäßiger Leidenschaftlichkeit, daß ihre Zeichen aus den Reden (die leidenschaftlich zerrissenen oder überladenen Wortfügungen u. s. w.) herausgenommen, das Ganze unwahrscheinlich machen würden.

Als Dichter sehen Sie, ohne daß ich darauf hinzuweisen brauchte, wie zum Beispiel Thaddeus nicht bloß der alte treue Diener sein soll, von dem wir genug Exemplare in ältern und jüngern Stücken besitzen, sondern daß ihm soviel Charaktereigenthümlichkeit und Pathos zugesetzt ist, daß er als Mittelglied die leidenschaftlicheren und ruhigeren Parthieen zusammenhält. Die überspannte Leidenschaftlichkeit der Prinzessin wird dadurch wahrscheinlicher und künstlerisch gemildert. Daß er sich nun aber auch charakteristischer und unmittlbarer ausdrückt — doch wozu Ihnen von Dingen reden, die Sie besser finden und verstehen werden, als ich sie erklären könnte! Nur lassen Sie mich den Schauspieler bitten, daß er mit dem Dichter zu Rathe geht und mir dann sagen mag, ob der Dialog des Stückes, wie er nun ist, ganz aufgeopfert werden darf oder muß, wenn das Stück selbst von seinem innern dramatischen Werthe nichts einbüßen und theatralisch und äußerlich einen Erfolg erringen soll.

Ueberhaupt möcht ich wohl — wenn auch nicht jetzt — wissen, was Sie von dem Sage halten: Im

Dialoge müßte mehr auf psychologische und pathologische Wahrheit, dazu auf charakteristische Unmittelbarkeit hingewirkt werden und der Schauspieler — wenigstens der gute — müßte mehr dabei gewinnen, als bei Festhaltung der zeitherigen Convenienz. Freilich ist das, was vorausgehen müßte und dessen Das und Wie Sie so trefflich, als, leider! erfolglos bewiesen und gezeigt haben — das Institut einer künstlerischen Schauspielerbildung noch immer ein pium desiderium! Doch dies nur beiläufig.

Wenn Ihre Güte den Hindernissen, die aus Ihrer Geschäftsüberladung hervorgehen, nur soviel abgewinnt, daß Sie die Stellen, welche Sie beim Durchlesen für ganz unpraktisch halten, mit Stift an- und die Sie passend finden, unterstreichen!

Ich werde mir dann schon selbst deutlich zu machen wissen und herausfinden, was auch in den unan- und ununterstrichenen Stellen und „warum“ Ihr Urtheil für oder gegen sich hat. Ich will nur einen Fingerzeig! Sie brauchen dann gar nichts dazu zu schreiben. Ich weiß, wie viel ich verlange und will Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich nicht durch Uebermaß von Güte beschämen. Gelegenheit hoff' ich mehr als eine zu finden, Ihnen zu zeigen, wie gut ich das Opfer, das Sie mir bringen, zu schätzen weiß.

Doch mögen Sie nun meine Bitte zu erfüllen Zeit und Lust haben oder mag Beides oder das Eine Ihnen fehlen, die Hochachtung wird dies nicht mindern, mit der ich mich schreibe

Meißen, Burggasse bei Herrn
Stadtrath Beulig, 1 Treppe.

Ihren

Am 16. Dezember

1845.

ergebensten

Otto Ludwig.

An Eduard Devrient

Geehrtester Herr.

Ihr so freundliches Schreiben war mir das angenehmste Christgeschenk, das mir kommen konnte; und ich würde von Ihrem Anerbieten schon Morgen oder Uebermorgen Gebrauch gemacht haben, wenn nicht ein — überaus prosaisches — Hinderniß, ein Ueberbein am linken Fuße, mir das Reisen in den allernächsten Tagen unrathsam machte. Bis zum künftigen Sonnabend sagt mein Chirurg, wird dies Hinderniß gehoben sein. Bekomm' ich nun bis Sonnabend Mittag keine Contreordre von Ihnen, so setz' ich mich auf den Dampfwagen und finde entweder den Sonnabend noch oder Sonntag Vormittag in der Restauration zur Hoffnung vor dem Falkenschlag in Dresden Ihre Weisung, wann und wo ich Sie sprechen darf. Ich freue mich darauf, Ihnen mündlich sagen zu können, wie Ihre Teilnahme mich erfreut und gerührt hat. Ich wünsche nichts sehnlicher, als Ihnen für das Opfer, das Sie so uneigennützig dem Unbekannten bringen, mich thätig dankbar beweisen zu können.

Wirklich Sie hochachtend

Ihr

Meißen, Burggasse,
den 24st. Decbr.
1845.

ergebener
Otto Ludwig a.
Gisfeld.

An Eduard Devrient

Verehrter Herr!

Soll ich mich entschuldigen, daß ich Ihnen schon wieder lästig werde? Nein; ich will lieber wie ein

hartnäckiger Sünder, Ihre Güte anklagen, die mich verführt, als mich, daß ich sie mißbrauche. Sie haben mich aufgerichtet, wie ich an meinem Talent zweifelte; machen Sie's nun mit sich selbst aus, wenn, der einmal Ihre freundliche Hand fassen durste, die seine zum zweitenmal nach ihr ausstreckt.

Der Undank, der Ihre uneigennützigte Aufopferung für die Kunst gelohnt hat, die Dornenkrone, die der Eigenwille der Welt jedem edeln Streben aufsetzt, hat mich empört und geschmerzt. Denn dieser Undank ist ein Reif, der nicht Blätter, sondern recht eigentlich die Wurzeln des Guten trifft und zugleich mit den gesäten noch ungesäte Samen vernichtet.

Hier send' ich Ihnen, der Sie mich gestorben glauben konnten, an Schillers: „Er lebt und lebt Euch allen zum Verderben“ erinnernd, wenn kein Verderben doch eine Plage.

Mögen Sie's lesen, so streichen Sie wohl an, wie beim Polenstück; ein Paar Worte oder ein einziges auf ein Blatt Papier, wie das, was ich von dort als werthes Andenken an Sie bewahre, ist genug, mir Ihre Meinung zu verdolmetschen. Auch die weniger leserlichen Buchstaben eines Wortes werden leserlich, wenn man das Ganze weiß; und ich hoffe und glaube Ihre Meinung von der Kunst im Allgemeinen so gut gefaßt zu haben, daß mir der Bezug eines hingeworfenen Wortes keine Hieroglyphe bleiben wird. Um so mehr, da hier, wie bei dem Polenstück Ihr Wort häufig nur das in mir schlummernde richtigere Gefühl von der Sache zu wecken, das durch die Masse und Macht des Stoffes verschobene zurechtzurücken und dem richtigen aber zu schwachen und deßhalb überhörtten bei mir selbst Credit und Autorität zu geben haben möchte.

Das Stück selbst*) leidet an Uebervollsaftigkeit. Auch

*) Der Enget von Augsburg; Bearbeitung von 1846.

hat es eigentlich noch gar keine Feile. Es ist aus einem Alten ein viel mannichfacheres Neues geworden und ich arbeitete es in möglichst kurzer Zeit aus dem Größten, weil ich das mit dem Reize der Neuheit verbundene Interesse nicht während der Arbeit verlieren durfte, wenn ich Klarheit zur Uebersicht und Wärme zur süßamen Gestaltung behalten wollte. Ich werde leider allein wissen, was ich damit gewollt; denn wie es vor mir liegt ist's noch immer ein Marmorbloß und kein Gott geworden. Bei der Ausweitung und größern Breite der Zusammensetzung leitete mich der vielleicht verkehrte Gedanke, unsere Zeit könne erstlich (durch vieles Lesen und Sehen gestärkt) und mache auch, eben durch die jehigen Romane verwöhnt, Ansprüche an größeren Reichthum der Handlung. Ich verstehe noch nicht so viel Blätter und Zweige aus Einem Keim zu treiben, so bekam das Ding zwei Stämme, eine Doppelhandlung.

Nur ein Blättchen mit Andeutungen! Sonst verlier' ich den Muth, wenn Sie sich die Sache schwerer machen.

Grellheiten und Trockenheiten werden Sie augenblicklich finden; der ungeheure Stoff, der mir, ich weiß selbst nicht wie? unter den Händen wuchs, die Rücksicht auf die kurze Dauer eines Theaterabends; so ging viel Ueberleitendes und wohl manche unumgängliche Nothwendigkeit von Mitteltinten verloren. Vieles ist auf der andern Seite nur angedeutet, was vielleicht nicht Pedanten allein motivirter und ausgeführter verlangen dürften. Es ist nun einmal so und mit gänzlichen Umarbeitungen fürcht' ich in die Verlegenheit eines Potsdamers zu kommen, dem seine Kinderdecke in allen Lagen, die er versucht, zu kurz bleibt und zu schmal.

Ob Sie nun meinen, daß es wenigstens nicht so verstand- und bühnenwiderhaarig, daß das im Manu-

script Drucken und an Bühnen Versenden etwas ganz Unkluges und Vergebliches wäre?

Ich habe jetzt nicht weniger als zehn verschiedene Stücke im Kopf, wo sie friedlich nebeneinander fortwachsen und einige schon ziemlich weitgediehen sind, obgleich noch wenig oder gar nichts aufgeschrieben ist. Darunter einige Volksstücke für den Effekt — versteht sich den poetischen. Das schreib' ich Ihnen nur, daß Sie sehen, wie sämftlich ich's mit Ihnen meine; damit Sie nicht erschrecken, wenn's plötzlich Trauerspiele hagelt.

Gott erhalte Sie Ihren Lieben gesund und froh und diese Ihnen und lohn all' Ihr Streben mit Gelingen; ich führe ein wunderlich Gremitenleben, das ich aber nicht umtauschen möchte; Trauerspielpläne und die Erinnerung der wenigen Todten und Lebendigen, die ich liebe und verehere wie Sie, sind meine Familie.

Nur wenig Worte, daß Sie mich nicht beschämen und ängstlich machen

Ihren

Meißen im Gasthof zum Schiff,
am 18t. Novbr. 1846.

ergebenen
Otto Ludwig.

4

An Eduard Devrient

Meißen 5ten Decbr 1846.

Al! das, sehr verehrter Herr, was Sie mir über den Engel [von Augsburg] sagen, ist wahr und Ihr Urtheil nur zu mild. Al! das und noch mehr hab' ich mir selbst gesagt, gesagt, eh' ich an die Ausarbeitung ging. Aber das wilde Ding mußte heraus; ich seh' es als eine Art Ausbildungsfriesel meines Talentes an und bin froh, daß sich die materia peccans so schnell auf die äußerste Autorenhaut geworfen hat — das

Papier. Der Franz und der Hinken mußten heraus sonst hätten sie mir in alles Neue hingespuckt und es verborben. Ein neuer Stoff bemächtigt sich meiner wie eine Krankheit; könnt' ich einen nicht auf's Papier bringen, ich glaube, es kostete mir das Leben. Dafür existirt es dann nicht mehr für mich, wenn es einmal aus mir heraus ist und ich vermeide in einer altern Arbeit zu lesen; das Gefühl kann ich nicht anders nennen als einen geistigen Ekel, was mir dann alle Strebelust raubt.

Zunächst hab' ich ein Trauerspiel in Gedanken „das Jagdrecht“ oder „die Wildschützen“ oder wie's einmal heißen wird — der Titel ist mir jederzeit das Schwerste bei der Sache. Gestern dacht' ich, Ihnen eine Skizze davon zu schicken, um für das Theatralische Ihnen gütigen Rath zu erbitten; aber heut' ist mir's klar geworden, daß ich mit wenn nicht weniger Zeit, doch weniger Mühe, die Sache aus meiner Anschauung herausschreibe, als eine ausgeführtere Skizze mich kosten wird. Cignet sich's dann nicht zur Auf- führung — ohne viel Umarbeiten — so versuch' ich's wieder mit einem neuen. Am Mißlungenen lernt man mehr.

Ihre Briefe haben für mich eine belebende Kraft, die ich nicht zu beschreiben suchen will, weil ich Ihnen ihre Wirkung nicht durch's Mikroskop zeigen will. Dazu hab' ich eben Ihre Briefe aus Paris gelesen. Daß ich sie darauf gelesen, als wären sie an mich mit geschrieben, die Illusion können Sie mir wohl gönnen. Ihre Empfänglichkeit für alles Große und Bedeutende, so ohne Prätension und die Klarheit, mit welcher sich die Dinge in Ihnen abspiegeln, ohne die Einseitigkeit einer Parthei — Sie sind nur im Großen Partheigänger, nämlich für das Schöne und Große in ihrer Ganzheit. Sie führen mich vor die Sachen selbst und lassen sie mich mitsehn; bei Andern sind die Dinge, die

man zu kennen wünscht, stets nur Apropos, um auf andere zu kommen, die uns interessiren sollen, weil sie der Autor selbst sind. Dazu ist jenen der Ausdruck nichts als der glänzende Lack der Meubel, in welchem wir ihr Bild, was uns an ihnen selbst zu viel ist, nocheinmal sehen und in ihre eigene freudige Verwunderung darüber einstimmen sollen. Ihr deutsches Gemüth — das ist keine Phrase — erhalt' Ihnen und uns der liebe Gott auch unter den Franzosen diesseits des Rheins.

Aus dem Engel ist, glaub' ich, nichts für das Theater zu machen. Kraft und Zeit sind zwei Dinge, die ich sparen muß. Ob er aber nicht als dramatisirter Roman oder Novelle in die Welt gehen könnte? Als Krämergehilfe lebt' ich die Nächte in musikalischer Produktion; ich hatte einige Opern gesehn, eine noch als Kind; in meiner kleinen Heimathstadt war keine Gelegenheit, andere als Kirchweihmusik zu hören. Aber ich muß früher ausholen. Von Hildburghausen, wo ich erst den Grund zu einem Fakultätsstudium legen sollte, rief mich der Wunsch einer — das Wort ist verbraucht — geliebten Mutter, um so zwingender, als sie ihn nie gegen mich äußerte — in meine Geburtsstadt zurück, um in das Krämergeschäft ihres Bruders einzutreten. Ihre Freude darüber war nicht von Dauer; sie starb bald darauf. Und nun wurde mir meine Lage verhaßt. Die Nächte von mehreren Jahren mußten mich für die Tage schadlos halten. Ich merkte, daß es mit dem Componiren nichts sei ohne Studium der Theorie, trieb endlich „Marpurg von der Fuge“ auf und studirte Kopf unten, Beine oben mich von der umgekehrten Seite in eine Kunst hinein, die mir obenein nur eine geistige Liebe blieb, da sie mir nicht in ihrer Wirklichkeit entgentreten konnte. Vom Szenischen hatt' ich wenig Begriff, nahm aus meinen Stoffen das Interessanteste, was ich drinn

fand; das Wort und den Klang hab' ich auch später
 beim Componiren nicht trennen können, es entstand
 beides zugleich. Wie unpraktisch, das können Sie aus
 meinen heutigen Arbeiten noch schließen. Da ich von
 vornherein keinen Plan machte und mir jede Zwischen-
 und Füllszene zur musikalischen Nummer anschwell,
 wurden meine Opera Ungeheuer. Schnitt ich nun
 davon ab, soviel ich zu müssen glaubte, um die Nor-
 mallänge herauszubringen, so war das keine organische
 Centralisation — und das ist's, was mir heute noch
 (und besonders mit dem Engel) passirt. Ich trieb
 dies Jahre lang und erstaune nun selbst über diese
 Ausdauer und die Glut, die ich vergebens aufwandte.
 Etwas von mir kam zufällig dem Kapellmeister Grund
 in Meiningen, einem herrlichen Menschen zu Gesicht,
 der ohne mein Wissen dem Herzog von Meiningen
 mein Talent und mich empfahl. Wie ich die Nachricht
 bekam, der Herzog wolle mich nach Leipzig senden,
 ging mir ein Morgenroth von lauter Gremoneser
 Geigen auf. Mendelssohn empfing mich gütig, lobte
 aber nicht, daß ich mit Opern anfangen wollte. Aber
 die Musik existirte für mich nicht als Ding für sich,
 sondern sie war mir mit der Poesie nur eins und zwar
 die Göttin, die meine zuweilen fieberhaften An-
 schauungen mir, schmeichelnd und erleichternd, fast möcht'
 ich sagen mich rettend, mir aus dem bedrängten In-
 nersten herausnahm. Eine Erkältung auf der Reise,
 die bei tobenden Pulsen verwachten Nächte knüpften
 ihre Folgen an meine geschreckte Stimmung; das Er-
 gebniß war, daß ich, der nun frei sollte der Musik ge-
 hören können, über ein Jahr lang keine Musik hören
 konnte, dem in dem leisesten Musikton, den die Nerven
 nicht tragen mochten, zugleich die Mahnung klang, all'
 die Hoffnungen, die nur eben mit langgedämmter Ge-
 walt aufgebrochen waren, seien vielleicht unwiderbring-
 lich dahin. Ein halb Jahr fast lag ich in Leipzig sehr

bedeutend krank, ohne einen einzigen Befreundeten, ja nur Bekannten; die Krankheit der Stubenpursche, den ich in ein neues Logis mit hineinbrachte und wieder mit heraus nahm, der mich jetzt noch mit ungewünschter Treue festhält.

Nun warf ich mich auf die Poesie allein, hab' es aber noch nicht zu einem Verleger bringen können. Ich habe mit Novellen und allem möglichen — ohne nur Honorar zu fordern — während ich doch sah, daß Viel gedruckt wird, was schlechter oder doch nicht besser ist, als meines — habe in Leipzig mit Manuscripten haufirt, bin mit schamrothen Wangen von Buchhändler zu Buchhändler gelaufen und habe zuletzt, ich weiß nicht, ob aus Stolz oder aus Bedauern den guten Leuten das abschlägliche Wort selbst in den Mund gelegt; aus Bedauern, je mehr meine Dinge und damit ich selbst in meiner Achtung fielen. Mehre zeigten sich geneigt wenn schon was von mir gedruckt sei. Das war nun nicht und ich sollte nicht eher in's Wasser geh'n, als bis ich schwimmen konnte. Manchen waren meine Dinge zu stark ausgedrückt, als daß sie sich damit hätten befassen mögen. Ich legte mich nun auf's Versenden — mit gleichem, d. h. mit keinem Erfolg. Nur daß Laube eine Novelle und eine dramatische Kleinigkeit, ein Vorspiel zu einem alten Frik, in seine Elegante aufnahm. Nun kommt noch hinzu, daß eine Veränderung in meinen Umständen mich zwar heut und morgen noch nicht zwingt, Silber aus Dinte zu machen, aber doch mit Ernst dran denken heißt, mich dazu zu bereiten.

Das Polenstück folgt mit. Erlauben Sie mir, wenn es der Deffentlichkeit nicht zu Ohren aber doch zu Augen gelangen sollte, dasselbe mit Ihrem Namen und einigen Zeilen dabei zu vergolden? Ich weiß sonst keine Gelegenheit, das Gefühl von Liebe und Hochachtung, welches Ihre Güte in einem undank-

barern Herzen als das meine ist, hätte hervorbringen müssen, wenigstens auszusprechen. Was das bisherige Schicksal des Stückes anlangt, so leg' ich die Antwort seiner Excellenz bei. Ihr Bruder, dem ich Ihrem gütigen Rathe folgend schrieb, antwortete mir sehr freundlich; kannte aber noch nicht das Stück, wohl aber sein Schicksal bei der Intendanz. Nun schickt' ich's an D. Wigand nach Leipzig, der mir's bald wieder retour sandte von einer Kritik begleitet, die die abschlägliche Antwort motiviren sollte, und worin ich mein eigen Stück nicht wieder erkannte. Der Kritikus schien kein Freund der Unmittelbarkeit des Ausdrucks; meinte, außerdem, daß das Stück von Haus aus weder dramatisch noch theatralisch sei, so hätte unter Anderm Eugenie wenigstens ihre Liebe erst prüfen müssen, Zweifel daran erheben und wiederum zum Schweigen bringen, damit der Leser nicht am Ende sich kompromittirt hätte, wenn er sich dann wie von wirklicher Liebe rühren lassen und die Sache wohl gar nur eine Selbsttäuschung gewesen wäre. Dem guten Manne ist nicht so leicht was vorgemacht; er geht sicher; er gäbe einen guten Polizeiaufpasser am Parnass; jede Leidenschaft müßte einen Recognitionsschein aufweisen. Ich hab' ihn nicht begriffen und glaube, daß eine Liebe, die anfängt sich zu prüfen, die Prüfung schon nicht mehr nöthig hat, wenigstens die nicht ist, die ich darstellen wollte. Beide, der Pole und Eugenie scheinen schon ihren Charaktern nach für einander bestimmt. Was sie so schnell zusammenführt, ist von solcher Stärke, daß man's ihm zutrauen kann, es werde sie zusammenhalten.

Und gesetzt, Eugeniens Liebe soll eine größere Selbsttäuschung sein, als eine wohlconditionierte Liebe sein soll, so suche man doch die Grundidee des Stückes in den Worten der Baronesse: Eine schöne Täuschung strafe sich auf dieser Welt oft schlimmer als ein vor-

bedachtes Verbrechen. Und darin liegt ja eben das Glück der beiden Liebenden, daß sie sterben, eh' Ein Zweifel noch in den blanken Stahl ihrer Wonne seine Spur eingedrückt, die Poesie hat die reinen Seelen der Welt entrückt, eh' die Prosa den jungen Kranz welken machen konnte. Wenn der Kritiker glaubt, ich hab' ein Unglück schildern wollen, irrt er; ich wollte ein Glück schildern, ein beneidenswerthes Glück. Mein Begriff vom Tragischen ist der, den ich in einer alten Bearbeitung der Agnes folgendermaßen ausgesprochen:

Ihr wagte nicht der Erde Lust zu nahen,
Drum trat der Schmerz, der heil'ger ist, zu ihr,
Um ihr zu dienen, um sie zu verklären.

Ich meine: das Edle muß untergehn, nicht, weil das Leben sein Feind ist, sondern weil das Leben sein nicht werth ist.

Ihre gütige Einladung werd' ich, wenn es irgend meine Gesundheit erlaubt, benutzen. Ich denke noch mit Vergnügen daran, was ich aus den wenigen Stellen schon lernen konnte, die Sie mir vorlasen. Dann wär' mir freilich lieb, wenn Niemand von mir wüßte. Es ist freilich unwiderlegbar, was Sie von dem Einfluß des realen Theaters auf das Theatralische der Composition sagen. Ich denke, auf Januar, Februar und März — wenn irgend mein Gebrechen es zuläßt, nach Dresden zu ziehen. Nun aber — damit ich Ihre Güte nicht auf einen Hieb todtschlage — verzeihn Sie mir mich selbst und alle Plage, die ich Ihnen mache. Seien Sie nicht böse

Ihrem
ergebensten
Otto Ludwig.

An Karl Gutzkow

Hochgeehrter Herr!

In der Beilage hab' ich die Ehre Ihnen ein Schauspiel zu übersenden, welches ich Sie zu prüfen bitte. Es ist etwas lang gerathen; doch ließe sich's zusammenrücken, mit Anwendung einiger Gewalt sogar bis auf die Normallänge. Es könnten namentlich die Monologe des Cardillac und vor Allem die elementar-aesthetischen Vorträge desselben — von welchen ich nun eigentlich selbst nicht weiß, wie sie in das Stück gekommen und was sie darin sollen — weggelassen werden. Hier und da würde auch wohl der jungen Damen wegen, die doch die Sahne des Theaterpublikums bilden, etwas zu mildern sein. Der Tragiker soll einmal das Herz treffen und doch das Busentuch nicht verschieben.

Auf den Fall, daß Sie glauben, aus dem „Fräulein“ sei ein wirksames Stück zu machen, und ihm Ihre Hülfe, in Dresden auf die Breter zu kommen, nicht versagen wollen, möcht' ich Sie bitten — versteht sich, wenn Zeit und Lust nichts dagegen haben — das nach Ihrer Meinung Wegzulassende nur mit Bleistift am Rande und das zu Mildernde unter der Zeile andeuten zu wollen. Doch will ich Ihnen schon herzlichst danken, wenn Sie mir nur mit zwei Worten — und wo möglich bald — sagen wollen, ob das Stück überhaupt Aussicht hat, in Dresden und unter Ihrer Leitung dargestellt zu werden. Am Kürzen und Mildern soll es dann — wüßt' ich die Zeit ohngefähr, in welcher es zum Reichen antreten könnte — nicht fehlen.

Da das beige-schlossene Exemplar mein einziges, bitte ich, es mir mit Ihrer gefälligen Zuschrift remit-

tiren zu wollen. Wenn Sie gelegentlich Herrn Eduard Devrient und den Seinigen mich achtungsvollst empfehlen möchten, würden Sie mich sehr verbinden.

Voll Hochachtung

Ihr

Cöln bei Meissen,
den 6ten Januar
1849

ergebener
Otto Ludwig.

6

An Karl Gutzkow

Geehrter Herr.

Meinen herzlichsten Dank für die Freundlichkeit, mit der Sie der „Scuderi“ sich anzunehmen gedenken.

Es ist ein wunderlich Stück geworden. Zu erklären leichter, wie es gerade so geworden als zu entschuldigen, daß es so geworden und daß ich Sie damit behellige. Denn mit derselben Last, in der es entstand, hab' ich es abgeschickt — um es äußerlich so schnell los zu werden, wie innerlich, wo es mich von der zuletzt besonders durch die Wiener Geschichten auf das Höchste beschwerten Last politischer Aufregung befreite. Man sieht dem Dinge nun einfach an, woraus es gemacht ist.

Im Gefühle meiner Straffälligkeit hab' ich nun eine neuere Arbeit an Herrn Ed. Devrient geschickt — nicht damit der Kelch an Ihnen vorübergehe; nur weil ich zu sehr wünsche, mir Ihre Güte zu erhalten, als daß ich meine Attentate auf dieselbe so schnell sich folgen lassen möchte. Ich habe ihn gebeten, sie Ihnen mitzutheilen, wenn er sie Ihrer Theilnahme werth erachte. —

Es kommt mir — in dem Augenblick wo Ihre Zuschrift von gestern datirt, die Erinnerung an Ihre

Güte erneut, ein Gedanke, wie ich das Schicksal, womit diese neue Zusendung Sie bedroht, vielleicht für Sie Beide mildere. Ich müßte mir eben den Muth fassen, Ihnen einen unmaßgeblichen Vorschlag zu thun:

Es könnte sich treffen, daß, wenn ich das neue Stück an Herrn Eduard Devrient sende, dieser gerade abgehalten wäre und Sie dagegen Muße und Lust hätten, es zu lesen; aber auch umgekehrt; darum — aber genug! Den Nachsatz will ich nicht machen, um wenigstens einen Schein von Lebensart zu retten. Ich glaube, Sie werden das Neue praktischer finden als die Scuderi.

Hochachtungsvoll

der

Ihre,

Cöln bei Meissen,
21sten Febr. 1849.

Otto Ludwig aus
Eisfeld.

7

An Karl Eukow

Geehrter Herr.

Da meine Umstände mir nicht erlauben, schon in der nächsten Zeit persönlich nach Dresden zu kommen, so erinnr' ich Sie an Ihr gütiges Anerbieten für diesen Fall, die „Scuderi“ mit Ihren Randbemerkungen mir rücksenden zu wollen. Ich weiß nicht, ob Herr Ed. Devrient Ihnen schon die „Pfarrrose“ zugeschiedt hat; wenn — so möcht' ich Sie nur ganz leise am Ärmel gezupft haben: Mehr nicht. Denn ich kann mir denken, wie Sie überhäuft sein mögen, und möchte so wenig, als möglich an den Mußestörungen Mitschuldiger sein, an denen die Kraft von Amtswegen sich zersplittern muß, die Uriel Acostas schaffen sollte.

Ihr

Cöln bei Meissen, am

ergebenster

21st. März 1849.

Otto Ludwig.

An Eduard Devrient

[Anfang 1849]

Geehrter Herr!

Wenn ich Sie einigemal bat, meine Briefe nicht zu beantworten, so hielten Sie das zweifelsohne und gewiß mit Zug für eine Art Belohnung oder Entschädigung für früher mit mir gehabte Müh'n. Daß es aber nur eine antecaptatio benevolentiae für künftige Ansinnen war, werden Sie eben mit Schrecken gewahr. In Betracht des Ihnen noch zuzuweisenden Theils Plage hatte ich auch die Scuderi nicht an Sie geschickt und nun ich durch Herrn D. Gutzkow weiß, daß Sie sich derselben so freundlich mitgenommen, hab' ich kaum den Muth, jenes Ihnen zuge dachte Schicksal noch über Sie hereinbrechen zu lassen.

Ihre Geschichte der deutschen Schauspielkunst hatt' ich neulich in Händen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das Werk bearbeitet hat. Heut' und gestern schon plag' ich mich ab, Ihnen ein Bild davon zu entwerfen. Aber eben, daß mir dies noch nicht gelingen will, schildert die Größe der Wirkung besser als dies mir sonst gelingen könnte. Soviel, was ich noch dunkel, mehr als Instinkt beim Schaffen in mir hegte, wie als bewußte Erkenntniß, ist mir nun erst selbst deutlich geworden und gewiß zu meinem großen Nutzen; Vieles überraschte mich, namentlich der Gesichtspunkt nach dem Sie das Ganze betrachten und ordnen und beurtheilen und der von allem Conventiellen, aller literarhistorischen Tradition so frei gewählt ist. In der Darstellung ist Alles so einfach, so klar, so gar ohne das metaphysische Säusen und Brausen und die Rauchsäule einer Schulsprache, mit und durch welche unsere Hegelischen Aesthetiker orakeln; so hell und doch

so warm, so ohne Zertrümmerung Andersdenkender, in mildem sittlichem Ernste so ächt deutsch, thut es wohl, heilt, ermuthigt es. Es wirkt mit Einem Wort als Lehre und als Kunstwerk zugleich. Für unsere Kunstgenossen wird dies Werk unendlich fördernder wirken als all die spekulative Brühe unserer Philosophen. Mir ist's wie Ahnung, als sollte es die Grundlage einer selbständigen deutschen dramatischen Schule werden können — wenn nur die Zeit sämftlicher hauchen wollte!

Nehmen Sie einstweilen diese Konfusion hin. Buch und Autor sind Beide zu achtungswerth und bedeutend, um eher als nach sorgfältigstem Studium etwas darüber sagen zu können, was ein Urtheil zu heißen sich herausnehmen dürfte. Doch behalt' ich mir es vor etwas dergleichen Ihnen später mitzutheilen, was man, wenn es der Mühe werth ausfiele, veröffentlichen könnte. War es je Noth, an die Kunst zu erinnern, so ist es jetzt, wo politischer Fanatismus der Blüthe der deutschen Literatur ähnlich ein Ende zu machen droht, wie religiös-politischer vor zweihundert Jahren der englischen.

Ich hoffe, die Wirkung Ihres Werkes auf mich soll beifolgendes Stück*) Ihnen besser verbollmetschen als diese meine Stammelei. Und weil ich doch einmal es genannt habe — möchten Sie es lesen und wenn Sie es der Mühe werth halten, Gutzkow empfehlen? Ich habe ihn gebeten, wenn Sie vielleicht eben durch Arbeit abgehalten u. er frei wäre, es sich von Ihnen geben zu lassen.

Ich nehme an, daß Sie und Ihre Lieben Alle gesund und so wohlgemuth sind, als diese launische Zeit nur irgend erlauben will. Sie bitte ich nur in zwei Zeilen um Ihr Urtheil wegen der Ausführbarkeit,

*) Das Trauerspiel „Die Pfarrröse.“

das Urtheil Ihrer Frau Gemalin und Fräulein Tochter, denen Sie das Stück vielleicht mittheilen möchten, werd' ich mir dann selber abholen.

Empfehlen Sie mich all Ihren Lieben und erhalten Sie Ihre Freundlichkeit

Ihrem
Otto Ludwig.

9

An Eduard Devrient

Cöln bei Meissen d. 14t. Aug. 1849.

Also Ihr acht und vierzigster Geburtstag war diesen Sonnabend. Mein Schutzgeist muß darum gewußt haben, denn ich erinn're mich, daß ich an diesem Tag heiterer gestimmt war als seit Wochen. Hätt' aber ich selbst es gewußt, so hätt' ich den Tag nach meiner Weise feierlich begangen. Gott erhalt' Ihnen diese männliche Heiterkeit, dieses Ihr starkes innres Glück, diese Seelengesundheit weit über jene Erfüllung des Menschenalters hinaus. Und gebe dazu, daß auch die zarteren Stämme, die sich auf Sie lehnen, in Mark und Blättern ihr Wehen durchbringen möge zu frischem Gedeih'n.

Den Gedanken nach Dresden überzusiedeln hab' ich noch keineswegs aufgegeben. Mit Ende August werd' ich Meissen verlassen.

Was mein Stück*) betrifft, hab' ich manche von Ihren Ausstellungen vorher gesehn.

Das alte Manuscript folgt; ich habe, damit Sie sich leichter in Ihre Meinung davon zurückversetzen können, Ihre Ausstellungen und selbst Ihren Brief beigepackt, bitte aber recht sehr um die Zurück-

*) Der Erbförster.

sendung beider Lesern, sobald Sie dieselben nicht mehr nöthig haben. Das Manuscript hat freilich einige Verunzierungen erhalten, wegen deren ich um Vergebung bitte, da sie nicht zu redressiren sind.

Ich glaube nur, bei Umarbeitungen sollte man das Alte nicht schonen wollen; je mehr man von dem Alten beibehalten will, desto gezwungener muß das neue werden. Ich wollte, Sie sähen die neue Bearbeitung als ein ganz neues anderes Stück an; es wäre wahrscheinlich weit besser geworden, wenn ich es ganz umgegossen hätte, ohne etwas zu schonen. Das Unbefangene, das Jungfräuliche einer ersten Bearbeitung geht bei einer Umarbeitung allemal verloren; ich glaube, daß jede Bemühung, dies wiederherzustellen, höchstens eine Affektation desselben an seine Stelle setzen kann.

Das mit dem übermäßigen Motiviren geb' ich ohne allen Streit zu; es ist das eben eine Folge der verlorenen Unbefangenheit; ich erwarte Ihren hülfsreichen Rath in dieser Beziehung.

Was die Retouchen betrifft, so hab' ich sie aus folgendem Grunde für nöthig erachtet. Dadurch, daß auch Robert in Leidenschaft ist, ist das ganze Stück bewegter, ungestümer worden — eben ein anderes Stück; die übrigen Theile mußten mit der höhern Färbung des Neuhinzugekommenen in Uebereinstimmung gebracht werden.

Die Verwickelung ferner ist, dünkt mich, im neuen nicht allein nicht künstlicher, sie ist sogar viel weniger künstlich als die im alten; aber im alten lag sie verborgener; erstlich wurde sie nur erzählt, man sah sie nicht vorgeh'n; zweitens stand diese Erzählung auch noch an einem Orte, wo die Theilnahme an dem Helden sie in Schatten stellte. Man hörte sie nur mit halbem Ohr, während man die jetzige mit beiden ganzen Augen sieht. Aber daß sie, — wie sie von der

Hauptperson theilweis verdeckt war, auch wiederum diese Hauptperson und das Interesse für dieselbe theilweis verdeckte und störte, war ein Hauptfehler der alten Arbeit. — Ich komme später noch einmal auf die Gründe zurück, die mich vermochten das Begebenheitliche zusammen abzuthun.

Sie schreiben „Mein Hauptbedenken gegen die jetzige Verwicklung ist, daß die Wahrscheinlichkeit, Robert habe auf Andres geschossen, zu künstlich auf einzelne hin- und hergetragene Äußerungen gestellt ist. Das ganze Verhältniß der beiden jungen Männer zu einander macht eine solche That gar nicht glaubhaft und doch soll die ganze Katastrophe darauf beruh'n.“

Gegen diesen Satz erlaube ich mir einige Deutungen beizubringen; und zwar gegen die drei angestrichenen Stellen zunächst. Die erste derselben werd' ich zur No 3 machen und mit der zweiten beginnen.

1., also ist die Wahrscheinlichkeit, Robert habe auf Andres geschossen, nicht auf einzelne, also doch mehr als eine, Äußerung gestellt, sondern nur auf Weilers Erzählung mit ihrem Belege — dem blutigen Tuch und die Umstände, daß Andres die Flinte mitgehabt, die Weiler an dem von Robert Getroffenen geseh'n und daß Andres nicht mit Wilhelm heimgekommen ist, den schützend heimzubringen dem gehorsamen Sohn nicht allein das strenge Gebot des Vaters, der nicht sackelt, sondern auch dem gemüthlichen Jungen die Bruderliebe gebot.

2., „Das Verhältniß der beiden jungen Männer macht eine solche That gar nicht glaubhaft.“ Wem? Dem alten Förster? Denn weiter soll sie Niemand glaubhaft gemacht werden. Es braucht sie Niemand weiter zu glauben als der Alte. Schlechthin glaubhaft soll sie gar nicht sein; nur einem solchen Charakter in solcher Lage. Ich muß aber gesteh'n, daß mir um-

gekehrt unwahrscheinlich vorkommen würde, wenn der alte Förster, der concrete Anschauungsmensch hier in der höchsten Aufregung anfinge, etwas zu thun, was er im ganzen Stück vorher nicht gethan, ja als dessen principieller Feind er sich gezeigt hat — nämlich durch ruhige, unpartheiische Ueberlegung sich selber zu ernüchtern. Es wäre das gegen seinen Charakter überhaupt und gegen seinen augenblicklichen Zustand zugleich. — Ich will aber selbst einmal annehmen, er hätte sich die Einwendung selbst gemacht (mit der er aber sowohl aus seinem Charakter gefallen wäre als aus dem Charakter der Leidenschaft, die ihn eben beherrscht), nämlich die Einwendung „aber die Jungen sind sich immer gut gewesen“; so dächte ich, hätte die ihn beherrschende Leidenschaft sich nicht so schnell dadurch aus dem Felde schlagen lassen, wenn sie nichts weiter nöthig hatte, um zu siegen, als die einfache Gegeneinwendung: sie sind's eben gewesen. Viele Todfeinde sind erst Freunde gewesen. Weiß denn Er, was vorgegangen? Ist er nicht selbst noch vor wenigen Stunden der intimste Freund des Mannes gewesen, den er jetzt für seinen Todfeind ansieht? Ist es nicht natürlicher, daß der Eindruck des blutigen Tuches und der andern Wahrscheinlichkeitsgründe ihn zu der Meinung bringen kann, „sie sind also zuletzt Feinde gewesen,“ als daß umgekehrt der Gedanke (und was ist ihm ein Gedanke, der mit seinem Herzen (das jetzt die Rachsucht beherrscht) im Widerspruch stehen würde, als ein „Aber,“ ein Hirngespinnst, ein Versuch des Kopfes, ihn an seinem Herzen irr zu machen?), sie waren früher „Freunde“ ihn von der Meinung abbringen sollte, welche die Erzählung und vor Allem das blutige Tuch in ihm hervorbringen mußte. Denn er ist ein Anschauungsmensch und kein Gedankenmensch; er denkt mit dem Herzen und dies Herz ist voll Rachsucht. Ein Criminalrichter wird sich jene

Einwendung machen, der bei dem Falle selbst nicht interessirt ist, aber der bornirte Mann aus dem Volke, der Gefühlsmenschen und darum blinde Parteimenschen, der das blutige Tuch seines Sohnes als Beleg zu einer Geschichte in der Hand hält, die er schon deshalb glauben wird, weil sie zu seiner Stimmung (seinem Herzen) paßt?! Und darauf noch die Gewalt des orakelartigen Wortes der Bibel, das dem Abergläubigen (so ist er in der Szene mit Robert im ersten Aufzug ausdrücklich deshalb geschildert) so wunderbar schrecklich auf seinen Fall zu passen scheint. Solche Leute machen gern die Bibel zum Orakel. Das von den zwei Rechten erst, dann das Auge um Auge — wie ein Wink von oben. Eben so nimmt er ja auch Ende des fünften Aufzugs sein Gottesurtheil aus der Bibel.

Und übrigens — um 3., zum eigentlich ersten der angestrichenen Worte zu kommen — und übrigens ist dies ein Punkt, in welchem die jetzige Verwicklung nichts abgeändert hat. Denn auch im alten Stück glaubt nur der Förster, daß Robert seinen Andres erschossen habe. Höchstens könnt' es noch der Zuschauer glauben. Aber da die Gründe, warum es im alten Stück der Zuschauer glauben könnte, doch nur eben dieselben sind, warum es in dem neuen (wie im alten; denn darin ist nichts geändert) der Förster glaubt, so würden, wenn diese Gründe jetzt dazu nicht hinreichen, den Förster zu bestimmen, dieselben dort noch weniger hingereicht haben, den Zuschauer zu überzeugen. Mithin hätte die alte Bearbeitung in diesem Punkte vor der jetzigen gar nichts voraus.

Aber in der neuen Bearbeitung — und hier bin ich an dem Punkte angelangt, den ich Seite 3 dieses Briefungeheuers näher zu erörtern mir vornahm — aber in der neuen Bearbeitung ist der Zuschauer weit entfernt zum Glauben an Andres Tod durch Robert

geloct zu werden, vielmehr ausdrücklich in den wirklichen Verlauf der Handlung eingeweiht worden und zwar:

1., weil ich darin das einzige Mittel sah, den weit-schweifigen Erklärungen auszuweichen, die außerdem im fünften Aufzug nöthig waren; wenn dort nicht allein der Förster sondern auch der Zuschauer über die wahre Sachlage aufgeklärt werden mußte

2., weil ich darin das bessere Mittel sah zum Zweck der Tragödie, die mitleidige Furcht des Zuschauers für den Helden in Bewegung zu setzen. Eingedenk Hamburger Dramaturgie, 1 Bd., 48stes Stück (Ausgabe v. 1839, S. 215 pp.). „Der Dichter überrasche seine Personen soviel er will; wir werden unsern Theil davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lang vorausgesehen haben. Ja, unser Antheil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverlässiger wir es vorausgesehen haben“ u. s. w. — bis S. 224 (acht- u. vierzigstes und neunundvierzigstes Stück).

Die Summe zu zieh'n:

Wenn es wirklich nicht wahrscheinlich, daß den Förster die Geschichte Weilers und die stumme Beredsamkeit des blutigen Tuchs und des Umstandes, daß Andres jene Flinte mithatte, die Weiler an dem Gefallenen geseh'n, daß Andres ferner weder mit Wilhelm, den er heimführen sollte, heimgekommen, noch später überhaupt heimgekommen, in seinem, der nüchternen Ueberlegung nie so sehr fern gewesenen Zustand zu dem Glauben bringen kann, der, der das Tuch, das Gewehr mithatte, der trotz des strengen Waterbefehls nicht heimkommt, sei der gewesen, den Robert getroffen, der nach dem mit Andres Tuch und Flinte schießend gesehen worden; — wenn es also wirklich nicht wahrscheinlich ist, daß der Alte im halben Wahnsinn der ungerecht und blind machenden Leidenschaft, dazu im

Weinrausch den Robert für seines Sohnes Mörder halten kann, so ist das nicht ein Fehler der neuen Bearbeitung allein, so ist es ein Fehler des Stückes überhaupt und wäre ein organischer, tödtlicher — in einem Situationsstück vielleicht. Aber ob in einem Charakterstück? Wo der Held eben nicht handelt, wie jeder gehandelt haben würde, der auch einen andern Charakter besessen. Denn deßhalb ist er ja eben ein tragischer Charakter, ein Zuviel-Charakter; das, was er mehr davon hat als sein Zuschauer, das ist's ja eben, was ihn zu der That treibt, die wir mit unserm Weniger nicht gethan hätten.

Wenn man von dem Zuschauer so wenig Neigung, sich poetisch täuschen zu lassen, erwarten müßte, so dürfte man zuletzt die tragische Katastrophe nur auf Dinge gründen wie das Zubettegehn und dergleichen, wovon er die Wahrscheinlichkeit ja begreifen wird, da er dies selbst täglich einmal, und wer einen Mittags-schlaf gewohnt ist, sogar zweimal an sich erlebt.

Aber es wird Ihnen angst und bang vor diesen Auseinandersetzungen, die Ihnen am Ende nichts Neues sagen. Ich würde sie Ihnen auch nicht zugemuthet haben, wenn sie nicht die Lebensfrage des Stückes beträfen. Sie sind eigentlich nichts anderes als geistiger Angstschweiß wegen meines Försters, dessen ganze Charakteranlage von vorne und bis in's Kleinste hinein keinen andern Zweck hat als das Stückchen Volksjustiz, das er ausüben muß, wahrscheinlich zu machen. Und wenn mir das nicht gelungen ist, so ist mir eben gar nichts gelungen. Denn das ist ja eigentlich das Stück, und nur das.

Man könnte noch einwenden: „wie sieht's denn mit der dramatisch-theatralischen Convention aus? Warum sagt der Förster nicht deutlich und ausdrücklich: Das und das glaub' ich und das und das werd' ich thun? Denn uns liegt mehr daran, daß uns irgend

ein Grund zu einer That ausgesprochen wird, als daß wirklich einer aber stillschweigend vorhanden ist. Und machen's doch auch die Shakespearischen Figuren so."

Aber eben in diesem Punkte ist Shakespeare über die Natur hinausgegangen. Ein solch außerordentlicher Geist hat seinen eximirten Gerichtsstand. Und mach's ihm ein mittelmäßiger Geist nach. Die That wird die Strafe sein. Wenn bei Shakespeare die Figuren hier in's Unendliche wachsen, haben sie bei allen seinen Nachahmern mehr oder weniger das gespreizte Ansehn von Marionetten. Aus jeder Bewegung streckt die Eitelkeit eine Zunge, die da sagt: Seht, ihr Leute, jezt thu' ich die That. Und nicht etwa eine ordinäre, wie sie auch der Liebhaber, der Naturbursche u. s. w. thun. Nein; au contraire; ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, daß das eine ganz extraordinäre That ist, eine That kat' éxochen; wie sie nur der erste Held zu thun bekommt; die That, welche zu seh'n, Sie eigentlich gekommen sind. Auf mich hat dergleichen im Theater immer wie ein plötzlicher Guß kalten Wassers gewirkt. In der Wirklichkeit ist ein Mensch, der eine solche That begehen wird (will, darf man eben nicht sagen) so wenig geeignet, ein plastisch gesammeltes Bild nach außen zu wenden! Und ist er's, so rafft er sich der Umgebung wegen zusammen; aber das Publikum ist ja Niemand und ein bürgerlich Trauerspiel hat mit Heroen nichts zu thun. Und wenn er aus Rücksicht gegen das Publikum die Natur verhüllt, wo wir sie eben in der hilflosesten Nacktheit erblicken sollten, so seh' ich nicht ein, warum er nicht vor der Virtuosenostentation dem Publikum das Virtuosencompliment macht.

Aber nun genug. Ich sehe Sie lächeln und Sie haben recht. Denn ich habe nichts gesagt, was Ihnen neu sein könnte. Ich hätte vielleicht besser gethan, Sie nochmals zu bitten, die neue Bearbeitung eben als

ein neues Stück anzuseh'n und die alte lieber gänzlich zu vergessen als zu vergleichen. Es hat Vieles so ganz anders gestellt werden müssen, wovon man's erst gar nicht dachte. Manche neue Verbesserung schien so nöthig, manche Ergänzung. Diese ewig Hadernden mußten einen ewigen Vermittler haben; wunderbarlich erschien es auch, daß der hitzige Stein nicht auch mit seinem Sohne in Handel gerathen sollte. Jener Vermittler mußte über beiden stehen, also eine objektive, also humoristische Weltansicht haben. Stein, der Gebildetere, nur momentan völlig bornirte, steht unter seinem Einfluß, aber die unbedingte Bornirtheit (der Förster) ist der Gegenpol des Humors; das ist ganz in der Natur begründet, daß diese Bornirtheit den Humor als den Todfeind instinktmäßig von sich abwehrt. Ferner konnte die letzte Szene des zweiten Aufzugs den Förster gewöhnen, auch in Robert einen Feind seiner Ehre zu seh'n. So daß also die neue Bearbeitung noch etwas mehr gethan, des Försters Glauben an jene That wenigstens ein mögliches Hinderniß zu benehmen. Zugleich war die Gelegenheit so nah, die Liebesleute zu contrastiren und namentlich aus dem Robert mehr zu machen als den ernststen Harlekin, wie ich die herkömmliche Schauspielmaske bezeichnen möchte, die man den Liebhaber nennt und deren Obliegenheit lediglich darin besteht, einen, zwei, drei, vier oder fünf Aufzüge lang des Liebhabens sich zu befleißigen.

Indem ich dies schreibe, kommt mir's selber vor, als wär' ich wieder meinem alten Abwege nah — wenn nicht schon auf ihm, dem Abwege, dadurch, daß ich den kleinsten Einzelheiten den Schein der Wirklichkeit geben will, das Ganze unförmlich und unwahrscheinlich zu machen. Wenn das wirklich der Fall, so dürft' ich nur so arbeiten, wie ich das Polenstück und die ursprüngliche Waldtragödie gearbeitet habe —

gleichsam hinter meinem eigenen Rücken, aller Vertiefung in das Werk ausweichend, so schnell fortschreibend als eben die Feder laufen will; nichts wieder durchlesen, nichts überlegen, sondern nur so aus der augenblicklichen Anschauung heraus mit einer gewissen Gewißheit des Gelingens. So wie ich einmal anfangen zu zweifeln und kritisch abzuwägen, dann steht mir nichts mehr fest und ich werfe wohl wie der Schwindelnde das, was ich irrend als das Wankende ansehe und halten will, dazu um.

Aber ich schließe mit diesem naiven Selbstgeständniß, daß ich mit Allem, was ich gesagt, wohl nichts gesagt haben könne. Ich könnt' es abschneiden, aber ich will es nicht. Ist's doch die Wahrheit, die ich will und ist's ein Irrweg, den ich gehe, so bin ich nur aus zu großem Eifer die Wahrheit zu suchen auf ihn gerathen. Und ich möchte um Alles nicht, daß eine von meinen Schwächen Ihnen unbekannt bliebe. Ich bin aber nicht etwa stolz auf die Schwächen, nur darauf, daß ich zu stolz bin, eine zu verstecken, wenn ich sie nicht bewältigen kann.

Ich muß nur Ihre Theatergeschichte wieder in die Hände zu bekommen suchen, um mich darin wieder aufzuerbauen. Antworten Sie mir auch nicht auf all' mein Geschreibe; das wär' zu viel verlangt. Die Zeit liegt zuweilen auf mir wie ein stäubender Schutthaufen, erdrückend und erstickend. Ich arbeite mich zwar immer wieder durch, aber versengt und zerfetzt. Ich möchte etwas über Ihre „Geschichte“ schreiben, um meinerseits soviel von den Dornen der Gleichgültigkeit der Zeit aus ihrem Wege zu räumen als ich kann. Aber wo ein Plätzchen dazu? Das Kunst- und das Literaturblatt zum Morgenblatt hat auch aufgehört. — Nun aber durchaus nichts mehr, als die Frage, ob Sie in der nächsten Zeit einen Vor- oder Nachmittag für mich übrig haben zur Besprechung der Wald-

tragödie? Entschuldigen Sie dies Ungeheuer von einem Brief!

Gewiß mit wahrer Hochachtung

Ihr
herzlichst ergebener
Otto Ludwig.

10

An Eduard Devrient

Köln bei Meissen am 8ten
September 1849.

Hier, verehrter Herr, die neue Waldtragödie, der ich in einigen Tagen selbst mit Sack und Pack nach Dresden folgen werde. Meinen herzlichsten Dank zunächst für Ihren Verbesserungsvorschlag. Er war unstreitig die schlagendste Antwort auf meinen Brief. Dadurch, daß er die Lücke füllt, ist er der beste Beweis, daß eine Lücke da war. Ich hab' ihn auch nach Kräften benutzt. Ob ich nicht, weil ich zugleich zusammen drängen wollte, zu trocken geworden bin? Ich glaube nicht. Die Uebereilung und die Irrthümer der Personen wird dem Zuschauer durch die überstürzende Raschheit des Vorgangs begreiflicher.

Außerdem hab' ich zusammengedrängt, wo es ging. Aufzug 4 und 5 sind um ein Erhebliches kürzer geworden. Ueber das neue Ende des vierten Aufzugs erwart' ich Ihre Meinung. Ich habe dem Förster darin die unheimliche Ruhe vor dem Sturm gegeben. Ob diese Ruhe sich dem Publikum durch den Schauspielers so vermitteln läßt, daß sie nicht eine Ruhe aus Nachlaß erscheinen wird. Ob man die Gelenke der Szene mehr markiren müssen wird?

Ihren Lieben herzlichste Grüße und Dank für den

schönen Tag, den ich unter Ihnen verlebte! In ganz Kurzem werd' ich Ihnen mündlich sagen können, wie von ganzem Herzen ich Ihnen und den Ihrigen ergeben bin.

Ihr
Otto Ludwig.

11

An Eduard Devrient

Vorbrücke am 9ten October 1850.

Ihre Pille, verehrter Freund, bedurfte keiner Versilberung. Sie wissen, ich bin nicht weichlich und will werden, so weit es noch möglich ist, was ich noch nicht bin und doch sein sollte. Immer sagen Sie mir die Wahrheit. Oft denk' ich: Wenn ich Sie früher gefunden hätte! Zehn Jahr früher! Ich glaube, dann wär' was aus mir geworden.

Was den „Jakobsstab“ betrifft, so hab' ich an ihm die beste Illustration, wie wahr das ist, was Sie von der Einrichtung des Planes als der Hauptsache der ganzen Arbeit sagen, wie unpraktisch meine bisherige Meinung, ein rechtes Stück dürfe sich kaum excerpiren lassen; die Ausführung selber müsse der engste mögliche Plan sein, wobei ich mich auf den Satz der Elementarästhetik verließ, daß, wenn eins der beiden Momente des Schönen, eher das Moment der Einheit (das ideale also) als das der Mannigfaltigkeit (das sinnliche) fehlen dürfe. Ich habe ein Stück davon in Prosa, dann in Versen ein eben so großes cassirt, bin damit in Italien gewesen, wieder nach Deutschland herübergekommen, wo ich jetzt eine neue Ausarbeitung in Prosa beginne und mit einem Eifer, der mich hoffen läßt, daß ich sie in diesem Monat noch beendigen werde. Ich denke, der Plan

zum Hermann soll Ihnen zeigen, daß ich nicht mit Ihrer Pille gemarktet, sondern sie herzlich in ihrer Ganzheit verschluckt habe.

Außer herzlichsten Grüßen an alle Ihre Lieben dasmal kein Wort mehr, damit die unterfertigte Quittung heut' noch auf die Post komme. Bleiben Sie gesund heiter und gut

Ihrem
Otto Ludwig.

12

An Eduard Devrient

Hier, lieber verehrter Freund, versprochenermaßen die Makkabäer oder wie Sie das Stück taufen wollen vor seiner Reise in die Welt. Manches darin, besonders im 1sten u. 3ten Akt würde noch durch Drängung gewinnen und der oft zu zerhackte Jambus im Interesse der Schauspieler flüssiger zu machen sein. Ich sage weiter nichts darüber; Sie haben für das Stück den frischen Blick, den ich nicht mehr habe. Sie werden sehen, was zu loben und was zu tadeln und das lezte mir, wenn auch nur mit flüchtigen Zeichen neben dem Texte mittheilen. Ich habe deßhalb das Stück noch nicht copirt u. sende Ihnen das Concept, das Raum genug zu Randglossen hat. Sollten Sie diese Art der Mittheilung nicht für genügend halten, so bestimmen Sie gefälligst per Stadtpost * Tag und Stunde, wo ich Sie nicht störe. Auch das Albumblatt von Freund Georg ist beigelegt; er soll mir nicht zürnen, daß er es so spät erhält. Ich hoffe, die lieben Ihren sind so wohl. als der schöne Sommer es beschaffen und wo er es zu gut meint, wenigstens erlauben mag. Die herzlichsten Grüße von meiner Frau und mir an

Sie alle. Was mich betrifft, lieber Freund, wünsch' ich, daß Sie mir gut bleiben.

Ihrem
Otto Ludwig.

*Adresse: Strehlen N. 6 b bei
H. Rünzelmann.
Am 9t. Juli 1852.

13

An Eduard Devrient

Hier, lieber Freund, einige Exemplare des eben fertig gewordenen Druckmanuscriptes. Zu gleicher Zeit mit diesem Päckchen an Sie geht auch das an den Intendanten ab und an Ihren Bruder und die Berg je ein Exemplar. In der ersten Septemberwoche werd' ich's der Grelinger nach Berlin, dann Lauben senden; etwas später an die übrigen größern Theater.

Ob Sie mit den Umarbeitungen zufrieden sein werden? So sehr ich's wünsche, hoff' ich's doch kaum. — Die Pest ist ihrer sonstigen Weise entgegen, nicht vermindern sondern vermehrend aufgetreten; doch glaubt' ich die Art der Vermehrung verantworten zu können, da das weibliche Personal nur noch wenig mit genommen war. Aber das Mädchen! die Aehrenleserin in der ersten Hälfte des vierten Aktes! Ich wußte mir — der Drucker preßte mich um das, was ich ihm zu pressen zu geben zögerte — in der Eile nicht anders zu helfen. Das Mädchen fehlt nun auch im Personenverzeichnis.

Aber nun kein Wort mehr, damit die Pakete vom Flecke kommen. Ihnen und den Ihrigen Gesundheit und alle Freude — meine Frau dankt herzlichst Ihrem Gruß — und die Fortdauer Ihrer Freundschaft

Strehlen, N. 6 b, am 28st.
Aug. 1852.

Ihrem
Otto Ludwig.

An Franziska Berg

Nehmen Sie meinen innigsten Dank, mein hoch verehrtes Fräulein! für Ihr vortreffliches Spiel am gestrigen Abend. Ich hoffte, Ihnen in einem Zwischenakte auf der Bühne zu begegnen; Sie in Ihrer Garderobe auffuchen und vielleicht in Ihrer höchst nöthigen Ruhe stören wollt' ich nicht und Herr Devrient übernahm es, Ihnen zu sagen, was ich empfand.

Am meisten bewundere ich die Eintheilung Ihrer Kräfte. Sie haben von Anfang keinem Momente etwas von der ihm gebührenden Geltung entzogen, sie steigerten Ihr Spiel so richtig stät und mächtig und standen zuletzt nach so immerwährenden Ausgaben noch so reich da, daß auch in dem letzten Ermatten der Sterbenden Alles künstlerisch und keine Spur von wirklicher Ermattung der Darstellerin störend und den schönen Schein aufhebend durch diesen hindurch wirkte. Daran erkenn' ich die Meisterin! Glauben Sie darum nicht, daß ich auch nur Eine der schönen Einzelheiten Ihres Spiels übersehen hätte; aber ich würde nicht fertig werden, wollt' ich alles aufzählen, was ich loben mußte — aber daß aus allen diesen Einzelheiten Sie ein Ganzes zu machen den Sinn hatten und die Kraft!

Wenige Künstler haben diese, noch Wenigere vom Publikum ein Verständniß für ein Ganzes; um so mehr ist es des Einsichtigen Pflicht in solch seltenen Fällen dem Künstler zu sagen, daß man ihn verstanden, daß man zu würdigen wisse nicht allein, daß er Wirkung hervorgebracht, sondern daß er die hervorgebracht, die er wollte und daß er die wollte, die er hervorgebracht. Noch einmal, nehmen Sie die ganze dankbarste Verehrung, mein Fräulein

Ihres ergebensten

Dresden (äußere Ramp. G. N. 35 b)

Otto Ludwig.

am 10t. Januar 1853.

An Eduard Devrient

Dresden, am 4. Februar 1853

Nun aber, lieber Freund, müssen Sie sich schon eine Störung gefallen lassen! Ich habe Sie lange genug geschont.

Der Gedanke, einen Brief vor Ihnen herzuja- gen, den Sie bei Ihrer Ankunft in Karlsruhe bereits vor- finden sollten, und so einer der ersten zu sein, der Sie an dem Orte Ihres künftigen Wirkens mit Gruß und Willkommen empfin- ge, kam mir leider zu spät, um noch ausgeführt werden zu können. Dann sah ich aus den Zeitungen, daß Sie sich bereits das Joch aufge- gebürdet, das nicht so leicht ist als das des Evange- liums, und der Enthusiasmus, von dem ich Ihre Be- mühungen begleitet laß, beantwortete die Frage nach Ihrem Befinden am neuen Orte ohne briefliche Ver- mittlung. Weiß ich doch, daß Sie sich wohlbe- finden, wo Sie für ihre Kunst wirken und die Ihrigen, wo Ihnen wohl ist! Raubte es meinem jungen Namens- bruder*) nicht zu viel Zeit, wünschte ich freilich mehr zu wissen als eben nur, daß Sie in Karlsruhe sind; wünschte ich wenigstens das Angesicht und etwanigen Bart und Kragen Ihrer Wohnung, wärs nur mit we- nigen Bleistiftstrichen, vor Augen zu haben.

Ich habe nicht einmal gefragt, ob Sie glücklich angekommen? Was Reise und bisheriger Aufenthalt auf die Gesundheitszustände Ihrer Lieben und Ihrer selbst gewirkt? Wie sie sich alle eingewohnt? Die Um- gebung wird bei zarten tieffühlenden Wesen ein Teil des Daseins, und die Veränderung derselben ist eine Amputation, in der viel Nervenfasern zerrissen werden, die schwer heilen. Von mir nur so viel, daß ich bei ziemlicher Gesundheit, das heißt, was bei mir so heißt,

*) Dr. Otto Devrient, Eduards Sohn.

unter musterhafter Pflege ein inneres Glück fühle, das ich vor meiner Verheirathung nicht gekannt und vor der ersten Bekanntschaft mit meiner Frau kaum geahnt habe.

Das Schicksal der „Makkabäer“ in Wien und Dresden werden Sie bereits kennen. Hier hat sich Regisseur Winger unendliche Mühe gegeben, den Volksszenen das Leben einzuhauchen, in welchem ich mir sie dachte. Um das möglich machen zu können, haben wir die meisten Reden des Volkes an vier Schauspieler verteilt, die, unter die Statisten gemischt, diesen zugleich einen Anhalt für ihre Aktion geben konnten. Der Berg hätte man nur eine imposantere Gestalt wünschen mögen, Ihr Bruder war meist vortrefflich, auch Liebe als Eleazar sehr brav, bis auf das unangenehme Pflücken (Fagenartig) im Affekte. Dekorationen und Kostüme wirklich prächtig. Bei dem Auftreten des Volkes in Jerusalem muß ich unwillkürlich an Ihre Frau denken, ein hübscher Knabe jubelte voran, ich fühlte, wie ihr das gefallen haben würde, hätte sie es gesehen. Mit diesem Briefe zugleich geht ein nach der hiesigen Aufführung eingerichtetes Exemplar an Dingelstedt ab, der „Die Makkabäer“ auch aufführen will.

Wenn ich abergläubisch wäre, würde mir etwas Eigenes in der Geschichte meiner Stücke zu schaffen machen. Der „Erbförster“ war an Ihrer Krankheit, die Sie dem Tode nahebrachte, Mitursache; die Aufregung und Überanstrengung bei der Komposition der Makkabäermusik und die Sorge, ob man dieselbe hier auch benutzen werde, scheint die Ursache gewesen von dem Nervenfieber, das des armen Rudolf Meyers Leben ein so frühes Ende machte. Er hat seine Musik nicht einmal gehört. —

Ich wohne jetzt in der Stadt, in einem Gartenhause, wo ich auf dem Lande und in der Stadt zugleich bin und spazieren kann, ohne mich zuweit von

meiner Wohnung zu entfernen. Der Gedanke einer Übersiedlung nach Süddeutschland spukt nicht mir allein, auch meiner Frau stark im Kopfe und wird wohl seine Realisirung finden, sowie es angeht. Zuweilen besucht mich Auerbach, wenn er in seinen Arbeiten etwas flüssig reden muß. Von Ihren sonstigen Dresdner Freunden und etwa Sie interessirenden Vorfällen bekommen Sie gewiß Nachrichten; ich müßte verzweifeln, wenn Sie diese von mir verlangten.

Was mich am meisten an den öffentlichen Relationen über Ihr Wirken freute, ist, daß man nicht, wie ich aus der Kenntniß der Natur unsrer lieben Deutschen fürchtete, eine unbestimmte und abenteuerliche Erwartung davon hegte, deren Erfüllung unmöglich oder thöricht wäre und deren Nichterfüllung dennoch das möglichst Geleistete vergessen machen und herabzusetzen pflegt, daß vielmehr anspruchlose Gewissenhaftigkeit und wahre innere Kunstvollendung auch in dieser Zeit ihren Preis noch hat. Und nun erst habe ich das rechte Herz, Ihrer Anstellung um Ihret- und der Kunst willen mich zu freuen!

Und nun nichts mehr als die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus und der Wunsch, daß Sie lieb behalten mögen

Ihren
Otto Ludwig.

An Eduard Devrient

Dresden am 22ft. Apr. 1853.

Längst schon hätten Sie wieder ein Paar Zeilen und die verlangten Exemplare gehabt; es hätte wegen der letztern nicht der freundlichen Erinnerungen durch Auerbach und Hendrich bedurft, wenn ich Ihnen nicht

zugleich ein Exemplar des Erbsörsters senden wollen, der bei J. J. Weber eben gedruckt wird. Da ich nun an den Korrekturbogen sehe, die eben nicht eilig einander folgen, daß ich darauf mit meiner Sendung nicht warten kann, so geht diese mit diesem Brieflein ab.

Wie hab' ich mich Ihrer lieben Zeilen gefreut! welch' frische Lust des Schaffens und Gewißheit des Gelingens in jedem Worte! Möge jede Ihrer Hoffnungen zum Besten der Kunst sich erfüllen und Sie und Ihre liebe Familie fröhlich, glücklich und besonders gesund werden und bleiben und wär's bis zur Unschicklichkeit — d. i. für so gebildete und geistreiche Leute!

Vor einigen Tagen hab' ich über die erste Berliner Aufführung der Maffabäer durch H. Crelinger — seine Frau war von der am Tage vorher gehabtten Ueaaanstrengung noch zum Schreiben unfähig — eine Meldung erhalten, nach welcher das Stück Publikum und König sehr gefallen hat und wunderbarerweise — wie er auch selbst hinzusetzt — vor allen andern der dritte Akt, derselbe, der ihm und seiner Frau anfangs so bedenklich erschienen war und über dessen Inszenirungsflippen die erste Wiener Aufführung beinah' den Hals gebrochen hätte. Ich schreibe das der Dresdener Einrichtung zu, nach der die Volksreden meist an einzelne Sprecher vertheilt sind; in dem durchschossenen der beifolgenden Exemplare finden Sie dieselbe, die ich auch nach Berlin gesandt. Der Generalintendant hat allen Proben seit dem 14t. März vom ersten bis zum letzten Worte beigewohnt — alles Mögliche!

Sie reden mir zu, das Stück zu versenden; das war schon längst gesch'e'n; nur Sie hatt' ich noch damit verschont, damit Sie die Sendung nicht etwa für eine Art Mahnung halten sollten, die damals sehr am unrichten Orte gewesen wäre, wo Ihnen darum zu thun sein mußte, zunächst für ein Repertoire von zur

Noth öfter hintereinander zu bringenden und weniger Anstrengung verlangenden Stücken zu sorgen. Aber auch die nun erfolgende Sendung soll von einer Mahnung nichts haben.

Damit Ihre Gedanken, die etwa zwischen hier und dem kommenden Herbst mich auffuchen möchten, wissen, wo das in's Werk zu richten, erfahren Sie die wichtige Kunde, daß sich dieselben zu dem Zwecke in die östliche Region des Dörfleins Loschwitz zu bemühen haben. Ihre Zuschriften finden mich unter der Adresse: „Loschwitz bei Dresden, abzugeben bei H. Kaufmann Bunke.“

Darüber fällt mir Ihre vorjährige Sommerwohnung und über dieser Ihre Bearbeitung des „Räthchens“ v. Kleist bei; müssen Sie nicht Ihre noch vorrätigen Exemplare sparen, so möcht' ich wohl um eins bitten — versteht sich mit feierlicher Angelobung, es nicht aus meinen Händen geben zu wollen.

Was mein Thun und Treiben betrifft, so hab' ich viel vergebliche Zeit an die unglückliche, deßhalb auch für mich unglückliche Agnes Bernauer gewandt; nicht etwa, als wenn ich nicht hätte hoffen dürfen, etwas Repräsentirbares aus ihr zu machen, sondern weil Wien den Stoff nicht auf die Bühne bringen will und Berlin, Weimar und andere namhafte Orte ihn bereits darauf gebracht. Ich leg' es zurück, um es zu meinem eigenen Bedürfniß — es ist ein sehr schöner Stoff, wenn man das Innerliche darin flüssig zu machen weiß — zu gelegener Zeit zu vollenden und für kommende Saison noch etwas Annehmbares vollenden zu können, das Sie zu seiner Zeit und vor dem Manuscriptdrucke noch vorgelegt erhalten sollen — wenn Sie das mir erlauben. Ich habe zwei Stücke im Kopfe fertig und warum soll es nicht möglich sein, daß alle beide noch bis zum Herbst auch auf dem Papiere fertig werden können? — über welche Aussicht

ich Sie bitte, nicht — und vielleicht doch unnöthigerweise in Angst zu gerathen.

Ein Mehres soll mit dem Erbförster folgen, der doch auch einmal fertig werden muß. Mit den Maff. nur noch die herzlichsten Grüße an Sie und die lieben Ihren von meiner Frau und ihrem Manne!

17

An Eduard Devrient

Dr Wolffsohn bittet mich, lieber, verehrter Freund, ein Manuscript, das er an Sie schicken will, mit wenigen Zeilen zu begleiten. Wie er mir sagt, wird er demselben in kurzer Zeit folgen und hofft, daß mein Fürwort Sie vermögen soll, demselben Ihre Aufmerksamkeit früher zuzuwenden, als Sie, wie er meint, ohne dieses gethan haben würden. Und ich muß gesteh'n, daß ich in diesem Fall im Interesse der deutschen Bühne sehr wünsche, was er hofft und bin der festesten Ueberzeugung, daß Sie nicht bereuen werden, seine Hoffnung und meine Bitte erfüllt zu haben, auch selbst, wenn Sie dringenden Geschäften die Zeit dazu hätten abstehlen müssen. Ich glaube, daß Wolffsohn das Talent ist, das Ihnen und der deutschen Bühne mehr halten wird, als ich bloß versprechen konnte. Ich behaupte damit nicht, daß dies erste Zeugniß desselben, welches diese Zeilen veranlaßt, eine vollkommene Production sei; es läßt sich vielleicht von ihr sagen, daß ihr der eigentliche tragische Kern fehle, daß das Gemüth durch Aufdeckung seiner eigenen Tiefsten bis in diese hinein erschreckend Erschütternde; daß das an tragischem Werthe bedeutendere historische Verhältniß Peters zu seinem Sohne dem weniger bedeutenden, erfundenen Praodins zu seiner Tochter dienend nebenhergeht, wie so manches Andre noch. Aber die Leichtig-

feit, mit der die Charaktere in der Sprache individualisirt sind und der theatralische Instinkt, der aus vielen Partieen unverkennbar herausblickt, lassen an diesen Erstlingsversuch große Hoffnungen knüpfen. Das Stück und seine ganze Weise liegt übrigens meiner Individualität so entschieden entgegengesetzt, daß ich nicht fürchten muß, in meiner Meinung zu seinen Gunsten unbewußt partheiisch zu sein. Und wenn ich nun zugleich in dem modifizirten Schillerschen Idealism Wolfssohns den Ton angeschlagen glaube, der, unserer jetzigen Bildung homogen, allein das Theater beherrschen kann, so mein' ich Wolfssohn und seinem Stücke nur noch das Einzige wünschen zu müssen, daß dies unter Ihrer Leitung, auf Ihrer Bühne seinen Weg beginne.

Tausend Grüße von Haus zu Haus, bleiben Sie gut
Ihrem

Loschwitz a. Elbe, N. 243
am 23st. Mai 1853.

D. Ludwig.

17

An Eduard Devrient

[Juli 1853]

Herzlichsten Dank, lieber, verehrter Freund, daß Sie in den Schwarzwaldbergen meiner gedacht und so freundlich gedacht, daß all' die Herrlichkeiten um Sie Sie nicht abhalten konnten, in ihnen bei mir zu sein! Und dann lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr ich mich freue, auch in diesem letzten Briefe die Lebens- und Wirkensfreudigkeit, von der mir Ihre frühern von Karlsruhe und Dr. Wolfssohn erzählt, noch so ungeschwächt aus jedem Worte wehend zu fühlen. Sie sind nun lange genug dort, um von den Illusionen, die jeden Anfang auch des Erfahrenen begleiten, frei geworden zu sein; so daß ich, was ich noch von Besorgnissen deßhalb bis jetzt abzuweisen nicht den Muth hatte, nun in Gottes Namen von mir schüttle. Wenn

es unter der jüngern Schauspielergeneration noch vernünftige und redliche Menschen gibt, so wird ein Engagement in Karlsruhe ein Ding für sie sein, um das jedes materielle Opfer gebracht werden muß, und der Name Karlsruhe wird sich in künftigen Geschichten deutscher Schauspielkunst an die von Leipzig, Hamburg, Mannheim pp. mit vollen Ehren reih'n.

Sie fragen, was ich arbeite und zunächst wegen der „Bernauerin.“ Die hab' ich allerdings links liegen lassen, obgleich ich für den Stoff eine Wendung gefunden, in der Sie, wie ich glaube, Ihre wohlbegründeten Ausstellungen an jenem erledigt gefunden haben würden. Die materiellen Rücksichten wegen Aufführung pp., die jetzt bei mir beginnen, schwer genug in das Gewicht zu fallen, haben es gewollt. Dafür gerieth ich über zwei schon vorbereitete Stoffe, die etwas versprochen, aber öfter wiederholte und längere Beschäftigung mit Wolffsohns Stücke brachte mich aus aller Stimmung für die eigene Produktion. Es ging mir, wie immer, wenn ich gestört bin; ich fing an, an mir zu nagen, wurde irr an meinen Objecten, meiner ganzen Dichtmethode und schließlich noch an meinem Talente. Ein neues, eifriges Studium Shakespeares, Lessings und der Alten gab mir neue Aufschlüsse über tragische Stimmung, tragische Nothwendigkeit und erhöhte meine Ansprüche an mich selbst bis zum Schwindeln. Das Bedürfniß, genau zu wissen, was ich wollen soll und dies in Harmonie zu setzen mit dem, was ich können muß, brachte endlich eine große Krisis meiner ganzen Natur zumege, die nun freilich wiederum von materiellen Rücksichten gestört wurde. Die vorbereiteten Stoffe konnte ich nicht mehr brauchen und ob ich einen neuen, so wie ich ihn jetzt bedarf, fand und alle nöthigen Schmetterlingsverwandlungen bis zur Saison noch durchmachen lassen konnte, war zu ungewiß, um es darauf zu wagen. So entschloß ich mich, das Drama-

tische vor der Hand bei Seite zu legen, bis es mir gelungen, im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erzieh'n. Eine Milchkuh — denn die Vorbereitungen, die ich mit Ernst angriff, haben mir gezeigt, daß ich, um mich ganz dem neuen Fache hingeben zu können, was ich für das alte durch Studium und Uebung gewonnen, erst wieder würde zu verlieren suchen müssen.

Und nun zur Beantwortung Ihrer Fragen wegen der Massabäer, zuerst der die Stelle im IV. Aufzug betreffend. Judah wendet die Liebe noch einmal nach seinem Weibe um; daß „Weib“ ist nur ein Vorwand des über seine eigene Schwäche aufglühenden männlichen Schamgefühls. Er will Uziel und ihr selbst nicht gesteh'n, was ihn zwingt, sich noch einmal zurück zu wenden. Die andere: Die Häuser der Leviten und Simeiten liegen vor dem Thor.

Ueber alles Gute und Liebe, das Sie an meinem Stücke thun wollen, herzlichste Freude und Dank. Daß vielleicht nicht viele unter Ihren Freunden aufrichtigeren Theil an Ihrem Familientummer nehmen, als ich und meine Frau, lassen Sie mich nicht erst versichern und gönnen mir, daß ich diesen wie die Freude an Ihrem schönen und braven Wirken als ein mir zugehörendes Recht ansehe, so lang' ich lebe. Und nun zürnen Sie nicht über die Zueignung im Angeschlossenen; ich hoffe bei gelegener Zeit detaillirter und ausdrücklicher auszusprechen, was Sie für mich insbesondere und in Ihrer „Geschichte“ für Jeden gethan, der nicht bloß mit den leiblichen Augen liest.

Tausend Grüße auch von meiner Frau, die Sie so sehr liebt und verehrt als ich, und von mir an Sie und all' die Ihren! Lassen Sie mich öfter wissen, wie Sie Alle sich befinden. Und behalten lieb

Ihren
D. Ludwig.

An Julian Schmidt

Aber, verehrter Herr, ich will ja eben Ihre Ansichten, Ihre redliche Meinung; wie können Sie entschuldigen wollen, daß Sie geben, was ich wünsche? Ich bin nicht so eitel, daß ich meine eigene Meinung für mehr ausgeben möchte, als eben für die Meinung Eines Menschen, wenn auch eines Menschen, der sich redlichen Mühe und fleißigen Nachdenkens über seinen Gegenstand rühmen darf. — Wir geben unsere besten Kräfte freudig an das Suchen eines Weges, den dann eine gewaltigere und nicht in diesem mühseligen Suchen verkümmerte Kraft wandeln wird, wir füllen mit unsern Leichen den Graben, über den der Sieger für die Sache der ächten Kunst mit geschonten Kräften einst zum Siege fliegen kann. Wir suchen und wenn wir Redlichen suchen, das heißt nicht unsert sondern um des Findens wegen, dürfen wir den Ruf überhören: Halt! Hier nicht weiter! wenn wir auch nicht ohne Einwendung und bedächtige Ueberlegung dem Rufe folgen? Denn unsere Meinung ist die Eines Menschen, des Rufers Meinung aber auch nicht mehr. Beide Meinungen sind schon mehr als die Meinung zweier Menschen; denn wo zwei in ihrem Namen versammelt sind, ist die Wahrheit mitten unter ihnen, wenn auch ihre göttliche Gestalt sich nur allmählig offenbart.

Also:

Zwei Dinge werd' ich aus Ihrem mir so freundlich Gesandten und freundlich Gemeinten herausheben; das erste, um eine allgemeine Bemerkung daran zu knüpfen. Sie gestehen der Marie Magdalene mehr Gehalt zu als dem Erbsförster. Sie vergleichen hier zwei qualitativ verschiedene Dinge quantitativ, so, als

wenn man fragen wollte: was ist mehr? zehn Schafe oder sechs Ochsen? Man schärft jetzt den Dichtern ein: ihr sollt Bühnendramen schreiben, Lese-dramen sind Unnatur und doch, wenn das Bühnendrama fertig, legt man den Maasstab des Lese-dramas daran an. Ja freilich! was ist denn ein Bühnendrama? Ein Lese-drama, das zu vielen andern wichtigern Eigenschaften noch nebenbei die hat, daß man es aufführen kann? Was sonst? Meint man denn, daß Bethoven bei seinen Symphonieen was anders im Sinn hatte, als die Partitur? Wohl gar den Eindruck der Aufführung? Glaubt man denn, daß die Contrapunkte pp. abstrakt genommen ihm nicht die Hauptsache waren, wenn er auch den gemeinen Naturen zu gefallen, die eine Musik hören wollen, diese absoluten Contrapunkte nebenbei so eingerichtet hat, daß sie geigeit und geblasen werden können? Ein Gedanke liegt nah', vor dem ich erschrecke, auch die musikalische Bildung könne sich so subtiliren, daß man einmal Partituren schreiben könne, um sie zu lesen! Daß sich dann kritische Stimmen vernehmen lassen: ihr müßt Musiken schreiben, die man auch geigen und blasen kann, und wenn solche geschrieben, diese nach den Conventionen der Lese-symphonien beurtheilen, wobei die Bethovenschen am schlimmsten fahren würden, die so ganz auf die individuelle Klangfarbe der einzelnen Instrumente und auf ihre Contraste im Ohr, nicht auf dem Papiere berechnet. Freilich! alles auf endliche praktische, bestimmte Zwecke Gerichtete wird dem Werke gegenüber, das selbstgefällig in seiner Unendlichkeit ruht, trivial erscheinen. Und wie sehr ist der Autor eines praktischen Bühnenstückes, schon was die Schwierigkeit seiner Arbeit betrifft, im Nachtheil. Das Bühnenstück kann nur dargestellt beurtheilt werden, erst die Darstellung macht es fertig, wenn das Lese-stück dies schon mit dem letzten Federstriche des Autors ist und durch

die Aufführung nicht erst etwas wird, nicht gewinnt, eher verliert. Wird man nicht einem Liede, das zur Composition bestimmt ist, unrecht thun, wenn man es einer für sich bestehenden Ode vergleicht und nur die Art Gehalt darinnen sucht, die dieser und nicht seiner eigenen Gattung eignet? Ist der Gehalt, den ein Bühnenstück haben muß, nicht ein wesentlich andersartiger als der des Lese-dramas, das Ideen abstrakt aussprechen kann, die jenes nur in Handlung verwirklicht in sich verbirgt? Ein Rothkehlchen hat zwei Beine weniger und ist deßhalb jedenfalls ein viel unvollkommneres Säugethier als eine Maus. Ich muß hier einschalten, daß ich auch die Schillerschen Stücke seiner idealen Periode unter die Lese- oder meinetwegen theatralischen Declamations- aber nicht unter die wirklichen dramatisch-theatralischen Bühnenstücke rechne. Der Haupttheil des spezifischen Gehaltes eines solchen ist sein theatralisch-dramatisch-mimischer, die Unmittelbarkeit seines Ausdruckes, die wirkliche Lebendigkeit seiner Bewegung, der Dialog, der wirklich Gespräch ist, die lebensvolle unmittelbare Natürlichkeit und Ungesuchttheit der Charakter, die Sicherheit, mit der es trotz charakteristischen Details überall den richtigen Ton der leitenden Stimmung vorbereitet und richtig anschlägt und steigend fest hält, die beständige Thätigkeit und Steigerung der Charaktere bis zum Ende hin u. s. w. Das Alles ist ebenso vorübergehend in seiner Wirkung wie die Leistung des Schauspielers, es ist nirgends abstrakt in Worten niedergelegt und verfliegt deßhalb in der Retorte des Kritikers; er hält dann den metallischen Niederschlag, das abstrakt Ausgesprochene für den ganzen Gehalt des unzersehten Wesens.

Der andere Punkt und ein spezieller ist der im Erbförster gerügte Zufall, den ich aber nicht darin finden kann. Wie die Geschichte dasteht, ist sie so:

Der Alte sieht den Robert und schießt auf ihn; Marie äuft absichtlich in den Schuß; so wird sie getroffen anstatt Roberts. Es ist keine zufällige Verwechselung der Beiden, kein zufälliger Freischützen-Fehlschuß, durch Wanken des Gewehres oder etwas dergleichen oder gar durch überirdischen Einfluß verursacht, er zielt und schießt vollkommen sicher und würde den Robert treffen. Nur weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabenen wollte, hab' ich das Verhältniß etwas in's Ungewisse und Undeutliche gespielt, welches ein wesentlich Ingrepiens desselben ist. An sich ist es ganz klar und durchaus kein Stück Schicksalstragödie. Das dämonisch Erscheinende kann keinem tragischen Dichter verwehrt werden, wenn es als wahrscheinliches und natürliches Glied der Causalwirkung eingeflochten ist. Hier ist es natürlich und wahrscheinlich, es ist kein Wunder, es geht natürlich zu, nur die Stimmung des Wunders ist darüber gebreitet. Die wunderbaren Motive sind das Fehlerhafte in den Schicksalsstücken, und ich bin ein so großer Freund der realistischen Motive, daß ich selbst von den durch die Convenienz geheiligten idealen Motiven nur mit größter Vorsicht Gebrauch mache. Selbst die Ungewißheit ist realistisch aus des alten Försters Zustand nothwendig herzuleiten. Ich weiß wohl, ich hätte dergleichen Ausstellungen vorbeugen können, wenn ich das Verhältniß abstrakt hätte markiren wollen. Aber ich bin ein solcher Realist, daß mir meine eigene Einmischung in die Handlung auch nicht viel weniger absurd erscheinen würde als die Einmischung von etwas Uebernatürlichen.

Dann hielt ich's für milder und nothwendig zum Abschluß, wenn ich Marien erschießen ließ anstatt Robert. Denken Sie sich die nothwendigen Folgen und vielleicht stimmen Sie mit mir überein. Was wär' für Marien mit einem Leben gewonnen, das die Erinnerung an den Tod des Geliebten durch das Ver-

brechen des Vaters vergiften müßte, was für den alten Förster, denken zu müssen, daß sein Liebstes ein vielleicht langes vergiftetes Leben hindurch mit Schauer und Abscheu an ihn denken müsse? So stirbt sie einen schnellen Tod und stirbt als die Retterin ihres Geliebten; so ist ihre Resignation auf seinen Besitz um ihres Vaters willen erst etwas, wenn sie eine Liebe zu besiegen hat, der man sie fähig sieht, ihr Leben zu opfern.

Ich halte die Lebensweisheit und Lebenskunst (ich meine nicht die Goethesche) für das höchste Ziel des Menschen; gibt es noch ein höheres, so ist sie wenigstens der sichere Weg dazu. Religion, Moral, Kunst, Wissenschaft u. s. w. sind nichts und können nichts sein als ihre Hülfswissenschaften. So sind' ich's bei Sophokles und Shakespeare. In dem Erbförster hab' ich die Gefahr darstellen wollen, in der der Instinktmensch schwebt, dem die Reflexion nur um so schlimmere Dienste thut, wenn er meint, sie los zu sein. Daß wer bewusst den Verstand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophisterei verfällt. Daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben sein kann, daß, wo der Mensch am selbständigsten auf seiner Einseitigkeit zu stehen glaubt, er in Wirklichkeit am unselbständigsten ist. Denken Sie sich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Uebergewicht der Reflexion, so der Erbförster eins für das Uebergewicht des Instinkts; wo der eine den klarsten Beweisen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für seine Thatsucht sucht, glaubt der andere den ungewissesten, unwahrscheinlichsten Gerüchten und läßt sich von dem einen Bibelspruch bestimmen, weil diese wie jener dem aufgeweckten Thiere in ihm, der Nachsicht entgegenkommen. Jener, ein Warnungsbild für die Uebereultur, mußte in seinem Gehalte und seiner Form auf

die Gebildeten berechnet sein, daher beides ideal; dieser, ein Warnungsbild für das Widerstreben oder den Zweifel in die Cultur auf das Volk, daher realistisch. Daher hier der Volkston, daher die größtmögliche Wirklichkeit des Lebens, weil das Volk ein Warnungsbeispiel aus dem wirklichen Leben darin sehen muß, wenn es ihm nützen soll. — Die Hebbelsche Theorie hat auf das Entstehen des Stückes keinen Einfluß gehabt; ich habe sie erst später kennen lernen und nie adoptirt.

Entschuldigen Sie diese lange Herzensergießung, in die ich mich hineingeschrieben habe, ich weiß nicht, wie? Ich wünschte, Sie nähmen sie als einen Beweis der Achtung, mit der ich Sie grüße.

Dresden am 24. Jan. 1854.

Otto Ludwig a. G.

An Eduard Devrient

Dresden am 21. Juni 1854.

Erst, lieber, verehrter Freund, Ihre Verzeihung für die Verzögerung der Antwort auf einen Brief von Ihnen und auf solch einen Brief! Aber Sie müssen auch erfahren, daß nicht allein ein Schauspieldirektor, daß auch andere Leute vom Schreiben abgehalten werden können. Hätt' ich freilich gewußt, daß mich Weber noch so lang auf das Exemplar der Maffabäer, daß ich Ihrer Frau mitschicken wollte, warten lassen, daß mein Buchbinder darauf eine Uebung in christlicher Geduld mit mir anzustellen für nöthig erachten und endlich noch, daß ich nach Ueberwindung dieser äußern Hindernisse, selber so tief in einer Arbeit stecken würde, ich hätte all das nicht abgewartet, sondern

statt des der Quittung beigelegten Zettelchens gleich mein ganzes jubilirendes Herz zu Briefpapier gebracht, an Sie abgesandt. Besagte Arbeit war eine novellistische, die ich mit oder vielmehr trotz innern Widerstrebens in diesen letzten Monden angefertigt und welcher Ihre Briefe und die dadurch mit Gewalt wiedererweckte Lust zu dramatischem Schaffen eine Todesursache vor der beendeten Geburt werden konnten. Auerbach, dessen Aufmunterung und Treiben mir die ganze Arbeit erst möglich gemacht, hat nun auch ihren Verschleiß übernommen. Sobald sie für den Buchbinder reif, wird sie nicht verfehlen, sich bei Ihnen einzustellen.

Und nun zu Ihrem Briefe selbst.

Ja, daß Sie nicht so im letzten Winkel von Deutschland stücken, damit Ihre Wirthschaft besser Zeugniß abgäbe für Ihr Prinzip.

Daß Carlsruhe kein Berlin ist, darüber tröstet mich, die Geschichte, die ordentlich mit Eigensinn die Jerusalem links liegen läßt und die Bethlehem auffucht, wenn sie eins von ihren großen Eiern legen will. Sie muß wissen, warum, wenn's auch ihre Professoren noch nicht vollständig ausgeklügelt haben. Dinge, die der ganzen Welt geschehen, machen den Ort, wo sie geschehen, zum Mittelpunkt der Welt. Wenn Carlsruhe' auch nicht in der Mitte Deutschlands liegt, kann sein Theater darum doch das Herz der deutschen Schauspielkunst werden. Und ich meine, dazu ist's auf dem Wege — wenn Ihnen nicht äußere Störungen in den Weg treten. Nach Ihrem Briefe ist das bis jetzt nicht gesch'hen und das ist's, was mich um Ihret- und um unserer Sache willen am meisten freut unter alledem, was er Erfreuliches für mich enthält. Daß ich sage: unsere Sache brauch' ich Ihnen gegenüber nicht zu rechtfertigen, dem, wie mir, die dramatische Kunst nur Eine ist, in der sich Dicht- und Schauspielkunst

wie Seele und Leib im Menschen als wesentliche Faktoren gegenseitig fordern und bedingen.

Und im Eifer für sie haben wir Beide uns gefunden. Und, wie es geht; hat dies gemeinsame Band mich an Sie geknüpft, so ist es mir dadurch wiederum selbst fester und lieber geworden.

Ja, lieber Freund! ich hätte Ihre Aufführung der Makkabäer sehen mögen! Der Herzensantheil, den Sie an dem Stücke nehmen und den Ihre Frau mir schildert, hat mich tief ergriffen und macht mir das Stück, das nun eigentlich außer mir ist und an sich mich fast gar nicht mehr interessiert, noch einmal lieb.

Wenn Sie den Haupttheil von meinem Danke, wie sich's gebührt, für sich eingestrichen, bitt' ich, lassen Sie das Uebrige an Ihre Untergebenen gelangen. Besonders glaub' ich, kann ein solches Zugeständniß, als in der Frau Thöne das Weib der Künstlerin und somit der Kunst gemacht, gar nicht genug und von zu vielen Seiten Anerkennung finden.

In Ihrer ganzen Schilderung der Leistungen Ihrer Leute bis auf das Chor herab, athmet eine Lust des braven Feldherrn an den braven Truppen, die Gott Ihnen und der dramatischen Kunsterhalten möge.

Ich komme auf den Stoff zur Agnes Bernauer. Ich habe keinen andern eben zur Hand und muß mich nach beendeter „Heiterethel," so heißt oben beregte novellistische Arbeit, gleich mit der einmal erregten Lust auf einen Marmor werfen, sonst komm' ich wieder in das Stottern, das meine Zeit und meine besten Kräfte zu verzehren droht. Ich hoff' ihn auch, wie er jetzt vor mir liegt, in höchstens zwei Monden zu bewältigen.

Sie sind gegen den Stoff.

Sie denken dabei an die Fabel, wie sie Lipowsky und Andere ergänzt haben und Dramatiker sie dann benutzt. Die Geschichte gibt weiter nichts als das

Faktum, daß Herzog Ernst seines Sohnes Albrecht vermuthliches Weib, die von den Augsburger ob ihrer Schönheit bewunderte und „der Engel“ genannte Baderstochter hat ertränken lassen. Die Ergänzungen machen die Agnes zu einem passiven Ideale, das u. s. w. Sie wissen das ja. Danach müssen Albrecht und sein Vater die ausschließlichen Hauptpersonen werden und die Agnes wird zu einer bloßen Dulderin und Sterberin.

Im Ganzen ist es je vortheilhafter, je weniger und je ungewissere Nachrichten die Geschichte der dramatischen Kunst an die Hand gibt.

Läßt man das Faktum unverändert, so ist eigentlich der Alte der Held, und da die Geschichte nichts davon weiß, daß die Baderstochter an ihm und zwar durch die unmittelbare Folge seiner Schuld gerächt worden, wie etwa die Antigone am Kreon, so ist der Stoff dann ein bloßer epischer und am wenigsten ein tragischer Stoff.

Die vielen verschiedenen Orte, wo das Stück spielt, sind nicht in Einen zusammen zu fassen und dies ist am Ende die einzige Schwierigkeit, die sich nicht ganz heben läßt.

Dann hat man entweder die Hinrichtung rechtfertigen wollen, wozu ein Trauerspiel wohl der unpassendste Ort oder man hat den äußern Gegensatz von Hoch und Niedrig, und den äußerer Gewalt und innerer Berechtigung in den Vorgrund gestellt; daraus mußte eine Variante von Cabale und Liebe hervorgeh'n, aber, wie vorhin erwähnt, ohne eigentlichen tragischen Springpunkt.

Sieht man die Sache mit unbefangenen Augen an, so zeigen sich von selber anderer Handhaben genug. Das Mädchen hieß der Engel von Augsburg; sollte die Bewunderung und Verhättschelung einer ganzen Stadt in jener warmblütigen, nach Pracht und Größe

strebenden Zeit ohne Einfluß auf den Charakter des Mädchens geblieben sein?

Das tragische Centrum muß in das Gewissen der beiden Hauptpersonen, Agnes und Albrecht gelegt werden; beide sind schuldig und doch ideal genug darzustellen.

Ich sehe eine große Anzahl sich steigender dramatischer Momente für die Agnes und damit wäre die Hauptbedenklichkeit beseitigt. Das Ganze darf auch nicht mit der Dissonanz schließen, die die Geschichte gibt. Vom ersten bis in die Mitte des fünften Aufzugs hinein kann sie thätig und die Spannung durch alle fünf hindurch stätig wachsend sein.

Ich hoffe, das fertige Stück wird besser für sich sprechen, als ich es vorausnehmend kann. Ich sage Ihnen daher nicht mehr davon. Ich hoffe, die Agnes soll eine Entschädigung für die Frau Thöne geben.

Was mich selbst und meine Familie betrifft, darüber berichte ich Ihrer Frau.

Nochmals meine Freude über Ihr rüstiges, frisches Wirken und der Wunsch, daß Sie soviel süße Früchte als möglich von dem Baume pflücken mögen, den Sie so liebevoll und gewissenhaft pflegen.

Das bedeutende Honorar nicht ganz zu vergessen, aber mein bester Dank doch Ihrer herzlichen unveränderten Theilnahme. Erhalten Sie dieselbe

Ihrem

Otto Ludwig.

An Berthold Auerbach

Dresden am 9t. Novbr. 1854.

Dein Wiederseh'n und Zureden, liebster Auerbach, hat bewirkt, worüber ich selbst mich wundere. Ich habe den ersten, besten meiner A. Bernauerpläne vor

mich genommen und will an die andern nicht eher wieder denken, als bis ich diesen ausgearbeitet. Ja, noch mehr! ich will ihn ausführen, wie er geht und steht, auch nicht eine Kleinigkeit daran ändern. Das ist freilich nur möglich, wenn ich während der Arbeit nicht zur Besinnung komme. Wenn Du mich am 1sten Decbr. besuchst, sollst Du, hoff ich, das Ding, so gut oder schlecht es eben geworden sein mag, fertig finden. Lieber, entschuldige Du mich bei Dir; Du hast soviel für mich gethan, daß etwas weniger oder mehr keine großen Unterschied mehr machen kann. Willst Du's nicht, so bleib' mir nur noch so lang' gut, bis ich's selber mündlich kann. Und nachher bis in alle Ewigkeit.

Dein

Ludwig.

22

An Hoftheaterregisseur Ed. Winger

Verehrter Herr Regisseur!

Soeben erhalt' ich von einem werthen Freunde aus meiner Heimath, Hofrath Bechstein in Meiningen, beifolgendes Manuscript.

Es hat in Meiningen eben zur Aufführung kommen sollen, als der Tod der Erbprinzessin dem ganzen Schauspiel für heuer ein Ende machte.

Wie mir Bechstein schreibt, soll das Stück weiter nicht an auswärtige Theater versendet werden und ist nur in 30 Exemplaren vorhanden. Der Autor wünscht die hiesige Aufführung, für die er keinerlei Honorar, sondern nur einen Theaterzettel zu erhalten wünscht, — etwa mit dem Beisatze darauf: „nach der Meiningenschen Uebersetzung“ oder ähnlich — nur, um zu wissen, ob und wie es gefallen könne.

Allem dem und der ganzen geheimnißvollen Art, mit der Bechstein sich des Auftrages an mich entledigt, zufolge, ist der ungenannte Uebersetzer von hohem, vielleicht höchsten Stande, was etwa den Herrn Generaldirektor von Cüttichau günstig für das Werk stimmen könnte.

Ist wirklich die Uebersetzung, wie Bechstein mich versichert, nobler und besser als die unlängst erschienene Wiener und Sie haben diese noch nicht angenommen, so könnt' ich wohl auf eine günstige Resolution hoffen. Wie sich von selbst versteht, würde ich Ihrer hülfsreichen Freundlichkeit in meiner Antwort gewissenhaftest gedenken.

Entschuldigen Sie übrigens und bleiben Sie freundlichst gewogen

Ihrem

ergebenem

Otto Ludwig.

Dresden. Außere Rampische Gasse No 35 b
am 17t. April 1855.

An Berthold Auerbach

Ich höre gar nichts von Dir, Du bist doch nicht unwohl? Neulich hab' ich ein Briefchen mit der Nachricht von der Gewährung eines Einjährigen Stipendiums zu 400 Thlr. vom König von Baiern, an Dich abgehn lassen. Ob es auf der Stadtpost liegen geblieben ist?

Ich stecke bis über die Ohren in meinem Stücke; endlich hab' ich es soweit gebracht, daß mir mein Gedächtniß den Wust von einzelnen Zügen, woraus mein Plan besteht, so lebhaft wieder vergegenwärtigt, daß ich ihn zu Einer Anschauung, mit Hülfe des Fadens

und Lämpchens der Idee im Mittelpunkte, zusammen zu fassen hoffen darf. Ein Hauch der irritirenden Frühlingsluft ist genug, Alles wieder untereinander zu blasen; die Aufmerksamkeit läuft dann händerringend und rathlos in dem Getümmel umher und beide steigern sich gegenseitig, Rathlosigkeit und Getümmel. Drum, lieber Nothhelfer, hilf mir wenigstens, mich von dem Gewissensleiden meines Erfüllungstriebes zu befreien.

Der Druck von „Zwischen Himmel und Erde“ ist in's Stocken gerathen; der Wassermangel hindert die schnelle Beschaffung des Papiers. Einen herzlichen Gruß von Meidinger hab' ich Dir noch auszurichten. Gestern entsann ich mich, daß ich Dir die Zusendung meiner Stücke versprochen; sie gehen mit diesem Briefchen. Das „Zwischen“ hab' ich, beiläufig gesagt, Dir gewidmet, wie Du bald lesen wirst. Du hast mir's möglich gemacht, das Ding hervorzubringen, drum hat es Recht und Pflicht, Deinen Namen auf seiner Stirn zu tragen.

Auch an meinem Stücke, d. h. an dem, was noch in Stücken und in unzähligen vor mir liegt, hast Du Theil und ohne es zu wissen. Gestern Abend, wie ich über dergleichen sann, ist mir's recht deutlich geworden und ich habe mich darüber gefreut. Eigentlich hätt' ich sagen sollen, an dem Anflug, den ich in dem neuen Stücke nehme und den ich hoffentlich noch durch mehre fliegen werde. Absichtlich und unabsichtlich hast Du mich immer auf Gehalt hingewiesen. Nun war ich ein Vogel, dem es nicht an Federn fehlte, eh die reale Bühne mich in ihre Hände genommen und für den Tisch des Publikums gerupft. Zum Glück war in meinen Stücken oder vielmehr in den Studien dazu, genug zu streichen; und es blieb auch immer noch etwas. Das hatt' ich noch vor Manchen voraus, bei denen es Wunder nimmt, wenn man hört, es ist in

ihren Stücken gestrichen worden. Nun, bei wieviel Menschen fällt uns erst ein, daß sie einen Kopf hatten, wenn es heißt, sie haben ihn verloren! Aber zu dem zurück, was ich eigentlich sagen wollte. Im Eifer thut man immer zuviel. Es ist eine Zeit in der Entwicklung eines Dramatikers, wo er sich gehen läßt; dann kommt eine, wo er sich die Füße zusammenbindet aus Besorgniß, einen überflüssigen Schritt zu thun. Ich hole wiederum zu weit aus. Also gleich zur Sache selbst. Ich hatte mich im Naturalismus verfahren; ich wollte meine Leute immer nur sagen lassen, was in der Wirklichkeit unter gleichen Umständen ohngefähr gesagt würde. Das schloß alle Möglichkeit eines reichern und allgemeinen Gehaltes aus. Wie ich diesen dennoch hineinbringen wollte, da zeigte sich's, daß meine Methode zu dialogisiren, in ihrer Hastigkeit und zu großen Unmittelbarkeit nicht damit in Uebereinstimmung zu bringen war. Sprechweise und Gehalt zeigten sich unaufhörlich die Zähne und im Verlaufe des Streites packte jederzeit einer von den Beiden ein und überließ dem Andern den Kampfplatz. Es ist wohl möglich, daß ich endlich die Geduld verloren hätte und auf meinem alten, mir natürlich gewordenen Wege weiter gegangen wäre, hätten Deine Mahnungen mich nicht wieder aufgestachelt. Es galt nichts Geringeres, als eine völlige innere Umbildung meines Talents, die meine Production so lange mannigfach stören mußte, bis sie vollendet war. Die mußte sich so lang auf ein ander Gebiet versteigen. Jetzt seh' ich den Nutzen ein, den mir's brachte, daß ich Erzählungen schrieb. Daß ich die magern Rühr des Umwandlungsprozesses überstehen konnte, hab ich Deiner Hülfe so sehr zu danken, als dem König von Baiern; und ich glaube im Kerne dieser letzten Hülfe steckt wiederum die Deine.

Es scheint, ich kann Dir nicht entkommen, alle meine Wege führen wieder zu Dir. Aber jetzt muß

ich es wenigstens, sonst würd' ich Dir eine ganze Tagesarbeit mit dem Lesen dieses Briefleins auf.

Mit vielen Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Dresd. am 11t. April 1856.

O. Ludwig.

24

An Julian Schmidt

Dresden am 3 Juli 1857.

Lieber Herr und Freund, ihr Brief, den ich eben erhalten, hat mich im innersten Herzen erfreut und erquickt. Es trieb mich, Ihnen auf der Stelle zu antworten; ich hatte Ihnen Viel zu sagen; aber nun ich vor dem Papiere sitze, weiß ich nicht, wie ich das machen soll. Es ist soviel, daß es mich verwirrt, und derart, daß ich verzweifeln muß, es brieflich so zu sagen, daß Sie auch wirklich erfahren, was und wie ich es meine. Ich halte mich an das, was brieflich mitzutheilen ist.

Ich hatte Sie eingeladen, mich während Ihrer Anwesenheit in Dresden noch einmal zu besuchen; wir waren durch Erwähnung Ihres Schweizreiseprojekts davon abgekommen, und ich hatte meine Einladung zu wiederholen vergessen; auch vergessen, nach Ihrem Absteigequartier zu fragen, und konnte trotz allen Mühens des Fremdenblattes nicht habhaft werden, darin Sie angemeldet standen. Mehrere Tage nachher fand ich unter den Abgemeldeten einen Dr. Schmidt aus — ja wie hieß der Name? er muß eines Ortes in Pommern oder daherum sein — und „nach Leipzig.“ Wenn Sie dieser Dr. Schmidt waren, dann hat mich der pommer'sche Ort wahrscheinlich schon unter den Angemeldeten zum Besten gehabt, da ich natürlich den

Dr. Schm. „aus Leipzig“ suchte; daß dies möglich, fiel mir zu spät ein.

Ihre Redlichkeit und Tüchtigkeit neben einem feinen Gefühle in Dingen der Kunst und einem scharfen Gesichte dafür, daß so Manches sah, daß selbst vielen Praktikern entgeht, und ich hoffe, ich darf sagen: eine gewisse Verwandtschaft in Wesen und Gesinnung hatten Sie mir lange lieb und werth gemacht, und wenn ich mich Ihnen nicht näherte, so geschah es, um Ihre kritische Freiheit mir gegenüber nicht zu beeinträchtigen. Ueber Manches, was ich von Ihnen gelesen, hätte ich mit Ihnen streiten mögen, z. B., daß die Form des romanischen Drama kunstgemäßer als die Shakespeare's sei, was meines Bedünkens soviel hieß, als: das roman. Drama selber sei das kunstgemäßere; da ich die Form Beider in ihrem tiefsten Wesen bedingt, und beide ohne sie unmöglich halte. Für Anderes über Shakespeare, daß junge Deutschland u. s. w. hätte ich Ihnen die Hand drücken mögen. Manche Fragen, die Sie aufgeworfen bei Gelegenheit Tieck's und Shakespeares (in der 1st. Auflage) hätte ich mit Ihnen diskutiren mögen. Vielleicht wäre Einiges von diesen während Ihres kurzen Besuches geschehen; aber mein Mädchen hatte mir einen Dr. Schulze aus Leipzig angemeldet, und die Ueberraschung, als aus dem gleichgültigen, ja unbequemen Dr. Schulze so plötzlich der so ganz anders zu benamsende Julian Schmidt wurde, hatte ein gelindes Drehen meiner Gedankenscheibe zur Folge, welches mir die lange vorhandenen Anknüpfungspunkte entführte, und ganz Anderes dafür in die Hand spielte. Sie, lieber Freund, haben nun zufällige Äußerungen in unser'm Gespräche und Eindrücke aus meinen Sachen combinirt, und das Resultat davon zeigt mir Ihre Theilnahme und daneben, was ich schon früher an Ihnen kannte, Ihre Redlichkeit, so daß ich mich darüber herzlich freue und Ihnen dafür danke, obgleich ich

nicht verfehlen werde, Einspruch — nicht gegen Ihre Theilnahme und Redlichkeit, sondern — gegen die Richtigkeit jenes Resultates zu thun.

Ja, lieber Freund, Sie geben sich Mühe, einen vernünftigen Menschen aus mir zu machen; denn der Glaube an die Vernünftigkeit des Weltganzen ist am Ende nichts weiter, als Folge des Bedürfnisses, die eigene Klarheit auch außerhalb Unserer wiederzufinden und an dieser Weltvernünftigkeit wiederum unserer eigenen gewisser zu werden. Früher vermochte mich kein poetisches Werk zu irren, so wenig es das Spiegelbild der Vernünftigkeit des Weltganzen, oder wenn ich so sagen darf, des Ganzen der Weltvernünftigkeit aus seinem kleinen Glase zurückwarf; ich glaube aber, nicht aus Mangel an Ueberzeugung von dieser Weltvernünftigkeit, sondern eben weil diese Ueberzeugung so fest in mir war, daß ich ein solches Werk las, wie etwa ein guter Christ die verbannten Götter von Heine oder dergleichen, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen, und ich diese Ueberzeugung auch in Andern als eine so feste voraussetzte, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, mit eigenen wunderlichen Ausgeburten ihr ein Aergerniß zu geben. Dazu kommt noch, daß ich von der Musik her zur Poesie kam, die, unbekümmert um alles Andere als die Geschlossenheit der Stimmung, alle Elemente ihres Kunstwerkes in diesen einzigen beabsichtigten Ton zusammenstimmt. — Ich mache hier einen Abstecher — und warum sollt' ich nicht, da ich einmal plaudere, vom Hundertsten in's Tausendste kommen? Meines Erachtens hat man zu wenig bei Betrachtung des Kleist'schen Wesens und seiner Kunst an den Einfluß seiner musikalischen Studien gedacht. Das Appelliren an das unmittelbare Gefühl, die consequente Führung der Charakter, die Entwicklung des Ganzen aus einem Hauptthema, das Wiederzurückkehren von den contrapunktischen Um-

wendungen desselben (im 2t. Theile der Sonatenform) zu seiner einfachen anfänglichen Gestalt (im dritten), in der man den Anfang, doch unendlich reicher durch die erlebte Entwicklung seines Gehaltes, wieder empfindet, Kunstmittel, die keine Kunst so consequent und bewußt anwendet, als die polyphoniſche Muſik, die durch und durch dramatiſch iſt, laſſen ſich in jeder Kleiſt'schen Arbeit leicht erkennen. Vielleicht iſt dies auch ein Grund mit, warum Sie Kleiſt mich ſo ähnlich finden, und vielleicht, warum Kleiſt ſo ſtark auf mich wirken konnte, wenn er das wirklich gethan, da ich noch vor kurzer Zeit nur wenig von ihm kannte, und glaube, von Shakeſpeare und Leſſing am ſtärkſten und nachhaltigſten beſtimmt worden zu ſein, welche Beiden freilich auch auf Kleiſt ſtark gewirkt haben, Shakeſp. im innern Weſen und Leſſing beſonders in der Präzision der äußeren Form.

Doch auch jezt, wo ich ganz Ihre Meinung theile, der Dichter ſolle in ſeinem kleinen Ganzen ein Spiegelbild des großen geben, jezt, da ich erfahren, wie leicht äſthetiſche Eindrücke Einfluß auf das praktiſche Verhalten leicht beſtimmbarer Menſchen gewinnen können, und den Rieſengang Shakeſpeare's mit meinen kleinen Beinen nachgegangen bin und den gewaltigen Menſchen ſo natürlich, ja oft ängſtlich beſorgt geſehen, ſeinen Kindern nicht ſcharfe Dinge, wie Meſſer, zum Spielzeuge zu geben; doch auch jezt noch geh' ich, trotz allen Widerſtrebens — und deſſen bin ich mir redlich bewußt — zu ſehr auf der Spur des unmittelbar ſchaffenden Muſikanten. So leicht iſt ein Menſch in meinem Alter nicht mehr umzukneten. Viel glaub' ich auch auf den dunkeln Grund meiner Erlebniffe vom kleinen Kinde an ſchreiben zu dürfen. Der Dichter reproduzirt, und ich glaube, daß er nicht ſowohl, wie Sie meinen, ſein Ideal individualiſirt, als daß er es ſchon individualiſirt in ſich trägt. Der Menſch iſt mehr oder

weniger das Ergebniß von Jugendeindrücken, was auch seine Freiheit dazu sagen mag. Der holländische Landschaftler malt die Nebel, die dunkle Färbung in seine Bilder, unter welchen er seine heimischen Gefilde von Jugend auf gesehen, auch wenn er weiß, daß Nebel keine Luft ist und nur das durch ihn tausendfach gedämpfte Licht die hellen Localfarben der Dinge so grau erscheinen läßt, obgleich er weiß, der Himmel oben über dem Nebel ist blau; und seine Bilder schickt er auch nicht als gemalten Protest gegen die Bläue des reinen Himmels in die Welt. Einiges, was noch hierher gehört, werde ich, wenn ich es nicht vergesse, im Folgenden noch bringen. Es kann vielleicht jetzt gleich gescheh'n.

Denn ich muß mich gegen noch Einiges verwahren. Sie vergleichen den Othello mit dem Erbsförster; es scheint, Sie sehen voraus, daß ich bei meiner Äußerung über den Othello dasselbe in Gedanken gethan. Ueber den Erbsförster aber denke ich, das freundliche Lob ausgenommen, wie Sie. Ich bin zu froh, ihn hinter mir zu haben, als daß er sich so ungerufen einmischen könnte. Wenn ich überhaupt mir heraus nehme, Shak. zu vergleichen, so geschieht das nur, wenn ich ihn an sein eigenes Maß halte. Und nur beiläufig hier noch Etwas zum vorigen Kapitel Gehöriges zu sagen, war mir's mit dem Erbsförster nur um ein Warnungsbild zu thun, und die warnende Lehre denkt bei ihren Bildern so wenig daran, ästhetische Befriedigung zu geben, daß sie vielmehr dadurch ihren Zweck zu verfehlen fürchten würde. Je weniger Ursache und Wirkung ästhet. proportionirt sind, desto greller wird das Bild, desto eindringlicher wird die Warnung. Sie erzählt nicht, daß ein Kind, mit Reibzündhölzchen spielend, sich eine Brandblase am Finger zugezogen; nein; das Haus ist abgebrannt, die guten Aeltern und Geschwister, ja selbst das gehätschelte Kästchen mit verbrannt. Die

mögliche Brandblase (das Nächste, Natürlichste, man könnte sagen: die Regel) wird das Kind ohne großes Bedenken riskiren; der Popanz muß schauerlicher ausseh'n.

Ich schrieb das Stück ein Jahr nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris. Meine Phantasie war noch voll von dem Erlebten. Soviel tüchtige Menschen hatte ich gesehen, in denen der Rechtsinn in Rachsucht umschlug, ohne daß sie selbst es wußten. Sie dachten mehr daran, wirklich oder vermeintlich Erlittenes zu vergelten, als einen bessern Zustand zu schaffen; und auch das wirklich Erlittene hatte Leidenschaft so aufgeschwellt, daß es dem Verständigeren mehr vermeintliches als wirkliches erscheinen mußte. Jede Mahnung zu ruhiger Ueberlegung machte sie als neues Unrecht leidenschaftlicher. Der Schuß, der gefallen war, da die Municipalgarde — ich glaube — das Hotel eines Ministers vertheidigte, der zuerst den Haß erregt, und, da die Neigung des Hasses ihn als von den Feinden gethan, auslegte, und an der eigenen Meinung zum Riesen geworden, die Wuth und die Mordlust zum Entsetzlichen aufstürmte, das nicht wieder ungethan zu machen, zu Weiterem fortreißen mußte; jener verhängnißvolle Schuß als Symbol, wie das Geschick von Menschen und Völkern der Spielball des Zufalls werden kann, wenn sie den Schutz der Besonnenheit aus den Händen gegeben, hatte auch nicht verfehlt, der Phantasie sich einzudrücken. Die schönsten Hoffnungen des Anfanges für Freiheit und Größe des Vaterlandes gingen in Voraussicht des gänzlichen Verlustes Beider unter, da man sah, die Verwirrten arbeiteten nur für die Reaktion, die nicht ausbleiben konnte. Wer hätte damals nicht mit beiden Armen durch ganz Deutschland greifen und die Unglücklichen hindern mögen, was so gut werden konnte, zu verderben; wen peinigte nicht, daß er keine Stimme

dazu hatte, seine Warnung in jedes deutsche Ohr zu schreien. — Dies, was mich während der Vorgänge selbst unerträglich drückte, dieser Alp konnte in seiner poetischen Gestaltung nachher nicht erquicklich werden. Ich trug mich damals mit einem Stoffe, der in seiner Anlage solche Imprägnirung nicht durchaus abwies. In einer Nacht plötzlich erwachend, hatte ich das ganze Stück mit allem Detail fertig in meiner Phantasie. —

Aber wieder auf Othello zu kommen, so fiel mir während unseres Gespräches eine Bemerkung ein, die Dr. Klee einige Zeit vorher gegen mich gemacht, und mit der ich eben in meinem Herzen noch im Kriege lag: das Stück sei, wenn er es auch bewundern müsse, ihm unerträglich, weil das Leiden der armen Desdemona so weit über alle Proportion mit ihrer Schuld hinausgehe. Was ich selbst an dem Gedicht aussehe, ist ganz etwas anderes und betrifft einen Mangel, den mich erst das Studium Shakespeare's gelehrt, und ich tadle ihn, eben weil es eine Abnormität an Shak. selbst erscheint.

Shakespeares Quellen hatten ihm in einer Art herrlich vorgearbeitet; diese Novellen und Sagen haben alle eine ideale Einheit, die die reichste Ausmalung, die sie herausfordert, auch zu tragen stark genug ist. In ihnen ist der pragmatische Nexus stets der ideale Nexus selbst. Die ganze Handlung läßt sich in eine einzige ganz kurze Formel pressen, die in der abstraktesten Gestalt schon durch ihre Symmetrie erfreut. So der Kaufmann von Venedig: Freundschaft gibt sich um Liebe willen in die Gewalt des Hasses und wird von der dankbaren vor seiner Rache gerettet. Im Romeo: Liebe besiegt den Haß in ihrem Untergange an demselben. In dem letztern Drama hat Shakesp. übrigens schon, ich weiß nicht, ob zum Vortheile des Dramas, diese Einheit aufgehoben. In der Novelle sind Liebe und Haß die beiden großen Motive;

im Drama kommt noch ein durch seine Indifferenz gegen jenen Contrast fremdes hinzu, die Vatergewalt. In der Novelle wollen die Aeltern die um die Trennung von dem Geliebten, wie die Aeltern meinen, um Iybalts Tod, in Gram Hinstiehende durch die Vermählung mit Paris retten; der Gedanke, sie an den Paris zu verheirathen, ist also ein Kettenglied im pragmatischen Nexus. Daß ihn Shaf. zu einem selbständigen Motiv machte, hat den Nachtheil gebracht, daß er die Verhandlungen zwischen Capulet und Paris schon im Anfange bringen und im Fortgange des Stückes bis zur mechanischen Verbindung damit, der eigentlichen Handlung immer nebenher laufen lassen mußte, ohne daß er sie als Contrast zu jener behandeln, und dadurch ideal und organisch damit verschmelzen konnte. Im Othello nun, um abermals auf diesen zurückzukommen, ist die Formel der Handlung: Weil Othello den Iago nicht zu seinem Lieutenant machte, mußte er seine Frau aus Eifersucht ermorden. Das ist ganz ungewöhnlich bei Shaf., wo der pragmatische Nexus mit dem idealen zusammenfällt, und die Causa movens stets die Leidenschaft selbst ist, deren normaler Krankheitsverlauf dem Stücke den Inhalt, und deren psychologische Erörterung ihm den geschlossenen Gehalt gibt. Wie die Formel steht, müßte Iago der Held sein. Um mich deutlicher zu machen: die Einheit, die man sonst bei Shaf. findet, würde vorhanden sein, wenn Othello, von Natur zu geschlechtlicher Eifersucht geneigt, den Iago eben aus eifersüchtiger Furcht nicht zu seinem Lieutenant machte, und dieser das Dasein jenes Junders in Othello benutzte, ihn und sein Glück in Flammen zu setzen, die Beide verzehren. Oder wenn Othello wirklich mit der Frau Iagos in unsittlichem Verhältnisse gestanden, wo denn jenes Motiv der Zurücksetzung wegfallen müßte. Shakespeare hat auch wirklich diese beiden Motive modifizirt, geschwächt und

sich gegenseitig schwächend nebeneinandergestellt, nämlich die bloße Zurücksetzung (nicht durch Eifersucht motivirt) und die bloße Möglichkeit eines bestandenen Verhältnisses zwischen Othello und Jago's Frau. Dadurch scheint Jago's Charakter etwas schielend zu werden, er rächt sich als beleidigter Stolzter, aber nicht zugleich wie ein Stolzter (denn sonst würde er Othello da verwunden wollen, wo er selbst am empfindlichsten, nämlich am Stolze); er rächt sich als Eifersüchtiger, aber nicht wie ein Eifersüchtiger, denn dann müßte seine Rache seine eigene Frau mittreffen. Wie er da ist, ist er eigentlich der Repräsentant der Intriguirsucht, einer Unterart des Stolzes. Denn man sieht, die Menschen als Schachfiguren zu regieren, und nur, um den Genuß seiner Ueberlegenheit zu haben, diese Lust ist die eigentliche Treiberin seines Handelns. Es scheint, daß eine jener beiden Motive macht er bloß dem Rodrigo weiß, das andere will er sich selbst weiß machen, so durch und durch Intriguant, daß er s. z. s. mechanisch die Künste, die bei Andern zu brauchen ihm zur Gewohnheit geworden, an sich selbst anwendet. Auch hier ist die Novelle einheitlicher; Jago ist in derselben in die Desdemona verliebt, also auch sein Thun Eifersucht; es gibt dieses einen schönen Contrast: der eifersüchtige Wüstling, der eifersüchtige Ehrenmann; hier die blickschärfende u. prattischmachende, dort die blickumnebelnde, bethörende Eigenschaft, die die Eifersucht wie alle Leidenschaften besitzt. Aber bei allen diesen Behandlungsweisen war, fürchte ich, die wundervolle Gestalt der Desdemona nicht möglich, oder sie stand zu sehr außerhalb des Stückes; darum verdanke ich es Shak. nicht, sich auf der einen Seite aufgegeben zu haben, um sich auf der andern doppelt wieder zu gewinnen.

Aber — der Brief wird ein Buch, wenn ich so fort schreibe. Ich mache mir daher selber einen Schlag-

baum, indem ich plötzlich einlenkte in 1000 Grüße von
Haus zu Haus und Sie bitte, mir gut zu bleiben,
Ihrem herzlich ergebene
Otto Ludwig.

Sie sehen, ich weiß mich zu behandeln und am
Schopfe zu packen zu rechter Zeit. Und da, lange
Postskripte zu machen, keine von den Seiten, wo ich
stark in der Schwäche bin, nur noch das Avertissement,
daß ich einen Knopf von Ihnen habe, den ich, mit
oder ohne Ihre Erlaubniß zu behalten denke. Ich
habe Ihnen denselben keineswegs nach Art eines re-
liquiendürstigen Liebhabers heimlich vom Obergewande
abtrennt — was ich, um unnöthiger Eifersucht vorzu-
bauen, Ihrer Frau Gemalin vorsichtig beizubringen
bitte, der ich herzlich danke, für das Andenken, welches
ich in Ihrer Handschrift besitze. — Doch kann ich den
Ruf eines unehrlichen Finders nicht abweisen. Meine
Frau ist durch ihre kleinen Teufelchen abgehalten
worden, meinen Sekretär zu machen; daher bittet sie
durch mich, ihrer freundlich zu gedenken. Behalten
Sie mich so lieb, als ich Sie. Noch Eins: Schreiben
Sie in diesen Tagen an Freitag, so, bitte, grüßen Sie
ihn herzlich von mir.

An Julian Schmidt

Dresden 12/7 57.

Lieber Freund, erschrecken Sie nicht darüber, daß
Sie schon wieder mit einem Briefe von mir heimge-
sucht werden, ich gebe mir, indem ich beginne, die
Hand darauf, er soll nicht, wenigstens nicht viel über

Eine Seite lang werden. Welch ein wunderlicher Mensch ich bin, habe ich bei Gelegenheit Ihrer lieben Antwort wiederum gesehen. Ich war eben im Arbeiten begriffen, als diese bei mir ankam; ich enthüllte sie sogleich und mein erster Blick fiel auf die Zeile, die von Ihrem Vaterlande spricht. Nun weiß ich nicht was mich bewegen konnte, auf den Einfall zu gerathen, mein Scherzen über den nordostdeutschen Mann könne Sie verstimmt haben. Und doch, ich weiß es, mein Gewissen war mit im Spiele. Ich habe mich von Allem, was Kritiker hieß, entfernt gehalten, weniger, weil ein Kritikus ein Mann ist, der den Namen von uns, die wir uns so gern Poeten nennen, in seiner Gewalt hat, wo es denn allerdings sehr nahe läge, ein Entgegenkommen danach auszulegen,; als aus Rücksicht, auf die Unpartheilichkeit, die bei dem ehrlichsten Kritiker, dieweil er ein Mensch ist, leicht durch psychologische Einwirkung getrübt werden kann. Diese Rücksicht modifizierte auch den Ausdruck eines Gefühles in meinem Briefe, und ich fürchtete nun, es hinter zu ironisches Blattwerk versteckt zu haben; und nun plagte mich der Gedanke, Ihr freundliches Entgegenkommen verletzt zu haben, noch mehr der, daß ich nun in der einmal angestimmten Weise fortfahren und Sie noch mehr verletzen müßte. So sehr, daß ich Ihren Brief einschloß, den ich jetzt mit einer gewissen Selbstüberwindung wieder vornahm und nun erst durchlas. Und nun weiß ich nicht, ob ich Ihnen dies Geständniß eigentlich aus Freude über Ihren Brief gethan, oder um mich zu strafen, da mir die ausgeübte Selbstplagerei als zu geringe Strafe für meine Phantasterei erschien.

Was Sie über meine Interpretation des Erbförsters sagen, mag richtig sein, bis auf den Schluß und den verkehrten Gedanken, den Zufall absichtlich als mitspielende Person einzuführen; ich sage: es mag;

denn absichtlich habe ich nicht gefälscht. Dann ist's mit der Zusammendrängung, Stetigerhaltung und Steigerung der Handlung, die das Drama erfordert, eine mißliche Sache. Sie bringt uns leicht dazu, in den pragmatischen Zusammenhang Motive aufzunehmen, die den idealen aufheben; und das ist, glaube ich, mein Hauptfehler gewesen. Darum hat mich, seit ich mir darüber klar geworden bin, im Shakespeare durchaus nicht gestört, wenn er es mit dem pragmatischen Nexus zuweilen etwas leicht nimmt, weil mir scheint, als sei dies, wenigstens an den meisten Stellen, lediglich zu Gunsten des idealen Nexus geschehen, und zwar häufig, wenn nicht immer, mit Absicht.

Die Zweierleiheit der Zeitrechnung habe auch ich in vielen andern Sh. Werken, besonders im Cäsar, Richard II. gefunden. Interessant war mir mit seiner vorzugsweise idealen, Lessings realistische Behandlung von Raum und Zeit zu vergleichen. Z. B. schadet der hanebüchene Zufall in Romeo und Julia gar nichts, weil in den Reden kein Gewicht auf das Früher oder Später gelegt ist, während bei Lessing das Zufällige eben durch seine Bemühungen, es zu verstecken oder unschädlich zu machen, erst wichtig wird. Alle diese kleinen Behelfe, die zum Theile auch von der Zusammendrängung in Raum und Zeit zum Behufe der sogenannten Aristotelischen Einheiten herrühren, heben die wichtigere Einheit des Motives, d. h. den idealen Zusammenhang auf. Man könnte sagen, Emilia muß sterben, weil der Alte nicht abwartet, bis sie aus der Kirche kommt, und dergleichen sehr viel Anderes noch. So auch mit dem Briefe. Es scheint Lessing immer mehr darum zu thun, daß zu zeigen, daß er die Schwächen seiner Composition wohl kennt, als daß er die Stärken derselben poetisch wirksam machte. Bei Shakespeare dient oft ein Sprung in dem dramatischen pragmatischen Nexus, den idealen Zu-

sammenhang stärker herauszuheben, im eigentlichen Detail ergeht er sich oft bloß deshalb; manche Szenen haben bei ihm oft nur diesen Zweck. Zuweilen wiederum ist er trocken und abstrakt, benutzt die glänzendsten Wirkungen nicht, die in der Nähe liegen, ja sündigt gegen alle Illusion, wenn sie den idealen Nexus auch nur Einen Augenblick lang verdecken könnte, weil ihm immer an der Wirkung Alles, und an den Wirkungen gar nichts gelegen ist. Bei ihm ist alle Spannung allein an den großen idealen Nexus geknüpft, aller Gehalt nur auf ihn bezogen; die einzelnen Momente desselben sind diejenigen, in denen zugleich der ethisch-poetische und pathologisch-mimisch rhetorische oder schauspielerische Gehalt zur Geltung kommt. Damit dies möglich, mußten seine Probleme ethisch-psychologisch-er Natur sein. Was seine Figuren zu Rollen macht, und seine Stücke (im einzig richtigen Sinne des Wortes) zu (bühnengerechten) Bühnenstücken, läuft nicht etwa nur, wie meist bei unsern großen Dichtern dem Poetischen der Gestalten, der Sprache, und der Idee des Ganzen nebenher, sondern es enthält Beides in sich; vielmehr: eins ist das andere. Darin dünkt mir Shakespeares Größe hauptsächlich zu liegen, und aus diesem Grunde ist er mir im ächten Sinne des Wortes der idealste Dichter.

Aber davon genug.

Ich habe in diesen Tagen abermals die Widmung der Brautfahrt an den Capitain von Schanz gelesen, was ich oft thue, und mich herrlich daran delectirt. Diese zwei oder anderthalb Seiten sind mein Liebling; selbst die Szenen Pipenbrinks machen ihnen bei mir den Rang nicht streitig.

Ihre Bemerkung, daß das wenigst dramatische Volk den größten Dramatiker und das dramatischste keinen von großer Bedeutung hervorgebracht, spricht, wahr, wie sie ist, ein Problem aus, dessen Lösung

wenigstens in Gedanken zu versuchen, man nicht abweisen kann.

Schicken Sie mir doch ja, lieber Freund, wenn Sie mögen, und sobald Sie können Ihre „Geschichte der Romantik,“ (aber zum Behalten für längere Zeit), deren ich bis jetzt nicht habhaft werden konnte. W. Menzel im Literaturblatt hatte mich schon zu seiner Zeit begierig danach gemacht; Ihre eigene Meinung darüber machte mir sie noch interessanter. Und lassen Sie mich immerhin mehr davon lesen, als das über Othello Gesagte. Die Jugend muß ein Zuviel haben; was schon in der Jugend das rechte Maß hatte bringt die Zeit durch ihre abnutzende Kraft im Mannesalter unter dasselbe herunter; das jugendliche Zuviel dagegen wird am Manne zum rechten Maße. Und ich möchte die Geschichte Ihres Geistes kennen, zu der dies Buch ein wichtiger Beleg sein muß.

Ich erschrecke, welch übermäßig langer Briefschreiber, d. h. Schreiber übermäßig langer Briefe ich geworden bin, der bis jetzt sich in keiner Art menschlicher Betriebsamkeit so wenig ausschweifend erwiesen — weder was Zahl, noch was Größe betrifft — als in der edeln Brieffschreiberei. Schicken Sie nur Ihr Buch Ohne, d. h. ohne Brief; damit ich mich nicht auch noch der Verführung zu dem Laster, dem ich fröhne, anklagen muß.

Sie erwähnen auch der Erzählungen von mir, die jetzt bei Meidinger gedruckt werden; sonst würde ich von ihnen geschwiegen haben, da nicht viel Gutes davon zu sagen ist. Die eine davon „Die Heiterethei“ betitelt, hat schon vor einigen Jahren im Feuilleton der Cölner Zeitung gestanden. Ich war eben im tiefsten vergleichenden Studium Shakespeares und der andern berühmten Tragiker, als ich etwas schreiben mußte.

Wollte ich nicht alle Frucht meines Studiums ver-

lieren, und der bereits darauf verwendeten Zeit, so mußte ich die Geschichte gewissermaßen ohne mein Wissen, hinter meinen Rücken schreiben. Etwas von Ihrem Einflusse werden Sie übrigens auch in der Heiterethei finden, die Schilderung der heilsamen Macht der Arbeit. Die andere Geschichte zeigt im Zusammenfallen des idealen und pragmatischen Nexus, wie dieses mir damals als Resultat meiner Untersuchungen aufging, den Einfluß jenes Studiums, das Ganze ist komisch gewandt, aber ich denke, sein Schicksal bei dem Publikum wird ein tragisches werden. Abgesehen von dieser Erzählung selbst, die einen flüchtigen Einfall allzu flüchtig ausführt; mir scheint, als ob das Komische, wie das Tragische jenes Zusammenfallen verlangte das letztere wenigstens auch nichts durch dasselbe verliere.

Meine Frau und ich grüßen Ihre liebe Frau und Sie herzlichst, auch meine kleinen Teufelchen Onkel und Tante Schmidt, deren Sie sich noch gut erinnern.

13t. September 57.

Jetzt, da ich diesen Brief monatelang zurückgehalten, um der Schreibwuth, die mich zu befallen drohte, zu Ihrer Schonung energischen Einhalt zu thun, sollte ich ihn wohl in meiner Mappe begraben liegen lassen; Sie werden Ihren Brief vergessen haben, d. h. seinen Inhalt und die Beziehungen darauf Ihnen aus den Wolken zu fallen scheinen; aber dieser Nachtheil ist ein Fluch, der mehr oder weniger schwerer oder leichter auf allem brieflichen Verkehre ruht; darum mag die Taube immerhin fliegen, der Stoßseuffer wird desto nothwendiger klingen, den ich der ungeduligen noch an den Schwanz binde: möchten wir uns näher wohnen! Die Masse dessen, worüber ich mich mit Ihnen und dadurch mit mir verständigen

möchte, läßt sich brieflich nicht handhaben. — Nun aber diesmal auch nichts weiter, als die besten Wünsche für Ihrer beiden Gesundheit u. Heiterkeit, und den für mich, daß Sie mir gut bleiben mögen.

Herzlich ergeben
Otto Ludwig.

26

An Emanuel Geibel

Mein innig verehrter Freund.

Es war meine große Sorge, Ihre Theilnahme für mich, die Ihr letzter Vorschlag wieder so deutlich bewies, könnte, wenn irgend etwas davon verlautete, zu ähnlichen Verdrehungen Anlaß geben, als, mit noch weniger scheinbarem Grunde bereits, wie Sie mir schreiben, aufgetaucht sind. Es beruhigte mich einigermaßen, daß Sie den Mitrichtern offen darlegen wollten, das Stück sei zu spät eingetroffen. Dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß mir die neue Wendung eine Herzenserleichterung gibt, von der ich nur wünschte sie habe einen anderen Grund.

Meine nächste dramatische Arbeit Ihrem Könige zu senden, war, wie Sie sich vielleicht noch aus einem früheren Briefe entsinnen können, ohnehin von Anfang meine Absicht; und auch, dem Vorschlage folgend, den mir Ihr voriger lieber Brief brachte, dachte ich mehr an Darlegung meiner Pietät für Ihren König und darin an Ihren Wunsch, als an die Möglichkeit des Preises. Aber bei allen Vorzügen des neuen Weges, den Sie mir zeigen, würde man nicht hintennach finden können, wenn man wollte, daß der Richterspruch nur darum verschoben worden sei, um meine Verspätung unschädlich zu machen?

Hier nahm ich ein ander Blatt in die Hand, weil es mich trieb, Ihnen wenigstens über einen Theil Ihrer Gedichte etwas näher Eingehendes zu sagen; was ich niederschrieb, ist aber nicht geworden, was ich niederschreiben wollte; und nun fällt mir ein, ein längeres Ausbleiben meiner Antwort könne trotz der Recommendation Ihnen die Besorgniß erregen, Ihr lieber Brief sei gar nicht bei mir angekommen.

Ich lege deßhalb das Blatt noch beiseite und verschiebe auch noch Manches, was dieser Brief enthalten sollte, auf eine andere Zeit. Nur darf ich nicht vergessen, daß Sie meiner Frau keine größere Freude machen und mehr Dank verdienen, als durch Ihre Versicherung, ihr Gruß habe Sie erfreut. Die Saite, die nun zu nah liegt, und die ich mich fürchte, anzuschlagen, bleibe unberührt; diejenigen Ihrer Gedichte, in denen Ihr Ton zittert, lesen wir zuweilen zusammen und fühlen, daß dies, wenn auch ein verklärter, doch ein ewiger Schmerz ist, der auch von den Mitfühlenden durch Schweigen heilig gehalten werden muß. —

Mich drängt es schon seit Jahren, Ihnen auch anders zu begegnen, als durch diese schwarzen todten Botengänger. Vor noch längerer Zeit schon, eh' ich in Ihnen einen stärkeren Magnet dort fühlte, lockte mich, was ich von dem Kunsttreiben und Kunstbesitz Münchens hörte, dahin; nur der böse Ruf seines Klimas hielt und hält mich ab, diese Stadt auch zu meinem Aufenthaltsorte zu machen. In Dresden hält mich eigentlich außer der Gallerie und Auerbach, der sich übrigens nicht selten auch nicht hier gefällt, Wenig oder Nichts. In Nürnberg, wo noch ein Stück jener Zeit lebendig ist, die mich immer vor allen anzog, wäre ich Ihnen schon um ein gutes Stück näher, noch näher in Augsburg, das mir Auerbach nicht reizend genug beschreiben kann.

Aber ich falle meiner rechten Hand mit der linken in den Fûgel und erlaube ihr nur noch die Bitte niederzuschreiben, daß Sie nur halb so gut bleiben mögen, als ich Sie liebe und verehere,—

Dresden am 28. August
1857.

Ihrem
Otto Ludwig.

27

An Julian Schmidt

Endlich, lieber Freund, wieder ein Lebenszeichen von mir.

Ich kann Ihnen nicht schreiben, ohne von dem zu reden, was mir die höchste Angelegenheit meines Lebens, nämlich von meinem Suchen nach einer tragischen Kunst, die unsere Nation nicht noch ungesunder macht, als sie schon ist, vielmehr, was sie als Kunst beitragen kann, beiträgt, ihr zu einer Gesundheit der Lebensanschauung zu verhelfen, aus der, was irgend eine Nation zu sein sich wünschen kann oder soll, allein organisch hervormachsen kann. Daher kommt es, daß ich so lange schwieg, so viele und gerechte Veranlassung ich haben mochte — eine große, dringende gaben Sie mir mit Ihrer Kritik der „Thüringer Naturen“ und der freundlichen Zusendung derselben — Ihnen zu schreiben. Ich sage jetzt, diese Kritik betreffend, nur, daß ich meine Freude darüber eingestehen will, auch, daß ich mich wohlweislich abgehalten habe, genauer nachzusehen, was oder wieviel davon ich Ihrer freundlichen Theilnahme und wieviel dem Verdienste der Arbeit selbst auf Rechnung zu schreiben habe; wiewohl das eine mir ebenso erfreulich sein muß als das andere. Aber ich wollte ja sagen, was jenes mein Suchen für Schuld hat an der Verzögerung

eines Briefleins. Ich fühlte nämlich selbst, daß meine Resultate noch nicht feststanden, daß ich in die Nothwendigkeit gerathen könnte, später zu widerrufen, was ich aufstellen würde. Nun bin ich endlich so weit, und da ich Ihnen einen so großen Theil der Anregung zu den betreffenden Untersuchungen und auch des Muthes zu danken habe, der sie mich trotz hundertfacher innerer und äußerer Hindernisse vollenden ließ, müssen Sie der Erste sein, dem ich davon sage.

Aber um Gotteswillen! meinen Sie nicht, daß ich denke, etwa der Columbus dieses Drama zu sein. Ich habe große Ursache zu glauben, daß Sie und mancher Andre noch, bereits Colonien in dem Welttheile besitzen, den ich nun zuerst mit meinen Augen sehe. Mit meinen Augen; ich bin einer jener armen Teufel, die nicht mit fremden Augen sehen können, für die kein Teleskop, kein Vergrößerungsglas u. s. w. erfunden ist, nicht aus Anmaßung, wahrlich nicht! nur aus Beschränktheit. Der Gang meiner Untersuchung war wunderbar genug und Sie müssen, hätten Sie mir zusehen können, über jeden Schritt gelächelt haben, und gewiß nicht ohne Grund. Was mir einen Lichtschein zu geben und so den richtigen Weg anzuzeigen schien, mußte ich erst praktisch versuchen, und nur was ich gemacht hatte — oder gemacht zu haben dachte, denn ohne mannigfaltigen Irrthum ging es natürlich nicht ab — das wußte ich; nur was ich gegriffen hatte, sah ich; des Heilands Wunden existiren auch mir, wie jenem Thomas, erst, wenn ich meine Finger darein gelegt habe; nicht weil ich unglaublich wäre, sondern weil ich das Bedürfniß habe, nur mit ganzer Seele und mit allen meinen Sinnen zu glauben. Sie werden lachen, wenn die Maus hervorspringt, die diese Nachwehen verursacht hat; Sie werden sagen: guter Freund, so geht es Jedem, der dergleichen Untersuchungen vornimmt, ohne des Werkzeugs, welches man abstraktes Denken

nennt, habhaft oder mächtig zu sein. Das ist wahr; darum kann ich nichts für Andere lernen, so wenig als von Andern, sondern nur von mir und für mich; weil ich das nicht weiß, was ich nicht erst kann, und meiner Natur der Weg durch das Können zum Wissen ein leichter ist, als der den Meisten der leichtere, der vom Wissen zum Können.

Aber ich komme zur Sache; ich verzichte darauf, was ich zu sagen habe, in irgend einen Zusammenhang zu bringen; ich gebe es Ihnen nur in einzelnen Sätzen, die aber für mich Erfahrungssätze sind. Daß sie mit der Shakespearischen Praxis übereinstimmen, auch vielfältig mit dem, was ich von Ihren Gedanken über die Sache weiß, darf Sie nicht wundern; denn aus Beiden kamen mir die schon bewegten Lichtscheine, und mein Weg war nur nöthig, um was Andern schon aus der bloßen Formel als helles Licht entgegenglänzt, mir nach meiner Weise klar und fruchtbar zu machen.

Zuerst einiges Allgemeine, dann Spezielles, die historische Tragödie betreffend. Vorher noch die Bemerkung, daß ich in meiner Untersuchung die drei Faktoren des dramatischen Lebens, Publikum, Schauspieler, Dichter, mir getrennt habe, weil ich glaube, daß in der Einordnung der Ansprüche dieser drei wie in einen organischen Staat, wo jeder Theil durch Hingabe von soviel, daß die andern mit gleichem Rechte neben ihm bestehen können, unendlich mehr gewinnt als er hingab, allein das wahre Drama bestehe.

Gegenstand des Drama: der stylisirte gemeine Weltlauf. Das „So geht's“ des Volksliedes, z. B.

So geht's, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
's thut wunderfelten gut.

Das Erste ist, daß der Dichter in der Novelle oder Historie den Typus sieht. In der Geschichte gehen immer mehrere Typen nebeneinander her, durchkreuzen sich wohl, und verbinden sich durch tausend

Fäden. Der Dichter hat einen einzigen Typus herauszunehmen, alle Seitenwurzeln abzuschneiden, ihn vollständig von vorn, von hinten und nach allen Seiten abzuschließen und zu isoliren und dann den vollständigen Verlauf des Typus vor unser körperliches und geistiges Auge zu bringen, d. h. von dem absoluten Anfang zu beginnen und mit dem absoluten Ende zu schließen. Das Ganze muß alle seine wesentlichen Ursachen und Wirkungen in sich selber haben.

Das Epische der Begebenheit wird durch das Moment der Absicht zum Dramatischen, zur Handlung. Der sogenannte Zufall im Drama ist nichts Anderes — und deshalb aus keinem andern wesentlichen Grunde zu vermeiden — als eine Lücke in der Kette, eine Naturwirkung, die nicht durch Absicht dramatisch gemacht ist, das Hereinwirken von etwas, das dem Typus fremd.

Solchergestalt der ganze Vorgang ein Typus, daraus folgt, daß auch die Charaktere typisch sein müssen. Sie müssen individuell erscheinen durch einen großen Reichthum von Merkmalen; sie erscheinen aber nur so, weil die sämtlichen Merkmale solche sind, die eben nur diesem Typus zukommen. Was sie nun zu Individuen zu machen scheint, ist in der That eben nur das, was sie zu Typen macht. Ebenso ist der ganze Vorgang nur aus Momenten zusammengesetzt, die typisch sind, d. h. zu diesem Typus gehörig — wenigstens nur die typischen als wesentlich hervorgehoben — so daß auch er dadurch individuell (Anekdote) erscheint, wodurch er in der That eben nur ein Typus ist (ein Schicksal).

Dieser Typus ist nun wohl dasselbe, was Sie „die Regel“ nennen.

Die einzelnen Gespräche werden nun wiederum Typen, die eben darum individuell erscheinen; Beispiele fast alle Shakesp. Gespräche, bei Schiller Wallensteins Szene mit Wrangel, welche eben darum

so aus dem ganzen Stücke herausfällt, weil alle andern Gespräche, wie Charakter und der ganze Verlauf bloß individuell sind, oder, wenn typisch, mit dem Ganzen im Verhältnisse des Widerspruchs, im bessern Falle in dem des willkürlich Eingelegtseins stehen. Besonders die Geldleihzene im Kaufmann. So auch ein Typus des Suchens nach einer Person, des Gehabens von Menschen, die den Unbilden eines Sturmes ausgesetzt sind u. s. w. im Anfang des dritten Aktes vom König Lear.

Diese Art der typischen Behandlung, wo wir — wie Goethe so schön sagt — die Wahrheit des Lebens (und, was ich hinzusetze: dasjenige, wovon der Dichter will, daß wir es wissen) erfahren, wir wissen nicht wie, ist auch das beste Mittel für den Dichter, seine tiefste Absichtlichkeit an jeder Stelle mit dem Schein völliger Unabsichtlichkeit des Ganzen zu verhüllen. Der Instinkt hat mir in dieser Beziehung in meinem Erbförster nicht geschwiegen, aber ich legte dies scheinbar Zufällige in den Nexus anstatt es bloß in die Wendungen des Dialogs und äußern Details zu legen, was ein Capitalfehler war.

Dazu kommen im Dialoge noch einzelne typische Züge — vergebens sich auf etwas besinnen u. s. w. die dem Ganzen noch die äußerste Haut künstlerisch reproduzierter Wirklichkeit umziehen. Künstlerisch reproduzierter Wirklichkeit; denn der Schein gemeiner Wirklichkeit muß überall gemieden sein.

Also der Vorgang selbst = ein Typus des gemeinen Weltlaufes.

Die Charaktere = Menschentypen, Typen der Menschennatur.

Die Szenen = Typen des Weltverkehrs oder eigtl. Menschenverkehrs.

Alle Züge = typische.

Ort und Zeit nur ideal behandelt, nie individueller Ort und individuelle Zeit mitspielend. D. h. daß vom

Früher- oder Späterkommen einer Person dahin oder dorthin etwas abhinge, wie oft in der Emilia Galotti; wo die sogenannten Einheiten Lessing zwangen.

Dadurch wird nebst vielem Andern die ächte Popularität erreicht; der Zuschauer braucht keinen vermittelten Maßstab; er mißt die Personen und Dinge des Dramas mit dem Maßstabe, den er aus dem Leben mit in's Theater bringt; hier ist gut, schön, häßlich, recht, unrecht, was er dort so nennt. „Solche Menschen, solches Thun führte zu bösem Ende,“ hier wie dort.

Der Zuschauer sieht einen Menschen ein Wagniß beginnen, was mißlingen muß. Er sieht einen Starken sich gegen etwas Stärkeres auflehnen. Die Kühnheit des Starken — der Leidenschaft — imponirt uns, sein Leiden gewinnt unser Mitleid; aber wir nehmen nicht mit ihm Partei, wir billigen sein Wagniß nicht. Das Stärkere, daran der kühne Wager zu Grunde geht, darf aber nicht durch Reflexion zerbröckelt werden. Es ist ein Gegebenes und seine Stärke als solches ist das Wesentliche; der Dichter muß unsere Aufmerksamkeit ja nicht auf sein Recht oder Unrecht hinleiten, denn dann hört die Poesie auf; unser Verstand ist auf Unkosten der übrigen Vermögen herausgefordert, die Personen und ihr Schicksal werden Nebensache und uns liegt mehr daran, wer Recht hat, als wer Recht behält. Unser Interesse wird auf einen poesiefremden Boden gelockt. Der Starke und der Stärkere interessieren uns ästhetisch und poetisch. Das moralische Gefühl verliert nichts dabei, denn ist der Streit des Helden mit dem Gewissen, so ist das Gewissen das Stärkere; es siegt in der Tragödie nicht sowohl als das, welches mehr Recht, denn als das, was mehr Gewalt hat. Und alles Reflektiren über Recht und Unrecht des Starken gegen das Stärkere und umgekehrt, wird in diesem Falle das moralische Gefühl eher

beleidigen, oder, was schlimmer, irre machen. Ein Beispiel dazu ist Franz, selbst Carl Moor. Das Dämonische würde überdies der Tragödie verloren gehen, wenn nicht alle Poesie, wenn der Streit der Gesichtspunkte die Hauptsache wäre, der sich doch in einem Drama nicht erledigen läßt. Das Drama des Dichters würde die bloße These sein, und nach dem Ende ginge erst das eigentliche Interesse an, das eigentliche Drama, die Disputation darüber. Man sieht daher wohl, daß die aesthetische Herrn Philosophen mehr in ihrem als der Kunst Interesse den Streit Gleichberechtigter zur Aufgabe des tragischen Dichters machen wollen; denn darin liefert er ihnen eine Aufgabe.

So in Shakespeares Praxis: Selbst im Jul. Cäsar machen Brutus und Cassius in der Freiheit, dem Gegenstande ihrer Leidenschaft, kein Recht, kein sittliches Moment geltend, kein Menschenrecht, sondern einen Menschentrieb; den Trieb mannhafter Naturen — und solche wollen sie sein, nicht Besiznehmer eines Rechtes, das ihnen gehört, nur eines Besizes, den sie begehren.

Ein Mensch, stark durch Leidenschaft, fordert ein Bestehendes heraus, das stärker als er, welche Ueberlegenheit er weiß und, wenn auch nur schweigend, anerkennt.

Das eigentliche Centrum der Tragödie bei Shakespeare ist ein praktischer Widerspruch innerhalb des Helden selbst, NB. nicht allein das tragische, sondern auch das Schauspielerische. Goethe hat das wohl erkannt, aber nicht zu handhaben gewußt. Ein allgemein menschlicher Trieb im Helden setzt ihm eine Aufgabe, die seinem individuellen Charakter widerspricht, und an welcher er daher zu Grunde gehen muß. Wenn Brutus eine harte Natur wäre, wie die Aufgabe ist, die er sich stellt, so müßte Antonius sterben, und der erste Mord fände keinen Rächer. Im Cassius

ist ebenfalls ein solcher tragischer Widerspruch: beim Ausschlagen gegen jede Bestimmung durch fremde Gewalt, das freiwillige Unterordnen unter den sanften Brutus. Zugleich gibt dieser scheinbare Widerspruch den Charaktern einen wunderbaren Gehalt und Wahrheit. Goethe zerlegt umgekehrt oft Einen Menschen in zwei poetische Gestalten, Faust — Mephisto, Clavigo — Carlos u. s. w. Bei Schiller finden wir dagegen oft einen absoluten Widerspruch; nicht zwei widerstrebende, kämpfende Gewalten in einem Menschen, sondern zwei in der That verschiedene Menschen, die nur unter einem Namen gehen. So besonders im Wallenstein, wo der Rühmunggreifende nicht etwa mit dem resignirten Philosophen, der tragische Held mit dem vollkommenen Charakter (welche beide Paare aber auch gar nicht in Einem Menschen beisammen sein können) im Kampfe steht, sondern wo Beide abwechseln und wir zwei verschiedene Menschen sehen, einmal den, einmal den, welche uns gleichwohl der Dichter für Einen aufhängen will. Einmal sehen wir einen Stolzen, Ehrgeizigen, Herrschsüchtigen, der seine Generale durch kleine Künste fangen läßt für sein Interesse (z. B. Buttler durch den Brief, Isolani durch Bezahlung seiner Schulden, ferner die Clausel) und der fuchsartig genug ist, seinen gefährlichen Briefwechsel durch zwei Creaturen führen zu lassen, damit im schlimmsten Falle diese in der Schlinge hängen bleiben. Dann kommt einer, den seine Freunde schändlich verlassen, deren uneigennütziger Wohlthäter er gewesen und sagt: Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet. Und dieser gibt sich für jenen aus. Wäre dieser Antoninus Pius wirklich jener Fuchs, erwürde wohl wissen, daß er nie auf Dank gerechnet hat. Und er würde, der Stolz auf seinen Verstand, der Niemand über sich gelten lassen will, knirschen, daß er sich von denen betrügen lassen, die seiner Meinung nach so tief unter ihm stehen. Ab-

gesehen davon, wie das hereingeliehene Hamletsproblem, mit dem Wallenstein zusammenklingt, der der Mann sein mußte, der die Gelegenheit nie bei ihrem Stirnhaar zu ergreifen verfehlte, um aus einem bloßen Edelmann ein Kaiser neben dem Kaiser zu werden. Also dieser Wallenstein war vor dem Momente, wo das Stück beginnt, ein Anderer, als im Stücke und in diesem selber ist er wieder ein doppelter. O wunderbarer dreigestaltiger Wallenstein!

Bei Shafespeare ist jederzeit das ganze Stück nur eine contrapunktische Durchführung jenes Widerspruchs als Thema; jener Widerspruch ist der Charakter des Helden und das ganze Stück. So im Hamlet der Trieb der Rache und die Unlustscheue, die Thatenflucht. Er soll eine beherzte That thun; er kann philosophiren, witzeln, beredt sein, er kann alles mögliche, nur das eine nicht, was er können soll. Die Anläufe, die er nimmt zu der That, werden zum Neze, womit er sich selber umgarnt und welches ihn zuletzt zwingt, die That zu thun, wo sie zu spät kommt, der Minirer, der sich selbst untergräbt. (Beiläufig das Problem des Wallenstein ist durchaus dasselbe — nur an ganz unrechter Stelle; eine Mischung von Macbeth darin, die durchaus nicht damit zusammengeht.) Dann König Lear, der Herrschsüchtige, der sich die Aufgabe stellt, nicht zu herrschen, eine Aufgabe, zu der jede andere Charakterart besser paßt, als eben die Herrschsucht. Indem er als Abhängiger noch immer herrschen will, gibt er der Bosheit willkommenen Vorwand, ihn zu verderben. Der Mann, der ein Gewissen hat, wie Macbeth, unternimmt, was nur ein Mensch ohne Gewissen glücklich durchführen könnte. Nun läuft neben diesem Widerspruche, aus dem das tragische Leiden fließt, welches daher immer noch aussieht, wie ein Handeln, wie das Handeln ein Leiden erschien, bei Shafespeare stets noch ein äußerer Nexus, der aber aus jenem entspringt.

Der Held begeht in Folge dieses Leidens oder im Verlaufe desselben, wie Macbeth, eine Blutschuld, die dann seinen Tod herbeiführt. So Romeo, so Brutus, so Hamlet; eine Schuld, geringer als Blutschuld, hat einen unblutigen Tod zur Folge = Lear, Timon.

Goethe hat in einigen Stücken zwar dies tragisch-schauspielerische Material beschafft, aber es schauspielerisch und tragisch nicht ausgenutzt. So ist im Egmont der Widerspruch zwischen seiner politischen Aufgabe und seinem sanguinischen Naturell; im Tasso ähnlich. Man sieht wohl im Egmont, daß er sein Thema öfter wieder bringt, am nachdrücklichsten nach Draniens Abgange; erst die Besorgniß, dann das Abschütteln des fremden Tropfens. Aber der Tropfen sollte in seinem eigenen Blute sein, der allgemein menschliche Antriebe der Vorsicht im fortwährenden Kampfe mit seinem entgegenstehenden Naturell stehen und dieser Kampf die Lehre, der Charakter und das ganze Stück sein. Seine Aufgabe ist eine, die äußerste Vorsicht erfordert, wenn er nicht untergehen soll, aber er hat mannigfaltige schöne und glückliche Eigenschaften, er kann Alles, nur nicht, was er können soll, um nicht unterzugehen. Die verlorenste Reprise des Themas ist, wo sein Schreiber ihm den Warnungsbrief des spanischen Freundes resumirt. Aber man sieht doch, was Goethe wollte, und daß es das war, was er im Shakespeare gefunden.

In der Maria Stuart ist eine solche Szene, wo die Maria der Elisabeth gegenüber gar wohl weiß, was sie thun müßte, aber es nicht thun kann. Wäre das Thema des ganzen Stückes in Maria die feine Politikerin mit einem Weibe zusammen, das in der Gewalt ihrer Affekte ist, so würde Charakter, Tragik und Alles gewonnen haben, so aber erscheint diese Szene, wie die meisten Schiller'schen Effekte der Art

eben nur ein willkürlich und ohne irgend eine Nothwendigkeit eingelegter theatralischer Effect.

In Bezug auf Ihre Einleitung zu der Heiterheitskritik gebe ich Ihnen darin völlig recht, daß die Bildungsstufe durchaus kein Motiv zur Schuld geben darf, daß diese durchaus nur eine Zulassungsfünde der praktischen Vernunft, wenn auch eine That der Leidenschaft sein muß, die nicht einmal mittelbar von der Bildungsstufe abhängen darf; daß, wie ich schon oben gesagt, der Wagende weiß, daß er ein Wagestück begehrt, und daß er durchaus nicht glauben darf, das Rechte zu thun. Um auch eine Formel zu machen, der tragische Held weiß, was er soll, er thut, was er mag und leidet, was er muß. Der Dichter darf hier nicht einmal einen falschen Schein entstehen lassen, wie ich es in meinem Erbsförster that, wo die Sophistik der Leidenschaft ohne die Ironie des Dichters steht. Vor Jahren traf ich einmal einen hiesigen Postsecretair, der mir erzählte, er besitze das Buch, und, darüber redend, die Einwendung machte: der Erbsförster habe aber doch nicht recht. Ich meinte erst, der Mann wolle mit mir spaßen, daß er mit so feierlichem Ernste als einen Fund seines Nachdenkens ankündigte, wovon ich meinte, es verstehe sich von selbst. Wie ich dann im Shakespeare fand, besonders im Macbeth, wie ängstlich klar er in solchen Fällen zu Werke geht, gelobte ich mir, künftighin lieber zu deutlich zu werden. Aber für diesmal davon genug. Das nächstemal von der historischen Tragödie. Mir ist zunächst darum zu thun, zu wissen, wie Sie mit dem zufrieden sind, was in diesem Briefe steht. Und dies ist ein so wichtiger Grund meiner Mittheilung, daß ich ihn in der Einleitung dazu nicht hätte vergessen sollen, die, wie ich jetzt beim Durchlesen gefunden, ganz anders aussieht, als sie aussehen sollte. Ich dachte aber vorher nicht über das nach, was ich Ihnen schreiben wollte, weil

ich mich gut genug kenne, um zu wissen, daß dann aus dem Schreiben gar nichts geworden wäre. Und hätte ich ein Concept gemacht, so wäre es nicht abgeschrieben worden. Drum, lieber Freund, sein Sie nachsichtig und nehmen mich wie ich bin, selber im Concept. Einen Aufsatz, von dem ich unser'm Freunde Freitag schrieb, daß ich ihn bald an Sie schicken würde, habe ich auch liegen lassen; er klingt, so weit er fertig, verdammt arrogant, obgleich ich mir bewußt bin, daß nur eifrige Ehrlichkeit mir ihn diktiert hat.

Ei, lieber Freund, wo ist denn die Geschichte der Romantik geblieben? und die Geschichte der französischen Literatur, die Sie mir freiwillig zu senden versprochen? Nun erscheint, wie ich angezeigt las, wieder eine neue Auflage zu Ihrer deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Sie wußten, daß ich mir die erste Auflage angeschafft hatte und arbeiteten die zweite aus reiner Bosheit um, damit ich betrogen sei. Sie können das wieder gut machen, soweit solche Sünde wieder gut zu machen ist. Dachten Sie noch, mir die französische zu schicken, so tauschen Sie diese mit der deutschen um. Doch nicht, wie ich will, sondern u. s. w.

Und nun wäre es wohl Zeit zu fragen, wie Sie sich befinden, wie Ihre liebe Frau, an die meiner Frau und meine herzlichsten Grüße. Wir befinden uns leidlich — aber das ist eine leidige Höflichkeitsformel, auf solche Leute berechnet, die es uns übel nehmen, wenn wir uns wohl befinden. Darum, da Sie nicht unter diese gehören, wir befinden uns ganz gut und haben unsere große Freude an einem kleinen Mädchen — Gott gebe, daß es nicht einmal umgekehrt der Fall wird, d. h. kleine Freude an einem großen Mädchen —, das nun ein Vierteljahr alt und auch schon geimpft ist; auch die beiden größer'n Teufelchen sind auf dem Zeuge und machen uns Freude, Schrecken und Aerger, alles in einem Athem; auch diese grüßen

den Onkel und die Tante Schmidt; ob sie wirklich wissen, wen sie damit meinen, will ich dahingestellt sein lassen, und es wäre recht schön, wenn Sie einmal wieder hierherkämen, Ihr Gedächtniß aufzufrischen. Und nun noch ein herzlich Lebewohl; bleiben Sie mir gut, wie Ihnen

Ihr

Otto Ludwig.

Dresden, 14 September oder wenigstens daherum,
No 1858.

28

An Julian Schmidt

Herzlichsten Dank, lieber Freund, für Ihr schönes Geschenk!

Ich hatte es schon einige Tage lang, ehe ich dessen ganzen Werth für mich erfuhr. Nach meiner Weise, wie — doch sans comparaison — die Katzen mit den Mäusen thun, erst mit einem guten Bissen zu spielen, bevor ich ihn verzehre, nahm ich mir erst das aus dem Buche, was ohne Hülfe von Messer oder Scheere zu erlangen war; und da schon hatte ich öfter die Empfindung, als wäre das Buch in meiner Hand eigentlich ein gedruckter Brief und zwar eine Antwort von Ihnen auf mein Letztes — wie die Kaufleute sagen — an Sie. Hatte ich doch eine Analogie zur Hand. In dem Feste, worin ich die Resultate meines vergleichenden Studiums Shakespeares, Goethes, Schillers u. s. w. und anderes dahin Einschlagende, wie es mir eben kommt, niederschreibe, sind ganze Seiten, die „lieber Freund“ überschrieben und mit meinem Namen und beliebigem Datum beschloffen, als Briefe an Sie auf die Post gegeben werden könnten. Wie ich nun ganz zufällig einmal noch nicht aufgeschnittene Blätter

auseinander bog und dazwischen spähte, fand ich die Bestätigung meines Gefühles.

Lieber Freund, ich weiß es, die Worte sind matt, die Sie hier lesen; und zwar, ich muß es gestehen, durch eine Gewalt, die ich mir anthue; wie ein Kind wohl seinen geflügelten Gedanken mit fast geschlossenen Beinen folgt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Die Freude über Ihre liebende Theilnahme, die in der Widmung spricht, könnte aussehen wie eine Acceptation dessen, was sie darin ausspricht. — Lieber Freund, sähen Sie, was ich zu zeigen mich schäme, sie würden Ihre Absicht über Erwarten erreicht sehen. Sie haben mich erfreut und ermuthigt, wie es mir selten in meinem Leben geschehen ist. Doch glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen für die Ehrlichkeit Ihres Tadel's in meinem Herzen jemals weniger danke.

Dies Papier soll sein wie ein Glas, aus dem nur Ein Toast getrunken wird; darum sei hier geschlossen. Auch über das Buch selbst will ich hier nichts weiter sagen, als daß Ihnen gelungen ist, nach Feststellung des verhältnißmäßigen Werthes, Schillers Gestalt aus Ihren theilweise widerstrebenden Bedingungen und zwar fast nur mit von ihm selbst beschafften Materiale — darum nur schwieriger, doch auch glücklicher — so schön und achtungsgebietend ihm nachzubauen, daß den meisten unbedingten Verehrern des großen Mannes, wenn sie sehen könnten, das phrasenhafte Ding, welches sie als sein Bild auf den Altar ihres Herzens gestellt, als eine Karrikatur dagegen erscheinen müßte.

Meine Frau grüßt Sie herzlichst, wir Beide Ihre liebe Frau, die wir, wie Sie, nur zu kurze Zeit sahen und sprachen. Auch meine Teufelchen wollen erwähnt sein.

Bleiben Sie gut, lieber Freund,

Dresden, Pillnitzerstraße No 35B

29 October 1859.

Ihrem

Otto Ludwig.

An Julian Schmidt

Lieber Freund, ich überzeuge mich immermehr, daß es für das poetische Drama nur zwei Compositionsarten gibt, die des Sophokles und die Shakespeares. Beide sind sich übrigens innerlich weit näher verwandt, als der erste Blick auf beide glauben mag. In beiden ist Darstellung einer Handlung Darstellung des handelnden Menschen, oder wie man gewöhnlich sagt, der Charakter die Hauptsache. Der Vorgang ist ein innerlicher und das Äußere schließt sich darum wie der Körper um die Seele. Anders ist es in der Lessing- oder französischen Form; hier ist die Maschinerie, der Mechanismus das eigentliche Stück, während er dort Nebensache ist; diese geht mehr auf das Kunststück aus, während jene auf das Kunstwerk. Hier ist es weniger die Poesie oder die Weisheit des Dichters, die wird vergessen, indem wir sie fühlen, hier ist es mehr seine Geschicklichkeit, die uns Anerkennung abnöthigt. Lessing vergleicht einmal bezeichnend genug das Drama einer Maschine und sagt davon, diejenige sei die beste, die am wenigsten Räder habe. Damit war eigentlich der Vorzug der poetischen Form zugestanden, denn diese braucht gar keine Räder; in ihr thut die Naturkraft, was dort Maschinen thun müssen; sie ist ein lebendiger Strom, während jene ein Kunstkanal mit Schleußen ist. Aber wir wollen auch Lessing nicht aufbürden, daß er die Kunstform in seiner Emilia für die beste eines poetischen Werkes erklärt haben würde. Dagegen zeugen seine Äußerungen bei Gelegenheit Richard III, wo er die Tragödie der Franzosen mit einem Miniaturbild für einen Ring vergleicht, und zahlreiche andere Stellen sonst in der Hamburger Dramaturgie. In der Emilia hat er nur sein in der H. Dr.

gegebenes Versprechen erfüllt, mit Beibehaltung der strengsten französischen Form etwas Ergreifenderes und der wahren Tragödie näher Kommendes zu leisten, als Corneille mit all seinen Lizenzen gethan. Und wer wollte leugnen, daß er sein Versprechen glorreich erfüllt habe! Und wer, daß solch ein Faktum nöthig war, seinen Behauptungen den Nachdruck zu geben, der sie erst stark genug machte, die Tyrannei des französischen Geschmacks über die ganze gebildete Welt zu brechen? Betrachtet man übrigens die Gestaltungskraft, die besonders in der Gestalt der Orsina einen Höhepunkt erreicht, der noch über alle Geburten der deutschen dram. Literatur siegend hinwegschaut, so möchte man bejammern, daß dieser Lessing nicht noch einmal in Goethe geboren wurde. Wie er nun dasteht, ist er der Zertrümmerer der alten Zwingburg, aber der Staub des Schuttes liegt überall auf seiner rüstigen Gestalt. Aber es ist nicht bloß das Uebergewicht des Verstandes über Gefühl und Phantasie — übrigens kein Wunder; es war meiner Ueberzeugung nach durchaus kein Ergebniß unharmonischer Begabung in ihm, es war nur die nothwendige Folge der stärkern Uebung jenes Vermögens; sein Verstand mußte der Phantasie und dem Gefühle Bahn hauen, und diese Arbeit, welche die thätige Kraft auf Kosten der ruhenden ühend stärkte, währte bis in jene Lebenszeit, wo Phantasie und Gefühl ohnehin zu bleichen und der Verstand die Oberhand von selbst zu erhalten beginnt. Ich wollte sagen, es ist nicht bloß das Uebergewicht des Verstandes im Dichter, was der Emilia die Aehnlichkeit mit einem Spiele Schach gibt; es liegt das vielmehr in der Form des Stückes, der sogenannten einheitlichen.

Die übelste Eigenheit dieser Form in Hinsicht auf ideale und tragische Behandlung eines Stoffes ist die, daß sie durchaus keine Perspektive verstattet, daß sich alles Einzelne darin mit gleicher Wichtigkeit ausdrängt.

Sie kann wegen ihrer Künstlichkeit nicht ohne zahlreiche kleine Behelfe bestehen; diese kleinen Behelfe treten nun mit in die ideale oder tragische Reihe hinein. Die Ursache oder besser der Vorwand, den man gebraucht, zum Beispiele eine Figur von der Szene zu bringen, weil Etwas darauf vorgehen soll, was sie jetzt nicht erfahren darf, bekommt nun die Wichtigkeit einer Mitursache der Catastrophe. Bei der poetisch-einheitlichen Form (bei Sophokles) ist die Handlung oder der Stoff so einfach, daß man dergleichen Behelfe nicht nöthig hat, aber die sophokleische Tragödie kann auf unsern Bretern nur als culturhistorische Merkwürdigkeit erscheinen. Die einheitliche Form verträgt sich nur noch mit einer Art der poetischen Behandlung, mit der, wo die Situation und die Reflexionen des Dichters darüber die Hauptsache sind (die Schillersche). Aber ich sprach zunächst von der Lessingform in der Emilia. Welcher neuere oder überhaupt welcher Dichter möchte sich in der Geschicklichkeit neben Lessing stellen! Wer in der Gestaltungskraft, wer in der Großartigkeit der Anlage! Was kann er in dieser Form vermögen, wenn es Lessing nicht gelang, in ihr ein Kunstwerk zu schaffen? So künstlich die Maschinerie ist, so sieht man doch beständig, daß es Maschinerie ist. Die Absichtlichkeit des Autors theilt sich dem Zuschauer oder Leser mit. Die Personen dramatis, so wunderbar sie ausgestattet sind — das vergessen wir nie während des ganzen Stückes — sie sind doch nur Schachfiguren; wir bewundern den meisterhaften Spieler und nebenbei erst, wie diese Schachfiguren, indem sie der Spieler zieht, vermöge ihres kunstreichen Mechanismus sich wie Menschenbilder geberden. Immer ist es mehr die geschickte Combination des Autors, der wir mit den Augen unsers Geistes folgen, wie mit den leiblichen den Manipulationen eines Taschenspielers; wenn dieser Rosen vor unser'm Angesichte blühen macht, haben wir

weber für die Schönheit, noch für den Duft der Blume Aufmerksamkeit übrig, wir sehen ihm auf die Hände, nicht auf seiner Hände Werk. Ich sage nochmals: das ist weniger ein Mangel in Lessings Begabung, als die Natur dieser Kunstform. In der Minna fällt uns dergleichen nicht auf; die mehr verständige Natur des Lustspiels verträgt sich besser mit der Form, in welcher der Verstand sich nicht verbergen kann. Denken wir uns die Emilia in der Shafespeare'schen Form ausgeführt — jetzt nicht zu gedenken, daß die Emilia eigentlich keine Tragödie, sondern ein sogenanntes Rettungsdrama ist, daß darin der Prinz die Schuld und Emilia, Odoardo, Appiani das Leiden haben, der Held die Figur ist, die wir am liebsten entbehrten und die sich doch am breitesten macht — so würden alle die Behelfe wegfallen oder diejenigen, welche man nicht entrathen könnte oder wollte, doch in ein ganz anderes Verhältniß zum tragischen Grundgedanken des Ganzen treten. Wenn es Sie nicht verwirrt, lieber Freund, einem verwirrten Führer zu folgen, so machen wir einen Abstecher auf das Rittergut unserer Freundin, der Frau Birchpfeiffer. Kennen Sie, um das erste, beste zu nehmen, die Waise von Lowood? Es kann nicht leicht ein geistloseres Mittel geben, als das, durch welche unsere Freundin den Lord erfahren läßt, was er wissen muß. Er geht eben — wahrscheinlich zufällig — vorüber, wie die Feindin der Waise sich zeigt, wie sie sich von ihm behorcht, nicht gezeigt haben würde. Gewiß kein geistloseres, aber es erfüllt einfach seinen Zweck und thut nicht mehr, während jedes andere und das geistvollere dies am sichersten gethan hätte. Wie wunderbar kunstreich ist die Art dagegen, wie Odoardo hinter das kommt, was er wissen muß, um dem Prinzen seinen Brei zu versalzen. So ist bei Lessing die Künstlichkeit des Mittels die Hauptsache geworden; das ganze Stück ist eigentlich nichts anderes, als eine

Darstellung dieses Mittels. Die ersten Akte enthalten die Entstehung von allerlei Handhaben zu der späteren Entdeckung Odoardos, die übrigen bis zur Katastrophe diese Entdeckung selbst. Und welche Anzahl von Mitteln zum Mittel, z. B. daß Odoardo seine Frau noch gar nicht kennen muß, weil er sonst sein Kind auf diesem gefährlichen Boden ihr nicht allein anvertraut hätte, der Vorwand, warum er getrennt von ihnen lebt; der von Marinellis Seite so seltsame laute Zank mit Appiani, welcher doch das Mittel des Ueberfalls nicht herbeiführt, da Angelo schon vorher seine Recherchen deßhalb macht. Ferner die Vorwände, warum Emilia gegen alles Costume allein in die Messe geht, der Umstand mit dem Briefe, der Vorwand, warum Odoardo seiner Tochter Rückkehr nicht erwartet u. s. w. Bei Shakespeare wird nie das Mittel zum Zwecke, er braucht keine Behelfe und wo er sie braucht, treten sie zurück, bei ihm erscheint das Nebending als Nebending und drängt sich nicht vor in die Reihe der Hauptsachen, stört also das Typische nicht. Vergleichen Sie die Behandlung des Zufälligen bei Shakespeare im Romeo, wo es wahrlich stark genug ist, mit der in der Emilia, bemerken Sie, wie Lessing durch seine Bemühungen, die Einwirkung des Zufälligen zu maskiren, ihm nur noch größere Wichtigkeit gibt, der naiven Behandlung Shakespeares gegenüber, der vom Zufall selber nichts zu wissen scheint oder ihn doch durchaus nicht heraushebt, sondern ihn wie ein Unwesentliches, eine Kleinigkeit traktirt, wodurch er uns bewegt, ihn für dasselbe anzusehen.

Ich führe nicht Krieg mit Lessing, sondern mit seiner Form.

Wie ist da ein stetes Verbergen und Maskiren dieses und des kleinen Einzelnen und wiederum ein Markiren und absichtliches Fingerzeigen auf anderes!

Welche Anstrengungen, diesem Neze von Verstandesbeziehungen zu folgen, es bei sich zu behalten!

Was den Zufall betrifft, so ist, was ihn vom Drama ausschließt, daß er jederzeit uns erinnert, er sei ein Behelf des verlegenen Dichters; daß er uns dadurch — ich wollte sagen, wenn er uns erinnert, er sei ein Behelf. Jeder wird aus seiner Erfahrung wissen, daß das Zufällige im Drama uns in dem Grade mehr oder weniger stört, als es uns mehr oder weniger daran erinnert, daß dem, was wir vor uns vorgehen sehen, eine fremde Absicht zu Grunde liegt, mit einem Worte, als es uns mehr oder weniger das Bedürfniß des Dichters zeigt.

Lieber Freund, warum um ein kleines Weniger oder Mehr sich entschuldigen, wo schon Zuviel und Zuwenig ist! Mag Ihnen auch etwas schwindlig werden in meinem Irrgarten, ich frage nicht danach — es ist ein sehr gutes Mittel, mit dem Gute in der Hand zu gehen; aber nur dann, wenn man nicht zu blöde ist, ihn gelegentlich als Waffe zu brauchen und ihn, statt sich, Andern auf und um den Kopf zu werfen, kommt man sicher durch das ganze Land. Ich muß Ihnen einen Blick gönnen in das Paradies meiner Elementarästhetik. Die Künste theile ich ein in Künste des Raumes und der Zeit; ich verlange vom Kunstwerk Geschlossenheit und Ganzheit, diese entsteht mir durch Beziehung*) der Teile auf einander, diese nenne ich bei den Künsten des Raumes Symmetrie, bei den Künsten der Zeit (eigentl. in der Zeit) Causalität — wiewohl dieser Ausdruck eigentlich nur auf die Poesie paßt und auch für diese zu eng ist; und für die Musik, die nothwendig auch eine gewisse Logik der Empfindungen bedarf, nur uneigentlich zu verstehen

*) Diese Beziehung bei den Künsten des Raumes eine sinnliche, bei denen der Zeit eine ideale.

ist. Auf diesem Wege komme ich zu dem Satze: ein Kunstwerk ist schön, in welchem, wenn es den Raumkünsten angehört, die Symmetrie, wenn den Zeitkünsten, die Causalität weder bemerkt, noch vermißt wird; das will sagen: sich weder als vorhanden, noch als fehlend aufdrängt, sondern darin ist, wie die Gesundheit in einem gesunden Menschen. Es versteht sich, daß die Absicht des Dichters und zwar eine ganz bestimmt auf einen gewissen Eindruck des Ganzen zielende Absicht in jedem kleinsten einzelnen Theile des Kunstwerkleibes wirkend gegenwärtig sei, wie die Seele im Leibe der lebendigen Creatur, aber ebenso nöthig ist, daß sie nirgends als solche wahrgenommen werde. Der nie zu entscheidende Streit der Materialisten und Idealisten (so heißt wohl der Gegensatz?) ist mir der preisvollste Lobgesang auf den Schöpfer des Kunstwerkes Mensch. An der Richard-Wagnerschen Musik verdrießt mich der doppelte Fehler, erstlich daß seinen Ton- und Accordfolgen das fehlt, was ich uneigentlich Causalität oder meinetwegen Logik der Musik nenne, zweitens, daß dieser Fehler so recht die Absicht, d. h. Verstandesabsicht, bewußte, kalt rechnende Absicht wie ein Horn auf der Stirne trägt, den stoßend, der sie nicht sieht.

Davon genug für diesmal, denn ich habe, seit ich Frentags Fabier als nächster Tage aufzuführende im Tagebuch des Dresdener Anzeigers angezeigt gefunden, keine Stimmung für dergleichen mehr. Mir ist's wunderlich zu Muth, wie mir's vor keiner ersten Auf- führung eines Stückes von mir zu Muth war. Zwar bin ich wegen der Besetzung der Rollen getröstet; die könnte nicht zweckmäßiger sein, aber —

Als ich die Fabier las, wurden mir die Augen wenig trocken vor der schönen Poesie und Sprache, aber wenn ich an eine theatralische Darstellung der Tragödie dachte, so nahm der Gedanke die Form des

Wunsches an: Daß sie doch nicht aufgeführt würde! Ich weiß nicht warum mir die Gerüchte von einer bevorstehenden Aufführung als eben bloße Gerüchte vorkamen; aber es geschah so und das hielt mir die Sorge um das Gegentheil ab. Aber Freitag selbst riß mich aus meiner Täuschung und seitdem habe ich alle Gründe für einen guten Erfolg, die ich aufreiben konnte, gegen die Gründe, die mich fürchten machten, täglich aufmarschiren lassen, aber vergeblich; das Resultat meiner Ueberlegungen blieb immer dasselbe: die Fabier müssen bei einer Aufführung einen Theil des günstigen Eindrucks, den sie beim Lesen machen, wieder einbüßen.

Um Ihnen deutlich zu werden — wenn das überhaupt nöthig ist — lassen Sie mich Einiges sagen. Meinem Gefühle nach ist das Stück episch componirt und empfunden, nicht dramatisch; ich glaube, eine Wirkung von Frentags Beschäftigung mit dem Romane. Denn wir machen uns eben so sehr einer Form zu eigen, als wir zu ihren Eigenthümern werden; ja, wir besitzen die Form nur, die uns besitzt. Ein ander Ding ist es mit Gutzkow, dessen Dramen keine Dramen und dessen Romane nicht Romane sind, nur Verwerthungen der Zeit des Autors zum Besten seiner Eitelkeit und seines Geldbeutels. Ich bin fest überzeugt, daß, wer sich episch bestimmt hat, wenn er zum Drama schreiten oder auch nur zurückkehren will, erst eine Revolution seines ganzen poetischen Wesens durchmachen muß, deren Ergebniß dennoch ein fragliches bleiben wird — wenigstens für die nächste Production.

Die dramatische Composition braucht ein starkes einheitliches Centrum. Jener Bauer sagte: wenn sie sich kriegen, ist's ein Lustspiel; wenn sie sich nicht kriegen, ist's ein Trauerspiel. Er hatte nicht unrecht, wenn er meinte, daß das dramatisch Wirkende in einem Drama sich auf eine einfache Formel der Span-

nung zurückführen lassen müsse; nur daß es eben die angegebene nicht sein muß. In einem Liebestücke könnte allerdings es jene Formel sein, welche sich etwa so modifizirt im Verlaufe des Stückes: erstlich: werden sie sich kriegen? Sie werden sich wohl nicht kriegen! Nein; sie kriegen sich nicht.

Diese Einheit der Spannung knüpft sich nun an Eine Person oder mehrere, die für Eine stehen (z. B. Romeo u. Julie; Brutus u. Cassius). Denn der Dramatiker muß jede Theilung des Interesses fürchten. Die Spannung der Tragödie muß an dem Faden des ethischen Grundgedankens gehen; indem die erste Handlung eine Schuld und die nachfolgenden Fortsetzungen derselben oder Reaktionen der beleidigten Mächte, fällt solchergestalt der ideale und der causale Nexus zusammen; die Spannung ist die Erregung unsers ethischen Gefühles; dieses erwartet einen Ausgang, der Natur des Beginnes gemäß; jedes Thun darin, ist eine Steigerung derselben Erwartung; das Ganze des Thuns darin hat nur diese Erwartung zur Seele und eine dem Verstande völlig einleuchtende Herleitung seiner einzelnen Momente aus einander, zum Körper. Dadurch wird Tragisches und Dramatisches Eines. Bei Shakespeare fällt nun auch das Poetische und Theatralische damit zusammen. Man betrachte z. B. den Macbeth. Wir sehen eine Unthat, welche, wie unser ethisches Gefühl verlangt, sich bestrafen muß. Nun ist die Gliederung diese: Erste Schuld: der heimliche Mord des Königs. Dieser zieht den andern nach sich, die Vergrößerung der Anfangsschuld: Banquos Mord. Dieser das Auskommen beider, den Selbstverrath bei der Tafelszene. Die Folge davon ist, daß die beleidigten äußeren Mächte reagiren, davon die Folge des Helden Untergang, d. i. der äußerliche, der aber nur ein sichtbares Symbol seines innern Unterganges ist.

Das ethische Gefühl wird durch die zweite Schuld in seiner Erwartung bestärkt; mit dem Selbstverrath beginnt die Erfüllung seiner Erwartung.

Für den Verstand ist die Causalität völlig klar und befriedigend; so sehr, daß die Anekdote zum Typus wird; nicht bloß die Geschichte des einzelnen Matbeths, sondern aller Matbeths. Ein Mord macht andere nöthig, der mörderische Usurpator wird Tyrann; der Tyrann fällt den beleidigten Mächten. Die Hauptsache: wenn dies auch nicht in allen Fällen geschieht, so fühlen wir: es sollte in allen Fällen so geschehen. Dadurch wird die ideale Welt: „die Wünsche unseres Gefühles, wie die Dinge sein sollten,“ mit der objektiven, „wie die Dinge wirklich sind“ ausgeglichen. Und auf der Grenze der beiden Welten, der Boden, auf dem sie einander gleiche Zugeständnisse machen, ist der wahrhaft poetische.

Ferner sind die Gelenke dieser Gliederung die theatralischen (schauspielerischen) Effekte; diese laufen nicht zufällig neben jener her. Sie sind: die Mordszenen, der Selbstverrath des überlasteten Gewissens in der Tafel- und in der Nachtwandelszene. Ebenda sind die Hauptstellen des Stückes in poetischer Hinsicht.

An dem Faden dieser Gliederung läuft die tragische Stimmung wie eine magnetische Strömung fortwährend vor und zurück. In der Schuld ist der Ausgang, im Ausgange die Schuld, in jedem Momente zwischen beiden sind beide, Schuld und Ausgang ideal gegenwärtig.

Die Einheit der Spannung knüpft sich an Eine vortretende Gestalt oder an mehre, die für Eine stehen und wird zur Theilnahme (Romeo u. Julie; Brutus und Cassius). Der Held ist immer gegenwärtig; spricht er nicht selber, wird von ihm gesprochen, alles Handeln im Stücke geht von ihm aus oder bezieht sich auf ihn.

Was diese Szenen unterbricht, um uns frisch zu erhalten, ihnen zu folgen, bringt kein neues Interesse, welches dem Hauptinteresse schädlich werden könnte. Davon machen nicht einmal seine Doppelhandlungen (Shakespeare's mein ich) eine Ausnahme. Vielmehr ist das stärkere Gefühl der Einheit des Ganzen ihr Hauptzweck. Wenn wir zwei Arme eines Körpers sich dienen und zu einem Zwecke arbeiten sehen, so überzeugt dies mehr von der Einheit der Seele in diesem Körper, als sähen wir nur einen Arm. In Shksp's Tragödien stehen nie die Faktoren der Doppelhandlung sich als coordinirte gegenüber, die Subordination des einen unter den andern ist in keinem Momente zweifelhaft. 3. B. die Doppelgeschichte: was ein Sohn thut, seinen gemordeten Vater an dessen Mörder zu rächen. Hier ist Hamlet der Sohn, dort ist er der Mörder; Hamlet ist in beiden und in beiden die Hauptperson; was Laertes will und was er thut, interessirt uns zunächst nur um des Objectes, um Hamlets willen. Im Lear sind eigentlich nicht zwei verschiedene Vorgänge, sondern es ist fast bis in das Einzelne, derselbe Vorgang zweimal, einmal die Blindheit des Affektes mit geistiger (Wahnsinn), einmal mit körperlicher Blindheit bestraft; wir durchleben dieselbe Geschichte zweimal mit. Wie fühlbar gleichwohl ist, die eine der andern subordinirt; wenn Lear auftritt treten Gloster und Edgar in die Stellung bloßer sympathisirender und reflektirender Zuschauer zurück, eine Art des antiken Chors. Ganz wie in einem Musikstück mit einer obligaten Stimme; so bringt wohl ein ander Instrument das Thema in bescheidenster Weise als Vorspiel und wird in dem Augenblicke zur bloßen Rispien- (Begleitungs-) Stimme, wo die obligate Stimme mit dem Thema in allem Ausdrücke, dessen dieses fähig ist, auftritt. Ein Hauptvorthail dabei ist, daß keiner der beiden Vorgänge die Stimmung weg-

nimmt oder modifizirend schwächt, die der andere, besonders der Hauptvorgang bedarf, um zu wirken, was er wirken kann; im Gegentheile macht der Nebenvorgang die Stimmung zurecht, die der Hauptvorgang braucht. Ein Nebengrund wäre, daß nicht leicht eine Bühne mehr als einen hervorragenden Schauspieler hat.

Nun tritt in den „Fabiern“ weder einer der beiden Hauptvorgänge, noch im Ganzen Eine Person so stark hervor, daß unser Interesse ihn vollends hervorzüge und sich daran heften könnte. Zuerst, was die Vorgänge betrifft: an welchen soll sich unsere Spannung und Theilnahme in dem Maße knüpfen, daß der andere in die Stellung eines Mittels zurücktritt? Ich finde in den zwei Vorgängen nicht zwei Faktoren einer geschlossenen Doppelhandlung im Shakespeare'schen Sinne, vielmehr zwei ganze Dramen, nicht zwei Seiten einer und derselben Sache, sondern zwei innerlich verschiedene Dinge, die, organisch sich abstoßend, nur mechanisch verbunden sind. Die innere Verschiedenheit wird durch die Erörterungen für und gegen die Mischehe zwischen Patriziern und Plebejern, noch stärker herausgehoben. Was hat eine Tragödie durch Rangverschiedenheit unglücklicher Liebe mit der Tragödie gemein, die einen Mord und dessen Sühnung abhandelt, wenn dieser Mord nicht in Folge jener Liebe und auch von keinem der beiden Liebenden begangen ist und solchergestalt die Sühnung des Mordes mit dem Untergange der Liebenden Eines wird, wodurch Eine Spannungsformel beide Vorgänge zusammen faßte als Eines. Wir haben durch das ganze Stück zwei Formeln, welche der Verstand zusammenfassen muß, denn das Gemüth hat den Athem nicht lang genug dazu: die eine: „werden die Liebenden vereintigt werden?“ die andere „wird der Mord ungefühnt bleiben?“

Wäre der alte Consul selbst der Mörder, dann möchte immer der alte Icilius auf die epische Art zum Mitwisser werden; wie er es wirklich wird. Aber es ist nur im Allgemeinen klar, daß ein Fabier die That vollbrachte; dann handelt es sich auch nicht um das einfache Ja des Consuls zu der Ehe, sondern um die Aufhebung eines Gesetzes, — und zuletzt ist die ganze complizirte Intrigue des alten Icilius vergeblich, und sie könnte wegbleiben, ohne großen Schaden. — Ueberall tritt uns in der Composition die epische Weise der Verknüpfung entgegen; nur die äußersten Räder der beiden Maschinen greifen ineinander.

Was die Personen betrifft; welche ist nun eigentlich der Held? In jedem der beiden Vorgänge bindet sich die Spannung und damit das gemüthliche Interesse an andere Personen, in dem einen an die beiden Liebenden, in dem andern besonders an den Marcus Fabius, wenn nicht an die ganze Fabierjugend. Gemein haben beide Vorgänge eigentlich nur den Caso, der in keinem von beiden der Held, der in dem einen der aristokratische Vater, das Hinderniß, und in dem andern das Schicksal selber ist. In seiner durchaus epischen Haltung ist er zum Helden des Stückes am wenigsten geschickt — wenn Lessings Ausspruch „ein stoischer Charakter sei zum Tragödienhelden unbrauchbar da sich unsre Theilnahme stets nach dem Maße des Leidens proportionire, welches der Held ausspreche“ wahr ist.

Was nun das Schlimmste ist, ein Vorgang raubt dem andern, eine Gestalt der andern die Lebenslust zu der Wirkung, die er oder sie an sich haben könnte.

Der Mord und was darum und daran hängt, läßt uns nicht die Stimmung, in die Süßigkeit der Schmerzen getrennter Liebe uns mit zu versenken, von den Liebenden kommend müssen wir immer

von Neuem wieder den ethischen und creatürlichen Schauder vor der Blutschuld des Meuchelmordes einer ganzen Rotte an einem Einzelnen verwinden. Einmal dafür gestimmt, folgen wir dem blutigen Macbeth mit tragischer Lust von Schuld zu Schuld, von Leiden zu Leiden bis zum Untergange. Das an sich Unangenehmste würde von uns als unangenehme Störung empfunden werden, wenn es das an sich Graufige unterbräche; und gelänge es ihm, uns mit der Störung zu versöhnen, würden wir, was vorhin uns unwiderstehlich lockte, verabscheuen. Wie anders das im Roman, als in der Tragödie wirkte, kann uns ein Blick auf irgend einen Roman von Dickens oder in seinem Geiste entworfen, zeigen. Die meisten Dickens'schen Romane enthalten eine Liebes- und eine Mordgeschichte, welche äußerlich ineinander greifen, ganz ähnlich wie diese beiden in den Fabiern; ja Freytag braucht nur seinen eigenen Roman „Soll und Haben“ mit den Fabiern vergleichend zu betrachten.

Dazu der übrige epische Apparat, die Absicht, nicht Leidenschaften, sondern Gesinnungen und Sitten zu schildern, die Behaglichkeit des Ganges, welchem es um den Weg ist, nicht um das Ziel, der weiche, fließende Vers, an welchem die Weichheit mit dem Charakter der dargestellten Zeit hadert und der Fluß der dramatischen Wirkung schadet — denn im Drama schläfert er ein; öfterer Wechsel des Rhythmus — ich meine nicht des Metrums — muß den Sinn frisch erhalten, die Aufmerksamkeit muß von Zeit zu Zeit nach gestoßen werden.

Kurz: wir machen die Fabier mehr den Eindruck eines historischen Romanes, als eines Dramas. Die Schönheiten des Stiles, und daran ist es unendlich reich, sind derart, daß sie beim Lesen wirken, aber auf der Bühne nicht sich geltend machen können. Freytag kann durch Kürzen und Drängen dem Stücke seinen

eigentlichen Reiz rauben, aber ich kann nicht glauben, daß durch Drängen und Kürzen ein episch Erfundenes und Empfundenes zum Drama werde.

Daß die Elemente zu einem Drama darin lagen, ja der Stoff zu zwei vollen Tragödien voller Wirkung, bin ich überzeugt. In dem Mord-Drama würde neben dem Markus der Vater stehen. Beide Figuren, allein im vollen Vordergrunde könnten bei streng eingehaltener Stimmung die ganze Intention des Autors erfüllen, die jetzt nur angedeutet und durch so ganz fremde Interessen, die sich daneben und davor aufdrängen, gelähmt sind. Eben so kämen die beiden, der Consul, der Mann der Staatspflicht und der Stammesehre und der Mann der engen Familie und des Erwerbes, der alte Icilius in erster Reihe hinter den Liebenden in einer abgesonderten Liebestragödie ganz anders zu ihrem Rechte. In jenem würde uns der alte Consul, in diesem die Fabia begreiflicher werden.

Hier muß ich noch einmal unserer guten Freundin, der Frau Birchpfeiffer gedenken. Welche Gewalt über sich zeigt diese naive Barbarin, wenn sie einen Roman für die Bretter verarbeitet! In diesem Punkte habe ich mich schon oft innerlich vor ihr demüthigen müssen. Denken sie an den obbesagten „Sammel,“ die Waise von Lowood. Der Roman scheint da, wo sie abbricht, erst recht dramatisch zu werden; und wieviele Andere nicht hätte der Einspruch vor dem Altare gelockt! Sie aber sieht einen gewissen, oft sehr einfachen Kern dramatischer Wirkung; diesen ergreift sie mit fester Hand und läßt sich von Nichts locken, was an sich wirken könnte, aber der Wirkung, die sie im Auge hat, nur im Mindesten gefährlich zu werden droht. Das feste Auge, mit dem sie auf jenem hastet und die feste, wenn auch plumpe und rohe Hand, mit der sie es packt und zwingt, verdient alle Anerkennung. —

Nun, es ist eben das, was alle Schauspielergebichte, wenn man anders auch dergleichen Gemächte Gedichte nennen darf, charakterisirt. Ich kann mich daher des Gedankens nicht entschlagen, daß nur ein Schauspieler ein wahrhaft großer dramatischer Dichter werden könne.

Seitdem ich in diesem Briefe von den „Fabiern“ zu reden begann, sind sie hier aufgeführt worden; das Publikum hat nicht allein die Pietät gegen einen seiner Lieblinge, es hat auch seine Empfänglichkeit für das viele Große und Schöne des neuesten Stückes selbst gezeigt, und ich habe mich von Herzen darüber gefreut und bin des unruhigen Zustandes ledig geworden.

Was Ihre freundlichen „praktischen Fragen“ betrifft, wende ich mich nun an die erste. Es ist ein übel Ding in meiner Natur, daß, wenn ich was Erträgliches machen soll, dies so schnell als möglich und in Einem Zuge geschehen muß, und meine Gesundheit doch nie so lange genug vorhält. Ich habe nun eine Unzahl halbgebrüteter Eier, die kalt wurden und abgestanden sind. Dann — eine andere Folge jenes Uebels: fast eben so viele Eier ließ ich aus Furcht ungelegt, obgleich sie so weit fertig waren, als ein Geschöpf im Mutterleibe fertig werden kann. Von jenen etwas zu schicken, könnte zu Nichts führen, von diesen läßt sich begreiflicherweise Nichts schicken. Quoad Agnes Bernauer, von der Sie reden, habe ich, neben einigen abgestandenen, nicht mehr als drei ungelegte Eier, die mir manche Unbequemlichkeit erregen. Ich meine drei fertige Pläne und die Unbequemlichkeit liegt darin: sie sind, obgleich je zwei davon einen Theil des Faktischen mit einander gemein haben, doch im Innersten verschieden; jeder hat etwas Anderes, was mich besonders anzieht. Es ist nun ganz in der Beschaffenheit der menschlichen Natur, daß in dem Augen-

blicke, wo ich mich über die Ausführung eines der drei Pläne machen will, die Anziehungskraft der beiden andern eine stärkere wird. Trotz Deß, was je zwei, wie ich schon sagte, gemein haben, entschloß ich mich, alle drei auszuführen, wodurch die Unruhe der Rivalität beseitigt wurde, aber andere Bedenken wiederum zu Hindernissen wuchsen. Ich hatte nun den Gedanken, Ihnen die drei Pläne vorzulegen und Sie wählen zu lassen, aber es zeigte sich, daß ich nicht im Stande war, sie aufzuschreiben. Das Faktische darin, wenn ich es aufzuzeichnen versuchte, gab mir eine ähnliche Empfindung, als wollte ich mich auf die Reise begeben, um eines Tages zu Ihrer Scham und Schrecken, in puris naturalibus vor Sie zu treten und — doch der Vergleich paßt schlecht und ich kann der Mühe, einen bessern anzustellen, mich entheben, denn in diesen Tagen ist ein neues Ei in mir fertig geworden, das ich in Kurzem in seiner eigenen Schale Ihnen zu präsentiren hoffe.

An die andere Frage zu kommen! Tausendmal schon habe ich mir sie selber gethan. Ihnen kann ich zwar Nichts oder Wenig nutzen, aber ich könnte vielleicht an Freitag Abschlagszahlungen zu machen beginnen, von dem ich bis jetzt auch bloß Vorthail gehabt habe. Die Fabier haben mir die Hoffnung gegeben, daß ich ihm bei öfterem Zusammensein nicht ohne Nutzen bleiben würde. Aber ich fürchte das Leipziger Klima, das mir nie zusagen wollte. Bis jetzt habe ich jeden Aufenthalt in Leipzig mit einem schweren Krankenlager bezahlen müssen. Wie ich beschaffen bin, ist die bloße Reise dahin ein Risiko — sonst hätte ich mich schon lange an Sie couvertirt und auf die Post gegeben.

Sie sind nun schon unter Segel mit Ihrer neuesten Auflage. Als Freitag bei mir war — damals ver-

sprach er mir, bei seinem Fabieraufenthalte hier mich wieder zu besuchen, aber er mag mit Geschäften überhäuft gewesen sein; und ich habe mich drein ergeben, obgleich es mir eine Erquickung ist, ihn zu sehen — sprachen wir Manches von Ihrer Arbeit und Ihrem Arbeiten. Wahr ist es, Sie vertiefen sich leicht und daraus entsteht dann eine gewisse ungleiche Vertheilung in der Darstellung; so schien mir in der letzten Auflage zum Beispiele der Historiker Müller in der Masse auf Kosten gleich Berechtigter zu stark angewachsen. Doch kann ich nicht sagen, daß das mich sehr gestört hätte, um so weniger, da ich glaube, wiesen mich Lust und Geschick auf Ihr Feld, ich würde demselben Vorwurfe und in stärkerem Grade bloßstehen, und ich als Leser mit Vergnügen Ihr Mitschuldiger werde. Aber ich weiß nicht einmal, ob Sie nicht absichtlich so verfahren und einen zureichenden Grund in der praktischen Wirkung dafür haben. Meines Wissens haben selbst die alten Muster der Geschichtsschreibung auf gewisse Fakta und Persönlichkeiten, in deren Darstellung sie zunächst eine spezielle praktische Wirkung auf ihre Zeit und Nation intentionirten, einen größeren Raum verwendet, als die künstlerische Architektur an sich zugelassen hätte. Doch vielleicht trittele ich nur, um für so Manches, was ich Ihrer Literaturgeschichte danke, wenigstens den guten Willen, wie bei mir das Volk sagt, zu geben. Das zu Ende gehende Papier erinnert mich, meinem Schreiben ein Ende zu machen. Bleiben Sie mit Ihrer guten Frau gesund und heiter und behalten mich und meine Frau, die herzlichst grüßt, lieb. Meine Tausföhen werden immer größer; der zweite wird schon diese Öftern beginnen u zu sagen und in den bittern Äpfel der Gelehrsamkeit zu beißen. So vergeht die Zeit, unser Mädchen-Tausföhen wird im Juni schon zwei

blicke, wo ich mich über die Ausführung eines der drei Pläne machen will, die Anziehungskraft der beiden andern eine stärkere wird. Trotz Deß, was je zwei, wie ich schon sagte, gemein haben, entschloß ich mich, alle drei auszuführen, wodurch die Unruhe der Rivalität beseitigt wurde, aber andere Bedenken wiederum zu Hindernissen wuchsen. Ich hatte nun den Gedanken, Ihnen die drei Pläne vorzulegen und Sie wählen zu lassen, aber es zeigte sich, daß ich nicht im Stande war, sie aufzuschreiben. Das Faktische darin, wenn ich es aufzuzeichnen versuchte, gab mir eine ähnliche Empfindung, als wollte ich mich auf die Reise begeben, um eines Tages zu Ihrer Scham und Schrecken, in *paris naturalibus* vor Sie zu treten und — doch der Vergleich paßt schlecht und ich kann der Mühe, einen bessern anzustellen, mich entheben, denn in diesen Tagen ist ein neues Ei in mir fertig geworden, das ich in Kurzem in seiner eigenen Schale Ihnen zu präsentiren hoffe.

An die andere Frage zu kommen! Tausendmal schon habe ich mir sie selber gethan. Ihnen kann ich zwar Nichts oder Wenig nutzen, aber ich könnte vielleicht an Freitag Abschlagszahlungen zu machen beginnen, von dem ich bis jetzt auch bloß Vorthail gehabt habe. Die Fabier haben mir die Hoffnung gegeben, daß ich ihm bei öfterem Zusammensein nicht ohne Nutzen bleiben würde. Aber ich fürchte das Leipziger Klima, das mir nie zusagen wollte. Bis jetzt habe ich jeden Aufenthalt in Leipzig mit einem schweren Krankenlager bezahlen müssen. Wie ich beschaffen bin, ist die bloße Reise dahin ein Risiko — sonst hätte ich mich schon lange an Sie couvertirt und auf die Post gegeben.

Sie sind nun schon unter Segel mit Ihrer neuesten Auflage. Als Freitag bei mir war — damals ver-

sprach er mir, bei seinem Fabieraufenthalte hier mich wieder zu besuchen, aber er mag mit Geschäften überhäuft gewesen sein; und ich habe mich drein ergeben, obgleich es mir eine Erquickung ist, ihn zu sehen — sprachen wir Manches von Ihrer Arbeit und Ihrem Arbeiten. Wahr ist es, Sie vertiefen sich leicht und daraus entsteht dann eine gewisse ungleiche Vertheilung in der Darstellung; so schien mir in der letzten Auflage zum Beispiele der Historiker Müller in der Masse auf Kosten gleich Berechtigter zu stark angewachsen. Doch kann ich nicht sagen, daß das mich sehr gestört hätte, um so weniger, da ich glaube, wiesen mich Lust und Geschick auf Ihr Feld, ich würde demselben Vorwurfe und in stärkerem Grade bloßstehen, und ich als Leser mit Vergnügen Ihr Mitschuldiger werde. Aber ich weiß nicht einmal, ob Sie nicht absichtlich so verfahren und einen zureichenden Grund in der praktischen Wirkung dafür haben. Meines Wissens haben selbst die alten Muster der Geschichtsschreibung auf gewisse Fakta und Persönlichkeiten, in deren Darstellung sie zunächst eine spezielle praktische Wirkung auf ihre Zeit und Nation intentionirten, einen größeren Raum verwendet, als die künstlerische Architektur an sich zugelassen hätte. Doch vielleicht trittele ich nur, um für so Manches, was ich Ihrer Literaturgeschichte danke, wenigstens den guten Willen, wie bei mir das Volk sagt, zu geben. Das zu Ende gehende Papier erinnert mich, meinem Schreiben ein Ende zu machen. Bleiben Sie mit Ihrer guten Frau gesund und heiter und behalten mich und meine Frau, die herzlichst grüßt, lieb. Meine Teufelchen werden immer größer; der zweite wird schon diese Ostern beginnen A zu sagen und in den bitteren Apfel der Gelehrsamkeit zu beißen. So vergeht die Zeit, unser Mädchen-Teufelchen wird im Juni schon zwei

Jahre und Sie haben sie noch gar nicht gesehen.
Grüßen Sie auch Freitag u. Busch auf das Freund-
lichste. Und nun Adieu von

Dresden am 27 März

1860.

Ihrem

Otto Ludwig.

Verzeihen Sie das ungestrählte Aussehen dieses
Briefes.

30

An Berthold Auerbach

Dresden am 29. März 1860.

Zuvor unsern herzlichsten Glückwunsch zu dem
vielen Angenehmen, welches Du, wie wir hören, in
Berlin erfährst; möge Dir noch Viel davon aufbehalten
sein und Dein Geschmacß daran nicht stumpf werden.
Ich hätte davon fort gehört und nach meiner Weise
im Stillen mich mitgefremt, und, wenn Du ihn suchtest,
hättest Du den Alten wiedergefunden; das weißt Du
und suchst für dies Brieflein einen andern Grund als
Glückwunsch und Freundschaftsversicherungen.

Hier ist er.

Ich höre, daß in einem der letzten Blätter der
Europa eine Notiz stehen soll von einem alten Lust-
spiele von mir, welches in Deinem Besitze und von
Dir dem Franz Wallnerschen Theater empfohlen und
nach Verlauten angenommen worden sei, so daß dessen
Aufführung in naher Aussicht stehe. Der angebliche
Titel „Die Frau Mutter“ brachte mir den Hannß
Frei in Erinnerung, den Du, wie ich glaube, noch von
mir hast. Es wäre nun zweierlei möglich; Aeußerungen
von Dir, wie etwa eine bloße Erwähnung des alten
Dinges oder aber der Umstand, daß dies alte Ding
selbst auf irgend eine Art in fremde Hände gekommen,

könnten den Kometentern des Gerüchtes bilden. Wer Dich kennt, wie ich, könnte wohl auch auf den Gedanken kommen, Dein alter Trieb, Deinen Freunden ohne ihr Vorwissen etwas recht Liebes zu thun, stecke dahinter, und es sei das Gerücht bis auf den hinzugebichteten Titel des Stückes Wahrheit. Dagegen freilich will sich die Ueberzeugung auflehnen, daß ein Theaterdirektor von der Prager Franz Wallners in Bezug auf Hanns Frei die Hoffnungen Deiner Gutherzigkeit keineswegs theilen würde. Doch weiß ich wiederum, welche ansteckende Gewalt in Deinem Freundseseifer steckt, deßhalb gürtete ich die weißen Lenden dieses Briefbogens und heiße ihn Dir sagen: Nicht so; daß Du dieses nicht thuest, Mann Gottes, und lässest nicht zu, daß die Scham Deines Freundes den Heiden ein Gespötte werde!" Das heißt: den geborenen Kritikern auf dem Sande der Spree. Ich glaube, lieber Auerbach, der Boden ist nicht gemacht, Deine Heimath zu sein, so wenig als meine. — Doch ich wollte Dir keine Freude verderben, nur wegen des Hanns Frei Dich bitten, wenn es nöthig sein sollte, d. h. wenn Du wirklich Schritte gethan hättest, nicht weiter zu gehen; mir könnte jetzt Nichts unangenehmer der Quere kommen, als eine etwaige solche Aufführung.

Wir befinden uns übrigens bis auf einen Katarrh meines kleinen Mädchens ganz passabel wohl; aus Ungeduld wegen des langen Winters habe ich ein vorläufiges geflügeltes Stück Frühling hinter meinem Arbeitstische aufgehängt, eine schwarzköpfige Grasmücke, alias Mönch, Plattmönch, um Wien Schwarzplatt'l, das eben sein Evangelium ertönen läßt.

Mit vielen Grüßen an Deine Frau von mir und an Euch Beide von meiner Frau mache ich Punktum. Bleibe gut

Deinem
Otto Ludwig.

An Berthold Auerbach

Dein Brief, lieber Auerbach, hat uns große Freude gemacht. Bestärke Dich nur in Deiner Zufriedenheit mit der Ausführung Deines Umsiedelungsentschlusses, da er einmal ausgeführt ist. Ich meine nicht, daß Du Dir etwas vormachen sollst; nur daß Du die halbe Reue, die, vielleicht nur als natürliche Folge und Reaktion, gern einer getroffenen Wahl folgt, nicht aufkommen lassen sollst. Denn, in der That, ich wüßte nicht, warum Du bereuen solltest. Als ich in meinem früheren Briefe Dir schrieb, Berlin sei kein Boden für Dich, begegnete mir, was so oft unser Urtheil krank macht; ich dachte an das, was wir gemein haben, nicht an das Andere. Du bist gesund und frisch und noch voll Kraft und Trieb, Wurzeln zu schlagen, und bleibst in Deinen Umständen immer Deiner Bewegung Herr, wo ich in dem einmal gewählten neuen Boden gern oder ungern ausbauern müßte. Ein gewichtiger Grund für Dein Dortsein ist, daß Deine Frau ein Analogon ihres Heimathsbodens findet. Was sonst Berlin von Wien unterscheiden mag, beide sind große Städte und Dresden wird seiner Anlage nach, auch wenn es sich noch bedeutend äußerlich vergrößerte, den kleinstädtischen Charakter noch lange behalten. Dann, auf Dich selbst zu kommen — weht uns nicht in jeder Zeile Schillers und Goethes der kleine Athem Weimars an? — Ein Hauptcharakterzug unserer großen Literaturperiode ist das Kleinstädtische im guten und schlimmen Sinne. Wenn Thella das Glück preist, aus sicherer Stille das wilde Leben zu beobachten, so ist dies einer der Gründe, die sich Schiller selber vorgesagt, um sich, dessen Wesen eigentlich in's Große und Weite ging, mit der Enge zu versöhnen, in der er sich befand. Und ob nicht die

Weltbürgerei nur eine andere Seite der Kleinstädtereii und Kleinstaaterei ist, eine überschwengliche Puppe, die über den Mangel halb bewußt hinweg sehen will, der auszufüllen wäre, den sie aber nicht ausfüllen kann; oder womit sie der Mahnung ausweicht, ihn auszufüllen? Und wenn man das Gegentheil suchte — das öffentlichste Allgemeinleben ist selbst dem, der einen Versteck für stilles Schaffen sucht, der günstigste Boden, da das Einzelne immer neben dem Ganzen verschwindet, wie im Gebrause der Straße tausend Löhne sich gegenseitig verdecken, von denen einer, allein vernommen in abgelegener Gartenwohnung durch seine leise Deutlichkeit uns stört.

Daß Dir eine neue Arbeit, wie Du schreibst, sich noch nicht schicken will, finde ich natürlich. Der Grund wohl, daß Deine einzelnen Kräfte noch nicht zu dem Durchmesser sich ausgedehnt haben, den die Umgebung Dir im Großen und Ganzen aufdrängt. Da Dein Wunsch auf ein großliniger oder langathmigeres Schaffen geht, hast Du auch, glaube ich, in dieser Hinsicht wohl gethan, nach einer großen Stadt überzusiedeln.

Ein ander Bild. Die Fabier! So voll von Poesie und Schönheit das Gedicht ist, daß von dieser Seite wenig aufrichtigere Verehrer gefunden haben kann, als ich einer bin, so kann ich dem betreffenden Comité doch nicht unrecht geben. Wenn die Stiftung wirklich dem „Drama“ zu einem Aufschwunge helfen will, so darf sie kein sogenanntes Litterär drama krönen und damit das Nachstreben nach einem falschen Punkte leiten. Denn der schlimmste Feind des wahren Dramas ist das Litterär drama, und hätten wir nicht schon ein so ausgebildetes Litterär drama (durch Göethe und Schiller), wir würden ein wirkliches Drama haben. Indem das Litterär drama alle möglichen Schönheiten aller möglichen poetischen Gattungen in sich aufnimmt, wirft es

eben das wahre Drama, welches nur dramatische Schönheiten haben darf und dramatische Schönheiten haben muß, in den Schatten. Wer ein wahres Drama schreiben will, muß nun schon mit Kampf und Resignation beginnen — wahrlich kein üppiger Boden für ein poetisches Schaffen! Das Drama, das unter allen Kunstformen am meisten Kunst ist, verlangt zu seiner Beurtheilung mehr als alle andern einen Kenner. Nun ist durch die langjährige Existenz des Literärdrama der Sinn für das wahrhaft Dramatische in Deutschland verbuttert, verschrumpft; wenn ein Literärdrama auf die Bühne kommt, wird jeder gewahr, daß ein großer Mangel vorhanden, aber keinem wird die Natur dieses Mangels klar. Nun verlangt man nach einem neuen Stücke, welches diesen Mangel nicht, und doch die Vorzüge haben soll, die eben der Grund jenes Mangels sind. Indem man, besonders von den philosophischen Kritikern verführt, den Begriff des Dramatischen im weitesten, ja im uneigentlichen Sinne, d. h. bildlich, nahm, wurde Drama ein Ding, das nur in der Idee existiren kann, wie der Mensch, der weder Weib, noch Mann sondern alles beides ist, und Kind noch dazu und zwar der Mensch aller Zeiten. Das wahre Drama gehört auf die Bühne; ein wahres Kunstwerk muß organisch sein, d. h. aus seinen Bedingungen entwickeltes künstlerisches Leben. Die Bühne mit alledem, was daran hängt, dann das gemischte Publikum, das so leicht sich selbst zur Zerstreuung bringt, wenn nicht ein scharfer Reiz von der Bühne die leichteren Reizungen im Auditorium verschlingt u. s. w. bringt eine Bedingung zum Dramatischen hinzu, so berechtigt als jede andere. Anstatt einer Ausführung und Aufzählung, die ein Buch füllen könnte, ein Beispiel aus einer anderen Kunst. Eine colossale Statue, die auf sehr hohem Standpunkte stehen soll, leidet von dort gesehen durch die Perspektive; ich meine, ihre untern

Theile werden unverhältnißmäßig groß — lang und stark — erscheinen, die je höher gelegenen je kleiner und schwächer; was unmittelbar vor unsern Augen stehend Schönheit und Ebenmaß, wird aus der Tiefe angesehen zum Zerrbild. Die Statue, die an solcher Stelle nicht zum Zerrbilde werden soll, muß in ihren Verhältnissen eben für diese Stelle berechnet werden; aber auch nicht anders beurtheilt als im Verhältnisse zu ihrem Standpunkte. —

Aber hinweg mit vergeblichem Mühen! Ich dachte erst durch Nachweisung, was das Dramatische eigentlich sei, und namentlich, was allein es uns sein könne, Kritik und Publikum zu verständigen; aber wer will dem, dem der Sinn selber fehlt, deutlich machen, was sichtbar, hörbar, fühlbar u. s. w. heiße? denn zu finden, ob, was ich schrieb, Wahrheit sei, wäre ja der Sinn nothwendig, der eben fehlt. Ich muß die Disposition noch unter meinen Papieren haben; Jahre lang hat der Gedanke gespukt, bis ich ihn wohlweislich aufgab.

Du wirst lachen, lieber Auerbach, über den Eifer, in den ich gerathen bin. Aber, um nicht zu vergessen, was ich mit alledem einleiten wollte: Du siehst, lieber Auerbach, daß ein Frentag an der Klippe gescheitert ist, wahres Drama und Litterärdrama, die Forderung der Sache mit der Forderung der unklaren Kritik zu vermitteln; wie sollte mir das gelingen, der seiner Natur nach so weit weniger zum Vermittler angelegt ist! Ich sage nicht, daß ich in meinem Streben nach dem wahren Drama nachlassen will, nur daß ich keinerlei Hoffnung hege, damit zu erreichen, was Du für mehr als bloß möglich zu halten scheinst; vielmehr bin ich gewiß, daß, je mehr mir mein Mühen gelänge, desto weniger die Kritik, wie sie ist, durch mich zufrieden gestellt würde.

In diesen Tagen habe ich eines Stoffes wegen den Ulrich Hutten von Strauß gelesen und darin

einen großen Genuß gefunden. Strauß hat, was mich so stark zu Gervinus zieht, die Shakespearesche Gesundheit, die Männlichkeit, die sich weder im Traume, noch im Rausche gefällt, und die mit keiner Art Sehnsucht und Schmachtereie coquettirt, ich möchte sagen, das Phlegma der Thatkraft. Eine ganze Literatur von diesem Geiste getragen müßte eine Nation von Männern erziehen — wenn sie diese nicht schon voraussetzt. Gervinus Shakespeare, besonders das Résumé am Ende ist noch immer neben Shakespeare meine Lieblingslektüre und ich finde, wie in diesem, auch in jenem (dem Résumé) immer Neues. Man hat vielfach Gervinus' Darstellung einseitig genannt und ihm vorgeworfen, er habe die eigentlich künstlerische Seite am Shakespeare zu gering bedacht; ich meinerseits habe für alle meine eigentlich technischen Erfahrungen aus dem Studium Shakespeares die Stelle im Gervinus gefunden, wo sie implicite vorhanden war, weshalb ich lange Zeit damit umging, einen Commentar zu dem Résumé zu schreiben. „Edelweiß“ war schon im — Vaterleibe ein Liebling von mir, ebenso der Josef im Schnee; ich will sehen, daß ich beide, wenn sie in der Eölner — darin sollten sie doch zuerst eingewandelt werden, wie Du mir sagtest — vollständig erschienen sind, zu Handen bekomme, damit ich mich daran ergöze und Dir dann schreibe, was mir beim Lesen ein- und etwa aufgefallen ist.

Komme nur einmal wieder zu uns. In diesen Tagen freilich hätten wir manch Hinderniß gehabt. Da unser Dienstmädchen im Krankenhause ist, versieht meine Frau mit Hülfe meiner Schwägerin ihre Obliegenheiten mit; ich habe daher öfter die Aufsicht über meine wilden Teufelchen. Du mußt all das an diesem Briefe merken, der unter der Begleitung obligaten Kinderspektakels gleichsam melodramatisch entstanden ist. Da ich immer confuser werde, mache ich ein Ende.

Zuvor noch meine Freude über Dein Schwabengebatedes Wohlsein; ich habe noch zu thun, mich an die geheizten Zimmer zu gewöhnen, was neben der entsprechenden Entwöhnung mir alljährlich viel Zeit wegnimmt, eine Zeit voll Schwindel, Uebelkeit, Beängstigung und Schmerzen aller Art.

Grüße Deine Frau bestens von uns, auch Dr. Lazarus Haus, wenn Du Gelegenheit hast, und bleibe gut

Deinem

Dresden 28st. Novbr. 1860.

D. Ludwig.

An Berthold Auerbach

Zuerst, lieber Auerbach, quoad Runze, so hättest Du jedenfalls vor Ratifikation unserer Verhandlungen noch Dein Gutachten geben müssen, da wir ja übereingekommen, daß Du mein curator bonorum, wie Du und die Juristen sagen oder der „Spediteur der Frequentation meines Vermögens,“ wie jener scharfsinnige Schlossermeister in Sonneberg sich ausdrückt, sein sollst.

Den Tod Nietzschels betreffend habe ich Beides, bereut, ihn nicht mehr gesucht zu haben, und mich gefreut, daß ich es, meiner Art getreu, nicht gethan. Letzteres hat den Sieg davon getragen; wenn ich denke, wie mich die Sache aus meiner absichtlichen Entfernung angefaßt hat, mag ich gar nicht denken, wie sie mich angefaßt haben würde, hätte ich den Gedanken an ihn meinen Wurzelsäben näher kommen lassen.

Ebenso, lieber Auerbach, geht mir's mit der erzählenden Form. Je weniger spezifisches Talent dafür ich besitze, desto genauer es damit zu nehmen wäre ich genöthigt, erhielte ich mich nicht halb absichtlich

in einem gewissen Leichtsinne in Bezug darauf. Ein weiterer Grund für letzteres ist ein anderer Sproß aus derselben Wurzel; meine Isolirung schließt allen Zufluß von realistischen Motiven ab; ich bin lächerlich fremd in der Welt geworden, und namentlich fehlt mir es überall am Modell des Gehabens der Stände, ihrer Sprache, Gewohnheit, Sitten, Moden. Ich muß mir das alles selbst zubereiten, soweit es möglich ist; das führt mich dahin, ein eigentlich dramatisches Element, die psychologische Entwicklung der Charakter und zwar psychologischer Typen in die erzählende Gattung einzuschwärzen. Das geht nicht, ohne Verletzung der Kunstform; ich habe also nur die Alternative: entweder die Anforderungen, denen ich nicht genug thun kann, mir absichtlich zu verdunkeln, oder ganz von der Erzählung zu lassen; und da ich das letzte nicht thun darf, muß ich das erstere wählen.

Du sagst, Du seist jetzt oft zu Schwermüthigkeiten geneigt; Du hättest das nicht zu sagen brauchen, es ließt sich aus Deinem ganzen Briefe heraus. So sehr mich freute, in Einem Stücke ganz den Alten in Dir zu finden, so wenig freute mich, daß Du in einem andern gar nicht so ganz der Alte mehr bist, als ich wünschte. Auch meine Frau, die Dich herzlich grüßt, fühlte das heraus. Wir wissen wohl, daß mit den hergebrachten Redensarten, mit Ermunterungssphrasen da nichts zu machen ist, und unterlassen deßhalb dergleichen. Nur eines; suche Dich doch einem Deiner Bekannten mehr anzuschließen, als Du thust; in meinen gesünderen Zeiten war das mein probatestes Mittel gegen schwermüthige Anwandlungen. Auch Gedächtnißübungen und Geometrie habe ich gut gefunden. Besonders aber Abwendung von den Dingen, die uns sonst gewöhnlich beschäftigen, damit nicht ein Assoziationswechselverhältniß entsteht. So, wenn der Fuchs, si fabula vera, von Flöhen geplagt ist, nimmt er etwas

seinem Kreise Fremdes, ein Büschel Stroh oder Heu in das Maul und begibt sich dazu — von hinten — in ein seiner gewöhnlichen Weise fremdes Element, in das Wasser. In dem zuletzt weggeworfenen Stroh oder Heu mögen dann die objektivirten Flöhe sich helfen, wie sie können oder nicht können, er, der Fuchs, ist sie aus seinen Lebenskreisen los. — Und wer so willkürlich sich bewegen kann wie Du, der kann seine Flöhe in das Meer tragen und auf die Alpen, wohin er will.

Etwas ganz Neues kann ich Dir melden. Der arme Major Serre ist auf dem Wege, ein tragischer Held zu werden ganz in Shakespeare's Weise durch einen Zusammenhang von Charakter und Schicksal durch das Medium einer überraschenden Leidenschaft. Wie ich höre, hat er vor dem Borne mit ihren Gewinnen Unzufriedener, gefürchteter Insultirung auf der Straße zu entgehen, in ein Haus und dann von Dresden sich geflüchtet. Neun dergleichen Unzufriedene sollen von der Polizei arretirt worden sein. Näheres habe ich seit gestern, wo das Gemeldete vorgefallen sein soll, nicht vernommen. Der alte Mann dauert mich von Herzen.

Ich habe die Tage auf einen Stoff, der 1—3 Bogen in der Ausarbeitung füllen würde, gesonnen, aber vergebens. Denn sowie ich einen Stoff habe, der mir zusagt, fängt er auch sogleich an zu schwellen und über der Arbeit selbst fällt einem immer noch mehr ein; worauf man auch rechnen muß. Nun jedenfalls hast Du bald etwas in den Händen.

Und so, lieber Auerbach, werde, wie Dein gesunder Kern verspricht, bald die melancholischen Anwandlungen los, wie Du mich und nicht zum erstenmale losgemacht von Schlimmerem, was zu vergessen ich schlimmer sein mußte, als ich bin. Von meinem Hause zu reden, welches mit mir das Deine herzlichst grüßt, so haben

wir einen unangenehmen Gast; Frau, Schwägerin und die drei Teufelchen sind schon fast seit einem Vierteljahre mit einem krampfhaften, abscheulichen Husten geplagt, den unser Hausarzt für eine Keuchhustenspielart hält, und der wohl erst der Sommerwärme weichen wird. Ich habe die Seuche einige Tage mitgemacht, aber in der Zeit mir kleine mechanische Mittelchen erfunden, durch die ich sie losgeworden bin. Ich würde auch meine Leute damit kuriren, aber der rechte Gebrauch meiner Mittelchen setzt eine Kunst voraus, die man nur durch gewaltsame Nöthigung und lange Schmerzensjahre sich aneignen kann.

Bleibe so fort mir gut, Du braver Auerbach!

Dein

D. Ludwig.

Dresden

am 14 Apr. 1861.

32

An Julian Schmidt

Also noch soviel Meilen weiter auseinander! Wenn ich an den Raum zwischen unsern Wohnorten dachte, sah ich ihn, ich weiß nicht warum, wenn nicht — weil ich es wünschte, als ein Ding an, das mit zunehmendem Alter abnehmen müßte; jedenfalls hatte ich eine dunkle Vorstellung von hüstelnden, auf Filzschuhen in warmgeheizten Zimmern unter Arzneiflaschen umher-schleifenden Entfernungen, die unter der Zipfelmütze schon das Roth ihres scheidenden Tages auf den Backenknochen trügen; sonst hätte mich Ihr lieber Brief, lieber Freund, auch nicht auf Einen Moment in die Hülflosigkeit des Erstaunens versetzen können, in die er mich wirklich versetzte. — Denn warum sollten Sie nicht nach Berlin gehen? Ich habe nach kurzem Zweifel Auerbach darum gelobt, daß er es that; warum sollte

ich Sie nicht loben, daß Sie es thaten? Hat mich doch von je an unserer Literatur, die ja, wie jede, nur ein Bild des nationalen Lebens sein kann — und darum ohne eigenes Verschulden zeitweilig ein Zerrbild sein muß — hat mich doch von je das daran verdrossen, daß sie das Dorf nicht loswerden konnte, und auch die Koryphäen derselben den Kleinstädtertypus an ihren idealistischen Leibern tragen, der auf diesem Wege uns à la Wiedertaufe noch einmal über den Kopf gegossen wird, nachdem wir ihn schon auf den natürlichen Wegen zum Ueberflusse eingesogen und verdaut wiederum von uns gegeben haben. Berlin hat schon Viel von einer Stadt, leider noch zu wenig Geschichte und zu wenig Lust, Geschichte zu haben, in der es mehr als ein leidender Erleber und sarkastischer Blossenmacher über Erleben und Erlebtes wäre. Sobald es eine Stadt ist, wird es zugleich eine natürliche und nothwendige Repräsentantenkammer von Preußen werden; und warum nicht Deutschlands werden können?

Ein Kranker wundert sich über die eigene Fügung, daß kein anderes seiner Glieder in unangenehme Berührungen mit harten Gegenständen geräth, als eben das erkrankte; er könnte in seiner Begrenzung weiter gehen und sich wundern, daß derlei Berührungen eben nur dem Kranken aufgespart sind; denn — in Wahrheit — ein Gesunder stößt sich nicht. Nun — ein Deutscher auch nicht; nicht, weil er gesund wäre, sondern weil er die Dinge, die ihn umgeben, von einem Stoffe gemacht hat, der keinen Widerstand leistet, weil er keine Bestimmtheit besitzt. Wie mit Luftkissen hat er seine Wände mit Ideen auswattirt. Denn Nichts, was dehnbarer wäre und sich leichter in alle möglichen Lagen zurechtzupfen ließe, und Niemand, der geneigter wäre, sich die Dinge zurechtzupfen, und ein geschickterer Zurechtzupfer, als der gute Deutsche, der Colonist des Gedankens, der Erb- und Grundherr der weiten

Gefilde der blauen Möglichkeit, mit seinen Erbaussichten in die unendliche Confusion! — Beiläufig, da ich einmal bei und in dieser Confusion angekommen bin: welchen Aufschwung wird die diplomatische Politik durch die Adoption der sogenannten Ideen nehmen, die eigentlich zu ihrer Schwächung aufgebracht wurden! Welch Feld für die Chikane solch ein Laut, solch ein Zeichen, welches Alles und Nichts, Viel und Wenig bedeutet und so schnell den Cours wechselt, als sein Oheim, das ideale Gold, das sogenannte Staatspapier. Man denke z. B. was bis jetzt Freiheit auf dieser Welt geheißen und nicht geheißen hat! Proteus ist ein armer Comödiant dagegen gewesen. Was haben wir nur in Bezug auf unser deutsches Vaterland für Erfahrungs gemacht. Da ist eine Anzahl Deutsche, die die Idee eines großdeutschen, eine Anzahl, die das Gedankenbild eines kleindeutschen Vaterlandes dem lieben Gott allabendlich auf sein Gewissen legen. Und wenn nun das Zurechtzupfen dieser Kautschuk-Idee noch weiter getrieben wird und jeder einzelne biedere deutsche Mann die Stadt oder das Dorf ausschließt, welches ihn einmal geärgert hat oder welches eben seine Hülfe anruft! Ach der arme liebe Gott! Wäre der liebe Gott nicht der liebe Gott, der liebe Gott wäre zu bedauern.

Ich habe vor Kurzem wieder einige englische Romane gelesen; wie trägt der Autor und sein Produkt die Marken der Einseitigkeit, Wunderlichkeit, Gewöhnlichkeit, aber damit den Charakter eines festen, meinetwegen harten, beschränkten Naturerzeugnisses; wie sind seine Interessen alle aus dem Boden der Wirklichkeit gewachsen, und wie überzeugt ist er von ihrer Wirklichkeit, wie sicher daher ihre Wirkung auf jeden Leser! Dagegen betrachte man die Literatur, auf welche der Deutsche als auf die seine so stolz ist! Wir sind unglückliche Menschen! alle unsere Interessen unwirkliche, geborgte, künstliche! Unsere Literatur rein, wie unsere Kunst,

eine Art Buchgelehrsamkeit, die mit dem wirklichen Leben in keinem andern Bezuge steht, als in einem verderblichen. Eine Zauberbrühe, aus Eingeweiden, Bälgen, Pfoten, Schwänzen längst vergangener oder als künftig geträumter Zustände und Bestrebungen zusammengekocht mit der in sich berauschten Nüchternheit des Bewußtseins, Etwas zu fabriciren, was unsern wirklichen Bedürfnissen so fern läge als möglich und darum geeignet sei, unsere wirklichen Bedürfnisse sich selbst verkennen zu machen. Ein Kreis, in dem es nur dem Eingeweiheten wohl werden kann, der bereits seine unbefangene Natur einbüßen und sich für diese ausschließliche Art von Genuß erst zurecht machen lassen mußte.

Zur rechten Zeit erinnert mich meine edle Leber — beiläufig gefragt: Auf welcher Spur, der Griechen oder Britten, kommst, meine Leber, Du daher geschritten? — Nun, Sie werden verlegen sein, liebster Schmidt, was das Alles soll, wenn es mehr sollte, als das Sprichwort illustriren: Dem Gelehrten ist gut predigen; aber zum Glücke brauche ich Ihrem Judizium nur mit einigen zarten Winken zu Hülfe zu kommen, um Sie zu orientiren. Meine Absicht war, mit dem einen Theile meiner Rhetorik mir das Gewicht der neuhinzugekommenen Meilen zwischen uns zu erleichtern, indem ich mich damit tröstete, Sie seien der Realität auf einen Schuhmacherstich näher zu wohnen gekommen; der andere Part sollte eine Entschuldigung meines langen Schweigens auf Ihren lieben Brief einleiten, deßhalb die Anführung meiner Leber, die mich eben auf mehr ingenioße als graziöse Weise an ihre Realität erinnerte. Wäre ich Ihrer Entschuldigung gewiß, lieber Freund, so wollte ich Sie gern mit besagter Leber und ihrer Realität ferner in Ruhe lassen und Ihnen lieber sonst etwas vorplaudern, z. B. die Mittheilung, daß ich seit Empfange Ihres Briefes einen Plan von Berlin, den

meine Zungen einmal irgend woher geschenkt bekommen, neben mir auf meinem Tische liegen habe, um nicht deßhalb aufstehen zu müssen, was bei einer Imprägnation aller meiner Gliedmassen durch einen soliden Rheumatismus zurweilen der nächste Nachbar an der Unthunlichkeit ist.

Nur zu oft kommen ganze Reihen von Tagen, wo ich Hände, Arme und Rücken — ohne Zinsen wie der königliche Kaufmann Antonio — an den Schmerz und den Kopf an den Schwindel — nicht etwa Urtien-schwindel — weggeborgt habe, und deßhalb nicht in eigenen Gebrauch nehmen kann. Da ergöze ich mich mit mannigfaltiger Phantasieausmalerei und lasse Sie in den strohhalmbreiten Strassen bald mit Ihrer lieben Frau, bald in Ihrer alleinigen eigenen, bald in anderer, und wenn ich keine bessere weiß, in meiner Gesellschaft umherspazieren, wegen welcher Freiheit ich um Ihre und Ihrer lieben Frau nachträgliche Genehmigung petitioniren muß. Die bedeutendsten Gebäude sind auf meinem Plane an der Stelle, die sie einnehmen, in ganzer Figur abconterfeit; der übrige Praß — wie Lessing sagt — von Häusern ist freilich desto mehr im Ungewissen ge-, dafür aber auch meiner Phantasie zu freierer Disposition überlassen. Vor Ihrer Straße der Hafenplatz und hinter derselben die Admiralität, machen sich sehr majestätisch, wenn sie sich auch nicht völlig entsprechen, und ich noch nicht dahinter kommen können, was der liebe Gott, der sonst so weise ist, an großen Städten große Ströme oder gar Meere vorbeifließen zu lassen, sich bei dieser Zusammenstellung gedacht haben muß. Ganz in Ihrer Nähe hängt einem relativen Ungeheuer von Potsdamer Thor die Potsdamer Straße wie ein aufgegangenes Bändchen unten aus den Hosen heraus und verliert sich, was ich an Ihrer Straße schon mit großem Wohlgefallen gebilligt, in ein unbestimmt wellenförmiges Wesen, welches ich trotz

dem Winter für grüne Bäume nehme. — Was mir aber höchlich gefällt, ist, daß Sie nur über das Potsdamer Thor zu klettern brauchen, um in Ihr Geschäftsfahrwasser, die Leipziger Straße zu gelangen. Nur bin ich noch nicht mit mir einig, ob ich Ihr Bureau auf oder unter, denn daneben ist kein Platz — also auf oder unter die Admiralität oder das Kriegsministerium oder neben Felix u. Saretti, Schwarz und Zschille, oder auf oder unter oder neben Heyl u. Comp. oder auf die Spittelkirche stellen soll, wie ich denn auch Ihre liebe Frau und unsern neuen rothen Adlerritter, letztern natürlich zu Pferde, bald auf der einen, bald auf der andern Seite ihrer Straßen zum Fenster heraussehen lasse. —

Lieber Freund, so weit war ich in meinen Mittheilungen an Sie gediehen, als ein neuer starker Schmerzensanfall mir einen Kiegel vorschob, der bis jetzt noch nicht so weit beseitigt ist, daß ich daran denken könnte, mehr als ein Paar Worte noch hinzuzufügen. Da ich meine Leber vor Ihnen angeklagt, muß ich sie auch vor Ihnen unschuldig erklären; jenes that ich, von meinem Arzte verführt, der sich nun bei Gelegenheit dieses letzten Anfalles von der Richtigkeit meiner früheren Meinung überzeugt hat, daß mein Uebel ein chronischer Rheumatismus sei, der seine Wohnung in meinen Bauch- Brust- und Rückenmuskeln hat.

Aber ich habe noch einer großen Freude zu erwähnen, die mir, Ihr Verleger durch Uebersendung des ersten Theiles Ihres neuesten Buches gemacht hat, und sage Ihnen dafür meinen herzlichsten Dank. So wie ich wieder im Stande bin, zu lesen — das ist bei mir nichts Geringes, weil ich schon seit Jahren kein Buch in der Hand vor mich hinhalten kann und meine schlechten Augen, wenn sie auch eben schmerzen- und allzugroßer Schwäche ledig sein sollten, bei den künstlichsten Lesepulvern doch ein gewisses Neigen des Hauptes

oder Beugen des Rückgrates nöthig machen, welches ohne Aufregung der alten Schmerzen selten und nur für kurze Dauer geschehen kann.

Meine Frau grüßt so herzlich, wie ich, die liebe Ihre und deren guten Mann; meine kleinen Teufel werden sammt ihren kleinen Teufeleien von Tag zu Tag größer; bleiben Sie mir der Alte, wie ich bin

Ihr
alter

Dresden 27 Febr. 1862.

D. Ludwig.



Inhaltsverzeichnis

Die Buchstaben hinter den einzelnen Überschriften geben den Nachweis, welchen Handschriften Otto Ludwigs die betreffenden Aufsätze und Aussprüche entnommen sind. Zu den vier Bänden (Sa, Sb, Sc, Sd) der „Shakespearestudien“ den Vorstudien (V) und den Einzelhandschriften (E) des Dichters gesellen sich in diesem Bande die „Romanstudien“ (R), denen eine beträchtliche Zahl der kritischen Abhandlungen und Aphorismen entnommen ist. Auch hier sind die in unsrer Ausgabe zum erstenmal abgedruckten Aufsätze durch ** bezeichnet.

Zur Ethik, Ästhetik und Literatur

	Seite
* Idealpolitik * (Sd)	3
* Politische Freiheit * (Sd)	3
* Fingir und Faust im Einzelleben und Völklerleben * (Sd)	5
Christentum (Sc)	7
Der Wille (Sb)	7
Subjektiver Idealismus (Sb)	10
Der Idealist (Sb)	10
Ideen und Leidenschaften (Sb)	12
Gewissen und Leidenschaft (Sb)	13
Typisches Schicksal (Sc)	14
Ironie (Sb)	15
Die Ideale der Gegenwart (Sb)	15
Verhältnis von Poesie und Leben (Sb)	19
Allgemeine Kunstforderungen (Sd)	21
Schelling über Kunst und Natur (Sb)	23
Kunstideal (V)	27
Stufenfolge der Künste (Sd)	27
Technik des Malers, Musikers und Dramatikers (Sc)	28
Reinhaltung der Kunstgattungen (Sb)	29
Lyriker, Epiker und Dramatiker (Sd)	30
Die poetische Empfindung (Sd)	33
Dichterische Objektivität (Sb)	34
Die Flucht vor dem Trivialen (Sb)	37
Nachahmung (Sc)	38
Die poetische Wahrheit analog dem Bilde der Erinnerung (Sb)	39
Episches, lyrisches und dramatisches Talent (Sc)	41

	Seite
Grenzen des Poetischen (V)	42
Dichter und Rhetor (Sb)	43
Charakterzeichnung (Sb)	44
Die Sprache Luthers (Sb)	46
Goethes Werther (Sc)	46
Die Schuld der Romantik (Sd)	47
Hütteners Biographie von Strauß (Sd)	48
✓ Chronikalische Erzählung (Sc)	48
✓ * Gottfried Kellers Romeo und Julie auf dem Dorfe * (Sd)	49
✓ * Hebbels Mutter und Kind * (Sd)	51
✓ * Moderne Novellistik * (Sd)	53
* Berthold Auerbachs Barfüßle * (Sd)	54
* Das Publikum und die Dorfgeschichte * (Sd)	56

Romanstudien

* Wesen und Technik des Romans bei den Engländern * (R)	59
* Harte Zeiten von Dickens * (R)	69
* Dickens und die deutsche Dorfgeschichte * (R)	74
* Dickens Klein-Dorrit * (R)	80
* Walter Scott. Bezüge zu Shakespeare (R) *	83
* Die Spannung in der Erzählung und im Drama * (R)	97
* Der Hauptstamm in der Romankomposition * (R)	107
: * Dramatische Motive im Roman * (R)	111
* Schönheiten des Details im Roman * (R)	112
* Schwächlingsgestalten * (R)	113
* Walter Scotts Einheitlichkeit. Seine Durchschnittshelden * (R)	114
* Scotts Altertümler und Astrolog * (R)	121
* Barnaby Rudge von Dickens * (R)	132
* Zwei Städte von Dickens * (R)	133
* Große Erwartungen von Dickens * (R)	149
* Die Mühle am Fluß von George Eliot * (R)	170
* Der Lampenputzer von Mrs. Cummins * (Sd)	173
* Ein Jahr von Emilie Flygare-Carlén * (R)	174
* Namenlose Geschichten von Hackländer * (R)	175
* Volksroman — Volkslitteratur * (R)	179
* Formen der Erzählung * (R)	202
* Der humoristische Roman aus der Vergangenheit * (R)	206
* Aufgaben des heutigen Romandichters * (Sd)	207
* Jeremias Gotthelf und Shakespeare * (Sd)	207
* Dickens Pickwickier * (R)	208
* Der dramatische Roman * (R)	209
* Ein epischer Widerspruch beim Bürger * (R)	209

Zum eignen Schaffen

	Seite
Mein Verfahren beim poetischen Schaffen (E)	215
Das Farben- und Formenspektrum (Sb)	219
Gefahren der Reflexion (Sb)	221
Apollonius in „Zwischen Himmel und Erde“ (Sc)	223
* Sommerreise im großen Garten zu Dresden * (R)	223
* Eine Künstlergeschichte * (R)	229
* Hindernisse und Vorbedingungen für einen Roman * (R)	230
* Mein Verhältnis zum provinziellen historischen Roman * (R)	232
* Für einen künftigen Volksroman * (R)	233
* Zum tollen Heinrich oder das Wirtshaus am Rhein * (Sd)	235
* Zum Marino Falieri * (Sd)	238
Zum Tiberius Gracchus (E)	244
* Leben und Tod Albrechts von Waldstein. Tragische Historie (E)	260

Gespräche Otto Ludwigs mit Josef Lewinsky

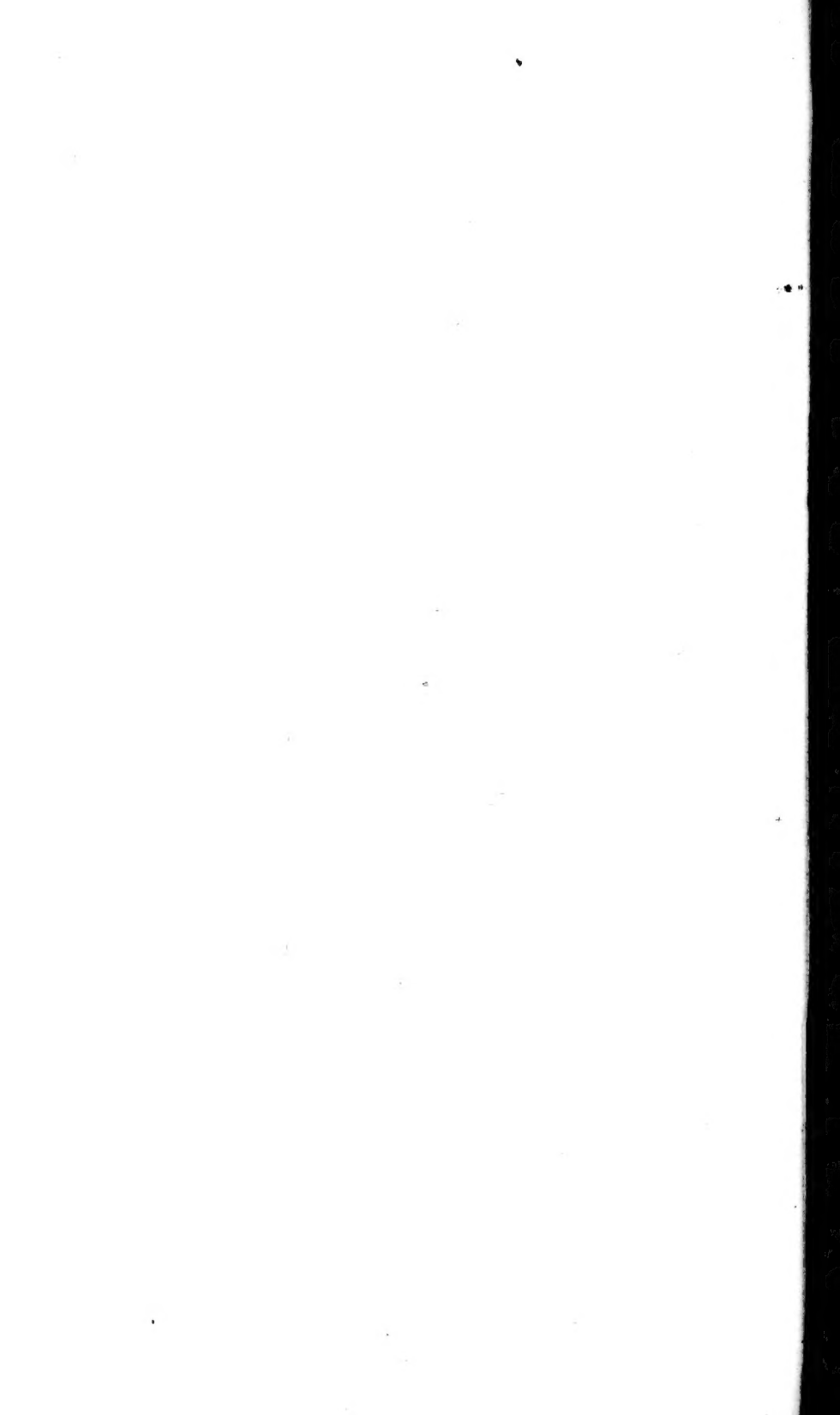
Einleitung	287
1862	289
1863	313
1864	323

Briefe Otto Ludwigs aus den Jahren 1845—1862

1. An Eduard Devrient	335
2. An Eduard Devrient	338
3. An Eduard Devrient	338
4. An Eduard Devrient	341
5. An Karl Gutzow	348
6. An Karl Gutzow	349
7. An Karl Gutzow	350
8. An Eduard Devrient	351
9. An Eduard Devrient	353
10. An Eduard Devrient	363
11. An Eduard Devrient	364
12. An Eduard Devrient	365
13. An Eduard Devrient	366
14. An Franziska Berg	367
15. An Eduard Devrient	368
16. An Eduard Devrient	370
17. An Eduard Devrient	373
18. An Eduard Devrient	374

	Seite
✓ 19. An Julian Schmidt	377
20. An Eduard Devrient	382
21. An Berthold Auerbach	386
22. An Eduard Winger	387
23. An Berthold Auerbach	388
✓ 24. An Julian Schmidt	391
✓ 25. An Julian Schmidt	400
✓ 26. An Emanuel Geibel	406
✓ 27. An Julian Schmidt	408
✓ 28. An Julian Schmidt	420
✓ 29. An Julian Schmidt	422
30. An Berthold Auerbach	440
31. An Berthold Auerbach	442
32. An Berthold Auerbach	447
✓ 33. An Julian Schmidt	450





End of

Continued